Die

Edda-Lieder

von

den Nibelungen

zum erſtenmal
verdeutſcht und erklärt
durch

Friedrich Heinrich von der Hagen.

42655

Breslau, 1814.
Bei Joſeph Max.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Dem Herrn

Profeſſor R. Nyerup

und Herrn

Profeſſor P. E. Müller

zu Kopenhagen

freundlich zugeeignet.

Vorrede.

In der Einleitung zu dieſen vor zwei Jahren zuerſt in der Urſprache von mir herausgegebenen Liedern, iſt dargethan, daß, wenn die Nibelungen, im Grunde eine gemeinſame Ur- und Stammſage, auch früher aus Deutſchem Boden wieder hervorgequollen ſind, unſerer letzten Geſtaltung derſelben doch ein Nordiſcher Durchgang und Anſatz gar wohl anzuſehen iſt.

Die rieſenhafte Nordiſche Kriſtalliſazion dieſer Sage, welche nach allen Seiten weit über die Gränzen unſerer alten Darſtellung hinaus reicht, erſcheint uns freilich erſt vollſtändig, wenn wir die Edda-Lieder durch die übrigen dazu gehörigen Denkmale, als, die alten Stammbäume, die jüngere Edda, Volſunga-, Ragnar Lodbroks- und Nornageſts-Saga, ergänzen, und ſelbſt die zunächſt aus dem Deutſchen übertragene Wilkina- und Niflunga- und Jarl Magiers-Saga ſo wie die Altdäniſchen Kämpeviſer, wegen ihrer ſichtbar Nordiſchen Be-

Beſtandtheile, vergleichen: aber dieſe Edda-Lieder, welche jenen zum Theil zum Grunde liegen und darin wiederholt, oder ſo verarbeitet ſind, daß man (z. B. hie und da in der Volſunga-Saga) noch die einzelen Glieder von ihnen erkennt, ſind doch das älteſte, vermuthlich ſchon vor dem 9ten Jahrhundert vorhandene, und auch an ſich, durch innern Gehalt und Beziehung, das bedeutendſte jener uns aller ſo wichtigen Nordiſchen Denkmale. 1)

---

1) Die Auszüge der jüngern Edda, die Volſunga-, Ragnar Lodbrokar-, Nornageſts-, ſammt Blomſturvalla-Saga, habe ich ebenfalls, als zweite Sammlung zu den Edda-Liedern, in der Urſchrift herausgegeben. Die Nornag. S. iſt wirklich ein Stück der Oláf Tryggvaſonar-Saga in der Skalholter Ausgabe, welche ich jetzt vor mir habe. Dieſe hat bloß den Isländiſchen Text, welcher ganz von dem in der Reenhielmſchen Ausg. verſchieden iſt. Die Nornag. S. ſteht darin Th. 2. Kap. 32., und Biörners Abdruck iſt entweder hieraus, oder aus einer Abſchrift der Flateyſchen Urſchrift genommen. Die Reenhielmſche Ausgabe, welche ich jetzt auch beſitze, hat auch Isländiſchen Text, (die Schwed. Ueberſ. iſt von Jonas Rugman) mit Gloſſar und Kommentar; am Schluſſe zweier Hdſſ. ſteht der Name Oddurs, dem er beigelegt wird, und bezieht ſich der Vf. auf Ueberlieferungen mehrer Leute und die Durchſicht Giſſurs Halls Sohnes. Dagegen berichtet der Skalholter Text, Th. 2. Kap. 106, daß Gunlaug eine Geſchichte Olafs Tryggv. Lateiniſch zuſammengeſchrieben, und erzählt daraus noch etwas; und am Schluſſe, Kap. 108. werden beide, Gunlaug und Oddur, als Gewährsmänner, und als deren Quelle, dieſelben Leute ge-

Wie dieſe große Heldenfabel die einzige 2) iſt, welche ſich in einer ſolchen Reihe von Liedern, als ein zweiter, heroiſcher Theil, an die mythologiſchen anſchließt, ſo iſt auch keine andere ſo tief in die Nordiſche Mythologie eingewachſen, als ſie. Nicht nur ſtammen ihre Helden von den Göttern ab, ſondern dieſe greifen auch durch Erſcheinungen und Thaten in ſie ein, und das Ganze trägt eine höhere mythiſche Bedeutung. Daher ſind auch aus keiner Heldenfabel ſo viel bedeutſame Aus-

drücke

---

genannt, wie im Reenhielmiſchen Text, und dann auch geſagt, daß Gunlaug ſein Buch dem Giſſur zur Durchſicht gegeben. Hieraus erhellt wol, daß der Reenhielmſche Text eine alte Ueberſetzung von Gunlaugs Latein. Buch, vielleicht durch Oddur, iſt, wenn dieſem nicht etwa der Skalholter Text ſelber angehört. Doch ſcheint dieſer eine ſpätere Kompilazion aus beiden, die beide auch in dritter Perſon aufführt; wie der ganze Kod. eine ſolche Samml. iſt (vgl. Anmerk. 11). Island nennt aber der Verf. auch ſeine Heimat. Hiedurch iſt S. III – IV. der Einleit. zu den Edda-Liedern zu berichtigen, und löſen ſich die daſelbſt angeführten Widerſprüche.

2) So viel nämlich übrig oder bekannt iſt; denn es mag auch von ſolchen Liedern, wie von den mythologiſchen, viel verloren ſein, z. B. von Högni und Hedin, u. a., wovon noch Auszüge in der jüngeren Edda. Vielleicht beſtand früher auch die Hervarar-Saga mehr aus dergleichen Liedern, zu denen ſie ſich etwa verhielt, wie die Volſunga-Saga zu den noch übrigen.

drücke (z. B. für König, Held, Hort) und wirkliche Anſpielungen in die ganze Nordiſche Poeſie übergegangen.

So merkwürdig der Inhalt, iſt auch die Geſtalt dieſer Lieder. Sie fügen ſich rhapſodiſch an einander und ſind vermuthlich von verſchiedenen Verfaſſern. Ungeachtet der großen Gleichartigkeit unter ſich, welche ſie mit aller epiſchen Volkspoeſie gemein haben, iſt doch ſchon eine gewiſſe Verſchiedenheit der Darſtellung bemerklich, z. B. in den hinteren, auch zum Theil in längeren Verſen gedichteten Liedern von Gudrun u. Atli (S. 76. meiner Ausg.).

Sodann findet ſich auch, daß einige Lieder über denſelben Inhalt gehen, meiſt zwar ſich fortſetzend und ergänzend, auch wol ausdrücklich auf einander beziehend, dabei aber manches, im Auszuge, ja ſtellenweiſe faſt wörtlich, wiederholend, und ſich ſelbſtändig abzuſchließen ſtrebend. So ſetzt das zweite Lied von Helgi dem Hundingstödter (S. 20.) das erſte (S. 13.) fort, wiederholt aber vieles, mit andern Worten und Umſtänden, aus dieſem, auf welches es ſich auch zweimal (S. 22. 23.) beruft, ſind auch zwei ganze Strophen davon (S. 24. vgl. S. 18.) aufnimmt. 3) Von Sigurds Tode ſcheinen zwei verſchiedene

---

3) Ich bemerke hiebei, daß dieſe 2 Str. ſammt den 4 vorhergehenden, offenbar S. 23. hinter ritath hinauf

Lieder vorhanden geweſen: ein längeres, von welchem nur noch, wegen der bekannten Lücke in der Handſchrift, die in Sigurds und Brynhilds Geſpräch abbricht, vier Strophen in der Volſunga-Saga (Kap. 36. 38. 39.) übrig ſind, zu welchem aber das Bruchſtück eben dieſes Inhaltes (S. 48-50.) nicht zu gehören ſcheint; und ein kürzeres, welches ſich ſelber (S. 54.) alſo nennt, und zum Theil daſſelbe mit jenem Bruchſtücke, nur etwas anders, erzählt: dabei hebt es von Sigurds Ankunft bei den Niflungen an, ſo daß dadurch jene Lücke beinahe ganz ausgefüllt wird. Ferner ſind zwei ſolche Lieder da von Atli's Verrath an den Niflungen und ſeinem Tode, ein kürzeres (S. 76.), das am Ende auf das folgende längere (S. 81.) verweiſet, welches daſſelbe ausführlich erzählt. Endlich ſetzen die beiden Lieder von Gudrun's Rache an Jormunrek und dem Fall ihrer Söhne, (S. 92. 95.) ſich zwar fort, aber das letzte leitet wieder mit dem Inhalte des vorhergehenden ein, und wiederholt zwei ganze Strophen daraus (S. 95-96. aus S. 93).

---

hinauf gehören. Sie ſehen aus wie ein Nachtrag und Variazion der angezogenen Stelle (wie S. 22. ſchon eine dergleichen von S. 15. vorkömmt), und ſind vielleicht auch in der alten Handſchrift nachgetragen, und dadurch in meiner Abſchrift, wo ſie eben ſo folget, wie ſie abgedruckt ſteht, an die unrechte Stelle gekommen.

Demnächſt erſcheinen manche Stücke nur wie Bruchſtücke, wo nur wenige Verſe angeführt und durch proſaiſche Sätze verbunden werden (S. 37-38. 46.), ſo daß ſie ſich gar nicht recht in Lieder abtheilen laſſen. Auch iſt es wohl gewiß, daß dieſe proſaiſchen Einleitungen und Zwiſchenſätze, zum Theil aus Sagen und Erinnerung von verlorenen Liedern genommen, uns dieſe erſetzen müſſen. So ſcheint es von Volſungs und Sigmunds Thaten und Sinfiotli's Ende, wovon nur (S. 28.) eine kurze proſaiſche Erzählung eingeſchaltet iſt, lange Lieder gegeben zu haben, denen die Volſunga-Saga ausführlich nacherzählt, und auch noch (Kap. 13.) eine Halbſtrophe daraus anführt. Oft ſind dieſe Proſa-Stellen ſichtbarlich bloß zur Erläuterung der Verſe ſpäter hinzugefügt, und erzählen auch wol bei dem einen Liede, was in einem andern noch vorkömmt (z. B. 64-65. vgl. mit S. 76. ff.); ſo wie auch alle vorgedachten Beziehungen der Lieder auf einander, nur in dieſer Proſa enthalten ſind. Und darin kömmt bei Sigurds Tod (S. 51.) auch die merkwürdige Stelle vor, wo auf andere abweichende Sagen, davon und beſonders auf die bei den Deutſchen, daß Sigurd im Walde, und nicht im Gemache, erſchlagen worden, Bezug genommen wird; und einer anderen dieſer Abweichungen, daß Sigurd

Sigurd auf einer Fahrt ermordet worden, folgt auch ein Lied (S. 65.).

Kurz, dieſe ganze Zuſammenſetzung verräth deutlich die Hand des Sammlers und Anordners. Und dieſen mag man wol für den Sämund (um 1100.) halten, dem die Ueberlieferung die ganze ältere Edda beilegt; zumal, da er auch auf ſeinen Reiſen die Deutſche Sage vernehmen konnte, und ſelbſt in Cöln oder Mainz am Rhein, dem Sitz der Nibelungen auch in der Nordiſchen Sage, drei Jahre lang ſtudirt haben ſoll 4).

Dieſe Sammlung iſt aber auch keineswegs für vollſtändig anzuſehen, wie ſchon die aus der Volſunga-Saga bemerkten Strophen beweiſen. Dazu kommen noch die, freilich ſpäter angefügten, auch in einer andern Weiſe gedichteten Stücke der Ragnar-Lodbroks-Saga, beſonders die von ſeiner Vermählung mit Aslauga, Sigurds Tochter, und ſein bekannter großer Todesgeſang. Auch wiſſen wir, daß einer der älteſten Skalden, Bragi der Alte, Bedda's Sohn 5), welcher lange bei Ragnar Lod-

---

4) Arnae Magnaei vita Saemundi, p. II. XXVI. vor der Edda Saemund. T. I.

5) Er eröffnet als Ragnars Skalde die Reihe in dem alten Skalden-Verzeichniß bei Wormii Lit. Run. p. 220. “Bragde skald, senior Boddae filius“, hinter einigen Königen, die auch Skalden waren, und dicht vor ihm ſtehen Ragnar Lodbrok, Aslauga und alle ihre Söhne, die in der Ragnar Lodbr-

brok (ſt. 794.) lebte, eine Drapa oder großes ausführliches Ehrengedicht von Aslauga's Ahnen machte, von welchem noch ein großes Stück, namentlich 5 Strophen von Sörli und Hamder 6), in den Kenningar, vorhanden ſind; und wozu vermuthlich auch die Brynhilden betreffende Strophe, in der alten orthographiſchen Abhandlung bei den Kenningar 7), gehört. Da eine ſolche Drapa gewöhnlich in Drott-kvädi (Königsweiſe) iſt, 8) ſcheint dieſes Gedicht überhaupt mehr in die Reihe der in derſelben Weiſe gedichteten Stücke der Ragnar Lodbr. Saga, als der eigentlichen Edda-Lieder, zu gehören; und dieſes ſpricht ſehr dafür,

---

Saga an bedeutenden Stellen auch ſämmtlich in Verſen (Viſur) ſprechen. So ſteht er auch in dem aus des Upſaler Hdſ. der jüng. Edda genommenen Skalda-tal, hinter Peringſkiolds Ausg. der Heimskringla. In dem Verzeichniß in Müllers Aſalehre, S. 79. ſteht Bragi der Alte (vgl. S. 46.) als der zweite, nach Biarki. In dem alten Anhang der Hervarar-Saga, der Suhmiſchen Ausg. S. 224. wird Bragi auch noch der Skalde Biörns, Ragnars Sohnes, der Schweden erbte, genannt.

6) Vgl. meine Einleit. zu den Edda-Liedern, S. VI. XCVII. CIII. und dieſe ſelber S. 92.

7) Müllers Aſalehre, S. 40.

8) Die Drapa iſt dem Flockr, einem kürzeren Lobgeſang von wenigen Strophen, entgegen geſetzt. Vgl. Raſk's Isländiſche Sprachlehre, S. 231.

für, dem Bragi, mit Suhm, auch den Todesgeſang Ragnars 9) beizulegen. Die Edda-Lieder aber zeugen in aller Rückſicht von einem höheren Alter, als dieſer, und ohne Zweifel iſt alſo auch ihre jetzige Darſtellung, wie ihr Inhalt, ſchon vor 800. zu ſetzen. — Späterhin, um das Jahr 1000. ließ der Norwegiſche König Olaf Helgi den Skalden Torſin 10) von Sigurds Kampf mit dem Lindwurm, der auf einem Umhang gewirkt war, ein Lied dichten, welches noch im Flateyſchen Kodex aufbehalten iſt 11).

Die jetzige Folge der Edda-Lieder zeigt gleichfalls ihre nachmalige Zuſammenfügung. Das Lied von Helgi Hiorvarths Sohn iſt wol nur durch

---

9) Dieſer heißt in der Volſunga-Saga und in Worms Abdr. auch Biarka-mal, und Worm erklärt ſolche Benennung daher, weil er in der Art dieſes Skalden gedichtet worden. Dieß kann aber nicht von der ſtrophiſchen Form zu verſtehen ſein, da dieſe in dem wirklichen Biarka-mal (vgl. Einl. S. VIII.) Fornyrda-lag iſt, ſondern von dem Inhalte, daß beide, Todesgeſänge von Helden ſind. Da Biarki den ſeinen ſo wenig gemacht haben kann, als Ragnar den ſeinen, auch ſonſt kein Skalde war, ſo ſteht er in Müllers Aſalehre, S. 79. wol nur uneigentlich als Skalde aufgeführt.

10) In dem Verzeichniß bei Worm iſt er unter den 10 Skalden Olafs H. der fünfte: Thorfinnus Munnur.

11) Vgl. meine Einl. zu den E. L. S. IX. Von dieſem Kodex giebt ſchon Nic. Pet. Sibbern bibl. hist.

durch den Abſchreiber unrichtig zwiſchen die beiden von Helgi Hundingsbani geſetzt, weßhalb ich es auch unbedenklich umgeſtellt habe 12): doch bald nach der obengedachten Lücke ſcheint eine unrichtige Folge. Zwar kennen wir das Verlorene nicht, aber jetzt würden wir gern das noch vollſtändige Lied von Sigurds Tod (S. 54.), auf die Lücke, oder auf das Bruchſtück darnach (S. 50.) folgen laſſen, und das Lied von Gudrun's Leid (S. 51.) vor die folgenden Lieder von ihr (S. 64.) ſetzen, wenn dieſes letzte nicht durch die proſaiſche Einleitung und Schluß ausdrücklich mit jenem zuſammen gefügt wäre, und überdem dieſe Lieder (wie oben

---

hist. Dano-Norveg. (Hamb. et Lipſ. 1716. 8.) p. 85. ausführliche Nachricht: er ward auf der Inſel Flatey bei Island entdeckt und in die Königl. Bibl. zu Kopenh. gebracht, iſt auf Perg. (nach Gunlaugs-Saga, S. 15. not. 11., 1387. geſchrieben), und enthält unter andern: Olafs Tryggvaſ. und Olafs H. Saga; Origines Norveg. (vgl. Einl. S. III.; ſie ſtehen auch hinter der Skalholter Ausgabe der Olafs Tryggvaſ. Saga, mit dem in Biörners Abdruck ausgelaſſenen Schluſſe, daß dieß „Flateyar Kongabok" im J. 1387. geſchrieben worden); die Schlacht bei Stiklaſtad (wol ein Stück der Olaf. H. Saga; vgl. Einl. S. VII.); ein Gedicht auf Jon Lopts Sohn, Sämunds Enkel; und Orkneyinga-Saga. Vgl. Anmerk. 1.

12) Vgl. Einleit. S XXXV. XCV. Die Proſa vor dem zweiten Liede ſagt ausdrücklich, daß Helgi Hundingsbani nach Helgi Horvarths Sohn genannt worden.

oben gezeigt iſt) nicht auch durch ihren Inhalt zum Theil über und durch einander hinliefen, und doch in keine genau eingreifende Folge zu bringen wären. Ich habe ſie alſo in ihrer alten Zuſammenſetzung belaſſen.

Die proſaiſchen Sätze, welche ſie ſolchergeſtalt verbinden, gehören freilich zum Theil gewiß urſprünglich zu ihrer eigenthümlichen Darſtellung; ganz wie bei den mythologiſchen Liedern, die dergleichen auch haben, ohne aber dadurch ebenſo unter einander verbunden zu ſein, wie die Rhapſodien dieſes großen Epos, indem ſie einzeln mehr ein ſelbſtändiges Ganzes bilden. Als ein ſolches ſteht auch hier das Wölunds-Lied (S. 1.) da, obwohl zu demſelben noch mehre Lieder gehört haben könnten.

Dieſe Lieder haben ferner, (außer den vorbemerkten ganzen entlehnten Strophen) viele Ausdrücke, Wendungen, Sätze und Verſe, als rhapſodiſches Geſammtgut der alten epiſchen Sprache, nicht nur unter ſich (z. B. ein Vers, S. 41. 42. 53., ein anderer S. 41. 44.; zwei V., S. 14. 40.; zwei andere, S. 5. 72.; zwei andre. S. 54. 57.; zwei andre S. 49. 56. 59.; vier Verſe, S. 53. 65. u. a. m.), ſondern dergleichen auch mit den mythologiſchen Liedern gemein: z. B. die mehrmals wiederkehrende Anrede Sigurds an Fafnir (S.

41.

41.) iſt wörtlich dieſelbe, welche in Vafthrudnis-mal, Str. 26., und ebd. öfter etwas verändert, vorkömmt; der Liederanfang, (S. 13. 51. 54. ſteht auch in Voluſpa, Str. 3., und mehre Str. und V. (S. 48.) in Hava-mal, Str. 111-12. ꝛc.

Ebenſo iſt auch die ſtrophiſche Form dieſer Lieder ganz die der mythologiſchen, das älteſte Fornyrda-lag, welches ich in der Vorrede zu der Urſchrift, nach ſeinen beiden Arten, umſtändlich erläutert habe, und nur noch hinzufüge, daß zuweilen beide Weiſen in demſelben Liede, ja Strophe, mit einander abwechſeln (S. 9. 39. 46. 84, wie in Grimnis-mal), und hie und da mehre ſolche Verſe, wie der dritte und letzte der ſechszeiligen Strophe, dicht auf einander folgen, z. B. S. 10. 47.

Damit hängt genau zuſammen, daß auch die Sprache und Wortfügung dieſer Lieder nicht minder alterthümlich, einfach und ungezwungen iſt, als in den mythologiſchen. Dagegen die, meiſt auch ſpäteren Lieder in den künſtlicheren Reimen, ſelbſt ſchon im Drottkvädi (man vgl. z. B. Ragnars Todesgeſang), viel ſchwerer und verwickelter ſind, und zuletzt, mit ganz überkünſtelter Form, zu wahren Räthſeln erſtarren. Dabei ermangeln unſere Lieder doch nicht einer kühnen, bilderreichen und wahrhaft poetiſchen Sprache und Wortſtellung, ſo wie ſie nicht minder, hiedurch und durch die faſt antike Kürze, ihre Schwierigkeiten haben.

Endlich ſo iſt die ganze Darſtellungsweiſe eben wie in den übrigen Edda-Liedern, d. h. weniger epiſch als lyriſch und dramatiſch. Die Erzählungen ſind gern den ſie betreffenden Perſonen ſelber in den Mund gelegt, als Erinnerung (z. B. Regins Erzählung, S. 36.; Gudrun's u. Oddruns Klage, S. 51. 73. 94. und ihre Geſpräch mit Atli, S. 80. 89.), oder als Verkündigung (z. B. Gripirs, S. 30.; Fafnirs, S. 41.; Brynhilds, S. 50. 60.), und meiſt in Geſprächen, zu welchen die proſaiſchen Prologe und Sätze, die nicht bloß Ausfüllung des Sammlers ſind, als Expoſizion und nöthige Bezeichnung des Ortes, der Zeit und Veranlaſſung erſcheinen. Mit dieſem eigenthümlichen ahnungsvollen und prophetiſchen Grundzuge, der in Volu-ſpa u. Loka-ſenna am tiefſten erſcheint, und dem die dramatiſche Form ſo ſehr eignet, verbindet ſich eine gewiſſe Neigung zum Lehrhaften: z. B. in Loki's Geſpräch mit Andvari (S. 36.), Sigurds mit Fafnir (S. 41.), Brynhilds Runenlehre (S. 46.) und Sittenſprüche (S. 48.); wie es denn dergleichen ganze mythologiſche Lieder giebt, z. B. Alvis-mal, Hyndlu-lioth, Runa-Capitel und Hava-mal.

Die nachfolgende, bei der Urſchrift verſprochene Verdeutſchung verſucht nun, dieſe Lieder ſowohl in der eben dargelegten innern Eigenthümlichkeit als in ihrer äußeren Form, getreu wiederzugeben. Die alterthümliche Freiheit ihrer acht- und ſechszeiligen Strophen läßt zuweilen auch die Alliterazion an weniger bedeutenden Wörtern erſcheinen. Noch unmerklicher tritt ſie für uns bei den ſämmtlich auf einander gereimten Selbſtlauten hervor. Für dieſe ſind hier ſo viel als möglich die Mitlauter, als der eigentliche Nordiſche Buchſtabenreim, geſetzt, ſonſt aber nur dieſelben Selbſtlaute auf einander gereimt.

Hiebei muß noch etwas über die Abtheilung der Verſe geſagt werden. In den älteſten Handſchriften, ſoweit ſie aus den Schriftproben bei der Kopenhagener Ausgabe vorliegen, ſind die Strophen nicht abgeſetzt, ſondern nur durch Punkte und große Buchſtaben bezeichnet, und bei der achtzeiligen Strophe die Verſe weiter gar nicht, bei der ſechszeiligen nur die Halbſtrophen durch einen Punkt unterſchieden; ſo wie in den Altdeutſchen Handſchriften, und noch in den Geſangbüchern und Volksliedern, nur die Strophen abgeſetzt ſind. Dieß deutet ganz richtig an, daß erſt die vollendete Strophe dem einfach wiederkehrenden Verſe,

Verſe; entſpricht. 13) Solchen, eigentlich nur antiken, ſtätig wiederholten Metren, wie der Hexameter und Jambe, iſt bei uns der Reim, d. i. das Reimpaar, gleich zu ſetzen: und ſo ſteht auch z. B. in den Handſchriften des Otfried, immer ein ſolches Reimpaar auf Einer Zeile, doch mit einem Punkt in der Mitte; in andern Handſchriften ſind zwar alle Reime abgeſetzt, aber abwechſelnd mit kleinen Buchſtaben eingerückt, anzuzeigen, daß je zwei zuſammen gehören. 14) Was nun dieſe Reimpaare bei uns, ſind in der Alliterazion, welche nur ein umgekehrter, zu Anfang des Verſes, wie des Wortes, geſtellter Reim iſt, die ohne ſtrophiſche Abtheilung fortlaufenden alliterirenden Verspaare. Dieſe finden ſich hauptſächtlich nur in den Angelſächſiſchen Gedichten, und die Handſchriften davon ſind durchgehends wie Proſa geſchrieben, mit einem Punkt hinter jedem Verſe 15). Man hat ſie daher, ſo wie

---

13) Daher auch annoch wol Vers für Strophe gebraucht wird, ſo wie beide urſprünglich gleichbedeutend ſind.

14) z. B. in der Münchener Hdſ. der Klage; dagegen in der St. Galler, wie in manchen andern Hdſſ., alles wie Proſa, nur mit Punkten hinter den Reimen, geſchrieben iſt.

15) Vgl. Hickesii Gram. Anglo-Sax. cap. 23. wo alle Verſe darnach abgeſetzt und punktirt ſtehen

wie unſere Reime, einzeln abgeſetzt; obwohl ſie in den ſpätern alliterirenden Gedichten des Engländers Plowman (ſ. Warton's hist. of Engl. poet. Vol. I.) gepaart auf Einer Zeile erſcheinen. In der Altnordiſchen Poeſie kommen nur einzele ſolche in Verspaaren fortſchreitende Stellen vor (z. B. hier in den Edda-Liedern, S. 46. 47.). Die Abſetzung der einzelen Verſe ward aber überhaupt allgemeiner, weil ihre Paare in zwei ſo entſchiedene Hälften zerfallen, durch den Abſchnitt und durch den Reim; und ebenſo durch die Alliterazion, beſonders die alte in dieſen Liedern hier, welche meiſt nur zwei Reimbuchſtaben hat; dagegen die ſpätere Form regelmäßig drei Reimbuchſtaben, zwei im erſten und einen im zweiten Verſe, an beſtimmte Stellen, ſetzt (ſo auch bei Plowman), durch welche Ungleichheit beide Verſe freilich ſtrenger zu Einem verbunden werden.

Die

---

hen (wie in Müllers Sammlung die Reime). Ebd. p. 189. und Gram. Franco-Theot. p. 101. wird von der Cottoniſchen Evangelienharmonie bemerkt, daß ſie dieſe metriſchen Punkte vernachläßige. Häufiger, aber doch auch ſehr ungenau, ſtehen ſie in der Münchener Hdſ. dieſes Werkes. Wenige, zum Theil noch unrichtige Spuren davon hat das Caſſeler Bruchſtück von Hildebrand (vgl. die Schriftprobe in Eccardi Franc. Or. I. 864.). In dem Weſſobrunner Gebet (Bragur, V. 1. S. 118.) ſtehen die Punkte bald hinter den einzelen Verſen, bald hinter den Verspaaren.

Die Alliterazion, welche in der Angelſächſiſchen Poeſie, ſo viel wir noch wiſſen, durchweg nur in fortlaufenden Verspaaren erſcheint, iſt dagegen in der Nordiſchen überall nur in Strophe und Lied 16) zuſammengefügt; und es iſt eben ein bedeutender Unterſchied, daß die Altnordiſche Poeſie faſt überall aus kurzen, volksmäßigen, zum Geſang beſtimmten, mythiſchen und hiſtoriſchen Liedern, die Angelſächſiſche dagegen nur aus Proſa-ähnlichen Chroniken und gelehrten, zum Leſen beſtimmten Ueberſetzungen Lateiniſcher chriſtlicher und philoſophiſcher Bücher, beſteht. Die älteſte und einfachſte achtzeilige Nordiſche Strophe zerfällt zwar in vier gleiche unverſchränkte Reimpaare, aber ſo wie ſie dem Inhalt und Sinne nach meiſt ein kleines Ganzes bilden, ſo wurden ſie durch die Sangweiſe gewiß auch melodiſch zuſammen gehalten; 17) daher auch die

---

16) Lied iſt das Altdeutſche Wort für Strophe (vgl. den Grundr. zur Geſch. der Deut. Poeſie, S. 22. 47.), daher es auch noch meiſt nur von ſtrophiſchen Gedichten gebraucht wird.

17) Welche denn auch wol die Ungleichheiten der einzelen Verſe, ſo wie der um eins oder mehre Verspaare verlängerten oder verkürzten Strophen, durch Wiederholung der Töne oder Worte, ausglich; ja ſelbſt vielleicht die vorbemerkten Stellen dieſer Lieder, S. 46.47. Aehnliche Stellen ſ. bei Olaſſen, am

die Handſchrift uns dieſe Strophe ohne innere Abtheilung darſtellt. Die Altnordiſche Verslehre theilte die Strophe (Erendi, Viſa, Staka) in Hälften (Helmingr) und Viertel (Fiordungr); und Olaſſen 18) giebt an, daß die zwei Verſe dieſes Viertels, die er als Hemiſtichien betrachtet und Vorder- und Hinterglied nennet, durch einen melodiſchen Satz zuſammenhingen. Die alte Verslehre theilt aber die Strophe weiter in einzele Verſe (Ord und Mal, d. i. Wort und Spruch), welche der Reimzeile (Hending) gleichgeſetzt werden. Dieß letzte bewährt ſich auch dadurch, daß bei den gereimten Versarten die innern Reime in einem und demſelben kurzen Verſe enthalten, und die Schlußreime dieſen einzelen Verſen, und nicht etwa den Verspaaren, angefügt ſind. Dieſe auch durch einen Abſchnitt getrennten Verſe ſind demnach ganz als unſere Reime anzuſehen, und daher ebenfalls lieber abzuſetzen, als zu verbinden. Denn dieſe kurzen alliterirenden

---

Nordens gamle Digtekonſt, S. 24. Hier wird geſagt, daß jede zwei Halbſtrophen in demſelben wiederholten Tone geſungen worden. Dadurch wären ſie aber wirklich in 2 Strophen zerfallen. Aehnlich mochten ſie wohl ſein, wie noch bei vielen, beſonders Volksweiſen der erſte und zweite Satz.

18) S. 25. Vgl. Raſk, Isländ. Sprachl. S. 211.

rirenden Verspaare ſind nicht ſo wohl mit unſern langen Reimpaaren in der Strophe der Nibelungen zu vergleichen, als vielmehr nur mit den kurzen Reimpaaren, in der Klage und vielen andern Gedichten, welche früher auch zu Strophen verbunden erſcheinen, z. B. zu vierzeiligen im Otfried und dem Fränkiſchen Siegesliede. Und beſonders in dem letzten erinnern auch die kurze Rhythmen an die in Fornyrda-lag. Dieſe vierreimige Strophe kömmt auch ſpäter wieder in Deutſchen und Däniſchen [19] Liedern vor. Als einen Uebergang von dieſer kurzen zu jener langen Strophe kann man freilich die längeren Reimverſe anſehen, welche in alten, beſonders Niederdeutſchen Gedichten, ſo wie in Altſpaniſchen, Franzöſiſchen und Engliſchen, zum Theil mit kürzeren Reimen vermiſcht, noch ohne weitere beſtimte Gliederung erſcheinen [20], und woraus ſich

---

[19] z. B. Kämpeviſ. I. 16. Elskovsviſ. 24 mit Rundreimen. Wunderhorn, I. 21. 37. 44. 61. 64. 173. 259. 274.

[20] Schon im Anno, Rother und Karl d. Gr. wechſeln häufig längere Verſe, und vorherrſchend ſind ſie in dem hiſtoriſchen Ged. vom Kloſter Gandersheim (Leibnitii ſcript. rer. Brunsv. T.) Dieß ſcheint auch in der alten Jütländiſchen Reimchronik, nach der Stelle in Vedels Anmerk. zu Kämpeviſ.

ſich durch einen regelmäßigen Abſchnitt und ſtrophiſche und melodiſche Abſonderung Eines Reimpaares 21) der Hauptton der Spaniſchen, Engliſchen und Däniſchen, und auch der Deutſchen Romanze, 22) ſo wie durch ſolche Verbindung zweier Reimpaare die Stanze der Ni-

---

pevis. I. 3. Ein ſolches Altengl. Gedicht vgl. Bragur, III. 504. Die Altſpaniſchen Gedichte vom Cid und Alexander haben mit den Altfranzöſiſchen die häufige Wiederholung eines Reimes gemein. — Aehnlich, und auch ohne regelmäßigen Abſchnitt und ſtrophiſche Verbindung, ſcheinen die langen Perſiſchen Reimpaare, Beit's genannt, in Ferduſi's Schahnameh (Heldenbuch). Vgl. Fr. Schlegels Europa, II. 42.; dagegen die faſt noch längeren Altindiſchen Sloca's wirklich ſchon eine vierzeilige Strophe, es ſcheint auf denſelben Reim, bilden. Vgl. Fr. Majers Ueberſ. von Jajadeva's Gita-Govinda, S. 83.

21) Schon durch die letzte ohne den Abſchnitt, aber mit einem oder zweien Rundreimen, entſtand ein anderer Hauptton der Däniſchen und Engliſchen Romanze, der auch in einigen Deutſchen vorkömmt. Wunderh. I. 19. 34. 151. 395. Umgekehrt, nur durch den Abſchnitt ohne ſtrophiſche Abſonderung, blieb der Alexandriner ſtehen, welcher ſich freilich ſpäter noch durch Wechſel der männlichen und weiblichen Reimpaare zu einer Art von vierzeiligen Strophen machte.

22) Die Spaniſche unterſcheidet ſich nur durch den trochäiſchen Gang und die durchgehende Aſſonanz, welche ſich ſchon in den ſeitenlang wiederkehrenden Reimen des Cid ankündigt. Die Engliſche und Däniſche Ballade hat die reimloſen Halbverſe gewöhnlich vierfüßig mit männlichem Abſchnitt. Ebenſo auch im Deutſchen: Wunderh. I. 15. 50. 22. 86. 210. 220. 255. 257. 276. Andere ſind wirklich

belungen gebildet hat. Wenn aber dieſe Strophen auch ſämmtlich nach den Reimen in langen Verſen abgeſetzt werden können: ſo hat die vierzeilige Abtheilung doch auch das für ſich, daß der Abſchnitt offenbar zum Reime hinſtrebt, und in manchen Liedern auch entſchieden als Reim auftritt[23]), und ſolche verſchränkte vierreimige Strophe, ſo wie die achtreimige aus dem Nibelungen-Vers gebildete Stanze, doch gewiß nicht anders als nach ihren Reimen abzuſetzen iſt. Jene langen, hauptſächlich nur durch den Abſchnitt getheilten Reimpaare können alſo nicht etwa zum Vorbild bei der Abtheilung der kurzen Alliterazionspaare dienen.

Was bisher von dem achtzeiligen Fornyrda-lag geſagt iſt, gilt auch von den entſprechenden Theilen des ſechszeiligen. Daß dieſes in der Handſchrift in der Mitte einen Punkt hat, rührt wol daher, weil es durch den längern dritten und ſechſten Vers deutlicher in zwei Sätze zerfällt. Da dieſe beiden Verſe ohne Abſchnitte ſind, ſo können ſie natürlich nicht

---

wirklich ganz den Halbſtrophen der Nibelungen gleich. Wunderh. I. 46. 63. 70. 236. 139. 242. 282. 349.

23) Percy, B. I. 1. II. 2. III. 11. Kämpeviſ. II. 23. Wunderh. I. 58. 114. 192. 277. 339.

getheilt werden; auch durch ihre innere Allitterazion nicht, weil dieſe meiſt in den letzten Wörtern dicht auf einander folgt: ſo wie bei den Reimverſen wol der Reim in Einer Zeile am Ende zuſammenſchlägt.

Zwar hat ſchon Reſenius in ſeiner Ausgabe von Volu-ſpa und Hava-mal die Abtheilung nach langen Doppelverſen eingeführt, aber alle übrigen Herausgeber, inſonderheit auch die des erſten Theils der Edda-Lieder, haben die kurzen Verspaare vorgezogen, und ſie werden wol noch jetzt alſo gedichtet. Demnach, und aus den dargelegten Gründen, habe auch ich dieſe Abtheilung, ſo wohl in der Urſchrift, als hier in der Ueberſetzung, beibehalten.

Bei dieſer Ueberſetzung habe ich natürlich alle mir nur erreichbaren Hülfsmittel aufgeboten. Es iſt aber bekannt, daß dieſe im Allgemeinen noch ſehr unzulänglich ſind: und obgleich kürzlich durch Raſk für die Sprachlehre gründlich geſorgt iſt, ſo fehlt es doch immer noch an einem umfaſſenden Wörterbuche, u. Olaſſens Ergänzungen zum Ihre werden ſchon lange vergeblich erwartet; ſo daß die allerdings trefflichen Gloſſare einzeler Nordiſcher Werke, beſonders zum erſten Theil der Edda-Lieder, zur Nials-, Gunlaugs-Saga, Landnama-bok, zu Olaſſens Preisſchrift ꝛc. neben Orm's und Verel's Wörterbüchern, aushelfen müſſen.

Inſonderheit nun für dieſe von mir zuerſt herausgegebenen Lieder war faſt gar nichts vorgearbeitet, und außer den in der proſaiſchen Edda, der Volſunga= und Nornageſts=Saga vorkommenden Stücken, und Gräters Anfang einer Ausgabe des Liedes von Helgi Hiorvarths Sohn, und freier Ueberſetzung des Völunds=Liedes (ohne den Prolog), beſchränkte ſich alles nur auf einzele gelegentlich angeführte und erklärte Stellen: wie ich ſolches alles in den Anmerkungen nachgewieſen habe.

Bei den mannichfaltig abweichenden Lesarten, beſonders in der Volſunga= und Nornageſts=Saga, bin ich zwar meiſt dem Texte meiner Ausgabe der Edda=Lieder ſelber gefolgt, welcher im Ganzen offenbar auch der älteſte und beſte iſt: dennoch iſt alles ſorgfältig verglichen, da es doch zur Erklärung oder Beſtätigung diente, und wo ich einigemal abgewichen, habe ich es angezeigt. In den Anmerkungen habe ich auch die anderweitig nöthigen alterthümlichen und mythiſchen Erläuterungen gegeben, und hinten einige Berichtigungen der Urſchrift angehängt. Damit man auch in dieſer leicht alles wiederfinden könne, ſind die Seitenzahlen derſelben an den Rand geſetzt.

Außerdem habe ich die in der Urſchrift ſich nicht überall deutlich genug darſtellende Abtheilung der einzelen Lieder mit kurzen Ueberſchriften durchgeführt und ſie, ſo wie die Stro=

phen, beziffert; deßgleichen die häufig fehlende Angabe der ſprechenden Perſonen hinzugefügt: alles dieß aber mit Klammern bezeichnet. Die Namen ſind in der Nordiſchen Schreibart gelaſſen, da hier die Dichtung ganz in der eigenthümlich Nordiſchen Geſtaltung erſcheint.

In der Verdeutſchung ſelber habe ich manche alterthümliche Ausdrücke und Wendungen, oder bekannte in alter Bedeutung gebraucht, zumal wenn ſie der Altnordiſchen entſprechen, und ſolche lieber erklären, als vermeiden wollen. — Wenn ich manchmal geirrt oder durchgegriffen habe, ſo möge man bedenken, daß ſelbſt die gelehrten und eingeborenen Bearbeiter des erſten Theils der Edda-Lieder, bei mancherlei Vorarbeiten und Vergleichung der Handſchriften, keinesweges alles auf's Reine gebracht haben. Der Grund davon liegt zum Theil in der Sache, indem dieſe uralten Denkmale doch nur als hieroglyphiſche Bruchſtücke eines großen mythiſchen Kreiſes vor uns ſtehen; zum Theil liegt es auch in der zum Lyriſchen und Räthſelhaften geneigten Darſtellung, und in der Sprache. Der letzten, in ihrer vollkommeneren Flexion (des Paſſivums, der doppelten Deklinazion ꝛc.) und dadurch möglichen Kürze des Abdrucks und Freiheit der Wortſtellung, ſo wie in der Volltönigkeit ſelbſt der Biegungen, und der Form vieler Wörter und manchen bei uns ausgegangenen Wurzeln, merkt man es deutlich an, daß ſie den antiken Schweſtern der Germaniſchen Urſprache noch weit näher ſteht, als unſere Deutſche Mundart: und dieß ſchon, ſo wie auf der andern Seite die Einſylbigkeit (wegen der mangelnden Präfixa) macht ſie fremd und ſchwierig, und mehr noch für uns, als für ihre Nordiſchen Töchter, die noch ſo manches von ihr geerbt haben. Dazu kömmt noch der ungeheure Abſtand der Altnordiſchen Poeſie von der Proſa, welche erſte alle jene Eigenheiten noch aufs kühnſte gebraucht und ſteigert: ſo daß ſich ſchon in der jüngeren Edda eine Poetik (wie Metrik) bildete, welche durch ihre Künſtlichkeit, und noch mehr durch ihre Begründung auf die Mythologie, ſich von allen ähnlichen neueren Erſcheinungen, (z. B. die Meiſterſänger-Tabulatur) bedeutend unterſcheidet. Und ſo geſchah es, daß die Altnordiſche Poeſie ſich zur Proſa verhält, faſt wie Pindar und die dramatiſchen Chöre zu Herodot und Homer, und man ſchon viel in dieſer geläufig kann geleſen haben, ohne von jener etwas zu verſtehen. Ob zwar die älteſten Edda-Lieder noch nicht die ſpäter übertriebene Künſtlichkeit an ſich tragen, ſo giebt es doch ſchon, beſonders unter den mythologiſchen, einige (z. B. Hrafnagalldr Othins, Fiölſvinns-mal), von denen man oft kaum mehr als die einzelen Worte verſteht. Und aus denſelben Gründen wird auch in dieſen

Eddaiſchen Helden-Liedern vor der Hand noch manche Stelle dunkel bleiben.

* * *

Dieſe zum Fabelkreis des Heldenbuchs und der Nibelungen gehörigen Lieder ſind nun, nach meiner Abtheilung, ſämmtlich folgende:

I. Das Völunds-Lied.
II. Helgi Hiorvarths Sohn und Svava.
III. Helgi der Hundingstödter. Erſtes Lied: Hundings Tod.
IV. Zweites Lied *): Helgi und Sigrun.
V. Gripirs Weiſſagung.
VI. Urſprung des Niflungen-Hortes.
VII. Sigurths Rache an den Hundingen.
VIII. Fafnirs Tod.

IX.

---

*) Das alte Wolſungen-Lied, aus dem hier (S. 22.) eine Stelle eingefügt wird, hatte vielleicht den oben, S. 278. angedeuteten Umfang und erzählte auch von Wolſung, Sigmund und Sinfiotli: daß es von dem erſten Helgi's-Liede verſchieden war, zeigt eben jene nicht darin vorkommende Stelle. — Das am Schluß (S. 28.) gedachte Lied von Kara und dem dritten Helgi, der Haddingen Mann benannt, ſcheint ganz verloren gegangen zu ſein und kennt man auch nicht einmal mehr dem Inhalte nach.

IX. Sigurth und Brynhild.
X. Bruchſtück von Sigurths Tod.
XI. Guthrun's Klage um Sigurth.
XII. Brynhilds Tod.
XIII. Brynhilds Fahrt zu Hel.
XIV. Guthrun und Atli.
XV. Herkia und Guthrun.
XVI. Oddrun's Klage.
XVII. Der Niflungen und Atli's Tod.
Erſtes Lied.
XVIII. Zweites, längeres Lied *)
XIX. Guthrun's Klage um Svanhild.
XX. Hamthirs und ſeiner Brüder Tod.

Gewiſſermaßen gehört in dieſe Reihe auch noch das ſchon im erſten Theile der Edda ſtehende, ganz genealogiſche Hyndlu-lioth, indem es ähnlich den Altnordiſchen Stammbäumen,

---

*) Nornageſt ſingt (Kap. 2.), vor Olaf Tryggvaſon zur Harfe auch Gunnars Weiſe (slag) und Guthruns Lied das alte, die zuvor noch keiner gehört hatte. Das letzte iſt Nr. XIV., welches der Prolog zu XI. ebenſo nennt. Gunnars Lied iſt das S. 65. 79. 88. erwähnte, und ſcheint auch verloren, aber das Vorbild von Ragnars Todesgeſang.

men (in den Fundin und Kenningar) hauptſächlich dieſen weit ausgebreiteten berühmteſten Heldenſtamm (Halfdans des alten) darſtellt. Die darin (Str. 10. 14.) mit den Skiöldungen, Skilfingen und Oethlingen zuſammen genannten Ylfingen, die man nicht genügend abzuleiten wußte, ſind gewiß keine andern, als die Volſungen, von denen die Edda-Lieder, S. 20. (Prolog zu IV.) ausdrücklich ſagen, daß ſie auch Ylfingen hießen, und ſie ſelber auch ſo nennen, S. 13. 17. 18. (III. Str. 5. 34. 50.) und S. 20. 21. (IV. 3. 7.); zumal da im Hyndlu-lioth, Str. 2. auch beſtimmt des, in der Volſunga-Saga, Kap. 5. von Othin an Sigmund gegebenen Schwertes *) gedacht wird. Dieſer Ylfingen-Name **) kömmt

---

*) Auf ähnliche Weiſe, wie Sigmund dieß von Othin in einen Baumſtamm geſtoßene Schwert, zieht Artus das in einem Amboß, wie ein Kreuz, ſteckende Schwert, deſſen Inſchrift ihn dadurch zum König beſtimmte. ſ. den Roman vom Merlin, überſ. v. Fr. Schlegel, S. 224. Eben ſo zieht Galat, Lanzelots Sohn, dem das Abentheuer vom Grale zu vollenden beſchieden war, das in einer Steinſäule ſteckende, mit einer Inſchrift dem beſten Ritter beſtimmte Schwert leicht heraus, nachdem es die Ritter der Tafelrunde umſonſt verſucht hatten. ſ. Ulrich Fürterers cykliſches Gedicht von der Tafelrunde und dem Gral, in Hofſtäters Auszuge, Th. 2. S. 202.

**) Snorri's Heimskringla, Ynglinga-Saga, Kap. 41. erzählt von einem Seekönig Hiörvard, der auch kommt vielleicht daher, daß Sigmund und Sinfiotli eine Zeitlang als Wehr-Wolf (Nord. ulf) lebten: und nicht unwahrſcheinlich iſt, daß mit ihnen die Wölfingen im Wolfdietrich verwandt ſind.

Von dieſen Liedern liefere ich hier zunächſt die eigentlich dem Nibelungen-Lied entſprechenden, beginne alſo mit dem fünften. Die vier erſten beziehen ſich auf das Heldenbuch überhaupt (wie das Völunds-Lied), oder enthalten eigenthümlich Nordiſche Dichtungen von Verwandten der Nibelungen-Helden (wie die 3 Lieder von den Helgi's). Ich konnte ſie hier um ſo eher übergehen, da ſie meiſt ſchon überſetzt ſind: das erſte von Gräter (in Idunna und Hermode,

---

auch Ylfingur genannt werden, daß er zum König Granmar in Svithiod (Schweden) gekommen, und deſſen ſchöne Tochter Hildegunn, mit der er ſich darnach vermählt, ihm zugetrunken, mit dem Gruße: Heil allen Ylfingen, zum Gedächtniß (minni: vgl. IX. Anmerk 4.) Rolfs Kraki's! Von der Herkunft dieſes Hiörvard erhellt aber weiter nichts; und ſein Ende iſt, daß er mit ſeinem Schwäher in einem Hauſe von dem Upſaliſchen König Ingiald verbrannt wird.

mode, 1812, Nr. 19. 20.), das zweite von mir (ebd. 1813. Nr. 23. 24.), und das vierte auszugsweiſe vom Gebrüder Grimm (im Morgenblatt, 1812. Nr. 66.). Doch werde ich ſie auch noch vollſtändig nachholen, und ſind deßhalb in dieſem Abdrucke die Seiten unbeziffert geblieben, um den Nachtrag ohne Uebelſtand an ſeine Stelle zu ſetzen. Ich werde dabei zwiſchen Nr. IV. und V. noch das Lied von Kara und dem dritten Helgi einfügen, welches ich ſo eben glücklicherweiſe in der Hromunds-Saga, zwar nur noch proſaiſch, aufgefunden habe.

V. Vom Tode Sinfiotli's [1])

28.

Sigmund, Völſungs Sohn, war König in Frankland [2a]). Sinfliotli war der älteſte ſeiner Söhne, der zweite Helgi, der dritte Hamund. Borghild, Sigmunds Frau, hatte einen Bruder, der hieß Hroar [2b]). Und Sinfiotli, ihr Stiefſohn, und er, warben beide um eine Jungfrau, und darüber erſchlug ihn Sinfiotli 3). Und als er heim kam, da hieß Borghild ihn hinweg fahren; aber Sjgmund bot ihr Geltbuße, und dieſe nahm ſie an. Aber beim Leichenmahle ſchenkte Borghild Ael 4): ſie nahm ein

---

1) Dies Stück nennt Bartholinus Sinfiotlalek. d. h. Sinfiotli's Ende. Ebenſo Thorlacius, in Antiquit. boreal. specim. 4. p. 85. Suhm, I. 285. nennt es unrichtig ein Lied. Ausführlich erzählt dieſe Geſchichte, ſo wie die früheren von Sinfiotli, Sigmund und den Wolſungen, die Wolſunga-Saga, Kap. 4 - 22., vermuthlich nach alten Liedern (vgl. Vorr. S. 26.) In der jüngeren Edda (Fab. 72.) iſt nichts davon, und ſonſt nirgends.

2a) Um den Niederhein, der Heimat der Altfranken. Vgl. die Einleit. zu der Urſchrift, S. 19.

2b) Suhm, I. 281. nennt ihn Gunner. Die Wolſ. S. Kap. 18. und Torfäus, I. 464. nennen ihn gar nicht.

3) Dieſer Geſchichte gedenkt auch Thorlacius, a. a. O.

4) d. i. beſonders ſtarkes Bier; dergleichen ſonſt auch das Roſtocker Oehl. Keysleri antiquit. septentr. p. 154.

Horn 5) voll ſtarken Giftes und brachte es Sinfiotli'n. Aber als dieſer in das Horn ſah, bemerkte er, daß Gift darin war, und ſagte zu Sigmund: „Getrübet iſt der Trank.“ Sigmund nahm das Horn und trank aus. Und es wird geſagt, daß Sigmund ſo abgehärtet war, daß ihm nirgend Gift ſchaden mochte, weder außen noch innen, aber alle ſeine Söhne vertrugen nur das Gift außen auf der Haut. Borghild brachte Sinfiotli'n ein ander Horn, und bat ihn zu trinken. Und es erging alles, wie vorher. Und noch zum drittenmale brachte ſie ihm das Horn, und zugleich mit Schmähworten, wenn er es nicht austrinke. Er ſprach wieder, wie zuvor, zu Sigmund; dieſer aber ſagte: „Laß es durch die Lippen ſiegen, Sohn.“ Sinfiotli trank, und war ſogleich todt.

Sigmund trug ihn einen langen Weg in ſeinen Armen, und kam zu einer ſchmalen und langen Bucht, da war ein kleines Schiff und ein Mann darin. Er bot Sigmunden die Fahrt über

---

5) Trinkhorn, urſprünglich wirklich ein bloßes Horn, beſonders von Auerochſen; ſpäter, künſtlich bearbeitet, oder ganz in Erz nachgebildet, dergleichen das berühmte Oldenburgiſche und Tundernſche Horn. Vgl. Keysler. l. c. p. 364. In der Frithiofs-Saga (bei Biörner). Kap. 7. heißt es auch dyrs horn, Thier-Horn.

über die Bucht. Aber als Sigmund die Leiche in das Schiff trug, da war das Boot beladen. Der Fährmann ſagte, daß Sigmund längs der Bucht hingehen ſollte. Der Fährmann ſtieß das Schiff ab, und verſchwand plötzlich 6).

König

---

6) Zur Erläuterung dieſer Erzählung dient die Charons-Sage in Procopii bell. Goth. L. II. edit. Venet. p. 219., die er von Reiſenden und den Einwohnern ſelber gehört. Nämlich, auf der Britanniſchen Inſel wird jenſeits der ſie theilenden Mauer das furchtbare Todtenreich gedacht; und auf der Küſte gegenüber liegen Fiſcherdörfer, die zwar den Fränkiſchen Königen unterthan ſind, doch ohne Zins, und dafür das Geſchäft haben, jede Seele zu ihrem beſtimmten Orte zu führen. In der Nacht wird an ihre Thüren geklopft, und mit dunkler Stimme gerufen. Ohne Zaudern, und unwiderſtehlich von unbekannter Macht gezogen, ſtehen ſie auf und begeben ſich ans Ufer: hier ſehen ſie die Kähne, nicht die ihrigen, bereit, ganz leer, doch ſo beladen, daß kaum fingerbreit Bord iſt. Sie rudern fort, und ohne Segel, ſind ſie in einer Stunde in Britannien, wozu ſie ſonſt Tag und Nacht gebrauchen. Am Ufer merken ſie die Erledigung der Kähne, ſo daß dieſe kaum ins Waſſer tauchen. Sie gewahren aber nichts, außer daß ſie die Namen, Würden und Väter der Ankommenden hören, und bei Frauen die Namen ihrer Männer. — So erzählt auch Saxo (praef. p. 4.) von Island, daß man das Getöſe der zu gewiſſer Zeit jährlich an die Ufer treibenden und zerſchellenden Eisberge für das Klagegeſchrei der Verdammten halte.

König Sigmund weilte lange in Danmark 7), dem Reiche Borghilds, ſeitdem er ſich mit ihr vermählt hatte. 29.

Da fuhr Sigmund gen Süden nach Frankland, in das Reich, das er dort hatte; da vermählte er ſich mit Hiordis, König Eylimi's Tochter 8); ihr Sohn war Sigurth. König

Sigmund

---

7) Dieſer Name umfaßte damals außer Jütland und den Inſeln, auch Bleking, Schonen und Halland. Hier iſt natürlich auch nur ein Theil davon gemeint. Die Volſ. S. ſchweigt ganz von Borgrilds Däniſcher Abkunſt, verräth ſolche aber auch darin, daß ſie Kap. 15., wie die Edda-Lieder, S 14. (III. 8.), Helgi'n mit Städten Seelands begaben läßt. Suhm, I. 281. nennt ſie zwar eine Dänin, folgt aber darin der Volſ. S., daß Sigmund ſie verſtoßen habe, und ſie bald darauf geſtorben ſei. Dagegen führte ſchon Torfäus, I. 464. die Erzählung der Sämundiſchen Edda an, und meint, die Bürger würden es ſchwerlich gelitten haben, daß Sigmund ſie aus ihrem Erbreiche verſtoßen hätte, vielmehr ſei es wahrſcheinlich, daß er nach ihrem Tode erſt wieder dahin zurückgekommen.

8) Nornageſt-Saga, Kap. 4. ſagt, dieß ſei in Frankland geſchehen, vermuthlich nach dieſer Stelle, wo das da (Isländ. tha) aber nicht vom Orte (Isl. thar) ſondern von der Zeit zu verſtehen iſt. Die Fundin machen Lofdi, Eylimi's Stammvater, zum König in Reith-Gotland, d. i. Jütland (das fahrbare, im Gegenſatz von Ey-Gotland, das Inſel-Gotland), und ſo nennt Torfäus, I. 464. auch Eylimi'n König in Jütland, und Suhm, I. 281. be-

Sigmund fiel im Kampfe gegen Hundings Söhne 9); und Hiordis vermählte ſich darauf mit Alf, König Hialpreks Sohn 10). Dort wuchs Sigurth

---

ſtimmt, in Warwith-Syſſel. Dort iſt ein Sund Eylima-fiord oder Lima-fiord, welcher auch in Heimskringla, Ynglinga-Saga, Kap. 28. vorkömmt. Suhm, I 250. nennt den Eylimi, in dem Liede von Helgi Hiorvarths Sohn (Edda L. II. S. 11. 12.) auch König in Warwithſyſſel, und nimmt ihn alſo für denſelben, obgleich dort geſagt wird, daß Svoſa ſeine einzige (einga: wenn dieß hier nicht von ihrer Schönheit zu verſtehen) Tochter ſei.

9) Deren Vater Helgi, Sigmunds Sohn, genannt der Hundingstödter, erſchlagen, und von denen Lingvi zugleich mit Sigmunden um Hiordiſen geworben hatte. Volſ. S. Kap. 16. 19.

10) Er war König in Thioda, jetzo Thy, in Jütland (vgl. Suhm, II. 292.) und hatte, am Schlachtfelde vorüber ſchiffend, die verwittwete und ſchwangere Hiordis mit ſich geführt. Die Edda, Fab. 72. nennt den Vater Hialffreck, ebenſo Volſ. S. Kap. 21. 22. Halfrek, und Kap. 37. 41. Hialfrek. Aber Hialprek, wie auch Torfäus und Suhm haben, iſt die rechte Lesart, von hialp, Hülfe (Altd. Helfe), und reka, bringen, leiſten; alſo unſer Helfrich, oder vielmehr Helfrech, woraus Helfrecht entſtanden iſt. Die Volſ. S. Kap. 22. läßt Hialprecken ſich mit Hiordyſen vermählen, anſtatt ſeines Sohnes Alf, den die Edda-L. S. 66. (XIV. 12.) auch Half nennen, da ſie doch kurz zuvor (Kap. 21.) ſeiner Gemahlin und Alfs Mutter gedenkt. Alſo nur ein Schreibfehler. [illegible]

Sigurth in ſeiner Kindheit auf. Sigmund und alle ſeine Söhne waren weit über alle andere Männer an Stärke und Wuchs, an Muth und allen Tugenden: Sigurth war aber der allertrefflichſte, und ihn rühmen alle in alten Künſten[11]) vor allen Männern, und als den herrlichſten der Heerkönige.

Gripirs Weiſſagung[12])

Gripir hieß der Sohn Eilimi's und war der

---

11) In der Urſchrift: forn-fröthum; wie in Hrolfs Kraka=Saga (in Biörners Samml.) Kap. 1., wo zwar kvaedum, Lieder, Sagen, in Klammern daneben geſetzt und ebenſo überſetzt wird: aber frödi bedeutet Wiſſenſchaft, Kunſt, und hier ſind es die Künſte, welche Reigin Sigurthen lehrt, S. 36. (VI.) und Volſ. S. Kap. 22. einzeln nennt, als, Brettſpiel, Runen und Sprachen, und andres was damals für Königsſöhne gebräuchlich war. Und die hier genannten ſind auch unter den 9 Künſten, die Rögnvalld, Jarl der Orkaden (um 1130.) von ſich rühmt. Orkneyinga=Saga, S. 180. Auch nennt Sigurth hier, Str. 18. die Runen, welche Brynhild ihn lehrt, frödi. Es kann oben alſo nicht Sagen, Lieder, bedeuten, in denen Sigurth geprieſen werde: was die Konſtrukzion ſonſt wohl zuließe.

12) So (Gripis-spà; wie Völu-spà) wird dieß in der Urſchrift nicht abgeſonderte Lied genannt bei allen in Edda Saemund. T. I. daraus angeführten Stellen. Ebenſo von Olafſen; in dem alten Verzeichniß vor der Königl. Handſchr. zu Kopenh. aber Gripis-màl. Vgl. meine Einl. zu der Urſchrift

Hiordis Bruder, er herrſchte über Lande 13) und war der weiſeſte aller Männer und vorkundig. Sigurth ritt einſam und kam zu der Halle Gripirs. Sigurth war leicht kenntlich. Er traf einen Mann draußen vor der Halle, der hieß Geitir: da redete Sigurth ihn an und frug:

1. Wer bauet 14) hier
Dieſe Burgen?
Wie den Volks-Troſt
Nennen die Degen 15)?

Geitir ſang:

Gripir heißet
Der Helden Steuer,
Der wacker lenket
Land und auch Leute.

Sigurth ſang:

2. Iſt der weiſe Herrſcher
Heim in dem Lande,

ſchrift, S. 89. 96 — Die Volſ. S. Kap. 25. hat hievon nur eine kurze Erzählung ohne die Weiſſagungen ſelber. Ebenſo Torfäus.

13) Nach Torfäus, I. 468. vermuthlich auch in Jütland.

14) Im alten Sinne für bewohnet; wie: das Elend bauen, d. h. im Auslande, verbannt leben.

15) Thegnar, Dienſtmannen, Helden: von taugen, Tugend. Deſſelbigen Stammes iſt das Nordiſche tign (dignitas).

So komme mit mir
Zu reden der König.
Noth iſt der Rede
Dem reiſenden Manne;
Schlennig will ich
Gripirn ſehen.

Geitir ſang:

3. Froh wird der König
Geitirn fragen,
Wer der Mann ſei,
So ſprechen will Gripirn.

Sigurth ſang:

Sigurth ich heiße.
Sohn Sigmundes,
Und Hiordis iſt
Des Helden Mutter.,,

4. Da ging Geitir
Gripirn zu ſagen:
„Hier iſt ein unkunder
Mann draußen kommen:
Er iſt adelich
Von Antlitze,
Der will, König,
Zu dir kommen.“

5. Ging aus der Halle
Der Helden Herrſcher 16),
Und grüßte wohl
Den edlen Gaſt:
„Willkommen hier, Sigurth!
Wäre ziemlicher eh' ſchon.
Und du Geitir, nimm
Den Grani 17) zu dir.“

6. Manches ſie ſprachen,
Und manches ſie ſagten,
Da die rathkundigen
Recken beiſammen:
„Sage mir, ſo du weißt,
Mutter-Bruder,
Wie ſoll Sigurths
Schickſal ergehen?“ 18)

Gripir ſang:

7. Du wirſt der mächtigſte
Mann unter der Sonnen,
Und der höchſte geboren
Aller Helden;
Freigebig mit Golde,
Doch geizig mit Fliehen;

Adlich

---

16) Dieſe beiden Verſe ſtehen in Glossar. Eddic unter Skáli angeführt.

17) Sigurths Roß, von welchem mehr in folgend. Liede.

18) Auch dieſe beiden hat Glossar. Eddic unter Snúna.

Adlich von Antlitz,
Und in Worten weiſe. 19)

Sigurth ſang:

8. Sage du König,
Ganz wie ich erkunde,
Du weiſer, Sigurthen,
So du es ſchaueſt:
Was wird zuförderſt
Gehn in Erfüllung,
Wenn aus dem Gadem 20)
Dein ich gegangen?

Gripir ſang:

9. Zuförderſt den Vater,
Fürſt, wirſt du ahnden,
Auch Eilimi's 21)
Harm all rächen:
Du wirſt harte
Hundings Söhne
Schnelle fällen,
Wirſt Sieg haben.

Sigurth

---

19) Dieſe ganze Strophe ſteht bei Olaſſen, S. 22., V. 3-4. auch in Anmerk. 70. zum Hyndlu-lioth, und V. 6. auch in Glossar. Eddic. unter Glögge.

20) Saal, Burg.

21) Der mit Sigmunden gegen Hundings Söhne fiel.

Sigurth ſang:

10. Sag', edler König,
Mein Oeheim, mir
Fürder weislich,
Da wir traulich reden, 22)
Siehſt du Heldenthaten
Sigurths voraus,
Die zum höchſten ſteigen
Unter'm Himmels-Zelte? 23)

Gripir ſang:

11. Allein wirſt du erlegen
Den gleißenden Lindwurm,
Der grimmvoll lieget
Auf Gnitaheide 24);
Du wirſt beide
Sie bringen zu Tode,
Regin und Fafnir:
Recht ſagt Gripir.

Sigurth ſang:

12. Gar reich wirſt du werden,
Wenn ſo ich gewinne

Sieg

---

22) Ein ähnlicher V. iſt S. 67. (XIV. 19.)

23) Zwei ganz ähnliche V. hat Hyndlu-lioth, 3. und des Mönchs Gunlög Merlins-spà (in Glossar. Eddic. unter Skaut), und einen ähnlichen Ausdruck ein Gedicht in Snorri's Heimskringla, Olaf Tryggvaſ. Saga, Kap. 5.

24) In Weſtfalen. Vgl. S. 38. (VII. 2.)

Sieg mit Ehren,
Wie du wahr ſageſt.
Nimm es zu Herzen.
Und weiter ſag',
Was ſoll ſein noch
Fürder mein Schickſal?[25a]

Gripir ſang:

13. Du wirſt finden
Fafnir's Lager,
Und wegholen
Hort den reichen,
Mit Gold beladen 31
Grani's Rücken;
Reiteſt zu Giuki,
Ruhmvoller Recke.

Sigurth ſang:

14. Noch ſollt dem Recken.
In traulicher Rede,
Weiſer König,
Mehr du künden:
Gaſt bin ich Giuki's,
Und ich gehe hindann:
Was ſoll ſein noch
Fürder mein Schickſal!

[25a] Dieſelbe Halbſtr. kehrt Str. 18. wieder, deßgleichen die beiden letzten V. in Str. 14.

Gripir ſang:

15. Es ſchläft auf dem Felſen
Die Fürſten Tochter,
Die ſchöne im Harniſch,
Nach Helgi's Falle; 25b)
Du wirſt ſchneiden
Mit ſcharfem Schwerte,
Trennen den Harniſch
Mit Fafnirs Tödter. 26)

Sigurth ſang:

16. Zerbrochen iſt der Panzer,
Die Braut ſchon redet,
Da ſie erwachte,
Das Weib, aus dem Schlafe:
Was ſoll nun die ſchöne

Mit

25b) Dieß ſcheint anzudeuten, daß Brynhilds letzter Kampf mit einem Helgi geweſen, der aber keiner von den 3 hier in den Edda-Liedern vorkommenden Helgi's ſein kann. Auch iſt, nach IX. 6. und S. 63. (XIII. 7.) Hialmgunnar der letzte, den Brynhild fället. Auf Sigurthen kann aber dieſer V. nicht wohl bezogen werden, da er gerade die Halbſtr. ſchließt, und der Sinn nicht gern ſo übergeht: auch wäre es eine etwas müßige Zeitbeſtimmung, da Sigurth doch auch keinen Helgi erſchlug.

26) Dem Schwerte Gram, womit er Fafnirn tödtete, und das hier den Beinamen des Helden ſelber hat.

Mit Sigurth reden,
Welches zum Frommen
Dem Fürſten werde!

Gripir ſang:

17. Sie wird, Recke, dir
Runen lehren
All' die die Sterblicher
Streben zu wiſſen,
Der Jungfrauen Zunge
All' dir erzählen:
Lebe mit Luſt,
Lebe wohl, König.

Sigurth ſang:

18. Das iſt vollendet,
Mein ſind nun die Lehren,
Und bin gerüſtet
Dannen zu reiten:
Thu' dich beſinnen,
Und fürder ſage,
Was mag ſein noch
Mehr mein Schickſal. 27)

Gripir ſang:

19. Du wirſt hinkommen
Zu Heimirs Hauſe.

Vergnügt

---

27) Dieſelbe Halbſt. ſteht ſchon in Str. 12.

Vergnügt dort werden
Gaſt des Königs.
All iſt nun, Sigurth,
Was ich vorſchaute;
Fürder nicht ſollt du
Forſchen bei Gripir.

Sigürth ſang:

20. Gewähre mir nun dein
Wort, das du ſpracheſt,
Dieweil du vorſchauſt,
Fürſt, noch fürder:
Weißt du auch großes
Wehe für Sigurth,
Sollt du, Gripir, das
Gar auch ſagen.

Gripir ſang:

21. Es lag mir am Herzen,
Held, dein Schickſal
Vorzuſchauen
Und nachzuſehen:
Doch bin ich nicht recht
Rathkundig geachtet,
Noch mehr vorwiſſend;
All iſt, was ich wußte.

Sigurth ſang:

22. Niemanden weiß ich

Nieden auf Erden. 28)
Welcher voraus mehr
Weiß, denn du, Gripir:
Sollſt drum nicht bergen,
Was Böſes komme,
Oder Meinrathes 29)
In meinem Geſchick.

Gripir ſang:

23. Es ſind dir Schläge
Des Schickſals beſchieden, 30)
Laß du, edler Held,
Dir das genügen;
Dieweil empor wird,
So lange die Welt lebt,
See-Feuers Bieter, 31)

Der

---

28) Dieſe Stelle aus Gripis-spå wird in gloss. Edd. unter Fold angeführt.

29) Verrath, Miſſethat, wie: Meineid.

30) Eine ähnliche Stelle vgl. S. 55. (XII. 5.) und in Fiölſvinns-mal, 48.

31) D. i. Goldſpender, Freigebiger, ein häufiger Ausdruck für Fürſt, Held (wie ihr Beiwort mild in den Nibelungen). Das Gold heißt Feuer, auch Licht, Glanz, des Meergottes Aegir, ſeiner Gemahlin Ran, und ſeiner 9 Töchter (der Wellenmädchen) und dann überhaupt der See und des Waſſers, weil Aegir einſt die Aſen zu ſich einlud, und den Saal durch Gold, anſtatt des Feuers, erleuchtete;

Der Name dein bleiben. 32)

Sigurth ſang:

24. Schlimm däucht uns das,
Soll er ſcheiden,
Sigurth, vom Fürſten,
Solchergeſtalt.
Sage das Leid mir,
Das mir beſchieden,
Edler, wenn du magſt,
Mutter-Bruder.

Gripir ſang:

25. Nun will er's Sigurthen
Gänzlich ſagen,
Da mich der Degen
Dazu nöthigt:
Du ſollt gewiß wiſſen,
(Keineswegs lüg' er)
Eins Tages iſt dir
Der Tod beſtimmt.

Sigurth

---

leuchtete; ſo wie vorher, bei einem Beſuche Aegirs zu Asgard, Othin den Saal durch blitzende Schwerter, ſtatt der Lichter, erleuchtet hatte." Edda, Fab. 50. 58.

32) Dieſe Halbſtr. kehrt Str. 41. wieder, nur V. 7. anders, und V. 6. kömmt auch in Fiölſvinns-mal, 13. vor.

Sigurth ſang:

26. Nicht will ich den Unmuth
Des mächtigen Volkskönigs,
Den Gutrath lieber
Gripirs haben;
Nun will ich gewiß wiſſen,
Wie es auch ſei,
Was ſich Sigurth
Siehet vor Handen.

Gripir ſang:

27. Eine Maid iſt bei Heimir,
Hehr von Antlitz,
Brynhild nennen
Sie die Männer,
Buthli's Tochter,
Der theure König,
Die hartherzige Maid
Heimir pfleget.

Sigurth ſang:

28. Was liegt mir daran,
Wie auch die Maid ſei
Hehr von Antlitz,
Gepflegt bei Heimir?
Das ſollt du, Gripir,
Gänzlich ſagen,
Dieweil alles Geſchick
Du vorſchaueſt.

Gripir ſang:

29. Sie fernet dich
Von vielen Freuden,
Die hehre von Antlitz
Pflegtochter Heimirs.
Schlaf nicht haſt du,
Noch entſcheideſt du Zwiſte, 33)
Achteſt nicht Männer,
Bis du die Maid ſiehſt. 34)

Sigurth ſang:

30. Was iſt Sigurthen
Beſchieden zum Troſte,
Sag' du, Gripir, das,
So du's vorher ſieheſt:
Werd' ich die Maid gewinnen,
Mit Morgengabe kaufen, 35)
Sie die ſchöne
Königs Tochter?

Gripir

---

33) In Folge des alten Richteramts der Fürſten und Könige.

34) Dieſe ganze Str. führt Thorlacius, IV. 71. aus Gripis-Spà an, als Beſchreibung der Wirkung des von Brynhilden an Sigurth gegebenen Liebestrankes. Vgl. IX. Anmerk. 4. die Zusätze. Auf ganz ähnliche Weiſe wird die Wirkung des Liebeszaubers beſchrieben, in Hava-mal, 103.

35) ſ. denſelben Vers VIII. 41. und die Anmerk. dazu.

Gripir ſang:

31. Ihr werdet alle
Eide euch ſchwören, 36)
Voll feſtiglich,
Wenig ſie halten.
Wareſt du Giuki's
Gaſt eine Nacht,
Vergißt du der hehren
Pflegtochter Heimirs

Sigurth ſang:

32. Wie iſt das, Gripir,
Sag' es voraus mir,
Siehſt du Treulosheit
In des Königs Schickſal,
Da ich mit der Maid ſoll
Die Vermählung brechen,
So ich ganz von Herzen
Glaubte zu minnen?

Gripir ſang:

33. Du wirſt es, Recke,
Durch andrer Verrath:
Du wirſt Grimhilds
Liſten entgelten,
Sie wird dir bieten
Die glanzlockige Braut,

Ihre

---

36) Dieſelben Verſe wiederholt Str. 37.

Ihre Tochter,
Die ziemt wohl dem Helden.

Sigurth ſang:

34. Ich werde mit Gunnarn
Gar mich verbrüdern,
Und Guthrunen
Gehen zu nehmen:
Wohlvermählt da
Wäre der Fürſt
Wenn Meinräthe
Mich nicht ängſtigten.

Gripir ſang:

35. Dich wird Grimhild
Gar beliſten:
Sie wird um Brynhilden
Bitten wollen
Für Gunnars Hand,
Des Helden-Herrſchers:
Du verheißeſt raſch die Fahrt
Des Fürſten Mutter.

Sigurth ſang:

36. Meinrath iſt vorhanden,
Das mag ich wohl ſchauen,
Es fährt unſelig
Sigurths Schickſal,
Soll ich die hehre

Jungfrau

Jungfrau bitten
Andrem zu Handen,
Die ich lieb habe.

Gripir ſang:

37. Ihr werdet alle
Eide ſchwören,
Gunnar und Högni, 34.
Und du, Held, der dritte,
Die Geſtalt ihr wechſeln,
Wenn ihr auf der Fahrt ſeid,
Gunnar und du:
Gripir leugt nicht.

Sigurth ſang:

38. Was bedeutet das?
Was ſollen wir tauſchen
Geſtalt mit Geſtalt, 37)
So wir auf der Fahrt ſind?
Da muß noch andre
Allerdings arge
Falſchheit mitfolgen:
Furder ſag', Gripir.

Gripir ſang:

39. Du haſt Gunnars Geſtalt
Und ſein Ausſehen,

Deine

---

37) Dieſe Stelle wird zu Hrafna-galdr Othins, 8. aus Gripis - Spa angeführt.

Deine Sprache
Und hohen Sinn:
Du wirſt dir vermählen
Die hochgemuthe
Pflegtochter Heimirs,
Siehſt nichts dahinter.

Sigurth ſang:

40. Schlimm däucht uns das,
Schlecht werd' ich heißen,
Sigurth bei Männern,
Solchergeſtalt: 38)
Ich will mit Liſten
Nimmer verletzen
Die Helden=Braut,
So die beſte ich weiß.

Gripir ſang:

41. Du wirſt ruhen,
Heers Speerweiſer, 39)
Hehrer, bei der Maid,
Als wär's deine Mutter; 40)

Drum

---

38) Faſt dieſelbe Halbſtr. wie oben Str. 24.

39) Ein häufiger Vers, auch Str. 52. und S. 8. (II. 10.) S. 21. (IV. 11.). Vgl. Batholin. p. 120. Olaſſen, S. 161. Alfs Saga, Kap. 13.

40) Vgl. S. 64. (XIII. 11.), wo ſie mit Geſchwiſter verglichen werden.

Drum wird empor,
So lange die Welt lebt,
Volkes - Degen,
Dein Name bleiben.

42. Zuſammen wird das Brautgelübde
Beider getrunken. 41)
Sigurths und Gunnars,
In Giuki's Sälen.
Die Geſtalten ihr wechſelt,
So ihr heim kommet:
Jeder hat ſeinen
Sinn deshalb.

Sigurth ſang:

43. Wird ein gut Weib
Gunnar haben,
Hehr bei Männern,
Sag' du mir Gripir.

---

41) Der Trunk diente zur Bekräftigung und zum Gedächtniß aller feierlichen Handlungen, daher das Weihen der vollen Becher an die Götter (IX. 9.) und Gelübde dabei, beſonders beim Bragi's Becher, S. 11. (II. 31.); das Erb-Ael, ſ. v. a. Todtenfeier (vgl. den Prolog zu V.); das Minne-Trinken (IX. 3.): und noch bei uns das **Kindelbier**, der **Weinkauf** (Trunk beim Kauf, beſonders beim Pferdekauf), das Geſundheit-Trinken.

Obſchon drei Nächte
Des Degens Braut bei mir,
Die ſtolze, geſchlafen?
Solch's iſt ein Wunder.

44. Wird hoch zur Luſt
Darnach werden
Die Vermählung den Männern;
Sag' du mir, Gripir
Wird Gunnaren
Ergötzen beſchieden
Sodann werden,
Oder ſelber mir?

Gripir ſang:

45. Du gedenkeſt der Eide,
Doch magſt du ſchweigen,
Und gönneſt Guthrunen
Gutes und Liebes:
Doch Brynhild ſinnet,
Die Braut, nun vermählet,
Die kluge, auf Ränke,
Sich zu rächen.

Sigurth ſang:

46. Was wird zur Buße
Die Braut annehmen,
Da Betrug wir
Thaten dem Weibe?

Von

Von mir iſt die ſchöne,
Der ich Eide geſchworen,
Doch keinen gehalten,
Noch klein geliebet.

Gripir ſang:

47. Sie wird Gunnarn
Gar es ſagen,
Daß du nicht wohl
Die Eide bewahrteſt,
Da der hehre König
Von ganzem Herzen,
Giuki's Erbe,
Dem Helden traute.

Sigurth ſang:

48. Was iſt das, Gripir,
Künd' es zuvor mir:
Wird ihre Sage
Wahr an mir ſein,
Oder leugt auf mich
Das lobſame Weib,
Und auf ſich ſelber?
Sag' du, Gripir, das.

Gripir ſang:

49. Es wird aus Rache
Die reiche Braut gegen dich,
Nicht aus Falſchheit,

Alles

Alles Weh fügen.
Du thuſt der Lieben
Leides nimmer,
Obſchon das Königs-Weib
Mit Liſten ihr kränket.

Sigurth ſang:

50. Wird der edle Gunnar,
Auf ihre Anreizung,
Guthorm und Högni
Gehen ſodann?
Werden Giuki's Söhne
In ihrem Sippen,
Mir, die Schwerter röthen?
Noch ſag' du, Gripir.

Gripir ſang:

51. Da iſt Guthrunen
Grimm um's Herze,
I[illegible] Brüder die
Den Mord bereiten,
Und Freude wird
Fortan nimmer
Dem weiſen Weibe:
Deß waltet Grimhild.

52. Deß ſollt du dich tröſten,
Heers Speerweiſer,
Solches Glück iſt,

Held,

Held, dir beſchieden:
Kein berühmterer Mann
Wird auf Erden kommen,
Unter der Sonnen Sitz,
Denn du Sigurth ſcheineſt.

Sigurth ſang:

53. Scheiden mit Heil wir:
Nicht entgeht man dem Schickſal. [42]
Nun haſt du, Gripir,
Gethan, wie ich gehrte:
Gern würdeſt du 36.
Günſtiger ſagen
Mein Geſchick mir,
Wenn du's vermöchteſt.

---

vom [illegible]

[42] Ein häufiger, bedeutſamer Spruch in den Nordiſchen Gedichten, vgl. S. 23. (IV. 28.); VIII. 44. Volſ. S. Kap. 38. 44. 45.; Ragnars Todtenlied, Str. 24.

(VI.

(VI. Der Niflungen Hort) *)

36.

Sigurth ging zu Hialpreks Stall, und erkor ſich einen Hengſt, der ſeitdem Grani 1) genannt ward. Da war Regin, Hreithmars Sohn, zu Hialprek kommen; der war geſchickter als jedermann, und ein Zwerg von Wuchſe; er war weiſe, grimmig und zauberkundig. Regin ward Siguths Pfleger und Lehrer und liebte ihn ſehr. Er ſagte Sigurthen von ſeinen Voraltern, und von den Begebenheiten, daß Othin, Hänir und Loki 2) zu Andvari's

---

*) Den Inhalt dieſes Stückes erzählt, hie und da mit denſelben Worten, die jüng. Edda, Fab. 68-72. und darnach, Thorlacii antiquitat. boreal. spec. VII. p. 50-51.

1) Vermuthlich weil er grau (grà) war, wie S. 49. geſagt wird, deßgleichen Volſ. Sag. 22., wo die Art, wie Sigurth dieß Roß durch Othin erhält, näher erzählt iſt. Vgl. Wilk. Sag. 17. 148. In dem zweiten der 3 Kämpeviſ. von Grimild heißt Hagens Roß ein „Sanger graa".

2) Hänir iſt einer der 12 Aſen (Edda, Fab. 50) und ward einſt für Niörd an die Vanen zu Geiſel gegeben (Fab. 21.). Loki, ein Rieſenſohn, der böſe und liſtigſte der Aſen, denen er (wie Prometheus) ihren Untergang weiſſagt (in dem Ariſtophaniſchen Edda-Liede Loka-ſenna). Seine Geſchichte iſt ein Haupttheil der jüng. Edda. Eine ſeiner Verwandlungen, in einen Floh, erzählt nur die Olafs Tryggvaſ.

vari's 3) Waſſerfall kommen wären; „In dem Waſſerfalle war eine Fülle von Fiſchen. Ein

Zwerg

---

vaſonar-Saga, Th. 2. Kap. 17. der Skalholter Ausg. Zuletzt, vor den Aſen fliehend, verwandelt er ſich auch in einen Lachs, wird aber gefangen und leidet eine ähnliche Pein wie Prometheus (auf den auch ſein Name Lohe, Feuer, deutet), bis er mit ſeinem furchtbaren Geſchlecht die geweiſſagte Götterdämmerung erfüllt (Fab. 46-48. Loka-ſenna und Völu-ſpa). Ein anderes Abentheuer von der Reiſe der 3 Aſen, Othin, Hänir und Loki wird Fab. 51. erzählt. Ueber Loki's mythiſche und etymologiſche Bedeutung handelt ausführlich Thorlacii spec. VII. p. 50. vgl. spec. VI. p. 55. Das in dem letzten kommentirte Höstlaung nennt Loki'n zweimal Haenis vinr, Hänirs Freund (p. 34. 38.), worüber jedoch keine weitere Erklärung da iſt. Merkwürdig iſt, daß die drei Söhne Bor's, welche die Menſchen erſchaffen, in der Edda, Fab. 5. 7. Othin, Vili und We, in der Völu-ſpa, St. 18. aber Othin, Hänir und Lodur genannt werden. Lodur ſcheint hier faſt einerlei mit Loki, auch etymologiſch, wie Lohe und Lodern (Thorlacii spec. III. p. 61. hält ihn für einerlei mit Othin.) — Hänir wird nach der Götterdämmerung die neue Welt bewohnen. Völu-ſpa, 57.

3) Die Edda, Fab. 70. ſagt beſtimmt, Loki wäre nach Svart-Alf-heim geſandt worden. Dieſe ſchwarzen Elfen (auch Döck-Alfar, Fab. 15.) ſind den Weiß oder Licht-Elfen (Hvit-, Lios-Alfar) entgegengeſetzt und wohnen unter der Erde. Vgl. Thorlac. spec. VII. p. 160. Keysleri antiq. p. 501. Nach Gudmund Andreä, Anmerk. zu Völu-ſpa, Str. 13. ſind ſie auch Zwerge, und Fab. 59. erſcheinen ſie als künſtliche Schmiede. Fab. 13. wird Andvari auch unter den in Steinen wohnenden Zwergen angeführt, nach der Völu-ſpa, wo er aber (Str. 13) mit mehren Namen fehlt. Die Kenningar der Zwerge (Dverga) nennen ihn; deßgleichen die der Fiſche, wo er durch Raubfiſch erklärt wird.

Zwerg hieß Andvari, der war lange in dieſem Waſſerfalle in Hechtes Geſtalt, und fing ſich da Nahrung. Otur hieß unſer Bruder (ſprach Regin), der oft in Otters Geſtalt in den Waſſerfall fuhr. 4) Er hatte einen Lachs gefangen, und ſaß am Stromes-Ufer und aß blinzelnd. Loki warf ihn mit einem Steine zu Tode. Die Aſen däuchten ſich gar glücklich geweſen zu ſein, und zogen den Balg von dem Otter. Denſelben Abend ſuchten ſie Herberge bei Hreithmar, und zeigten ihr Waidwerk. Da nahmen wir ſie gefangen, und ſetzten ihnen zum Löſegelt, den Otterbalg mit Golde zu füllen und auch von außen ihn mit rothem Golde zu verhüllen. Da ſandten ſie Loki'n, das Gold zu ſchaffen. Er kam zu Ran 5) und erhielt ihr Netz, und fuhr da zu Andvari's Waſſerfall, und warf das Netz vor den Hecht.

---

4) Das folgende bis Str. 1. 2. hat wörtlich die Wolſ. Sag. c3.

5) Die Gemahlin Aegirs des Meergottes. Vgl. S. 9. (II. 18.) S. 16. (III. 30.) und Edda, Fab. 58., wo auch ihr Netz erwähnt wird, womit ſie den Seefahrern nachſtellt. Nach ihr wird auch die See Ran's Land, Sitz, Saal, Bette, und das Schiff Ran's Roß genannt. Vgl. Kenningar Sivar und Fiarda, Friththiofs-Saga, Kap. 6. 7. Orkneyinga-Saga, S. 282. Ihr Name von rana, rauben, bedeutet die raubgierig alles verſchlingende See.

Hecht. Und der lief in das Netz. Da ſang Loki:

1. Was Fiſches iſt das,
Der in der Flut rennt?
Kann ſich nicht mit Witze wahren.*)
Dein Haupt du löſe
Aus Hel's 6) Haus,
Und ſchaffe mir Sühnungs Lohe. 7)

Der

---

*) Ein ähnlicher V. wie der erſte, iſt in Vegtamsqvitha, 10., wie der zweite, einer in Grimnismal, 21., und wie der dritte, einer in Alfs-Saga, Kap. 6.

6) Loki's und einer Rieſin Tochter, die Göttin der Todten und der Unterwelt, der Hölle (Altd. Helle, wie noch im Niederd. der Winkel hinter dem Ofen heißt: von Höhle, hehlen, hüllen). ſ. Völu-ſpa, 36. 48. Edda, Fab. 38. 49. und Keysleri antiq. p. 180, wonach damals noch in Schleßwig Hel, als Geſpenſt des Todes, auf dreibeinigem Pferde reitend, geglaubt wurde. Daher noch im Swediſchen und Däniſchen die gewöhnliche Redensart ihiel-ſlaae, todt ſchlagen.

7) Lohe, Feuer, Flamme, Licht ſind häufige Benennungen des Goldes. Vgl. oben zu V. 23. Und Loki hat ſowohl durch den Namen, als durch den Mythus ſehr nahe Beziehung darauf, indem er öfter goldene Kleinode den Aſen herbei ſchaffen muß, z. B. Sif's goldenes Haar, Frey's goldborſtigen Eber, Othins goldenen Armring Dröpnir, Frigga's Halsband Briſing: weßhalb er auch in Thorsdrapa (Thorlacii spec. VII. p. 51.) des Goldes Vater genannt wird.

Der Hecht ſang:

3. Andvari heiß' ich,
Oin [8] hieß mein Vater,
Manchen Fluß hab' ich durchfahren.
Eine unſelige Norne [9]
Beſchied mir frühzeitig,
Daß ich ſollte im Waſſer waten.

Loki ſang:

3. Sag' du das, Andvari,
So du behalten willt
Das Leben in der Leute Sälen:
Welche Straf' empfahn
Der Menſchen Söhne,
Wenn ſie wanken in Worten?

Andvari ſang:

4. Schwere Straf' empfahn
Der Menſchen Söhne,
Die, ſo im Vathgelmir waten; [9*]
Für unwahre Worte,
Wer den andern belügt,
Gar lange Quaal erleidet.

Loki

---

[8] So heißt ein Zwerg in den Kenningar. Die Lesart Othin in Volſ. S. iſt falſch.

[9] Die, gleich den Parzen und Feen, das Sickſal der Menſchen bei der Geburt beſtimmenden Göttinnen. Vgl. S. 13. (III. 2.) Loka-ſenna, 24. 49. und Nornageſts-Saga, Kap 10.

[9*] Nach Völu-ſpa, 37. iſt die Strafe der Meineidigen in reißenden Strömen zu waten. Den Namen Vathgelmir finde ich ſonſt nirgend. Nur in Grimnismal, 28. kömmt ein Fluß Vath vor, unter den Flüſſen Hel's; ebd. 26. wird der Fluß Hver-gelmir genannt, von gemlir, gamall, alt. Vgl. ebd. 21.

Loki ſah all das Gold, das Andvari hatte. Als er [Andvari] aber das Gold dargebracht hatte, behielt er einen Ring zurück: auch den nahm ihm Loki ab. Der Zwerg ging hinein in den Stein, und ſprach: 37.

5. Das Gold ſoll,
Das ich beſaß,
Zweien Brüdern 10)
Bringen den Tod,
Und acht 11) der Fürſten
Werden zum Fluch:
Wird meines Gutes
Niemand genießen.

Die Aſen brachten Hreithmarn das Gut, ſtopften den Otterbalg aus und ſtellten ihn auf die Füße: da ſollten die Aſen ihn noch mit Golde behäufen und verhüllen. Aber als das gethan war, ging Hreithmar her, und ſah noch ein Bart-Haar, und gebot auch das zu verhüllen. Da zog Othin den Ring Andvari's-Kleinod ab, und verhüllte das Haar. 12)

Loki ſang:

6. Gold iſt dir nun,
Und groß Löſegelt

---

10) Fafnir und Regin.
11) Sigurth, Gunnar, Högni, Guttorm, Atli, Erp, Sörli und Hamthir.
12) Dieſen Satz und die folgende Str. hat auch Volſ. Sag. 23.

Haſt für mein Haupt du.
Deinem Sohn iſt damit
Heil nicht geſchaffen:
Das bringt den Tod euch beiden.

Hreithmar ſagte:

7. Gaben du gabſt,
Doch gabſt du nicht gerne,
Gabſt nicht mit gutem Sinn.
Eures Lebens ſolltet
Ihr ledig werden,
Wüßt' ich die Fahr zuvor.

(Loki ſang:)

8. Noch wird ärgerer
(Das wähn' ich zu wiſſen)
Blutsfreunde=Streit drob entſtehn;
Ungeboren, wähn' ich,
Sind noch die Helden,
Denen es zum Unheil verheißen.

Hreithmar ſang:

9. Des rothen Goldes
Wähn' ich mich zu ergötzen,
So lange, als ich lebe.

Deine Drohung
Erſchreckt mich nimmer:
Und fahret heim von hinnen. 13)

Fafnir und Regin forderten von Hreithmar ihr Erbtheil nach dem Tode ihres Bruders Otur. Er ſagte nein dazu. Fafnir aber durchſtach mit dem Schwerte ſeinen Vater im Schlafe. Hreithmar rief nach ſeiner Tochter:

10. Lyngheith und Lofnheith,
Wißt, mein Leben iſt verloren:
Manches iſt, deſſen bedarf die Maid.

Lingheith ſagte:

11. Klein kann die Schweſter,
Obſchon ſie den Vater miſſet,
Rächen des Geſchlechtes Schmach.

Hreithmar ſang:

12. Gebier du, Tochter,
Eine wolfsherzige Dys, 14)
Wenn keinen Sohn du
Gewinnſt mit dem König;

Gieb

---

13) Dieſer Vers kömmt auch in Fiölſvinnſ-mal, Str. 3. vor.

14) Ein gemeinſamer Name aller Göttinnen beſonders der furchtbaren Schickſalsgöttinnen, der Nornen und Walkyren. Vgl. Str. 11. Viele andre Stellen giebt Bartholin. antiq. p. 614. 625. und glossar. Eddic. Hier bezeichnet er nur ein

Gieb der Maid einen Mann
In ſchwerer Armut,
So wird ihr beider Sohn
Deine Schmach rächen.

Da ſtarb Hreithmar; Fafnir aber nahm das Gold alles. Da verlangte Regin ſein Vatererbe zu haben. Fafnir aber erwiederte 38.
nein darauf. Da ſuchte Regin Raths bei ſeiner Schweſter Lingheith, welchermaßen er ſein Vatererbe erhalten ſollte. Sie ſang:

13. Den Bruder ſollt du
Freundlich bitten
Um Erbe und milderen Muth;
Nicht iſt es beſchieden,
Daß du mit dem Schwert ſollt
Gut von Fafnir fordern.

Dieſe Dinge ſagte Regin Sigurthen.

(VII.

---

ein dämoniſches Weib, wie die ſtreitbaren Schildjungfrauen auch ſelbſt Valkyren genannt werden. Sigurths Mutter heißt darnach Hiordys, d. i. Schwert-Dys, und der Name ſcheint bedeutſam in Beziehung auf das verhängnißvolle Schwert, deſſen Stücke ſie bewahrte.

(VII Sigurths Rache an den Hundingen.[1])

Eines Tages als er (Sigurth) zu Regins Hauſe kam, ward er wohl empfangen.

Regin ſang:

1. Hieher iſt der Sohn
Sigmunds kommen,
Der ſchnelle Degen
Zu unſerm Saale:
Muth hat er mehr,
Denn ein alter Mann,
Und mir iſt Fangs Wahn
Zu dem frechen Wolfe [2]).

2. Ich will unterweiſen
Den volks-kühnen Wigand,
Nun iſt der Königs-Sohn
Zu uns kommen;

Dieſer

---

1) Dieß ganze Stück ſteht, zum Theil noch ausführlicher, in Nornageſts-Saga, Kap. 4-5. Edda Saem. I. praef. p. 39. nennt es: Oda Sigurdi Fabnericidae secunda. Eine meiſt nur proſaiſche Erzählung hat Volſ. Sag. 26. und läßt, Kap. 24. das Schmieden des Schwertes vorangehen.

2) Dieſer Ausdruck ſpielt wol zugleich auf Sigurths Stammnamen an, da die Volſungen, (von Volſung, Sigmunds Vater) auch Ylfinger, Wölſingen, genannt werden. S. 20.

Dieſer Recke wird
Der reichſte unter der Sonnen,
Berühmt über alle Lande
Durch ſein Schickſal.

Sigurth war da ſtäts bei Regin, und er ſagte Sigurthen, daß Faſnir auf Gnita-Heide 3) läge, in Lindwurms Geſtalt 4): er hatte den Aegis-

---

3) wird auch S. 40. 76. genannt. Sie ſoll in Weſtfalen liegen. Vgl. meine Einleit. S. XLI. Biörner ſetzt in Nornag. Sag. Gnyparheide in Klammern daneben.

4) Daher das Gold auch Faſnirs Lager heißt, in den Kenningar, und in Biarka-mal (vgl. Einleit. S. VIII.). Eine ähnliche Sage, wie ein Seeräuber Vali, verfolgt, ſich mit ſeinem Golde in's Waſſer ſtürzt, und in einem Drachen verwandelt darauf liegt, erzählt Torfaeus, hist. Norveg. und darnach Biörner, im Anhang zur Halfdan Eiſteinſons Saga. Auch der Lindwurm in Ragnar Lodbr. Sag. 1. liegt auf Gold, das mit und unter ihm wuchs. Daher folgende Ausdrücke auch allgemein ſein können: in Biarka-mal: duni grafvitnis (Daunen, Bette des Grabkundigen d. i. der Schlange); Gunlaugs-Saga, S. 66. samlagi linns kindar (Lager des Lindwurm-Geſchlechts); ebd. ormabedr. (Wurms-Bette; vgl. S. 128.) und orms-dagr. (Tag, Glanz); bei Olaſſen, S. 126. linna-land, und S. 182. oglis-land (Lindwurms Land); S. 165. linna-vengi (Aufenthalt); S. 120. lingva-lattr, und 161. orm-lättur (Lager); S. 61. gramnis-seid (der Schlange Kiſſen); S. 165. snaka-tun (Schlangen-Tenne). Rials-Saga, S. 223. glúfra favsla fagurt saeti (des freißlichen Wurms ſchöner Sitz) S. 120. lingva men (Lindwurms Kleinod.).

Aegis-Helm 5), vor dem alles Lebendige ſich erſchreckte. Regin machte Sigurthen ein Schwert, das Gram 6) hieß; das war ſo ſcharf, daß er es nieder in den Rhein 7) hielt, und ein Flock Wolle mit dem Strome dagegen treiben ließ,

und

---

5) Von Aegir, dem Meeresgott (vgl. VI. Anmerk. 1.) der auch wol ſeinen Namen von aegia, erſchrecken (daher Altd. egeslich, eislich) in Beziehung auf das furchtbare Element hat. Verel, im Gloſſar, erklärt Aegis-hialmr durch Neptuni clypeus, ein magiſcher Charakter, einen Strahlenkreis vorſtellend, den man ſich mit dem Finger im Geſicht malte, um die Feinde in Furcht zu jagen. Er erinnert an die Aegis der Pallas und des Zeus mit dem Gorgonenhaupt, und bemerkt, daß jener magiſche Charakter gewiſſermaßen einen viereckigen Schild mit ähnlicher Zeichnung bildet. Er führt eine Stelle aus Konunga-Saga, S. 203. an: er lengi barn aegis hialm yfer os. Ebenſo ſteht in der Olaf Tryggvaſ. Saga, der Skalholter Ausg. Th. 2. S. 58. von Högni, der mit Hedin kämpfte: hann hefur Aegis-hialm i augum. Vgl. Gunl. Sag. v. Alin. Ecken Ausfahrt, Str. 40-41. wo die Thiere vor dem Klange ſeines Helmes fliehen.

6) Von gram, gramm, grimmig. Nach Volſ. S. 24. ward dieß Schwert von den Stücken des Schwertes Sigmunds, das von Othin kam, geſchmiedet; und ſie erzählt auch die folgende Probe ausführlicher. Auf dieſelbe Art prüft Wieland (Völund) den Mimmung. Wilk. Sag. 23.

7) Da Regin bei K. Hialprek in Dänemark (vgl. V. S. 29.) Schmidt iſt, ſo iſt hier der Rhein wol ein Vorgriff von dem Rhein der Niflungen. Zwar könnte i Rin auch allgemein Strom bedeuten, ſo wie die Volſ. S. 24. til arinnar, Genit. von a, Strom, hat; doch lieſt die Nornag. S. 4. auch i ana Rin. Vgl. Einleit. Anmerk. 44.

und es ſchnitt den Flock entzwei, wie das Waſſer. Mit dem Schwerte klöbt Sigurth auch den Amboß Regins entzwei. Hierauf reizte Regin Sigurthen, Fafnirn zu erſchlagen. Er ſang:

3. Höchlich werden lachen
Hundings Söhne,
Die Eilimi'n 8)
Das Alter verſagten,
Wenn mehr es dem Helden
Behaglich, zu ſuchen
Rothe Ringe,
Denn Vaters Rache.

König Hialprek gab Sigurthen ein Schiffsheer zur Vaterrache. Sie erfuhren einen heftigen Sturm, und ſegelten an einem Berge vorüber. Ein Mann ſtund auf dem Berge, und ſang 8*):

---

8) Sigurths mütterlichen Oheim, der mit Sigmunden gegen Hundings Söhne fiel. Vgl. S. 29.

8*) Volſ. S. erzählt noch, daß Sigurth ein treffliches Drachenſchiff geführt, und im Sturm die Segel nur höher ſpannen laſſen (wie Helgi auf ſeiner Fahrt gegen die Hundingen, Kap. 17.). Norvag. S. berichtet, daß Hamund, Sigurths Stiefbruder (S. 28.) mit in der Fahrt geweſen, und dieſe gen Süden gegangen, und man den Hundingen den Sturm zugeſchrieben; der Alte vom Berge ſei mit grünem Mantel, blauen Hoſen, Schnürſchuhen und einem Spieß in der Hand gekommen: ähnlich, wie Othin Sigmunden und Sigurthen ſchon zuvor erſchienen (Volſ. Sag. 6. 20. 22.). Einen blauen Mantel hat Othin im Prolog zu Grimnis-mal.

4. Wer reitet da
Auf Räfils 9) Roſſen
Durch hohe Wellen
Des hallenden Meeres? 10)
Die Segel-Roſſe ſind
Mit Schweiße beſpritzt;
Die See-Mähren 11) werden
Den Wind nicht beſtehen.

Regin antwortete:

5. Hier ſind wir mit Sigurth
Auf See-Bäumen;
Uns treibt ein Sturm fort
Bis in den Tod ſelbſt;
Das brauſende Meer ſteigt
Höher als die Maſten,
Die Kielpferde ſtürzen:
Wer frägt darnach?

Er

---

9) Räfil iſt ein alter Seekönig, nach dem, wie nach allen berühmten Seekönigen, die Schiffe ſeine Roſſe hießen. Vgl. Kenninger. Biörns Sohn, Ragnar Lodbroks Enkel, hieß auch Refill. Hervarar-Saga, S. 224.

10) die erſte Hälfte dieſer Str. iſt in Nials-Saga, glossar. v. Kolvann angeführt.

11) Umgekehrt werden auch die Roſſe Landſchiffe genannt.

Er ſang:

6. Hnikar 12) hieß mich,
Da ich den Hugin 13) ergötzte,
Volſung der junge,
Da er gefochten hatte: 14)
Nun magſt du mich nennen
Den Mann vom Berge,
Feng oder Fiölnir 14*):
Fahren will ich mit euch.

Sie

---

12) Einer der vielen Namen Othins. Grimnismal, 46. Edda, Fab. 3. auch Nikar, wobei an *νικη* gedacht wird. Ebd. heißt Othin auch Nikur oder Hnikudur (ſo auch in Grimnism.), was erklärt wird durch monstrum aquatile in varias se commutans formas. Ebenſo in den Kenningar. Glossar Eddic. führt auch die Ableitung von hnika, bewegen (neigen, nicken), an, auf Othins Gewandtheit oder Beredſamkeit deutend. Dieſer Name kömmt auch in einer Str. der Knytlinga-Saga, bei Olaſſen, S. 174. vor.

13) Huginn (von hugr, hugi, Gedanke, hyggia, denken; Altd. Huge, hugen, davon Hugo) und Muninn (von munr und minni, Erinnerung; Altd. Minne: vgl. S. 45. IX. Str. 4.) heißen die beiden Raben Othins, welche auf ſeiner Schulter ſitzen, und täglich ausfliegen und ihm alles, was auf Erden vorgeht, berichten, (daher wol auch dem chriſtlichen Teufel ſolche Raben beigelegt werden). Grimnis-mal, 20. Edda, Fab. 34., und Kenningar Hraffnar. — Hier ſteht Huginn poetiſch für Rabe überhaupt.

14) In einem der vielen Kämpfe, worin ihm Othin den Sieg gab: beſtimmter läßt es ſich nicht nachweiſen.

14*) Ebenfalls Namen Othins. Der letzte ſteht auch in Grimnism. 46. und wird durch vielkundig erklärt

Sie ſteuerten an's Land, und der Alte ging in's Schiff, und da legte ſich das Wetter [15].

Sigurth ſang:

7. Sag' du mir das, Hnikar,
Der du beides weißt,
Der Götter Heil und der Menſchen:
Welche ſind die beſten,
Wenn man ſtreiten ſoll,
Zeichen zum Schwerter-Schwingen?

Hnikar ſang:

8. Manche ſind gute,
Wenn die Männer ſie wüßten,
Zeichen zum Schwerter-Schwingen: [16]
Des Raben ſtäte
Folge, des ſchwarzen,
Wähn' ich eins für der Schwerter Verſtümmlung.

9.

---

klärt (von fiöld, Menge, Fülle, viel). Ebenſo in Edda, Fab. 3. In den Kenningar ſteht Fiölder, und daneben auch Feingur, multa acquirens (von fa, fahen, fangen).

15) Dieſen Satz und die vorhergehende Str. hat auch Volſ. Sag. 26. Die Nornag. S. fügt hinzu, daß der Alte ſich vor Sigurths Füße geſetzt, und ihm ſeinen Rath angeboten habe.

16) Dieſe 3 Verſe ſtehen im Gloſſar zu **Landnamabok**, v. **Heill**.

9. Das iſt das andre:
Wenn du hinaus biſt kommen,
Und biſt zur Fahrt fertig,
Sieheſt du da
Einſam ſtehen
Zwei ruhmbegierige Recken.

10. Das iſt das dritte:
Wenn du heulen höreſt
Den Wolf unter Eſchen-Zweigen;
Heil iſt dir beſchieden
Von behelmten Häuptern,
Wenn du ſie zuvor ſiehſt fahren.

11. Keiner der Männer
Soll noch kämpfen
Bei ſpät ſcheinender
Schweſter des Mondes:[17]
Sieg die haben,
Die ſehen können
Zum ſcharfen Schwertſpiel
Und die Schlachtreihn ſchaaren.[18]

---

[17] d. i. die Sonne. Vgl. Vaſthrudnis-mal, 23. und Edda, Fab. 9., wonach Mundilföri ſeinen Sohn Mana (Mond) und ſeine Tochter Sol (Sonne) nannte, wegen ihrer Schönheit: die Götter, über dieſen Stolz erzürnt, ergriffen beide und ſetzten ſie an den Himmel, wo Mana den Mondes- und Sol den Sonnenwagen führen mußten. — Dieſe 4 V. ſtehen angeführt in Glossar. Eddic. v. Sith.

[18] Vgl. Olaſſen, S. 46.

12. Das iſt Gefahr große,
Wenn du den Fuß ſtößeſt,
So du zur Schlacht ſchreiteſt:
Trug-Dyſen 19) ſtehen
Dir zu beiden Seiten
Und wollen dich verwundet ſehn. 19*)

13. Gekämmt und gewaſchen
Soll jedweder ſein, 20)
Und am Morgen ſein Mahl halten,
Dieweil ungewiß iſt,
Was am Abend kömmt:
Ein ſchlimmes Zeichen iſt, zu ſtraucheln. 21)

Sigurth hatte eine große Feldſchlacht mit Lyngvi Hundings Sohn und deſſen Brüdern. 22) Nach der Schlacht ſang Regin:

14.

---

19) Vgl. zu VI. Anmerk. 14. Dieſer und der folgende V. ſtehen auch in Glossar. Eddic. v. Alldr-tili.

19*) Dieſe letzte Halbſtrophe führt auch Bartholin. antiq. p. 614. an.

20) Dieſelbe Lehre geben Hava-mal, 55., wenn man zu einem Dinge (Volksverſammlung) reitet.

21) Was noch bei uns gemeiner Glaube iſt.

22) Nornag. S. erzählt hier ausführlicher: wie die Fahrt weiter ſüdwärts an Holſetu-land (Holſtein) nach Friesland gegangen, wo die Hundingen ein großes Heer geſammelt, aber vor Sigurth und Hamund bis zum Abend alle fallen. Hnikar war am Morgen darauf verſchwunden, und wurde für Othin

14. Nun iſt der Blut-Aar
Mit bittrem [23] Schwerte,
Sigmunds Mörder
Auf dem Rücken geſchnitten:
Kein frömmerer iſt,
Der in's Feld reite,
Fürſten-Erbe,
Und den Hugin [24] erfreue.

VIII.

Othin gehalten. Sigurth, hat Lingvi'n, der ſeinen Vater beſiegt, gefangen, und Regin räth, ihm den Blutaar auf den Rücken zu ſchneiden, und ſchnitt ſelber ihm die Rippen vom Rückgrat und zog die Lungen daraus. Die Volſ. S. erzählt die Schlacht auch umſtändlich, aber ſo, daß Sigurth Lingvi'n von oben herunter geſpalten und Hiorvarthen mitten durch gehauen und alle noch übrigen Hundingen erſchlagen habe. Hiorvarth war aber ſchon von Helgi erſchlagen. Vgl. S. 14. 22. Nornag. S. 4., welche die zwei, außer Lingvi übrig gebliebenen, Alf und Heming nennt, obwohl hier (S. 14. 22.) Alf auch ſchon unter den von Helgi gefällten ſteht. — Die Edda hat nichts von dieſer ganzen Fahrt. Auf dieſelbe Art rächen aber Ragnars Söhne (Kap. 21.) den Tod ihres Vaters an K. Elli.

[23] d. i. ſcharfen, v. beißen (bita, Niederd. biten).

[24] Vgl. Anmerk. 13.

(VIII. Faſnirs Tod.[1])

Sigurth fuhr heim zu Hialprek. Da reizte Regin Sigurthen den Faſnir zu erſchlagen. Sigurth und Regin fuhren hin auf Gnita-Heide, und fanden da die Spur Faſnirs, wo er zum Waſſer kroch. Da machte Sigurth eine große Grube auf dem Wege, und Sigurth ging da hinein. Als aber Faſnir von dem Golde kroch, blies er Gift, und das rann herab auf Sigurths Haupt. Als aber Faſnir über die Grube kroch, da ſtieß ihm Sigurth das Schwert in's Herz. Faſnir bäumte ſich, und ſchlug mit dem Haupte und Schwanze. Sigurth ſprang aus der Grube, und

---

[1] Die Edda, Fab. 72. ſtimmt zum Theil wörtlich mit dem erſten proſaiſchen Satze, deßgleichen mit dem vor Str. 32. 33., den einzigen, welche ſie aus dieſen Liedern anfuhrt. Die Nornag. S. berührt nur ganz kurz Sigurths Abentheuer mit Faſnir und Zuſammenkunft mit Bronhild, und verweiſt ausdrücklich auf die Saga Sigurdar Faſnisbano, welche eben die Wolſunga-Saga iſt. Dieſe iſt auch hier (Kap. 27.) umſtändlicher, und erzählt noch, daß ein alter langbärtiger Mann (Othin, der in den Kenningar, auch den Namen-Sydſkeggur, d. i. Langbart, führt), Sigurthen erſchienen und ihm gerathen habe, mehr als eine Grube zu machen, zum Abfluß des Blutes. In den folgenden Geſprächen beſonders iſt die Auflöſung der Lieder in die Proſa zu erkennen.

und ſah da jeder von ihnen den andern. Faſnir ſang: 1*)

1. Wer biſt du, Held,
Von welchem Helden geboren,
Welcher Männer Mage biſt du? 2)
Der du in Faſnirn ſtießeſt
Dein ſo blankes Schwert:
In dem Herzen ſteckt mir die Spitze.

Sigurth verhehlte ſeinen Namen, dieweil es Glaube war in der Vorzeit, daß das Wort eines ſterbenden Mannes viel vermöchte, wenn er ſeinen Feind mit Namen verfluchte 3). Er ſang:

2. Edles Thier heiß' ich,
Ich bin einher gegangen,

Ein

1*) Hier folgt in der Urſchrift erſt die Ueberſchrift: Vom Tode Faſnirs. Dieſe Abtheilung iſt es auch, welche in den Anmerk. zur Lat. Ueberſ. der Volu-ſpa, Str. 20. und in Edda Saemund, T. I. praef. p. XLIII-IV. und vita Saemund. p. XII. Faſnis-mal genannt wird.

2) Dieſe Verſe kommen faſt wörtlich in Fidlſvinns-mal, Str. 6. vor, und ſind auch ebd. zu Str. 2. angeführt. Auf ſie deutet auch glossar. Eddic. v. Sveinn. Mit einem ähnlichen Verſe beginnt Harbarthslioth.

3. Hier unterſcheidet ſich der ſpätere Sammler und Bearbeiter (vgl. die Vorrede, S. VII.) ſehr deutlich. — Ein ähnlicher Glaube iſt, worauf die Fabel im Alarkos beruht.

Ein mutterloſer Mann,
Keinen Vater hab' ich,
Wie der Menſchen Kinder:
Ich gehe ganz einſam.

Faſuir ſang:

3. Weißt du, wenn du keinen Vater hatteſt,
Wie der Menſchen Kinder,
Von welchem Wunder du wardſt geboren?

Sigurth ſang:

4. Mein Geſchlecht, ſag' ich,
Wird dir unkundig ſein,
Und ich ſelber mitſammen:
Sigurth heiß' ich,
Sigmund hieß mein Vater,
Der ich dich mit dem Schwert erſchlagen.

Fafnir ſang:

5. Wer reizte dich,
Was ließt du dich reizen,
Meinem Leben zu fährden?
Du ſcharfäugiger Held,
Du hatteſt einen bittern Vater:
Ungeboren ſchon ſagt' er der Furcht ab 4).

Sigurth

---

4) Dieß that Volſung, Sigurths Großvater, der im Mutterleibe 6 Jahr alt und endlich heraus geſchnitten wurde (wie Macduff), und zuvor ſchon gelobte,

Sigurth ſang:

6. Das Herz mich reizte, 4*)
Die Hand mir's vollbrachte
Und dieß mein ſcharfes Schwert.
Wenig kühn wird,
Wer ſich ſchrecken läßt
Und blöd' iſt jungen Jahren.

Fafnir ſang:

7. Ich weiß, wenn du erwachſen könnteſt
An deiner Verwandten Buſen, 5)
Du würdeſt ein Mann mit Zornmuth
ſtreiten: 41
Nun biſt du gefeſſelt,
Und kriegsgefangen; 6)
Je, je, ſagt man, die Gebundnen erbeben.

Sigurth

---

gelobte, nie weder vor Feuer noch Eiſen zu fliehen. Volſ. Sag. 4. 8. — Anders lautet dieſer Vers in der Geiriſchen Abſchrift, woraus er in Edda Saemund. T. I. praef. p. XLIII. angeführt wird. Vgl. meine Einleit., S. XC.

4*) Ein ähnlicher V. ſteht in Loka-ſenna, Str. 65.

5) Aehnlich ſind 2 Verſe S. 14. (III. 9.)

6) Nämlich inſofern ſeine Mutter Hiordys, da ſie mit ihm ſchwanger ging, nach der Schlacht, worin Sigmund fiel, von Alf gefangen, und zu ſeinem Vater, König Hialprek nach Dänemark geführt wurde, Vgl. S. 29. (V.) und Volſ. Sag. 21.

Sigurth ſang:

8. Was wirfſt du mir vor, Fafnir,
Daß ich zu ferne ſei
Meinem lieben Vaterlande?
Nicht bin ich gefeſſelt,
Wiewohl ich kriegsgefangen:
Du empfandeſt, daß ich ledig lebe.

Fafnir ſang:

9. Scheltworte nur wähnſt du
Dir in jedwedem,
Aber ich ſage dir eins fürwahr:
Dieß gleißende Gold
Und dieß glutrothe Gut,
Dieſe Ringe gedeihen dir zum Verderben. 7)

Siguth ſang:

10. Des Gutes walten
Will der Männer jeder
Je bis zu dem einen 8) Tag,
Dieweil einmal doch
Jedermann muß
Fahren zu Hel hindann, 9)

Fafnir

---

7) Dieſe Halbſtr. wird Str. 20. wiederholt, der letzte V. auch S. 53. (XI. 20.).

8) nämlich, dem jüngſten, Todes-Tag.

9) Auch dieſer V. kömmt Str. 34. und 39. wieder. — Mit ähnlichen Worten verflucht in Holm-

Holmveria

Fafnir ſang:

11. Der Nornen Macht wirſt du
Vor der Naſe haben,
Und unbeſonnenes Affen 10) Geſchick:
Im Waſſer ertrinkſt du,
Wenn du im Winde ruderſt: 11)
All das iſt Todes Verrath.

Sigurth ſang:

12. Sag' du mir das, Fafnir,
Der du weiſe heißeſt,
Und wohl manches weißeſt: 12)
Welche ſind die Nornen,

Die

Holmveria-Saga die Leiche Soti's, der Hordur einen Ring abzieht, ihn und jeden Beſitzer deſſelben: und Hordur antwortet, daß er das Gold doch nähme, wenn er auch wüßte, daß der Fluch einträfe. Vgl. Bartholini antiq. p. 506. — Wie Sigurth hier, tröſtet ſich auch Skirnir, daß er doch einmal ſterben müſſe. Skirnis-för, Str. 13.

10) Derſelbe Ausdruck findet ſich in Grimnis-mal, 34. und Hava-mal, 116.

11) Ebenſo räth Hava-mal, 72. nur bei Windſtille zu rudern.

12) Dieſe Halbſtr. hat auch Wafthrudnis-mal; 26. 28. ff.

Die in Nöthen nahen
Und von den Müttern ſich Kinder kieſen? 13)

Fafnir ſang:

13. Sonder-bürtig gar,
Wähn' ich, ſind die Nornen,
Nicht ſind ſie eines Geſchlechtes:
Etliche ſind von den Aſen,
Etliche, von den Alfen,
Etliche, Töchter Dvalins. 14)

Sigurth

---

13) Die Nornen, welche den Neugeborenen ihre Lebezeit und Geſchick beſtimmen. Volu-ſpa, 21. Edda, Fab. 15. Bartholini antiq. p. 610. So erſcheinen ſie bei der Geburt Helgi's Hundingsb. S. 13. (III. 2.), und Nornageſts, der eben nach ihnen heißt, und dem ſie eine Kerze geben, an deren Verbrennen ſein Leben hängt (wie an dem Scheit des Meleager). — Uebrigens folge ich im letzten V. der gewiß richtigeren Lesart in Volſ. S.

14) Dieſe Str. wird auch in Edda, Fab. 15. angeführt, und darnach bei Bartholin. antiq. p. 612. deßgleichen in den Anmerk. zu der Lat. Ueberſ. von Volu-ſpa, 20., als aus Fafnis-mal. Sie ſteht ſonſt in der Erichſenſchen und einigen andern papierenen Hdſſ. auch in Grimnis-mal, nach Str. 35. verſetzt. Vgl. Edda Saem. T. 1. praef. p. XLIV. und meine Einleit. S. XCI. Die Aſen ſind die Götter, die Alfen eine Art Halbgötter, unſere Elfen (vgl. VI. Anmerk.), und Dvalin iſt einer der namhafteſten Zwerge, der auch in Volu-ſpa, 11. Runa-Cap. 6. (vgl. Edda Saem. T. 1 p. 212.) Alvis-mal. Str. 16. Edda, Fab. 13. und Kennigar vorkommt. — Die Edda unterſcheidet dieſe mannichfaltigen namenloſen Nornen

von

Sigurth ſang:

14. Sag' du mir das, Fafnir,
Der du weiſe heißeſt,
Und wohl manches weißeſt,
Wie der Holm 15) heißet,
Wo den Schwertſaft 16) miſchen
Surtur und die Aſen zuſammen? 17)

Fafnir ſang:

15. Oſkopnir 18) heißt er,
Und da ſollen alle

Götter

---

von jenen drei Ur=Nornen, Urd (Geworden), Verandi (Während, Weſend, Seiend) und Skuld (Sollend, Werdend).

15) Eiland, Werder, wo im Norden gewöhnlich die Zweikämpfe geſchahen, daher Holm=Gang ſ. v. a. Zweikampf.

16) Das Blut der Wunden,

17) d. h. wo in der Götterdämmerung, wenn Surtur (der Schwarze) mit ſeinen feurigen Muspelheimern gegen die Aſen heranzieht, (Volu=ſpa, 48. und Edda, Fab 4. 48.) der Kampfplatz ſein wird. — Dieſelbe Frage wird in Vafthrudnis=mal, 17. gethan und beantwortet, und dabei auch dieſe Str. und der Anfang der folgenden angeführt.

18) In Volſ. S. „Uſkaſtir" die Ungeſchaffene. In Vafthrudnism. 18. und Edda, Fab. 48. wird dieß Schlachtfeld Vigrither (v. Vig, auch Altd. für Kampf) genannt,

Götter mit Speeren ſpielen;
Bilröſt[19] zerbrichet,
Wenn ſie hinweg fahren,
Und die Roſſe zum Streite ſchwimmen.

16. Aegis=Helm[20] trug ich
Vor der Menſchen Söhnen,
Seit ich auf dem Geſchmeide lag;
Allein, wähnt' ich, ſtärker
Zu ſein, als alle,
Nicht fand ich viele Genoſſen.

Sigurth ſang:

17. Aegis=Helm
Hilft niemandem,

Wo

---

[19] Gewöhnlich Bif=röſt, und auch Aſen=brücke genannt, welche die Aſen von der Erde zum Himmel gebaut haben und täglich darüber zur Verſammlung reiten, (daher ſie auch vielleicht in Hrafnagalldr Othins, Str. 25. Ar=gidll, die früh tönende heißt): ſie iſt der Regenbogen, und brennt beſtändig, ſo daß die Rieſen nicht darüber können; ſo ſtark ſie iſt, zerbricht ſie doch, wenn die Muspelheimer darüber reiten, ſo daß ihre Roſſe dann durch große Ströme ſchwimmen müſſen. Edda, Fab. 11. 14. 48.; Grimnism. 29. 43., wo die beſten Hdſſ. auch Bil=rauſt leſen, welches in Glossar. Eddic. (wie Bif=rauſt von biſa, beben) von bil, beweglich. und Rauſt, Stiege (von reiſa, erheben, Engl. rise, daher unſer reiſen) erklärt wird.

[20] Vgl. VII. Anmerk. 5.

Wo zornmüthige Männer kämpfen; 21)
Es befindet,
Der zu Vielen kömmt, 42
Daß niemand der allermächtigſte iſt. 22)

Fafnir ſang:

18. Gift ich ſprühte, 23)
Seit ich auf dem Erbe lag,
Dem mächtigen meines Vaters.

Siguth ſang:

19. Du gewaltiger Wurm,
Du thateſt freislich Werk, 24)
Und hatteſt ein hartes Herz.
Deſto mehr Zornmuthes
Wird der Männer Söhnen,
Dieſen Helm zu haben.

Fafnir ſang:

20. Ich rathe dir nun, Sigurth,
Und du nimm den Rath an,

Reite

---

21) Dieſer V. kömmt Str. 30. wieder; vgl. auch Str. 7.

22) Die letzte Halbſtr. ſteht wörtlich auch in Havamal, 66.

23) dieſer V. wird in glossar. Eddic. v. Fnasa. angeführt.

24) Auch dieſe beiden V. führt glossar. Eddic. v. Hniosa an.

Reite heim von hinnen: 25)
Dieß gleißende Gold
Und dieß glutrothe Gut,
Dieſe Ringe gedeihen dir zum Verderben. 26)

Sigurth ſang:

21. Rath iſt dir gerathen,
Ich aber, werde reiten
Zu dem Hort, der auf der Heide liegt.
Du aber liege,
Faſnir, in letzten Zügen,
Bis daß dich Hel habe. 27)

Faſnir ſang:

22. Regin verrieth mich,
Er wird dich verrathen,
Er wird den Tod uns beiden bringen;
Sein Leben, wähn ich,
Muß Faſnir laſſen:
Deins ward nun mehr an Macht.

Regin war hinweg geſchwunden, während Sigurth Faſnirn erſchlug, und kam da wieder, als Sigurth das Blut von dem Schwerte ſtrich.

Reigin

---

25) Faſt derſelbe V. ſteht in Skirnis-för, Str. 38. und Fiölſvinns-mal, Str. 3.

26) Vgl. Str. 9.

27) Dieſe Halbſtr. ſteht als Proſa in Volſ. S.

Reigin ſang:

23. Heil dir nun, Sigurth,
Nun haſt du den Sieg erfochten,
Und Fafnirn gefället:
Der Männer, welche
Auf Erden wandeln,
Sag' ich, biſt du der biederbſte28) geboren.

Sigurth ſang:

24. Das iſt nicht gewiß zu wiſſen,
Wenn wir kommen allezuſammen,
Sigtiva-29) Söhne,
Wer der biederbſte iſt geboren:
Mancher iſt ſo kühn,

Der

---

28) Im urſprünglichen Sinne, der kühnſte, von dürfen, dürſten, Altd. turren, Nordiſch thora; daher Thor (der Gott; vgl. Harbarths-Lioth, Str. 25. und Loka-ſenna, Str. 59.), und thörig, dreiſt und derb, Nord. diarfur, kühn.

29) Ein Name der Götter, beſoders der ſtreitbaren, von Sigr, Sieg, und Tivar, Götter (welches Wort ſtark an die Orientaliſchen Diven, Divi, Dämonen erinnert, ſo wie das in Zuſammenſetzungen häufige Gin, z. B. Gin-regin, an die Ginni, genii, in Ginniſtan.) Vermuthlich iſt Sigtiva hier der Genit. Sing. und Othin gemeint, der auch Sig-fädur, Val-fädur, heißt, und ſeine Söhne ſind die Helden. Sonſt heißen auch die Götter ſelber Sigtiva-Söhne. Grimnismal, Str. 44. Loka-ſenna, Str. 1. 2. Vgl. Volu-ſpa, Str. 42. 43. Hymis-quitha, Str. 1.

Der kein Schwert ſtößt
In eines andern Bruſt ein.

Regin ſang:

25. Vergnügt biſt du nun, Sigurth,
Und des Glückes froh,
Der du trockneſt den Gram am Graſe.
Den Bruder mein
Haſt du ermordet,
Obſchon ich ſelber ſolches berieth.

Sigurth ſang:

26. Du rietheſt dazu,
Daß ich reiten ſollte
Ueber heilige 30) Berge hieher:
Leben und Gut behielte
Dieſer gleißende Wurm,
Hätteſt du mein Herz nicht herausgefordert.

Da ging Regin zu Fafnirn und ſchnitt ihm das Herz aus, mit dem Schwerte, das Rithil 31) hieß

---

30) Heilig (heilag) ſcheint alles in ſeiner Art Große, Wunderbare, zu bezeichnen; ſo: heilige Waſſer (S. 15. III. 1.): hier alſo hohe Berge.

31) Es wird auch in Volſ. Sag. genannt. Nornag. Sag. 5. leiht es Regin, der es auch geſchmiedet hatte, Sigurthen zum Kampf gegen die Hundingen; dann ficht aber Sigurth gegen dieſe doch mit dem Gram, wie in Volſ. S., ſo daß wol nur beide verwechſelt ſind.

hieß, und darauf trank er das Blut aus den Wunden.

Reigin ſang:

27. Sitz' du nun Sigurth,
Ich aber will ſchlafen gehen,
Und halte Fafnirs Herz am Feuer:
Eiskalt will ich es
Zu eſſen haben
Auf dieſen blutigen Trunk.

Sigurth ſang:

28. Ferne gingſt du,
Dieweil ich in Fafnirn
Röthete mein ſcharfes Schwert;
Mit meiner Kraft rang ich
Mit des Wurms Macht,
Dieweil du auf der Heide lagſt.

Regin ſang:

29. Lange ließeſt du wol
Ihn auf der Heide liegen,
Dieſen alten Rieſen, 32)
Wenn du des Schwerts nicht genoſſeſt,
Deß, das ich ſelber ſchmiedete,
Und deines ſcharfen Stahls.

---

32) So heißt hier Fafnir wol nur wegen ſeiner Stärke und Größe als Lindwurm; denn ſonſt war er nicht aus Rieſengeſchlecht, vielmehr wurde Regin oben S. 36. (VI.) ſogar ein Zwerg genannt

30. Muth iſt beſſer,
Denn Schwertes Macht,
Wo Recken ſollen fechten, 33)
Mit ſtumpfem Schwerte ſiegt er.

31. Mit Muthigen iſt beſſer,
Denn mit Muthloſen,
Das Kampfſpiel zu beſtehen,
Mit Fröhlichen beſſer,
Denn mit Finſteren,
Was einem auch zu Handen komme.

Sigurth nahm Fafnirs Herz und briet es am Spieße. Und als er dachte, daß es gahr gebraten wäre, und der Saft aus dem Herzen troff, da tippte er daran mit ſeinem Finger, und verſuchte, ob es gahr gebraten wäre: er verbrannte ſich, und ſteckte den Finger in den Mund. 34) Als aber das Herzblut Fafnirs ihm auf die Zunge kam, da verſtand er der Vögel Sprache. 35) Er

---

33) Derſelbe V. wiederholt ſich S. 48. (IX. 26.) Ein ähnlicher ſteht auch in Loka-ſenna, Str. 18.

34) Die folgende Stelle und nächſten beiden Str. ſind in Edda, Fab. 72. aufgenommen, und daraus, es ſcheint aber nach einer Hdſ., in Bartholini antiq. p. 667.

35) Von Othins Raben vgl. oben S. 39. (VII. 6.) Ein Geſpräch mit einem Vogel kömmt auch vor in

Er hörte, daß Wachteln 36) in dem Reiſicht zwitſcherten.

Die Wachtel ſang:

32. Da ſitzt Sigurth

Mit

---

in dem Liede von Helgi Hiorvarths Sohn, S. 7. Aus einer dunkeln Stelle von Hyndlu-lioth, Str. 37. ſcheint doch ſo viel deutlich, daß Loki durch ein gefundenes halbverbranntes Herz eines böſen Weibes, ſo argliſtig geworden. Eine ähnliche Sage geht ſchon von Demokrit, daß er gewiſſe Vögel gekannt, aus deren Blut eine Schlange entſproſſen, durch deren Genuß man der Vögel Sprache verſtanden. Ebenſo ſoll Melampus von den Schlangen die Vogelſprache erlernt haben. Vgl. Edda saem. T. I. praef. p. 33. Auch Pythagoras verſtand die Sprache der Sperlinge. Apollonius von Tyana lernte bei den Arabern durch das gegeſſene Herz oder Leber eines Drachen die Vogelſprache. Euseb. in Hierocl. (bei Apollon. Tyan. opp. ed. Morell. p. 442.) In dem Lateiniſchen Büchlein von Salomons und Markulphs Geſpräch, erzählt dieſer, daß Batſeba, Salomons Mutter, das Herz eines Geiers auf einer Rinde gebraten, durch welches Salomon ſo weiſe geworden; er, Markulf, aber habe die Rinde gegeſſen, die ſie ihm an den Kopf geworfen, und ſei davon ſo liſtig. Vgl. meine Einleit. zu dem Gedicht von Salomon und Morolf in den Deutſchen Ged. des Mittelalters, Bd. I. S. 9.

36) In der Urſchrift igthor: Reſenius überſetzt Schwalbe, ſo auch Rühs; Bartholin, Rebhuhn. In Nornag. Sag. 8. überſetzt Biörner Schwalben, aber in Klammern daneben Wachteln; die Lat. Ueberſ. hat umgekehrt perdicum (hirundinum); in Volſ. Sag. 28. Eule, noctua. Verelius führt bloß des Reſenius Ueberſ. an. Die Kenningar der Vögel haben Wgda, Ygda, ohne alle Erklärung.

Mit Schweiß37) beſprenget,38)
Fafnirs Herze
Am Feuer bratend:
Weiſe ſchiene mir
Der Spangen-Spender,39)
Wenn er das ſchöne
Lebens-Stück äße.

Die andre ſang:

33. Da liegt Regin,
Beräth ſich mit ſich,
Will trügen den Mann,
Der ihm vertrauet;
Fügt aus Tücke
Trugworte zuſammen,
Will, Ränke-Schmieder, 40)
Rächen den Bruder.

Die

---

37) Wie das Nordiſche sveiti wird auch bei uns Schweiß, wenigſtens in der Jägerſprache, noch für Blut gebraucht.

38) Vgl. oben S. 38. (VII. 4.).

39) Spangen und Ringe ſtehen für Gold, Reichthum überhaupt. Vgl. Str. 9. 20. und S. 53. (XI. 20.) und mein Gloſſar zu den Nibelungen, unter Spange.

40) Baulva-smithr erſcheint hier zwar als Wortſpiel in Beziehung auf Regin den Schmidt: doch iſt es ein allgemeiner Ausdruck (in Loka-ſenna, Str. 41. heißt auch Loki ſo), wie das Deutſche Wort bei uns.

Die dritte ſang:

34. Einen Kopf kürzer laſſe 41)
Er den grauen Trüger 42)
Fahren zu Hel hindann, 42*)
Alles Goldes dann
Kann allein er walten,
So viel deß unter Fafnir lag. 43)

Die vierte ſang:

35. Weiſe däucht' er mir,
Wenn er folgen wollte
Dem guten Rathe
Unſerer Schweſtern,
Bedächt' er ſein Heil,
Und ergötzte Hugin: 44)
Da iſt mir Wolfs Wahn,
Wo ich ſein Ohr ſeh'.

Die

---

41) Aehnliche Verſe vgl. in Hymis-kvitha, Str. 15.

42) Vor ſolchem warnen auch Hava-mal, Str. 119. Vgl. Gloss. Edd. v. Hàrr.

42*) Vgl. oben Str. 9.

43) Den erſten Buchſtaben des alten Runenalphabets F nennen die Isländer Fie, Gut, Geld (eigentlich Vieh, wie pecunia von pecus), und haben den Spruch davon: Fie fraenda rogur, Fofnis bedur, d. i. Gut iſt Freunde Zwiſt und Fafnirs Bette. Verelii Runograph. Scand. (Upsal. 1675.) p. 25. Vgl. oben S. 38.

44) Vgl. S. 39. (VII. 6.) In Edda Saem. T. I. praef. p. 27. werden die Raben Othins mit dem von Noah aus der Arche geſandten verglichen.

Der fünfte ſang:

36. Nicht iſt ſo weiſe
Der wackere Held,
Wie ich den Heers-Fürſten
Wähnen ſollte,
Wenn er den Bruder
Läßt hinweg kommen,
Da er dem andern
Das Alter verſagt hat. [45]

Die ſechſte ſang:

37. Gar unſinnig iſt er,
Wenn er noch ſparet
Dieſes falſchen Feindes:
Da wo Regin liegt,
Der ihn verrathen hat,
Kann er ſich ſolches nicht verſehen.

Die ſiebente ſang:

38. Einen Kopf kürzer laſſ' er
Dieſen froſtkalten Rieſen [46]
Des Goldes ledig liegen!

Es

---

[45] Denſelben Ausdruck vgl. S. 38. (VII. 3.).

[46] Vgl. Str. 29. Hrim-kaldr, von hrim Reif, Froſt, iſt in den Edda-Liedern ein häufiges Beiwort der Rieſen, das einigemal, bei getödteten, vom Froſt des Todes erklärt wird, aber wol allgemein von den Hrim-Thurſen, oder Froſt-Rieſen hergenommen, deren Stammvater Ymir aus dem Froſt entſtanden. Hyndlu-lioth, 31. und Edda, Fab. 4.

So wirſt du des Schatzes,
Den Fafnir beſaß,
Allein gewaltig werden.

Sigurth ſang:

39. Nicht geſchieht das Ungeſchick,
Daß Regin ſollte
Meuchelmord mir bereiten!
Dieweil die beiden Brüder
Sollen alsbaldig
Fahren zu Hel hindann. 47)

Sigurth hieb Regin das Haupt ab, und dann aß er Fafnirs Herz und trank das Blut der beiden Brüder, Regins und Fafnirs. Da hörte Sigurth, was die Wachteln ſagten:

40. Nimm du, Sigurth,
Die rothen Spangen;
Nicht iſt königlich,
Viel zu klagen:
Eine Maid weiß ich
Weit die ſchönſte,
Mit Gold geſchmückte, 48)
Wenn du ſie werben möchteſt.

41.

---

47) Derſelbe Vers, wie oben Str. 10.

48) Einen ähnlichen V. ſ. S. 7. (II. 5.)

† † †

41. Es gehen zu Giuki [49]
Grüne Wege,
Dahin weiſt das Geſchick
Den wandernden Mann;
Dort hat der theure König
Die Tochter erzeuget:
Da kannſt du Sigurth
Die Braut dir kaufen. [50]

42.

---

[49] Dem Vater Gunnar's, Högni's, Guttorms und Guthrun's, nach dem ſie die Giukungen heißen. Vgl. meine Einleit. S. 28. 55. 79. 83. Glossar. Eddic. will Giuki von gaukr (Gauch, Guckguck) ableiten, welches letzte auch als Eigenname in Nials-Saga und Landnama-bok vorkömmt.

[50] Derſelbe V. ſteht S. 33. (V. 30.). Die Altnordiſche Heirat war eine Art Kauf. Der Bräutigam gab der Braut, außer dem Brautgeſchenk und der Morgengabe, für ihre Ausſteuer ein angemeſſenes Gut, auf den Todesfall oder Scheidung, zum Eigenthum. Was ſo von der einen oder andern Seite gegeben wird, heißt munr, und der ganze Vertrag brud-kaup, Brautkauf, z. B. Edda, Fab. 73. und Wilk. Sag. 206. von Gunnar und Brynhild, und Volſ. Sag. 41. von Guthrun und Atli, wo ſelbſt Burgen in der Mitgabe ſind. Deßgleichen hier in den Edda Liedern, S. 69. (XIV 33.), wo auch Atli ſeine Gegengabe vorrechnet, S. 91. (XVIII. 99); ſo wie er in Volſ. Sag. 45. von den Niflungen den Hort Sigurths, als Erbe Guthruns, fordert. Vgl. Thorlacii antiquitat. boreal. observat. spec. 4 (Hafn. 1784. 8.) p. 36-41. und Hava-mal, Str. 69. Ebenſo war es bei den Alten Deutſchen, ſchon nach Tacitus, German. c. 18. In den Nibelungen erhält Rüdigers Tochter fahrende Habe zur Ausſteuer, und von Giſelher werden ihr dagegen Burgen und

Länder

42. Ein Saal iſt auf hohem
Hindar-Berge [51],
Ganz iſt er außen
Mit Feuer umgeben:
Das haben hehre

Helden

Länder beſchieden (V. 6737. ff.). Brunhild bringt Gunthern ihr Land zu (V. 1880.). Mit Siegfrieden wollen Chriemhilds Brüder Land und Leute zur Mitgabe theilen (V. 2785.), und Chriemhild hat dagegen den Nibelungen-Hort zur Morgengabe erhalten, und fordert ihn als ihr Eigenthum von den Zwergen (V. 4480. 4488.) und von ihren Brüdern (V. 6983.).

[51] Suhm deutete dabei auf den Feldberg in Heſſen und den Brunhilden-Stein darauf. Vgl. meine Einleit. S. 53. Neuhofs ſeltenes Büchlein (Homburg, 1780.), das ich dem H. Archivar Thomas zu Frankf. a. M. verdanke, enthält nur die Stellen aus den Urkunden bei Johannes und Gudenus darüber, und die Bemerkung, daß es ein freier Fels auf der Fläche des Feldberges ſei. Eine Verwechſelung iſt wol nur, wenn die allgemeine Weltchronik, Heft 1. von einer Burg der bekannten Fränkiſchen Königin Brunhild auf dem Altkönig, ihr Bette oder Brunehildsruhe genannt erzählt; denn die Urkunde bei Johannes ſagt ausdrücklich: in medium montem Veltberc ad eum lapidem, qui vulgo, dicitur Lectulus Brunnehilde; dagegen Neuhof, S. 10. auf dem in der Nähe des Feldbergs gelegenen Altküng Trümmer Altrömiſcher Befeſtigung fand. Die Beziehung dieſes Brunhildenbettes auf die Fränkiſche Königin ſcheint auch nicht Volksſage zu ſein, ſondern dieſe wirklich wohl unſere mythiſche Brynhild zu meinen.

Helden erhoben
Aus hellſcheinendem
Schreckens Glanze. 52)

43. Ich weiß auf dem Berge
Die Wunderſchöne ſchlafen,
Und drüber wehet 45.
Der Lanze Wimpel:

Yggr

---

52) Beziehe ich auf die im nächſten Liede, ſo wie in Wolſ. Sag. 29. genannte Schildburg, ſo daß Schreckens-Glanz (ognar lioma; ogn fur Kampf ſ. bei Olaſſen) hier poetiſch für Schild ſteht, wie S. 15. (III. 21. vgl. ebd. 9.). Dieſe Schildburg war eigentlich eine wirkliche Burg oder Mauer von Schilden, welche in der Schlacht um den König, von ſeinen nächſten Helden gebildet wurde. Vgl. Hervarar-Saga, letztes Kap. und Olofs Saga, Kap. 125. Es ſcheint alſo, daß Brynhild von Othin mit einer ſolchen Schildburg mitten aus dem Kampfe auf dieſen Berg verſetzt wurde. Die Edda, Fab. 73. und Wolſ. Sag. 29. ſagen bei dieſer erſten Zuſammenkunft Sigurths und Brynhilds auch gar nichts von dem undurchdringlichen Zauberfeuer Vafurlogi (webende, webende Lohe), welches ihre Burg umgab, ſondern ſetzen dieß beide (Fab. 73. und Kap. 36.) erſt da, wo Sigurth für Gunnarn es durchreitet und Brynhilden wirbt. So iſt es denn auch wol an dieſer Stelle unſerer Lieder nicht zu ſuchen. Nur in Brynhilds Fahrt zu Hel, S. 64. XIII. 9.) ſcheint es auch hier ſchon angedeutet, indem es auch Othin beigelegt wird. Eine ſolche Vafurlogi umgiebt auch die Burg der Rieſentochter Gerth, in Skirnis-För, Str. 8. 17.; ebenſo die Burg der Menglath in Fiölſvinns-mal, Str. 2. 32. Vgl. Hyndlulioth, Str. 44.

Yggr 53) ſtach mit dem Dorne 54)
Zuvor in's Gewand ſie,
Zur Buhlſchaft dem Manne,
Der ſie haben möchte.

44. Du magſt, Held, ſehen
Die Maid unter Helme,
Wie aus der Schlacht
Die ſtreitbare ritt:
Nicht mag Sigurdriſa's 55)
Schlaf zerbrechen
Ein Helden Sohn
Wider Nornen-Geſchick.

Sigurth

---

53) Ein Name Othins. Die Kenningar erklären ihn: der Furchtbare. Er kömmt auch vor in Grimnis-mal, 53. und Hrafna-galldr, 17., wo er von yggr, Furcht, oder von auga, Auge, oder v. ykva, auka, vermehren, abgeleitet wird.

54) d. i. mit dem Schlaf-Dorne (svefn-thorn), Zauberſtab oder Speer, womit Othin in Schlaf verſenkte. Vgl. Hrafna-galldr Othins, Str. 13. Edda Saem. T. I. praef. p. 29. vergleicht ihn mit dem Zauberſtab Mercurs. Vgl. Gunl. Sag. gl. v. thorn. In Anmerk. zu Alvis mal, Str. 62. wird auch der Nacht ein ſolcher Dorn beigelegt. Einen ſolchen svefn-thorn ſtach auch die Sächſiſche Schildjungfrau Oluf ihrem Freier Helgi, der nicht eher erwachte, als bis der Dorn ausgezogen wurde. Rolf Kraka-Saga, Kap. 5. Aehnlich iſt das Kiſſen im proſ. Triſtan, Kap. 41.

55. Ein Beiname Brynhilds, v. sigr, Sieg, und drifa, Sturm, Gewitter (gleichſam Trift v. treiben).

Sigurth ritt Fafnirs Spur nach zu ſeiner Wohnung, und fand ſie offen, und Thüren von Eiſen und Gatter; von Eiſen waren auch alle Zimmerpfoſten im Hauſe und tief in die Erde gegraben. Dort fand Sigurth gar viel Gold, und füllte da zwei Kiſten; da nahm er den Aegis-Helm und den Goldpanzer und das Schwert Hrotti[56] und manches Kleinod, und belud damit den Grani: der Hengſt wollte aber nicht vorwärts gehen, bevor nicht Sigurth auf ſeinen Rücken ſtieg[57].

(XI.

---

[56] Edda, Fab. 71. ſagt, daß ſich Fafnir damit nach Gnita-Heide begeben. Die Kenningar führen es auch an.

[57] Dieſer ganze Proſa-Satz ſtimmt auch zum Theil wörtlich mit Volſunga-Sag. 28.

(IX. Sigurth und Brynhild. 1)

Sigurth ritt hinauf zum Hindar-Berg 2), und zog gen Süden nach Frankland 3). Auf dem Berge ſah er einen großen Glanz, wie wenn ein Feuer brännte und auf zum Himmel leuchtete. Als er aber hinzu kam, da ſtund da eine Schildburg, und ein Banner darüber. Sigurth ging in die Schildburg, und ſah, daß da ein Mann lag und ſchlief mit allen Heerwaffen: er nahm ihm zuerſt den Helm vom Haupte: da ſah er, daß es ein Weib war. Der Panzer lag ſo feſt an, als wenn er am Fleiſche gewachſen wäre. Da zerſchlitzte er mit dem Gram den Panzer vom Haupte bis unten nieder und entlängs beider Aerme: dann nahm er ihr den Panzer ab, und ſie erwachte. Und ſie ſetzte ſich auf, und ſah Sigurthen und ſprach:

1. Was zerſchnitt den Panzer?
Wie kam ich aus dem Schlafe?
Wer nahm von mir
Des Todes Nöthe?

Er

---

1) Dieß Stück wird in Edda Saem. T. I. praef. p. 29. 41. Sigurdrifu-mál, auch Brynhildar-quida Budla-dóttur genannt.

2) Vgl. zu VIII. Anmerk. 51.

3) Am Niederrhein. Vgl. meine Einleit. S. 29.

Er antworte:

2. Sigmunds Sohn;
Es ſchnitt ſo eben
Des Raben Leichen-Spender,
Das Schwert Sigurths.

Sie ſang:

3. Lange ſchlief ich,
Lange hab' ich geſchlafen,
Lange währte das große Weh:
Othin macht' es,
Daß ich nicht vermochte
Zu erſtehn aus dem Zauberſchlafe.

Sigurth ſetzte ſich nieder und fragte ſie um den Namen. Da nahm ſie ein Horn voll Meth, und gab ihm den Minne-Trunk 4):

4. Heil dir Tag 5),
Heil euch, Tag's Söhne,

Heil

---

4) Trunk des Gedächtniſſes. Vgl. zu VII. Anmerk. 13. Ebenſo in Solar-lioth. Str. 41. minnis-aul, Minne-Ael (Bier). Entgegengeſetzt iſt S. 64. (Prolog zu XIV.) óminnis veig, Trunk der Vergeſſenheit, den Grimhild Guthrunen giebt. Dieſelbe Bedeutung hat das Minne-trinken in den Nibel. V. 7919. vgl. V. 8004.

5) Die Nacht (nótt) iſt eine Tochter des Rieſen Nidrſi, die ſich mit Delling (Dämmerung) vermählte, und den Tag (dagur) gebar. Beide wur-

den

Heil dir, Nacht, und Nipt 6)!
Mit zornloſen Augen
Blickt auf uns her,
Und gebet den Sitzenden Sieg!

5. Heil euch Aſen,
Heil euch Aſinnen 7),
Heil ſei dem fruchtreichen Feld! 46.
Rede und Weißheit gebet
Uns jungen beiden,
Und heilende Hand, ſo lang' wir leben.

Sie nannte ſich Sigurdriſa, und war eine Valkyrie. Sie ſagte, daß zwei Könige ſich ſchlugen: der eine hieß Hialmgunnar, er war ſchon alt und der gröſte Heerman, und hatte Othin ihm Sieg verheißen. Der andere aber

6. Hieß Agnar,
Höth's Bruder,
Welcher niemand
Annehmen wollte.

Sigur-

---

den mit ihren Wagen und Roſſen an den Himmel verſetzt: Edda, Fab. 8. Von des Tages Söhnen erhellt ſonſt nichts.

6) In den Kenningar der Aſinnen wird Nipt und Dyß eine der Nornen genannt und durch Nympha erklärt.

7) Derſelbe Anruf beim Trunk ſteht in Loka-ſenna, Str. 11.

Sigurdriſa fällte Hialmgunnarn in der Schlacht. Othin aber ſtach ſie mit einem Schlafdorne, ihn zu rächen, und ſagte, daß ſie nimmer fortan im Kampfe Sieg erfechten ſollte, ſondern daß ſie ſich vermählen ſollte. „Ich aber ſagte ihm, daß ich dagegen das Gelübde gethan hätte, mich nimmer dem Manne zu vermählen, der ſich fürchten könnte." Er (Sigurth) antwortete, und bat ſie, ihm Weisheit zu lehren, wenn ſie Kunde hätte aus allen Welten. 8)

Sigurdriſa ſang: 9)

7. Bier bringe ich dir,
Baum du im Waffenſpiel, 9*)

---

8) Deren giebt es, nach Völu=ſpa, 2., Wafthrudnis=mal, 43. Alvis=mal, 9. und Kenningar, neun, und zwar, nach der Anmerk. zu Alvis mal: 1, der Alfen; 2, der Aſen und Wanen; 3, der Zwerge; 4, der Halir oder guten Bewohner der Unterwelt; 5, der Hrimthurſen oder Eisrieſen; 6, der Söhne Suttungs, einer andern Art Rieſen; 8, der Menſchen; 9, der Upregin oder höchſten, unſterblichen Gewalten. — Hier bezieht es ſich beſonders auf die verſchiedenen Arten der Runen bei dieſen verſchiedenen Weſen. Vgl. Str. 18.

9) Die ganze folgende Runen=Lehre mit Sigurths Antwort, iſt auch in Volſ Sag. 29. aufgenommen, und daraus vermuthlich in Wormii Lex Run. p. 109., aber nicht ganz, und in anderer Folge, nämlich: Str. 8. 11. 13. 9. 10. 2. 14. Torfaei series, p. 134=36. hat dagegen Str. 7. 14 - 18. hier aus dem Edda=Liede ſelber. Die von Biörner in Klammern beigefügten Lesarten ſind aus Wormius.

9*) Vgl. Anmerk. zu Str. 19.

Mit Stärke gemiſchet
Und mächtigem Tyr [10];
Voll iſt er der Lieder,
Und Heiles Zeichen,
Und guter Sprüche,
Und günſtiger Runen [11].

8.

---

[10] Othins Sohn, der Gott der Stärke und Kühnheit, den die Krieger anrieſen: er iſt einhändig, weil ihm der Wolf Fenrirs die zum Pfande in den Rachen geſteckte Hand abbiß. Edda, Fab 23. 29.

[11] Die Runen (ein das Einritzen, Einſchneiben, ausdrückendes Wort, wie rista, rita, Engl. write, ſchreiben, γραφειν, graben, kerben ꝛc. wozu unſer raunen, Rinne ꝛc. gehört) ſind zuförderſt eine wirkliche dem Norden eigenthümliche Schrift, die urſprünglich nur 16 Buchſtaben in eigener Folge und mit eigenen, zum Theil der Götter, Namen hatte, aber nur zu Inſchriften auf Leichenſteinen, Denkmalen, Kerbhölzern (ſie ſind nämlich auch die Zahlen) und dergl. gebraucht wurde, indem die wenigen damit geſchriebenen Handſchriften, ſo wie die damit gedruckten Stücke (in Wormii lit. Run.), ſpätere Nachholung oder Betrug (wie das von Peringſkiold herausgegebene Bruchſtück von Hialmar) ſind. Dieſe Runen hießen, nach Verelii Runograph. p. 15., Mal-runir oder Mal-rune-ſtafar, d. h. Runen der Rede. Vgl. hier Str. 13.; es ſcheint, daß auch Str. 18. die bocrunir, Buch-Runen, dieſelben ſind. Aus dieſen letzten darf man aber nicht auf ihre damalige Anwendung zu Büchern ſchließen, ſondern nur auf buchenene Tafeln und Stäbe, aus denen noch jetzt, weil das Holz hart und nicht riſſig iſt, die Kerbhölzer gemacht werden, und wovon unſere Buchſtaben u. Bücher benannt ſind. Dieſe Runen dienten dann auch zu einer geheimen Schreibart,

8. Sieg-Runen ſollt du ſchneiden,
Wenn du Sieg willt haben,
Am Heft des Schwerts ſie ſchneiden,

---

zum Theil etwa dadurch, daß man die zu ihren Namen gehörigen Sprüche (vgl. VIII. Anm. 43.) auf ähnliche Weiſe wie bei der Morgenländ. Blumenſprache, und vielleicht auch mit dergleichen Symbolen vermiſcht, gebrauchte. Von ſolcher Art ſind die Runen und das Wolfshaar an dem Ringe, wodurch Guthrun ihre Brüder vor Atli's Einladung heimlich warnte, und welche Koſtbera erkannte, obwohl der Bote andere trügliche Runen darüber geſchnitten hatte. Vgl. hier S. 87. (XVIII. 4. 9. 12.) und Volſ. Sag. 42. (Nichts mehr ſind auch bei Homer, Il. VI. 168. die σηματα). Endlich die magiſchen Runen, von denen hier beſonders nur die Rede iſt, und welche, nach Verelius, auch svart-runir, ſchwarze Runen, heißen, ſind ebenfalls eine Anwendung dieſer runiſchen Buchſtaben und Schrift, wie hier Str. 8. 9. beweiſen, wo 2 ſolche Buchſtaben vorkommen. Dieſe wurden aber für ſolchen Zweck auch wol verändert, mit eigenen Zügen vermehrt (wie Aegishelm, oben S. 38., VII Anm. 5.), ſo wie andere bedeutſame Dinge, Zeichen, Worte, Sprüche, Anrufungen und Beſchwörungen, (Str. 7-10. dabei angewendet. – Etwas Aehnliches ſind noch jetzt, ſelbſt im Chriſtenthum, gewiſſe Zeichen, Buchſtaben und Sprüche an den Thüren, das Verſchreiben des Fiebers, Beſprechen des Blutes und Feuers ꝛc — Die Runa-Capitule enthalten eigends eine ſolche Lehre von 18, bis auf eins, von dieſen hier noch verſchiedenen Runen-Stücken. Auch in Wafthrudnism. 43. werden Runen abgefragt, und in Skirnis-för, 36. werden einzele ſolche Charaktere genannt und geſchnitten. Vgl. Hrafna-galdr Othins, 2. Hava-mal, 104. 108. 115. erwähnen auch mehre Runen, und beſonders der günſtigen (gaman-runar).

Etwelche am Gehänge,
Etwelche an der Spitze,
Und nennen zweimal Tyr 12).

9. Ael-Runen 13) ſollt du wiſſen,
Wenn du willt, daß eines andern Weib
Dich nicht trüge in Treuen, ſo du traueſt 14):
Am Horn 15) ſollt du die ſchneiden
Und auf der Hand Rücken,
Und kerben am Nagel ein Nauth 16);
Den Trank ſollt du ſegnen,
Und dich Gefahr verſehen,
Und Lauch in's Waſſer werfen. 17)

---

12) Vgl. Anmerk. 10. Das Runiſche T heißt auch nach ihm Tyr, mit dem Spruche: der einhändige Aſe.

13) Ael, Oel wird auch bei uns, wenigſtens vom Engliſchen Biere gebraucht.

14) Ein ähnlicher V. in Harbarths-lioth, 33.

15) d. i. Trink-Horn.

16) Der Runiſche Name des Buchſtaben N, ſ. v. a. Noth, mit mehren Sprüchen, dergleichen unſere: Noth bricht Eiſen; Noth hat kein Gebot.

17) Ungeachtet dieſer Belehrung war es doch ein ſolcher Trunk, wodurch Grimhild Sigurthen der Brynhild vergeſſen machte. Volſ. Sag 35 vgl. hier S. 33. (V. 35.) Wormius hat hier noch folgende 3 Verſe:
So weiß ich wohl
Wird dir nimmermehr
Meth mit Trug gemiſchet.

10. Hülfs-Runen ſollt du kennen,
Wenn du helfen willt,
Und Frauen von Kindern befreien:
In die Hand ſollt du die ritzen,
Das Handgelenk umſpannen,
Und die Dyſen[18] um Beiſtand bitten[19].

11. Sturm-Runen ſollt du wiſſen,
Willt du geborgen haben
Im Sund die Segel-Roſſe:
Am Kiel ſollt du die ſchneiden,
Und am Steuerblatte,
Und in ein Ruder brennen:
Nicht iſt ſo wild die Brandung,
Noch ſind ſo blau die Wogen,
Doch kömmſt du geſund von der See.[20]

12. Baum-Runen ſollt du kennen,
Willt du heilkundig ſein
Und ſehen wohl nach Wunden[21]:
In die Borke ſollt du die ſchneiden,

Und

---

[18] Vgl. Anmerk. zu VI, 12.

[19] Dieſe Str. ſteht auch in Bartholini antiq. p. 613. als aus Brynhildar-kvitha.

[20] Dieſe Str. führt auch Olaſſen, S. 54. als aus Sigurthar-kvitha an.

[21] Der heilenden Runen gedenken auch Runa-cap. 10., aber ohne die hier folgende nähere Anweiſung.

Und in die Blätter der Bäume,
Die da neigen öſtlich die Aeſte.

13. Spruch-Runen ſollt du wiſſen,
Willt du, daß niemand dir
Mit Haſſe Harm vergelte: 47.
Die umwinde,
Die umwebe,
Die umſchlinge alleſammen
An dem Orte,
Wo das Volk all
Soll zu vollem Gerichte fahren.

14. Sinn-Runen ſollt du wiſſen,
Willt du weiſer
Als jedwedermann werden:
Die erſann,
Die ſchnitt ein,
Die erdachte Hroptur [22])
Aus dem Waſſer,
Das geronnen war
Von dem Haupte Heithdröpnirs
Und vom Horne Hoddrofnirs, [23])
Da er am Berge ſtund

Mit

---

[22]) Ein Name Othins, der häufig in den Edda-Liedern vorkömmt; vgl. Glossar. Eddic.; auch Runa cap. 5. 23., und Kenningar, wo Hropte durch gladius erklärt wird. In Gl. Edd. ſind mehre andere Ableitungen gemacht, die aber unſicher ſind.

[23]) Zwei ſonſt, ſo viel ich weiß, nirgends vorkom-

mende

Mit blinkendem Schwerte
Und hatte auf dem Haupt den Helm.

15. Damals ſprach Mimirs[24] Haupt
Weiſe das erſte Wort,
Und ſagte wahre Sprüche:

16.

---

mende Namen, vermuthlich von mythologiſchen Thieren, wie die in der folgenden Str. Der Schwediſche und Däniſche Ueberſetzer dieſer Stelle ſetzen getroſt drüber weg. In Grimnism. 25. Hyndlulioth, 42. und Kenningar Geitar heißt **Heithrun** eine Ziege (Geiß) Othins.

[24] Mimir trank täglich aus dem nach ihm benannten Weisheitsbrunnen, einer von den 3 Quellen, die unter den drei Wurzeln der Eſche Ygdraſil ſtehen, und zwar unter der zu den Hrymthurſen (vgl. Anm. 46.) ſich hinſtreckenden. Othin erhielt einen Trunk aus dieſem Brunnen nur dadurch, daß er ein Auge zum Pfande ließ: und daher iſt er einäugig (wie er in Volſ. Sag. 6. 20. auch erſcheint). Völuſpa, 28. Edda, Fab. 14. — Nach einem Kriege der Aſen mit den Wanen wurde Mimir mit Hänir dieſen zu Geiſel gegeben (vgl. VI. Anm. 2.), die Hänirn zum König machten: da ſie aber inne wurden, daß er nur durch Mimirs Rath regierte, ſo ſchlugen ſie Mimirn das Haupt ab und ſandten es zu Othin. Dieſer balſamirte es ein und richtete es durch Zauberkunſt ſo zu, daß es mit ihm ſprach und ihm viel heimliche Dinge offenbarte. Snorri's Heimskringla, Ynglinga-Saga, Kap. 4. 7. Der natürlichen Magie fällt hier leicht der künſtliche Kopf im Don Quixote ein. Es giebt aber mehr dergleichen Sagen, wo abgehauene Köpfe noch Weisheit ſprechen, z. B. die Morgenländiſche Erzählung Schach Lolo, in Wielands Werken, Bd. 10. Auf ähnliche Weiſe rühmt ſich auch Othin in Runa-cap. 20., daß er durch Runen-ſchneiden die Leichen zum ſprechen bringe, ſo wie er in Veg-

tams-

16, Am Schilde, ſprach es, ſind ſie geſchnitten,
Dem, der ſteht vor dem leuchtenden Gotte [25]),
Am Ohre Arvakurs,
Und an Alſvinns [26]) Hufe,
An dem Rade, das rollet
Unter Rögnirs [27]) Wagen,
An Sleipnirs [28]) Zähnen,

Und

---

tams-kvitha, 9. durch Beſchwörungen die Völva aus ihrem Grabe zu antworten zwingt. Vgl. Ynglinga-Saga, Kap. 7. — Hrafna-galdr, 19. heißt Othin ſelber Mimir, worüber die Anmerk. ſich auf die Kenningar bezieht: in dieſen findet ſich aber nur: Mymes Winur, Mimirs Freund, und Widur Mimer, cum Mimere agens.

25) Dieſer iſt Sol, der Führer des Sonnenwagens. Vgl. Anmerk. zu VII. 11. Vor ihm ſteht der Schild Svalin (von svalr, kalt), den die Götter zur Abkühlung der Strahlen dahin geſetzt, und ohne den Erde und Meer in Feuer vergehen würden. Grimnism. 37. 38.; vgl. Edda, Fab. 9. und Kenningar der Schilde.

26) Arvakur (Frühwach) und Alſvinnr oder Alſvithr (Allſchwender, Alles verbrennend) ſind die beiden Roſſe, welche den Sonnenwagen ziehen. Grimnism. 37. Edda, Fab. 9. Vgl Hrafna-galdr Othins, 4. und die Kenningar der Roſſe (Heſta). Arvakur ſteht auch unter den Kenningar der Ochſen.

27) Ein Name Othins, der in den Kennigar durch ingens, horrendus (divinus) erklärt wird.

28) Das Roß Othins, hatte acht Beine. Grimnism. 43. Edda, Fab. 13. 35. 36., wo ſein Urſprung erzählt wird. Vgl. auch Kenningar Heſta.

††††

Und an des Schlittens Riemen,
An des Bären Tatze,
Und an Bragi's 29) Zunge,
An des Wolfs Klauen,
Und an des Aars Schnabel,
An blutigen Schwingen,
Und an Brücken=Enden,
An der Löſung Hand,
Und an der Hülfe Spur,
An Glas und an Golde,
Und an der Männer Gute,
In Wein und in Würze 30),
Und an Vili's 31) Seſſel;

17. An Gugnirs 32) Spitze,

Und

---

29) Der Gott der Skaldenkunſt. Grimnism. 43. Loka=ſenna, 12=15. Hrafna=galdr, 16. Nach ihm heißt die Dichtkunſt Bragur und ſeine Gattin Ithun bewahrt die die Götter unſterblich erhaltenden Aepfel. Edda, Fab. 24.

30) Bier=Würze, Bier.

31) Torfäus überſetzt Odini; ich finde aber nirgends dieſen Nahmen Othins: einer ſeiner Brüder hieß aber ſo. Loka=ſenna, 26. Edda, Fab. 5. und Snorri's Heimskringla, Ynglinga=Saga, Kap. 3. Man möchte daher lieber mit Wolf. Sag. Vaulu, der Vala, Völva, Weiſſagin, leſen, und etwa insonderheit jene alte in Vegtams=kvitha und Völuſpa verſtehen.

32) Torfäus, der Gungnir lieſt, erklärt es für Othins Schwert (gladius): nach Edda, Fab. 59.

Und an Grani's [33] Bruſt,
An der Norne Nagel,
Und der Nachteul' Schnabel:
Alle waren abgeſchabt,
Die eingeſchnitten waren,
Und gemiſchet mit dem heiligen Meeth,
Und geſendet auf weite Wege:

18. Dieſe ſind bei den Aſen,
Dieſe ſind bei den Alfen,
Etliche ſind bei den weiſen Vanen,
Etliche haben Menſchen=Männer [34];

Das

---

59. iſt es aber Othins Speer (goir. Altd. ger), dem, von den Zwergen, Ivalds Söhnen, geſchmiedet, nichts widerſtand. Bei Olaſſen, im Gloſſar, wird auch Gungnir poetiſch für hasta aufgeführt.

[33] Sigurths Roß (vgl. VI. Anm. 1.), das Othin ihm fangen half und von Sleipnir (Anmerk. 28.) ſtammte.

[34] Vgl. Anm. 8. und Runa=cap. 6., wonach Othin bei den Aſen (vgl. Str. 14.), Dvalin (vgl. VIII. 13) bei den Alfen, Dain bei den Zwergen, und Aſvidur bei den Rieſen die Runen erfand Dieſe und der Menſchen Geſchlechter werden auch unterſchieden ebd. 26. Skirnis=för, 17. und Alvis=mal, 10., wo eine Reihe von den bei jedem Geſchlecht verſchiedenen Benennungen derſelben mythiſchen Gegenſtände hergezählt wird. Daß Othin Urheber der Runen bei den Aſen iſt, ſagt auch Snorri's Heimskringla, Ynglinga=Saga, Kap. 7.

Das ſind Buch-Runen,
Das ſind Hülfs-Runen,
Und alle Ael-Runen,
Und rühmliche Macht-Runen,
Dem der ſie kann
Unverwirrt und ungeirrt 35)
Zu ſeinem Heile haben:
Genieß' ihrer, wenn du ſie vernommen 36),
Bis vergehen die Götter 37).

19. Nun ſollt du wählen,
Weil dir die Wahl iſt geboten,
Du ſcharfer Waffen Stamm 38),
Reden oder Schweigen
Bedenke bei dir ſelber:
Alle Gefahr iſt dir gezeiget.

Sigurth

---

35) Alſo nicht wie die der Guthrun (vgl. Anm. 11.) waren.

36) Derſelbe V. ſteht in Hava-mal, 102. und Runa-cap. 26.

37) In der Götterdämmerung. Vgl. VI. Anm. 2. Ein häufiger Vers: Wafthrudn. 17. 40. 52. Lokaſ. 41. Fiölſvinsm. 15. vgl. Wegtamskv. 19.

38) Ein Ausdruck, wie der in Str. 7. und S. 8. (II. 6.), und viele ähnliche bei Olaſſen, im Gloſſ. draugr, meidr, runnr, thinr, thollr, die alle Baum, Stamm, bedeuten. Vgl. auch die Kenningar der Kämpen (Kappa).

Sigurth ſang:

20. Nicht will ich fliehen,
Wiewohl meinen Tod ich weiß,
Nicht bin ich blöde geboren.
Deinen heilſamen Rath
Will ich all haben,
So lange wie ich lebe.

Sigurdrifa ſang[39]:

21. Das rath' ich dir zuförderſt,
Daß du gegen deine Freunde
Unbeſcholten ſeieſt:
Spät du räche,
Obſchon ſie es verſchuldet;
Das, ſagt man, taugt den Todten[40].

22. Das rath' ich dir zum andern[41],
Daß keinen Eid du ſchwöreſt,

Als

---

[39] Auch die folgenden Lehrſprüche ſtehen, zwar in Proſa aufgelöſt, meiſt, bis auf Str. 26., in Volſ. Sag. 30. nebſt noch mehren andern, die aber hier vielleicht auch in der Lücke geſtanden haben.

[40] Durch guten Nachruhm, wie es auch Volſ. Sag. ausdrückt.

[41] Eine ähnliche Wiederkehr eines ſolchen Verſes findet ſich in Runa=cap. 10. ff.

Als den, der wahr werde:
Grimme Verſtrickungen
Entſtehn von Treu-Bruche;
Unſelig iſt der Schwüre Wolf42).

23. Das rath' ich dir zum dritten,
Daß du am Dinge43) nicht ſtreiteſt
Mit unerfahrenen Leuten;
Denn oftmals ſaget
Der unverſtändige Mann
Schlimmere Worte, denn er weiß44).

24. Gar ſchlimm iſt es
Wenn du dazu ſchweigeſt,
Da ſcheineſt du blöde geboren,
Und wird es für wahr gewähnet;
Mißlich iſt der Menſchen Ruf,
Wenn man ſich keinen guten erwirbt,
Anders Tages
Magſt du ihn tödten,
Und lohnen ſo der Leute Lug45),

---

42) Der Eidbrüchige.

43) In öffentlicher Volksverſamlung.

44) Eine ähnliche Str. ſteht in Hava-mal, 111.

45) Dieſe Str. ſteht wörtlich ebenſo in Hava-mal, 112., nur der fünfte und ſechſte V. fehlen.

25 Das rath' ich dir zum vierten,
Wenn eine Zauberin,
Bosheitsvoll, wohnt am Wege,
Gehen iſt beſſer,
Denn dort zu gaſten 46),
Obſchon dich die Nacht übernehme.

26. Vorſichtiger Augen
Bedürfen der Menſchen Söhne,
Wo ſie wacker ſollen ſchlagen:
Oft ſitzen nah am Wege
Boshafte Weiber,
Die betäuben das Schwert und ſtümpfen 47).

27. Das rath' ich dir zum fünften,
Obſchon du reizende ſieheſt
Bräute auf Bänken dort,
Laß nicht der Sippen 48) Silber
Deines Schlafes walten 49),
Mit Küſſe nicht umfahe Frauen.

28.

---

46) Als Gaſt einkehren.

47) Dieſer Kunſt rühmt ſich auch Othin, Runa-cap. 11., ſo wie ſie ihm in Snorri's Heimskringla, Ynglinga-Saga, Kap. 6. beigelegt wird.

48) Blutsfreunde, Verwandten.

49) Die Volſ. Sag. drückt dieſe Stelle ſo aus: damit ſie dir nicht im Schlafe vorkommen, oder du Gemüths-Unruhe davon habeſt.

28. Das rath' ich dir zum ſechſten,
Obſchon du mit Recken fahreſt — —

(Hier tritt die oben bemerkte große Lücke ein.)

Verbeſſerungen und Zuſätze.

Die Menge derſelben möge man der in dieſem friſch angebauten Felde täglich zuwachſenden Belehrung, und der Entfernung mehrer kürzlich erſt zugänglicher Hülfsmittel, zu Gute halten.

Vorrede S. I. Ueber das Verhältniß der Volſunga-Saga zu den Edda-Liedern vgl. man meine ſeitdem erſchienene Ueberſetzung derſelben und Vorrede dazu, wo noch manches über die Geſchichte der Edda-Lieder und beſonders über den etwanigen Einfluß des Chriſtenthums zu finden iſt. Von dem letzten hier bei den einzelen Stellen mehr.

S. II. Finni Johannaei hist. eccles. Island. (Hafn. 1772. 4.) Vol. I. p. 80. 212. giebt ſchon im Weſentlichen dieſelbe Aufklärung über das Verhältniß des Skalholter Textes der Olafs Tryggvaſ. Saga zu dem Reenhielmiſchen: daß Oddur nur Vf. des letzten (die Schlußſtelle, wo er ſich nennt, giebt auch Bartholin. antiq. Dan. p. 190.), und Gunlaug Olafs Geſchichte Lateiniſch ſchrieb, und der Skalholter Text eine Kompilazion aus beiden ſei, was auch daraus hervorgehe, daß Th. II. Kap. 95. Snorri's Heimskringla erwähnt werde, die doch nach beiden geſchrieben ſei, indem Oddur um 1200. und Gunlög 1218. und beider Gewährsmann Giſſur Halls Sohn 1206. ſtarb, Snorri aber ſein Werk nicht vor 1230. heraus gab. Beide, Oddur und Gunlög, waren Mönche des Kloſters Thingeyr, beide ſchrieben Olafs Leben, und einer vermuthlich aus und nach dem andern, da ſich beide auf dieſelben Gewährsleute berufen: nur läßt ſich nicht wohl denken, daß der ältere Oddur des jüngeren Gunlögs Lateiniſches Werk überſetzt haben ſollte, eher umgekehrt. Des Oddur Namen führt auch die Ingvar Vidförla-Saga, her. v. Brocman̄. Stockh. 1762. 4. — Man vgl. über beide

Werke auch P. E. Müllers vortrefliche Schrift über den Urſpr. und den Verfall der Isländ. Geſchichtſchreibung (überſ. v. L. C. Sander, Kopenh. 1813. 8.) S. 67-69. wo ihre zuweilen wörtliche Uebereinſtimmung und Verhältniß zu Snorri bemerkt wird: nur iſt hier der Skalholter Text etwas ungenau eine Ueberarbeitung von Gunlögs Werk genannt, welches doch Lateiniſch war.

[illegible]

S. IV. Solcher aus dieſen Liedern und Sagen hergenommener Ausdrücke und Anſpielungen habe ich, nächſt den ſchon bei der Urſchrift angeführten, noch folgende gefunden. In den Kenningar Jardar heißt die Erde auch Dotter Jónakurs, Jonakurs Tochter. Dieß bezieht ſich darauf, daß Svanhild, Jonakurs Tochter, von Roſſen zu Staub getreten wird. Edda-Lieder, S. 92. — Die Kenningar Heſta nennen mit Sigurths Grani und Gunnars Goti, auch Högni's Holkver (Volſ. Saz. 36.) u. haben einige Stanzen aus Kalps V. (Viſur), worin dieſe alle drei vorkommen. Es frägt ſich, ob dieſe Stelle zu des Skalden Biarni Gullbrar (Golbraue) Kalfs-Flockr, Lobgedicht auf einen Helden Kalf, gehört, aus welchen in Heimskringla, Olafs Helga-Saga, Kap. 187. 194. 240. und Saga af Magnuſi Goda (ſt. 1047.), Kap. 15. mehre Stanzen ſtehen. Doch ſind dieſe in Drott-kváthi, und jene in Fornyrda-lag. Sonſt haben die Skaldenliſten auch einen Kalfur Threnski unter den Skalden des Schwediſchen Königs Eyſtein (Zeitgenoſſen Ragnars Lodbr.), und unter den Skalden Jarls Hakon einen Hvannar Kalfr. — Unter den Kennigar Orma wird Fafnir erklärt durch „ſom fafner Guld, ligger paa Guld; a fovendo auro“, und ſtehen auch die Namen Ofner, — und Svoffner, „ſom ſoſver (ſchläft) paa Guld.“ In den Kenningar Tröllkvenna finden ſich auch die Namen Hrungerdur (richtiger wol Hrimgerd.) Herkia, Kraka. Vgl. Edda-Lieder, II. 12. XV. und Volſ. Saz. 52.). — Warum die Kenningar Ura (der

aufführen

Ochſen) auch Jormunrekur (vgl. Eddal. XIX.) auſſühren, weiß ich nicht. — In Hyndlu-lioth, Str. 23. 24. heißt Jormunrek ein Schwiegerſohn (magr, Mage) Sigurths, der den Fafnir getödtet und von Wolſung ſtamme. — In Thiodolfs von Hvina (Hvina im ſüdlichen Norwegen?), Harald Schönhaars (ſt. 939.) Skalden, Ynglinga-tal (Heimskringla, Ynglinga-Saga, Kap. 39.) werden die Steine poetiſch Harm, Verderben, der Söhne Jonakurs genannt (vgl. Edda-L. XX. Raſk's Isl. Sprachl. S. 252.) und ebd. Kap. 16. kömmt eine Zauberin Grimhild vor. — Nach Hervarar-Saga, Kap. 3. hatte Hiorvarth, einer der 12 Söhne Arngrims, das Schwert Hrotti (vgl. Edda-L. VIII. nach St. 44. VII. 8.); wobei Verelius eine Stanze aus Gretla-Saga anführt, worin Hrotti poetiſch für Schwert ſtehet. Ebenſo in einer Stanze der Bodvars Biarka-Saga, hinter Hrolfs Kraka-Saga, S. 139. (Olaſſen, S. 80. erklärt hrotti durch, was ſtößt; alſo wohl von hriota, ſtürzen, ſtoßen). — Ein Gedicht Halls, eines Skalden Rögnvallds Jarls der Orkney's, um 1150. in Orkneyinga-Saga, S. 243. nennt das Gold „griupan Grana“, Grani's Laſt. — Deßgleichen heißt das Gold in einem Liede der Holmveria-Saga, in Bartholini antiquitat. p. 500. „Grana bird“, Grani's Bürde. Vgl. Edda-L. VIII. nach St. 44. und S. 3. (I. 13.) — Die ſämmtlich in Liedern Gunlaugs (1006-11.) ſtehenden Benennungen des Goldes, in Gunlaugs-Saga, S. 66. 98. 128. 143. ſind ſchon in Anmerk. 4. zu VII. angeführt; ſo wie der dahin gehörige Spruch aus Verelii Runograph. in Anmerk. 43. zu VIII. — In einem Liede des Illugi Bryndäla-Skalld, auf den Norwegiſchen König Harald Hardradi (ſt. 1066.) wird auf Buthli's Sohns Einladung ſeiner Schwäger (Edda-L. XVII. XVIII.) angeſpielt. Heimskringla, Haralds Hardr. Saga, Kap. 5. und Olaſſen, S. 158. —

Snorri's Hatta-lykill nennt das Gold Rinar bal, Rheinfeuer. ſ. Olaſſen, S. 69., der S. 117. bemerkt, daß das Gold auch Rinar lios, des Rheinſtromes Licht, heiße. So nennt auch Harek von Thiotto in einer Stanze an Olaf den Heiligen (ſt. 1030.), das Gold rinleygr, Rhein-Lohe. Heimskringla, Olafs Helga-Saga, Kap. 168., wo es zwar Rheni flamma überſetzt, aber durch fluvii fl. erklärt wird, ſo wie bei Olaſſen (S. 176.) im Gloſſar: ſo daß es auch zu den Benennungen des Goldes von dem Meer und Waſſer (vgl. zu V. 23.) gehören könnte. Doch bedeutet Ryn wol urſprünglich den Rhein, und wird erſt poetiſch allgemein für Strom gebraucht: daher er auch in den Kenningar Aar unter andern nahmhaften Flüſſen ſteht, und vermuthlich auch mit dem Rin, unter den vielen in Grimnis-mal, St. 27. genannten Flüſſen gemeint iſt. Vgl. Anmerk. 7. zu VII. S. 3. (I. 13.) S. 56. (XII. 16.) S. 78. 79. (XVII. 20. 29.) Die Halfdans Eyſteinsſonar-Saga, Kap. 3. nennt ausdrücklich das Gold in dem Rheinſtrom („meth anni Ryn") das beſte. Nials-Saga hat Kap. 63. ebenfalls die Benennung Rinar-leygr, Rheinlohe. Der Rhein („med anni Rin") kömmt auch vor in Asmunds Kappabana-Saga, Kap. 9. — Die Olafs Tryggvaſonar-Saga (Skalholter Ausg.), Kap. 1. führt Harald Schönhaars Stamm durch Aslög auf Sigurth zurück. Und nach Bodvars Biarka-Saga, hinter Hrolfs Kraka-Saga, S. 128. ſtammt Hrolf im vierten Gliede von Volſung. — In der Hrolfs Kraka-Saga, Kap. 4. werden zwei Schmiede Wölunde an Geſchicklichkeit genannt.

Lied. S. VI-VII. Die Anmerkung über das alte Wölſungen- und Gunnars-Lied, S. XXVI-VII., gehört eigentlich hieher. Das ebend. und in meiner Einleit. zu der Urſchrift, S. 35. 95. ganz verloren geglaubte Kara-Lied hat ſich wenigſtens noch in einer proſai-
ſchen

ſchen Bearbeitung erhalten. Nämlich, die Hromunds Greipsſonar-Saga (in Biörners Samml.) Kap. 6. 7. erzählt: zwei Könige von Svithiod (Schweden) beide die Haldingen genannt, ſammt Helgi dem kühnen (hinn fraekni, der freche) fodern den König Olaf von Garda-Reich (Rußland) zum Kampfe auf das Eis des Wänir-Sees (in Schweden). Hromund, der Helgi's Bruder Hröngvid erſchlagen hatte, zieht, auf Bitten Svanhvit's, Olafs Schweſter und ſeiner Geliebten, um die er verbannt war, und die ihm einen Schild und Strumpfband giebt, Olafen nach, und ſeine acht Brüder mit ihm. Der Kampf beginnt früh, und Halding wird verwundet. Hromund weilt noch am Ufer, wegen eines böſen Traumes, ſeine Brüder aber wollen nicht bleiben, und ſtreiten mit: eine Zauberin Namens Kara kömmt in Schwanengeſtalt geflogen, und macht durch ihren Zauberſang Olafs Mannen wehrlos, fliegt auch über die Greips-Söhne und ſingt laut, und Helgi der kühne erſchlägt ſie alle acht. Jetzt erhebt ſich Hromund mit ſeinem Schwerte Miſtelteirn gegen Helgi, der ſeinen Glauben an Svanhvit's Strumpfband und Schild verhöhnt, worauf Hromund ihn wegwirſt. Helgi, der durch ſeine Geliebte Kara, die als Schwan ihn umſchwebte, immer Sieg gehabt hatte, ſchwingt ſein Schwert ſo hoch über ſich, daß er dem Schwan einen Fuß abſchlägt, und das Schwert Hromunden zwar verwundet, aber tief in die Erde fährt. Damit iſt Helgi's Heil verloren: Kara ſinkt todt nieder; und als Helgi ſich nach ſeinem Schmerte bückt, ſpaltet Hromund ihm Helm und Haupt, heftet ſich dann die Bauchwunde zu, und ſchlägt noch alle Mannen der Haldingen in die Flucht. — Es iſt wohl gar kein Zweifel, daß hier der Inhalt das Kara-Liedes iſt. Die Haldingen ſind die Haddingen, wie ſchon Biörner berichtigte, dabei hinweiſend auf die von Torfäus (*Series*, p. 12.) aus

Gaungu

Gaungu Hrolfs-Saga angeführte verlorene Hiadninga-Saga, ſo wie auf die in den Fundin genannten Haddingen, die aber Norweger und keine Brüder wären, und auf das Edda-Lied Haddinga Skada, was er durch Haddingorum damnum (Schade) überſetzt. Er hält die Haddingen für Schwediſche, und zunächſt Gothländiſche Könige, da der Kampf auf dem Wänir See beſprochen worden, und ſolches gewöhnlich auf der Gränze geſchah. Aber nach den Fundin, S. 9., (vgl. Torfaei Series, p 252.) ſtammen von Hadding, einem Vater-Bruderſohn Halfdans, des Stammvaters der Niflungen, in Haddingadal u. Thelamark (in Norwegen) noch 5 Haddingen, von denen der letzte dem gemeinſamen Urvater Raumur nur 2 Grade näher ſteht, als Sigurth, deſſen älterer Bruder Helgi der Hundingstödter iſt. Helgi Haddinga-ſkati (der Haddingen Mann) konnte alſo wohl bei einem der drei letzten Haddingen ſein, wie die Fundin ausdrücklich ſagen. In der bei den Kenningaar Heſta angeführten Stelle von Kalps-Viſur (vgl. zu S. IV.) wird auch Skåvade, das Roß Skate's Hattijngia genannt. Ja, in Stephanii not. ad Sax. p. 20 ſtehet folgende aus Arngrim Jonas entlehnte Stanze „ex Rhythmico Elogio **Haddingi** cujusdam militis:

Sia kan ek fogdfoder Fiolnis mejar,
Yder hefir mer Odin sendar,
Villat gladur i Vïngolf fölga,
Ok med Einherium öl drecka.“ d. i.

Sehn kann ich die todtfarben Fiolnirs Mägde,
Euch hat mir Odin geſendet,
Ich will fröhlich nach Wingolf folgen,
Und mit Einherien Ael trinken.

(Fiolnir iſt Odin; vgl. Edda-L. VII. 6. Seine Mägde ſind die Walkyrien, welche die Fallenden zu ſei-

nem

nem Pallaſt Vingolf, Freunde-Saal, einladen, wo dieſe mit den Einherien, Heermannen, Kriegern, trinken und fechten.)

Dieß halte ich noch für ein Stück des Kara-Liedes ſelber, dem es vielleicht weiter auf die Spur führt. — Wie hier Kara, erſcheinen auch im Völunds-Liede drei Valkyrien in Schwanengeſtalt, und einen Geſang von drei Schwänen hat Saxo, L. VI. p. 100. vgl. auch Muſäus Mährchen.

Hromund war ein Enkel Hrok's des Schwarzen, eines der berühmten Recken König Halfs, der 555. ſtarb, und wird auch ſchon in der Halfs-Saga, Kap. 17. erwähnt; deßgleichen, nach Biörner, auch in der Floamanna-Saga, Kap. 2. Die Fundin ſetzen ihn vom gemeinſamen Stammvater Raumur nur um einen Grad ferner, als den letzten Hadding. Von ſeinen Thaten handelte auch wohl die Saga von dem Berſerker und Viking Hraungvid und die Olafs Lidsmanna-Saga, die, nach Torfäus (Series, p. 11.) in Sturlunga-Saga angeführt werden. Biörner berichtet noch aus der Gaungu-Rolfs-Saga, daß darin Olaf ein Dänen-König, und Helgi der kühne Rolfs Sohn genannt werde, und des letzten Schweſtern Dagny und Dagbiart Hromunds Wunde heilten; der Vf. bekenne aber, dieſe Saga aus allerlei Erzählungen zuſammen geſchrieben zu haben. Dagegen erzählt die Hromunds-Saga, Kap. 8. weiter, daß Hromund ſich zur Heilung ſeiner Wunde heimlich bei einem Manne Hagal aufhielt, wo ihn König Halding durch Blindur den üblen (Kinn illi) aufſuchen ließ, er aber, unter andern Liſten, auch durch Verkleidung als Magd an der Mühle, entging. Faſt daſſelbe, zum Theil mit denſelben Namen, wird von dem zweiten Helgi, dem Hundingstödter, in den Edda-Liedern, S. 20. (IV.) erzählt, wie Helgi, der verkleidet an Hundings Hof geweſen, ſich bei Hagal verbarg, und da Hunding ihn durch Blindur den argliſtigen

liſtigen (hinn haulvisi) aufſuchen ließ, als Mühlmagd verkleidet entkam. Hier iſt offenbar ein und dieſelbe Sage, die aber von Hromund ausführlicher u. zuſammenhangender iſt. Ueberhaupt iſt jenes Edda-Lied aus mannichfaltigen Bruchſtücken zuſammengeſetzt, u. in Volſunga-Saga kömmt bei Helgi's Geſchichte, Kap. 15-17. nichts hievon vor (freilich auch nichts von Helgi's u. Sigrun's Ende, dem Hauptſtücke dieſes Liedes.) Ferner, ſpricht, nach einer Anmerkung Biörners, ein örtliches Denkmal dieſer Saga für Hromund. Nämlich, im Walde Tiwen oder Thiodweden, zwiſchen Weſtgothland und Nerike, ſteht ein Gehöft, jetzo (um 1737.) Wirthshaus, Ramunda-Boda (Bude), auch abgekürzt Bodarne, genannt. Und vor 50 Jahren iſt dort ein Schwert ausgegraben, 5 Fuß lang, zwei Hände breit und etwas gekrümt, mit der Runen-Inſchrift: Ramundsſwerd. Auch werden in Weſtgothland und ſonſt noch Volkslieder von Ramunds Thaten und Schwert geſungen. Dieß Schwert war, nach der Saga, Hromunden bei dem Kampf gegen die Haddingen unter's Eis in den Wänir-See entfallen, aber Hagal hatte es ihm im Bauch eines Hechtes wieder herauf gefiſcht. Aus dem verlorenen Edda-Liede vielleicht, ſteht in den Kenningar Sverda auch dieß berühmte Schwert Miſtilteirn, d. i. eigentlich Zain (v. dehnen, dünnen, τεινω, tenuo, tendo — Zinne; vgl. mein Gloſſar zu den Nibel. unter Zain) Stab der Miſtel oder Miſpel, und denſelben Namen führt das Reis, womit der Gott Baldur getödtet wurde; Edda Fab. 43. In Hervarar-Saga, Kap. 3. giebt Arngrim (nach den Fundin, ein Brudersohn Nåfils, Stammvaters der Niflungen) dieß Schwert Miſtiltein ſeinem Sohn Semingz wobei eine Hdſ. (in Suhms Ausg.) den Zuſatz hat, daß in Semings Grabhügel es nachmals Thrainn geſucht habe. Und hier in der Hromunds-Saga, Kap. 4. ge-

winnt

winnt Hromund dieß Schwert von Thrainn, König in Walland (Niederland), der es in ſeinem Grabhügel bei ſich hatte, und ihm ſagte, daß er mit Geming, König in Svithiod, gerungen habe, d. h. nun offenbar auch in deſſen Grabhügel um dieſes Schwert. — Man könnte dieſe Hromunds-Saga, wie die Hervarar- und Aemunds Kappabana-Saga, da in allen dreien ein dämoniſches Schwert hindurch geht, Schwert-Sagen nennen.

§. VIII. In Skalda-tal aus der Upſaler Hdſ. von Snorri's Edda, S. 43. ſteht Bragi Gamli (der alte) Bödaſon, als Skalde Ragnars, Eyſtein Beli's, Königs in Svithioth (Schweden: ihn beſiegten Ragnar und ſeine Söhne. Ragn. Lodbr. Sag. Kap. 8.) und Biörn's at Haugi. Ebenſo in der ebendaher fließenden, nur unvollſtändigeren und entſtellten Skalden-liſte bei Wormius, welcher (p. 181.) noch berichtet, daß ein gewiſſer von dem Schwedenkönige Biörn zum Tode verurtheilter Bragus für ein Loblied auf den König Gnade erhalten habe. Dieſe Nachricht gehört ohne Zweifel hieher, und Müller, über die Iſländ. Geſchichtsſchr. S. 23. bemerkt, daß Bragi mit der Drapa von Ragnar deſſen Sohn, den erbitterten Biörn, zu gewinnen ſuchte, und verweiſet dabei auf Egils-Saga, S. 418. Der Beiname der alte unterſcheidet ihn von einem jüngeren Bragi Halls Sohn, Skalden bei dem Norwegiſchen König Sverri und deſſen Sohn Hakon. Von dem andern Skalden Biörns, Erpur Lutandi erzählt Skaldatal ebenfalls, daß er ſein Haupt durch ein Lied gelöſet habe. Eine Stanze von Bragi dem alten, in Drott-kvädi, ſteht in Heimskringla, Ynglinga-Saga, Kap. 5. In Halfs-Saga, Kap. 18. (bei Biörner) kömmt auch ein Bragi Skalld zu Hior, Halfs Sohn, und eine Stanze von ihm, in Fornyrda-lag, wird angeführt. Da Halfs Tod v. Suhm 585. geſetzt wird,

Nach Brag

Ragnars

Ragnars aber um 790, ſo wäre dieſer der älteſte Bragi und nahmhafte Skalde. Die Halfs-Saga iſt aber gewiß viel jünger.

§. IX. Thorfinnr Munnr (Schiefzahn) iſt einer von den 3 Skalden, die Olaf Helgi vor der Schlacht bei Stiklaſtad in der Schildburg um ſich ſtellte, damit ſie den Kampf in der Nähe ſehen und wahrhaft darſtellen könnten, und unter den Stanzen, die ſie dort vor Olaf ſingen, iſt auch eine von Thorfinn. Am Morgen der Schlacht, worin Olaf fiel, weckte Thormod Kolbrunar Skald, der mit dem König focht und fiel, das Heer mit dem alten Biarka-mal. Snorri's Heimskringla, Olafs Helga-Saga, Kap. 218-20. Torfaei hiſt. Norv. III. 191-202.

Mal.

Die noch übrigen, bei Bartholin geſammelten und überſetzten Bruchſtücke dieſes Biarka-mal ſind: 2 Stanzen aus Heimskringla, 4 und 2 Verſe und 3 Stanzen aus den Kenningar Dyra, Graſa und Gulls; welche letzten wohl das, nach Suhm, in der Skalda befindliche Stück ſein werden. Saxo der es noch ganz vor ſich hatte, umſchrieb es in Lateiniſchen Hexametern und bezieht ſich dabei ausdrücklich auf ein altes Däniſches Lied (Lib. II. p. 32-38.) Vgl. Stephanii not. p. 82. (wo die beiden Stanzen aus Heimskringla mit den entſprechenden Stellen bei Saxo verglichen werden) Torfaei series, p. 63.; hiſt. Hrolfi Krakii, praef. und p. 172. und hiſt. Norv. I. 289. Ein proſaiſcher Nachklang davon iſt auch noch in der Hrolfs Kraka-Saga, Kap. 49-51. bei Biörner. Die Auszüge dabei aus Bodvars Biarka-Saga, auf welche die Anmerk. zur Heimskringla verweiſet, und welche, nach der Vorr. zu Hrolfs Kr.-Saga, S. 6. noch Stücke von Biarka-mal enthalten ſoll, haben zwar 3 Stanzen, von denen die letzte dazu gehören könnte, ſie ſind aber ſämmtlich in Drott-kvätthi. —

Ueberſetzt,

Ueberſetzt, in Däniſche Reime, die beiden St. aus Heimskr. und noch 2 St. nach Saxo, in Syvs Kämpeviſ. II. 1. Sämmtliche Bruchſtücke, nach Bartholin, in Däniſcher Alliterazion, von Sandvig (Danske Sange, S. 11.) Die beiden erſten St., nach Bartholin, bloß rhythmiſch, von Herder (Volkslieder, Th. 1. S. 175.). — Dieß Gedicht beſteht aus Geſängen, womit Hialti und Bodvar Biarki, die beſten von Rolfs 12 Recken, dieſe zum letzten Kampfe, worin alle fallen (um 522.), wecken und ſich gegenſeitig ermuthigen, und iſt alſo Biarka-mal (wie es bei Snorri ſchon heißt) wohl von dieſem Helden Biarki benannt, welcher dieſen Beinamen (nach Rolfs Kraka-Saga, Kap. 49.) daher hat, weil er die übermüthigen Berſerker an Rolfs Hofe aus dem Wege räumte (alſo wohl von biark, Birke — Beſen), ſo wie er der berühmteſte von Rolfs Helden war, von dem es auch eine beſondere Saga giebt. Und Biarki konnte von Müller auch in dem Sinne als Skalde aufgeführt werden, wie Ragnar Lodbrok, Aslög und ihre Söhne in dem alten Skaldenverzeichniß bei Wormius, obgleich er weder in dieſem noch in dem bei Peringſkiold ſteht. Biarka-mal bedeutet aber nicht eine beſondere Vers-art, wie Stephanii not. in Sax. p. 12. Verelii gloſsar. und Wormius angeben. — Faſt gleichzeitig mit dieſem Liede iſt das ähnliche Hroks des Schwarzen, eines der 12 Halfs-Recken (vgl. oben zu S. VI. und VIII.) von deren Thaten und Fall, in Halfs-Saga, Kap. 16.

Wie Thorfinn, mußte ſpäter auch Thiodolf, des Norwegiſchen Königs Harald Hardradi (ſt. 1066.) Skalde, auf deſſen Befehl, ein noch vorhandenes Lied von Sigurths Kampf mit Faſnir dichten. Torfaei hiſt. Norv. III. 358. In der Skaldenliſte bei Peringſkiold und Wormius heißt er „Thiodolfur Arnors ſon Skalld," und in Heimskringla, Harald Hardrada-Saga, Kap. 1. ff.

Sigurds Kamp
Fafnir Lied
Thiodolfs

1. ff. ſtehen mehre Stanzen ſeiner Drapa auf Harald. Eine Stelle von einem Thiodolffur haben auch die Kenningar Gulls und Steina.

S. XXVI. In Dahlſteds Ergänzung zu des ältern Joh. Peringſkiold Verzeichniß Nordiſcher Handſſ. des Antiquitätenarchivs, hinter des jüngeren Joh. Fre. Peringſkiold Ausg. von Asmunds Kappabana-Saga, S. 36. findet ſich eine Hdſ. „Islands adſkiliande Fraſagner i Wiſum framſettar" (d. i. verſchiedene Isländiſche alte Sagen, in Verſen geſetzt), unter welchen folgende hieher gehören: „4, Sigurdar qwida Fofnis-bana. 5. Sigur dryſu mal. 6) Brinhildar liodu utlägning." Vgl. No. VII. VIII. IX. Die Hdſ. der Edda-Lieder, welche Joh. Peringſkiolds Verzeichniß hinter Hickesii Grammat. Anglo-Sax. (Oxon. 1690. 4. und in Thesaur. linguar. septentr. l. II. p. 310.) aufführt, ſcheint auch Völundar-kvitha (No. I.) zu enthalten, da Peringſkiold, in der zweiten Geſchlechtstafel bei der Wilkina-Saga ſich auf „Saem. Edd. Volund visa" bezieht. — Zwei neuere Abſchriften der Sämundiſchen Edda beſchreibt Thorlacius, vor Grotta-ſaung, S. 10-11.

S. XXVIII. Nornageſts-Saga, Kap. 2. nennt noch einen König Halfdan Ylfing, den König Half überwunden habe. Nach Suhm, II. 133. wird dieſer hierauf einer der Halfs-Recken (vgl. zu S. VI. VII.), unter welchen in Halfs-Saga, Kap. 10. auch ein Halfdan genannt wird, und iſt einerlei mit Halfdan Bronufoſtr, Brana's Pflegling, in deſſen Saga (bei Biörner) aber nichts von jenem Namen, ſo wie in beiden Saga's nichts von jenem Kampfe, vorkömmt.

Lied V. Anmerk. 10. Biörner, in dem Vorbericht, bemerkt zu der Halfs-Saga, daß in Wolſungs-Saga

auch

auch die Könige Alf und Alfreck vorkämen. Aber jener Half iſt ein Norwegiſcher König, ſo wie der zu Anfang der Saga genannte König Halfrek, der überdieß mit demſelben gar nicht verwandt und viel älter iſt. Beide haben alſo gar keine Beziehung auf Hialprek und Alf, wie auch der übrige Inhalt jener Saga bewährt.

Anmerk. 11. So werden in Halfdans Eyſteinsſonar-Saga, Kap. 3. beim Unterricht auch fraeþi baekur, Lehrbücher, erwähnt.

Stanze 5. Zeile 4. kehrt in St. 30. wieder. ?

St. 10. Z. 8. Eine ähnliche Zeile ſteht in einem Liede der Friththiofs-Saga, Kap. 13.

St. 12. Z. 8. iſt aus St. 18. zu verbeſſern. Die letzte Z. ſteht auch in einem Liede der Rolfs und Gothriks-Saga, S. 39.

St. 13. Z. 8. Glossar. Eddic. unter vigrisinn meint dieß Wort irgendwo in Helga-kvitha gefunden zu haben; dort ſteht es aber nicht, und iſt daher wol dieſe Stelle gemeint.

St. 24 Z. 5. wol richtiger: Weiſe den Weg mir. Vgl. Harbarths-lioth, 53.

Lied VI. Regin wird auch in den Kenningar Dverga aufgeführt, und daſelbſt angemerkt, daß die Zwerge nicht gebrechlich und ungeſtalt gedacht wurden, ſondern nur klein im Gegenſatz der Rieſen, in Höhlen wohnend, kunſtreich, beſonders in Schmiedearbeit, dabei ſtark und liſtig. Vgl. Völu-ſpa, 9. Edda, Fab. 13. Eben ſo erſcheint auch Alberich, Elberich und Laurin, in den Nibelungen und im Heldenbuch; und Regin wird

Regin

wird VIII. 38. ſogar ein Rieſe genannt, wie Fafnir VIII. 29. Hingegen wurde, nach Herodot, Hefäſtos auch als) Zwerg abgebildet.

St. 2. Z. 4. 5. In einem Liede der Halfs-Saga, K. 15. ſteht ein ähnlicher Ausdruck, doch Othin ſtatt der Nornen.

St. 4. Z. 3. In Grimnis-mal, 21. wird auch ein Strom Walglaum genannt, der ſchwer zu durchwaten ſei.

aut. St. 5. Andvari's Kleinod: in der Urſchrift Andvara naut. Das letzte Wort bedeutet eigentlich Rind (vgl. Kenningar Nauta), Schwed. noch Nöt, wird aber dann, weil hierin der älteſte und vorzüglichſte Reichthum beſtand, für Gut, Geld überhaupt gebraucht; eben ſo wie Fie, Vieh (pecunia v. pecus, und im Homer die Abſchätzung nach Rindern. In der Wurzel hängt dieß Wort mit Nutzen, Noth, Genuß, Genoß zuſammen (Kleinod, aber iſt wohl von od, Gut, und klein, beſonders in dem alten Sinne von fein, zierlich). Ihre (glossar. Sviogoth. v. Nót) führt ähnliche Ausdrücke an: Risa-nöt, ein Rieſenſchwert; Vandils-nöt, Wandils Schiff. In Friththiofs-Saga, Kap. 6. 8. ſind die Ringe Yngibargar-naut, und Friththiofs-naut. In Halfdans Bronufoſtra-Sage, Kap. 16. 20. Bronu-naut, ein von Brana geſchenkter Panzer. In Gorla ſterka-Saga, Kap. 16. ein Schiff auch Bronu-naut. In Halfdans Eyſteinsſonar-Saga, Kap. 9. 23. Ulfs-naut, ein Schiff Ulfs; ebd. Kap. 19. Kols-naut, ein Hund Kols. In Aſmunds Kappabana-Saga, Kap. 9. Budla-nauttar, zwei Schwerter Budli's.

St. 5. Z. 2. iſt vielleicht zu überſetzen: das Guſtr hatte, und gustr ein Eigenname, wie in Thorſteins Bäarmagns-Saga, K. 6.

St. 6.

St. 6. Z. 4. geht auf Fafnir.

Vor St. 9. l. nach ſeinen Töchtern. ||

St. 11. Z. 3. l. Rächen ihren heißen Harm. ?

St. 12. Z. 2. Dis, Dys wird nicht bloß von Göttinnen, ſondern auch von Göttern gebraucht, wie deus und Θεος, Dis und Δις, welches letzte urſprünglich auch jede Gottheit bezeichnete. Vgl. auch die Tivar, L. VII. St. 24. So iſt in Friththiofs-Saga, Kap. 1. 9. 10. in Baldurs hugi (Haag, Umhägung) ein Dysar-sal, und Dysa-blot (blutiges Opfer), für mehre Götter, beſonders zwar für Baldur. Eben ſo verhält es ſich wohl mit dem jährlich in Febr. begangenen Disa-blot zu Upſal, welches Verelii not. in Hervarar. Sag. c 1. für ein Feſt der Frigga, Ihre (glossar. Sviogoth. v. Disa) aber für eins aller Göttinnen erklärt; daher Dis-ting, ein Markt, der um dieſelbe Zeit zu Upſal gehalten wird. Schefferi diss. de nundinis Disan. Upsal. c. 16. u. Dalins Schwed. Geſch. Th. 1. K. 6. Wormii Lexicon Runic. will es gar einer Göttinn Dysa, von der der Tys-tag (Dienſtag) ſeinen Namen habe, zueignen, obwohl es auch allgemein für Götterdienſt gebraucht werde; welches letzte auch Finni Johannaei hist. eccles. Isl. T. 1. c. 2. ſagt. Dieſe Diſa iſt wohl einerlei mit der von Meſſenius aufgebrachten fabelhaften Schweden-Königin, deren Weisheit ihr Volk vom Untergange gerettet haben ſoll. ſ. Reenhielm zu Thorſteins Vikingsſ. Saga, S. 126. Im gewöhnlichen Sinne von helfenden und rächenden Schutz- und Schickſalsgöttinnen ſteht Disis auch VII. 12. IX. 10. S. 84. (XVIII. 25.) in Haustlaung (bei Thorlac. spec. VI. p. 20. vgl. spec. II. p. 46.) Halfs-Saga, K. 15. Nials-Saga, K. 97. Torſteins-Saga, K. 22. Olafs Tryggvaſ. Saga (Skalholt. Ausg.) Th. 2. S. 213 (wo gute und böſe, weiß- und ſchwarzgekleidete Dyſen) Wolſunga-Saga, K. 44. und 20. Am letzten Orte Spa- dís.

Dysar

Dysar, weiſſagende, ſchützende Diſen. Eben ſo in Aſmunds Kappabana Saga, K. 8. — der Name Hiordys iſt aber wohl von hior, Schwert, und dys, Tos, Klang, wie er auch als bloßes Hauptwort in Orkneyinga-Saga, S. 310. vorkömmt.

L. VII. vor St. 3. Gnita-Heide: darnach wird in den Kenningar Gulls das Gold auch Mälmur Gnytaheidar, das Erz von Gnytaheide, genannt. — Ueber die Verwandlung Fafnirs in einen Lindwurm und deſſen Goldlager, vgl. auch Thorlacii spec. VI. p. 75. Die Geſchichte Vali's ſteht in Thorsſird. Saga, K. 4. und Torfaei hiſt. Norv. T. I. p. 305. Hieher gehört auch die wunderbare Sage im Lohengrin, S. 12., von dem reinen Tier Ezzidemon, deſſen Weibchen Sibini, bloß durch ſeine Stimme befruchtet, nach 10 Wochen ihr Junges durch die Naſe auf Gold gebiert, von deſſen Schein und der Mutter Odem es allein ſich nährt und wächſt. — Von dem Meergott Aegir, dem Nordiſchen Aegaeon, vgl. Hymis-kvitha und Aegis-drecka, Edda, Fab. 50, 58. und Edda Saemundi T. 1. praef. p. 30. Der furchtbare Aegirs-Helm kömmt auch vor in einer Stelle der Kenningar Koppa. — Auf ähnliche Weiſe wie der Gram, wird Parcivals zerbrochenes Schwert durch das Waſſer des Borns Karnant wieder zuſammen gefügt (Eſchenbach, V. 12975. und Fürterer, bei Hofſtäter, I. 109.) Gleiches thut Galat durch bloße Berührung (Fürterer, ebd. 245.)

St. 3. Z. 4. ſteht auch VIII. 37. vgl. Vegtams-kvitha, St. 13. 14.

St. 4. Z. 2. Räfil iſt wohl des uralten Seekönigs Gor Urenkel dieſes Namens, den Torfaei hiſt. Norv. I. 260., vermuthlich aus Thorſteins Vikingsſ. Saga, aufführt. Räfils Roß heißt das Schiff auch in einem Liede der Orkneyinga-Saga, S. 318. — Ueber

den

den Ausdruck Seeroß für Schiff, und umgekehrt Landſchiff für Roß vgl. Kenningar Heſta und Dyra; der erſte ſteht auch in Hymis-kvitha, 27. — Sigurths Schiff der Drache (in Volſ. S.) iſt nicht etwa ein bedeutender Eigenname, ſondern ein gemeinſamer für eine der vielen Arten von Schiffen (vgl. Kenningar Skipa, wo Dreki und Ormur, Wurm), und zwar der größten und vorzüglichſten: ſ. Hromunds-Saga, K. 1. 7. Halfdans Bronufoſtra-Saga, K. 8. 12. Sorla Sterka-Saga, K. 11. 16. 19., wo ein ſolches Drachenſchiff Namens Skrauti vorkömmt. Der Gattungsname iſt wohl von der Geſtalt hergenommen. In Helga Thoriſſonar-Thattur (bei Biörner), S. 30. wird ein Drachenhaupt, das hohl iſt und einen Schatz verbirgt, auf ein Schiff geſetzt. — Die Eigennamen der Schiffe, wie der Schwerter und Roſſe, gründen ſich auf das eigenthümliche dämoniſche Leben, das man ihnen beilegte. So wird von dem Schiff Ellithi (welches die Kenningar durch Centaurus überſetzen) in Friththiofs-Saga, K. 6. geſagt, daß es die Sprache verſtanden und befolgt habe. Vgl. Thorlacii spec. VII. p. 130. — Auf ähnliche Weiſe, wie Helgi und Sigurth, ſingt auch Friththiof mit ſeinen Gefährten durch den wüthendſten Sturm. Ueberhaupt iſt ein Grundzug der Nordiſchen Helden, daß ſie in der höchſten Lebensgefahr und im grimmigſten Todesſchmerz die höchſte Lebensluſt fühlen, in begeiſterten weiſſagenden und freudigen Geſängen von ihren Thaten ausſtrömen, und mit dem Blick auf Valhalla lachend ſterben: ſo Gunnar und Ragnar Lodbrok in der Schlangengrube, Ragnars Sohn Eirik auf Spießen liegend, Asbiörn Prudi, da ihm die Eingeweide ausgeriſſen werden, und die Jomsvikinger kurz vor dem Todesſtreich; daher auch Bartholinus ſeine antiquitates Danicae überſchrieben hat: de causis contemptae a Danis adhuc gentilibus mortis.

St. 4

St. 4. Z. 6. kehrt VIII. 32. und S. 65. (XIV. 4.) wieder.

St. 6. Z. 2. Von Othins Raben vgl. auch Heimskringla, Ynglinga-Saga, K. 7. und Keysler p. 149. Die Vorrede zu Edda Saemund. T. 1. p. 27. erinnert dabei an den von Noah aus der Arche geſandten Raben (Moſ. I. 8.), und Noahs Geſpräch mit demſelben berichtet Gerſen, Chelec oder Talmudiſcher Judenſchatz, S. 273. Der bildliche Ausdruck: den Raben oder Adler ergötzen, für kämpfen, erſchlagen, iſt häufig, z. B. S. 24. (II. 22. — Z. 3. 4. kehrt S. 54. 55. (XII. 1. 5.) und Z. 3. auch S. 14. (III. 14.) wieder. Die Ueberſetzung iſt ſo zu berichtigen:

Hnikar hieß man mich,
Da ich Hugin ergötzte,
Junger Wolſunge,
Und gefochten hatte.

Der Name Feng bezieht ſich vielleicht auf die Weiſe, wie Othin den Dichter-Meeth Suttungs gewann, wonach die Dichtkunſt auch Fundur und Feingur (Fang, Gewinn) Othins hieß. Edda, Fab. 62. und Kenningar Skaldſkapar und Othins, wo auch darauf verwieſen wird. Fiölnir heißt Othin auch in Ragnars Todeslied, St. 25. und oben zu S. VI., und wird eben ſo erklärt im glossar. zu Landnama-bok.

St. 8. Z. 6. iſt Schwerter zu allgemein für hrotta, Hrotti's. Vgl. oben zu S. IV.

St. 10. Z. 5. „von behelmten Häuptern“ iſt zu erklärend und doch nicht genau überſetzt: hialm ſtofn heißt wörtlich Helm-Stütze (Stab, Stamm) und ſteht bildlich für Haupt, z. B. auch in Hymis-kvitha, St. 5. Ganz daſſelbe bedeutet hialm-stall bei Olaſſen, S. 171.

St. 11. Z. 8. ſteht auch in einem Liede der Halfs-Saga, K. 11.

St. 12. Vor Anſtoß und Stolpern warnt auch Guthrun ihre gegen Jormunrek zur Rache ausziehenden Söhne (Volſ. Sag. 52.) und iſt annoch eine üble Vorbedeutung beim Ausgange.

L. VIII. St. 6. Z. 1. ſteht auch in einem Liede der Friththioſs-Saga, K. 11.

St. 10. Z. 4. So heißt es auch in einem Liede der Halfs-Saga, K. 12.: Niemand lebt immer, drum nicht den Tod geſcheut.

St. 13. Z. 4. Von Dvalin, einem der unterirrdiſchen lichtſcheuen Zwerge (vgl. VI. Anmerk. 3.) heißt die Sonne auch Dvalins-leika, Dvalins Spiel, Spott, weil ihr Schein ſie verſcheucht oder verſteint. Vgl. E. 11. (II. 31.) Thorlac. VI. 72.

St. 14. Z. 4. Ueber Holm und Holmgang, vgl. Thorlac. VI. 22. Ein ſolcher Holmgang kömmt auch in Triſtan (Buch der Liebe, Kap. 7.) vor.

St. 15. Z. 5. Ueber die Regenbogen-Brücke Bilröſt bemerkt Edda Saem. praef. p. 25 27., daß ſolche auf eine alte Ueberlieferung von einer großen Erdperiode und dieſem von Gott dem Noah gegebenen Bundeszeichen für die Dauer derſelben deute. — Z. 6. zum Streite, beſſer: im Strome.

St. 18. Z. 1. ſteht auch in Thors-drapa, St. 5. bei Thorlac. VII. 22.

St. 32. Dieſes Vogelgeſpräch erwähnt auch Thorlac. II. p. XV. und meint, daß nach dieſem alten Volksglauben auch Ragnars Todeslied Kraku-mál, der Krähe Lied, genannt worden, ſo wie das ebd. von ihm herausg.

Vogel

ausg. hiſtor. Ged. Rafns-mál, Rabenlied, und eine ähnliche Vorſtellung liege dem Schwanengeſang der lateiniſchen Poeten zum Grunde (vgl. oben zu S. VI.) In den Kenningar Alfts, des Schwans, Altd. Elbis, heiſt er auch Syngiandi, der Singende. Daher auch bei uns noch der gewöhnliche Ausdruck: ein Vöglein ſingen hören, für: eine Neuigkeit, Mähre vernehmen. Die ganze Vorſtellung von der Thierſprache hängt mit der auch im Norden häufigen Verwandlung in Thiere und Seelenwanderung zuſammen; und daß beſonders die Vögel erzählen und offenbaren, kömmt von ihrem hohen und weiten Umherfliegen. Wie Othin ſeine Raben, hatte König Dag einen Sperling, der ihm alles hinterbrachte, und deſſen Tod rächend er fiel. Heimskringla, Ynglinga-Saga, K. 21. Im Altengl. Triſtan des Thomas von Erceldoune, Geſ. II. St. 23. hört Triſtan eine Schwalbe von Iſalden Schönheit ſingen. In Morgenländiſchen Dichtungen kömmt auch dieſe Vogelſprache vor, z. B. in einem Indiſchen, wovon ein Auszug in den Asiat. research. Vol. X. p. 448. Ebenſo noch in einigen unſerer Mährchen, z. B. vom Mahandelboom. Bei Saxo, L. I. p. 12. räth Othin Hadingen, das friſche Herz eines Löwen zu eſſen, um neue Kraft zu gewinnen, und in Stephanii not. p. 48. wird dabei auf Fafnir verwieſen.

St. 41. Z. 2. Eine ähnliche Stelle ſ. in Thorsdrapa, bei Thorlac. VII. 16. — Z. 8. ſteht auch in einem Liede der Halfs-Saga, K. 16. Ebd. Kap. 1. Hrolfs Kr. Saga, K. 24. Halfdans Eyſteinsſ. Saga, K. 6. 24. iſt auch brud-kaup, wobei getrunken wird. Vgl. V. 42.

St. 42. Z. 2. Von dem Brunhildenſtein iſt in Gernings Lehrgedicht: die Heilquellen des Taunus (Leipz.

1814. 4.) eine Abbildung zu ſehen. Das Gedicht ſelber, S. 47. u. die Anm. dazu geben an, daß der Stein in der Nacht Flammen wehe, und der Büßungsort Brunhilds (wol der Fränkiſchen Königin) ſei, deren Geſtalt noch darin ſichtbar. (?) Auf dem Gipfel hat man bei Anlegung eines Telegraphen daſelbſt altes Gemäuer entdeckt. **Vafurlogi** wird in Edda Saem, T. I. praef. p. 27. von dem flammenden Schwert der Cherubim, das den ſündigen Menſchen den Eingang zum Paradieſe verwehrt, abgeleitet, und ſteht auch unter Kenningar Elds. Es gehörte zu den alten Heldenſpielen durch loderndes Feuer zu gehen, oder ſich hinein zu ringen (Olafs Tryggvaſ. Saga, Skalh. Ausg. Th. 2. S. 42. Hrolfs Kr. Saga, K. 41. Ans Bogſveigers Saga, K. 6.), und Hrolf hatte, wie Volſung, gelobt, weder Feuer noch Eiſen zu ſcheuen. — Eine **Schildburg** kömmt auch vor in Hrolfs Kr. Saga, K. 52., Heimskringla, Olafs Helga-Saga, K. 218. (vgl. oben zu S. IX.), und in einer Hdſ. Olafs Helga-Saga, K. 52. 195., (nach Verelii Lexic.) und wird in Kenningar Skialldar ebenſo erklärt.

i
Vafurlo

St. 43. Z. 5. **Yggr** leitet auch Thorlac. VII. 185. von ek uggi, ich fürchte (vgl. VII. Anm. 5.) ab, und von dieſem Namen Othins auch den das Weltall bedeutenden Baum **Yggdraſil** (v. drasill, Roß, dem gleich es Othin lenke.) — Brynolphus, in Stephanii not. ad Sax. p. 48. gedenkt auch dieſer Sage von Othin und Brynhild, und erklärt ſolche Bezauberung, die auch bei Saxo, L. I. p. 12. at stinga svefn thorn, von dem magiſchen Charakter **Thorn** (bei Hrabanus Maurus heißt der Buchſtabe Th, Thor, auch **Thorn**), oder einem mit ſolchem ſchlafbringenden Charakter bezeichneten Stab, **Dorn**. Daher noch im Däniſchen: at kaſte **Söffnepryn** paa en, einem den Schlaf-Pfriemen anwerfen. Die blunnſtafer (IX. 3.), wörtlich: Schlaf-Züge, ſind ſolche Zauberrunen, vgl. IX. 7.

[illegible]

Nach St. 44. gätter, Mehrz. v. gat, ſind nicht ſowohl Gatter, als Thür, Eingang (Schwelle), mit Gaſſe v. gehen, gahn.

Lied IX. In der Urſchrift iſt daſſelbe von dem vorigen nicht abgeſondert.

St. 1. Z. 4. vgl. S. 73. (XVI. 10.) und S. 78. (XVII. 18.)

Vor St. 4. Thorlac. IV. 74. iſt geneigt, den Minnetrunk in dieſer Stelle zugleich als Liebestrunk zu nehmen, dergleichen auch minnis-aul in Hrolfs-Saga, K. 17. ſei; auch läſen die beſſeren papierenen Hdſſ. der Edda-Lieder hier mynnis-veigr ſtatt minnis-veigr, welches erſte von munr, munud, Liebe, Luſt abzuleiten; wiewohl minnis-aul in Hyndlu-lioth, St. 41. (Solar-lioth, bei mir iſt Verſehen) allgemein Gedächtnißtrunk bedeute. Gewiß iſt, daß auch dieſe Wörter mit minni, Gedächtniß, in der Wurzel eins ſind, wie ſchon der Name von dem einen der Raben Othins Muninn zeigt (vgl. VII. Anm. 15): ebenſo unſer Minnen und Meinen, das auf mens, μενος zurückweiſt. vgl. Thorlac. VI. 30. Dergleichen Minne Trinken findet ſich noch in Heimskringla, Ynglinga-Saga, K. 41., Olafs Tryggvaſ. Saga (Skalh. Ausg.) Th. 2. S. 12., Herrauds-Saga, K. 11. (nach Verelii Lexic.) und Thorſteins Bäarmagns-Saga, K. 5. 9., wo zum Gedächtniß Othins, Thors und aller Aſen, der Todten und Lebenden, beim Abſchied und Willkommen, getrunken wird.

St. 4. ſteht ganz angeführt bei Thorlac. IV. 74. (vgl. 33.) und St. 5. Z. 3. ebd. angedeutet. Nipt überſetzt er durch Tochter (der Nacht), da es doch ſonſt nur Schweſter bedeutet: vgl. S. 13. 24. (III. 4. IV. 29.) und Kenningar Gulls und Kvenna.

St. 6. Z. 2. l. Höthurs Bruder.

St. 7.

St. 7. und f. Die in Wormii Lex. Run. (vgl. Lit. Run. p. 35.) angeführten Stanzen ſind auch in Stephanii not. ad Sax. p. 45. und Keysleri antiq p. 465, und ebd. p. 597. St. 10. aus Bartholinus, wiederholt. Die ganze Runenlehre, St. 7-20. iſt in der neuen Schwediſchen Ueberſ. der Hervarar Saga (Stockh. 1818. 8.) zu Kap. 7. auch Schwediſch überſetzt, ſichtbarlich aus Volſ. Saga, zwar ohne Alliterazion und Erklärung. St. 7. ſteht auch bei Thorlac. IV. 73. vgl. 78. 83. Beiſpiele von der Anwendung ſolcher Zauberrunen ſind häufig in den Nordiſchen Saga's (Egils-Saga, in Wormii Lex. v. Runar, u. Bartholini antiq. p. 659; Grettirs-Saga, ebd. u. in Verelii Lex. v Runer, wo auch noch 2 Beiſpiele aus Orm Snorraſons Bok. Die bei Saxo hat Stephanius und Wormius, Lit. Run p. 53. geſammelt) und kommen auch hier dreie vor, an Brynhild (VIII. 43.), an Sigurth ſelber (V. 33. vgl. Volſ. Sag. 35.) und an Guthrunen, S. 67. (XIV. 20.) Die günſtigen (gaman) Runen ſind den bittern (ram-runir) ſchadebringenden entgegengeſetzt. — Daß die Runen aber auch als eine urſprüngliche wirkliche Schrift gebraucht worden, behaupten ſchon Brynolphus, bei Stephanius, dieſer ſelbſt, Wormius und Torfäus (in einem Briefe bei Nyerup, Leben Suhms, Deut. Ueberſ. S. 567.), welcher letzte auch annimmt, (wie Wormii lit. Run. p. 6. 8.) daß von dem Einritzen auf **Buchenhölzer**, Isl. boikje, die man Runekobler (nach Brynolf und Verelii glossar. Runakefli) nannte, **Buchſtaben** und **Buch** gekommen, wie liber vom Baſt der Buchen oder Birkenrinde, worauf die Alten ſchrieben, und auch die **bok**runir darauf bezieht. Stephanius (not. p. 100. verweiſt zu dem von Saxo (L. III. p. 52. gedachten in Holz geſchnittenen **Brief**, auf die nach Venant. Fortunat. L. VI. in eſchenen Tafeln geſchnittenen Runen (barbara Runa) und einen in einen Stab geſchnittenen Runen-

Liebes-

Liebesbrief, in des Wormius Sammlung. Sogar Lieder in Stäbe geritzt erwähnt Grettirs-Saga (in Magnuſſens Samml. in 4.) Kap. 65. und Egils-Saga, S. 605.: bei Müller, über die Isländ. Geſch. S. 20. vgl. S. 130. ff. Runen-Inſchriften auf einer Kiſte hat Hrolfs Kraka-Saga, K. 26. Vgl. noch Volſ. Sag. 22. und Orkneyinga-Saga, S. 150. — Daß die Zauber-Runen dieſelbe, wenn auch etwas veränderte, Schrift ſind, ſchließt Wormius (p. 34-36.) aus des Hrabanus Maurus (ſt. 856.) Angabe von den Buchſtaben der heidniſchen Normanen, (die in Form und Namen mit den Runen offenbar einerlei ſind), wonach ſie nicht nur als Schrift, ſondern auch zum Zaubern gebraucht worden; und aus dieſer Runenlehre (nach Volſ. S.), woraus er St. 8. anführt, und darin Tyr auch auf den alſo genannten Buchſtaben zu beziehen ſcheint. Daſſelbe meinen Brynolfus (bei Stephanius und Wormius) und Jonas Arngrim (bei Wormius). Doch gab es für dieſen magiſchen Gebrauch wol noch andre eigenthümliche Züge, ſo wie Namen, dergleichen in Skirnisför, 36, und hier S. 67. (XIV. 21-22. vgl. meine Ueberſ. der Volſ. Sag. 41.) vorkommen. Wormius hatte eine neuere Samml. von ganz abweichenden Ram-Runen. Und ich beſitze eine Hdſ. Adulruna Therafica und Adulruna rediviva v. einem Schweden 1605., worin die Runen kabaliſtiſch und theoſophiſch angewendet ſind.

St. 3. 4. Von Tyr hieß auch der dritte Wochentag Tyrs-, Tys-Tag, woraus wahrſcheinlich unſer Dinſtag entſtanden iſt. Die 6 letzten Runenbuchſtaben heißen auch nach dem ſie beginnenden T, Tyrs-ätt, Tyrs Geſchlecht. — Für er l. es.

St. 9. So ritzte Egil Skallagrim (vgl. zu St. 7.) in ein ihm von Gunhild trugvoll gebotenes Trinkhorn

Runen

Runen und röthete ſie mit Blut aus der Flachhand, und ſang dazu einen Spruch: und ſogleich zerſprang das Horn. — Das Segnen (signa) iſt eine von den chriſtlichen Spuren, die Finnus Johannäus in dieſen Liedern findet. Aber eine Stelle in Heimskringla (Hakonar Adalſtans Foſtra-Saga, K. 18. vgl. Skalh. Ausg. Th. 1. S. 21.) beweiſet deutlich, daß signa hier nicht bekreuzen, ſondern, wie das Lat. signare (von dem es nicht erſt entlehnt zu ſein braucht) überhaupt bezeichnen, aſsigner, weihen, bedeutet. Nämlich, bei einem Feſte nahm Jarl Sigurth den erſten Becher, weihte (signathi) ihn dem Othin und trank dem König Hakon zu: dieſer, in England getauft und dem Chriſtenthum zugethan, machte das Zeichen des Kreuzes (kroſs mark) darüber; und als man ihm deßhalb vorwarf, daß er die Götter nicht mehr verehre, entſchuldigte ihn Sigurth, daß er den Becher dem Thor geweiht und das Zeichen des Hammers (Thors berühmter Waffe) gemacht habe. Vgl. Keysler. p. 356. Eben ſo wird signa in der obigen Erzählung von Egil gebraucht, und in Rolfs und Gothriks-Saga, S. 39. (bei Bartholin. p. 592. und hinter Friththiofs-Saga, S. 44.) Godum umsigna, den Göttern weihen, für tödten. — Dieſe ganze St. führt auch Thorlac. IV. 77. an, aus Sigurdrifu-mál.

St. 15. Z. 1-3. hat auch Bartholin. p. 650., aus Brynhildarkvitha, und führt daraus die übrigen hier gelehrten Runen-Arten auf.

St. 14. Z. 6. In Kenningar Othins findet ſich noch Throptur, patiens laborum. Vgl. Runa-cap. 23.

St. 15. Einäugig erſcheint Othin auch bei Saxo, L. I. p. 12. II. 12. u. VII. Hrolfs Kr. Saga, K. 46. Thorlac. VI. 12. erklärt dieß noch daher, daß Othin zu-

gleich

gleich ein Symbol der Sonne, des Himmelsauges, sei. — Ein ähnliches wunderbares Haupt, wie das Mimirs, iſt an dem ſpitzen Ende des ungeheuren mannsgroßen Trinkhorns Namens Grymur der Gute, welches der Rieſenkönig Geirröd zu Gläſisvöll beſaß: dieſes Haupt, mit Fleiſch und Haar, ſprach und weiſſagte Künftiges, und wurde von den Trinkenden göttlich verehrt und beſchenkt. S. Thorſteins Bäärmagns-Saga, K. 8. 9.

St. 16. Z. 3. 4. Torſaei series, p. 14. giebt eine ſinnreiche Erklärung dieſer Stelle von dem Isländer Hallgrimar Petraus: Ohr und Huf der Sonnenroſſe (Alsvinnr überſetzt er bene moratus), als die beiden äußerſten Theile, bedeute Morgen- und Abenddämmerung, und ſomit die Zeit, wann dieſe Runen am wirkſamſten zu ſchneiden wären. — Z. 7. Den Sleipnir gebar Loki, von den Rieſenhengſt Svadilfari beſchwängert. Vgl. Thorlac. VI. 70.

St. 17, Z. 1. In Kennigar Spiöta iſt Gumner, framea, vermuthlich Gugnir. — Z. 5. Ebenſo werden die Runen eingeſchnitten und dann abgeſchabt in Skirnis-för. 6.

St. 19. Z. 3. Eine ſeltſame Erklärung über dieſen Ausdruck, geben die Kenningar Kappa: weil nämlich der Mann, durch ſeine Thaten und Gefahren bewährt werde, was reynaſt heißt, und reiner der Holunderbaum heißt, ſo kann dieſer und jeder andre Baum und Wald für Mann, Held, geſetzt werden. Dieſe Erklärung, die eigentlich in den ſpäteren Zuſätzen der Kenningar ſteht, iſt offenbar auch erſt aus der ſpäteren Künſtelei entſtanden, wo man vergeſſen hatte, daß es ohnedas poetiſch war, einen tapfern, ſtandhaften Mann mit einem Baume (wie mit einem Felſen) zu vergleichen oder geradezu

ſo

ſo zu nennen: daher ja noch unſer, gar nicht einmal mehr poetiſches Baumſtark. Sonſt ließe ſich auch wol noch ein mythiſcher Grund anführen, indem nach der Edda, Fab. 7. (vgl. Völu-ſpa, 17.), das erſte Menſchenpaar von Othin aus Bäumen, die er am Meeresufer fand, gebildet und belebt, und daher auch Aſkur (Eſche) und Embla (Erle, Eller) genannt wurde.

St. 22. Z. 5. 6. werden von Thorlac. IV. 50. angeführt, aber irrig als aus Gripis-spá (V.), wo ſie nicht vorkommen.

St. 24. Z. 5. „Mißlich (trüglich) iſt der Menſchen Ruf" wird von Finnus Johannäus, I. 25. für eine chriſtliche Redensart gehalten, darin auch heimr für Menſchen gebraucht werde. Aber heimr ſteht in dieſer ſehr nahe liegenden Bedeutung (wie mundus, monde und Welt) auch ſchon in Nials- und Gunlögs-Saga, in welcher letzten (glossar. ſ. v. Heimr) auch dieſe Stelle aus Brynhilldarkvida angeführt wird. Ueberdieß fehlt dieſe und die folgende, in der Stanze ganz überzählige und den Sinn der beiden Halbſtanzen durch einen Zwiſchenſatz trennende Zeile auch in Hava-mal, wo dieſe Stanze ſonſt ganz wiederkehrt, und iſt ſicher nur ein ſpäteres Einſchiebſel. Daſſelbe gilt von einer andern, wirklich noch mehr chriſtlichen Stelle, die Finnus Johannäus, I. 24. aus Brynhildar-liod aufführt, und welche lehrt, mann ſolle dem Todten einen Hugel machen, Haupt und Hände waſchen und trocknen, bevor er in die Kiſte gelegt werde, und beten daß er ſelig ſchlafe. Dieſer Spruch findet ſich aber weder in Völſ. Sag. 30., wo nur allgemein die uralte Pflicht der Beſtattung ausgeſprochen wird, noch in den Edda-Liedern, die gerade hier die bekannte Lücke haben. Es iſt alſo vermuthlich auch nur Zuſatz einer ſpäteren Abſchrift.

St. 26. Z. 3. kam auch ſchon VIII. 7. 30. vor.

St. 27. Z. 6. Eine ähnliche ſteht in Havamal, 104.

Vielleicht waren die folgenden guten Sprüche, die nur noch in Volſ. S. übrig ſind, Urſach der Lücke.

Alles deutet darauf, daß dieſe Lieder in den Buchten- und Inſel-reichen Gränzländern zwiſchen Dänemark, Schweden und Norwegen gedichtet worden, wo auch die übrigen Nordiſchen Darſtellungen und Verbindungen dieſer großen Sage einheimiſch ſind. Sächſiſche Sänger, die damals auch in Dänemark verſtanden würden, überbrachten den Deutſchen Stoff. Saxo erwähnt eines ſolchen um 1130, der in Seeland beſtimmt und bedeutſam von Grimhilds Rache ſang. In dieſen Gegenden beruhen alle eigenthümlich Nordiſchen Anwüchſe dieſer Sage, und auch der Deutſche Hauptſtamm derſelben wird dorthin gerückt. Der Schauplatz wird immer heller und feſter, jemehr er ſich vom Rhein durch Walland, Frankland, Frisland, Saxland, Hunaland, Holſtein, dorthinauf zieht. Hier erſcheint der Urvater Fornjotur, von deſſen Enkeln Nor, Raum und Hring, Halfdans Vater, Norwegen, und Raumarik und Hringarik in dieſem ſüdlichen Theile Norwegens, benannt ſind, und der ganze große Heldenſtamm Halfdans breitet ſich von hier aus. Othin geleitet von hier ſeinen Sohn Sigi

zur

zur Herrſchaft in Hunaland, und deſſen Enkel Wolſung und Sigmund kämpfen mit Siggeir in Gothland. Sigmund iſt eine Zeitlang König in Danmark, und die Thaten ſeiner Söhne Sinfiotli und Helgi, ſo wie der andern beiden Helgi's (alles eigenthümlich Nordiſche Anſätze) bewegen ſich ganz in dieſen Gränzländern, Jütland, Seeland, Hleſſey, Samſey, Haddingadal, Weſtgothland. Nach Sigmunds Schwäher Eylimi, deſſen Stammvater Lofdi (Halfdans Sohn) König in Reithgothland (Jütland) wird, iſt vermuthlich Eylima- oder Lima-fiorth daſelbſt (vgl. S. 29. Anm. 8.) benannt; und Sigurth wird zu Thioda in Jütland erzogen. Die beiden Lieder von Atli's und der Niflungen Ende führen den Beinamen der Grönländiſchen, von dem Norwegiſchen, neben Hringarik, nach dem großen Meerbuſen oberhalb Jütland ſich ziehenden Grönland. Und in dem zweiten dieſer beiden Lieder, wie in dem eigenthümlich Nordiſchen Liede von Oddrun, wird ſelbſt der Sitz der Niflungen und Atli's, im Widerſpruch mit den ſonſtigen Beziehungen auf den Rhein (vgl. S. 47. und Zuſ. zu S. IV.) und Deutſchland, nach Jütland, um Hleſſey und Lima-fiorth hinauf gerückt. Eben ſo wurzeln die ſpäteren Anwüchſe von Aslög und Ragnar Lodbrok auf Spangareide in Norwegen an demſelben Meerbuſen, und auf Jütland (wo Ragnarſtad, und Ragnarſid) und Danmark. Und Jonakur nnd Jormunrek werden auch an der Oſtſee gedacht. — Die eben daſelbſt einheimiſchen Kjämpeviſer ſetzen Grimhilds Rache auf die

Inſel

Inſel Hveen. Und auch in der Wilkina-Saga iſt dieſe Gegend am hellſten (in den Geſchichten von Wieland, Wittich, Heime und Dietlieb, die von hier ausgehen), und ſie iſt vermuthlich auch in jenen, die Däniſchen Inſeln umgebenden Ländern der großen Skandiſchen Halbinſel zu Hauſe.

Tauſend und Ein Tag.

Perſiſche Erzählungen.

Erſter Band.

Tausend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Aus dem
Persischen, Türkischen
und
Arabischen
nach
Petits de la Croix, Galland, Cardonne,
Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus
und Anderen,
überſetzt
von
F. H. von der Hagen.

Erſter Band.

Prenzlau,
Druck und Verlag der Ragoczyſchen Buchhandlung.
1827.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorrede
des
Franzöſiſchen Ueberſetzers.

Wir verdanken dieſe Erzählungen dem berühmten Derwiſch Moklès, welchen Perſien zu ſeinen großen Männern zählt. Er war Oberhaupt der Szofi's*) von Ispahan, und hatte zwölf Schüler, die lange Kleider von weißer Wolle trugen. Die Vornehmen, wie das Volk, hegten für ihn eine ausgezeichnete Verehrung, weil er von dem Stamme Mahomeds war; und alle fürchteten ihn, weil er für einen gelehrten Kabaliſten galt. Der König Schah-Soliman ſelber ehrte ihn in ſolchem Grade, daß, wenn er ihm zufälligerweiſe begegnete, der Fürſt ſogleich vom Pferde ſtieg, und hinging, ihm die Steigbügel zu küſſen.

---

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß die Benennung Szofi von ßuf abgeleitet iſt, was Wolle bedeutet, weil die frommen Szofi's in Wolle gekleidet gehen; und dazu gehört auch ßafa, das heißt Reinheit, und teßaûf, das iſt die myſtiſche Theologie oder der Quietismus, zu welchem ſie ſich bekennen. Nicht aber werden die Könige von Perſien Szofi's genannt, troß Golius und d'Herbelot, und faſt allen Reiſenden, welche in dieſen Irrthum verfallen ſind, und denen es allgemein gläubig nachgeſprochen wird, daß die Perſiſchen Könige dieſen Namen

—

Mokiès war noch ſehr jung, als er darauf kam, Indiſche Schauſpiele ins Perſiſche zu überſetzen, welche in alle morgenländiſche Sprachen übertragen worden, und von welchen ſich in der Königlichen Bibliothek (in Paris)

---

führen, als wenn ſie auch die Kutte trügen. Derſelbe kömmt ihnen gar nicht zu; es wäre ebenſo, als wollte man ſagen: der Kaiſer-Kapuziner. Der Ueberſetzer dieſer Erzählungen, der ſich eines Tages zu Jspahan, in Gegenwart gelehrter Männer, dieſes Ausdrucks bediente und den König Szoſi nannte, erregte ihr Gelächter. Sie belehrten ihn, daß Szoſi nichts anderes, als eine Art Mönch bezeichnet: aber die Europäer verwechſelten dieſes Szoſi mit Szefevy, das heißt ein Abkömmling Scheich-Szefy's, von welchem die Perſiſchen Könige ſtammen, wie wir ſagen können Szefevinger.

eine Türkiſche Ueberſetzung findet, mit der Ueberſchrift: Alfaraga Badal=Schidda, das heißt Freude nach Leid. Aber der Perſiſche Ueberſetzer wollte ſeinem Werke ein eigenthümliches Gepräge geben, und verarbeitete dieſe Schauſpiele zu Erzählungen, welche er Heſar=jeh=Rus, das heißt Tauſend und Ein Tag, nannte. Er vertraute ſeine Handſchrift dem Herrn Pétis de la Croix, welcher mit ihm zu Iſpahan im Jahr 1675 in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand, und erlaubte ihm ſogar, eine Abſchrift davon zu nehmen.“

Es ſcheint, daß dieſe „Tauſend und Ein Tag“ nach dem Vorbilde der „Tauſend und Eine Nacht“ verfaßt ſind. In der That haben dieſe beiden Bücher ganz ähnliche Einfaſſung. Beider Inhalt bildet aber einen Gegenſatz, ſo wie ſchon ihre Ueberſchrift. In Tauſend und Eine Nacht iſt es ein Fürſt, der gegen die Frauen eingenommen, und in Tauſend und Ein Tag iſt es eine Prinzeſſinn, die gegen die Männer eingenommen iſt. Es iſt glaublich, daß eins dieſer beiden Werke dem andern zum Vorbilde gedient hat; da die Arabiſchen Erzählungen aber ohne Zeitbeſtimmung ſind, ſo iſt es ſchwer zu ſagen, ob ſie vor oder nach den Perſiſchen Erzählungen verfaßt worden.*)

Wie dem nun ſei, die Erzählungen in Tauſend und Ein Tag müſſen jedermann ergetzen, der die Tauſend und Eine Nacht mit Vergnügen geleſen hat, weil hier dieſelben Sitten und dieſelbe lebendige Einbildungskraft herrſchen. Aber diejenigen Leſer, welche es bei den Arabiſchen Erzählungen als einen Uebelſtand bemerkt haben, daß man Scheheraſade'n nicht die Abſicht beigelegt hat, durch ihre Mährchen den Schahriar zu überzeugen, daß es allerdings treue Frauen gäbe; — denn in der That ſcheint ihr Zweck nur, ihr Leben zu friſten, ohne den Sultan von Indien bekehren zu wollen — : diejenigen, ſage ich, welche dieſe Ausſtellung gemacht haben, werden dem Derwiſch Moklès nicht denſelben Vorwurf machen. Sütlümeme hat den beſtimmten Vorſatz, das Vorurtheil der Prinzeſſinn zu bekämpfen, und geht ſtäts gerade auf ihr Ziel los. In allen ihren Erzählungen erſcheinen getreue Ehemänner oder

---

*) Ich verweiſe hierüber auf die Vorberichte zu Bd. 1, 11, 12 und 13 meiner Verdeutſchung der 1001 Nacht.

Liebhaber. Man ſieht, wie ſie ſich bemüht, Farrüchnas von ihrem Irrthume zu heilen, ohne daß gleichwohl das Geſetz, welches ſie ſich auferlegt, nicht von ihrem Zwecke abzuſchweifen, der Mannigfaltigkeit der Begebenheiten Eintrag thäte, welche Werke dieſer Art verlangen.

Nachſchrift

des

Deutſchen Ueberſetzers.

Obige, dem Franzöſiſchen Werke, wie ſolches in Le Cabinet des Fées ou collection choisie des contes des Fées et autres contes merveilleux (Geneve 1786, 8.) Tom. 14. 15, wiederholt iſt, vorgeſetzte Nachricht, wird im 37ſten Bande derſelben Sammlung, welcher eine Ueberſicht der Verfaſſer und der ſonſtigen Litteratur dieſer Art liefert, durch Folgendes vervollſtändigt.

Petis de la Croix, aus einer urſprünglich Engliſchen Familie, iſt im Jahr 1695 in einem Alter von 75 Jahren geſtorben, und hat mehrere Kinder hinterlaßen, von denen der älteſte Sohn ihm in der Stelle eines Königlichen Geheimen Dolmetſchers für die Arabiſche und Türkiſche Sprache folgte. Und dieſem, der mehrere Geſchichtswerke aus morgenländiſchen Quellen, und ſelbſt eine Arabiſche Geſchichte Ludwigs XIV ſchrieb, werden in dem Dictionnaire historique des hommes célèbres auch die Werke ſeines Vaters beigelegt.

Von dem Vater iſt nämlich außerdem noch die Franzöſiſche Ueberſetzung der Geſchichte des Sultans von Perſien und ſeiner vierzig Veſyre, aus dem Türkiſchen des Scheich-Sadé, welcher, als Lehrer des Sultans Amurat II, um 1420, dieſes Buch ſo wohl zur Unterhaltung des Prinzen ſchrieb, als um ihm die Weiber verdächtig zu machen. Die Franzöſiſche Ueberſetzung iſt aber unvollendet geblieben, ſo im Cabinet des Fées Tome 13 wiederholt, und mehrere Erzählungen daraus ſind in der neuen Franzöſiſchen Ausgabe der Tauſend und Eine Nacht von Gauthier, Band 1, aufgenommen, und darnach auch in der Deutſchen Ueberſetzung wiedergegeben. Bekanntlich iſt die Grundlage dieſer Erzählungen das ſchon früh aus dem Morgenlande durch das ganze Abendland, namentlich auch in Deutſchland, vielverbreitete Volksbuch von den ſieben Weiſen Meiſtern; welche, als ſieben Veſyre, ſich auch wirklich in Handſchriften der

1001 Nacht finden, und von Jonathan Scott daraus ins Engliſche überſetzt ſind.

Petis de la Croix ſcheint aber ſeinem Talent zu ſchreiben mistrauet zu haben, indem er ſeine Ueberſetzung der Perſiſchen Erzählungen dem mit Recht berühmten Verfaſſer des Hinkenden Teufels und Gil Blas von Santillana, Le Sage, übergab, welcher ſie durchſah, oder vielmehr gänzlich umſchmolz. Dieſer gewandte und geiſtreiche Roman- und Schauſpieldichter benutzte auch die ihm anvertraute reiche Quelle der Erfindung zu ganz eigenen Darſtellungen für das Theater de la Foire, welches ſich aus den Volksbeluſtigungen bei den Pariſer Jahrmärkten von Saint-Germain (im Februar) und der Vorſtadt Saint-Laurent (im Juny) bildete, und die Wiege des Vaudeville's und der komiſchen Oper war. Die königlichen Schauſpieler des Theatre Français und der Oper machten nämlich ihre Privilegien gegen dieſe Jahrmarktstruppe geltend, ſo daß ſie weder ſprechen noch ſingen durften: Le Sage erfand alſo, oder bediente ſich doch zuerſt mit Glück*) der Darſtellung par ecriteaux, indem die Schauſpieler recht eigentlich mit ihren Rollen, groß geſchrieben und aufgerollt, in der Hand auftraten, oder dieſelben von der Decke herab gehängt, und von den Zuſchauern nach bekannten Volksweiſen zum Orcheſter abgeſungen wurden, zu welchen die Schauſpieler nur die Gebärden machten. Und in dieſer Art erwarb ſich Le Sage's Harlekin als König von Serendib, nach den morgenländiſchen Mährchen, den größten Beifall. Nachdem durch Vertrag mit der Oper die Schauſpieler ſelber ſingen durften, und dann auch dazwiſchen geſprochen wurde, ſo war die komiſche Oper da; und obwohl ſie von der eiferſüchtigen Franzöſiſchen und Italieniſchen Komödie nochmals gezwungen wurde, ſich großer Marionetten, anſtatt der lebendigen Schauſpieler, zu bedienen, ſo drang ſie doch

---

*) In den Memoires pour servir a l'histoire des spectacles de la Foire, wird die Erfindung „zwei unbekannten

---

Philoſophen" Challiot und Remy in ihrem Harlekin als Mondkaiſer 1712, beigelegt. — Die gerichtlichen Verbote, und ſinnreichen Erfindungen dagegen, wurden ſelber wieder Gegenſtände luſtiger Darſtellungen, in: Les funerailles de la Foire 1718, und Le rappel de la Foire à la vie 1721, im Theatre de la Foire Tome 3. Ueberhaupt hatte dieſes ächte Volkstheater die Lacher auf ſeiner Seite, und großen Zulauf, auch der vornehmen Welt, ſo daß, auf deren Verlangen, mehrere Stücke deſſelben auch bald auf anderen Bühnen gegeben wurden.

endlich durch, und behielt nur noch den Tanz, als Nachwirkung der urſprünglichen Seiltänze und Pantomimen. Le Sage der von 1712 bis 1738 über 88 Stücke, zum Theil mit d'Orneval, Fuſelier, Piron und einigen anderen Freunden gemeinſchaftlich, arbeitete, hat das Hauptverdienſt bei dieſer merkwürdigen Erſcheinung, und verdankt dieſen glänzenden Erfolg beſonders der glücklichen Wahl und Bearbeitung der Morgenländiſchen Mährchen; wie denn namentlich ſein Harlekin als Mahomed auch hier, als wirkliches Singſpiel, wieder Bahn machte. In den neun gedruckten Bänden des Theatre de la Foire ſind daher die vorzüglichſten Stücke aus dieſer unerſchöpflichen Quelle, und zunächſt aus den von ihm ſelber überarbeiteten Erzählungen Tauſend und Ein Tag, entnommen.*) Und wenn dieſe Erzählungen wirklich Auflöſungen

---

*) Ich kenne von dieſem Theatre de la Foire, geſammelt und durchgeſehen von Le Sage und d'Orneval, Amſterdam 1723 ff. 8., mit einer kurzen Geſchichte deſſelben, Koſtümen und Singweiſen, nur ſechs Bände, aus welchen hieher gehören: Bd. 1. Arlequin roy de Serendib und Arlequin Mahomet; Bd. 2. Arlequin Hulla; Bd. 3. La Princesse de Carizme; Bd. 4. La statue merveilleuse (nach 1001 Nacht); Bd. 5. Le jeune vieillard; und Bd. 6. Les pelerins de la Mecque: ſämmtlich von Le Sage, zum Theil mit d'Orneval.

Indiſcher Schauſpiele ſind, ſo haben ſie ſich alſo wieder in ihre frühere Geſtalt verwandelt: ſo wie ſie zum Theil in derſelben Verwandlung bei dem ähnlichen Kampfe, welchen Gozzi's volksmäßige Truppe gegen das regelmäßige Theater Goldoni's zu beſtehen hatte, auch zum Siege beitrugen. Ich erinnere hier nur an Turandot, welche zuletzt auch uns Schiller ſo glänzend vorgeführt hat.

Auf jeden Fall wird man in den meiſten von Le Sage überarbeiteten Erzählungen 1001 Tag einen gewiſſen dramatiſchen Geiſt nicht verkennen; und wenn derſelbe ſie noch immer zu wirklichen dramatiſchen Darſtellungen für unſer ſogenanntes Volkstheater empfiehlt, ſo verleihet er nicht minder auch dieſen Erzählungen einen ganz eigenthümlichen Reiz.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Eingang 1

Erſter Tag:

Geſchichte des Abulkaſem von Baßra 8

2ter Tag 13
3ter Tag 19
4ter Tag 24
5ter Tag 30
6ter Tag 34
7ter Tag 40
8ter Tag 46
9ter Tag 53
10ter Tag 61
11ter Tag 67
12ter Tag 74
13ter Tag 79
14ter Tag 85
15ter Tag 91
16ter Tag 97

Seite

Geſchichte des Königs Rüsvanſchad und der Prinzeſſinn Scheheriſtani 104

17ter Tag 105
18ter Tag 110
19ter Tag 117

Geſchichte des Königs von Tibet und der Prinzeſſinn von Naïman 118

20ſter Tag 123
21ſter Tag 127

Geſchichte des Veſyrs Kaverſcha 132

Fortſetzung und Beſchluß der Geſchichte des Königs von Tibet und der Prinzeſſinn von Naïman . 136

22ſter Tag 137
23ſter Tag 142
24ſter Tag 147
25ſter Tag 152
26ſter Tag 156

Fortſetzung und Beſchluß der Geſchichte Rüsvanſchads und der Prinzeſſinn Scheheriſtani . . 161

27ſter Tag 164
28ſter Tag 168
29ſter Tag 173
30ſter Tag 179

Seite
Geſchichte Kulufs und der ſchönen Dilara . . . 184
31ſter Tag 186
32ſter Tag 194
33ſter Tag 199
34ſter Tag 205
35ſter Tag 213
36ſter Tag 218
37ſter Tag 223
38ſter Tag 227
39ſter Tag 232
40ſter Tag 236
41ſter Tag 241
42ſter Tag 247
43ſter Tag 253
44ſter Tag 258
45ſter Tag 263

Tauſend und Ein Tag.

Perſiſche Erzählungen.

Das Königreich Kaſchemir*) wurde vorzeiten von einem Könige namens Togrül-Bey beherrſcht. Er hatte einen Sohn und eine Tochter, welche die Bewunderung ihres Zeitalters waren. Der Prinz, mit Namen Farrüchrus,**) war ein junger Held, den tauſend Tugenden empfahlen; und Farrüchnas,***) ſeine Schweſter, konnte für ein Wunder der Schönheit gelten.

In der That, dieſe Prinzeſſinn war ſo ſchön, und zugleich ſo anziehend, daß ſie allen Männern Liebe einflößte, welche ſie anzublicken wagten; aber dieſe Liebe ward ihnen verderblich, denn die meiſten verloren dadurch ihren Verſtand, oder verſanken in eine Sehnſucht, welche ſie unmerklich aufzehrte.

---

*) Ein kleines Königreich zwiſchen Indien und Tibet.

**) Farrüch-rus bedeutet glücklicher Tag.

***) Farrüch-nas heißt glücklicher Stolz.

Wenn ſie den Palaſt verließ, um auf die Jagd zu gehen, war ſie ohne Schleier. Das Volk folgte ihr haufenweiſe und bezeugte ihr durch Ausrufungen ſeine Freude über ihren Anblick. Sie beſtieg gewöhnlich ein weißes, rothgeflecktes Tartarroß, und ritt in der Mitte von hundert prächtig gekleideten Sklavinnen auf ſchwarzen Pferden. Dieſe Sklavinnen waren auch ohne Schleier; aber, obwohl ſie faſt alle von großer Schönheit waren, doch zog ihre Herrinn allein aller Blicke auf ſich. Jeder drängte ſich in ihre Nähe, trotz der zahlreichen Wache, welche ſie umgab. Vergeblich hatten die Soldaten den Säbel in der Hand, um das Volk zurückzuhalten; ja ſie mochten ſelbſt die allzu Ungeſtümen ſchlagen und tödten, dennoch fanden ſich immer wieder Unglückliche, welche, weit entfernt ein ſo klägliches Schickſal zu fürchten, vielmehr ein Vergnügen darin zu finden ſchienen, vor den Augen der Prinzeſſinn zu ſterben.

Der König, gerührt von dem Unglücke, welches die Reize ſeiner Tochter anrichteten, beſchloß, ſie den Blicken der Männer zu entziehen. Er verbot ihr, den Palaſt zu verlaßen, ſo daß das Volk ſie nicht mehr ſah.

Indeſſen verbreitete ſich der Ruf ihrer Schönheit durch das ganze Morgenland. Mehrere Könige ließen ſich dadurch anreizen; und bald vernahm man zu Kaſchemir, daß Geſandte von allen Höfen Aſiens um die Prinzeſſinn anzuhalten kämen.

Aber bevor ſie anlangten, hatte Farruchnas einen Traum, welcher ihr alle Männer verhaßt machte. Sie träumte nämlich, daß ein Hirſch, der in eine Schlinge gefallen war, von einer Hinde befreiet wurde; und als darauf die Hinde in dieſelbe Schlinge fiel, der Hirſch, anſtatt ihr zu helfen, ſie verließ.

Farruchnas war bei ihrem Erwachen über dieſen Traum tief betroffen. Sie betrachtete ihn nicht als eine Täuſchung der aufgeregten Einbildungskraft, ſie glaubte vielmehr, daß der hohe Keſaja*) an ihrem Schickſale Theil nähme, und daß er durch dieſe Gebilde ihr bemerklich machen wollte, alle Männer wären Treuloſe, und könnten die Zärtlichkeit der Frauen nur durch Undankbarkeit vergelten.

Eingenommen von dieſem ſeltſamen Wahn, und voll Furcht, einem jener Fürſten, deren Geſandte nächſtens eintreffen ſollten, aufgeopfert zu werden, ging ſie zu dem Könige, ihrem Vater. Ohne ihm zu ſagen, daß ſie gegen alle Männer empört wäre, beſchwur ſie ihn mit Thränen in den Augen, ſie nicht wider ihren Willen zu vermählen.

---

*) Ein vormals in Kaſchemir angebeteter Götze.

Ihre Thränen rührten Togrül-Bey: „Nein, meine Tochter,“ ſagte er zu ihr, „ich will deine Neigung nicht zwingen. Obſchon man gewöhnlich über deinesgleichen verfügt, ohne ſie zu befragen, ſo ſchwöre ich jedoch bei Keſaja, kein Prinz, und wäre er ſelbſt der Erbe des Sultans von Indien, ſoll jemals dein Gemahl werden, wenn du nicht einwilligſt.“

Die Prinzeſſinn, durch dieſen Schwur beruhigt, deſſen Kraft ſie kannte, ging ſehr zufrieden weg, und war feſt entſchloſſen, ihre Einwilligung allen Prinzen zu verſagen, die ſich darum bewürben.

Wenige Tage darnach kamen Geſandte von verſchiedenen Höfen an. Sie wurden nach einander vorgelaßen, und jeder pries die Verbindung mit ſeinem Herrn und die Verdienſte des Prinzen, für den er warb. Der König erzeigte allen viel Höflichkeit; aber er erklärte ihnen, daß ſeine Tochter ſelber über ihre Hand zu gebieten hätte, weil er bei Keſaja geſchworen, daß er ſie nicht wider ihre Neigung vergeben würde. Da nun die Prinzeſſinn jedem ihre Einwilligung verſagte, ſo kehrten die Geſandten wieder heim, ſehr betreten, daß ihre Werbung misglückt war.

Der weiſe Togrül-Bey ſah ihre Abreiſe mit Misvergnügen. Er fürchtete, ihre Herren möchten, erzürnt über dieſe Abweiſung, ſich dafür zu rächen gedenken; und verdrießlich, einen Schwur gethan zu haben, welcher ihm einen blutigen Krieg zuziehen konnte, ließ er die Amme der Farrûchnas kommen.

„Sütlümeme,“[*]) ſprach er zu ihr, „ich geſtehe dir, daß das Betragen der Prinzeſſinn mich verwundert. Wer mag die Abneigung verurſachen, welche ſie gegen die Vermählung hat? Sprich, biſt du es etwa, der ſie ihr eingeflößt hat?“

„Nein, Herr,“ antwortete die Amme, „ich bin kein Feind der Männer, ſondern dieſe Abneigung iſt die Wirkung eines Traums.“

„Eines Traums?“ rief der König ſehr verwundert aus. „Ah, was ſagſt du mir da! — Nein, nein,“ fügte er dann hinzu, „ich kann nicht glauben, was du mir da ſagſt. Welcher Traum könnte auf meine Tochter einen ſo ſtarken Eindruck gemacht haben?“

Sütlümeme erzählte ihm denſelben, und nachdem ſie ihm alles umſtändlich geſagt hatte, fuhr ſie fort: „dieſes iſt der Traum, welcher die Einbildung der Prinzeſſinn getroffen hat. Sie beurtheilt die Männer nach dieſem Hirſche: überzeugt, daß ſie alle Undankbare und Treuloſe ſind, verwirft ſie auf gleiche Weiſe alle Anträge, welche ihr gemacht werden.“

---

*) Bedeutet Milchbuſen.

Dieſe Rede vermehrte das Erſtaunen des Königs, der nicht begriff, wie dieſer Traum die Prinzeſſinn in eine ſolche Stimmung verſetzen konnte.

„Wohlan, meine gute Sütlümeme,“ ſagte er zu der Amme, „was thun wir, um das Mistrauen zu zerſtreuen, womit die Einbildung meiner Tochter ſich gegen die Männer gewaffnet hat? Glaubſt du, daß wir ſie noch zu Vernunft bringen können?“

„Herr,“ antwortete ſie, „wenn Euer Majeſtät mir dieſe Sorge überlaſſen will, ſo verzweifle ich nicht, mich derſelben glücklich zu entledigen.“

„Wohl, und wie willſt du dabei zu Werke gehen?“ fuhr Togrül-Bey fort.

„Ich weiß,“ erwiederte die Amme, „eine Unzahl anziehender Geſchichten, deren Erzählung, während ſie die Prinzeſſinn ergetzt, ihr zugleich ihr böſes Vorurtheil gegen die Männer benehmen kann. Indem ich ihr zeige, daß es treue Liebhaber gegeben hat, werde ich ſie ohne Zweifel unvermerkt überreden, daß es noch dergleichen gibt. Kurz, Herr,“ fügte ſie hinzu, „laßt mich nur ihren Irrthum bekämpfen; ich ſchmeichle mir, ihn zerſtreuen zu können.“

Der König genehmigte das Vorhaben der Amme, welche nunmehr nur darauf dachte, einen glücklichen Augenblick zur Ausführung zu finden.

Da die Prinzeſſinn gewöhnlich den Nachmittag bei dem Könige, dem Prinzen von Kaſchemir und allen

Prinzeſſinnen des Hofes zubrachte, und die Sklavinnen des Palaſtes ſingen und auf allerlei Inſtrumenten ſpielen hörte, ſo ſchien für Sûtlûmeme der Morgen bequemer, und ſie beſchloß, die Zeit zu benutzen, wo die Prinzeſſinn ſich badete. Gleich am nächſten Tage alſo, ſobald Farrûchnas im Bade war, ſagte die Amme zu ihr:

„Ich weiß eine Geſchichte voll ſeltſamer Begebenheiten; wenn meine Prinzeſſinn mir erlauben will, ſie ihr zur Kurzweil zu erzählen, ſo zweifle ich nicht, daß ſie viel Vergnügen daran finden werde.“

Die Prinzeſſinn von Kaſchemir, weniger vielleicht um ihre eigene Neugier, als um die ihrer Frauen zu befriedigen, welche ſie baten, dieſe Geſchichte anzuhören, erlaubte Sûtlûmeme, ihre Erzählung zu beginnen. Das that dieſelbe folgendermaßen:

Erſter Tag.

Geſchichte des Abulkaſem Basry.

„Alle Geſchichtſchreiber ſtimmen darin überein, daß der Chalyf Harun Alraſchid, wie der mächtigſte, ſo auch der vollkommenſte Fürſt ſeines Zeitalters geweſen wäre, wenn er nicht ein wenig zu ſtarken Hang zum Jähzorn und eine unerträgliche Eitelkeit gehabt hätte. Er ſagte alle Augenblicke, es gäbe keinen Fürſten auf der Welt, der ſo großmüthig wäre, wie er.

Giafar, ſein Groß-Veſyr, konnte nicht dulden, daß er ſich ſelber alſo rühmte, und nahm ſich eines Tages die Freiheit zu ihm zu ſagen:

„O mein unumſchränkter Herr, Beherrſcher der Erde, verzeihet eurem Sklaven, wenn er es wagt, euch vorzuſtellen, daß es euch nicht ziemt, euch ſelber zu loben. Ueberlaſſet eure Lobpreiſung euren Unterthanen und jenem Haufen von Fremden, welche man an eurem Hofe ſieht. Begnüget euch, daß die einen dem Himmel danken, in eurem Reiche geboren zu ſein, während die anderen ſich Glück wünſchen, ihr Vaterland verlaſſen zu haben, um hier unter euren Geſetzen zu leben."

Harun war empfindlich über dieſe Worte; er ſah ſeinen Veſyr mit ſtolzem Blick an, und fragte ihn, ob er jemand kennte, der ihm an Großmuth zu vergleichen wäre.

„Ja, Herr," antwortete Giafar; „es giebt in der Stadt Basra*) einen jungen Mann namens Abulkaſem; obwohl ein bloßer Bürger, lebt er jedoch prächtiger, als die Könige; und ohne Euer Majeſtät auszunehmen, kein Fürſt auf der Welt iſt großmüthiger, als er."

Der Chalyf ward feuerroth bei dieſer Rede, und ſeine Augen funkelten vor Zorn: „Weißt du wohl," ſprach er, „daß ein Unterthan, der die Frechheit hat, ſeinen Herrn zu belügen, den Tod verdient?"

„Ich behaupte nichts, als die Wahrheit," erwiederte der Veſyr. „Auf meiner letzten Reiſe nach Basra habe ich dieſen Abulkaſem geſehen, ich bin in ſeinem Hauſe geweſen, meine Augen, obſchon an eure Schätze gewöhnt, ſind erſtaunt über ſeine Reichthümer, und ich bin von ſeinem großmüthigen Weſen entzückt worden."

---

*) Gemeinlich, nach Ital. Ausſprache Balſora genannt.

Bei dieſen Worten konnte der heftige Alraſchid ſeinen Zorn nicht länger zurückhalten: „du biſt ſehr unverſchämt," rief er aus, „einen Unterthanen mit mir zu vergleichen. Deine Unklugheit ſoll nicht ungeſtraft bleiben."

Indem er dieß ſagte, winkte er den Hauptmann ſeiner Wache herbei, und befahl ihm, den Veſyr Giafar zu verhaften.

Hierauf ging er in das Gemach der Fürſtinn **Sobeïde**, ſeiner Gemahlinn, welche vor Schreck erbleichte, als ſie ſein zorniges Antlitz ſah.

„Was iſt euch, Herr?" ſprach ſie zu ihm: „wer hat euch in dieſe Bewegung verſetzt, in welcher ich euch ſehe?"

Er unterrichtete ſie von dem, was eben vorgegangen war, und beklagte ſich über ſeinen Veſyr in Ausdrücken, welche Sobeïde'n zeigten, wie ſehr er gegen ſeinen Miniſter aufgebracht war. Aber dieſe kluge Fürſtinn ſtellte ihm vor, daß er ſeinen Zorn zurückhalten und jemand nach Basra ſenden müßte, um die Sache zu bewähren; und wenn er ſie falſch befände, müßte der Veſyr geſtraft werden; im Gegentheil aber, wenn ſie wahr wäre, was ſie nicht denken könnte, wäre es ungerecht, ihn als einen Verbrecher zu behandeln.

Dieſe Rede beſänftigte die Wuth des Chalyfen. „Ich billige dieſen Rath," ſagte er zu Sobeide'n, und bekenne, daß ich dieſe Gerechtigkeit einem ſolchen Miniſter, wie Giafar, ſchuldig bin. Ich will noch mehr thun: da derjenige, welchem ich dieſen Auftrag gäbe, mir, aus Haß gegen meinen Veſyr, einen falſchen Bericht erſtatten könnte, ſo will ich ſelber mich von der Wahrheit überzeugen. Ich will die Bekanntſchaft dieſes jungen Mannes machen, deſſen Großmuth man mir ſo rühmt: hat man mir die Wahrheit geſagt, ſo will ich Giafar mit Wohlthaten überhäufen, weit entfernt ihm ſeine Freimüthigkeit übel zu nehmen; aber ich ſchwöre, es ſoll ihm das Leben koſten, wenn er mir eine Lüge vorgebracht hat."

Sobald Alraſchid dieſen Entſchluß gefaßt hatte, dachte er nur an deſſen Ausführung. Er verließ in einer Nacht heimlich ſeinen Palaſt, und begab ſich auf den Weg, ohne ſich von jemand begleiten zu laßen, was Sobeide auch ſagen mochte, um ihn zu bereden, nicht ſo ganz allein zu reiſen.

Als er in Basra angekommen war, ſtieg er in der erſten Karavanſerei ab, welche er beim Eintritt in die Stadt antraf, und deren Wirth ein guter Greis war.

„Guter Vater," ſagte Harun zu ihm, „iſt es wahr, daß es in dieſer Stadt einen jungen Mann namens Abulkaſem gibt, welcher die Könige an Pracht und Großmuth übertrifft?"

„Ja, Herr,“ antwortete der Wirth, „und wenn ich hundert Münde hätte, und in jedem hundert Zungen, ſo könnte ich euch nicht alle die großmüthigen Handlungen erzählen, welche er ausgeübt hat.“

Da der Chalyf der Ruhe bedurfte, ſo legte er ſich nieder, nachdem er einige Speiſe zu ſich genommen hatte.

Er ſtand am andern Morgen ſehr früh auf und ging in der Stadt ſpazieren bis zu Sonnen Aufgang. Hierauf näherte er ſich dem Laden eines Schneiders, und fragte nach Abulkaſems Wohnung.

„He, aus welchem Lande ſeid ihr denn?“ fragte ihn der Schneider. „Ihr müßt wohl niemals nach Basra gekommen ſein, weil ihr nicht wißt, wo der Herr Abulkaſem wohnt: ſein Haus iſt bekannter, als der Palaſt des Königs.“

Die Amme der Prinzeſſinn Farrüchnas wurde bei dieſer Stelle durch die Ankunft einer Sklavinn unterbrochen, der es täglich oblag, die Prinzeſſinn zu benachrichtigen, wenn es Zeit wäre, zum Mittagsgebete zu gehen. Sobald dieſe Sklavinn erſchien, ſtieg Farrüchnas aus dem Bade und kleidete ſich an. Die Amme hörte auf zu erzählen, nahm aber am folgenden Tage, als ihre Herrinn wieder ins Bad gegangen war, den Faden ihrer Erzählung wieder auf.

Auf dieſe Weiſe hat der Derwiſch **Moklès** ſein Werk in Tauſend und Einen Tag eingetheilt. Dieſelbe Eintheilung iſt hier beibehalten, aber alles weggeſchnitten, was in der Urſchrift der eigentlichen Erzählung vorangeht oder nachfolgt, weil ſolches nur dazu dient, den Leſer zu ermüden und zu langweilen, welcher nun die Erzählungen leſen wird, ohne zu bemerken, daß ſie unterbrochen werden.

Am folgenden Morgen fuhr demnach Sütlümeme alſo fort:

Zweiter Tag.

Der Chalyf antwortete dem Schneider: „Ich bin ein Fremder; ich kenne niemand in dieſer Stadt, und ihr würdet mich verpflichten, wenn ihr mich zu dieſem Herrn hinführen ließet.“

Sogleich befahl der Schneider einem ſeiner Burſchen, ihn nach Abulkaſems Hauſe zu führen. Dieſes war ein großes Gebäude aus gehauenen Steinen, deſſen Thür von Jaspis-Marmor war.

Der Fürſt trat in den Hof, wo eine Menge von Bedienten, ſowohl Sklaven als Freigelaßenen, waren, welche ſich mit Spielen ergetzten, während ſie die Befehle ihres Herrn erwarteten. Er näherte ſich einem von ihnen und ſagte zu ihm:

„Bruder, ich wünſchte wohl, daß ihr euch bemühtet, zum Herrn Abulkaſem zu gehen, um ihm zu melden, daß ein Fremder ihn zu ſprechen wünſcht."

Der Bediente erkannte wohl an Haruns Ausſehen, daß er kein gemeiner Menſch war; er lief hin, ihn ſeinem Herrn anzumelden, welcher bis in den Hof herauskam, den Fremden zu empfangen, ihn bei der Hand nahm, und ihn in einen ſehr ſchönen Saal führte. Hier ſagte der Chalyf dem jungen Manne, er hätte von ihm ſo viel Rühmens gehört, daß er dem Verlangen nicht widerſtehen können, ihn zu ſehen.

Abulkaſem antwortete auf dieſen Lobſpruch ſehr beſcheiden; und nachdem er den Gaſt auf das Sofa genöthigt hatte, fragte er ihn, aus welchem Lande er wäre, welches Gewerbe er hätte, und wo er in Basra wohnete.

„Ich bin ein Kaufmann aus Bagdad," antwortete der Kaiſer, „und in der erſten Karavanſerei, welche ich bei meiner Ankunft traf, habe ich Herberge genommen."

Nach einer kurzen Unterhaltung, erſchienen in dem Saale zwölf weiße Knaben mit Gefäßen von Agat und Bergkryſtall, welche mit Rubinen geſchmückt und mit den köſtlichſten Brandweinen gefüllt waren. Ihnen folgten zwölf ſehr ſchöne Sklavinnen, deren einige trugen Porcelan-Becken voll Früchte und Blumen, und andere goldene Schalen mit allerlei Kräuterzucker von köſtlichem Geſchmacke. Die Knaben koſteten von ihren Brandweinen, um ſie dem Chalyfen darzubieten. Dieſer trank davon, und obwohl er an die köſtlichſten des ganzen Morgenlandes gewöhnt war, ſo geſtand er doch, daß er noch niemals beſſere getrunken hätte.

Als hierüber die Stunde des Mittageſſens gekommen war, ließ Abulkaſem ſeinen Gaſt in einen andern Saal treten, wo ſie eine Tafel mit den erleſenſten Gerichten, in Schüſſeln von gediegenem Golde, beſetzt fanden.

Nach beendigter Malzeit, nahm der junge Mann den Chalyfen bei der Hand und führte ihn in einen dritten noch reicher, als die beiden erſten, verzierten Saal, und dorthin brachte man eine Unzahl von goldenen mit Edelſteinen geſchmückten Gefäßen voll aller Arten von Weinen, und Porcelanſchüſſeln mit trockenen Eingemachten. Während hier der Wirth mit ſeinem Gaſte von den köſtlichſten Weinen tranken, traten Sänger und Spielleute herein, und begannen ein Konzert, wovon Harun entzückt wurde. „Ich habe,“ ſagte er bei ſich ſelber, „in meinem Palaſt bewundernswürdige Stimmen, aber ich muß geſtehen, daß ſie mit dieſen hier nicht in Vergleichung kommen können. Ich begreife nicht, wie ein Privatmann ſo viel Vermögen haben kann, ſo prächtig zu leben.“

Während der Fürſt beſonders aufmerkſam war auf eine Stimme, deren Lieblichkeit ihn hinriß, ging Abulkaſem aus dem Saal, und kam einen Augenblick darauf wieder, mit einer Ruthe in der einen Hand, und in der andern einen kleinen Baum, deſſen Stamm von Silber, die Blätter von Smaragden und die Früchte von Rubinen waren. Auf dem Gipfel dieſes Baumes ſaß ein goldener ſchön gearbeiteter Pfau, deſſen Leib mit Ambra, Aloegeiſt und anderen Wohlgerüchen angefüllt war. Abulkaſem ſetzte dieſen Baum zu den Füßen des Kaiſers, und ſchlug mit ſeiner Ruthe den Pfau auf den Kopf: da breitete der Pfau die Flügel aus, ſein Schweif begann ſich mit großer Geſchwindigkeit zu drehen; und indem er ſich ſo drehte, ſtiegen die Wohlgerüche, mit welchen er angefüllt war, auf allen Seiten empor und durchdufteten den ganzen Saal.

Der Chalyf konnte nicht müde werden, den Baum und den Pfau zu betrachten, und er äußerte noch ſeine Bewunderung derſelben, als Abulkaſem ſie ergriff und ſie ſehr ungeſtüm hinwegtrug.

Alraſchid war betroffen über dieß Benehmen und ſagte bei ſich ſelber: „Was ſoll das heißen? dieſer junge Menſch, dünkt mich, weiß ſich nicht ſo gut zu betragen, wie ich glaubte: er entzieht mir dieſen Baum und den Pfau, indem er mich noch mit ihrer Betrachtung beſchäftigt ſieht: hat er etwa Furcht, ich werde ihn bitten, mir ein Geſchenk damit zu machen? Ich fürchte, daß Giafar ihm mit Unrecht den Beinamen eines Großmüthigen gegeben hat.“

Dieſer Gedanke beſchäftigte ihn noch, als Abulkaſem wieder in den Saal trat, in Begleitung eines kleinen Knaben, ſchön wie die Sonne. Dieſes liebliche Kind trug einen Rock von Goldſtoff, mit Perlen und Diamanten geſtickt, und hielt in ſeiner Hand eine Schale aus einem einzigen Rubin, gefüllt mit einem purpurrothen Weine. Er näherte ſich dem Chalyfen, kniecte vor ihm nieder, und bot ihm die Schale dar. Der Fürſt ſtreckte die Hand darnach aus, nahm ſie, und ſetzte ſie an den Mund: aber, o erſtaunliches Wunder! nachdem er getrunken hatte, bemerkte er, indem er die Schale dem Knaben wieder gab, daß ſie noch ganz voll war. Er nimmt ſie ſogleich wieder, und nachdem er ſie abermals an den Mund geſetzt hat, leert er ſie bis auf den letzten Tropfen aus: er gibt ſie dem Knaben zurück, und in demſelben Augenblicke ſieht er, daß ſie ſich wieder füllt, ohne daß jemand etwas hineingießt.

Bei dieſer wunderbaren Erſcheinung ſtieg Haruns Erſtaunen aufs höchſte, und ließ ihn den Baum und den Pfau vergeſſen. Er fragte wie dieſes zuginge, und Abulkaſem antwortete ihm:

„Dieß iſt das Werk eines alten Weiſen, welcher alle Geheimniſſe der Natur kannte.“

Nach dieſen Worten, nahm er den Knaben bei der Hand, und ging mit ihm abermals ungeſtüm aus dem Saale.

Der Chalyf war unwillig darüber und ſagte bei ſich: „Oh, dießmal hat der junge Mann den Verſtand verloren! Er bringt mir alle ſeine Merkwürdigkeiten her, ohne daß ich ihn darum bitte, und wenn er bemerkt, daß mein Vergnügen über ihren Anblick am größten iſt, entreißt er ſie mir: es gibt nichts ſo lächerliches, noch ſo unanſtändiges. Ha, Giafar, ich will dich die Menſchen beſſer beurtheilen lehren!"

Er wußte nicht, was er von ſeinem Wirthe denken ſollte, oder vielmehr er fing an, keine gute Meinung von ihm zu faſſen, als er ihn zum drittenmal eintreten ſah, in Begleitung eines Fräuleins, die ganz mit Perlen und Edelſteinen bedeckt, und noch mehr durch ihre Schönheit als durch ihren Putz geſchmückt war. Der Chalyf war durch eine ſo ſchöne Erſcheinung höchſt überraſcht: ſie machte ihm eine tiefe Verneigung, und bezauberte ihn vollends, indem ſie ſich ihm näherte. Er ließ ſie ſich ſetzen, und zugleich verlangte Abulkaſem eine rein geſtimmte Laute. Man brachte ihm eine aus Aloe-, Sandel- und Ebenholz und Elfenbein zuſammengeſetzte; er gab dieſes Saitenſpiel der ſchönen Sklavinn, welche darauf ſo vollkommen ſpielte und dazu ſang, daß Harun, der ſich wohl darauf verſtand, im Uebermaaße ſeiner Bewunderung ausrief:

„O junger Mann, wie beneidenswerth iſt euer Loos! die größten Könige der Welt, der Beherrſcher der Gläubigen ſelber iſt nicht glücklicher, als ihr."

Sobald Abulkaſem bemerkte, daß ſein Gaſt von ſeiner Sklavinn entzückt war, nahm er ſie ebenfalls bei der Hand und führte ſie aus dem Saale.

Dritter Tag.

Dieß war ein neuer Aerger für den Chalyfen. Es fehlte wenig, daß ſein Unwille ausbrach, jedoch hielt er an ſich, und als in demſelben Augenblicke ſein Wirth wieder eingetreten war, fuhren ſie fort, ſich zu vergnügen, bis zum Untergange der Sonne. Da ſagte Harun zu dem jungen Manne:

„O großmüthiger Abulkaſem, ich bin ganz verwirrt durch eure Bewirthung; erlaubet mir, daß ich heim gehe und euch ruhen laße.“

Der junge Mann von Basra, der ihm keinen Zwang anthun wollte, verneigte ſich ihm mit anmuthigem Weſen, und ohne ſich ſeinem Vorhaben zu widerſetzen, begleitete er ihn bis an die Thüre ſeines Hauſes, indem er ihn um Entſchuldigung bat, daß er ihn nicht ſo prächtig bewirthet hätte, wie ihm gebührete.

„Ich geſtehe,“ ſagte der Chalyf, indem er nach der Karavanſerei zurückkehrte, „Abulkaſem übertrifft an Pracht die Könige; aber in Anſehung der Großmuth hat mein Veſyr Unrecht, ihn mit mir zu vergleichen; denn, bei alle dem, hat er mir das geringſte

Geſchenk gemacht? Ich äußerte mich doch laut genug über die Schönheit des Baums, der Schale, des Knaben und des Fräuleins, und meine Bewunderung hätte ihn wenigſtens auffordern ſollen, mir eines dieſer Dinge anzubieten. Nein, dieſer Menſch prunkt nur mit ſeinen Reichthümern: es macht ihm Vergnügen, ſie vor den Augen der Fremden auszubreiten: warum? bloß um ſeine Eitelkeit und ſeinen Stolz zu befriedigen. Im Grunde iſt er nichts als ein Geizhals, und ich kann Giafar nicht verzeihen, mich belogen zu haben."

Indem er noch dieſe für ſeinen erſten Miniſter ſo traurigen Betrachtungen anſtellte, erreichte er die Karavanſerei: aber wie groß war ſein Erſtaunen über das was er hier fand! ſeidene Teppiche, prächtige große und kleine Zelte, eine große Anzahl Bedienten, ſowohl Sklaven als Freigelaßene, Pferde, Mauleſel, Kameele, und über dieß alles, den Baum mit dem Pfau, den Knaben mit der Schale und die ſchöne Sklavinn mit ihrer Laute.

Die Diener warfen ſich vor ihm nieder, und das Fräulein überreichte ihm eine Rolle von Seidenpapier, welche er öffnete und Folgendes las:

„O mein theurer und liebenswerther Gaſt, den ich nicht kenne, ich habe euch vielleicht nicht alle die Achtung bewieſen, welche ich euch ſchuldig bin: ich bitte euch, gütigſt die Fehler zu überſehen, welche ich bei eurer Bewirthung begangen habe, und mir nicht das Leid anzuthun, die kleinen Geſchenke zu verſchmähen, welche ich euch hier ſende: der Baum, der Pfau, der Knabe, die Schale und die Sklavinn waren ſchon euer, als ſie euch gefielen; denn jedes Ding, das meinen Gäſten gefällt, hört auf mein zu ſein, und wird ihr Eigenthum."

Als der Chalyf dieſes Schreiben geleſen hatte, war er ganz erſtaunt über Abulkaſems Freigebigkeit, und geſtand nun ein, daß er dieſen jungen Mann falſch beurtheilt hatte. „Tauſend Millionen Dank," rief er aus, habe Giafar! er iſt Urſach, daß ich enttäuſcht bin. Ach, Harun, rühme dich nicht mehr, der prächtigſte und großmüthigſte aller Menſchen zu ſein; einer deiner Unterthanen übertrifft dich. — Aber," fügte er hinzu, indem er ſich wieder faßte, „wie kann ein bloßer Privatmann dergleichen Geſchenke machen? Ich hätte ihn fragen ſollen, wo er ſo viele Reichthümer gefunden hat; ja, ich habe Unrecht, daß ich ihn darüber nicht befragt habe: ich will nicht eher nach Bagdad zurückkehren, als bis ich dieſe Sache ergründet habe; auch iſt es mir wichtig, zu wiſſen, woher es kömmt, daß in den Staaten unter meiner Herrſchaft ein Menſch ein herrlicheres Leben führt, als ich. Ich muß ihn wiederſehen, und ihn auf geſchickte Weiſe dahin bringen, mir zu entdecken, auf welche Weiſe er ein ſo überſchwängliches Glück gemacht hat."

Ungeduldig ſeine Neugier zu befriedigen, ließ er ſeine neuen Bedienten in der Karavanſerei und kehrte auf der Stelle zu dem jungen Manne zurück. Und als er mit ihm allein war, ſagte er zu ihm:

„O allzu liebenswürdiger Abulkaſem, die Geſchenke, welche ihr mir gemacht habt, ſind ſo anſehnlich, daß ich befürchte, ſie nicht annehmen zu können, ohne eure Großmuth zu mißbrauchen. Erlaubet mir, daß ich ſie euch zurückſende, und daß ich, von meiner Bewirthung bei euch bezaubert, nach Bagdad heimkehre, um eure Pracht und eure Freigebigkeit zu verkündigen.“

„Herr,“ antwortete ihm der junge Mann, mit gekränkter Miene, „ihr habt ohne Zweifel Grund euch über den unglücklichen Abulkaſem zu beklagen. Es muß irgend eine ſeiner Handlungen euch misfallen haben, weil ihr ſeine Geſchenke zurückweiſet. Ihr würdet mir dieſe Beleidigung nicht anthun, wenn ihr mit mir zufrieden wäret.“

„Nein,“ erwiederte der Fürſt, „der Himmel iſt mein Zeuge, ich bin von eurer Gaſtlichkeit entzückt, aber eure Geſchenke ſind zu koſtbar. Sie übertreffen die Geſchenke der Könige; und wenn ich ſagen darf, was ich denke, ihr ſolltet eure Reichthümer nicht ſo verſchwenden, ſondern bedenken, daß ſie ſich erſchöpfen können.“

Abulkaſem lächelte bei dieſen Worten, und erwiederte dem Chalyfen:

„Herr, ich freue mich, zu vernehmen, daß ihr nicht, um mich für irgend einen bei eurer Bewirthung begangenen Verſtoß zu beſtrafen, meine Geſchenke ausſchlagen wollet; und um euch zu ihrer Annahme zu verpflichten, will ich euch ſagen, daß ich alle Tage dergleichen, und ſelbſt noch größere Geſchenke machen könnte, ohne daß es mich beſchwerete. — Ich ſehe wohl," fügte er hinzu, „daß dieſe Rede euch in Erſtaunen ſetzt; aber ihr werdet aufhören, euch darüber zu verwundern, wenn ich euch die Abenteuer erzählt habe, welche mir begegnet ſind. Ich muß euch dieſelben vertrauen."

Indem er dieſes ſagte, führte er Harun in einen noch tauſendmal geſchmückteren und reicheren Saal, als die vorigen. Mehrere Rauchfäſſer erfüllten ihn mit ſüßem Wohlgeruch, und man ſah hier einen goldenen Thron mit reichen Fußteppichen. Alraſchid konnte ſich nicht überreden, daß er in dem Hauſe eines Privatmannes wäre; er wähnte, bei einem mächtigern Fürſten zu ſein, als er ſelber. Der junge Mann ließ ihn auf den Thron ſteigen, ſetzte ſich an ſeine Seite, und begann folgendermaßen die Geſchichte ſeines Lebens:

Vierter Tag.

„Ich bin der Sohn eines Juweliers von **Kahiro**, namens **Abdelaſis**. Dieſer beſaß ſo große Reichthümer, daß er befürchtete, den Neid oder Geiz des Sultans von **Aegypten** gegen ſich zu erregen, ſein Vaterland verließ, und ſich in **Basra** niederließ, wo er die einzige Tochtee des reichſten Kaufmanns der Stadt heiratete.

Ich bin die einzige Frucht dieſer Ehe, ſo daß ich, im Beſitz aller Güter meines Vaters und meiner Mutter, nach ihrem Tode, ein ſehr glänzendes Vermögen beſaß. Aber ich war noch ſehr jung, ich liebte den Aufwand, und da ich mich in den Stand geſetzt ſah, meinem Hange zur Freigebigkeit oder vielmehr zur Verſchwendung zu genügen, ſo lebte ich in ſolcher Vergeudung, daß in weniger als zwei bis drei Jahren mein ganzes Erbe durchgebracht war. Hinterher ſtellte ich, ſo wie alle, die ihre üble Lebensweiſe bereuen, die ſchönſten Betrachtungen von der Welt an.

Nach der Rolle, welche ich in Basra geſpielt hatte, glaubte ich, es verlaſſen zu müſſen, um anderswo meine unglücklichen Tage zu verleben: mich dünkte, mein Elend würde mir vor fremden Augen erträglicher ſeyn. Ich verkaufte alſo mein Haus, die einzige Habe, welche mir übrig war, und ſchloß mich einer Karavane von Kaufleuten an, mit welchen ich nach

Mußul ging, dann nach Damask, und weiter durch die Wüſte Arabiens und das Gebirge Pharan kam ich nach Groß-Kahiro.

Die Schönheit der Häuſer und die Pracht der Moſcheen ſetzten mich in Erſtaunen; und indem mir plötzlich einfiel, daß ich in der Stadt wäre, in welcher mein Vater Abdelaſis geboren worden, konnte ich mich nicht enthalten, zu ſeufzen und einige Thränen zu vergießen.

„O mein Vater," ſagte ich bei mir ſelber, „wenn du noch lebteſt, und an dem Orte, wo du ein ſo beneidenswerthes Leben führteſt, deinen Sohn in einer ſo kläglichen Lage ſäheſt, wie groß würde dein Schmerz ſein!"

Erfüllt von dieſem wehmüthigen Gedanken, wandelte ich dahin, und gelangte an das Ufer des Nils. Ich befand mich hinter dem Palaſte des Sultans. Da erſchien an einem Fenſter eine junge Frau, deren Schönheit mich anzog: ich ſtand ſtill, ſie zu betrachten. Sie bemerkte es und zog ſich zurück. Da die Nacht herannahte und ich noch keine Herberge genommen hatte, ſo ſuchte ich eine in der Nachbarſchaft.

Ich genoß wenig Ruhe; das Bild der ſchönen Frau ſtellte ſich unaufhörlich meinem Geiſte dar: ich fühlte wohl, daß ich ſie ſchon liebte. „Wollte Gott," ſagte ich, „daß ich ſie nie geſehen, oder daß ſie mich nicht bemerkt hätte! ich würde dann keine ſo thörichte

Liebe zu ihr gefaßt, oder das Vergnügen gehabt haben, ſie länger zu betrachten.“

Ich verfehlte nicht, mich am folgenden Morgen wieder unter ihrem Fenſter einzuſtellen, in der Hoffnung, ſie wiederzuſehen. Aber ich wurde in meiner Erwartung betrogen: ſie zeigte ſich nicht. Das betrübte mich ſehr, ohne mich jedoch abzuſchrecken; denn ich kam den folgenden Tag wieder, und ich war glücklicher. Die Schöne erſchien, und als ſie bemerkte, daß ich ſie mit Aufmerkſamkeit betrachtete, ſagte ſie zu mir:

„Unverſchämter, weißt du nicht, daß es den Männern verboten iſt, ſich unter den Fenſtern dieſes Palaſtes aufzuhalten? Entferne dich ſchleunigſt: wenn die Beamten des Sultans dich an dieſem Orte betreffen, ſo biſt du des Todes.“

Anſtatt durch dieſe Worte erſchreckt zu werden und die Flucht zu ergreifen, warf ich mich mit dem Antlitz auf die Erde, und als ich mich wieder aufgehoben hatte, antwortete ich ihr:

„Schöne Frau, ich bin ein Fremdling: die Gebräuche von Kahiro ſind mir unbekannt, aber wenn ich ſie auch kennte, würde jedoch eure Schönheit mich verhindern, ſie zu beobachten.“

„Ha, Verwegener,“ rief ſie aus, „fürchte daß ich auf der Stelle Sklaven herbeirufe, deine Frechheit zu beſtrafen!“

Mit dieſen Worten verſchwand ſie, und ich glaubte, daß ſie, entrüſtet durch meine Dreiſtigkeit, wirklich hinginge, Leute zu rufen, um mich zu mishandeln. Ich erwartete, Bewaffnete auf mich losſtürzen zu ſehen; aber tiefer getroffen von dem Zorne der Schönen, als von ihren Drohungen, war ich unempfindlich gegen die Gefahr, worin ich mich befand, und ich ging langſam nach Hauſe.

Welche ſchreckliche Nacht war das für mich! ein hitziges Fieber, welches durch meine heftige Liebe entzündet war, durchglühte mein Blut, und erregte mir entſetzliche Träume.

Indeſſen das Verlangen, die Schöne wiederzuſehen, und die Hoffnung, von ihr günſtiger angeſehen zu werden, ſo wenig Grund ich auch dazu hatte, beruhigten meine Ueberſpannung. Hingeriſſen von einer thörichten Leidenſchaft lief ich den andern Tag wieder an das Ufer des Nils, und ſtellte mich an denſelben Ort, wie die vorigen Tage.

Die junge Schöne zeigte ſich, ſobald ſie mich erblickte, aber mit ſo ſtolzer Miene, daß ich dadurch erſchreckt wurde.

„Wie, Elender,“ rief ſie mir zu, „nach den Drohungen, welche ich dir gethan habe, wagſt du es nochmals hieher zu kommen? Flieh weit von dieſem Palaſte; ich will, aus Mitleiden noch einmal dich warnen: dein Verderben iſt gewis, wenn du nicht den

Augenblick verſchwindeſt. — Was kann dich zurückhalten? fügte ſie einen Augenblick darnach hinzu, als ſie ſah, daß ich nicht wegging. „Fürchte, verwegener Jüngling: der Blitz iſt bereit, dich zu zerſchmettern.“

Während dieſer Rede, welche ohne Zweifel jeden weniger verliebten Menſchen, als ich, bewegt haben würde, blickte ich, anſtatt mich zu entfernen, die Schöne mit Zärtlichkeit an, und antwortete ihr:

„Schöne Frau, wähnet ihr, daß ein Unglücklicher, der ſich hat bezaubern laßen und euch hoffnungslos anbetet, den Tod fürchten könne? Ach, ich will lieber das Leben verlieren, als ohne euch leben.“

„Wohlan,“ erwiederte ſie, „weil du ſo hartnäckig biſt, ſo geh und bleib den übrigen Theil des Tages in der Stadt, und komm dieſe Nacht wieder unter dieß Fenſter.“

Mit dieſen Worten verſchwand ſie plötzlich, und ließ mich voll Erſtaunen, Liebe und Freude daſtehen.

Wenn ich bisher gegen die ſtrengen Befehle der Schönen, hinweg zu gehen, widerſetzlich geweſen war, ſo könnt ihr wohl denken, daß ich mich nunmehr willig ihnen unterwarf: der neue Umſtand, der beigefügt war, verſüßte ihre Strenge. In Erwartung der Freuden, welche ich mir verſprach, vergaß ich meiner Leiden: „ich darf mich nicht mehr,“ ſagte ich, „über das Glück beklagen; es wird mir jetzo noch günſtiger, als es mir bisher wiedrig geweſen iſt.“ — Ich ging nach meiner Herberge, wo ich mich damit beſchäftigte, mich zu ſchmücken und mit Wohlgerüchen zu beſprengen.

Als die Nacht gekommen war, und ich meinte, daß es Zeit wäre, zu gehen, wohin die Liebe mich rief, begab ich mich in der Dunkelheit dahin. Ich fand an einem Fenſter des Zimmers der Schönen ein Seil hangen, und bediente mich deſſelben, hinaufzuſteigen. Ich ging durch zwei Zimmer in ein drittes, welches mit prächtigem Geräthe verſehen war, und in deſſen Mitte ein ſilberner Thron ſtand.

Ich gab wenig Acht auf das prächtige Geräth und auf alle die Koſtbarkeiten, welche hier zu ſehen waren: die Schöne allein zog alle meine Blicke auf ſich. Ach, Herr, welche Reize! Sei es, daß die Natur ſie gebildet hatte, um den Menſchen zu zeigen, daß ſie, wenn es ihr gefällt, ein vollkommenes Werk hervorzubringen vermag; ſei es, daß, allzu ſehr von ihr eingenommen, meine bezauberte Einbildungskraft ihre Mängel meinen Augen entzog, kurz, ich wurde von ihrer Schönheit entzückt.

Sie ließ mich auf den Thron ſteigen, ſetzte ſich neben mich, und fragte mich, wer ich wäre. Ich erzählte ihr meine Geſchichte mit aller Aufrichtigkeit. Ich bemerkte, daß ſie dieſelbe ſehr aufmerkſam anhörte, ſie ſchien mir ſelbſt gerührt von der Lage, in welche das

Schickſal mich verſetzt hatte; und dieſes Mitleid, welches ein edelmüthiges Herz verrieth, machte mich vollends zu dem verliebteſten aller Menſchen: „Herrinn," ſagte ich zu ihr, „wie unglücklich ich auch ſei, ich bin nicht mehr zu beklagen, weil ihr Mitleid mit meinem Unglück empfindet."

Fünfter Tag.

Allmählich verwickelten wir uns in eine zärtliche Unterhaltung, welche ſie mit viel Geiſt durchführte; und ſie geſtand mir, daß, wenn ich von ihrem Anblick betroffen worden, ſie ihrerſeits ſich nicht hätte erwehren können, Aufmerkſamkeit für mich zu haben. „Da ihr mir nun geſagt habt, wer ihr ſeid," fuhr ſie fort, „ſo will ich euch auch nicht verhehlen, wer ich bin.

Ich heiße Dardané, und bin in der Stadt Damask geboren. Mein Vater war einer der Veſyre des Fürſten, der noch dort herrſcht, und nannte ſich Behrus. Da der Ruhm ſeines Herrn und das Wohl des Staates die Richtſchnur aller ſeiner Handlungen ausmachten, ſo hatte er alle diejenigen zu Feinden, welche andere Grundſätze hegten, und dieſe Feinde ſtürzten ihn bei dem Könige. Der unglückliche Behrus wurde nach mehreren Dienſtjahren vom Hofe entfernt.

Er zog ſich in ein Haus zurück, welches er vor den Thoren der Stadt hatte, und widmete ſich hier gänzlich meiner Erziehung. Aber ach! er hatte nicht die Freude, die Frucht ſeiner Bemühungen zu erleben: er ſtarb, als ich noch nicht aus der Kindheit getreten war.

Kaum ſah meine Mutter, daß er todt war, ſo machte ſie all ihre Sachen zu Gelde, und nachdem ſie mich an einen Sklavenhändler verkauft hatte, reiſte das elende Weib mit einem jungen Menſchen, den ſie liebte, nach Indien. Unterdeſſen führte der Sklavenhändler mich mit mehreren anderen Mädchen, welche er gekauft hatte, hieher nach Kahiro. Er kleidete uns alle prächtig; und als er uns in dem Stande glaubte, dem Sultan von Aegypten vorgeſtellt zu werden, führte er uns in dieſen Palaſt, und ließ uns in einen Saal treten, wo der Sultan auf ſeinem Throne ſaß.

Wir gingen alle, eine nach der andern, an dem Fürſten vorüber; der bei meinem Anblick entzückt ſchien. Er ſtieg von ſeinem Throne, näherte ſich mir, und rief aus:

„Welche ſchöne Geſtalt, welche Augen, welcher Mund! — Mein Freund,“ fuhr er fort, indem er ſich an den Kaufmann wandte, „ſo lange du mir Sklavinnen verkaufſt, haſt du mir noch keine von der Schönheit hergebracht, wie dieſe hier. Nein, nichts iſt dieſer jungen Schönen zu vergleichen.

Fordere für sie, was du willſt: ein ſo reizendes Weſen kann ich dir nicht genug bezahlen.“

Kurz, der entzückte und ſchon ganz verliebte Fürſt ließ dem Kaufmann eine ſtarke Summe geben, und ſchickte ihn mit den übrigen Sklavinnen heim.

Er rief hierauf den Oberſten ſeiner Verſchnittenen: „Kaykabir,“ ſagte er zu ihm, „führe dieſe Sonne in ein abgeſondertes Gemach.“

Kaykabir gehorchte, und führte mich in dieſes hier, welches das prächtigſte des Palaſtes iſt. Kaum war ich hier angelangt, ſo traten mehrere Sklavinnen, junge und alte, herein; die einen brachten mir prächtige Kleider; die anderen Erfriſchungen, und noch andere kamen mit Lauten, welche ſie ziemlich gut ſpielten. Alle ſagten mir, ſie wären von dem Sultan geſendet, welcher ſie zu meinen Dienſten beſtimmt hätte, und ſie würden nichts ſparen, ſich derſelben beſtens zu entledigen.

Ich empfing bald auch einen Beſuch des Sultans. Er erklärte mir ſeine Liebe in den lebhafteſten Ausdrücken; und die unbefangenen Antworten, welche ich auf dieſe für mich ſo neuen Reden gab, anſtatt ihm zu mißfallen, reizten vielmehr ſeine Leidenſchaft. Kurz, ſo bin ich nun die Favoritſultaninn geworden. Alle Sklavinnen, welche ſich für ſchön genug hielten, meinen Platz zu verdienen, waren ſehr eiferſüchtig darüber; und ihr könnt euch nicht einbilden, welche Mittel alle ſie ſeit drei Jahren in Bewegung ſetzen, mich zu vernichten. Aber ich bin zu ſehr auf meiner Hut, daß ihre Bosheit bisher fruchtlos geweſen iſt. Nicht daß ich mit meinem Looſe zufrieden wäre; denn ich kann den Sultan nicht lieben, und ich bin nicht ehrgeizig genug, um von allen den Ehren welche man mir erzeigt, geblendet zu werden. Ich bin nur gereizt durch alle die Anſtrengungen, welche meine Nebenbuhlerinnen machen, um mich zu ſtürzen, und ich trachte ſie zu beſchämen. Ihr müßt dieſes einer Frau zu gute halten.

Ihr Aerger," fuhr ſie fort, „macht mir demnach mehr Vergnügen, als die Liebe des Sultans. Ich muß gleichwohl bekennen, daß dieſer Fürſt liebenswürdig iſt; aber ſei es nun, daß die Liebe nicht von uns abhängt, ſei es, daß euch die Eroberung meines Herzens aufbehalten war, kurz, ihr ſeid der erſte Mann, welcher meine Blicke auf ſich gezogen hat."

Um einem ſo ſchmeichelhaften Bekenntniſſe, welches den Werth meines Glückes noch zu erhöhen ſchien, zu entſprechen, gelobte ich der jungen Schönen ewige Liebe, und ich drang in ſie, mein Glück nicht länger zu verſchieben. Meine leidenſchaftlichen Reden erweichten ſie: aber das Glück gefällt ſich darin, den Unglücklichen trügliche Hoffnungen vorzuſpiegeln, und mein feindſeliges Geſtirn hatte noch nicht ſeinen böſen Einfluß auf mich erſchöpft.

In dem Augenblicke, da die ſchöne Darbané, den dringenden Bitten meiner Zärtlichkeit nachgebend, meine Wünſche krönen wollte, klopfte es ungeſtüm an die Thüre. Wir erſchraken beide. „O Himmel,“ ſagte die Favoritinn ganz leiſe zu mir, „ich bin verrathen, wir ſind verloren; es iſt der Sultan ſelber!“

Wäre das Seil, deſſen ich mich zum Heraufſteigen bedient hatte, an ein Fenſter des Zimmers, worin wir uns befanden, geknüpft geweſen, ſo hätte ich leichtlich mich retten können; aber es hing an einem Fenſter eben des Zimmers, in welchem der Sultan jetzo war. Demnach ergriff ich das einzige Mittel, das mir noch übrig war, und verbarg mich unter dem Throne; und Darbané ging hin, die Thür zu öffnen.

Sechster Tag.

Der Sultan, in Begleitung mehrerer ſchwarzen Verſchnittenen, welche Leuchten trugen, trat mit wüthender Gebärde herein.

„Elende,“ rief er aus, „welcher Mann iſt hier bei dir? man hat einen an einem Fenſter dieſes Zimmers heraufklimmen ſehen, und das Seil iſt noch daran befeſtigt.“

Die Favoritinn war beſtürzt bei dieſen Worten: ſie konnte nicht eine Sylbe hervorbringen. Und wenn ſie es auch gewagt hätte, ſich dreiſt zu verantworten, ſo verdammte doch ihr Erſchrecken ſie nur zu ſehr.

„Man durchſuche alles," fuhr der Sultan fort, „und laſſe den Verwegenen meiner Rache nicht entſchlüpfen."

Die Verſchnittenen gehorchten; ſie hatten mich bald entdeckt, zogen mich unter dem Throne hervor und ſchleppten mich zu den Füßen ihres Herrn hin, welcher zu mir ſagte:

„Ha; du elender! welche Frechheit! Hat die Stadt Kahiro nicht Weiber genug für dich, und hatteſt du keine Ehrfurcht für meinen Palaſt?"

Ich war nicht minder erſchrocken, als die Favoritinn; wenig fehlte ſelbſt, daß ich in Ohnmacht fiel. Ich glaube, wenn euch daſſelbe Abenteuer zu Bagdad begegnete und ihr von dem großen Harun Alraſchid in ſeinem Frauenzimmer betroffen würdet, (verzeihet mir, Herr, dieſe Bemerkung), ihr würdet euch vielleicht in keinem andern Zuſtande befinden. Ich hatte nicht die Kraft, ein Wort zu ſprechen; ich lag zu den Füßen des Sultans, und erwartete nichts anderes, als den Tod. Der Sultan zog ſeinen Säbel, um ihn mir zu geben; aber in dem Augenblick, als er zuhauen wollte, trat eine alte Mohrinn ein, welche ihn daran verhinderte.

„Was wollt ihr thun, Herr?“ ſagte ſie zu ihm, „tödtet nicht dieſe Elenden, und beflecket eure Hand nicht mit einem ſo verworfenen Blute. Sie ſind ſogar unwürdig, daß die Erde ihre Leichname aufnehme, weil ſie die Frechheit gehabt haben, der eine, die Ehrfurcht für euch zu verletzen, und die andere, euch zu betrügen. Befehlet, daß man ſie alle beide in den Nil werfe, damit ſie den Fiſchen zur Nahrung dienen.“

Der Sultan befolgte dieſen Rath, und die Verſchnittenen ſtürzten uns aus den Fenſtern eines Thurms hinab in den Nil, welcher ſeine Mauern beſpülte.

Obwohl betäubt von meinem Falle, erreichte ich jedoch, da ich ſehr gut ſchwimmen konnte, das dem Palaſt gegenüberſtehende Ufer. Einer ſo großen Gefahr entronnen, rief ich mir das Andenken der jungen Schönen zurück, welches die Todesfurcht in mir verlöſcht hatte. Die Liebe beſiegte dieſe Furcht wieder, und ich ſchwamm in den Nil zurück, noch eifriger, als ich herausgekommen war; ich ſchwamm ſeinem Laufe nach, und ſo viel die Dunkelheit der Nacht mir die Gegenſtände zu unterſcheiden verſtattete, bemühte ich mich, die unglückliche Favoritinn, deren Untergang ich verſchuldete, zu entdecken: aber ich erblickte ſie nirgends, und da ich fühlte, daß meine Kräfte anfingen zu ſinken, ſo war ich genöthigt, das Ufer wiederzugewinnen, um ein Leben zu erhalten, welches ich fruchtlos in Gefahr ſetzte.

Ich konnte nicht zweifeln, daß die Favoritinn das ihrige verloren hätte, und ich war untröſtlich, daß ich mir ihren Tod vorzuwerfen hatte. Ich weinte bitterlich.

„Wehe mir!“ rief ich aus, „ohne mich, ohne meine unſelige Liebe, würde Dardané, die ſchöne Dardané noch leben! Ach, warum bin ich nach Kahiro gekommen? Warum habe ich, wohl wiſſend, daß das Unglück anſteckend iſt, die Zärtlichkeit einer ſo reizenden Frau geſucht?“

Durchdrungen von Schmerz, in mir den Urheber ihres Unglücks zu ſehen, und weil mir, nach dieſem Abenteuer, der Aufenthalt in Kahiro verhaßt ward, machte ich mich auf den Weg nach Bagdad.

Nach einigen Tagereiſen, gelangte ich eines Abends an den Fuß eines Berges, hinter welchem eine ziemlich große Stadt lag. Ich ſetzte mich am Ufer eines Baches nieder, um auszuruhen, und beſchloß, die Nacht an dieſem Orte zuzubringen. Der Schlaf bemeiſterte ſich meiner Sinne, und ſchon wollten die erſten Stralen des Tages erſcheinen, als ich einige Schritte von mir Klagen und Seufzer vernahm, welche mich aufweckten. Ich horchte aufmerkſam hin, und es dünkte mich, als kämen dieſe Wehklagen von einer Frau, welche mishandelt würde. Ich ſtand ſogleich auf, und begab mich nach der Gegend, wo ſie herkamen, da bemerkte ich einen Mann, der mit einer Schaufel eine Grube machte.

Ich verbarg mich in einem Gebüſche, um ihn zu beobachten. Ich bemerkte, als er die Grube fertig hatte, daß er etwas hinein legte, es mit Erde bedeckte, und ſodann hinweg ging.

Der Tag war in dieſem Augenblicke faſt angebrochen, und ich näherte mich, um zu ſehen, was es wäre. Ich wühlte die Erde auf, und fand einen großen ganz blutigen Sack von Leinwand, in welchem ein junges Mädchen war, welche eben ihren Geiſt aufzugeben ſchien. Ihre Kleider, obwohl mit Blut bedeckt, ließen mich dennoch erkennen, daß ſie von Stande ſein mußte.

„Welche grauſame Hand,“ rief ich aus, von Entſetzen und Mitleid ergriffen, „welcher Unmenſch hat dieſes junge Mädchen ſo mishandeln können? Der Himmel möge dieſen Meuchelmörder beſtrafen!“

Die Frau, welche ich ohne Beſinnung glaubte, hörte dieſe Worte, und ſagte zu mir:

„O Muſelmann, ſei ſo barmherzig, und hilf mir. Wenn du deinen Schöpfer liebſt, ſo reiche mir einen Tropfen Waſſer, um meinen brennenden Durſt zu ſtillen, und meinen heftigen Schmerz zu lindern.“

Ich lief ſogleich nach der Quelle, und füllte meinen Turban voll Waſſer, welches ich ihr brachte. Sie trank davon, dann öffnete ſie die Augen und blickte mich an.

„O junger Mann,“ ſagte ſie zu mir, „der du ſo glücklich zu meiner Hülfe hierher kömmſt, ſuche mein Blut zu ſtillen. Ich glaube, meine Wunden ſind nicht tödtlich. Rette mir das Leben, es wird dich nicht gereuen.“

Ich zerriß meinen Turban und einen Theil meines Kleides, und als ich ihre Wunden verbunden hatte, ſagte ſie zu mir:

„Vollende deine Barmherzigkeit, trag mich nach der Stadt, und laß mich verbinden.“

„Schöne Frau,“ antwortete ich ihr, „ich bin ein Fremdling und kenne niemand in dieſer Stadt. Wenn man mich nun befrägt, durch welches Abenteuer ich dazu komme, eine ermordete Frau zu tragen, was ſoll ich da antworten?“

„Sage, daß ich deine Schweſter bin,“ erwiederte ſie, „und ſei übrigens unbekümmert.“

Ich nahm die Frau auf meinen Rücken, trug ſie nach der Stadt, und begab mich in eine Karavanſerei, wo ich ihr ein Bette bereiten ließ. Ich ſchickte ſogleich nach einem Wundarzte, der ſie verband und verſicherte, daß ihre Wunden nicht gefährlich wären.

In der That war ſie, nach Verlauf eines Monats geheilt.

Während ſie noch in der Geneſung war, forderte ſie Papier und Dinte. Sie ſchrieb einen Brief, und übergab ihn mir mit den Worten:

„Geh nach dem Orte, wo die Kaufleute ſich verſammeln, frage nach Mahjar, übergib ihm meinen Brief, nimm, was er dir geben wird, und komm zurück.“

Ich trug den Brief zu Mahjar: er las ihn mit großer Aufmerkſamkeit, küßte ihn ehrfurchtsvoll, und legte ihn auf ſeinen Kopf. Er zog hierauf zwei ſchwere Börſen voll Zeckienen hervor. und übergab ſie mir.

Ich nahm ſie, und kehrte zu meiner Herrinn zurück, welche mir nun auftrug, ein Haus zu miethen. Ich miethete eins, und wir begaben uns beide dahin, dort zu wohnen.

Sobald wir hier angekommen waren, ſchrieb ſie einen zweiten Brief an Mahjar, der mir darauf vier Börſen voll Goldſtücke gab. Ich kaufte nun, auf Befehl meiner Herrinn, Kleider für ſie und für mich, nebſt einigen Sklaven zu unſerer Bedienung.

Siebenter Tag.

Ich galt in der neuen Wohnung für den Bruder der Frau, und ich lebte mit ihr, als wenn ich es wirklich geweſen wäre; obgleich ſie eine ſehr ſchöne Frau war. Dardané beſchäftigte unaufhörlich meine Gedanken, und weit entfernt, mich einer neuen Liebe hinzugeben, wollte ich mehr als einmal von dieſer Frau mich entfernen; ſie aber bat mich, ſie nicht zu verlaßen.

„Warte noch, junger Mann," ſagte ſie zu mir, „ich bedarf deiner noch für einige Zeit: du ſollſt bald erfahren, wer ich bin; und ich gedenke, die Dienſte wohl zu belohnen, welche du mir geleiſtet haſt."

Ich blieb alſo noch länger bei ihr, und that aus bloßer Großmuth alles, was ſie von mir forderte. So begierig ich auch war, zu vernehmen, weshalb ſie ermordet worden, ſo war es mir doch nicht möglich, ſie zu bewegen, es mir zu ſagen: ich mochte ihr noch ſo viel Gelegenheit geben, mir ihre Geſchichte zu erzählen, ſie beobachtete darüber ſtäts ein tiefes Stillſchweigen, anſtatt meine Neugier zu befriedigen.

„Geh," ſagte ſie eines Tages zu mir, indem ſie mir eine Börſe mit Goldſtücken übergab, „geh hin und ſuche einen Kaufmann namens Nahmaran auf; ſage ihm, daß du ſchöne Stoffe kaufen willſt: er wird dir mehrere Arten zeigen, wähle etliche Stücke aus, und bezahle ſie ihm, ohne zu handeln; bezeige dich überdieß ſehr höflich gegen ihn, und bringe mir die Stoffe."

Ich erkundigte mich nach Nahmarans Wohnung, und man zeigte ſie mir. Er ſaß in ſeinem Laden: ich ſah einen jungen Mann von ſehr ſchönem Wuchſe, mit kurzen krauſen Haaren, ſchwärzer als Achat; er trug ſchöne Ohrringe und große Diamanten an allen ſeinen Fingern. Ich ſetzte mich zu ihm, und fragte ihn nach Stoffen. Er ließ mich mehrere Stücke ſehen; ich wählte drei davon aus, er ſagte den Preis, und ich zählte ihm das Geld hin. Dann ſtand ich auf, und nachdem ich ſehr höflich von ihm Abſchied genommen hatte, ließ ich die Stoffe durch eine Sklavinn, welche mich begleitete, heim tragen.

Zwei Tage darnach gab meine Herrinn mir abermals eine Börſe, und hieß mich wieder zu Nahmaran gehen, um dort noch andere Stoffe zu kaufen: „aber erinnert euch,“ fügte ſie hinzu, „daß ihr nicht dingen müßt: wie viel er auch dafür fordert, gebet es ihm unweigerlich.“

Sobald der Kaufmann mich wiederkommen ſah und vernommen hatte, was mich zu ihm führte, legte er ſeine reichſten Stoffe vor mir aus: ich wählte, die mir gefielen, und als von der Bezahlung die Rede war, ſo warf ich meine Börſe hin und bat Nahmaran, ſo viel daraus zu nehmen, als er verlangte.

Er war von dieſem Betragen bezaubert, und ſagte zu mir: „Edler Herr, könntet ihr mir nicht die Ehre erweiſen, eines Tages bei mir zum Mittageſſen zu kommen?“

„Sehr gern,“ antwortete ich ihm, „und es ſoll morgen ſein, wenn es euch genehm iſt.“

Der Kaufmann bezeugte mir, daß ich ihm großes Vergnügen machen würde.

Als die Frau vernahm, daß Nahmaran mich bei ihm zum Mittage geladen hatte, ſchien ſie außer ſich vor Freuden darüber.

„Verfehlet nicht, hinzugehen,“ ſagte ſie, „und ihn zu bitten, auch den folgenden Tag hieher zu kommen. Saget ihm, daß ihr ſeine Bewirthung erwiedern wollt; ich werde dafür ſorgen, ein Gaſtmal zu bereiten.“

Ich wußte nicht, was ich von den Bewegungen der Freude denken ſollte, welche ſie blicken ließ: ich ſah wohl, daß ſie irgend etwas im Sinne hatte; aber ich war weit entfernt, es zu durchdringen.

Ich begab mich alſo am nächſten Tage zu dem Kaufmann, der mich vollkommen wohl empfing und bewirthete. Bevor wir uns trennten, ſagte ich ihm meine Wohnung, und bat ihn auf morgen bei mir zu Mittag.

Er ermangelte nicht, ſich bei mir einzufinden: wir ſetzten uns beide zu Tiſche, und brachten den übrigen Tag geſellig zu, indem wir die beßten Weine tranken. Meine Herrinn wollte nicht dabei ſein; ſie war ſelbſt ſehr darauf bedacht, ſich während der Mahlzeit verborgen zu halten. Da ſie mir ſehr empfohlen hatte, den Kaufmann zu vergnügen, und nicht zuzugeben, daß er zur Nacht heimkehrte, ſo hielt ich ihn am Abend zurück, ungeachtet ſeiner dringenden Bitten, ihm zu erlauben heimzugehen. Wir fuhren fort zu trinken, und ſchwelgten ſo bis um Mitternacht. Sodann führte ich ihn in eine Kammer, wo ein Bette bereit ſtand, verließ ihn hier, und ging in meine Kammer, wo ich mich niederlegte und einſchlief.

Aber ich genoß nicht lange der Süßigkeit des Schlafes; die Frau kam bald darauf und weckte mich: ſie hielt eine Leuchte in der einen Hand, und in der andern einen Dolch.

„Junger Mann,“ ſagte ſie zu mir, „ſteh auf, komm, und ſieh deinen Gaſt in ſeinem Blute gebadet.“

Ich ſprang voll Entſetzen bei dieſen Worten auf, kleidete mich haſtig an, folgte der Frau in das Schlafzimmer des Kaufmanns, und ſah den Unglücklichen auf ſeinem Bette todt hingeſtreckt.

„Ha, Grauſame,“ rief ich aus, „was habt ihr gethan? wie habt ihr eine ſo ſchwarze That verüben können? und warum habt ihr mich zum Werkzeuge eurer Wuth misbraucht?“

„Junger Fremdling,“ ſagte ſie zu mir, „laß es dir nicht Leid ſein, zu meiner Rache an Nahmaran mitgewirkt zu haben: er war ein Böſewicht; du wirſt ihn nicht beklagen, wenn du erſt ſein Verbrechen weißt, oder vielmehr, wenn du vernimmſt, daß er der Urheber meines Unglücks iſt, welches ich dir nun erzählen will.

Ich bin," fuhr ſie fort, „die Tochter des Königs dieſer Stadt: Eines Tages, als ich nach den öffentlichen Bädern ging, erblickte ich den Nahmaran in ſeinem Laden; ich wurde von ſeiner Schönheit getroffen, und wider meinen Willen ſtellte ſich ſein Bild ſtäts vor meine Seele; ich fühlte, daß ich ihn liebte; ich bekämpfte anfangs dieſe Neigung, ich ſtellte mir die Unwürdigkeit derſelben vor, und ich wähnte, ſie durch meine Betrachtungen zu beſiegen: aber ich betrog mich, die Liebe trug den Sieg über meinen Stolz davon; ich ward unruhig, ſehnſüchtig, und mein Uebel vermehrte ſich von Augenblick zu Augenblick. Ich verfiel in ein Siechthum, woran ich unfehlbar geſtorben wäre, wenn meine Erzieherinn, welche ſich beſſer auf die Kennzeichen der Krankheit verſtand, als die Aerzte, nicht die Urſache derſelben durchdrungen hätte. Sie brachte mich ſehr geſchickt dahin, ihr zu bekennen, daß ihre Vermuthungen nicht falſch wären: ich erzählte ihr, auf welche Weiſe ſich meine unglückliche Liebe entzündet hätte, und ſie erkannte aus meinen Reden, daß ich in Nahmaran närriſch verliebt wäre.

Sie war gerührt von meinem Zuſtande, und verſprach, meine Leiden zu lindern. In der That, eines Nachts brachte ſie den jungen Kaufman in Frauenkleidern in den Harem, und führte ihn in mein Zimmer. Außer der Freude ihn zu ſehen, hatte ich auch das Vergnügen zu bemerken, daß er von ſeinem Glücke entzückt war. Nachdem er in meinem Gemache mehrere Tage bei mir verborgen geblieben war, ſchaffte meine Erzieherinn ihn wieder eben ſo glücklich aus dem Harem, wie ſie ihn herein gebracht hatte, und von Zeit zu Zeit kam er unter derſelben Verkleidung wieder.

Achter Tag.

Mir kam die Luſt an, auch einmal Nahmaran zu beſuchen: ich wollte mir das Vergnügen machen, ihn zu überraſchen, nicht zweifelnd, daß dieſer Schritt, welcher ihm die Ueberſchwänglichkeit meiner Liebe bewies, ihm ſehr angenehm ſein würde. Ich ging alſo eines Nachts aus dem Palaſt, auf Umwegen, welche mir bekannt waren, und begab mich nach ſeinem Hauſe. Ich klopfte an die Thür, eine Sklavinn kam zu öffnen, und fragte mich, wer ich wäre und was ich wollte.

„Ich bin,“ antwortete ich, „eine junge Frau aus der Stadt, und möchte gern deinen Herrn ſprechen.“

„Er iſt in Geſellſchaft,“ erwiederte die Sklavinn, „und unterhält ſich jetzt eben mit einer andern Frau; kommet morgen wieder.“

Bei dem Worte „Frau“ fühlte ich mich von einer Eiferſucht ergriffen, welche mich außer mir verſetzte; ich ward wüthend: anſtatt mich zurückzuziehen, dringe ich ungeſtüm in das Haus, trete in einen Saal, wo Licht und alle Anſtalten zu einem Feſte waren, und erblicke den Kaufmann mit einem jungen recht ſchönen Mädchen bei Tiſche: ſie tranken beide und ſangen zärtliche und leidenſchaftliche Lieder. Ich konnte bei dieſem Schauſpiele meinen Zorn nicht zurückhalten, ich ſtürzte auf das Mädchen los, und gab ihr tauſend Schläge; ja ich hätte ihr das Leben genommen, wenn ſie nicht Mittel gefunden hätte, mir zu entſchlüpfen. Ich begnügte mich nicht an meiner Nebenbuhlerinn, in der Wuth welche mich beſeelte, ſchonte ich auch Nahmarans nicht.

Er warf ſich alsbald zu meinen Füßen, flehte mich um Verzeihung, und ſchwur mir, mich nie mehr zu hintergehen. Er beſänftigte mich; ich gab nach bei ſeinen Schwüren und Demüthigungen. Er bewog mich ſelbſt, mit ihm zu trinken, und brachte es dahin, daß er mich berauſchte. Als er mich in dieſem Zuſtande ſah, gab mir der Böſewicht mehrere Meſſerſtiche. Ich ſank bewußtlos hin, er hielt mich für todt, ſteckte mich in einen großen Leinwandſack, und trug mich auf ſeinem Rücken hinaus vor die Stadt, bis zu dem Orte, wo du mich gefunden haſt. Während er ein Grab für mich machte, kam ich wieder zu mir, und ſtieß einige Wehklagen aus: aber weit entfernt, dadurch gerührt zu werden und auch nur ſo mitleidig zu ſein, mir vollends den Tod zu geben, bevor er mich verſcharrte, machte der Unmenſch ſich eine Freude daraus, mich lebendig zu begraben.

Was Mahjar betrifft," fuhr ſie fort, „den andern Kaufmann, welchem du die Briefe von mir überbracht haſt, ſo iſt er der Kaufmann des Harems. Ich ließ ihn wiſſen daß ich Geld nöthig hätte, und habe ihm mein Abenteuer vertrauet, mit der Bitte, es geheim zu halten, bis ich das Vergnügen einer vollen Rache genoſſen. — Sieh, junger Mann, das iſt meine Geſchichte. Ich habe ſie dir nicht eher mittheilen wollen, aus Furcht, du möchteſt dir ein Gewiſſen daraus machen, mir mein Schlachtopfer herzuführen. Ich glaube nicht, daß du gegenwärtig meine hochherzige That misbilligen wirſt; und ſo fern du ein Feind treuloſer Herzen biſt, mußt du mich loben, daß ich den Muth gehabt habe, Nahmarans Herz zu durchbohren.

Sobald es Tag iſt," beſchloß ſie, „wollen wir mitſammen nach dem Palaſte gehen. Der König mein Vater liebt mich leidenſchaftlich; ich will ihm mein Vergehen bekennen und ich hoffe, er wird es mir verzeihen; und ich darf dir verſprechen, daß er dich mit Wohlthaten überhäufen wird."

„Nein, Herrinn," ſagte ich hierauf zu der Prinzeſſinn; „ich verlange nichts dafür, daß ich euch gerettet habe. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß es mich nicht gereuet: aber ich geſtehe euch, ich bin in Verzweiflung, daß ich eurer Rache ſo gut gedient habe. Ihr habt meine Gefälligkeit misbraucht, indem ihr mich zum Theilnehmer eines Verraths gemacht. Ihr hättet mich lieber auffordern ſollen, euch auf eine edle Weiſe zu rächen: ich hätte willig mein Leben für euch gewagt.“

Kurz, Herr, obwohl ich Nahmarans Strafe gerecht fand, ſo that es mir doch ſo leid, ſelber ihn zum Tode verlockt zu haben, daß ich auf der Stelle die Prinzeſſinn verließ und ihre Verſprechungen verſchmähte.

Ich verließ die Stadt noch vor Tage, und gewahrte, ſobald es hell ward eine Karavane von Kaufleuten, welche auf einer Wieſe gelagert war. Ich geſellte mich zu ihr, und da ſie nach Bagdad ging, wohin ich auch Luſt hatte zu gehen, ſo reiſte ich mit ihr ab.

Ich kam glücklich daſelbſt an; aber ich befand mich bald in einer ſehr traurigen Lage. Ich war ohne Geld, und es blieb mir von all meinem vorigen Vermögen nur noch ein Goldſtück übrig. Ich wechſelte es in Aspern um, und kaufte dafür Biſamäpfel, Zuckerkörner, Balſame und Roſen. Ich ging alle Tage zu einem Fikaa=Verkäufer,*) wo mehrere Herren und andere Leute gewöhnlich zuſammenkamen, ſich zu unterhalten. Ich bot ihnen meinen Korb mit dem kleinen Krame dar; jeder nahm ſich daraus, was ihm beliebte, und ermangelte nicht, mir einiges Geld dafür zu geben. So verſchaffte mir dieſer kleine Handel bequemlich zu leben.

Eines Tages, als ich, wie gewöhnlich, bei dem Fikaaverkäufer, meine Blumen darbot, ſaß in einem Winkel des Saales ein Greis, auf welchen ich nicht Acht gab, und der, als er ſah, daß ich ihm nicht auch meine Waaren anbot, mir rief, und zu mir ſagte:

„Mein Freund, woher kömmt es, daß du mir deine Waaren nicht eben ſo gut anbieteſt, wie den andern? Zählſt du mich etwa nicht zu den anſtändigen Leuten? oder bildeſt du dir ein, daß ich nichts in der Börſe habe?“

„Herr,“ antwortete ich ihm, „ich bitte euch, mich zu entſchuldigen; ich ſah euch nicht, ich verſichere es euch. Alles was ich habe, ſteht zu euren Dienſten, und ich verlange nichts dafür.“

---

*) Fikaa heißt ein Getränk von Gerſte, Waſſer und Roſienen.

Zugleich bot ich ihm meinen Korb dar. Er nahm einen Biſam-Apfel heraus, und ſagte mir, ich ſollte mich zu ihm ſetzen. Ich ſetzte mich, und er that mir allerlei Fragen; er fragte mich, wer ich wäre und wie ich hieße.

„Erlaſſet mir,“ antwortete ich ihm ſeufzend, „eure Neugier zu befriedigen; ich kann es nicht thun, ohne die Wunden wieder aufzureißen, welche die Zeit zu verharrſchen anfängt.“

Dieſe Worte, oder vielmehr der Ton, womit ich ſie ausſprach, verhinderten den Greis, weiter deshalb in mich zu dringen. Er veränderte den Gegenſtand des Geſprächs, und nach einer ziemlich langen Unterhaltung, ſtand er auf wegzugehen, und zog aus ſeiner Börſe ſechs Zeckienen, welche er mir in die Hand drückte.

Ich war ſehr überraſcht durch dieſe Freigebigkeit. Die angeſehenſten Herren, welchen ich meinen Korb darzubieten pflegte, gaben mir nicht einmal eine Zekkiene, und ich wußte nicht, was ich von dieſem Manne hier denken ſollte.

Ich kehrte am folgenden Tage zu dem Fikaaverkäufer zurück, und fand dort meinen Greis wieder. Er war dießmal keiner der letzten, ſo meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog; ich wandte mich alsbald an ihn. Er nahm ein wenig Balſam, und nachdem er mich wieder bei ſich ſitzen laßen, drang er ſo lebhaft in mich, ihm meine Geſchichte zu erzählen, daß ich michs nicht länger weigern konnte. Ich erzählte ihm alles, was mir begegnet war; und nachdem ich ihm dieß Vertrauen geſchenkt hatte, ſagte er zu mir:

„Ich habe deinen Vater gekannt. Ich bin ein Kaufmann aus Basra, habe keine Kinder und auch nicht Hoffnung, welche zu bekommen: ich habe Zuneigung zu dir und nehme dich an Kindesſtatt an. Alſo, mein Sohn, tröſte dich über dein bisheriges Unglück; du wirſt in mir einen noch reichern Vater finden, als Abdelaſis war, und einen, der nicht minder Liebe für dich hat.“

Ich dankte dem ehrwürdigen Greiſe für die Ehre, welche er mir anthat, und folgte ihm, als er hinausging. Er ließ mich meinen Korb mit den Blumen wegwerfen, und führte mich in ein großes Haus, welches er gemiethet hatte. Hier gab er mir eine Wohnung mit Sklaven zu meiner Bedienung, und ließ mir reiche Kleider bringen. Es war gänzlich, als wenn mein Vater noch lebte, und es ſchien, daß ich niemals in einem elenden Zuſtande geweſen wäre.

Als der Kaufmann ſeine Geſchäfte, welche ihn in Bagdad zurückhielten, beendigt, das heißt, als er alle ſeine dahin gebrachten Waaren verkauft hatte, reiſten wir zuſammen nach Basra.

Meine Freunde, welche nicht mehr hofften, mich wiederzuſehen, waren nicht wenig überraſcht, zu ver=

nehmen, daß ich von einem Manne, der für den reichſten Kaufmann der Stadt galt, an Sohnesſtatt angenommen wäre.

Ich bemühte mich, dem Alten zu gefallen, und er war innig erfreut über meine Gefälligkeit.

„Abulkaſem,“ ſagte er oft zu mir, „ich bin froh, dich zu Bagdad getroffen zu haben; du ſcheinſt mir deſſen gar würdig, was ich für dich thue.“

Ich war ſo gerührt über die Zuneigung, welche er mir bezeigte, daß, weit entfernt, dieſelbe zu misbrauchen, ich ihm vielmehr in allem zuvorkam, was ihm Vergnügen machen konnte. Anſtatt die jungen Leute meines Alters aufzuſuchen, leiſtete ich ihm treulich Geſellſchaft. Ich verließ ihn faſt gar nicht.

Neunter Tag.

Indeſſen ward der gute Greis krank, und die Aerzte vermochten ihn nicht herzuſtellen. Als er ſich dem Tode nahe ſah, ließ er alle anderen Leute hinausgehen, und ſagte zu mir:

„Es iſt Zeit, mein Sohn, dir ein wichtiges Geheimnis zu entdecken. Wenn ich kein anderes Beſitzthum hätte, als dieſes Haus mit allen Reichthümern, welche du darin ſieheſt, ſo würde ich dir nur ein mäſſiges Vermögen zu hinterlaſſen glauben: aber alle

Güter, welche ich im Laufe meines Lebens zuſammengebracht habe, obwohl anſehnlich genug für einen Kaufmann, ſind gar nichts in Vergleich mit dem Schatze, welcher verborgen liegt, und den ich dir entdecken will. Ich kann dir nicht ſagen, ſeit welcher Zeit, durch wen, und auf welche Weiſe er ſich hier befindet; denn ich weiß es nicht. Alles was ich weiß, iſt, daß mein Großvater ihn ſterbend meinem Vater entdeckte, welcher ihm daſſelbe Geheimnis wenige Tage vor ſeinem Tode vertraute.

„Aber,“ fuhr er fort, „ich habe dir eine Weiſung zu geben, und hüte dich wohl, ſie zu verachten. Du biſt von Natur freigebig, und wenn du dich im Stande ſieheſt, deiner Neigung zu folgen, ſo wirſt du nicht unterlaßen, deine Reichthümer zu verſchwenden. Dieſe Lebensweiſe, welche ich ſehr billigen würde, wenn du ſie ungeſtraft durchführen könnteſt, würde dich ins Verderben ſtürzen. Durch ein ſo prächtiges Leben würdeſt du den Neid des Königs von Basra oder die Habgier ſeiner Miniſter erregen; ſie würden argwähnen, daß du einen verborgenen Schatz beſäßeſt, und nichts ſparen, ihn zu entdecken und dir zu entreißen. Um dieſem Unglücke zuvorzukommen, darfſt du nur meinem Beiſpiele folgen. Ich ſo wohl wie mein Vater und Großvater, habe ſtäts mein Gewerbe dabei betrieben, und mich dieſes Schatzes ohne Aufſehn erfreuet: wir haben niemals einen Aufwand gemacht, welcher die Leute verwundert hat."

Ich unterließ nicht, dem Kaufmanne zu verſprechen, daß ich ſein kluges Beiſpiel befolgen würde. Er unterrichtete mich, an welchem Orte der Schatz ſteckte, und verſicherte mich, wie große Vorſtellungen ich mir auch von den Reichthümern machen könnte, welche er enthielte, dennoch würde ich ſie weit über meiner Vorſtellung finden.

In der That, ſobald der großmüthige Greis geſtorben, und ich, als ſein einziger Erbe, ihm die letzte Pflicht erwieſen hatte, nahm ich Beſitz von allen ſeinen Gütern, zu welchen auch dieſes Haus gehört, und ging hin, den Schatz zu ſehen.

Ich muß euch geſtehen, Herr, ich war erſtaunt darüber. Wenn auch nicht unerſchöpflich, iſt er jedoch ſo reich, daß ich ihn nicht zu erſchöpfen vermöchte, und wenn der Himmel mich auch viel länger leben ließ, als die anderen Menſchen. Auch, weit entfernt, mein dem Kaufmanne gegebenes Verſprechen zu halten, verbreite ich meine Reichthümer überall: es giebt niemand in Basra, der nicht meine Wohlthaten genoſſen hätte, mein Haus ſteht allen offen, welche meiner benöthigt ſind, und alle kehren befriedigt heim. Heißt es denn einen Schatz beſitzen, wenn man ihn nicht anzurühren wagt? Und kann ich einen beſſern Gebrauch davon machen, als damit die Unglücklichen zu unterſtützen, die Fremden gaſtlich zu bewirthen, und ein herrliches Leben zu führen?

Alle Welt dachte anfangs, ich würde mich abermals zu Grunde richten. „Und wenn Abulkaſem,“ ſagte man, „alle Schätze des Beherrſchers der Gläubigen beſäße, ſo würde er ſie verſchwenden.“ Aber man war in der Folge ſehr erſtaunt, als man, anſtatt meine Umſtände im geringſten in Verfall zu ſehen, dieſelben vielmehr von Tage zu Tage blühender zu werden ſchienen. Man begriff nicht, wie ich mein Vermögen vermehren könnte, indem ich es verſchwendete.

Ich machte jedoch ſo großen Aufwand, daß ich endlich den Neid gegen mich erregte, wie der Greis mir vorausgeſagt hatte. Es verbreitete ſich in der Stadt ein Gerücht, ich hätte einen Schatz gefunden. Mehr bedurfte es nicht, um mir habgierige Leute auf den Hals zu ziehen. Der Polizeileutnant von Basra kam in mein Haus, und ſagte zu mir:

„Ich bin der Daroga,*) und komme, euch zu fragen, wo der Schatz iſt, welcher euch in den Stand ſetzt, mit ſolcher Pracht zu leben?“

Ich zitterte bei dieſen Worten und war ganz beſtürzt.

---

*) Daroga heißt Polizeileutnant.

Er erkannte bald an meiner Beſtürzung, daß das Gerücht, welches von mir in der Stadt umlief, nicht ungegründet wäre. Aber anſtatt in mich zu dringen, ihm den Schatz zu entdecken, fuhr er fort:

„Herr Abulkaſem, ich entledige mich meines Amtes, als ein Mann von Verſtand: gebet mir irgend ein, meiner Verſchwiegenheit angemeſſenes Geſchenk.“

„Wie viel verlanget ihr von mir?“ fragte ich ihn.

„Ich will mich mit zehn Zeckienen täglich begnügen,“ antwortete er.

Ich erwiederte ihm: „das iſt nicht genug, ich will euch hundert geben: ihr dürft nur täglich, oder monatlich hieher kommen,“ und mein Schatzmeiſter wird ſie euch auszahlen.“

Der Polizeileutnant war außer ſich vor Freuden, als er dieſe Worte hörte: „Herr,“ ſagte er zu mir, „ich wollte, daß ihr tauſend Schätze gefunden hättet; erfreuet euch ruhig eurer Güter, ich werde auch niemals im Beſitze derſelben ſtören.“

Er empfing zum voraus eine ſtarke Summe, und ging weg.

Kurze Zeit darnach, ließ der Veſyr Abulfatah-Waſchi mich zu ſich rufen, und nachdem er mich in ſein Gemach hatte treten laſſen, ſagte er zu mir:

„O junger Mann, ich habe vernommen, daß du einen Schatz gefunden haſt. Du weißt, daß der fünfte Theil davon an Gott gehört: du mußt ihn dem Könige geben; entrichte alſo das Fünftel, und du ſollſt im ruhigen Beſitze der übrigen vier Theile bleiben.“

Ich antwortete ihm: „Herr, ich will euch wohl geſtehen, daß ich einen Schatz gefunden habe, jedoch ſchwöre ich euch zugleich bei dem großen Gotte, der uns beide erſchaffen hat, daß ich ihn nimmer entdecken werde, und wenn man mich auch in Stücke hauen ſollte: aber ich verpflichte mich, euch täglich tauſend Zeckienen zu geben, ſofern ihr mich darnach in Ruhe laßet.“

Abulfatah war eben ſo biegſam, als der Polizeileutnant; er ſchickte zu mir einen vertrauten Menſchen, welchem mein Schatzmeiſter dreißigtauſend Zeckienen für den erſten Monat auszahlte.

Der Beſyr fürchtete ohne Zweifel, daß der König von Basra den Vorgang erführe, und zog vor, es ihm ſelber zu ſagen.

Der Fürſt hörte ihn ſehr aufmerkſam an, und die Sache ſchien ihm einer Ergründung würdig; er wollte mich ſehen. Er empfing mich mit lächelnder Miene, und ſagte zu mir:

„O junger Mann, warum zeigſt du mir nicht deinen Schatz? hältſt du mich für ſo ungerecht, daß ich ihn dir entreißen würde?

„Herr,“ antwortete ich ihm, „möge das Leben Euer Majeſtät ſo lange währen, als die Welt! aber ſollte man mir auch das Fleiſch mit glühenden Zangen vom Leibe reißen, dennoch würde ich nie meine Schatz entdecken. Ich bin erbötig, Euer Majestä täglich zweitauſend Goldſtücke zu bezahlen. Verweigert ihr, ſie anzunehmen und ziehet es vor, mic hinrichten zu laßen, ſo habt ihr nur zu befehlen: ic bin bereit, eher alle nur erdenklichen Qualen zu erdulden, als eure Neugier zu befriedigen."

Der König ſah bei dieſer Rede ſeinen Veſyr an, und fragte ihn um Rath.

„Herr," ſagte der Miniſter zu ihm, „die Summe welche er euch anbietet, iſt ſo anſehnlich, daß darin ſchon wirklich ein Schatz gefunden iſt. Entlaſſet dieſen jungen Mann; möge er mit ſeiner gewohnten Pracht leben, und nur dafür ſorgen, Euer Majeſtät pünktlich ſein Wort zu halten."

Der König befolgte dieſen Rath; er bezeigte ſich ſelbſt ſehr freundlich gegen mich. Und von dieſer Zeit an bezahle ich, laut unſerer Verabredungen, ſo wohl an ihn, als an den Veſyr und den Polizeileutnant, die Summe von mehr als einer Million und ſechzigtauſend Zeckienen.

Da habt ihr, Herr, was ihr zu wiſſen wünſchtet; ihr dürft nun nicht mehr über die Geſchenke, welche ich euch gemacht habe, noch über alles was ihr bei mir geſehen habt, verwundert ſein."

Als Abulkaſem die Erzählung ſeiner Abenteuer beendigt hatte, ſagte der Chalyf, beſeelt von heftigem Verlangen, den Schatz zu ſehen, zu ihm:

„Iſt es möglich, daß es auf der Welt einen Schatz geben könne, welchen eure Freigebigkeit nicht bald zu erſchöpfen im Stande ſein ſollte? Nein, ich kann es nicht glauben; und wenn es nicht zu viel von euch gefordert wäre, Herr, ſo wünſchte ich wohl euer Beſitzthm zu ſehen, indem ich euch bei allem, was einen Eid unverletzlich machen kann ſchwöre, daß ich nimmer euer Vertrauen mißbrauchen werde.“

Der Sohn des Abdelaſis ſchien betrübt über die Rede des Chalyfen.

„Es thut mir Leid, Herr,“ ſagte er zu ihm, „daß ihr dieſe Neugier habt; ich kann ſie nicht befriedigen, als nur unter ſehr unangenehmen Bedingungen.“

„Gleichviel,“ rief der Fürſt aus, „welche Bedingungen es auch ſein mögen, ich unterwerfe mich ihnen ohne Widerſtreben.“

„Ich müßte euch,“ erwiederte Abulkaſem, „die Augen verbinden und euch baarhaupt und unbewaffnet führen, ſelber mit dem Schwert in der Hand, um euch auf der Stelle mit tauſend Wunden zu tödten, ſobald ihr die Geſetze der Gaſtfreundſchaft brechet. Ich weiß wohl,“ fügte er hinzu, „daß man mich dennoch der Unklugheit zeihen kann, und daß ich eurem Gelüſte nicht nachgeben ſollte: aber ich verlaſſe mich auf die

Kraft eures Schwures; und überdieß kann ich mich nicht entſchließen, einen Gaſt unbefriedigt zu entlaſſen.“

„Um Gottes willen,“ ſagte der Chalyf, „ſo befriedigt doch auf der Stelle mein neugieriges Verlangen.“

„Das kann nicht ſogleich geſchehen,“ antwortete der junge Mann; „aber bleibet dieſe Nacht bei mir, und wenn all mein Hausgeſinde ſchläft, ſo komme ich, euch aus dem Zimmer abzuholen, wohin ich euch führen werde.“

Nach dieſen Worten, rief er ſeinen Leuten, und bei dem Schein einer großen Menge von Wachslichtern, welche die Sklaven in goldenen Leuchtern trugen, führte er den Fürſten in ein prächtiges Schlafgemach, und begab ſich dann in das ſeinige. Die Sklaven entkleideten den Kaiſer, legten ihn nieder, und gingen hinaus nachdem ſie zu ſeinen Häupten und Füßen ihre Kerzen hingeſtellt hatten, deren wohlriechendes Wachs im Verbrennen lieblich duftete.

Zehnter Tag.

Harun Alraſchid, anſtatt irgend an Ruhe zu denken, erwartete ungeduldig Abulkaſem, der um Mitter=

nacht auch nicht verfehlte zu kommen, und zu ihm ſagte:

„Herr, all mein Geſinde ſchläft, eine tiefe Stille herrſcht in meinem Hauſe: jetzt kann ich euch meinen Schatz unter den ſchon geſagten Bedingungen zeigen.“

„Laßt uns denn gehen,“ antwortete der Chalyf indem er aufſtand, „ich bin bereit, euch zu folgen, und ich ſchwöre bei dem Schöpfer Himmels und der Erden, daß es euch nicht gereuen ſoll, meine Neugier befriedigt zu haben.“

Der Sohn des Abdelaſis half dem Chalyfen ſich ankleiden; dann legte er ihm eine Binde um die Augen, und ſagte zu ihm:

„Ungern, Herr, verfahre ich auf dieſe Weiſe mit euch: euer Anſehn und euer ganzes Betragen ſcheint mir eines Vertrauens würdig . . .“

„Ich billige dieſe Vorſicht,“ unterbrach ihn der Kaiſer, „und ich nehme ſie euch keineswegs übel.“

Abulkaſem ließ ihn nun eine verborgene Treppe hinabſteigen in einen Garten von ſehr weitem Umfange; und nach mehreren Umwegen, betraten beide den Ort, welcher den Schatz verbarg.

Es war ein tiefes und geräumiges Gewölbe unter der Erde, deſſen Eingang ein einfacher Stein verſchloß. Anfangs kamen ſie in einen langen abſchüſſigen und ſehr dunkeln Gang, welcher in einen großen

Saal führte, den mehrere Karfunkel ſehr glänzend erleuchteten.

Als ſie in dieſem Saale angekommen waren, nahm der junge Mann dem Chalyfen die Binde ab, und dieſer ſah nun mit Erſtaunen alles, was hier ſich ſeinen Blicken darbot.

Ein weißes Marmorbecken von funfzig Fuß Umfang und dreißig Fuß Tiefe ſtand in der Mitte: es war ganz voll dicker Goldſtücke, und umher ſtanden zwölf Säulen von demſelben Metall, welche eben ſo viele Standbilder aus Edelſteinen und von bewundernswürdiger Arbeit trugen.

Abulkaſem führte den Fürſten an den Rand des Beckens, und ſagte zu ihm: „Dieſes Becken iſt dreißig Fuß tief; ſehet nun dieſen Haufen von Goldſtücken, er iſt erſt um zwei Zoll vermindert: glaubt ihr noch, daß ich dieß ſobald verſchwenden könnte?“

Harun, nachdem er das Becken aufmerkſam betrachtet hatte, antwortete:

„Das ſind, ich bekenne es, unermeßliche Reichthümer: aber ihr könnt ſie dennoch erſchöpfen.“

„Wohlan,“ fuhr der junge Mann fort, „wenn dieſes Becken ausgeleert iſt, ſo nehme ich meine Zuflucht zu dem, was ich euch jetzo zeigen will.“

Indem er dieſes ſagte, führte er ihn in einen noch glänzenderen Saal, als der erſte, und wo mehrere Sofas von rothem Brokat mit Perlen und Diamanten geſtickt ſtanden: hier ſah man ebenfalls ein Marmorbecken, zwar nicht ſo groß noch ſo tief, als das mit den Goldſtücken, aber dafür war es voll Rubine, Topaſe, Smaragde und Edelſteine aller Art.

Niemals war ein Erſtaunen ſo groß, als hier der Chalyf blicken ließ: kaum konnte er glauben, daß er erwacht wäre; dieſes neue Becken ſchien ihm ein Blendwerk.

Er hatte noch den Blick darauf geheftet, als der Sohn des Abdelaſis ihn auf zwei Geſtalten auf einem goldenen Thron aufmerkſam machte, von welchen er ihm ſagte, ſie wären die erſten Beſitzer dieſes Schatzes: es war ein Fürſt und eine Fürſtinn mit Diamantenkronen auf dem Haupt; ſie ſchienen beide noch lebendig, und lagen lang ausgeſtreckt, Haupt gegen Haupt, und zu ihren Füßen ſah man eine Tafel von Ebenholz, auf welcher folgende Worte in goldenen Buchſtaben zu leſen waren:

„In dem Laufe eines langen Lebens habe ich die hier befindlichen Reichthümer zuſammengebracht: ich habe Städte und Schlöſſer eingenommen und geplündert; ich habe Königreiche erobert und alle meine Feinde überwunden; ich bin der mächtigſte König der Welt geweſen: aber all meine

Macht iſt der des Todes gewichen. Jeglicher, der mich in dieſem Zuſtande ſieht, öffne ſeine Augen; er möge bedenken, daß ich gelebt habe wie er, und daß er ſterben wird wie ich. Er fürchte nicht, dieſen Schatz zu erſchöpfen; er wird nimmer damit zu Ende kommen. Er bediene ſich deſſelben, ſich Freunde zu machen und ein fröhliches Leben zu führen; denn wenn ſeine Todesſtunde kömmt, ſo werden alle ſeine Güter ihn nicht vor dem, allen Menſchen gemeinſamen Looſe bewahren.“

„Ich misbillige nun nicht mehr eure Lebensweiſe,“ ſagte Harun zu dem jungen Manne, nachdem er dieſe Worte geleſen hatte; „ihr habt ganz Recht, ſo zu leben, wie ihr lebet, und ich tadle den Rath, welchen der alte Kaufmann euch gegeben hat. Aber,“ ſetzte er hinzu, „ich möchte wohl den Namen dieſes Fürſten wiſſen: welcher König kann ſo viel Reichthümer beſeſſen haben? Es thut mir Leid, daß dieſe Inſchrift ihn mir nicht nennet.“

Der junge Mann ließ hierauf den Chalyfen noch einen andern Saal ſehen, welcher viele ſehr koſtbare

Kleinode enthielt, unter andern dem ähnliche Bäume, wie er ihm geſchenkt hatte.

Der Fürſt hätte gern die ganze übrige Nacht damit zugebracht, alles das zu betrachten, was dieſe wundervollen Gewölbe einſchloſſen, wenn der Sohn des Abdelaſis, aus Furcht von ſeinem Hausgeſinde bemerkt zu werden, ihn nicht noch vor Tage wieder herausgeführt hätte, und zwar auf dieſelbe Weiſe, wie er hineingekommen, das heißt baarhaupt und mit verbundenen Augen, er ſelber aber mit dem Schwert in der Hand, um ihm auf der Stelle das Haupt abzuſchlagen, wenn er die geringſte Bewegung machte, ſich die Binde abzunehmen.

Sie durchſchritten den Garten, und ſtiegen auf der verborgenen Treppe wieder in das Schlafgemach des Chalyfen hinauf. Hier fanden ſie noch die Kerzen brennen, und ſie unterhielten ſich miteinander bis zu Sonnenaufgang.

„Nach dem, was ich ſo eben geſehen habe,“ ſagte der Fürſt zu dem jungen Manne, „und nach der Sklavinn zu urtheilen, welche ihr mir zum Geſchenke gemacht habt, zweifle ich nicht, daß ihr auch die ſchönſten Frauen des Morgenlandes beſitzet.“

„Herr,“ antwortete Abulkaſem, „ich habe Sklavinnen von großer Schönheit genug; aber lieben kann ich keine: Dardané, meine geliebte Dardané, erfüllt noch ſtäts mein Gedächtnis. Ich mag mir immerhin jeden Augenblick vorſagen, daß ſie das Leben verloren hat, und ich nicht mehr an ſie denken darf, ich habe das Unglück, mich von ihrem Bilde nicht losreißen zu können: ja ich bin davon erfüllt bis zu einem Grade, daß ich ungeachtet meiner Reichthümer, mitten unter meinen Herrlichkeiten, mich doch nicht glücklich fühle. Ja, ich wünſchte tauſendmal lieber, nur mäßige Glücksgüter zu haben und Darbané zu beſitzen, als ohne ſie zu leben mit allen meinen Schätzen."

Der Kaiſer bewunderte die Beſtändigkeit Abulkaſems; jedoch ermahnte er ihn alles aufzubieten, um eine gegenſtandloſe Leidenſchaft zu beſiegen. Hierauf dankte er ihm von neuen für die ihm erzeigte Aufnahme, begab ſich wieder nach ſeiner Karavanſerei, und reiſte dann nach Bagdad zurück, mit allen den Bedienten, dem Knaben, der ſchönen Sklavinn, und allen Geſchenken, welche er von Abulkaſem empfangen hatte.

Eilfter Tag.

Zwei Tage nach der Abreiſe des Fürſten, beſchloß der Veſyr Abulfatah, der von den prächtigen Geſchenken gehört hatte, welche Abulkaſem täglich den ihn beſuchenden Fremden gab, und überdieß über die Pünktlichkeit erſtaunt war, mit welcher er ihm ſo wohl wie dem Könige und dem Polizeileutnant die verſprochenen Summen bezahlte, — nichts zu ſparen, um den Ort dieſes Schatzes zu entdecken, aus welchem er ſo viele Reichthümer ſchöpfte.

Dieſer Miniſter war einer von jenen boshaften Menſchen, welchen die größten Verbrechen nichts koſten, wenn ſie ihre Luſt büßen wollen.

Er hatte eine achtzehnjährige Tochter von hinreißender Schönheit: ſie hieß Balkis, und beſaß alle gute Eigenſchaften des Herzens und des Geiſtes. Der Prinz Aly, Neffe des Königs von Basra, war ſterblich in ſie verliebt: er hatte ſchon bei ihrem Vater um ſie angehalten, und ſollte nächſtens mit ihr vermählt werden.

Abulfatah ließ ſie in ſein Zimmer kommen und ſprach zu ihr:

„Meine Tochter, ich bedarf deiner Hülfe. Du ſollſt deinen ſchönſten Putz anlegen, und dieſe Nacht zu Abulkaſem gehen. Es kommt darauf an, ihm zu gefallen: du mußt alles aufbieten, um dieſen jungen Mann zu bezaubern, und ihn zu vermögen, daß er dir den Schatz entdecke, welchen er gefunden hat.“

Balkis ſchauderte bei dieſer Anrede, und ſie ließ zum voraus auf ihrem Antlitze den Abſcheu blicken, welchen ein ſolcher Schritt ihr erregte, den man von ihrem Gehorſam forderte.

„Herr,“ antwortete ſie, „was muthet ihr eurer Tochter zu? Denkt ihr an die Gefahr, welcher ihr ſie ausſetzen wollt? bedenket die Schmach, mit welcher ihr ſie bedecket, den Schandfleck welchen ihr eurer Ehre aufdrücket, und den empfindlichen Schimpf, welchen ihr dem Prinzen Aly anthun würdet, indem ihr ihn des Preiſes beraubt, welcher ſeiner Zärtlichkeit vielleicht am meiſten ſchmeichelt.“

„Ich habe alles dieſes erwogen,“ erwiederte der Veſyr; aber nichts kann mich von meinem Entſchluſſe abwendig machen, und ich befehle dir, mir zu gehorchen.“

Die junge Balkis zerſchmolz bei dieſen Worten in Thränen:

„Um Gottes willen, mein Vater,“ rief ſie aus, „zwinget mich nicht ſelber euch zu entehren. Unterdrücket dieſe Anreizung der Habſucht, welche euch dahin bringt, einen Mann eines Gutes zu berauben, welches euch nicht gehört. Laſſet ihn in Frieden ſeiner Reichthümer genießen, anſtatt daß ihr ſie ihm zu entreißen ſuchet.“

„Schweig, unverſchämte Tochter!“ ſagte der Veſyr aufgebracht: „es ſteht dir auch wohl an, meine Abſichten zu tadeln. Erwiedere mir kein Wort weiter: ich will durchaus, daß du zu Abulkaſem geheſt, und ich ſchwöre dir zu, wenn du, ohne ſeinen Schatz geſehen zu haben, zurückkömmſt, ſo ſtoße ich dir einen Dolch in die Bruſt.“

Da Balkis ſich nun in der traurigen Nothwendigkeit ſah, einen ſo gefährlichen Schritt zu thun, ſo begab ſie ſich, niedergedrückt von Kummer, in ihr Zimmer. Sie legte reiche Kleider an und ſchmückte ſich mit Edelſteinen, ohne gleichwohl ihren Reizen alles zu verleihen, was die Kunſt ihnen noch hinzufügen konnte; aber ſie bedurfte deſſen auch nicht: ihre natürliche Schönheit allein war ſchon mehr als hinreichend, Liebe einzuflößen. Niemals hatte ein Fräulein weniger Luſt, oder vielmehr ſo viel Furcht, zu gefallen, als Balkis. Sie fürchtete ſo ſehr, dem Sohne des Abdelaſis ſchön zu erſcheinen, als ſie beſorgte es nicht genug zu ſein, wenn ſie ſich dem Prinzen Aly zeigte.

Kurz, als die Nacht gekommen war und Abulfatah es für Zeit hielt, daß ſeine Tochter ſich zu Abulkaſem begäbe, ließ er ſie ſehr heimlich aus dem Hauſe gehen und führte ſie ſelber bis an die Thür dieſes jungen Mannes, wo er ſie verließ, nachdem er ihr nochmals eingeſchärft hatte, daß er ſie tödten würde, wenn ſie ſich nicht der ehrloſen Rolle, welche ſie ſpielen ſollte, gut entledigte.

Sie klopfte an die Thüre, und verlangte den Sohn des Abdelaſis zu ſprechen. Alsbald führte ein Sklave ſie in einen Saal, wo ſein Herr, auf einen großen Sopha hingeſtreckt, ſeine vergangenen Unglücksfälle in ſein Gedächtniß zurückrief, und was ihm oft begegnete, an ſeine geliebte Darbané dachte.

Sobald Balkis erſchien, ſtand Abulkaſem auf, ſie zu empfangen. Er machte ihr eine tiefe Verneigung, reichte ihr die Hand mit ehrerbietigem Anſtande; und nachdem er ſie genöthigt, ſich auf das Sopha zu ſetzen, fragte er ſie, was ihm die Ehre ihres Beſuchs verſchaffte.

Sie antwortete, ſein Ruf als ein junger ſehr feiner Mann, hätte in ihr das Gelüſt erregt, ſich mit ihm zu vergnügen. Zu gleicher Zeit nahm ſie ihren Schleier ab, und ließ vor ſeinen Augen eine Schönheit glänzen, welche ihn überraſchte. Trotz ſeiner Gleichgültigkeit gegen die Frauen, konnte er ſo viel Reize doch nicht ungeſtraft ſehen; er wurde davon hingeriſſen.

„Schönes Fräulein,“ ſagte er zu ihr, „ich weiß es meinem Glücksſterne Dank, mir ein ſolches Abenteuer verſchafft zu haben: ich kann mein Glück nicht genug bewundern.“

Nach einer kurzen Unterhaltung, kam die Stunde des Abendeſſens; ſie gingen zuſammen in einen andern Saal und ſetzten ſich an eine Tafel, auf welcher mancherlei Speiſen ſtanden. Hier befand ſich auch eine große Anzahl von Knaben und Bedienten; Abulkaſem aber hieß alle ſich entfernen, damit das Fräulein nicht ihren Blicken ausgeſetzt wäre. Er ſelber bediente ſie; er bot ihr das beßte von allem ſo da war, und ſchenkte ihr köſtlichen Wein in eine goldene mit Rubibinen und Smaragden geſchmückte Schale. Er trank auch, um ihr beſcheid zu thun, und je länger er Balkis anſah, je ſchöner fand er ſie. Er unterhielt ſie mit ſehr höflichen Reden; und da ſie nicht minder Geiſt als Schönheit hatte, ſo beantwortete ſie dieſelben ſo geiſtreich, daß er davon bezaubert war. Am Ende des Mahles warf er ſich ihr zu Füßen, faßte eine von ihren Händen, drückte ſie zwiſchen den ſeinigen, und ſprach zu ihr:

„Holdes Fräulein, wenn zuerſt eure ſchönen Augen mich geblendet haben, ſo bezaubert mich vollends eure Unterhaltung. Ihr entzündet in mir ein Feuer, welches niemals auslöſchen wird. Ich will fortan euer Sklave ſein, und alle Augenblicke meines Lebens euch widmen.“

Indem er dieſe Worte ausſprach küßte er die Hand der ſchönen Balkis mit ſo lebhaftem Entzücken, daß ſie, erſchrocken über die drohende Gefahr, plötzlich ihr Antlitz verwandelte: ſie ward bleich wie der Tod, und nicht länger im Stande ſich zu verſtellen, trübte ſich ihr Geſicht, und bald waren ihre Augen in Thränen gebadet.

„Was fehlt euch, ſchönes Fräulein?“ fragte ſie der junge Mann ſehr überraſcht. „Woher dieſe plötzliche Betrübnis? Was verkünden mir dieſe Thränen, welche bis auf den Grund meiner Seele dringen? Bin ich die Urſache, daß ſie fließen? Bin ich ſo un=

glücklich: etwas gethan oder geſagt zu haben, das euch misfällt? Redet. Ich flehe euch, verberget mir nicht länger die Urſache der traurigen Veränderung, welche an euch ſichtbar iſt.“

„Herr,“ antwortete Balkis, „ich kann mich nicht länger verſtellen; die Schaam, die Furcht, der Schmerz und die Treuloſigkeit kämpfen zu heftig in mir, als daß ich es aushalten könnte. Ich will es nicht länger verſchweigen: ich täuſche euch, Abulkaſem; ich bin ein Fräulein vom Stande. Mein Vater weiß, daß ihr einen verborgenen Schatz habt, und will ſich meiner bedienen, um den Ort zu entdecken, welcher ihn verbirgt. Er hat mir befohlen, zu euch zu gehen und nichts zu ſparen, um euch dahin zu bringen, ihn mir zu zeigen. Ich ſträubte mich dagegen, aber er hat mir geſchworen, mir das Leben zu nehmen, wenn ich zurückkomme, ohne ihn geſehen zu haben. Welch ein grauſamer Befehl für mich! Wenn ich auch nicht einen Prinzen zum Geliebten hätte, welchen ich einzig liebe, und der bald mit mir vermählt werden ſoll, ſo würde dieſer Schritt, welchen mein Vater mir befiehlt, mir dennoch entſetzlich ſein. Wenn ich alſo zu euch komme, Herr, ſo bekenne ich euch, es geſchieht mit einem Widerſtreben, welches die Todesfurcht allein überwinden kann.“

Zwölfter Tag.

Nachdem die Tochter Abulfatahs ſolchergeſtalt geredet hatte, ſagte Abulkaſem zu ihr:

„Schönes Fräulein, es iſt mir lieb, daß ihr mir eure Empfindungen offenbart habt. Ihr ſollt dieſe edle Freimüthigkeit nicht bereuen: ihr ſollt nicht ſterben, ſondern meinen Schatz ſehen, und mit aller Ehrerbietung, die ihr wünſchet, behandelt werden. Mit welcher Schönheit ihr auch begabt ſeid, und welchen Eindruck auch dieſelbe auf mein Gemüth gemacht habe, ihr habt nichts zu befürchten, ihr ſeid hier in Sicherheit. Ich entſage den Hoffnungen, welche ich gefaßt hatte, weil ſie euch nur Leid verurſachen, und ihr könnt ohne Erröthen den glücklichen Geliebten wiederſehen, deſſen Heil eure Beſorgniſſe verdoppelt."

„Ach, Herr," rief Balkis bei dieſer Rede aus, „nicht ohne Grund geltet ihr für den großmüthigſten aller Menſchen. Ich bin entzückt über ein ſo edles Benehmen, und ich werde nicht eher zufrieden ſein, als bis ich irgend eine Gelegenheit gefunden habe, euch meine Erkenntlichkeit dafür zu bezeigen."

Nach dieſer Unterredung führte der Sohn des Abdelaſis das Fräulein in daſſelbe Gemach, wo der Chalyf geſchlafen hatte, und blieb dort allein mit ihr, bis er von ſeinem Hausgeſinde nichts mehr hörte.

Hierauf legte er eine Binde über die Augen der ſchönen Balkis, indem er zu ihr ſagte:

„Mein Fräulein, verzeihet, wenn ich auf dieſe Weiſe mit euch verfahre; aber nur unter dieſer Bedingung kann ich euch meinen Schatz zeigen."

„Thut alles, was euch beliebt, Herr," antwortete ſie; „ich habe ſolches Vertrauen auf euern Edelmuth, daß ich euch überall folge, wohin ihr wollt. Ich habe keine andere Furcht, als die, eure Güte nicht genug erkennen zu können."

Abulkaſem nahm ſie bei der Hand, und nachdem er mit ihr auf der verborgenen Treppe in den Garten hinabgeſtiegen war, führte er ſie in das unterirdiſche Gewölbe, wo er ihr die Binde abnahm.

Wenn der Chalyf durch den Anblick ſo vieler Goldſtücke und Edelſteine überraſcht geweſen, ſo war es Balkis noch weit mehr. Alles was ſie hier ſah, erregte ihr höchſtes Erſtaunen. Was aber am meiſten ihre Aufmerkſamkeit anzog, und was ſie nicht müde werden konnte zu betrachten, waren die beiden erſten Beſitzer des Schatzes. Sie las die Inſchrift, welche zu ihren Füßen ſtand. Da die Königinn ein Halsband von Perlen, ſo groß wie Taubeneier, trug, ſo konnte Balkis ſich nicht enthalten dieſes Halsband laut zu bewundern. Sogleich nahm es Abulkaſem von dem Halſe der Königinn, und legte es dem ſchönen Fräulein um, indem er zu ihr ſagte, ihr Vater ſollte daran erkennen, daß ſie wirklich den Schatz geſehen hätte. Und damit er noch mehr davon überzeugt würde, ſo bat er ſie, von den ſchönſten Edelſteinen nach Gefallen zu nehmen. Sie nahm eine ziemlich große Menge, welche er ihr ſelber auswählte.

Indeſſen fürchtete der junge Mann, der Tag möchte ihn überraſchen, während ſie ſich vergnügte, alle die Wunder der unterirdiſchen Säle zu betrachten, woran ihre Neugier nicht müde werden konnte; er legte ihr alſo wieder die Binde um die Augen, ging mit ihr hinaus, und führte ſie in einen Saal, wo ſie ſich noch bis Sonnenaufgang unterhielten. Hierauf nahm das Fräulein Abſchied von ihm, nachdem ſie ihm von neuen betheuert hatte, daß ſie nimmer ſeine Mäßigung und Großmuth vergeſſen würde, und ging nach Hauſe, ihrem Vater von dem, was vorgegangen war, Rechenſchaft abzulegen.

Der Veſyr, einzig mit ſeiner Habgier beſchäftigt, erwartete ungeduldig ſeine Tochter. Er fürchtete, ſie möchte nicht Reize genug haben, Abulkaſem zu verführen. Er war in einer unglaublichen Unruhe. Aber als er ſie mit dem Halsbande zurückkommen ſah, und ſie ihm die Edelſteine zeigte, welche der junge Mann ihr geſchenkt hatte, war er außer ſich vor Freuden.

„Wohlan,“ meine Tochter, „fragte er ſie, „haſt du den Schatz geſehen?“

„Ja, Herr,“ antwortete Balkis; „und um euch eine richtige Vorſtellung davon zu geben, muß ich euch ſagen, daß, wenn auch alle Könige der Erde ihre Reichthümer vereinigten, ſie dennoch dem Schatze Abulkaſems nicht zu vergleichen wären. Aber wie groß auch die Güter dieſen jungen Mannes ſind, dennoch bin ich weniger davon bezaubert, als von ſeiner Höflichkeit und von ſeinem Edelmuthe.“

Zugleich erzählte ſie ihm das ganze Abenteuer. Er war wenig erkenntlich für die Enthaltſamkeit Abulkaſems: er hätte lieber geſehen, daß ſeine Tochter entehrt wäre, als nun doch nicht zu wiſſen, wo der Schatz verborgen läge.

Während dieſer Zeit näherte Harun Alraſchid ſich Bagdad. Sobald er wieder in ſeinem Palaſte war, ſetzte er ſeinen Groß-Veſyr in Freiheit. Er ſchenkte ihm ſein Vertrauen wieder; und nachdem er ihm alle Umſtände ſeiner Reiſe erzählt hatte, ſagte er zu ihm:

„Was ſoll ich thun, Giafar? Du weißt, daß die Erkenntlichkeit der Könige das Vergnügen übertreffen muß, welches man ihnen gemacht hat. Wenn ich mich damit begnüge, dem prächtigen Abulkaſem das Seltenſte und Köſtlichſte meines Schatzes zu ſenden, ſo iſt das etwas Geringfügiges für ihn; es bleibt ſogar unter den Geſchenken, welche er mir gemacht hat. Wie kann ich ihn nun überbieten an Großmuth?“

„Herr,“ antwortete ihm der Veſyr, „wenn Euer Majeſtät mir folgen will, ſo ſchreibet ihr heute noch an den König von Basra, und befehlet ihm, die Regierung des Staates dem jungen Abulkaſem zu übergeben. Wir laſſen ſogleich einen Eilboten damit abgehen, und in wenigen Tagen will ich ſelber hinreiſen, dem neuen Könige die Einſetzungsurkunde zu überbringen.“

Der Chalyf billigte dieſen Rath. „Du haſt Recht,“ ſagte er zu ſeinem Miniſter, „das iſt ein Mittel mich mit Abulkaſem auszugleichen, und mich zugleich an dem Könige von Basra und ſeinem Veſyr zu rächen, welche mir die anſehnlichen Summen verheimlichen, die ſie von dieſem jungen Manne bezogen haben. Es iſt ſelbſt gerecht, ſie für die Erpreſſung, welche ſie an ihm verübt haben, zu beſtrafen, und ſie ſind der Stellen unwürdig, welche ſie einnehmen.“

„Er begab ſich hierauf in Sobeïdens Zimmer, um ihr auch den Erfolg ſeiner Reiſe zu erzählen, und ihr den Knaben, den Baum und den Pfau darzubringen. Er machte ihr auch ein Geſchenk mit dem Mädchen. Sobeïde fand ſie ſo reizend, daß ſie lächelnd zu dem Kaiſer ſagte: ſie nähme die ſchöne Sklavinn mit viel größerem Vergnügen an, als alle die übrigen Geſchenke. Der Fürſt behielt für ſich nur die Schale.

Der Veſyr Giafar empfing alles übrige; und dieſer Miniſter machte alle Anſtalten, wie er beſchloſſen hatte, in wenigen Tagen abzureiſen.

Dreizehnter Tag.

Sobald der Eilbote des Chalyfen in der Stadt Basra angelangt war, übergab er den Brief dem Könige, welcher ihn nicht ohne einen empfindlichen Schmerz leſen konnte. Er zeigte ihn ſeinem Veſyr, indem er zu ihm ſagte:

„Sieh, Abulfatah, welchen verwünſchten Befehl der Beherrſcher der Gläubigen mir hier ſendet. Kann ich umhin, zu gehorchen?“

„Ja, Herr,“ antwortete der Miniſter; „ſeid unbekümmert darüber. Abulkaſem muß zu Grunde gerichtet werden. Ich eile, ohne ihm das Leben zu nehmen, doch alle Welt glauben zu machen, er ſei todt; ich will ihn ſo gut verborgen halten, daß man ihn nie wieder ſehen ſoll. Durch dieſes Mittel werdet ihr unverrückt auf dem Throne bleiben, und zugleich alle Reichthümer dieſes jungen Menſchen in eure Gewalt bekommen; denn wenn wir ihn in unſerer Gewalt haben, ſo wollen wir ihm ſo viel Martern anthun, daß wir ihn wohl zwingen, uns ſeinen Schatz zu entdecken.“

„Thu, was du willſt,“ erwiederte der König, „aber was ſollen wir dem Chalyfen antworten?“

„Verlaßet euch auch hierin auf mich,“ antwortete der Veſyr: „der Beherrſcher der Gläubigen ſoll ebenſo getäuſcht werden, wie alle anderen. Laßt mich nur meinen Anſchlag ausführen, und ſeid wegen des Uebrigen unbeſorgt.“

Abulfatah ging, in Begleitung einiger Höflinge, welche nichts von ſeinem Vorhaben wußten, Abulkaſem zu beſuchen. Dieſer empfing ſie, als die vornehmſten Herren des Hofes, und bewirthete ſie ſehr prächtig. Er ließ den Veſyr den Ehrenplatz einnehmen und überhäufte ihn mit Höflichkeiten, ohne im mindeſten ſeine Treuloſigkeit zu argwöhnen.

Während ſie ſo bei Tiſche ſaßen und köſtliche Weine tranken wußte der Verräther Abulfatah auf geſchickte Weiſe, ohne daß es jemand bemerkte, in Abulkaſems Trinkſchale ein Pulver zu werfen, welches auf der Stelle der Beſinnung beraubte: der Leib fiel in eine Schlafſucht und erſchien wie ein ſchon ſeit langer Zeit lebloſer Leichnam.

Abulkaſem hatte nicht ſobald die Schale an die Lippen geſetzt, als er in Ohnmacht fiel. Seine Bedienten ſprangen herbei ihn zu halten, aber bald ſahen ſie an ihm alle Zeichen des Todes, legten ihn auf ein Sopha, und fingen an ein entſetzliches Klagegeſchrei auszuſtoßen. Alle Gäſte, von einem ſo plötzlichen Unfalle erſchreckt, waren äußerſt erſtaunt darüber. Abulfatah aber trieb die Verſtellung bis zu einem unglaublichen Grade, er begnügte ſich nicht, einen unmäßigen Schmerz zu heucheln, er zerriß ſogar ſeine Kleider und forderte durch ſein Beiſpiel auch die übrigen zur Wehklage auf.

Darnach befahl er einen Sarg von Elfenbein und Ebenholz zu machen; und während man daran arbeitete, bemächtigte er ſich aller Habe Abulkaſems und brachte ſie in Gewahrſam im Palaſte des Königs.

Unterdeſſen verbreitete ſich das Gerücht von dem Tode des jungen Mannes in der Stadt; alle Leute des einen wie des andern Geſchlechts legten Trauer an und begaben ſich baarhaupt und baarfuß an die Thür ſeines Hauſes; Greiſe und Jünglinge, Frauen und Mädchen zerfloſſen in Thränen, und ließen die Luft von ihren Wehklagen erſchallen; man hätte glauben ſollen, die einen hätten einen einzigen Sohn, die anderen einen Bruder, und noch andere einen zärtlich geliebten Gatten verloren. Reiche und Arme waren gleich betrübt über ſeinen Tod: die Reichen beweinten in ihm einen Freund, welcher ſie gaſtlich bei ſich aufnahm, und die Armen einen Wohlthäter, deſſen Milde ſie niemals hatten ermüden können. Kurz, es war eine allgemeine Trauer.

Der unglückliche Abulkaſem wurde in den Sarg gelegt, welchen das Volk, auf Abulfatahs Befehl, vor die Stadt hinaustrug auf einen großen Gottesakker, wo mehrere Grabmäler ſtanden, unter andern auch ein prächtiges, wo der Vater des Veſyrs ruhte, ſammt einigen anderen Gliedern ſeiner Familie: in dieſem Grabmale wurde der Sarg beigeſetzt, und der treuloſe Abulfatah zerſchlug ſich die Bruſt, indem er den Kopf auf die Knie ſtützte, und machte alle Gebärden eines verzweifelnden Menſchen: alle die es ſahen, hatten Mitleid mit ihm, und baten den Himmel, ihn zu tröſten.

Als die Nacht herannahte, kehrten alle Leute nach der Stadt zurück, und der Veſyr blieb allein mit zwei Sklaven in dem Grabmale, deſſen Thüre ſie mit doppelten Riegeln verſchloſſen. Hierauf zündeten ſie Feuer an, machten Waſſer in einem ſilbernen Becken warm, nahmen Abulkaſem aus dem Sarge, und wuſchen ihn mit dem heißen Waſſer. Die Lebensgeiſter des jungen Mannes kehrten allmählich wieder zurück, er ſchlug die Augen auf, und erkannte Abulfatah.

„Ach Herr,“ rief er aus, „wo ſind wir? und in welchen Zuſtand ſehe ich mich verſetzt?“

„Elender,“ antwortete ihm der Veſyr, „vernimm, daß ich der Urheber deines Unglücks bin. Ich habe dich hieher bringen laßen, um dich in meiner Gewalt zu haben, und dir tauſend Qualen anzuthun, wenn du mir nicht deinen Schatz entdeckeſt: ich werde deinen Leib ſtückweiſe zerreißen, ich werde täglich neue Martern erſinnen, um dir das Leben unerträglich zu machen; mit Einem Worte, ich werde nicht aufhören, dich zu peinigen, bis du mir jene verborgenen Reichthümer überlieferſt, durch welche du prächtiger lebſt, als die Könige.“

„Ihr mögt alles thun, was euch beliebt,“ antwortete Abulkaſem, „ich werde nimmer meinen Schatz entdecken.“

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo ließ der niederträchtige und grauſame Abulfatah den unglücklichen Sohn des Abdelaſis durch ſeine Sklaven feſthalten, zog unter ſeinem Rock eine Geißel von geflochtener Löwenhaut hervor, und ſchlug ihn damit ſo lange und mit ſolcher Heftigkeit, daß der junge Mann in Ohnmacht ſank.

Als der Veſyr ihn in dieſem Zuſtande ſah, befahl er ſeinen Sklaven, ihn wieder in den Sarg zu legen, ließ ihn ſo in dem Grabmale, welches er feſt verſchloß, und ging heim.

Am folgenden Morgen kam er, dem Könige Bericht abzuſtatten, und ſagte zu ihm:

„Herr, ich habe geſtern die Feſtigkeit Abulkaſems erprobt: ſie hat ſich nicht verläugnet; aber ich glaube nicht, daß ſie den Martern widerſtehen wird, welche ich ihm bereite.“

Der Fürſt, der nicht minder unmenſchlich war, als ſein Miniſter, antwortete ihm:

„Veſyr, ich bin mit dir zufrieden; ich hoffe, wir werden bald erfahren, an welchem Orte dieſer Schatz liegt. Indeſſen müſſen wir den Eilboten zurückſchicken, und dürfen es nicht länger aufſchieben: was ſollen wir nun dem Chalyfen ſchreiben?“

„Wir wollen ihm berichten,“ antwortete Abulfatah, „daß Abulkaſem über die Nachricht, daß ihm eure Stelle gegeben worden, ſo große Freude gehabt und ſie ſo ausſchweifend bezeigt habe, daß er bei einem ſolchen Feſte plötzlich geſtorben ſei.“

Der König billigte dieſen Vorſchlag: ſie ſchrieben auf der Stelle an Harun Alraſchid, und ſandten ihm den Eilboten zurück.

Der Veſyr, der ſich ſchmeichelte, daß Abulkaſem ihm nunmehr ſeinen Schatz entdecken würde, ging wieder hinaus vor die Stadt, in der Abſicht, ihm neue Martern anzuthun. Als er aber an das Grabmal kam, war er verwundert, die Thür deſſelben offen zu finden. Ganz erſchrocken, trat er hinein, und da er Abulkaſem nicht mehr in dem Sarge ſah, dachte er den Verſtand zu verlieren.

Er kehrte ſchleunig nach dem Palaſte zurück, und erzählte dieſen Unfall dem Könige, der von tödtlichem Schrecken befallen wurde, und zu ihm ſagte:

„O Waſchy, was wird aus uns werden? Da dieſer junge Mann uns entſchlüpft iſt, ſo ſind wir verloren: er wird nicht ſäumen, ſich nach Bagdad zu begeben, und dem Chalyfen alles entdecken.“

Vierzehnter Tag.

Abulfatah, ſeinerſeits in Verzweiflung, das Schlachtopfer ſeiner Habgier und ſeiner Grauſamkeit nicht mehr in ſeiner Gewalt zu haben, ſagte zu dem Könige ſeinem Herrn:

„Wollte der Himmel, daß ich ihm geſtern das Leben genommen hätte! er würde uns nun nicht ſo viel Unruhe verurſachen. — Bei alledem,“ ſetzte er hinzu, „müſſen wir noch nicht verzweifeln. Wenn er die Flucht ergriffen hat, wie nicht zu bezweifeln iſt, ſo kann er noch nicht weit von hier ſein: laßt uns alſo mit der ganzen Mannſchaft der Wache die Umgebungen der Stadt durchſuchen; ich hoffe, wir finden ihn noch wieder.“

Der König entſchloß ſich leicht zu einer ſo wichtigen Nachforſchung; er verſammelte alle ſeine Soldaten, theilte ſie in zwo Schaaren und übergab eine davon ſeinem Weſyr; er ſelber ſetzte ſich an die Spitze der andern, und ſeine Leute verbreiteten ſich ſo überall in der Gegend umher.

Während man Abulkaſem in allen Dörfern, Wäldern und Bergen ſuchte, begegnete der Großveſyr Giafar, der ſich nun auch nach Basra auf den Weg gemacht hatte, dem Eilboten, welcher zu ihm ſagte:

„Herr es iſt vergeblich, daß ihr nach Basra gehet, wenn Abulkaſem der einzige Beweggrund eurer Reiſe iſt; denn dieſer junge Mann iſt todt: ſeine Leichenfeier war in den letzten Tagen, meine Augen waren die traurigen Zeugen davon.“

Giafar, der ſich ein Vergnügen daraus machte, den neuen König zu ſehen, und ihm ſelber die Einſetzungsurkunde zu überbringen, war ſehr betrübt über ſeinen Tod; er vergoß Thränen darüber; und da er nun die Fortſetzung ſeiner Reiſe für unnöthig hielt, ſo kehrte er auf der Stelle wieder um.

Sobald er in Bagdad wieder angelangt war, begab er ſich mit dem Staatsboten nach dem Palaſte. die Traurigkeit, welche auf ſeinem Geſichte erſchien, ließ den Chalyfen zum voraus erkennen, daß er ihm irgend ein Unglück zu verkünden hätte.

„Ah, Giafar,“ rief der Fürſt aus, „du biſt ja ſehr bald wieder hier! was bringſt du mir für Botſchaft?“

„Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete ihm der Veſyr, „ihr erwartet gewis nicht die traurige Neuigkeit, welche ich euch bringe: Abulkaſem iſt nicht mehr; ſeit eurer Abreiſe von Basra hat dieſer junge Mann das Leben verloren.“

Harun Alraſchid hatte nicht ſo bald dieſe Worte gehört, als er ſich vor ſeinem Throne niederwarf; er blieb einige Augenblicke auf dem Boden hingeſtreckt, ohne ein Zeichen des Lebens zu geben. Man eilte ihm zu Hülfe, und als man ihn aus ſeiner Ohnmacht wieder zu ſich gebracht hatte, ſuchten ſeine Augen den Staatsboten, der von Basra zurückkam; und als er ihn erblickte, forderte er von ihm das mitgebrachte Antwortſchreiben. Der Bote überreichte ihm daſſelbe, und der Fürſt las es mit großer Aufmerkſamkeit. Hierauf verſchloß er ſich mit Giafar in ſeinem Zimmer, und zeigte ihm den Brief des Königs von Basra. Nachdem er denſelben mehrmals wiedergeleſen, ſagte der Chalyf:

„Das kömmt mir nicht natürlich vor: der König von Basra und ſein Veſyr ſind mir verdächtig; anſtatt meine Befehle zu vollziehen, haben ſie Abulkaſem umbringen laßen.“

„Herr,“ ſagte Giafar hierauf, „derſelbe Verdacht ſteigt in mir auf, und ich wäre der Meinung, ſie, einen wie den andern, verhaften zu laßen.“

„Dazu bin ich auf der Stelle entſchloſſen," fuhr Harun fort: „nimm zehntauſend Pferde meiner Leibwache, eile nach Basra, bemächtige dich der beiden Schuldigen, und bringe ſie mir hieher: ich will den Tod des großmüthigſten aller Menſchen rächen."

Giafar gehorchte, er wählte zehntauſend Reiter aus, und machte ſich mit ihnen auf den Weg.

Wir müſſen jetzt auf den Sohn des Abdelaſis zurückkommen, und nachholen, warum der Veſyr Abulfatah ihn nicht mehr in dem Grabmale fand, worin er ihn verſchloſſen hatte.

Nachdem dieſer junge Mann lange ohnmächtig gelegen hatte, kam er erſt wieder zu ſich, als er ſich von zwei ſtarken Armen ergriffen fühlte, welche ihn aus dem Sarge zogen und ihn auf die Erde legten. Er wähnte, es wäre abermals der Veſyr mit ſeinen Sklaven, welche ihn von neuem mishandeln wollten.

„Ihr Henkersknechte," ſagte er zu ihnen, „gebet mir den Tod, wenn ihr noch des Mitleids fähig ſeid: erſparet mir die Schmerzen, welche euch nutzlos ſind, weil ich euch nochmals betheure, daß alle eure Qualen mir nimmer mein Geheimnis entreißen werden."

„Fürchtet nichts, junger Mann," antwortete ihm einer derjenigen, welche ihn aus dem Sarge gezogen hatten; „anſtatt euch zu mishandeln, wollen wir euch zu Hülfe kommen."

Bei dieſen Worten öffnete Abulkaſem die Augen, warf ſie auf ſeine Befreier, und erkannte unter ihnen das junge Fräulein, der er ſeinen Schatz gezeigt hatte.

„Ah, mein Fräulein," ſagte er, „ihr ſeid es, der ich das Leben verdanke?"

„Ja, Herr," antwortete Balkis, „ich bin es, und der Prinz Aly, mein Bräutigam, welchen ihr hier ſehet. Unterrichtet von all eurer Großmuth, hat er mit mir das Vergnügen theilen wollen, euch von dem Tode zu befreien."

„So iſt es," ſagte der Prinz Aly, „und ich würde lieber tauſendmal mein Leben daran wagen, als einen ſo edelmüthigen Mann umkommen laßen."

Als der Sohn des Abdelaſis durch Hülfe einiger geiſtiger Getränke, welche man ihm reichte, völlig wieder ſeiner Sinne mächtig geworden war, ſagte er dem Fräulein und dem Prinzen Aly innigen Dank für den ihm geleiſteten Dienſt, und fragte ſie, wie ſie erfahren hätte, daß er noch am Leben wäre.

„Herr," antwortete ihm Balkis, „ich bin die Tochter des Veſyrs Abulfatah. Ich habe mich nicht durch das falſche Gerücht eures Todes täuſchen laßen, ſondern alsbald meinen Vater alles deſſen in Verdacht gehabt, was er wirklich gethan, und habe einen ſeiner Sklaven gewonnen, der mir alles bekannt hat. Dieſer Sklave iſt einer der beiden, welche kurz zuvor mit ihm hier waren; und da ihm der Schlüſſel des Grabmals übergeben worden, ſo hat er mir denſelben anvertraut. Ich habe ſogleich den Prinzen Aly davon benachrichtigt, und dieſer iſt mir ungeſäumt mit einigen ſeiner vertrauteſten Leute zu Hülfe gekommen. Wir ſind hieher geeilt, und danken dem Himmel, daß wir nicht zu ſpät gekommen.“

„O Gott,“ ſagte hierauf Abulkaſem, „iſt es möglich, daß ein ſo nichtswürdiger und grauſamer Vater eine ſo edelmüthige Tochter habe?“

„Laßt uns gehen, Herr,“ ſagte der Prinz Aly, „und keine Zeit verlieren. Ich zweifle nicht, daß der Weſyr euch morgen, wenn er euch nicht mehr in dem Grabe findet, überall ſorgfältig wird aufſuchen laßen; aber ich will euch in mein Haus führen, wo ihr in Sicherheit ſeid. Man wird mich nicht in Verdacht haben, euch eine Zuflucht gegeben zu haben.“

Man zog Abulkaſem ein Sklavenkleid an, und dann gingen ſie alle aus dem Grabmale, welches ſie offen ließen, und begaben ſich nach der Stadt. Balkis kehrte nach Hauſe zurück und gab dem Sklaven den Schlüſſel des Grabmals wieder, und der Prinz Aly führte den Sohn des Abdelaſis in ſeinen Palaſt, wo er ihn ſo gut verborgen hielt, daß ſeine Feinde durchaus nichts von ihm erforſchen konnten.

Funfzehnter Tag.

Abulkaſem blieb in dem Palaſte des Prinzen Aly, der ihn auf alle Weiſe pflegte, bis der König und ſein Veſyr, ihn wiederzufinden verzweifelnd, abließen ihn zu ſuchen. Jetzo gab der Prinz Aly ihm ein ſehr gutes Pferd, verſah ihn mit Zeckienen und Edelgeſteinen, und ſagte zu ihm:

„Gegenwärtig könnt ihr euch retten, die Wege ſtehen euch offen. Eure Feinde wiſſen nicht, was aus euch geworden iſt; gehet nun, wohin es euch beliebt.“

Der Sohn des Abdelaſis dankte dem edelmüthigen Prinzen für ſeine Güte, und verſicherte ihn, daß er ewig erkenntlich dafür ſein würde. Der Prinz Aly umarmte ihn, ſah ihn abreiſen, und bat den Himmel ihn zu geleiten.

Abulkaſem nahm den Weg nach Bagdad, und langte nach einigen Tagereiſen glücklich daſelbſt an.

In dieſer Stadt war das erſte was er that, nach dem Orte zu gehen, wo die Kaufleute zuſammen kommen. Die Hoffnung, hier denjenigen anzutreffen, den er in Basra bewirthet hatte, und ihm ſeine Unglücksfälle zu erzählen, machte ſeinen ganzen Troſt aus. Er war betrübt, als er ihn nicht fand. Er durchlief die ganze Stadt, und forſchte bei allen Männern, welche ihm begegneten, nach ſeinen Zügen. Endlich ermüdet, verweilte er vor dem Palaſte des

Chalyfen. Der Knabe, welchen er dem Fürſten geſchenkt hatte, ſtand gerade an einem Fenſter, und als dieſes Kind zufällig die Augen auf ihn warf, erkannte es ihn ſogleich. Es lief eilig nach dem Zimmer des Chalyfen, und ſagte zu ihm:

„Herr, ich habe ſo eben meinen alten Herrn von Basra hier geſehen."

Harun wollte dieſe Nachricht nicht glauben: „du haſt dich getäuſcht," antwortete er ihm, „Abulkaſem lebt nicht mehr: irgend eine Aehnlichkeit wird dich verführt haben, einen andern für ihn zu nehmen."

„Nein, nein, Beherrſcher der Gläubigen," erwiederte der Knabe, „ich bin feſt verſichert, daß er es iſt, ich habe ihn wohl erkannt."

Obſchon der Chalyf dieſe Neuigkeit nicht glaubte, ſo unterließ er jedoch nicht, ſie zu ergründen. Er ſchickte auf der Stelle einen ſeiner Beamten mit dem Knaben hin, um zu ſehen, ob der Mann von dem die Rede war, wirklich der Sohn des Abdelaſis wäre.

Sie fanden ihn noch auf derſelben Stelle, weil er ſeinerſeits auch den Knaben erkannt zu haben glaubte und erwartete, daß das Kind wieder am Fenſter erſchiene.

Als der Knabe überzeugt war, daß er ſich nicht geirrt hatte, warf er ſich Abulkaſem zu Füßen, der ihn aufhub, und ihn fragte, ob er die Ehre hätte, jetzt dem Chalyfen anzugehören.

„Ja, Herr,“ antwortete ihm das Kind, „es iſt der Beherrſcher der Gläubigen ſelber, den ihr zu Basra bei euch bewirthet habt, und er iſt es, dem ihr mich geſchenkt habt. Kommet mit mir, Herr,“ fügte es hinzu, „der Kaiſer wird ſich freuen, euch wiederzuſehen.“

Die Ueberraſchung des jungen Mannes von Basra bei dieſer Rede konnte nicht größer ſein. Er ließ ſich von dem Knaben und dem Beamten in den Palaſt führen, und wurde alsbald in das Zimmer Haruns gebracht.

Dieſer Fürſt ſaß auf einem Sopha, und fühlte ſich außerordentlich bewegt, als er Abulkaſem wiederſah; er ſtand raſch auf, ging dem jungen Mann entgegen, und hielt ihn lange umarmt, ohne ein einziges Wort ausſprechen zu können, ſo war er außer ſich vor Freuden.

Als er ſich etwas von der ſtarken Bewegung erholt hatte, welche ihm dieſes Abenteuer verurſachte, ſagte er zu dem Sohne des Abdelaſis:

„O junger Mann, öffne deine Augen, und erkenne deinen glücklichen Gaſtfreund. Ich bin es, den du ſo gaſtlich aufgenommen und den du mehr als königlich beſchenkt haſt.“

Abulkaſem, der nicht minder bewegt war, als der Chalyf, zu welchem er aus Ehrfurcht noch nicht gewagt hatte die Augen aufzuheben, blickte bei dieſen Worten ihn an, erkannte ihn, und rief aus:

„O mein hoher Herr, o König der Welt! ihr ſeid es, der ihr euren Sklaven beſucht habt?“

Indem er dieſes ſagte, warf er ſich mit dem Geſicht auf den Boden zu den Füßen des Kaiſers, der ihn aufhub, und ihn neben ſich auf dem Sopha ſitzen ließ.

„Wie iſt es möglich,“ fragte ihn jetzo der Fürſt, „daß du noch am Leben biſt?“

Hierauf erzählte ihm Abulkaſem alle die Grauſamkeiten Abulfatahs, und durch welches Abenteuer er der Wuth dieſes Veſyrs war entriſſen worden.

Harun hörte ihm ſehr aufmerkſam zu, dann ſagte er zu ihm:

„Ich bin Urſache deiner letzten Unfälle. Als ich zurückkam nach Bagdad, wollte ich anfangen, mich mit dir auszugleichen: ich ſandte einen Eilboten an den König von Basra, und entbot ihm, meine Abſicht wäre, daß er dir ſeine Krone übergäbe. Anſtatt meine Befehle zu vollziehen, entſchloß er ſich, dir das Leben zu nehmen; denn du darfſt überzeugt ſein, daß Abulfatah dich bald würde umgebracht haben. Die Hoffnung allein, daß die Martern dich zwingen würden, ihm deinen Schatz zu entdecken, bewog ihn, deinen Tod aufzuſchieben. Aber du ſollſt gerächt werden: Giafar iſt mit einer ſtarken Anzahl Truppen nach Basra gegangen; ich habe ihm Befehl gegeben, ſich deiner beiden Verfolger zu bemächtigen und ſie mir herzubringen.

Unterdeſſen ſollſt du in meinem Palaſte wohnen und von meinen Leuten bedient werden, wie ich ſelber.“

Nach dieſen Worten, nahm er den jungen Mann bei der Hand, und ſtieg mit ihm hinab in einen Garten voll der ſeltenſten Blumen. Man ſah hier mehrere Becken von Marmor, Porphyr und Jaspis, worin eine Unzahl ſchöner Fiſche ſchwammen. Mitten im Garten erhub ſich auf zwölf ſehr hohen ſchwarzen Marmorſäulen eine Kuppel, deren Gewölbe von Sandel- und Aloë-Holz war. Die Zwiſchenräume der Säulen waren durch ein doppeltes Gitter von Golddrath geſchloſſen, welches ringsum ein Vogelhaus bildete, worin tauſend und aber tauſend Zeiſige von verſchiedenen Farben, Nachtigallen, Grasmücken und andere Singvögel, durch einander zwitſchernd ein reizendes Konzert machten.

Unter dieſer Kuppel waren Haruns Bäder. Der Fürſt badete ſich hier mit ſeinem Gaſte; worauf mehrere Bediente ihnen Wäſche vom feinſten, noch niemals gebrauchten Linnen anlegten. Dann wurde Abulkaſem mit reichen Kleidern geſchmückt, und ſo führte ihn der Chalyf in einen Saal, wo er mit ihm ſpeiſte. Man brachte ihnen Kräuterſuppe, Hammelbrühe, und Gallertgerichte; ſodann Granaten von Amlas und Siri, Aepfel von Exhalt, Trauben von Melah und Seriſe und Birnen von Ispahan.

Nachdem ſie von dieſen Gerichten und Früchten gegeſſen, und köſtlichen Wein getrunken hatten, führte der Kaiſer den Abulkaſem in die Wohnung Sobeïdens.

Die Fürſtinn ſaß auf einem goldenen Throne in der Mitte aller ihrer Sklavinnen, welche in zwei Reihen umherſtanden. Einige hatten Tamburine, andere Flöten, und noch andere Harfen in den Händen. Sie ließen aber ihre Inſtrumente noch nicht ertönen, ſondern alle hörten mit Aufmerkſamkeit auf ein Fräulein, welche ſchöner als alle übrigen war, und ein Lied ſang, deſſen Inhalt war: daß man nur einmal lieben ſoll, aber ſein ganzes Leben lang. Und während ſie ſang, ſpielte das Fräulein, welche Abulkaſem dem Chalyfen geſchenkt hatte, dazu auf ihrer Laute von Elfenbein, Aloe-, Sandel-, und Ebenholz.

Sobald Sobeïde den Kaiſer mit dem Sohne des Abdelaſis erblickte, ſtieg ſie von ihrem Throne, ſie zu empfangen.

„Fürſtinn,“ ſagte Harun zu ihr, „vergönnet, daß ich euch hier meinen Wirth von Basra vorſtelle.“

Der junge Mann warf ſich ſogleich vor der Fürſtinn nieder, mit dem Antlitz zu Boden. Aber während er noch in dieſer Stellung war, hörte man plötzlich Geräuſch unter den Sklavinnen. Diejenige, die ſo eben geſungen hatte, ſtieß ſobald ſie die Augen auf Abulkaſem warf, einen lauten Schrei aus, und ſank in Ohnmacht.

Sechzehnter Tag.

Der Kaiſer und Sobeïde drehten ſich ſogleich nach der Sklavinn hin, und der Sohn des Abdelaſis, der wieder aufgeſtanden war, betrachtete ſie auch; aber er hatte nicht ſo bald ihr Antlitz erblickt, als er ebenfalls in Ohnmacht ſank: ſeine Augen verdunkelten ſich, eine Todesbläſſe überzog ſein Geſicht, und man dachte, er wäre des Todes. Der Chalyf eilte ihm zu Hülfe, faßte ihn in ſeine Arme, und brachte ihn allmählich wieder zu ſich.

Als Abulkaſem ſich wieder erholt hatte, ſprach er zu dem Fürſten:

„Beherrſcher der Gläubigen, ihr kennt das Abenteuer, welches mir zu Kahiro begegnet iſt: dieſe Sklavinn hier iſt diejenige, welche mit mir in den Nil geſtürzt worden, es iſt Dardané.“

„Iſt es möglich?“ rief der Kaiſer aus: „der Himmel ſei ewiglich geprieſen für eine ſo wunderbare Begebenheit!“

Während dieſer Zeit war die Sklavinn durch Hülfe ihrer Gefährtinnen, auch wieder zu ſich gekommen; ſie wollte ſich dem Chalyfen zu Füßen werfen, der ſie aber daran verhinderte, und ſie fragte, durch welches Wunder ſie noch am Leben wäre, nachdem ſie in den Nil geſtürzt worden.

„Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete ſie, „ich gerieth in die Netze eines Fiſchers, der ſie gerade in dieſem Augenblicke herauszog: er war nicht wenig überraſcht, einen ſolchen Fang gethan zu haben; und da er bemerkte, daß ich noch athmete, ſo trug er mich in ſein Haus, wo ich durch ſeine Bemühung wieder ins Leben zurückgerufen wurde, und ihm meine klägliche Geſchichte erzählte. Er ſchien darüber erſchrocken; er fürchtete, der Sultan von Aegypten möchte erfahren, daß er mich gerettet hatte: alſo, aus Furcht ſein Leben zu verlieren, weil er das meine erhalten, eilte er, mich an einen Sklavenhändler zu verkaufen, welcher nach Bagdad reiſte. Dieſer Kaufmann führte mich hieher, und ſtellte mich kurze Zeit darauf der Fürſtinn Sobeïde vor, welche mich kaufte.“

Während die Sklavinn ſo ſprach, betrachtete der Chalyf ſie aufmerkſam; und da er ſie von hoher Schönheit fand, ſagte er, ſobald ſie ausgeredet hatte:

„Abulkaſem, ich bin nicht mehr verwundert, daß du das Andenken einer ſo ſchönen Frau ſtäts bewahrt haſt. Ich danke dem Himmel, daß er ſie hieher geführt hat, um mir etwas zu geben, wodurch ich mich mit dir ausgleichen kann: Darbané iſt nicht mehr

Sklavinn, ſie iſt frei. — Ich glaube, Fürſtinn," ſetzte er hinzu, indem er ſich zu Sobeïde'n wandte, „daß ihr euch ihrer Freiheit nicht widerſetzen werdet."

„Nein, Herr," antwortete die Fürſtinn, „ich ſtimme mit Freuden bei, und ich wünſche, daß dieſe beiden Liebenden alle Süßigkeiten einer langen und vollkommenen Vereinigung genießen mögen, nach ſo vielen Unglücksfällen, welche ſie getrennt haben."

„Das iſt noch nicht genug," fuhr Harun fort, „ich will, daß ihre Vermählung in meinem Palaſte vollzogen werde, und daß man dreitägige öffentliche Freudenfeſte in ganz Bagdad anſtelle: ich kann meinen Wirth von Basra nicht ehrenvoll genug behandeln."

„Ach, Herr," ſagte Abulkaſem, indem er ſich dem Kaiſer zu Füßen warf, „wenn ihr durch euern Rang über alle andere Menſchen erhaben ſeid, ſo ſeid ihr es noch mehr durch eure Großmuth: erlaubet, daß ich euch meinen Schatz entdecke, und euch von nun an den Beſitz deſſelben überlaße."

„Nein, nein," erwiederte der Chalyf, „genieße ruhig deines Schatzes; ich entſage ſelbſt dem Rechte welches ich daran habe, und mögeſt du lange genug leben, um ihn zu erſchöpfen!"

Sobeïde bat den Sohn des Abdelaſis und Darbané'n, ihr ihre Abenteuer zu erzählen, und ließ ſie nachmals mit goldenen Buchſtaben aufſchreiben.

Hierauf befahl der Kaiſer, alle Anſtalten zu ihrer Vermählung, welche mit großer Pracht vollzogen wurde.

Die öffentlichen Freudenfeſte, welche ihr folgten, dauerten noch fort, als man den Großveſyr Giafar mit Truppen zurückkommen und den Abulfatah feſt gebunden herführen ſah: den König von Basra anlangend, ſo war dieſer aus Verdruß darüber, daß er den Abulkaſem nicht hatte wiederfinden können, geſtorben.

Sobald Giafar ſeinem Herrn von ſeinem Auftrag Rechenſchaft abgelegt hatte, wurde vor dem Palaſte ein Schafot errichtet, welches der boshafte Abulfatah beſteigen mußte. Alles Volk, von der Grauſamkeit dieſes Veſyrs unterrichtet, äußerte Ungeduld ſeine Hinrichtung zu ſehen, anſtatt von ſeinem Unglücke gerührt zu ſein. Schon hatte der Scharfrichter den Säbel in der Hand, im Begriff den Kopf des Schuldigen fliegen zu laßen, als der Sohn des Abdelaſis ſich vor dem Chalyfen niederwarf und zu ihm ſagte:

„Beherrſcher der Gläubigen, gewähret meinen Bitten das Leben Abulfatahs: laßt ihn leben, er ſei Zeuge meines Glücks, er ſehe alle die Güte, welche ihr für mich habt, — wird er da nicht genug geſtraft ſein?“

„O allzu großmüthiger Abulkaſem,“ rief der Kaiſer aus, „wie ſehr verdieneſt du es zu herrſchen!

Wie glücklich werden die Völker Basra's ſein, dich zum Könige zu haben!“

„Herr,“ ſagte hierauf der junge Mann, „noch eine Gnade habe ich von euch zu bitten: gebet dem Prinzen Aly dieſen Thron, welchen ihr mir beſtimmet; möge er mit dem Fräulein, welche den Edelmuth gehabt hat, mich der Wuth ihres Vaters zu entziehen, dort herrſchen: dieſe beiden Liebenden ſind ſolcher Ehre würdig. Ich für mein Theil, geliebt und beſchützt von dem Beherrſcher der Gläubigen, ich bedarf keiner Krone: ich bin über allen Königen.“

Der Chalyf machte den Prinzen Aly, zum Lohne für die dem Sohne des Abdelaſis geleiſteten Dienſte, zum Könige von Basra und ſchickte ihm die Einſetzungsurkunde: doch fand er Abulfatah zu ſchuldig, um ihm mit dem Leben auch die Freiheit zu bewilligen; er befahl alſo, daß dieſer Veſyr in einem dunklen Thurme zeitlebens eingeſperrt bleiben ſollte.

Als das Volk von Bagdad vernahm, daß der Beleidigte ſelber um das Leben ſeines Feindes gebeten hatte, ſo pries es tauſendfältig den jungen Abulkaſem, der kurze Zeit darauf mit ſeiner geliebten Dardané nach Basra abreiſte, beide unter Bedeckung von der Leibwache des Chalyfen und im Gefolge einer ſehr großen Anzahl von Beamten.“

Hiemit endigte Sütlümeme die Geſchichte des Abulkaſem Basry. Alle Frauen der Prinzeſſinn gaben ihr große Beifallsbezeigungen: die einen lobten die Pracht und die Großmuth dieſes jungen Mannes von Basra; die anderen behaupteten, der Chalyf Harun Alraſchyd wäre nicht minder großmüthig, als er; noch andere endlich, die bloß auf ſeine Beſtändigkeit ſahen, bemerkten, daß Abulkaſem ein ſehr getreuer Liebhaber geweſen wäre. Jetzo nahm Farrüchnas das Wort und ſagte:

„Ich bin nicht eurer Meinung; es fehlte nur wenig, daß Balkis ihn ſeiner Dardané vergeſſen machte. Ich verlange, daß ein Liebhaber, wenn der Tod ihm ſeine Geliebte entreißt, ſtäts ein ſo zärtliches Andenken für ſie bewahre, daß er ganz unempfindlich für eine neue Leidenſchaft ſei: aber die Männer befleißigen ſich nicht einer ſo großen Standhaftigkeit.“

„Verzeihet, Prinzeſſinn,“ erwiederte Sütlümeme, „man hat Männer geſehen, deren Treue nimmer wankend gemacht worden iſt: ihr werdet euch davon überzeugen, wenn ihr die Geſchichte des Königs Rüsvanſchad und der Prinzeſſinn Scheheriſtani hören wollt.“

„Laß hören,“ erwiederte Farrûchnas, „ich erlaube dir, ſie uns zu erzählen.“

Alsbald begann ſie die Amme mit folgenden Worten:

Geſchichte des Königs Rüsvanſchad
und der
Prinzeſſinn Scheheriſtani.

„Ein junger König von China, namens Rüsvanſchad, war eines Tages auf der Jagd, und erblickte eine weiße blau- und ſchwarzgefleckte Hinde mit goldenen Ringen an den Füßen und einer gelben ſilbergeſtickten Atlasdecke auf dem Rücken.

Bei dem Anblick einer ſo ſchönen Beute entbrannte der Fürſt von Begierde, ſich derſelben zu bemächtigen, und jagte ihr mit verhängten Zügeln nach; aber die Hinde täuſchte ſeine Verfolgung und entfloh mit ſolcher Schnelle und Leichtigkeit, daß er bald nicht einmal mehr den Staub ſah, welchen ſie beim Laufen aufregte. Nicht ohne Verdruß gab er die Hoffnung auf, ſie einzuholen, und er war höchſt ärgerlich darüber, als ſie ſich ſeinen Augen zum zweiten Male darbot: er erblickte ſie bei einer Quelle, wo ſie, hingeſtreckt auf dem Raſen, ſich von dem Laufe auszuruhen ſchien, welchen ſie eben gemacht hatte. Er ſpornte abermals ſein Roß an, aber vergeblich bemühte er ſich, ſie zu fangen: bei ſeiner Annäherung ſprang die Hinde leicht auf, machte zwei oder drei Sätze, und ſtürzte ſich dann ins Waſſer, ſo daß ſie nicht mehr zum Vorſchein kam.

Siebenzehnter Tag.

Der König von China ſprang ſchleunig von Roſſe: er läuft, drehet und wendet ſich unaufhörlich rings um die Quelle, er ſtört in dem Waſſer, und ſucht ſeine Beute darin: da er aber keine Spur davon entdeckt, ſo iſt er ſehr verwundert über dieß Abenteuer. Sein Veſyr und ſein übriges Gefolge waren nicht weniger erſtaunt darüber.

Nachdem der König mancherlei Betrachtungen darüber angeſtellt hatte, ſagte er, er könnte nicht glauben, daß dieſe Hinde wirklich ein wildes Thier wäre; er hielte ſie vielmehr für eine Nixe, welche unter dieſer Geſtalt ſich das Vergnügen machte, die Jäger zu foppen. Die Hofleute waren alle derſelben Meinung.

Unterdeſſen betrachtete Rüsvanſchad unablässig die Quelle, und ſeufzte von Zeit zu Zeit, ohne zu wiſſen, warum.

„Ich muß,“ ſagte er zu ſeinem Veſyr, „die Nacht hier bleiben. Aus Neugier, will ich dieſe Nixe beobachten; ich habe eine geheime Ahnung, daß ich ſie aus dem Waſſer hervorkommen ſehe.“

Nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt hatte, ſchickte er alle ſeine Leute zurück, mit Ausnahme des Veſyrs. Sie ſetzten ſich beide auf das Gras, und fuhren fort, ſich von der weißen Hinde zu unterhalten, bis die Nacht kam. Da wollte der König, ermüdet von der Jagd, etwas ausruhen:

„Müeßin,“ ſagte er zu ſeinem Veſyr, „ich kann mich des Schlafes nicht erwehren; wache du, während ich ſchlafe: laß deine Augen feſt auf die Quelle gerichtet ſein; und wenn du etwas erſcheinen ſiehſt, ſo unterlaß nicht, mich zu wecken.“

Müeßin, obwohl auch ſehr müde, wachte eine Zeitlang, dem Könige zu gefallen; aber endlich überwältigte ihn die Müdigkeit, trotz ſeinem Dienſteifer, und er ſchlief ein.

Ihr Schlaf dauerte nicht lange: ſie erwachten alle beide und richteten ſich auf bei dem Klange einer lieblichen Muſik, welche ſich ganz nahe bei ihnen hören ließ; und zu ihrem höchſten Erſtaunen erblickten ſie einen prächtigen, glänzend erleuchteten Palaſt, der nicht von Menſchenhänden gemacht ſein konnte.

„Müeßin,“ ſagte der König ganz leiſe, „was iſt dieß hier? Welche Töne ſchlagen an unſer Ohr? welch ein Palaſt ſtellt ſich unſern Augen dar?“

„Herr,“ antwortete der Veſyr, „alles dieß iſt ohne Zweifel übernatürlich: es iſt eine Bezauberung. Wollte der Himmel, daß wir dieſe Quelle verlaßen hätten! dieſer Palaſt iſt vielleicht ein Fallſtrick, welchen irgend ein Zauberer Euer Majeſtät legt.“

„Was es auch ſein möge,“ erwiederte der Fürſt, „denke nicht, daß die Furcht mich zurückhält. — Laß uns nach dem Palaſte gehen,“ fügte er hinzu, indem er aufſtand; wir wollen ſehen, welche Art Leute ihn bewohnen. Bemühe dich nicht mehr, mir Unfälle vorzuſtellen: je mehr Gefahren du mir zeigeſt, je mehr Luſt erregſt du mir, mich ihnen auszuſetzen.“

Als der Veſyr ſeinen Herrn entſchloſſen ſah, das Abenteuer zu beſtehen, wagte er es nicht ferner, ſich ſeinem Vorhaben zu widerſetzen. —

Sie gehen beide auf den Palaſt zu; ſie kommen an die Pforte, finden ſie offen, treten in einen weiten Hof, und von hier in einen mit Chineſiſchem Porzelan gepflaſterten Saal, der mit Sopha’s und Teppichen von Goldbrokat geſchmückt und von dem lieblichſten Wohlgeruch erfüllt iſt. Sie ſchreiten durch dieſen Saal, worin ſich niemand befindet, und treten in einen andern, wo ſie auf einem goldenen Throne eine junge Frau erblicken, die ganz mit Edelſteinen bedeckt iſt, und deren überſchwängliche Schönheit ſie in Erſtaunen ſetzt.

Sie ſchien mit großer Aufmerkſamkeit funfzig oder ſechzig Fräulein anzuhören, von denen die einen ſangen und die anderen die Laute ſpielten. Alle trugen roſenfarbige mit Perlen beſäete Taftkleider und ſtanden vor dem Throne. Rùsvanſchad hatte nie ſchönere Stimmen, noch lieblichere Töne gehört; aber er gab wenig Acht darauf: die Geſtalt auf dem Throne beſchäftigte ihn ganz.

Als die Mädchen den Prinzen erblickten, hörten ſie auf zu ſingen. Er machte eine tiefe Verbeugung, und nachdem er bis in die Mitte des Saales vorgetreten war, richtete er folgende Worte an die Herrinn, von welcher er ſich ſchon bezaubert fühlte:

„O hinreißende Königinn der Herzen! die ihr ſchon durch euern erſten Blick euch den unbeſchränkten Herrn von China unterworfen habt, nennet mir, ich flehe euch, den Namen dieſer reizenden Nymphe, deren Anblick ſo mächtige Wirkungen hervorbringt."

Die Schöne lächelte bei dieſen Worten, und erwiederte:

„Ich bin eine Hinde, welche Löwen in Feſſeln zu legen weiß. Ich bin dieſe Beute, welche du heute verfolgteſt, und die ſich in dieſe Quelle ſtürzte."

„Aber, Herrinn,“ fragte der Fürſt, „was ſoll ich von dieſen Verwandlungen denken? Meine Liebe iſt dadurch beunruhigt. Was weiß ich, ob ihr nicht in dieſem Augenblick wieder meine Augen durch ein Trugbild blendet?“

„Nein,“ verſetzte die Dame, „ich erſcheine euch gegenwärtig ſo, wie ich von Natur bin. Es iſt wahr, ich verwandle mich, wenn es mir beliebt; ich mache mich nach Gefallen den Menſchen ſichtbar und unſichtbar: aber alles dieſes geht ohne Zauberei zu; und die Macht mich in jede beliebige Geſtalt zu verwandeln iſt ein Vorrecht, welches ich bei der Geburt vom Himmel empfangen habe.“

Bei dieſen Worten ſtieg die Dame von ihrem Throne herab, näherte ſich dem Könige, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn in ein Zimmer, wo eine Tafel mit köſtlichen Speiſen beſetzt ſtand. Sie ließ ihn ſich daran niederſetzen, und ſetzte ſich ſelber zwiſchen ihm und Müeßin, der aus allem, was er hier ſah, keine gute Vorbedeutung für ſeinen Herrn zog, und ſich auf irgend einen traurigen Ausgang gefaßt machte.

Der junge König aber war bezaubert von der Schönen; keine Ueberlegung trübte das Vergnügen, welches ihr Anblick ihm gewährte. Er wollte ſie bedienen; ſie aber ſagte zu ihm:

„Eſſet nur ihr beide: uns genügt ſchon der Duft der Wohlgerüche oder der Speiſen zur Nahrung.“

Achtzehnter Tag.

Sobald der Fürſt und ſein Veſyr gegeſſen hatten, boten zwei Fräulein jedem eine Schale von Agat voll purpurfarbigen Weines dar. Sie tranken, und die beiden Schenkinnen ſorgten dafür, daß die Schalen ſtäts voll waren.

Man brachte auch der Dame zu trinken, aber ſie trank keinen Tropfen davon, ſondern begnügte ſich, nur daran zu riechen, und der bloße Duft machte auf ſie eben ſolche Wirkung, wie das Getränk ſelber auf Rusvanſchad. Sie fingen an ſich zu erhitzen; der König ſagte der Schönen tauſend leidenſchaftliche Dinge, und die Dame ließ ſich davon hinreißen, und ſprach endlich folgendermaßen zu ihm:

„Mein Fürſt, obwohl ihr von einer geringeren Gattung ſeid, als die meinige, ſo habe ich mich doch nicht erwehren können, euch zu lieben; und um euch zu erkennen zu geben, von welchem Werthe die von euch gemachte Eroberung iſt, will ich euch nicht länger verſchweigen, wer ich bin.

Man ſieht in dem Meere eine Inſel namens Scheheriſtan; dieſelbe iſt von Geiſtern bewohnt, deren

König Menutſcher heißt. Ich bin die einzige Tochter dieſes Fürſten, und Scheheriſtani iſt mein Name.

Es ſind nun drei Jahre, daß ich den Hof meines Vaters verlaßen habe, und neugierig, alle die mancherlei von den Kindern Adams bewohnten Länder zu ſehen, zum Vergnügen umherreiſe. Ich habe die ganze Welt durchſtreift, und ich war im Begriff, nach Scheheriſtan heimzukehren, als ich heute, auf der Durchreiſe durch eure Staaten, euch auf der Jagd erblickte. Ich hielt an, um euch zu betrachten; meine Sinne waren plötzlich verwirrt, und ſobald ich euch aus dem Geſichte verloren hatte, verſank ich in ein tiefes Nachſinnen. Es entſchlüpften mir einige Seufzer, und als ich fühlte, daß ich wider meinen Willen mit euch beſchäftigt war, ſo erröthete ich. „Iſt es möglich,“ ſagte ich zu mir ſelber, „daß ein Menſch die Unruhe erregt, welche mich bewegt? Ein Kind Adams ſoll über meinen Stolz triumphieren?“ Ich ſchämte mich meiner Schwachheit, und ich wollte mich ſchleunig von euch entfernen; aber feſtgehalten, wie durch die Gewalt eines Zaubers, hatte ich dazu nicht die Kraft. Jetzt, den zärtlichen Gefühlen nachgebend, welche meine Schritte feſſelten, dachte ich nur noch auf Mittel, euch zu gefallen. Ich nahm die Geſtalt einer weißen Hinde an, und ſtellte mich euch dar, um euch mir nachzuziehen. Ihr verfolgtet mich; und nachdem ich mich in die Quelle geſtürzt hatte, könnt ihr nicht denken, mit welchem Vergnügen ich euch in dem Waſſer ſtören geſehen habe, um mich zu finden. Ich wünſchte mir Glück zu eurer Unruhe; ich zog daraus eine gute Vorbedeutung. Aufmerkſam auf alle eure Reden, war ich entzückt, zu hören, daß ihr die Nacht bei der Quelle bleiben wolltet; und während ihr ſchliefet, ließ ich dieſen Palaſt bauen, um euch darin zu empfangen: die Geiſter welche mir dienen, haben ihn in einem Augenblick hergeſtellt.“

Scheheriſtani wollte fortfahren, als ein Fräulein hereintrat, die ſehr bekümmert ſchien. Die Prinzeſſinn, die auf ihrem Geſichte das Unglück las, welches ſie ihr anzukündigen kam, that einen lauten Schrei. Hierauf zerſchlug ſie ſich das Geſicht, und fing an, bitterlich zu weinen.

Welch ein Schauſpiel für den König von China! Innig gerührt von dem Schmerze, welchen ſie blicken ließ, war er ſehr begierig, die Urſache davon zu wiſſen. Er wollte ſie eben darum befragen, als das Fräulein, die hereingekommen war, vortrat, und zu der Prinzeſſinn ſagte:

„O meine Königinn, ihr wißt, daß die Geiſter, obwohl ſie länger leben, als die Menſchen, doch nicht minder, als dieſe, dem Tode unterworfen ſind. Ihr habt den König euren Vater verloren; er iſt ſo eben aus dem vergänglichen Leben in das ewige Leben übergegangen. Alle Völker verlangen nach euch, ſie erwarten euch, um euch zu krönen. Eilet alſo, die Huldigung eurer neuen Unterthanen zu empfangen, und der Ungeduld zu entſprechen, welche ſie haben, euch alle gebührenden Ehren zu erzeigen. Der Groß-Veſyr mein Vater hat mir aufgetragen, eure Heimkehr zu beſchleunigen."

„Maimona," antwortete ihr die Prinzeſſinn, „es iſt genug; ich werde den Eifer deines Vaters, ſo wie denjenigen, den du mir bezeigſt, dankbar erkennen. Ich will auf der Stelle mit dir abreiſen. — Lebet wohl, mein Fürſt," fügte ſie hinzu, indem ſie ſich zu Rüsvanſchad wandte und ihm eine ihrer ſchönen Hände reichte, die er mit Entzücken küßte, „ich muß euch verlaßen: aber ſeid verſichert, daß wir uns eines Tages wiederſehen werden. Finde ich euch dann noch voll Liebe und Treue, ſo will ich keinen andern Gemahl haben, als euch."

Indem ſie dieſe Worte ausſprach, verſchwand ſie. Sogleich folgte eine dunkle Nacht auf den Glanz der Wachslichter, womit der Palaſt erleuchtet war, und ließ den König von China und ſeinen Veſyr in einer Dunkelheit, daß ſie nichts unterſcheiden konnten. In dieſem Zuſtande verblieben ſie bis zum Anbruche des Tages, welcher ihnen eine neue Ueberraſchung bereitete; denn anſtatt in dem Palaſte zu ſein, wie ſie ſich einbildeten, befanden ſie ſich mitten auf dem Felde, ohne irgend ein Gebäude zu erblicken.

„Müeßin,“ ſagte jetzo der Fürſt, „ſoll man das alles, was uns eben begegnet iſt, für einen Traum halten?“

„Nein, Herr,“ antwortete der Veſyr; „ich glaube vielmehr, es iſt eine Bezauberung. Die Dame, die wir geſehen haben, iſt irgend eine furchtbare Zauberinn, welche die Geſtalt einer reizenden Nymphe angenommen hat, um euch Liebe einzuflößen; und alle dieſe ſchönen Mädchen, die ſo ſchön ſangen und die Laute ſpielten, ſind eben ſo viele ihrem Zauber dienſtbare Geiſter.“

So viel Wahrſcheinlichkeit es auch hatte, was Müeßin ſagte, doch war der König zu verliebt, um es zu glauben; und ohne die vortheilhafte Meinung aufgeben zu wollen, welche er für die Dame gefaßt hatte, kehrte er nach ſeinem Palaſte zurück, entſchloſſen, ſtäts ihr inniges und zärtliches Andenken zu bewahren. In der That, weit entfernt ihrer zu vergeſſen, obwohl er keine Nachricht von ihr erhielt und der Veſyr nicht abließ, ſeine Leidenſchaft zu bekämpfen, verſank er vielmehr in eine tiefe Schwermuth. Er gab alle ſeine Vergnügungen auf; es hatte keine mehr Reiz für ihn, außer der Jagd; und dann ging er auch nur in die Gegend zu jagen, wo ſeine weiße Hinde ihm erſchienen war, und wo er ſich manchmal ſchmeichelte, ſie wiederzuſehen.

Darüber war faſt ein Jahr vergangen, daß er liebte, ohne daß er Grund hatte, ſich zu ſchmeicheln, daß er nicht ein Hirngeſpinſt liebte. Er begann zu fürchten, daß alles was er geſehen hatte, nur eine Bezauberung geweſen wäre. Er bekam Luſt zu reiſen, in der Hoffnung, daß auf der Reiſe alle dieſe Bilder unvermerkt in ſeinem Geiſte erlöſchen würden. Er überließ Müeßin die Regierung des Reichs; und ungeachtet alles, was dieſer Miniſter ihm vorſtellte, um ihn von dem gefaßten Vorſatz abzubringen, daß er von niemand begleitet ſein wollte, reiſte er in einer Nacht ganz allein ab. Er ritt ein ſehr ſchönes Pferd, deſſen Sattel und Zaum mit Gold beſchlagen und mit Rubinen und Smaragden geſchmückt war. Der Fürſt ſelber trug reiche Kleider, und ein breites Schwert, deſſen Scheibe mit Diamanten beſäet war.

Nachdem er ſeine Staaten durchritten und die Gränzen von Tibet erreicht hatte, näherte er ſich der Hauptſtadt dieſes Reichs. Er war nur noch zwei kleine Tagereiſen davon entfernt, als er unter einem großen Baum anhielt, deſſen dichtes Laub ſtarken Schatten gab.

Kaum war er abgeſtiegen, um einige Augenblicke auszuruhen, als er ziemlich nahe bei ihm unter einem andern Baum eine Frau erblickte, welche kaum achtzehn Jahr alt zu ſein ſchien. Sie ſaß, das Haupt auf eine ihrer Hände geſtützt, in tiefem Nachdenken; und nach ihrer traurigen Miene zu urtheilen, mußte ihr ein Unglück begegnet ſein. Die Kleider, welche ſie bedeckten, waren ganz zerriſſen; aber mitten durch dieſe Lumpen konnte man doch wohl erkennen, daß es eine ſehr ſchöne Geſtalt war, und daß ſie nichts gemeines ſein konnte.

Rüsvanſchad näherte ſich ihr, und nachdem er ihr ſeine Hülfe angeboten hatte, fragte er, wer ſie wäre.

Die Frau antwortete ihm: „Ich bin Tochter und Gattinn eines Königs, und gleichwohl bin ich nicht, was ich ſage. Ich bin Fürſtinn, und bin doch nicht, was ich bin.“

Neunzehnter Tag.

Der König von China wußte nicht, was er von der jungen Frau denken ſollte, und glaubte, ſie hätte den Verſtand verloren.

„Liebe Frau,“ erwiederte er, „kommt wieder zu Verſtande, und ſeid verſichert, daß ich bereit bin, euch alle mir zu Gebote ſtehenden Dienſte zu leiſten.“

„Herr,“ ſagte ſie darauf, „ich bin nicht verwundert, daß ihr mich für eine Verrückte haltet. Die Antwort, welche ich euch gegeben habe, mußte euch unſinnig erſcheinen; aber ihr werdet ſie mir ohne Zweifel verzeihen, wenn ihr meine Unglücksfälle erfahret. Zum Danke für euern Edelmuth will ich ſie euch erzählen:

Geſchichte des jungen Königs von Tibet

und der

Prinzeſſinn von Naïman.

Ich bin," fuhr ſie fort, „die Tochter eines Königs der Naïmanen. Da mein Vater, bei ſeinem Tode, keine andere Kinder hinterließ, als mich, ſo riefen alle Großen und das Volk mich als Königinn aus; und bis ich in dem Alter wäre, ſelber zu regieren, — denn ich war erſt vier Jahr alt, — vertraute man die Regierung dem Veſyr Aly-Bin-Haytam, der meine Amme geheiratet hatte, und deſſen Fähigkeit anerkannt war. Dieſem weiſen Miniſter wurde auch meine Erziehung aufgetragen; er begann mich in der Regierungskunſt zu unterrichten, und ich ſollte bald die Staatsgeſchäfte ſelber kennen lernen, als das Schickſal, welches nach ſeinem Gefallen die Kronen gibt und nimmt, mich von der Höhe des Thrones in einen ſchrecklichen Abgrund ſtürzte.

Ein Bruder meines Vaters, der Prinz Muaffak, welchen man ſeit langer Zeit todt glaubte, und der, wie man ſagte, in einer Schlacht gegen die Mongolen gefallen war, erſchien plötzlich wieder in dem Lande der Naïmanen. Einige Großen, die vormals ſeine Freunde geweſen waren, ergriffen ſeine Partei, nährten den Ehrgeiz, welcher ihn beſeelte, und ſtifteten eine Empörung zu ſeinen Gunſten an. Der Veſyr Aly bemühte ſich vergeblich, ſie zu unterdrücken; anſtatt dieſes glimmende Feuer auszulöſchen, fachte er es nur noch mehr an. Mit Einem Worte, alle meine Völker ließen ſich durch Muaffaks Kunſtgriffe verleiten, und erklärten ſich für ihn.

Der Thronräuber ſah ſich nicht ſobald gekrönt, als er ſich auch meiner Perſon verſichern, und mich umbringen laßen wollte, um allem dem zuvorzukommen, was der Eifer einiger Freunde, die mir noch übrig blieben, für mich unternehmen könnte. Aber der Veſyr Aly und meine Amme fanden Mittel, mich der Wuth des Tyrannen zu entziehen. Sie entführten mich eines Nachts, verließen mit mir Albaſia, und auf Umwegen erreichten wir Tibet.

Wir ließen uns in der Hauptſtadt dieſes Königreichs nieder, wo der Veſyr ſich für einen Indiſchen Maler und mich für ſeine Tochter ausgab. Er hatte malen gelernt, und war in dieſer Kunſt ſo vollkommen, daß er bald in Ruf kam. Obwohl wir eine Menge Edelgeſteine bei uns hatten, und mit Glanz hätten leben können, ſo führten wir doch ein ſo ſtilles Leben, als wenn wir genöthigt geweſen wären, uns nur durch Aly's Pinſel zu erhalten. Wir fürchteten die Kundſchafter Muaffaks, und wir wollten nicht den Verdacht erwecken, daß wir etwas anderes wären, als wir ſchienen.

Zwei Jahre verliefen auf ſolche Weiſe. Ich verlor allmählich die Vorſtellungen von Hoheit, welche man mir eingeflößt hatte, nahm meinem Unglück angemeſſene Geſinnungen an, und begann ſchon, mich an die Dunkelheit eines niedrigen Standes zu gewöhnen; es ſchien, als wenn ich niemals etwas anderes geweſen wäre, als die Tochter eines bloßen Bürgers. Ich erinnerte mich kaum noch, auf dem Throne geweſen zu ſein; die Ruhe, deren ich genoß, ließ mich das Vergangene vergeſſen; oder wenn ich manchmal noch den hohen Rang in mein Gedächtniß zurückrief, welchen ich einſt eingenommen hatte, ſo betrachtete ich ihn nur als ein Joch, wovon ich erlöſet wäre; und frei von allen mit der unumſchränkten Gewalt verknüpften Sorgen, verzieh ich es dem Schickſale, mir dieſelben abgenommen zu haben. — Ach, wollte der Himmel, daß ich mein ganzes übriges Leben in dieſem dunklen und glücklichen Stande zugebracht hätte!

Doch nein. Man muß ſeine Beſtimmung erfüllen, und es iſt nicht weniger unnütz, ſich über Unfälle zu beklagen, als ihnen zuvorkommen zu wollen.

Der Veſyr machte einige Gemälde, welche von der ganzen Stadt bewundert wurden. Der König hörte davon reden, und hatte Luſt ſie zu ſehen. Er kam ſelber zu Aly, der ſie ihm zeigte. Der Fürſt war ſehr zufrieden damit, ebenſo wie mit der Unterhaltung des Malers. Während ſie ſich noch mit einander unterredeten, trat ich in das Zimmer, worin ſie waren, aus Neugier den König zu ſehen. Ich glaubte, daß ich, als die Tochter des Malers erſcheinend, ſeine Aufmerkſamkeit nicht auf mich ziehen würde. Ich täuſchte mich: er ſah mich an; er ward ſelbſt betroffen von meinem Anblick; ich gewahrte es, und zog mich zurück. Er that bei alledem nicht, als wenn er mich bemerkt hätte, und fuhr fort, mit dem Veſyr zu reden, aber mit ſolcher Zerſtreuung und Bewegung, mit einer ſo unruhigen Miene, daß es nicht ſchwer zu erkennen war, daß ich einigen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

In der That kam der Fürſt den nächſten Tag wieder zu Aly; ja er kam auch die folgenden Tage wieder. Unter dem Vorwande, Gemälde zu ſuchen, trat er in alle Zimmer, und wußte es ſo einzurichten, daß er auch immer in dasjenige kam, worin ich war. Zwar ſprach er nichts zu mir, aber ſeine glühenden Blicke entdeckten nur zu ſehr ſeine Empfindungen.

Eines Tages erbot er dem Veſyr eine Wohnung in ſeinem Palaſt, mit einem ſtarken Jahrgehalt; indem, wie er ſagte, er einen ſo berühmten Maler in ſeinen Staaten behalten, und an ſich knüpfen wollte.

Aly errieth leicht den Beweggrund dieſes Antrages; und da er die Folgen davon vorausſah, ſagte er zu mir:

„Ich bemerke, meine Königinn, daß der König von Tibet euch liebt. Die Liebe hat mehr Antheil als die Malerei an dem Erbieten, welches er uns macht. Wir ſollen in ſeinem Palaſte wohnen, und er wird nicht verfehlen, euch alle Tage von ſeiner Leidenſchaft zu unterhalten. Seid eingedenk eurer Geburt, und weit entfernt, den Seufzern dieſes Fürſten einen ſchmählichen Sieg zu verſtatten, widerſtehet muthig den dringenden Anmuthungen ſeiner Zärtlichkeit. Iſt er verliebt genug, um euch zu ſeinem Range zu erheben, ſo erhöret ihn; hat er aber andere Abſichten, ſo wollen wir ihn ſchon abführen.“

Ich verſprach dem Veſyr, genau ſeinen Rath zu befolgen; ich ſagte ihm nicht, daß ich eben ſo wohl als er die Liebe des Königs bemerkt, noch weniger, was dieſe Entdeckung in mir hervorgebracht hätte. Der Fürſt war jung, ſchön, vollkommen wohlgebildet: ich konnte mich nicht erwehren, für ihn dieſelben Empfindungen zu hegen, welche ich ihm eingeflößt hatte.

Zwanzigſter Tag.

Indeſſen, welche Neigung ich auch für den König von Tibet in mir fühlte, doch nahm ich mir feſt vor, ſie ihm zu verbergen, wenn er keine andere Abſicht hätte, als meiner Tugend nachzuſtellen. Aber dieſer Fürſt erſparte mir die Mühe, mich lange zu verſtellen.

Ich war nicht ſobald in ſeinem Palaſt, als er mir ſeine Liebe auf eine Weiſe erklärte, wie ich es wünſchte.

„Ihr habt mich entzückt,“ ſagte er zu mir, „in dem erſten Augenblick, wo ich euch ſah; ich bin ſeitdem unaufhörlich mit euch beſchäftigt geweſen, und ich fühle, daß ich nicht mehr leben kann, ohne euch zu beſitzen. Aber welche heftige Glut mich auch entflammet, doch wähnet nicht, daß ich euch wie eine Sklavinn behandeln will; ich hege für euch alle die Ehrfurcht, welche ich für die Tochter des Königs von China haben würde, und ich beabſichtige, indem ich euch meine Hand reiche, euch auf den Thron von Tibet zu erheben.“

Ich dankte dem Fürſten für die Ehre, welche er mir anthun wollte, und indem ich dieſe Gelegenheit ergriff, ihm zu entdecken, wer ich wäre, erzählte ich ihm meine Geſchichte, die ihn innig rührte.

„Theure Prinzeſſinn," rief er aus, „ich ſehe wohl, daß der Himmel mir die Ehre aufbehalten hat euch zu rächen, da ihr in Tibet einen Zufluchtsort geſucht habt. Ja, der treuloſe Muaffak ſoll alsbald dafür gezüchtigt werden, daß er es gewagt hat, euern Platz einzunehmen. Williget ein, daß ich mich heute noch mit euch vermähle, und ſeid verſichert, daß ich gleich morgen Geſandte hinſchicke, ihm den Krieg zu erklären, wenn er ſich weigert, den angemaßten Thron euch wieder einzuräumen."

Ich machte dem Könige neue Dankſagungen, und bekannte ihm, daß wenn ich damals, als wir uns beide zum erſtenmal ſahen, einigen Eindruck auf ihn gemacht, ich ihn auch nicht ungeſtraft angeſehen hätte. Dieſes Geſtändnis entzückte ihn. Er nahm eine meiner Hände, küßte ſie mit Inbrunſt, und ſchwur, mich immerdar zu lieben.

Noch denſelben Tag vermählte er ſich mit mir, und unſere Hochzeit wurde in der Stadt mit großen Freudenfeſten gefeiert.

Am nächſten Morgen fertigte der König, wie er mir verheißen hatte, Geſandte nach dem Reiche der Naïmanen ab. Sie eilten dahin, und ſobald ſie an Muaffaks Hof angekommen waren, verlangten ſie Gehör: dieß wurde ihnen bewilligt, und ſie eröffneten nun dem Fürſten, daß ihr Herr ſich mit mir vermählt, und ſie geſchickt hätte, ihn aufzufordern, mir das Königreich der Naïmanen zurückzuſtellen, oder auf ſeine Weigerung, ihm den Krieg zu erklären.

Muaffak, obwohl außer Stande dem Könige von Tibet Widerſtand zu leiſten, war jedoch ſtolz genug, ſeine Drohungen zu verachten; ſo daß die Geſandten bei ihrer Heimkehr ihrem Herrn die abſchlägliche Antwort des angemaßten Herrſchers überbrachten.

Alsbald wurden in dem ganzen Reiche von Tibet Aushebungen vorgenommen, und ein zahlreiches Kriegsheer auf die Beine gebracht. Aber während die zuſammengezogenen Truppen bereit ſtanden, gegen die Naïmanen auszuziehen, kamen Abgeordnete von Seiten dieſes Volks, um mich ihres Gehorſams zu verſichern, und mir zu melden, daß mein Oheim Muaffak, nach einer Krankheit von wenigen Tagen, verſtorben wäre.

Auf dieſe Nachricht, entließ der König ſein Heer wieder, und beſchloß, den Veſyr Aly an meiner Statt in das Land der Naïmanen zu ſchicken. Dieſer Miniſter war eben im Begriff, abzureiſen, als ein Abenteuer, deſſen ich mich nimmermehr verſehen hätte, ihn daran verhinderte.

Eines Abends ſaß ich in meinem Zimmer auf dem Sopha und las einige Kapitel im Koran. Nachdem ich ſie geleſen hatte, ſtand ich auf, zu dem Könige zu gehen, der ſich ſchon niedergelegt hatte. Da ſtellte ſich plötzlich ein entſetzliches Geſpenſt mir in den Weg, und verſchwand augenblicklich wieder. Ich that einen ſo lauten Schrei, daß ich den König aufweckte, der ſchon ſchlief. Er ſprang ſchleunig herbei, und fragte, warum ich geſchrieen hätte. Ich ſagte ihm die Urſache, und durch ſeine Gegenwart beruhigt, war ich ſchon geneigt, es bloß für ein Hirngeſpinſt meiner durch das Leſen erhitzten Einbildungskraft zu halten. Der König hörte mich ſehr aufmerkſam an, und weit entfernt, vollends meinen Schreck zu zerſtreuen, ſagte er zu mir:

„Ich bin noch mehr beunruhigt, wie ihr, meine theure, und ich begreife nicht, wie ihr zu gleicher Zeit in meinem Bette und in dieſem Zimmer ſein könnet.“

„Herr, ich begreife nichts von dem, was ihr da ſagt; ich bitte euch, redet deutlicher.“

„Wohl an,“ verſetzte er, „ihr dürfet nur ans Bette treten, und ihr werdet die erſtaunlichſte Erſcheinung auf der Welt erblicken.“

In der That, als ich an das Bette trat, erblickte ich mit all dem Erſtaunen, das ihr euch denken könnt, eine junge Frau, welche mir vollkommen ähnlich war: ſie hatte alle meine Züge und ganz meine Geſtalt.

„O Himmel!“ rief ich bei dieſem Schauſpiel aus, „was ſehe ich? welch unerhörtes Wunder . . . “

„Ha, ſchändliche,“ unterbrach mich dieſe Frau mit einem dem meinen ganz ähnlichen Ton der

Stimme, „du biſt wahrlich höchſt unverſchämt, daß du es wagſt, meine Geſtalt anzunehmen! Was iſt deine Abſicht, boshafte Hexe? Wähnſt du, daß der König mein Gemahl, getäuſcht durch dieſen Anſchein, der ihn zweifelhaft macht, wer von uns beiden ſeine Gattinn iſt, mich aus ſeinem Bette verſtoßen und dir meine Stelle einräumen werde? Gib dieſe Hoffnung auf, deine Liſt iſt vergeblich. Trotz deinen Bezauberungen, ſieht mein Gemahl doch recht wohl, daß du eine Elende biſt. — Mein theurer Herr,“ fügte ſie hinzu, indem ſie ſich an den Fürſten wandte, „laßt dieſe argliſtige Zauberinn verhaften; befehlet auf der Stelle, daß man ſie in ein dunkles Loch werfe, damit ſie morgen ihr ſtrafbares Unterfangen in den Flammen büße.“

Ein und zwanzigſter Tag.

„Wenn die vollkommene Aehnlichkeit dieſer Frau mit mir,“ fuhr die Fürſtinn der Naïmanen fort, „mich in Erſtaunen geſetzt hatte, ſo überraſchte mich ihre unverſchämte Rede noch weit mehr. Anſtatt auf dieſelbe Weiſe zu antworten, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, und ſagte zu dem Könige:

„Herr, ich wähnte, mein widerwärtiges Geſchick erſchöpft zu haben; ich hatte Grund zu glauben, daß durch die Verknüpfung meines Looſes mit dem eurigen, alle meine Leiden geendigt wären: aber, ach! ein boshafter, auf mein Glück neidiſcher Geiſt, durchkreuzt es jetzo; er erborgt meine Geſtalt, und will für mich ſelber gelten; es iſt ihm gelungen: ihr erkennet mich ſchon nicht mehr; ihr verwechſelt mich mit ihm. Betrachtet mich, ich bitte euch, und wenn eure Gattinn euch noch theuer iſt, ſo muß euer Herz ſie durch den Zauber hin, der eure Augen täuſcht, unterſcheiden. Ich rufe den Himmel zum Zeugen, daß ich die Fürſtinn der Naïmanen bin."

Die im Bette liegende Frau unterbrach mich abermals, und ſagte:

„Das lügſt du, du biſt eine ſchamloſe, und läßt genugſam erkennen, was man von dir denken ſoll. Die Falſchen nehmen alsbald ihre Zuflucht zu Eidſchwüren; und ihren der Argliſt dienſtbaren Augen ſtehen ſtäts Thränen zu Gebote."

„Höret auf," ſagte jetzo der König zu uns, „und endiget ein Gezänk, das mich nicht belehrt, was ich wiſſen will: ihr ſetzet mich dadurch nur in Verlegenheit, eine wie die andere. Ich kann meine Gattinn nicht erkennen. Eine von euch beiden iſt eine Zauberinn, welche mich täuſchen will: aber es iſt mir nicht möglich, ſie zu unterſcheiden, und ich fürchte, indem ich die Schuldige beſtrafe, die Unſchuldige zu treffen."

Da nun der König mich nicht von der Zauberinn unterſcheiden konnte, ſo rief er den Oberſten ſeiner Verſchnittenen, und befahl ihm, uns in abgeſonderte Gemächer einzuſchließen, worin wir den übrigen Theil der Nacht zubrachten.

Am folgenden Morgen ließ der Fürſt den Veſyr Aly und ſeine Frau kommen, und erzählte ihnen das ganze Abenteuer. Sie verlangten uns beide zugleich zu ſehen, und zweifelten nicht, daß ſie mich erkennen würden, was ihnen der König auch ſagen mochte. Aber ſie fanden uns einander ſo ähnlich, daß es ihnen nicht minder unmöglich war, als dem König, die Lüge von der Wahrheit zu unterſcheiden. Ja, meine Amme, die ſich erinnerte, daß ich bei der Geburt ein Mal am Knie mit auf die Welt gebracht hätte, unterſuchte uns, und war ſehr überraſcht, als ſie ſah, daß wir allebeide daſſelbe Mal an derſelben Stelle hatten. Sie ließen ſich dadurch noch nicht abſchrecken; ſie fingen an, uns, jeden beſonders zu befragen. Mein Ebenbild beantwortete aber alle ihre Fragen eben ſo, wie ich ſelber; dergeſtalt, daß ſie nicht wußten, was ſie davon denken ſollten. Indeſſen dünkte meine Amme, daß meine Antworten richtiger wären, und ſie entſchied für mich.

Aber man beruhigte ſich nicht bei ihrem Urtheil, und alle Veſyre, welche der König verſammelt hatte, erkannten im Gegentheil, daß die im Bette des Königs gefundene Frau die Königinn, und die andre eine Zauberinn wäre, und daß ich alſo verbrannt werden müßte.

Der König wollte jedoch nicht ein ſo grauſames Urtheil vollziehen laßen, aus Furcht, ſeine Gattinn zu tödten, indem er ſie zu rächen wähnte; er begnügte ſich alſo, mich von ſeinem Hofe zu verbannen. Man beraubte mich meiner Kleider, bedeckte mich mit Lumpen, und ſtieß mich aus der Stadt. So bin ich bis hieher gekommen, indem ich von den Gaben lebe, welche mitleidige Seelen mir reichen.

Sehet, Herr, das iſt meine Geſchichte," fügte die Fürſtinn der Naïmanen hinzu. „Ich hoffe, ihr werdet nunmehr zugeſtehen, daß ich Recht hatte, euch zu ſagen:

Ich bin Tochter und Gattinn eines Königs, und gleichwohl bin ich doch nicht, was ich ſage; ich bin Fürſtinn, und doch bin ich nicht, was ich bin."

Hiemit ſchwieg die Königinn von Tibet, und Rüsvanſchad nahm nun das Wort und ſagte zu ihr:

„Tröſtet euch, Königinn, euer Unglück hat ſeinen Gipfel erreicht, und ihr dürft nicht zweifeln, daß das Glück fortan euch wieder günſtig ſein werde; denn, wie einer unſerer Dichter ſagt:

„Ein Ding, das den Punkt ſeiner Vollendung
erreicht hat, ſteht im Beginne ſeines Verfalls;
Und ein Unglück das aufs Aeußerſte gekommen;
iſt dem Heile nah.“

Derſelbe Dichter ſetzt hinzu:

„Verſieh dich des Verderbens, wenn man dir
ſagt, du ſeiſt vollkommen;
Und bereite dein Herz auf Freude, wenn die
Widerwärtigkeit dich das Herbeſte hat empfinden laßen.“

Auf ſolche Weiſe hat der Himmel das Leben der Menſchen eingerichtet. Und um euch von dieſer Wahrheit zu überzeugen, will ich euch, Königinn, die Geſchichte des Veſyrs Kaverſcha erzählen:

Geſchichte des Veſyrs Kaverſcha.

Ein König von Hirkanien, namens Kobavend, hatte einen Veſyr, der Kaverſcha hieß. Dieſer Miniſter, ein Mann von überlegenem Geiſt und von vollkommener Erfahrung, wollte eines Tages ſich baden. Er ſtand neben der Badekufe, zog ſpielend ſeinen Ring vom Finger und ließ ihn zufällig ins Waſſer fallen: aber anſtatt auf den Grund zu ſinken, ſchwamm der Ring auf der Oberfläche des Waſſers.

Kaverſcha, über dieſes Wunder betroffen, befahl ſogleich ſeinen Leuten, alle ſeine Reichthümer aus ſeinem Hauſe wegzunehmen, und ſie an einen Ort zu bringen, welchen er ihnen bezeichnete, indem er ihnen verkündigte, daß der König ſein Herr ihn alsbald verhaften laßen würde.

In der That, hatte ſein Geſinde noch nicht all ſein Hausgeräth fortgeſchafft, als der Hauptmann der Leibwache des Königs mit Soldaten ankam, und ihm ſagte, er hätte Befehl ihn ins Gefängnis zu führen. Der Veſyr ließ ſich dahin bringen, während ein Theil der Soldaten ſich noch alles deſſen bemächtigte, was in dem Hauſe zurückgeblieben war.

Dieſer unglückliche Miniſter, den Kodavend durch falſche Berichte verleitet, alſo behandelte, blieb mehrere Jahre in Feſſeln. Er hatte nicht einmal die Freiheit, mit ſeinen Freunden zu reden; man verſagte ihm jede Art von Tröſtung, und täglich gab der König irgend einen neuen Befehl, der die Härte ſeiner Gefangenſchaft vermehrte.

Er hatte ſchon längſt Verlangen einmal Rommanaſchi*) zu eſſen; er bat unaufhörlich darum: aber man hatte die Grauſamkeit, es ihm abzuſchlagen, ſo ſehr befliß man ſich, ihn zu quälen. Indeſſen, eines Tages brachte der Gefangenwärter, aus Mitleid, ihm dieſes Gericht, in einem Porzelannapfe. Der Veſyr, hoch erfreut, endlich zu haben, was er ſo brünſtig verlangt hatte, ſchickte ſich an, ſeine Begier zu ſtillen, als zwei große Ratten, die ſich biſſen, plötzlich bei dem Rommanaſchigericht, welches er einen Augenblick auf die Erde geſetzt hatte, umherſprangen, hineinfielen und es verunreinigten.

---

*) Rommanaſchi iſt ein Gericht, wozu Granatkörner gehören.

Kaverſcha wollte nun nicht davon eſſen, aber er ließ ſeinem Geſinde ſagen, ſie ſollten alle ſeine Habe wieder hervorholen und in ſein Haus zurücktragen, weil, wie er ſagte, der König ſein Herr im Begriff wäre, ihn wieder aus dem Gefängniſſe zu ziehen und in ſeine vorige Stelle wieder einzuſetzen.

Auch dieſes blieb nicht aus: noch an demſelben Tage gab Kobavend ihm die Freiheit wieder, ließ ihn vor ſich kommen, und ſagte zu ihm:

„Ich habe deine Unſchuld erkannt, und deine Feinde erdroſſeln laßen; ich ſchenke dir mein Vertrauen wieder, mit dem Range, welchen du zuvor einnahmſt.“

Kaverſcha's Freunde, die alles wußten, was vorgegangen war, fragten ihn hierauf, wie er hätte wiſſen können, daß er verhaftet, und nachmals, daß er wieder befreiet werden ſollen.

„Als ich ſah,“ antwortete ihnen der Veſyr, „daß mein Ring, anſtatt unterzuſinken, oben auf dem Waſſer blieb, ſo erkannte ich daran, daß mein Glück ſeinen höchſten Gipfel erreicht hatte, und daß es nun, weil es nicht mehr wachſen konnte, nach der Ordnung des Himmels, ſich in Widerwärtigkeit verkehren würde. Was ſich denn auch bewährt hat. Als ich in meinem Gefängniſſe ſo lange vergeblich um Rommanaſchi bat, ſah ich wohl, daß mein Unglück noch fortdauerte; und als endlich man es mir brachte, ließen die Ratten, welche hinein fielen, mich erkennen, daß ich das beſtimmte Ziel meines Unglücks erreicht hätte, und daß auf mein äußerſtes Leid bald vollkommene Freude folgen würde."

„Gebet euch alſo nicht, Königinn, eurer Verzweiflung hin,“ fuhr der König von China fort: „ihr ſeid vielleicht auf dem Punkte, das glücklichſte Loos zu erfahren. Ahmet mir nach, und überlaßet euch den ſüßeſten Hoffnungen. Ach! ich weiß nicht, ob ich nicht eben ſo, wie ihr, das Spielwerk einer Zauberinn bin, oder ob diejenige, die ich liebe, nicht irgend ein ſcheußlicher Geiſt iſt.“

Zugleich ſagte Rüsvanſchad ihr ſeinen Namen, und erzählte ihr ſein Abenteuer mit der weißen Hinde.

Fortſetzung und Beſchluß
der
Geſchichte des jungen Königs von Tibet
und der
Prinzeſſinn von Naïman.

Er hatte kaum die Erzählung davon beendigt, als ſie beide einen jungen Mann zu Pferde erblickten, der ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er war faſt nackt und ſprengte mit verhängten Zügeln einher.

Er kam ihnen ſo nahe, daß die Königinn ihn erkannte und ausrief:

„O Himmel, da iſt mein Gemahl!“

Aber er warf keinen Blick auf ſie; er ſah ganz verſtört aus, und indem er im vollen Laufe dahin jagte, blickte er ſich von Zeit zu Zeit um, als wenn er fürchtete, verfolgt zu werden.

Zwei und zwanzigſter Tag.

Die junge Königinn von Tibet und Rùsvanſchad verfolgten den jungen Mann mit den Augen, und ſie hatten ihn noch nicht aus dem Geſichte verloren, als ſie einen andern Reiter ankommen ſahen, welcher auch ſein Pferd ſehr lebhaft anſpornte. Dieſer war prächtig gekleidet, und ſchwang einen bloßen mit Blute gefärbten Säbel in der Hand; man ſah wohl, daß er den erſten verfolgte und vor Ungeduld brannte, ihn einzuholen: aber, was das wunderbarſte dabei war, er glich jenem ſo vollkommen, daß die Fürſtinn, als ſie ſein Antlitz geſehen hatte, ſich nicht enthalten konnte, nochmals auszurufen:

„O Himmel, da iſt mein Gemahl!“

Er aber war ſo beſchäftigt mit ſeiner Verfolgung, daß er dicht an der Königinn vorbeiſprengte, ohne ſie zu bemerken.

„Königinn,“ ſagte hierauf der König von China, „man muß geſtehen, daß nichts überraſchender iſt, als dieſes hier.“

„Herr,“ antwortete ihm die Fürſtinn, „ihr könnt hieraus erkennen, daß ich euch kein Mährchen vorgeſpiegelt habe, als ich euch meine Geſchichte erzählte.“

Als ſie noch über dieſes ſeltſame Ereignis ſprachen, erſchien ein dritter Reiter. Dieſer, obwohl er nicht minder eilte, als die beiden anderen, ritt jedoch nicht vorbei, ohne Rüsvanſchad und die Königinn anzuſehen. Es war der Veſyr Aly-Bim-Haytam; die Fürſtinn und er erkannten ſich alsbald. Der Miniſter ſprang ſogleich vom Pferde, warf ſich der Königinn zu Füßen, und ſagte zu ihr:

„Ah, Herrinn, ihr ſeid es alſo, die ich hier ſehe! Der Himmel ſei immerdar geprieſen, daß er euch erhalten hat. Wenn er auch eine Zeitlang das Laſter frohlocken läßt, und die Unſchuld zu verlaßen ſcheint, ſo geſchieht es doch nur, um in der Folge ſeine Gerechtigkeit deſto glänzender zu bewähren. Es iſt geſchehen, eure tödliche Feindinn lebt nicht mehr: der König ſelber hat ſie erſchlagen, ſein Säbel iſt noch von ihrem boshaften Blute gefärbt; und um ſeine Rache zu vollenden, verfolgt er in dieſem Augenblick einen Elenden, welcher auch durch Zauberei ſeine eigene Geſtalt angenommen hat. Ich wünſchte Muße zu haben, um euch von allem zu unterrichten, was an dem Hofe vorgegangen iſt, ſeitdem ihr ſo unwürdig davon entfernt ſeid: aber verſparen wir dieß für ein andermal; der König eilt immer weiter: auf, Herrinn, laßt uns ſchleunig zu Pferde ſteigen, und ihm nachjagen!“

„Nein, Herr,“ ſagte hierauf Rüsvanſchad; „anſtatt die Königinn zu ermüden, bleibet ihr mit ihr hier. Ich übernehme es, den König einzuholen, und ihn hieher euch zuzuführen.“

Indem er dieſes ſagte, näherte er ſich ſeinem Roſſe, ſchwang ſich leicht in den Sattel, und ſprengte dem Könige von Tibet nach, ohne auf die Lobpreiſungen zu antworten, welche die Fürſtinn ihm über ſeinen Edelmuth machte.

Als er hinweg war, fragte der Veſyr die Königinn, wer dieſer junge Unbekannte wäre, und er war nicht wenig überraſcht, als er vernahm, es wäre der König von China.

„Befriediget doch jetzo meine Neugier,“ ſagte die Fürſtinn zu ihm, „und erzählet mir, auf welche Weiſe die Zauberinn iſt entlarvt worden.“

„Meine Königinn,“ antwortete ihr der Miniſter, „der König euer Gemahl, überzeugt, daß ſeine Räthe die wahre Prinzeſſinn von Naïman wohl von derjenigen unterſchieden hätten, welche vermitteſſt einer Bezauberung alle Aehnlichkeit derſelben angenommen, lebte mit eurer Nebenbuhlerinn in der vollkommenſten

Eintracht. Er war ſeit einigen Tagen mit ihr in einem Schloſſe, welches er, wie ihr wißt, neun oder zehn Stunden von der Hauptſtadt hat. Heute morgen ritten wir beide, in Begleitung eines einzigen Sklaven, auf die Jagd. Wir waren ſchon eine Strecke entfernt, als der König ſich plötzlich erinnerte, daß er der Königinn etwas ſehr Wichtiges zu ſagen vergeſſen hatte. Wir kehren auf der Stelle um. Der Fürſt ſtieg an dem Schloßthore ab, wo ich ihn erwarten ſollte, und durch eine verborgene Treppe begab er ſich in das Schlafgemach der Königinn. Kurz darnach ſah ich einen Mann, ohne Turban, faſt nackt und in allen Zügen dem Könige ähnlich, zurückkommen. Ich wähnte, es wäre der König, und rief aus: „Ach, Herr, warum ſeh' ich euch in dieſem Zuſtande?“ Aber anſtatt mir zu antworten, lief er mit verſtörtem Antlitz zu ſeinem Pferde, ſchwang ſich hinauf, und ergriff die Flucht, ohne mir ein einziges Wort zu ſagen.

Da ich vermuthete, daß ihm irgend ein Unfall zugeſtoßen wäre, ſo war ich höchſt ungeduldig zu vernehmen, was es wohl ſein möchte. Um mich darüber aufzuklären, begann ich ihm zu folgen, und ich machte alle Anſtrengungen ihn einzuholen, als ich hinter mir eine Stimme vernahm, welche mir zurief: „Halt, Veſyr, halt!“

Ich halte auf der Stelle, drehe mich um, und erblicke den König, wie er aus dem Schloſſe tritt, mit funkelnden Augen, und das Schwert in der Hand. Er kömmt mit ſchleunigen Schritten auf mich zu, und ſagt zu mir:

„Veſyr, wir haben die Königinn verſtoßen, und ein elendes Weib behalten, welche durch Zauberei ihre ganze Geſtalt angenommen hat. So eben habe ich dieſer abſcheulichen das Leben genommen, und ich muß daſſelbe mit dem Böſewichte thun, der auch meine Geſtalt angenommen hat. — Gib mir dein Pferd,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich zu dem Sklaven wandte, „ich will den Elenden verfolgen, der vergeblich mir zu entfliehen denkt.“

Mit dieſen Worten ſchwang er ſich auf das Roß, ſprengte ſeinem Feinde auf dem Fuße nach, und verfolgt ihn noch.“

Während der Veſyr Aly-Bim-Haytam der Königinn dieſes berichtete, ſprengte Rüsvanſchad dem Könige von Tibet nach, und folgte ihm mit ſolcher Hitze, als wenn er ſeiner weißen Hinde nachgejagt hätte. Seinerſeits ſpornte auch der König von Tibet, angetrieben von ſeinem Zorne, ſein Pferd unabläßig; und da er ein beſſerer Reiter war, als der, den er verfolgte, ſo erreichte er ihn endlich, hieb ihn mit dem Schwert ihn die Schulter, und ſtürzte ihn aus dem Sattel. Er ſprang auch ſogleich ab, um ſeinen

Feind vollends zu tödten: aber der Elende bat um ſein Leben.

„Ich ſchenke es dir,“ ſagte der König, unter der Bedingung, daß du mir ſageſt, wer du biſt, und wie und warum du meine Geſtalt angenommen haſt; mit Einem Worte, daß du mir volle Aufklärung über alle die Dinge gebeſt, welche ich wiſſen will.“

„Herr,“ antwortete ihm der Menſch, „da Euer Majeſtät mich begnadigt, ſo will ich euch nichts verhehlen. Ich will mit aller Aufrichtigkeit reden, welche ihr von mir fordert; und um euch zu überzeugen, daß ich den Vorſatz habe, euch zu befriedigen, ſo muß ich damit anfangen, meine natürliche Geſtalt wieder anzunehmen.“

Indem er dieſe Worte ausſprach; zog er nur einen Ring vom Finger, und ſogleich ſah der König in ihm nichts mehr, als die Geſtalt eines ſcheußlichen Greiſes.

Drei und zwanzigſter Tag.

Der König von Tibet war ſehr überraſcht durch dieſe Verwandlung, welche ſeine Neugier nur noch mehr reizte, alles das zu vernehmen, was dieſer Greis ihm nun zu erzählen begann.

„Herr,“ ſagte dieſer Elende, „ihr ſehet mich jetzo, wie ich von Natur bin; und um euch volle Befriedigung zu geben, will ich euch die Geſchichte meines Lebens erzählen.

Ich bin der Sohn eines Webers zu Damask, und Mokbel iſt mein Name. Da mein Vater ſehr reich, und noch geiziger war, und keinen andern Erben hatte, als mich, ſo ſah ich mich nach ſeinem Tode, im Beſitz eines für einen Menſchen meines Standes ſehr anſehnlichen Vermögens. Anſtatt dem Beiſpiele meines Vaters zu folgen, oder wenigſtens mein Vermögen etwas zu Rathe zu halten, dachte ich nur daran, mich zu vergnügen. Ich liebte die Weiber, und beſtrebte mich beſonders einer jungen Frau zu gefallen, welche in meiner Nachbarſchaft wohnte. Sie war ſchön und geiſtvoll; aber ihr Geiſt war hinterliſtig, und ihr Gemüth boshaft. Sie wurde von mehreren Männern geliebt, welche ſich ſämmtlich ſchmeichelten, den Vorzug zu haben, weil ſie alle auf gleiche Weiſe behandelte, zwar jeden beſonders. Verführt von den Beweiſen der Liebe, welche ſie mir gab, bildete ich mir ein, daß meine Nebenbuhler für eine Undankbare ſeufzeten, und daß ich glücklicher wäre, als ſie: dieſe Meinung erhöhte meine Liebe, und meine Liebe ſtürzte mich in ungeheuern Aufwand. Täglich ſchickte ich Dilnuaſe'n, — ſo nannte ſie ſich, — irgend ein neues Geſchenk; und die Geſchenke, welche ich ihr machte, waren ſo anſehnlich, daß ich in drei bis vier Jahren mich zu Grunde richtete. Meine Nebenbuhler ihrerſeits bemühten ſich ebenfalls um die Wette, ſich durch Geſchenke die Zärtlichkeit Dilnuaſens zu erhalten, dergeſtalt, daß dieſes Weib ſich von unſerer Beute bereicherte.

Nachdem ich mein ganzes Vermögen verſchwendet hatte, verſah ich mich eines ſchlechtern Empfanges, und ich fürchtete dieß, weil ich noch immer ſehr verliebt war. Aber Dilnuaſe, ſo eroberungsſüchtig und eigennützig ſie war, ſagte eines Tages zu mir:

„Mokbel, du glaubſt vielleicht, daß ich dich von mir weiſen werde, weil du nicht mehr im Stande biſt, mir Geſchenke zu machen. Nein, mein Freund; da du der verliebteſte aller meiner Liebhaber biſt, weil du dich zuerſt zu Grunde gerichtet haſt, ſo will ich auch meinerſeits dir zeigen, daß ich großmüthig bin. Ich will alles mit dir theilen, was ich von deinen Nebenbuhlern empfange, und dir mit Wucher erſtatten, was deine Liebe für mich verſchwendet hat.“

„In der That, anſtatt mich Mangel am Nothdürftigen leiden zu laßen, überſchüttete ſie mich vielmehr mit Gold und Silber. Ich erſchien reicher, als ich jemals geweſen war. Ueberdieß ſetzte ſie ihr volles Vertrauen in mich, ſie that nichts, ohne mich um Rath zu fragen, und wir lebten auf dieſe Weiſe mehrere Jahre mit einander.

Allmählich ward Dilnuaſe alt, die Zahl ihrer Liebhaber verminderte ſich täglich, und endlich entführte die Zeit ihr ſie alle. Welche Kränkung für eine Frau, welche ſo ſehr, wie ſie, die Geſellſchaft der Männer liebte! Sie konnte ſich gar nicht tröſten, als ſie ſich von Allen verlaßen ſah.

„Ach, Mokbel,“ ſprach ſie jetzt zu mir, „ich bekenne dir, daß das Alter mir unleidlich iſt. Von Kindheit auf an die Huldigungen junger Männer gewöhnt, kann ich gegenwärtig ihre Verachtung nicht ertragen. Ich muß ſterben, um mich von dem tödtlichen Verdruſſe zu befreien, der mich verzehrt; oder ich muß in die Wüſte Pharan gehen, um die weiſe Bedra aufzuſuchen. Dieſe iſt die kundigſte Zauberinn Aſiens; die ganze Erde iſt ihren Bezauberungen unterworfen: die Ströme fließen, wenn es ihr beliebt, zu ihren Quellen zurück; die Sonne erbleicht, auf ihren Ruf, oder geht rückwärts, und der Mond ſteht mitten in ſeinem Laufe ſtill. Ich habe Luſt, ſie zu beſuchen; ich weiß, an welchem Orte der Wüſte ſie wohnt: vielleicht gibt ſie mir ein geheimes Mittel, daß mich die Männer noch lieben troß meinem Alter.“

„Du wirſt ſehr wohl daran thun,“ antwortete ich ihr; „und ich will dich begleiten, wenn du es wünſcheſt.“

Sie bat mich darum. Wir verſahen uns mit Vorrath, und einigen Geſchenken für Bedra, und machten uns auf den Weg nach der Wüſte.

Als wir dort angelangt waren, und zwei Tage darin gewandert hatten, zeigte mir Dilnuaſe in der Ferne einen Berg, und ſagte mir, dort wohnete die Zauberinn. Wir gingen bis an den Fuß des Berges, und erblickten eine weite und tiefe Höhle, aus welcher mit Geräuſch tauſend Vögel übler Vorbedeutung, oder vielmehr fliegende Ungeheuer von mancherlei Geſtalt, hervorflogen, welche ſich bis in die Wolken erhuben, und die Luft von ihrem ſchauerlichen Gekrächz widerhallen ließen.

Wir traten an den Eingang, und ſahen beim Schein einer ſtählernen Lampe, welche die ganze Höhle erleuchtete, eine kleine Alte auf einem großen Steine ſitzen. Es war Bedra. Dieſe Zauberinn hielt auf ihren Knien ein großes aufgeſchlagenes Buch, in welchem ſie vor einem goldenen Ofen las, darin ein ſilberner Topf voll ſchwarzer Erde ſtand, der ohne Feuer kochte.

Wir erkannten wohl, daß wir gefunden hatten, was wir ſuchten. Wir traten ein, näherten uns der Alten und grüßten ſie ſehr ehrfurchtsvoll. Wir boten ihr die für ſie mitgebrachten Geſchenke dar, und hierauf redete Dilnuaſe ſie mit dieſen Worten an:

„Allmächtige Bedra, ich flehe deine Hülfe an. Es iſt nicht nöthig dir den Gegenſtand zu ſagen, welcher mich herführt, weil du durch die Macht deiner Kunſt alles weißt.“

Vier und zwanzigſter Tag.

Nachdem die Zauberinn Dilnuaſe'n angehört hatte, ſagte ſie zu ihr:

„Nein, nein, es iſt nicht nöthig, daß du mir ſageſt, was ich ſchon weiß.“

Mit dieſen Worten ging ſie hin, nahm zwei gläſerne Fläſchchen, und trug ſie vor die Höhle heraus; hier ſetzte ſie dieſelben auf die Erde, und warf in jedes einen goldenen Ring. Zu gleicher Zeit öffnete ſie ihr Buch, und las einige Zauberſprüche her. Während ſie dieſe Beſchwörungen anſtellte, ſahen wir aus einem der Gläſer Feuer, und aus dem andern einen ſchwarzen und ſehr dicken Rauch aufſteigen, welcher ſich in der Luft verbreitete, und plötzlich ein furchtbares Donnern erregte. Aber dieſes Donnern ließ bald nach, und man ſah nun nichts mehr aus den Gläſern aufſteigen. Jetzo nahm Bedra die Ringe wieder heraus, ſteckte Dilnuaſe'n einen davon an den Finger, und ſagte zu ihr:

„Geh hin, Weib, und überlaß dein Herz der Freude; deine Wünſche ſind erfüllt. Der Ring, welchen ich dir gebe, hat die Kraft, ſo lange du ihn am Finger trägſt, daß du die Geſtalt einer jeden Frau annehmen kannſt, welche dir gefällt. Du darfſt nur wünſchen jenem Mädchen oder jener Frau zu gleichen, und in dem Augenblicke wirſt du ihr ſo ähnlich ſein, daß man euch mit einander verwechſeln wird. — Und du, Mokbel,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu mir wandte, „dir will ich den andern Ring ſchenken, der ebenfalls die Kraft hat, deine eigenen Züge zu verwandeln und dir die Geſtalt eines jeglichen Mannes zu leihen, welche du verlangſt.“

Mit dieſen Worten ſteckte ſie mir den andern Ring an den Finger.

Wir dankten Bedra für ihre koſtbaren Geſchenke, und nahmen Abſchied von ihr. Wir warteten nicht unſere Rückkehr nach Damask ab, um unſere Ringe zu erproben, ſondern machten gleich in der Wüſte den Verſuch damit. Wir wünſchten uns, Perſonen von unſerer Bekanntſchaft ähnlich zu ſein, und nahmen auf der Stelle ihre Geſtalt an.

Als wir wieder in Damask waren, ſo nahm Dilnuaſe, die nicht geſonnen war, ihren Ring ungenutzt zu laßen, die Geſtalt der ſchönſten Frauen der Stadt an, um ſich ihren Liebhabern hinzugeben und von ihnen ſtarke Summen zu ziehen. Ich meinerſeits bediente mich auch meines Ringes, mich zu vergnügen, manchmal auch um zu ſtehlen, indem ich unter der Geſtalt bald dieſes, bald jenes Mannes erſchien.

Nachdem wir lange auf dieſe Weiſe zu Damask gelebt hatten, kamen wir auf den Einfall zu reiſen. Wir verließen Aegypten, und reiſten von Stadt zu Stadt, bis in das Land der Naïmanen. Dort vernahmen wir, daß eine junge Fürſtinn, oder vielmehr ein Kind, den Thron einnahm; daß in ihrem Namen der Veſyr Aly-Bim-Haytam den Staat regierte, und volle Gewalt hatte: daß dieſes aber viele Misvergnügte machte, und man ſehr wünſchte, der Prinz Muaffak, der jungen Königinn Oheim, und Bruder des verſtorbenen Königs, möchte wieder ins Land kommen, daß man aber glaubte, er wäre in einer in Mogoliſtan gelieferten Schlacht gefallen, weil man ſeit dieſer Zeit nicht wußte, was aus ihm geworden wäre. Wir horchten aufmerkſam auf alle dieſe Reden, und Dilnuaſe ſagte zu mir:

Sieh da eine ſchöne Gelegenheit, eine Krone zu gewinnen: du darfſt nur die Geſtalt Muaffaks annehmen." .

Ich entſchloß mich ohne Mühe, dieſe Rolle zu ſpielen. Ich erkundigte mich zuvor nach allen Umſtänden der in Mogoliſtan gelieferten Schlacht. Ich kundſchaftete ſelbſt Leute aus, welche mir diejenigen unter den Großen des Reichs nannten, die Muaffaks beſte

Freunde geweſen waren. Kurz, nachdem ich alles erfahren hatte, was ich wiſſen wollte, wünſchte ich mir, dieſem Prinzen ähnlich zu ſein, und hatte ſogleich völlige Aehnlichkeit mit ihm. Ich zeigte mich nun denjenigen, die man mir als Muaffaks Anhänger genannt hatte. Sie bezeugten eine große Freude mich wiederzuſehen, und ich hatte ihnen nicht ſobald zu erkennen gegeben, daß es meine Abſicht wäre, mich des Thrones zu bemächtigen, als ſie mir verſprachen für mich allen Einfluß zu verwenden, welchen ſie im Lande hätten. Ihre Verſprechungen waren nicht eitel. Die Naïmanen am Amur-Fluſſe durch ihre Aufmunterungen gewonnen, fingen an, ſich zu meinen Gunſten zu empören; die Feinde des Veſyrs Aly thaten das Uebrige. Bald war das ganze Reich im Aufſtande; die Inwohner von Albaſin ſelber öffneten mir die Thore ihrer Stadt, als ich davor erſchien; und nachdem ſie mich zum Könige der Naïmanen ausgerufen hatten, ſchwuren ſie, mir in allem zu gehorchen, was ich ihnen gebieten möchte. Ich wollte ſogleich mich der jungen Königinn bemächtigen und ſie meiner Sicherheit aufopfern; aber der Veſyr Aly rettete dieſer Fürſtinn das Leben, indem er ſie eben ſo heimlich als ſchleunig aus dem Reiche hinwegführte.

Ich ſaß nun ruhig auf dem Throne, und herrſchte mit unumſchränkter Gewalt. Ich belohnte alle diejenigen, welche zu meiner Erhebung mitgewirkt hatten, und gab ihnen die höchſten Aemter: und wenn ich wirklich der Prinz Muaſſak geweſen wäre, ſo hätte ich vielleicht keinen beſſern Gebrauch von meiner Herrſchaft gemacht. Ich lebte alſo ſehr zufrieden mit Dilnuaſe'n, welche unter der Geſtalt einer jungen und ſchönen Frau, als Königinn auftrat. Ich gab ſie für die Tochter eines Königs aus, an deſſen Hof, wie ich ſagte, ich mich nach jener Schlacht, worin ich verſchwunden war, geflüchtet, und der mich mit ihr vermählt hatte, um mich über mein Unglück zu tröſten. Sie hatte eine prächtige Wohnung in dem Palaſt, und zur Bedienung eine Unzahl von ſchönen Sklavinnen, welche durch ihre mannigfaltigen Geſchicklichkeiten ſie unaufhörlich zu ergetzen ſuchten. Kurz, unſere Tage floſſen unter Vergnügen dahin, als wir durch eure Geſandten, Herr, vernahmen, daß ihr euch mit der Fürſtinn der Naïmanen vermählt hättet und entſchloſſen wäret, mich zu bekriegen, wenn ich ihr nicht die entriſſene Krone wiedergäbe.

Ich gab eine ſtolze Antwort, als wenn ich eure Drohungen verachtet hätte: aber im Grunde war ich darüber beſtürzt, und ich hatte nicht ſobald eure Geſandten entlaßen, als ich mit Dilnuaſe'n ſehr ernſtlich bedachte, welchen Ausweg wir ergreifen ſollten.

Nachdem wir lange überlegt hatten, entſchloſſen wir uns, in der Ueberzeugung, daß wir zu ſchwach wären, euch Wiederſtand zu leiſten, euch einen Thron zu überlaßen, welchen wir nicht behaupten konnten: aber wir nahmen uns vor, uns an euch und an der Fürſtinn der Naïmanen zu rächen, wie wenn ihr uns die größte Ungerechtigkeit von der Welt angethan hättet; und auf folgende Weiſe ſtellten wir unſere Rache an.

Fünf und zwanzigſter Tag.

Ich nahm meine Zuflucht zu meinem Ringe," fuhr Mokbel fort. „Ich ſtellte mich einige Tage hindurch krank, und nahm darnach, um das Volk glauben zu machen, ich wäre geſtorben, völlig die Geſtalt eines Leichnams an. Man beging meine Leichenfeier; in der Nacht aber kam Dilnuaſe und öffnete den Sarg in welchem man mich verſchloſſen hatte, und in unſerer natürlichen Geſtalt verließen wir Albaſin.

Wir richteten unſern Weg nach der Hauptſtadt von Tibet, wo wir kaum angelangt waren, als wir auch Bevollmächtigte ankommen ſahen, welche die Naïmanen an die Königinn, eure Gemahlinn, ſchickten, um ihr den Tod des Prinzen Muaffak zu melden, und ſie zu verſichern, daß ſie ſie als ihre rechtmäßige Herrinn anerkenneten. Auf dieſe Neuigkeit entließet ihr eure ſchon verſammelten Truppen, und entſchloſſet euch, die Regierung des Reichs der Naïmanen dem Veſyr Aly anzuvertrauen.

Unterdeſſen ſchlichen wir, Dilnuaſe unter der Geſtalt einer jungen Sklavinn der Königinn und ich unter der Geſtalt eines ihrer Verſchnittenen, uns eines Nachts in den Palaſt ein. Wir ſchlüpften in euer Schlafgemach, wo es uns nicht ſchwer ward, unſer Vorhaben auszuführen; denn ihr hattet euch ſchon ſchlafen gelegt, und die Königinn las noch in dem Nebenzimmer. Dilnuaſe nahm die Geſtalt dieſer Fürſtinn an, und legte ſich neben euch ins Bette; und als eure wahre Gattinn aus dem Nebenzimmer trat, um zu euch zu gehen, ſtellte ich mich ihr unter der Schreckgeſtalt eines Geſpenſtes in den Weg. Sie that einen Schrei. Ich verſchwand. Das Uebrige wißt ihr, Herr, und ich habe euch nur noch zu ſagen, warum ich heute die Geſtalt Euer Majeſtät angenommen habe.

Dieſen Morgen, ſobald ihr aus dem Palaſte gegangen waret, trat ich, unter der Geſtalt des Oberſten eurer Verſchnittenen, in euer Schlafgemach, wo ihr eben Dilnuaſe'n im Bette verlaßen hattet.

„Mokbel," ſagte ſie zu mir, „entkleide dich, und nimm unter der Geſtalt des Königs hier ſeine Stelle ein."

Ich that, was ſie wünſchte; und ich war noch im Bette mit ihr, als ihr plötzlich durch die Thüre der verborgenen Treppe in das Zimmer tratet. Ihr holtet ſogleich nach mir aus; ich entſchlüpfte der

Schärfe eures Schwertes. Aber der Himmel, der ohne Zweifel meine Verbrechen nicht unbeſtraft laßen wollte, hat mich wieder eurer Rache überliefert. Ja, Herr, ich geſtehe es, ich verdiene den Tod. Und wenn Euer Majeſtät, nachdem ihr alle die Frevel vernommen habt, aus welchen die Geſchichte meines Lebens zuſammengeſetzt iſt, es bereuet, mich begnadigt zu haben, ſo möget ihr euer Wort zurücknehmen und einen Elenden beſtrafen, der ſich ſelber für unwürdig erkennt zu leben."

„Es iſt wahr," antwortete ihm der König von Tibet, „du verdienteſt, daß ich dich ebenſo behandelte, wie ich ſchon die elende Genoſſinn deiner Schandthaten behandelt habe. Ich ſollte die Erde von einem ſolchen Ungeheuer, wie du biſt, reinigen; aber weil ich dir verſprochen habe, dir das Leben zu laßen, ſo will ich mein Wort halten: nur deinen Ring will ich dir nehmen, das unſelige Werkzeug deiner Frevel; du kannſt ſo dem menſchlichen Geſchlechte nicht mehr ſchaden, und dein Alter mag deine Strafe ſein."

Als der König dieſe Worte geſprochen hatte, erblickte er Rüsvanſchad, der mit verhängtem Zügel auf ihn zu ſprengte; und da er an ſeiner Kleidung erſah, daß es nicht ein gewöhnlicher Menſch ſein könnte, ſo betrachtete er ihn mit Aufmerkſamkeit. Als Rüsvanſchad ihn erreicht hatte, ſtieg er ab, begrüßte ihn, und ſagte:

„Mein Fürſt, ich komme, euch eine angenehme Neuigkeit zu verkündigen. Die Königinn eure Gemahlinn, die Fürſtinn der Naïmanen, iſt noch am Leben. Wie unwürdig ſie auch aus der Hauptſtadt von Tibet verſtoßen worden, und ungeachtet alles deſſen, was ſie ſeitdem erlitten hat, vernehmet von mir, daß ſie nicht todt iſt, und daß es nur von euch abhängt, ſie heute noch wiederzuſehen.“

„O Himmel!“ rief der König von Tibet bei dieſen Worten aus, „darf ich glauben, was ich höre? Iſt es möglich, daß die Königinn, nach allen den Unfällen, welche ſie erfahren hat, noch am Leben iſt? — Aber ihr,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich zu dem Könige von China wandte, „ihr, der ihr von den ſeltſamen Begebenheiten, welche in meinem Hauſe vorgegangen, unterrichtet zu ſein ſcheinet, ſaget mir, ich bitte euch, wer ihr ſeid, und belehret mich über alle die Verpflichtungen, welche ich euch habe.“

„Ich bin ein Fremdling,“ antwortete ihm Rüsvanſchad, „und ich will euch meinen Namen ein andermal ſagen. Der Zufall hat mich mit der Königinn zuſammengeführt; ſie hat mir ihre Geſchichte erzählt, und ich weiß auch, was euch heute Morgen begegnet iſt; der Veſyr Aly hat es mir eben erzählt. Er iſt in dieſem Augenblicke bei der Fürſtinn, an einem Orte, wo ich verſprochen habe, euch hin zu führen.“

Dieſe Neuigkeit machte dem jungen Könige von Tibet große Freude, und voll Ungeduld, ſeine wahre Gattinn wiederzuſehen, eilte er auf der Stelle mit Rüsvanſchad zu ihr, und überließ den elenden Mokbel, nachdem er ihm ſeinen Ring genommen hatte, ſeinem Schickſale.

Sechs und zwanzigſter Tag.

Sobald die beiden Fürſten dort hinkamen, wo der Veſyr Aly-Bim-Haytam mit der Königinn ſie erwartete, ſprang der König von Tibet vom Pferde, ſchloß ſeine Gattinn, die ihm entgegenflog, in ſeine Arme, und ſagte zu ihr:

„Theure Herrinn, mit welchem Auge werdet ihr fortan einen Gatten anſehen, der euch ſo übel behandelt hat? Aber, ach! wie weit ich auch meine Grauſamkeit getrieben habe, doch dürfet ihr mich nicht haſſen, weil ich, indem ich euch verfolgte, euch an eurer Feindinn zu rächen wähnte.“

„Laßt uns das Vergangene vergeſſen, Herr,“ antwortete die Königinn, „euer Irrthum dient euerm Verfahren mit mir zur Entſchuldigung, und die Bezauberung war von der Art, daß man euch euern Irrthum verzeihen muß.“

„Nein, theure Gattinn,“ verſetzte der König, „ich finde ihn nicht zu entſchuldigen, und verzeihe ihn mir nimmer. Welche Aehnlichkeit auch zwiſchen euch und dem elenden Weibe, die eure Geſtalt angenommen hatte, obwalten mochte, ich hätte euch nie verkennen ſollen, an eurem Gemüthe, an eurem Geiſte, worin euch euer Scheinbild nicht gleich war.“

Nachdem ſich beide einige Zeit der Freude des Wiederſehens hingegeben hatten, fragte die Königinn ihren Gemahl, wie er es gewahr worden, daß die Frau, welche er für ſeine Gattinn gehalten, es nicht wäre. Der König antwortete ihr:

„Ich ſtieg auf einer verborgenen Treppe in das Schlafgemach der Königinn, und kaum hatte ich die Thür geöffnet, als ich einen Mann bei meinem Weibe liegen ſah: von Wuth ergriffen zog ich mein Schwert und trat an das Bette, um dieſes Liebespaar meiner Rache zu opfern; aber der Mann hatte die Gewandtheit, meinen Streichen auszuweichen und die verborgene Treppe zu gewinnen. Bevor ich ihn verfolgte, wollte ich mich meines treuloſen Weibes entledigen. Sie war aufgeſtanden, und bat mich mit ausgeſtreckten Armen um Gnade. Ich war zu ſehr ergrimmt, um darauf zu hören, ich ſchlug ſie, und hieb ihr eine Hand ab, an welcher ſie einen Ring trug. Kaum war ihr die Hand abgefallen, als ihr ſchönes Antlitz verſchwand, und ich nichts mehr vor mir ſah, als ein ſcheußliches altes Weib.“

„Ach, Fürſt,“ ſagte ſie zu mir, „indem du mir die Hand abgehauen, haſt du den Zauber vernichtet, der deine Augen täuſchte. Durch die Macht eines Zauberringes hatte ich die Geſtalt der Königinn angenommen, und der Mann, welcher jetzt eben dir entſchlüpft iſt, hat auch durch die Kraft eines andern Ringes deine Geſtalt angenommen. Nimm mir nicht das Leben; ich bin ſchon elend genug, weil ich dich enttäuſcht ſehe.“

„Ha, Verworfene,“ rief ich jetzt aus, „ſchmeichle dir nicht mit eitler Hoffnung, und wähne nicht, von meiner Großmuth zu erlangen, daß ich dir das Leben laße. Nein, nein, dein Verbrechen iſt nicht zu verzeihen. Wenn du allein mich beleidigt hätteſt, ſo hätte ich, aus Mitleid, dich begnadigen können: aber du haſt die Vereinigung geſtört, worin ich mit der Königinn lebte; du biſt Urſache, daß ich dieſe Fürſtinn ſo unwürdig behandelt, daß ich ſie aus meinem Palaſte gejagt habe, und daß ich ſie nie wiederſehen werde; denn ich zweifle nicht, daß ſie, überwältigt von Schmerz und Elend, ihr bejammernswürdiges Schickſal vollendet habe.“

Mit dieſen Worten,“ fuhr der König fort, „ſchwang ich mein Schwert, und ſchlug der ſchandbaren Alten den Kopf ab.

Darnach verfolgte ich ohne Zeitverluſt den Elenden, der meine Geſtalt erborgt hatte, und der Himmel hat nicht zugelaßen, daß er meiner gerechten Rache entſchlüpft ſei."

Nachdem der König von Tibet auf ſolche Weiſe die Neugier der Königinn befriedigt hatte, erzählte er noch alles, was zwiſchen ihm und Mokbel vorgegangen war. Er wiederholte umſtändlich alle die Kunſtgriffe, welche dieſer Elende und Dilnuaſe angewandt hatten, um ſich des Throns der Naïmanen zu bemächtigen, und auf welche Weiſe ſie ihn nachmals wieder aufgegeben hatten.

Die Fürſtinn und der Veſyr Aly hörten dieſe Geſchichte mit eben ſo viel Ueberraſchung, als Aufmerkſamkeit an.

Als der König ſie beendigt hatte, wandte er ſich zu Rüsvanſchad, und ſagte zu ihm:

„Edler Fremdling, der ihr ſo großmüthig zu dem Glücke mitgewirkt habt, deſſen wir uns jetzt erfreuen, welche Beweiſe der Erkenntlichkeit ſoll ich euch geben? Redet, fordert von mir alles was euch gefällt, und ſeid verſichert, daß ich es euch gewähre."

Rüsvanſchad wollte auf dieſes Erbieten antworten, als die junge Königinn von Tibet das Wort nahm, und zu ihrem Gemahle ſagte:

„Herr, ihr wiſſet nicht, daß der Fremde, zu dem ihr alſo redet, der König von China iſt."

Sobald der König von Tibet dieſes von der Königinn vernahm, bat er Rüsvanſchad um Verzeihung, wenn er es an der gebührenden Achtung hätte fehlen laßen. Der König von China unterbrach ihn aber, und die beiden Fürſten umarmten ſich zu wiederholten Malen.

Hierauf begaben ſie ſich alle nach dem Schloſſe des Königs von Tibet. Rüsvanſchad blieb hier einige Tage, und wurde königlich bewirthet. Darnach nahm er Abſchied von ſeinen Wirthen, und kehrte in ſeine Staaten zurück.

Fortſetzung
der
Geſchichte Rüsvanſchads und der Prinzeſſinn von Scheheriſtan.

Als der König von China wieder in ſeinem Palaſt angekommen war, verfehlte er nicht, ſeinem Veſyr die wunderbaren Abenteuer der Königinn und des Königs von Tibet zu erzählen.

Müeßin war erſtaunt darüber und nahm Anlaß davon, ſeinem Herrn nochmals vorzuſtellen, daß Scheheriſtani wahrſcheinlich auch nur eine Zauberinn wäre, oder gar ein der Dilnuaſe ähnliches Weib; und Rüsvanſchad fing an nicht mehr daran zu zweifeln.

Eines Morgens, als alle Hofleute im Palaſte verſammelt waren, und ſie, wie gewöhnlich, warteten, daß der Fürſt erſchiene, kam man, ihnen zu ſagen, daß man nicht wüßte, was aus ihm geworden wäre: am vergangenen Abend wäre er, nachdem er alle ſeine Leute entlaßen hätte, auf einem Sopha eingeſchlafen, und man fände ihn weder in ſeinem Schlafgemache, noch an irgend einem andern Orte des Palaſts.

Man ſtellte neue Nachforſchungen an, aber ſie waren alle fruchtlos; und als einige Tage ſo vergangen waren, ohne daß man etwas von ihm vernahm, und ohne daß man wußte, wo er wohl ſein möchte, fingen alle Hofleute an, um die Wette ihre Trauer zu bezeigen. Sie färbten ſich das Geſicht gelb, und vergoſſen Thränen, indem ſie Roſen vor dem Throne ſtreuten.

Müeßin vor allen ſchien untröſtlich. Er liebte ſeinen Herrn leidenſchaftlich; und in ſeinem Schmerze über die Ungewisheit ſeines Schickſals, rief er aus:

„Ach, mein Fürſt, an welchem Orte der Welt ſeid ihr? Was ſoll ich von eurer Abweſenheit denken? Solltet ihr eine neue Reiſe unternommen haben? Iſt es eine Zaubermacht, welche euch euren Völkern entführt? oder verließet ihr uns aus eigenem Antriebe? Nein, ihr kennet zu gut unſern Eifer und unſere Treue, um uns eine ſo große Betrübnis verurſachen zu wollen. Es geſchah ohne Zweifel durch die unſeligen Künſte einer Zauberinn, daß wir euch verloren haben.“

Während der Veſyr und die übrigen Unterthanen Rüsvanſchads ſich dem Schmerze hingaben, war dieſer glückliche Fürſt auf dem Gipfel der Freude in der Inſel Scheheriſtan, wohin er auf Scheheriſtani's Befehl war entrückt worden.

Nachdem dieſe Prinzeſſinn als Königinn ausgerufen worden, hatte ſie ſich den Staatsgeſchäften gewidmet, und war in den erſten Tagen ihrer Regierung nur mit der Sorge für ihre Herrſchaft beſchäftigt: in der Folge aber, da ſie fühlte, daß ſie ſtäts den König von China liebte und auch mit ſeiner Treue zufrieden war, hatte ſie endlich beſchloſſen, ihr ihm gegebenes Wort zu halten. In dieſer Abſicht ließ ſie ihn durch einen ihrer Geiſter entführen, welcher ihn ihr in ihr Zimmer brachte.

„Ah, göttliche Fürſtinn,“ rief Rüsvanſchad aus, ſobald er die Königinn von Scheheriſtan erblickte, „es iſt mir alſo vergönnt, euch wiederzuſehen? Ach, ich wagte ſchon nicht mehr, mich mit einer ſo reizenden Hoffnung zu ſchmeicheln: ich fürchtete, ihr hättet mein vergeſſen.“

„Nein, mein Fürſt,“ antwortete Scheheriſtani, „die Abweſenheit bringt auf die Geiſter nicht dieſelbe Wirkung hervor, wie auf die Menſchen, ſie vermag nicht, unſere Beſtändigkeit zu erſchüttern.“

„Sie hat auch nicht die meinige geſchwächt,“ erwiederte der König von China; „obwohl nur ein Menſch, bin ich jedoch eben ſo beſtändig, wie die Geiſter. Ah! meine Königinn,“ fuhr er mit einem

Seufzer fort, „wie lang iſt mir die Zeit erſchienen, welche uns getrennt hat! und welche Ungeduld empfand ich, euch wieder vor meinen Augen zu ſehen!“

„Herr,“ ſagte die Prinzeſſinn, „ich bin mit euch zufrieden; und weil eure Zärtlichkeit ſich nicht verläugnet hat, ſo will ich heute noch das euch gegebene Verſprechen erfüllen: wir wollen nunmehr unſer Schickſal vereinen.“

Sieben und zwanzigſter Tag.

Der junge König von China dankte Scheheriſtani für ihre Güte, und ſchwur ihr ewige Liebe.

Darnach verſammelten ſich, auf Befehl der Königinn, alle Großen des Reichs und des Volks vor dem Palaſt, und ſie ſprach zu ihnen:

„Höret mich, ihr großen und kleinen Geiſter: da ihr euch alle durch einen Eid verpflichtet, mir zu gehorchen, als ihr, nach dem Tode meines Vaters Menutſcher, mich mit der unumſchränkten Macht bekleidet habt, ſo erkläre ich euch gegenwärtig, daß ich mich dem Könige Rüsvanſchad vermählen will, und ich befehle euch, ihn als euern Herrn zu betrachten.“

Zu gleicher Zeit ließ ſie ihn vortreten, und zeigte ihn allen.

Alle Geiſter wünſchten der Königinn Glück zu ihrer Wahl; und obwohl der König von China nur ein Menſch war, ſo unterließen ſie jedoch nicht, — ſo ſehr liebten ſie ihre Fürſtinn, — ihn als König von Scheheriſtan zu krönen.

Als die Krönungsfeierlichkeit beendigt war, arbeitete man an den Vorbereitungen zur Vermählung. Aber ehe ſie vollzogen wurde, ſprach Scheheriſtani zu Rüsvanſchad:

„Herr, ihr müßt mir zuvor noch eins verſprechen. Ich fordere dieſes Verſprechen von euch nur wegen unſers gemeinſamen Glücks; aber es iſt durchaus nöthig, daß ihr es mir ableget, und daß ihr es durchaus haltet; denn ſollte es euch unglücklicherweiſe begegnen, daß ihr es brächet, ſo würden wir allebeide ſehr zu beklagen ſein.“

„Ah, meine Herrinn, ich bitte euch,“ unterbrach ſie der König von China, „laßt mich nicht zu lange in Ungewisheit ſchweben: ſaget mir, was ich euch verſprechen muß; ihr dürfet nur reden, ich bin bereit, alles zu thun, was euch beliebt.“

„Was ich von euch erwarte,“ fuhr die Königinn fort, „iſt eine mühſame Anſtrengung, deren ich euch nicht fähig fürchte. Da ich ein Geiſt bin, ihr aber ein Kind Adams, ſo haben wir verſchiedene Eigenheiten. Wir Geiſter handeln anders, als die Menſchen, wir haben unſere beſonderen Geſetze und Gewohnheiten: mit Einem Worte, wir können nicht lange beiſammen leben, wenn ihr nicht eine blinde Willfährigkeit für mich habt."

„Ei wie! meine Herrinn," ſagte Rüsvanſchad, „beſteht darin die ſchwierige Anſtrengung, deren ihr mich nicht fähig wähnet? Heget eine beſſere Meinung von den Menſchen, oder vielmehr von euch ſelber. Glaubet, daß ihr ſtäts über mich eine unbeſchränkte Herrſchaft haben werdet, und daß ich nie einen andern Willen haben werde, als den eurigen."

„Wohlan," fuhr die Prinzeſſinn fort, „ihr verſprecht mir alſo, daß, wenn ich vor euch irgend eine Handlung begehe, welche euch misfällt, ihr euch wohl hüten wollet, ſie zu tadeln und mir zum Vorwurfe zu machen?"

„Ja, meine Königinn," rief er aus, „weit entfernt, eure Handlungen zu tadeln, ſchwöre ich vielmehr, daß ich ſie alle billigen will. Ich werde mein ganzes Leben lang eben ſo viel Willfährigkeit als Liebe für euch haben, und ihr könntet nicht daran zweifeln, ohne mich tödtlich zu beleidigen."

„Das iſt genug," ſagte Scheheriſtani, „ich verlaße mich auf dieſen Eidſchwur, und ich hoffe, daß ihr ſtillſchweigen werdet, was ich auch in eurer Gegenwart vornehmen mag. Uebrigens denket nicht, daß ich von euch eine unſtatthafte Willfährigkeit fordere. Die Geiſter thun nichts ohne Grund. Wenn ihr mich alſo manchmal Handlungen vornehmen ſeht, welche euch eben nicht vernünftig vorkommen, ſo ſaget bei euch ſelber: „ſie handelt ſo nicht ohne Grund."

Nachdem der König von China von neuem gelobt hatte, daß er über alles was die Königinn irgend vornehmen möchte, durchaus nichts zu ſagen haben würde, dachte man nur noch an die Vermählung.

Die Königinn ließ Rüsvanſchad einen goldenen Thron beſteigen, und ſetzte ſich dann neben ihn. Alle Großen ſtellten ſich vor ihnen, und alle Frauen der Königinn traten zu beiden Seiten des Throns. Die Großen brachten dem König ihre Huldigungen und Ehrfurchtsbezeugungen dar, und begingen eine den Geſchöpfen ihrer Art eigenthümliche Feierlichkeit. Hierauf feierte das Volk dieſe Vermählung mit dreitägigen Freudenfeſten.

Der König von China, entzückt von ſeinem Glücke, war nur darauf bedacht, der Fürſtinn zu gefallen, er widmete alle ſeine Augenblicke den Spielen und Vergnügungen, und verlor für einige Zeit das Andenken an China.

Ein Jahr nach der Hochzeit genas Scheheriſtani eines jungen Prinzen, ſchöner als der Tag. Alle Geiſter ſtellten neue Freudenfeſte darüber an; und der König, entzückt einen Sohn von der reizenden Fürſtinn zu haben, hörte nicht auf, dem Himmel Dank dafür zu ſagen.

Er war gerade auf der Jagd, als er dieſe glückliche Neuigkeit vernahm. Er begab ſich eilig nach dem Palaſt, um das Kind zu ſehen, welches die Mutter bei einem großen Feuer in ihren Armen hielt. Rüsvanſchad nahm den kleinen Prinzen, und nachdem er ihn mit großer Behutſamkeit geküßt hatte, um ihm nicht wehe zu thun, gab er ihn der Königinn wieder. Dieſe aber warf ihn ins Feuer: und ſogleich — o erſtaunliches Wunder! — verſchwand das Feuer mit dem neugebornen Kinde.

Acht und zwanzigſter Tag.

Dieſes wunderbare Schauſpiel war nicht minder empörend für den König; aber welchen Schmerz er auch über den Verluſt ſeines Sohnes empfand, doch erinnerte er ſich des Verſprechens, welches er der Königinn gegeben hatte. Er würgte ſein Leid hinunter, ſchwieg ſtill, und zog ſich in ſein Zimmer zurück, wo er in Thränen ausbrach, und ſagte:

„Bin ich nicht recht unglücklich! der Himmel gewährt mir einen Sohn, und ich ſehe ihn von ſeiner eigenen Mutter in die Flammen werfen, ja, es iſt mir ſelbſt verboten, eine ſo grauſame Handlung zu tadeln! O unnatürliche Mutter! o unmenſchliche! — Aber ich will ſchweigen,“ fügte er hinzu, indem er ſich wieder faßte, „ich könnte die Königinn beleidigen, wenn ich ihr meine Betrübnis bezeugte. Ich will mich zwingen, und anſtatt mich gegen eine ſo ſchreckliche Handlung zu empören, will ich ſagen und wirklich glauben, daß die Fürſtinn nicht ohne Grund alſo handelt.“

Der König ſagte alſo nichts hierüber zu Scheheriſtani, wie große Luſt er auch hatte, ihr den Tod ſeines Sohnes vorzuwerfen.

Ein Jahr darnach brachte ſie eine Prinzeſſinn zur Welt, noch ſchöner als der Prinz. Sie wurde Balkis genannt. Alle Geiſter der Inſel unterließen nicht, auch ihre Geburt durch dreitägige Freudenfeſte zu feiern.

Einige Tage nach der Niederkunft der Königinn, ſah man eine große weiße Hündinn mit aufgeſperrtem Rachen in den Palaſt kommen. Als Scheheriſtani ſie erblickte, lockte ſie dieſelbe heran, und ſagte zu ihr:

„Da, nimm dieß kleine Mädchen mit ihrer Wiege.“

Sogleich näherte ſich die Hündinn der Wiege, nahm ſie ins Maul und entſprang damit.

Der Schmerz des Königs bei dieſem Schauſpiele würde ſchwerlich auszudrücken ſein. Welche Willfährigkeit er auch der Königinn geſchworen hatte, doch fehlte nicht viel, daß er ihr tauſend harte und unangenehme Dinge ſagte; er mußte ſich entfernen, um nicht loszubrechen. Er verſchloß ſich in ſeinem Zimmer, wo er ſich das Andenken des kläglichen Schickſals ſeines Sohnes zurückrief, und erſchüttert von dem, was er ſo eben geſehen hatte, ausrief:

„Scheheriſtani! O unmenſchliche, kannſt du ſo mit deinen eigenen Kindern umgehen? Wahrlich, wenn die Geiſter es ſich zum Vergnügen machen, ſo widernatürliche Handlungen zu begehen, ſo mögen ſie aufhören, die Vorzüge ihrer Gattung zu rühmen. Ich verabſcheue ihre Gewohnheiten und ihre Geſetze: die der Menſchen ſind viel vernünftiger. „Aber," hat die Königinn zu mir geſagt, „die Geiſter thun nichts ohne Grund, und wenn ich einmal etwas thue, das euch empört, ſo ſaget bei euch ſelber: ſie handelt alſo nicht ohne Grund." Wohlan! wie könnte es zugehen, daß ſie hier nicht Unrecht hätte? Ha! ich durchdringe das Geheimnis, ich ſehe den Grund meines Unglücks. Die Geſetze der Geiſter fordern ohne Zweifel, daß, wenn ſie ſich mit den Menſchen verheiraten, ſie die Kinder umbringen, welche aus dieſer Ehe geboren werden. Das iſt die Triebfeder dieſes Betragens, welches mich empört. O! grauſame Fürſtinn, wähnet ihr, daß ich mich eurer ganzen Willkür hingeben könnte? Nein, trotz der Zärtlichkeit, welche ich für euch hege, iſt es mir doch unmöglich, mich an eure unmenſchlichen Geſetze zu gewöhnen."

Obwohl Rüsvanſchad über den Verluſt ſeiner Kinder innigſt betrübt war, doch hatte er ſo viel Gewalt über ſich, um der Königinn nichts darüber zu ſagen; aber der Aufenthalt auf der Inſel Scheheriſtan ward ihm unerträglich, und er beſchloß, nach China heimzukehren.

„Königinn,“ ſagte er eines Tages zu Scheheriſtani, „ich möchte wohl mein Königreich China einmal wiederſehen; erlaubet, daß ich wieder zu meinen Völkern gehe, welche ſeit langer Zeit Gelübde für meine Heimkehr thun.“

„Nun wohl,“ antwortete die Königinn, „ich willige ein, daß ihr ihnen dieſe Genugthuung gewähret. Ueberdieß iſt eure Gegenwart ſehr nothwendig in euren Staaten; ich weiß, daß die Mongolen ein großes Kriegsheer gegen euch rüſten. Eilet hin, euer Reich zu vertheidigen. Wie beherzt eure Unterthanen auch ſeien, doch werden ſie noch viel beſſer fechten, wann ſie euch an ihrer Spitze haben. Ich werde dafür ſorgen, wieder zu euch zu kommen.“

Nach dieſen Worten, rief ſie einen Geiſt herbei, und ſagte zu ihm:

„Bringe ſogleich den König nach ſeinem Palaſt in China.“

Der Geiſt gehorchte auf der Stelle, und Rüsvanſchad befand ſich alsbald in ſeinem Palaſte.

Als Müeßin ihn wiederſah, war er außer ſich vor Freuden; er warf ſich vor ihm mit dem Antlitz auf den Boden, und ſagte zu ihm:

„Ach, Herr, der Himmel hat alſo meine Wünſche erhört, er giebt euch euren Völkern wieder. Ich habe in eurer Abweſenheit eure Staaten regiert, und eure Unterthanen, an eurer Rückkunft verzweifelnd, haben mich auf den Thron erhoben: aber ich ſehe nun meinen König und Herrn wieder. Er beſteige wieder den Thron, welchen ein Sklave nur allzu lange eingenommen hat.“

Der König erzählte dem Veſyr alles, was ihm begegnet war; und dieſer Miniſter war darüber höchſt erſtaunt.

Unterdeſſen zogen die Mongolen mit anſehnlicher Macht gegen China heran. Sie waren ſogar ſchon in dieſes Königreich eingedrungen, und verſprachen ſich nichts weniger, als die gänzliche Eroberung deſſelben. Auf die Nachricht von ihrem Anmarſche, verſammelte Rüsvanſchad ſo viel Truppen, als ihm möglich war, und ging ſeinen Feinden entgegen.

Er traf ſie auf einer weiten Ebene, wo ihnen nichts mangelte. Er lagerte ſich in ihrer Nähe, und alsbald ſah man Lebensmittel aller Art in großem Ueberfluß ankommen, beſonders Zwieback, Früchte, Zuckerwerk, mit einer Unzahl von Schläuchen voll Weins und anderer Getränke. Dieſe Vorräthe kamen auf Kameelen und Maulthieren, und ein Veſyr Rüsvanſchads führte ſie ins Lager. Dieſer Miniſter hieß Wely. Als er aber mit dieſen Lebensmitteln auf der

Ebene anlangte, erſchien die Fürſtinn Scheheriſtani in Begleitung mehrerer Geiſter, welche die Kameele entluden, das Gebäck und die Früchte zerſtampften und zerſtreuten, die Schläuche durchbohrten, kurz alles zerſtückten und verſchütteten, ſo daß nichts übrig blieb, das gegeſſen oder getrunken werden konnte.

Neun und zwanzigſter Tag.

Wely war ſehr erſtaunt, ſeine Lebensmittel in ſolchem Zuſtande zu ſehen. Aber die Fürſtinn ſagte zu ihm:

„Geh hin und ſage dem König, es ſei die Königinn ſeine Gemahlinn, die alle dieſe Unordnung angerichtet hat.“

Wely ſäumte nicht, er begab ſich eilig in das Zelt Rüsvanſchads, und ſagte zu ihm:

„Herr, jetzt iſt euer Kriegsheer ohne Lebensmittel.“ Zu gleicher Zeit erzählte er ihm alles, was die Königinn ſo eben gethan hatte.

Dieß brachte den König zur Verzweiflung. Der Mord ſeiner Kinder ſchien ihm eher zu entſchuldigen, als dieſe letzte Handlung.

Er war noch ganz außer ſich ſelbſt darüber, als er die Fürſtinn ankommen ſah. Da ſagte er zu ihr:

„Königinn, nicht länger kann ich ſchweigen; ihr habt meine Geduld aufs äußerſte gebracht: ihr habt meinen Sohn ins Feuer geworfen, ihr habt meine Tochter einer Hündinn hingegeben. Welches Leid dieſes mir auch verurſachte, ſo habe ich gegen euch doch nichts darüber geäußert, ich habe meinen Schmerz hinunter gewürgt. Aber was ihr jetzt eben gethan habt, kann nur ein Angriff auf mein eigenes Leben, auf meinen Ruhm ſein, und es iſt mir unmöglich, mich nicht über euch zu beklagen. Ha, undankbare, wie vergeltet ihr meine Zärtlichkeit! Was iſt eure Abſicht? Jetzt iſt mein Heer von allen Mundvorräthen entblößt: was ſoll daraus werden? Redet! Und was ſoll aus mir ſelber werden? Ihr wollt ohne Zweifel, daß ich, ohne Kampf, meinen Feinden in die Hände falle. Iſt das zu ertragen?"

„Herr," antwortete die Königinn, „ihr hättet beſſer gethan, auch dießmal zu ſchweigen, als ſo zur Unzeit das Stillſchweigen zu brechen; da ihr nun aber einmal geſprochen habt, und das Uebel unheilbar iſt, ſo ſei es darum: es wäre unnütz, noch Mittel aufzuſuchen, um das von mir befürchtete Unglück abzuwenden, nachdem es eingetroffen iſt. Ach! unvorſichtiger und ſchwacher Fürſt, warum habt ihr eure Zunge nicht zurückhalten können? Wißt ihr denn wohl, was dieſes Feuer war, dem ich euern Sohn überlieferte? Es war ein kundiger Salamander, dem ich die Erziehung des jungen Prinzen anvertraute. Und die Hündinn, welche ihr geſehen habt, iſt eine Fee, welche es freundlich übernommen hat, eure Tochter in allen einer Prinzeſſinn zukommenden Wiſſenſchaften zu unterrichten. Der Salamander und die Fee entſprechen meiner Erwartung, ſie erziehen den Prinzen und ſeine Schweſter auf eine bewundernswürdige Weiſe. Ihr ſollt auf der Stelle ſelber darüber urtheilen. — Hola, Wachen," fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu ihrem Geiſtergefolge wandte, „laßt meinen Sohn und meine Tochter im Augenblick hieher kommen."

Kaum hatte die Prinzeſſinn von China dieſe Worte ausgeſprochen, als der Prinz von Scheheriſtan und ſeine Schweſter Balkis in Rüsvanſchads Zelt traten: aber nur der König allein ſah ſie, allen übrigen, die gegenwärtig waren, blieben ſie unſichtbar.

Der König von China war, ungeachtet der Lage, worin er durch die Vernichtung ſeiner Vorräthe verſetzt war, außer ſich vor Freuden, als er ſeine Kinder erblickte. Er umarmte ſie, eins nach dem andern, mit dem Entzücken, welches nur ein Vater zu empfinden vermag.

Während dieſer Zeit fuhr Scheheriſtani in ihrer Rede fort, und ſagte:

„Herr, ich muß euch nunmehr auch kund thun, warum ich eure Lebensmittel zerſtört habe. Der König der Mongolen will das Licht eures Lebens auslöſchen, und das Reich von China unter ſeine Botmäßigkeit bringen. Um deſto ſicherer dazu zu gelangen, hat er durch eine anſehnliche Summe die Treue Wely's beſtochen. Dieſer treuloſe Miniſter hat ſich für hunderttauſend Goldſtücke verpflichtet, euer Kriegsheer und euch ſelber durch Gift umzubringen. Da ihr ihm die Beſorgung der Lebensmittel übertragen habt, ſo hat er in das Gebäck und in den Wein ein Gift miſchen laßen, welches augenblicklich wirkt. Demnach würden alle eure Offiziere und Hauptleute das Leben verloren haben, wenn ich dieſe Vorräthe nicht verderbt hätte. Ihr möchtet vielleicht nicht glauben, was ich euch hier ſage; aber ihr könnt euch leicht davon überzeugen. Laßt den Veſyr kommen und in eurer Gegenwart ein Stück von dieſem Zwieback eſſen, und ihr werdet ſehen, was geſchieht."

Der König war erſchüttert bei dieſen Worten. Er ließ den Wely rufen; und als dieſer Miniſter gekommen war, ſagte der Fürſt:

„Man gehe hin und hole einige Ueberbleibſel von den zerſtörten Lebensmitteln."

Man brachte ihm eine Schachtel mit eingemachten Früchten, welche noch ganz war und auf welcher das Siegel des Veſyrs ſtand. Der König ließ die Schachtel öffnen, und befahl dem Verräther, davon zu eſſen.

„Herr,“ ſagte Wely, „ich habe gegenwärtig keine Eßluſt; aber ſobald ich Hunger habe, werde ich davon eſſen.“

„Wenn du nicht auf der Stelle davon iſſeſt,“ verſetzte der Fürſt, „ſo laße ich dir den Kopf abhauen.“ Als nun der Veſyr ſah, daß er dem Tode nicht entgehen konnte, ſo zog er vor, zu gehorchen. Er nahm einige Stücke von dem Eingemachten zu ſich, und auf der Stelle fiel er todt nieder, in Gegenwart aller, die im Zelte waren.

„Herr,“ ſagte hierauf die Königinn zu Rüsvanſchad, „ihr zweifelt nun nicht mehr an der Verrätherei eures Veſyrs, und ſeid auch ohne Zweifel überzeugt, daß die Geiſter nichts ohne Grund thun.“

„Ja, meine Herrinn,“ ſagte der König, „ich geſtehe, ich habe Unrecht, das von euch mir auferlegte Geſetz nicht genau beobachtet zu haben; aber ich bin nicht ohne Unruhe. Mein Kriegesheer iſt nun ohne Lebensmittel, und der Hunger wird thun, was das Gift thun ſollte.“

„Nein, nein,“ ſagte die Fürſtinn, „an Lebensmitteln ſoll es euch nicht fehlen: ihr werdet morgen mehr davon haben, als ihr bedürfet; denn dieſe Nacht noch werdet ihr eure Feinde angreifen, ſie alle in Stücken hauen, euch ihrer Vorräthe bemeiſtern, und dann ſiegreich nach eurer Hauptſtadt zurückkehren.“

Was die Königinn ſagte, bewährte ſich. Mitten in der Nacht ſtellte dieſe Fürſtinn mit allen Geiſtern in ihrem Gefolge ſich an die Spitze der Chineſen, und überfiel die Mongolen, welche anfangs einigen Widerſtand thun wollten, aber bald alle niedergeſtreckt wurden. Die Geiſter und die Chineſen machten ein ſo ſchreckliches Gemetzel unter ihnen, daß der König der Mongolen, der ſelber anführte, kaum ſich retten konnte.

Am folgenden Morgen, als der Tag anbrach, ſah man die ganze Ebene mit Leichen beſtreuet, und Rüsvanſchad war über dieſen Sieg um ſo vergnügter, als er ihm nur wenige Leute koſtete. Sein Heer machte eine reiche Beute. Alles Gepäck der Mongolen aber ſo wie ihre Lebensmittel, die in Ueberfluß vorhanden waren, fielen den Siegern in die Hände.

Hierauf ſagte Scheheriſtani zu dem Könige ihrem Gemahle:

„Da liegen nun alle eure Feinde im Staube; der Krieg iſt beendigt. Ihr könnt nun wieder heimkehren, und in euerm Palaſte ruhig leben. Ich aber verlaße euch jetzo, wir müſſen für immer uns trennen. Ihr werdet mich nicht wiederſehen, und auch ich werde eures Anblicks beraubt bleiben. Es iſt eure Schuld, mein theurer Fürſt: warum habt ihr nicht euer mir gegebenes Verſprechen gehalten?“

„Ach, gerechter Himmel!“ rief der König bei dieſen Worten aus, „was muß ich hören? Um Gottes willen, theure Gattinn, gebet dieſes trübſelige Vorhaben auf. Ich bereue es, euch nicht Wort gehalten zu haben: würdiget mich der Verzeihung. Ich betheure euch, daß ihr euch fortan nicht mehr über mich beklagen ſollt. Was ihr auch immer thun möget, ſeid verſichert, ich werde mich wohl hüten, es zu misbilligen.“

„Dieſer Schwur iſt überflüſſig,“ ſagte die Fürſtinn; „unſere Geſetze gebieten mir, mich von euch zu entfernen. Laßet ab, mich zurückhalten zu wollen: ach! wenn es von mir abhinge, euch zu verzeihen, ich würde nicht unerbittlich ſein. — Lebet wohl, theurer Fürſt,“ fügte ſie weinend hinzu, „ihr verlieret eure Kinder und ihre Mutter. Vergebens werdet ihr wünſchen, ſie wiederzuſehen, ſie werden ſich nicht mehr euren Augen darbieten.“

Indem ſie dieſes ſagte, verſchwand ſie, und mit ihr der Prinz von Scheheriſtan und die Prinzeſſinn Balkis.

Dreißigſter Tag.

Welchen innigen Schmerz empfand der König, als er ſo theure Gegenſtände verlor! Es iſt unmöglich, ihn auszudrücken. Und wenn er die Schlacht verloren hätte und den Mongolen in die Hände gefallen wäre, er würde nicht ſo betrübt geweſen ſein. Er zerfleiſchte ſich das Geſicht, ſtreute Erde auf ſein Haupt, und machte alle Gebärden eines wahnſinnigen Menſchen.

Er zog endlich mit ſeinem Heere wieder nach ſeiner Hauptſtadt, und ſobald er in ſeinem Palaſt angekommen war, ſagte er zu Müeßin:

„Veſyr, ich überlaße dir die Beſorgung der Staatsgeſchäfte, regiere mein Reich; thu alles, war dir angemeſſen ſcheint: ich aber will hingehen und mein übriges Leben lang meine Kinder beweinen, welche ich durch meine alleinige Unklugheit verloren habe. Ich will niemand ſehen, als dich, und auch dir verſtatte ich die Freiheit mit mir zu reden nur unter der Bedingung, daß du durchaus nicht etwas erwähneſt, was mein Reich betrifft. Du darfſt nur von Schehe-riſtani und meinen Kindern mit mir reden. Mein Kummer ſoll meine einzige Beſchäftigung ſein.“

In der That verſchloß ſich Rüsvanſchad in ſeinen Zimmern, wo niemand, außer Müeßin, Zutritt hatte. Dieſer Miniſter beſuchte ihn täglich. Er ermangelte nicht, dem Fürſten zu gefallen, ſeinem Schmerze zu ſchmeicheln, und er hoffte die Zeit würde ihn vermindern: aber im Gegentheil vermehrte er ſich von Tage zu Tage. Der König verſank in eine tiefe Schwermuth, und verlebte faſt zehn Jahre in dieſem tödtlichen Hinſchmachten. Endlich von ſeinen Leiden überwältigt, ward er krank, und er war dem Tode nahe, als die Königinn plötzlich in ſeinem Zimmer erſchien, und folgende Worte zu ihm ſprach:

„Theurer Gatte, ich komme, eure Leiden zu endigen, und euch das Leben wiederzugeben, welches ihr beinahe ſchon aufgegeben habt. Unſere Geſetze forderten, daß ich, um euern Meineid zu beſtrafen, zehn Jahre von euch getrennt bliebe, ja ſie erlaubten mir ſelbſt nicht, euch je wiederzuſehen, wenn ihr mir nicht dieſe ganze Zeit hindurch treu geblieben wäret: und deshalb glaubte ich, als ich Abſchied nahm, daß ich euch, ohne Wiederkehr, verließe. „Die Kinder Adams," ſagte ich, „ſind einer ſo langen Beſtändigkeit nicht fähig: er wird mich bald aus ſeinem Andenken verwiſcht haben." Dank dem Himmel, ich habe mich getäuſcht, und ich ſehe, daß die Menſchen auch beſtändig lieben können. — Ich komme alſo wieder zu euch, mein Gemahl," fügte ſie hinzu, „und eure Freude zu krönen, werdet ihr auch eure Kinder wiederſehen."

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als der Prinz von Scheheriſtan und die Prinzeſſinn Balkis hereintraten, und ſich Rüsvanſchad zeigten, der davon entzückt war. Eben ſo zärtlicher Vater, als treuer Gatte, war er von den ſüßeſten Rührungen bewegt, welche das Blut und die Liebe einflößen können.

Seine Geſundheit war in kurzer Zeit wiederhergeſtellt. Aeltern und Kinder verlebten fortan eine lange Reihe glücklicher Jahre; und endlich nach dem Tode des Königs und der Königinn, nahm der Prinz Scheheriſtan Beſitz von dem Königreiche China, und die Prinzeſſinn Balkis begab ſich nach der Inſel Scheheriſtan, welche ſie beherrſchte, bis ſie die Gemahlinn des großen Propheten Salomon ward.“

Als die Amme der Farrúchnas die Erzählung dieſer Geſchichte vollendet hatte, erhuben die Frauen der Prinzeſſinn, welche die Abenteuer von Geiſtern und Bezauberungen liebten, ſie über die Geſchichte Abulkaſems; alle die übrigen waren entgegengeſetzter Meinung und behaupteten die Geſchichte des jungen Mannes von Basra wäre anziehender.

„Ich für mein Theil,“ ſprach Farrúchnas, „ich tadle den König von China ſehr, daß er ſein an Scheheriſtani gegebenes Verſprechen nicht gehalten hat, da ſie ihm doch geſagt hatte, daß die Geiſter nichts ohne Grund thäten: das bewähret wohl, daß die Männer nicht Sklaven ihres Wortes ſind.“

„Gebieterinn,“ hub Sútlúmeme wieder an, „es giebt wohl welche, die es auch auf Koſten ihres Lebens halten würden; wie ich euch durch die Geſchichte Kulufs und der ſchönen Dilara beweiſen wollte, wenn ihr mir erlaubetet, ſie euch zu erzählen.“

„Ich will es gern,“ erwiederte die Prinzeſſinn; „auch bemerke ich wohl, daß alle meine Frauen viel Vergnügen daran finden, dir zuzuhören.“

Hierauf begann die Amme folgendermaßen:

Geſchichte

Kulufs und der ſchönen Dilara.

„Es lebte in Damaſk ein alter Kaufmann, welcher für einen der reichſten ſeiner Genoſſen galt. Er bedauerte es, in allen Theilen der Welt geweſen zu ſein, und ſich tauſend Gefahren ausgeſetzt zu haben, um Reichthümer zu ſammeln, weil er keine Kinder hatte. Er ſparte gleichwohl nichts, um welche zu erhalten; er öffnete ſeine Thüre den Armen, und gab unabläßig den Derwiſchen reiche Almoſen, und forderte ſie auf, Gott für ihn um einen Sohn zu bitten. Er ſtiftete ſelbſt Krankenhäuſer und Klöſter, und ließ Moſcheen erbauen: aber alles war vergeblich. Abdallah konnte nicht Vater werden, und er verlor ſogar die Hoffnung dazu.

Eines Tages ließ er einen Indiſchen Arzt zu ſich kommen, deſſen Geſchicklichkeit man ſehr rühmte. Er lud ihn zu Tiſche, und nachdem er ihn gut bewirthet hatte, ſprach er zu ihm:

„O Doktor, ſchon ſeit langer Zeit wünſche ich mir inbrünſtig einen Sohn.“

„Herr,“ antwortete ihm der Indier, „das iſt eine Gunſt, welche von Gott abhängt. Indeſſen iſt es den Menſchen erlaubt, Mittel anzuwenden, um ſie zu erlangen.“

„Verordnet mir, was ich dazu thun muß,“ verſetzte Abdallah, „und ich verſichere euch, ich will es thun.“

„Erſtlich,“ ſagte der Arzt, „kaufet eine junge Sklavinn, welche groß und ſchlank wie eine Cypreſſe iſt, ein liebliches Geſicht, und volle Wangen und Hüften hat. Zweitens, der Ton ihrer Stimme muß ſüß ſein, ihre Miene ſtäts heiter, und ihre Unterhaltung aufgeweckt. Ferner wünſchte ich, daß ihr beide einander liebtet. Ueberdieß müßt ihr, bevor ihr dieſe Sklavinn erkennet, vierzig Tage lang keuſch ſein, euern Geiſt mit keinen Geſchäften beſchweren, und während dieſer Zeit nur ſchwarzes Hammelfleiſch eſſen und alten Wein trinken. Wenn ihr genau alle dieſe Dinge beobachtet, ſo iſt Grund zu hoffen, daß ihr einen Sohn erhalten werdet.“

Ein und dreißigſter Tag.

Abdallah ermangelte nicht, eine ſolche ſchöne Sklavinn zu kaufen, und indem er alle Vorſchriften des Arztes befolgte, erhielt er in der That einen Sohn von ihr. Um die Geburt dieſes Sohnes zu feiern, welchen er Kuluf nannte, lud Abdallah alle ſeine Freunde zu ſich, gab ihnen ein großes Feſt, und vertheilte reichliche Almoſen, um dem Himmel für die Erfüllung ſeiner Wünſche zu danken.

Kuluf wurde ſorgfältig erzogen, und in dem Maaße, wie er größer ward, erhielt er neuen Unterricht. Er hatte mehrere Lehrmeiſter, welche ihn ſehr geneigt fanden, ihren Unterricht aufzunehmen. Man lehrte ihn die Hebräiſche, Griechiſche, Türkiſche und Indiſche Sprache, und die Schriftzüge aller dieſer Sprachen richtig ſchreiben. Man begnügte ſich nicht, ihn den Koran zu lehren, man ließ ihn auch die Auslegungen deſſelben leſen; er verſtand davon ſelbſt den myſtiſchen Sinn. Er war beſonders in Anſehung der Lehre von der Vorbeſtimmung gründlich unterrichtet. Er kannte auch die Sätze des Widerſpruchs, ſo wie der Zweideutigkeit und der Gewisheit. Man ließ ihn auch nicht unwiſſend in der Geſchichte der Arabiſchen Stämme, der Perſer, und den Jahrbüchern der Könige. Ferner, lernte er die Sittenlehre, Weltweisheit, Arzneikunde und Sternkunde. Er war noch nicht achtzehn Jahr alt, als er ſchon alle dieſe Dinge wußte, welche ich hier genannt habe, und noch mehrere andere. Er war ein guter Dichter und gelehrter Tonkünſtler. Außerdem war er in allen Leibesübungen vollſtändig unterrichtet: mit mehr Geſchicklichkeit und Kraft hat niemals jemand mit dem Bogen geſchoſſen, noch den Säbel und die Lanze geſchwungen. Kurz, er war ein vollkommen ausgebildeter junger Mann.

Welche Genugthuung für einen Vater einen ſolchen Sohn zu haben! Abdallah liebte ihn mehr, als ſein Leben, und konnte keinen Augenblick ohne ihn leben. Indeſſen kam der Tod, der auch die Glücklichen heimſucht, und rief bald den alten Kaufmann ab. Als dieſer ſein Ende nahe ſah, ließ er Kuluf zu Häupten ſeines Bettes ſitzen, und wandte ſeine letzten Augenblicke dazu an, ihm noch weiſe Lehren zu geben.

Nach ſeinem Tode und Leichenbegängniſſe, nahm ſein Sohn Beſitz von allen ſeinen Gütern. Aber dieſer junge Mann war nicht ſobald Herr derſelben, als er anfing, ſie zu verſchwenden. Er ließ einen Palaſt bauen, kaufte ſchöne Sklavinnen, und erwählte ſich mehrere junge Leute zu Genoſſen ſeiner Schwelgereien. Er verbrachte ſeine Tage in Ergötzlichkeiten mit ihnen; die köſtlichſten Speiſen und die beſten Weine wurden bei ihm vergeudet. Da gab es nichts als Feſte, Tänze und Konzerte.

Auf dieſe Weiſe lebte er mehrere Jahre, wie wenn die Quelle ſeiner Vergnügungen unerſchöpflich geweſen wäre. Nichtsdeſtoweniger verzehrte er ſein ganzes Erbe. Er mußte ſeinen Palaſt und ſeine Sklaven verkaufen, und unvermerkt ſah er ſich ohne Habe: zur großen Freude ſeiner Feinde.

Jetzo bereute er ſeine Verſchwendung. Er ging zu allen den jungen Leuten, welche geholfen hatten, ihn zu Grunde zu richten, und ſprach ſie an:

„Meine Freunde, ihr habt mich im Wohlleben geſehen, und gegenwärtig ſehet ihr mich im Elende. Ich nehme meine Zuflucht zu euch, helfet mir mich von meinem Falle erheben; erinnert euch der Erbietungen eurer Dienſte, als ihr an meiner Tafel ſaßet. Ich zweifle nicht, daß ihr von dem Zuſtande gerührt ſeid, in welchem ich mich befinde, und daß ihr einige Anſtrengungen machen werdet, um mich herauszuziehen.“

Auf ſolche Weiſe ſuchte der unglückliche Kuluf die Erkenntlichkeit ſeiner Freunde zu erwecken und ſie zu vermögen, ihm zu helfen. Aber er redete zu tauben Ohren. Die einen ſagten, es thäte ihnen Leid, ihn in einer ſo beklagenswürdigen Lage zu ſehen, und begnügten ſich damit, den Himmel zu bitten, ſich ſeiner zu erbarmen. Die anderen fügten Härte zur Undankbarkeit, ſie verſagten ihm ſelbſt den Troſt, ihn zu beklagen, und wandten ihm den Rücken.

„O ihr falſchen Freunde!“ rief er aus, „wie ſehr beſtraft mich euer hartes und undankbares Verfahren für meine Leichtgläubigkeit mir einzubilden, daß ihr mich wahrhaft liebtet!“

Noch mehr durchdrungen von dem Schmerze, der Narr der falſchen Freundſchaft ſeiner Schwelggenoſſen geweſen zu ſein, als ſein ganzes Vermögen verſchwendet zu haben, entſchloß ſich der Sohn Abdallahs, Damask zu verlaßen, wo er ſo viele Zeugen ſeines Unglücks hatte. Er nahm ſeinen Weg nach dem Lande der Keraïten,*) und begab ſich nach Karakorom,**) wo damals Kabal-Chan herrſchte.

Hier nahm er Herberge in einer Karavanſerei, wo er ſich für ſein noch übriges Geld einen Rock und Turban von Indiſcher Leinwand machen ließ. Er brachte ganze Tage hin, ſich in der Stadt umzuſehen.

---

*) Kerit oder Karit heißt ein Stamm der Mogolen oder öſtlichſten Tataren, zunächſt an Chatai oder China, der aus Neſtorianiſchen Chriſten beſtand und deren König zugleich Prieſter und verheiratet war, und in der Chaldäiſchen Landesſprache König Johann (von den Portugieſen Prieſter Johann) genannt, und von Dſchengis-chan 1202 ſeines Reichs beraubt wurde. H.

**) Karakoram, von Dſchengis-Chans Sohn Oktai Kaan, in Chatai erbaut und Siß des vierten Mogoliſchen Kaiſers, Mangu-Kaans, Dſchengis-Chans Enkels. H.

Er ging auf die Märkte, in die Gärten, alles Merkwürdige dort zu beſchauen; und wenn die Nacht herannahte, kehrte er nach ſeiner Karavanſerei zurück. Eines Tages hörte er, daß der König der Keraïten ſich zu einem Feldzuge rüſtete; daß zwei benachbarte Könige, welche ihm jährlich eine anſehnliche Abgabe entrichteten, dieſelbe nicht mehr bezahlen wollten, ſich verbündet und ſchon Truppen auf die Beine gebracht hätten, um ſich dem Kabal-Chan zu widerſetzen, wenn er es unternähme, in ihre Länder einzudringen.

Als Kuluf dieſe Neuigkeit vernommen hatte, ging er hin, und bot dem Könige ſeine Dienſte an, der ihm auch eine Stelle in ſeinem Kriegsheere gab. Der junge Mann zeichnete ſich in dieſem Kriege durch Heldenthaten aus, welche ihm die Bewunderung der Gemeinen, die Achtung der Anführer, und die Gunſt des Prinzen Mirdſchehan, Sohns des Königs der Keraïten, erwarben. Dabei hatte es noch nicht ſein Bewenden. Da, nach dem Beiſpiele dieſer beiden Könige, ſich noch andere zinspflichtige Fürſten auflehnten, ſo war Kabal-Chan genöthigt, ſein Heer gegen dieſe neuen Feinde zu wenden, welche er ebenfalls dahin brachte, um Frieden zu bitten. Der Sohn Abdallahs bewies auch hier, bei allen Gelegenheiten worin er ſich auszeichnen konnte, ſo viel Muth, daß Mirdſchehan ihn um ſich haben wollte.

Kuluf gewann bald die Freundſchaft dieſes Prinzen, welcher täglich neue Verdienſte in ihm entdeckte, und ihn mit ſeinem Vertrauen ehrte.

Bald darnach ſtarb Kabal=Chan. Der Prinz ſein Sohn war ſein Nachfolger, und kaum war dieſer auf dem Throne, als er den Sohn des Abdallah mit Wohlthaten überhäufte, und ihn zu ſeinem Günſtlinge machte.

Als Kuluf ſeine Umſtände ſo gänzlich verändert ſah, daß er niemals glücklicher geweſen, ſagte er bei ſich ſelber:

„Wohl müſſen alle Ereigniſſe unſers Lebens im Himmel vorgezeichnet ſein. Als ich zu Damask in Vergnügungen lebte, hatte es da wohl den Anſchein, daß ich jemals in Elend verſinken könnte? Und als ich nach Karakorom kam, konnte ich vernünftigerweiſe wohl hoffen, daß ich jemals würde, was ich jetzo bin? Nein, nein, alle unſere Glücksfälle und Unfälle könnten uns ſonſt nicht begegnen. Laßt uns alſo nach unſerm Gefallen leben, und das Schickſal erwarten, das wir nicht vermeiden können.“

So dachte der Sohn Abdallahs, und überließ ſich, im Dienſte des Fürſten, ohne Zwang ſeinem Hange.

Eines Tages, als er aus dem Palaſte trat, begegnete er einer alten Frau, unter einem Schleier von Indiſcher Leinwand, mit ſeidenen Bändern gebunden. Sie trug ein dickes Halsband von Perlen, einen Stock in der Hand, und fünf ebenfalls verſchleierte Sklavinnen begleiteten ſie. Er näherte ſich der Alten, und fragte ſie, ob dieſe Sklavinnen zu verkaufen wären.

„Ja,“ ſagte die Alte.

Er hub ſogleich ihre Schleier auf, und ſah, daß die Sklavinnen jung und ſchön waren; vor allen fand er eine ſehr reizend.

„Verkaufet mir dieſe hier,“ ſagte er zu der Alten, „ſie gefällt mir.“

„Nein,“ antwortete ſie, „die kann ich euch nicht verkaufen. Ihr ſcheint mir ein feiner Herr, ihr müßt eine ſchönere haben. Ich habe noch andere in meinem Hauſe. Da ſind Türkiſche, Griechiſche, Slavoniſche, Joniſche, Aethiopiſche, Deutſche, Kaſchemiriſche, Chineſiſche, Armeniſche und Georgiſche Mädchen. Ich will ſie euch alle vorſtellen, und ihr könnet nehmen, welche euch am beßten gefällt; ihr dürft mir nur folgen.“

Mit dieſen Worten ging ſie vor Kuluf her, der ihr folgte.

Als ſie vor einer Moſchee waren, ſagte die Alte zu ihm:

„O junger Mann, erwartet mich hier einen Augenblick, ich komme ſogleich wieder.“

Er wartete faſt eine Stunde, und er fing ſchon an ungeduldig zu werden, da erſchien ſie mit einem

Mädchen, welche ein Päckchen trug. In demſelben war ein Schleier und ein Frauenoberrock, womit die Alte den Kuluf bekleiden wollte, indem ſie ſagte:

„Herr, wir ſind Leute von Ehre und von gutem Hauſe; es wäre nicht wohlanſtändig, einen Fremdling bei uns zu empfangen.“

„Gute Mutter,“ antwortete er ihr, „ihr dürft nur befehlen, ich thue alles, was ihr wollt.“

Er zog alſo den Oberrock an und warf den Schleier über den Kopf. Hierauf folgte er der Alten, welche ihn in ein ihm unbekanntes Stadtviertel führte. Sie traten in ein großes Haus, oder vielmehr in einen Palaſt; denn alles, was ſich hier den Blicken darbot, hatte ein Anſehn von Größe und Pracht. Nachdem ſie einen weiten, mit Jaspismarmor gepflaſterten Hof durchſchritten hatten, gelangten ſie in einen Saal von erſtaunlicher Größe, in deſſen Mitte ein Porphyrbecken voll Waſſer ſtand, worin mehrere kleine Enten ſpielten; ringsumher ſah man Käfige von Golddrath, in welchen tauſenderlei Vögel waren, welche ihr Gezwitſcher hören ließen.

Zwei und dreißigſter Tag.

Während Kuluf dieſe Vögel aufmerkſam betrachtete, nebſt allen den übrigen Dingen, welche dieſen Saal zum ergetzlichſten der Welt machten, trat ein Fräulein herein, welche ſich dem jungen Manne mit lächelnder Miene näherte. Sie machte ihm eine tiefe Verbeugung; und nachdem er ſeinerſeits ſie auch begrüßt hatte, nahm ſie ihn bei der Hand, und bat ihn, ſich auf die Kiſſen von Goldbrokat zu ſetzen, welche auf den Sopha's von denſelben Stoffen lagen. Sobald er ſich geſetzt hatte, nahm ſie ſelber ſich die Mühe, ihm das Geſicht und die Augen mit einem Tuche von dem feinſten Linnen abzutrocknen; und indem ſie ihm dieſen zärtlichen Dienſt erwies, lächelte ſie, und warf ihm ſolche Blicke zu, welche ihn bald außer ſich verſetzten.

Er fand ſie ſehr nach ſeinem Geſchmack, und er war ſchon im Begriff, ſie zu kaufen, als ein anderes Fräulein erſchien, deren blonde Haare in Locken über die nackten Schultern wogten, und die noch viel ſchöner war, als die erſte. Sie näherte ſich mit anmuthigem Weſen dem Sohne Abdallahs, faßte ſeine Hände, küßte ſie, und ſchickte ſich an, ihm die Füße in einem goldenen Becken zu waſchen. Er wollte es nicht zugeben; und getroffen von der Schönheit, womit ſie ausgeſtattet war, ſtand er auf, ſich ihr zu Füßen zu werfen, mit dem Entſchluſſe, bei dieſer zu bleiben.

Aber er ſtand plötzlich unbeweglich und wie ein Mann, der den Gebrauch ſeiner Sinne verloren hatte, denn er erblickte jetzo zwanzig junge Mädchen, immer eine reizender, als die andere. Sie begleiteten eine junge Dame, welche noch ſchöner und reicher gekleidet war, als ſie alle, und ihre Gebieterinn zu ſein ſchien. Kuluf wähnte den Mond umgeben von Sternen zu ſehen; und bei dem Anblick eines ſo hinreißenden Gegenſtandes ſank er in Ohnmacht.

Alle Sklavinnen ſprangen ſogleich ihm zu Hülfe, und nachdem ſie ihn wieder zu ſich ſelbſt gebracht hatten, redete die Dame, welche dieß verurſacht hatte, ihn alſo an:

„Sei willkommen, armer bei den Beinen gefangener Vogel.“

Kuluf küßte den Boden, und ſtieß einen tiefen Seufzer aus. Er mußte ſich auf ein Sopha ſetzen. Man brachte Sorbet in einer goldenen mit Edelſteinen geſchmückten Schale: die Dame trank davon, und bot das Uebrige dem jungen Manne dar. Hierauf ſetzte ſie ſich neben ihn, und da ſie bemerkte, daß er ſo bewegt war, daß er nicht ein Wort hervorbringen konnte, fragte ſie ihn:

„Woher kömmt dieſe Bewegung die dich beunruhigt? Verbanne dieſe düſtere Traurigkeit aus deinen

Augen. Du langweilſt dich ohne Zweifel ſchon bei uns; unſre Geſellſchaft misfällt dir."

„Ah! ſchöne Herrinn," antwortete er, indem er ſie zärtlich anblickte, „höret auf, ich bitte euch, höret auf, mich zu beleidigen. Ihr wiſſet nur zu gut, daß man eure Reize nicht ungeſtraft erblicken kann. Ich bin, ich bekenne es, außer mir ſelber; eine unbegreifliche Unruhe ergreift alle meine Lebensgeiſter."

„Sei denn gutes Muthes," unterbrach ihn die Dame, „und bedenke, daß du hieherkömmſt, dir eine Sklavinn zu kaufen: wir wollen uns jetzt alle zu Tiſche ſetzen, und ich hoffe, daß wir dich ergetzen können."

Indem [illegible]e dieß ſagte, nahm ſie Kuluf bei der Hand, und führte ihn in einen Saal, wo ſie ſich, mit allen den anderen Frauen an einen langen Tiſch ſetzten, auf welchem Körbchen von Sandelholz voll eingekochter Täfelchen und trockener eingemachter Früchte ſtanden: da waren Früchte Manumi, Aepfel Tannuri, Pilau*) Suſina, Laſiſina und Schekerina, und andere Sachen mehr. Nachdem ſie gegeſſen hatten, ſtanden ſie auf. Man brachte ihnen ein goldenes Waſchbecken nebſt Gießkanne. Die Frauen wuſchen ſich die Hände mit Mandelteig von

---

*) mit Fleiſch gekochter Reis. — Die Beinamen bezeichnen vermuthlich Landſchaften.

Kuſa, Seife von Rikka, Dokoa von Bagdad, und Pulver von Aloe=Komari, und nachdem ſie ſich mit Tüchern von roſenrother Seide abgetrocknet hatten, gingen ſie in das Trinkzimmer. Dieſes war ein angenehmes Gemach, geziert mit mehreren Gefäßen voll Balſam, Roſen und anderen duftenden Blumen, welche ein Marmorbecken voll des reinſten Waſſers umgaben. Dieſes Becken diente dazu, den Wein zu erfriſchen, und indem es ſeine Kühle mit den Wohlgerüchen der Blumen vermiſchte, vermehrte es noch die Annehmlichkeit dieſes Zimmers. Alle Frauen boten Kuluf zu trinken, und tranken auch ſelber, dergeſtalt, daß die Geſellſchaft mit etwas erhiztem Haupte in den Saal zurückkehrte.

Hier fingen einige dieſer Frauen an zu tanzen, andere ſpielten die Zither, die Davids=Harfe, genannt Kanun, die Orgel Arganun und die Geige Barbot. Aber wie kunſtreich ſie auch alle dieſe Inſtrumente ſpielten, ſie erreichten doch nicht die Dame, von welcher der Sohn Abdallahs bezaubert war. Dieſe unvergleichliche Schöne wollte nämlich auch zeigen, was ſie könnte, ſie nahm eine Laute,*) und nachdem ſie dieſelbe geſtimmt hatte, ſpielte ſie auf eine hinreißende Weiſe. Darnach ließ ſie ſich eine

---

*) In der Urſchrift: Aûd.

Harfe geben, und ſpielte ſie in der Weiſe Raſte;*) dann brachte man ihr eine Geige, und dieſe ſpielte ſie in der Weiſe Jspahani; darnach nahm ſie eine Schäferflöte und ſpielte ſie in der Weiſe Rihaûi. Kurz, ſie ſpielte ſo die zwölf Weiſen und die vier und zwanzig Arten der Muſik, eine nach der andern. Sie ſang auch, und ihre Stimme gewährte dem verliebten Kuluf nicht minder Vergnügen, als die Kunſt, mit welcher ſie die Inſtrumente geſpielt hatte.

Er war davon ſo entzückt, daß er ſich nicht mehr zu halten wußte, und ausrief:

„Meine Königinn, ihr habt mir den Verſtand geraubt; ich kann dem Entzücken nicht widerſtehen, welches ihr mir einflößet: vergönnet, daß ich eine eurer ſchönen Hände küſſe und mein Haupt zu euren Füßen lege.“

Indem er ſo ſprach, warf dieſer leidenſchaftliche Liebhaber ſich, wie ein unſinniger Menſch, zu Boden, ergriff eine von den Händen der Dame, und küßte ſie inbrünſtig. Aber dieſe liebenswürdige Dame, durch ſeine Dreiſtigkeit beleidigt, ſtieß ihn mit ſtolzer Miene zurück, und ſagte zu ihm:

---

*) Raſte vielleicht von Raſti, der im 10ten Jahrh. die 1001 Nacht in Verſen dichtete. Die folgenden, ſo wie die weiter unten folgenden Namen der Weiſen beziehen ſich auf Oerter: Jspahani die Jspahaniſche, und Rihaûi die von Riha, wie bei den Arabern Jericho heißt, oder von Roha, wie ſie Edeſſa nennen.

„Halt, wer du auch ſeieſt, und überſchreit nicht die Gränzen der Beſcheidenheit: ich bin ein Fräulein von Stande. Vergeblich begehrſt du meinen Beſitz, du vermöchteſt ihn nicht zu erwerben: du wirſt mich nie wiederſehen.“

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich; und alle die anderen Frauen folgten ihrem Beiſpiele und thaten daſſelbe.

Drei und dreißigſter Tag.

Der Sohn Abdallahs, in Verzweiflung, eine der geliebten Dame ſo misfällige Handlung begangen zu haben, blieb in dem Saale zurück, von tauſenderlei Gedanken bewegt.

Da kam die Alte, welche ihn hieher geführt hatte, zu ihm, und ſprach:

„Was habt ihr gethan, junger Mann? Mußtet ihr euch von eurer Leidenſchaft ſo fortreißen laßen? Obgleich ich euch weis machte, daß ich hier Sklavinnen aus allen Völkern hätte, ſo mußtet ihr doch an der Pracht dieſes Hauſes und an der Art, womit man euch aufgenommen hat, wohl erkennen, daß ihr nicht bei einer Sklavenhändlerin wäret. Die Dame, welche ihr beleidigt habt, iſt die Tochter eines der vornehmſten Herren des Hofes: ihr hättet ehrerbietiger ſein ſollen.“

Die Rede der Alten vermehrte nur die Liebe Kulufs ſo wie ſeinen Verdruß, daß er durch ſein zudringliches Entzücken die Schöne genöthigt hatte, ſich zu entfernen.

Er war noch ganz durchdrungen davon, und verzweifelte, ſie wiederzuſehen, als ſie noch ſchöner geſchmückt und in anderen Kleidern wieder in den Saal trat, und alle die anderen Frauen mit ihr. Sie lächelte, als ſie den Sohn Abdallahs traurig und nachdenklich ſah, und ſagte zu ihm:

„Ich glaube, du bereueſt dein Vergehen, und ich will es dir wohl verzeihen, unter der Bedingung, daß du fortan artiger ſein, und mir ſagen wirſt, wer du biſt.“

Da er nichts lieber wünſchte, als ſich mit dieſem reizenden Fräulein zu verſöhnen, ſo ſagte er ihr unbeſchwert, er wäre Kuluf, der Günſtling des Königs.

„Herr,“ ſagte ſie hierauf zu ihm, „ſchon lange kenne ich euch dem Rufe nach, und höre von euch ſehr vortheilhaft reden; ich habe ſelbſt ſchon manchmal gewünſcht, euch zu ſehen, und ich bin erfreut, heute dieſe Genugthuung zu haben. — Wir wollen jetzt unſere Tänze und Konzerte fortſetzen,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu den anderen Frauen wandte, „und alles aufbieten, unſern Gaſt zu ergetzen.“

Alle die Frauen fingen nun wieder an zu tanzen und auf Inſtrumenten zu ſpielen, und dieſe Ergetzlichkeit dauerte bis Abend. Sobald es dunkel ward, zündete man eine überſchwängliche Menge von Wachslichtern an; und bis die Zeit des Abendeſſens kam unterhielt ſich die junge Dame mit dem Sohn Abdallahs. Sie fragte ihn nach Neuigkeiten von dem Könige Mirdſchehan: ob dieſer Fürſt ſchöne Frauen in ſeinem Harem hätte.

„Ja, Herrinn,“ antwortete Kuluf, „er hat Sklavinnen von ſehr großer Schönheit. Er liebt gegenwärtig beſonders eine unter ihnen namens Ghülendam. Sie iſt jung, wohlgebildet, und ich würde ſagen, ſie iſt das ſchönſte Mädchen auf der Welt, wenn ich euch nicht geſehen hätte: aber eure Reize übertreffen die ihrigen, und ſie verdient nicht, mit euch verglichen zu werden.

Dieſe ſchmeichelhaften Worte misfielen nicht Dilara,*) ſo nannte ſich die junge Dame. Sie war die Tochter Boyrüks eines Keraïtiſchen großen Herrn, der damals nicht zu Karakorum war. Mirdſchehan hatte ihn nach Samarkand geſandt, um von ſeiner Seite dem Usbek=Chan zum Antritte ſeiner Regierung in der Tatarei Glück zu wünſchen. So geſchah es, daß Dilara während der Abweſenheit ihres Vaters, ſich zuweilen ein Vergnügen daraus machte, junge Leute in ihr Haus zu ziehen, bloß um ſich mit ihnen zu beluſtigen; denn ſobald ſie die Achtung aus den Augen ſetzen wollten, wußte ſie wohl ihre Zudringlichkeit zurückzuweiſen.

---

*) d. h. Ruhe des Herzens.

Sie war alſo ſehr erfreut von Kuluf zu vernehmen, ſie wäre ſchöner, als die Geliebte des Königs. Bei dem Abendeſſen ſagte ſie tauſend anmuthige Sachen, und vollendete durch ihren Geiſt ihrem Gaſt all die Liebe einzuflößen, deren er irgend fähig war. Er ſeinerſeits unterließ auch nicht, während des Mahles ſeinen Geiſt zu zeigen. Erhitzt von dem Anblick und der Fröhlichkeit des Fräuleins, entſprühten ihm von Zeit zu Zeit ſehr ergetzliche Einfälle.

Als es Zeit war, nach Hauſe zu gehen, warf er ſich vor Dilara nieder, und ſprach zu ihr:

„Und wenn ich hundert Jahre hier bliebe, ſo würde ich bei euch immer nur erſt einen Augenblick zu ſein wähnen: aber wie groß auch mein Vergnügen bei eurer Unterhaltung ſei, dennoch muß ich euch verlaßen und euch ausruhen laßen. Morgen, wenn ihr es mir wohl erlauben wollt, komme ich wieder.“

„Ich willige ein,“ antwortete die Dame; „ihr dürft euch nur an der Thüre der Moſchee einfinden, wo man euch heute abgeholt hat, und man wird euch wieder in dieſes Haus führen.“

Nachdem ſie dieſes geſagt hatte, ließ ſie eine Börſe von Goldfäden und Seide bringen, welche ihrer Hände Werk war, und in welchem ſich Kleinode von beträchtlichem Werthe befanden.

„Nehmet, Kuluf,“ ſprach ſie zu ihm, „und verſchmähet nicht dieß kleine Geſchenk, oder ihr werdet mich nie wiederſehen.“

Der Sohn Abdallahs nahm die Börſe, dankte dem Fräulein, und verließ den Saal. Auf dem Hofe traf er die gute Alte, welche ihm die Thüre nach der Straße öffnete und ihm den Weg nach dem Palaſte zeigte.

Sobald er hier angekommen war, begab er ſich in ſein Gemach, und legte ſich nieder. Er brachte die übrige Nacht damit hin, ſich alles ins Gedächtnis zurückzurufen, was er dieſen Tag erlebt hatte. Er war ſo mit Dilara beſchäftigt, daß der Schlaf ſeine Augenlieder nicht zu ſchließen vermochte.

Er ſtand in aller Frühe auf und begab ſich zu dem Könige. Der Fürſt, der ihn am vorigen Tage nicht geſehen, und mehrmals nach ihm gefragt hatte, war ſehr beſorgt um ihn. Sobald er ihn nun ſah, fragte er ihn:

„Ei! wo kömmſt du her, Kuluf? was haſt du geſtern gemacht? warum biſt du nicht erſchienen?“

„Herr,“ antwortete ihm der Günſtling, „wenn Euer Majeſtät das Abenteuer hört, welches mir begegnet iſt, ſo werdet ihr nicht mehr verwundert ſein, mich nicht geſehen zu haben.“

Zugleich erzählte er ihm alles, was vorgegangen war. Als er ſeinen Bericht vollendet hatte, ſagte Mirdſchehan zu ihm:

„Iſt es möglich, daß dieſes Fräulein, von welcher du mir erzählſt, ſo ſchön ſei, wie du ſagſt? Du ſprichſt von ihr mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß ich dem Bilde mistraue, welches du mir von ihr entwirfeſt.“

„Herr,“ erwiederte der Sohn Abdallahs, „weit entfernt, ein ſchmeichelnder Maler zu ſein, kann ich euch verſichern, daß ſie noch weit übertrifft, was ich von ihr geſagt habe. Ja, wenn Mani, jener berühmte Maler von China, es unternäme ſie zu malen, ſo würde er mit Recht fürchten, das Urbild nicht erreichen zu können.“

„Das iſt zu viel,“ ſagte der König, „du erregſt mir Luſt, dieſes Fräulein zu ſehen, und ich will durchaus dich begleiten, da du ſie wieder beſuchen ſollſt.“

Die Neugier des jungen Königs der Keraïten beunruhigte Kuluf. Er fürchtete davon die Folgen für ſeine Liebe.

„Aber, wie ſoll ich es anſtellen, Herr,“ ſagte er zu ihm, „um euch bei dieſem Fräulein einzuführen? wer, ſoll ich ſagen, daß ihr ſeid?“

„Ich will mich verkleiden," erwiederte Mirdſchehan, „und mich für deinen Sklaven ausgeben. So gehe ich mit dir hinein, und verberge mich in einem Winkel, wo ich alles beobachten kann."

Der Sohn Abdallahs wagte nicht, ſeinem Herrn etwas dagegen einzuwenden. Dieſer verkleidete ſich als Sklave, und mit Anbruche der Nacht begaben ſich beide an die Thüre der Moſchee. Sie waren hier nicht lange, da erſchien die Alte, und ſagte zu Kuluf:

„Ihr hattet nicht nöthig, dieſen Sklaven mitzubringen; ihr könnt ihn nur heimſchicken."

Vier und dreißigſter Tag.

Der König war ſehr verdrießlich, die Alte ſo ſprechen zu hören; aber Kuluf nahm das Wort, und ſagte:

„Meine gute Mutter, ich bitte euch, erlaubet, daß dieſer Sklave uns folge. Es iſt ein Jüngling von Geiſt und angenehmen Talenten; er macht Gedichte aus dem Stegereif, und ſingt zum Entzücken. Eure Herrinn wird nicht böſe ſein, daß ich ihn ihr zeige."

Die Alte ſagte nichts weiter hierauf, und ſie gingen alle drei hin, Kuluf in einen Weiberrock verhüllt, wie am vorigen Tage, und Mirdſchehan in Sklaventracht. Sie traten in den Hof, und von hier in den

Saal, den ſie von einer Unzahl wohlriechender Wachslichter erhellt fanden, welche angenehme Düfte verbreiteten.

Dilara fragte den Sohn Abdallahs, warum er ſich von einem Sklaven hätte begleiten laßen.

„Mein Fräulein,“ antwortete er ihr, „ich habe es für paſſend gehalten ihn mitzubringen, um euch zu ergetzen: er iſt Luſtigmacher, Dichter und Tonkünſtler; ich hoffe, ihr werdet mit ihm zufrieden ſein.“

„Wenn dem ſo iſt,“ ſagte ſie, „ſo ſei er willkommen. — Aber, guter Freund,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich zu dem Könige wandte, „ſei hübſch beſcheiden und gehorſam, und laß dir nicht einfallen, es gegen meine Frauen an der gebührenden Achtung fehlen zu laßen; denn es könnte dich gereuen.“

Da der Fürſt ſich in der Nothwendigkeit ſah, den Luſtigmacher zu ſpielen, ſo fing er an, Späße zu machen, und entledigte ſich ſeiner Rolle ſo gut, daß die Dame zu dem Günſtling ſagte:

„In Wahrheit, Kuluf, ihr habt da einen ſehr ergetzlichen und geiſtvollen Burſchen. Ich bemerke ſelbſt in ſeinem Weſen etwas Edles und Feines. Er muß uns heut Abend als Schenke dienen; ich ſpüre Zuneigung für ihn.“

„Weil er das Glück hat, euch zu gefallen,“ antwortete der Günſtling, „ſo gehört er nicht mehr mir, er iſt der eurige, meine Herrinn. — Kaltapan,“

ſagte er zu dem Könige, „ich bin nicht mehr dein Herr, ſieh hier deine Gebieterinn.“

Bei dieſen Worten näherte ſich der Fürſt dem Fräulein, küßte ihr die Hand, und ſagte zu ihr:

„Herrinn, ich bin gegenwärtig euer Sklave, und ſchon fühle ich mich geneigt, euch mit großem Eifer zu dienen.“

Sie nahm Mirdſchehan zum Sklaven an, und ſagte zu Kuluf:

„Herr, ich betrachte zwar den Burſchen hier als mein Eigenthum, aber genehmiget, daß ich ihn euren Händen in Verwahrung gebe. Er ſoll bei euch bleiben, und ihr ſollt ihn mir jedesmal mitbringen, wenn ihr hieher kommet. Ich kann ihn in meinem Hauſe nicht behalten, weil man weiß, daß er euer Sklave iſt. Alle Welt kennt ihn als ſolchen. Wenn man ihn nun aus euren Dienſten in meine übergehen ſähe, ſo könnte das ein übles Gerede geben; und ich habe ſtarke Rückſichten zu nehmen.“

Nachdem ſie dieſe Unterhaltung noch einige Zeit lang fortgeſetzt hatten, ſetzten ſich Kuluf und Dilara zu Tiſche, zum Abendeſſen, und der König ſtand und wartete ihnen auf. Da er nun die Dame durch tauſend Scherze ergetzte, ſo ſagte ſie zu dem Günſtlinge:

„Herr, erlaubet, daß dieſer Burſche mit uns eſſe und trinke.“

„Mein Fräulein," antwortete Kuluf, „er ißt gewöhnlich nicht mit mir."

„Seid nicht ſo ſtrenge," verſetzte die Dame, „laßt ihn mit uns trinken, damit er uns deſto ergebener ſei."

„So ſetze dich denn hin," ſagte der Sohn Abdallahs, „weil es die Herrinn durchaus ſo haben will."

Der falſche Sklave ließ ſich dieſes nicht zweimal ſagen; er ſetzte ſich zwiſchen Kuluf und die liebenswürdige Tochter Boyrüks, und aaß mit ihnen. Und als man den Wein gebracht hatte, füllte das Fräulein eine Schale bis an den Rand, bot ſie ihm dar, und ſagte dabei:

„Nimm, Kaltapan, und leere dieſe Schale auf meine Geſundheit."

Er nahm die Schale, nachdem er die Hand geküßt hatte, welche ſie ihm reichte, und trank. Hierauf ſchenkte man ein, und ließ die Geſundheiten herumgehen, und die ſchöne Dilara ermunterte durch ihr Beiſpiel ihre Gäſte zur Fröhlichkeit. Sie nahm eine ganz volle goldene Schale, wandte ſich zu dem Sohne Abdallahs und ſagte zu ihm:

„Kuluf, ich trinke auf eure Liebſchaft, und auf die reizende Ghülendam, die Favoritinn des Königs."

„Mein Fräulein," erwiederte der Günſtling erröthend, „Gott verhüte, daß ich die Kühnheit habe, meine Gedanken bis zu der Geliebten meines Fürſten zu erheben; ich habe zu viel Ehrfurcht für ihn, um ...“

„Ho, ho, ihr wollt den verſchwiegenen ſpielen,“ unterbrach ihn das Fräulein lächelnd; „ich erinnere mich wohl, daß ihr geſtern ſo lebhaft von Ghülendam zu mir ſprachet, daß ihr mir von ihr eigenommen ſchienet. Ich bin ſicher, daß ihr ſie liebt. Bekennet uns freimüthig, daß ihr ihr nicht misfallet und ihr euch zuweilen mit einander beluſtigt.“

Kuluf ward unruhig bei dieſen Worten, deren Folgen er voraus ſah, und ſagte:

„Ich bitte euch, mein Fräulein, laßet ab, darüber zu ſcherzen. Ich habe niemals eine geheime Unterhaltung mit dieſer Dame gehabt.“

Die Unruhe, welche er blicken ließ, vermehrte Dilara's Lachen. Anſtatt einen ernſthaften Ton anzunehmen, fuhr ſie fort:

„Ihr ſolltet uns eure Abenteuer erzählen. — Kaltapan,“ fügte ſie hinzu, indem ſie den falſchen Sklaven anſah, „ſage deinem Herrn, daß er etwas mehr Vertrauen zu mir habe.“

„Nun, Herr Kuluf,“ ſagte der König, „gewähret der Herrinn die Genugthuung, welche ſie von euch verlangt. Sie bittet euch ſo freundlich darum. Erzählet ihr den Urſprung und Fortgang eurer Liebe; unterrichtet ſie, wie ihr mit Ghülendam ſteht, und auf welche Weiſe ihr allebeide den König betrüget. — Herrinn," fuhr er fort, indem er ſich zu Dilara wandte, „ich bin nicht weniger neugierig, als ihr, dieſes zu wiſſen; denn obwohl ich mich rühme, ein ſehr verſchwiegener Vertrauter zu ſein, ſo verſichere ich euch doch, daß Herr Kuluf mir aus ſeiner Leidenſchaft für die Favoritinn ein Geheimnis gemacht hat."

Mirdſchehan brachte durch dieſe Rede ſeinen Günſtling vollends außer Faſſung, der wohl bemerkte, daß die Neckereien Dilara's nicht ermangelten, einen üblen Eindruck auf das Gemüth des Fürſten zu machen.

Indeſſen fuhren ſie fort, alle drei zu trinken, und unvermerkt, vom Weine erhitzt, vergaß der König die Rolle, welche er übernommen hatte zu ſpielen.

„Meine Prinzeſſinn," ſagte er zu dem Fräulein, „ich bitte euch, ſinget uns etwas Angenehmes. Man ſagt, ihr ſinget zum Entzücken."

Dieſe Worte, obwohl mit einem ſehr vertraulichen Ton ausgeſprochen, misfielen der Tochter Boyrüks keinesweges. Anſtatt ſich dadurch beleidigt zu finden, brach ſie in lautes Lachen aus, und ſagte:

„Sehr gern, mein lieber Kaltapan; es gibt nichts, was ich nicht dir zu Gefallen thäte."

Sogleich forderte ſie eine reingeſtimmte Laute, und ſpielte in der Weiſe Yrak*) ein ſehr ſchönes Lied, welches ſie mit ihrer Stimme begleitete. Hierauf nahm ſie ein Tamburin, und ſang dazu ein anderes Lied in der Weiſe Buſelik.

---

*) Irak Adſchemi, das alte Parthien, eine der Hauptpro-

Der König, der niemals ſo ſchön ſingen, noch die Laute und das Tamburin ſo ſchön ſpielen gehört hatte, gerieth außer ſich vor Vergnügen; er vergaß gänzlich, daß er für einen Sklaven gelten wollte, und rief aus:

„Ihr bezaubert mich, Herrinn; welch ein vortheilhaftes Bild mir auch Kuluf von euch gemacht, doch hat er mir noch nicht genug geſagt.“

Der Sohn Abdallahs mochte ihm noch ſo viel winken, zu ſchweigen, es half nichts mehr.

„Nein,“ fuhr der Fürſt fort, „mein Muſiker Iſhak Mußali,*) deſſen Stimme man ſo hoch rühmt, ſingt nicht ſo ſchön, als ihr.“

An dieſen Worten erkannte Dilara, daß derjenige, den ſie für einen Sklaven hielt, der König ſelber

---

vinzen des alten Perſiſchen Reichs, welches bei den Morgenländern Iran heißt, im Gegenſatz von Turan, dem Türkiſchen Reich, deren Gränzſcheider der Gihon iſt. H.

*) Mußali heißt aus Mußal gebürtig, und dieſen Beinamen führte beſonders der berühmteſte Tonkünſtler bei den Arabern Ebn al Nadim, obwohl er nicht daher ſtammte, ſondern nur dort wohnte. Er ſang zur Laute vor dem Chalifen Mahadi und deſſen Sohn Harun al Raſhid. H. Ueber Iſhak von Mußal, Muſiker des Chalifen Almamun, Haruns Sohnes, vgl. 1001 Nacht, N 561.

wäre; ſie ſtand ſchleunig auf von ihrem Sitze, und rannte nach einem Schleier, ſich das Geſicht zu bedecken.

„Weh! wir ſind verloren,“ ſagte ſie ganz leiſe zu ihren Frauen. „Das iſt kein Sklave, der mit Kuluf hieher gekommen, es iſt der König.“

Nachdem ſie ihnen dieß geſagt hatte, kam ſie wieder zu Mirdſchehan, wagte aber nicht mehr ſich hinzuſetzen.

„Setzet euch doch, meine Herrinn,“ ſagte der Fürſt zu ihr, „mir kömmt es zu, in eurer Gegenwart zu ſtehen. Bin ich nicht euer Sklave? Ich würde mich nicht geſetzt haben, wenn ihr, als meine unumſchränkte Gebieterinn, es mir nicht befohlen hättet.“

Die Tochter Boyräks fing bei dieſen Worten an zu weinen; und indem ſie ſich dem Fürſten zu Füßen warf, ſagte ſie zu ihm:

„Ach, großer König, ich bitte Euer Majeſtät unterthänigſt, Mitleid mit mir zu haben; ich bin ein junges Mädchen ohne Erfahrung, ihr ſeid Zeuge meines Vergehens: geruhet, ich flehe euch, es mir zu verzeihen.“

Der König hub das Fräulein auf, tröſtete ſie, ſagte ihr, ſie hätte nichts zu befürchten, und fragte ſie, wer ſie wäre.

Sie befriedigte ſeine Neugierde; worauf er mit Kuluf dieſes Haus verließ, und ſich wieder nach ſeinem Palaſt begab.

Fünf und dreißigſter Tag.

Die Neckereien, welche ſich Dilara gegen Kuluf über Ghülendam erlaubt hatte, hatten traurige Folgen. Mirdſchehan hatte ſeine Favoritin und den Sohn Abdallahs in Verdacht, daß ſie einander liebten, und wähnte, daß ſie, ohne Rückſicht auf alles, was ſie ihm verdankten, in ſeinem Palaſte ſelber die Süßigkeiten eines glücklichen Einverſtändniſſes ſchmeckten. Es hätte nur bei ihm geſtanden, ſich dadurch, daß er ſie beide genau beobachten ließe, von der Falſchheit ſeines Argwohns zu überzeugen. Aber er war einer von jenen Eiferſüchtigen, welche nur auf ihre Eiferſucht hören, und die, ſich den erſten Eindrücken hingebend, keiner weitern Aufklärung zu bedürfen wähnen. Demnach ſchickte er gleich am folgenden Morgen, ohne ſeinen Verdacht weiter bewähren zu wollen, zu Kuluf und ließ ihm verbieten, fortan noch vor ihm zu erſcheinen, ja befahl ihm, noch dieſen Tag Karakorüm zu verlaßen.

Der Günſtling errieth wohl die Urſache ſeiner Ungnade, und obgleich er ſich nichts vorzuwerfen hatte und nicht verzweifelte, ſeine Unſchuld darzuthun, wenn er nur Gehör erlangen könnte, ſo vernachläßigte er jedoch, Mittel zu ſeiner Rechtfertigung zu ſuchen, und ergab ſich gutwillig in ſein Unglück. Er gehorchte dem Befehle des Königs, und geſellte ſich zu einer ſtarken Karavane, die nach der Tatarei ging, und begab ſich mit ihr nach Samarkand.*) Da niemand ſo gut, als er, dem Misgeſchicke zu widerſtehen vermochte, ſo war er durch dieſen neuen Schlag nicht überwältigt. Außerdem daß er ſich ſchon einmal in einer elenden Lage befunden hatte, erſchienen alle Ereigniſſe des Lebens ihm als unvermeidliche Dinge, wie ſchon oben geſagt iſt, und nichts konnte die Feſtigkeit ſeines Geiſtes erſchüttern.

Er blieb alſo in Samarkand, und ergab ſich in alles, was der Himmel über ihn verhängt hatte. Er that ſich gütlich, und vergnügte ſich, ſo lange er Geld hatte.

Als er nichts mehr hatte, nahm er ſeinen Platz in dem Winkel einer Moſchee. Die Geiſtlichen befragten ihn über ſeine Religion, und da ſie ihn ſehr gelehrt darin befanden, ſo gaben ſie ihm ein regelmäßiges Almoſen von täglich zwei Broten und einem Kruge Waſſer, wobei er ſehr zufrieden lebte.

---

*) Alte, vermuthlich von Alexander erbaute und benannte Stadt in dem Lande nördlich des Oxus, auf einer Ebene (Sogd), wonach dieſe Landſchaft auch (Sogdiana) genannt wurde. Seit Tamerlan, die Hauptſtadt des Landes, anſtatt Bocharah, und noch Sitz der Usbeken, welche Tamerlans Nachkommen daraus vertrieben. H.

Nun geſchah eines Tages, daß ein reicher Kaufmann, namens Muſaffer, in dieſe Moſchee kam, ſein Gebet zu verrichten. Er warf die Augen auf Kuluf; rief ihn heran, und fragte ihn:

„Junger Mann, wo biſt du her, und welcher Zufall führt dich in dieſe Stadt?“

„Herr,“ antwortete ihm der Sohn Abdallahs, „ich bin guter Leute Kind aus Damask; ich hatte Luſt zu reiſen, und bin ſo nach der Tatarei gekommen; aber etliche Meilen von Samarkand ſtieß ich auf Räuber, die mein Geſinde getödtet und mich beraubt haben.“

Muſaffer glaubte, was er von Kuluf hörte, und ſagte:

„Betrübe dich nicht, gute Abenteuer ſind mit böſen verkettet; du findeſt hier vielleicht Troſt. Steh auf und folge mir nach meinem Hauſe.“

Der Sohn Abdallahs that, was ihm geheißen wurde, und als er in dem Hauſe des Kaufmanns war, erkannte er wohl, daß Muſaffer ein ſehr reicher Mann ſein müßte. Ein Waarenlager von den reichſten Stoffen, koſtbares Hausgeräth und eine große Anzahl von Geſinde, welche ſich ſeinen Augen darboten, ließen ihn dieß Urtheil fällen; und er täuſchte ſich nicht: Muſaffer war ein Mann von anſehnlichem Vermögen.

Dieſer Kaufmann ließ Kuluf neben ſich zu Tiſche ſitzen, und bot ihm zuerſt Sorbet dar. Dann brachte man ihm Gallertſpeiſen und ſehr ſaftige Fleiſchgerichte. Nach dem Eſſen unterhielten ſie ſich noch eine Weile, und ſodann entließ ihn Muſaffer mit einem Geſchenke.

Am folgenden Tage kam der Kaufmann wieder in dieſelbe Moſchee; er nahm den Sohn Abdallahs abermals mit ſich nach Hauſe, und bewirthete ihn, wie den vorigen Tag. Dabei war auch ein Doktor Daniſch-mend, der nach der Malzeit den Kuluf bei Seite zog, und Folgendes zu ihm ſprach:

„Junger Fremdling, der Herr Muſaffer, der Beſitzer dieſes Hauſes, hat eine große Abſicht mit dir; eine Abſicht, welche eine ſchleunige Ausführung erfordert, und welche dir in deinen gegenwärtigen Umſtänden willkommen ſein wird. Du weißt, er hat einen einzigen Sohn namens Taher, der ein junger Menſch von ſehr heftiger Gemüthsart iſt; dieſer Taher hat ſeit einigen Tagen die Tochter eines fremden großen Herrn geheiratet. Der Ehemann hat nach ſeiner aufbrauſenden Weiſe ſeine Frau angefahren; ſie hat darauf mit Verachtung und Stolz geantwortet, und dadurch den Taher ſo ſehr gereizt, daß er ſie verſtoßen hat. Es hat ihn im Augenblick darnach gereuet; denn ſie iſt jung und ſchön, und er liebt ſie leidenſchaftlich;

aber die Geſetze erlauben ihm nicht, ſie wiederzunehmen, bevor nicht ein anderer Mann ſie geheiratet und auch verſtoßen hat. Deshalb wünſcht Muſaffer, daß du ſie heute noch heirateſt, die Nacht mit ihr zubringeſt, und ſie morgen früh verſtoßeſt. Er will dir dafür funfzig Zeckienen geben. Willſt du ihm nicht wohl den Gefallen thun?"

„Sehr gern," antwortete Kuluf; „ich bin ſehr erbötig, ihm dieſen Dienſt zu leiſten. Er hat mich zu gut aufgenommen, als daß ich ihm irgend etwas abſchlagen könnte, was er begehrt; und übrigens auch ſpüre ich gar keinen Widerwillen gegen das, was er mir anträgt."

„Ich glaube es wohl," erwiederte Daniſchmend. „Es gibt in dieſer Stadt viele Leute, welche ſich nichts lieber wünſchten, als bei dieſer Gelegenheit zu Hülla's*) erwählt zu werden, und wenn es auch keine funfzig Zeckienen zu gewinnen gäbe; denn Tahers Frau iſt eine vollkommene Schönheit: ihr Leib iſt ſchlanker, als eine Cypreſſe; ihr Geſicht iſt voll, ihre Augenbraunen ſind wohlgetheilt, und gebildet, wie zwei Bögen, und ihre Blicke ſind eben ſo viel vergiftete Pfeile;

---

*) Hülla heißt derjenige der eine verſtoßene Frau heiratet, beſonders als Mittelsmann.

der Schnee iſt nicht weißer, als die Farbe ihrer Haut, und ihr kleiner rother Mund gleicht einer Roſenknospe.

Sechs und dreißigſter Tag.

Man fände also in Samarkand," fuhr Daniſchmend fort, „Hülla's ſo viel, als man wollte; aber man zieht vor, einen Fremden dazu zu nehmen, weil dergleichen Dinge ſo heimlich als möglich verhandelt werden müßen. Muſaffer hat demnach ſeine Augen auf dich geworfen. Ich bin ein Nayb*) und folglich mit der Macht bekleidet, dich mit dieſer reizenden Frau und Inbegriff aller Vollkommenheiten zu vermählen; und auf der Stelle, wenn du willſt, ſollſt du in ihrem Beſitze ſein."

„Ich bin es zufrieden," verſetzte der Sohn Abdallahs. „Nach dem Bilde, welches ihr mir von ihr gemacht habt, könnt ihr wohl denken, daß ich ſie ſchon geheiratet zu haben wünſche."

„Ja, aber," ſagte der Nayb, „du mußt verſprechen, ſie gleich morgen zu verſtoßen, und unverzüglich mit dem Gelde, das du bekömmſt, Samarkand zu verlaßen. Der Familie des Herrn Muſaffer würde es nicht lieb ſein, daß du nach dieſem Abenteuer, noch länger hier in der Stadt bliebeſt."

---

*) Nayb bedeutet Stellvertreter des Kadi's.

„Ich will gewis nicht länger hier bleiben," antwortete Kuluf; „und wenn dieß Verſprechen nicht genug iſt, ſo ſchwöre ich es, daß ich gleich morgen früh die Frau verſtoßen will, mit welcher ihr mich vermählen wollt."

Er hatte nicht ſobald dieſen Schwur gethan, als der Stellvertreter des Kadi's den Muſaffer unterrichtete, daß der junge Fremdling bereit wäre, als Hülla zu dienen: „er nimmt," ſagte er zu ihm, „die Bedingungen an, welche ich ihm von eurer Seite vorgelegt habe; es iſt nichts mehr übrig, als ihn mit eurer Schwiegertochter zu vermählen."

Sogleich ließ Muſaffer ſeinen Sohn Taher und die übrigen Glieder der Familie kommen, und in ihrer Gegenwart vermählte der Nayb den Sohn Abdallahs, ohne ihn die Braut ſehen zu laßen, weil es Taher ſo haben wollte. Es wurde ſogar feſtgeſetzt, daß der Hülla die Nacht mit ihr ohne Licht zubringen ſollte, damit es ihm am folgenden Morgen, ohne ſie geſehen zu haben, um ſo weniger Leid thäte, ſie zu verſtoßen.

Unterdeſſen war die Nacht gekommen, und Kuluf wurde in das Hochzeitgemach geführt, und darin ohne Licht mit der Braut gelaßen, welche auf einem Bette von Goldbrokat lag. Er verſchloß die Thüre mit doppeltem Riegel, zog ſeine Kleider ab, tappte nach dem

Bette, und legte ſich, als er es gefunden hatte, zu ſeiner Frau. Ihr könnt wohl denken, daß ſie nicht ſchlief. Nicht ohne Bewegung ſah ſie ſich den Liebkoſungen eines Mannes überliefert, deſſen Geſicht man ihr verbarg, und von welchem ſie ſich ſelbſt ein unangenehmes Bild machte, weil ihr nicht unbekannt war, daß man zu Hülla's gewöhnlich die erſten beßten Unglücklichen nimmt welche der Zufall darbietet. Auf der andern Seite war auch Kuluf, obwohl Daniſchmend ihm die Schönheit der Frau gerühmt hatte, ſehr verdrießlich, daß er nicht das Vergnügen hatte, ſie zu ſehen; oder vielmehr das Bild, welches man ihm von ihr gemacht hatte, reizte lebhaft ſeine Neugier, es zu bewähren. Dieſes Verlangen, das ihn verzehrte, und das er nicht befriedigen konnte, verminderte die Lebhaftigkeit desjenigen, welches er befriedigen konnte, und er ſagte zu ihr:

„Schöne Frau, wie glücklich auch dieſe Nacht für mich iſt, doch kann ich keine vollkommene Freude genießen. Jeder Augenblick verdoppelt mein Verlangen, eure Reize zu ſehen. Ich habe mir eine ſo hohe Vorſtellung davon gemacht, daß ich mit ſolcher Inbrunſt, ſie zu betrachten wünſche, daß ich nicht weiß, ob es nicht ein eben ſo großes Leid iſt, euch zu beſitzen, ohne euch zu ſehen, als euch zu ſehen, ohne euch zu beſitzen. Gleichwohl muß ich morgen euch verlaßen. Ach! da mein Glück ſo kurze Zeit dauern ſollte, ſo hätte man mir wenigſtens doch den vollen Werth deſſelben erkennen laßen ſollen.“

Nachdem er dieſe Worte geſprochen hatte, ſchwieg er, um zu vernehmen, was ſeine Frau antworten würde; und er war nicht wenig überraſcht, als ſie, anſtatt auf dieſe Rede zu antworten, zu ihm ſagte:

„O ihr, den Taher erwählt hat, um das Band wieder herzuſtellen, welches ſeine Heftigkeit zerriſſen hat, wer ihr auch ſein möget, ſaget mir, wer ihr ſeid: mich dünkt, der Ton eurer Stimme iſt mir nicht unbekannt; ich kann euch nicht ohne Bewegung anhören.“

Kuluf zitterte bei dieſen Worten: „Herrinn,“ antwortete er, „ſaget mir ihr ſelber, woher ihr ſtammet; der Ton eurer Stimme bewegt auch mein Inneres: mich dünkt, ich höre eine Keraïtiſche Dame, welche ich kenne. Gerechter Gott, wäret ihr etwa . . . doch nein,“ ſetzte er hinzu, „es iſt nicht möglich, daß ihr die Tochter Boyrüks ſeid.“

„Ah! Kuluf,“ rief jetzt die Frau aus, „ſeid ihr es, der mit mir redet?“

„Ja, meine Königinn,“ antwortete er, „es iſt Kuluf ſelber, der immer noch nicht glauben kann, daß es Dilara iſt, welche er reden hört.“

„Seid davon überzeugt,“ erwiederte ſie, „ich bin dieſe unglückliche Dilara, welche euch mit dem Könige Mirdſchehan bei ſich aufnahm, die durch ihre unbeſon=

nenen Reden euch dieſem Fürſten verdächtig machte, und die ihr als eure größte Feindinn anſehen müßt, weil ſie die Urſach eures Unglücks iſt.“

„Laßet ab, Herrinn,“ verſetzte der Sohn Abdallahs, „laßet ab, es euch zuzurechnen. Der Himmel hat es ſo gewollt, und weit entfernt, mich über ſeine Härte zu beklagen, ſage ich ihm Dank für ſeine Güte, daß er auf mein Misgeſchick ein ſo angenehmes Ereignis hat folgen laßen. — Aber, ſchöne Dilara,“ fuhr er fort, „wie hat die Tochter Boyrüks die Gattinn Tahers werden können?“

„Ich will,“ antwortete ſie, „es euch erzählen. Mein Vater wohnte während ſeiner Geſandtſchaft nach Samarkand bei Muſaffer, welchen er ſeit langer Zeit kannte. Sie verabredeten unter einander dieſe Heirat, und als Boyrük nach Karakorüm zurückkam, ließ er mich wohlbegleitet nach Samarkand reiſen. Ich gehorchte meinem Vater mit einem Widerwillen, an welchem ihr nicht wenig Theil hattet; denn ich bekenne es, mein theurer Kuluf, ich liebte euch, obwohl ich es euch nicht zu erkennen gegeben hatte. Und ich rufe den Himmel zum Zeugen, daß eure Ungnade mir viel Thränen gekoſtet hat. Meine Verheiratung mit Taher hat euch nicht aus meinem Gedächtniſſe verbannt. Dieſer rohe, und dabei von Perſon eben nicht angenehme Ehemann hat, anſtatt euch daraus zu verlöſchen, euch vielmehr nur darin befeſtigt. Und als wenn ich es geahnt hätte, daß die Liebe und das Glück uns einſt noch vereinigen würde, habe ich ſtäts die Hoffnung genährt, euch wiederzuſehen. Aber mein Glück übertrifft noch meine Erwartung, indem ich in dem Gatten, den man mir aufdringt, meinen Geliebten wiederfinde. O wunderbares Abenteuer! kaum kann ich ihm Glauben beimeſſen.“

Sieben und dreißigſter Tag.

Kuluf konnte nach dieſen Worten nicht mehr zweifeln, daß er bei der Tochter Boyrüks wäre.

„Schöne Dilara,“ rief er aus, entzückt von Liebe und Freude, „welcher glückliche Zufall! durch welche ſeltſame Verkettung von Umſtänden bin ich auf den Gipfel meiner Wünſche gelangt! Wie! ihr ſeid es, die man mich hat heiraten laßen; ihr, deren reizendes Bild mir ins Herz gegraben iſt! ihr, die ich niemals wiederzuſehen glaubte! Ah! meine Fürſtinn, wenn ihr in der That den Sohn Abdallahs beklagt habt, wenn meine Ungnade euch Thränen gekoſtet hat, ſo theilet in dieſem Augenblick auch das ſüße Entzücken, welches mein Glück mir einflößt. Wer hätte denken ſollen, als der König der Keraïten mich von ſeinem Hofe verbannte, daß der Himmel mir dieſes Unglück bloß deshalb zuſchickte, um mich zum glücklichſten der Menſchen zu machen!“

Dilara war bei den zärtlichen Herzensergießungen Kulufs nicht unempfindlich. Sie brachten beide die Nacht damit zu, ſich gegenſeitig das Vergnügen auszudrücken, welches ſie über ihre Wiedervereinigung empfanden; und ſie wiederholten ſich noch die Verſicherungen deſſelben, als ein Sklave Muſaffers kam, und ziemlich ungeſtüm an die Thüre pochte, indem er aus Leibeskräften ſchrie:

„Holla he! Herr Hülla, bequemet euch, wenn's beliebt, aufzuſtehen, es iſt Tag.“

Der Sohn Abdallahs antwortete nicht auf dieſen Zuruf des Sklaven, ſondern fuhr fort mit der Tochter Boyrüks zu koſen; aber er fühlte ſeine Freude verſchwinden, und eine tödtliche Traurigkeit folgte plötzlich ſeinen ſüßen Entzückungen.

„Meine Königinn,“ ſagte er, „habe ich recht verſtanden? Man will uns ſchon trennen. Muſaffer, voll Ungeduld, euch wieder als Mitglied ſeiner Familie zu ſehen, zählt jeden Augenblick der Eheſcheidung, welche euch davon getrennt hat; und ſein Sohn, mit Recht eiferſüchtig auf mein Glück, kann die Dauer deſſelben nicht ertragen; der Tag ſelber ſcheint, im Einverſtändniſſe mit meinen Feinden, ſeine Wiederkehr beſchleunigt zu haben. Wehe! kaum habe ich euch wiedergefunden, ſo ſoll ich euch auch ſchon wieder verlieren, trotz den Banden, welche uns verknüpfen; denn ich habe geſchworen, euch zu verſtoßen.“

„Und ihr könntet, unterbrach ihn ſeine Frau, „dieſen ſchrecklichen Eid halten! Wußtet ihr denn, als ihr denſelben thatet, daß ich es wäre, auf welche ihr zu verzichten verſprachet? Ihr ſeid nicht verpflichtet, ein übereiltes Verſprechen zu halten; und wenn ihr es wäret, iſt Dilara euch nicht eines Meineides werth? Ach! Kuluf,“ fügte ſie weinend hinzu, „ihr liebt mich nicht, wenn ihr noch ſchwanken könnt zwiſchen meinem Beſitz und der eitlen Ehre, ein Wort zu halten, welches die Liebe und die Vernunft beleidigt.“

„Aber, Herrinn,“ erwiederte er, „ſteht es in meiner Gewalt, euch meiner Zärtlichkeit zu erhalten? Wenn ich auch meinen Schwur brechen wollte, glaubt ihr, daß ein Fremdling, ohne Stütze, ohne Vermögen, dem Anſehn Muſaffers widerſtehen könnte?“

„Ja,“ verſetzte die Tochter Boyrüks, „ihr könnt es; verachtet ſeine Drohungen, verwerfet ſeine Anerbietungen: die Geſetze ſind für euch. Wenn ihr Feſtigkeit genug habt, ſo könnt ihr alle Anſtrengungen vereiteln, welche man machen wird, uns zu trennen.“

„Wohlan, meine Prinzeſſinn,“ ſagte er nun, von ſeiner Leidenſchaft hingeriſſen, „euer Wille ſoll geſchehen. Mein Schwur iſt in der That übereilt, und ich fühle wohl, daß ich ihn nicht halten kann, ohne daß er mir die Ruhe des Lebens koſte. Es ſei drum, ich will euch nicht verſtoßen, weil ich es abwehren kann; das iſt mein feſter Entſchluß: ich fordere Muſaffer und die ganze Welt heraus, mich davon abwendig zu machen."

Während er ſeine Gattinn verſicherte und ſich ſelber gelobte, in ſeinem Vorſatze feſt zu beharren, kam auch Taher, dem die Nacht viel länger geworden war, als ihnen beiden, und klopfte an die Kammerthüre:

„Auf, auf, Hülla," rief er hinein, „der Tag bricht an; man hat euch ſchon einmal aufſtehen heißen; ihr laßt euch ſehr nöthigen; denn wir warten ſchon lange auf euch, um euch zu danken und euch die verſprochene Summe zu bezahlen. Kleidet euch hurtig an, damit wir dieſes Geſchäft abmachen; der Stellvertreter des Kadi's wird im Augenblick hier ſein."

Kuluf ſtand bald auf, legte ſeine Kleider an, und öffnete dem Taher die Thüre, der ihn ins Bad führen und durch einen Griechiſchen Sklaven bedienen ließ. Als der Sohn Abdallahs gebadet hatte reichte der Sklave ihm feine Wäſche und ein ſehr ſauberes Kleid, und führte ihn ſodann in den Saal, wo Muſaffer mit ſeinem Sohn und Daniſchmend beiſammen waren. Sie grüßten den Hülla, der ihnen eine tiefe Gegenverbeugung machte, und nöthigten ihn, ſich bei ihnen an einen Tiſch zu ſetzen, wo man ihnen unter andern, Kräutergerichte*) und Hammelfleiſchbrühe auftrug.

Nach dem Frühmahle, nahm Daniſchmend den Kuluf beiſeite, überreichte ihm funfzig Zeckienen und einen prächtigen, zuſammenlegten Turban, und ſagte zu ihm:

„Nimm, junger Mann, was der Herr Muſaffer dir gibt; er dankt dir für den Gefallen, welchen du ihm erwieſen haſt, und bittet dich, nicht länger in Samarkand zu verweilen. Verſtoß alſo deine Frau, und verlaß dieſe Stadt; und wenn jemand dich frägt: „haſt du das Kameel geſehen?“ ſo ſage: „Nein.“**)

Acht und dreißigſter Tag.

Der Nayb bildete ſich ein, der Hulla würde, durchdrungen von Muſaffers Güte, ſich in Dankſagungen ergießen, wurde aber durch ſeine Antwort ſehr überraſcht.

„Ich wähnte,“ antwortete Kuluf, indem er das Päckchen und die Zeckienen weit von ſich ſchleuderte,

---

*) Aſche riſethé y gnipa.

**) Eine Morgenländiſche Redensart, für: „Bewahre das Geheimnis.“

„daß Gerechtigkeit, Treue und Glauben zu Samarkan herrſchten, zumal ſeitdem Usbek-Chan den Thron der Tatarei beſtiegen hat; aber ich ſehe, daß ich mich betrogen habe, oder vielmehr daß man den König betrügt: er weiß nicht, daß in der Stadt ſelber, wo er ſeinen Sitz hat, man den Fremdlingen Gewalt anthun will. Wie! ich komme nach Samarkand, ein Kaufmann redet mich an, ladet mich zum Mittag bei ihm ein, liebkoſet mir, und läßt mich geſetzmäßig eine Frau nehmen; ich vermähle mich im beßten Vertrauen von der Welt: und ſobald ich vermählt bin, verlangt man, daß ich meine Frau verſtoßen ſoll! Laßet ab, Herr Nayb, laßet ab, mir ſolche eines anſtändigen Mannes unwürdige Handlung anzumuthen, oder ich werde Erde*) auf mein Haupt ſtreuen, und hingehen, mich dem Usbek-Chan zu Füßen werfen; und wir werden ſehen, welchen Ausſpruch er thut.“

Auf dieſe Rede zog der Stellvertreter des Kadi's Muſaffer beiſeite, und ſagte zu ihm:

„Ihr habt dieſen Fremdling zum Hülla gewählt, aber ihr hättet keine üblere Wahl thun können: er weigert ſich, ſeine Frau zu verſtoßen; aber ich ſehe wohl, daß es ein Menſch iſt, der nicht weiß, wo er ſein Haupt hinlegen ſoll, und der euch gerne nöthigen möchte, ihm noch irgend ein anſehnliches Geſchenk zu machen.“

---

*) Wenn die Morgenländer öffentliche Zeichen des tiefſten Schmerzes geben wollen, ſo bekleiden ſie ſich mit einem Sack und ſtreuen Erde und Aſche auf ihr Haupt.

„Ei! wenn es nur darauf ankömmt“ ſagte Muſaffer, „ſo ſoll er bald befriedigt ſein: bietet ihm hundert Zeckienen, und er mag ſo eilig und heimlich die Stadt verlaßen, wie ich es von ihm fordere.“

„Nein, nein, Herr Muſaffer,“ rief Kuluf dazwiſchen, als er ihn ſo reden hörte, „ihr möget immerhin die Summe verdoppeln, ja ihr möget mir zehntauſend geben und noch die reichſten Stoffe eurer Waarenlager hinzufügen, umſonſt, ich werde nimmer ein ſo heiliges Bündnis brechen.“

„Junger Mann,“ ſagte hierauf Daniſchmend zu ihm, „ihr benehmt euch nicht klug in dieſer Angelegenheit: ich rathe euch, die hundert Zeckienen anzunehmen und unverzüglich eure Frau zu verſtoßen; denn wenn ihr uns zwinget, dieſen Vorfall offenkundig zu machen, ſo wird es, auf mein Wort, euch gereuen.“

„Eure Drohungen,“ erwiederte der Sohn Abdallahs, „erſchrecken mich nicht. Ihr könnt mich nicht zwingen, ein Bündnis zu zerreißen, welches die Geſetze beſchützen.“

„Ha! das iſt zu viel,“ unterbrach ihn an dieſer Stelle der jähzornige Taher, der viel Mühe hatte, ſo lange an ſich zu halten und zu ſchweigen. „Laßt uns dieſen Elenden zum Kadi führen und ihn behandeln, wie er es verdient. Wir wollen doch ſehen, ob es erlaubt iſt, ehrliche Männer durch falſche Verſprechungen zu hintergehen."

Daniſchmend und Muſaffer verſuchten nochmals, den Hülla zu bereden, daß er gutwillig thäte, was ſie verlangten, da ſie aber damit nichts ausrichteten, ſo führten ſie ihn vor den Kadi.

Sie trugen dem Richter den ganzen Handel vor; und auf ihren Bericht blickte der Kadi den Kuluf an und ſprach folgendermaßen zu ihm:

„Junger Fremdling, den niemand hier in der Stadt kennt und der in einer Moſchee von den Almoſen lebte, welchen unſere Geiſtlichen dir täglich reichten, — haſt du ſo ſehr den Verſtand verloren, dir einzubilden, du könnteſt im ruhigen Beſitze der Frau bleiben, welche Tahers Gemahlinn geweſen iſt? Der Sohn des reichſten Kaufmanns von Samarkand ſollte eine Frau, die er liebt und die er wiedernehmen will, in den Armen eines Elenden ſehen, deſſen geringſtes Gebrechen vielleicht eine niedrige Geburt iſt? Geh in dich, und ſei gegen dich ſelbſt gerecht: du biſt nicht von einem deiner Frau gemäßen Stande; und wenn du auch ſelbſt von höherm Range ſein ſollteſt, als Taher, ſo biſt du doch nicht im Stande, den Aufwand zu beſtreiten, welchen ein anſtändiges Haus erfordert, und dies reicht ſchon hin, daß ich dir nicht erlaube, mit deiner Frau zu leben. Verzichte alſo auf die thörichte Hoffnung, welche du gefaßt haſt, und die dich zum Eidbruche verleitet hat; nimm das Erbieten des Herrn Muſaffer an, verſtoß deine Frau, und kehre heim in dein Vaterland: wenn du aber hartnäckig bleibſt und nicht darein willigen willſt, ſo mache dich gefaßt, auf der Stelle hundert Stockprügel zu empfangen."

Die Rede des Kadi's, obwohl im Tone des Richters ausgeſprochen, vermochte jedoch nicht, die Feſtigkeit des Sohns Abdallahs zu erſchüttern, und er empfing die hundert Stockprügel mit kaltem Muthe und ohne zu widerrufen.

„Das iſt genug für heute," ſagte der Kadi, „morgen wollen wir die Doſis verdoppeln; und wenn ſie noch nicht ſtark genug iſt, ihn von ſeiner Halsſtarrigkeit zu heilen, ſo wollen wir zu noch ſchärferen Mitteln greifen. Mag er dieſe Nacht noch bei ſeiner Frau zubringen: ich hoffe, wir werden ihn morgen vernünftiger wiederſehen."

Taher hätte ſehr gewünſcht, daß man, ohne den folgenden Tag abzuwarten, ſogleich fortgefahren hätte, den Hülla zu prügeln; und es lag nicht an ihm, daß ſolches nicht geſchah: aber der Kadi wollte es nicht.

Demnach kehrte Muſaffer und ſein Sohn heim, und mit ihnen Kuluf, der, ſo zerſchlagen er von den empfangenen Prügeln war, doch nicht unterließ, es als eine ſüße Linderung ſeiner Leiden zu betrachten, daß man ihm die Freiheit gab, Dilara wiederzuſehen.

Neun und dreißigſter Tag.

Muſaffer verſuchte nochmals den Sohn Abdallahs gütlich zu bereden. Er that ihm neue Verſprechungen; er bot ihm bis auf dreihundert Zeckienen, wenn er auf der Stelle die Tochter Boyrüks verſtieße; und während er ſo nichts ſparte, den Kuluf für ſich zu gewinnen, ging Taher in das Zimmer der Frau.

Dieſe war in einer unbeſchreiblichen Bewegung. Voll Ungeduld, zu erfahren, was bei dem Kadi vorgegangen war, erwartete ſie Kuluf mit der höchſten Unruhe. Obwohl ſeiner Liebe verſichert, fürchtete ſie jedoch, daß ſeine Feſtigkeit ſich verläugnet hätte, und ſie konnte nicht umhin, dieß zu glauben, als ſie ihren erſten Mann hereintreten ſah. Sie ſchauderte bei ſeinem Anblick, in dem Gedanken, er käme, ihr dieſe ſchreckliche Neuigkeit zu verkündigen, und wenig fehlte, ſo wäre ſie in Ohnmacht geſunken.

Taher ließ ſich durch dieſen Ausdruck des Schmerzes täuſchen. Er bildete ſich ein, es hätte ſchon jemand der Frau geſagt, daß der Hulla ſich weigerte, ſie zu verſtoßen, und hielt dieſe Weigerung für die

Urſache, der tiefen Betrübnis, von welcher ſie ergriffen ſchien.

„Meine Frau,“ ſagte er zu ihr, „gebet euch nicht eurer Traurigkeit hin. Es iſt noch nicht Zeit, zu verzweifeln. Der Elende, welchen ich zum Hülla erwählt habe, will zwar nicht euch meiner Liebe zurückgeben, aber das darf euch nicht bekümmern. Er hat ſchon hundert Stockprügel empfangen, und morgen ſoll er noch viel mehr kriegen, wenn er darauf beharret, das nicht zu thun, worin er mit dem Nayb übereingekommen iſt. Der Kadi iſt ſelbſt entſchloſſen, ihn die härteſten Züchtigungen erdulden zu laßen. Tröſtet euch alſo, meine Sultaninn, ihr dürft nur noch dieſe Nacht bei dem Hülla zubringen: morgen werde ich wieder euer Gatte; ich komme ſelber es euch zu verſichern, und euch zur Geduld zu ermahnen; denn ich zweifle nicht, daß die Nothwendigkeit, dieſen Lump bei euch zu dulden, ein großes Herzeleid für euch ſei.“

„Ja Herr,“ unterbrach ihn Dilara, „ich bekenne, daß der Hülla all mein Leid verurſacht; die Ruhe meines Lebens hängt von ihm ab. Wehe! ich fürchte, das dieſer Handel nicht nach meinen Wünſchen ausſchlagen wird.“

„Nein, meine Königinn,“ erwiederte Taher mit Heftigkeit, „beſänftiget eine für Taher ſo ſchmeichelhafte Unruhe. Ihr dürft hoffen, daß morgen unſere Vereinigung wiederhergeſtellt iſt.“

Nachdem er dieß geſagt hatte, ging er aus dem Zimmer der Frau, und einen Augenblick darauf trat Kuluf ein.

So bald Dilara den Sohn Abdallahs erblickte, ging ſie vom Leid zur Freude über: „Ah! mein theurer Gatte,“ rief ſie aus, indem ſie die Arme nach ihm ausſtreckte, „kommet und empfanget den Preis eurer Beſtändigkeit. Iſt es möglich, daß ihr lieber eine unwürdige Mishandlung erdulden wolltet, als Dilara entſagen? Taher ſelber hat mir alles erzählt, was euch bei dem Kadi widerfahren iſt; und wenn ich von eurer Feſtigkeit entzückt bin, ſo empfinde ich auch ſehr innig die Unmenſchlichkeit, welche man an euch verübt hat. Ja ich kann nicht ohne Schaudern an die neuen Qualen denken, welche euch drohen.“

„Theure Frau,“ antwortete Kuluf, „wie groß auch die Leiden ſeien, welche man mir bereitet, meine Standhaftigkeit ſoll dadurch nicht erſchüttert werden: ſie werden nicht mehr Wirkung hervorbringen, als die Verſprechungen, welche Muſaffer mir jetzt eben gethan hat; man kann mich weder verleiten, noch abſchrecken. Ich weiß nicht, was der Urheber unſerer Beſtimmung über mein Schickſal verhängt hat; ich weiß nicht, ob es ſein Wille iſt, daß ich ſterbe, oder für euch lebe: aber das weiß ich wenigſtens wohl, daß es nicht in dem Himmel*) geſchrieben ſtehen kann, daß ich euch verſtoße.“

„Nein,“ erwiederte die Tochter Boyrûks, „der Himmel hat uns nicht auf eine ſo wunderbare Weiſe mit einander vereinigt, um uns faſt eben ſo bald wieder zu trennen. Ich kann nicht glauben, daß er euch umkommen laße, und ich fühle, daß er mir ein Mittel eingibt, unſere Feinde zu täuſchen. — Habt ihr dem Kadi geſagt,“ fügte ſie hinzu, „daß ihr der Günſtling des Königs der Keraïten geweſen ſeid?“

„Nein,“ antwortete Kuluf; „denn der Kadi verſchloß mir ſogleich den Mund, indem er ſagte, er würde niemals zugeben, daß ich euch beſäße, weil ich ohne Vermögen, wenn ich übrigens auch von Geburt wäre.“

„Da dem ſo iſt,“ fuhr ſie fort, „ſo befolget genau den Rath, welchen ich euch geben will. Wenn ihr morgen wieder vor dem Kadi ſteht, ſo unterlaßet nicht zu ſagen, ihr ſeiet der Sohn Maſßaûds: das iſt ein Kaufmann von Chodſchend,**) der unermeßliche Reichthümer beſitzt. Ihr dürft nur behaupten, er ſei euer Vater. Verſichert ſelbſt dreiſt, daß ihr bald Nachricht von ihm empfangen werdet, welche aller Welt zu erkennen geben wird, daß ihr nur die Wahrheit ſaget."

---

*) Die Perſer glauben, daß alles, was geſchehen ſoll, bis zu der Welt Ende auf einer Lichttafel, genannt Luh, geſchrieben iſt, mit einer Feuerfeder, genannt Kalam-aſer; und die Schrift auf derſelben heißt Kaſa oder Kalda, das bedeutet unvermeidliche Vorbeſtimmung.

**) Chodſchend, Stadt in Türkeſtan, am Sihon oder Jaxartes, ſieben Tagereiſen nördlich von Samarkand. H.

Vierzigſter Tag.

Kuluf verſprach Dilara, ſich dieſes Vorgebens zu bedienen, um wo möglich die Mishandlungen zu vermeiden, welche man ihm zudachte; und die Hoffnung, welche beide hegten, daß ſie durch dieſes Mittel den Kadi vermögen würden, ſie beiſammen leben zu laßen, machte ſie ruhiger. Sie ergaben ſich allmählich beide dem Zuge ihrer Herzen; und ihre Gedanken von den Leiden der Zukunft abwendend, überließen ſie ſich den Freuden der Gegenwart.

Sie verlebten den übrigen Theil des Tages und die ganze Nacht, wie zwei von ihrem Looſe entzückte Gatten: aber ſo bald es Tag ward, kam man, ihre Freude zu ſtören. Die Leute des Kadi's, unter Tahers Anführung, kamen vor die Kammerthüre, klopften ungeſtüm an, und riefen:

„Auf, auf, Herr Hülla! es iſt Zeit vor dem Richter zu erſcheinen: ſtehet auf!"

Der Sohn Abdallahs ſtieß bei dieſen Worten einen tiefen Seufzer aus, und ſeine Gattinn fing an zu weinen.

„Unglücklicher Kuluf,“ ſagte ſie, „wie theuer bezahlſt du deine Gattinn!“

„Meine Königinn,“ antwortete er, „ich bitte euch, trocknet eure Thränen, ſie durchbohren mir das Herz; geben wir uns nicht der Verzweiflung hin, beleben wir vielmehr unſere Hoffnung, und erwarten wir alles vom Himmel: ich getröſte mich, daß er mir wohl helfen wird; ich fühle ſelbſt ſchon eine Wirkung ſeiner Güte: mein Muth verdoppelt ſich, und es gibt keine Gefahr, welche mich zittern machen könnte.“

Indem er alſo ſprach, kleidete er ſich an, öffnete dann die Thüre, und folgte den Leuten des Kadi's, welche ihn vor ihren Herrn führten. Muſaffer und ſein Sohn begleiteten ſie, und ſchienen voll Unruhe.

Sobald der Richter den Kuluf erblickte, ſagte er zu ihm:

„Wohlan, Hülla, wie biſt du heute geſonnen? Biſt du nicht klüger, als geſtern? muß man dir neue Stockſchläge geben, damit du deine Frau verſtoßeſt? Ich glaube es nicht: du wirſt ohne Zweifel heilſame Betrachtungen angeſtellt und bedacht haben, daß ein Menſch ohne Vermögen, wie du, nicht darauf beharren ſoll, eine Frau zu behalten, welche ihm nicht gehören kann.“

„Herr," ſagte Kuluf hierauf, „möge das Leben eines Richters, wie ihr, mehrere Menſchenalter dauern! Aber ich bin kein Menſch ohne Vermögen. Meine Geburt iſt auch nicht dunkel, wie ihr euch einbildet: und da ich mich endlich doch zu erkennen geben muß, ſo wiſſet, ich nenne mich Rükneddin, und bin der einzige Sohn eines Kaufmanns von Chodſchend, namens Maſßaûd. Mein Vater iſt noch reicher, als Muſaffer; und wenn er den Zuſtand wüßte, worin ich mich hier befinde, ſo würde er mir bald ſo viele mit Gold beladene Kameele ſenden, daß alle Frauen von Samarkand das Glück derjenigen beneiden würden, welche ich geheiratet habe. Wie denn! weil Räuber mich in der Nähe dieſer Stadt angefallen und beraubt haben, und ich, um mich zu friſten, mich in eine Moſchee geflüchtet habe, — daraus ſchließet ihr, daß ich ein Menſch ohne Vermögen ſei? Ho, ich will euch wohl beweiſen, daß ihr euch täuſchet. Ich will auf der Stelle an meinen Vater ſchreiben, und er wird nicht ſo bald Nachricht von mir empfangen, als er mich in dieſer Stadt mit unendlichen Reichthümern verſehen wird."

Als Kuluf dieſe Worte geſprochen hatte, ſagte der Kadi zu ihm:

„Ihr ſeid alſo der einzige Sohn eines reichen Kaufmanns von Chodſchend, und nur durch den von euch erzählten Zufall befindet ihr euch im Elende?"

„Sicherlich,“ antwortete der Sohn Abdallahs; „ihr ſehet wohl, mein Herr, daß ich nicht als ein elender im Staube aufgewachſen bin.“

„Ei, warum, junger Mann,“ fuhr der Richter fort, „habt ihr das nicht geſtern ſchon erklärt? ich hätte euch dann nicht mishandeln laßen. — Herr,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich zu Muſaffer wandte, „was der Hülla da ſagt, das ändert den Fall; da er der einzige Sohn eines reichen Kaufmanns iſt, ſo erlauben die Geſetze nicht, ihn zu zwingen, daß er ſeine Frau verſtoße.“

„Schön! Herr Kadi,“ unterbrach ihn Taher, „meßt ihr denn dieſem Betrüger Glauben bei? er nennt ſich den Sohn Maſſaûds, um die Stockſchläge abzuwenden und Zeit zu gewinnen.“

„Ich weiß nicht, was ich glauben ſoll,“ ſagte der Richter; „aber ſei es, daß er lüge, oder daß er die Wahrheit ſage, es iſt mir verboten, weiter zu gehen: alles was ich zu euren Gunſten verfügen kann, beſteht darin, dem Hülla aufzulegen, daß er beweiſe, was er behauptet.“

„Wir verlangen nichts weiter,“ ſagte hierauf Muſaffer. „Ich will ſelbſt auf meine Koſten einen beſondern Boten nach Chodſchend ſchicken; ich kenne Maſſaûd, da ich ihn einigemal hier geſehen habe, und weiß wohl, daß er ein ſehr reicher Kaufmann iſt:

wenn der Hülla wirklich ſein Sohn iſt, ſo wollen wir ihm Dilara überlaßen.“

„Ja,“ ſagte Taher dazu; „aber unterdeſſen, bis der Bote zurückkömmt, würde es paſſend ſein, wie mich dünkt, die beiden Gatten getrennt leben zu laßen.“

„Das iſt gegen die Vorſchriften,“ verſetzte der Kadi, „die Frau muß bei ihrem Manne bleiben; man könnte ſie ihm nicht wegnehmen, ohne eine von den Geſetzen verurtheilte Gewaltthat zu begehn. Schicket alſo jemand nach Chodſchend, welches nur ſieben Tagreiſen von hier iſt. Binnen vierzehn Tagen werden wir wiſſen, was wir von dem Hülla denken ſollen. Iſt er der Sohn Maſſaûds, ſo ſoll er ſeine Frau nicht verſtoßen: aber ich ſchwöre es bei dem ſchwarzen Steine*) des heiligen Tempels zu

---

*) Hadſchar Allaſſovad, ſchwarzer Stein, heißt vorzugsweiſe der an einem Pfeiler der Halle des Tempels zu Mekka befeſtigte ſchwarze Stein, welchen die Muſelmänner bei ihrer Wallfahrt fleißig küſſen, und mancherlei Wunder und Abenteuer von ihm erzählen, z. B. daß er auf dem Waſſer ſchwimme, und wiederum manchmal ſo ſchwer ſei, daß er nicht fortbewegt werden könne. Seine Schickſale erzählt Herbelot, Oriental. Bibl. unter Hagiar Allaſſovad. Er wurde einſt in den Brunnen Semſem geworfen, und dieſer vermauert, aber von Mohammeds Großvater durch Offenbarung wiedergefunden und an ſeine uralte Stelle ge-

Mekka, und bei dem heiligen Haine*) zu Medina, wo das Grab des Propheten iſt, wenn er uns betrügt, ſo ſoll eine grauſame und ſchmähliche Strafe den Betrüger treffen und ſeinen Lebenslauf beſchließen.“

Ein und vierzigſter Tag.

Nachdem der Kadi dieſen Handel alſo entſchieden hatte, entfernten ſich beide Theile.

Muſaffer und ſein Sohn ließen einen von ihrem Hausgeſinde nach Chodſchend reiſen, mit dem Auftrage, ſich nach allem genau zu erkundigen, was ſie wiſſen wollten, und ſo ſehr als möglich zu eilen.

Kuluf aber ging ſchleunig zu ſeiner Frau, und berichtete ihr alles, was bei dem Richter vorgegangen war. Sie hatte große Freude darüber, und ſagte:

ſetzt. Später wurde er, als ein alter Götze, bei einer Eroberung Mekka's, mit weggenommen, aber wieder zurückgebracht. Die Chalifen ſetzten ein Stück davon in die Thorſchwelle ihres Palaſts zu Bagdad, welche deshalb von allen Eintretenden mußte geküßt werden. — Bei dem obigen Schwur erinnert man ſich an unſer altes „Stein und Bein ſchwören.“

*) Bei der Moſchee mit dem Grabmale Mohammeds.

„Ah, theurer Gatte, alles geht gut: wir dürfen nichts mehr fürchten. Ehe der Eilbote von Chodſchend zurückgekommen, ja bevor er noch dort angelangt iſt, nehmen wir beide die Flucht; wir verlaßen eines Nachts Samarkand, begeben uns ſo ſchleunig als möglich nach Bocharah,*) und leben dort von meinem Heiratsgut in einer Ruhe, welche unſere Feinde nicht ſtören können.“

Kuluf ſtimmte Dilara's Gedanken bei. Sie beſchloſſen zu entfliehen; aber da ſie in dem Hauſe, wo ſie wohnten, zu ſehr beobachtet waren, um ihr Vorhaben ungeſtört ausführen zu können, ſo hielten ſie es für nöthig, eine andere Wohnung zu nehmen, ſolches Muſaffer zu erklären, und wenn er ſich dem widerſetzete, den Kadi um die Erlaubnis anzuſprechen.

Nachdem dieſes unter ihnen verabredet war, ging der Sohn Abdallahs auf der Stelle zu Muſaffer und ſeinem Sohn, und ſagte zu ihnen, daß er denſelben Tag noch eine andere Wohnung beziehen wollte, und verlangte, weil die Geſetze ihn zum Herrn ſeines

---

*) Hauptſtadt von Tranſoxanien, nördlich des Oxus, ehe Samarkand es durch die Tataren ward, und noch Hauptort des Karavanenzuges aus Rußland nach China, darnach auch das ganze dazwiſchen liegende Land Bucharey genannt wird. H.

Weibes machten, über ſie nach Gefallen zu ſchalten, und ſie dahin zu führen, wo es ihm beliebte.

Muſaffer und ſein Sohn ermangelten nicht, ſich dem zu widerſetzen. Taher beſonders betheuerte, er würde nimmer zugeben, daß Dilara aus ſeinem Hauſe ginge: Kuluf ſeinerſeits ließ nicht nach; dergeſtalt, daß man nochmals den Kadi angehen mußte.

Als der Richter von dem Gegenſtande, der ſie wieder vor ihn führte, unterrichtet war, fragte er den Hülla, warum er das Haus Muſaffers verlaßen wollte.

„Herr," antwortete ihm der Sohn Abdallahs, „ich habe meinen Vater Maßaûd oft ſagen gehört: „wenn man bei ſeinen Feinden hauſet, muß man ſich ſo bald als möglich von ihnen trennen;" demnach möchte ich gern anderswo wohnen, bis Nachricht von Chodſchend kömmt. Meine Frau wünſcht es eben ſo ſehr, als ich."

„Ha, der Lügner!" rief Taher bei dieſen Worten aus; „Dilara ſeufzet, Dilara iſt in Thränen, ſeitdem dieſer Elende ihr Mann iſt, und er hat die Unverſchämtheit zu ſagen, daß es ihr überdrüſſig iſt, bei mir zu wohnen!"

„Ja, ich hab' es geſagt," erwiederte Kuluf, „und ich ſage es nochmals: meine Frau liebt mich, und wünſcht nichts ſehnlicher, als ſich von euch zu entfernen. Wenn dieß nicht wahr iſt, wenn ſie andere

Geſinnungen hat, ſo bin ich bereit, ſie auf der Stelle zu verſtoßen.“

„Herr Kadi,“ ſagte Taher hierauf, „ihr hört es, ich nehme ihn beim Worte: befehlet, daß Dilara herkomme, und ſich hierüber erkläre.“

„Ich willige ein,“ ſagte der Richter: „gehet, Nayb,“ fügte er hinzu, indem er ſich zu Daniſchmend wandte, der gegenwärtig war, „begebet euch in Muſaffers Haus, und ſaget Dilara, daß ich ſie ſprechen will: führet ſie im Augenblick hieher; wir werden bald ſehen, wie ſie geſonnen iſt; und ich erkläre, wenn ſie den Hülla Lügen ſtraft, ſo ſoll er ſie auf der Stelle verſtoßen.“

Der Nayb entledigte ſich ſeines Auftrages mit großer Eile; er brachte die Frau vor den Richter, der ſie alsbald befragte, ob ſie Muſaffers Haus zu verlaßen wünſchte, und ob ſie mehr Neigung für den Hülla hätte, als für ihren erſten Mann.

Taher zweifelte nicht, daß ſie zu ſeinen Gunſten entſcheiden würde, und hingeriſſen von einer Bewegung der Freude, welche er nicht bemeiſtern konnte, nahm er das Wort, ehe ſie antwortete, und ſagte:

„Redet, meine Frau, ihr dürft nur eure wahren Geſinnungen erklären, und ſollt von Stund' an von demjenigen befreiet werden, den ihr haſſet.“

„Da man mir dieſe Verſicherung gibt,“ ſagte die Tochter Bonrüks, „ſo will ich euch nichts verhehlen.

Mein zweiter Mann, der Sohn Maſſaûds, hat meine ganze Zärtlichkeit, und ich bitte den Herrn Kadi unterthänigſt, zu verfügen, daß es uns erlaubt ſei, in einem andern als Muſaffers Hauſe zu wohnen."

„Ho, ho!" ſagte hierauf der Kadi, indem er ſich zu dem erſten Manne wandte, „ihr ſehet, daß der Hülla nichts Unwahres behauptet hat, er war ſeiner Sache wohl gewiß."

„Ha, die Treuloſe!" rief Taher aus, ganz betäubt von dem offenen Bekenntniſſe der Frau: „wie hat ſie ſich ſeit geſtern ſo können verführen laßen?"

„Es thut mir Leid um euretwillen," fuhr der Kadi fort; „denn ich kann mich nicht entbinden, ihnen zu erlauben, zu wohnen, wo es ihnen beliebt."

„Ihr wollt alſo dieſen Fremdling frohlocken laßen?" ſagte Taher zu ihm; „und ohne zu wiſſen, ob er wirklich Maſſaûds Sohn iſt, wollt ihr zugeben, daß er ruhig in Dilara's Beſitze bleibe?"

„Nein," antwortete der Richter, „wenn er nicht in der That iſt, was er ſagt: iſt er ein Elender, ſo laße ich ihn dafür hinrichten, daß er uns betrogen hat."

„Und ihr bildet euch ein," verſetzte der Sohn Muſaffers, „daß, wenn er Urſach hat die ihm von euch angedrohte Beſtrafung zu befürchten, er ſo thöricht ſein wird, in dieſer Stadt abzuwarten, bis wir Nachricht von Chodſchend bekommen haben? Welcher

Irrthum! Seid vielmehr überzeugt, daß er die Abſicht hat, aus Samarkand zu entfliehen, und daß er vielleicht die Frau verleitet, ihm zu folgen. Aber was ſage ich „vielleicht?“ ihr Anſchlag iſt ſchon gemacht, und ſie wollen ohne Zweifel nur deshalb die Wohnung verändern, um ihren Entſchluß bequemer ausführen zu können.“

„Das iſt nicht unmöglich,“ erwiederte der Kadi; „aber ich werde dem vorbeugen: in welchem Stadtviertel ſie auch ihre Wohnung nehmen, ich werde ſie durch eine zahlreiche und aufmerkſame Wache beobachten laßen, welche mir für ſie einſtehen ſoll.“

Kuluf und Dilara hatten alſo die Freiheit, Muſaffers Haus zu verlaßen. Sie gingen denſelben Tag noch hinaus, und nahmen ihre Wohnung in einer Karavanſerei. Sie kauften einige Sklaven zu ihrer Bedienung. Es fehlte ihnen nicht an Geld und Geldeswerth; denn die Frau hatte ein anſehnliches Heiratsgut, und eine große Menge von Edelgeſteinen. Sie dachten anfangs nur daran, ſich zu ergetzen. Das Vergnügen, ſich jetzt ohne Zwang ihrer Liebe hingeben zu können, verhinderte ſie in den erſten Tagen, die traurigen Betrachtungen anzuſtellen, welche ihre gegenwärtige Lage ihnen aufdringen mußte. Sie lebten, als wenn der Kadi ihnen keine Wache geſetzt hätte, und ſie leichtlich entfliehen könnten; oder als wenn Kuluf wirklich der Sohn Maſſaùds geweſen wäre, und ſie angenehme Nachrichten von Chodſchend erwarteten.

Zwei und vierzigſter Tag.

Das Abenteuer des Hülla's, wie ſehr Muſaffer und ſein Sohn ſich bemüht hatten, es geheim zu halten, machte jedoch ſo viel Aufſehen in Samarkand, daß mehrere vornehme Leute das Paar ſehen wollten, welches die Liebe ſo innig vereinigt hatte; dergeſtalt, daß Kuluf und Dilara, als Gegenſtand der allgemeinen Neugierde, täglich neue Beſuche erhielten.

Eines Tages unter andern trat ein Mann von ſtattlichem Anſehen bei ihnen ein, und ſagte ihnen, er wäre ein Beamter des Königs, er hätte vernommen was bei dem Kadi vorgegangen, und käme ſie zu verſichern, daß ihr Glück ihm am Herzen läge; kurz, er erbot ihnen ſeine Dienſte ſo freundlich, und er wußte ſie ſo gut von ſeiner Theilnahme zu überzeugen, daß ſie ihm ihre Erkenntlichkeit nicht genug auszudrücken glaubten. Sie baten ihn, mit ihnen zu eſſen; und um ihm die große Hochachtung zu bezeigen, welche ſie für ihn hegten, nahm Dilara ihren Schleier ab; dergeſtalt, daß der Fremde, erſtaunt über die

Schönheit der Frau, ſich nicht enthalten konnte auszurufen:

„Ah! Herr Hülla, ich bin nun nicht mehr verwundert über eure Feſtigkeit vor dem Richter zu erſcheinen.“

Sie ſetzten ſich alle drei zu Tiſche, der mit mehreren Speiſen beſetzt war. Da ſtanden alle Arten Pilau, und Bogra, ſo mit Ingwer, langem ſchwarzem und weißem Pfeffer und friſcher Butter bereitet wird; ferner Riſchté y pulad, beſtehend aus Safran, Weineſſig, Honig und Terebinthen; und ein Juſchberré, das heißt ein geſchmortes Lamm, deſſen Dombé, oder Fettſchwanz, mit gewürzigen Kräutern gefüllt, eine beſondere Schüſſel machte.

Nach dem Eſſen, brachten die Sklaven rothen Wein von Schiras, weißen Wein von Kismiſche, und ambraduftigen Roſſoli, genannt Raki-moanber; und hierauf wurden Wohlgerüche umhergereicht.

Jetzt ließ Dilara ſich ein Tamburin bringen, und begann darauf zu ſpielen, indem ſie dazu ein Lied in der Weiſe Ueſſal ſang. Darnach forderte ſie eine Laute, ſtimmte ſie, und ſpielte ſie auf eine Weiſe, daß der Beamte des Königs davon bezaubert war. Endlich nahm ſie eine Zither, und ſang dazu ein zärtliches Lied in der Weiſe Nava, deren man ſich zu Klagen über die Abweſenheit des Geliebten bedient.

Es war dieſes ein Geſang, welchen ſie zu Kara=korum, nach Kulufs Ungnade gemacht hatte. Und ſie konnte ihn nicht ſingen, ohne der Seele dieſes Geliebten die rührendſten Bilder vorzuführen: der junge Mann verſank in eine tiefe Träumerei, und bald fing er bitterlich an zu weinen.

Der Beamte des Königs war darüber verwundert, und fragte ihn nach der Urſache dieſer Thränen.

„Ach!“ antwortete der Sohn Abdallahs, „was frommt es euch, davon die Urſache zu wiſſen? es iſt euch nicht weniger unnütz, ſie zu erfahren, als mir, ſie zu ſagen. Ich rief mir eben meine vergangenen Leiden wieder ins Gedächtnis; und ich kann dabei nicht an die mir noch drohenden Leiden denken, ohne von dem lebhafteſten Schmerze durchdrungen zu werden.“

Dieſe Antwort genügte dem Beamten des Königs nicht, und er ſagte:

„Junger Fremdling, im Namen Gottes, erzählet mir eure Abenteuer. Es iſt nicht aus Neugier, daß ich ſie hören will; ich fühle mich geneigt, euch zu dienen, und vielleicht wird es euch nicht gereuen, mir dieſes Vertrauen geſchenkt zu haben. Saget mir, wer ihr ſeid, ich ſehe wohl, daß ihr von Geburt ſeid redet, und verhehlet mir nichts.“

„Herr,“ erwiederte Kuluf, „meine Geſchichte iſt etwas lang, und möchte euch langweilen.“

„Nein, nein,“ ſagte der Beamte; „ich bitte euch ſelbſt keinen Umſtand davon zu unterdrücken.“

Hierauf begann nun der Sohn Abdallahs die Erzählung ſeiner Abenteuer; er entdeckte ſeine ganze Verſtellung, und bekannte, daß er nicht der Sohn Maſſaùds wäre, ſondern daß er zu dieſem Vorgeben bloß ſeine Zuflucht genommen, um ſich den Beſitz Dilara's zu ſichern: „aber,“ fuhr er fort, „meine Lüge hat nicht ganz die Wirkung gehabt, welche ich davon erwartete; man hat mir nicht auf mein Wort glauben wollen, ſondern einen Eilboten nach Chodſchend geſchickt, der binnen drei Tagen wieder hier ſein wird. Demnach wird der Kadi, der uns ſtrenge bewachen läßt, bald meine Betrügerei entdecken, und mich durch einen ſchmählichen Tod dafür beſtrafen. Dieſer Tod iſt gleichwohl nicht, was mich betrübt, ſondern das Herannahen des unſeligen Augenblicks, der mich für immer von meinem geliebten Gegenſtande trennen ſoll: dieſer Gedanke allein iſt mein ganzer Kummer.“

Während er, mit untermiſchten Seufzern und Thränen, dieſes ſagte, zerſchmolz die Frau ihrerſeits in Thränen, und gab durch den Schmerz, von welchem ſie ergriffen ſchien, genugſam zu erkennen, daß ſie Kulufs Empfindungen mit ihm theilte.

Der Beamte des Königs ſah dieſes Schauſpiel nicht ohne Mitleid:

„Zärtliche Gatten,“ ſagte er, „ich bin gerührt von eurer Betrübnis. Ich wünſchte euch dienen, und es von euch abwenden zu können, beide den Giftbecher der unſeligen Trennung zu leeren. Wollte Gott, junger Mann, daß ich euch der Gefahr entreißen könnte, in welcher ihr ſchwebt! Aber das ſcheint mir ſehr ſchwierig. Der Kadi iſt ein wachſamer und unbeugſamer Richter. Seine Wachſamkeit möchte kaum zu täuſchen ſein, und er wird euch nicht verzeihen, ihn betrogen zu haben. Alles was ich euch rathen kann, beſteht darin, euer Vertrauen auf Gott zu ſetzen, der auch die verſchloſſenſten Pforten eröffnen und die unüberſteiglichſten Hinderniſſe aus dem Wege räumen kann. Flehet durch heiße Gebete ſeine Hülfe an: und verzweifelt nicht, glücklich aus dieſer Verlegenheit zu kommen, obwohl ihr keinen Anſchein dazu ſehet.“

Mit dieſen Worten nahm der Beamte Abſchied von Kuluf und ſeiner Frau, und entfernte ſich.

„Man muß geſtehen,“ ſagte hierauf die Tochter Boyrüks, „es gibt eine recht ſonderbare Art Leute auf der Welt. Sie kommen, euch ihre Dienſte anzubieten; wenn ihr ihnen betrübt ſcheinet, ſo dringen ſie in euch, ihnen euern Kummer zu erzählen, indem ſie euch Linderung deſſelben verheißen: und wenn ſie nun durch ihre zudringlichen Artigkeiten euch gezwungen haben, ihre Neugierde zu befriedigen, ſo beſteht die ganze Tröſtung, welche ſie euch gewähren, darin, daß ſie euch ermahnen, Geduld zu faſſen. Wer hätte nicht geglaubt, als man dieſen Mann mit ſolchem Eifer ſich unſer annehmen ſah, daß es ſeine Abſicht wäre, uns nützlich zu ſein und wenigſtens alle ſeine Kräfte aufzubieten uns zu dienen? Gleichwohl, nachdem er die Erzählung unſerer Abenteuer gehört hat, verläßt er uns, und empfiehlt uns der Vorſehung."

„Theure Frau," ſagte der Sohn Abdallahs, „was ſoll er für uns thun? laßen wir ihm Gerechtigkeit widerfahren: er hat zu ſehr das Anſehn eines redlichen Mannes, als daß man ihn in Verdacht haben könnte, mich aus bloßer Neugier genöthigt zu haben, ihm mein Unglück zu vertrauen. Nein, nein, er war geneigt, uns gefällig zu ſein; ich vertraue darauf, wegen des edlen Mitleids, welches er uns gezeigt hat, und welches ſelbſt in ſeinem Stillſchweigen bemerklich war. Aber als er das Uebel unheilbar ſah, konnte er da uns etwas anderes ſagen, als er uns geſagt hat? Und von wem können wir in der That Hülfe erhalten? Der Himmel allein kann mich aus der Gefahr befreien, in welcher ich bin."

Drei und vierzigſter Tag.

Die unglücklichen Gatten erweichten einander, indem ſie ſich ſo ganz das Schreckliche ihrer Lage vor die Seele riefen und brachten die beiden folgenden Tage unter Seufzen und Wehklagen hin. Sie dachten indeſſen auf Mittel zur Rettung; ſie verſuchten die Treue ihrer Wachen, aber ſie fanden ſie unbeſtechlich. So kam der funfzehnte Tag heran, der Tag, an welchem der Eilbote von Chodſchend zurückkommen mußte, und welchen ſie beide eben ſo ſehr fürchteten, als er von dem Sohne Muſaffers heiß herbeigewünſcht wurde.

Sobald die erſten Strahlen dieſes ſchrecklichen Tages das Gemach der beiden Gatten erhellten, ſtand Kuluf, der zum letztenmale das Licht zu ſehen glaubte, auf, um zum Tode zu gehen. Er betrachtete ſeine Gattinn mit Augen, worin ſich Schmerz und Verzweiflung malten, und ſagte zu ihr mit faſt erſtickter Stimme:

„Lebet wohl! ich gehe hin, meine Beſtimmung zu erfüllen, und dem Kadi meinen Kopf zu bringen: ihr, ſchöne Dilara, ihr, lebet, und erinnert euch manchmal eines Mannes, der euch ſo zärtlich geliebt hat.“

„Ach! Kuluf,“ antwortete die Frau, in Thränen zerſchmelzend, „ihr gehet zum Tode, und ermahnet mich, zu leben! denkt ihr denn, daß das Leben noch

Reiz für mich haben könnte? Grauſamer, du willſt alſo, daß ich ſehnſüchtige und jammervolle Tage hinſchleppe? Nein, nein, ich will dich begleiten, und mit dir ins Grab ſteigen. Taher, der verhaßte Taher, ſoll mit dem was er haßt, zugleich das was er liebt, zu Grunde gehen ſehen; er ſoll nicht Urſache haben, ſich deines Todes zu freuen. Ja, warum ſollſt du denn ſterben? mich allein muß die Strafe treffen; deine Frau iſt es, die dich meineidig gemacht, und dir die Lüge eingegeben hat, welche dein Tod ſühnen ſoll; mir alſo gebührt es, zum Schlachtopfer zu dienen: es iſt wenigſtens gerecht, daß ich ebenfalls beſtraft werde. Auf, laß uns zu unſerm Richtplatze gehen; ich will aller Welt zu erkennen geben, daß ich lieber mit dir umkommen, als dich überleben will."

Der Sohn Abdallahs bekämpfte das Vorhaben ſeiner Frau, er beſchwur ſie, ihm nicht einen ſo unſeligen Beweis ihrer Zärtlichkeit zu geben; aber Dilara ihrerſeits beharrte darauf, mit ihm ſterben zu wollen, und bat ihn, ſich ihrem Entſchluſſe nicht zu widerderſetzen.

Während ſie ſich hierüber nicht vereinigen konnten, hörten ſie einen großen Lärm an der Straßenthüre, und bald ſahen ſie den Kadi, im Gefolge mehrerer Leute, darunter auch Muſaffer und ſein Sohn waren, in den Hof treten. Bei dieſem Anblicke ſank die Tochter Boyrüks in Ohnmacht, und während ſie noch unter den Händen einiger Sklavinnen war, die ihr zu Hülfe eilten, benutzte Kuluf dieſen Augenblick, und ging dem Kadi entgegen.

Aber der Richter, weit entfernt, ihn zum Tode abführen zu wollen, grüßte ihn ehrerbietig, und ſagte lächelnd zu ihm:

„Herr, der Bote, welcher nach Chodſchend geſchickt worden, iſt zurück gekommen, in Begleitung eines Dieners eures Vaters Maſſaûd, der euch vierzig mit Stoffen, feiner Leinwand und anderen Waaren beladene Kameele ſendet. Wir zweifeln nun nicht mehr, daß ihr der Sohn dieſes reichen Kaufmanns ſeid, und wir bitten euch, der üblen Behandlung zu vergeſſen, welche wir euch angethan haben."

Nachdem der Richter dieſe Rede gehalten hatte, welche Kuluf aufs höchſte in Erſtaunen ſetzte, bezeugten Muſaffer und ſein Sohn dem Hülla, wie Leid es ihnen thäte, daß er die Schläge empfangen hätte.

„Ich entſage," ſprach Taher zu ihm, „den Anſprüchen, welche ich auf Dilara hatte. Ich willige ein, daß ſie die eurige ſei, und ich überlaße ſie euch, unter der Bedingung, daß wenn es euch etwa einfällt, ſie zu verſtoßen, und ſie wiedernehmen wollt, ihr mich zum Hülla wählet."

Kuluf wußte nicht, was er von allem, was er hörte, denken ſollte; er wähnte, der Kadi und Taher verſpotteten ihn, und ſie würden bald in einem andern Tone mit ihm reden, als ein Sklave hereintrat, ihm die Hand küßte, und ihm einen Brief überreichte, mit den Worten:

„Herr, euer Vater und eure Mutter befinden ſich wohl; ſie wünſchen ſehnlichſt, euch wiederzuſehen: ihre Augen und ihre Ohren ſind unterweges.“

Kuluf erröthete bei dieſer Anrede; und ohne zu wiſſen, was er antworten ſollte, nahm er den Brief, öffnete ihn, und las folgende Worte:

> „Gelobt ſei Gott allein, und ſeine Segnungen ſeien verbreitet über ſeinen großen Propheten, über ſeine Familie und über ſeine Freunde!
>
> Mein lieber Sohn, ſeitdem du nicht mehr vor meinen Augen biſt, habe ich keine Ruhe, ich ſtehe auf den Dornen der Ungeduld; das Gift deiner Abweſenheit hat ſich meines Herzens bemächtigt, und verzehrt nach und nach mein Leben.
>
> Ich habe durch den Boten, welchen Herr Muſaffer an mich geſchickt hat, das Abenteuer vernommen, welches dir begegnet iſt. Alsbald habe ich vierzig ſchwarze, rundaugige Kameele mit mancherlei Waaren beladen laßen, welche ich dir nach Samarkand überſende, unter dem Geleite Dſchohers, des Anführers meiner Frachten.

Melde mir doch aufs baldigſte, wie du dich befindeſt, damit unſer Herz ſich tröſte und wieder Freude und Heil empfinde.

Maſſaûd."

Kaum hatte der Sohn Abdallahs dieſen Brief geleſen, als er die vierzig Kameele, welche von Chodſchend kamen, in ſeinen Hof ſchreiten ſah. Hierauf ſagte der Führer Dſchoher zu ihm:

„Mein Herr und Meiſter, habt die Güte, wenn es euch beliebt, und befehlet, daß man die Kameele entlade, und die Ballen in irgend einen großen Saal bringe."

„Was Teufel bedeutet dieß alles?" ſagte Kuluf bei ſich ſelber: „Ich habe wohl überraſchende Abenteuer erlebt; aber, bei Ali! dieſes hier übertrifft ſie alle. Dieſer Führer Dſchoher redet mich an, als ob er mich wohl kenne, der Kadi und Muſaffer ſcheinen durch dieſen Anſchein getäuſcht zu ſein. — Wohlan! obgleich dieß alles meine Faſſung überſteigt, ſo wollen wir doch nicht unterlaßen, es zu benutzen. Das Glück will mich ohne Zweifel durch einen ſeiner eigenſinnigen Streiche retten, oder der Himmel hat zu meinen Gunſten ein Wunder thun wollen."

Vier und vierzigſter Tag.

Wie erſtaunt auch Kuluf über dieß wunderbare Ereignis war, doch hatte er Kraft genug, ſeine Ueberraſchung zu verbergen; er ließ die Ballen in einen Saal tragen, und befahl, für die Kameele zu ſorgen; er hatte ſogar die Dreiſtigkeit, dem Kameelführer allerlei Fragen zu thun:

„Dſchoher,“ ſagte er zu ihm, „gib mir Nachricht von meiner ganzen Familie: iſt auch etwa einer meiner Vettern oder eine meiner Baſen in Chodſchend krank?“

„Nein Herr,“ antwortete Dſchoher, „alle eure Verwandten ſind, Gott ſei Dank, bei vollkommener Geſundheit, mit Ausnahme eures Vaters, der jeden Augenblick eurer Abweſenheit zählt, und der mir aufgetragen hat, euch zu ſagen, wie ſehr er wünſcht, daß ihr mit der Frau, welche ihr geheiratet habt, ſchleunig nach Chodſchend heimkehret.“

Während der Kameelführer alſo ſprach, nahmen der Kadi, Taher und ſein Vater Abſchied von dem Sohn Abdallahs, und gingen nach Hauſe, in der Ueberzeugung, er wäre wirklich der Sohn Maſſaûds: aber bevor er weg ging, entließ der Kadi die Wache, welche er den jungen Gatten geſetzt hatte.

Nachdem alle ſich entfernt hatten, kehrte Kuluf in das Zimmer zurück, wo er Dilara gelaßen hatte.

Die junge Frau war durch die Bemühungen ihrer Sklavinnen aus ihrer Ohnmacht wieder zu ſich gekommen. Kuluf erzählte ihr nun alles, was eben vorgegangen war, und zeigte ihr den Brief Maſſaûds.

Sie hatte ihn nicht ſo bald durchgeleſen, als ſie ausrief:

„Gerechter Himmel! dir gebührt der Dank für dieſes erſtaunliche Wunder; du haſt Mitleid gehabt mit den beiden treuen Geliebten, deren Bande du geknüpft haſt.“

„Geliebte Frau,“ ſagte der Sohn Abdallahs zu ihr, „noch iſt nicht Zeit, uns der Freude zu überlaßen; unſere Leiden ſind noch nicht zu Ende: was ſage ich „zu Ende?“ ich ſchwebe mehr, als jemals, in Gefahr: ihr habt mich den Namen eines Mannes annehmen laßen, der ohne Zweifel zu Samarkand iſt; der Sohn Maſſaûds muß hier in der Stadt ſein, ſein Vater ſchreibt ihm, und ſendet ihm vierzig mit Waaren beladene Kameele, unter Dſchohers Führung; dieſer Dſchoher, der wahrſcheinlich den Sohn ſeines Herrn niemals geſehen hat, wird dem Boten Muſaffers gefolgt ſein: und ſo läßt ſich das Uebrige leicht begreifen. Dieſer Irrthum, ich geſtehe es, würde uns ſehr günſtig ſein, wenn er von langer Dauer ſein könnte. Nichts würde uns verhindern, jetzo die Flucht zu ergreifen, weil wir fortan nicht mehr bewacht werden: aber die Neuigkeit von der Ankunft der Kameele hat ſich vielleicht ſchon in Samarkand verbreitet; der wahre Sohn Maſſaûds wird es auch vernehmen, und alsbald zu dem Kadi gehen und ihn enttäuſchen: was weiß ich, ob nicht augenblicklich der Richter zürückkömmt, um mich zum Richtplatze zu ſchleppen?“

Alſo redete Kuluf, der zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, mehr zu beklagen war, als wenn er nichts mehr zu hoffen gehabt hätte: er wähnte unaufhörlich den Kadi und Taher enttäuſcht und wüthend wiederkommen zu ſehen; jeder Augenblick ſteigerte ſeine Unruhe.

Während er in dieſer Bewegung war, kam der Beamte des Königs, derſelbe Mann, der vor zwei Tagen bei ihm geweſen war, und ſagte, indem er hereintrat:

„Herr Hülla, ich habe vernommen, daß eure Leiden geendigt ſind, und daß endlich der Himmel einen günſtigen Blick auf euch geworfen hat; ich komme, euch meine Freude darüber zu bezeugen, und zugleich euch einen Vorwurf zu machen: ihr ſeid nicht aufrichtig; warum habt ihr mir denn geſagt, ihr ſeiet nicht der Sohn Maſſaûds? warum habt ihr mich getäuſcht?“

„Mein lieber Herr,“ antwortete der Sohn Abdallahs, „ich habe euch die Wahrheit geſagt; ich bin nicht aus Chodſchend, ſondern aus Damask, wie ich euch ſchon geſagt habe. Es iſt lange her, daß mein

Vater todt iſt, und daß ich alles Vermögen verzehrt habe, welches er mir hinterlaßen hat.“

„Gleichwohl,“ erwiederte der Beamte, „ſagt man, daß vierzig mit mancherlei Stoffen beladene Kameele für euch gekommen ſind, und daß Maſſaûd an euch geſchrieben hat, als wenn ihr ſein eigener Sohn wäret.“

„Es iſt wahr,“ verſetzte Kuluf, „daß ich den Brief und die Waaren empfangen habe, aber ich bin deshalb doch nicht ſein Sohn.“

Der Beamte fragte, wie die ganze Geſchichte zugegangen wäre; und als der Hülla ihm alles aus einander geſetzt hatte, ſagte er zu ihm:

„Ich glaube mit euch, daß hier eine Verwechſelung obwaltet, und daß der Sohn Maſſaûds hier in Samarkand iſt. Demnach bin ich der Meinung, daß ihr beide dieſe Nacht euch durch die Flucht rettet.“

„Das iſt auch unſre Abſicht,“ antwortete Kuluf; „vorausgeſetzt, daß der Kadi bis morgen in dem Irrthum bleibt, worin er iſt, wir verlangen nichts weiter.“

„Ihr dürft deshalb nicht in Unruhe ſein,“ erwiederte der Beamte; „man muß hoffen, daß alles gut geht. Der Himmel will ohne Zweifel nicht, daß ihr umkommet, weil er durch ein Abenteuer, das einem Wunder gleicht, euch der euch zugedachten Todesſtrafe entzogen hat.“

Zu dieſen Worten fügte er noch andere, um die Furcht zu zerſtreuen, von welcher die beiden Gatten erfüllt ſchienen; hierauf nahm er Abſchied und wünſchte ihnen alles Wohlergehen.

Als Kuluf und Dilara wieder allein waren, begannen ſie, von ihrer Flucht zu reden und ſich darauf vorzubereiten. Sie erwarteten die Nacht mit großer Ungeduld; aber noch ehe ſie heran kam, hörten ſie einen großen Lärm, und ſahen plötzlich in dem Hofe der Karavanſerei mehrere Wachen zu Pferde erſcheinen. Bei dieſem Anblicke wurden die beiden Gatten von Schrecken ergriffen, denn ſie wähnten, es wäre der Kadi, der den Sohn Abdallahs zur Hinrichtung abzuholen käme. Bald aber verloren ſie dieſe Furcht: es waren die Wachen des Königs.

Der Hauptmann, der ſie anführte, ſtieg vom Pferde, und trat mit einem Päckchen in das Zimmer, wo Kuluf mit ſeiner Frau war. Er grüßte ſie beide ehrerbietig, wandte ſich hierauf zu dem Mann, und ſagte zu ihm:

„Herr, ich komme hieher im Namen des großen Usbek-Chan: er will den Sohn Maſſaûds ſehen; er hat euer Abenteuer vernommen, und wünſcht, daß ihr ſelber ihm alles erzählet, und er ſendet euch dieſes

Ehrenkleid,*) um euch in den Stand zu ſetzen, vor ihm zu erſcheinen."

Der Sohn Abdallahs wäre gern überhoben geweſen, die Neugierde des Königs zu befriedigen: indeſſen er mußte gehorchen.

Er zog alſo das Ehrenkleid an, und ging mit dem Hauptmann der Wache, der ihm auf dem Hofe ein Maulthier zeigte, deſſen Sattel und Zaum mit Gold beſchlagen und mit Steinen geſchmückt war, und an deſſen Steigbügel ein prächtig gekleideter Knappe ſtand:

„Beſteiget dieß königliche Maulthier," ſagte er zu ihm, „und ich werde euch nach dem Palaſte führen."

Kuluf näherte ſich dem Maulthiere, der Knappe küßte den Steigbügel, und bot ihm denſelben dar: der Hülla ſetzte den Fuß hinein, ſchwang ſich leicht in den Sattel, und ritt mit der Wache nach dem Palaſte.

Fünf und vierzigſter Tag.

Sobald er im Palaſt angelangt war, kamen die Beamten des 'Königs, ihn zu empfangen, und führten ihn bis an die Thüre des Saales, in welchem dieſer Fürſt gewöhnlich die Geſandten vor ſich zu laßen pflegte. Hier nahm der Groß-Veſyr ihn bei der Hand, und führte ihn in den Saal, wo der König, in einem mit Diamanten, Rubinen und Smaragden bedeckten Gewande, auf ſeinem Elfenbeinthrone ſaß, um welchen alle die großen Herren der Tatarei umher ſtanden.

---

*) In der Urſchrift: Kaftan.

Kuluf war geblendet von dem Glanze welcher den Usbek-Chan umgab; und anſtatt ſeine Blicke bis zu dieſem Fürſten emporzuheben, ſchlug er die Augen nieder, trat vor, und warf ſich zu den Füßen des Thrones nieder.

Als der König ihn in dieſer Stellung ſah, redete er ihn an, und ſagte:

„Sohn Maſſaûds, man hat mir geſagt, daß dir ſehr ſeltſame Abenteuer begegnet ſind; ich wünſche, daß du ſie mir erzähleſt, und ohne Hehl redeſt.“

Betroffen über den Ton der Stimme, welche dieſe Worte an ihn richtete, hub Kuluf die Augen auf, und als er nun in dem Könige denſelben Mann erkannte, welcher ihn beſucht hatte, den er für einen Beamten Usbek-Chans gehalten, und dem er alle ſeine Geheimniſſe anvertrauet hatte, warf er ſich mit dem Antliz auf den Boden, und fing an zu weinen.

Der Veſyr hub ihn auf, und ſagte zu ihm: „Fürchtet nichts, junger Mann, nähert euch dem König, und küſſet den Saum ſeines Kleides.“

Der Sohn Abdallahs trat, zitternd und zagend, bis zu den Füßen des Königs hin; und nachdem er ihm den Rock geküßt hatte, wankte er einige Schritte zurück, und blieb ſtehen, das Haupt auf die Bruſt geſenkt.

Aber Usbek-Chan ließ ihn nicht lange in dieſer Stellung; der Fürſt ſelber ſtieg von ſeinem Throne, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn in ſein Zimmer, wo er zu ihm ſagte:

„Kuluf, ſei nunmehr ganz beruhigt, und fürchte nicht mehr das Schickſal; du wirſt ſeine Strenge nicht mehr erfahren: du ſollſt nicht von Dilara getrennt werden, ſondern mit ihr an meinem Hofe leben, und bei mir dieſelbe Stelle einnehmen, welche du zu Karakorüm bei dem Könige Mirdſchehan hatteſt. Als ich, auf die Erzählung von deiner feſten Treue gegen deine Frau, aus Neugierde dich beſuchte, gefielſt du mir; und das Vertrauen, welches du in mich ſetzteſt, beſtimmte mich vollends, dir das Leben zu retten, und dich für immer mit deiner geliebten Gattinn vereint zu laßen. Und dieſes wollte ich auf die Weiſe thun, wie du geſehen haſt. Die vierzig Kameele, die bei dir ſtehen, ſind aus meinen Ställen genommen; die Stoffe, womit ſie beladen waren, habe ich kaufen laßen; und Dſchoher, der ſie führte, iſt ein Verſchnittener, der ſehr ſelten aus dem Harem kömmt; den Brief, den du empfangen, habe ich durch meinen

Debirchaſſe*) ſchreiben laßen; und damit der Bote Muſaffers ihn nicht Lügen zu ſtrafen käme, ſo ſchickte ich geſtern auf dem Wege nach Chodſchend ihm einen meiner Beamten entgegen, der ihm in meinem Namen befahl, ſeinem Herrn einen ſolchen Bericht zu bringen, wie ich wünſchte. Das war ein Vergnügen, welches ich mir machen wollte, und ich habe es völlig erreicht."

Sobald der König ausgeſprochen hatte, warf Kuluf ſich abermals ihm zu Füßen, dankte ihm für ſeine Güte, und gelobte, zeitlebens dafür innige Erkenntlichkeit zu beweiſen.

Noch denſelben Tag führte der junge Mann auch ſeine Dilara in den Palaſt. Usbek-Chan gab ihnen eine prächtige Wohnung, mit einem anſehnlichen Einkommen, und ließ die Geſchichte ihrer Liebe durch den beßten Schriftſteller von Samarkand aufſchreiben."

---

*) d. h. Geheimſchreiber.

Nachdem ſo die Amme der Farrùchnas die Geſchichte Kulufs erzählt hatte, ſchwieg ſie, um zu hören, was ihre Herrinn dazu ſagen würde.

Dieſe, noch immer gegen die Männer eingenommen, war abermals nicht der Meinung ihrer Frauen, welche behaupteten, der Sohn Abdallahs wäre ein vollkommener Liebhaber geweſen:

„Nein, nein;“ ſagte die Prinzeſſinn, „als er von dem Hofe des Königs der Keraïten verbannt wurde, verließ er Karakorùm, ohne Dilara Lebewohl zu ſagen, ja ohne einmal zu verſuchen, mit ihr zu reden. Ich räume ein, daß der König ihn ſehr ungeſtüm aus der Stadt verwies; aber die Liebe iſt erfindungsreich, und ſie hätte ihm ſchon Mittel verſchafft, mit der Tochter Boyrùks ſich zu beſprechen, wenn er ſehr verliebt in ſie geweſen wäre. Und das iſt noch nicht der einzige Vorwurf, welchen ich ihm zu machen habe. Wenn er nur irgend von ſeiner Geliebten eingenommen geweſen wäre, ſo würde er nicht gleich einige Tage nach ſeiner Ankunft in Samarkand ſich freiwillig zum Hùlla hergegeben haben. Ferner, nachdem er ſeine Geliebte wieder erkannt hatte, wollte er ſie gleichwohl nicht verſtoßen? war er nicht bereit, ſeinen Eid zu halten? und würde er es nicht auch gethan haben, wenn ſie nicht, um ihn davon abzubringen, ſelbſt ihre Thränen angewandt hätte? Ein recht inbrünſtig Liebender iſt nicht ſo bedenklich.“

„Es iſt wahr, Herrinn,“ ſagte hierauf Sütlümeme, „daß die erſte Bewegung Kulufs der Ehre galt, und das kann ich ihm nicht zum Vorwurfe machen: ich bewundere im Gegentheil einen jungen Mann, der ſelbſt mitten in ſeiner Luſt Abſcheu gegen den Meineid blicken läßt; ich glaube, daß ein Liebhaber dieſer Art ſchätzbarer iſt, als ein anderer, und daß man auf ſeine Schwüre bauen kann. — Aber, Prinzeſſinn,“ fügte ſie hinzu, „weil ihr es doch ſo genau nehmt, ſo muß ich euch eine andere Geſchichte erzählen, welche euer Zartgefühl ins Gedränge bringen möchte und welche ihr vielleicht merkwürdiger finden werdet, als die Geſchichten Kulufs und Abulkaſems.“

Bei dieſen Worten der Amme brachen alle Frauen der Prinzeſſinn in ein Freudengeſchrei aus, und bezeigten ſich ſehr neugierig, dieſe neue Geſchichte zu hören.

Sütlümeme begann ſie, ſobald die Prinzeſſinn ihr die Erlaubnis dazu bewilligt hatte, mit folgenden Worten:

Tausend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Aus dem
Persischen, Türkischen
und
Arabischen
nach
Petis de la Croix, Galland, Cardonne,
Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus
und Anderen,
überſetzt
von
F. H. von der Hagen.

Zweiter Band.

Hc 1915.3

Prenzlau,
Druck und Verlag der Ragoczyſchen Buchhandlung.

1827.

KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK
BERLIN

Tauſend und Ein Tag.

Perſiſche Erzählungen.

Zweiter Band.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Geſchichte des Prinzen Kalaf und der Prinzeſſinn Turandokt 1

46ſter Tag 5
47ſter Tag 11
48ſter Tag 17

Geſchichte des Prinzen Fadlallah und der ſchönen Semrude 20

49ſter Tag 23
50ſter Tag 27
51ſter Tag 34
52ſter Tag 40
53ſter Tag 45
54ſter Tag 52
55ſter Tag 56
56ſter Tag 61
57ſter Tag 64
58ſter Tag 70

Seite
59ſter Tag . . . 75
60ſter Tag . . . 81
Fortſetzung und Beſchluß der Geſchichte des Prinzen Kalaf und der Prinzeſſinn Turandokt . . . 85
61ſter Tag . . . 87
62ſter Tag . . . 92
63ſter Tag . . . 100
64ſter Tag . . . 105
65ſter Tag . . . 111
66ſter Tag . . . 117
67ſter Tag . . . 123
68ſter Tag . . . 129
69ſter Tag . . . 134
70ſter Tag . . . 138
71ſter T[illegible] . . . 142
72ſter Tag . . . 148
73ſter Tag . . . 152
74ſter Tag . . . 156
75ſter Tag . . . 161
76ſter Tag . . . 166
77ſter Tag . . . 173
78ſter Tag . . . 177
79ſter Tag . . . 181
80ſter Tag . . . 185
81ſter Tag . . . 189
82ſter Tag . . . 194

Seite
Geſchichte des Königs Bedreddin-Lolo und ſeines Veſyrs Atalmulk, benannt der traurige Veſyr 199
83ſter Tag 201
Geſchichte Atalmulks, benannt der traurige Veſyr, und der Prinzeſſinn Sélika Bejumé . . 203
84ſter Tag 207
85ſter Tag 212
86ſter Tag 218
87ſter Tag 222
88ſter Tag 226
89ſter Tag 232
90ſter Tag 236
91ſter Tag 241
92ſter Tag 245
93ſter Tag 251
94ſter Tag 256
95ſter Tag 261
96ſter Tag 266
97ſter Tag 272
98ſter Tag 277
99ſter Tag 282
Fortſetzung der Geſchichte des Königs Bedreddin-Lolo 285

Seite
Geſchichte des Prinzen Séyfel Mùluk 288
100ſter Tag 289
101ſter Tag 294
102ter Tag 300
103ter Tag 306

Geſchichte des Prinzen Kalaf
und der
Prinzeſſinn Turandokt.

„Nachdem ihr die Geſchichte Kulufs gehört habt, ſollt ihr nun die Geſchichte des Prinzen Kalaf hören.

Kalaf war der Sohn eines alten Chans der Nogaïs-Tataren. Die Geſchichte ſeiner Zeit gedenkt ſeiner mit hohem Ruhme; ſie ſagt von ihm, daß er alle Fürſten ſeines Zeitalters an Schönheit, Geiſt und Tapferkeit übertraf; daß er eben ſo gelehrt war, als die größten Schriftgelehrten; daß er den myſtiſchen Sinn der Auslegungen des Korans durchdrang, und die Sprüche Mahomeds auswendig wußte; kurz, ſie nennt ihn den Helden Aſiens, und den Phönix des Morgenlandes.

In der That, hatte dieſer Prinz, in einem Alter von achtzehn Jahren, vielleicht nicht ſeinesgleichen auf der Welt; er war die Seele in dem Rathe ſeines Vaters Timurtaſch:*) wenn er eine Meinung vortrug, ſo billigten ſie die erfahrenſten Miniſter, und konnten nicht genug ſeine Beſonnenheit und Weisheit bewundern. Ueberdieß, wenn vom Kriege die Rede war, ſah man ihn an der Spitze des Heeres den Feind aufſuchen, ihn angreifen und beſiegen. Er hatte ſo ſchon mehrere Siege davongetragen, und die Nogaïs hatten ſich durch dieſe glücklichen Erfolge ſo furchtbar gemacht, daß die benachbarten Völker ſich nicht mit ihnen zu entzweien wagten.

In ſolchem Zuſtande waren die Angelegenheiten des Chans, ſeines Vaters, als an ſeinem Hofe ein Geſandter des Königs von Kariſme*) erſchien, und nachdem er vorgelaßen war, erklärte, daß ſein Herr für die Zukunft eine jährliche Abgabe von den Nogaïs-Tataren forderte; wo nicht, ſo würde er ſelber mit zweimal hunderttauſend Mann kommen, ſie dazu zu zwingen, und ihrem Fürſten Krone und Leben zu nehmen, zur Strafe, daß er nicht gutwillig ſich unterworfen hätte.

---

*) Timur, Timür, bedeutet im Türkiſchen Eiſen. Daher Timur-lenk (d. i. der hinkende Timur), gewöhnlich Tamerlan. H.

**) Eigentlich Chuareſem oder Chuaresm, ein Land auf beiden Seiten des Gihon oder Orus, 5 bis 6 Tagereiſen von ſeinem Ausfluß in den Aral-See, mit der Hauptſtadt Korkandſch, die von Vielen auch wie das Land genannt wird. Dieß hat ſeinen Namen von dem Siege, in welchem Kai Chosru, der dritte Perſerkönig vom Stamme der Kajaniden, den Scheidah, Afraſiabs Sohn, erſchlug; denn Chuaresm bedeutet im Perſiſchen leichter Sieg. H.

Der Chan verſammelte deswegen ſeinen Rath. Man überlegte, ob man lieber die Abgabe bezahlen, als mit einem ſo mächtigen Feinde deshalb handgemein werden, oder ob man ſeine Drohungen verachten ſollte. Kalaf, und die meiſten, die an der Berathung theilnahmen, waren dieſer letzten Meinung, dergeſtalt, daß der Geſandte mit abſchlägiger Antwort heimgeſchickt wurde.

Hierauf ſandte man Abgeordnete zu den benachbarten Völkern, um ihnen vorzuſtellen, wie wichtig es für ſie wäre, ſich mit dem Chan gegen den Sultan von Kariſme zu vereinigen, deſſen ausſchweifender Ehrgeiz nicht ermangeln würde auch von ihnen dieſelbe Abgabe zu fordern. Den Abgeordneten gelangen ihre Unterhandlungen, die Nachbarvölker, unter andern die Circaſſier,*) verſprachen, ſich mit dem Chan zu vereinigen und ihm funfzig tauſend Mann zuzuführen. Auf dieſe Verheißung, ließ der Fürſt, zu dem Heere, welches er gewöhnlich auf den Beinen erhielt, noch neue Truppen ausheben.

---

*) Das durch ſeine Schönheit berühmte Volk, nördlich am Kaukaſus zwiſchen dem Don und der Wolga.

Während die Nogaïs dieſe Vorkehrungen trafen, verſammelte ſeinerſeits der Sultan von Karisme zweimal hunderttauſend Krieger, und ſetzte zu Kodſchand über den Jaxartes.*) Er durchzog die Länder Ilak und Szaganak,**) wo er Lebensmittel im Ueberfluß antraf, und drang bis Dſchünd vor, ehe das von Kalaf angeführte Heer des Chans ins Feld zu rücken vermochte, weil die Circaſſier und die übrigen Hülfsvölker ſich nicht eher mit ihm vereinigen konnten.

Sobald Kalaf alle erwartete Verſtärkungen erhalten hatte, rückte er gerade auf Dſchünd los; aber kaum hatte er über den Dſchengikünt***) geſetzt, als ſeine Vorläufer ihm ſchon berichteten, daß die Feinde ſich ſehen ließen, und in Schlachtordnung heranzogen. Auf der Stelle ließ der junge Prinz Halt machen, und ſtellte ſeine Truppen auch in Schlachtordnung.

---

*) Der ſonſt Sihon genannte Strom, der von den Arabern gemeinlich nach der an ihm gelegenen Stadt Kodſchand benannt wird. H.

**) Ilak iſt ein Land in Turkeſtan mit einem Fluſſe gleiches Namens; und Szaganak heißt eine Landſchaft in der Provinz Transoxanien. H.

***) Dſchengi-künt heißt auch eine Stadt in Turkeſtan, und bedeutet neue Stadt. H.

Sechs und vierzigſter Tag.

Die beiden Heere waren ſich beinahe gleich an Zahl, und die Völker, aus welchen ſie beſtanden, waren nicht weniger kriegeriſch auf der einen, als auf der andern Seite: und ſo war die Schlacht, welche nun geliefert wurde, blutig und hartnäckig. Sie begann am Morgen, und währte bis in die Nacht. Von beiden Seiten thaten die Befehlshaber, wie die Gemeinen völlig ihre Schuldigkeit. Der Sultan bewies in dem Treffen alles, was ein vollendeter Meiſter im Waffenhandwerke leiſten konnte, und der Prinz Kalaf mehr, als man von einem ſo jungen Feldherrn erwarten durfte. Bald waren die Nogaïs-Tataren im Vortheil, und bald waren ſie gezwungen, den Anſtrengungen der Karismier zu weichen.

So geſchah es, daß beide Theile, abwechſelnd Sieger und Beſiegte, bei Anbruche der Nacht zum Rückzuge blaſen ließen, entſchloſſen, am folgenden Morgen den Kampf zu erneuern.

Aber der Anführer der Circaſſier ging in der Nacht heimlich zu dem Sultan, und verſprach ihm, die

Nogaïs zu verlaßen, ſo fern er ſich durch einen feierlich beſchworenen Vertrag anheiſchig machte, von den Völkern Circaſſiens nimmer unter irgend einem Vorwande Zins zu fordern.

Der Sultan willigte ein, der Vertrag wurde beſchworen, und der Circaſſiſche Heerführer begab ſich wieder in ſein Lager. Und als nun am folgenden Morgen die Schlacht von neuem beginnen ſollte, ſah man plötzlich die Circaſſier von ihren Verbündeten abfallen, und heimwärts ziehen.

Dieſe Verrätherei war dem Prinzen Kalaf ſehr ärgerlich, und da er ſich nun viel ſchwächer ſah, als den Sultan, ſo hätte er gern den Kampf vermieden; aber es war nicht mehr thunlich. Die Kariſmier griffen ungeſtüm an, und benutzten den Ort, der ihnen verſtattete, ſich auszudehnen, ſo daß ſie die Nogaïs von allen Seiten umringten. Dieſe, obſchon von ihren beßten Hülfstruppen verlaßen, und von Feinden umringt, verloren jedoch nicht den Muth. Befeuert durch das Beiſpiel ihres Fürſten, rückten ſie zuſammen, und hielten lange Zeit die heftigſten Anfälle des Sultans aus. Sie wurden gleichwohl endlich durchbrochen; und jetzo, am Siege verzweifelnd, gedachte Kalaf nur noch auf ſeine Rettung. Er erwählte einige Reiterſchaaren, ſtellte ſich an ihre Spitze, und ſchlug ſich mitten durch die Kariſmier. Als der Sultan ſeinen Rückzug vernahm, befehligte er ſechstauſend Pferde, ihm nachzuſetzen. Aber Kalaf entging ihrer Verfolgung, indem er Wege einſchlug, welche ihnen unbekannt waren; und kurz, er kam wenige Tage nach der Schlacht an dem Hofe ſeines Vaters an, wo er durch die Verkündigung ſeines Unglücks Trauer und Schrecken verbreitete.

Wenn dieſe Nachricht ſchon den Timurtaſch betrübte, ſo ſetzte ihn die bald darauf folgende vollends in Verzweiflung. Ein aus der Schlacht entronnener Befehlshaber kam ihm zu ſagen, daß der Sultan von Karisme faſt alle Nogaïs über die Klinge ſpringen laßen, und in ſtarken Tagemärſchen heranrückte, entſchloſſen, das ganze Geſchlecht des Chans zu vertilgen und das Volk ſeiner Botmäßigkeit zu unterwerfen.

Den Chan gereute jetzo, daß er den Zins verſagt hatte; aber, wie das Arabiſche Sprichwort ſagt: „Was frommt die Reue, nach der Zerſtörung der Stadt Baßra?“ *) da die Zeit drängte, und man ſich retten mußte, um nicht dem Sultan in die Hände zu fallen, ſo nahm der Chan, ſeine Gemahlinn Elmaſe, **) und Kalaf alles Köſtlichſte aus ihrem

---

*) Baßra, ſonſt Baſſora oder Balſora, am Tigris unweit ſeines Ausfluſſes in den Perſiſchen Meerbuſen: erſt im J. 636 nach Chr. vom Chalifen Omar erbauet. H.

**) Elmaſe bedeutet Diamant.

Schätze zu ſich, und verließen ihre Hauptſtadt Aſtrakan, in Begleitung mehrerer Hausbeamten, welche ſie nicht verlaßen wollten, und der Reiterſchaaren welche ſich mit dem jungen Prinzen mitten durch die Feinde Bahn gemacht hatten.

Sie ſchlugen den Weg nach der Großen Bulgarei ein, und ihre Abſicht war, bei irgend einem Fürſten um Zuflucht zu bitten. Sie waren ſchon mehrere Tage unterweges, und hatten ſchon den Kaukaſus erreicht, als viertauſend Räuber, welche in dieſem Gebirge hauſen, plötzlich über ſie her ſtürzten. Obwohl Kalaf kaum vierhundert Mann hatte, ſo unterließ er jedoch nicht, ſich dem Anfalle der Räuber zu widerſetzen; er tödtete ſelbſt eine große Menge derſelben: aber er verlor alle ſeine Leute, und fiel endlich in die Gewalt dieſer Räuber, von denen die einen ſich aller Reichthümer bemächtigten, welche ſie fanden, während die anderen das ganze Gefolge des Chans niedermetzelten. Sie verſchonten nur dieſen Fürſten ſelber, ſeine Gemahlinn und ſeinen Sohn, und auch dieſe ließen ſie faſt nackt am Fuße des Gebirges zurück.

Es iſt unbeſchreiblich, wie groß der Schmerz Timurtaſchs war, als er ſich in dieſes äußerſte Elend verſetzt ſah. Er beneidete das Loos derjenigen, die er vor ſeinen Augen hatte umkommen ſehen, überließ ſich der Verzweiflung, und wollte ſich den Tod geben.

Die Fürſtinn ihrerſeits zerſchmolz in Thränen, und ließ die Luft von ihren Wehklagen und Seufzern erſchallen. Kalaf allein hatte die Kraft, die Laſt eines ſolchen Misgeſchicks zu ertragen; durchdrungen von den Lehren des Korans und den Sprüchen Mahomeds über die Vorbeſtimmung, war ſeine Seele von unerſchütterlicher Standhaftigkeit. Der übergroße Jammer, in welchen ſein Vater und ſeine Mutter ausbrachen, war ſein größtes Leid.

„O mein Vater! o meine Mutter!“ ſagte er zu ihnen, „erlieget nicht eurem Unglücke; bedenket, es iſt Gottes Wille, daß ihr in dieſem Elende ſeid. Wir wollen uns ohne Murren ſeinen unabwendlichen Beſchlüſſen unterwerfen. Sind wir denn die erſten Fürſten, welche die Zuchtruthe ſeiner Gerechtigkeit getroffen hat? Wie viele Könige vor uns ſind nicht ſchon aus ihren Staaten vertrieben, und nachdem ſie lange umhergeirrt, und in fremden Ländern ſelbſt für die elendeſten Sterblichen gehalten worden, wieder auf ihren Thron geſtiegen? Wenn Gott die Macht hat, die Kronen zu nehmen, ſo vermag er auch, ſie wiederzugeben. Laßt uns alſo hoffen, daß unſer Elend ihn erbarmen, und er auf unſern gegenwärtigen bejammernswürdigen Zuſtand wieder Glückſeligkeit werde folgen laßen.“

Er fügte noch mehrere andere Troſtworte hinzu; und je länger er ſprach, je mehr fühlten ſein Vater und ſeine Mutter, die ihm aufmerkſam zuhörten, eine geheime Beruhigung. Sie ließen ſich endlich überreden.

„Du haſt Recht, mein Sohn,“ ſagte der Chan, „wir wollen uns der Vorſehung überlaßen; und da die Leiden, welche uns umringen, auf der Tafel des Verhängniſſes geſchrieben ſtehen,*) ſo wollen wir ſie, ohne zu klagen, erdulden.“

Mit dieſen Worten, entſchloſſen, ihr Unglück ſtandhaft zu ertragen, ſetzten der Chan und ſeine Gattinn und ſein Sohn, ihren Weg zu Fuße fort; denn die Räuber hatten ihnen auch ihre Pferde genommen. Sie wanderten lange ſo dahin, und lebten von Früchten, welche ſie in den Thälern fanden; aber ſie geriethen in eine Wüſte, wo die Erde nichts zu ihrem Unterhalte hervorbrachte, und der Muth ſank ihnen. Der ſchon bejahrte Chan fühlte, daß die Kräfte ihm verſagten, und die von dem bisherigen Wege ermüdete Fürſtinn vermochte ſich kaum aufrecht zu erhalten: ſo daß Kalaf, obgleich ſelber müde genug, doch beide, abwechſelnd, auf ſeinen Schultern trug, um ſie zu erquicken. Endlich, alle drei von Hunger, Durſt und Müdigkeit überwältigt, gelangten ſie an einen von furchtbaren Abgründen umgebenen Ort. Es war ein ſehr hoher Abhang, von ſchrecklichen Klüften durchſchnitten, durch welche es ſehr gefährlich zu gehen ſchien; und doch ſah man keinen anderen Ausweg um in eine weite Ebene jenſeits zu gelangen, weil auf beiden Seiten des Berges das Land ſo mit Geſtrüpp und Dornen verwachſen war, daß man nirgends durchdringen konnte.

---

*) Vgl. oben zum 39. Tage.

Als die Fürſtinn dieſe Abgründe erblickte, war ſie darüber ſo entſetzt, daß ſie ein lautes Geſchrei ausſtieß, und der Chan verlor endlich die Geduld. Er gerieth in Wuth, und ſagte zu ſeinem Sohn:

„Es iſt um uns geſchehen: ich weiche meinem böſen Schickſale, ich erliege ſo vielen Leiden, und will mich ſelber in einen dieſer tiefen Schlünde hinabſtürzen, welche mir der Himmel ohne Zweifel zum Grabe beſtimmt hat; ich will mich von der Grauſamkeit meines Misgeſchicks befreien, und lieber den Tod, als ein ſo leidvolles Leben.“

Sieben und vierzigſter Tag.

Der Chan, von der Wuth der Verzweiflung ergriffen, wollte ſich ſchon in eine der Klüfte hinabſtürzen, als der Prinz Kalaf ihn mit ſeinen Armen umfaßte und ihn zurückhielt.

„Ach, mein Vater," ſagte er zu ihm, „was wollt ihr thun? wozu laßt ihr euch hinreißen? bewähret ihr ſo die Unterwerfung, welche ihr den Geboten des Himmels ſchuldig ſeid? Gehet in euch; anſtatt ungeduldig ſeinem Willen zu widerſtreben, wollen wir lieber durch unſere Standhaftigkeit zu verdienen ſuchen, daß er uns wieder mit einem gnädigeren Auge anſehe. Ich geſtehe es, wir ſind in einer ſehr üblen Lage, und können nicht ohne Gefahr durch dieſe Klüfte gehen, aber es gibt vielleicht noch einen Weg zu jener Ebene: erlaubet, daß ich ihn ſuche. Ihr, lieber Vater, beruhiget unterdeſſen die Heftigkeit eurer Gemüthsbewegung, und bleibet hier mit der Mutter: ich bin bald wieder bei euch."

„Geh, mein Sohn," antwortete der Chan, „wir wollen dich hier erwarten; und fürchte nicht mehr meine Verzweiflung; bis du wieder hier biſt, werde ich derſelben ſchon Meiſter ſein."

Der junge Prinz durchlief den ganzen Berg, ohne einen Weg zu entdecken. Er war darüber ſehr bekümmert; er warf ſich nieder, wehklagte, und flehte den Himmel um Hülfe an. Dann ſtand er wieder auf, und ſuchte von neuem nach irgend einem Fußſteige welcher zu der Ebene führte; endlich fand er einen: er verfolgte denſelben, indem er Gott für dieſe Gnade dankte, bis an den Fuß eines Baumes, der am Eingang der Ebene ſtand und eine Quelle von reinem und klarem Waſſer beſchattete. Er bemerkte auch andere mit erſtaunlich großen Früchten beladene Bäume.

Entzückt über dieſe Entdeckung, eilte er zurück, um ſie ſeinem Vater und ſeiner Mutter zu verkündigen; welche dieſe Nachricht mit um ſo größerer Freude vernahmen, als ſie daraus ſchloſſen, daß der Himmel anfinge mit ihrem Elend Erbarmen zu haben.

Kalaf führte ſie nun zu der Quelle, wo ſie alle drei ihr Geſicht und ihre Hände wuſchen, und den heißen Durſt löſchten, der ſie verzehrte. Hierauf aßen ſie von den Früchten, welche der Prinz hinging zu pflükken, und die, bei ihrem dringenden Bedürfniſſe der Nahrung, ihnen vortrefflich ſchmeckten.

„Herr,“ ſprach Kalaf zu ſeinem Vater, „ihr ſehet jetzo die Ungerechtigkeit eures Murrens, da ihr euch einbildetet, daß der Himmel euch verlaßen hätte. Ich habe ſeine Hülfe angefleht, und er hat uns geholfen: er iſt nicht taub für die Stimme der Unglücklichen, welche volles Vertrauen auf ihn haben.“

Sie verweilten zwei oder drei Tage bei der Quelle, um ſich auszuruhen und ihre erſchöpften Kräfte zu erſetzen. Darnach verſahen ſie ſich mit Früchten, und wanderten fürder auf der Ebene hin, in der Hoffnung, zu irgend einem bewohnten Orte zu gelangen.

Ihre Hoffnung wurde nicht getäuſcht: ſie erblickten bald vor ſich eine Stadt, welche ihnen groß und prächtig gebaut erſchien. Sie näherten ſich derſelben, und als ſie ans Thor kamen, blieben ſie dort, und erwarteten die Nacht, weil ſie nicht am Tage hineingehen wollten, bedeckt mit Schweiß und Staub und faſt nackt, wie ſie waren. Sie ſetzten ſich unter einen weitſchattigen Baum, und ſtreckten ſich auf dem Graſe hin.

Als ſie hier ſchon eine Weile ſo geruht hatten, kam ein Greis aus der Stadt unter denſelben Baum ſich zu erfriſchen, und ſetzte ſich zu ihnen, nachdem er ſie ehrerbietig begrüßt hatte. Sie richteten ſich auf, ſeinen Gruß zu erwiedern, und hierauf fragten ſie ihn, wie die Stadt hieße.

„Sie heißt Dſchaïk," antwortete der Greis, „und iſt die Hauptſtadt des Landes, in welchem der Strom Dſchaïk*) entſpringt. Der König Jlengſche-Chan**) wohnt darin. Jhr müßt wohl weit her ſein, daß ihr mir dieſe Frage thut?"

„Ja," antwortete der Chan, „wir ſind aus einem weit entlegenen Lande: wir ſtammen aus dem Königreiche Kariſme, wohnen am Geſtade des Kaspiſchen Meeres, und treiben Handel. Wir gingen mit mehreren anderen Kaufleuten nach dem Kapdſchak,*) da überfiel eine ſtarke Räuberbande unſere Karavane und plünderte ſie. Sie haben uns zwar das Leben gelaßen, aber uns in den Zuſtand verſetzt, in welchem ihr uns ſehet. Wir zogen durch das Gebirge Kaukaſus, und ſind hieher gelangt, ohne zu wiſſen, wohin wir gingen."

---

*) Einer der Hauptflüſſe des großen Landes Kapdſchak.

**) So hieß der fünfte König der morgenländiſchen Türken in Türkeſtan. H.

Der Greis, welcher ſehr mitleidig mit ſeinen Nächſten war, bezeugte ihnen ſeine Theilnahme an ihrem Unglück, und um ſie noch mehr davon zu überzeugen, bot er ihnen ſein Haus an. Er that ihnen dieſes Erbieten auf ſo freundliche Weiſe, daß, wenn ſie auch nicht nöthig gehabt hätten, es anzunehmen, ſie es doch nicht hätten verſagen können.

---

*) So heißt ein weites Land an den Flüſſen Dſchaïk, Irtiſch und Wolga (Etel) mit der Hauptſtadt Sarai an der Nordſeite des Kaſpiſchen Meeres. Der Name Kapdſchak bedeutet im Türkiſchen Baumrinde, und Ogus-Chan, ein alter Mongoliſcher Fürſt, hat ihn dem Sohne einer Frau beigelegt, den ſie während einer Schlacht in einem hohlen Baume geboren hatte, und nach welchem ſich ſeine ſehr zahlreiche Nachkommenſchaft nannte, die ſich in dieſen Gegenden ausbreitete. Von hier kamen die kriegeriſchen Kiptſchak und Usbeken, welche das Mogoliſche Reich verwüſteten. Auch die Hunnen, Gothen und andere deutſche Stämme huben von hier die Völkerwanderung an. H.

Er führte ſie alſo bei Anbruche der Nacht mit ſich heim: es war ein kleines, ſehr einfach eingerichtetes, aber durchaus reinliches Haus, welches mehr den Anſtrich der Genügſamkeit, als des Mangels trug. Der Greis gab beim Eintritte einem ſeiner Sklaven ganz leiſe einige Befehle, und dieſer kam bald darauf mit zwei Kaufmannsburſchen zurück, von welchen der eine ein großes Pack ganz fertiger Manns- und Frauenkleider, und der andere alle Arten von Schleiern, Turbanen und Gürteln trug. Der Prinz Kalaf und ſein Vater nahmen jeder einen Kaftan von Tuch, eine Weſte von Brokat, und einen Turban von Indiſcher Leinwand; und die Fürſtinn nahm auch einen vollſtändigen Anzug.

Darnach bezahlte der Wirth die Kaufleute, entließ ſie, und befahl, das Abendeſſen zu bringen. Zwei Sklaven beſetzten ſogleich eine Tafel und einen Schenktiſch mit Porzelan, Schüſſeln von Sandelholz, und Korallen-Schalen, die von grauem Ambra dufteten. Dann trugen ſie ein treffliches Schurva*) und zwei Schüſſeln von Stöhrrogen auf. Der Chan, ſeine Gattinn und Kalaf ſetzten ſich nun mit dem Greiſe zu Tiſche, und aßen von dieſen Gerichten; auf welche eine Gaſellen-Paſtete, und eine große Schüſſel Reis mit drei zerſtückten Haſelhühnern folgten. Dann brachte man eine Schüſſel mit Ziberika,*) einem trefflichen Fiſche der Wolga, und zwei Stöhre; und ein Roſtbraten von einer Pferdekeule war die letzte Tracht: worauf ſie drei große Flaſchen Kammes, und Datteln-Branndwein tranken.

---

*) Fette Fleiſchbrühe, mit Brotſchnitten anſtatt der Kräuter.

Acht und vierzigſter Tag.

Der Greis verſetzte ſich durch den Genuß dieſer geiſtigen Getränke in die heiterſte Laune, und bot alle ſeine Kräfte auf, um auch ſeine Gäſte zur Freude zu ſtimmen. Als er aber ſah, daß er es nicht dahin bringen konnte, und daß ſie ſtäts mit ihrem Unglücke beſchäftigt waren, ſagte er zu ihnen:

„Ich ſehe wohl, daß ich mich vergeblich bemühe, euern Geiſt von dem Unfalle, welchen ihr erlitten habt, abzuwenden: ihr ruft euch unaufhörlich das Andenken deſſelben zurück. Indeſſen erlaubet mir, euch vorzuſtellen, daß ihr, anſtatt euch ſo traurigen

---

*) Iſt ein fünf Fuß langer Fiſch mit langem breitem Maule, gleich einem Entenſchnabel; ſein Leib iſt ſchwarz und weiß gefleckt: an Geſchmack iſt er dem Salm ähnlich.

Bildern hinzugeben, vielmehr dahin trachten ſolltet, ſie aus euerm Gedächtniſſe zu verbannen. Tröſtet euch über den Verluſt der Güter, welche die Räuber euch genommen haben: der Unfall, der euch betrübt, iſt nicht neu: die Reiſenden und Kaufleute erfahren dergleichen täglich. Ich ſelber bin in meiner Jugend auf dem Wege von Mußel*) nach Bagdad**) ausgeplündert worden. Räuber nahmen mir beträchtliche Güter, und ich ſah meinen Tod vor Augen:, ich befand mich in derſelben Lage, wie ihr; doch unterließ ich nicht, mich zu tröſten: es war gleichwohl für einen Menſchen meines Standes ſehr unangenehm, mich an den Bettelſtab gebracht zu ſehen. Ich will euch im Vertrauen meine Geſchichte erzählen: ſie wird euch vielleicht von einigem Nutzen ſein; die Betrachtung meines Unglücks kann euch ermuthigen, das eure zu ertragen.“

---

*) Mußal oder Mußel heißen zwei Städte am Tigris, die eine, benannt die alte, (al Atik), ſoll das alte Ninive ſein; die andre, ohne Beinamen, und gemeinlich Moßul genannte, iſt hier gemeint. Sie iſt ſeit Tamerlans Zerſtörung nicht mehr bedeutend. Der Mußelin heißt ohne Zweifel nach ihr. H.

**) Bagdad ſoll, laut der Perſiſchem Sagengeſchichte, ſchon von Sohak (d. i. Nimrod) angelegt, von Afraſiab, König von Turkeſtan, der das Land eroberte, erweitert, und nach ſeinem Götzen Garten des Dad (Bag-Dad) genannt worden ſein. Gewis iſt das jetzige Bagdad vom zweiten Abaſſidiſchen Chalifen Almanſor im J. 770 am Tigris erbaut und ſeitdem berühmter Sitz der Chalifen. H.

Nach dieſen Worten, befahl der Greis ſeinen Sklaven, ſich zu entfernen, und ſprach dann folgendermaßen:

Geſchichte des Prinzen Fadlallah
und der
ſchönen Semrude.

„Ich bin der Sohn des Königs von Mußel, des großen Bin-Ortok. Sobald ich das achtzehnte Jahr meines Alters erreicht hatte, wollte er mich vermählen. Er ließ mir eine große Anzahl junger Sklavinnen vorführen, unter welchen es ſehr ſchöne gab. Ich betrachtete ſie alle mit Gleichgültigkeit; es war nicht eine darunter, welche den geringſten Eindruck auf mich machte. Sie wurden es inne, errötheten darüber, und zogen ſich zurück, voll Verdruß, mein Herz verfehlt zu haben. Mein Vater war auch über meine Unempfindlichkeit ſehr verwundert; er hatte ſie nicht erwartet, ſondern vielmehr geglaubt, es würde mir, von ſo mannigfaltigen Schönheiten auf einmal getroffen, die Wahl ſchwer fallen. Ich erklårte ihm, ich fühlete noch keine Neigung, mich zu vermählen; das kåme vielleicht daher, weil ich die gröſste Luſt håtte zu reiſen, und ich beſchwur ihn, mir die Erlaubnis zu geben, nur nach Bagdad zu reiſen; bei meiner Heimkehr möchte ich mich wohl entſchlieſsen eine Gattinn zu nehmen.

Er wollte mir keinen Zwang anthun, und erlaubte mir, die Reiſe nach Bagdad; und damit ich als Königsſohn in dieſer groſsen Stadt erſchiene, lieſs er mir einen pråchtigen Aufzug bereiten: er öffnete ſeine Schåtze, und daraus wurden vierzig Kameellaſten Goldes genommen; er gab mir von ſeinen Hausbeamten zur Bedienung und hundert Mann ſeiner Leibwache zur Bedeckung mit.

Ich verlieſs alſo mit dieſem zahlreichen Gefolge Muſsel, und begab mich auf den Weg nach Bagdad. Es begegnete uns in den erſten Tagereiſen kein Unfall; aber eines Nachts, als wir uns auf einer Wieſe gelagert hatten und ruhten, wurden wir durch einen groſsen Schwarm von Beduinen-Arabern ſo ungeſtüm überfallen, daſs die meiſten meiner Leute ſchon niedergemacht waren, bevor ich noch die ganze Gefahr erkannte, in welcher ich mich befand. Ich ſetzte mich mit meinen noch übrigen Wachen und Hausbeamten meines Vaters zur Wehre. Wir griffen die Beduinen mit ſolcher Wuth an; daſs ihrer mehr als dreihundert unter unſeren Streichen fielen. Darüber ward es Tag, und die Räuber, die uns umringt hielten, beſchämt und ergrimmt über den hartnäckigen Widerſtand einer Handvoll Leute, verdoppelten ihre Anſtrengungen; und ſo verzweifelt wir auch fochten, ſie überwältigten uns zuletzt doch, und wir mußten der Uebermacht weichen. Sie beraubten uns unſerer Waffen und Kleider, und anſtatt uns zu Sklaven zu machen, oder uns laufen zu laßen, als Leute, die doch ſchon elend genug waren, in dem Stande, in welchen wir uns verſetzt ſaßen, wollten ſie den Tod ihrer Genoſſen rächen; ſie waren niederträchtig und unmenſchlich genug, Menſchen, die ſich nicht mehr vertheidigen konnten, über die Klinge ſpringen zu laßen. Alle meine Leute kamen um, und ich ſollte ſchon daſſelbe Schickſal erfahren, als ich mich den Räubern zu erkennen gab, und zu ihnen ſagte:

„Haltet ein, ihr Verruchten, ehret das Blut der Könige: ich bin der Prinz Fadlallah, einziger Sohn Bin-Ortoks, Königs von Mußel, und Erbe ſeines Reichs."

„Es iſt mir lieb," ſagte hierauf das Oberhaupt der Beduinen, „zu vernehmen, wer du biſt. Schon ſeit lange haſſen wir deinen Vater tödtlich; er hat mehrere unſerer Genoſſen, die in ſeine Hände gefallen ſind, aufhängen laßen: du ſollſt nun auf dieſelbe Weiſe behandelt werden."

Wirklich ließ er mich binden, und die Räuber, nachdem ſie ſich meines Reiſegeräthes bemächtigt hatten, führten mich mit ihnen an den Fuß eines Berges, zwiſchen zwei Wäldern, wo eine Unzahl kleiner grauer Zelte aufgeſchlagen war. Dieſer Ort war ihr Schlupfwinkel. Man brachte mich in das Zelt des Anführers, welches ſich inmitten der anderen erhub und viel größer erſchien. Hier bewachte man mich einen ganzen Tag; und darnach band man mich an einen Baum, wo ich, in Erwartung des langſamen Todes, welcher den Lauf meiner Tage ſchon bei ihrem Anfange beſchließen ſollte, den Verdruß hatte, mich von allen dieſen Räubern umringt zu ſehen, die mich mit beißenden Spottreden verhöhnten, und ſich ein Vergnügen daraus machten, mich zu beſchimpfen.

Neun und vierzigſter Tag.

Schon lange war ich ſo an dem Baume gebunden, und der letzte Augenblick meines Lebens war nicht mehr ſehr entfernt, als ein Kundſchafter den Hauptmann der Beduinen benachrichtigte, daß ſieben Stunden von dort ein guter Fang zu machen wäre, indem eine ſtarke Karavane die nächſte Nacht an einem gewiſſen Orte lagern würde, welchen er nannte. Der Hauptmann befahl ſogleich ſeinen Leuten, ſich zum Aufbruche zu rüſten; was auch in kurzer Zeit geſchah. Sie ſtiegen alle zu Pferde, und ließen mich in ihrem Schlupfwinkel zurück, indem ſie nicht zweifelten, daß ſie mich bei ihrer Rückkehr leblos finden würden.

Indeſſen, der Himmel, der alle Entſchlüſſe der Menſchen vereitelt, wenn ſie nicht mit ſeinen ewigen Beſchlüſſen übereinſtimmen, wollte nicht, daß ich ſchon ſo bald umkäme. Die Frau des Räuberhauptmanns hatte Mitleid mit mir. Sie kam während der Nacht an den Baum, an welchen ich gebunden war, und ſagte zu mir:

„Junger Mann, ich bin gerührt von deinem Unglück, und ich wollte dich wohl aus der Gefahr befreien, in welcher du ſchwebſt: aber wenn ich dich losbände und in Freiheit ſetzte, hätteſt du wohl noch Kraft genug, zu entfliehen?“

„Ja,“ antwortete ich ihr; „da euch Gott dieſes Erbarmen eingeflößt hat, ſo wird er mir auch Kräfte verleihen, zu gehen.“

Die Frau band mich alſo los, gab mir einen alten Rock ihres Mannes, nebſt zwei oder drei Broten; und indem ſie mir einen Fußſteig zeigte, ſagte ſie zu mir:

„Folge dieſem Wege, und du wirſt an einen bewohnten Ort gelangen.“

Ich dankte meiner Befreierinn, und wanderte die ganze Nacht hindurch, ohne von dem Wege abzuweichen, welchen ſie mir gezeigt hatte.

Am Morgen erblickte ich einen Mann zu Fuße, der ein mit zwei großen Ballen beladenes Pferd vor ſich her trieb. Ich geſellte mich zu ihm, und nachdem ich ihm geſagt hatte, ich wäre ein unglücklicher Fremdling, der, des Landes unkundig, ſich verirrt hätte, fragte ich ihn, wohin er reiſete.

„Ich reiſe," antwortete er, „nach Bagdad, Waaren zu verkaufen, und werde binnen zwei Tagen dorthin gelangen."

Ich begleitete dieſen Mann, und verließ ihn nicht eher, als beim Eintritt in dieſe große Stadt. Er ging ſeinen Geſchäften nach, und ich begab mich in eine Moſchee, wo ich zwei Tage und zwo Nächte wohnte. Ich hatte wenig Luſt, ſie zu verlaßen; ich fürchtete, Leuten von Mußel zu begegnen, welche mich erkennten; ich ſchämte mich ſo ſehr, daß, weit entfernt, daran zu denken meinen Stand zu entdecken, ich ihn lieber vor mir ſelber verborgen hätte. Der Hunger überwand gleichwohl zum Theil dieſe Schaam; oder, richtiger zu ſagen, ich mußte der Nothwendigkeit weichen, welche uns alle dahinzieht. Ich entſchloß mich, mein Brot zu betteln, wie ein Elender, bis ich etwas beſſeres ergreifen könnte.

Ich ſtellte mich alſo vor ein niedriges Fenſter eines großen Hauſes, und bat mit erhobener Stimme um Almoſen. Eine alte Sklavinn erſchien alsbald mit einem Brot in der Hand, welches ſie mir geben wollte. Indem ich mich näherte, es zu empfangen, hub zufällig der Wind den Vorhang des Fenſters auf, und ließ mich in dem Zimmer ein Fräulein von überraſchender Schönheit erblicken: ihr Glanz traf mein Geſicht, wie ein Blitz; ich war ganz geblendet davon. Ich nahm das Brot, ohne zu wiſſen, was ich that, und blieb unbeweglich vor der alten Sklavinn ſtehen, anſtatt ihr ſchuldigen Dank zu ſagen. Ich war ſo überraſcht, ſo ergriffen, ſo verſunken in Liebe, daß ſie mich ohne Zweifel für einen Wahnſinnigen hielt. Sie verſchwand, und ließ mich auf der Straße ſtehen, wo ich vergeblich nach dem Fenſter ſchaute; denn der Wind hub den Vorhang nicht wieder auf.

Ich blieb gleichwohl den ganzen übrigen Tag dort, in Erwartung eines abermaligen glücklichen Windſtoßes. Als ich die Nacht herannahen ſah, dachte ich endlich daran, mich zurückzuziehen; aber bevor ich mich von dieſem Hauſe entfernte, fragte ich einen vorübergehenden Greis, ob er nicht wüßte, wem daſſelbe gehörete.

„Es iſt,“ antwortete er, „das Haus des Herrn Muaffak, Abdans Sohns; er iſt ein Mann von Stande und überdieß ein reicher und geehrter Mann. Es iſt noch nicht lange her, daß er Statthalter dieſer

Stadt war; aber er entzweite ſich mit dem Kadi, welcher Mittel fand, ihn bei dem Chalifen zu ſtürzen, und ihn um ſein Amt zu bringen.“

In Nachdenken über mein Abenteuer, verließ ich unvermerkt die Stadt, und trat in einen großen Begräbnisplatz, um dort die Nacht zuzubringen. Ich verzehrte mein Brot, ohne ſonderliche Eßluſt, obwohl dieſe groß genug hätte ſein ſollen. Hierauf legte ich mich an einem Grabe nieder und ſtützte mein Haupt auf einen Steinhaufen. Ich hatte nicht wenig Mühe einzuſchlafen: die Tochter Muaffaks ſetzte meine Sinne in ſtürmiſche Bewegung; ihr reizendes Bild erhitzte meine Einbildungskraft, und übrigens waren die Speiſen, welche ich genoſſen hatte, nicht kräftig genug, um mir durch ihre Dünſte einen ruhigen Schlummer zu gewähren. Gleichwohl ſchlief ich endlich ein, trotz den Bildern, welche mich beſchäftigten. Aber mein Schlaf war nicht von langer Dauer, ein ſtarker Lärm der ſich in dem Grabmale hören ließ, weckte mich bald auf.

Funfzigſter Tag.

Aufgeſchreckt von dieſem Lärmen, deſſen Urſach ich nicht wußte, erhub ich mich, die Flucht zu ergreifen und die Grabſtätte zu verlaßen, als zwei Männer, die am Eingange des Grabmals ſtanden, mein gewahrten, mich anhielten und mich fragten, wer ich wäre, und was ich hier auf dem Begräbnisplatze machte.

„Ich bin,“ antwortete ich ihnen, „ein unglücklicher Fremdling, welchen das Misgeſchick dahin gebracht hat, von Almoſen zu leben; und ich bin hieher gekommen, die Nacht hier zuzubringen, weil ich in der Stadt keine Herberge habe.“

„Da du ein Bettler biſt,“ ſagte hierauf einer der beiden Männer zu mir, „ſo danke dem Himmel, daß du uns angetroffen haſt; du ſollſt dich mit uns gütlich thun.“

Mit dieſen Worten führten ſie mich in das Grabmal, wo viere von ihren Genoſſen große Rüben und Datteln aaßen, und große Krüge voll Brandweins leerten.

Ich mußte mich zu ihnen ſetzen, an einen breiten Stein, der ihnen zum Tiſche diente, und ich war genöthigt, ihnen zu gefallen, zu eſſen und zu trinken. Ich hielt ſie ſogleich für das, was ſie waren, das heißt für Räuber, und ſie beſtärkten mich bald durch ihre Geſpräche in meinem Verdacht. Sie fingen an, ſich von einem anſehnlichen Diebſtahle zu unterhalten, welchen ſie eben gemacht hatten; und da ſie ſich einbildeten, es würde für mich ein großes Vergnügen ſein, in ihre Geſellſchaft einzutreten, machten ſie mir den Antrag dazu; was mich in eine große Verlegenheit ſetzte. Ihr könnt wohl denken, daß es mich keinesweges reizte, mich zu dieſen Leuten zu geſellen; aber ich fürchtete, ſie zu erzürnen, wenn ich ihr Erbieten nicht annähme; und dieß machte mich verlegen. Ich wußte alſo nicht, was ich ihnen antworten ſollte, als ich mich plötzlich aus dieſer Verlegenheit geriſſen ſah.

Der Stellvertreter des Kadi's trat, in Begleitung von zwanzig bis dreißig wohlbewaffneten Aßa's*) in das Grabmal, bemächtigte ſich der Räuber und meiner mit ihnen, und führte uns ins Gefängnis, wo wir die übrige Nacht blieben.

Am folgenden Morgen kam der Kadi, die Gefangenen zu verhören. Die Räuber bekannten ihr Verbrechen, weil ſie wohl ſahen, daß es ihnen nichts helfen würde, zu läugnen. Was mich betrifft, ſo erzählte ich dem Richter, auf welche Weiſe ich mit ihnen zuſammen gekommen wäre; und da ſie daſſelbe ausſagten, ſo wurde ich an einen andern Ort gebracht. Der Kadi wollte mich noch insbeſondere verhören, bevor er mich entließe.

Wirklich, kam er zu mir, und befragte mich, was ich auf dem Begräbnisplatze zu ſuchen gehabt hätte, wo ich gefangen worden, und was ich in Bagdad betriebe. Kurz, er that mir tauſend Fragen, und ich beantwortete ſie mit großer Aufrichtigkeit, ausgenommen, daß ich ihm nicht meine Geburt entdeckte. Ich legte ihm beſonders genaue Rechenſchaft von allen meinen Schritten in Bagdad ab, und erzählte ihm ſogar, daß ich den Tag vorher, als ich an ein Fenſter von Muaffaks Hauſe getreten, um Almoſen zu bitten, ich zufällig ein Fräulein geſehen, die mich bezaubert hätte.

---

*) Häſcher.

Bei Muaffaks Namen ſah ich die Augen des Kadi's funkeln. Er blieb einige Augenblicke nachdenklich; hierauf erheiterte ſich ſeine Miene, und er ſprach zu mir:

„Junger Mann, es ſteht nur bei dir, das Fräulein zu beſitzen, welche du geſtern geſehen haſt. Es iſt ohne Zweifel die Tochter Muaffaks; denn man hat mir geſagt, er habe eine Tochter von vollkommener Schönheit. Und wenn du auch der niedrigſte der Menſchen wäreſt, ſo will ich dich doch auf den Gipfel deiner Wünſche bringen. Du darfſt mich nur machen laßen, ich will ſogleich an deinem Glücke arbeiten."

Ich dankte ihm, ohne noch ſeine Abſicht zu durchdringen, und ich folgte dem Aga*) ſeiner ſchwarzen

---

*) Oberhaupt.

Verſchnittenen, der mich auf ſeinen Befehl aus dem Gefängniſſe brachte und mich in das öffentliche Bad*) führte.

Während ich dort war, ſchickte der Kadi zwei Beamte**) zu Muaffak, und ließ ihm ſagen, er wünſchte über eine Anlegenheit von höchſter Wichtigkeit mit ihm zu ſprechen.

Muaffak kam mit den Abgeſchickten. So bald der Kadi ihn erblickte, ging er ihm entgegen, grüßte ihn, und umarmte ihn zu wiederholten Malen.

Muaffak war ſehr verwundert über dieſen Empfang, und ſagte bei ſich ſelber: „Ho ho, woher kömmt es doch, daß der Kadi, mein größter Feind, mir heute ſo viel Höflichkeiten erweiſet? da ſteckt etwas dahinter.“

„Herr Muaffak,“ ſprach der Richter zu ihm, „der Himmel will nicht, daß wir länger Feinde bleiben ſollen. Er bietet uns eine Gelegenheit dar, dieſen Haß auszulöſchen, welcher ſeit einigen Jahren unſere beiden Häuſer entzweiet. Der Prinz von Baßra iſt geſtern Abend hier angekommen, und hat bei mir ſeine Wohnung genommen. Er iſt von Baßra, ohne Abſchied von dem Könige ſeinem Vater abgereiſet. Er hat von eurer Tochter reden gehört, und auf das Bildnis, welches man ihm von ihr entworfen hat, iſt er ſo verliebt in ſie geworden, daß er den Entſchluß gefaßt hat, um ſie bei euch anzuhalten. Er wünſcht, daß durch meine Vermittelung dieſe Ehe geſtiftet werde; was mir nun um ſo angenehmer iſt, als es ein Mittel darbietet, mich mit euch zu verſöhnen."

---

*) In der Urſchrift Hamman.

**) In der Urſchrift Schiaß.

„Ich bin erſtaunt," antwortete ihm Muaffak, „daß der Prinz von Baßra daran denkt, mir die Ehre anzuthun und meine Tochter Semrude zu heiraten, und daß ihr es ſeid, der mir dieſe Neuigkeit verkündigt; ihr, der ſich immer ſo eifrig bezeigt hat, mir zu ſchaden."

„Sprechen wir nicht mehr vom Vergangenen, Herr Muaffak," erwiederte der Kadi; „ich bitte, laßt uns alles vergeſſen, was wir uns gegenſeitig gethan haben; und unter Begünſtigung der ſchönen Bande, welche eure Tochter mit dem Prinzen von Baßra verknüpfen ſollen, laßt uns unſere übrigen Tage in gutem Einverſtändniſſe leben."

Muaffak war von Natur eben ſo gutmüthig, wie der Kadi boshaft. Er ließ ſich durch die falſchen Freundſchaftsbezeugungen täuſchen, welche ſein Feind ihm gab. Er erſtickte ſeinen Haß augenblicklich, und überließ ſich ohne Mistrauen den treuloſen Liebkoſungen des Kadi's.

Sie umarmten ſich eben beide, indem ſie einander unverbrüchliche Freundſchaft ſchwuren, als ich in das

Zimmer trat, in Begleitung des Aga's, welcher mich, nach dem Bade, ein ſchönes Kleid hatte anlegen laſſen, und einen Turban von Indiſchem Mußelin, deſſen goldgeſtickte Zipfel auf mein Ohr herabhingen.

„Erhabener Prinz,“ redete der Kadi mich an, ſo bald er mich erblickte, „geſegnet ſeien eure Tritte und eure Ankunft zu Bagdad! da ihr geruhet habt, bei mir eure Wohnung zu nehmen, welche Sprache vermöchte, euch alle die Erkenntlichkeit auszudrücken, welche ich für eine ſo hohe Ehre empfinde? — Hier iſt der Herr Muaffak, welchen ich von dem Gegenſtand eurer Reiſe hieher unterrichtet habe. Er willigt ein, euch ſeine Tochter, welche ſchön wie ein Geſtirn iſt, zur rechtmäßigen Gemahlinn zu geben.“

Muaffak machte mir hierauf eine tiefe Verbeugung, und ſagte zu mir:

„O Königsſohn, ich bin beſchämt über die Ehre, welche ihr meiner Tochter anthun wollt: ſie würde ſich ſchon beglückt fühlen, die Sklavinn einer von den Prinzeſſinnen euers Harem zu ſein.“

Ihr könnt euch denken, in welches Erſtaunen mich dieſe Reden verſetzten, auf welche ich nichts zu antworten wußte. Ich begrüßte Muaffak, ohne etwas zu ſagen; aber der Kadi, der mich ſo beſtürzt ſah, und fürchtete, ich möchte etwa eine Antwort geben, welche ſeinen Anſchlag umſtürzte, beeilte ſich, das Wort zu nehmen, und ſagte:

„Der Heiratsvertrag kann auf der Stelle in Gegenwart guter Zeugen, vollzogen werden.“

Mit dieſen Worten befahl er ſeinem Aga, Zeugen herbei zu holen; und während dieſer Zeit ſetzte er den Vertrag auf.

Ein und funfzigſter Tag.

Als der Aga die Zeugen hergeführt hatte, wurde ihnen der Vertrag vorgeleſen, und ich unterzeichnete ihn. Muaffak unterſchrieb ihn ebenfalls, und dann der Kadi, welcher noch die letzte Hand daran legte.

Hierauf entließ der Kadi die Zeugen, und ſagte zu Muaffak:

„Ihr wißt, die Angelegenheiten der Großen werden nicht, wie diejenigen der anderen Menſchen betrieben, ſie erfordern Geheimnis und Eil: führet dieſen Prinzen in euer Haus, er iſt gegenwärtig euer Schwiegerſohn; machet auf der Stelle Anſtalt zur Vollziehung der Ehe, und ſorget dafür, daß alles geſchehe, wie es ſich gehört.“

Ich verließ mit Muaffak das Haus des Kadi's. Vor der Thüre fanden wir zwei ſchöne ſehr reich aufgeſchirrte Maulthiere, welche uns erwarteten, und welche der Richter uns mit großer Feierlichkeit beſteigen ließ.

Muaffak führte mich nach ſeinem Hauſe; und als wir in ſeinem Hofe waren, ſtieg er zuerſt ab, und trat mit ehrerbietiger Miene heran, mir den Steigbügel zu halten; was ich mir denn gefallen laßen mußte. Darnach nahm er mich bei der Hand, und führte mich hinauf in das Zimmer ſeiner Tochter, wo er mich mit ihr allein ließ, nachdem er ſie von allem unterrichtet hatte, was bei dem Kadi vorgegangen war.

Semrude, im Wahne, daß ihr Vater ſie mit dem Prinzen von Baßra vermählt hätte, empfing mich, wie einen Gemahl, der ſie dereinſt auf den Thron erheben ſollte; und ich, der glückſeligſte und verliebteſte der Menſchen, lag den ganzen Tag zu den Füßen des ſchönen Fräuleins, und bemühte mich, durch zärtliches und höfliches Betragen ihr einige Neigung für mich einzuflößen. Ich gewahrte bald, daß meine Mühe nicht verloren war, und daß meine Jugend und meine Liebe auf ſie einigen Eindruck machten. Wie reizend war dieſe Entdeckung für mich! Ich verdoppelte meine Sorgfalt, und ich hatte das Vergnügen, von Zeit zu Zeit zu bemerken, daß ich einige Fortſchritte in ihrem Herzen machte.

Während dieſer Zeit ließ Muaffak, zur Hochzeitfeier ſeiner Tochter, ein großes Mahl bereiten, zu welchem ſich mehrere Mitglieder ſeiner Familie einfanden. Die Braut erſchien dabei glänzender und ſchöner, als die Huri's*); die Gefühle, welche ich ihr ſchon eingeflößt hatte, ſchienen ihre Schönheit noch mit neuem Glanze zu erhöhen.

Auf das Mahl folgten Tänze und Konzerte; mehrere recht hübſche Sklavinnen fingen an zu tanzen, zu ſingen und auf allerlei Inſtrumenten zu ſpielen. Während die Geſellſchaft damit beſchäftigt war, ſie zu ſehen und zu hören, ſah ich die Braut mit ihrer Mutter verſchwinden. Einige Zeit darnach kam Muaffak, nahm mich bei der Hand, und führte mich in ein ſehr ſchönes Gemach. Dann traten wir in eine ſehr reich ausgeſtattete Kammer, wo ein großes Bette von Goldbrokat ſtand, rings um welches wohlriechende Wachslichter auf ſilbernen Leuchtern brannten. Semrude, welche ihre Mutter und zwei Sklavinnen eben entkleidet hatten, lag ſchon in dem Bette. Muaffak, ſeine Frau, und die Sklavinnen entfernten ſich, und ließen mich hier in der Kammer, wo ich, nachdem ich dem Himmel für mein Glück gedankt hatte, meine Kleider abzog, und mich zu derjenigen legte, welche ich mehr als mein Leben liebte.

---

*) Die ewigen Jungfrauen im Paradieſe Mahomeds.

Am folgenden Morgen hörte ich an meine Kammerthüre klopfen; ich ſtand auf, und ging hin, zu öffnen: es war der ſchwarze Aga, der mir ein dickes Pack Lumpen brachte. Ich bildete mir ein, der Kadi überſchickte mir und meiner Frau zwei Ehrenkleider; aber ich betrog mich.

„Herr Abenteurer,“ ſagte der Schwarze, mit ſpöttiſchem Tone zu mir, „der Kadi läßt euch grüßen, und bittet euch, ihm das Kleid wiederzuſchicken, welches er euch geſtern geliehen hat, um den Prinzen von Baßra zu ſpielen; ich bringe euch hier euern alten Rock und übrige Lumpen: ihr könnt nun eure rechte Kleidung wieder anziehen.“

Ich war ſehr überraſcht durch dieſe Anrede; ich erkannte jetzo die ganze Bosheit des Kadi's. Ich gab dem Aga den Turban und das Kleid ſeines Herrn zurück, und zog meinen alten Rock wieder an, der ganz zerriſſen war.

Semrude hatte einen Theil des Geſprächs mit dem Schwarzen gehört; und als ſie mich nun mit Lumpen bedeckt ſah, rief ſie aus:

„O Himmel, was bedeutet dieſe Verwandlung? und was hat dieſer Menſch zu euch geſagt?

„Meine Prinzeſſinn,“ antwortete ich ihr, „der Kadi iſt ein großer Böſewicht: aber er iſt durch ſeine eigene Bosheit angeführt. Er wähnt, euch einen Elenden zum Gatten gegeben zu haben, der im niedrigſten Stande geboren iſt, und er hat euch wirklich mit einem Prinzen vermählt. Ich bin nicht geringer, als der Gemahl, deſſen Hand ihr empfangen zu haben wähnt; der Rang des Prinzen von Baßra iſt nicht höher, als der meinige. Ich bin der einzige Sohn des Königs von Mußel, der Erbe des großen Bin-Ortok, und Fadlallah iſt mein Name.

Zugleich erzählte ich ihr meine Geſchichte, ohne den geringſten Umſtand zu verſchweigen.

Als ich meine Erzählung vollendet hatte, ſagte ſie zu mir:

„Mein Prinz, und wenn ihr auch nicht der Sohn eines großen Königs wäret, ſo würde ich euch nicht deſto minder lieben; und ich darf euch verſichern, daß, wenn ich mich freue, eure hohe Geburt zu vernehmen, es nur meines Vaters wegen geſchieht, der empfindlicher für die weltlichen Ehren iſt, als ich. Mein ganzer Ehrgeiz beſteht darin, einen Gemahl zu beſitzen der mich einzig liebt, und der mir nicht das Herzeleid anthut, mir Nebenbuhlerinnen zu geben.“

Ich ermangelte nicht, ihr zu betheuern daß ich ſie mein ganzes Leben lang lieben würde, und ſie war über dieſe Verſicherung hocherfreut. Sie rief nun eine ihrer Frauen, und befahl ihr, heimlich und ſchleunig zu einem Kaufmanne zu gehen, um ein ganz fertiges und möglichſt reiches Mannskleid zu kaufen.

Die Sklavinn, der dieſer Auftrag gegeben wurde, entledigte ſich deſſelben nach Wunſche; ſie kam alsbald zurück mit einem prächtigen Rock und Unterkleid, und einem Turban von Indiſchem Mußelin, der eben ſo ſchön war, als jener andre: dergeſtalt, daß ich mich in einem Augenblicke noch reicher gekleidet ſah, als zuvor.

„Wohlan Herr,“ ſagte jetzo Semrude zu mir, „meint ihr, daß der Kadi groß Urſache habe, über ſein Werk zu frohlocken? Er hat meiner Familie einen Schimpf zufügen wollen, und er hat ihr eine unſterbliche Ehre verſchafft; er bildet ſich ohne Zweifel ein, daß wir von Kummer niedergebeugt ſind, und wie groß wird ſein Aerger ſein, wenn er nun vernimmt, daß er ſeinen Feinden ſo gut gedient hat!

Aber bevor wir ihm zu erkennen geben, wer ihr ſeid, müſſen wir ihn für ſeine boshafte Abſicht beſtraſen. Ich übernehme dieſes Geſchäft: ich weiß, es wohnt in dieſer Stadt ein Färber, der eine Tochter von abſchreckender Häßlichkeit hat ... Ich will euch nicht mehr davon ſagen,“ fügte ſie hinzu, indem ſie ſich beſann, „ich muß euch das Vergnügen der Ueberraſchung laßen. Es genüge euch, zu wiſſen, daß ich eine Rache im Sinne habe, welche den Kadi zur Verzweiflung bringen und ihn zum Mährchen des Hofes und der Stadt machen ſoll.“

Zwei und funfzigſter Tag.

Ich glaubte den Kadi ſchon dadurch genug geſtraft daß er mir den Muaffak zum Schwiegervater gegeben, und hätte gewünſcht, daß man ſich damit begnügt, ihm meinen Stand zu entdecken; aber Semrude bezeigte mir das größte Verlangen, ſich zu rächen. Ihr kennet die Frauen: es würde ihr nicht gefallen haben, wenn ich mich ihrem Vorhaben widerſetzt hätte.

Sie zog ein einfaches, aber ſauberes Kleid an; und nachdem ſie ſich das Geſicht mit einem ſehr dichten Schleier verhüllt hatte, bat ſie mich um Erlaubnis, ausgehen zu dürfen. Ich willigte ein, und ſie ging ganz allein weg. Sie begab ſich nach dem Hauſe des Kadi's, und ſtellte ſich in einen Winkel des Saales, wo dieſer Richter ſo wohl den Muſelmännern wie den Ungläubigen Gehör gab.

Er hatte ſie nicht ſo bald bemerkt, als er, angezogen durch ihre ſtolze Haltung, einen Beamten hinſchickte, ſie zu fragen, wer ſie wäre, und was ſie begehrte.

Sie antwortete, ſie wäre die Tochter eines Handwerkers der Stadt, und wünſchte den Kadi über eine geheime Sache zu ſprechen.

Als der Beamte dieſe Antwort dem Kadi hinterbracht hatte, ſo gab dieſer Richter, der von Natur das ſchöne Geſchlecht liebte, Semrude'n ein Zeichen, ſich zu nähern, und in ein Gemach zu treten, welches neben ſeinem Gerichtsſaale war. Sie gehorchte, indem ſie eine tiefe Verneigung des Kopfes machte; ſie ſetzte ſich hier auf den Sopha, und hub ihren Schleier auf. Der Kadi folgte ihr nach, ſetzte ſich neben ſie, und war überraſcht von ihrer Schönheit.

„Wohlan, mein liebes Kind,“ ſagte er zu ihr, „was ſteht zu euren Dienſten?“

„Herr,“ antwortete ſie ihm, „ich bitte euch, die ihr die Gewalt habt, die Geſetze beobachten zu laßen, und den Armen wie den Reichen Gerechtigkeit angedeihen laßet, höret und achtet auf meine Klagen; habet Mitleid mit der traurigen Lage, worin ich mich befinde.“

„Eröffne mir dein Anliegen,“ erwiederte der Kadi, ſchon ganz aufgeregt; „ich ſchwöre bei meinem Haupt und bei meinen Augen, daß ich für dich das Mögliche und Unmögliche thun will.“

Hierauf nahm Semrude ihren Schleier gänzlich ab, und indem ſie dem Richter ihre ſchönen moſchusfarbigen Haare zeigte, welche in Locken um ihre Schultern wallten, ſprach ſie zu ihm:

„Sehet doch, gnädiger Herr, ob dieſer Haarwuchs misfällig iſt; betrachtet, ich bitte euch, mein Geſicht, und ſaget mir unumwunden, was ihr davon haltet.“

Der Kadi blieb bei dieſen Worten, welche ihm ein ſo ſchönes Spiel boten, nicht ſtumm:

„Bei dem Opfer des Berges Arafat,“*) rief er aus, „ich gewahre an euch keinen Fehl: eure Stirn gleicht einer Silberplatte, eure Augenbraunen zweien Bögen, eure Wangen den Roſen, eure Augen zweien

---

*) Arafat heißt ein Berg in der Nähe von Mekka: die Mahomedaner glauben, daß Adam und Eva, nachdem ſie ihres Ungehorſams wegen aus dem Paradieſe vertrieben worden, der eine gen Oſten, die andre gen Weſten, hundert zwanzig Jahre büßend umhergeirrt, und ſich geſucht haben, und daß ſie ſich endlich auf dem Berge Arafat begegnet und erkannt haben, welcher deßhalb ſeinen Arabiſchen Namen bekommen, von arafa, das heißt erkennen. Am zehnten Tage des Monats Sülhadſcha (Dhul heggiat. H.), des zwölften und letzten des Arabiſchen Jahres, welcher Tag Aidalaha (Aid al Adha. H.), das heißt Feſt der Opfer, genannt wird, machen die Pilger von Mekka eine allgemeine Wallfahrt dahin, genannt Tavaf. Jeder nimmt einen Hammel oder ein Kameel mit, welche ſie dort ſchlachten, und davon ſie die Stücke, als Heiligthümer, mit in ihre Heimat nehmen. Es geſchieht gewöhnlich, daß am dritten Tage nach dem Opfer ein ſtarker Regen fällt, welcher das Blut der Thiere herabſpühlt; dieß wird als ein Wunder angeſehen, ohne zu bedenken, daß es die Wirkung der ſtarken Dünſte iſt, welche aus dem Blute der Thiere in die Luft emporſteigen; denn man ſchlachtet eine ungeheure Menge von Thieren, weil jedermann ſein Schlachtopfer mitbringt, und gewöhnlich viele Tauſend Menſchen dort beiſammen ſind.

Edelſteinen, welche einen blendenden Glanz ausſtrahlen, und euer Mund iſt einem Rubinen-Käſtchen zu vergleichen, welches ein Armband von Perlen einſchließt.“

Die Tochter Muaffaks ließ es hiebei noch nicht bewenden: ſie ſtand auf vom Sopha und that in dem Zimmer einige Schritte, indem ſie ſich ein zierliches Anſehen gab, und ſagte dabei:

„Betrachtet, gnädiger Herr, meinen Wuchs: findet ihr darin etwas unregelmäßiges? iſt er nicht ſchlank und frei? habe ich gezwungene Gebärden, verlegene Haltung? was iſt Widriges in meinem Gange?“

„Ich bin von eurer ganzen Perſon bezaubert,“ erwiederte der Kadi, „ich habe niemals etwas ſo ſchönes geſehen, als euch.“

„Und was dünkt euch von meinen Armen,“ fuhr ſie fort, indem ſie dieſelben enthüllte, „ſind ſie nicht weiß und voll genug?“

„Ah! Grauſame,“ unterbrach ſie an dieſer Stelle der von Liebe entzückte Kadi, „du bringſt mich um! Wenn du mir noch etwas anderes zu ſagen haſt, ſo rede bald, denn der Verſtand verläßt mich ſchon, und ich kann deinen Anblick nicht länger aushalten.“

„Ihr ſollt alſo wiſſen, gnädiger Herr,“ fuhr Semrude fort, „daß ich, trotz den Reizen, womit der Himmel mich ausgeſtattet hat, in der Dunkelheit eines nicht nur allen Männern ſondern ſelbſt den Frauen verbotenen Hauſes, welche doch durch ihre Unterhaltung mir einigen Troſt gewähren könnten, lebe. Nicht, daß ſich nicht häufig Heiratsanträge für mich dargeboten hätten, und ſchon längſt würde ich verheiratet ſein, wenn mein Vater nicht die Grauſamkeit gehabt hätte, mich allen zu verſagen, die um mich angehalten haben. Zu dem einen ſagt er, ich ſei dürre, wie eine Schindel, und zu dem andern, ich ſei bucklig; zu dieſem ſagt er, ich hinke und ſei einhändig, und zu jenem, ich ſei blödſinnig; bald habe ich einen Krebs am Rücken, bald bin ich waſſerſüchtig, oder krätzig. Kurz, er gibt mich für ein der menſchlichen Geſellſchaft unwürdiges Geſchöpf aus, und hat mich ſo ſehr verrufen, daß ich zum Abſcheu des Menſchengeſchlechts geworden bin: niemand bewirbt ſich mehr um mich, und ich bin zur ewigen Eheloſigkeit verdammt."

Indem ſie dieſe Worte ausſprach, ſtellte ſie ſich, als wenn ſie weinte, und ſpielte ihre Rolle mit ſolcher Kunſt, daß der Richter ſich davon täuſchen ließ.

„O unmenſchlicher Vater!" rief er aus, „wie kannſt du eine ſo liebenswürdige Tochter mit ſolcher Härte behandeln! Du willſt alſo, daß ein ſo ſchöner Baum unfruchtbar bleiben ſoll: ha, das werde ich nimmer zugeben! — Was iſt dann aber," fuhr er fort, „die Abſicht eures Vaters? redet, mein Engel, warum will er euch denn nicht verheiraten?"

„Ich weiß es nicht, Herr,“ antwortete Semrude, indem ſie ihre falſchen Thränen verdoppelte; „es iſt mir verborgen, was er dabei bezweckt, aber ich bekenne euch, meine Geduld iſt zu Ende: ich kann nicht länger in dieſem Zuſtande leben. Ich habe Mittel und Wege gefunden meines Vaters Haus zu verlaßen; ich bin entſchlüpft, um mich in eure Arme zu werfen und eure Hülfe anzuflehen. Habet alſo die Güte, gnädiger Herr, euer Anſehen zu gebrauchen, um mir Gerechtigkeit widerfahren zu laßen; oder ich ſtehe nicht mehr für mein Leben ein: ich werde mich ſelber mit meinem eigenen Kandſchar*) durchboren und mich tödten, um meinen Leiden ein Ende zu machen.“

Drei und funfzigſter Tag.

Semrude verrückte durch dieſe letzten Worte dem Kadi vollends den Kopf: „Nein, nein,“ ſagte er, „ihr ſollt nicht ſterben, und ſollt nicht eure Jugend unter Weinen und Seufzen vertrauern. Es ſteht nur bei euch, aus der Dunkelheit hervorzutreten, welche eure Vollkommenheiten verſtecken, und ſelbſt heute noch die Gattinn des Kadi's von Bagdad zu werden. Ja, vollkommenes Urbild der Huri's, ich bin bereit, euch zu heiraten, wenn ihr gern darein williget."

---

*) Dolch.

„Gnädiger Herr," antwortete die junge Frau, „und wenn ihr auch nicht einer der angeſehenſten Männer dieſer Stadt wäret, ſo würde ich dennoch keine Abneigung haben, euch meine Hand zu reichen; denn ihr ſcheint mir ein ſehr liebenswürdiger Mann: aber ich fürchte, ihr werdet nicht das Jawort meines Vaters erhalten, wie groſſe Ehre ihm auch die Verbindung mit euch brächte."

„Seid darüber unbekümmert," fuhr der Richter fort, „ich ſtehe für den Erfolg. Saget mir nur, in welcher Straße euer Vater wohnt, wie er heißt, und was ſein Gewerbe iſt."

„Er heißet Uſta Omar," antwortete Semrude, „er iſt ein Färber, und wohnt auf dem öſtlichen Kai des Dedſchela,*) und an der Thür ſeines Hauſes ſteht ein Dattelpalmbaum."

„Das iſt genug," ſagte der Kadi, „ihr könnt jetzo wieder nach Hauſe gehen, ihr werdet auf mein Wort, bald mehr von mir hören."

Hierauf bedeckte die junge Frau, nachdem ſie den Richter noch buhleriſch angeblickt hatte, ihr Geſicht wieder mit dem Schleier, verließ das Gemach, und kam zu mir heim. Sie erzählte mir die Unterredung, welche ſie mit dem Kadi gehabt hatte, und kaum konnte ſie ſich mäßigen, ſo war ſie außer ſich vor Freuden.

---

*) Das heißt des Tigris.

„Wir werden gerochen werden,“ ſprach ſie zu mir; „unſer Feind, der uns zum Gelächter des Volks machen wollte, wird ſelber zum Geſpötte werden.“

In der That, hatte der Richter Semrude'n kaum aus den Augen verloren, als er einen Beamten zu Uſta Omar ſchickte, der zu Hauſe war.

„Kommet zum Kadi,“ ſagte der Beamte zu ihm, „er will mit euch ſprechen, und hat mir Befehl gegeben, euch vor ihn zu führen.“

Der Färber erblaßte bei dieſen Worten, er wähnte, es hätte ihn jemand bei dem Richter verklagt, und er würde deshalb vorgefordert. Er folgte dem Beamten mit großer Unruhe.

So bald er vor den Kadi kam, ließ dieſer ihn in daſſelbe Gemach treten, wo er ſich mit Semrude'n unterhalten hatte, und ſich auf daſſelbe Sopha ſetzen. Der Handwerksmann war ſo verwirrt über die Ehre, welche man ihm anthat, daß er mehrmals die Farbe verwandelte.

„Meiſter Omar,“ ſprach der Kadi zu ihm, „es freut mich, euch ſelber zu ſehen, ich habe ſchon lange vortheilhaft von euch ſprechen gehört. Man ſagt, ihr ſeid ein Mann von guten Sitten; ihr verrichtet regelmäßig täglich eure fünf Gebete, und verſäumt niemals bei dem Freitagsgebete in der Moſchee zu ſein; überdieß weiß ich, daß ihr kein Schweinefleiſch eſſet, und weder Wein noch Dattelnbrandwein trinket, endlich, daß, während ihr arbeitet, einer von euren Burſchen den Koran lieſt."

„Das iſt wahr, gnädiger Herr," antwortete der Färber; „ich weiß ſelbſt mehr als viertauſend Hadit's*) auswendig, und ich bereite mich vor, um bald die Wallfahrt nach Mekka anzutreten.

„Ich verſichere euch," fuhr der Richter fort, „daß mir dieß alles viel Vergnügen macht, denn ich liebe leidenſchaftlich die echten Muſelmänner. Man hat mir auch geſagt, daß ihr hinter dem Vorhange der Keuſchheit**) eine Tochter habt, welche in mannbarem Alter iſt: iſt das wahr?"

„Großer Richter," antwortete Uſta Omar, „deſſen Palaſt den Unglücklichen, die von den Stürmen dieſer Welt verſchlagen ſind, einen Zufluchtsort gewährt, man hat euch die Wahrheit geſagt. Ich habe eine Tochter, die alt genug iſt, um einen Mann zu nehmen; aber das arme Geſchöpf iſt nicht im Stande, einem Manne vorgeſtellt zu werden: ſie iſt häßlich, oder vielmehr ſcheußlich, ein Krüppel, krätzig, blödſinnig; mit Einem Wort, es iſt ein Ungeheuer, welches ich nicht genug verbergen kann."

---

*) Das heißt Erzählung, mündliche Ueberlieferung; nämlich Sprüche Mahomeds, welche ſich mündlich fortgepflanzt haben, und von denen ſo viele als möglich, auswendig gelernt werden müſſen. Es gibt mehrere alte Sammlungen derſelben, und ſie ſind größtentheils aus dem Talmud gezogen. H.

**) Das heißt, in dem abgeſonderten Frauen-Zimmer.

„Gut," ſagte der Kadi lächelnd, „ich verſah mich deſſen wohl, Meiſter Omar; ich war zum voraus überzeugt, daß ihr mir ſolche Lobrede von eurer Tochter machen würdet. Aber vernehmet, mein Freund, dieſe Krätzige, dieſe Blödſinnige, dieſer Krüppel, dieſe Scheußliche, dieſes Ungeheuer mit allen ſeinen Gebrechen, wird bis zur Raſerei von einem Manne geliebt, der ſie zur Gattinn zu haben wünſcht, und dieſer Mann bin ich."

Bei dieſer Rede ſah der Färber dem Richter gerade ins Geſicht, und ſagte zu ihm:

„Wenn mein gnädiger Herr Kadi ſcherzen will, ſo ſteht es ihm frei, er mag ſo viel es ihm beliebt, ſich über meine Tochter luſtig machen."

„Nein, nein," verſetzte der Kadi, „ich ſcherze nicht; ich bin in eure Tochter verliebt, und ich halte um ſie an."

Der Handwerksmann ſchlug bei dieſen Worten ein lautes Gelächter auf, und rief aus:

„Bei dem Propheten, es will euch jemand was aufheften; denn ich ſage euch, meine Tochter iſt einhändig, lahm, waſſerſüchtig . . .“

„Richtig,“ unterbrach ihn der Richter, „an dieſem Bildnis erkenne ich ſie; ich liebe dieſe Art Mädchen, das iſt nun mein Geſchmack.“

„Noch einmal,“ hub der Färber wieder an, „ſie paßt nicht für euch; ſie heißt Kayfakattaddahri,*) und ich betheure euch, daß ſie mit Recht ſo genannt iſt.“

„Oh! ſchon zu viel davon,“ ſagte der Kadi mit heftigem und gebieteriſchen Tone, „ich bin all dieſer Ausflüchte überdrüßig: Meiſter Omar, ich verlange, daß du mir dieſe Kayfakattaddahri, ſo wie ſie nun iſt, bewilligeſt; und erwiedre mir nichts weiter.“

Als der Färber ihn ſo entſchloſſen ſah, ſeine Tochter zu heiraten, war er mehr als jemals überzeugt, daß jemand, um ſich zu beluſtigen, ihn auf ein falſches Bildnis von ihr, in ſie verliebt gemacht hatte, und ſagte bei ſich ſelber: „Ich muß ein hohes Schirbeha**) fordern; dieſe Summe wird ihm vielleicht

---

*) Kayfakattaddahri bedeutet Ungeheuer der Zeit.

**) Schirbeha iſt die baare Brautgabe, welche der Ehemann meine Tochter verleiden, und er wird nicht weiter davon mit mir reden.“

„Gnädiger Herr,“ ſprach er zu ihm, „ich bin bereit, euch zu gehorchen; aber ich werde euch Kayfakattaddahri nicht eher überliefern, als bis ihr mir ein Heiratsgut von tauſend Zeckienen gegeben habt.“

„Die Summe iſt ein wenig ſtark,“ ſagte der Kadi; „gleichwohl will ich ſie dir auf der Stelle auszahlen laßen.“

Zu gleicher Zeit ließ er ſich einen ſchweren Sack voll Zeckienen bringen; man zählte tauſend Stück ab, man wog ſie, und der Färber nahm ſie in Empfang.

Hierauf befahl der Richter, daß der Heiratsvertrag aufgeſetzt würde; aber als es ſo weit war, daß er unterzeichnet werden ſollte, betheuerte der Handwerksmann, er würde nicht anders unterzeichnen, als in Gegenwart von hundert geſetzkundigen Männern.

„Du biſt ſehr mistrauiſch“ ſagte der Kadi zu ihm; „immerhin, ich will dir genugthun, denn ich meine nicht, daß deine Tochter mir entgehen wird.“

Er ſchickte auf der Stelle nach Doktoren, Alfakih's und Mulla's, Dienern der Moſchee und der

---

an den Vater der Tochter geben muß, oder an die Tochter, wenn er ſie verſtößt.

Gerechtigkeit; und es kamen ihrer mehr, als der Färber verlangt hatte.

Vier und funfzigſter Tag.

Als alle Zeugen bei dem Richter verſammelt waren, nahm Uſta Omar das Wort und ſprach:

„Herr Kadi, ich gebe euch meine Tochter zur rechtmäßigen Ehefrau, weil ihr es durchaus haben wollt, daß ich ſie euch bewillige: aber ich erkläre vor allen dieſen Herren, es geſchieht nur unter der Bedingung daß ihr, wenn ſie euch misfällt, nachdem ihr ſie geſehen habt, und ihr Luſt habt, ſie zu verſtoßen, ihr ebenfalls tauſend Zeckienen gebet, wie ich ſchon von euch empfangen habe.“

„Wohlan, ich ſchwöre es dir zu,“ ſagte der Kadi, „und ich rufe die ganze Verſammlung hier zu Zeugen an: biſt du nun zufrieden?“

Der Färber antwortete mit Ja, und verließ den Saal, indem er ſagte, er ginge, ihm die Braut zu ſenden.

Nachdem Omar weggegangen war, zerſtreute ſich auch die Verſammlung, und der Kadi blieb allein in ſeinem Hauſe. Er war ſeit zwei Jahren mit der Tochter eines Kaufmanns von Bagdad verheiratet, mit welcher er bisher in gutem Einverſtändniſſe gelebt hatte.

Als dieſe Frau nun vernahm, daß ihr Mann an ein neues Ehebündnis dächte, gerieth ſie in Zorn und ſprach zu ihm:

„Alſo, zwei Köpfe in Einer Mütze! zwei Hände in Einem Handſchuh! zwei Schwerter in Einer Scheide! zwei Frauen in Einem Hauſe! Ha, Flatterhafter! da die Liebkoſungen einer treuen und noch jungen Gattinn deine Unbeſtändigkeit nicht zu feſſeln vermögen, ſo bin ich bereit, meine Stelle meiner Nebenbuhlerinn einzuräumen, und mich wieder zu meinen Aeltern zu begeben: du darfſt mich nur verſtoßen und mir mein Heiratsgut bezahlen, und du wirſt mich nie wiederſehen.“

„Es freuet mich, daß du mir zuvorkömmſt,“ antwortete ihr der Richter, „denn es war mir peinlich, dir meine neue Heirat anzukündigen.“

Sogleich zog er aus einem Kaſten eine Börſe mit fünfhundert Goldſtücken, übergab ihr dieſelbe, und ſagte dabei:

„Da, Frau, iſt dein Heiratsgut; geh, und nimm deine Ausſtattung: ich verſtoße dich einmal, zweimal, dreimal, ich verſtoße dich!*) Und damit deine Aeltern nicht daran zweifeln, daß ich dich verſtoßen habe, ſo will ich dir dieſe Worte von meiner Hand geſchrieben und von mir und meinem Nayb unterzeichnet, den Geſetzen gemäß, mitgeben.“

---

*) Dieß iſt die Formel, deren ſich die Morgenländer bei der Verſtoßung ihrer Weiber bedienen.

Er ſäumte nicht damit, und ſeine Frau begab ſich mit dieſem Schreiben und ihrem Gelde wieder zu ihrem Vater.

Er ſah ſie kaum aus ſeinem Hauſe, als er ein Gemach deſſelben mit prächtigem Geräthe verſehen ließ, um darin ſeine neue Gemahlinn zu empfangen. Man legte hier Fußdecken von Sammt, und Teppiche und Sopha's von Gold- und Silber-Brokat; mehrere Rauchfäſſer voll Wohlgerüche durchdufteten die Brautkammer. Alles war ſchon bereit, und der Kadi erwartete mit Ungeduld Kayſakattaddahri, die immer noch nicht kam. Er rief ſeinen getreuen Aga, und ſagte zu ihm:

„Der liebenswürdige Gegenſtand meines Verlangens ſollte, dünkt mich, ſchon hier ſein: was mag ſie ſo lange bei ihrem Vater zurückhalten? Wie lang werden mir die Augenblicke, welche mein Glück verzögern!“

Ungeduldig, ſeine neue Frau zu ſehen, wollte der Kadi eben ſeinen Aga zu Uſta Omar ſchicken, als ein Laſtträger ankam, mit einem Kaſten von Weidenholz, der mit einem grüntafftenen Teppich bedeckt war.

„Was bringſt du mir da, mein Freund?“ fragte ihn der Richter.

„Gnädiger Herr,“ antwortete ihm der Laſtträger, indem er den Kaſten auf den Boden ſetzte, „es iſt eure Gemahlinn; ihr dürft nur den Teppich aufheben, und ihr werdet ſehen, wie ſie beſchaffen iſt.“

Der Kadi riß den Teppich weg, und erblickte ein Mädchen, drei und einen halben Fuß groß: ſie hatte ein langes mit Krätze bedecktes Geſicht; ihre tief im Kopfe liegende Augen waren röther, als Feuer; ſie hatte gar keine Naſe, über dem Munde, der wie ein Krokodilrachen geſtaltet war, erſchienen nur zwei ſehr widerwärtige Naſelöcher.

Der Kadi konnte dieſen Gegenſtand nicht ohne Abſcheu anſehen; er warf ſchleunig den Teppich wieder über, und ſagte zu dem Laſtträger:

„Was ſoll ich denn mit dieſem ſcheußlichen Ungethüm?“

„Herr,“ verſetzte der Laſtträger, „es iſt die Tochter des Färbermeiſters Omar der mir geſagt hat, ihr habet ſie aus Zuneigung geheiratet.“

„Gerechter Himmel!“ rief der Kadi aus, „kann man denn ein Ungeheuer heiraten, wie dieſes hier?“

In dieſem Augenblicke trat der Färber herein, der die Ueberraſchung des Kadi's wohl vorausgeſehen hatte.

„Elender,“ ſprach der Kadi zu ihm, „für wen hältſt du mich? Du biſt höchſt unverſchämt, mir einen ſolchen Streich zu ſpielen: du wagſt es, mich ſo zu behandeln, mich, der ich mich leichtlich an meinen

Feinden rächen kann? mich, der wenn es ihm gefällt, deinesgleichen in Feſſeln ſchlagen kann? Fürchte meinen Zorn, Elender! anſtatt dieſes Scheuſals, das du mir geſchickt haſt, gib mir deine andere Tochter, deren Schönheit nichts gleichkömmt, oder du ſollſt bald erfahren, was ein erzürnter Kadi vermag."

„Gnädiger Herr," ſagte Omar, „höret auf, mir zu drohen, ich bitte euch darum, und zürnet nicht mehr auf mich: ich ſchwöre euch bei dem Schöpfer des Lichts, ich habe keine andre Tochter, als dieſe hier. Ich habe euch tauſendmal geſagt, daß ſie nicht für euch paßt: ihr habt mir nicht glauben wollen; wem wollt ihr nun die Schuld beimeſſen?"

Fünf und funfzigſter Tag.

Der Kadi ging bei dieſer Rede in ſich, und ſagte zu dem Färber:

„Meiſter Omar, es iſt dieſen Morgen ein Fräulein von vollkommener Schönheit hergekommen, die mir geſagt hat, ihr ſeid ihr Vater und gebet ſie überall für ein Ungeheuer aus, damit niemand Luſt bekomme, ſie von euch zur Gattinn zu begehren."

„Gnädiger Herr," erwiederte ihm der Handwerksmann, „dieſe Schöne iſt ohne Zweifel eine Spitzbübinn, und ihr müßt irgend einen Feind haben."

Jetzo ließ der Kadi ſein Haupt auf die Bruſt ſinken, und blieb einige Zeit nachdenklich; ſodann nahm er wieder das Wort, und ſagte:

„Das iſt nun ein Unglück, das mir begegnen mußte: reden wir nicht weiter davon. Ich bitte dich, laß deine Tochter nach Hauſe tragen, und behalt die tauſend Zeckienen welche ich dir gegeben habe; aber fordere nicht mehr von mir, wenn du willſt, daß wir gute Freunde bleiben.“

Obwohl der Richter vor geſetzkundigen Zeugen geſchworen hatte, noch tauſend Zeckienen zü geben, wenn die Tochter Omars ihm nicht gefiele, ſo wagte dieſer Handwerksmann doch nicht, ihn beim Worte zu halten, aus Furcht, ſich ihn zum Feinde zu machen; denn er kannte ihn als einen rachſüchtigen Mann, der leicht Gelegenheit zu finden wußte, ſeinen Feinden zu ſchaden. Er zog vor, ſich mit dem zu begnügen, was er ſchon empfangen hatte.

„Gnädiger Herr,“ ſagte er zu ihm, „ich will euch gehorchen und euch meiner Tochter entledigen; aber ihr müßt, wenn's euch beliebt, zuvor ſie verſtoßen.“

„Oh wahrlich,“ ſagte der Kadi, „ich bin nicht geſonnen, dieß zu unterlaßen, und verſichere Dich, es ſoll alsbald geſchehen.“

In der That ließ er auf der Stelle ſeinen Nayb holen, und die Verſtoßung geſchah in aller Form. Hierauf nahm Meiſter Omar Abſchied von dem Richter und ließ von dem Laſtträger die abſchreckende Kayſakattabdahri wieder nach Hauſe bringen.

Dieſes Abenteuer ward bald ruchtbar in der Stadt. Alle Welt lachte darüber, und fand großen Gefallen an dem Streiche, welchen man dem Kadi geſpielt hatte. Dieſer kam aber damit noch nicht davon, daß er in ganz Bagdad zum Gelächter ward. Wir trieben unſre Rache noch weiter.

Ich begab mich, auf Muaffaks Rath, zu dem Beherrſcher der Gläubigen,*) und entdeckte ihm meinen Stand und Namen und erzählte ihm meine Geſchichte. Ihr könnt wohl denken, daß ich diejenigen Umſtände nicht unterdrückte, welche die Bosheit des Kadi's ins Licht ſtellten.

Nachdem der Chalyf mich ſehr aufmerkſam angehört hatte, machte er mir freundliche Vorwürfe, und ſagte zu mir:

„Prinz, warum habt ihr euch nicht ſogleich an mich gewandt? ihr ſchämtet euch ohne Zweifel eures Misgeſchicks; aber ihr hättet euch immer, ohne zu erröthen, in eurem elenden Zuſtande meinen Augen darſtellen können. Hängt es denn von den Menſchen ab, glücklich oder unglücklich zu ſein? iſt es nicht vielmehr Gottes Hand, welche nach ſeinem Gefallen das Gewebe unſers Lebens ſchafft? Und durftet ihr fürchten, daß ich euch nicht freundlich aufnehmen würde? Nein; ihr wißt, ich liebe und ehre den König Bin-Ortok, euern Vater: mein Hof war eine ſichere Zuflucht für euch.“

---

*) Dieß iſt der Titel der Chalyfen.

Der Chalyf erwies mir tauſend Freundlichkeiten: er gab mir eine Galat,*) nebſt einem ſchönen Diamant, welchen er am Finger trug; er bewirthete mich mit köſtlichem Sorbet; und als ich wieder nach Hauſe bei meinem Schwäher kam, ſo fand ich daſelbſt ſchon ſechs dicke Packete von Perſiſchem Gold- und Silber-Brokat, zwei Stücke Kemcha,**) nebſt einem ſehr ſchönen und reich aufgeſchirrten Perſiſchen Roſſe. Ueberdieß gab er Muaffak die Statthalterſchaft von Bagdad wieder; und zur Beſtrafung des Kadi's, weil er Semrude'n und ihren Vater ſo zu betrügen gedacht hatte, entſetzte er ihn ſeines Richteramts und verurtheilte ihn zum ewigen Gefängniſſe, wo er, zum Vollmaaße ſeines Elends, mit der Tochter Uſta Omars zuſammen leben mußte.

Wenige Tage nach meiner Verheiratung ſandte ich einen Eilboten nach Mußel, um meinen Vater von allem zu unterrichten, was mir ſeit meiner Abreiſe von ſeinem Hofe begegnet war, und ihn zugleich zu verſichern, daß ich bald mit meiner Neuvermählten heimkehren würde.

---

*) Galat heißt Arabiſch das Ehrenkleid; Türkiſch Kaftan.

**) Großgeblümter Damaſt, (welcher von der Stadt Damaſk benannt iſt).

Ich erwartete mit Ungeduld die Rückkunft meines Boten; aber, ach! er brachte mir ſehr betrübende Nachrichten. Ich erfuhr, daß Bin-Ortok, nachdem er vernommen, daß viertauſend Beduinen-Araber mich angegriffen und meine Bedeckung niedergehauen hätten, in der Ueberzeugung, daß ich nicht mehr am Leben wäre, darüber ſolches Herzeleid empfunden, daß er endlich geſtorben wäre; ferner, daß der Prinz Amadeddin Sengi, mein Vetter, den Thron beſtiegen hätte, daß er mit großer Gerechtigkeit herrſchte, daß indeſſen, obwohl er allgemein beliebt wäre, die Völker nicht ſo bald vernommen, ich wäre noch am Leben, als ſie eine unglaubliche Freude darüber bezeugt hätten. Der Prinz Amadeddin ſelber verſicherte mich in einem Briefe, welchen mir der Bote von ihm überbrachte, ſeiner Treue, und bezeigte mir große Ungeduld, mich zu ſehen, um mir die Krone zurückzugeben und mein erſter Unterthan zu werden.

Dieſe Neuigkeiten bewogen mich zu dem Entſchluſſe, meine Rückkehr nach Mußel zu beſchleunigen. Ich nahm Abſchied von dem Fürſten der Gläubigen, der mir dreitauſend Pferde von ſeiner Leibwache zur Bedeckung, bis in meine Staaten mitgab. Und nachdem ich Muaffak und ſeine Frau herzlich umarmt hatte, verließ ich Bagdad, mit meiner geliebten Semrude, welche bei der Trennung von ihrem Vater und ihrer Mutter vor Schmerz geſtorben wäre, wenn ihre Liebe zu mir nicht ihr Leid gemäßigt hätte.

Sechs und funfzigſter Tag.

Ich hatte noch nicht die Hälfte des Weges zwiſchen Bagdad und Mußel zurückgelegt, als der Vortrab meines Geleites die Spitze einer Heerſchaar entdeckte, welche gerade auf uns zukam. Ich wähnte, es wären abermals Beduinen-Araber. Ich ſtellte meine Leute in Schlachtordnung, und wir waren ſchon gerüſtet zum Kampf, als meine Vorläufer mir zu berichten kamen, daß die Leute, welche wir für Räuber oder Feinde hielten, Truppen aus Mußel wären, welche mir entgegenkämen, und daß Amadeddin ſie anführete.

Als dieſer Prinz ſeinerſeits auch vernommen hatte, wer wir wären, ſo verließ er ſein kleines Heer, und kam mir mit den vornehmſten Herren von Mußel entgegen. Er ſprach zu mir, wie er mir geſchrieben hatte, das heißt, auf eine unterwürfige und ehrfurchtsvolle Weiſe; und alle die Herren, die ihn begleiteten verſicherten mich ihres Dienſteifers und ihrer Treue.

Wie ſehr ich auch Urſache hatte ihnen zu mistrauen, und zu argwöhnen, daß mein Vetter, unter dem Vorwande, mir eine Ehre zu erzeigen, vielleicht die Abſicht hegte, mir das Leben zu rauben, um im Beſitze meines Reichs zu bleiben, ſo wollte ich doch lieber alles Mistrauen verbannen, als zu erkennen geben, daß ich nicht ohne Furcht wäre. Ich entließ die Soldaten von der Leibwache des Chalyfen und vertraute meine Sicherheit dem Prinzen Amadeddin an. Ich hatte auch keine Urſache, mein Vertrauen zu bereuen: weit entfernt, im Stande zu ſein, einen ſchwarzen Anſchlag gegen mich zu brüten, war er nur darauf bedacht, mir Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit zu geben.

Als wir in Mußel ankamen, bezeugte alles Volk durch lauten Zuruf das Vergnügen mich wiederzuſehen, und ſtellte drei Tage hindurch große Freudenfeſte an. Die Läden der Aſuaken*) und der Badiſtans,**) wurden von innen und außen mit Teppichen behängt, und in der Nacht mit Lampen erleuchtet, welche Buchſtaben und durch dieſe einen Spruch des Korans bildeten: dergeſtalt, daß, da jeder Laden ſeinen beſondern Spruch hatte, man dieſes heilige Buch durch die ganze Stadt las, und es ſchien, als wenn der Engel Gabriel es nochmals in leuchtender Schrift unſerm großen Propheten darbrächte.

---

*) Aſuaken ſind die Straßen der Kaufleute.

**) Badiſtan iſt ein Ort, wie der Markt St. Germain oder das Palais (in Paris), ganz voll Läden der Juweliere.

Außer dieſer frommen Erleuchtung, waren vorn an den Läden große Schüſſeln voll Pilau, von allen Farben, in Piramiden aufgeſtellt, nebſt großen Näpfen voll Sorbet und Granatenſaft, wovon die Vorübergehenden nach Belieben aaßen und tranken. An allen Straßenecken ſah man Tänze der Tſchengi's,*) zu den Tönen der Tambura's**) und Deffs;***) und die Kalender liefen, ihrer Gewohnheit nach, wie raſende Narren durch die Stadt. Die Genoſſen aller Gewerke kamen auf Wägen, die mit Rauſchgold und flatternden Bändern von mannigfaltigen Farben geſchmückt waren, ſammt den Geräthſchaften welche ihre Handwerke andeuteten, nachdem ſie durch die große Straße gezogen waren, unter dem Schall der Pfeifen, Trommeln und Trompeten, an meinem Balkon vorüber, wo Semrude neben mir ſaß, und begrüßten uns, indem ſie aus allen Kräften ſchrieen: „Eſßalat u eſßelam Aleck ja reßul; Allah in ßor Aſßultan!"*)

---

*) Tſchengi's ſind Tänzer von Gewerbe.

**) Tambura's ſind eine Art ſehr kleiner Lauten mit fünf Drath-Saiten und einem zwei Fuß langen Griffbrette. Man rührt dieſe Saiten mit einem kleinen Stücke Schildkrötenſchale, welches man Taſana nennt. Dieß Saitenſpiel wird gewöhnlich mit der Stimme begleitet.

***) Deff's ſind eine Art von Tamburin, welche beim Zuſammenſpielen den Takt angeben.

Ich begnügte mich nicht, mit der Tochter Muaffaks alle dieſe Ehrenbezeigungen zu theilen, ich bemühte mich auch, alles aufzuſuchen, was ihr einiges Vergnügen gewähren konnte. Ich ließ in ihre Wohnzimmer alles bringen, was es Seltenes und dem Auge angenehmes gab. Ich erwählte ihr ein Gefolge von fünf und zwanzig Georgiſchen jungen Frauen, Sklavinnen aus dem Harem meines Vaters: einige davon ſangen, und ſpielten vollkommen die Laute, andere die Harfe, und noch andere tanzten mit eben ſo viel Kunſt und Anmuth, als Leichtigkeit. Ich gab ihr auch einen ſchwarzen Aga mit zwölf Verſchnittenen, welche jeder irgend eine Geſchicklichkeit beſaßen, ſie zu vergnügen.

Sieben und funfzigſter Tag.

Ich herrſchte über treue und ergebene Unterthanen; ich liebte Semrude'n mehr als jemals, und ich wurde ebenſo von ihr geliebt. Kurz, ich lebte glücklich, als ein junger Derwiſch an meinem Hof erſchien. Er wußte ſich durch ſein angenehmes und gefälliges Weſen bei den vornehmſten Herren Eingang zu verſchaffen; er gewann durch ſeine guten Einfälle und treffenden und witzigen Antworten bald ihre Freudſchaft. Er begleitete ſie auf die Jagd; er war Genoſſe ihrer Gelage; kurz, er nahm an allen ihren Vergnügungen Theil. Einige von ihnen ſprachen zu mir eines Tages von ihm, und rühmten ihn mir als einen angenehmen Geſellſchafter; kurz, ſie brachten es dahin, daß ich Luſt bekam, ihn zu ſehen und zu ſprechen.

---

*) Dieß Arabiſche „Hoch lebe der König!" heißt: „Heil und Segen über dich, du Geſandter des Herrn! Gott verleihe Sieg dem Könige!"

Weit entfernt, zu finden, daß man mir ein geſchmeicheltes Bildnis von ihm gemacht hatte, ſchien er mir noch geiſtreicher, als man ihn mir geſchildert. Seine Unterhaltung bezauberte mich, und zog mich aus einem Irrthume, worin noch heute viele vornehme Leute ſind, welche wähnen, man fände nur am Hofe feine und geiſtvolle Köpfe. Ich fand an den Reden des Derwiſches ſo viel Geſchmack, daß er mir ſelbſt zu Staatsgeſchäften tauglich ſchien, und ich ihn unter die Zahl meiner Miniſter aufnehmen wollte: aber er dankte mir, und ſagte, er habe das Gelübde gethan, niemals ein Amt zu bekleiden; er liebe es, ein freies und unabhängiges Leben zu führen; er verachte alle Ehren und Reichthümer, und begnüge ſich mit dem was Gott, der für die geringſten Thiere ſorge, ihn überall zum Unterhalte finden laße: mit Einem Worte, er ſei zufrieden mit ſeinem Stande.

Ich bewunderte einen von den weltlichen Dingen ſo unabhängigen Menſchen, und ich ſchätzte ihn nur um ſo höher: ich empfing ihn immer ſehr freundlich, wenn er ſich an meinem Hofe einfand; ſtand er unter der Menge der Höflinge, ſo ſuchten meine Augen ihn auf, und er war einer von denjenigen, welche ich am häufigſten anredete. Ich faßte unvermerkt ſolche Freundſchaft für ihn, daß ich ihn zu meinem Günſtlinge machte.

Eines Tages, als ich in einem Walde jagte, entfernte ich mich von dem Jagdgetümmel, und der Derwiſch allein befand ſich bei mir. Er fing an, mir von ſeinen Reiſen zu erzählen; denn obgleich er noch jung war, ſo hatte er doch ſchon viel gereiſt. Er unterhielt mich von mehreren merkwürdigen Dingen, welche er in Indien geſehen, und unter andern von einem alten Brahmanen,*) welchen er dort gekannt hatte.

„Dieſer große Mann,“ erzählte er mir, „beſaß eine Unzahl von Geheimniſſen, eins immer merkwürdiger, als das andre: die Natur hatte nichts Undurchdringliches für ihn. Er ſtarb in meinen Armen; aber weil er mich liebte, ſprach er zu mir vor ſeinem Hinſcheiden: „mein Sohn, ich will dich ein Geheimnis lehren, damit du dich meiner erinnerſt, unter der Bedingung, daß du es niemand mittheileſt.“ Ich verſprach es ihm,“ fuhr der Derwiſch fort, „und auf mein Verſprechen bauend, lehrte er mich dieſes Geheimnis.“

---

*) Brahma-Prieſter, Bramin.

„Ei, von welcher Art iſt denn dieſes Geheimnis?“ fragte ich ihn: „iſt es nicht etwa die Kunſt Gold zu machen?“

„Nein, Herr,“ antwortete er, „es iſt ein ſeltenes und noch viel köſtlicheres Geheimnis: es beſteht darin einen todten Leichnam wieder zu beleben. Nicht, daß ich,“ fuhr er fort, „einem Leichnam dieſelbe Seele wiedergeben könnte, welche er verloren hat, — der Himmel allein hat die Macht dieſes Wunder zu thun: — aber ich kann meine eigene Seele in einen lebloſen Leib übergehen laßen, und ich will vor den Augen Euer Majeſtät den Beweis davon ablegen, wenn es euch beliebt.“

„Sehr gern,“ ſagte ich zu ihm, „und es mag auf der Stelle geſchehen, wenn du willſt.“

Es lief in dieſem Augenblick bei uns eine Hinde vorüber; ich drückte einen Pfeil auf ſie ab, traf und erlegte ſie.

„Laß ſehen," ſagte ich darauf, „ob du dieſes Thier wieder beleben kannſt."

„Herr," erwiederte der Derwiſch, „eure Neugierde ſoll alsbald befriedigt werden; gebet wohl Acht, was ich vornehme."

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als ich plötzlich ſeinen Leib leblos hinſinken ſah; und zu gleicher Zeit ſah ich die Hinde mit großer Leichtigkeit wieder aufſtehen. Ihr könnt euch mein Erſtaunen denken; und obwohl ich nicht an dem zweifeln durfte, was ich vor mir ſah, ſo traute ich jedoch meinen Augen kaum. Unterdeſſen kam die Hinde zu mir heran und liebkoſte mich; und nachdem ſie mehrere Sprünge gemacht hatte, ſank ſie nieder, und alsbald belebte ſich der Leichnam des Derwiſches wieder, der auf der Erde ausgeſtreckt lag.

Ich war von einem ſo ſchönen Geheimniſſe ganz bezaubert, und bat den Derwiſch, es mich zu lehren.

„Herr," erwiederte er mir, „es thut mir Leid, euer Verlangen nicht befriedigen zu können; aber ich verſprach dem alten Brahmanen im Sterben, niemand dieſes Geheimnis mitzutheilen, und ich bin der Sklave meines Wortes."

Je mehr der Derwiſch ſich ſträubte, meine lüſterne Neugier zu befriedigen, jemehr, fühlte ich, reizte er ſie.

„Um Gottes willen,“ ſprach ich zu ihm, „verſage mir nicht die Genugthuung, um welche ich dich bitte; ich verſpreche dir auch, dieſes Geheimnis niemand zu entdecken, und ich ſchwöre bei demjenigen, der uns beide erſchaffen hat, daß ich niemals einen Misbrauch davon machen werde.“

Der Derwiſch dachte einen Augenblick nach, ſodann nahm er wieder das Wort, und ſagte:

„Ich kann mich gegen einen König, den ich mehr als mein Leben liebe, nicht erwehren, ich gebe ſo dringenden Bitten nach. Ueberdieß,“ fügte er hinzu, „gab ich dem Brahmanen nur ein bloßes Verſprechen, ich band mich nicht durch einen unverbrüchlichen Eid. Ich will alſo Euer Majeſtät mein Geheimnis lehren: es kömmt nur darauf an, zwei Worte zu behalten, und es genügt, dieſelben in Gedanken auszuſprechen, um einen Leichnam wieder zu beleben.“

Zu gleicher Zeit lehrte er ſie mich. Ich wußte ſie nicht ſo bald, als ich auch ihre Kraft verſuchen wollte; ich ſprach ſie aus, in der Abſicht, daß meine Seele in den Leib der Hinde übergehen ſollte, und ich ſah mich auf der Stelle in dieſes Thier verwandelt.

Aber mein Vergnügen darüber, daß die Seelenwanderung ſo glücklich von ſtatten ging, verwandelte ſich bald in Trauer; denn ſo bald mein Geiſt in den Leib der Hinde übergegangen war, nahm die Seele des Treuloſen Beſitz von meinen Leibe, ergriff und ſpannte ſogleich meinen Bogen, und hätte mich mit einem meiner Pfeile durchbohrt, wenn ich nicht aus ſeinen Gebärden ſeine Abſicht erkannt, und mich durch eine ſchleunige Flucht ſeinen Schüſſen entzogen hätte. Er unterließ nicht, einen Pfeil auf mich abzudrücken, aber glücklicherweiſe verfehlte er mich.

Acht und funfzigſter Tag.

Da war ich nun gezwungen, mit den Thieren der Berge und Wälder zu leben; glücklich, wenn ich ihnen vollkommen gleich geweſen wäre, und mit dem Verluſte der menſchlichen Geſtalt auch die Vernunft verloren hätte! ich wäre dann nicht der Raub von tauſend trübſeligen Betrachtungen geworden.

Während ich in den Wäldern mein Unglück betrauerte, nahm der Derwiſch den Thron von Mußel ein; und was mir noch weit mehr Herzeleid machte, er beſaß auch Semrude'n. Er ließ ſeinen Derwiſch-Leichnam dort im Walde liegen; und ſehr zufrieden, den meinigen angenommen zu haben, ſchmeckte er ungeſtört die Süßigkeit der Herrſchaft. Weil er jedoch fürchtete, ich möchte durch daſſelbe Geheimnis, welches mir ſo verderblich geweſen war, Mittel finden, in den Palaſt zu gelangen und mich für ſeine Treuloſigkeit zu rächen, ſo gab er denſelben Tag noch, als er meine Stelle einnahm, den Befehl, alle Hinden zu tödten, welche in den Wäldern des Reichs zu finden wären; indem er, wie er ſagte, ſeine Staaten von dieſer Art Thiere, welche er tödtlich haſſete, ſäubern wollte; und um ſeine Unterthanen deſto mehr zu ermuntern, dieſe Thiere auszurotten, ließ er öffentlich bekannt machen, er würde dreißig Zeckienen für jede Hinde bezahlen, deren Kopf man ihm brächte.

Die Völker von Mußel verbreiteten ſich, von der Hoffnung des Gewinns angetrieben, in den Feldern mit ihren Bögen und Pfeilen; ſie drangen in die Wälder, durchſtreiften die Berge, und tödteten mit ihren Schüſſen alle Hinden, welche ihnen vorkamen.

Glücklicherweiſe hatte ich ihre Pfeile nicht zu fürchten; denn als ich am Fuße eines Baums eine todte Nachtigall erblickte, ging ich in ihren Leib über, und belebte ſie wieder. Unter dieſer neuen Geſtalt flog ich nach dem Palaſte meines Feindes, und verbarg mich in dem dichten Laube eines Baumes im Garten. Dieſer Baum ſtand nicht weit von dem Gemache der Königinn, und hier, in Gedanken an mein trauriges Schickſal und an das Glück meines Nebenbuhlers, erweichte ich mich, und fing an, meine Leiden in Geſang auszuſtrömen.

Eines Morgens, bei Sonnenaufgange, begannen die anderen Vögel, erfreut über das Wiederſehen des Lichts, durch ihren Geſang die Freude auszudrücken, welche ſie belebte. Ich aber, unempfindlich für das Licht des neuen Tages, war nur mit meinen Leiden beſchäftigt; die Augen trauervoll auf das Zimmer Semrudens geheftet, erfüllte ich die Luft mit ſo kläglichen Tönen, daß ich dadurch die Fürſtinn ans Fenſter zog. Ich fuhr bei ihrem Anblicke fort in meinem Klagegeſange, ich beſtrebte mich ſelbſt, ihn noch rührender zu machen, wie wenn ich ihr den Gegenſtand meines Schmerzes hätte mittheilen können. Aber ach! es machte ihr Vergnügen, mich anzuhören, und ich hatte das Herzeleid, zu bemerken, daß ſie, anſtatt durch meine Klagetöne ſich rühren zu laßen, ſie nur darüber lachte, nebſt einer ihrer Sklavinnen, die auch an daſſelbe Fenſter gekommen war, mir zuzuhören.

Ich verließ weder dieſen Tag, noch die folgenden, den Garten, und ich verſäumte nicht, alle Morgen an derſelben Stelle zu ſingen. Semrude ermangelte eben ſo wenig, ſich ans Fenſter zu ſetzen; und, was mir ein Werk des Himmels ſchien, ſie bekam Luſt, mich zu haben.

„Höret,“ ſagte ſie zu ihren Frauen, „ich will, daß man dieſe Nachtigall fange; man gehe, Vogelſteller zu holen, ich liebe dieſen Vogel, ja ich bin närriſch nach ihm; man bemühe ſich, ihn zu erhaſchen, und bringe ihn mir.“

Man gehorchte der Königinn; geſchickte Vogelſteller wurden geholt, welche ihre Netze nach mir aufſtellten;

und da ich nicht die Abſicht hatte, ihnen zu entſchlüpfen, weil ich wohl ſah, daß man meiner Freiheit nur nachſtellte, um mich zum Sklaven meiner Fürſtinn zu machen, ſo ließ ich mich fangen.

So bald ich in ihren Händen war, ließ ſie große Freude darüber blicken: „mein Thierchen, ſagte ſie, indem ſie mir liebkoſte, „meine liebe Nachtigall, ich will deine Roſe*) ſein. Ich fühle ſchon für dich unendliche Zärtlichkeit.“

Mit dieſen Worten küßte ſie mich, und ich ſtreckte meinen Schnabel lieblich nach ihren Lippen.

„Ah, der kleine Spitzbube!“ rief ſie lachend aus, „es ſcheint, er verſteht, was ich zu ihm ſage.“

Endlich, nachdem ſie mir geliebkoſet hatte, that ſie ſelber mich in einen Käfig von Golddrath, welchen einer ihrer Verſchnittenen in der Stadt hatte kaufen müßen.

Ich ſang nun alle Morgen, ſo bald ſie erwacht war; und wenn ſie an meinen Käfig kam, um mir zu ſchmeicheln oder etwas zu geben, ſo ſpreizte ich, weit entfernt, wild zu ſcheinen, meine Flügel, um meine Freude auszudrücken, und ſtreckte ihr meinen kleinen Schnabel hin. Sie war erſtaunt, mich in kurzer Zeit ſo zahm zu ſehen; manchmal nahm ſie mich aus meinem Käfig und ließ mich in ihrem Zimmer umherfliegen: da kam ich immer zu ihr, um ihr Liebkoſungen zu machen und von ihr welche zu empfangen; und wenn eine ihrer Sklavinnen mich fangen wollte, ſo biß ich ſie ſehr heftig. Ich machte mich durch dieſe Gebärden Semrude'n allmählich ſo lieb, daß ſie oft ſagte, ſie würde untröſtlich ſein, wenn ich unglücklicherweiſe ſterben ſollte, ſo ſehr hinge ihr Herz an mir.

---

*) Die Morgenländer haben die Sage, daß die Nachtigall in die Roſe verliebt iſt. Alle Türkiſchen Dichter gedenken in ihren Werken dieſer Liebe, und reden niemals von der Nachtigall, ohne zugleich von der Roſe und dem Roſenbuſche zu reden.

Wenn ich in meinem Unglücke einiges Vergnügen daran hatte, in dem Zimmer der Königinn zu ſein, ſo bezahlte ich es doch ſehr theuer, wenn der Derwiſch ſie zu beſuchen kam. Welche entſetzliche Quaal! Ich kann noch heute nicht ohne Schaudern daran denken. Ich hub von Zeit zu Zeit die Augen zum Himmel empor, ihn um Rache anzuflehen; meine Federn ſträubten ſich, und das Herz von Grimm erfüllt, flatterte ich hin und her, und war äußerſt unruhig in meinem Käfig.

Wenn manchmal die Königinn in Gegenwart des Verräthers mir liebkoſte, und er ſelber mir auch ſchmeicheln wollte, ſo hackte ich aus aller Kraft mit dem Schnabel nach ihm, und gebärdete mich ſehr wüthig: aber meine Wuth diente nur dazu, ſie mit einander zu beluſtigen, und konnte mich nicht rächen.

Semrude hatte in ihrem Zimmer auch eine Hündinn, welche ſie ſehr liebte; dieſes Thier ſtarb eines Tages, als ich mit ihm allein war, beim Werfen der Jungen. Sein Tod brachte mich auf den Gedanken, eine dritte Probe der geheimen Kunſt zu machen: „ich will,“ ſagte ich bei mir ſelber, „in den Leichnam dieſer Hündinn übergehen, und ſehen, welchen Eindruck der Tod der Nachtigall auf die Königinn machen wird.“

Ich weiß nicht, warum ich auf dieſen Einfall kam, denn ich ſah nicht ab, was dieſe neue Verwandlung bezwecken ſollte; aber dieſer Trieb ſchien mir ein geheimer Wink des Himmels, und ich folgte ihm auf gut Glück.

Neun und funfzigſter Tag.

Als Semrude in das Zimmer zurückkam, war ihr erſtes Geſchäft, an den Käfig zu treten. So bald ſie hier ihre Nachtigall todt erblickte, ſtieß ſie einen Schrei aus, welcher alle ihre Sklavinnen herbei rief.

„Was iſt euch, Herrinn?“ ſprachen ſie zu ihr, mit erſchrockener Miene, „iſt euch irgend ein Unglück begegnet?“

„Ihr ſeht mich in Verzweiflung,“ antwortete die Fürſtinn, indem ſie bitterlich weinte, „meine Nachtigall iſt todt! mein geliebter Vogel! mein kleines

Männchen! Warum wurdeſt du mir doch ſo bald entriſſen? Ich werde alſo nicht mehr das ſüße Vergnügen deines Geſanges haben! ich werde dich nicht mehr um mich ſehen! Was habe ich denn gethan, daß der Himmel mich ſo hart ſtraft?“

Sie war ſo betrübt, daß ihre Frauen ſich vergeblich bemühten, ſie zu tröſten; ihre Reden dienten nur dazu, ihren Schmerz noch zu erhöhen.

Eine von ihnen lief hin, den Derwiſch von der Betrübnis der Königinn zu benachrichtigen. Er begab ſich alsbald zu ihr, und ſtellte ihr vor, daß der Tod eines Vogels ihr nicht eine ſo große Betrübnis erregen dürfte; daß der Verluſt nicht unerſetzlich wäre; und daß es, wenn ſie die Nachtigallen ſo ſehr liebte, und andere haben wollte, ſehr leicht wäre, ſie zu befriedigen. Aber er mochte reden, was er wollte, alle ſeine Vorſtellungen waren fruchtlos, und er richtete nichts aus bei Semrude'n.

„Höret auf, Herr,“ ſagte ſie zu ihm, „höret auf, meinen Schmerz zu bekämpfen, ihr werdet ihn nimmer beſiegen. Ich weiß wohl, daß es eine große Schwachheit iſt, über den Tod eines Vogels untröſtlich zu ſein, ich bin davon ſo gut überzeugt, wie ihr, und gleichwohl kann ich dem ſtarken Schmerze nicht widerſtehen, der mich überwältigt: ich liebte dieſes Thierchen ſo ſehr; es ſchien ſo erkenntlich für die Liebkoſungen, welche ich ihm machte, und es erwiederte dieſelben auf eine Weiſe, die mich vergnügte. Wenn meine Frauen ſich ihm nahten, ſo ſchien es wild, oder vielmehr unwillig, dagegen es meiner Hand zuvorkam, wenn ich ſie ausſtreckte, es zu nehmen. Es ſchien Liebe für mich zu empfinden; es blickte mich zärtlich und ſehnſüchtig an; und manchmal hätte man ſagen mögen, es wäre von Leid durchdrungen, daß ihm die Worte verſagt wären, mir ſeine Empfindungen auszudrücken; ich las das in ſeinen Augen. Ach! ich kann nicht ohne Verzweiflung daran denken: mein liebenswürdiger Vogel, ich habe dich für immer verloren!"

Indem ſie dieſe Worte ausſprach, verdoppelte ſie ihre Thränen, und ſchien gar keinen Troſt annehmen zu wollen.

Ich zog aus der Heftigkeit ihres Schmerzes eine gute Vorbedeutung; ich lag in einem Winkel des Zimmers, wo ich meine jungen Hunde ſäugte, ich hörte alles, was geſprochen wurde, und beobachtete alles, was vorging, ohne daß man auf mich Acht gab. Ich hatte ein Vorgefühl, daß der Derwiſch, um die Königinn zu tröſten, ſein Geheimnis benutzen würde, und ich täuſchte mich nicht.

Als der Derwiſch ſah, daß die Fürſtinn nicht im Stande war, Vernunftgründe anzunehmen, und da er ſie leidenſchaftlich liebte, und von ihren Thränen gerührt war, ſo verſchwendete er keine Worte weiter, ſondern befahl den Sklavinnen der Königinn, aus dem

Zimmer zu gehen, und ihn mit ihr allein zu laßen.

„Theure Frau,“ ſagte er hierauf, im Wahne, daß niemand es hörte, „weil der Tod eurer Nachtigall euch doch ſo großes Leid verurſacht, ſo muß ſie wieder belebt werden; betrübet euch nicht mehr, ihr ſollt ſie wieder lebendig ſehen; ich verſpreche es, ſie eurer Zärtlichkeit zurückzugeben: morgen bei eurem Erwachen ſollt ihr ſie wieder ſingen hören, und das Vergnügen haben, ihr zu liebkoſen.“

„Ich verſtehe euch, Herr,“ ſagte Semrude zu ihm, „ihr betrachtet mich, wie eine Wahnſinnige, deren Schmerz man ſchmeicheln muß; ihr macht mir Hoffnung, daß ich morgen meine Nachtigall wieder lebendig ſehen werde; morgen werdet ihr dieſes Wunder auf den nächſten Tag verſchieben, und ſo denkt ihr, mich von Tage zu Tage hinhaltend, mich allmählich meines Vogels vergeſſen zu laßen; — oder auch,“ fuhr ſie fort, „ihr habt die Abſicht, heute noch einen andern Vogel aufſuchen zu laßen und ihn an ſeine Stelle zu ſetzen, um meine Betrübnis zu täuſchen.“

„Nein, meine Königinn,“ erwiederte der Derwiſch, „nein, ſondern dieſer Vogel, welchen ihr hier in ſeinem Käfige leblos hingeſtreckt ſehet, dieſe Nachtigall, der glückliche Gegenſtand eines ſo lebhaften Schmerzes, er ſelber ſoll euch wieder ſingen; ich will ihm neues Leben geben, und ihr könnt ihn wieder mit Liebkoſungen überhäufen:

er wird jetzt noch mehr den Werth derſelben erkennen, und ihr werdet ihn noch eifriger ſehen, euch zu gefallen; denn ich ſelber werde ihn beſeelen; alle Morgen werde ich ihn wieder aufleben laßen, um euch zu ergetzen. — Ich vermag dieſes Wunder zu thun," fuhr er fort; „es iſt ein Geheimnis, welches ich beſitze: und wenn ihr daran zweifelt, oder zu große Ungeduld habt, euern Vogel wieder lebendig zu ſehen, ſo will ich ihn auf der Stelle wieder beleben."

Da die Fürſtinn ihm nicht antwortete, und er aus ihrem Stillſchweigen ſchloß, daß ſie nicht recht überzeugt wäre, daß er wirklich vermöchte, was er ſagte, ſo ging er hin und ſetzte ſich auf ein Sopha, wo er, durch die Kraft der beiden kabaliſtiſchen Worte, welche der Seele gleichſam zum Leiter dienten, um in einen Leichnam überzugehen, ſeinen Leib, oder vielmehr den meinen, liegen ließ, und in den der Nachtigall überging.

Der Vogel begann ſogleich, zum größten Erſtaunen Semruden's, in ſeinem Käfig zu ſingen. Aber es währte nicht lange, ſo verging ihm die Stimme; denn ſo bald er ſein Gezwitſcher angehoben hatte, verließ ich den Leib der Hündinn, und nahm meinen eigenen wieder in Beſitz. Zu gleicher Zeit rannte ich nach dem Käfig, ergriff ungeſtüm den Vogel, und drehte ihm den Hals um.

„Was macht ihr da, Herr?“ ſprach die Fürſtinn zu mir: „warum geht ihr ſo mit meiner Nachtigall um? wenn ihr ſie nicht wolltet leben laßen, ſo hättet ihr ſie nicht wieder ins Leben rufen ſollen.“

„Dem Himmel ſei Dank,“ rief ich jetzt aus, ohne darauf Acht zu geben, was ſie ſagte, ſo ſehr war ich mit meiner Rache beſchäftigt, welche ich für die Schmach meiner Ehre und Liebe genommen hatte, „es iſt abgethan, ich habe den Treuloſen beſtraft, deſſen abſcheuliche Verrätherei noch eine härtere Strafe verdiente!“

War Semrude erſtaunt geweſen, ihre Nachtigall wieder lebendig zu ſehen, ſo war ſie es nicht minder, als ſie mich dieſe Worte in ſolcher Bewegung ausſprechen hörte.

„Herr,“ ſagte ſie zu mir, „welche Aufwallung ergreift euch, und was bedeutet das, was ihr eben geſagt habt?“

Ich erzählte ihr hierauf alles, was mir begegnet war, und ich bemerkte, daß ſie bei dieſem Berichte alle Augenblicke zuſammenſchauderte: bald erröthete ſie vor Schaam, mir ungetreu geweſen zu ſein, obwohl unſchuldigerweiſe; und bald ward ſie, aus Schmerz darüber, bleicher als der Tod.

Sie konnte nicht daran zweifeln, daß ich wirklich Fadlallah wäre, weil ſie wußte, daß man den Leichnam des Derwiſches in dem Walde gefunden, und dieſer den Befehl gegeben hatte, alle Rehe zu tödten.

Sechzigſter Tag.

Nachdem ich Semrude'n vollſtändig von einem ſo ſeltſamen Abenteuer unterrichtet hatte, gereute es mich; ich hätte ihr bloß ſagen können, daß irgend ein großer Kabaliſt mich das Geheimnis gelehrt, einen Leichnam zu beleben, ohne des Streichs zu gedenken, welchen der Derwiſch mir geſpielt hatte. — Wollte der Himmel, daß ihr dieſe abſcheuliche Treuloſigkeit für immer verborgen geblieben wäre! Ach, vielleicht lebte ſie dann jetzt noch. — Aber, was ſage ich? wohin verirrt ſich mein Geiſt? weiß ich denn nicht, daß alles Gute und Böſe, was uns begegnen ſoll, im Himmel vorgeſchrieben ſteht? —

Die Tochter Muaffals empfand ſo großen Schmerz darüber, einen Elenden beglückt zu haben, daß es mir unmöglich war, ſie zu tröſten. Ich mochte ihr noch ſo viel vorſtellen, daß ihre Täuſchung ſie völlig entſchuldigte, und daß die Schuld bloß auf den Derwiſch fiele, welcher ſie mit dem Tode gebüßt hätte; was ich ihr auch ſagen mochte; ungeachtet der Verſicherungen, welche ich ihr gab, ſie immerdar mit derſelben Zärtlichkeit zu lieben, — ich konnte ihr dieſe widerwärtige Begebenheit nicht aus den Gedanken bringen. Sie erkrankte, und verſchied in meinen Armen, indem ſie mich noch wegen eines Verbrechens um Verzeihung bat, woran ſie unſchuldig war, und welches meine Liebe zu ihr um nichts verminderte.

In der That, ſo bald ſie todt war, und ich ihrer Leiche alle die Ehren erwieſen hatte, welche ich ihr ſchuldig war, ließ ich den Prinzen Amadeddin Sengi rufen, und ſprach zu ihm:

„Mein lieber Vetter, ich habe keine Kinder, und entſage zu euren Gunſten der Krone von Mußel; ich übergebe ſie euch, und verzichte auf die Herrſcherwürde, und will meine übrigen Tage in einem dunklen Stande verleben.“

Amadeddin, der mich wahrhaft liebte, ſparte nichts, mich von meinem Entſchluß abzubringen; aber ich gab ihm zu erkennen, daß er ihn vergeblich bekämpfte.

„Prinz,“ ſagte ich zu ihm, „mein Vorſatz iſt einmal gefaßt, ich übergebe euch meinen Rang; nehmet den Thron Fadlallahs in Beſitz, und möget ihr glücklicher ſein, als er; herrſchet über Völker, welche eure Verdienſte kennen, und ſchon das Glück erfahren haben, euch zum Herrn zu haben. Ich aber, der Hoheit überdrüßig, will mich in entfernte Gegenden zurückziehen, und wie ein Menſch von gemeinem

Stande leben; und dort will ich, frei von den mit der Herrſchermacht verknüpften Sorgen, meine Semrude beweinen, und indem ich mir die glücklichen Tage, welche wir mitſammen verlebt haben, ins Gedächtniß zurückrufe, ſoll eine ſo ſüße Erinnerung meine einzige Beſchäftigung ſein.“

Ich ließ alſo Amadeddin auf dem Throne von Muſel, und begab mich, bloß in Begleitung einiger Sklaven, auf den Weg nach Bagdad, wo ich, mit viel Gold und Edelſteinen, glücklich ankam. Ich trat bei Muaffak ab; ſeine Gattinn und er waren nicht wenig überraſcht, mich wiederzuſehen; und ſie wurden es bald noch mehr, als ich ihnen den Tod ihrer Tochter verkündigte, welche ſie zärtlich liebten. Ich erzählte es ihnen nicht ohne neue Thränen zu vergießen, noch ohne die ihrigen zu erregen.

Ich blieb nicht lange zu Bagdad; ich geſellte mich zu einer großen Menge Pilger, welche nach Mekka wallfahrteten, wo ich, nachdem ich meine Andacht verrichtet hatte, zufällig eine Geſellſchaft Tatariſcher Pilger antraf, mit welcher ich nach der Tatarei*) zog. Wir kamen durch dieſe Stadt; ich fand den Aufenthalt darin ſehr angenehm, verweilte, und ließ mich hier nieder; und es ſind nun beinahe vierzig Jahre, daß ich hier wohne. Ich gelte hier für einen Fremden, der ſich vormals mit dem Handel befaßt hat; ich führe ein zurückgezogenes Leben, und ſehe faſt niemand: Semrude iſt ſtäts meinem Gedächtniſſe gegenwärtig, und die Erinnerung an ſie iſt mein Vergnügen."

---

*) Ilengſche-Chan, der fünfte König von Türkeſtan, und Abkömmling Türk's, Japhets Sohns, hatte die Zwillings-Söhne, Mogol-Chan und Tatar-Chan, welche Stifter der nach ihnen benannten großen Reiche und Völker wurden. H.

Fortſetzung
der
Geſchichte des Prinzen Kalaf
und der
Prinzeſſinn Turandokt.

Fadlallah beſchloß ſeine Erzählung mit folgenden Worten:

„Ihr ſehet aus meinen und euren Unfällen, daß das menſchliche Leben ein ſchwankendes, unaufhörlich vom rauhen Nordwinde bewegtes Rohr iſt. Ich kann euch indeſſen verſichern, daß ich, ſeitdem ich in Dſchaik bin, ruhig und glücklich lebe; es gereuet mich nicht, die Krone von Mußel niedergelegt zu haben; ich finde ein Vergnügen in der Dunkelheit meines Lebens.“

Timurtaſch, Elmaſe und Kalaf ertheilten dem Sohne Bin-Ortoks tauſend Lobſprüche; der Chan bewunderte ſeinen Entſchluß, ſein eigenes Reich aufzugeben, und in einem fremden Lande zu leben, wo man nicht einmal den Rang kannte, welchen er vormals in der Welt eingenommen hatte. Elmaſe lobte ſeine getreue Liebe zu Semrude'n, und ſeinen Schmerz über ihren Tod. Und Kalaf endlich ſagte zu ihm:

„Herr, es wäre zu wünſchen, daß alle Menſchen in Widerwärtigkeiten ſo viel Standhaftigkeit hätten, als ihr in eurem Unglücke bewieſen habt.“

Sie fuhren fort, ſich zu unterhalten, bis es Zeit war, ſchlafen zu gehen. Da rief Fadlallah ſeinen Sklaven, welche Wachslichter auf Leuchtern von Aloeholz brachten, und den Chan, ſeine Gemahlinn und ſeinen Sohn in ein Gemach führten, in welchem dieſelbe Einfachheit herrſchte, wie in dem ganzen übrigen Hauſe. Elmaſe und Timurtaſch blieben in einem Zimmer, und Kalaf legte ſich in einem andern ſchlafen.

Am folgenden Morgen frühe trat der Greis in das Gemach ſeiner Gäſte, nachdem ſie aufgeſtanden waren, und ſagte zu ihnen:

„Ihr ſeid nicht allein unglücklich; ſo eben erfahre ich, daß ein Geſandter des Sultans von Karisme geſtern Abend in dieſer Stadt angekommen iſt, welchen ſein Herr an Ilengſche-Chan ſchickt, um ihn zu erſuchen, daß er dem Chan der Nogaïs, ſeinem Feinde, nicht nur keine Zuflucht gebe, ſondern ihn ſelbſt feſtnehmen laße, wenn er durch das Land Dſchaïk kömmt. In der That,“ fuhr Fadlallah fort, „geht das Gerücht, daß dieſer unglückliche Chan, aus Furcht, dem Sultan von Karisme in die Hände zu fallen, ſeine Hauptſtadt verlaßen und ſich mit den Seinigen geflüchtet hat."

Bei dieſer Neuigkeit verwandelten Timurtaſch und Kalaf die Farbe, und die Fürſtinn ſank ohnmächtig hin.

Ein und ſechzigſter Tag.

Die Ohnmacht Elmaſens, ſo wie die Beſtürzung des Vaters und des Sohnes ließen Fadlallah vermuthen, daß ſeine Gäſte keine Kaufleute wären.

„Ich ſehe wohl," ſagte er zu ihnen, nachdem die Fürſtinn wieder ihrer Sinne mächtig war, „daß ihr an dem Unglücke des Chans der Nogaïs ſtarken Antheil nehmet; oder vielmehr, ſoll ich euch ſagen, was ich denke? ich glaube, daß ihr alle drei ſelber die bedauernswürdigen Gegenſtände der Verfolgung des Sultans ſeid."

„Ja, Herr," ſagte hierauf Timurtaſch, „wir ſind die Schlachtopfer, welche er verfolgt: ich bin der Chan der Nogaïs, und hier ſeht ihr meine Frau und meinen Sohn. Wir hätten ſehr Unrecht, uns euch nicht zu entdecken, nach der Aufnahme und dem Vertrauen, welche ihr uns gewährt habt. Ich hoffe ſogar, daß euer Rath uns aus der Verlegenheit helfen wird, in welcher wir uns befinden.“

„Die Umſtände ſind ſehr bedenklich,“ erwiederte der alte König von Mußel; „ich kenne Jlengſche-Chan, er fürchtet den Sultan von Karisme, und es iſt nicht zu bezweifeln, daß er, ihm zu gefallen, euch überall wird ſuchen laßen. Jhr würdet weder bei mir, noch in irgend einem anderen Hauſe dieſer Stadt in Sicherheit ſein: es bleibt euch alſo nichts weiter übrig als ſchleunigſt das Land Dſchaïk zu verlaßen: gehet über den Jrtiſch-Fluß, und ſuchet, ſo bald ihr könnt, die Gränzen des Stammes Berlas*) zu erreichen.“

Timurtaſch, ſeine Gattinn, und Kalaf fanden dieſen Rath gut. Sogleich ließ Fadlallah drei Pferde mit Vorrath für ſie bereiten; und indem er ihnen eine volle Goldbörſe übergab, ſagte er zu ihnen:

„Eilet von hinnen, ihr habt keinen Augenblick zu verlieren: morgen ſchon vielleicht läßt Jlengſche-Chan euch aufſuchen.“

---

*) Berlas oder Perlas heißt der vierte und letzte Stamm der Nachkommen Türks, Japhets Sohns, von dem die Tataren und Mogolen abſtammen und deshalb auch Türken (Arabiſch Atrak, die Mehrzahl von Türk) genannt werden, ſo wie die in Türkeſtan, jenſeits (öſtlich) des Oxus oder Gihon, oder noch beſchränkter jenſeits des Sihon (Jaxartes). Aus dieſem Stamme Berlas war Tamerlan. H.

Sie ſagten dem alten Könige herzlichen Dank; ſodann verließen ſie Dſchaïk, ſetzten über den Irtiſch, und erreichten, nach mehreren Tagereiſen, das Gebiet des Stammes Verlas. Sie hielten bei der erſten Horde*) an, welche ſie trafen, verkauften ihre Pferde und lebten hier ziemlich ruhig, ſo lange ſie Geld hatten. Als ihnen dieſes aber ausging, erneuerte ſich der Kummer des Chans.

„Warum,“ ſagte er, „muß ich noch auf der Welt ſein? War es nun nicht beſſer, in meinem Reiche meinen ſtolzen Feind zu erwarten und bei der Vertheidigung meiner Hauptſtadt zu fallen, als ein Leben zu friſten, welches nur eine Verkettung von Unfällen iſt? Vergebens tragen wir unſer Unglück mit Geduld, der Himmel wird uns nie wieder beglükken, weil er, ungeachtet unſerer Ergebung in ſeinen Willen, uns ſtäts im Elende läßt.“

„Vater,“ ſagte hierauf Kalaf, „verzweifelt nicht an dem Ende eurer Leiden; der allwaltende Himmel bereitet uns vielleicht noch Freuden, welche wir nicht vorausſehen können. Laßt uns zu der vornehmſten Horde dieſes Stammes gehen: ich habe eine Vorahnung, daß dort unſer Schickſal eine günſtigere Wendung nehmen wird.“

---

*) Eine große Anzahl beiſammen aufgeſchlagener Zelte, welche eine Art von Stadt bilden, und den Tataren zur Wohnung dienen.

Sie gingen demnach alle drei zu der Horde, wo der Chan von Berlas ſeinen Hof hielt. Sie traten in ein großes Zelt, welches den armen Fremdlingen zur Aufnahme diente, und legten ſich in einem Winkel deſſelben nieder, ſehr bekümmert, was ſie zu ihrem Unterhalt ergreifen ſollten.

Kalaf ließ ſeinen Vater und ſeine Mutter an dieſem Orte, ging hinaus, und wanderte in der Horde umher, indem er die Vorübergehenden um Almoſen anſprach: er erhielt ſo eine kleine Summe Geldes, wofür er Lebensmittel kaufte, welche er gegen Abend ſeinem Vater und ſeiner Mutter brachte. Beide konnten ſich nicht enthalten, zu weinen, als ſie vernahmen, daß ihr Sohn Almoſen gebettelt hatte. Kalaf wurde mit ihnen weichherzig, und ſagte:

„Ich geſtehe es, nichts dünkt mich kränkender, als zum Betteln gezwungen zu ſein: indeſſen, wenn ich auf keine andere Weiſe euch Hülfe ſchaffen kann, will ich es thun, welche Ueberwindung es mich auch koſtet. — Aber,“ fügte er hinzu, „ihr dürft mich ja nur als Sklaven verkaufen, und von dem daraus gelöſten Gelde könnt ihr lange Zeit leben.“

„Was ſagſt du mein Sohn?“ rief Timurtaſch bei dieſen Worten aus. „Du mutheſt uns an, auf Koſten deiner Freiheit zu leben! Ah! lieber möge das

Unglück, welches uns niederdrückt, immer fortdauern. Soll jemand von uns dreien verkauft werden, um den übrigen beiden Hülfe zu gewähren, ſo bin ich es: ich weigere mich nicht, für euch beide das Joch der Sklaverei auf mich zu nehmen.“

„Vater,“ verſetzte Kalaf, „ich habe einen Einfall: morgen früh will ich hingehen und mich unter die Laſtträger ſtellen; irgend jemand wird ſich meiner bedienen, und wir können ſo von meiner Arbeit leben.“

Bei dieſem Entſchluſſe verblieben ſie. Am folgenden Morgen miſchte ſich der Prinz unter die Laſtträger der Horde, und erwartete, daß jemand ſich ſeiner bedienen möchte: aber unglücklicherweiſe geſchah es, daß niemand ſeinen Dienſt verlangte; ſo daß ſchon die Hälfte des Tages vorüber war, und er noch gar nichts verdient hatte. Das bekümmerte ihn ſehr: „wenn mein Gewerbe nicht beſſer geht,“ ſprach er bei ſich ſelber, „wie kann ich da meinen Vater und meine Mutter ernähren?“

Es langweilte ihn, vergeblich unter den Laſtträgern zu ſtehen, ohne daß jemand ſich an ihn wendete; er ging alſo aus der Horde ins Feld hinaus, um ungeſtörter auf Mittel des Unterhalts zu denken. Er ſetzte ſich unter einen Baum, wo er, nachdem er den Himmel um Erbarmen mit ſeiner Lage angeflehet hatte, einſchlief.

Bei ſeinem Erwachen bemerkte er neben ſich einen Falken von ausnehmender Schönheit: ſein Kopf war mit einem tauſendfarbigen Federbuſche geſchmückt, und am Halſe trug er eine Kette von goldenen mit Diamanten, Topaſen und Rubinen beſetzten Gliedern. Kalaf, der ſich auf die Falknerei verſtand, hielt ihm ſeine Fauſt hin, und der Vogel ſetzte ſich darauf. Der Prinz von Nogaïs hatte große Freude daran: „Laß ſehen," ſprach er bei ſich ſelber, „wohin dieß führen wird: dieſer Vogel gehört, allem Anſcheine nach, dem Fürſten dieſer Horde."

Er täuſchte ſich nicht: es war wirklich der Falke Alingers, des Chans von Berlas, welchen dieſer Fürſt den Tag zuvor auf der Jagd verloren hatte. Seine Jägermeiſter ſuchten ihn überall im Gefilde, um ſo eifriger und beſorgter, als ihr Herr ihnen Todesſtrafe angedroht hatte, wenn ſie wieder an den Hof kämen ohne ſeinen Vogel, welchen er leidenſchaftlich liebte.

Zwei und ſechzigſter Tag.

Der Prinz Kalaf ging nun, mit dem Falken auf der Hand, in die Horde zurück. Alsbald fing das Volk an zu ſchreien:

„Ah! da iſt der Falke des Chans wieder! Geſegnet ſei der Jüngling, der unſern Fürſten erfreut und ihm ſeinen Vogel wiederbringt!“

In der That, ſo bald Kalaf an das königliche Gezelt kam und mit dem Falken erſchien, lief der Chan, entzückt vor Freuden, auf ſeinen Vogel zu, und erwies ihm tauſend Liebkoſungen. Hierauf wandte er ſich zu dem Prinzen von Nogaïs und fragte ihn, wo er den Vogel gefunden hätte. Kalaf erzählte, wie es zugegangen war; worauf der Chan zu ihm ſagte:

„Du ſcheinſt mir ein Fremder: wo biſt du her, und welches Gewerbe treibſt du?“

„Herr,“ antwortete ihm der Sohn des Timurtaſch, indem er ſich ihm zu Füßen warf, „ich bin der Sohn eines Kaufmanns in der Bulgarei, der großes Gut beſaß; ich reiſte mit meinem Vater und meiner Mutter im Lande Dſchaïk: da begegneten wir Räubern, welche uns nichts als das Leben ließen, und durch Betteln ſind wir bis zu dieſer Horde gekommen.“

„Jüngling,“ fuhr der Chan fort, „es iſt mir lieb, daß du es biſt, der meinen Falken gefunden hat; denn ich habe geſchworen, demjenigen drei Bitten zu gewähren, welcher mir ihn wiederbringen würde; du darfſt alſo nur reden: ſage mir, was du von mir wünſcheſt, und ſei der Gewährung verſichert.“

„Weil es mir denn vergönnt iſt, drei Dinge zu bitten,“ antwortete Kalaf, „ſo wünſchte ich zuvörderſt, daß mein Vater und meine Mutter, welche in dem Armenzelte ſind, ein beſonderes Zelt in der Nähe Euer Majeſtät hätten, und daß ſie für ihre übrige Lebenszeit auf eure Koſten verpflegt, und ſelbſt von euren Hausbeamten bedient würden. Zweitens, begehre ich eins der ſchönſten Roſſe aus euren Ställen, geſattelt und gezäumt; und endlich, ein vollſtändiges und prächtiges Kleid, mit einem reichen Säbel, und eine volle Goldbörſe, um bequemlich eine Reiſe zu machen, welche ich vorhabe.“

„Deine Wünſche ſollen erfüllt werden,“ ſagte Alinger; „bringe mir deinen Vater und deine Mutter, ich will ſie von heute an ſo verpflegen laßen, wie du es wünſcheſt; und morgen kannſt du, in reicher Kleidung und auf dem ſchönſten Roſſe meines Marſtalles, reiſen, wohin du willſt.“

Kalaf warf ſich abermals vor dem Chan nieder; und nachdem er ihm für ſeine Güte gedankt hatte, begab er ſich nach dem Zelte, wo Elmaſe und Timurtaſch ihn ungeduldig erwarteten.

„Ich bringe euch gute Neuigkeiten,“ ſagte er ihnen, „unſer Schickſal hat ſich ſchon geändert.“ Zugleich erzählte er ihnen alles, was vorgegangen war.

Dieſes Abenteuer machte ihnen viel Vergnügen; ſie betrachteten es als ein untrügliches Zeichen, daß die Strenge ihres Schickſals nachzulaßen begänne.

Sie folgten willig ihrem Sohne Kalaf, der ſie nach dem königlichen Gezelte führte, und ſie dem Chan vorſtellte. Dieſer Fürſt empfing ſie ſehr gütig, und verſprach ihnen, gewiſſenhaft das ihrem Sohne gethane Verſprechen zu halten. Er ließ es auch nicht daran fehlen, und gab ihnen von Stund' an ein beſonderes Zelt, ließ ſie von den Sklaven und Beamten ſeines Hauſes bedienen, und gebot, ſie zu behandeln, wie ihn ſelber.

Am folgenden Tage wurde Kalaf mit einem reichen Anzuge bekleidet; er empfing aus der Hand des Fürſten Alinger ſelber einen Säbel, deſſen Griff von Diamanten war, nebſt einer Börſe voll Goldſtücke; und ſodann führte man ihm ein ſehr ſchönes Türkomaniſches*) Roß vor. Er beſtieg es im Angeſicht des ganzen Hofes: und um zu zeigen, daß er ſich auf die Reitkunſt verſtand, ließ er es hunderterlei Wendungen machen, auf eine Weiſe, welche den Fürſten und ſeinen ganzen Hofſtaat bezauberte.

---

*) Türkman, oder Türkmanend, bedeutet im Perſiſchen Türken-ähnlich; und ſo wurden Abkömmlinge der Türken welche ſich jenſeit des Gihon (Oxus) an den Gränzen von Chorasan fremde Weiber nahmen, und nachmals eigene Dynaſtien und Reiche ſtifteten. H.

Nachdem er dem Chan für all ſeine Güte gedankt hatte, nahm er Abſchied von ihm. Er begab ſich nun zu Timurtaſch und der Fürſtinn Elmaſe:

„Ich habe große Luſt," ſagte er zu ihnen, „das große Reich China zu ſehen, erlaubet mir, es zu thun: ich habe eine Vorahnung, daß ich mich durch irgend eine glänzende That auszeichnen, und die Freundſchaft des Monarchen erwerben werde, der über ſo weitläuftige Staaten zu gebieten hat. Verſtattet alſo, daß ich euch hier an einem ſicheren Zufluchtsorte zurücklaße, und dem Antriebe folge, welcher mich fortzieht, oder vielmehr, mich dem Himmel überlaße, welcher mich leitet."

„Geh, mein Sohn," antwortete ihm Timurtaſch, „folge dem edlen Zuge, welcher dich treibt; geh dem Schickſal entgegen, welches dich erwartet; beſchleunige durch deine Tapferkeit das langſame Gedeihen, welches auf unſer Misgeſchick folgen muß, und erwirb dir eine glänzende Stelle in der Geſchichte der unglücklichen Fürſten. Zieh hin, wir wollen bei dieſem Stamme Kunde von dir erwarten, und unſre Wohlfahrt nach der deinen abmeſſen."

Der junge Prinz von Nogaïs umarmte ſeinen Vater und ſeine Mutter, und ritt hinweg gen China.

Es wird von ſeinen Geſchichtſchreibern nicht gemeldet, daß er unterweges irgend ein Abenteuer hatte, ſie erzählen nur, daß er bei ſeiner Ankunft in der großen Stadt Kanbalek,*) ſonſt Peking genannt, bei einem Hauſe vor derſelben abſtieg, welches eine alte Witwe bewohnte. Kalaf trat an die Thüre, die Alte erſchien ſogleich, und er begrüßte ſie mit folgenden Worten:

„Meine gute Mutter, wollt ihr wohl einen Fremden bei euch aufnehmen? könnt ihr mir in eurem Hauſe eine Herberge geben, ſo darf ich euch verſichern, daß es euch nicht gereuen ſoll.“

Die Alte beantlitzte den jungen Prinzen, und da ſie aus ſeinem guten Ausſehen, wie aus ſeiner Kleidung, ſchloß, daß es kein zu verſchmähender Gaſt wäre, ſo antwortete ſie ihm, mit einer tiefen Verneigung des Kopfes:

„Junger Fremdling von ſtattlichem Ausſehen, mein Haus ſteht zu euren Dienſten, ſo wie alles, was darinnen iſt.“

„Und habt ihr auch,“ fuhr er fort, „einen Stall für mein Pferd?“

---

*) Chanbalek oder Chanbalig heißt bei den Morgenländern die Hauptſtadt des nördlichen China's, welche Dſchengis-Chan dem damaligen Chineſiſchen Kaiſer Altun-Chan abgewann, aber noch vor ſeinem Tode wieder verlor, als die Chineſen ſein Joch abſchüttelten. Die Abendländer nennen ſie Kambalu, und ſetzen ſie ungenau in die Tatarei. H.

„Ja," antwortete ſie, „ich habe einen." Zu gleicher Zeit faßte ſie das Pferd beim Zügel, und führte es in einen kleinen Stall hinter ihrem Hauſe. Sodann kam ſie wieder zu Kalaf, welcher ſehr hungrig war und ſie fragte, ob ſie niemand hätte, der ihm etwas vom Markte holen könnte.

Die Witwe antwortete, ſie hätte einen Enkel von zwölf Jahren, der bei ihr wohnete, und dieſen Auftrag wohl ausrichten würde. Hierauf zog der Prinz ein Goldſtück aus ſeiner Börſe, und übergab es dem Knaben, welcher damit auf den Markt ging.

Während dieſer Zeit war die Wirthinn nicht wenig beſchäftigt, Kalafs Neugierde zu befriedigen. Er that ihr tauſend Fragen, über die Sitten der Einwohner der Stadt, wie groß die Zahl ihrer Bewohner wäre, und endlich kam die Unterhaltung auch auf den König von China.

„Ich bitte euch, ſaget mir," ſprach Kalaf zu ihr, „von welcher Gemüthsart iſt dieſer Fürſt? Iſt er großmüthig, und glaubt ihr wohl, daß er den Eifer eines jungen Fremdlings, welcher ſich erbietet, ihm gegen ſeine Feinde zu dienen, einiger Aufmerkſamkeit würdigt? Mit Einem Worte, verdient er, daß man ſich ſeinem Dienſte widme?"

„Ohne Zweifel," antwortete die Alte, „er iſt ein ſehr guter Fürſt, der ſeine Unterthanen eben ſo ſehr liebt, wie er von ihnen geliebt wird, und es wundert mich höchlich, daß ihr von unſerm guten Könige Altun-Chan noch nicht reden gehört habt; denn der Ruf von ſeiner Güte hat ſich über die ganze Welt verbreitet.“

„Nach dem Bilde zu urtheilen, welches ihr mir von ihm macht,“ erwiederte der Prinz von Nogaïs, „muß er der glücklichſte und zufriedenſte Monarch auf dem Erdboden ſein.“

„Gleichwohl iſt er es nicht,“ verſetzte die Witwe: „man kann ſogar ſagen, daß er höchſt unglücklich iſt; er kann keinen männlichen Erben bekommen, wie viel gute Werke er auch deshalb thut. Und dennoch muß ich euch ſagen, daß der Kummer keinen Sohn zu haben, noch nicht ſein größtes Leid iſt: was die Ruhe ſeines Lebens ſtört, iſt die Prinzeſſinn Turandokt,*) ſeine einzige Tochter.“

„Ei!“ erwiederte Kalaf, „warum iſt ſie denn ſein Herzeleid?“

---

*) Dieſen Namen führte eine Perſiſche Königinn, Tochter des Königs Chosru-Pervis, die mit dem Chalifen Omar kriegte, im J. 636; dann auch die Gemahlinn des Chalifen Almamon. Er bedeutet im Perſiſchen Tochter von Turan; und dieß letzte iſt der ältere Name Türkeſtans im weitern Sinne, jenſeit des Gihons (Oxus), das Reich des Tur, des jüngern Sohns Feriduns; ſo wie nach dem ältern Iradſch ſein Reich Iran, das eigentliche Perſien, benannt wird. H.

„Ich will es euch ſagen,“ antwortete die Witwe; „ich kann euch gründlich davon unterrichten; denn meine Tochter hat es mir oft erzählt, welche die Ehre hat, im Harem eine der Sklavinnen der Prinzeſſinn zu ſein.

Drei und ſechzigſter Tag.

Die Prinzeſſinn Turandokt,“ fuhr die alte Wirthinn des Prinzen Kalaf fort, „ſteht in ihrem neunzehnten Jahr, und iſt ſo ſchön, daß die Maler, welche ihr Bildnis gemalt, obwohl die geſchickteſten des Morgenlandes, alle bekannt haben, daß ſie ſich ihres Werkes ſchämen, und daß kein Pinſel auf der Welt, ſei er auch noch ſo geſchickt, die Reize eines ſchönen Geſichts feſtzuhalten, — alle Schönheiten der Prinzeſſinn von China zu ſchildern vermöge. Dennoch haben die verſchiedenen von ihr gemachten Bildniſſe, obſchon unendlich hinter dem Urbilde, ſchreckliche Wirkungen hervorgebracht.

Sie verbindet mit dieſer hinreißenden Schönheit einen ſo gebildeten Geiſt, daß ſie nicht nur alles weiß, worin Frauen ihres Ranges gewöhnlich unterrichtet werden, ſondern ſogar auch alle Wiſſenſchaften, welche nur den Männern zukommen: ſie kann die verſchiedenen Schriftzüge mehrerer Sprachen ſchreiben;

ſie verſteht die Rechenkunſt, die Erdkunde, die Weltweisheit, die Größenlehre, die Rechte, und vor allen die Gottesgelahrtheit; ſie hat die Geſetze und die Sittenlehre unſers Geſetzgebers Berginguſing*) inne; kurz, ſie iſt ſo unterrichtet, als alle Gelehrte zuſammen. Aber ihre ſchönen Eigenſchaften werden durch eine Seelenhärte ohnegleichen verdunkelt, und durch eine abſcheuliche Grauſamkeit befleckt ſie alle ihre Verdienſte.

Es ſind nun zwei Jahre, daß der König von Tibet für ſeinen Sohn um ſie werben ließ, welcher durch den Anblick eines ihrer Bildniſſe in ſie verliebt war. Altun-Chan, erfreut über dieſe Verbindung, ſchlug ſie der Turandokt vor. Dieſe ſtolze Prinzeſſinn aber, welche ihre Schönheit ſo eitel gemacht hatte, daß ihr alle Männer verächtlich erſchienen, verwarf den Antrag mit Unwillen. Der König gerieth in Zorn gegen ſie, und erklärte ihr, daß er Gehorſam forderte. Aber anſtatt ſich gutwillig den Wünſchen ihres Vaters zu unterwerfen, weinte ſie vor Aerger, daß man ſie zwingen wollte. Sie betrübte ſich darüber ſo unmäßig, als wenn man ihr ein großes Uebel zufügen wollte. Kurz, ſie quälte ſich dergeſtalt, daß ſie krank

---

*) Die Chineſen nennen ihn auch den Propheten Dſchakmuny: es iſt offenbar Confucius.

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

ward. Die Aerzte, welche den Grund ihres Uebels kannten, ſagten dem Könige, daß alle ihre Heilmittel unnütz wären, und die Prinzeſſinn unfehlbar ſterben würde, wenn er darauf beharrete, ſie mit dem Prinzen von Tibet zu vermählen.

Der König, der ſeine Tochter gränzenlos liebt, gerieth in Schrecken über die Gefahr, worin ſeine Tochter wäre, ging hierauf zu ihr, und verſicherte ſie, daß er den Abgeſandten von Tibet mit einer abſchläglichen Antwort heimſenden würde.

„Das iſt nicht genug, Herr," ſagte die Prinzeſſinn zu ihm: „ich habe beſchloſſen mir den Tod zu geben, wofern ihr mir nicht bewilliget, was ich euch zu bitten habe. Wollt ihr, daß ich leben bleibe, ſo müßt ihr euch durch einen unverbrüchlichen Eid verpflichten, meinen Gefühlen keinen Zwang anzuthun, ſondern eine öffentliche Kundmachung ergehen zu laſſen, daß von allen Prinzen, welche um mich werben, keiner mein Gemahl werden kann, welcher nicht zuvor die Fragen richtig beantwortet, welche ich ihm in Gegenwart aller geſetzkundigen Männer dieſer Stadt vorlegen werde: antwortet er gut, ſo willige ich ein, daß er mein Gemahl werde; beſteht er aber ſchlecht, ſo ſoll ihm im Hofe eures Palaſtes der Kopf abgehauen werden.

Durch dieſe Bedingung," fügte ſie hinzu, „welche man den fremden, nach Peking kommenden Prinzen kund macht, wird man ihnen die Luſt benehmen, mich zur Gemahlinn zu begehren; und das iſt es, was ich wünſche: denn ich haſſe die Männer, und will mich niemals vermählen."

„Aber, meine Tochter," entgegnete ihr der König, „wenn nun einer, trotz dieſer Bedingung, ſich darbietet, und deine Fragen richtig beantwortet . . . "

„Ah, das fürchte ich nicht," unterbrach ſie ihn mit Heftigkeit; „ich weiß ſo ſchwere Fragen aufzugeben, daß ich die größten Gelehrten in Verlegenheit ſetzen wollte; ich will es auf die Gefahr hin ſchon wagen."

Altun-Chan überlegte eine Weile, was die Prinzeſſinn ihm anmuthete, und ſprach bei ſich ſelber: „Ich ſehe wohl, daß meine Tochter ſich nicht vermählen will, und daß dieſe Bedingung alle ihre Bewerber abſchrecken wird: alſo wage ich nichts dabei, wenn ich ihr dieſe Beruhigung gebe; es kann kein Unglück daraus entſtehen: welcher Prinz würde ſo thöricht ſein, einer ſo abſchreckenden Gefahr zu trotzen!"

Kurz, in der Ueberzeugung, daß dieſe Bedingung keine übelen Folgen haben würde, und daß die völlige Geneſung der Prinzeſſinnn davon abhinge, ließ der König ſie öffentlich kund machen, und ſchwur auf dem Geſetzbuche Verginguſings, ſie genau beobachten zu laßen.

Turandokt war durch dieſen heiligen Eid, welcher, wie ſie wußte, ihrem Vater unverletzlich war, beruhigt, gewann ihre Kräfte wieder, und genoß bald wieder der vollkommenſten Geſundheit.

Indeſſen zog der Ruf ihrer Schönheit mehrere fremde junge Prinzen nach Peking; vergeblich hielt man ihnen den Inhalt der Kundmachung vor, weil jedermann, und vorzüglich die Jugend, eine hohe Meinung von ſeinen Geiſtesgaben hat, ſo erkühnten ſie ſich, die Beantwortung der Fragen der Prinzeſſinn zu übernehmen: weil ſie aber den dunklen Sinn derſelben nicht zu durchdringen vermochten, ſo kamen ſie alle, einer nach dem andern, elendiglich um.

Der König, — man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren laßen, — ſcheint ſehr gerührt von ihrem Schickſale. Es gereuet ihn; einen Eid abgelegt zu haben, welcher ihn bindet; und wie zärtlich er ſeine Tochter auch liebt, doch möchte er ſie lieber haben ſterben laßen, als ſie um dieſen Preis erhalten. Wenn ein Bewerber, welchen die Bedingung nicht hat zurückhalten können, um die Hand der Prinzeſſinn bei ihm anzuhalten kömmt, bemüht er ſich, ihn von ſeinem Entſchluſſe abzubringen, und immer nur mit Widerſtreben bewilligt er, daß er ſich der Lebensgefahr ausſetze. Aber es geſchieht gewöhnlich, daß er die jungen Waghälſe nicht abzuhalten vermag. Sie ſind einzig mit Turandokt beſchäftigt; und die Hoffnung, ſie zu beſitzen, betäubt ſie über die Schwierigkeiten, welche mit ihrer Erwerbung verknüpft ſind.

Aber, wenn der König ſich wenigſtens gefühlvoll bei dem Untergange dieſer unglücklichen Prinzen zeigt, ſo iſt dieſes keineswegs bei ſeiner grauſamen Tochter der Fall. Sie frohlockt über dieſe blutigen Schauſpiele, welche ihre Schönheit den Chineſen gibt. Sie iſt von ſolcher Eitelkeit, daß auch der liebenswürdigſte Prinz ihr nicht nur ihrer unwürdig, ſondern ſogar höchſt unverſchämt erſcheint, daß er es wagt, ſeine Gedanken bis zu ihr zu erheben, und ſie betrachtet ſeine Hinrichtung als eine gerechte Strafe ſeiner Vermeſſenheit. Das beklagenswertheſte dabei iſt, daß der Himmel ſo häufig Prinzen hieher kommen läßt, welche ſich dieſer unmenſchlichen Prinzeſſinn zum Schlachtopfer darbieten. Es iſt noch nicht lange her, daß ein Prinz, der ſich ſchmeichelte, Verſtand genug zu haben, um ihre Fragen zu beantworten, ſein Leben verloren hat; und dieſe Nacht eben ſoll ein anderer hingerichtet werden, der, zu ſeinem Unglück, in derſelben Hoffnung an den Hof von China gekommen iſt."

Vier und ſechzigſter Tag.

Kalaf war ſehr aufmerkſam bei dieſer Erzählung der Alten: „Ich begreife nicht," ſagte er zu ihr, als ſie geendigt hatte, „wie es nur ſo unbeſonnene Prinzen gibt, daß ſie dennoch um die Prinzeſſinn von China zu werben kommen. Wer ſollte nicht durch die Bedingung abgeſchreckt werden, unter welcher man ſie nur erwerben kann? — Uebrigens, was auch die Maler, welche ihr Bildnis gemacht haben, ſagen und verſichern mögen, daß ihr Werk nur ein unvollkommenes Abbild ihrer Schönheit ſei, — ich glaube vielmehr, daß ſie ihr Reize geliehen haben, und daß ihre Gemälde geſchmeichelt ſind, weil ſie ſo mächtige Wirkungen hervorgebracht haben. Kurz, ich kann nicht glauben, daß Turandokt ſo ſchön iſt, wie ihr ſagt."

„Herr," verſetzte die Witwe, „ſie iſt noch viel ſchöner, als ich euch geſagt, und ihr könnt es mir glauben, denn ich habe ſie mehrmals geſehen, wenn ich meine Tochter im Harem beſucht. Machet euch, wenn ihr wollt, ein Bild ganz nach eurem Gefallen, vereinigt in eurer Einbildungskraft alles, was dazu beitragen kann, eine vollkommene Schönheit zu bilden, und ſeid verſichert, daß ihr euch mit alle dem keinen Gegenſtand erdenken könnt, welcher der Prinzeſſinn ſich nur annäherte."

Der Prinz von Nogaïs konnte den Reden ſeiner Wirthinn nicht Glauben beimeſſen, ſo übertrieben fand er ſie: er hatte gleichwohl, ohne zu wiſſen warum, ein geheimes Vergnügen daran.

„Aber, gute Mutter,“ fing er wieder an,‘ „ſind denn die Fragen, welche die Königstochter vorlegt, ſo ſchwer, daß man ſie nicht zur Zufriedenheit der Gelehrten, welche darüber entſcheiden, beantworten könnte? Ich für mein Theil, bilde mir ein, daß alle die Prinzen, welche den Sinn derſelben nicht zu durchdringen vermochten, nur Schwachköpfe oder Unwiſſende geweſen ſind.“

„Nein, nein,“ erwiederte die Alte, „es gibt kein ſo dunkles Räthſel, als die Fragen der Prinzeſſinn, und es iſt faſt unmöglich, ſie treffend zu beantworten.“

Während ſie ſich alſo von Turandokt und ihren unglücklichen Bewerbern unterhielten, kam der nach dem Markte geſchickte Knabe, mit Lebensmitteln beladen, zurück. Kalaf ſetzte ſich an einen Tiſch, welchen die Witwe ihm zurüſtete, und aaß, wie ein heißhungriger Menſch.

Hierüber kam die Nacht heran, und bald hörte man in der Stadt den Schall der Gerichtspauken.*) Der Prinz fragte, was der Lärm bedeutete.

„Dadurch,“ antwortete die Alte, „wird dem Volke kund gemacht, daß eine Hinrichtung geſchehen ſoll; und das unglückliche Schlachtopfer iſt eben der

---

*) Dieſe werden immer geſchlagen, wenn eine Hinrichtung vor ſich gehen ſoll.

Prinz, von welchem ich euch erzählt habe, daß e dieſe Nacht das Leben verlieren ſoll, weil er die Fragen der Prinzeſſinn ſchlecht beantwortet hat. Es iſt ſonſt gewöhnlich, die Miſſethäter am Tage hinzurichten, aber dieſes iſt ein beſonderer Fall. Der König verabſcheut in ſeinem Herzen die Strafe, welche e die Bewerber um ſeine Tochter erleiden läßt, und e will nicht, daß die Sonne Zeuge einer ſo graunvollen Handlung ſei.“

Der Sohn des Timurtaſch hatte Luſt, dieſe Hinrichtung mit anzuſehen, deren Urſach ihm ſo ſeltſam vorkam; er verließ alſo das Haus ſeiner Wirthinn, und da er auf der Straße eine große Volksmenge antraf, welche dieſelbe Neugier trieb, ſo miſchte er ſich unter ſie, und begab ſich mit ihnen in den Hof des Palaſtes, wo ein ſo blutiger Auftritt vor ſich gehe ſollte. Er ſah in der Mitte ein Schebtſcherage, das heißt, einen hölzernen, ſehr hohen Thurm, deſſe Aeußeres von oben bis unten mit Zypreſſenzweigen bedeckt war, zwiſchen welchen eine Unzahl von Lampe ſehr geſchickt vertheilt waren und ein ſo helles Licht verbreiteten, daß der ganze Hof davon erleuchtet wurd Funfzehn Ellen von dieſem Thurm erhub ſich ei Schafot, das ganz mit weißer Seide*) bekleidet, un von mehreren Zelten von eben ſo gefärbten Taft umgeben war. Hinter dieſen Zelten bildeten zweitauſend Mann von der Leibwache Altun-Chan's, mit bloßem Säbel und dem Beil in der Hand, eine doppelte Kette, welche als Schranke gegen das Volk diente.

---

*) Weiß iſt bei den Chineſen Trauer-Farbe.

Kalaf betrachtete aufmerkſam alles, was ſich ſeinen Blicken darbot, als plötzlich das traurige Schauſpiel, deſſen Zurüſtung man ſah, durch ein verworrenes Getöſe von Trommeln und Glocken, welche von der Höhe des Thurmes weithin erklangen, ſeinen Anfang nahm. Zu gleicher Zeit traten zwanzig Mandarine und eben ſo viele Rechtsgelehrten, alle in langen Gewändern von weißer Wolle, aus dem Palaſte, näherten ſich dem Schafot, und nachdem ſie dreimal umher gegangen waren, ſetzten ſie ſich unter den Zelten nieder.

Sodann erſchien das Schlachtopfer, mit Blumen und untermiſchten Cypreſſen geſchmückt, und mit einem weißen, nicht rothen,*) Fähnlein auf dem Kopfe. Es war ein junger Prinz von kaum achtzehn Jahren; ihn begleitete ein Mandarin, der ihn an der Hand führte, und der Scharfrichter folgte ihm. Sie beſtiegen alle drei das Schafot, und ſogleich verſtummte

---

*) In China trägt jeder zur Hinrichtung geführte Verbrecher ein rothes Fähnlein.

der Schall der Trommeln und der Glocken. De
Mandarin ſprach hierauf mit ſo lauter Stimme zu
dem Prinzen, daß wohl die Hälfte des Volks es
hören konnte:

„Prinz, iſt es nicht wahr, daß man euch den Inhalt des königlichen Befehls bekannt gemacht hat, ſobald ihr erſchienen ſeid, um die Prinzeſſinn an halten? Iſt es ferner nicht wahr, daß der König alle Mühe angewandt hat, um euch von euerm tollkühnen Unternehmen abzulenken?"

Nachdem der Prinz dieſes mit Ja beantwortet hatte, fuhr der Mandarin fort:

„So erkennet denn, daß es eure Schuld iſt, wenn ihr heute das Leben verlieret, und daß der König und die Prinzeſſinn an euerm Tode nicht ſchuldig ſind."

„Ich verzeihe ihnen denſelben," antwortete der junge Prinz, „ich klage niemand an, als mich ſelber, und ich bitte den Himmel, von ihnen nie Rechenſchaft über mein vergoſſenes Blut zu fordern."

Er hatte nicht ſobald dieſe Worte ausgeſprochen, als der Scharfrichter ihm den Kopf mit einem Schwertſtreiche abſchlug. In demſelben Augenblick erſcholl die Luft abermals von dem Klange der Glokken und dem Lärmen der Trommeln.

Unterdeſſen kamen zwölf Mandarine, nahmen den Leichnam, legten ihn in einen Sarg von Elfenbein und Ebenholz, und ſetzten dieſen auf eine kleine

Bahre, die ſechs von ihnen auf ihren Schultern nach dem Garten des Harems in das mit einer weißen Marmorkuppel gewölbte Grabmal trugen, welches der König eigens für alle die unglücklichen Prinzen hatte erbauen laßen, welche daſſelbe Schickſal haben ſollten. Er ging oft dahin, um auf den Gräbern der hier ſchon Liegenden zu weinen, und indem er ihre Aſche mit ſeinen Thränen ehrte, bemühte er ſich, doch auf einige Weiſe die Unmenſchlichkeit ſeiner Tochter zu ſühnen.

Fünf und ſechzigſter Tag.

Sobald die Mandarine den entſeelten Leichnam des Prinzen hinweggetragen hatten, gingen das Volk und die Rechtsgelehrten wieder nach Hauſe, und tadelten den König, daß er die Unvorſichtigkeit gehabt hatte, die Wuth ſeiner Tochter durch einen unverletzlichen Eid zu heiligen.

Kalaf blieb auf dem Hofe des Palaſtes ſtehen, von tauſend verworrenen Gedanken eingenommen. Da bemerkte er neben ſich einen Menſchen, der in Thränen zerſchmolz; er dachte wohl, daß es jemand wäre, der großen Theil an der eben geſchehenen Hinrichtung nähme; und mit dem Wunſche, mehr davon zu erfahren, redete er ihn alſo an:

„Ich bin von dem lebhaften Schmerze gerührt, welchen ihr bezeigt, und ich theile eure Betrübnis; denn ich zweifle nicht, daß ihr den Prinzen näher gekannt habt, der ſo eben hingerichtet iſt.“

„Ach! Herr,“ antwortete ihm dieſer betrübte Menſch, indem ſich ſeine Thränen verdoppelten: „ich muß ihn gar wohl gekannt haben, denn ich war ſein Hofmeiſter. — O unglücklicher, König von Samarkand,“ *) fügte er hinzu, „wie groß wird deine Betrübnis ſein, wenn du den ſeltſamen Tod deines Sohnes vernimmſt! und wer wird es wagen, dir die Nachricht davon zu bringen?“

Kalaf fragte, auf welche Weiſe der Prinz von Samarkand in die Prinzeſſinn von China verliebt geworden wäre.

„Ich will es euch ſagen,“ antwortete ihm der Hofmeiſter, „und ihr werdet ohne Zweifel über meine Erzählung erſtaunen.

Der Prinz von Samarkand,“ fuhr er fort, „lebte glücklich an dem Hofe ſeines Vaters, und die Hofleute, welche in ihm den Prinzen ſahen, der einſt ihr Herr ſein ſollte, befliſſen ſich nicht minder ihm zu gefallen, wie dem Könige ſelber. Er brachte gewöhn-

---

*) Berühmte große Stadt in Trans-Oxanien, Tamerlans Hauptſtadt, wie noch jetzo der Usbeken.

lich den Tag auf der Jagd oder beim Kugelſpiel hin, und des Nachts ließ er heimlich die glänzendſte Jugend des Hofes zu ſich kommen, mit welcher er allerlei geiſtige Getränke genoß. Auch vergnügte er ſich manchmal damit, ſchöne Sklavinnen tanzen zu ſehen, und Geſang und Saitenſpiel zu hören. Mit einem Worte, alle Vergnügungen in ſtätiger Verkettung erfüllten die Augenblicke ſeines Lebens.

Inzwiſchen kam ein berühmter Maler nach Samarkand, mit mehreren Gemälden von Prinzeſſinnen, welche er an verſchiedenen von ihm beſuchten Höfen gemacht hatte. Er kam damit und zeigte ſie meinem Prinzen, der beim Anblicke der erſten, welche ihm vorgeſtellt wurden, ſagte:

„Das ſind ſehr ſchöne Gemälde: ich bin überzeugt, daß die Urbilder dieſer Bildniſſe euch großen Dank ſchuldig ſind.“

„Herr,“ antwortete der Maler, „ich geſtehe, daß dieſe Gemälde ein wenig geſchmeichelt ſind; aber ich muß euch zugleich ſagen, daß ich noch eins habe, welches ſchöner iſt, als alle dieſe hier, und gleichwohl ſeinem Urbilde nicht nahe kömmt.“

Indem er ſo ſprach, zog er aus einem Käſtchen, worin er ſeine Gemälde verwahrte, das Bildnis der Prinzeſſinn von China.

Kaum hatte mein Herr daſſelbe in der Hand, ſo konnte er ſich nicht einbilden, daß die Natur im Stande wäre, eine ſo vollkommene Schönheit hervorzubringen, er rief aus, daß es kein ſo reizendes Weib auf der Welt gäbe, und daß das Bildnis der Prinzeſſinn von China noch mehr geſchmeichelt ſein müßte, als die übrigen. Der Maler betheuerte, daß dem nicht ſo wäre, und verſicherte, daß kein Pinſel nimmermehr die Schönheit und Anmuth auf dem Geſichte der Prinzeſſinn Turandokt wiederzugeben vermöchte.

Auch dieſe Verſicherung kaufte mein Herr das Bildnis; welches einen ſo lebhaften Eindruck auf ihn machte, daß er eines Tages den Hof ſeines Vaters verließ, und allein von mir begleitet, aus Samarkand ritt; und ohne mir ſeine Abſicht mitzutheilen, nahm er den Weg nach China und kam hier in der Hauptſtadt an. Er hatte den Vorſatz, dem Altun-Chan eine zeitlang gegen ſeine Feinde zu dienen, und alsdann um die Prinzeſſinn bei ihm anzuhalten: aber wir vernahmen bei der Ankunft die ſtrenge Bedingung, und das ſeltſamſte dabei iſt, daß mein Prinz, anſtatt über dieſe Neuigkeit ſehr betrübt zu ſein, Freude darüber empfand. „Ich will,“ ſprach er zu mir, „mich zur Beantwortung der Fragen Turandokts erbieten. Es fehlt mir nicht an Verſtand: ich werde dieſe Prinzeſſinn gewinnen.“

Es iſt nicht nöthig, euch mehr zu ſagen, Herr," fuhr der Hofmeiſter ſchluchzend fort; „ihr erkennet wohl aus dem traurigen Schauſpiele, welches ihr eben geſehen habt, daß der bejammernswürdige Prinz von Samarkand nicht ſo, wie er hoffte, die Fragen dieſer unmenſchlichen Schönheit beantworten konnte, welche ſich am Blutvergießen ergötzt und ſchon mehreren Königsſöhnen das Leben gekoſtet hat. Sobald er ſah, daß er ſich zum Tode bereiten müßte, übergab er mir das Bildnis dieſer grauſamen Prinzeſſinn: „Ich vertraue dir," ſagte er dabei, „dieſes ſeltene Gemälde; bewahre dieſes koſtbare Vermächtnis wohl: du darfſt es nur meinem Vater zeigen, wenn du ihm mein Schickſal erzählſt, und ich zweifle nicht, daß er beim Anblick eines ſo reizenden Bildniſſes mir meine Verwegenheit verzeihen werde." — Aber," ſetzte der Hofmeiſter hinzu, „mag ein anderer, wenn er will, hingehen und dem Könige ſeinem Vater eine ſo traurige Nachricht bringen: ich für mein Theil, gehe, von meinem Gram erfüllt, weit von hier und von Samarkand, ein ſo geliebtes Haupt zu beweinen. —

Das iſt es, was ihr zu wiſſen wünſchtet, und hier iſt das gefährliche Bildnis," fuhr er fort, indem er es unter ſeinem Rocke hervorzog, und es unwillig auf den Boden warf, „hier iſt die Urſache des Unglücks meines Prinzen. O verfluchtes Bildnis! warum hatte mein Herr, als du in ſeine Hände fieleſt, nicht meine Augen? O unmenſchliche Prinzeſſinn! möchten doch alle Prinzen der Erde dieſelben Empfindungen gegen dich haben, welche du mir einflößeſt! anſtatt der Gegenſtand ihrer Liebe zu ſein, würdeſt du ihren Abſcheu erregen!"

Mit dieſen Worten ging der Hofmeiſter des Prinzen von Samarkand, nachdem er noch einen wüthenden Blick auf den Palaſt geworfen hatte, zornig von hinnen, ohne dem Sohne des Timurtaſch mehr zu ſagen.

Dieſer raffte ſchleunig das Bildnis der Turandokt auf, und wollte nach dem Hauſe der Witwe zurückkehren; aber in der Dunkelheit verirrte er ſich, und befand ſich unvermerkt außerhalb der Stadt. Ungeduldig erwartete er den Tag, um die Schönheit der Prinzeſſinn von China zu ſchauen: ſobald er ihn anbrechen ſah, und er ſeine Neugier befriedigen konnte, öffnete er die Kapſel, welche das Bildnis umſchloß.

Er zögerte jedoch, bevor er es anblickte. „Was will ich thun?" rief er aus: „ſoll ich meinen Augen einen ſo gefährlichen Gegenſtand darbieten? Gedenke, Kalaf, gedenke an die unſeligen Wirkungen, welche es hervorgebracht hat: haſt du ſchon vergeſſen, was der Hofmeiſter des Prinzen von Samarkand dir eben erſt erzählt hat? Betrachte dieſes Gemälde nicht; widerſteh dem Antriebe, welcher dich hinzieht, dieweil er nur noch ein neugieriges Verlangen iſt. So lange du deiner Vernunft mächtig biſt, kannſt du noch deinen Untergang vermeiden . . . Aber, was ſage ich „vermeiden?“ fügte er hinzu, indem er ſich tadelte: „welche falſche Vernünftelei flößt mir eine zaghafte Bedenklichkeit ein? Wenn ich die Prinzeſſinn lieben ſoll, ſteht dann meine Liebe nicht ſchon mit unauslöſchlichen Zügen im Himmel geſchrieben? Uebrigens glaube ich, daß man ungeſtraft auch das ſchönſte Bildnis ſehen kann: man muß ſehr ſchwach ſein, um durch den Anblick einer nichtigen Miſchung von Farben beunruhigt zu werden. Drum fürchten wir nichts! betrachten wir mit kaltem Blute dieſe ſieghaften und meuchelmörderiſchen Züge: ich will ſelbſt Mängel darin aufſuchen, und das neue Vergnügen genießen, die Reize dieſer überſtolzen Prinzeſſinn zu muſtern, und ich wünſchte, um ihre Eitelkeit zu kränken, daß ſie vernähme, wie ich ohne Bewegung ihr Bildnis beantlitzet habe.“

Sechs und ſechzigſter Tag.

Der Sohn des Timurtaſch traute ſich wohl zu, das Bildnis der Turandokt mit gleichgültigem Auge zu betrachten: er blickt es an, prüfet es, bewundert den Umriß des Geſichts, die Regelmäßigkeit der Züge, die Lebhaftigkeit der Augen, den Mund, die Naſe;

alles ſcheint ihm vollkommen: er erſtaunt über eine ſo ſeltene Vereinigung aller Schönheiten; und obwohl auf ſeiner Hut gegen das, was er ſieht, läßt er ſich doch davon bezaubern. Eine unbegreifliche Unruhe treibt ihn wider Willen; er kennt ſich nicht mehr: „Welche Glut,“ ſpricht er, „überfällt und durchdringt mich plötzlich? in welche Verwirrung ſetzt dieſes Bildnis meine Sinne? Gerechter Himmel! iſt es das Schickſal aller, die dieſes Bildnis erblicken, die unmenſchliche Prinzeſſinn zu lieben, welche es vorſtellt? Wehe! ich fühle nur zu ſehr, daß ſie auf mich denſelben Eindruck macht, wie auf den unglücklichen Prinzen von Samarkand: ich ergebe mich den Reizen, die ihn getroffen haben; und weit entfernt, durch ſeine klägliche Geſchichte abgeſchreckt zu ſein, fehlt nicht viel daran, daß ich ſein Unglück ſelbſt beneide! Welche Veränderung, großer Gott! ich begriff vor einem Augenblicke nicht, wie man ſo unſinnig ſein konnte, der ſtrengen Bedingung zu ſpotten: und jetzo ſehe ich nichts mehr, das mich abſchreckt; alle Gefahr iſt verſchwunden. —

Nein, unvergleichliche Prinzeſſinn,“ fuhr er fort, indem er das Bildnis zärtlich anblickte, „kein Hindernis hält mich auf; ich liebe dich, trotz deiner Unmenſchlichkeit: und weil es mir verſtattet iſt, nach deinem Beſitze zu trachten, ſo will ich von Stund' an mich bemühen, dich zu erwerben: erliege ich in in einem ſo ſchönen Unternehmen, ſo werde ich im Sterben nur den Schmerz empfinden, dich nicht beſitzen zu können."

Nachdem Kalaf den Entſchluß gefaßt hatte, um die Prinzeſſinn zu werben, kehrte er zu ſeiner alten Witwe zurück, deren Haus er nur mit vieler Mühe wiederfinden konnte; denn er hatte ſich während der Nacht ſehr weit davon entfernt.

„Ach! mein Sohn," ſagte die Wirthinn zu ihm, ſobald ſie ihn erblickte, „ich bin erfreut, euch wiederzuſehen! ich war ſehr beſorgt um euch, und fürchtete, es möchte euch ein Unfall zugeſtoßen ſein. Warum ſeid ihr nicht eher heimgekommen?"

„Meine gute Mutter," antwortete er ihr, „es thut mir Leid, daß ich euch Unruhe verurſacht habe; aber ich habe mich in der Dunkelheit verirret."

Und hierauf erzählte er ihr, wie er den Hofmeiſter des hingerichteten Prinzen angetroffen, und unterließ nicht, ihr alles zu wiederholen, was derſelbe ihm geſagt hätte. Dann zeigte er ihr das Bildnis der Turandokt, und ſagte dabei:

„Sehet hier, ob dieſes Gemälde nur ein unvollkommenes Abbild der Prinzeſſinn von China iſt: ich für mein Theil kann mir nicht einbilden, daß es der Schönheit des Urbildes nicht gleich kommen ſollte."

„Bei der Seele des Propheten Dſchakmuny!" rief die Alte aus, nachdem ſie das Bildnis prüfend betrachtet hatte, „die Prinzeſſinn iſt noch tauſendmal ſchöner und reizender, als ſie hier vorgeſtellt iſt. Ich wollte, daß ihr ſie geſehen hättet, und ihr würdet mit mir überzeugt ſein, daß alle Maler auf der Welt, die es unternehmen, ſie nach dem Leben zu malen, es nicht im Stande ſind; ich nehme ſelbſt den berühmten Many*) nicht aus.“

„Ihr macht mir unendliches Vergnügen,“ verſetzte der Prinz von Nogaïs, „indem ihr mich verſichert, daß die Schönheit Turandokts über alle Anſtrengungen der Malerei erhaben iſt. Wie ſchmeichelhaft iſt mir dieſe Verſicherung! ſie beſtärkt mich in meinem Vorhaben, und reizt mich, auf der Stelle ein ſo ſchönes Abenteuer zu verſuchen. Warum ſtehe ich nicht ſchon vor der Prinzeſſinn! ich brenne vor Ungeduld, zu erfahren, ob ich glücklicher bin, als der Prinz von Samarkand.“

„Was ſaget ihr da, mein Sohn!“ erwiederte die Witwe: in welche Unternehmung wagt ihr euch einzulaßen? und gedenkt ihr in der That ſie auszuführen?“

---

*) Ein im ganzen Morgenlande berühmter Maler, und zugleich Stifter der nach ihm benannten Sekte, unter der Regierung des Saper Dhulaktaf, des neunten Saſſanidiſchen Königs in Perſien. H.

„Ja, meine gute Mutter,“ antwortete Kalaf, „ich will noch heute mich zur Beantwortung der Fragen der Prinzeſſinn darſtellen: ich kam nach China, um dem großen König Altun-Chan nur meinen Arm anzubieten; aber es iſt beſſer, ſein Schwiegerſohn zu ſein, als bloß ein Offizier ſeines Heeres.“

Bei dieſen Worten fing die Alte an zu weinen: „Ach! Herr,“ ſagte ſie, „im Namen Gottes, beharret nicht auf euerm ſo tollkühnen Entſchluſſe: ihr kommt unfehlbar um, wenn ihr ſo dreiſt ſeid, um die Prinzeſſinn anzuhalten. Anſtatt von ihrer Schönheit bezaubert zu ſein, verabſcheuet ſie vielmehr, weil ſie Urſache ſo vieler trauervoller Begebenheiten iſt; bedenket, wie groß der Schmerz eurer Aeltern ſein wird, wenn ſie die Nachricht eures Todes vernehmen; laßet euch durch das tödtliche Herzeleid rühren, in welches ihr ſie ſtürzen wollt.“

„O, ich bitte euch, gute Mutter,“ unterbrach ſie der Sohn des Timurtaſch, „höret auf, mir Bilder vor die Seele zu rufen, welche im Stande ſind, mich zu erweichen; ich weiß wohl, wenn ich heute mein Schickſal vollende, ſo wird es für die Urheber meines Daſeins eine unerſchöpfliche Thränenquelle ſein; ja vielleicht, (denn ich kenne ihre Zärtlichkeit für mich,) würden ſie meinen Tod nicht vernehmen können, ohne ſelber vor Schmerz zu ſterben. Aber welche Erkenntlichkeit auch ihre Gefühle von mir fordern und mir wirklich einflößen, ich muß dennoch der Leidenſchaft folgen, welche mich durchdringt. Doch, was ſage ich? will ich denn nicht, auch um ſie glücklich zu machen, mein Leben wagen? Ja, ohne Zweifel, ihre Wohlfahrt vereinigt ſich mit dem Verlangen, welches mich treibt; und wenn mein Vater hier wäre, ſo würde er, weit entfernt, ſich meinem Vorhaben zu widerſetzen, mich zur ſchleunigen Ausführung deſſelben aufmuntern. Es iſt alſo beſchloſſen: ſparet euch die Mühe, mich überreden zu wollen; denn nichts vermöchte, mich darin wankend zu machen.“

Als die Alte ſah, daß ihr junger Gaſt nicht auf ihren Rath hörte, verdoppelte ſich ihre Betrübnis: „Es iſt alſo drum geſchehen, Herr,“ hub ſie wieder an, „man kann euch nicht abhalten, eurem Verderben entgegen zu rennen: warum mußtet ihr nur in mein Haus zu herbergen kommen? und warum habe ich euch von Turandokt erzählt? das Bild, welches ich euch von ihr entworfen habe, hat euch in ſie verliebt gemacht: ich Unglückliche! ich bin es, die euch den Untergang bereitet hat: warum muß ich mir euern Tod vorzuwerfen haben?“

„Nein, meine gute Mutter,“ unterbrach ſie abermals der Prinz von Nogaïs, „nicht ihr ſeid Schuld an meinem Unglücke; rechnet euch die Liebe nicht zu, welche ich für die Prinzeſſinn empfinde: ich ſollte ſie nun einmal lieben, und ich erfülle meine Beſtimmung.

Uebrigens, wer hat euch denn geſagt, daß ich ihre Fragen ſchlecht beantworten werde? ich bin weder ohne Kenntniſſe, noch ohne Verſtand, und der Himmel hat mir vielleicht die Ehre aufbehalten, den König von China von dem Kummer zu befreien, welchen ein furchtbarer Eid ihm verurſacht. — Doch," ſetzte er hinzu, indem er die Börſe hervorzog, welche der Chan von Berlas ihm 'gegeben hatte, und worin noch eine ziemliche Menge Goldſtücke war, „weil der Erfolg, ich bekenne es, ungewiß, und es möglich iſt, daß ich ſterbe, ſo mache ich euch ein Geſchenk mit dieſer Börſe, um euch über meinen Tod zu tröſten: ihr könnt ſogar auch mein Pferd verkaufen, und das Geld dafür behalten; denn ich brauche es nicht mehr, ſei es nun, daß die Tochter Altun-Chans der Preis meiner Kühnheit, oder mein Tod der traurige Lohn derſelben iſt."

Sieben und ſechzigſter Tag.

Die Witwe nahm die Börſe von Kalaf an, mit n Worten:

„O mein Sohn! ihr täuſchet euch ſehr, wenn ihr ch einbildet, daß dieſe Goldſtücke mich über euren erluſt tröſten können: ich werde ſie zu guten Wer n verwenden, ein Theil davon den Unglücklichen ge en, welche in den Armenhäuſern geduldig ihr Elend ertragen, und deren Gebete folglich Gott ſo angenehm ſind; das übrige will ich den Dienern unſerer Religion geben, damit alle zuſammen den Himmel bitten, euch zu erleuchten, und nicht zuzulaßen, daß ihr euch ins Verderben ſtürzet. Das einzige, warum ich euch bitte, iſt, daß ihr nicht heute ſchon hingehet, um euch zur Beantwortung der Fragen Turandokts zu erbieten; wartet bis morgen, der Aufſchub iſt ja nicht lang, und laßet mir bis dahin Zeit, die frommen Seelen in Thätigkeit zu ſetzen, und Dſchakmuny für euch zu gewinnen: darnach mögt ihr thun, was euch beliebt; gewähret mir, ich flehe euch, dieſe Genugthuung; ich wage zu behaupten, daß ihr ſie einer Frau ſchuldig ſeid, die ſchon ſo viel Freundſchaft für euch empfindet, daß ſie über euern Untergang untröſtlich ſein würde.“

In der That nahm Kalaf ſogleich jeden für ſich ein: außerdem, daß er einer der ſchönſten und wohlgebildeteſten Prinzen auf der Welt war, hatte er ein ſo natürliches und anmuthiges Weſen, daß man ihn nicht anſehen konnte, ohne ihn liebzugewinnen. Er war gerührt von dem Schmerz und der Zuneigung, welche dieſe gute Witwe ihm bezeigte, und ſagte zu ihr:

„Nun wohl, gute Mutter, ich will euch die Gefälligkeit erweiſen, welche ihr von mir fordert; ich werde heute noch nicht hingehen, um die Prinzeſſin anzuhalten: aber, um euch meine Meinung zu ſagen, ich glaube nicht, daß euer Porophet Dſchakmuny mich in meinem Entſchluſſe wankend machen kann.“

Er verließ alſo den ganzen Tag nicht das Haus der Witwe, welche nicht ermangelte, hinzugehen und in den Armenhäuſern Almoſen zu vertheilen, und für blanke baare Münze die Verwendung der Bonzen*) bei Verginguſing zu erkaufen: ſie ließ ferner den Götzenbildern Hühner und Fiſche opfern; auch die Schutzgeiſter wurden nicht vergeſſen, man brachte ihnen Reis und Hülſenfrüchte an den dazu geweihten Oertern zum Opfer dar. Aber alle Gebete der Bonzen und der Götzendiener, ſo gut ſie auch bezahlt wurden, brachten nicht die Wirkung hervor, welche die gute Wirthinn Kalafs davon erwartet hatte; denn am folgenden Morgen, war dieſer Prinz noch entſchloſſener, als jemals, um Turandokt zu werben.

„Lebet wohl, meine gute Mutter,“ ſagte er zu der Witwe, „es thut mir Leid, daß ihr euch geſtern ſo viel Mühe meinetwegen gegeben habt: ihr hättet ſie euch erſparen können; denn ich hatte euch verſichert, daß ich heute nicht anderes Sinnes ſein würde.“

Mit dieſen Worten verließ er die Alte, welche, vom lebhafteſten Schmerz ergriffen, ihr Geſicht mit dem Schleier bedeckte, und mit dem Kopf auf den Knien in unbeſchreiblicher Niedergeſchlagenheit zurückblieb.

---

*) Chineſiſche Prieſter.

Der junge Prinz von Nogaïs, von Wohlgerüchen duftend, und ſchöner als der Mond, begab ſich nach dem Palaſt: er ſah am Thore fünf Elephanten, und zu beiden Seiten zweitauſend Soldaten in zwei Reihen aufgeſtellt, mit Helmen auf dem Kopfe, mit Schilden an der Hand, und mit Eiſenpanzern bedeckt. Einer ihrer vornehmſten Befehlshaber, der aus Kalafs Anſehen ihn für einen Fremden erkannte, hielt ihn an, und fragte ihn, was er im Palaſte zu thun hätte.

„Ich bin ein fremder Prinz,“ antwortete der Sohn des Timurtaſch, „ich komme, mich dem Könige vorzuſtellen, und ihn um die Erlaubnis zu bitten, die Fragen der Prinzeſſinn, ſeiner Tochter zu beantworten.“

Der Befehlshaber ſah ihn bei dieſen Worten mit Verwunderung an, und ſagte darauf:

„Prinz, wiſſet ihr wohl, daß ihr hier den Tod zu ſuchen kommet? ihr hättet beſſer gethan, in euerm Lande zu bleiben, als das zu unternehmen, was euch hieher führt. Kehret auf der Stelle wieder um, und ſchmeichelt euch nicht mit der täuſchenden Hoffnung, die unmenſchliche Turandokt zu erwerben. Und wäret ihr geſchickter, als ein Mandarin von der Wiſſenſchaft,*) doch würdet ihr nimmer den Sinn ihrer vieldeutigen Sprüche durchdringen.“

„Ich danke euch für euern Rath,“ erwiederte Kalaf, „aber ich bin nicht bis hieher gekommen, um nun zurückzutreten.“

„So gehet denn zum Tode,“ verſetzte der Befehlshaber mit verdrießlicher Miene, „weil es unmöglich iſt, euch daran zu verhindern.“

Zu gleicher Zeit ließ er ihn in den Palaſt treten; ſodann wandte er ſich zu einigen anderen Offizieren, welche ihr Geſpräch mit angehört hatten, und ſagte zu ihnen:

„Wie ſchön und wohlgebildet dieſer junge Prinz iſt! Schade, daß er ſo bald ſterben ſoll!“

Unterdeſſen ſchritt Kalaf durch mehrere Säle, und gelangte endlich in denjenigen, wo der König gewöhnlich ſeinen Völkern Gehör gab: in demſelben ſtand ein Thron von Katay'ſchem**) Stahl, in Geſtalt

---

*) In jeder Stadt von China ſind zwei Hiokong's d. h. Mandarine von der Wiſſenſchaft, welche die Befugnis haben, diejenigen zu prüfen, welche ſich zu akademiſchen Würden melden.

**) Chatai und Chatha iſt das nördliche China, deſſen uralte Könige Chakan hießen, wie jener den der Perſiſche Held Roſtam überwand. In Dſchengis-Chans Zeit hießen ſie Altun-Chan, (wie der, welcher von Oktai, eines Drachen, drei Ellen hoch; vier ſehr hohe Säulen, ebenfalls von Stahle, ſtützten über demſelben einen weiten Thronhimmel von gelber Seide, mit Edelſteinen geſchmückt. Altun-Chan, mit einem Kaftan von Goldbrokat auf rothem Grunde bekleidet, ſaß auf ſeinem Throne, mit großer Würde, welche durch einen ſehr langen Haarbüſchel mitten in ſeinem Barte, der ſich unten in drei Locken theilte, wunderſamlich erhöht wurde.

Nachdem dieſer Monarch einige ſeiner Unterthanen angehört hatte, warf er zufällig die Augen auf den Prinzen von Nogaïs, der unter der Menge ſtand; da er ihm als ein Fremdling erſchien, und er ſo wohl an ſeinem edlen Anſtande, wie an ſeiner prächtigen Kleidung ſah, daß er kein gemeiner Menſch war, ſo rief er einem ſeiner Mandarine, zeigte mit dem Finger auf Kalaf, und befahl ihm ganz leiſe, ſich nach ſeinem Stande und nach der Abſicht ſeiner Ankunft am Hofe zu erkundigen.

Der Mandarin näherte ſich dem Sohne des Timurtaſch, und ſagte ihm, der König wünſchete zu

---

Dſchengis-Chans Sohn überwunden ſich in die Sta Namking warf und ſich mit den Seinigen darin ve brannte); und in Tamerlans Zeit hießen ſie Daimen Chan. Die Eiſenarbeiter und Waffenſchmiede dieſes La des ſind berühmt. H.

wiſſen, wer er wåre, und ob er bei ihm etwas zu ſuchen håtte.

„Ihr kônnt dem Kônige, euerm Herrn, ſagen,“ antwortete der junge Prinz, „daß ich der einzige Sohn eines Fürſten bin, und daß ich komme, mich um die Ehre zu bewerben ſein Schwiegerſohn zu werden.“

Acht und ſechzigſter Tag.

Altun-Chan vernahm nicht ſo bald die Antwort des Prinzen von Nogaïs, als er die Farbe verånderte: ſein würdiges Antlitz bedeckte ſich mit einer Todesblåſſe: er hub die Sitzung auf, und entließ alles Volk; ſodann ſtieg er von ſeinem Throne, nåherte ſich dem Kalaf, und redete ihn an:

„Junger Waghals, wißt ihr die ſtrenge Bedingung, und das unglückliche Geſchick aller derjenigen, welche bisher darauf beharret haben, die Prinzeſſinn meine Tochter erwerben zu wollen?“

„Ja, Herr,“ antwortete der Sohn des Timurtaſch, „ich kenne die ganze Gefahr, in welche ich mich begebe; meine Augen ſind ſelbſt Zeugen der gerechten Todesſtrafe geweſen, welche Euer Majeſtåt den Prinzen von Samarkand hat erleiden laßen: aber das bedauernswürdige Ende all dieſer Verwegenen, welche ſich vergeblich mit der ſüßen Hoffnung ſchmeichelten, die Prinzeſſinn Turandokt zu beſitzen, reizt nur noch mehr mein Verlangen, ſie zu erwerben.“

„Welche Wuth!“ verſetzte der König: „kaum hat ein Prinz das Leben verloren, ſo bietet ſich ſchon wieder ein anderer dar, um daſſelbe Schickſal zu haben; es ſcheint, es iſt ihre Luſt, ſich zu opfern: welche Verblendung! gehet in euch, Prinz, und ſeid nicht ſo verſchwenderiſch mit euerm Blute. Ihr flößet mir mehr Mitleid ein, als alle andere, die bisher gekommen ſind, um hier ihren Tod zu ſuchen; ich fühle in mir eine Zuneigung für euch, und ich will gern alles Mögliche thun, um euch vom Untergange abzuhalten. Kehret heim in die Staaten eures Vaters, und bereitet ihm nicht das Herzeleid, durch das Gerücht zu vernehmen, daß er ſeinen einzigen Sohn nie wiederſehen wird.“

„Herr,“ erwiederte Kalaf, „es iſt mir ſehr ſüß, aus dem Munde Euer Majeſtät ſelber zu vernehmen, daß ich das Glück habe, euch zu gefallen; ich ziehe daraus eine gute Vorbedeutung: vielleicht will der Himmel, gerührt von dem vielen Unheile, welches die Schönheit der Prinzeſſinn anſtiftet, ſich meiner bedienen, um ihm Schranken zu ſetzen, und zugleich die Ruhe Euer Majeſtät herzuſtellen, welche durch die Nothwendigkeit, ſo grauſame Handlungen beſtätigen zu müßen, getrübt wird. Wißt ihr denn wirklich, daß ich die Fragen ſchlecht beantworten werde, welche man mir thun wird? welche Gewißheit habt ihr, daß ich erliegen werde? Wenn Andere den Sinn der dunklen Worte Turandokts nicht enthüllen konnten, iſt damit geſagt, daß auch ich nicht ſie durchdringen kann? Nein, Herr, ihr Beiſpiel vermöchte mich nimmer auf die glänzende Ehre verzichten laßen, euch zum Schwäher zu haben."

„Ach, unglücklicher Prinz," erwiederte der König, „ihr wollt nicht länger leben! die Bewerber, welche ſich vor euch darboten, um auf die unſeligen Fragen meiner Tochter zu antworten, führten dieſelbe Sprache; ſie alle hofften, den Sinn derſelben zu durchdringen, ſie konnten aber damit nicht zu Stande kommen. Wehe! auch ihr werdet das Opfer eures Selbſtvertrauens ſein. — Noch einmal, mein Sohn," fuhr er fort, „laßt euch überreden; ich liebe euch, und will euch retten; vereitelt meine gute Abſicht nicht durch eure Hartnäckigkeit; wie viel Verſtand ihr auch zu haben glaubt, mistrauet ihm: ihr ſeid im Irrthume, wenn ihr euch einbildet, auf der Stelle die Fragen beantworten zu können, welche die Prinzeſſinn euch vorlegen wird; denn ihr habt keine halbe Viertelſtunde Zeit, darüber nachzudenken; ſo lautet die Vorſchrift. Wenn ihr alſo binnen dieſer Zeit nicht eine richtige Antwort gebt, welche von allen Gelehrten, die darüber zu Richtern beſtellt ſind, gebilligt wird, ſo werdet ihr alsbald des Todes ſchuldig erklärt, und in der nächſten Nacht zur Hinrichtung geführt. Drum, Prinz, entfernet euch; benutzet noch den übrigen Theil des Tages, über euern Entſchluß nachzudenken; berathet euch mit weiſen Leuten: überleget es euch, und kommet morgen, mir zu ſagen, wozu ihr euch entſchloſſen habt.“

Mit dieſen Worten verließ er Kalaf, der ſehr verdrießlich den Palaſt verließ, daß er noch bis morgen warten ſollte; denn er war keinesweges von den Vorſtellungen des Königs erſchüttert, und er kehrte zu ſeiner Wirthinn zurück, ohne im geringſten der drohenden Gefahr zu achten, welcher er ſich ausſetzen wollte.

Sobald er vor der Alten erſchien, und ihr erzählt hatte, was im Palaſte vorgegangen war, bot ſie von neuen ihre Beredtſamkeit gegen ihn auf, und ſetzte alles in Bewegung, um ihn von ſeiner Unternehmung abzulenken. Aber ſie ärntete keine andere Früchte von dieſen neuen Anſtrengungen, als die Wahrnehmung, daß ſie ihren jungen Gaſt nur noch mehr entflammten und in ſeinem Entſchluſſe beſtärkten.

In der That, begab er ſich am folgenden Morge wieder nach dem Palaſt, und ließ ſich dem Könige anmelden, der ihn in ſeinem Gemache empfing un keinen Zeugen ihres Geſprächs haben wollte.

„Nun, Prinz,“ redete ihn Altun-Chan an, „ſoll euer Anblick heute mich erfreuen oder betrüben? welches Sinnes ſeid ihr?“

„Herr,“ antwortete Kalaf, „ich verharre noch immer in derſelben Geſinnung; als ich geſtern die Ehre hatte, mich Euer Majeſtät vorzuſtellen, hatte ich ſchon alle meine Ueberlegungen angeſtellt: ich bin entſchloſſen, dieſelbe Strafe zu erleiden, wie meine Nebenbuhler, wenn der Himmel es nicht anders über mich verhängt hat.“

Bei dieſen Worten ſchlug der König ſich an die Bruſt, zerriß ſein Kleid, und raufte ſich einige Haare ſeines Bartes aus.

„Ich Unglücklicher,“ rief er aus, „daß ich ſo viel Zuneigung für dieſen da empfinde! der Tod aller übrigen hat mir nicht ſo viel Kummer gemacht. — Ach, mein Sohn!“ fuhr er fort, indem er den Prinzen von Nogaïs mit einer Zärtlichkeit umarmte, welche dieſen etwas erſchütterte, „gib meinem Schmerze Gehör, wenn meine Gründe dich nicht zu bewegen vermögen. Ich fühle, daß der Streich, welcher dir das Leben raubt, auch mein Herz tödtlich verwundet; verzichte, ich beſchwöre dich darum, auf den Beſitz meiner grauſamen Tochter; du findeſt andere Prinzeſſinnen genug in der Welt, welche du beſitzen kannſt: warum willſt du halsſtarrig eine unmenſchliche verfolgen, welche du nie erlangen wirſt? Bleib, wenn du willſt, an meinem Hofe, du ſollſt hier den nächſten Rang nach mir einnehmen; du ſollſt ſchöne Sklavinnen haben; Vergnügungen ſollen dir überall hin folgen; mit Einem Worte, ich will dich wie meinen eigenen Sohn anſehen. Laß alſo davon ab, Turandokt nachzutrachten, damit ich doch wenigſtens die Genugthung habe, Ein Opfer dieſer blutgierigen Prinzeſſinn zu entreißen."

Neun und ſechzigſter Tag.

Der Sohn des Timurtaſch war ſehr gerührt durch die Freundſchaft, welche der König von China ihm bezeugte; aber er antwortete ihm:

„Herr, ich bitte euch, laßt mich der Gefahr entgegengehen, von welcher ihr mich ablenken wollt. Je größer ſie iſt, je mehr reizet ſie mich. Ich muß euch ſogar bekennen, daß die Grauſamkeit der Prinzeſſinn heimlich meiner Liebe ſchmeichelt. Es gewährt mir ein inniges Vergnügen zu denken, daß vielleicht ich der glückliche Sterbliche bin, der über dieſe Stolze triumphieren ſoll. Im Namen Gottes bitte ich Euer Majeſtät, nicht fürder einen Vorſatz zu bekämpfen, deſſen Ausführung mein Ruhm, meine Ruhe und mein Leben ſelbſt fordern: denn, kurz, ich kann nicht leben ohne Turandokt.

Als Altun=Chan den Kalaf in ſeinem Entſchluſſe unerſchütterlich ſah, ward er herzlich betrübt darüber: „Ach! verwegener Jüngling,“ ſagte er nun zu ihm, „dein Untergang iſt gewiß, weil du darauf beharreſt, meine Tochter zu erwerben. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich mein Mögliches gethan habe, um dich zur Beſinnung zu bringen. Du verwirfſt meinen Rath, und willſt lieber umkommen, als ihn befolgen. Nicht mehr davon: du wirſt bald genug den Lohn deiner thörichten Standhaftigkeit empfangen. Ich bewillige es, daß du unternehmeſt, die Fragen der Prinzeſſinn zu beantworten; aber ich muß zuvor auch dir die Ehren erweiſen, welche ich gewöhnlich den Prinzen bezeige, die nach einer Verbindung mit mir trachten.“

Nach dieſen Worten rief er dem Oberhaupte ſeiner Verſchnittenen,*) und befahl ihm, Kalaf in den Prinzen=Palaſt**) zu führen, und ihm zweihundert Verſchnittene zur Bedienung zu geben.

---

*) Der Verſchnittenen des Königs von China ſind gewöhnlich zwölftauſend, mehr oder minder, und in verſchiedenen Schaaren getheilt.

**) In dem Umfange des königlichen Palaſtes ſtehen mehrere andere, abgeſonderte Paläſte, einer für den Erb=Prinzen, einer für den Enkel, ein andrer für die Königinn, einer für die Prinzeſſinnen, und noch andere für die Kebsweiber.

Kaum war der Prinz von Nogaïs in dieſen Palaſt geführt, als die vornehmſten Mandarine ihn zu begrüßen kamen, das heißt, ſie warfen ſich auf die Knie, bückten den Kopf bis auf den Boden, und ſprachen dabei, einer nach dem andern:

„Prinz, der ſtäte Diener eures erlauchten Hauſes kömmt, um, als ſolcher, euch ſeine Ehrfurcht zu bezeigen."

Sodann boten ſie ihm Geſchenke dar, und entfernten ſich wieder.

Unterdeſſen ſchickte der König, der ſo große Freundſchaft für den Sohn des Timurtaſch empfand und Mitleid mit ihm hatte, nach dem geſchickteſten, wenigſtens berühmteſten Profeſſor ſeines königlichen Kollegiums, und ſagte zu ihm:

„Doktor, es iſt an meinem Hofe abermals ein Prinz, der um meine Tochter wirbt. Ich habe nichts geſpart, um ihn davon abzuhalten; aber ich habe es nicht erreichen können. Ich wünſchte nun, daß du durch deine Beredtſamkeit ihn zu Vernunft brächteſt: deshalb habe ich dich hieher kommen laßen."

Der Doktor gehorchte; er ging hin zu Kalaf, und hatte mit ihm eine ſehr lange Unterredung. Darnach kam er wieder zu Altun-Chan, und ſagte ihm:

„Herr, es iſt unmöglich, dieſen jungen Prinzen zu bereden: er will durchaus die Prinzeſſinn erwerben, oder ſterben. Als ich einſah, daß es vergeblich wäre, ſeine Feſtigkeit zu beſiegen, ſo war ich doch neugierig zu wiſſen, ob ſeine Hartnäckigkeit keinen andern Grund hätte, als ſeine Leidenſchaft: ich befragte ihn über mancherlei Gegenſtände, und ich fand ihn überall ſo gelehrt, daß ich darüber erſtaunt bin. Er iſt Muſelmann, und ſcheint mir vollkommen von allem unterrichtet, was ſeine Religion betrifft. Kurz, um Euer Majeſtät meine Meinung zu ſagen, ich glaube, wenn irgend ein Prinz im Stande iſt, die Fragen der Prinzeſſinn zu beantworten, ſo iſt es dieſer hier.“

„O Doktor!“ rief der König aus, „du entzückſt mich durch dieſe Reden; gebe der Himmel, daß dieſer Prinz mein Eidam werde! Sobald er vor mir erſchien, fühlte ich Zuneigung für ihn; möge er glücklicher ſein, als die übrigen, welche zu ihrem Verderben hieher gekommen ſind!“

Der gute König Altun-Chan begnügte ſich nicht, für Kalaf bloß fromme Wünſche zu thun, er bemühte ſich auch, ihm die im Himmel, in der Sonne und im Monde waltenden Geiſter günſtig zu machen. Zu dieſem Zwecke befahl er öffentliche Gebete, und in den Tempeln wurden feierliche Opfer dargebracht. Man ſchlachtete, auf ſein Gebot, einen Ochſen dem Himmel, eine Ziege der Sonne, und ein Schwein dem Monde. Noch mehr, er ließ in Peking kundmachen, daß die monatlichen Brüderſchaften*) ein Feſt anſtellen ſollten, damit der Prinz, der gekommen, um die Prinzeſſinn zu werben, ſo glücklich wäre, ſie zu erlangen.

Nach allen dieſen Gebeten und Opfern, ſchickte der Monarch ſeinen Kolao**) zu dem Prinzen von Nogaïs, um ihm anzukündigen, daß er ſich bereit halten ſollte, am folgenden Morgen die Fragen der Prinzeſſinn zu beantworten, und ihm zu ſagen, daß man nicht ermangeln würde, ihn nach dem Divan zu führen, und daß die zur Verſammlung beſtimmten Perſonen ſchon Befehl hätten, ſich dahin zu verfügen.

Siebzigſter Tag.

Wie entſchloſſen Kalaf war, das Abenteuer zu beſtehen, doch brachte er die Nacht nicht ohne Unruhe hin. Bald vertraute er kühnlich ſeinem Geiſt und verſprach ſich einen glücklichen Erfolg: bald entſank ihm wieder dieſes Vertrauen; er ſtellte ſich den Schimpf vor, wenn ſeine Antworten den Divan nicht befriedigten; er dachte manchmal auch an Elmaſe und Timurtaſch: „Ach!“ ſagte er, „wenn ich ſterbe, was ſoll aus meinem Vater und aus meiner Mutter werden?“

---

*) So heißen dieſe Brüderſchaften der Handwerker, weil in jeder dreißig Brüder ſind, welche einen Tag um den andern die übrigen Brüder bewirthen.

**) Das heißt, ſeinen Kanzler.

Der Tag überraſchte ihn in dieſen verworrenen Gedanken. Alsbald hörte er Glockenklang und großen Trommellärm. Er hielt es für das Zeichen, welches Alle zur Verſammlung berief. Da erhub er ſeine Gedanken zu Mahomed, und betete zu ihm:

„O großer Prophet, du ſiehſt, in welchem Zuſtand ich mich befinde; erleuchte mich: ſoll ich mich in den Divan begeben, oder dem Könige zu ſagen gehen, daß die Gefahr mich abſchreckt?“

Er hatte kaum dieſe Worte ausgeſprochen, als alle Furcht entſchwand, und ſeine Kühnheit wiederkehrte. Er ſtand auf, bekleidete ſich mit einem Kaftan und einem Mantel von rothem goldgeblümtem Seidenſtoffe, welche Altun-Chan ihm ſchickte, nebſt blauſeidenen Strümpfen und Schuhen.

Als er ganz angekleidet war, traten ſechs Mandarine, geſtiefelt und mit ſehr langen dunkelrothen Röcken angethan, ins Zimmer; und nachdem ſie ihn auf dieſelbe Weiſe begrüßt hatten, wie jene am vorigen Tage, ſagten ſie ihm, ſie wären vom Könige geſandt, ihn nach dem Divan zu geleiten.

Er ließ ſich hin führen; ſie ſchritten über einen Hof, durch eine doppelte Reihe von Soldaten; und als ſie in dem Vorſaale des Divans angekommen waren, fanden ſie dort mehr als tauſend Sänger und Spielleute, welche alle zuſammen ſangen und ſpielten, und einen erſtaunlichen Lärm machten. Von dort gingen ſie in den Saal der Rathsverſammlung, welcher mit dem innern Palaſt in Verbindung ſtand.

Schon ſaßen alle Perſonen, welche an dieſer Verſammlung theilnehmen ſollten, unter Gezelten von verſchiedenen Farben, welche im Saale rings umher liefen. Die vornehmſten Mandarine ſaßen auf der einen Seite, auf der andern der Kolao mit den Profeſſoren des königlichen Kollegiums, und mehrere durch ihre Fähigkeiten berühmte Doktoren nahmen die übrigen Plätze ein. In der Mitte ſtanden zwei goldene Throne, welche auf zwei dreieckigen Geſtellen ruhten.

Sobald der Prinz von Nogaïs erſchien, begrüßte die edle und gelehrte Verſammlung ihn mit allen Zeichen der tiefſten Ehrfurcht, aber ohne ein Wort zu ſagen, denn alle beobachteten, in Erwartung der Ankunft des Königs, ein tiefes Stillſchweigen.

Die Sonne war im Begriff aufzugehen: ſobald man die erſten Stralen dieſes hehren Geſtirns erblickte, öffneten zwei Verſchnittene von beiden Seiten die Vorhänge an der Thüre des innern Palaſts, und alsbald trat der König mit der Prinzeſſinn Turandokt herein, welche ein langes Gewand von golddurchwirkter Seide, und einen Schleier von demſelben Stoffe über dem Geſichte trug. Sie beſtiegen beide ihre Throne auf fünf ſilbernen Stufen. Als ſie ihre Plätze eingenommen hatten, ſtellten ſich zwei wunderſchöne Mädchen, die eine neben den König, die andere neben die Prinzeſſinn. Es waren Sklavinnen aus Altun-Chans Harem: ſie trugen das Geſicht und die Bruſt bloß, dicke Perlen in den Ohren, und ſtanden mit einer Feder und Papier bereit aufzuſchreiben, was der König ihnen befehlen würde.

Während dieſer Zeit blieben alle Perſonen der Verſammlung, welche bei Altun-Chans Erſcheinung aufgeſtanden waren, mit großem Ernſt und halbgeſchloſſenen Augen ſtehen. Kalaf allein ließ ſeinen Blick überall umherſchweifen, oder vielmehr er blickte nur auf die Prinzeſſinn, deren majeſtätiſche Haltung er bewunderte.

Als der mächtige Herrſcher von China den Mandarinen und Doktoren befohlen hatte, ſich zu ſetzen, kniete einer der ſechs Herren, welche Kalaf hergeführt hatten, ſo daß er funfzehn Ellen von beiden Thronen entfernt ſtand, nieder, und las eine Schrift ab, welche die Bewerbung des fremden Prinzen um die Prinzeſſinn Turandokt enthielt. Sodann ſtand er wieder auf, und ſagte Kalaf, daß er dem Könige drei Verbeugungen machen ſollte. Der Prinz von Nogaïs that dieſes mit ſolcher Anmuth, daß Altun-Chan ſich nicht enthalten konnte ihm zuzulächeln, um ihm ſein Vergnügen über ſeinen Anblick zu bezeugen.

Jetzo ſtand der Kolao von ſeinem Sitz auf, und las mit lauter Stimme das unſelige Edikt ab, welches alle die verwegenen Bewerber zum Tode verurtheilte, die Turandokts Fragen unrichtig beantworteten. Hierauf wandte er ſich zu Kalaf, und ſagte:

„Prinz, ihr habt nun gehört, unter welcher Bedingung die Prinzeſſinn zu erwerben iſt; wenn das Bild der bevorſtehenden Gefahr einigen Eindruck auf eure Seele macht, ſo ſteht es euch noch frei, zurückzutreten.“

„Nein, nein,“ ſagtr der Prinz von Nogaïs, „der Preis, welchen es hier gilt, iſt zu ſchön, als daß man die Feigheit haben könnte darauf zu verzichten.“

Ein und ſiebzigſter Tag.

Als der König den Prinzen entſchieden ſah, auf die Fragen Turandokts zu antworten, wandte er ſich zu dieſer Prinzeſſinn, und ſagte zu ihr:

„Meine Tochter, jetzt iſt es an dir, zu reden; lege dieſem jungen Prinzen die Fragen vor, welche du ausgedacht haſt; und mögen alle Geiſter, denen geſtern Opfer dargebracht ſind, gewähren, daß er den Sinn deiner Worte durchdringe.“

Hierauf ſagte Turandokt: „Ich nehme den Propheten Dſchakmuny zum Zeugen, daß ich nur mit Bedauern ſo viele Prinzen umkommen ſehe; aber warum beſtehen ſie darauf, mich beſitzen zu wollen? warum laßen ſie mich nicht ruhig in meinem Palaſte leben, ohne meiner Freiheit nachzuſtellen? —

Wiſſet denn, verwegener Jüngling,“ fügte ſie hinzu, ſich zu Kalaf wendend, „daß ihr mir keinen Vorwurf zu machen habt, wenn ihr, nach dem Beiſpiel eurer Nebenbuhler, einen grauſamen Tod erleiden müßt: ihr ſelber ſeid die einzige Urſache eures Verderbens, weil ich euch ja nicht zwinge, her zu kommen, um meine Hand zu werben.“

„Schöne Prinzeſſinn,“ antwortete der Prinz von Nogaïs, „ich weiß alles, was darüber zu ſagen iſt; thut mir, wenn's euch beliebt, eure Fragen, und ich will verſuchen, ihren Sinn zu enträthſeln.“

„Wohlan,“ hub Turandokt nun an, „ſo ſaget mir denn:

welches Geſchöpf iſt in allen Landen zu Hauſe, aller Welt Freund, und könnte nimmer ſeinesgleichen dulden?“

„Herrinn,“ antwortete Kalaf, „es iſt die Sonne.“

„Er hat Recht,“ riefen alle die Doktoren aus, „es iſt die Sonne.“

„Wer iſt die Mutter,“ fuhr die Prinzeſſinn fort, „welche alle ihre Kinder, die ſie zur Welt gebracht hat, wieder verſchlingt, wenn ſie groß geworden ſind?“

„Es iſt das Meer,“ antwortete der Prinz von Nogaïs, „denn die Ströme, welche ſich ins Meer ergießen, haben auch ihren Urſprung daraus.“

Als Turandokt ſah, daß der junge Prinz ſo richtig ihre Fragen beantwortete, ward ſie dadurch ſo gereizt, daß ſie beſchloß, nichts zu ſchonen, um ihn zu verderben.

„Was iſt das für ein Baum,“ ſagte ſie zu ihm, „deſſen Blätter alle auf der einen Seite weiß, und auf der andern Seite ſchwarz ſind?“

Sie begnügte ſich nicht damit, dieſe Frage zu thun, die boshafte Prinzeſſinn hub auch, zu gleicher Zeit, um Kalaf zu blenden und zu betäuben, ihren Schleier auf, und ließ die Verſammlung die ganze Schönheit ihres Antlitzes ſehen, welchem der Aerger und die Beſchämung neue Reize verliehen. Ihr Haupt war mit lebendigen Blumen geſchmückt, welche mit unendlicher Kunſt geordnet waren, und ihre Augen ſtrahlten heller als die Sterne. Sie erſchien ſo ſchön, wie die Sonne, wenn ſie durch die Oeffnung einer Wolke in ihrem vollen Glanze hervor ſtrahlt.

Der verliebte Sohn des Timurtaſch blieb, anſtatt auf ihre Frage zu antworten, ſtumm und unbeweglich; und der ganze Divan, der für ihn Theil nahm, wurde ſogleich von tödtlichem Schrecken ergriffen; der König ſelber erblaßte, und wähnte, daß es um den jungen Prinzen geſchehen wäre.

Kalaf aber, als er ſich von der Ueberraſchung erholt, welche die plötzliche Erſcheinung der Schönheit Turandokts ihm verurſacht hatte, beruhigte bald die Verſammlung, indem er alſo wieder das Wort nahm:

„Reizende Prinzeſſinn, ich bitte euch, mir zu verzeihen, wenn ich einige Augenblicke beſtürzt ſtand: ich glaubte eins jener himmliſchen Weſen zu ſchauen, welche der ſchönſte Schmuck des den Gläubigen nach dem Tode verheißenen Aufenthaltes ſind;*) ich vermochte ſo viel Reize nicht ohne Bewegung zu ſchauen. Habet die Güte, die mir gethane Frage zu wiederholen; denn ich erinnere mich ihrer nicht mehr; ihr habt mich alles vergeſſen laßen.“

„Ich habe euch gefragt,“ ſagte Turandokt, „*welcher Baum das iſt, deſſen Blätter alle auf der einen Seite weiß, und auf der andern Seite ſchwarz ſind?*“

---

*) Der Huri's, in Mahomeds Paradieſe.

„Dieſer Baum," antwortete Kalaf, „iſt d Jahr, welches aus Tagen und Nächten beſteht."

Auch dieſe Antwort hatte den Beifall des Divans; die Mandarine und Doktoren erklärten ſie für richtig, und machten dem Prinzen tauſend Lobeserhebungen.

Hierauf ſprach Altun-Chan zu Turandokt:

„Wohlan, meine Tochter, bekenne dich für überwunden, und willige ein, die Gemahlinn deines Siegers zu werden. Die übrigen vermochten nicht einmal, eine deiner Fragen zu beantworten; und dieſer hier, wie du ſiehſt, enträthſelt ſie alle."

„Er hat noch nicht den Sieg davon getragen," antwortete die Prinzeſſinn, indem ſie ihren Schleier wieder überwarf, um ihre Verwirrung und ihre Thränen zu verbergen, welche ſie nicht zurückhalten konnte; „ich habe ihm noch andere Fragen vorzulegen; aber ich will es erſt morgen thun."

„Oh, nicht alſo," verſetzte der König; ich werde nicht zugeben, daß du ihm Fragen ohne Ende vorlegeſt; alles was ich verſtatten kann, iſt, daß du auf der Stelle ihm noch eine Frage thueſt."

Die Prinzeſſinn ſträubte ſich dagegen, mit der Ausrede, daß ſie nicht mehr Fragen in Bereitſchaft hätte, als die ſchon aufgelöſten, und ſie bat den König ihren Vater, ihr die Erlaubnis nicht zu verweigern, den Prinzen am folgenden Tage zu befragen.

„Das werde ich dir nimmer bewilligen," rief der Monarch von China zornig aus; „du trachteſt nur, den Geiſt des jungen Prinzen zu verwirren, ich aber denke nur daran mich des abſcheulichen Eides zu entledigen, welchen ich ſo unbeſonnen geleiſtet habe. Ha! grauſame, du athmeſt nur Blut, und der Tod deiner Bewerber iſt eine Augenweide für dich! Die Königinn deine Mutter, ergriffen von den erſten Gräueln, welche du verurſachteſt, ſtarb vor Leid, daß ſie eine ſo unmenſchliche Tochter auf die Welt geſetzt hatte; und ich, es iſt dir nicht unbekannt, ich bin in eine Schwermuth verſunken, welche nichts zu zerſtreuen vermag, ſeitdem ich die unſeligen Folgen meiner Nachgiebigkeit für dich erlebe. Aber, Dank den waltenden Geiſtern des Himmels, der Sonne und des Mondes, denen meine Opfer angenehm geweſen ſind, es werden in meinem Palaſte nicht mehr dieſe ſcheußlichen Hinrichtungen vorgehen, die deinen Namen zum Abſcheu machen. Dieweil dieſer Prinz alle ihm von dir vorgelegte Fragen richtig beantwortet hat, ſo frage ich dieſe ganze Verſammlung, ob es nicht gerecht iſt, daß er dein Gemahl werde?"

Die Mandarine und Doktoren brachen hierauf in Gemurmel aus, und der Kolao nahm das Wort, und ſprach zum Könige:

„Herr, Euer Majeſtät iſt nicht mehr durch den Eid gebunden, welchen ihr auf die Vollziehung des ſtrengen Edikts geleiſtet habt; es iſt gegenwärtig a der Prinzeſſinn, demſelben ihrerſeits genugzuthun. Si verhieß ihre Hand demjenigen, der ihre Fragen richti beantworten würde: ein Prinz hat dieſes nun auf eine Weiſe geleiſtet, welche den ganzen Divan befriedigt hat; ſie muß alſo ihr Verſprechen halten, oder es iſt nicht zu zweifeln, daß die Geiſter, welche über die Rache des Meineids wachen, ſie alsbald beſtrafen werden.“

Zwei und ſiebzigſter Tag.

Turandokt ſaß während dieſer Zeit ſchweigend da; ſie hatte den Kopf auf ihre Knie geſtützt, und ſchien in tiefe Betrübnis verſunken. Als Kalaf dieſes be merkte, warf er ſich vor Altun-Chan nieder, und ſagte zu ihm:

„Großer König, deſſen Gerechtigkeit und Güte das weite Reich von China blühend machen, ich bitt Euer Majeſtät um eine Gnade: ich ſehe wohl, die Prinzeſſinn iſt in Verzweiflung, daß ich das Glück ge habt habe, ihre Fragen zu beantworten; ſie ſähe e ohne Zweifel lieber, wenn ich den Tod verdient hätte. Weil ſie ſo großen Abſcheu vor den Männern hat, daß ſie, trotz dem gegebenen Worte, ſich mir verweigert, ſo will ich gern auf mein Recht über ſie Ver nicht leiſten, unter der Bedingung, daß ſie ihrerſeits eine Frage richtig beantwortet, welche ich ihr vorlegen will.“

Die ganze Verſammlung war ſehr verwundert über dieſe Rede: „Iſt dieſer junge Prinz ein Narr,“ flüſterten ſie einander zu, „daß er ſich ſo dem Zufall ausſetzet, das wieder zu verlieren, was er eben erſt mit Gefahr ſeines Leben gewonnen hat? wähnt er eine Frage zu thun, welche Turandokt in Verlegenheit ſetzt? er muß den Verſtand verloren haben.“

Altun-Chan war ebenfalls höchlich erſtaunt über die kühne Bitte Kalafs:

„Prinz,“ erwiederte er ihm, „habt ihr die Worte wohl überlegt, welche euch da entſchlüpft ſind?“

„Ja, Herr,“ antwortete der Prinz von Nogaïs, „und ich beſchwöre euch, mir dieſe Gnade zu gewähren.“

„Ich will es thun,“ verſetzte der König, „aber was auch daraus entſtehen mag, ich erkläre, daß ich nicht mehr durch den Eid gebunden bin, welchen ich abgelegt habe, und fortan keinen Prinzen mehr werde hinrichten laßen.“

„Göttliche Turandokt,“ hub nun der Sohn des Timurtaſch an, indem er ſich zu der Prinzeſſinn wandte, „ihr habt gehört, was ich geſagt habe: obwohl, nach dem Ausſpruche dieſer gelehrten Verſammlung, eure Hand mir gebührt, obwohl ihr mir zugehört, doch gebe ich euch euch ſelber zurück, ich verzichte auf euern Beſitz, ich beraube mich eines ſo köſtlichen Gutes, unter der Bedingung, daß ihr die Frage welche ich euch thun will, richtig beantwortet. Aber ſchwöret auch eurerſeits, daß, wenn ihr nicht richtig antwortet, ihr unweigerlich in mein Glück willigen und meine Liebe krönen wollet.“

„Ja, Prinz,“ antwortete Turandokt, „ich nehme die Bedingung an, ich beſchwöre es bei allem was heilig iſt, und nehme dieſe Verſammlung zu Zeugen meines Eides.“

Der ganze Divan war in Erwartung der Frage, welche Kalaf der Prinzeſſinn thun würde, und es war keiner darunter der nicht dieſen jungen Prinzen tadelte, daß er ſich ſo ohne Noth der Gefahr ausſetzte, die Tochter Altun-Chans zu verlieren; alle waren betroffen über ſeine Verwegenheit.

„Schöne Prinzeſſinn,“ hub Kalaf an, „wie heißt der Prinz, welcher, nachdem er tauſend Mühſeligkeiten erduldet, und ſein Brod gebettelt hat, ſich in dieſem Augenblick auf dem Gipfel des Ruhmes und der Freude befindet?“

Die Prinzeſſinn dachte einige Zeit nach; ſodann ſagte ſie:

„Es iſt mir unmöglich, dies auf der Stelle zu beantworten; aber ich verſpreche, euch morgen den Namen dieſes Prinzen zu ſagen.“

„Herrinn,“ rief Kalaf aus, „ich habe keinen Aufſchub verlangt, und es iſt unbillig, ihn euch zu bewilligen: indeſſen will ich euch auch dieſe Genugthuung noch gewähren; ich hoffe ihr werdet darnach mit mir zufrieden ſein, und keine Schwierigkeit mehr machen, meine Gattinn zu werden.“

„Sie ſoll ſich wohl dazu entſchließen,“ ſagte hierauf Altun-Chan, „wenn ſie nicht die ihr vorgelegte Frage beantwortet: ſie darf nicht wähnen, etwa dadurch, daß ſie krank wird, oder ſich nur ſo ſtellt, ſich ihrem Verlobten zu entziehen; wenn auch mein Eid mich nicht bände, ſie ihm zu geben, und ſie ihm nicht ſchon vermöge des Edikts angehörete, ſo würde ich lieber ſie ſterben laßen, als dieſen jungen Prinzen ledig heimſenden. Wie kann ſie jemals einen liebenswürdigeren Mann finden?“

Mit dieſen Worten erhub er ſich von ſeinem Thron, und entließ die Verſammlung; er begab ſich mit der Prinzeſſinn in den innern Palaſt, die ſich von hier in den ihrigen zurückzog.

Sobald der König den Divan verlaßen hatte, machten alle Doktoren und Mandarine dem Kalaf Lobeserhebungen über ſeinen Scharfſinn: „Ich bewundere," ſagte der eine, „eure ſchnelle und leichte Faſſungskraft."

„Nein," ſagte der andere, „es gibt keinen Baccalaureus, keinen Licentiaten, ja keinen Doktor, der ſcharfſinniger iſt, als ihr. Keiner der bisher aufgetretenen Prinzen hatte auch nur von fern euer Verdienſt, und wir ſind äußerſt erfreut, daß euch euer Unternehmen gelungen iſt."

Der Prinz von Nogaïs hatte nicht wenig zu thun, allen denen zu danken, welche ſich beeiferten, ihm Glück zu wünſchen. Endlich, geleiteten die ſechs Mandarine, welche ihn in die Verſammlung geführt, ihn wieder nach dem Palaſte, wo ſie ihn abgeholt hatten, indeſſen die übrigen Mandarine, ſammt den Doktoren heim gingen, nicht ohne Unruhe über die Antwort, welche die Tochter Altun-Chans auf Kalafs Frage ertheilen würde.

Drei und ſiebzigſter Tag.

Die Prinzeſſinn Turandokt begab ſich mit zwei jungen Sklavinnen, ihren Vertrauten, nach ihrem Palaſte. Sobald ſie in ihrem Zimmer war, riß ſie ihren Schleier ab, warf ſich auf ein Sopha, und ließ ihren heftigen Gemüthsbewegungen freien Lauf: Beſchämung und Verdruß malten ſich auf ihrem

Antlitze; ihre ſchon vom Weinen gebadeten Augen vergoſſen neue Thränen; ſie riß den Blumenſchmuck von ihrem Haupte, und zerſtreute ihre ſchönen Haare. Ihre beiden Sklavinnen verſuchten, ſie zu tröſten; ſie aber ſagte zu ihnen: „Laßet mich, eine wie die andere; gebet euch nicht verlorene Mühe: ich höre nur auf meine Verzweiflung; ich will weinen und mich betrüben. Ach! wie groß wird morgen meine Beſchämung ſein, wenn ich in voller Rathsverſammlung, angeſichts der größten Gelehrten von China, bekennen muß, daß ich die mir vorgelegte Frage nicht beantworten kann! „Iſt das," werden ſie ſagen, „dieſe geiſtreiche Prinzeſſinn, welche ſich rühmt, alles zu wiſſen, und der es ein Spiel iſt, das ſchwerſte Räthſel aufzulöſen?" —

Leider!" fuhr ſie fort, „ſie nehmen alle Theil für den jungen Prinzen: ich habe ſie erbleichen und erſchrecken ſehen, als er verlegen ſchien; und wieder voll Freuden, als er den Sinn meiner Fragen durchdrang. Ich werde die tödtliche Kränkung haben, ſie nochmals über mein Herzeleid erfreut zu ſehen, wenn ich mich für überwunden bekenne: welches Vergnügen wird ihnen nicht dieß ſchmähliche Geſtändnis erregen, und welche Qual iſt es nicht für mich, dazu gezwungen zu ſein, es abzulegen!"

„Meine Fürſtinn," ſagte hierauf eine der Sklavinnen, „anſtatt euch zum voraus ſchon ſo zu betrüben, anſtatt euch die Beſchämung vorzumalen, welche ihr morgen haben ſollt, würdet ihr nicht beſſer thun, daran zu denken, wie derſelben zuvor zu kommen iſt? Iſt denn die Frage, welche er euch vorgelegt hat, ſo ſchwer, daß ihr ſie nicht beantworten könnet? vermöchtet ihr, mit dem Geiſte und Scharfſinn, welche ihr beſitzt, nicht damit zu Stande zu kommen?"

„Nein," antwortete Turandokt, „das iſt unmöglich; er frägt mich: wie heißt der Prinz, welcher, nachdem er tauſend Mühſeligkeiten erduldet, und ſein Brod gebettelt hat, in dieſem Augenblick auf dem Gipfel der Freude und des Ruhmes iſt? Ich begreife wohl, daß er ſelber dieſer Prinz iſt; aber weil ich ihn gar nicht kenne, ſo kann ich auch ſeinen Namen nicht ſagen."

„Indeſſen, Herrinn," verſetzte dieſelbe Sklavinn, „habt ihr doch verſprochen, morgen im Divan den Prinzen zu nennen; und da ihr dieſes Verſprechen gethan habt, ſo hofftet ihr ohne Zweifel, es halten zu können?"

„Ich hoffte gar nichts," erwiederte die Prinzeſſinn, „und ich habe nur Aufſchub verlangt, um lieber vor Verdruß zu ſterben, als genöthigt zu ſein, meine Beſchämung zu geſtehen, und den Prinzen zu heiraten."

„Das iſt ein verzweifelter Entſchluß,“ ſagte hierauf die andere vertraute Sklavinn: „ich weiß wohl, Herrinn, daß kein Mann euer würdig iſt; aber man muß geſtehen, daß dieſer hier ausgezeichnete Verdienſte hat: ſeine Schönheit, ſein edles Weſen, und ſein Verſtand müßen zu ſeinen Gunſten bei euch ſprechen.“

„Ich laße ihm Gerechtigkeit wiederfahren,“ unterbrach ſie die Prinzeſſinn; „gibt es einen Prinzen auf der Welt, welcher verdient, daß ich ihn mit einem günſtigen Auge anſehe, ſo iſt es dieſer hier. Anfangs ſogar, ich bekenne es, bevor ich ihn befragt, habe ich ihn bedauert; ich habe bei ſeinem Anblicke geſeufzet; und was bis auf dieſen Tag mir noch niemals begegnet iſt, es fehlte wenig daran, daß ich wünſchte, er möchte meine Fragen richtig beantworten. Es iſt wahr, daß ich in demſelben Augenblick über meine Schwachheit erröthete; aber meine Feſtigkeit hat ſie überwunden, und die richtigen Antworten, welche er mir gab, haben mich vollends gegen ihn empört; alle die Beifallsbezeigungen, welche die Doktoren ihm ertheilten, haben mich dermaßen gekränkt, daß ich nichts mehr für ihn fühlte, und noch fühle, als die Regungen des Haſſes. — O unglückliche Turandokt! ſtirb alsbald vor Verdruß und Herzeleid, daß du einen Jüngling angetroffen haſt, der dich mit Schmach zu bedecken, und dich zu zwingen vermochte, ſeine Gattinn zu werden.“

Nach dieſen Worten, verdoppelte ſie ihre Thränen, und in der Heftigkeit ihrer Gemüthsbewegung verſchonte ſie weder ihre Haare, noch ihre Kleider; ſie erhub ſogar mehrmals ihre Hand gegen ihre ſchönen Wangen, um ſie zu entſtellen und ihre Reize zu beſtrafen, als die erſten Urheber ihrer erlittenen Beſchämung, wenn ihre Sklavinnen, die ihre Wuth bewachten, ihr Geſicht nicht davor gerettet hätten; aber ſie bemühten ſich vergeblich ſie zu tröſten, ſie vermochten nicht, ihre Unruhe zu beſänftigen.

Während ſie in dieſem qualvollen Zuſtande war, ſchwamm der Prinz von Nogaïs, entzückt über ſeinen Erfolg in dem Divan, in Freuden, und überließ ſich der Hoffnung, am folgenden Tage ſeine Geliebte zu beſitzen.

Vier und ſiebzigſter Tag.

Als der König aus dem Verſammlungsſaal in ſeine Zimmer zurückgekehrt war, ſandte er nach Kalaf, um ſich noch beſonders mit ihm über die Vorgänge im Divan zu unterhalten. Der Prinz von Nogaïs folgte ſogleich dem Befehle des Monarchen, welcher ihn mit großer Zärtlichkeit umarmte, und zu ihm ſagte:

„Ach, mein Sohn, komm und reiß mich aus der Unruhe, in welcher ich bin: ich fürchte, daß meine Tochter die Frage beantwortet, welche du ihr vorgelegt haſt. Warum haſt du dich der Gefahr ausgeſetzt, den Gegenſtand deiner Liebe wieder zu verlieren?“

„Herr,“ antwortete Kalaf, „Euer Majeſtät beſorge nichts; es iſt unmöglich, daß die Prinzeſſinn mir morgen ſage, wie der Prinz heiße, deſſen Namen ich ſie gefragt habe, weil ich ſelber dieſer Prinz bin, und weil niemand an euerm Hofe mich kennt.“

„Dieſe Worte beruhigen mich,“ rief der König mit Entzücken aus; „ich war beſorgt, ich geſtehe es dir. Turandokt iſt ſehr ſcharfſinnig; die Gewandheit ihres Geiſtes ließ mich für dich zittern: aber, Dank ſei dem Himmel, du beruhigſt mich wieder. Welche Leichtigkeit ſie auch hat, den Sinn von Räthſeln zu enthüllen, ſo kann ſie wirklich doch nicht deinen Namen errathen; ich klage dich nicht mehr der Tollkühnheit an, und ich erkenne, daß, was mir ein Mangel an Klugheit ſchien, eine geiſtreiche Wendung iſt, deren du dich bedient haſt, um meiner Tochter jeden Vorwand abzuſchneiden, ſich deinen Wünſchen zu verſagen.“

Nachdem Altun-Chan mit Kalaf über die der Prinzeſſinn vorgelegte Frage gelacht hatte, gefiel es ihm, ſich mit der Jagd zu beluſtigen; er bekleidete ſich mit einem engen gelben Kaftan, und ließ ſeinen Bart in einen Beutel von ſchwarzem Taft ſtecken. Die

Mandarine mußten ſich auf ſeinen Befehl bereit halten, ihn zu begleiten; und er ließ auch dem Prinzen von Nogaïs ein Jagdkleid bringen. Sie nahmen zuſammen in der Eile einen Imbiß, und verließen ſodann den Palaſt. Die Mandarine waren, in offenen Trageſtühlen von Elfenbein mit Gold geſchmückt, an der Spitze; jeder hatte ſechs Mann, welche ihn trugen, zwei gingen mit Strickgeißeln vor ihm her, und zwei andere folgten ihm mit ſilbernen Schildern, auf welchen in großen Schriftzügen alle ſeine Aemter und Würden geſchrieben ſtanden. Auf die Mandarine folgten der König und Kalaf, in einer Sänfte von rothem Sandelholz, welche, von zwanzig Offizieren getragen, ebenfalls offen, und auf welche der erſte Namensbuchſtabe des Königs und mehrere Thierbilder in Silber gemalt waren; zwei Generale von dem Heere Altun-Chans hielten, jeder auf einer Seite der Sänfte, einen breiten Fächer, um ſie vor der Hitze zu bewahren; und dreitauſend Verſchnittene hinterdrein beſchloſſen den Zug.

Als ſie an den Ort gekommen waren, wo die Jägermeiſter mit Stoßvögeln den König erwarteten, begann man die Wachteljagd, welche bis Sonnenuntergang dauerte.

Hierauf kehrte der Fürſt mit ſeinem Gefolge nach dem Palaſt in derſelben Ordnung zurück, wie ſie denſelben verlaßen hatten. Sie fanden in einem Hofe, unter mehreren Gezelten von buntfarbigem Taft, eine Unzahl von kleinen wohlgefirnißten*) Tiſchen mit allen Arten geſchnittener Fleiſchſpeiſen bedeckt. Kalaf und die Mandarine ſetzten ſich, nach dem Beiſpiele des Königs, jeder an einen beſonderen Tiſch, neben welchem ein Schenktiſch ſtand. Sie begannen damit, mehrere Gläſer Reiswein**) zu leeren, bevor ſie die Speiſen berührten; ſodann aßen ſie bloß, ohne zu trinken.

Nachdem das Mahl beendigt war, führte Altun-Chan den Prinzen von Nogaïs in einen großen hell erleuchteten Saal, in welchem Stühle, wie zum Anſehen eines Schauſpiels aufgeſtellt waren; und alle Mandarine folgten ihnen dahin. Der König beſtimmte die Rangordnung, und ließ Kalaf neben ſich ſitzen, auf einem großen Throne von Ebenholz, mit feiner durchbrochener Arbeit von Gold geſchmückt.

---

*) Man ißt in China von Tiſchen, welche mit einem Firniß namens Scharan überzogen ſind: er dient anſtatt der Tiſchtücher und Handtücher; auch braucht man keine Meſſer, weil alle Speiſen geſchnitten werden, bevor man ſie herumreicht; und anſtatt der Gabeln bedient man ſich zweier Stäbchen.

**) Der aus Reis gemachte Wein, von Ambra-Farbe, iſt eben ſo köſtlich, als der Spaniſche Wein.

Sobald jedermann ſeinen Platz eingenommen hatte, traten Sänger und Spielleute herein, die ſehr ergötzlich zuſammen ſangen und ſpielten. Altun-Chan war davon entzückt; und eingenommen für ſeine Chineſiſche Muſik, fragte er von Zeit zu Zeit den Sohn des Timurtaſch, was er davon dächte; und dieſer junge Prinz erhub ſie, aus Gefälligkeit, über alle Muſiken der Welt.

Als das Konzert beendigt war, entfernten ſich die die Sänger und Spielleute, um einem künſtlichen Elephanten Platz zu machen, welcher durch Federgetriebe mitten in den Saal ſchritt, und ſechs Tänzer ausſpie, welche anfingen gefährliche Sprünge zu machen. Sie waren beinahe nackt, und trugen nur Tanzſchuhe,*) Hoſen von Indiſcher Leinwand und Mützen von Brokat. Nachdem ſie ihre Biegſamkeit und Behendigkeit durch tauſend überraſchende Wendungen hatten ſehen laßen, kehrten ſie in den Elephanten zurück, der wieder hinausging, ſo wie er herein gekommen war.

Sodann traten Schauſpieler**) auf, welche auf der Stelle ein Stück vorſtellten, deſſen Inhalt ihnen der König vorſchrieb.

---

*) Sie heißen Nalänen.

**) Die Chineſiſchen Schauſpieler, ſowohl die des Königs, als die übrigen, ſpielen auf der Stelle alles, was man ihnen

Als alle dieſe Vergnügungen beendigt, und die Nacht ſchon weit vorgerückt war, erhub ſich der König mit Kalaf, um ſich nach ihren Zimmern zur Ruhe zu begeben, und alle Mandarine gingen heim.

Fünf und ſiebzigſter Tag.

Der junge Prinz von Nogaïs wurde von Verſchnittenen, mit Schlangenkerzen*) auf goldenen Leuchtern, in ſein Gemach geführt, und ſchickte ſich an, der Süßigkeit des Schlafes zu genießen, ſo viel die Ungeduld, nach dem Divan zurückzukehren, es ihm verſtattete, als er beim Eintritt in ſein Zimmer, darin eine junge Dame fand: ſie trug ein ſehr weites Gewand von rothem Brokat mit ſilbernen Blumen, und darunter ein engeres Kleid von weißer Seide mit Gold geſtickt, und mit Rubienen und Smaragden beſäet; auf dem Kopfe hatte ſie eine einfache Mütze von roſenfarben Taft, mit Perlen beſetzt und ganz leicht

---

aufgiebt, wie die Italieniſchen Schauſpieler der comedia dell' arte.

*) Dieſe werden aus dem Oehl einer gewiſſen Schlange und etwas Wachs gemacht. Sie ſind weißer und geben ein glänzenderes Licht als die gewöhnlichen Wachslichter.

mit Silber geſtickt. Dieſe bedeckte nur den obern Theil des Kopfes und ließ ſehr ſchöne lockige, mit einigen künſtlichen Blumen geſchmückte Haare ſehen: in Betreff ihres Wuchſes und ihres Antlitzes konnte man nichts ſchöneres und vollkommeneres ſehen, nächſt der Prinzeſſinn von China.

Der Sohn des Timurtaſch war ſehr überraſcht, mitten in der Nacht und ganz allein eine ſo reizende Frau in ſeinem Zimmer anzutreffen. Er würde ſie nicht ungeſtraft betrachtet haben, wenn er nicht Turandokt geſehen hätte: aber wie konnte der Liebende dieſer Prinzeſſinn noch Augen für eine andere haben?

Sobald die Frau ihn bemerkte, ſtand ſie auf von dem Sopha, auf welchem ſie ſaß, und ihren Schleier hingelegt hatte, und nach einer tiefen Verneigung des Hauptes, ſprach ſie:

„Prinz, ich zweifle nicht, daß ihr ſehr erſtaunt ſeid, hier eine Frau zu finden; denn euch iſt, ohne Zweifel, nicht unbekannt, daß es, bei ſehr harter Strafe den Männern und Frauen dieſes Harems verboten iſt, irgend eine Gemeinſchaft mit einander zu haben: aber die Wichtigkeit der Dinge, welche ich euch zu ſagen habe, bewog mich, alle Gefahren zu verachten; ich bin ſo geſchickt und glücklich geweſen, alle Hinderniſſe zu heben, welche meiner Abſicht entgegen ſtanden: ich habe die euch bedienenden Verſchnittenen gewonnen, kurz, ich bin in euer Zimmer gelangt. Es bleibt mir nur noch übrig zu ſagen, was mich her führet, und das ſollt ihr jetzo hören.“

Dieſer Eingang zog Kalaf an; er zweifelte nicht, daß dieſe Frau, weil ſie einen ſo gefährlichen Schritt gethan, ihm Dinge zu ſagen hätte, welche ſeine Aufmerkſamkeit verdienten. Er bat ſie, ſich wieder auf das Sopha niederzulaßen; ſie ſetzten ſich alle beide darauf, und die Frau begann nun folgendermaßen:

„Herr, ich muß damit anfangen, euch zu ſagen, daß ich die Tochter eines dem Altun-Chan zinsbaren Chans bin. Mein Vater war vor mehreren Jahren ſo kühn, den gewöhnlichen Tribut zu verweigern; er vertraute etwas zu viel auf ſeine Erfahrung in der Kriegskunſt und auf die Tapferkeit ſeiner Soldaten, und ſetzte ſich in den Vertheidigungsſtand, auf den Fall den Angriffs. Dieſer blieb nicht aus: der König von China, durch ſeine Vermeſſenheit gereizt, ſchickte gegen ihn ſeinen geſchickteſten Feldherrn mit einem mächtigen Heere. Mein Vater, obwohl nicht ſo ſtark, ging ihm entgegen. In einer blutigen Schlacht, welche am Geſtade eines Stromes geliefert wurde, blieb der Chineſiſche Feldherr Sieger. Mein Vater fiel, von tauſend Wunden durchbohrt, in der Schlacht; aber ſterbend befahl er noch, ſeine Frauen und ſeine Kinder in den Strom zu ſtürzen, um ſie vor der Sklaverei zu bewahren. Die mit dieſem edelmüthigen, aber unmenſchlichen Befehle beauftragten vollzogen ihn; ſie ſtürzten mich mit meiner Mutter, meinen Schweſtern und zwei Brüdern, welche ihrer Kindheit wegen noch bei uns waren, ins Waſſer. Der Chineſiſche Feldherr kam in demſelben Augenblick in die Gegend des Fluſſes, wo man uns hineingeſtürzt hatte, um unſer klägliches Schickſal zu vollenden. Dieſes jammervolle und entſetzliche Schauſpiel erregte ſein Mitleid; er verſprach denjenigen ſeiner Soldaten eine Belohnung, welche die Ueberreſte der Familie des beſiegten Chans retteten. Mehrere Chineſiſche Reiter ſprengten, ungeachtet des reißenden Stroms, ſogleich hinein, und ſpornten ihre Pferde überall hin, wo ſie unſere Leiber ſchwimmen und mit dem Tode ringen ſahen. Sie retteten einen Theil von uns; aber ihre Hülfe war fruchtlos, außer allein für mich: ich athmete noch, als ſie mich ans Land brachten; die übrigen waren ſchon verſchieden. Der Feldherr hatte große Sorgfalt für meine Erhaltung, als wenn ſein Ruhm deſſen bedurft, und meine Gefangenſchaft ſeinem Siege noch einen neuen Glanz verliehen hätte. Er führte mich hieher, und überlieferte mich dem Könige, nachdem er ihm von ſeinen Thaten Rechenſchaft abgelegt hatte. Altun-Chan machte mich zur Geſpielinn der Prinzeſſinn, ſeiner Tochter, welche zwei oder drei Jahre jünger iſt, als ich.

Obgleich ich noch nicht aus der Kindheit getreten war, ſo unterließ ich jedoch nicht, zu bedenken, daß ich eine Sklavinn geworden, und daß meine Geſinnung ſich nach meinem Unglücke bequemen mußte: ich erforſchte alſo die Gemüthsart Turandokts; ich bemühte mich, ihr zu gefallen, und es gelang mir durch meine Gefälligkeit und Aufmerkſamkeit ſo gut, daß ich ihre Freundſchaft gewann. Seit dieſer Zeit theile ich ihr Vertrauen mit einem Fräulein von hoher Geburt, welche das Misgeſchick ihres Hauſes ebenfalls in die Sklaverei gebracht hat.

Verzeihet mir, Herr," fuhr ſie fort, „dieſe Erzählung, welche nichts mit dem Gegenſtande gemein hat, der mich hieher führt. Ich glaubte euch aber unterrichten zu müßen, daß ich von edlem Geblüte bin, damit ihr deſto mehr Vertrauen zu mir faſſet; denn die wichtige Mittheilung, welche ich euch zu machen habe, iſt von der Art, daß eine bloße Sklavinn wenig Glauben bei euch finden würde. Ja, ich weiß ſelbſt nicht, ob ich, als Tochter eines Chans, euch werde überreden können: wird ein von Turandokt bezauberter Prinz dem Glauben beimeſſen, was ich ihm von derſelben zu ſagen komme?"

„Kanüme,"*) unterbrach ſie an dieſer Stelle der Sohn des Timurtaſch, „laßt mich nicht länger in Ungewißheit ſchweben; ich bitte euch, eröffnet mir, was ihr mir von der Prinzeſſinn von China zu ſagen habt.“

---

*) d. h. Prinzeſſinn.

„Herr,“ fuhr das Fräulein fort, „Turandokt, die unmenſchliche Turandokt, hat den Anſchlag gemacht, euch ermorden zu laßen.“

Bei dieſen Worten ſank Kalaf auf dem Sopha zurück, und blieb in der Stellung eines von Staunen und Entſetzen ergriffenen Menſchen.

Sechs und ſiebzigſter Tag.

Die Prinzeſſinn-Sklavinn, welche die Beſtürzung des jungen Prinzen wohl vorausgeſehen hatte, fuhr fort:

„Ich verwundere mich nicht, daß ihr dieſe ſchreckliche Nachricht ſo aufnehmet, und ich ſehe wohl, daß ich Recht hatte, zu zweifeln, ob ihr ſie glauben würdet.“

„Gerechter Himmel!“ rief Kalaf aus, als er ſich von ſeiner Beſtürzung erholt hatte, „habe ich recht gehört? die Prinzeſſinn von China, iſt ſie eines ſo ſchwarzen Anſchlags fähig? wie hat ſie ihn faſſen können?“

„Prinz,“ antwortete ihm das Fräulein, „höret, auf welche Weiſe ſie zu dieſem ſchrecklichen Entſchluſſe gekommen iſt: als ſie heute Morgen den Divan verließ, wo ich hinter ihrem Throne ſtand, hatte ſie eiden tödtlichen Verdruß über das dort Vorgegangene; ſie kam in den heftigſten Bewegungen des Haſſes und der Wuth wieder in ihr Zimmer; lange dachte ſie über die Frage nach, welche ihr ihr vorgelegt habt, und da ſie keine ihr genügende Beantwortung derſelben finden konnte, ſo überließ ſie ſich der Verzweiflung. Ich, und auch die andere vertraute Sklavinn, wir haben nichts unverſucht gelaßen, die Heftigkeit ihrer Aufwallungen zu beſänftigen. Wir haben ſelbſt all unſer Mögliches gethan, um ihr günſtigere Geſinnungen für euch einzuflößen; wir haben ihr euer edles Ausſehen und euern Geiſt gerühmt, und ihr vorgeſtellt, daß ſie, anſtatt ſich ſo unmäßig zu betrüben, ſich lieber entſchließen ſollte, euch die Hand zu reichen. Sie aber hat uns durch einen Strom von beleidigenden Worten, welche ihr gegen die Männer entfuhren, Stillſchweigen auferlegt; der liebenswürdigſte macht nicht mehr Eindruck auf ſie, als der häßlichſte und misgeſchaffenſte.

„Sie ſind allzumal,“ ſagte ſie, „verächtliche Gegenſtände, für welche ich immer nur Abſcheu empfinden werde. Aber gegen den, der zuletzt aufgetreten iſt, habe ich noch ſtärkern Haß, als gegen alle die übrigen; und weil ich mich nicht anders als durch ſeinen Tod von ihm befreien kann, ſo will ich ihn ermorden laßen.“

Ich habe dieſen abſcheulichen Vorſatz bekämpft," fuhr die Prinzeſſinn Sklavinn fort; „ich habe Turandokt alle ſchreckliche Folgen derſelben zu Gemüthe geführt. Ich habe ihr das Unrecht vorgeſtellt, welches ſie ſich ſelber anthun würde, und den gerechten Abſcheu, welchen die zukünftigen Zeitalter bei ihrem Andenken empfinden würden. Ihrerſeits hat auch die andre vertraute Sklavinn nicht unterlaßen, meine Gründe durch die ihrigen zu unterſtützen: aber alle unſere Reden ſind vergeblich geweſen, wir haben ſie nicht von ihrem Vorhaben abwenden können. Sie hat alſo vertraute Verſchnittene beauftragt, euch morgen früh das Leben zu nehmen, indem ihr aus eurem Palaſte tretet, um euch in den Divan zu begeben."

„O unmenſchliche Prinzeſſinn! heimtückiſche Turandokt!" rief der Prinz von Nogaïs aus, „auf ſolche Weiſe alſo willſt du die Zärtlichkeit des unglücklichen Sohns des Timurtaſch krönen? Kalaf erſchien dir alſo abſcheulich, weil du dich lieber durch ein dich entehrendes Verbrechen ſeiner entledigen, als dein Schickſal mit dem ſeinen verknüpfen willſt! Großer Gott! aus wie wunderlichen Abenteuern iſt mein Leben zuſammengeſetzt! Bald ſchien ich eines beneidenswerthen Glücks zu genießen, und bald wieder bin ich in einen Abgrund des Elends verſunken!"

„Herr," ſagte hierauf das Fräulein, „wenn auch der Himmel euch Unglück erfahren läßt, ſo will er wenigſtens doch nicht, daß ihr demſelben erlieget, weil er euch vor den Gefahren warnt, welche euch bedrohen. Ja, Prinz, er iſt es ohne Zweifel der mir den Gedanken eingegeben hat, euch zu retten; denn ich komme nicht allein um euch eine gegen euer Leben gelegte Schlinge zu entdecken, ſondern euch auch die Mittel anzugeben, derſelben zu entgehen. Durch Vermittelung einiger mir zugethaner Verſchnittenen, habe ich die Soldaten der Wache gewonnen, welche euch den Ausgang aus dem Palaſt erleichtern werden. Weil man aber, nach eurer Flucht, nicht unterlaßen wird, Nachſuchungen anzuſtellen, und bald ausforſchen wird, daß ich der Urheber davon bin, ſo habe ich beſchloſſen, mit euch zu entfliehen, um mich von dieſem unſeligen Hofe zu entfernen, wo ich mehr als eine Urſache zum Ueberdruſſe habe: meine Sklaverei macht ihn mir verhaßt, und ihr traget noch mehr dazu bei.

Es ſtehen,“ fuhr ſie fort, „an einem Orte dieſer Stadt Pferde bereit, die uns erwarten. Laßt uns alſo fliehen, und wo möglich das Gebiet des Stammes Berlas erreichen. Bande des Blutes verknüpfen mich mit dem Fürſten Alinger, dem Beherrſcher deſſelben; er wird eine große Freude haben, ſeine Verwandte aus den Feſſeln des ſtolzen Altun-Chans befreiet zu ſehen, und er wird euch als meinen Befreier empfangen. Dort können wir beide unter ſeinen

Zelten ruhiger und glücklicher leben, als hier: ich, erlöſet aus den Banden meiner Gefangenſchaft; und ihr, Herr, könnt dort wohl eine Prinzeſſinn finden, die ſchön genug iſt, um eure Liebe zu verdienen, und die, weit entfernt, euerm Leben nachzuſtellen, um nicht eure Gattinn zu werden, nur mit der Sorge beſchäftigt ſein wird, euch zu gefallen, wenn ſie im Stande iſt, das Glück eines ſolchen Prinzen zu machen, wie ihr ſeid. Laßt uns keine Zeit verlieren, und morgen früh, wenn die Sonne ihren Lauf beginnt, müße ſie uns ſchon weit weg von Peking finden!"

Kalaf antwortete: „Schöne Prinzeſſinn, ich habe euch tauſend Dank zu ſagen, daß ihr mich aus der Gefahr befreien wollet, worin ich mich befinde. Warum kann ich, zur Erkenntlichkeit, euch nicht aus der Sklaverei befreien, und euch zu der Horde des Chans von Berlas, eures Verwandten, führen! Welches Vergnügen ſollte es mir gewähren, euch ſeinen Händen zu überliefern! ich würde mich dadurch mancher Verpflichtungen entledigen, welche ich ihm habe. Aber ſaget ſelber, Kanüme, darf ich alſo den Augen Altun-Chans entſchwinden? was würde er von mir denken? er würde glauben, daß ich nur an ſeinen Hof gekommen wäre, um euch zu entführen; und während ich nur entflöhe, um ſeiner Tochter ein Verbrechen zu erſparen, würde er mich anklagen, die

Rechte der Gaſtfreundſchaft verletzt zu haben. Uebrigens muß ich bekennen, daß, wie unmenſchlich auch die Prinzeſſinn von China iſt, mein feiges Herz ſie doch nicht zu haſſen vermöchte. Was ſage ich, ſie haſſen! ich bete ſie an; ich bin ganz ihrem Willen geweihet; und weil ſie mich opfern will, ſo iſt das Schlachtopfer bereit."

Als die Prinzeſſinn Sklavinn den Prinzen von Nogaïs entſchloſſen ſah, lieber zu ſterben, als mit ihr zu entfliehen, ſo fing ſie an zu weinen, und ſagte zu ihm:

„Iſt es möglich, Herr, daß ihr den Tod, der Erkenntlichkeit gegen eine Prinzeſſinn vorzieht, deren Feſſeln ihr zu brechen vermögt? Wenn Turandokt ſchöner iſt, als ich, ſo habe ich dagegen ein anderes Herz, als ſie. Ach! als ihr heute morgen im Divan erſchienet, zitterte ich für euch; ich fürchtete, ihr möchtet die Fragen der Tochter Altun-Chans falſch beantworten; und als ihr ſie richtig auflöſtet, fühlte ich eine andere Beunruhigung in mir aufſteigen: ich ahnete ohne Zweifel, daß man eurem Leben nachſtellen würde. — Ach! mein theurer Prinz," fügte ſie hinzu, „ich beſchwöre euch, an euch ſelber zu denken, und euch nicht durch dieſe Wuth hinreißen zu laßen, welche euch dem Tode, ohne zu erbleichen, ins Angeſicht ſchauen läßt. Laßt euch durch eine blinde Leidenſchaft nicht verleiten, die Gefahr zu verachten, welche mich beunruhigt: gebet der Furcht Raum, welche mich für euch beſorgt macht, und laßt uns alle beide ungeſäumt aus dieſem Palaſt entfliehen, wo ich unleidliche Qual erdulde.“

„Theure Prinzeſſinn,“ verſetzte der Sohn des Timurtaſch auf dieſe Worte, „welches Unglück mir auch begegnen ſoll, ich kann mich zu einer ſo ſchleunigen Flucht nicht entſchließen. Ihr ſeid im Stande, ich bekenne es, euern Befreier zu belohnen, und ihm ein reizendes Loos zu bereiten: aber ich bin nicht geboren, um glücklich zu ſein; meine Beſtimmung iſt, Turandokt zu lieben; trotz dem Abſcheu, welchen ſie gegen mich hat, könnte ich, fern von ihren Augen, doch nur ein ſchmachtendes Leben hinſchleppen . . . “

„Wohlan, Undankbarer,“ unterbrach ihn ungeſtüm die Prinzeſſinn, indem ſie aufſtand, „ſo bleib denn, und entferne dich nicht von dieſem Orte, der deine Wonne ausmacht; und müßteſt du ihn mit deinem Blute bethauen, ich dränge dich nicht mehr, ihn zu verlaßen; die Flucht mit einer Sklavinn misfällt dir; und wenn du jetzt auf den Grund meines Herzens ſchaueſt, ſo leſe ich in dem deinen: welche Glut die Prinzeſſinn von China dir auch einhaucht, du hegſt doch weniger Liebe für ſie, als Abſcheu gegen mich.“

Mit dieſen Worten warf ſie ihren Schleier wieder über, und verließ Kalafs Zimmer.

Sieben und ſiebzigſter Tag.

Der junge Prinz blieb, nach der Entfernung des Fräuleins, in großer Beſtürzung auf dem Sopha. „Soll ich glauben,“ ſagte er bei ſich ſelber, „was ich ſo eben gehört habe? kann man die Unmenſchlichkeit ſo weit treiben? Aber, ach! ich darf nicht daran zweifeln: dieſe Prinzeſſinn Sklavinn hat ſich vor dem Anſchlage Turandokts entſetzt, ſie iſt gekommen, mich davor zu warnen, und die Empfindungen ſelbſt, welche ſie mir zu erkennen gegeben hat, ſind ſichere Bürgen ihrer Aufrichtigkeit. Ha! grauſame Tochter des beßten der Könige, mußt du ſo die Gaben misbrauchen, welche du vom Himmel empfangen haſt? O Gott! wie haſt du dieſe unmenſchliche Prinzeſſinn mit einer ſo vollendeten Schönheit begaben können? oder vielmehr, warum haſt du ihr eine ſo grauſame Seele bei ſo viel Schönheit gegeben?“

Anſtatt einiger Stunden Schlafs zu genießen, überließ er ſich den übrigen Theil der Nacht den kummervollſten Betrachtungen. Kurz, der Tag brach an, der Klang der Glocken und das Gelärm der Trommeln ließen ſich hören, und alsbald erſchienen ſechs Mandarine, wie den Tag zuvor, ihn zur Rathsverſammlung abzuholen. Er durchſchritt mit ihnen den Hof, wo die Soldaten des Königs in Reihen aufgeſtellt waren: er fürchtete, daß er hier ſein Leben laßen müßte, und daß ohne Zweifel die zu ſeiner Ermordung beſtellten Leute ihn bei dieſem Durchgang erwarteten; aber weit entfernt, auf ſeiner Hut zu ſein, und an ſeine Vertheidigung zu denken, ſchritt er, wie ein zum Tode entſchloſſener Mann, vorwärts, und ſchien ſogar die Meuchelmörder der Säumnis zu zeihen. Er ging indeſſen durch den Hof, ohne daß jemand ihn angriff, und gelangte in den Vorſaal des Divans. „Ah! es iſt ohne Zweifel hier,“ ſagte er bei ſich ſelber, „wo der Befehl der blutgierigen Prinzeſſinn ſoll ausgeführt werden.“ Zu gleicher Zeit blickte er ſich nach allen Seiten um, und jeder, den er anſah, erſchien ihm als ſein Mörder. Er ſchreitet gleichwohl vorwärts, und tritt in den Verſammlungsſaal, ohne den erwarteten Todesſtreich zu empfangen.

Alle Doktoren und Mandarine waren ſchon unter ihren Gezelten, und Altun-Chan ſollte bald erſcheinen. „Was iſt doch die Abſicht der Prinzeſſinn?“ ſagte er jetzo bei ſich ſelber: „will ſie etwa Zeuginn meines Todes ſein, und will ſie mich vor den Augen ihres Vaters ermorden laßen? Sollte der König gar Mitwiſſer dieſes Anſchlags ſein? Was ſoll ich davon denken? ſollte ſie etwa ihre Geſinnung geändert, und mein Todesurtheil widerrufen haben?“

Während er in dieſer Ungewißheit ſtand, öffnete ſich die Thüre des innern Palaſtes, und der König mit Turandokt trat in den Saal. Beide ſetzten ſich auf ihre Throne, und der Prinz von Nogaïs ſtand vor ihnen, und in derſelben Entfernung, wie am vorigen Tage.

Sobald der Kolao den König ſitzen ſah, ſtand er auf, und fragte den jungen Prinzen, ob er ſich ſeines Verſprechens erinnerte, auf die Prinzeſſinn zu verzichten, wenn ſie die ihr von ihm vorgelegte Frage richtig beantwortete.

Kalaf antwortete mit Ja, und betheuerte von neuen, daß er unter dieſer Bedingung, ſeinen Anſpruch, des Königs Eidam zu werden, aufgäbe.

Der Kolao wandte ſich hierauf zu Turandokt, und ſprach:

„Ihr wißt, welcher Eid euch bindet, und wem ihr euch unterwerfen müßt, wenn ihr gegenwärtig nicht den Prinzen nennet, deſſen Namen er euch gefragt hat.

Der König, überzeugt, daß ſie Kalafs Frage nicht beantworten könnte, ſagte zu ihr:

„Meine Tochter, du haſt volle Zeit gehabt, über die dir vorgelegte Frage nachzudenken; aber wenn man dir auch ein ganzes Jahr dazu gewährete, ſo glaube ich doch, du müßteſt, ungeachtet deines Scharfſinnes, endlich bekennen, daß es eine undurchdringliche Aufgabe für dich iſt. Alſo, weil du ſie nicht zu errathen vermagſt, ergib dich gutwillig der Liebe [illegible] jungen Prinzen, und genüge meinem Wunſc[illegible]hn als deinen

Gemahl zu ſehen: er iſt würdig, es zu ſein, und mit dir einſt, nach mir, die Völker China's zu beherrſchen."

„Herr," verſetzte Turandokt, „warum bildet ihr euch ein, daß ich die Frage dieſes Prinzen nicht zu beantworten vermöge? das iſt keineswegs ſo ſchwer, als ihr denket. Wenn ich geſtern die Beſchämung hatte, beſiegt zu werden, ſo getröſte ich mich heute der Ehre, zu ſiegen. Ich will alsbald dieſen verwegenen Jüngling zu Boden ſchlagen, der eine zu geringe Meinung von meinem Verſtande hatte. Er wiederhole mir ſeine Frage, und ich will ſie beantworten."

„Herrinn," ſagte hierauf der Prinz von Nogaïs, „ich frage euch: Wie heißt der Prinz, welcher, nachdem er tauſend Mühſeligkeiten erduldet und ſein Brot gebettelt hat, in dieſem Augenblick auf dem Gipfel der Freude und des Ruhmes iſt?"

„Dieſer Prinz," antwortete Turandokt, „heißt Kalaf, und iſt der Sohn des Timurtaſch."

Sobald Kalaf ſeinen Namen ausſprechen hörte, verwandelte er die Farbe, ſeine Augen umhüllte dichtes Dunkel, und er ſtürzte auf der Stelle beſinnungslos nieder.

Der König und die ganze Verſammlung erkannten daraus, daß Turandokt in der That den Prinzen genannt hatte, deſſen Name von ihr gefragt war; ſie erbleichten, und waren in großer Beſtürzung.

Acht und ſiebzigſter Tag.

Nachdem Kalaf durch die Bemühungen der Mandarine und des Königs ſelbſt, der von ſeinem Throne herab ihm zu Hülfe eilte, von ſeiner Ohnmacht wieder zu ſich gekommen war, wandte er ſich zu der Prinzeſſinn Turandokt und ſprach:

„Schöne Prinzeſſinn, ihr ſeid im Irrthume: der Sohn des Timurtaſch iſt in dieſem Augenblicke keinesweges auf dem Gipfel der Freude und des Ruhmes; er iſt vielmehr mit Schmach bedeckt und von Leid niedergeworfen.“

„Ich gebe es zu,“ ſagte die Prinzeſſinn, „daß ihr in dieſem Augenblicke nicht auf dem Gipfel der Freude und des Ruhmes ſeid; aber ihr waret es, als ihr mir eure Frage vorlegtet: alſo, Prinz, anſtatt zu nichtigen Spitzfündigkeiten eure Zuflucht zu nehmen, geſtehet lieber gutwillig, daß ihr die Anſprüche verloren habt, welche ihr an Turandokt hattet. Ich kann euch demnach meine Hand verſagen, und euch der Reue überlaßen, ſie verfehlt zu haben: indeſſen will ich euch gern bekennen, und erkläre es hier öffentlich, ich bin in eurer Hinſicht anders geſonnen, und die Freundſchaft, welche der König mein Vater für euch gefaßt hat, und eure beſonderen Verdienſte beſtimmen mich, euch zum Gemahl anzunehmen.“

Bei dieſem Ausſpruch erſcholl der Saal des Divans von tauſendfältigem Freudengeſchrei. Die Mandarine und Doktoren bezeigten laut ihren Beifall über die Worte der Prinzeſſinn; der König näherte ſich ihr, umarmte ſie, und ſprach zu ihr:

„Meine Tochter, du konnteſt keinen Entſchluß faſſen, der mir angenehmer wäre: dadurch wirſt du den üblen Eindruck wieder austilgen, welchen du auf die Gemüther meines Volks gemacht haſt, und einem Vater die Genugthuung gewähren, welche er ſeit langer Zeit von dir erwartete, und ſchon verzweifelte jemals zu erlangen. Ja, dein Abſcheu gegen alle Männer, dieſer der Natur ſo widerſprechende Abſcheu, benahm mir die ſüße Hoffnung, von dir einen Prinzen meines Geblütes zu erhalten. Glücklicherweiſe findet dieſer Haß heute ſein Ziel; und, was meinen Wünſchen die Krone aufſetzt, du verlöſcheſt ihn zu Gunſten eines jungen Helden, der mir ſo theuer iſt. — Aber erkläre uns,“ fügte er hinzu, „wie du den Namen dieſes Prinzen errathen konnteſt, welcher dir doch ganz unbekannt war? durch welchen Zauber haſt du ihn entdeckt?“

„Herr,“ antwortete Turandokt, „nicht durch Bezauberung habe ich ihn erfahren, ſondern durch ein ſehr einfaches Abenteuer: eine meiner Sklavinnen hat dieſe Nacht den Prinzen Kalaf beſucht und die Gewandheit gehabt, ihm ſein Geheimnis zu entreißen. Er wird mir verzeihen, dieſen Verrath benutzt zu haben, weil ich keinen üblern Gebrauch davon mache.“

„Ah! reizende Turandokt,“ rief jetzo der Prinz von Nogaïs aus, „iſt es denn möglich, daß ihr ſo günſtige Geſinnungen für mich heget? Aus welchem grauenvollen Abgrunde zieht ihr mich empor, um mich auf den höchſten Gipfel der Welt zu erheben! Ach! wie ungerecht war ich! während ihr mir ein ſo ſchönes Loos bereitetet, wähnte ich euch der ſchwärzeſten Verrätherei ſchuldig. Getäuſcht durch ein ſchreckliches Mährchen, welches meinen Geiſt beunruhigte, vergalt ich eure Huld mit beleidigendem Argwohne: wie ungeduldig bin ich, zu euren Füßen meine Ungerechtigkeit zu ſühnen!“

Der verliebte Sohn des Timurtaſch war im Begriff, ſich in zärtlichen und leidenſchaftlichen Reden zu ergießen, als er plötzlich genöthigt war, zu ſchweigen, um eine Sklavinn zu hören und zu betrachten, welche bisher hinter der Prinzeſſinn von China geſtanden hatte, und nun mitten in die Verſammlung hervortrat, ſo daß alle Welt ſich darüber verwunderte: ſie ſchlug ihren Schleier zurück, und alsbald erkannte ſie

Kalaf für daſſelbe Fräulein, welche er die Nacht in ſeinem Zimmer geſehen hatte; ihr Antlitz war aber bleich, wie der Tod, ihre Augen irrten umher, und ſie ſchien etwas Trübſeliges im Sinne zu haben. Alle Zuſchauer blickten ſie mit Erſtaunen an, und Altun-Chan war, wie die übrigen, in Erwartung, was ſie ſagen würde, als ſie ſich zu Turandokt wandte und folgendermaßen ſprach:

„Prinzeſſinn, es iſt Zeit euch zu enttäuſchen: ich habe den Prinzen Kalaf nicht beſucht, um ihn zu verleiten, mir ſeinen Namen zu entdecken; ich habe dieſen Schritt nicht gethan, um euch zu dienen: nein, meines eigenen Vortheils wegen habe ich ihn gewagt; ich wollte die Sklaverei verlaßen, und euch euern Geliebten entführen. Ich hatte alles vorbereitet, um mit ihm zu entfliehen; er aber hat meinen Antrag verworfen, oder vielmehr der Undankbare hat meine Zärtlichkeit verſchmähet: ich habe gleichwohl nichts geſpart, um ihn euch abſpenſtig zu machen; ich habe ihm euern Stolz mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert; ich habe ſogar ihm geſagt, daß ihr ihn heute würdet ermorden laßen: aber vergebens habe ich euch dieſen Anſchlag aufgebürdet, ich habe ſeine Standhaftigkeit nicht erſchüttern können; er weiß, welche Aufwallung ich habe blicken laßen, als ich ihn verließ, und ſeine Augen ſind Zeugen meines Verdruſſes und meiner Verwirrung geweſen. Voll Eiferſucht und

Verzweiflung, bin ich in euer Zimmer zurückgekommen; und durch eine falſche Vertraulichkeit habe ich mir aus einem Schritte, welcher nur zu meiner Schmach ausgeſchlagen iſt, ein Verdienſt bei euch gemacht. Es geſchah alſo nicht, um euch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß ich euch den Namen entdeckte, welchen ihr wiſſen wolltet, er iſt dem Prinzen bei einer Aufwallung entſchlüpft, welche er nicht zurückhalten konnte; und ich wähnte, daß ihr, bisher ſtäts feindſelig gegen die Männer, froh ſein würdet, Kalaf entfernen zu können. Kurz, ich wähnte, dadurch das verhaßte Band zu vereiteln, welches euch an einander knüpfen ſollte: weil aber mein Kunſtgriff mislungen iſt, und ihr euch entſchließet, euern Geliebten zu heiraten, ſo bleibt mir kein anderer Ausweg übrig, als dieſer hier.“

Mit dieſen Worten zog ſie unter ihrem Gewande einen Dolch hervor, und ſtieß ihn ſich in die Bruſt.

Neun und ſiebzigſter Tag.

Die ganze Verſammlung ſchauderte bei dieſem Anblick, und Altun-Chan wurde von Entſetzen ergriffen. Kalaf fühlte ſeine Freude getrübt, und Turandokt ſprang, mit einem lauten Schrei von ihrem Throne herab, der Prinzeſſinn Sklavinn zu Hülfe, um ſie, wo möglich, vom Tode zurückzuhalten; die andere vertraute Sklavinn lief auch, in derſelben Abſicht, hinzu, ſo wie jene beiden, welche die Feder und das Papier hielten: aber ehe ſie heran kamen, hatte die unglückliche Liebende, als wenn der erſte Stoß nicht hingereicht hätte, ihr das Leben zu nehmen, ihren Dolch wieder herausgezogen und ſich noch einen Stich damit gegeben. Alles, was ſie thun konnten, war, in ihren Armen den wankenden Leib der Prinzeſſinn aufzufangen.

„**Adelmülk**,"*) ſagte die Prinzeſſinn von China unter Thränen zu ihr, „meine theure Adelmülk, was haſt du gethan? Mußteſt du es bis zu dieſem Aeußerſten treiben? Warum haſt du mir dieſe Nacht nicht dein Herz eröffnet? warum ſagteſt du mir nicht, daß du dein Leben verlieren müßteſt, wenn ich den Prinzen Kalaf heiratete? Welche Anſtrengungen hätte ich nicht um eine Nebenbulerinn, wie du, gemacht?"

Bei dieſen Worten öffnete die Prinzeſſinn Sklavinn nochmals die Augen, welche der Tod ſchon zu ſchließen begann, drehte ſie ſchmachtend nach Turandokt, und ſagte zu ihr: „Es iſt um mich geſchehen, theure Prinzeſſinn, ich höre auf zu leben und zu leiden; beklaget mein Schickſal nicht, lobet vielmehr meine hochherzige Entſchließung. Ich befreie mich durch meinen Tod von einer doppelten Sklaverei: ich verlaße die Feſſeln Altun-Chans und der Liebe, welche letzten noch viel härter ſind. Ich habe mit der Muttermilch die Lehren Xaka's*) eingeſogen, man darf ſich alſo nicht verwundern, daß ich dieſer Entſchloſſenheit fähig bin."

---

*) d. h. Gerechtigkeit der Herrſchaft.

Nach dieſen Worten, ſtieß ſie einen tiefen Seufzer aus, und verſchied.

Die Mandarine und Doktoren waren von dem jammervollen Ende Adelmülks gerührt; Turandokt vergoß neue Thränen; und Kalaf, der ſich als den Urheber dieſes traurigen Ereigniſſes betrachtete, empfand einen tiefen Schmerz darüber. Der gute König von China ſchien auch ſehr betrübt darüber, und ſagte:

„Ach, unglückliche Prinzeſſinn, einziges und koſtbares Ueberbleibſel eines berühmten Hauſes, was hilft es euch gegenwärtig, daß man euch der Wuth der Wogen entriſſen hat? Leider! ihr wäret glücklicher geweſen, wenn ihr an demſelben Tage euer Schickſal erfüllt hättet, welcher den unglücklichen Keykobad, den Chan der Katalanen, und eure ganze Familie umkommen ſah: möchtet ihr wenigſtens, nachdem ihr die neun Höllen durchwandert habt, bei der nächſten Wiedergeburt als Tochter eines andern Fürſten erſcheinen!“*)

---

*) Zufolge der Sekte Xaka's, iſt nach dem Tode weder eine Belohnung zu hoffen, noch eine Beſtrafung zu fürchten.

Altun begnügte ſich nicht, die unglückliche Prinzeſſinn Adelmülk ſo zu beklagen, er veranſtaltete ihr auch ein prächtiges Leichenbegängnis. Man trug den Leichnam in einen abgeſonderten Palaſt, wo er in reiche weiße Gewänder gekleidet wurde; und bevor man ihn in den Sarg legte, ging der König mit allen ſeinen Hausbeamten hin, ihm die letzte Ehre zu bezeigen und ihm Wohlgerüche darzubringen; hierauf verſchloß man ihn in einen Sarg von Aloeholz, und ſo ſetzte man ihn auf eine Art Thron, welcher zu dieſem Zwecke mitten auf einem großen Hofe errichtet war. Dort blieb er eine ganze Woche lang ſtehen; und alle Tage waren die Frauen der Mandarine, von Kopf bis zu Füßen in Trauer gekleidet, verpflichtet ihn zu beſuchen, ihm jede vier Verbeugungen zu machen und ihr Leid zu bezeigen.

---

*) Die meiſten Chineſen bilden ſich ein, daß es neun Höllen gibt, welche die Seelen durchgehen müßen, und dann wieder ins Leben zurückkehren, aber nicht alle auf gleiche Weiſe: die Glücklichſten werden als Menſchen wiedergeboren, andere werden menſchenähnliche Thiere; und die Unglücklichſten nehmen Vogelgeſtalt an, ohne Hoffnung, bei der nächſten Wanderung wieder Menſchen zu werden.

Nach dieſer Feierlichkeit, als der Tag gekommen war, welchen der Hofaſtrolog zum Begräbnis bezeichnet hatte, wurde der Sarg auf einen Triumphwagen geſetzt, mit ſilbernen Schildern bedeckt, dazwiſchen allerlei Thierbilder, auf Pappe gemalt. Hierauf brachte man dem Schutzgeiſte des Wagens ein Opfer dar, damit das Leichenbegängnis glücklich vollendet würde; und nachdem man den Sarg mit wohlriechendem Waſſer beſprengt hatte, hub der Zug an: er dauerte drei Tage, wegen der mannigfaltigen Feierlichkeiten und Stillſtände, welche man machen mußte, bevor man den Berg erreichte, wo die Gräber der Könige von China ſind; denn Altun-Chan wollte, daß die Aſche der Prinzeſſinn Adelmülk mit der Aſche ſeines eigenen Hauſes vermiſcht würde; ſo wie Turandokt, aus Liebe zu ihrer vertrauten Sklavinn, den König ihren Vater gebeten hatte, ihr dieſe Ehre zu erweiſen.

Achtzigſter Tag.

Als der Leichenzug bei dem Berge angelangt war, wurde der Sarg von dem Wagen gehoben, und in einen andern noch reichern Sarg geſetzt. Hierauf opferte man einen Stier, welchen man mit Gewürzwein beſprengte, und brachte ihn, ſammt andern Dingen, der Erde dar; mit der Bitte, die Leiche der Prinzeſſinn gütig aufzunehmen.

Als die Leichenfeierlichkeit Adelmülks vorüber war, veränderte der Chineſiſche Hof ſein Ausſehen: man legte die Trauerkleider ab, und Vergnügungen folgten auf das Trauergepränge, womit man bisher beſchäftigt geweſen war. Altun-Chan ließ alle Anſtalten zu Kalafs Vermählung mit Turandokt machen; und während man daran arbeitete, ſchickte er Geſandte zu dem Stamme Berlas, um den Chan der Nogaïs von allem zu unterrichten, was in China vorgegangen war, und um ihn einzuladen, mit ſeiner Gemahlinn hin zu kommen.

Als die Vorbereitungen vollendet waren, wurde die Vermählung mit all dem Gepränge und all der Pracht vollzogen, welche dem Range des Paares gebührte; man gab aber Kalaf keine Hofmeiſter,*) und der König erklärte ſogar öffentlich, daß er, zum Zeichen der Hochachtung und beſondern Rückſicht für ſeinen Schwiegerſohn, ihn davon entbände, ſeiner Gemahlinn die herkömmlichen Verbeugungen zu machen. Man ſah einen ganzen Monat hindurch am Hofe nichts als Schauſpiele und Feſte; und auch in der Stadt waren große Luſtbarkeiten.

---

*) Man gibt den Schwiegerſöhnen des Königs von China gewöhnlich zwei alte Mandarine zu Lehrmeiſtern, um ſie in allem zu unterrichten, was ein Prinz wiſſen muß: unter andern muß der Füm-ma, d. h. der Gemahl der Königstochter, vor dieſer, bis ſie zwei Kinder gehabt hat, täglich vier Kniebeugungen machen.

Der Beſitz Turandokts verminderte Kalafs Liebe nicht; und dieſe Prinzeſſinn, welche bisher alle Männer mit ſo viel Verachtung betrachtet hatte, konnte ſich nicht erwehren, einen ſo vollkommenen Prinzen zu lieben.

Einige Zeit nach ihrer Vermählung, kamen die von Altun=Chan in das Land der Berlas geſchickten Geſandten in guter Geſellſchaft zurück: ſie brachten nicht allein den Vater und die Mutter des königlichen Schwiegerſohns, ſondern auch den Prinzen Alinger mit, welcher, Elmaſe'n und Timurtaſch zu Ehren, ſie mit den vornehmſten Herren ſeines Hofes bis nach Peking begleiten wollte.

Als der junge Prinz der Nogaïs von ihrer Ankunft benachrichtigt wurde, ſäumte er nicht, ihnen entgegen zu gehen: er empfing ſie an der Pforte des Palaſts, und man kann ſich vorſtellen, welche Freude er hatte, ſeinen Vater und ſeine Mutter wiederzuſehen, und welches Entzücken ſie bei ſeinem Anblick empfanden; denn dieſes iſt etwas, das nicht durch Worte ausgedrückt werden kann. Sie umarmten ſich alle drei zu wiederholten Malen, und die Thränen, welche ſie dabei vergoſſen, rührten alle gegenwärtigen Chineſen und Tataren zum Weinen.

Nach dieſen ſüßen Umarmungen, begrüßte Kalaf auch den Chan von Berlas; er bezeugte ihm, wie ſehr er durch ſeine Güte gerührt wäre, und beſonders dadurch, daß er die Urheber ſeines Lebens ſelber bis an den Hof von China hatte begleiten wollen. Worauf der Fürſt Alinger antwortete: daß er, in Unwiſſenheit über den Stand des Timurtaſch und der Elmaſe, ihnen nicht alle gebührende Ehre erwieſen, und alſo, um die ſchlechte Behandlung, welche ihnen von ihm widerfahren ſein möchte, wieder gut zu machen, dieſe Begleitung für ſeine Schuldigkeit gehalten hätte. Der Chan von Nogaïs und ſeine Gemahlinn dankten dem Fürſten von Berlas höflich dafür; ſodann gingen alle in den Palaſt, Altun-Chan zu begrüßen.

Sie fanden dieſen Monarchen in dem erſten Saale, wo er ſie erwartete; er umarmte ſie alle, einen nach dem andern, und empfing ſie höchſt vergnüglich. Von hier führte er ſie in ſein Zimmer, wo er, nachdem er dem Timurtaſch ſeine Freude über ſeine Bekanntſchaft und ſeine Theilnahme an ſeinem Unglücke bezeigt hatte, ihn verſicherte, er würde alle ſeine Kräfte aufbieten ihn an dem Sultan von Karisme zu rächen.

Und dieß war keine leere Zuſicherung; denn noch denſelben Tag wurden Befehle an die Statthalter der Provinzen geſandt, ſchleunig alle Soldaten marſchieren zu laßen, welche in den Städten ihres Gebietes ſtänden,*) und ſie nach dem Baldſchuta-See zu befehligen, welcher zum Sammelplatz eines furchtbaren Heeres auserſehen war.

Seinerſeits hatte auch der Chan von Berlas, der dieſen Krieg wohl vorausgeſehen, und zu Timurtaſchs Herſtellung in ſeinen Staaten mitzuwirken wünſchte, ſchon bei ſeiner Abreiſe dem Oberbefehlshaber ſeiner Truppen anbefohlen, ſich bereit zu halten, auf den erſten Wink ins Feld zu rücken: und jetzt entbot er ihm, ſich ſo ſchleunig als möglich bei dem See Baldſchuta einzuſtellen.

Ein und achtzigſter Tag.

Während die Offiziere und Soldaten, welche Altun-Chans Heer bilden ſollten und in den Städten des Reichs zerſtreut ſtanden, auf dem Marſche nach ihrem Vereinigungsorte waren, ließ dieſer König nichts an der guten Aufnahme ſeiner neuen Gäſte fehlen: er ließ jedem einen beſondern Palaſt anweiſen, mit einer großen Anzahl von Verſchnittenen und einer Wache von zweitauſend Mann. Jeden Tag bewirthete er ſie mit irgend einem neuen Feſt, und er richtete ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf, zu erforſchen, was ihnen Vergnügen machen könnte.

---

*) In allen Städten des Chineſiſchen Reichs ſtehen Soldaten, welche kein anderes Gewerbe als den Krieg haben; daneben gibt es andere, welche zugleich Handwerker ſind, wie Schuſter, Weber und dergleichen.

Kalaf vergaß unter den tauſendfältigen Geſchäften doch nicht ſeiner alten Wirthinn; mit Vergnügen erinnerte er ſich ihrer Theilnahme an ſeinem Schickſal: er ließ ſie in den Palaſt kommen, und bat Turandokt, ſie in ihr Gefolge aufzunehmen.

Die Hoffnung, welche Timurtaſch und Elmaſe hatten, durch Hülfe des Königs von China, wieder auf den Thron der Nogaïs-Tataren zu ſteigen, ließ ſie allmählich ihres vergangenen Unglücks vergeſſen; und der ſchöne Prinz, welchen Turandokt während dieſer Zeit gebar, verſetzte ſie auf den Gipfel der Freude. Die Geburt dieſes Kindes, welches zum Erbprinzen von China ernannt wurde, wurde in allen Städten dieſes weitläuftigen Reiches mit öffentlichen Freudenfeſten gefeiert.

Dieſe dauerten noch fort, als man durch Eilboten von den mit der Verſammlung des Heeres beauftragten Offizieren vernahm, daß alle Truppen des Königreichs, und auch die des Chans von Berlas bei dem See Baldſchuta eingetroffen wären. Sogleich reiſten Timurtaſch, Kalaf und Allinger nach dem Lager ab, wo ſie wirklich alles in Ordnung und ſiebenmalhunderttauſend Mann marſchfertig fanden.*) Sie brachen alsbald auf gen Kotan,**) von wo ſie nach Kaſchar***) zogen, und endlich betraten ſie die Staaten des Sultans von Kariſme.

Dieſer Fürſt war durch Eilboten von den Statthaltern ſeiner Gränzörter benachrichtigt von dem Anzuge und der Anzahl des feindlichen Heeres, aber anſtatt darüber beſtürzt zu ſein, rüſtete er ſich, ſie würdig zu empfangen. Er hatte ſelbſt die Kühnheit, anſtatt ſich zu verſchanzen, ihnen an der Spitze von viermalhunderttauſend Mann, welche er in Eil zuſammengerafft hatte, entgegen zu gehen. Beide Heere trafen bei Kodſchand zuſammen, und ſtellten ſich in Schlachtordnung. Chineſiſcherſeits führte Timurtaſch den rechten Flügel, Alinger den linken und Kalaf das

---

*) Dieß war leicht möglich, weil in dem ganzen Reiche über eine Million Soldaten vom Handwerk ſind: vierzigtauſend ſtehen gewöhnlich in der Stadt Peking allein.

**) Chotan oder Choten, ein Land im äußerſten Türkeſtan mit einer gleichnamigen Hauptſtadt. Auch heißt eine Chineſiſche Provinz Kara-Chotan, das ſchwarze Chotan, vielleicht wegen der Wälder oder Wildheit der Inwohner. Aus dieſem Lande kömmt der Moſchus. H.

***) Kaſchgar Stadt und Land in Türkeſtan, nach Anderen auch in Nord-China. H.

Mitteltreffen. Auf der anderen Seite vertraute der Sultan ſeinen linken Flügel ſeinem geſchickteſten Feldherrn, ſtellte den Erbprinzen von Karisme dem Prinzen von Nogaïs entgegen, und behielt ſich den linken Flügel vor, wo die Auswahl ſeiner Reiterei ſtand.

Der Chan von Berlas begann die Schlacht mit den Truppen ſeines Stammes, die wie Leute fochten, welche die Augen ihres Herrn zu Zeugen ihrer Thaten hatten, und bald den rechten Flügel des Feindes zum Weichen brachten; aber der Anführer deſſelben ſtellte die Ordnung wieder her. Nicht ſo erging es bei Timurtaſch: der Sultan warf ihn beim erſten Anlauf, und die in Unordnung gebrachten Chineſen waren ſchon daran, die Flucht zu ergreifen, ohne daß der Chan der Nogaïs ſie aufhalten konnte, als Kalaf, von dem Vorgange benachrichtigt, die Anführung des Mitteltreffens einem alten Chineſiſchen Feldherrn überließ, und mit erleſenen Truppen ſeinem Vater zu Hülfe eilte. Bald gewann hier alles ein anderes Anſehen: der linke Flügel der Karismier wurde nun ebenfalls über den Haufen geworfen, die Reihen öffneten ſich, und wurden ſodann leicht durchbrochen: der ganze Flügel wurde in Unordnung gebracht. Der Sultan, der ſiegen oder ſterben wollte, machte unglaubliche Anſtrengungen, um ſeine Soldaten wieder zu ſammeln; aber

Timurtaſch und Kalaf ließen ihm keine Zeit dazu, ſie fielen von allen Seiten über ihn her, ſo daß, da unterdeſſen Alinger auch den linken Flügel geſchlagen hatte, der Sieg ſich völlig für die Chineſen entſchied.

Es blieb dem Sultan von Karisme kein anderer Ausweg übrig, als ſich mitten durch ſeine Feinde Bahn zu machen, und bei einem fremden Fürſten Zuflucht zu ſuchen: er wollte jedoch lieber ſeine Niederlage nicht überleben, als den Völkern ein von allen ſeinen Kronen entblößtes Haupt zeigen, er ſtürzte ſich alſo blindlings in das wüthendſte Gemetzel, und er hörte nicht auf zu fechten, als bis er, von tauſend tödtlichen Wunden durchbohrt, leblos niederſtürzte, und unter den Leichenhaufen liegen blieb. Der Prinz von Karisme, ſein Sohn, hatte daſſelbe Schickſal; zweimalhunderttauſend Mann von den Ihrigen wurden erſchlagen oder gefangen; die übrigen ſuchten ihr Heil in der Flucht. Die Chineſen verloren auch viel Leute; aber, wenn die Schlacht gleich blutig war, ſo war ſie dafür auch entſcheidend.

Nachdem Timurtaſch dem Himmel für dieſen glücklichen Erfolg gedankt hatte, ſandte er einen Offizier nach Peking, um dem König von China davon Bericht abzuſtatten: ſodann drang er in Sigantay*) vor und bemächtigte ſich der Stadt Karisme.

Zwei und achtzigſter Tag.

Er ließ in dieſer Stadt kund machen, daß er weder die Reichthümer noch die Freiheit der Karismier wollte, ſondern weil Gott ihn zum Herrn über den Thron ſeines Feindes gemacht, ſo gedächte er, denſelben zu behalten, und fortan ſollte Sagatay und die übrigen, dem Sultan unterworfenen Länder den Prinzen Kalaf, ſeinen Sohn, als ihren Beherrſcher anerkennen.

Die Karismier, der Herrſchaft ihres letzten Fürſten müde, und überzeugt, daß Kalafs Regierung ſanfter ſein würde, unterwarfen ſich gutwillig, und riefen dieſen jungen Prinzen, deſſen Verdienſte ihnen bekannt waren, zum Sultan aus.

---

*) Sagathai heißt das Land jenſeit des Gihon oder Oxus, nach dem zweiten Sohne Dſchengis-Chans, Dſchagathai-Chan, der zu ſeinem Antheile dieſes Land (ſonſt auch Turan und Türkeſtan genannt) erbte, ſo wie ſein jüngerer Bruder Iran, das dieſſeit des Oxus, bekam. H.

Während nun der neue Sultan von Karisme alle Maaßregeln ergriff, ſeine Macht zu befeſtigen, brach Timurtaſch mit einem Theile des Chineſiſchen Heeres auf, und zog in gröſtmöglicher Eile nach ſeinen eigenen Staaten. Die Nogaïs-Tataren empfingen ihn, wie getreue Unterthanen, welche erfreut waren, ihren angeſtammten Fürſten wiederzuſehen. Aber er begnügte ſich nicht, wieder den Thron zu beſteigen, er erklärte auch den Circaſſiern den Krieg, um ſich wegen der Verrätherei zu rächen, welche ſie gegen den Prinzen Kalaf zu Dſchünd begangen hatten. Anſtatt ihn durch Unterwürfigkeit zu beſänftigen, rafften dieſe Völker in der Eil ein Heer zuſammen, und widerſetzten ſich ihm: er ſchlug ſie, hieb die meiſten von ihnen in Stücken, und ließ ſich zum Könige von Circaſſien ausrufen.

Als er hierauf wieder nach Sagatay kam, fand er hier die Prinzeſſinnen Elmaſe und Turandokt, welche Altun-Chan im ſtattlichen Aufzuge nach Karisme hatte geleiten laßen.

So endeten die Irrſale des Prinzen Kalaf, welcher ſich durch ſeine Tugenden die Liebe und Hochachtung der Karismier erwarb. Er herrſchte lange und in Frieden über ſie; und immerdar von Turandokt entzückt, erhielt er von ihr einen zweiten Sohn, der nach ihm Sultan von Karisme ward; denn den erſtgeborenen Prinzen ließ Altun-Chan erziehen, und erwählte ihn zu ſeinem Nachfolger.

Timurtaſch und ſeine Gattinn begaben ſich wieder nach Aſtrakan, wo ſie ihre übrigen Tage verlebten; und der Chan von Berlas, nachdem er von ihnen und ihrem Sohn alle Beweiſe der Erkenntlichkeit empfangen hatte, welche ſein Edelmuth verdiente, zog mit ſeinen übrigen Truppen heim zu ſeinem Stamme."

Nachdem die Amme der Prinzeſſinn von Kaſchemir die Geſchichte Kalafs vollendet hatte, fragte ſie die Frauen der Prinzeſſinn was ſie davon hielten.

Sie fanden ſie alle ſehr anziehend, und Kalaf ſchien ihnen ein tugendhafter Prinz und ein vollkommener Liebhaber.

„Was mich betrifft,“ ſagte jetzo Farrùchnas, „ich finde ihn mehr eitel, als verliebt, etwas tàppiſch; mit Einem Worte, was man einen jungen Menſchen nennt. — Den alten Kònig von Mußul, den guten Fadlallah, anlangend,“ fuhr ſie làchelnd fort, „ſo muß man geſtehen, das iſt ein zàrtlicher und treuer Gatte: anſtatt ſich raſch dem Tode hinzugeben, wie Semrude, hat er es vorgezogen, ſie noch funfzig Jahre zu ùberleben, um ſie zu beweinen.“

„Wohlan, meine Prinzeſſinn,“ ſagte hierauf die Amme, „weil auch Kalaf und Fadlallah euerm Zartgefùhle noch nicht genugthun, ſo will ich euch, wenn ihr es mir erlaubt, die Geſchichte eines Kònigs von Damask und ſeines Veſyrs erzàhlen: vielleicht wird dieſe euch mehr befriedigen.“

„Sehr gern,“ erwiederte Farrùchnas; „meine Frauen lieben deine Erzàhlungen zu ſehr, als daß ich ihnen nicht das Vergnùgen gewàhren ſollte, dich an=

zuhören. Es iſt wahr, du weißt recht angenehme Bildniſſe zu entwerfen; aber, Sütlümeme," fügte ſie hinzu, „meine liebe Sütlümeme, du magſt die Männer mit noch ſo ſchönen Farben malen, ihre Fehler ſtechen doch immer durch deine Malerei hervor."

Geſchichte
des
Königs Bedreddin-Lolo
und ſeines
Veſyrs Atalmülk, benannt der traurige Veſyr.

„Bedreddin-Lolo, König von Damask," hub die Amme an, „hatte, wie die Geſchichte ſeiner Zeit berichtet, zum Großveſyr einen ſehr rechtſchaffenen Mann. Dieſer Miniſter, der Atalmülk*) hieß, war des ſchönen Namens, welchen er führte, ganz würdig; er hatte einen unermüdlichen Eifer im Dienſte des Königs, eine nicht zu berückende Wachſamkeit, einen durchdringenden und umfaſſenden Geiſt, und dabei eine Uneigennützigkeit, welche alle Völker bewunderten. Aber er hatte den Beinamen: „der traurige Veſyr,“ weil er gewöhnlich in eine tiefe Schwermuth verſenkt erſchien; er blieb ſtäts ernſthaft, welche lächerliche Handlungen er auch am Hofe mochte vorgehen ſehen; er lachte niemals, welche ſcherzhafte Dinge auch in ſeiner Gegenwart geſagt wurden.

---

*) Atal-mülk bedeutet Geſchenk an das Reich.

Eines Tages unterhielt ſich der König allein mit ihm, und erzählte ihm, unter herzlichem Lachen ein Abenteuer, welches er eben vernommen hatte. Der Veſyr hörte es ſo ernſthaft an, daß Bedreddin davon, beleidigt wurde:

„Atalmülk,“ ſagte er zu ihm, „du haſt ein ſeltſames Gemüth; ſtäts biſt du finſter und traurig; ſeit zehn Jahren daß du bei mir biſt, habe ich auf deinem Antlitze niemals den leiſeſten Ausdruck der Freude erſcheinen ſehen.“

„Herr,“ antwortete der Veſyr, „Euer Majeſtät darf ſich darüber nicht verwundern: jeder hat ſeine Sorgen; es gibt keinen Menſchen auf Erden, der vom Kummer ausgenommen ſei.“

„Deine Antwort iſt nicht gerecht,“ erwiederte der König; „weil du ohne Zweifel irgend ein geheimes Herzeleid haſt, darf man deshalb ſagen, daß alle Menſchen auch dergleichen haben müßen?“

„Ja, Herr,“ verſetzte Atalmülk, „das iſt das Erbtheil der Kinder Adams: unſer Herz vermag ſich keiner vollkommenen Genüge zu erfreuen. Urtheilet von den Anderen nach euch ſelber, mein König: iſt Euer Majeſtät denn vollkommen glücklich?“

„Ho! was mich betrifft,“ rief Bedreddin aus, „ich kann es nicht ſein; ich habe Feinde auf dem Halſe; ich bin mit der Bürde eines Reichs beladen; tauſend Sorgen durchkreuzen meinen Geiſt und ſtören die Ruhe meines Lebens: aber ich bin überzeugt, es gibt auf der Welt eine Unzahl von Privatleuten, deren glückliche Tage in Vergnügungen dahinfließen, welche durch keine Bitterkeit getrübt ſind.“

Drei und achtzigſter Tag.

Der Veſyr beharrte ſtäts bei dem, was er behauptet hatte, ſo daß der König, da er ihn ſo hartnäckig bei ſeiner Meinung ſah, zu ihm ſagte:

„Wenn nun auch niemand von dem Kummer ausgenommen iſt, ſo iſt wenigſtens doch nicht jedermann ſo ganz erfüllt von ſeiner Betrübnis, wie du. Du erregſt mir, ich bekenne es, eine lebhafte Neugierde, zu wiſſen, was dich ſo nachdenklich und traurig macht; erzähle mir, warum du unempfindlich biſt bei den Scherzen, welche die ſüßeſten Reize der Geſellſchaft ausmachen.“

„Ich will euch gehorchen, Herr,“ antwortete der Veſyr, „und euch den Grund meiner geheimen Leiden entdecken, indem ich euch die Geſchichte meines Lebens erzähle:

Geſchichte Atalmülks, benannt der traurige Veſyr,

und der

Prinzeſſinn Sélika Bejumé.

Ich bin der einzige Sohn eines reichen Juweliers zu Bagdad. Mein Vater, der ſich Koadſcha Abdallah nannte, ſparte nichts an meiner Erziehung: faſt von meiner Kindheit an gab er mir Lehrmeiſter, welche mich in mancherlei Wiſſenſchaften unterrichteten, als Weltweisheit, Rechtskunde, Gottesgelahrtheit; und vor allen ließ er mich alle die verſchiedenen Sprachen lehren, welche in Aſien geſprochen werden, damit wenn ich einſt in dieſem Welttheile Reiſen machte, ſolches mir zu ſtatten kommen möchte.

Ich liebte von Natur das Vergnügen und den Aufwand; mein Vater bemerkte dieß mit Leidweſen;

er ſuchte ſelbſt durch vernünftige Vorſtellungen dieſen Hang in mir zu erſticken: aber welchen Eindruck vermögen die weiſen Reden eines Vaters auf einen ausgelaßenen Sohn zu machen? Ohne Aufmerkſamkeit hörte ich die Worte Abdallahs an, oder ich ſchob ſie auf das mürriſche Alter.

Eines Tages als ich mit ihm in dem Garten unſers Hauſes luſtwandelte, und er, wie gewöhnlich, meine Aufführung tadelte, ſagte er zu mir:

„O mein Sohn! ich habe bisher bemerkt, daß meine Verweiſe dich nur ermüden; aber du wirſt bald von einem überläſtigen Aufſeher befreiet werden; der Engel des Todes iſt nicht mehr fern von mir, ich werde bald in den Abgrund der Ewigkeit hinabſteigen, und dir große Reichthümer hinterlaßen; hüte dich, davon einen übeln Gebrauch zu machen; oder wenn du unglücklich genug biſt, ſie thöricht zu verſchwenden, ſo unterlaß wenigſtens nicht, zu dieſem Baume, den du hier mitten im Garten ſiehſt, deine Zuflucht zu nehmen: knüpfe an einen ſeiner Aeſte einen unſeligen Strick, und komm dadurch allen den Leiden zuvor, welche die Armut begleiten.“

Er ſtarb wirklich kurze Zeit darnach, wie er es vorausgeſagt hatte. Ich ſtellte ihm eine prächtige Leichenfeier an, und nahm ſodann Beſitz von ſeinen Reichthümern. Ich fand deren eine ſo überſchwängliche Menge, daß ich mich ungeſtraft meinem Hange zum Vergnügen überlaßen zu können wähnte. Ich vermehrte die Zahl meines Hausgeſindes; ich zog alle jungen Leute der Stadt in mein Haus, ich hielt offene Tafel, und ſtürzte mich in alle Arten von Ausſchweifungen: dergeſtalt, daß ich unvermerkt mein ganzes Erbe verzehrte. Meine Freunde gaben mich alsbald auf, und all mein Hausgeſinde verließ mich, einer nach dem andern. Welch ein Glückswechſel für mich! Mein Muth wurde dadurch niedergeſchlagen. Ich erinnerte mich jetzt, aber zu ſpät, der letzten Worte meines Vaters.

„Wie ſehr verdiene ich die Lage, in welcher ich mich nun befinde! ſagte ich bei mir ſelber: „warum habe ich nicht die Lehren Abdallahs befolgt? Nicht ohne Grund empfahl er mir, mit meinem Vermögen ſparſam umzugehen: gibt es einen abſcheulichern Zuſtand, als den eines Menſchen, der Mangel leidet, nachdem er den Ueberfluß gekannt hat? — Ha! wenigſtens will ich nicht alle ſeine Weiſungen vernachläßigen; ich habe nicht vergeſſen, daß er mir rieth, ſelber mein Leben zu endigen, wenn ich ins Elend geriethe: ich bin hinein gerathen, und ich will dieſen Rath befolgen, der nicht minder einſichtig iſt, als der erſte; denn wenn ich endlich mein Haus verkauft habe, das einzige Beſitzthum, ſo mir noch übrig iſt, und welches höchſtens nur zureicht, mich noch etliche Jahre zu friſten, — was ſoll alsdann aus mir werden? Es wird mir nichts übrig bleiben, als Almoſen zu betteln, oder Hungers zu ſterben: welche Wahl! Es iſt beſſer, ich erhänge mich jetzo gleich; ich kann meinen Geiſt nicht bald genug von dieſen peinlichen Vorſtellungen befreien."

Indem ich ſo ſprach, ging ich hin und kaufte einen Strick, ich trat in meinen Garten, und nahte mich dem Baume, welchen mein Vater mir bezeichnet hatte, und der mir in der That ſehr bequem für mein Vorhaben ſchien. Ich legte am Fuße des Baumes zwei große Steine hin, ſtieg auf dieſe, und knüpfte das eine Ende des Seiles an einen dicken Aſt; am andern Ende machte ich eine Schlinge, welche ich mir um den Hals legte, und mich ſo von den Steinen in die Luft ſchwang. Die Schlinge, welche ich ſehr gut gemacht hatte, wollte mich ſchon erdroſſeln, als der Aſt, an welchem das Seil befeſtigt war, durch die Laſt hinabgebeugt, vom Stamme, womit er nur loſe zuſammenhing, abbrach und mit mir zu Boden fiel.

Ich war anfangs ſehr ärgerlich, daß ich eine vergebliche Anſtrengung mich zu erhängen, gemacht hatte; aber indem ich den Aſt, welcher meiner Verzweiflung ſo ſchlecht gedient hatte, näher betrachtete, bemerkte ich, daß einige Diamanten daraus zum Vorſchein kamen, und daß er hohl war, eben ſo wie der ganze Stamm des Baums. Ich lief ſogleich hin und holte eine Axt aus dem Hauſe, und hieb den Baum ab, welchen ich voll Rubienen, Smaragden und anderen Edelſteinen fand. Ich nahm nun geſchwinde die Schlinge wieder von meinem Halſe, und ging von der Verzweiflung zur lebhafteſten Freude über.

Vier und achtzigſter Tag.

Anſtatt mich wieder dem Vergnügen hinzugeben und zu leben, wie zuvor, entſchloß ich mich, das Gewerbe meines Vaters zu treiben. Ich verſtand mich ſehr gut auf Edelſteine, und ich hatte Grund zu hoffen, daß ich mein Geſchäft nicht übel führen würde. Ich verband mich mit zwei Juweelenhändlern zu Bagdad, welche Abdallahs Freunde geweſen waren, und eine Handelsreiſe nach Ormus zu machen hatten. Wir begaben uns alle drei nach Basra; dort befrachteten wir ein Fahrzeug, und ſchifften uns auf dem Meerbuſen ein, welcher nach dieſer Stadt benannt wird.

Wir lebten in gutem Einverſtändnis; und unſer Schiff, von einem günſtigen Winde getrieben, durchſchnitt leicht die Wogen. Wir verkürzten uns die Zeit durch allerlei Ergetzlichkeiten, und unſere Schiffahrt ging bald nach unſern Wünſchen zu Ende, als meine beiden Genoſſen mich erkennen ließen, daß ich eben nicht mit redlichen Leuten in Verbindung ſtand.

Wir waren im Begriff, die Spitze des Meerbuſens zu erreichen und ans Land zu gehen, und dieß verſetzte uns in gute Laune. In der Freude, welche uns beſeelte, ſparten wir nicht die köſtlichen Weine,*) mit welchen wir uns in Basra verſehen hatten. Nachdem wir tüchtig getrunken hatten, ſchlief ich um Mitternacht, ganz angekleidet, auf einem Sopha ein: während ich nun ſo im tiefen Schlafe lag, huben meine Geſellſchafter mich auf, und ſtürzten mich durch ein Schiffsfenſter ins Meer. Ich ſollte den Tod in ſeinen Abgründen finden, und ich begreife nicht, wie es möglich iſt, daß ich, nach dieſem Abenteuer, noch lebe: aber das Meer ging hoch, und die Wogen, als wenn der Himmel ihnen verboten hätte, mich zu verſchlingen, trugen mich bis an den Fuß eines Berges, der auf der einen Seite die Einfahrt des Meerbuſens verengte; ja ich befand mich hier wohl und geſund auf dem Ufer, wo ich die übrige Nacht damit zubrachte, Gott für meine Rettung zu danken, welche ich nicht genug bewundern konnte.

---

*) Obwohl bekanntlich den Muhamedanern der Wein verboten iſt, ſo macht ſich, wer irgend von Stande iſt, doch kein Gewiſſen daraus, ihn im Stillen zu trinken.

So bald der Tag anbrach, erklomm ich mit großer Mühe den Gipfel des Berges, welcher ſehr ſchroff war. Hier fand ich mehrere Landleute aus der Umgegend, die ſich damit beſchäftigten Kryſtall zu ſuchen, welchen ſie dann nach Ormus zum Verkaufe trugen. Ich erzählte ihnen, welcher Gefahr mein Leben ausgeſetzt geweſen, und es ſchien ihnen, wie mir, daß ich nur durch ein Wunder gerettet wäre. Dieſe guten Leute hatten Mitleid mit meinem Schickſale; ſie gaben mir von ihren Lebensmitteln, welche in Honig und Reis beſtanden, und führten mich, ſobald ſie ihre Ladungen Kryſtall hatten, nach der großen Stadt Ormus. Ich nahm Herberge in einer Karavanſerei, und das erſte, was ſich hier meinen Augen darbot, war einer meiner Handelsgenoſſen.

Er ſchien ſehr überraſcht, einen Mann wiederzuſehen, von welchem er glaubte, daß er ſchon irgend einem Meerungeheuer zur Nahrung gedient hätte. Er lief hin zu ſeinem Geſellen, um ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen, und mit ihm zu verabreden, wie ſie ſich beide gegen mich benehmen ſollten. Sie hatten bald ihren Entſchluß gefaßt; ich ſah ſie kurz darauf beide kommen; ſie traten in den Hof, wo ich war, und ſtellten ſich vor mir hin, und thaten als kenneten ſie mich nicht.

„Ha! ihr Treuloſen,“ redete ich ſie an, „der Himmel hat euer Bubenſtück vereitelt; ich lebe noch, troz eurer Unmenſchlichkeit; gebt mir augenblicklich meine Juwelen wieder heraus; ich will nicht länger mit ſolchen Schandbuben in Gemeinſchaft ſein.“

Auf dieſe Anrede, welche ſie hätte beſtürzt machen ſollen, hatten ſie die Unverſchämtheit mir alſo zu antworten:

„Du Spizbube, du Böſewicht! wer biſt du? und woher kömmſt du? Welche Juweelen, welche Sachen haben wir, die dir gehören?“

Indem ſie ſo ſprachen, gaben ſie mir mehrere Stockſchläge; und da ich ihnen drohte, ſie beim Kadi zu verklagen, ſo kamen ſie mir zuvor, und eilten zu dieſem Richter; ſie verbeugten ſich tief vor ihm, und nachdem ſie einige Juweelen dargeboten, welche ſie bei ſich hatten, und vielleicht mir gehörten, ſprachen ſie zu ihm:

„O Leuchte der Gerechtigkeit, o Licht, welches die Dunkelheit des Truges zerſtreuet! wir nehmen unſre Zuflucht zu euch; wir ſind arme Fremdlinge, wir kommen vom Ende der Welt her, hier Handel zu treiben: iſt es erlaubt, daß ein Spizbube uns beſchimpft? und werdet ihr zugeben, daß man uns durch eine Betrügerei entreiße, was wir nur mit tauſend Arbeiten und Gefahren unſers Lebens erworben haben?“

„Wer iſt der Menſch, über den ihr euch beklaget?“ fragte ſie der Kadi.

„Gnädiger Herr,“ antworteten ſie, „wir kennen ihn nicht, wir haben ihn ſonſt niemals geſehen.“

Ich kam gerade in dieſem Augenblick auch vor dem Richter an; da ſchrien ſie, ſobald ſie mich erblickten:

„Da iſt er, gnädiger Herr, da iſt er, der Elende, der ſogar frech genug iſt, bis in euern Palaſt zu kommen und ſich euren Blicken darzuſtellen, welche die Schuldigen erſchrecken ſollten. Großer Richter! geruhet, uns zu beſchirmen!“

Ich näherte mich dem Kadi, um auch meine Klage anzubringen; aber da ich keine Geſchenke ihm anzubieten hatte, ſo war es mir unmöglich, mir Gehör zu verſchaffen. Das feſte und ruhige Anſehen, welches mir das Zeugnis meines Gewiſſens gab, galt ſogar in ſeinem gegen mich eingenommenen Geiſte für ein Zeichen der Frechheit; und er befahl auf der Stelle den Aßa's,*) mich ins Gefängnis zu führen: was ſie denn auch unverzüglich vollſtreckten: dergeſtalt, daß, während man mich mit Ketten belaſtete, meine Handelsgenoſſen frohlockend heimgingen, und feſt überzeugt waren, daß ich ein neues Wunder nöthig hätte, um mich aus den Händen des Kadi's zu ziehen.

---

*) das heißt Gerichtsdiener.

Fünf und achtzigſter Tag.

Ich wäre auch in der That vielleicht nicht ſo glücklich herausgekommen, als aus dem Meerbuſen, wäre nicht etwas eingetreten, was abermals eine ſichtbare Wirkung der Güte des Himmels war. Die Landleute, welche mich nach Ormus geführt hatten, vernahmen zufällig, daß man mich ins Gefängnis geworfen hatte: von Mitleiden bewegt gingen ſie zu dem Kadi; ſie ſagten ihm, wie ſie mich gefunden hätten, und berichteten ihm umſtändlich alles, was ich ihnen auf dem Berge erzählt hatte.

Dem Richter gingen durch dieſen Bericht die Augen auf, es gereute ihn, daß er mich nicht hatte anhören wollen, und beſchloß, den Handel zu ergründen. Er ſchickte nach der Karavanſerei, um die beiden Kaufleute holen zu laßen: aber ſie waren nicht mehr da, ſie waren ſchon wieder auf ihr Schiff gegangen und hatten das Weite geſucht; denn, ungeachtet des Vorurtheils des Richters, verurſachte ich ihnen immer noch Unruhe. Eine ſo ſchleunige Flucht überzeugte den Richter vollends, daß ich unſchuldig im Gefängniſſe ſäße; er ließ mich in Freiheit ſetzen: und das war das Ende der Handelsgeſellſchaft, welche ich mit dieſen beiden ehrlichen Juwelieren eingegangen hatte.

Dem Meere und der Gerechtigkeit entronnen, hätte ich mich als einen Menſchen betrachten ſollen, welcher dem Himmel nicht wenig Dank ſchuldig war: aber ich befand mich in einer Lage, wo ich es ihm nicht groß anrechnete, mich erhalten zu haben; ohne Geld, ohne Freunde, ohne Zutrauen, ſah ich mich genöthigt, von Almoſen zu leben, oder Hungers zu ſterben.

Ich verließ Ormus, ohne zu wiſſen, was aus mir werden ſollte, und wanderte nach der Wieſe Lar, welche ſich zwiſchen den Bergen und dem Meere des Perſiſchen Meerbuſens hinzieht. Als ich dort hinkam, traf ich eine Karavane von Kaufleuten aus Indoſtan, welche hier lagerte, um den Weg nach Schiras zu nehmen. Ich geſellte mich zu dieſen Kaufleuten, und durch die kleinen Dienſte, welche ich ihnen leiſtete, fand ich Mittel, mir durchzuhelfen: ich reiſte mit ihnen nach Schiras, wo ich blieb. Der König, Schah Tahmaspe, hielt damals ſeinen Hof in dieſer Stadt.

Eines Tages, als ich aus der großen Moſchee nach der Karavanſerei, wo ich herbergte, zurückkam, bemerkte ich einen Beamten des Königs von Perſien; er war reich gekleidet, und vollkommen wohlgebildet; derſelbe betrachtete mich aufmerkſam, kam auf mich zu, und ſagte zu mir:

„Junger Mann, wo biſt du her? ich ſehe wohl, daß du ein Fremder biſt, und ich glaube nicht, daß es dir wohlgeht.“

Ich antwortete, ich wäre aus Bagdad, und ſeine letzte Vermuthung nur allzu wahr; hierauf erzählte ich ihm in der Kürze meine Geſchichte.

Er ſchien ſie aufmerkſam anzuhören, und bezeigte ſich gerührt von meinem Unglücke:

„Wie alt biſt du?“ fragte er mich.

„Ich ſtehe,“ antwortete ich, „in meinem neunzehnten Jahre.“

Er hieß mich, ihm zu folgen; er ging vor mir her, und nahm den Weg nach dem Palaſte des Königs, wo ich mit ihm eintrat. Er führte mich in ein ſehr ſchönes Zimmer, und fragte mich hier:

„Wie heißt du?“

Ich antwortete ihm, ich hieße Haßan. Er that mir noch mehrere andere Fragen, und durch meine Antworten befriedigt, fuhr er fort:

„Haßan, ich bin gerührt von deinem Unglück, und will dir an Vaters ſtatt dienen. Vernimm, ich bin der Kapi-Aga*) des Königs von Perſien; es iſt in der Kaſoda**) die Stelle eines Pagen offen, und ich wähle dich, ſie einzunehmen: du biſt ſchön, jung und wohlgebildet; ich kann keine beſſere Wahl treffen:

---

*) Das iſt der Hauptmann der Kammerthüre des Königs von Perſien: er wählt die Pagen, wenn welche abgehen.

**) Kaſoda heißt die Kammer des Königs.

es iſt gegenwärtig keiner unter den **Kaſodali's**,*) der dich an gutem Ausſehen übertreffe."

Ich dankte dem Kapi-Aga, für alle die Güte, welche er mir erwies. Er nahm mich in ſeinen Schutz, und ließ mir ein Pagenkleid geben. Man unterrichtete mich in allen meinen Obliegenheiten, und ich entledigte mich derſelben auf eine Weiſe, welche mir bald die Achtung unſerer Sülüfli's**) erwarb, und meinem Beſchützer Ehre machte.

Es war bei Lebensſtrafe verboten, ſo wohl allen Pagen der zwölf Kammern, als allen anderen Beamten des Palaſts und den Soldaten der Wache, abends in den Gärten des Harems bis über eine gewiſſe Stunde zu bleiben, weil die Frauen manchmal darin luſtwandelten. Ich war eines Abends ganz allein darin, und dachte an meine Unglücksfälle; ich überließ mich meinen Betrachtungen ſo ſehr, daß ich unvermerkt die Stunde vorübergehen ließ, welche den Männern gebietet, ſich zurückzuziehen. Ich erwachte endlich aus meiner Träumerei, und in dem Wahne, daß der Augenblick der Entfernung nahe ſein müßte, lief ich hurtig, um wieder in den Palaſt zu kommen, als an der Umbeugung eines Baumganges plötzlich eine Frau vor mir ſtand. Sie hatte eine ſtolze Haltung, und ungeachtet der Dunkelheit der Nacht, bemerkte ich doch, daß ſie jung und ſchön war.

---

*) So heißen die Pagen der Kammer des Königs. Die Pagen der anderen Kammern heißen anders.

**) So heißen ſieben Pagenhofmeiſter der königlichen Kammer, weil ſie zwei Aufſätze von Haarlocken tragen, welche von den Schläfen bis auf den Hals herabhangen.

„Ihr geht ja ſehr ſchnell,“ redete ſie mich an; „wer nöthigt euch, ſo zu laufen?“

„Ich habe meine Urſachen,“ antwortete ich ihr; „und wenn ihr zu dem Palaſte gehört, wie ich nicht zweifle, ſo können ſie euch nicht unbekannt ſein. Ihr wißt, daß den Männern verboten iſt, ſich nach einer gewiſſen Stunde in dieſen Gärten betreffen zu laßen, und daß die Uebertretung dieſes Verbots ans Leben geht.“

„Ihr denkt ein wenig ſpät an euern Rückzug,“ erwiederte die Dame, „die Stunde iſt ſchon vorbei: aber ihr ſollt euerm Sterne dafür Dank wiſſen; denn ohne dieß wäret ihr mir nicht begegnet.“

„Ich Unglücklicher!“ rief ich aus, ohne auf etwas anders zu achten, als auf die neue Gefahr, in welcher ich mein Leben ſah: „warum mußte ich mich von der Zeit überraſchen laßen?“

„Betrübet euch nicht,“ ſagte die Dame; „eure Betrübnis beleidigt mich, ſolltet ihr nicht ſchon über euer Unglück getröſtet ſein? Betrachtet mich: ich bin nicht übel gebildet; ich bin erſt achtzehn Jahr alt;

und was das Geſicht betrifft, ſo ſchmeichle ich mir, kein unangenehmes zu haben."

„Schönes Fräulein," ſagte ich zu ihr, „obwohl die Nacht meinen Augen einen Theil eurer Reize entzieht, ſo erkenne ich doch mehr davon, als nöthig iſt, mich zu bezaubern: aber verſetzet euch in meine Lage, und bekennet, daß ſie etwas traurig iſt."

„Es iſt wahr," erwiederte ſie, „daß die Gefahr in welcher ihr ſchwebt, eurem Geiſte keine lachenden Bilder vorführt: euer Untergang iſt gleichwohl noch nicht ſo gewis, als ihr euch einbildet; der König iſt ein guter Fürſt, der euch verzeihen kann."

„Wer ſeid ihr, mein Fräulein?" fragte ich ſie: „ich bin ein Kaſodali . . ."

„Ah! wahrhaftig," unterbrach ſie mich, „für einen Sklaven macht ihr da viel Ueberlegungen; der Atemadolet*) könnte nicht mehr machen. Ei, glaubet mir, ihr habt heute nichts zu befürchten: und was euch morgen widerfahren wird, das wißt ihr nicht; der Himmel hat ſich die Kunde davon vorbehalten, und euch vielleicht ſchon einen Weg gebahnt, aus der Verlegenheit zu kommen. Laßet alſo die Zukunft dahin geſtellt, und beſchäftiget euch nur mit der Gegenwart. Wenn ihr wüßtet, wer ich bin, und welche Ehre euch dieſes Abenteuer bringt, ſo würdet ihr, anſtatt ſo ſüße Augenblicke durch bittere Betrachtungen zu vergiften, euch für den glücklichſten der Menſchen achten.“

---

*) Atemadolet wird der Groß-Weſyr von Perſien genannt.

Kurz, durch ihre ſtarken Anlockungen zerſtreute das Fräulein die Furcht, die mich beunruhigte. Das Bild der Strafe, welche mir drohte, verwiſchte ſich unvermerkt in meinem Geiſt; und mich ganz den ſchmeichelnden Hoffnungen hingebend, welche man in mir erregte, dachte ich nur noch daran, die Gelegenheit zu benutzen. Ich umarmte das Fräulein mit Entzücken: ſie aber, weit entfernt, ſich meinen Liebkoſungen hinzugeben, that einen lauten Schrei, indem ſie mich unſanft zurückſtieß; und alsbald ſah ich zehn oder zwölf Frauen hervortreten, welche ſich verſteckt hatten, um unſere Unterhaltung zu belauſchen.

Sechs und achtzigſter Tag.

Es ward mir jetzo nicht ſchwer, zu erkennen, daß die Schöne, welche mir eben ein ſo leichtes Spiel geboten, mich zum beßten gehabt hatte. Ich hielt ſie für irgend eine Sklavinn der Prinzeſſinn, welche, ſich zu beluſtigen, eine abenteuernde Schöne hatte ſpielen wollen. Die anderen Frauen alle ſprangen ihr ſogleich, mit lautem Lachen, zu Hülfe; und da ſie die Schöne von dem Schrecken, welches ich ihr verurſacht hatte, etwas zitternd fanden, ſo ſagte die eine von ihnen zu ihr:

„Kalé=Kairi, habt ihr noch Luſt, dergleichen Zeitvertreib vorzunehmen?“

„Oh nein,“ antwortete Kalé=Kairi; „ich bin für meine Neugierde hinlänglich bezahlt.“

Die Sklavinnen ſtellten ſich hierauf um mich her, und fingen an ihren Scherz mit mir zu treiben:

„Dieſer Page,“ ſagte die eine, „iſt etwas lebhaft, er iſt für ſchöne Abenteuer geſchaffen.“

„Wenn ich jemals,“ ſagte eine andre, „ganz allein des nachts luſtwandle, ſo wünſche ich mir, keinen dümmern zu treffen.“

Obſchon Page, war ich jedoch durch alle ihre Neckereien, welche ſie mit langem lautem Lachen begleiteten, ſehr außer Faſſung: und wenn ſie mich verſpottet hätten, weil ich zu furchtſam geweſen wäre, ſo würde ich nicht beſchämter geweſen ſein.

Ihre Spöttereien ergoſſen ſich auch über die Stunde des Rückzuges, welche ich verſäumt hatte; ſie ſagten, es wäre doch ſchade, daß ich umkommen ſollte, und ich verdienete wohl, daß mir das Leben geſchenkt würde, weil ich dem Dienſte der Frauen ſo ergeben wäre.

Jetzo wandte ſich diejenige, welche ich Kalé=Kai nennen gehört hatte, zu einer der anderen, und ſagt zu ihr:

„Es ſteht bei euch, meine Prinzeſſinn, es ſteht bei euch, ſein Schickſal zu entſcheiden: wollt ihr, daß man ihn aufgebe, oder daß man ihm Hülfe leiſte?“

„Man muß ihn aus der Gefahr retten, worin er ſchwebt,“ antwortete die Prinzeſſinn; er lebe, ich bewillige es: wir müßen ſelbſt, damit er ſich dieſes Abenteuers deſto länger erinnere, ihm daſſelbe noch angenehmer machen: laßt ihn in meine Zimmer, welche noch kein Mann geſehen zu haben ſich rühmen kann.“

Sogleich gingen zwo Sklavinnen hin, ein Frauenkleid zu holen, und brachten es mir; ich zog es über, und indem ich mich unter das Gefolge der Prinzeſſinn miſchte, begleitete ich ſie bis in ihr Zimmer, welches eine Unzahl von wohlriechenden Wachslichtern erhellte, die lieblich dufteten; es ſchien mir eben ſo reich, als das des Königs; Gold und Silber blitzten hier von allen Seiten.

Beim Eintritt in den Saal der Sélika Beghûmé, — ſo nannte ſich die Prinzeſſinn von Perſien, — bemerkte ich in der Mitte auf dem Fußteppich zwanzig große Brokatkiſſen in die Runde gelegt: alle die Frauen warfen ſich darauf nieder, und ich mußte mich auch hinſetzen. Hierauf verlangte Sélika Erfriſchungen. Sechs alte Sklavinnen, weniger reich gekleidet, als die hier ſitzenden, erſchienen augenblicklich; ſie vertheilten Mahrama's*) unter uns, und brachten bald darauf in einem großen Becken von Martabani,**) einen Salat aus geronnener Milch, Zitronenſaft und Gurkenſchnitten.***) Man reichte der Prinzeſſinn einen Koknos-Löffel,****) ſie nahm einen Löffel voll Salat, aaß ihn, und gab ſogleich ihren Löffel der ihr zunächſt zur Rechten ſitzenden Sklavinn; dieſe machte es eben ſo, wie ihre Herrinn, ſo daß die ganze Geſellſchaft ſich deſſelben Löffels in der Runde bediente, bis nichts mehr in der Schüſſel war. Hierauf brachten die zuvorerwähnten ſechs alten Slavinnen uns ſehr ſchönes Waſſer in kryſtallenen Schalen.

Nach dieſem Mahle, ward die Unterhaltung ſo lebhaft, als wenn wir Wein oder Dattelnbrandwein getrunken hätten. Kalé-Kairi, die zufällig oder ſonſt, ſich mir gegenüber geſetzt hatte, blickte mich manchmal lächelnd an, als wenn ſie mir durch ihre Blicke zu verſtehen geben wollte, daß ſie mir die Lebhaftigkeit verziehe, welche ich in dem Garten gezeigt hatte. Ich meinerſeits warf auch von Zeit zu Zeit die Augen auf ſie; aber ich ſchlug ſie nieder, ſo bald ich bemerkte, daß ihr Blick auf mich gerichtet war. Ich war in einer ängſtlichen Verfaſſung, welche Anſtrengung ich auch machte, um etwas mehr Sicherheit auf meinem Geſicht und in meinen Gebärden zu zeigen.

---

*) Sind kleine viereckige Stücke Zeug, welche man ſich aufs Knie legt, um die Finger daran zu trocknen.

**) Das heißt grünes Porzelan.

***) Die Perſiſchen Gurken ſind vorzüglich, und auch roh gegeſſen nicht ungeſund.

****) Die Löffel der Perſiſchen Könige ſind von Koknosſchnäbeln gemacht, welcher Vogel ſehr geſchätzt wird.

Die Prinzeſſinn und ihre Frauen, die es wohl bemerkten, bemühten ſich, mir Dreiſtigkeit einzuflößen. Sélika fragte mich nach meinem Namen, und wie lange ich ſchon Page der Kaſoda wäre. Nachdem ich ihre Neugierde befriedigt hatte, ſagte ſie zu mir:

„Wohlan, Haßan, ſei dreiſter; vergiß, daß du in einem Zimmer biſt, deſſen Eintritt den Männern unterſagt iſt: vergiß, daß ich Sélika bin; ſprich mit uns, als wenn du bei den Bürgermädchen von Schiras wäreſt; ſieh alle dieſe jungen Mädchen an, betrachte ſie mit Aufmerkſamkeit, und ſage uns freimüthig, welche unter uns dir am beßten gefällt.“

Sieben und achtzigſter Tag.

Die Prinzeſſinn von Perſien, anſtatt mir durch dieſe Rede, Zuverſicht zu geben, wie ſie ſich einbil-

ete, vermehrte dadurch nur noch meine Unruhe und
erlegenheit.

„Ich ſehe wohl, Haßan,“ fuhr ſie fort, „daß ich
on dir etwas fordere, das dir Sorge macht; du
rchteſt ohne Zweifel, indem du dich für Eine er-
lärſt, allen übrigen zu misfallen: aber laß dich dieſe
urcht nicht abhalten, und durch nichts dich zwingen;
eine Frauen ſind ſo innig vereint, daß du ihre Ei-
igkeit nicht zu ſtören vermagſt: betrachte uns alſo,
nd gib uns zu erkennen, welche du dir zur Gelieb-
in erwählen würdeſt, wenn dir die Wahl freiſtünde.“

Obwohl die Sklavinnen Sélika's vollkommen ſchön
aren, und die Prinzeſſinn ſelbſt Urſach hatte ſich
es Vorzuges zu ſchmeicheln, ſo ergab ſich mein
erz dennoch, ohne zu ſchwanken den Reizen Kalé-
airi's: aber ich verbarg dieſe Empfindungen, welche
ir Sélika zu beleidigen ſchienen, und ich ſagte der
rinzeſſinn, ſie dürfte ſich nicht in die Reihen ihrer
klavinnen ſtellen, noch mit ihnen um ein Herz ſtrei-
n, weil ihre Schönheit ſo groß wäre, daß überall,
o ſie erſchiene, man nur Augen für ſie haben könnte.

Indem ich dieſen Ausſpruch that, konnte ich mich
icht enthalten Kalé-Kairi auf eine Weiſe anzublicken,
elche ihr genugſam zu erkennen gab, daß die
chmeichelei allein mir ihn eingegeben hatte.

Sélika bemerkte es auch, und ſagte zu mir: „Ha-
an; du biſt ein zu großer Schmeichler; ich fordere

mehr Aufrichtigkeit; ich bin überzeugt, du ſprich nicht, wie du denkeſt; genüge meinem Verlangen und enthülle uns den Grund deiner Seele; alle meine Frauen bitten dich darum; du kannſt uns kein größeres Vergnügen gewähren.“

In der That drangen alle die Sklavinnen in mich, und Kalé-Kairi vor allen bezeigte ſich am hitzigſten, mich zum Sprechen zu bringen, als wenn ſie es errathen hätte, daß ſie am meiſten dabei betheiligt wäre.

Ich gab endlich ihren inſtändigen Bitten nach; ich verbannte meine Furchtſamkeit, und indem ich mich zu Sélika wandte, ſprach ich:

„Meine Prinzeſſinn, ſo will ich euch denn genugthun: es würde ſehr ſchwer ſein, zu entſcheiden, welche hier die ſchönſte wäre; ihr ſeid alle von hinreißender Schönheit: aber die liebenswürdige Kalé-Kairi iſt diejenige, für welche ich die meiſte Zuneigung fühle.“

Ich hatte kaum dieſe Worte ausgeſprochen, als die Sklavinnen in ein lautes Gelächter ausbrachen, ohne daß auf ihren Geſichtern der geringſte Verdruß erſchien. „Sind denn das wirklich Frauen?“ ſagte ich bei mir ſelber. — Sélika, anſtatt blicken zu laßen, daß meine Freimüthigkeit ſie beleidigt hätte, ſagte zu mir:

„Es freut mich, Haßan, daß du Kalé-Kairi den Vorzug gegeben haſt; ſie iſt mein Liebling, und die beweiſt, daß du keinen übeln Geſchmack haſt. Du kennſt noch nicht den ganzen Werth derjenigen, welche du dir erwählt haſt; wir alle, wie du uns hier ſiehſt, ſind aufrichtig genug, zu bekennen, daß wir ihr nicht gleich kommen.“

Die Prinzeſſinn und die übrigen Sklavinnen neckten hierauf Kalé-Kairi mit dem Siege, welchen ihre Reize davon getragen hatten; was ſie mit viel Geiſt aushielt.

Darnach ließ Sélika eine Laute bringen, gab ſie Kalé-Kairi in die Hände, und ſagte zu ihr:

„Zeige nun auch deinem Liebenden, was du verſtehſt.“

Die Lieblingsſklavinn ſtimmte die Laute, und ſpielte ſie dann auf eine Weiſe, die mich entzückte. Sie begleitete ſie mit ihrer Stimme, und ſang dazu ein Lied, deſſen Sinn war: wenn man einen geliebten Gegenſtand erwählt hat, muß man ihn ſein lebelang lieben. Beim Singen drehte ſie von Zeit zu Zeit ihre Augen ſo zärtlich nach mir, daß ich, plötzlich vergeſſend, wo ich war, mich ihr zu Füßen warf, hingeriſſen von Liebe und Wonne.

Meine Gebärde gab Anlaß zu neuen Ausbrüchen des Lachens, welche ſo lange anhielten, bis eine alte Sklavinn erſchien und daran mahnte, daß der Tag bald anbrechen würde, ſo daß keine Zeit zu verlieren wäre, um mich aus dem Frauen-Zimmer zu bringen.

Hierauf ſagte Sélika, die nun, wie ihre Frauen, an die Ruhe dachte, ich ſollte der alten Sklavinn folgen; und dieſe führte mich durch mehrere lange Gänge und auf tauſend Umwegen, bis an eine kleine Thüre, deren Schlüſſel ſie hatte: ſie öffnete, ich trat heraus, und bemerkte, ſo bald es Tag ward, daß ich außerhalb der Ringmauern des Palaſtes war.

Acht und achtzigſter Tag.

Auf ſolche Weiſe kam ich aus dem Zimmer der Prinzeſſinn Sélika-Beghûmé, und aus der neuen Gefahr, in welche ich mich unvorſichtigerweiſe ſelber geſtürzt hatte. Nach einigen Stunden geſellte ich mich wieder zu meinen Dienſtgenoſſen. Der Oda-Baſchi*) fragte mich, warum ich außerhalb des Palaſts geſchlafen hätte. Ich antwortete ihm, einer meiner Freunde, ein Kaufmann aus Schiras, der mit ſeiner ganzen Familie eben nach Basra reiſen wollte, hätte mich bei ſich behalten, und wir hätten die Nacht beim Trunke zugebracht. Er glaubte mir, und ich kam mit einigen Verweiſen davon.

---

*) So heißt der Pagenhofmeiſter, der die Macht hat, ſie zu beſtrafen, wenn ſie etwas verbrochen haben.

Ich war zu ſehr bezaubert von meinem Abenteuer um es zu vergeſſen; ich rief es mir unaufhörlich ins Gedächtnis zurück, bis auf die kleinſten Umſtände, und beſonders ſolche, die meiner Eitelkeit am meiſten ſchmeichelten, das heißt, die mich glauben machten, daß ich die Aufmerkſamkeit der Lieblingsſklavinn der Prinzeſſinn auf mich gezogen hätte.

Acht Tage darnach kam ein Verſchnittener an die Kammerthüre des Königs, und ſagte, daß er mich ſprechen wollte. Ich ging zu ihm, und fragte ihn, was es gäbe.

„Heißt ihr nicht Haßan?“ fragte er mich. Ich antwortete: „Ja.“ Zu gleicher Zeit ſteckte er mir einen Zettel in die Hand, und verſchwand ſogleich.

Man that mir zu wiſſen, wenn ich Luſt hätte, mich nochmals in der nächſten Nacht in den Gärten des Harems nach der Stunde des Rückzuges, an demſelben Orte, wo man mich das erſtemal getroffen hatte, einzufinden, ſo würde ich dort eine Perſon ſehen, die ſehr erkenntlich wäre für den Vorzug, welchen ich ihr vor allen Frauen der Prinzeſſinn gegeben hätte.

Obſchon ich Kalé-Kairi im Verdacht hatte, daß ſie Geſchmack an mir gefunden, ſo verſah ich mich doch keineswegs eines ſolchen Briefes. Berauſcht von meinem guten Glücke, bat ich den Oda-Baſchi um Erlaubnis, einen Derviſch aus meiner Heimat, der eben von Mekka gekommen wäre, zu beſuchen. Es wurde mir bewilligt, und ich lief, ja ich flog nach den Gärten des Harems, ſo bald die Nacht gekommen war. Wenn ich das erſtemal mich von der Zeit überraſchen ließ, ſo ward ſie mir jetzt dagegen ſehr lang, in Erwartung der Freuden, welche ich mir verſprach; ich glaubte, die Stunde des Rückzuges käme nimmer. Sie kam jedoch, und bald darauf erblickte ich ein Frauenbild, welche ich an ihrem Wuchs und Anſehen für Kalé-Kairi erkannte.

Ich nahte mich ihr, ganz hingeriſſen von Wonne und Freude, warf mich ihr zu Füßen, und lag ſo, mit dem Antlitz auf dem Boden, ohne ein einziges Wort hervorbringen zu können, ſo ſehr war ich außer mir.

„Stehet auf, Haßan,“ ſprach ſie zu mir; „ich will wiſſen, ob ihr mich liebt: um mich davon zu überzeugen, bedarf es anderer Beweiſe, als dieſes zärtliche und leidenſchaftliche Stillſchweigen. Saget mir ohne Verſtellung: iſt es möglich, daß ihr mich ſchöner gefunden habt, als alle meine Genoſſinnen, und als die Prinzeſſinn Sélika ſelber? Soll ich in der That glauben, daß eure Augen mir günſtiger ſind, als ihr?“

„Zweifelt daran nicht,“ antwortete ich ihr, „allzu liebenswürdige Kalé-Kairi; als die Prinzeſſinn und ihre Frauen mich zwangen, zwiſchen ihnen und euch zu entſcheiden, da hatte mein Herz ſchon längſt ſich für euch erklärt. Seit jener glücklichen Nacht, habe ich mich keinen Augenblick von eurem Bilde trennen können, und ihr wäret ſtäts meinem Geiſte gegenwärtig geblieben, wenn ihr mir auch niemals Huld bewieſen hättet.“

„Ich bin erfreut,“ erwiederte ſie, „euch ſo viel Liebe eingeflößt zu haben; denn auch meinerſeits muß ich bekennen, ich habe mich nicht erwehren können, Zuneigung für euch zu empfinden. Eure Jugend, euer guter Ausſehen, euer lebhafter und glänzender Geiſt, und mehr als alles dieß vielleicht, der Vorzug, welchen ihr mir vor ſo reizenden Weſen gegeben, hat euch in meinen Augen liebenswürdig gemacht. Der Schritt, welchen ich thue, beweiſt es hinlänglich. — Aber, Ach! mein geliebter Haßan,“ fügte ſie ſeufzend hinzu, „ich weiß nicht, ob ich mir zu meiner Eroberung Glück wünſchen, oder ob ich ſie nicht vielmehr als etwas betrachten ſoll, ſo das Unglück meines Lebens machen wird.“

„Ah, meine Herrinn,“ ſagte ich zu ihr, „warum heget ihr mitten unter den Entzückungen, welche eure Gegenwart mir erregt, eine ſo trübe Vorahnung?“

„Dieß iſt nicht,“ verſetzte ſie, „eine thörichte Furcht, welche in dieſem Augenblick meine Freude ſtört; meine Beſorgniſſe ſind nur zu ſehr gegründet, und ihr wißt nicht, was mein Herzeleid iſt: die Prinzeſſinn Sélika liebt euch; und bald wird ſie ſich von dem Joche des Stolzes, welches ſie feſſelt, befreien, und euch euer Glück ankündigen. Wenn ſie euch nun bekennt, daß ihr gewußt habt, ihr zu gefallen, wie wollt ihr ein ſo ſchmeichelhaftes Geſtändnis aufnehmen? Wird die Liebe, welche ihr für mich heget, gegen die Ehre, die erſte Prinzeſſinn der Welt zur Geliebten zu haben, Stand halten?“

„Ja, meine reizende Kalè-Kairi,“ unterbrach ich ſie an dieſer Stelle, „ihr werdet über Sélika ſiegen. Wollte der Himmel, daß ihr noch eine furchtbarere Nebenbuhlerinn haben könntet, ihr würdet ſehen, daß nichts die Beſtändigkeit eines Herzens zu erſchüttern vermag, welches euch dienſtbar iſt! Und wenn Schah-Tahmaspe keinen Sohn zum Nachfolger hätte, wenn er ſich des Königreichs von Perſien entäußern wollte, um es ſeinem Schwiegerſohne zu geben, und wenn es von mir abhinge, es zu ſein, dennoch würde ich euch ein ſo hohes Glück aufopfern.“

„Ach, unglücklicher Haßan,“ rief das Fräulein aus, „wo reißt euch eure Liebe hin! welche trübſelige Verſicherung eurer Treue gebt ihr mir da. Ihr vergeſſet, daß ich eine Sklavinn der Prinzeſſinn von Perſien bin. Wenn ihr ihre Huld mit Undank bezahlt, ſo werdet ihr uns ihren Zorn zuziehen, und uns alle beide verderben. Es iſt beſſer, daß ich euch einer ſo mächtigen Nebenbuhlerinn abtrete; das iſt das einzige Mittel, uns zu erhalten.“

„Nein, nein,“ erwiederte ich ungeſtüm, „es gibt noch ein anderes, welches meine Verzweiflung lieber wählt; es beſteht darin, mich vom Hofe zu verbannen. Meine Entfernung wird euch bald gegen die Rache Sélika's ſichern und euch eure Ruhe wiedergeben; und während ihr allmählich des unglücklichen Haßans vergeſſet, wird er in der Wüſte das Ende ſeiner Leiden ſuchen.“

Ich war ſo durchdrungen von dem, was ich ſagte, daß mein Schmerz die Geliebte überwältigte, und ſie zu mir ſagte:

„Höret auf, Haßan, euch einer überflüſſigen Betrübnis hinzugeben; ihr ſeid im Irrthum, und ſcheint zu verdienen, daß man euch enttäuſche: ich bin nicht eine Sklavinn der Prinzeſſinn Sélika, ich bin Sélika ſelber. In jener Nacht, da ihr in meinem Zimmer geweſen, habe ich mich für Kalé=Kairi ausgegeben, und ihr habt Kalé=Kairi für mich genommen.“

Bei dieſen Worten rief ſie eine ihrer Frauen, die aus einem Cypreſſengebüſche, worin ſie ſich verſteckt hielt, auf ihren Ruf ſchleunig herbei kam, und ich erkannte in dieſer Sklavinn in der That diejenige, welche ich für die Prinzeſſinn von Perſien gehalten hatte.

Neun und achtzigſter Tag.

„Ihr ſehet, Haßan," ſagte Sélika zu mir, „ihr ſehet hier die wahrhafte Kalé-Kairi; ich gebe ihr ihren Namen zurück, und nehme den meinen wieder; ich will mich nicht länger verſtellen, noch euch die Wichtigkeit der Eroberung, die ihr gemacht habt, verbergen; erkennet alſo den ganzen Ruhm eures Sieges. Obwohl ihr mehr Liebe als Ehrgeiz habt, ſo bin ich doch überzeugt, ihr werdet nicht ohne neues Vergnügen vernehmen, daß es eine Prinzeſſinn iſt, welche euch liebt."

Ich unterließ nicht, Sélika zu ſagen, daß ich das Uebermaaß meines Glücks nicht zu faſſen vermöchte, noch weniger, wie ich es verdient hätte, daß ſie mich würdigte, von dem Gipfel der Größe, auf welchen ſie erhaben wäre, ſich bis zu mir herabzulaßen, und mich in meinem Nichts aufzuſuchen, um mir ein des Neides der größten Könige der Welt würdiges Schickſal zu bereiten. Kurz, überraſcht, und bezaubert von der Huld der Prinzeſſinn, begann ich, mich in Reden des Dankes zu ergießen; ſie aber unterbrach mich, und ſagte zu mir:

„Haßan, höret auf, über das zu erſtaunen, was ich für euch thue; der Stolz hat wenig Macht über eingeſperrte Frauen: wir folgen ohne Widerſtand den Regungen unſers Herzens: ihr ſeid liebenswürdig, ihr habt mir gefallen, und das reicht hin, meine Huld zu verdienen.“

Wir brachten faſt die ganze Nacht zu, mit einander zu luſtwandeln und uns zu unterhalten; und der Tag würde uns ohne Zweifel in dem Garten überraſcht haben, wenn Kalé-Kairi, die bei uns war, uns nicht erinnert hätte, daß es Zeit wäre, uns zu entfernen. Wir mußten uns alſo trennen; aber bevor ich Sélika verließ, ſagte ſie zu mir:

„Lebet wohl, Haßan; denket ſtäts an mich; wir werden uns nächſtens wiederſehen, und ich verſpreche euch bald zu erkennen zu geben, in welchem Maaße ihr mir theuer ſeid.“

Ich warf mich ihr zu Füßen, und dankte ihr für ein ſo ſchmeichelhaftes Verſprechen; worauf Kalé-Kairi mich dieſelben Umwege führte, welche ich das erſtemal gemacht hatte, und mich aus der Ringmauer des Harems ließ.

Geliebt von der erhabenen Prinzeſſinn, die ich vergötterte, und erfüllt von dem reizenden Bilde, welches ihre Verheißung in mir aufregte, überließ ich mich den nächſten Morgen und die folgenden Tage den angenehmſten Vorſtellungen, welche ſich dem Geiſte darbieten können. Damals konnte man ſagen, daß es einen glücklichen Menſchen auf Erden gab, wenn bei alle dem die Ungeduld, Sélika wiederzuſehen, mir vergönnte, es zu ſein. Kurz, ich befand mich in dem

Zuſtande, welcher den Liebenden das meiſte Vergnügen gewährt, das heißt, ich war dem Augenblicke nahe, der meine Wünſche krönen ſollte, als ein unvorhergeſehenes Ereignis plötzlich meine ſtolzen Hoffnungen zertrümmerte.

Ich hörte, die Prinzeſſinn Sélika wäre krank geworden, und zwei Tage darnach verbreitete ſich das Gerücht ihres Todes in dem Palaſte. Ich wollte dieſe unſelige Neuigkeit nicht glauben, und ich mußte erſt die Leichenfeier zurüſten ſehen, bevor ich ihr Glauben beimaaß. Meine Augen waren, leider! die traurigen Zeugen des Leichenzuges, der in folgender Ordnung anhub.

Alle zwölf Kammerpagen gingen voran, nackt vom Haupte bis zum Gürtel: einige, um ihren Eifer und ihren Schmerz zu bezeugen, zerkratzten ſich die Aerme; andere ritzten ſich Zeichen ein; und ich benutzte eine ſo ſchöne Gelegenheit, mein herzliches Leid, oder vielmehr die Verzweiflung, die mich ergriffen hatte, auszudrücken, ich zerfleiſchte mir den Leib, und badete in meinem Blute. Uns folgten unſere Aufſeher, mit langſamem Schritt und ernſtem Anſtand; ihnen ſchleppten lange Rollen von Chineſiſchem Papiere nach, welche, an ihren Turbanen befeſtigt, aufgerollt herabhingen und worauf verſchiedene Sprüche des Korans, und auch einige Lobgedichte auf Sélika geſchrieben ſtanden, welche ſie mit eben ſo trauriger als ehrfurchtsvoller Miene abſangen. Nach ihnen erſchien die Leiche, in einem Sarge von Sandelholz, auf einer Trage von Elfenbein, welche zwölf Männer von Stande trugen; und zwanzig Prinzen, Verwandte des Schah-Tahmaspe, hielten jeder das Ende einer an dem Sarge befeſtigten Seidenſchnur. Alle Frauen des Palaſts kamen hinterdrein mit ſchrecklichem Geheule; und als die Leiche an die Grabſtätte gekommen war, ſchrien alle zumal: „Laylah illallah!“*)

Das Uebrige der Leichenfeier ſah ich nicht, weil das Uebermaaß meines Schmerzes und der Blutverluſt mir eine lange Ohnmacht zuzogen. Einer unſerer Aufſeher ließ mich ſchleunig in unſer Gemach bringen, wo man große Sorgfalt für mich hatte; man rieb mir den Leib mit einem heilkräftigen Balſam ein, ſo daß ich nach zwei Tagen meine Kräfte wieder hergeſtellt fühlte. Aber wenig fehlte, daß das Andenken der Prinzeſſinn mich wahnſinnig machte:

„Ach! Selika,“ ſagte ich bei mir ſelber jeden Augenblick, „ſo alſo erfüllſt du das Verſprechen, welches du mir beim Scheiden gabſt? iſt dieß der Beweis der Zärtlichkeit, welchen du mir geben wollteſt?“

---

*) Dieſer in Perſien bei Beerdigung der Todten übliche Ausruf bedeutet: Es gibt keinen andern Gott als Gott!“

Ich konnte mich nicht tröſten; und weil der Aufenthalt zu Schiras mir jetzt unerträglich ward, ſo verließ ich heimlich den Perſiſchen Hof, drei Tage nach Sélika's Leichenbegängniſſe.

Neunzigſter Tag.

Erfüllt von meiner Betrübnis, wanderte ich die ganze Nacht hindurch, ohne zu wiſſen, wohin ich ging, noch wohin ich gehen ſollte. Als ich am Morgen anhielt, mich auszuruhen, kam ein junger Menſch daher, der eine ſehr ungewöhnliche Kleidung trug; er nahte ſich mir, grüßte mich, und bot mir einen grünen Zweig, welchen er in der Hand hielt; und nachdem er mich durch ſeine Höflichkeiten genöthigt hatte, ihn anzunehmen, ſo fing er an Perſiſche Verſe herzuſagen, um mich zu bewegen, ihm Almoſen zu geben. Da ich nichts hatte, konnte ich ihm auch nichts geben. Er wähnte, ich verſtünde nicht die Perſiſche Sarache, und ſagte nun Arabiſche Verſe her. Als er aber ſah, daß es ihm auf dieſe Art nicht beſſer gelang, als auf jene, und ich nicht that, was er wünſchte, ſo ſagte er zu mir:

„Bruder, ich kann mich nicht überzeugen, daß es dir an Barmherzigkeit mangele, ich glaube lieber du haſt nichts, ſie auszuüben.“

„Ihr habt's getroffen,“ antwortete ich ihm; „ſo wie ihr mich hier ſehet, habe ich auch nicht einen Aſper, und ich weiß nicht, wo ich mein Haupt hinlegen ſoll.“

„Ach, du unglücklicher!“ rief er aus: „in welchem kläglichen Zuſtande biſt du! Du erregſt mein Mitleid, ich will dir helfen.“

Ich war ſehr überraſcht einen Menſchen ſo reden zu hören, der mich eben um Almoſen angeſprochen hatte, und ich glaubte, die Hülfe, welche er mir anbot, beſtünde in nichts anderm, als in Gebeten und Wünſchen, als er in ſeiner Rede fortfuhr, und ſagte:

„Ich bin einer von jenen guten Knaben, welche man Fakire*) nennt: obwohl wir von Almoſen leben, ſo leben wir darum nicht minder im Ueberfluſſe, weil wir durch einen Anſchein von Reue und Buße, den wir uns geben, das Mitleid der Leute zu erregen wiſſen. Zwar gibt es Fakire, welche einfältig genug ſind, ſo zu ſein wie ſie ſcheinen, die ein ſtrenges Leben führen, und manchmal zehn Tage lang nicht die geringſte Nahrung zu ſich nehmen. Wir aber ſind ein wenig nachgiebiger, als jene; wir mühen uns nicht, ihre Tugenden ſelbſt zu haben, wir behalten bloß den Anſchein davon. Willſt du einer unſerer Mitbrüder werden? Ich gehe zu zwei anderen nach Boſt;*) haſt du Luſt, den vierten Mann zu machen, ſo darfſt du mir nur folgen."

---

*) Die Fakire bekennen ſich zu einem ſtrengen Leben; aber die meiſten ſind Heuchler: ſie wandern von Land zu Land auf Abenteuer umher, und ſind wahre Landſtreicher. Hier iſt ihr Bildnis: ſie haben kein ander Kleid, als ein Hemde, das ihnen bis unter die Knie geht, und das unten einen Beſatz hat; es iſt oben offen bis zum Nabel, und hat keine Aermel; zwei Knoten halten es über beiden Schultern zuſammen. Dieſes Hemde heißt Kafen, das bedeutet Schweißtuch. Ihre Aerme ſind alſo nackt, ſo wie ihre Beine, an welchen ſie Sandalen tragen, Nalén genannt. Auf dem gewöhnlich geſchorenen Kopfe tragen ſie eine kleine Mütze von gelber geſtickter Leinwand, mit einem Knopf oben. Ihr Gürtel iſt von Löwenklauen, und daran ſind

---

drei Dinge befeſtigt: Sichtschó-kard, oder ein langes Meſſer; ein Büffelhorn, wie das der Franzöſiſchen Kuhhirten; und endlich ein Strick an deſſen Ende eine dicke Schelle hängt, welche ſie klingen laßen, und dabei ausrufen: „La Ilach Illailah Hindi fagir Ullah!" das heißt: „es iſt kein andrer Gott, als Gott; der Indier iſt der Arme Gottes!" Dieſe Schelle heißt Senge Hayderi. Senge bedeutet Klingel, und Hayder iſt der Name ihres Stifters Schók Hayder. Ueberdieß führen ſie in der Hand eine Pike, welche oben mit Bändern geſchmückt iſt, wie jene der Pilger von St. Michael.

*) Oder Buſt, Stadt im Segeſtan, 14 Tagereiſen von Gasna. H.

„Da ich eurer Andachtsuͤbungen nicht kundig bin,“ antwortete ich, „ſo fuͤrchte ich mich derſelben ſchlecht zu entledigen.“

„Du ſpotteſt,“ unterbrach er mich, „mit deinen „Uebungen“; ich wiederhole es dir noch einmal, wir ſind keine ſtrenge Fakire; mit Einem Worte, wir haben nichts als das Kleid von ihnen.“

Obgleich dieſer Fakir durch ſeine Reden mir genugſam zu erkennen gab, daß er und ſeine beiden Mitbruͤder drei Landſtreicher waren, ſo ſchlug ich es doch nicht aus, mich zu ihnen zu geſellen. Außerdem daß ich mich in einer elenden Lage befand, hatte ich auch unter den Pagen nicht gelernt, bei meinen Verbindungen bedenklich zu ſein.

So bald ich dem Fakir geſagt hatte, daß ich ſeinen Antrag annaͤhme, fuͤhrte er mich nach Boſt, indem er mich unterweges mit Datteln, Reis und anderen Vorraͤthen verſorgte, welche man ihm in den Flecken und Doͤrfern gab, durch welche wir kamen. Sobald man ſeine Schelle und ſein Geſchrei vernahm, liefen die guten Muſelmaͤnner mit Lebensmitteln herbei und beluden ihn damit.

Wir erreichten auf dieſe Weiſe die Stadt Boſt, und gingen in ein kleines Haus der Vorſtadt, wo die beiden anderen Fakire wohnten. Sie empfingen uns mit offenen Armen und waren erfreut uͤber den Entſchluß, den ich gefaßt hatte, mit ihnen zu leben.

Sie hatten mich bald in ihre Myſterien eingeweihet, das heißt ſie unterwieſen mich in allen ihren Grimaſſen. Als ich in der Kunſt, das Volk zu betrügen, hinlänglich unterrichtet war, kleideten ſie mich, wie ſie gekleidet waren, und nöthigten mich, in die Stadt zu gehen, und anſtändigen Leuten Blumen oder Zweige darzubieten und dabei Verſe herzuſagen. So kam ich alle Tage mit einigen Geldſtücken nach Hauſe, welche dazu dienten, uns gütlich zu thun.

Ich war zu jung, und liebte von Natur zu ſehr das Vergnügen, um dem böſen Beiſpiele welches dieſe Fakire mir gaben, widerſtehen zu können. Ich ſtürzte mich in Ausſchweifungen aller Art, und verlor dadurch unvermerkt das Andenken der Prinzeſſinn von Perſien. Nicht, daß ſie ſich nicht manchmal noch meinem Geiſte darſtellte und mir Seufzer entlockte: aber anſtatt dieſe ſchwachen Nachwehen des Schmerzes zu nähren, ſparte ich vielmehr nichts, ſie zu vertilgen, und ich ſagte oft zu mir ſelber:

„Warum noch an Sélika denken, da Sélika nicht mehr iſt? Wenn ich ſie auch mein lebelang beweinete, was würden meine Thränen ihr frommen?“

Ein und neunzigſter Tag.

Ich verlebte faſt zwei Jahre mit den Fakiren, und ich wäre noch länger bei ihnen geblieben, wenn nicht derjenige, der mich ihnen zugeführt hatte, und den ich mehr als die anderen liebte, mir den Vorſchlag gemacht hätte zu reiſen.

„Haßan,“ ſprach er eines Tages zu mir, „ich fange an, mich in dieſer Stadt zu langweilen; ich kriege Luſt, wieder die Länder zu durchſtreichen. Ich habe von den Wundern der Stadt Kandahar gehört: willſt du mich dahin begleiten, ſo wollen wir ſehen, ob man mir die Wahrheit davon berichtet hat.“

Ich willigte ein, getrieben von der Neugierde, neue Länder zu ſehen, oder, beſſer zu ſagen, fortgezogen von jener übermächtigen Gewalt, welche uns nöthigt, ſo und nicht anders zu handeln.

Wir reiſten alſo beide aus Boſt ab; und nachdem wir mehrere Städte im Ségeſtan durchwandert hatten, ohne uns darin aufzuhalten, erreichten wir die ſchöne Stadt Kandahar, welche wir mit ſtarken Mauern umringt ſahen. Wir nahmen unſere Herberge in einer Karavanſerei, wo man uns ſehr mildthätig aufnahm, in Rückſicht auf die Kleidung, welche wir trugen, und welche in der That das Empfehlenswertheſte war, ſo wir an uns hatten.

Wir fanden alle Einwohner der Stadt in großer Bewegung, weil man am nächſten Tage das Guilus-Feſt*) feiern wollte. Wir vernahmen, das man am Hofe nicht minder beſchäftigt wäre, weil alle Welt ihren Eifer für den König Firus-Schah kund geben wollte, der ſich durch ſeine Gerechtigkeit bei allen Guten beliebt, und noch furchtbarer bei allen Böſen machte, durch die Strenge, mit welcher er ſie behandelte.

Da die Fakire überall aus- und eingehen, ohne daß jemand ſie hindern mag, ſo gingen wir den folgenden Tag an den Hof, das Feſt zu ſehen, welches eben nichts Reizendes hatte für jemand, der das Guilusfeſt der Könige von Perſien geſehen.

Während wir aufmerkſam alles beſchauten, was vorging, fühlte ich mich beim Arme gezupft. Alsbald drehte ich den Kopf hin, und erblickte neben mir den Verſchnittenen, welcher in dem Palaſte des Schahs Tahmaspe mir jenen Brief von Kalé-Kairi, oder vielmehr von Sélika gegeben hatte.

„Herr Haßan,“ ſagte er zu mir, „ich habe euch gleich erkannt, ungeachtet der ſeltſamen Kleidung, welche euch bedeckt. Aber obwohl mich dünkt, daß ich mich nicht täuſche, ſo weiß ich doch nicht, ob ich meinen Augen trauen darf. Iſt es möglich, daß ich euch hier antreffe?"

---

*) So heißt das jährlich an demſelben Tage gefeierte Krönungsfeſt.

„Und ihr," antwortete ich ihm, „was macht ihr in Kandahar? Warum habt ihr den Perſiſchen Hof verlaßen? Sollte der Tod der Prinzeſſinn Sélika euch davon entfernt haben, ſo wie mich?"

„Das kann ich euch gegenwärtig nicht ſagen," erwiederte er: „aber ich will vollſtändig eure Neugierde befriedigen, wenn ihr euch morgen zu derſelben Stunde allein hier wieder einfinden wollt. Ich werde euch Dinge erzählen, die euch in Erſtaunen ſetzen; ſo viel kann ich euch zum voraus ſagen, daß ſie euch betreffen."

Ich verſprach ihm, mich am folgenden Tage allein an demſelben Ort einzuſtellen, und ich unterließ nicht, mein Verſprechen zu halten. Der Verſchnittene erſchien auch, er kam auf mich zu, und ſagte zu mir:

„Laßt uns aus dem Palaſte gehen, und einen Ort ſuchen, wo wir uns bequemer beſprechen können."

Wir gingen nach der Stadt, durchſchritten mehrere Straßen, und blieben endlich vor einem großen Hauſe ſtehen, deſſen Schlüſſel er hatte. Wir traten hinein. Ich erblickte mit ſchönem Geräthe verſehene Zimmer, ſaubere Fußteppiche, reiche Sopha's, und ſchaute in einen ſorgfältig gepflegten Garten, in deſſen Mitte ein Becken voll des reinſten Waſſers mit Jaspismarmor eingefaßt war.

„Herr Haſſan,“ fragte mich der Verſchnittene, „findet ihr dieſes Haus annehmlich?“

„Sehr annehmlich,“ antwortete ich ihm.

„Das freut mich,“ fuhr er fort; „denn ich habe es für euch gemiethet, ſo wie ihr es da ſehet. Ihr bedürft noch einiger Sklaven, zur Bedienung: ich gehe hin, euch welche zu kaufen, während ihr euch badet.“

Indem er dieß ſagte, führte er mich in ein Gemach, wo ein Bad bereit ſtand.

„Ich beſchwöre dich,“ ſagte ich zu ihm, „erkläre mir, warum du mich hieher geführt, und was das für Dinge ſind, welche du mir zu ſagen haſt.“

„Ihr werdet ſie erfahren,“ verſetzte er, „zur gehörigen Zeit und Statt. Gegenwärtig genüge es euch, zu wiſſen, daß ſich, ſeitdem ich euch angetroffen habe, euer Schickſal ſehr verändert hat, und daß ich Befehl habe, ſo mit euch zu verfahren, wie ich thue.“

Zu gleicher Zeit half er, mich entkleiden; was bald geſchehen war. Ich ſtieg ins Bad, und der Verſchnittene ging weg, nachdem er mich gebeten hatte, nicht ungeduldig zu werden.

Dieſes Geheimnis, das man mir vorenthielt, gab mir viel zu denken; aber ich mochte meinen Geiſt noch ſo viel anſtrengen, es zu durchdringen, ich mühte mich vergeblich.

Schapur ließ mich ſehr lange im Waſſer, und mir begann ſchon die Geduld auszugehen, als er zurückkam, in Begleitung von vier Sklaven, deren zwei Wäſche und Kleider, und die anderen allerlei Mundvorrath trugen.

„Ich bitte um Verzeihung Herr,“ ſagte er zu mir; „es thut mir Leid, daß ich euch ſo lange habe warten laßen.“

Alsbald legten die Sklaven ihre Packete auf die Sopha's, und beeiferten ſich, mich zu bedienen. Sie rieben mich mit feiner neuer Wäſche; dann legten ſie mir ein reiches Unterkleid an, darüber einen prächtigen Rock und einen Turban.

„Wo ſoll dieß alles hinaus?“ ſagte ich bei mir ſelber. „Auf weſſen Befehl behandelt mich dieſer Verſchnittene auf ſolche Weiſe?“

Ich konnte meine Ungeduld, hierüber aufgeklärt zu werden, nicht mehr mäßigen.

Zwei und neunzigſter Tag.

Schapur bemerkte es wohl, und ſagte zu mir:

„Es thut mir Leid, daß ich euch ſo ein Raub eurer Ungeduld ſehe, aber ich kann euch nicht helfen. Wäre es mir nicht ausdrücklich verboten, zu reden, und wenn ich auch mit Verletzung meiner Pflicht euch alles mittheilte, was ich euch verberge, ſo würde ich euch dadurch doch nicht ruhiger machen: andere, noch heftigere Begierden würden denen folgen, die euch jetzo drängen. Ihr werdet nicht eher als dieſe Nacht vernehmen, was ihr zu wiſſen wünſchet."

Obwohl ich aus den Reden des Sklaven nur gute Vorbedeutung ziehen konnte, ſo war ich doch nicht minder den ganzen übrigen Tag in einer peinlichen Lage. Ich glaube, die Erwartung eines Uebels gibt nicht ſo viel zu leiden, als die eines großen Vergnügens.

Indeſſen kam endlich die Nacht, überall wurden die Wachslichter angezündet, und man ſorgte beſonders dafür, das ſchönſte Zimmer des Hauſes recht hell zu erleuchten. In dieſem war ich mit Schapur, der, meine Ungeduld zu ſtillen, alle Augenblicke zu mir ſagte:

„Man kömmt ſogleich; nur noch ein klein wenig Geduld."

Endlich hörten wir an die Thüre klopfen; der Verſchnittene ging ſelber hin, zu öffnen, und trat mit einer Frau herein, welche nicht ſo bald ihren Schleier aufgehoben hatte, als ich ſie für Kalé-Kairi erkannte. Meine Ueberraſchung bei dieſem Anblicke war ungemein; denn ich glaubte dieſes Fräulein zu Schiras.

„Herr Haßan," ſagte ſie zu mir, „wie erſtaunt ihr auch ſeid, mich hier zu ſehen, ihr werdet es noch bald mehr ſein, wenn ihr höret, was ich euch zu erzählen habe."

Bei dieſen Worten gingen Schapur und die beiden Sklaven hinaus und ließen mich mit Kalé-Kairi allein. Wir ſetzten uns zuſammen auf einen Sopha, und ſie begann folgendermaßen:

„Ihr erinnert euch wohl, Herr Haßan, jener Nacht, welche Sélika erwählte, ſich euch zu entdecken, und das Verſprechen, welches ſie euch beim Abſchiede gab, wird noch nicht aus eurem Gedächtniſſe gekommen ſein. Am folgenden Morgen, fragte ich ſie, was für einen Entſchluß ſie gefaßt hätte, und welchen Beweis der Zärtlichkeit ſie euch zu geben gedächte. Sie antwortete mir, ſie wollte euch glücklich machen, und häufig mit euch geheime Zuſammenkünfte haben, welche Gefahr auch dabei wäre. Ich läugne euch nicht, daß ich mich gegen ihre Geſinnungen auflehnte und nichts ſparte, um ſie zu ſchwächen. Ich ſtellte ihr vor, daß es ein ausſchweifender Gedanke für eine Prinzeſſinn ihres Ranges wäre, an euch zu denken, und ſich für einen Pagen in Lebensgefahr zu ſetzen; mit Einem Worte, ich bekämpfte ihre Liebe aus allen meinen Kräften, und ihr müßt es mir verzeihen, weil alle meine Vernunftgründe nur dazu dienten, ihre Leidenſchaft zu befeſtigen. Als ich ſah, daß ich ſie nicht überreden konnte, ſagte ich zu ihr:

„Ich kann nicht ohne Schaudern an die Gefahren denken, in welche ihr euch ſtürzen wollt; und weil nichts im Stande iſt, euch von euerm Geliebten loszumachen, ſo muß man auf ein Mittel ſinnen, ihn zu ſehen, ohne euer Leben noch das ſeine in Gefahr zu ſetzen. Ich weiß eins, welches ohne Zweifel eurer Liebe ſchmeicheln würde; aber ich wage es nicht euch vorzuſchlagen, ſo bedenklich ſcheint es mir.“

„Rede, Kalé-Kairi,“ ſagte hierauf die Prinzeſſinn zu mir; „was es auch für ein Mittel ſei, verbirg es mir nicht.“

„Wenn ihr es anwendet,“ erwiederte ich, „ſo müßt ihr euch entſchließen, den Hof zu verlaßen und zu leben, als wenn der Himmel euch hätte im niedrigſten Stande geboren werden laßen. Ihr müßt auf alle die Ehren verzichten, welche mit eurem Range verbunden ſind. Liebt ihr Haßan ſo ſehr, um ihm ein ſo großes Opfer zu bringen?“

„Ob ich ihn liebe!“ verſetzte ſie, indem ſie einen tiefen Seufzer ausſtieß: „ach, das dunkelſte Leben mit ihm würde mir lieber ſein, als all dieſes hoffärtige Gepränge, welches mich umgibt. Sage mir, was ich thun muß, um ihn ohne Zwang zu ſehen, und ich will es thun, ohne zu ſchwanken.“

„So will ich denn," ſagte ich zu ihr, „eurer Neigung nachgeben, weil es vergeblich iſt, ſie zu bekämpfen. Ich kenne ein Kraut, welches eine wunderbare Eigenſchaft hat: wenn ihr davon nur ein Blatt ins Ohr ſteckt, ſo fallet ihr eine Stunde darnach in eine Schlafſucht; man hält euch für todt; man feiert euer Leichenbegängnis: und in der Nacht laße ich euch wieder aus dem Grabe ſteigen."

Bei dieſen Worten unterbrach ich Kalé-Kairi und rief aus:

„O Himmel! wäre es möglich, daß die Prinzeſſinn Sélika noch lebte? Was iſt aus ihr geworden?"

„Herr," antwortete Kalé-Kairi, „ſie lebt noch: aber ich bitte euch, mich anzuhören, ihr ſollt alles vernehmen, was ihr zu wiſſen wünſchet. — Meine Gebieterinn," fuhr ſie fort, „umarmte mich vor Freuden, ſo ſinnreich erſchien ihr dieſer Anſchlag: aber da ſie ſich bald vorſtellte, wie ſchwer er auszuführen wäre, wegen der gebräuchlichen Leichenfeierlichkeiten, ſo äußerte ſie mir ihr Bedenken dabei. Ich hub alle dieſe Schwierigkeiten, und höret, auf welche Weiſe, wir dieſe große Unternehmung ausführten.

Sélika beklagte ſich über Kopfſchmerz, und legte ſich nieder. Am nächſten Morgen verbreitete ich das Gerücht, daß ſie gefährlich krank wäre; der Arzt des Königs kam, ließ ſich täuſchen, und verordnete Mittel, welche nicht eingenommen wurden. In den folgenden Tagen nahm die Krankheit zu, und als ich es für Zeit hielt, die Prinzeſſinn verſcheiden zu laßen, ſteckte ich ihr ein Blatt des bewußten Krautes ins Ohr. Sogleich lief ich zum Schah Tahmaspe und verkündigte ihm, daß Sélika nur noch wenige Augenblicke zu leben hätte und ihn zu ſprechen wünſchte. Er begab ſich ſchleunig zu ihr; und als er ſah, daß, durch Wirkung des Krautes, ihr Geſicht ſich von Augenblick zu Augenblick veränderte, ſo ward er wehmüthig und fing an zu weinen.

„Mein Vater," ſagte jetzt ſeine Tochter, „ich beſchwöre euch bei der Zärtlichkeit, welche ihr ſtäts für mich gehegt habt, befehlet, daß mein letzter Wille genau erfüllt werde: ich will daß nach meinem Tode keine andre Frau als Kalé-Kairi meine Leiche waſche, noch ihn mit Wohlgerüchen einreibe; ich wünſche, daß die übrigen Sklavinnen nicht dieſe Ehre mit ihr theilen. Ferner, verlange ich, daß ſie allein mich die erſte Nacht bewache, und daß niemand als ſie mein Grab mit ihren Thränen benetze; ich will, daß dieſe treue Sklavinn es ſei, welche den Propheten bitte, mich gegen die Angriffe der böſen Engel zu beſchirmen."*)

---

*) Die Muſelmänner glauben, daß gleich nach dem Tode zwei Teufel, genannt Münkir und Nekir, beide ſchwarz und grimmig, der eine mit einer dicken Eiſenkeule, der andre

Drei und neunzigſter Tag.

Schah=Tahmaspx verſprach ſeiner Tochter, ich ſollte ihr dieſe traurigen Pflichten erweiſen, ſo wie ſie es verlangte.

„Das iſt noch nicht alles, mein Vater,“ fuhr ſie fort: „ich bitte euch auch, daß Kalé=Kairi, ſobald ich nicht mehr bin, frei ſei; und mit ihrer Freiheit gebet ihr Geſchenke, wie ſie euer und der

---

mit einem langen glühenden Erzhaken bewaffnet, mit drohender Gebärde dem Geſtorbenen erſcheinen, ihm gebieten, das Haupt aufzurichten und auf die Knie zu fallen, und ſie für ſeine Seele um Gnade zu bitten; das thut der Todte, er belebt ſich wieder, und gibt Rechenſchaft von ſeinen Handlungen: hat er Mahomet ſtäts verehrt, ſo entfernen ſich die beiden Peinengel voll Schaam und Verwirrung, und machen zwei guten Engeln in weißſeidenen Kleidern Platz, welche ihn tröſten. Hat er aber nicht getreulich die Lehren des Korans befolgt, ſo verlaßen Münkir und Nekir ihn nicht, ſondern üben mit Luſt ihre teufliſche Wuth an ihm aus: der eine ſchmettert ihn mit einem Keulenſchlag auf den Kopf zehn Klafter tief in die Erde, und der andre zieht ihn ſogleich wieder mit ſeinem Haken heraus; auf ſolche Weiſe peinigen ſie ihn, bis es Mahomet beliebt, eine allgemeine Verſammlung aller Bekenner ſeines Glaubens zu halten. Durch dieſe Verſammlung rettet er ſie alle; denn er hat es ihnen in einer Stelle des Korans verſprochen.

Anhänglichkeit, welche ſie ſtäts für mich gehabt hat, würdig ſind.“

„Meine Tochter,“ antwortete ihr Schah-Tahmaspe, „ſei ganz ruhig über alle dieſe Dinge, welche du mir ans Herz legeſt: ſollte ich das Unglück haben, dich zu verlieren, ſo ſchwöre ich, deine Lieblingsſklavinn ſoll, mit Geſchenken ausgeſtattet hingehen, wo es ihr beliebt.“

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als das Kraut ſeine volle Wirkung hervorbrachte: Sélika verlor die Beſinnung, und ihr Vater, der ſie für todt hielt, ging ganz in Thränen wieder in ſein Zimmer. Er befahl, ich allein ſollte ihre Leiche waſchen und mit Wohlgerüchen einreiben. Das that ich denn auch; ſodann ſchleierte ich ſie in ein weißes Tuch, und legte ſie in den Sarg. Hierauf brachte man ſie nach der Grabſtätte, wo man mich, auf Befehl des Königs, allein bei ihr ließ. Ich ſchaute überall umher, ob nicht etwa jemand ſich verſteckt hätte, mich zu belauſchen; und als ich niemand bemerkte, erweckte ich meine Gebieterinn aus dem Todesſchlaf, und zog ſie aus dem Sarge. Ich legte ihr ein Kleid und einen Schleier an, die ich unter dem meinen verborgen hatte, und ſo begaben wir uns beide an einen Ort, wo Schapur uns erwartete. Dieſer treue Verſchnittene führte die Prinzeſſinn in ein kleines Haus, welches er gemiethet hatte, und ich ging wieder nach dem Grabe, dort die übrige Nacht zu bleiben; ich machte aus Zeug ein Bündel in Geſtalt einer Leiche, hüllte es in das Tuch, worin Sélika eingeſchleiert geweſen war, und verſchloß es in dem Sarge.

Am Morgen kamen andere Sklavinnen der Prinzeſſinn, meine Stelle einzunehmen, welche ich nicht verließ, ohne zuvor alle Gebärden zu machen, welche gewöhnlich den Schmerz begleiten. Man berichtete dem Könige, welche Ausdrücke der Betrübnis man von mir geſehen hatte; und dieß würde ihn ſchon bewogen haben, mich zu beſchenken, wenn er auch nicht dazu beſtimmt geweſen wäre: er ließ mir aus ſeinem Schatze zehntauſend Zeckienen auszahlen, und bewilligte mir die Erlaubnis, um welche ich ihn bat, mich anderswohin zu begeben und den Verſchnittenen Schapur mit mir zu nehmen. Hierauf ging ich zu meiner Gebieterinn, um mich mit ihr über den glücklichen Erfolg unſers Anſchlages zu freuen.

Am folgenden Tage ſchickten wir den Verſchnittenen, mit einem Schreiben, worin ich euch zu mir einlud, nach den Zimmern des Königs; aber einer von euren Sülüſli's ſagte ihm, ihr wäret unpäßlich, und nicht zu ſprechen. Drei Tage darnach, ſchickten wir ihn wieder hin, und da vernahm er, ihr wäret nicht mehr im Palaſt, und man wüßte nicht, was aus euch geworden wäre.“

An dieſer Stelle unterbrach ich Kalé-Kairi und ſagte zu ihr:

„Ei, warum habt ihr mir von euerm Vorhaben nicht einen Wink gegeben? warum habt ihr mich nicht durch Schapur davon unterrichtet? Ach, wie viel Leiden würde ein Wort mir erſpart haben!“

„Ach, wollte der Himmel,“ unterbrach mich wiederum Kalé-Kairi, „daß man euch kein Geheimnis davon gemacht hätte! Sélika würde dann in irgend einem Winkel der Erde mit euch leben; und es hat nicht an mir gelegen, daß ihr nicht beide mit einander glücklich geworden ſeid. Kaum hatten wir unſern Entwurf gemacht, als ich der Meinung war, ihn euch mitzutheilen; aber meine Gebieterinn wollte es nicht:

„Nein, nein,“ ſagte ſie zu mir, „man muß ihn meinen Verluſt empfinden laßen; deſto größer wird ſeine Freude ſein, mich wiederzuſehen; und ſeine Ueberraſchung wird um ſo angenehmer ſein, nachdem mein vermeinter Tod ihm ſchweres Herzeleid verurſacht hat.“

Ich konnte dieſe Verfeinerung der Zärtlichkeit nicht nach meinem Geſchmack finden, wie wenn ich die traurigen Folgen davon geahnt hätte; auch hat Sélika ſelber es ſehr bereuet. Ich kann euch nicht ausdrükken, wie betrübt ſie über euer Verſchwinden war.

„Ach, ich Unglückliche!“ rief ſie unabläßig aus, „was hilft es mir nun, der Liebe alles aufgeopfert zu haben, wenn ich für immer auf Haßan verzichten muß?“

Wir ließen euch in der ganzen Stadt ſuchen; Schapur vernachläßigte nichts, euch zu finden; und als wir endlich die Hoffnung dazu verloren hatten, verließen wir Schiras, und nahmen unſern Weg nach dem Indus zu, weil wir uns einbildeten ihr würdet nach dieſer Seite hin gewandert ſein. Wir hielten uns in allen Städten am Ufer dieſes Fluſſes auf, und ſtellten nach euch eben ſo genaue, als eitle Nachforſchungen an.

Eines Tages überfiel uns auf dem Wege von einer Stadt zur andern, obwohl wir mit einer Karavane reiſten, eine ſtarke Räuberbande, erſchlug die Kaufleute, und plünderte ihre Waaren; ſie bemächtigten ſich unſer, nahmen uns all unſer Gold und Edelgeſtein ab, führten uns nach Kandahar, und verkauften uns an einen Sklavenhändler, den ſie kannten.

Dieſer Kaufmann hatte nicht ſo bald Sélika in ſeinen Händen, als er beſchloß, ſie dem Könige von Kandahar anzubieten. Firus=Schah war von ihr bezaubert, ſo bald ſie ſich ſeinen Augen darſtellte. Er fragte ſie, wo ſie her wäre; ſie ſagte ihm, Ormus wäre ihr Gebutsort, und beantwortete nicht mit mehr Aufrichtigkeit die übrigen Fragen, welche der Fürſt an ſie that. Kurz, er kaufte uns, ſperrte uns in ſeinen Frauenpalaſt, und gab uns darin die ſchönſte Wohnung.“

Vier und neunzigſter Tag.

An dieſer Stelle hielt Kalé-Kairi inne, oder vielmehr ich unterbrach ſie, und rief aus:

„O Himmel, ſoll ich mich freuen, Sélika wiederzuſehen? Aber was ſage ich? heißt das, ſie wiederfinden, wenn ich vernehme, daß ein mächtiger König ſie in ſeinem Harem verſperrt hält? Wenn ſie, widerſetzlich gegen die Liebe Firus-Schachs nur jammervolle Tage hinſchleppt, welch ein Schmerz für mich, ſie ſo leiden zu ſehen! Und wenn ſie mit ihrem Looſe zufrieden iſt, kann ich es mit dem meinigen ſein?“

„Ich bin erfreut,“ ſagte Kalé-Kairi, „daß ihr ſolches Zartgefühl habt; die Prinzeſſinn verdient es wohl: obwohl leidenſchaftlich geliebt von dem Könige von Kandahar, hat ſie euer doch nicht vergeſſen können, und niemals hat jemand ſo viel Freude empfunden, als ſie geſtern hatte, da Schapur ihr ſagte, daß er euch getroffen hätte. Sie war den ganzen übrigen Tag außer ſich; ſie trug ſogleich dem Verſchnittenen auf, ein vollſtändig verſehenes Haus zu miethen, euch heute dahin zu führen, und es euch an nichts mangeln zu laßen. Ich bin nun in ihrem

Namen gekommen euch über alles aufzuklären, wie ich gethan habe, und euch darauf vorzubereiten, daß ihr ſie morgen Nacht ſehen ſollt: wir werden den Palaſt verlaßen, und durch eine kleine Gartenthüre, zu welcher wir uns nöthigenfalls einen Schlüſſel haben machen laßen, hieher kommen.“

Mit dieſen Worten ſtand die Lieblingsſklavinn der Prinzeſſinn von Perſien auf, und kehrte, in Begleitung Schapurs, zu ihrer Gebieterinn zurück.

Ich that dieſe ganze Nacht hindurch nichts anderes, als an Sélika denken, für welche ich meine ganze Liebe wieder entbrannt fühlte. Der Schlaf konnte keinen Augenblick meine Augen ſchließen, und der folgende Tag dünkte mir ein Jahrhundert lang.

Endlich, nachdem ich ein Raub der lebhafteſten Ungeduld geweſen war, hörte ich an meine Hausthüre pochen. Meine Sklaven eilten hin, zu öffnen, und bald ſah ich meine Prinzeſſinn ins Zimmer treten!

Welche Bewegung, welche Wonne, welch Entzücken erregte mir nicht ihre Gegenwart! Und ſie, welche Freude empfand ſie nicht, mich wiederzuſehen! Ich warf mich ihr zu Füßen, ich hielt ſie lange feſt umklammert, ohne ſprechen zu können. Sie nöthigte mich aufzuſtehen, und nachdem ſie mich neben ihr auf ein Sopha ſitzen laßen, ſprach ſie zu mir:

„Haßan, ich ſage dem Himmel Dank, daß er uns wieder vereinigt hat; laßt uns hoffen, daß ſeine Güte nicht dabei ſtehen bleiben, ſondern auch das neue Hinderniß wegräumen wird, welches uns abhält, ſtäts beiſammen zu ſein. In Erwartung einer ſo glückſeligen Zeit, könnt ihr hier ruhig und im Ueberfluſſe leben. Haben wir auch nicht das Vergnügen, uns nach Gefallen zu ſprechen, ſo haben wir doch wenigſtens den Troſt, uns täglich von einander Nachricht zu geben, und uns manchmal heimlich zu ſehen. — Kalé-Kairi,“ fuhr ſie fort, „hat euch meine Abenteuer erzählt: nun erzählet ihr mir auch die eurigen.“

Ich ſchilderte ihr den Schmerz, welchen ihr vermeinter Tod mir erregt hatte, und ſagte ihr, wie ich darüber ein ſo tiefes Herzeleid empfunden, daß ich ein Fakir geworden wäre.

„Ach! mein lieber Haßan,“ rief Sélika aus, „mußtet ihr, aus Liebe zu mir, ſo lange mit ſo ſtrengen Leuten leben? Wehe mir! meinetwegen habt ihr ſo viel erlitten.“

Wenn ſie gewußt hätte, welches Leben ich unter jenem frommen Kleide geführt, ſie würde mich etwas weniger beklagt haben; aber ich hütete mich wohl, ſie davon zu unterrichten, und war nur darauf bedacht, ihr meine Leidenſchaft auszudrücken.

Mit welcher Schnelligkeit verfloſſen die Augenblicke unſerer Unterhaltung! Obwohl ſie drei Stunden gewährt hatte, dennoch ärgerten wir uns über Schapur und Kalé-Kairi, als ſie uns daran mahnten, daß wir uns trennen müßten.

„Ach! wie beſchwerlich ſind doch die Leute die nicht lieben!“ ſagten wir zu ihnen. „Wir ſind kaum erſt einen Augenblick beiſammen. Laßt uns in Ruhe.“

Gleichwohl würde uns, wenn wir unſre Unterhaltung noch etwas verlängert hätten, der Tag überraſcht haben; denn er brach bald darauf an, als die Prinzeſſinn ſich entfernt hatte.

Ungeachtet der angenehmen Gedanken, welche mich beſchäftigten, unterließ ich doch nicht, mich des Fakirs zu erinnern, mit welchem ich nach Kandahar gekommen war; und da ich mir die Unruhe vorſtellte, in welcher er ſein müßte, weil er nicht wußte, was aus mir geworden wäre, ſo ging ich aus, ihn aufzuſuchen.

Ich begegnete ihm zufällig auf der Straße; wir umarmten uns, und ich ſagte ihm:

„Lieber Freund, ich wollte nach deiner Karavanſerei gehen, um dir zu ſagen, was mir begegnet iſt, um dich meinetwegen zu beruhigen. Ich habe dir ohne Zweifel ſchon Beſorgnis verurſacht.“

„Ja,“ antwortete er, „ich war deinetwegen ſehr beſorgt. Aber welche Veränderung! in welcher Tracht erſcheinſt du vor meinen Augen? Du ſiehſt aus, als wenn du dein Glück gemacht hätteſt; und während ich um dein Schickſal bekümmert war, haſt du, wie ich ſehe, dir angenehm die Zeit vertrieben.“

„Ich läugne es nicht, mein theurer Freund,“ erwiederte ich; „ja ich geſtehe dir, daß ich noch tauſendmal glücklicher bin, als du dir einbilden magſt. Du ſollſt Zeuge meines Glückes ſein, und ſelber daran Theil nehmen. Laß deine Karavanſerei, wo ſie iſt, und komm und wohne bei mir.“

Indem ich dieß ſagte, führte ich ihn nach meinem Hauſe, und zeigte ihm alle Gemächer deſſelben. Er fand ſie und das Geräth darin ſehr ſchön, und jeden Augenblick rief er aus:

„O Himmel! was hat doch Haßan mehr gethan, als andere Leute, daß er verdiente, von dir mit ſo viel Gütern überſchüttet zu werden?“

„Wie denn, Fakir,“ fragte ich ihn, „ſollteſt du meinen gegenwärtigen Zuſtand mit Verdruß anſehen? mich dünkt mein Glück betrübt dich.“

„Nein, nein,“ antwortete er, „im Gegentheil, ich habe große Freude darüber. Weit entfernt, die Wohlfahrt meiner Freunde zu beneiden, bin ich vielmehr erfreut, ſie in ſo blühenden Umſtänden zu ſehen.“

Indem er ſo ſprach drückte er mich feſt in ſeine Arme, um mich deſto mehr zu überzeugen, daß er es herzlich meinte.

Ich hielt ihn für aufrichtig; und im rückhaltsloſen Vertrauen überlieferte ich mich dem neidiſchſten und treuloſeſten aller Menſchen.

„Wir müſſen uns heute," ſagte ich zu ihm, „mit einander luſtig machen."

Zu gleicher Zeit nahm ich ihn beim Arm, und führte ihn in meinen Saal, wo meine Sklaven eine kleine Tafel von zwei Gedecken bereitet hatten.

Fünf und neunzigſter Tag.

Wir ſetzten uns beide hin. Man brachte uns mehrere Schüſſeln Reis*) von verſchiedenen Farben, mit Datteln in Syrup eingemacht. Wir aaßen noch andere Gerichte; worauf ich einen meiner Sklaven ausſchickte, Wein zu kaufen, in einer Gegend der Stadt, wo ich wußte, daß man ihn heimlich feil hatte.**)

---

*) Die Perſer und ihre Nachbarvölker richten den Reis auf mannigfaltige Weiſe zu, und geben ihm allerlei Farben.

**) Der Wein iſt den Einwohnern von Kandahar verboten, die ihn jedoch ſehr lieben, und auch nicht unterlaßen, ihn heimlich zu trinken. Aber ſie hüten ſich wohl, wenn ſie davon getrunken haben, ſich öffentlich zu zeigen; denn begegnete es jemand, ſich betrunken ſehen zu laßen, ſo würde man ihn auf einem Eſel das Geſicht nach dem

Er brachte uns vom beßten, und wir tranken davon ſo unmäßig, daß wir es nicht gewagt hätten, uns öffentlich ſehen zu laßen: wir würden es nicht ungeſtraft gethan haben.

Recht mitten in unſerm Gelag ſagte der Fakir zu mir:

„Erzähle mir, Haßan, dein ganzes Abenteuer; entdecke mir das Geheimnis; du wageſt nichts dabei: ich bin verſchwiegen, und noch mehr, dein beßter Freund. Du kannſt nicht an meiner Treue zweifeln ohne mich zu beleidigen. Enthülle mir alſo den Grund deiner Seele, und lehre mich dein ganzes Glück kennen, damit wir uns deſſelben mitſammen erfreuen können. Uebrigens rühme ich mich, ein Mann zu ſein, der ſich auf guten Rath verſteht, und du weißt, daß ein Vertrauter dieſer Art nicht unnütz iſt.“

Erhitzt von dem Weine, welchen ich getrunken hatte, und durch die Freundſchaftsbezeugungen des Fakirs, gab ich ſeinem Andringen nach, und ſagte zu ihm:

„Ich bin überzeugt, daß du nicht fähig biſt, das Vertrauen zu misbrauchen, welches ich dir ſchenke, alſo will ich dir nichts verhehlen. Erinnerſt du dich

---

Schwanze gekehrt durch die ganze Stadt führen, unter dem Schall einer kleinen Trommel und dem Geſchrei der ihn verfolgenden Kinder.

noch, als ich dir zuerſt begegnete, daß ich ſehr traurig war? Ich hatte ſo eben in Schiras eine Geliebte, von der ich wiedergeliebt wurde, verloren: in Kandahar habe ich ſie nun wiedergefunden; und dir alles zu ſagen, es iſt die Favoritinn des Königs Firus-Schah.“

Der Fakir bezeigte das höchſte Erſtaunen bei dieſer Rede, und ſagte zu mir:

„Haßan, du gibſt mir eine reizende Vorſtellung von dieſer Dame; ſie muß von bewundernswürdiger Schönheit ſein, weil der König von Kandahar ſelber in ſie verliebt iſt.“

„Es iſt eine unvergleichliche Schönheit,“ verſetzte ich; „wie vortheilhaft auch ein Liebender ſie dir ſchildern möchte, dennoch könnte er nimmer ein geſchmeicheltes Bildnis von ihr entwerfen. — Sie wird nicht verfehlen, bald hieher zu kommen, du ſollſt ſie ſehen, und dich durch deine eigenen Augen von ihren Reizen überzeugen.“

Bei dieſen Worten umarmte mich der Fakir mit Entzücken, und betheuerte mir, ich würde ihm ein großes Vergnügen machen, wenn ich mein Verſprechen hielte. Ich gab ihm neue Verſicherungen darüber; und jetzo ſtanden wir beide vom Tiſche auf, um uns zu Ruhe zu legen. Einer meiner Sklaven führte meinen Freund in ein Gemach, wo ein Bette für ihn bereitet war.

Am folgenden Morgen früh brachte Schapur mir ein Briefchen von Sélika. Sie ſchrieb mir, ſie würde die nächſte Nacht kommen und mit mir in Freuden zubringen. Ich zeigte dem Fakir den Brief, der darüber eine unmäßige Freude bezeugte. Er that den ganzen Tag nichts, als von der Dame mit mir reden, deren Schönheit ich ihm gerühmt hatte, und erwartete die Nacht mit eben ſo viel Ungeduld, als wenn er denſelben Grund gehabt hätte, wie ich, ihr Kommen zu wünſchen.

Unterdeſſen richtete ich alles ein, Sélika zu empfangen. Ich ließ die beßten Speiſen holen, und von dem trefflichen Weine, welchen wir den Tag zuvor ſo gründlich verſucht hatten.

Als die Nacht endlich gekommen war, ſagte ich zu dem Fakir:

„Wenn die Dame eintritt, darfſt du nicht im Zimmer ſein. Sie möchte es vielleicht übelnehmen. Laß mich ſie um Erlaubnis bitten, ihr dich, als meinen Freund, vorzuſtellen; ich bin ſicher, ſie zu erhalten.“

Wir hörten bald darauf an die Thüre klopfen, und es war die Prinzeſſinn. Der Fakir verbarg ſich in ein Seitengemach, und ich ging Sélika entgegen: ich nahm ſie bei der Hand, und nachdem ich ſie ins Zimmer geführt hatte, ſagte ich zu ihr:

„Meine Prinzeſſinn, ich bitte euch, mir eine Gnade zu gewähren. Der Fakir, mit welchem ich nach Kandahar gekommen bin, wohnt hier bei mir im Hauſe; ich habe ihm ein Zimmer eingeräumt, er iſt mein Freund: wollt ihr nun erlauben, daß er an unſerer Freude Theil nehme?"

„Haßan," antwortete ſie, „ihr bedenket nicht recht, was ihr von mir fordert; anſtatt mich den Blicken eines andern auszuſetzen, ſolltet ihr mich lieber ihnen ſorgfältig entziehen."

„Meine Herrinn," erwiederte ich, „es iſt ein artiger und verſchwiegener Geſell, und deſſen Freundſchaft ich kenne. Ich ſage gut dafür, daß ihr keine Urſache haben ſollt, es zu bereuen, mir dieſe Bitte gewährt zu haben."

„Ich kann euch nichts abſchlagen," verſetzte Sélika; „aber ich habe ein Vorgefühl, daß wir Verdruß davon haben werden."

„O nein, meine Prinzeſſinn," ſagte ich zu ihr, „ſeid darüber ohne Unruhe, verlaßet euch auf mein Wort, und keine Furcht verhindere euch, das Vergnügen zu theilen, welches ich empfinde, euch zu ſehen."

Nach dieſen Worten rief ich den Fakir herbei, und ſtellte ihn Sélika vor. Sie empfing ihn, mir zu gefallen, ſehr freundlich, und nach mehreren Höflichkeiten von beiden Seiten, ſetzten wir uns alle drei zu Tiſche, nebſt Kalé-Kairi. Mein Gefährte war ein Mann von dreißig Jahren, er hatte viel Verſtand, und gab bald durch ſeine Einfälle und Scherze den Frauen zu erkennen, daß er das Vergnügen nicht haßte, oder vielmehr, daß er ſein Kleid entehrte.

Als wir von allen Speiſen gegeſſen hatten, die uns aufgetragen wurden, brachte man den Wein, und die Sklaven ſchenkten ihn uns in Schalen von Agath ein. Der Fakir ließ die ſeine nicht lange leer, alle Augenblicke ließ er ſie wieder füllen, dergeſtalt, daß der Trunk ihn bald in einen lieblichen Zuſtand verſetzte. Er war von Hauſe aus nicht ſehr ehrerbietig gegen die Frauen, der Wein erhöhte alſo ſeine Dreiſtigkeit und benahm ihm vollends die wenige Zurückhaltung, welche er bisher noch beobachtet hatte. Er begnügte ſich nicht damit, durch ſeine frechen Reden die Schamhaftigkeit der Frauen zu beleidigen, er umhalſte ſogar plötzlich die Prinzeſſinn und raubte ihr unverſchämt einen Kuß.

Sechs und neunzigſter Tag.

Sélika war höchſt entrüſtet über die Frechheit des Fakirs, und der Zorn gab ihr Kraft, ſich ſeinen ſchaamloſen Händen zu entwinden.

„Halt, Elender,“ ſagte ſie zu ihm, „und misbrauche nicht die Güte, daß man dich hier duldet. Du verdienteſt, daß ich dich durch die Sklaven hier im Hauſe züchtigen ließe: aber die Rückſicht für deinen Freund hält mich zurück.“

Mit dieſen Worten nahm ſie ihren Schleier, verhüllte ſich das Antlitz, und verließ das Zimmer. Ich lief hinter ihr drein, und bat ſie wegen des Vorgefallenen um Verzeihung; vergeblich ſuchte ich, ſie zu beſänftigen; ſie war zu ſehr erzürnt.

„Ihr ſeht nun,“ ſagte ſie zu mir, „wie übel ihr thatet zu verlangen, daß dieſer Fakir an unſerer Freude theilnähme; es war nicht ohne Grund, daß ich widerſtrebte: ich ſetze nicht wieder den Fuß über eure Schwelle, ſo lange er hier hauſet.“

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich, was ich auch ſagen mochte, um ſie zurückzuhalten.

Ich ging wieder zu meinem Freunde ins Zimmer, und ſagte zu ihm:

„Ha! was haſt du gemacht? mußteſt du ſo die Ehrfurcht gegen die Favoritinn Firus-Schahs aus den Augen ſetzen? Durch dieſe unverſchämte Dreiſtigkeit haſt du dir ihren Haß zugezogen; und vielleicht vergibt ſie es auch mir nicht, daß ich ſie genöthigt habe, ſich von dir ſehen zu laßen.“

„Bekümmere dich nicht, Haßan,“ antwortete er mir, „du kennſt die Weiber ſchlecht, wenn du wähnſt, daß dieſe da wirklich erzürnt iſt: ſei vielmehr überzeugt, daß ſie im Grunde ihres Herzens darüber erfreuet iſt. Es gibt kein Weib, dem dergleichen Ausbrüche misfielen; der Zorn, den dieſe hat blicken laßen, iſt verſtellt. Weißt du wohl, warum ſie gegen meine Dreiſtigkeit empört war? bloß weil deine Augen Zeugen davon waren: wäre ich mit ihr allein geweſen, ich bin ſicher, ich hätte ſie menſchlicher befunden.“

Auf dieſe Reden, welche genugſam zeigten, daß er berauſcht war, ließ ich ab, ihm Vorwürfe zu machen; ich hoffte, er würde am folgenden Morgen mehr Vernunft annehmen, und ſein Vergehen erkennen. Ich befahl einem meiner Sklaven, ihn in ſein Zimmer zu führen, und ich blieb in dem meinigen, wo die Betrachtungen, welche ich über das Vergangene anſtellte, mich nicht ruhig ſchlafen ließen.

Am folgenden Tage ſtimmte der Fakir allerdings einen andern Ton an; er bezeugte mir, wie ſehr es ihm Leid thäte, mir Verdruß verurſacht zu haben, und daß er, um ſich ſelber für ſeine Unverſchämtheit zu beſtrafen, beſchloſſen hätte, Kandahar zu verlaßen. Kurz, er ſprach auf eine Weiſe zu mir, welche mich rührte. Ich ſchrieb auf der Stelle an die Prinzeſſinn, daß unſer Fakir ſeine Dreiſtigkeit bereuete, und ſie demüthiglich mit mir bäte, es dem Weine zu verzeihen, welcher ſie ihm eingeflößt hätte.

Als ich eben fertig war mit Schreiben, kam Schapur; er meldete mir, ſeine Gebieterinn wäre noch immer ſehr aufgebracht. Ich gab ihm meinen Brief, er kehrte ſogleich damit zurück, und kam einige Stunden darnach mit einer Antwort wieder. Sélika ſchrieb mir, ſie wollte wohl die Unverſchämtheit des Fakirs entſchuldigen, weil er verſicherte, daß er ſie bereuete; aber nur unter der Bedingung, daß er nicht länger bei mir bliebe, und daß er Kandahar binnen vier und zwanzig Stunden verließe.

Ich zeigte meinem Freunde das Schreiben der Favoritinn Firus-Schahs; worauf er, in Schapurs Gegenwart, zu mir ſagte, er ſtimmete hierin mit der Dame überein; nach einer ſo verwegenen Handlung, wie er das Unglück zu begehen gehabt hätte, würde er es nicht mehr wagen, vor ihr zu erſcheinen, und er wäre geſonnen, noch in derſelben Stunde die Stadt Kandahar zu verlaßen.

Der Verſchnittene ging ſogleich zurück nach dem Palaſt, um Sélika zu berichten, in welcher Stimmung er den Fakir verlaßen hatte.

Ich war erfreut, ſo die Ruhe wiederkehren zu ſehen, auf den Sturm, welcher mich erſchreckt hatte. Ich muß indeſſen bekennen, es that mir Leid, meinen Freund zu verlieren, und ich behielt ihn noch dieſen Tag bei mir.

„Warte," ſagte ich zu ihm, „du kannſt morgen reiſen; ich will mich heute noch mit dir letzen: vielleicht ſehen wir uns nie wieder. Ach! da wir uns trennen müßen, ſo wollen wir wenigſtens den traurigen Augenblick der Trennung noch verſchieben."

Um unſer Abſchiedsfeſt herrlicher zu feiern, veranſtaltete ich ein großes Abendeſſen, und als es bereit war, ſetzten wir uns zu Tiſche. Wir hatten ſchon von mehreren Gerichten gekoſtet, als wir Schapur eintreten ſahen. Er trug eine goldene Schüſſel mit einer Fleiſchſp[illegible]ſe, und ſagte zu mir:

„Herr Haßan ich bringe euch ein Gericht, welches ſo eben dem König aufgetragen worden; Seine Majeſtät hat es ſo köſtlich gefunden, daß er es auf der Stelle ſeiner Favoritinn bringen laßen, und dieſe ſchickt es nun euch.“

Wir aaßen von dieſem Gericht, und es ſchmeckte uns in der That vortrefflich. Der Fakir konnte während der Mahlzeit nicht müde werden, mein Glück zu bewundern, und er ſagte wohl zwanzigmal zu mir:

„O junger Mann, wie reizend iſt dein Loos!“

Wir tranken die ganze Nacht durch; und ſobald es Tag ward, ſagte mein Freund zu mir:

„Es iſt Zeit, wir müßen uns trennen.“ Ich ging jetzo hin und holte eine Börſe voll Zeckienen, welche Schapur mir den Tag zuvor im Namen ſeiner Gebieterinn gebracht hatte; dieſe gab ich dem Fakir, und ſagte zu ihm:

„Da, nimm meine Börſe, ſie kann dir gelegentlich dienen.“

Er dankte mir; wir umarmten uns; er ging weg;

und ich blieb noch ziemlich lange nach ſeiner Abreiſe in einer traurigen Stimmung.

„O allzu unvorſichtiger Freund!“ ſagte ich bei mir ſelber: „du biſt ſelber Schuld, daß wir uns trennen; du ſollteſt dich begnügt haben, Sélika zu ſehen, und dich eines ſo ſchönen Anblicks zu erfreuen.“

Da ich der Ruhe bedurfte, ſo warf ich mich auf ein Sopha, und ſchlief ein.

Nach Verlauf einiger Stunden erweckte mich ein ſtarker Lärm in meinem Hauſe; ich ſtand auf, und ging hin, zu ſehen, was ihn verurſachte, und erblickte, mit großem Schrecken, einen Trupp Soldaten von der Leibwache Firus-Schahs.

„Folget uns,“ ſagte ihr Anführer zu mir, „wir haben Befehl, euch nach dem Palaſte zu bringen.“

„Welches Verbrechen habe ich denn begangen?“ fragte ich; „weſſen klagt man mich an?“

„Das wiſſen wir nicht,“ erwiederte der Offizier; „es iſt uns nur befohlen, euch vor den König zu führen; warum, wiſſen wir nicht: aber ich kann euch, zu eurer Beruhigung ſagen, wenn ihr unſchuldig ſeid, ſo habt ihr nichts zu fürchten; ihr habt mit einem gerechten Fürſten zu thun, der nicht die eines Verbrechens Angeklagten gleich verurtheilt; es bedarf überzeugender Beweiſe, um ihn zu bewegen, ein Verdammungsurtel auszuſprechen. Freilich beſtraft er ſtrenge die Schuldigen; wenn ihr es ſeid, beklage ich euch.“

Ich mußte dem Offizier folgen. Auf dem Wege nach dem Palaſte ſagte ich bei mir ſelber: „Firus-Schah hat ohne Zweifel mein Einverſtändnis mit Sélika entdeckt: aber wie hat er es erfahren?“

Als wir in den Hof des Palaſts kamen, bemerkte ich, daß hier vier Galgen aufgerichtet waren; ich erkannte wohl, daß dieſes mich anginge, und daß dieſe Todesart die geringſte Strafe wäre, welche ich von dem Zorne Firus-Schahs zu erwarten hätte: ich hub die Augen zum Himmel empor, und bat ihn, wenigſtens die Prinzeſſinn von Perſien zu retten.

Sieben und neunzigſter Tag.

Wir traten in den Palaſt; der Offizier führte mich in das Zimmer des Königs. Dieſer Fürſt war hier allein, mit ſeinem Großveſyr, und dem Fakir, welchen ich ſchon weit von Kandahar wähnte. So bald ich dieſen treuloſen Freund erblickte, erkannte ich ſeine ganze Verrätherei.

„Du biſt es alſo,“ redete Firus-Schah mich an, „der geheime Zuſammenkünfte mit meiner Favoritinn hat? Ha! Bube, du mußt höchſt verwegen ſein, da du es wagſt, mit mir dein Spiel zu treiben. Rede, und beantworte genau alles, was ich dich frage. Als du nach Kandahar gekommen biſt, hat man dir nicht geſagt, daß ich die Schuldigen ſtrenge beſtrafe?“

Ich antwortete mit „Ja.“

„Wohlan,“ fuhr er fort, „da man dich doch gewarnt hat, warum haſt du gleichwohl das größte aller Verbrechen begangen?“

„Herr,“ antwortete ich, „mögen die Tage Euer Majeſtät bis ans Ende aller Zeiten währen! aber ihr wißt wohl, die Liebe macht auch die Taube dreiſt; ein von einer heftigen Leidenſchaft hingeriſſener Menſch fürchtet nichts: ich bin bereit, euerm gerechten Zorne zum Schlachtopfer zu fallen; und welche Qualen ihr auch über mich verhängt habt, ich werde mich nicht über eure Strenge beklagen, wenn ihr nur eure Favoritinn begnadigt. Ach! ſie lebte vor meiner Ankunft ſo glücklich in euerm Harem; und zufrieden, das Glück eines großen Königs zu machen, fing ſie an, einen unglücklichen Geliebten zu vergeſſen, welchen ſie niemals wiederzuſehen wähnte: da erfuhr ſie, daß ich hier in der Stadt wäre, und die erſte Glut entbrannte von neuen; ich bin es, der ſie eurer Zärtlichkeit entriſſen hat, und mich allein alſo müßt ihr beſtrafen.“

Während ich ſo ſprach, trat Sélika, die auf Befehl des Königs herbei geholt worden, herein, in Begleitung Schapurs und Kalé-Kairi's; und als ſie meine letzten Worte gehört hatte, warf ſie ſich ſchleunig dem Firus-Schah zu Füßen, und ſprach zu ihm:

„Herr, verzeihet dieſem jungen Manne; nur die ſchuldige Sklavinn, die euch verrathen hat, muß eure Rache treffen.“

„Ha! ihr Treuloſen,“ rief der König aus, „erwartet keine Gnade, einer für den andern, ihr ſollt beide ſterben. Die Undankbare! ſie fleht zu meiner Güte nur für den Verwegenen, der mich beleidigt; und er bezeigt nur Schmerz über den Untergang deſſen, was er liebt: ſie beide wagen es vor meinen Augen ihre verliebte Wuth zu offenbaren; welche Unverſchämtheit! — Veſyr,“ fügte er hinzu, indem er ſich zu ſeinem Miniſter wandte, „laß ſie zum Tode führen und an den Galgen aufknüpfen; und nach ihrem Tode ſollen ſie den Hunden und Vögeln zur Beute hingeworfen werden.“

„Haltet ein, Herr,“ rief ich jetzt aus; „hütet euch wohl, mit ſolcher Schmach eine Königstochter zu behandeln; eure eiferſüchtige Rache ehre in eurer Favoritinn das edle Blut ihrer Abkunft.“

Bei dieſen Worten gerieth Firus-Schah in Erſtaunen, und er fragte Sélika:

„Welcher Fürſt iſt denn der Urheber eurer Geburt?“

Die Prinzeſſinn blickte mich mit ſtolzer Miene an, und ſprach zu mir:

„Vorlauter Haßan, warum haſt du entdeckt, was ich gern mir ſelber verbergen wollte? Ich hatte im Tode noch den Troſt, daß der Rang meiner Geburt unbekannt blieb: indem du mich nun zu erkennen gibſt, bedeckſt du mich mit Schande. — Wohlan, Firus=Schah,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich an den König von Kandahar wandte, „vernimm, wer ich bin: die Sklavinn, welche du zu einem ſchmachvollen Tode verurtheilſt, iſt die Tochter des Schah=Tahmaspe.“ Und zugleich erzählte ſie ihm ihre ganze Geſchichte, ohne den geringſten Umſtand auszulaßen.

Ihre Erzählung, welche das Erſtaunen des Königs noch vermehrte, beſchloß ſie mit dieſen Worten:

„Nun wiſſet ihr, Herr, ein Geheimnis, welches ich nicht willens war euch zu enthüllen, und welches allein die Unſchweigſamkeit meines Geliebten mir entreißt. Nach dieſem Bekenntniſſe, welches ich hier nicht ohne große Beſchämung ablege, bitte ich euch inſtändig, mir ſchleunig das Leben nehmen zu laßen; das iſt die einzige Gnade, um welche ich Euer Majeſtät bitte.“

„Prinzeſſinn,“ ſprach der König zu ihr, „ich widerrufe euer Todesurtheil; ich bin zu billig, um euch nicht eure Untreue zu verzeihen; was ihr mir eben erzählt habt, läßt mich dieſelbe mit einem andern Auge anſehen: ich beklage mich nicht mehr über euch, ich gebe euch ſogar die Freiheit: lebet für Haßan, und der glückliche Haßan lebe für euch. Ich ſchenke auch Schapur, euerm Vertrauten, das Leben und die Freiheit. Gehet, vollkommenes Liebespaar, gehet und verlebet eure übrigen Tage mitſammen, und nichts möge jemals den Lauf eurer Freuden ſtören! — Du aber, Verräther," fuhr er fort, indem er ſich zu dem Fakir wandte, „niederträchtige und neidiſche Seele, du haſt das Glück deines Freundes nicht ertragen können, und biſt hergekommen, dich ſelber meiner Rache zu überliefern. Ha! Elender, du ſollſt zum Schlachtopfer meiner Eiferſucht dienen."

Mit dieſen Worten befahl er dem Großveſyr, den Fakir hinauszuführen, und ihn den Henkersknechten zu überliefern.

Während dieſer Böſewicht hingerichtet wurde, warfen wir, Sélika und ich, uns dem Könige von Kandahar zu Füßen; in der Ueberfülle der Dankbarkeit und der Freude, welche uns beſeelte, benetzten wir ſie mit unſern Thränen; und kurz, wir betheuerten ihm, daß unſere Erkenntlichkeit für ſeine großmüthige Güte uns dieſelbe ewig im Gedächtnis erhalten würde.

Darnach verließen wir mit Schapur und Kalé-Kairi den Palaſt, und nahmen unſern Weg nach dem Hauſe, wo ich verhaftet worden war: aber wir fanden es geſchleift; der König hatte befohlen, es dem Boden gleich zu machen, und die Soldaten, denen dieß aufgetragen war, hatten es ſo ſchleunig vollſtreckt, daß ſchon alles Bauwerk weggenommen und anderswohin geſchleppt war: es war faſt kein Stein mehr übrig; das Volk war auch dabei geſchäftig geweſen, und alles Geräth war geplündert.

Acht und neunzigſter Tag.

So erfreut wir waren, die Prinzeſſinn und ich, uns beiſammen zu ſehen, ſo verliebt wir in einander waren, ſo waren wir doch nicht minder beſtürzt bei dieſem Anblicke. Dieſes Haus war zwar nur ein gemiethetes, deſſen Geräth uns auch nicht gehörte; aber Sélika hatte durch Schapur eine Unzahl koſtbarer Sachen dahin bringen laßen, welche bei der Plünderung nicht verſchont waren. Wir hatten wenig Geld, und fingen an, uns mit dem Verſchnittenen und Kalé-Kairi zu berathen, wohin wir uns nun wenden ſollten; und nach einer langen Ueberlegung, wurden wir einig, in einer Karavanſerei Herberge zu nehmen.

Wir waren im Begriff, uns dahin zu begeben, als ein Beamter des Königs ſich uns nahte, und zu uns ſagte:

„Ich komme im Namen Firus-Schahs, meines Herrn, euch eine Wohnung anzubieten; der Großveſyr leihet euch ſein Landhaus vor dem Thore, welches viel ſchöner iſt, als das geſchleifte; ihr werdet dort ſehr bequem wohnen, und ich will euch, wenn es euch gefällig iſt, dahin führen: bemühet euch, mir zu folgen.“

Wir gingen mit ihm dahin, und ſahen ein ſehr anſehnliches und vollkommen wohlgebautes Haus; das Innere entſprach dem Aeußern, alles war hier prächtig und geſchmackvoll. Wir fanden daſelbſt mehr als zwanzig Sklaven, welche uns ſagten, ihr Herr hätte ihnen ſo eben den Befehl geſchickt, uns alles, deſſen wir benöthigt wären, im Ueberfluſſe herbei zu ſchaffen, und uns zu bedienen, wie ihn ſelbſt, ſo lange wir bei ihm wohnen wollten.

Zwei Tage darauf erhielten wir einen Beſuch von dem Großveſyr, der uns im Namen des Königs eine überſchwängliche Menge von Geſchenken brachte. Darunter waren mehrere Päckchen Seidenſtoffe, und Indiſche Leinewand, nebſt zwanzig Beuteln, jeder von tauſend Zeckienen.

Da wir uns in einem geliehenen Hauſe beengt fühlten, und die Geſchenke des Königs uns in den Stand ſetzten, anderswo zu wohnen, ſo geſellten wir uns bald zu einer ſtarken Karavane von Kaufleuten aus Kandahar, und gelangten glücklich mit ihnen nach Bagdad.

Wir nahmen hier unſere Wohnung in meinem Hauſe, wo wir in den erſten Tagen unſerer Ankunft ausruhten, und uns von der Anſtrengung einer ſo langen Reiſe erholten. Darnach, ließ ich mich in der Stadt ſehen, und ſuchte meine Freunde auf. Sie waren ſehr verwundert, mich wiederzuſehen:

„Iſt es möglich,“ ſagten ſie zu mir, „daß ihr noch am Leben ſeid? Eure Handelsgeſellſchafter, die zurückgekommen ſind, haben uns verſichert, ihr wäret todt.“

So bald ich vernahm, daß meine Juweliere in Bagdad wären, eilte ich zu dem Großveſyre, warf mich ihm zu Füßen, und erzählte ihm ihre ganze Treuloſigkeit.

Er ließ ſie ſogleich, einen wie den andern, verhaften, und befahl mir, ſie in ſeiner Gegenwart zu befragen.

„Erwachte ich nicht,“ fragte ich ſie, „als ihr mich aufhubet, und fragte ich euch nicht, was ihr beginnen wolltet, und habt ihr mich nicht, ohne zu antworten, durch eine Schiffsluke ins Meer geſtürzt?“

Sie antworteten, das hätte mir vermuthlich geträumt, und ich müßte wohl im Schlafe von ſelber in den Meerbuſen geſtürzt ſein.

„Warum habt ihr denn aber,“ fragte ſie jetzo der Veſyr, „in Ormus gethan, als kennetet ihr ihn nicht?“

Sie verſetzten, ſie hätten mich zu Ormus gar nicht geſehen.

„Was werdet ihr aber ſagen, ihr Verräther,“ fuhr der Veſyr fort, indem er ſie mit drohender Miene anſah, „wenn ich euch eine Beſcheinigung des Kadi's von Ormus vorlege, welche das Gegentheil beweiſt?“

Bei dieſen Worten, welche der Veſyr ſagte, um ſie zu prüfen, erbleichten ſie und wurden unruhig.

„Ihr verändert eure Farbe,“ ſagte er zu ihnen: „wohlan, bekennet ſelber euer Verbrechen, und erſparet euch die Zwangsmittel, welche für euch bereit ſind, um euch dieß Bekenntniß zu entreißen.“

Jetzt bekannten ſie alles, und auf dieß Geſtändnis ließ er ſie ins Gefängnis werfen, bis der Chalyf, welchen er, wie er ſagte, von dieſer Sache unterrichten wollte, entſchieden hätte, welcher Todesart ſie ſterben ſollten. Aber die Spitzbuben fanden Mittel und Wege, die Wachſamkeit ihrer Hüter zu täuſchen, oder deren Treue zu beſtechen: ſie entwiſchten aus ihrem Gefängnis und verbargen ſich in Bagdad ſo gut, daß ſie nicht zu entdecken waren, welche Nachſuchungen auch der Großveſyr anſtellen ließ. Indeſſen wurden alle ihre Güter eingezogen, und fielen dem Chalyfen anheim, mit Ausnahme eines kleinen Theils, welchen man mir gab, um mich für das mir Geraubte zu entſchädigen.

Hierauf dachte ich nur daran, mit meiner Prinzeſſinn ein ruhiges Leben zu führen; wir verlebten unſere Tage in vollkommener Eintracht, und ich bat nur den Himmel, mich meine übrigen Tage in der glückſeligen Lage zu laßen, worin ich mich befand.

Vergebliche Wünſche! Können die Menſchen ſich lange eines glücklichen Looſes erfreuen? Stören nicht Leiden und Unglücksfälle unaufhörlich ihre Ruhe?

Eines Abends kam ich heim aus einer Geſellſchaft meiner Freunde; ich klopfte an meine Thüre, aber ich mochte noch ſo ſtark pochen, niemand kam, mir zu öffnen. Ich war verwundert darüber, und hatte gleich, ohne zu wiſſen warum, eine traurige Vorahnung. Ich verdoppele meine Schläge, aber kein Sklave erſcheint, und meine Verwunderung wächſt. „Was ſoll ich davon denken?“ ſagte ich bei mir ſelber: „iſt es etwa ein neues Unglück, das ich erfahre?“

Auf den Lärmen, welchen ich machte, kamen mehrere Nachbarn aus ihren Häuſern; und eben ſo verwundert darüber als ich, daß mein Hausgeſinde mir nicht antwortete, halfen ſie mir die Thüre einſtoßen: wir treten herein, und finden auf dem Hofe und in dem erſten Saale meine Sklaven erwürgt. Wir eilen in das Zimmer Sélika's, und, o entſetzliches Schauſpiel! ich ſehe Schapur und Kalé-Kairi beide leblos in ihrem Blute ſchwimmend. Ich rufe nach der Prinzeſſinn, ſie antwortet nicht auf meinen Ruf; ich durchrenne mein ganzes Haus, und da ich nirgends finde, was ich ſuche, ſo fühle ich meine

Glieder wanken, und ich ſinke beſinnungslos meinen Nachbaren in die Arme. Glücklich wäre ich geweſen, wenn der Engel des Todes mich in dieſem Augenblicke hinweggenommen hätte: aber nein, der Himmel wollte, daß ich am Leben bliebe, um ganz das Entſetzliche meines Schickſals zu ſehen.

Neun und neunzigſter Tag.

Als meine Nachbaren durch ihre grauſamen Hülfsleiſtungen mich ins Leben zurückgerufen hatten, fragte ich ſie, wie es möglich wäre, daß in meinem Hauſe eine ſolche Metzelei angerichtet worden, ohne daß ſie den geringſten Lärmen vernommen hätten. Sie antworteten mir, ſie hätten nichts gehört, und wären nicht minder darüber erſtaunt, als ich.

Ich lief ſogleich zu dem Kadi, der ſeinen Nayb, mit allen ſeinen Aßa's ausſchickte; aber alle ihre Nachſuchungen waren vergeblich, und jeder dachte von dieſem traurigen Ereigniſſe, was er wollte.

Ich aber, ſo wie mehrere andere, argwähnte, daß meine vormaligen Handelsgenoſſen die Urheber deſſelben wären; und ich empfand darüber ſo großes Herzeleid, daß ich krank ward. Ich ſchleppte lange in Bagdad ein trübſeliges Leben hin. Darnach verkaufte ich mein Haus, und begab mich mit all meiner noch übrigen Habe nach Mußel, dort zu wohnen. Ich faßte dieſen Entſchluß, weil ich daſelbſt einen Verwandten hatte, welchen ich ſehr liebte und der bei dem erſten Miniſter des Königs von Mußel in Dienſten ſtand. Dieſer Verwandte nahm mich ſehr gut auf, und in kurzer Zeit ward ich dem Miniſter bekannt, der in mir Geſchick zum Staatsdienſte zu ſehen glaubte, und mir Beſchäftigung gab. Ich befliß mich, die Sachen gut auszurichten, welche er mir auftrug, und ich hatte das Glück, daß es mir gelang. Er ward von Tage zu Tage zufriedener mit mir; ich gewann allmählich ſein Zutrauen, und unvermerkt wurde ich in die geheimſten Staatsgeſchäfte eingeweihet. Ich half ihm bald ſogar die Laſt derſelben tragen.

Einige Jahre darnach ſtarb dieſer Miniſter, und der König, vielleicht zu eingenommen für mich, gab mir deſſen Stelle. Ich erfüllte ſie zwei Jahre dem Könige zu Dank und zur Zufriedenheit ſeiner Völker; und um mir ſeine Zufriedenheit mit meiner Amtsführung zu bezeugen, nannte ſelbſt der Monarch mich Atalmülk.

Ich ſah aber bald den Neid gegen mich gerüſtet. Einige große Herren wurden meine geheimen Feinde, und beſchloſſen, mich zu verderben. Um leichter zum Ziele zu gelangen, machten ſie mich dem Erbprinzen von Mußel verdächtig, der ſich auch von ihren böſen

Einflüſterungen einnehmen ließ, und von ſeinem Vater meine Abſetzung verlangte. Der König wollte anfangs nicht darein willigen; aber er konnte dem fortwährenden Andringen des Sohnes nicht widerſtehen: ich verließ alſo Mußel, und kam hieher nach Damask, wo ich bald die Ehre hatte, Euer Majeſtät vorgeſtellt zu werden.

Dieß, mein Fürſt, iſt die Geſchichte meines Lebens, und die Urſache der tiefen Traurigkeit, in welche ich verſunken erſcheine. Die mörderiſche Entführung meiner Sélika iſt ſtäts meinem Gedächtniſſe gegenwärtig, und macht mich unempfindlich für jede Freude. Wenn ich vernähme, daß dieſe Prinzeſſinn nicht mehr lebte, ſo würde ich vielleicht, wie vormals, ihr Andenken verlieren: aber die Ungewisheit ihres Schickſals bringt mir ihr Bild unaufhörlich vor die Seele, und nährt meinen Schmerz.“

Fortſetzung der

Geſchichte des Königs Bedreddin-Lolo.

Als der Veſyr Atalmülk die Erzählung ſeiner Abenteuer beendigt hatte, ſagte der König zu ihm:

„Ich bin nun nicht mehr verwundert, daß du ſo traurig biſt, du haſt gerechten Grund dazu. Aber nicht jedermann hat, ſo wie du, eine Prinzeſſinn verloren; und du haſt Unrecht, zu denken, daß man unter allen Menſchen auch nicht einen finde, der vollkommen glücklich ſei. Du biſt da in großem Irrthum; und tauſend anderer zu geſchweigen, ſo bin ich überzeugt, daß der Prinz Séyfel Mûluk, mein Günſtling, ſich einer vollkommenen Glückſeligkeit erfreuet.“

„Ich weiß es nicht, Herr,“ erwiederte Atalmülk; „obwohl er ſehr glücklich ſcheint, ſo wagte ich doch nicht zu verſichern, daß er es in der That wäre.“

„Das iſt etwas,“ rief der König aus, „worüber ich zur Stunde aufgeklärt ſein will.“

Nach dieſen Worten, rief er den Hauptmann der Leibwache, und befahl ihm, den Prinzen Séyfel Mùluk zu holen.

Der Hauptmann der Leibwache entledigte ſich ſeines Auftrages auf der Stelle. Der Günſtling kam bald in das Zimmer des Königs, ſeines Herrn, und dieſer ſprach zu ihm:

„Prinz, ich wünſchte wohl zu wiſſen, ob ihr mit euerm Schickſale zufrieden ſeid?“

„Ach, Herr,“ antwortete der Günſtling, „kann Euer Majeſtät mir dieſe Frage thun? Obwohl ein Fremdling, bin ich doch in der Stadt Damask geehrt; die großen Herren ſuchen mir zu gefallen; die anderen machen mir den Hof; ich bin der Leiter, durch welchen alle eure Gnaden fließen: mit Einem Worte, ihr liebt mich, was könnte noch an meinem Glücke mangeln?“

„Mir liegt daran,“ erwiederte der König, „daß ihr mir die Wahrheit ſaget. Atalmùlk behauptet, es gebe keinen glücklichen Menſchen: ich meine das Gegentheil, ich glaube daß ihr einer ſeid. Belehret mich nun, ob ich mich täuſche, ob irgend ein verborgener Kummer die Süßigkeit des Schickſals, welches ich euch bereitet habe, verbittert. Redet, und mit aufrichtigem Munde entdecket mir die Geheimniſſe eures Herzens.“

„Herr,“ ſagte hierauf Séyfel Mùluk, „weil Euer Majeſtät mir befiehlt, euch mein Herz zu eröffnen, ſo muß ich euch ſagen, daß ungeachtet aller der Güte, welche ihr mir erzeiget, ungeachtet der Freuden, welche hier meine Schritte begleiten und welche an eurem Hofe ihre Freiſtätte gefunden zu haben ſcheinen, ich dennoch einen Kummer empfinde, welcher die Ruhe meines Lebens ſtört. Ich trage in meinem Herzen einen Wurm, der es unabläßig zernagt; und mein Unglück zu vollenden, ſo iſt es unheilbar.“

Der König von Damask war ſehr verwundert, ſeinen Günſtling ſo reden zu hören, und er vermuthete, daß man ihm etwa auch eine Prinzeſſinn entführt hätte.

„Erzählet mir,“ ſagte er zu ihm, „eure Geſchichte; ohne Zweifel wird auch irgend eine Frau darin verwickelt ſein, und ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn euer Kummer nicht von derſelben Art wäre, wie bei Atalmülk.“

Der Günſtling Bedreddins nahm alſo wieder das Wort, und begann die Erzählung ſeiner Abenteuer auf folgende Weiſe:

Geſchichte
des
Prinzen Séyfel Múluk.

„Ich habe ſchon die Ehre gehabt, Euer Majeſtät zu ſagen, daß ich der Sohn des verſtorbenen Sultans von Aegypten Aßem Ben Sefuan, und Bruder des Prinzen bin, der ihm in der Regierung gefolgt iſt. Als ich in meinem ſechzehnten Jahre war, fand ich eines Tages zufällig die Thüre der Schatzkammer meines Vaters offen; ich trat hinein, und fing an, mit großer Aufmerkſamkeit die Sachen, welche mir die ſeltenſten ſchienen, zu betrachten. Beſonders hielt ich mich auf bei der Beſchauung eines Käſtchens von rothem Sandelholz, mit Perlen, Diamanten, Smaragden und Topaſen beſetzt. Ein kleiner goldener Schlüſſel dazu ſtak in dem Schloſſe, ich öffnete es, und erblickte darin einen Ring von wundervoller

Schönheit, und eine goldene Kapſel, welche ein Frauenbildnis enthielt.

Die Züge deſſelben waren ſo regelmäßig, die Augen ſo ſchön, die Miene ſo reizend, daß ich anfangs glaubte, es wäre ein Gemälde der Einbildungskraft.

„Die Werke der Natur ſind nicht ſo vollkommen,“ ſagte ich. „Wie viel Ehre macht dieſes hier dem Pinſel, der es hervorgebracht hat!“

Ich bewunderte die Einbildungskraft des Malers, welcher im Stande geweſen wäre, eine ſo ſchöne Geſtalt zu erfinden.

Hundertſter Tag.

Meine Augen konnten ſich von dieſem Gemälde nicht trennen; und was das wunderbarſte dabei iſt, es hauchte mir Liebe ein. Ich dachte, es wäre vielleicht das Bildnis einer lebenden Prinzeſſinn, und ich überredete mir dieß immer mehr, je verliebter ich ward. Ich machte die Kapſel zu, und ſteckte ſie in meine Taſche, ſo wie den Ring, welchen mich auch gelüſtete zu entwenden, und verließ damit die Schatzkammer.

Ich hatte einen Vertrauten namens Saed: er war der Sohn eines großen Herrn zu Kahiro; ich liebte ihn, und er war einige Jahre älter, als ich. Ich erzählte ihm mein Abenteuer; er verlangte das Bildnis zu ſehen; ich gab es ihm. Er nahm es aus der Kapſel, um zu ſehen, ob nicht etwa auf der Rückſeite eine Inſchrift ſtände, die uns davon unterrichtete, was ich ſo leidenſchaftlich zu wiſſen wünſchte, das heißt den Namen derjenigen, deren Bildnis es wäre. Wir entdeckten innerhalb rings um die Kapſel in Arabiſcher Schrift und Sprache die Worte: „Bedy al Dſchemal, Tochter des Königs Schabbal.“

Dieſe Entdeckung entzückte mich; ich war erfreut zu vernehmen, daß ich kein eingebildetes Weſen liebte. Ich trug meinem Vertrauten auf, ſich zu erkundigen, wo der König Schabbal herrſchete. Saed befragte darüber die kundigſten Leute zu Kahiro: aber niemand konnte es ihm ſagen.

Ich entſchloß mich alſo, zu reiſen, und wenn es ſein müßte, die ganze Welt zu durchwandern, und nicht eher nach Aegypten zurückzukommen, als bis ich Bedy al Dſchemal gefunden hätte. Ich bat den Sultan meinen Vater, mir zu erlauben nach Bagdad zu reiſen um den Hof des Chalyfen und die Wunder dieſer berühmten Stadt zu ſehen, von welcher ich ſo viel Rühmens gehört hatte. Er gab mir dieſe Erlaubnis. Da ich unter fremdem Namen reiſen wollte, ſo verließ ich Kahiro nicht in einem prunkvollen Aufzuge.

Mein Gefolge beſtand bloß aus Saed und einigen Sklaven, deren Dienſteifer mir bekannt war.

Ich ſteckte mir bald den Ring, welchen ich aus dem Schatze meines Vaters genommen hatte, an den Finger, und ich that den ganzen Weg hindurch nichts anderes, als mich mit meinem Vertrauten von Bedy al Dſchemal unterhalten, deren Bildnis ich unablâßig in den Hânden hatte.

Als ich zu Bagdad angekommen war und alle Merkwürdigkeiten dieſer Stadt beſehen hatte, befragte ich die Gelehrten daſelbſt, ob ſie mir nicht ſagen kônnten, in welcher Weltgegend die Staaten des Kônigs Schabbal gelegen wâren. Sie antworteten mir mit Nein; wenn mir aber ſehr daran lâge, es zu wiſſen, ſo dürfte ich mich nur nach Basra bemühen und einen hundert und ſiebenzigjâhrigen Greis, namens Padmanaba, aufſuchen: dieſem Manne wâre nichts unbekannt, und er würde ohne Zweifel meine Neugierde befriedigen.

Ich reiſe ſofort von Bagdad ab, ich fliege nach Basra, und erkundige mich nach dem Greiſe. Man zeigt mir ſeine Wôhnung, ich gehe zu ihm, und ſehe einen ehrwürdigen Mann, der noch ſehr krâftig erſchien, obwohl beinahe zwei Jahrhunderte ſeine Stirne gefurcht hatten.

„Mein Sohn,“ ſagte er zu mir, mit freundlicher Miene, „was ſteht zu deinen Dienſten?“

„Mein Vater," antwortete ich ihm, „ich möchte gern wiſſen, wo das Reich des Königs Schabbal liegt; es iſt mir von der höchſten Wichtigkeit, dieß zu erfahren. Einige Gelehrte zu Bagdad, welche ich deshalb befragt habe, und die mir keine Auskunft darüber geben konnten, haben mich verſichert, ihr würdet mir den Namen des Reichs des Königs Schabbal und den Weg dahin kund thun."

„Mein Sohn," erwiederte der Alte, „die Gelehrten, welche dich an mich gewieſen haben, halten mich für weniger unwiſſend, als ich bin. Ich weiß nicht beſtimmt, wo die Staaten des Königs Schabbal liegen, ich erinnere mich nur, irgend einen Reiſenden davon reden gehört zu haben. Dieſer König herrſcht, wenn ich mich nicht irre, auf einer Inſel, in der Nachbarſchaft der Inſel Serendib.*) Aber dieß iſt nichts mehr, als eine Vermuthung, und ich bin vielleicht im Irrthume."

Ich dankte Padmanaba, daß er mir wenigſtens einen Ort angezeigt hatte, wo ich hoffte, weiter über das aufgeklärt zu werden, was ich wiſſen wollte. Ich faßte den Entſchluß, nach der Inſel Serendib zu reiſen. Ich ſchiffte mich mit Saed und meinen Sklaven am Meerbuſen von Basra ein und fuhr mit einem

---

*) Bekanntlich der morgenländiſche Name von Ceilan.

Handelsſchiffe nach Surate. Von Surate begaben wir uns nach Goa, wo wir bei unſrer Ankunft vernahmen, daß in wenigen Tagen ein Schiff unter Segel gehen würde, welches die Fahrt nach Serendib machte. Wir benutzten die Gelegenheit, und verließen Goa mit ſo günſtigem Winde, daß wir am erſten Tag weit vorwärts kamen; aber ſchon am zweiten Tage drehte ſich der Wind, und es erhub ſich ein ſo heftiger Sturm, daß die Matroſen unſern Untergang für unvermeidlich hielten, und das Schiff dem Winde und den Wellen preis gaben. Bald thaten die Wogen ſich auf, als wenn ſie uns verſchlingen wollten, und zeigten unſeren erſchrockenen Blicken grauenvolle Abgründe; bald empörten ſie ſich und ſchleuderten uns bis an die Wolken. Lange waren wir das Spiel der Wellen; aber, was uns allen unerwartet war, und uns ein Wunder ſchien, wir litten nicht Schiffbruch. Wir gelangten an eine Inſel in der Nachbarſchaft der Maldiven, und legten dort an.

Dieſe Inſel hatte geringen Umfang und ſchien uns öde. Wir entſchloſſen uns ans Land zu gehen, und uns nach einem Walde zu begeben, welchen wir mitten auf der Inſel ſahen, als ein alter Matroſe, welcher die Küſten von Indien häufig befahren hatte, uns ſagte, daß dieſe Inſel von ſchwarzen Götzendienern bewohnt wäre, welche eine Schlange anbeteten, der ſie alle Fremdlinge zu verſchlingen gäben, welche das Unglück hätten, in ihre Hände zu fallen; es wäre daher rathſamer, anſtatt auszuſteigen, wieder in See zu ſtechen und wo möglich die Maldiven zu erreichen. Der Schiffshauptmann, der den Matroſen als einen erfahrenen Menſchen kannte, der unfähig wäre etwas zu behaupten, das er nicht gewis wüßte, glaubte ihm, und es wurde beſchloſſen, am folgenden Morgen mit Anbruche des Tages die Anker zu lichten, um uns aus einer ſo gefährlichen Gegend zu entfernen.

Dieſer Entſchluß war ſehr verſtändig, aber man hätte noch beſſer gethan, auf der Stelle abzufahren und ſich dem Meere zu überlaßen; denn mitten in der Nacht wurden wir durch eine große Menge von Schwarzen plötzlich überfallen; ſie erſtiegen unſer Schiff, ſchlugen uns in Ketten, und führten uns nach ihren Wohnungen.

Hundert und erſter Tag.

Der Tag brach eben an, als wir, durch das Gehölz, welches wir den vorigen Abend bemerkt hatten, bei der Horde der Schwarzen ankamen. Dieſe beſtand aus einer großen Menge kleiner Hütten von Holz und Erde, in deren Mitte ſich eine größere Hütte derſelben

Bauart erhub, welche ſie den Palaſt ihres Königs nannten.

Man führte uns in dieſe Hütte, wo der König auf einem Throne von Felsſtücken und Muſchelwerk ſaß. Er war ein Schwarzer von rieſenmäßigem Wuchſe, aber ſo häßlich und ſo ſcheußlich, daß er mehr wie ein Teufel, denn wie ein Menſch ausſah. Die Prinzeſſinn ſeine Tochter ſaß neben ihm. Sie mochte etwa dreißig Jahr alt ſein; an Wuchs war ſie ihrem Vater ähnlich, und ſie glich ihm auch ſonſt ein wenig.

Einer der vornehmſten Schwarzen, die uns gefangen hatten, nöthigte uns, dem ſchwarzen Monarchen und ſeiner Tochter tiefe Verbeugungen zu machen. Hierauf erſtattete er Bericht von ſeiner glücklichen Unternehmung. Der König hörte ihn mit Vergnügen an, und bezeigte ihm ſeine Zufriedenheit mit ihm und allen denjenigen, die ihn begleitet hatten. Dann ſagte er zu ſeinem Großveſyr, indem er mit dem Finger auf uns wies:

„Geh, und laß dieſe Gefangenen in eine beſondere Hütte führen, und täglich gebe man einen davon dem Gotte, den wir anbeten."

Der Veſyr gehorchte; er ſelber führte uns in eine abgeſonderte Hütte; hier brachte man uns, auf ſeinen Befehl, Hirſe und andere Speiſen, um uns zu nähren und die Schlachtopfer fetter zu machen. Am nächſten Morgen kamen zwei Schwarze, und holten einen unſerer Gefährten, um ihn der Schlange zu überliefern. Am folgenden Tage kamen ſie wieder und holten einen andern, und ſo wurde alle Morgen einer von uns von dem Ungeheuer verſchlungen, und kamen alle meine Sklaven um, ſo wie der Schiffshauptmann, der Steuermann und die Matroſen.

Es blieb nur noch Saed und ich übrig. Wir waren bereit, daſſelbe Schickſal zu erleiden; wir erwarteten, daß die Schwarzen bald kommen würden, uns für immer zu trennen.

„Ach! mein theurer Prinz,“ ſagte mein Vertrauter, „da wir doch beide geopfert werden ſollen, ſo gebe nur der Himmel, daß ich vor euch ſterbe! er verhüte, daß ich euch zum Tode führen ſehe, das würde eine zu große Qual für mich ſein.“

„O Saed!“ antwortete ich ihm, „warum haſt du dich meinem Unglücke zugeſellt? Als ich, von einer unſinnigen Liebe beſeſſen, Kahiro verlaßen wollte, um überall ein Weſen aufzuſuchen, welches mir vielleicht nicht zu Theil werden kann, warum ließt du mich nicht ganz allein reiſen? Du haſt meine Leidenſchaft bekämpft, ich habe deinen klugen Rath verworfen, haſt du es nun verdient, daß du mit einem Menſchen umkömmſt, der dir nicht hat glauben wollen?“

Während wir uns in eitelen Klagen verzehrten, kamen die Schwarzen, und ſagten, indem ſie ſich an mich richteten: „Folge uns.“ Ich ſchauderte bei dieſen Worten, und wandte mich zu Saed, um ihm auf ewig Lebewohl zu ſagen. Wir hatten beide nicht die Kraft, ein Wort zu ſprechen, ſo ergriffen waren wir plötzlich von Furcht und Schmerz. Wir begnügten uns, durch unſere Blicke die Bewegungen unſerer Seele auszudrücken.

Die Schwarzen führten mich in eine große Hütte, und ich glaubte, man würde mich hier opfern; aber beim Eintritt erblickte ich eine ſchwarze Frau, welche mich enttäuſchte, indem ſie mich ſo anredete:

„Beruhige dich, junger Menſch, du ſollſt nicht das Schickſal deiner Gefährten haben. Die Prinzeſſinn Hüsnara, meine Gebieterinn, bewahrt dir ein ſüßeres Loos; ich ſage dir nicht mehr, denn ſie ſelber will dir dein Glück ankündigen; ich bin ihre Lieblingsſklavinn, und habe Befehl, dich in das geheimſte Gemach des Palaſts zu führen, wo ſie dich mit Ungeduld erwartet.“

Bei dieſen Worten entfernten ſich die zwei Schwarzen, die mich hieher geführt hatten, und die Lieblingsſklavinn Hüsnara's nahm mich bei der Hand und führte mich in ein kleines Gemach, wo ihre Gebieterinn allein war und auf einer Art Sopha ſaß, der mit wilden Thierhäuten bedeckt war.

Dieſe Prinzeſſinn hatte Olivenfarbe, ſehr kleine blitzende Augen, eine aufgeworfene Naſe, einen großen

Mund, ſehr dicke Lippen, und ambrafarbige Zähne. Ihre Haare waren kurz, ſehr kraus und ſchwärzer, als Ebenholz. Auf dem Kopfe trug ſie eine einfache Mütze von gelber Leinwand, roth geſtickt, und daran einen Federbuſch von mancherlei Farben. Sie trug ein Halsband von dicken blauen und rothen Talagädſcha-Beeren;*) und ein langer Rock von Tigerfellen bedeckte ſie von den Schultern bis zu den Füßen. Dieſes Weibsbild war eben nicht geeignet, mich Bedy al Dſchemals vergeſſen zu machen.

„Nähere dich, junger Mann,“ redete ſie mich an, ſo bald ſie mich erblickte, „komm, ſetze dich zu mir, ich habe dir Dinge zu eröffnen, welche dich darüber tröſten werden, daß du in die Gewalt meines Vaters gefallen biſt. — Nach dieſer Anrede,“ fuhr ſie fort, nachdem ich mich geſetzt hatte, „wirſt du ſehr ungeduldig ſein, zu wiſſen, was ich dir zu ſagen habe, und ich halte es dir zu Gute, weil von der wichtigſten und für dich angenehmſten Sache auf der Welt die Rede iſt. Du haſt mir gleich auf den erſten Blick gefallen, und ich will dir nicht bloß das Leben retten, ſondern ich habe dich auch zu meinem Geliebten erwählt, ja ich ziehe dich den größten Herren des Hofes vor, die alle von meinen Reizen hingeriſſen ſind.“

---

*) Der Talagädſcha-Baum hat gezähnte und faſt geſpaltene Blätter; ſeine Früchte werden geſammelt und gefärbt, und ſo tragen ſie die Frauen als Arm- und Halsbänder.

Obwohl dieſe Anrede mich eben nicht überraſchen konnte, weil die Lieblingsſklavinn mich ſchon genug darauf vorbereitet hatte, ſo verurſachte ſie mir doch nicht minder eine unglaubliche Verwirrung: ich konnte mich nicht entſchließen, ſo zu antworten, wie die Prinzeſſinn es wünſchte; und die Furcht, ihren Zorn zu reizen, verhinderte mich wiederum, offen zu ihr zu ſprechen. Als ſie ſah, daß ich nicht antwortete, und ſelbſt verlegen war, ſagte ſie zu mir:

„Junger Mann, ich bin nicht verwundert, daß du ſchweigſt und verwirrt erſcheinſt. Du verſahſt dich deſſen nicht, daß eine junge und ſchöne Prinzeſſinn ſich ſo weit herablaßen würde, dir einen ſolchen Antrag zu machen; und die Ueberraſchung, worin dieſes unerwartete Glück dich verſetzt, feſſelt deine Zunge: aber, anſtatt mich durch deine Verlegenheit beleidigt zu fühlen, bekenne ich dir, daß ſie mich erfreut; ich ziehe daraus eine gute Vorbedeutung für unſre Liebe; und dieſes Schweigen, welches ohne Zweifel das Uebermaaß deiner Freude ausdrückt, macht mir mehr Vergnügen, als alle Dankreden, welche du mir halten könnteſt.“

Indem ſie dieſe Worte ausſprach, reichte ſie mir eine ihrer Hände zum Kuſſe, als einen Vorſchmack der Freuden, welche ſie mir aufbewahrt hatte.

Sie war ſo überzeugt, daß man ſie nicht anſehen konnte, ohne ſie zu lieben, daß ſie alle die Zeichen des Abſcheus, welche auf meinem Geſicht und in meinen Gebärden erſchienen, für Liebesbezeugungen hielt.

Während dieſer Zeit kamen zwo ſchwarze Sklavinnen, breiteten Häute auf dem Boden aus und beſetzten ſie bald darauf mit mehreren Schüſſeln Hirſe und Reis, nebſt einigen mit Hirſe gekochten Fleiſchgerichten. Die Prinzeſſinn befahl mir, mich ſo wie ſie, auf die Häute hinzuſtrecken und zu eſſen.

Hundert und zweiter Tag.

Ich that dieſen Gerichten wenig Ehre an, obwohl die Prinzeſſinn nicht aufhörte, mich zum Eſſen zu nöthigen:

„Wie denn, junger Menſch,“ ſagte ſie zu mir, „du haſt keine Eßluſt? wie ſehr ſchmeichelt dieß meiner Neigung! in der reizenden Erwartung der Huld, auf welche ich dir gern die Hoffnung laßen will, reizt jeder Augenblick, welcher dein Glück verzögert, deine Ungeduld, und benimmt dir die Luſt zum Eſſen. Indeſſen,“ fuhr ſie fort, „wie heftig auch das Verlangen ſei, welches ich dir einflöße, ich kann nicht eher als dieſe Nacht deine Glückſeligkeit krönen. Ich gehe ſogleich zu dem Könige meinem Vater, ihn zu bitten, daß er dir das Leben laße, ſo wie deinem Gefährten, weil Mihrafja, meine Lieblingsſklavinn, Geſchmack an ihm gefunden hat."

Indem ſie alſo ſprach, ſtand ſie auf, und verlangte einen Schleier; und während ſie ſich anſchickte, zu ihrem Vater zu gehen, ſagte ſie zu mir:

„Junger Menſch, kehre nach deiner Hütte zurück, und ſage deinem Gefährten, daß er das Glück haben ſoll, meine Lieblingsſklavinn zu beſitzen; bringe ihm dieſe angenehme Neuigkeit; erfreuet euch mit einander, und danket es euerm Heile, daß es euch beide von dem Unglücke rettet, welches alle eure Gefährten betroffen hat, und euch ein vergnügtes Leben an derſelben Stelle bereitet, wo ſie den Tod gefunden haben. So bald die Fackel des Tages dieſe Inſel nicht mehr beleuchtet, werde ich dich zu mir zum Abendeſſen holen laßen, und dann wollen wir uns mit einander erluſtigen."

Ich dankte der Prinzeſſinn Hüsnara für ihre Huld, obſchon ich feſt entſchloſſen war, eher zu ſterben, als ſie zu genießen. Ein Schwarzer, der zu meiner Begleitung gerufen wurde, führte mich wieder nach meiner Hütte.

Es läßt ſich nicht ausdrücken, wie groß die Freude Saeds war, als er mich wiederſah; ſie würde nicht größer geweſen ſein, und wenn wir uns durch ein Wunder aus den grauſamen Händen der Schwarzen befreit, plötzlich nach Aegypten verſetzt geſehen hätten.

„Ah! da ſeid ihr wieder, mein theurer Prinz,“ rief er aus. „Ach! ich verzweifelte ſchon, je meinen Herrn wiederzuſehen; ich glaubte, daß die Unmenſchen euch ſchon geopfert, und die ſcheußliche Schlange, der hier der Irrthum Altäre errichtet hat, euch ſchon verſchlungen hätte. Iſt es möglich, daß ihr mir wiedergegeben ſeid, und daß ihr kommet, die Thränen zu trocknen, welche ich um euch vergoß.“

„Ja, Saed,“ ſagte ich zu ihm, „und ich verkündige dir, daß meine Rettung von mir ſelber abhängt; ich kann, wenn ich will, dem Schickſal entgehen, welches unſere Gefährten getroffen hat.“

„O! Herr,“ unterbrach mich ungeſtüm Saed, „darf ich euren Worten Glauben beimeſſen? ſoll ich wirklich glauben, daß ihr dem Tode entgehen könnet? Welche erfreuliche Neuigkeit habt ihr mir da verkündigt!“

„Ich ſage dir nichts,“ antwortete ich, „als die Wahrheit. Aber du weißt noch nicht, um welchen Preis ich mein Leben retten kann; wenn du dieß vernimmſt, ſo wirſt du nicht mehr in ſo lauten Jubel ausbrechen, ſondern mich vielleicht noch beklagenswerther finden, als wenn ich ſchon das Leben verloren hätte.“

Hierauf erzählte ich ihm die Unterhaltung welche ich mit der Tochter des Königs der Schwarzen gehabt hatte.

„Ich geſtehe,“ ſagte mein Vertrauter, nachdem er mich angehört hatte, „daß es ſehr unangenehm iſt, ſich in den Armen eines ſolchen Liebchens zu ſehen; nicht ohne Grund ſeid ihr empört gegen ſie; ich verſetze mich in euer Gefühl: aber das Leben iſt ein ſchönes Ding! bedenket, wie traurig es iſt, in euerm Alter ſchon zu ſterben; thut euch einen Zwang an, und weichet der Nothwendigkeit.“

„O Saed,“ rief ich bei dieſen Worten aus, „welchen Rath wagſt du mir da zu geben? denkſt du, daß ich ihn befolgen könnte? Wir wollen doch ſehen, ob du ſelber im Stande biſt zu thun was du anderen anräthſt; denn ich benachrichtige dich, daß du in demſelben Falle biſt: die Lieblingsſklavinn der Prinzeſſinn hat dieſelben Abſichten auf dich, und verlangt, daß du ſie liebeſt; ſie iſt nicht weniger liebenswürdig, als ihre Gebieterinn. Fühlſt du dich nun geneigt, der Huld zu entſprechen, welche ſie dieſe Nacht dir beweiſen will?“

Saed erbleichte bei dieſer Rede, und rief aus: „Gerechter Himmel, hab' ich recht gehört? die Lieblingsſklavinn der Prinzeſſinn will, daß ich für ſie lebe? Ha! lieber mögen die Schwarzen kommen und mich nach ihrem Götzenhauſe führen: die Schlange mich eher tauſendmal verſchlingen, als ich die Liebkoſungen der Schwarzen erwiedere . . . “

„Ho, ho, Saed,“ unterbrach ich ihn, „du läßt nicht wenig Abſcheu gegen eine Dame blicken, welche es ſo gut mit dir meint; du vergißt, daß das Leben eine ſchöne Sache iſt. Da man dich zwingen will, ein ſcheuſeliges Weſen zu lieben, hat der Tod nichts furchtbares für dich: und du willſt, ich ſoll ihn fürchten? Bekenne alſo, daß es nicht leicht iſt, die Regungen ſeines Herzens zu beſiegen, und einem Weſen Liebe zu erzeigen, welches uns nur Ekel einflößt; dieſe Anſtrengung überſteigt die Kraft der ungeſtümſten Jugend: es iſt beſſer, daß wir beide umkommen, als daß wir uns erniedrigen, Zärtlichkeit für Weſen zu heucheln, welche wir nicht lieben können.“

Mein Vertrauter billigte dieſen Entſchluß, welchen die Verzweiflung mir eingab; ſo daß wir nur an unſern Tod dachten. Wir erwarteten die Nacht mit Ungeduld, nicht um die Freuden zu genießen, welche man uns verhieß, ſondern um unſere Gebieterinnen mit Schmähungen zu überhäufen und ihnen den ganzen Abſcheu zu zeigen, welchen wir gegen ſie hegten. Das war neu genug für zwei Liebhaber: wir ſchmeichelten uns, ſie durch dieſes Mittel in Wuth zu ſetzen und ſie zu nöthigen, uns tödten zu laßen; wir dachten wohl, wenn eine ſchöne Frau, die verſchmäht wird, ſchon im Stande iſt, zu den äußerſten Mitteln zu ſchreiten, daß wir nicht ungeſtraft zwei häßliche und grauſame Weiber beleidigen würden.

oder ſind meine Züge unregelmäßig? mit Einem Worte, verdiene ich die Verachtung, welche dieſer junge Fremdling mir bezeigt?“

„Ah! meine Prinzeſſinn,“ antwortete die Lieblingsſklavinn, „es gibt keine Frau auf der Welt, welche es verdiente, mit euch in Vergleich geſtellt zu werden: nichts iſt ſo vollkommen, als eure Schönheit, nichts freier und ebenmäßiger, als euer Wuchs. Dieſer junge Menſch muß den Verſtand verloren haben, weil er euren Reizen nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber wenn ſelbſt ihr einen Undankbaren findet, ſo darf ich nicht verwundert ſein, daß dieſer andre Fremdling wenig Geſchmack für mich hat. Ich begreife nicht, wie ein Mann euch betrachten kann, ohne euch anzubeten: wie kann dieſer junge Menſch euch mit gleichgültigen Augen anſehen? Er ſollte bei euerm Anblicke vor Liebe ſterben, oder doch verrückt werden.“

„Das iſt wahr,“ erwiederte die Prinzeſſinn; „und du biſt auch ſehr liebenswürdig und deine Huld iſt nicht zu verſchmähen. Wir wollen uns aber an dieſen beiden Elenden rächen. Ich habe von dem Könige meinem Vater ihre Begnadigung erlangt, aber ſie ſind des Lebens unwürdig, welches ich ihnen laßen wollte; ſie ſollen ſterben. Man rufe etliche meiner Leute, ſie ſollen dieſe Fremdlinge nach der Pagode führen, und ſie der Schlange überliefern, welche wir anbeten.“

Mihraſja übernahm es ſelber, die Leute zu holen, ſie ging hinaus, und kam bald darauf in Begleitung von zwei Schwarzen zurück.

„Tretet näher,“ ſagte die Prinzeſſinn zu ihnen, „nehmet dieſe beiden jungen Gefangenen, und führet ſie nach der Pagode.“

Die Schwarzen näherten ſich mir; aber in dem Augenblicke, da ſie uns aus der Hütte führten, ſprach ſie zu ihnen:

„Haltet noch; ich weiß nicht, welches Gefühl ſich in meinem Herzen regt, und ſich dem Tode dieſer beiden Schuldigen widerſetzt. Es iſt ohne Zweifel mein Haß, der durch eine ſo leichte Strafe nicht befriedigt wird. Ein ſchleuniger Tod iſt eine Wohlthat für die Elenden: ſie ſollen beide noch leben, um längere Qualen zu leiden. Ich will, daß ſie nach der Hirſemühle gebracht und Nacht und Tag zum Mahlen angehalten werden: ein ſo qualvolles Leben wird mich mehr rächen als ihr Tod.“

Mit dieſen Worten befahl ſie zwei Schwarzen uns nach einem Orte der Inſel zu bringen, wo Handmühlen waren, und uns keinen Augenblick ruhen zu laßen. Dieß wurde auf der Stelle vollzogen. Man brachte uns dorthin, wo wir Hirſe mahlen mußten. Und als wenn uns dieſe Arbeit nicht ſchon elend genug machte, ſo mußten wir auch noch große Holzlaſten tragen. Einer ſo harten Arbeit ungewohnt, mußten wir ihr unfehlbar erliegen. Die Schwarzen, welche uns ſo arbeiten ließen, bemerkten es manchmal, daß wir nicht mehr fortkonnten, und fragten uns boshafterweiſe, ob wir nicht Luſt hätten, verliebt zu werden. Dieſe Frage, welche uns das Bild unſerer Schönen wieder vor Augen ſtellte, belebte uns mit neuer Kraft: wir wollten doch lieber in der Mühle bleiben, als ſie wiederſehen.

Eines Tages gaben unſere Schwarzen uns eine gewiſſe Menge Hirſe zu mahlen, und ſagten zu uns:

„Wir gehen nach der Horde: daß bei unſerer Rückkehr alle dieſe Hirſe gemahlen iſt!"

Als ich mich mit meinen Gefährten allein ſah, ſagte ich zu ihm:

„Saed, während unſere Feinde von uns entfernt ſind, ſo laß uns die Gelegenheit benutzen: wir wollen ans Ufer des Meeres eilen, vielleicht finden wir dort irgend ein Fahrzeug, deſſen wir uns zur Flucht bedienen können; vielleicht ſind wir ſo glücklich, irgend ein Schiff vorüberfahren zu ſehen, wir geben ihm Zeichen, heran zu kommen und uns einzunehmen."

„Ich ſtimme bei, mein Prinz," antwortete Saed; „wir wollen uns nichts vorzuwerfen haben, und alles verſuchen, von dieſer grauenvollen Inſel zu entfliehen. Wenn uns der Himmel gar nichts antreffen läßt, das dazu bieten kann, uns aus unſrer Qual zu befreien, ſo wollen wir uns ins Meer ſtürzen, und ich meine, es wird uns lieber ſein, in den Fluten umzukommen, als noch länger Hirſe zu mahlen.“

Ich war der Meinung meines Gefährten; wir erreichten das Geſtade des Meeres, welches nicht ſehr weit entfernt war; hier fanden wir ein an einen Pfahl befeſtigtes Boot, welches einem in der Nachbarſchaft wohnenden Schwarzen zum Fiſchen diente; wir banden es ſchleunig los, und uns darin den Wogen und den Winden preisgebend, ſuchten wir das Weite.

P

Tausend und Ein Tag.

Morgenländische Erzählungen

aus dem

Persischen, Türkischen

und

Arabischen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Tausend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Aus dem
Persischen, Türkischen
und
Arabischen
nach
Petis de la Croix, Galland, Cardonne,
Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus
und Anderen,
überſetzt
von
F. H. von der Hagen.

Dritter Band.

H. 1918. 3.

Prenzlau,
Druck und Verlag der Ragoczyſchen Buchhandlung.
1827.

7.

KÖNIGL. UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
BERLIN

Tauſend und Ein Tag.

Perſiſche Erzählungen.

Dritter Band.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Geſchichte des Prinzen Séyfel-Mûluk:

Hundert und vierter Tag 1
105ter Tag 6
106ter Tag 11
107ter Tag 18
108ter Tag 23
Fortſetzung der Geſchichte Bedreddin-Lolo's und ſeines Weſyrs 28
109ter Tag 29
Geſchichte Maleks und der Prinzeſſinn Schirin 33
110ter Tag 35
111ter Tag 41
112ter Tag 46
113ter Tag 53
114ter Tag 59
115ter Tag 65

Seite

Fortſetzung der Geſchichte Bedreddin-Lolo's und ſeines Veſyrs 72

116ter Tag 75
117ter Tag 80
118ter Tag 85
119ter Tag 89
120ſter Tag 99

Geſchichte des Königs Hormos, genannt der König Sorgenfrei 101

121ſter Tag 103
122ſter Tag 107
123ſter Tag 112
124ſter Tag 115
125ſter Tag 118
126ſter Tag 121
127ſter Tag 124
128ſter Tag 126
129ſter Tag 131
130ſter Tag 134
131ſter Tag 138
132ſter Tag 141
133ſter Tag 146
134ſter Tag 150
135ſter Tag 154

Seite
Geſchichte des Avicenna 157
136ſter Tag 158
137ſter Tag 163
138ſter Tag 166
139ſter Tag 171
140ſter Tag 174
141ſter Tag 178
Fortſetzung und Beſchluß der Geſchichte des Königs Hormos, genannt König Sorgenfrei 181
142ſter Tag 182
143ſter Tag 186
144ſter Tag 190
145ſter Tag 195
Fortſetzung der Geſchichte des Bedreddin-Lolo, ſeines Veſyrs und ſeines Günſtlings 199
Geſchichte der ſchönen Aruja 202
146ſter Tag 203
147ſter Tag 207
148ſter Tag 211
149ſter Tag 214
150ſter Tag 218
151ſter Tag 223
152ſter Tag 228
153ſter Tag 233
154ſter Tag 238

Seite
Fortſetzung der Geſchichte des Bedreddin-Lolo, ſeines Veſyrs und ſeines Günſtlings . . . 241
155ſter Tag . . . 242
156ſter Tag . . . 246
Seltſame Abenteuer des Abulfaûaris, benannt der Große Reiſende . . . 248
157ſter Tag . . . 250
158ſter Tag . . . 252
159ſter Tag . . . 257
160ſter Tag . . . 261
161ſter Tag . . . 264
162ſter Tag . . . 268
163ſter Tag . . . 272
164ſter Tag . . . 275
165ſter Tag . . . 279
166ſter Tag . . . 283
167ſter Tag . . . 287
168ſter Tag . . . 291
169ſter Tag . . . 295
170ſter Tag . . . 297
171ſter Tag . . . 303
172ſter Tag . . . 307
173ſter Tag . . . 312
174ſter Tag . . . 317

P

Tauſend und Ein Tag.

Perſiſche Erzählungen.

Hundert und vierter Tag.

Kaum hatten wir angefangen zu rudern und uns vom Ufer zu entfernen, als wir den Schwarzen erſcheinen ſahen, dem dies Bot gehörte; er ſtieß ein entſetzliches Geheul aus, als er es nicht mehr am Pfahle ſah, und er drohte uns: aber all ſein Schreien war vergebens, eben ſo wie ſeine Drohungen. Wir waren ſchon im offenen Meer, und hatten die Inſel aus dem Geſichte verloren, als die Nacht anbrach. Wir dankten dem Himmel für unſre Befreiung, und empfanden darüber ſo große Freude, als wenn wir in einem ſichern Hafen geweſen wären. Obgleich wir auf dem Meere, ohne Vorräthe waren und das gebrechliche Fahrzeug, welches uns trug, jeden Augenblick in Gefahr ſchwebte unterzuſinken, ſo dachten wir jedoch nur an das Glück, den Händen der Schwarzen entgangen zu ſein; es dünkte uns weniger ſchrecklich, in den Fluten unterzugehen, als von einer Schlange verſchlungen zu werden.

Nachdem wir die ganze Nacht auf gut Glück umhergewogt waren, erblickten wir bei Anbruche des Tages ein kleines Eiland; wir landeten daran, und ſtiegen aus: mehrere Bäume mit ſehr ſchönen Früchten beladen, die bis auf die Erde herabhingen, fielen uns ſogleich in die Augen, und erfreuten uns um ſo mehr, als wir ſchon anfingen ſtarke Eßluſt zu ſpüren; wir brachen Früchte davon ab, aaßen ſie, und fanden ſie vortrefflich. Eine vollkommene Freude folgte bald auf den Schreck, welchen die Schwarzen uns eingejagt hatten; wir lachten ſelbſt über die Dinge, welche uns am meiſten entſetzt hatten, und begannen, über das reizende Glück zu ſcherzen, welches wir verſchmäht hatten.

Als wir uns etwas erfriſcht hatten, banden wir unſer Boot an einen Pfahl, und gingen weiter in die Inſel hinein. Ich habe niemals einen angenehmeren Aufenthalt geſehen: da wächſt Sandel- und Aloeholz, man ſieht überall Quellen von ſüßem Waſſer, und eben ſo wohl allerlei Fruchtbäume, als die ſchönſten Blumen.

Was uns aber noch mehr verwunderte, war, daß dieſe Inſel, obwohl ſo bequem und angenehm darauf zu leben war, uns jedoch öde ſchien: „Wie kömmt es,“ ſagte ich zu Saed, „daß dieſe Inſel unbewohnt iſt? Wir ſind doch wohl nicht die erſten, die hiehergekommen; andere vor uns werden ſie ohne Zweifel ſchon entdeckt haben; warum iſt ſie nun ſo verlaßen?“

„Mein Prinz,“ antwortete mir mein Vertrauter, „da niemand hier wohnt, ſo iſt das ein ſicheres Zeichen, daß man hier nicht wohnen kann; es muß hier irgend ein Uebelſtand ſein, der ſie unbewohnbar macht.“

Ach! als der unglückliche Saed alſo ſprach, ahndete er noch nicht, daß er ſo wahr redete.

Wir brachten den Tag hin, uns zu vergnügen und zu luſtwandeln; und als die Nacht gekommen war, ſtreckten wir uns auf dem Graſe hin, welches mit tauſend Blumen durchwirkt war, die lieblich dufteten. Wir ſchliefen wonniglich ein; aber bei meinem Erwachen, war ich ſehr erſtaunt, mich allein zu ſehen. Ich rief Saed zu wiederholten Malen; da er mir nicht antwortete, ſo ſtand ich auf, ihn zu ſuchen; und nachdem ich einen Theil der Inſel durchlaufen hatte, kam ich wieder an dieſelbe Stelle, wo ich die Nacht zugebracht hatte, in der Hoffnung, ihn jetzo dort zu finden. Ich wartete auf ihn vergeblich den ganzen Tag, und ſelbſt die folgende Nacht; da verzweifelte ich, ihn wiederzuſehen, und ließ die Luft von meinen Klagen und Seufzern erſchallen.

„Ach! mein theurer Saed," rief ich aus, „was iſt aus dir geworden? So lange ich dich beſaß, halfſt du mir die Bürde meines Misgeſchicks tragen; du linderteſt meine Leiden, indem du ſie mit mir theilteſt: durch welches Unglück oder durch welche Bezauberung biſt du mir entriſſen? Welche Macht, grauſamer als die Schwarzen, hat uns getrennt? Es würde mir ſüßer geweſen ſein, mit dir zu ſterben, als hier allein zu leben!"

Ich war untröſtlich über den Verluſt meines Vertrauten; und es machte mich ganz verwirrt, daß ich nicht begreifen konnte, was mit ihm vorgegangen ſein mochte. Ich gerieth in die äußerſte Verzweiflung; und entſchloſſen, ebenfalls auf dieſer Inſel umzukommen, ſagte ich: „ich will ſie ganz und gar durchlaufen, und hier Saed, oder den Tod finden."

Ich ging auf einen Wald zu, den ich vor mir ſah; und als ich hineinkam, entdeckte ich mitten in demſelben ein Schloß, das ſehr ſchön gebaut und mit breiten und tiefen Gräben voll Waſſers umgeben, deren Zugbrücke niedergelaßen war. Ich ging hinüber, und trat in einen weiten, mit weißem Marmor gepflaſterten Hof, und näherte mich der Thür eines ſchönen Hauptgebäudes; ſie war von Aloeholz und allerlei Gevögel in erhobenem Bildwerke darauf, und ein dickes Vorhangſchloß von Stahl, in Geſtalt eines Löwen, verſperrte ſie. Der Schlüſſel ſtak in dem Schloſſe; ich nahm ihn, und drehte ihn um, und das Schloß zerſprang wie Glas, und die Thüre öffnete ſich mehr von ſelbſt, als durch die Kraft, welche ich dazu anwendete: was mich höchlich in Erſtaunen ſetzte. Ich ſah nun eine Treppe von ſchwarzem Marmor; ich ſtieg hinauf, und trat erſt in einen großen Saal, der mit ſeidenen und goldenen Teppichen und Sopha's von Brokat geſchmückt war. Von hier kam ich in ein Zimmer, das mit reichem Geräthe verſehen war; aber dieß war es nicht, was am meiſten meine Aufmerkſamkeit beſchäftigte: eine junge Dame von vollkommener Schönheit zog alle meine Blicke auf ſich; ſie lag auf einem großen Sopha, das Haupt auf ein Kiſſen geſtützt, mit reichen Kleidern angethan, und neben ihr ſtand ein Tiſchchen von Jaspis-Marmor. Da ihre Augen geſchloſſen waren, und ich Grund hatte zu zweifeln, ob es auch ein lebendiges Weſen wäre, ſo näherte ich mich ihr leiſe, und bemerkte, daß ſie athmete.

Hundert und fünfter Tag.

Ich ſtand einige Augenblicke ſtill, ſie zu betrachten; ſie ſchien mir reizend, und ich wäre verliebt in ſie geworden, wenn ich nicht ſo ſehr von meiner Bedy al Dſchemal eingenommen geweſen wäre. Ich war höchſt neugierig zu wiſſen, warum ich auf einer öden Inſel ein Fräulein ſo allein in einem Schloſſe ſah, worin ich niemand weiter fand. Ich wünſchte ſehnlich, daß ſie erwachte; aber ſie lag in einem ſo tiefen Schlafe, daß ich es nicht wagte, ihre Ruhe zu ſtören. Ich verließ das Schloß wieder, mit dem Entſchluſſe, nach einigen Stunden zurückzukommen.

Ich wanderte auf der Inſel umher, und ich erblickte mit Entſetzen eine große Menge Thiere, von der Größe eines Tigers und beinahe geſtaltet wie Ameiſen; ich würde ſie für wilde und reißende Thiere gehalten haben, wenn ſie nicht meinen Anblick geflohen hätten. Ich ſah auch noch andere Thiere, die mich zu ſcheuen ſchienen, obwohl ſie ein Anſehen von Wildheit hatten, welches Furcht einjagte.

Nachdem ich einige Früchte gegeſſen hatte, deren ſchöner Anblick mich erfreute, und ziemlich lange umher gewandert war, kehrte ich in das Schloß zurück, wo das Fräulein noch im Schlafe lag. Ich konnte nicht länger der Luſt widerſtehen, mit ihr zu reden; ich machte Geräuſch in dem Zimmer, und ich that als wenn ich huſtete, um ſie aufzuwecken. Da ſie immer noch nicht erwachte, ſo faßte ich ſie an den Arm, auf eine Weiſe, welche die erwünſchte Wirkung hervorbringen mußte. Gleichwohl ſuchte ich hier vergeblich, den Sinn des Gefühls zu erregen.

Dieß ſchien mir unnatürlich: „es waltet hier eine Bezauberung ob,“ ſagte ich jetzo bei mir ſelber, „irgend ein Talisman verſenkt dieß Fräulein in den Schlaf; und wenn es ſich ſo verhält, ſo iſt es unmöglich, ſie aus dieſem Zauberſchlafe zu erwecken.“

Ich verzweifelte, damit zu Stande zu kommen, als ich auf dem Marmortiſche, deſſen ich ſchon gedacht habe, einige Schriftzüge eingegraben ſah; ich vermuthete, daß ſie einen aus dem Stande der Geſtirne berechneten Zauber enthielten; ich bemühte mich, ihn wegzurücken: aber kaum hatte ich ihn berührt, als das Fräulein einen tiefen Seufzer holte und erwachte.

War ich erſtaunt geweſen, in dieſem Schloſſe ein ſo ſchönes Frauenbild zu finden, ſo war ſie nicht minder verwundert, mich hier zu ſehen.

„Ah! junger Mann,“ ſprach ſie zu mir, „wie habt ihr hier herein kommen können? Wie habt ihr es angeſtellt, alle die Schwierigkeiten zu überwinden, welche euch hindern ſollten, in dieſes Schloß einzudringen, und welche über menſchliche Kraft hinausreichen? Ich kann kaum glauben, daß ihr ein Menſch ſeid. Ihr ſeid ohne Zweifel der Prophet Elias?"*)

„Nein, edles Fräulein," antwortete ich ihr, „ich bin nur ein gewöhnlicher Menſch, und ich kann euch verſichern, daß ich ohne alle Mühe hereingekommen bin; ich habe gar keine Schwierigkeit zu beſiegen gehabt. Die Thüre dieſes Schloſſes hat ſich geöffnet, ſobald ich den Schlüſſel angerührt habe; ich bin in dieß Zimmer heraufgeſtiegen, ohne daß irgend eine Macht ſich mir widerſetzt hat. Ich konnte euch aber nicht ſo leicht aufwecken; das hat mir die meiſte Mühe gekoſtet."

---

*) Dieſer iſt auch, unter dem Namen Illa, oder Ili, bei den Muſelmännern berühmt, und ſie erwarten, wie die Chriſten, ſeine Erſcheinung am Weltende; mit dem Zuſatze, daß er, oder jemand von ſeiner Verwandtſchaft, genannt Serib Bar Elia, dieſe zweite Zukunft Chriſti, auf einem Berge in Syrien erwarte. Sie nennen ihn auch Chedher (oder Chiſir, nach Türkiſcher und Perſiſcher Ausſprache), d. h. im Arabiſchen Grünlicht, wegen ſeines Fortlebens in einem paradieſiſchen Garten. In allen Morgenländiſchen Romanen iſt auch die Quelle des Elias oder der Unſterblichkeit berühmt, welche der große König Dhulkarnaim (d. h. der zweihörnige, — Alexander Ammon) vergeblich ſuchte, und welche die Quelle unſerer Dichtungen von dem Jungbrunnen oder der Quelle der ewigen Jugend iſt. H.

„Ich kann es kaum glauben, was ihr mir da ſazet,“ verſetzte das Fräulein; „ich bin ſo überzeugt, es ſei einem Menſchen unmöglich das zu thun, was ihr gethan habt, daß ich euch nicht für einen Menſchen halten kann.“

„Mein Fräulein,“ ſagte ich zu ihr, „ich bin vielleicht etwas mehr, als ein gewöhnlicher Menſch. Ein Fürſt iſt der Urheber meiner Geburt, aber ich bin zuletzt doch nur auch ein Menſch. Ich habe dagegen viel mehr Grund zu glauben, daß ihr von einer höhern Gattung ſeid, als ich.“

„Nein,“ erwiederte ſie, „ich bin, ſo wie ihr, von dem Geſchlechte Adams. — Aber ſaget mir,“ fuhr ſie fort, „warum habt ihr den Hof euers Vaters verlaßen, und wie ſeid ihr auf dieſe Inſel hergekommen?“

Hierauf befriedigte ich ihre Neugier; ich bekannte ihr aufrichtig, daß ich in Bedy al Dſchemal, die Tochter des Königs Schabbal, verliebt geworden, ſo bald ich ihr Bildnis geſehen hätte; und ich zeigte ihr dieſes; denn ich hatte es, nebſt meinem Ringe ſo gut verborgen, daß die Schwarzen es nicht bemerkt hatten.

Das Fräulein nahm das Bildnis, betrachtete es ſehr aufmerkſam, und ſagte dann zu mir:

„Ich habe von dem Könige Schabbal reden gehört, er herrſcht auf einer Inſel in der Nachbarſchaft von

Serendib.*) Wenn ſeine Tochter eben ſo ſchön iſt, als das Bildnis, ſo verdient ſie wohl, daß ihr ſie mit dieſer Inbrunſt liebt. Aber man muß den Bildniſſen der Prinzeſſinnen mistrauen; man malt ſie gewöhnlich ins Schöne. — Vollendet," fügte ſie hinzu, „eure Geſchichte, hernach will ich euch die meinige erzählen."

Ich erzählte ihr umſtändlich alle meine Abenteuer; und darnach bat ich ſie, mir auch die ihrigen mitzutheilen. Sie begann ihre Erzählung folgendermaßen:

„Ich bin die einzige Tochter des Königs von Serendib. Eines Tages, als ich mit meinen Frauen auf einem Schloſſe bei der Stadt Serendib war, bekam ich Luſt, mich in einem weißen Marmorbecken zu baden, welches im Garten war. Ich ließ mich entkleiden, und trat mit meiner Lieblingsſklavinn in das Becken. Kaum waren wir in dem Waſſer, als ein heftiger Wind ſich erhub. Ein Staubwirbel verdunkelte die Luft rings um uns her, und aus der Mitte dieſes Wirbels ſtieß plötzlich ein gewaltiger Vogel auf mich hernieder, ergriff mich mit ſeinen Fängen, hub mich empor und entführte mich durch die Luft nach dieſem Schloſſe, wo er ſich alsbald verwandelte, und ſich in der Geſtalt eines jungen Geiſtes zeigte.

---

*) Serendib nennen die Morgenländer die Inſel Ceylan. Auf einem Berge dieſer Inſel begegneten ſich, nach mehreren Morgenländiſchen Schriftſtellern, Adam und Eva, nachdem ſie die Welt umwandert hatten. Andere Mahomedaniſche Schriftſteller behaupten dagegen, dieß ſei auf dem Berge Arafat bei Mekka geſchehen. Vgl. Bd. II. (Tag [illegible]).

„Prinzeſſinn,“ ſprach er zu mir, „ich bin einer der mächtigſten Geiſter dieſer Welt. Als ich heute an der Inſel Serendib vorüber kam, erblickte ich euch im Bade, und ihr habt mich bezaubert: „Wie ſchön iſt dieſe Prinzeſſinn!“ ſagte ich bei mir ſelber; es wäre Schade, daß ſie einen der Kinder Adams beglückete; ſie verdient wohl die Zuneigung eines Geiſtes; ich muß ſie entführen, und ſie nach einer öden Inſel bringen.“ Alſo, Prinzeſſinn, vergeſſet fortan euern Vater, und denket nur daran, meine Liebe zu erwiedern. Nichts ſoll euch in dieſem Schloſſe fehlen; ich werde dafür ſorgen, euch alles nöthige hier zu verſchaffen.“

Hundert und ſechſter Tag.

Während der Geiſt alſo zu mir ſprach, that ich nichts als weinen und wehklagen:

„Unglückliche Malika,“ *) ſagte ich, „iſt dieß das Schickſal, das dir beſtimmt? Hat der König mein

---

*) Malika bedeutet Königinn: von Malek, König.

Vater mich mit ſo viel Sorgfalt erzogen, um den Schmerz zu haben, mich auf ſo traurige Weiſe zu verlieren? Wehe! er weiß nicht einmal, was aus mir geworden iſt, und ich fürchte, daß mein Verluſt ihm tödtlich ſein wird.“

„Nein, nein,“ ſagte der Geiſt zu mir, „euer Vater wird ſeiner Betrübnis nicht erliegen; und was euch betrifft, meine Prinzeſſinn, ſo hoffe ich, ihr werdet den Beweiſen der Zärtlichkeit nachgeben, welche ich euch zu geben gedenke.“

„Schmeichelt euch nicht,“ erwiederte ich ihm, „mit dieſer falſchen Hoffnung, ich werde zeitlebens einen tödtlichen Haß gegen meinen Entführer hegen.“

„Ihr werdet ſchon anderes Sinnes werden,“ verſetzte er, „ihr werdet euch an meinen Anblick, an meine Unterhaltung gewöhnen: die Zeit wird dieſe Wirkung hervorbringen.“

„Sie wird keinesweges dieſes Wunder bewirken,“ unterbrach ich ihn mit Erbitterung; „ſie wird vielmehr den Haß noch ſteigern, welchen ich gegen euch fühle.“

Der Geiſt, anſtatt durch dieſe Worte beleidigt zu erſcheinen, lächelte darüber; und überzeugt, daß ich mich in der That allmählich daran gewöhnen würde, ihn anzuhören, ſparte er nichts, mir zu gefallen. Er ging, ich weiß nicht wohin, mir prächtige Kleider zu holen, und brachte ſie mir; er richtete ſeine ganze

Aufmerkſamkeit darauf, mir Geſchmack an ihm einzuflößen: als er aber gewahrte, daß er, weit entfernt, einige Fortſchritte in meinem Herzen zu machen, mir von Tage zu Tage verhaßter ward, ſo verlor er endlich die Geduld, und beſchloß, ſich für meine Verachtung zu rächen. Er verſenkte mich in einen tiefen Zauberſchlaf. Er ſtreckte mich auf den Sopha in der Stellung hin, in welcher ihr mich gefunden habt, und ſtellte neben mir dieſe Marmortafel, auf welcher talismaniſche Schriftzüge ſtehen, welche er zuſammengeſetzt hatte, um mich in ewigem Schlafe, bis ans Ende der Tage feſtzuhalten. Er machte außerdem noch zwei Talismane: den einen, um dieß Schloß unſichtbar zu machen, und den andern, um zu verhindern, daß man die Thüre deſſelben öffnete. Hierauf ließ er mich hier in dem Zimmer, und entfernte ſich von dieſem Schloſſe. Aber von Zeit zu Zeit kommt er wieder hieher, er erweckt mich, und frägt mich, ob ich endlich ſeine Leidenſchaft befriedigen will: und weil ich ſtäts dabei verharre, ihn zu mishandeln, ſo verſenkt er mich immer wieder in Zauberſchlaf, welchen er zu meiner Beſtrafung erſonnen hat.

Gleichwohl, Herr," fuhr die Tochter des Königs von Serendib fort, „habt ihr mich erweckt, ihr habt die Thüre dieſes Schloſſes geöffnet, und daſſelbe iſt für euch nicht unſichtbar geweſen: habe ich da nicht Urſache, zu zweifeln, daß ihr ein Menſch ſeid? Ich muß euch ſogar ſagen, daß es zu verwundern iſt, wie ihr noch am Leben ſeid; denn ich habe den Geiſt ſagen gehört, daß die wilden Thiere umher alle zerreißen, welche auf dieſer Inſel verweilen wollen; daher es denn kömmt, daß ſie unbewohnt iſt."

Während die Prinzeſſinn Malika noch alſo ſprach, hörten wir einen großen Lärmen im Schloſſe. Sie ſchwieg, um deutlicher zu hören, und bald traf entſetzliches Geſchrei unſer Ohr.

„Gerechter Himmel!" rief jetzo die Prinzeſſinn aus, „wir ſind verloren; das iſt der Geiſt, ich erkenne ihn an ſeiner Stimme. Ihr ſeid des Todes, nichts kann vor ſeiner Wuth euch retten. Ach! unglücklicher Prinz, welches Misgeſchick hat euch in dieſes Schloß geführt? Wenn ihr auch der Grauſamkeit der Schwarzen entgangen ſeid, wehe! ſo könnet ihr doch nicht der Unmenſchlichkeit meines Räubers entſchlüpfen."

Ich hielt alſo meinen Tod für gewis, und ich konnte mir in der That keinen freundlichen Empfang verſprechen. Der Geiſt trat mit wüthiger Gebärde herein; er trug in der Hand eine ſtählerne Keule, und ſeine Geſtalt war von ungeheurer Größe. Er ergrimmte bei meinem Anblick; aber anſtatt mir ſeine Keule auf das Haupt zu ſchmettern, oder einen drohenden Ton anzuſtimmen, näherte er ſich mir zitternd, warf ſich mir zu Füßen, und ſprach folgendermaßen zu mir:

„O Prinz, Königsſohn, ihr habt nur zu befehlen, was euch beliebt, ich bin bereit, euch zu gehorchen.“

Dieſe Anrede überraſchte mich; ich konnte nicht begreifen, wie dieſer Geiſt ſo kriechend vor mir war, und als ein Sklave zu mir ſprach. Aber ich hörte auf, mich zu verwundern, als er fortfuhr in ſeiner Rede und zu mir ſagte:

„Der Ring, welchen ihr am Finger tragt, iſt der Siegelring Salomons*) Jeder, der ihn beſitzt, kann durch keinen Unfall umkommen. Er kann auf einem bloßen Nachen die ſtürmiſchten Meere durchſchiffen, ohne Furcht, von den Fluten verſchlungen zu werden. Die wildeſten Thiere können ihm nicht ſchaden, und er hat eine unumſchränkte Gewalt über die Geiſter. Alle Talismane, alle Bezauberungen weichen dieſem wundervollen Siegelringe.“

„Es geſchah alſo durch die Kraft dieſes Ringes,“ ſagte ich hierauf zu dem Geiſte, „daß ich nicht Schiffbruch litt?“

---

*) So groß iſt die beklagenswerthe Verblendung der Mahomedaner; ſie legen dem Siegelringe Salomons tauſenderlei Kräfte bei. Dieß kann ich dem Derviſch Mokles nicht verzeihen, daß er ſelber in dieſem Aberglauben befangen ſcheint.

„Ja, Herr,“ antwortete er mir, „er iſt es, der euch vor den wilden Thieren auf dieſer Inſel beſchützt hat.“

„Sage mir,“ ſprach ich zu ihm, „wenn du es weißt, was aus meinem Gefährten geworden, der mit mir hieher gekommen iſt?“

„Ich weiß das Gegenwärtige und das Vergangene,“ erwiederte der Geiſt: „ich kann euch ſagen, daß euer Gefährte von den Ameiſen gefreſſen iſt, welche ihn an eurer Seite verzehrten. Dieſe Art Ameiſen ſind hier in großer Menge und machen dieſe Inſel unbewohnbar. Sie verhindern jedoch nicht, daß die benachbarten Völker, und vor allen die Bewohner der Maldiven,*) jährlich hieher kommen, um Sandelholz zu fällen. Aber nicht ohne Gefahr bringen ſie daſſelbe weg, und auf folgende Weiſe verfahren ſie dabei. Sie kommen im Sommer hieher, und haben in ihren Schiffen ſehr muthige Roſſe, welche ſie ausſchiffen, und beſteigen; ſie jagen mit verhängten Zügeln überall hin, wo ſie Sandelbäume erblicken, und ſo bald ſie die Ameiſen herbei kommen ſehen, werfen ſie ihnen große Stücke Fleiſch hin, welche ſie zu dieſem Zwecke mitgenommen haben. Während die Ameiſen darüber her ſind, dieſe Fleiſchſtücke zu freſſen, bezeichnen die

---

*) Eine Inſelgruppe, unter der Südſpitze von Indien weſtlich von Ceilan.

Reiter die Bäume, welche ſie fällen wollen, und kehren dann heim. Im Winter kommen ſie wieder her, und fällen die Bäume, ohne die Ameiſen zu fürchten, welche während dieſer Jahreszeit nicht zum Vorſchein kommen.“

Ich konnte das traurige Schickſal Saeds nicht vernehmen, ohne neuen Schmerz zu empfinden. Darnach fragte ich den Geiſt, wo das Reich des Königs Schabbal läge, und ob die Prinzeſſinn Bedy al Dſchemal, ſeine Tochter, noch lebte.

„Herr,“ antwortete er mir, „es liegt in dieſem Meer eine Inſel, wo ein König namens Schabbal herrſcht, aber er hat keine Tochter. Die Prinzeſſinn Bedy al Dſchemal, von welcher ihr redet, war wirklich die Tochter eines Königs Schabbal, dieſer lebte aber zu den Zeiten Salomons.“

„Ei wie!“ rief ich aus, „Bedy al Dſchemal iſt alſo nicht mehr auf der Welt?“

„Nein, ſicherlich nicht,“ fuhr er fort; „ſie war eine Geliebte dieſes großen Propheten.“

Hundert und ſiebenter Tag.

Ich war höchſt niedergeſchlagen, zu vernehmen, daß ich einen Gegenſtand liebte, deſſen Lebenslauf längſt beſchloſſen war.

„O ich unſinniger!“ rief ich aus: „warum habe ich den Sultan meinen Vater nicht gefragt, weſſen Bildnis es ſei, das ich in ſeinem Schatze gefunden habe? er würde mir ſchon geſagt haben, was ich jetzt erſt vernehme. Welche Leiden und Todesgefahren hätte ich mir erſpart! Ich würde meine Liebe in der Geburt erſtickt, und ſie vielleicht nicht ſolche Macht über mich gewonnen haben; ich hätte Kahiro nicht verlaßen, und Saed lebte noch: muß nun ſein Tod die Frucht meiner eingebildeten Liebe ſein? —

Was mich noch allein tröſtet, ſchöne Prinzeſſinn,“ fuhr ich fort, indem ich mich zu Malika wandte, „iſt, daß ich euch nützlich ſein kann: Dank der Kraft meines Ringes, ich bin im Stande, euch dem König euerm Vater wiederzugeben.“

Zu gleicher Zeit wandte ich mich zu dem Geiſte, und ſagte zu ihm: „Weil ich ſo glücklich bin, im Beſitze des Siegelringes Salomons zu ſein, und alſo die Macht habe, den Geiſtern zu gebieten, ſo gehorche mir: ich befehle dir zur Stunde mich mit der Prinzeſſinn Malika nach dem Königreiche Serendib vor die Thore der Hauptſtadt zu verſetzen.“

„Ich bin bereit, euch zu gehorchen, Herr,“ antwortete mir der Geiſt, „welches Herzeleid mir auch der Verluſt der Prinzeſſinn erregen mag.“

„Du biſt glücklich genug,“ erwiederte ich, „daß ich mich begnüge, von dir zu fordern, daß du uns beide nach der Inſel Serendib bringeſt; du verdienteſt, daß ich, zur Strafe für die Entführung Malika's, von aller meiner Macht Gebrauch machte, welche der Siegelring des Propheten mir über die abtrünnigen Geiſter verleihet.“

Der Geiſt erwiederte nichts auf dieſe Worte; er ſchickte ſich auf der Stelle an, meinen Befehl auszuführen: er nahm uns beide, die Prinzeſſinn und mich, unter ſeine Arme, und verſetzte uns im Augenblick an die Stadtthore von Serendib.

„Iſt das alles,“ ſagte hierauf der Geiſt zu mir, „was ihr von mir verlanget? habt ihr mir nichts weiter zu befehlen?“

Ich antwortete ihm Nein, und ſogleich verſchwand er.

Wir nahmen Herberge in der erſten Karavanſerei, welche wir beim Eintritt in die Stadt antrafen, und hier überlegten wir nun, ob wir nach Hofe ſchreiben ſollten, oder ob ich ſelber zu dem Könige gehen und ihm die Ankunft der Prinzeſſinn kund thun ſollte.

Das letzte ſchien am räthlichſten, und ich begab mich nach dem Palaſte, der mir von ſeltſamer

Bauart ſchien. Er erhub ſich auf ſechzehnhundert Säulen, und man ſtieg eine Treppe von hundert Stufen des ſchönſten Geſteins zu ihm hinan. Ich kam an eine Wache, welche in dem Vorſaale ſtand; ein Offizier, der an meinem Ausſehn mich für einen Fremden erkannte, kam an mich heran, und fragte mich, ob ich am Hofe etwas zu thun hätte, oder ob bloße Neugierde mich herein führete. Ich antwortete, ich hätte wegen einer wichtigen Sache mit dem Könige zu reden. Hierauf führte der Offizier mich zu dem Groß-Weſyr, der mich dem Könige ſeinem Herrn vorſtellte.

„Junger Menſch,“ redete der Fürſt mich an, „aus welchem Lande biſt du, und weshalb kömmſt du hieher nach Serendib?“

„Herr,“ antwortete ich ihm, „Aegypten iſt mein Geburtsland; es ſind drei Jahre, daß ich von meinem Vater entfernt bin, und alle Arten von Unfällen erleide.“

Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als der König, der ein gutmüthiger Greis war, anfing zu weinen.

„Ach!“ ſagte er zu mir, „ich bin nicht glücklicher, als du. Es iſt bald eben ſo lange, daß ich meine einzige Tochter verloren habe, und zwar auf eine Weiſe, welche den Schmerz noch erhöhet, den ich darüber empfinde, daß ich ſie nicht mehr ſehe.“

„Herr,“ ſprach ich zu ihm, „ich komme eben deshalb in dieſen Palaſt, um euch Nachricht von dieſer Prinzeſſinn zu bringen.“

„Wehe!“ rief er aus, „welche Nachricht haſt du mir von ihr zu ſagen? Du kömmſt alſo, mir ihren Tod anzukündigen? Du biſt ohne Zweifel Zeuge ihres kläglichen Endes geweſen?“

„Nein, nein,“ erwiederte ich ihm, „ſie lebt noch, und ihr werdet ſie heute noch wiederſehen.“

„Oh! wo haſt du ſie angetroffen?“ fragte der König weiter: „an welchem Orte war ſie verborgen?“

Jetzt erzählte ich ihm alle meine Abenteuer, ich verbreitete mich beſonders über dasjenige von dem Schloſſe und dem Geiſte, welches er mit um ſo größerer Aufmerkſamkeit anhörte, als er am meiſten Theil daran nahm.

So bald ich meinen Bericht vollendet hatte, umarmte er mich, und ſagte zu mir:

„Prinz,“ (denn ich hatte ihm bei der Erzählung meiner Geſchichte auch meine Abkunft entdeckt,) „was habe ich euch nicht zu verdanken? Ich liebe meine Tochter zärtlich, ich hoffte nicht mehr, ſie wiederzuſehen, und ihr bringet ſie mir zurück: wie kann ich euch meine Schuld dafür abtragen? — Au[illegible] laßt uns jetzt,“ fuhr er fort, „zuſammen nach [illegible]ravanſerei gehen, wo ihr ſie gelaßen habt; [illegible]ne vor Ungeduld, meine geliebte Malika zu [illegible]“

Mit dieſen Worten gab er ſeinem Weſyr Befehl, eine Sänfte bereiten zu laßen; was alsbald geſchah. Er ließ mich ſodann mit ihm die Sänfte beſteigen, und ſo begaben wir uns beide, in Begleitung einiger Beamten zu Pferde, nach der Karavanſerei, wo Malika mit Ungeduld mich erwartete.

Es läßt ſich nicht ausdrücken, wie groß die gegenſeitige Freude war, welche der König von Serendib und ſeine Tochter bei ihrem Wiederſehen empfanden. Nach den erſten Entzückungen, verlangte der König von Malika ſelber eine umſtändliche Erzählung ihrer Entführung und Befreiung. Sie ermangelte nicht, ihm alles zu erzählen, dergeſtalt, daß er ganz befriedigt war. Er hatte Grund zu glauben, daß ſeine Tochter ihre Tugend glücklich vor der Unverſchämtheit ihres Entführers bewahrt, und auch daß ſie die Erkenntlichkeit gegen ihren Befreier nicht zu weit getrieben hatte. Auch ſchien er ſehr mit meiner Zurückhaltung und Großmuth zufrieden.

Wir kehrten alle nach dem Palaſte zurück, wo der König mir eine prächtige Wohnung gab. Er ließ öffentliche Gebete anſtellen, um dem Himmel für die Heimkehr der Prinzeſſinn zu danken. Darnach feierten die Einwohner dieſelbe durch vielfache Freudenfeſte. [illegible] Weiſe, [illegible]war auch ein prächtiges Feſt, zu welchem [illegible] der emp[illegible]he Adel der Inſel eingeladen war; alle wurden köſtlich bewirthet, und dabei Areka*) im Ueberfluß geſpendet.

Hundert und achter Tag.

Der König von Serendib erzeigte mir tauſend Freundlichkeiten: er nahm mich mit auf die Jagd; kurz, ich mußte bei allen ſeinen Vergnügungen ſein. Allmählich faßte er ſo große Zuneigung zu mir, daß er eines Tages zu mir ſagte:

„O mein Sohn, es iſt Zeit, euch einen Plan zu entdecken, welchen ich entworfen habe. Ihr habt mir meine Tochter wiedergegeben, ihr habt einen betrübten Vater getröſtet; ich will mich meiner Schuld gegen euch entledigen: werdet mein Schwiegerſohn und der Erbe meiner Krone.“

Ich dankte dem Könige für ſeine Güte, und bat ihn, es mir nicht übel zu deuten, wenn ich die Ehre ablehnete, welche er mir anthun wollte. Ich ſagte ihm die Urſache, welche mich bewogen hatte, Kahiro zu verlaßen; ich bekannte ihm, daß ich mich von dem Bilde Bedy al Dſchemals nicht losreißen, und nicht aufhören könnte, eine gegenſtandloſe Leidenſchaft zu nähren: „wolltet ihr,“ fuhr ich fort, „eure Tochter einem Manne geben, deſſen Herz ſie nicht beſitzen könnte? Nein, Herr, die Prinzeſſinn Malika verdient ein beſſeres Loos!“

---

*) Areka heißt ein Baum, der auf Ceylan, und auch anderswo, wächſt. Seine Frucht ſchmeckt ſäuerlich, aber dabei ſehr angenehm. Man genießt ſie mit etwas Kalk und in ein Bethelblatt eingewickelt. Die Einwohner von Ceylan, welche gemeinlich ein hohes Alter erreichen, ſchreiben es dem Genuſſe dieſer Frucht zu.

„Wie denn aber,“ hub der König wieder an, „wie kann ich für den Dienſt erkenntlich ſein, welchen ihr mir geleiſtet habt?“

„Herr,“ antwortete ich ihm, „ich bin genugſam dafür belohnt. Die Aufnahme, welche Euer Majeſtät mir gewährt hat, das Vergnügen allein ſchon, die Prinzeſſinn von Serendib aus den Händen des räuberiſchen Geiſtes befreiet zu haben, iſt hinlängliche Belohnung für mich. Alles was ich von eurer Erkenntlichkeit mir erbittte, iſt ein Schiff, welches mich nach Baßra bringe.“

Der König that, was ich wünſchte; er befahl, ein Schiff mit allen Vorräthen zu verſehen, und es zur Abreiſe bereit zu halten, ſo bald es mir beliebte. Indeſſen hielt er mich noch einige Zeit an ſeinem Hofe zurück, und wiederholte mir täglich, wie Leid es ihm thäte, daß ich nicht in Serendib bleiben wollte.

Endlich kam der Tag meiner Abreiſe; ich nahm Abſchied von dem König und von der Prinzeſſinn, die mir beide noch tauſend Freundlichkeiten bezeigten, und ſchiffte mich ein.

Wir beſtanden auf der Fahrt mehrere ſo heftige Stürme, daß wir hätten Schiffbruch leiden müßen; aber die Kraft meines Ringes verhinderte unſern Untergang. So gelangte ich, nach einer langen Seefahrt, glücklich nach Baßra, von wo ich mit einer Handelskaravane nach Groß-Kahiro in Aegypten heimkehrte.

Hier fand ich große Veränderungen am Hofe; mein Vater lebte nicht mehr, und mein Bruder ſaß auf dem Throne. Der neue Sultan empfing mich anfangs, wie ein Bruder, der die Bande ehrte, welche uns mit einander verknüpften; er verſicherte mich, er wäre erfreut, mich wiederzuſehen; er ſagte mir, mein Vater hätte einige Tage nach meiner Abreiſe, in ſeiner Schatzkammer zufällig das Käſtchen eröffnet, worin der Siegelring Salomons und das Bildnis der Prinzeſſinn Bedy al Dſchemal verwahrt geweſen, und da er beides vermißt, hätte er vermuthet, daß ich ſie genommen. Ich bekannte meinem Bruder alles, und übergab ihm den Ring.

Er ſchien von meinem Unglücke gerührt, und verwunderte ſich über mein eigenſinniges Schickſal; er beklagte mich, und ich fühlte, daß ſein Bedauern meine Leiden vermehrte. Gleichwohl war alle Theilnahme, welche er mir bezeigte, nichts als treuloſe Verſtellung: noch am Tage meiner Heimkehr ließ er mich in einen Thurm ſperren, und ſchickte in der Nacht einen Offizier dahin, mir das Leben zu nehmen. Aber dieſer Offizier hatte Mitleid mit mir, und ſagte zu mir:

„Prinz, der Sultan euer Bruder hat mir aufgetragen, euch zu ermorden; er fürchtet, es möchte euch die Luſt anwandeln, zu herrſchen, und euch dahin bringen einen Aufſtand zu erregen: ſeine grauſame Vorſicht hält es für nöthig, euch ſeiner Sicherheit aufzuopfern. Glücklicherweiſe für euch, hat er ſich an mich gewendet; er bildet ſich ein, ich werde ſeinen unmenſchlichen Befehl vollſtrecken, und erwartet, mich mit eurem Blute befleckt wiederzuſehen. Ha! eher ſoll dieſe Hand das meinige vergießen. Rettet euch, Prinz; die Thüre eures Gefängniſſes ſteht offen, benutzet die Dunkelheit der Nacht; verlaßet Kahiro, entfliehet, und haltet euch nicht eher auf, als bis ihr in Sicherheit ſeid.“

Nachdem ich dieſem edelmüthigen Offizier allen ſchuldigen Dank geſagt hatte, ergriff ich die Flucht, und mich der Vorſehung hingebend, eilte ich, die Staaten meines Bruders zu verlaßen. Ich hatte das Vergnügen, in die euren zu gelangen, Herr, und an eurem Hofe eine ſichere Zuflucht zu finden.“

Fortſetzung
der
Geſchichte Bedreddin-Lolo's und ſeines Veſyrs.

Nachdem der Prinz Séyfel Müluk die Erzählung ſeiner Abenteuer vollendet hatte, ſagte er zu dem Könige von Damask:

„Das iſt es, was Euer Majeſtät zu wiſſen gewünſcht hat; ermeſſet jetzt, ob ich mich eines vollkommenen Glückes erfreue; ich bin mehr als jemals mit Bedy al Dſchemal beſchäftigt; ich mag mir immerhin vorſtellen, daß es etwas Thörichtes iſt, in ſie verliebt zu ſein, wie in eine noch lebende Schöne: es iſt mir unmöglich, über ihr Bild Herr zu werden: ſie herrſchet immerdar in meinem Herzen."

Bedreddin konnte eine ſo ſeltſame Liebe nicht begreifen; er fragte ſeinen Günſtling, ob er das Bildnis von Bedy al Dſchemal noch hätte.

„Ja, Herr," antwortete ihm Séyfel Müluk, „und ich trage es ſtäts bei mir."

Mit dieſen Worten zog er es aus ſeinem Buſen, und zeigte es dem Könige. Der Fürſt bewunderte die Züge des Bildes, und ſagte:

„Die Tochter des Königs Schabbal war wirklich eine reizende Prinzeſſinn; ich billige wohl die Liebe, welche Salomon für ſie hegte: aber eure Leidenſchaft ſcheint mir ſehr thöricht.“

„Herr,“ nahm hierauf der traurige Veſyr das Wort, „Euer Majeſtät kann aus der Geſchichte des Prinzen Séyfel Mûluk abnehmen, daß alle Menſchen ihren Kummer haben, und daß ſie nicht geboren ſind, um vollkommen glücklich auf Erden zu ſein.“

„Ich kann immer noch nicht glauben, was du mir ſagſt,“ erwiederte der König; „ich habe eine beſſere Meinung von der menſchlichen Natur, und ich bin überzeugt, daß es Menſchen gibt, deren Ruhe durch keinen Kummer geſtört wird.“

Hundert und neunter Tag.

Der König von Damask wollte ſeinem Veſyr beweiſen, daß es doch Menſchen gäbe, welche mit ihrem Schickſale ſehr zufrieden wären, und ſagte zu ſeinem Günſtling:

„Geh in der Stadt umher, nahe dich den Läden der Handwerker, und bringe mir auf der Stelle denjenigen her, welcher dir der fröhlichſte ſcheint.“

Séyfel Mùluk gehorchte, und kam einige Stunden darnach zu Bedreddin zurück.

„Wohlan,“ ſagte der Fürſt zu ihm, „haſt du gethan, was ich dir befohlen hatte?“

„Ja, Herr,“ antwortete der Günſtling; „ich bin an mehrere Läden gegangen, ich habe allerlei Handwerker geſehen, welche bei ihrer Arbeit ſangen, und mir ſehr zufrieden mit ihrem Looſe zu ſein ſchienen: unter anderen bemerkte ich einen jungen Weber, namens Malek,*) der aus vollem Halſe lachte, und mit ſeinen Nachbarn ſcherzte; ich blieb ſtehen, um mit ihm zu reden:

„Freund,“ ſagte ich zu ihm, „du ſcheinſt mir ſehr fröhlich zu ſein.“

„Das iſt meine Art ſo,“ antwortete er mir; „ich brüte keine Schwermuth.“

Ich fragte die Nachbarn, ob er wirklich von einer ſo heitern Gemüthsart wäre; und ſie verſicherten mich alle, er thäte vom Morgen bis Abend nichts als lachen und ſcherzen. Hierauf hieß ich ihn mir folgen, und ich habe ihn hieher in den Palaſt gebracht; er befindet ſich in eurem Vorzimmer; ſoll ich ihn zu euch herein führen?“

---

*) Malek bedeutet König.

„Laß ihn herein treten,“ ſagte der König, „ich muß hier mit ihm reden.“

Sogleich verließ Séyfel Mùluk das Zimmer Bedreddins, und kam nach einem Augenblick wieder, in Begleitung eines jungen Mannes von ſehr gutem Ausſehen, welchen er dem Könige vorſtellte.

Der Weber warf ſich vor dem Fürſten nieder, und dieſer ſagte zu ihm:

„Steh auf, Malek, und bekenne mir aufrichtig, ob du wirklich ſo vergnügt biſt, als du zu ſein ſcheinſt: man ſagt, du thuſt den ganzen Tag bei deiner Arbeit nichts als lachen und ſingen; du giltſt für den glücklichſten meiner Unterthanen, und man hat Grund zu glauben, daß du es auch wirklich biſt: laß mich hören, ob man dich unrichtig beurtheilt, oder ob du wirklich mit deiner Lage zufrieden iſt; es iſt mir ſehr wichtig, dieſes zu wiſſen, und ich fordere von dir vor allen, daß du ohne Verſtellung mit mir redeſt.“

„Großer König,“ antwortete der Weber, nachdem er aufgeſtanden war, mögen die Tage Euer Majeſtät ſo lange dauern, als die Welt, und von tauſend Vergnügungen, ohne Einmiſchung einiges Kummers, zuſammengewebt ſein! Aber erlaßet es euerm Sklaven, eure Neugier zu befriedigen. Wenn es verboten iſt, vor den Königen zu lügen, ſo muß man auch geſtehen, daß es Wahrheiten gibt, welche man nicht zu enthüllen wagt: ich kann euch nur ſagen, daß man eine falſche Meinung von mir hegt. Trotz meinem Lachen und meinem Geſange, bin ich vielleicht der unglücklichſte der Menſchen; begnüget euch mit dieſem Bekenntnis, und nöthiget mich nicht, euch eine umſtändliche Erzählung meiner Unfälle zu geben.“

„Ei warum fürchteſt du,“ fuhr Bedreddin fort, „mir deine Abenteuer zu erzählen? machen ſie dir etwa keine Ehre?“

„Sie würden auch den größten Fürſten ehren,“ verſetzte der Weber, „aber ich habe beſchloſſen, ſie geheim zu halten.“

„Malek,“ ſagte jetzt der König, „du reizeſt meine Neugierde, und ich befehle dir, ſie zu befriedigen.“

Der Weber wagte nichts mehr gegen dieſe Worte einzuwenden, und begann alſo die Geſchichte ſeines Lebens:

Geſchichte

Maleks und der Prinzeſſinn Schirin.

„Ich bin der einzige Sohn eines Kaufmanns zu Szurat;*) bald nach ſeinem Tode verſchwendete ich den größten Theil des großen Vermögens, welches er mir hinterlaßen hatte; ich verzehrte eben noch das Uebrige vollends mit meinen Freunden, als ein Fremder, der durch Szurat kam, und wie er ſagte, nach der Inſel Serendib reiſen wollte, ſich zufällig eines Tages an meiner Tafel befand. Das Geſpräch lief über Reiſen; die Einen rühmten den Nutzen und die Annehmlichkeit davon; und die Andern ſtellten die

---

*) Bedeutende Handelsſtadt, im Königreiche Guſurat, am Meerbuſen von Kambaya, auf der Weſtküſte Indiens, vormals zum Reiche des Groß-Moguls gehörig.

Gefahren dabei vor. Einige von der Geſellſchaft, die ſchon gereiſt hatten, erzählten uns von ihren Abenteuern. Die merkwürdigen Dinge, welche ſie geſehen hatten, reizten mich im Stillen, auch zu reiſen; die Gefahren aber welche ſie beſtanden hatten, verhinderten mich, dieſen Entſchluß zu faſſen.

Nachdem ich ſie alle angehört hatte, ſprach ich zu ihnen:

„Man kann nicht von dem Vergnügen die Welt zu durchreiſen ſprechen hören, ohne die größte Luſt zum Reiſen zu bekommen; aber die Gefahren, denen ſich ein Reiſender ausſetzt, benehmen mir allen Geſchmack an fremden Ländern. Wenn man,“ fügte ich lächelnd hinzu, „von einem Ende der Erde bis zum andern reiſen könnte, ohne widerwärtige Begegniſſe unterweges, ſo würde ich morgen Szurat verlaßen.“

Auf dieſe Worte, welche die ganze Geſellſchaft lachen machten, ſagte der Fremde zu mir:

„Herr Malek, wenn ihr Luſt habt zu reiſen und bloß die Gefahr, Räubern zu begegnen, euch verhindert, euch dazu zu entſchließen, ſo will ich euch, wenn es euch beliebt, eine Weiſe lehren, wie ihr unverſehrt von Land zu Land reiſen könnet.“

Ich glaubte, er ſcherzete; aber nach dem Mahle zog er mich beiſeite und ſagte zu mir, er würde ſich am nächſten Morgen früh wieder bei mir einfinden, und mich etwas ſehr Seltſames ſehen laßen.

Er blieb nicht aus; er kam wieder zu mir und ſagte zu mir: „Ich komme, euch mein Wort zu halten; aber ihr werdet erſt in einigen Tagen den Erfolg meines Verſprechens ſehen, denn was ich euch zu zeigen habe, iſt nicht ein Werk von Einem Tage. Schicket einen eurer Sklaven aus, einen Tiſchler zu holen, und laßt Beide Bretter mitbringen.“

Dieß geſchah auf der Stelle.

Hundert und zehnter Tag.

Als der Sklave mit dem Tiſchler gekommen war, ſagte der Fremde zu dem letzten, er ſollte einen Kaſten ſechs Fuß lang und ſieben Fuß breit machen. Der Tiſchler legte ſogleich Hand ans Werk. Der Fremde ſeinerſeits blieb auch nicht müßig; er machte mehrere Stücke zu der Maſchiene, als Schrauben, Springfedern und dergleichen. So arbeiteten beide den ganzen Tag, worauf der Tiſchler entlaßen wurde. Der Fremde verwandte den nächſten Tag dazu, die Springfedern einzuſetzen und das Werk zu vollenden.

Endlich, am dritten Tage, war der Kaſten fertig; er wurde mit Perſiſchen Teppichen bedeckt, und aufs Feld hinaus getragen, wo ich mich auch mit dem Fremden hin begab, der hier zu mir ſagte:

„Schicket eure Sklaven heim, und laßt uns hier allein bleiben; ich möchte nicht gern andere Leute, als euch, zu Zeugen deſſen haben, was ich jetzo thun will.“

Ich befahl meinen Sklaven, nach Hauſe zu gehen, und ich blieb mit dem Fremden allein. Ich war ſehr darauf geſpannt, was er mit dieſer Maſchiene vornehmen würde, als er hinein trat: in demſelben Augenblick erhub ſich der Kaſten von der Erde, und durchſchnitt mit unglaublicher Geſchwindigkeit die Luft: in einem Nu war er ſehr weit von mir, und gleich darauf ſchwebte er wieder zu mir herab.

Ich kann nicht beſchreiben, wie ſehr ich von dieſem Wunder überraſcht war.

„Ihr ſeht,“ ſagte der Fremde, indem er wieder aus dem Kaſten trat, „ein ſehr gemächliches Fahrzeug, und ihr werdet überzeugt ſein, daß man bei dieſer Art zu reiſen nicht zu befürchten hat, unterweges beraubt zu werden. Ihr ſeht hier nun das Mittel, welches ich euch verſchaffen wollte, ſicher zu reiſen; ich ſchenke euch dieſen Kaſten; ihr könnt euch deſſelben bedienen, wenn euch eines Tages die Luſt anwandelt, fremde Länder zu durchreiſen. Bildet euch nicht ein,“ fuhr er fort, „daß eine Zauberei hiebei im Spiele iſt: weder durch kabaliſtiſche Worte, noch durch die Kraft eines Talismans erhebt ſich dieſer Kaſten in die Luft; ſeine Bewegung iſt durch die ſinnreiche Kunſt bewirkt welche aus der Lehre von den bewegenden Kräften hervorgeht. Ich verſtehe vollkommen die Mechanik, und kann noch andere eben ſo auffallende Maſchienen machen, als dieſe hier iſt.“

Ich dankte dem Fremden für ein ſo koſtbares Geſchenk, und gab ihm aus Erkenntlichkeit dafür eine Börſe voll Zeckienen.

„Lehret mich,“ ſagte ich hierauf zu ihm, „was ich thun muß, um dieſen Kaſten in Bewegung zu ſetzen.“

„Das ſollt ihr ſogleich lernen,“ antwortete er mir. Zugleich ließ er mich mit ihm in die Maſchiene treten, dann drückte er eine Springfeder, und alsbald wurden wir in die Lüfte erhoben. Hierauf zeigte er mir, was man thun müßte, um ſeine Fahrt ſicher zu lenken, und ſagte:

„Wenn ihr dieſe Schraube hier drehet, ſo fahret ihr rechts, und wenn ihr jene da drehet, ſo geht es links: drücket ihr dieſe Feder, ſo ſteiget ihr auf, und drücket ihr jene Feder, ſo ſenket ihr euch herab.“

Ich wollte ſelber den Verſuch machen, ich drehte die Schrauben, ich drückte die Federn, und wirklich gehorchte der Kaſten meiner Hand, er ging, wie es mir beliebte, und ich beſchleunigte oder hemmte nach Gefallen ſeine Bewegung.

Nachdem wir in den Lüften mehrere Schwenkungen gemacht hatten, richteten wir unſern Flug nach meinem Hauſe, und ließen uns in meinem Garten herab. Das geſchah alles ganz gemächlich, denn wir hatten den Teppich abgenommen, welcher die Maſchiene bedeckte, und dieſe hatte mehrere Löcher, ſo wohl zum Athemholen, als zum Sehen.

Wir waren noch vor meinen Sklaven zu Hauſe, und dieſe konnten ſich nicht genug verwundern, uns ſchon dort zu finden. Ich ließ den Kaſten in mein Zimmer bringen, wo ich ihn ſorgfältiger bewahrte, als einen Schatz; und der Fremde ſchied ebenſo zufrieden von mir, als ich es mit ihm war.

Ich fuhr fort, mit meinen Freunden luſtig zu leben, bis ich mein ganzes Erbe verzehrt hatte; ich fing ſogar ſchon an, zu borgen, dergeſtalt, daß ich mich unvermerkt mit Schulden belaſtet ſah. Sobald man in Szurat wußte, daß ich zu Grunde gerichtet wäre, verlor ich alles Zutrauen; niemand wollte mir noch leihen, und meine Gläubiger waren ſehr ungeduldig, ihr Geld wieder zu haben, und drängten mich, ſie zu bezahlen.

Da ich mich nun ohne Hülfsmittel ſah, und mir alſo Verdruß und Schimpf bevorſtand, ſo nahm ich meine Zuflucht zu meinem Kaſten. Ich ſchleppte ihn eines nachts aus meinem Zimmer in den Hof, und trat hinein, mit einigen Lebensmitteln und dem wenigen Gelde, das mir noch übrig blieb. Ich drückte die Springfeder, welche die Maſchiene emporſteigen ließ; ſodann drehte ich die eine Schraube, und entfernte mich von Szurat und von meinen Gläubigern, ohne zu befürchten, daß ſie Außa's hinter mir her ſenden würden.

Ich ließ den Kaſten die Nacht hindurch ſo ſchnell als möglich laufen, und ich glaubte die Schnelligkeit des Windes zu übertreffen. Bei Anbruche des Tages ſchaute ich durch ein Loch, um zu ſehen, an welchem Ort ich wäre. Ich erblickte nichts als Berge, Abgründe, dürres Gefilde, und eine grauenvolle Wüſte. Ueberall, wo ich hinſah, entdeckte ich keine Spur einer menſchlichen Wohnung. Ich ſetzte alſo meine Luftfahrt den ganzen Tag und die folgende Nacht fort. Am nächſten Morgen befand ich mich über einem ſehr dichten Walde, an welchem eine recht ſchöne Stadt in einer weiten Ebene lag.

Ich hielt an, die Stadt zu betrachten, ſo wie den prächtigen Palaſt, der ſich am Ende der Ebene meinen Blicken darbot. Ich wünſchte ſehnlich zu wiſſen, wo ich wäre, und ich überlegte, auf welche Weiſe ich meine Neugier befriedigen könnte, als ich auf dem Felde einen Bauern bei der Landarbeit erblickte. Ich ſenkte mich in dem Walde nieder, ließ dort meinen Kaſten, näherte mich dem Landmanne, und fragte ihn, wie die Stadt hieße.

„Junger Mann,“ antwortete er mir, „man ſieht wohl, daß ihr ein Fremdling ſeid, weil ihr nicht wiſſet, daß dieſe Stadt Gasna*) heißt. Der gerechte und tapfere König Bahaman hat darin ſeinen Sitz.“

„Und wer bewohnt,“ fragte ich weiter, „den Palaſt, welchen wir dort am Ende der Ebene ſehen?“

„Der König von Gasna,“ antwortete er, „hat ihn bauen laßen, um darin die Prinzeſſinn Schirin**) ſeine Tochter verwahrt zu halten, welche durch ihr Horoſkop bedroht iſt, von einem Manne verführt zu werden. Bahaman hat, um dieſe Weiſſagung zu vereiteln, jenen Palaſt bauen laßen, der aus weißem Marmor, und von tiefen Waſſergräben umgeben iſt. Die Pforte iſt von Chineſiſchem Stahle, und überdieß daß der König ſelber den Schlüſſel dazu hat, ſteht eine zahlreiche Wache Tag und Nacht bereit, jedermann den Eingang zu verwehren. Der König kömmt jede Woche einmal, die Prinzeſſinn ſeine Tochter zu beſuchen; dann kehrt er wieder nach Gasna zurück. Schirin hat in dieſem Palaſte keine andre Geſellſchaft, als eine Hofmeiſterinn und einige Sklavinnen.“

---

*) Gasnah und Gasnin, Hauptſtadt der Provinz Gableſtan, an den Gränzen Indoſtans, hat weder Bäume noch Gärten, und iſt nur berühmt als Sitz des nach ihm benannten Perſiſch-Indiſchen Herrſcherſtammes der Gasneviden, deren Stifter Mahmud ſie erbaut hat. Die 14 Fürſten dieſes Stammes herrſchten von 997 bis 1152, und unter ihnen iſt kein Bahaman, wohl ein Baharamſchah, der vorletzte. H.

**) Schirin bedeutet im Perſiſchen Sanft, Angenehm. Berühmt iſt der Morgenländiſche Liebesroman von Ferhad und Schirin, der Gemahlinn des Perſiſchen Königs Chosru Parvis, welche die Tochter des Griechiſchen Kaiſers Mauritius und eine Chriſtinn geweſen, namens Irene, (Serena), woraus die Morgenländer bedeutſam Schirin gemacht haben. H.

Hundert und eilfter Tag.

Ich dankte dem Bauern dafür, daß er mich von allen dieſem unterrichtet hatte, und lenkte meine Schritte nach der Stadt. Als ich nahe daran war, hörte ich ein großes Geräuſch, und bald ſah ich mehrere prächtig gekleidete Reiter, alle auf ſehr ſchönen und reich aufgeſchirrten Roſſen, zum Vorſchein kommen. In der Mitte dieſes prächtigen Aufzuges erblickte ich einen großen Mann, der auf dem Haupt eine goldene Krone trug und deſſen Kleid mit Diamanten beſäet war. Ich vermuthete gleich, es wäre der König von Gasna, der ſeine Tochter zu beſuchen ritt; und in der Stadt erfuhr ich wirklich, daß ich mich in meiner Vermuthung nicht getäuſcht hatte.

Nachdem ich einen Gang durch die Stadt gemacht, und meine Neugier etwas befriedigt hatte, gedachte ich meines Kaſtens; und obwohl ich ihn an einem Orte gelaßen hatte, der ſicher genug ſchien, ſo ward ich jedoch unruhig. Ich verließ Gasna wieder, und ich war nicht eher beruhigt, als bis ich wieder dahin gekommen, wo er noch war. Jetzt verzehrte ich unbesorgt und mit großer Eßluſt die wenigen Ueberbleibſel meines Vorraths; und da die Nacht bald anbrach, ſo beſchloß ich, hier im Walde zu bleiben.

Ich hatte Grund zu hoffen, daß ein tiefer Schlaf ſich bald meiner Sinne bemeiſtern würde; denn meine Schulden und die üble Lage, worin ich mich befand, machten mir wenig Unruhe: gleichwohl konnte ich nicht einſchlafen; was der Bauer mir von der Prinzeſſinn Schirin erzählt hatte, beſchäftigte unaufhörlich meine Gedanken.

„Iſt es möglich,“ ſagte ich bei mir ſelber, „daß Bahaman ſich durch eine leere Weiſſagung hat einſchrecken laßen? Hatte er nöthig, einen Palaſt zu bauen, um ſeine Tochter zu verwahren? wäre ſie nicht ſicher genug in dem ſeinigen geweſen? — Auf der andern Seite, wenn die Sterndeuter wirklich die dunkle Zukunft durchdringen, wenn ſie in den Sternen die künftigen Ereigniſſe leſen,*) ſo iſt es vergeblich, ihre Weiſſagungen vereiteln zu wollen, ſie müßen ſich nothwendig erfüllen. Alle Vorkehrungen, welche die menſchliche Weisheit dagegen treffen mag, können ein in den Sternen über uns verhängtes Unglück nicht abwenden. Da die Prinzeſſinn nun einmal für einen Mann eine Schwachheit haben ſoll, ſo iſt es vergebens, ſie davor bewahren zu wollen.“

---

*) Misbrauch der Perſer für das Horoſkop, (Weiſſagung aus dem Stande der Geſtirne bei der Geburt.)

Dieſe raſtloſe Beſchäftigung mit Schirin, welche ich mir viel ſchöner malte, als alle Frauen, welche ich noch geſehen, — obwohl ich zu Szurat und Goa*) ihrer genug gekannt hatte, die für ſehr ſchön gelten konnten, und die nicht wenig dazu beigetragen hatten, mich zu Grunde zu richten, — erregte in mir die Luſt, das Abenteuer zu verſuchen.

„Ich muß,“ ſagte ich bei mir ſelber, „mich auf das Dach des Palaſts der Prinzeſſinn ſchwingen, und von dort verſuchen in ihr Gemach zu gelangen: ich habe vielleicht das Glück, ihr zu gefallen; vielleicht bin ich der Sterbliche, deſſen beglückte Kühnheit die Sterndeuter in dem Himmel geleſen haben.“

Ich war jung, folglich unbeſonnen; es fehlte mir nicht an Muth. Ich faßte dieſen verwegenen Entſchluß und führte ihn auf der Stelle aus: ich ſchwang mich in die Luft empor und lenkte meinen Kaſten nach dem Palaſt hin; die Dunkelheit der Nacht war ſo groß, als ich nur wünſchen konnte. Ich ſchwebte unbemerkt über die Köpfe der Soldaten weg, welche rings um den Graben vertheilt genau Wache hielten. Ich ließ mich auf das Dach an einer Stelle nieder, wo ich Licht sah; hier ſtieg ich aus meinem Kaſten, und ſchlüpfte durch ein Fenſter, welches, um die Kühlung der Nacht einzulaßen, offen ſtand, in ein mit reichem Geräthe verziertes Zimmer, wo die Prinzeſſinn Schirin auf einem brokatenen Sopha lag und ſchlief. Sie erſchien mir von blendender Schönheit, und ich fand ſie noch weit über der hohen Vorſtellung welche ich mir von ihr gemacht hatte. Ich näherte mich ihr, um ſie zu betrachten; aber ich konnte nicht ohne Entzücken ſo viel Reize anſchauen; ich kniete vor ihr nieder, und küßte eine ihrer ſchönen Hände.

---

*) An der Indiſchen Küſte, unterhalb Szurat, im Königreich Dekan: Hauptſtadt der Portugieſiſchen Beſitzung.

Sie erwachte im Augenblick, und als ſie einen Mann in einer ſie beunruhigenden Stellung erblickte, ſo that ſie einen lauten Schrei, der alsbald ihre Hofmeiſterinn herbei rief, welche in einem Nebenzimmer ſchlief.

„Mahpeiker,“*) ſagte die Prinzeſſinn zu ihr, „komm mir zu Hülfe, hier iſt ein Mann! wie hat er nur in mein Gemach eindringen können? Oder vielmehr, biſt du nicht Mitſchuldige dieſes Frevels?“

„Wer? ich?“ verſetzte die Hofmeiſterinn: „ha! dieſer Verdacht beleidigt mich; ich bin nicht weniger erſtaunt, als ihr, dieſen jungen Verwegenen hier zu ſehen. Uebrigens, wenn ich wirklich auch ſeine Kühnheit hätte begünſtigen wollen, wie hätte ich die aufmerkſame Wache rings um das Schloß hintergehen können? Ihr wiſſet überdem, daß zwanzig ſtählerne Pforten zu öffnen ſind, bevor man hier herein gelangt; daß das königliche Siegel auf jedem Schloſſe liegt, und daß der König euer Vater die Schlüſſel dazu hat. Ich begreife nicht, auf welche Weiſe dieſer junge Menſch alle dieſe Schwierigkeiten hat überwinden können.“

---

*) Mahpeiker bedeutet Geſtalt des Mondes.

Während die Hofmeiſterinn alſo ſprach, ſann ich darauf, was ich ihnen ſagen ſollte, und es fiel mir ein, ſie zu bereden, ich wäre der Prophet Mahomed.

„Schöne Prinzeſſinn,“ ſagte ich zu Schirin, „ſei nicht erſtaunt, und du Mahpeiker eben ſo wenig, daß ihr mich hier erſcheinen ſeht. Ich bin keiner von jenen Liebenden, welche Gold verſchwenden, und allerlei Kunſtgriffe anwenden, um zum Ziel ihrer Wünſche zu gelangen: ich habe kein Verlangen, welches deine Tugend beunruhigen darf; fern ſei von mir jeder ſträfliche Gedanke. Ich bin der Prophet Mahomed; nicht ohne Mitleid habe ich dich verurtheilt ſehen können, deine ſchönen Tage in einem Gefängniſſe zu vertrauern, und ich komme, dir mein Wort zu geben, daß ich dich gegen die Weiſſagung, welche deinen Vater Bahaman erſchreckt hat, in Sicherheit ſetzen werde. Sei fortan, ſo wie er, unbeſorgt wegen deiner Beſtimmung, welche nicht anders als ehrenvoll und glücklich ſein kann, denn du ſollſt die Gemahlinn Mahomeds ſein. So bald als die Kunde von unſerer Vermählung in der Welt wird verbreitet ſein, ſo werden alle Könige den Schwäher des großen Propheten fürchten, und alle Prinzeſſinnen werden dein Loos beneiden.“

Hundert und zwölfter Tag.

Schirin und ihre Hofmeiſterin ſahen bei dieſer Rede einander an, als wollten ſie ſich berathen, was ſie davon denken ſollten. Ich bekenne es, ich hatte Grund zu fürchten, daß ich wenig Glauben bei ihnen finden würde: aber die Frauen ergeben ſich gern dem Wunderbaren. Mahpeiker und ihre Herrinn ſchenkten meinem Mährchen Glauben. Sie hielten mich für Mahomed, und ich misbrauchte ihre Leichtgläubigkeit.

Nachdem ich den ſchönſten Theil der Nacht bei der Prinzeſſinn von Gasna zugebracht hatte, verließ ich vor Tages Anbruch ihr Gemach, nicht ohne ihr zu verſprechen, in der nächſten Nacht wiederzukommen. Ich begab mich eiligſt wieder zu meiner Maſchiene, ſetzte mich hinein, und erhub mich ſehr hoch, um nicht von den Soldaten bemerkt zu werden.

Ich ſenkte mich abermals in dem Walde nieder; dort ließ ich den Kaſten ſtehen, und begab mich nach der Stadt, wo ich Lebensmittel für acht Tage, prächtige Kleider, einen ſchönen Turban von Indiſchem, goldgeſtreiften Linnen, und einen reichen Gürtel kaufte; ich vergaß auch nicht wohlriechende Waſſer und kräftiges Räucherwerk. Ich verwandte all mein Geld auf dieſen Einkauf, ohne wegen der Zukunft beſorgt zu ſein; mich dünkte, nach einem ſo lieblichen Abenteuer, könnte mir nichts mehr fehlen.

Ich blieb den ganzen Tag in dem Walde, wo ich mich damit beſchäftigte, mich zu ſchmücken und mit Wohlgerüchen zu umduften. So bald die Nacht angebrochen war, trat ich in meinen Kaſten, und begab mich auf das Dach des Palaſts Schirins. Ich ſchlüpfte in ihr Gemach, wie in der vorigen Nacht. Die Prinzeſſinn bezeugte mir, daß ſie mich mit großer Ungeduld erwartete, und ſagte zu mir:

„O großer Prophet, ich fing ſchon an, mich zu beunruhigen, und ich fürchtete, ihr hättet eurer Gattinn ſchon vergeſſen.“

„Ah! meine geliebte Prinzeſſinn,“ antwortete ich ihr, „konntet ihr dieſer Furcht Raum geben? weil ich euch mein Wort gegeben habe, ſollt ihr da nicht überzeugt ſein, daß ich euch immerdar lieben werde?“

„Aber ſaget mir,“ hub ſie wieder an, „warum ihr ein ſo jugendliches Anſehen habt? Ich bildete mir ein, der Prophet Mahomed wäre ein ehrwürdiger Greis.“

„Ihr irret euch nicht,“ erwiederte ich ihr, „dieſe Vorſtellung muß man eigentlich von mir haben, und wenn ich vor euch eben ſo erſchiene, wie ich zuweilen den Gläubigen erſcheine, denen ich dieſe Ehre anthun will, ſo würdet ihr mich mit einem langen weißen Barte und ganz kahlem Haupte ſehen. Aber mich dünkte, ihr würdet lieber eine weniger bejahrte Geſtalt ſehen, und deshalb habe ich die Geſtalt eines jungen Mannes angenommen.“

Die Hofmeiſterinn miſchte ſich jetzt in unſre Unterhaltung und ſagte, ich hätte ſehr wohl daran gethan, und wenn man einen Ehemann vorſtellen wollte, könnte man nicht liebenswürdig genug erſcheinen.

Gegen das Ende der Nacht verließ ich abermals das Schloß, aus Furcht, daß man in mir einen falſchen Propheten entdecken möchte. Ich kam in der folgenden Nacht wieder, und ich richtete es immer ſo geſchickt ein, daß Schirin und Mahpeiker nicht einmal argwöhnten, es könnte eine Betrügerei dahinter ſtekken. Es iſt wahr, daß die Prinzeſſinn unvermerkt ſo großen Geſchmack an mir fand, daß dieſes nicht wenig dazu beitrug, ſie alles glauben zu machen, was ich ihr ſagte; denn wenn man für jemand eingenommen iſt, ſo hat man ſeine Aufrichtigkeit nicht in Verdacht.

Nach Verlauf einiger Tage, begab der König von Gasna, in Gefolge ſeiner Beamten, ſich wieder nach dem Palaſte der Prinzeſſinn ſeiner Tochter; und als er die Thüren wohlverſchloſſen und ſein Siegel auf jedem Schloſſe fand, ſo ſagte er zu ſeinen Veſyren, die ihn begleiteten:

„Alles geht aufs beſte von der Welt. So lange die Thüren dieſes Schloſſes noch in dieſem Zuſtande ſind, fürchte ich wenig das Unglück, von welchem meine Tochter bedrohet iſt.“

Er ſtieg allein hinauf in das Zimmer Schirins, die ſich nicht erwehren konnte, bei ſeinem Anblicke unruhig zu werden. Er gewahrte es, und wollte die Urſache davon wiſſen. Seine Neugierde vermehrte die Unruhe der Prinzeſſinn, die ſich endlich genöthigt ſah, ſie zu befriedigen und ihm alles erzählte, was vorgegangen war. —

Eure Majeſtät kann ſich denken, wie groß die Ueberraſchung des Königs Bahaman war, als er vernahm, daß er, ohne darum zu wiſſen, der Schwiegervater Mahomeds wäre.

„Ha, welcher Unſinn!“ rief er aus. „Ah, meine Tochter, wie leichtgläubig biſt du! O Himmel! ich ſehe wohl, es iſt vergeblich, die Unfälle abwenden zu wollen, welche du über uns verhängt haſt; die Weiſſagung aus den Geſtirnen iſt an Schirin erfüllt, ein Betrüger hat ſie verführt!“

Mit dieſen Worten verließ er in großer Aufwallung das Zimmer der Prinzeſſinn, und durchſuchte den

Palaſt von oben bis unten. Aber er mochte überall noch ſo viel ſuchen, er entdeckte keine Spur des Verführers. Dieß verdoppelte ſein Erſtaunen.

„Auf welchem Wege," ſagte er, „hat der Verwegene in dieſes Schloß gelangen können? Das kann ich noch immer nicht begreifen."

Jetzo rief er ſeinen Veſyren und ſeinen Vertrauten; ſie eilten auf ſeinen Ruf herbei, und als ſie ihn ſo bewegt ſahen, waren ſie ganz erſchrocken darüber, und ſein erſter Miniſter fragte ihn:

„Was gibt es, Herr? ihr ſcheint unruhig, bewegt: welches Unglück verkündigt uns der Unmuth, welcher ſich in euren Augen malt?"

Der König erzählte ihnen alles, was er vernommen hatte, und fragte ſie, was ſie von dieſem Abenteuer dächten.

Der Groß-Veſyr ſprach zuerſt; er meinte, dieſe vorgebliche Heirat könnte wohl wahr ſein, obſchon ſie ganz das Anſehn eines Mährchens hätte; es gäbe in der Welt mächtige Häuſer, die kein Bedenken trügen, ihren Urſprung ähnlichen Begebenheiten zuzuſchreiben; kurz, was ihn beträfe, ſo hielte er den Umgang welchen die Prinzeſſinn mit Mahomed zu haben behauptete, für etwas ganz Mögliches.

Die übrigen Veſyre waren, vielleicht aus Gefälligkeit für denjenigen, der zuerſt geredet hatte, alle ſeiner Meinung. Aber ein Hofmann erhub ſich gegen dieſe Meinung, und beſtritt ſie folgendermaßen:

„Ich bin erſtaunt, verſtändige Leute, einem ſo wenig glaubwürdigen Berichte Glauben ſchenken zu ſehen. Wie können kluge Männer nur denken, daß unſer Großer Prophet im Stande ſei, wieder auf die Erde zu kommen, um ſich Frauen zu ſuchen? er, der in ſeiner himmliſchen Wohnung von den ſchönſten Huri's*) umgeben iſt. Das widerſpricht dem geſunden Menſchenverſtande; und wenn der König mir folgen will, ſo wird er, anſtatt dieſem lächerlichen Mährchen Glauben zu leihen, der Sache auf den Grund zu kommen ſuchen. Ich bin überzeugt, er wird bald den Buben entdecken, der unter einem geheiligten Namen die Frechheit gehabt hat, die Prinzeſſinn zu verführen.“

Obwohl Bahaman von Natur leichtgläubig genug war, und er ſeinen erſten Miniſter für einen ſehr einſichtsvollen Mann hielt, auch alle ſeine Miniſter wirklich an Mahomeds Vermählung mit Schirin glauben ſah, ſo war er doch nicht minder entgegengeſetzter Meinung. Er beſchloß, ſich über die Wahrheit aufzuklären; aber um es klüglich anzuſtellen, und wo möglich mit dem vorgeblichen Propheten ſelber ohne Zeugen zu ſprechen, entließ er ſeine Veſyre und Hofleute, und ſagte zu ihnen:

---

*) Die Huri's ſind, wie ſchon geſagt iſt, Mädchen in Mahomeds Paradieſe. Durch ein Wunder des Korans bleiben ſie immer funfzehn Jahr alt, und immer friſch, obwohl ſie das Glück der glückſeligen Muſelmänner machen.

„Kehret zurück nach Gasna; ich allein will dieſe Nacht hier im Schloſſe bei meiner Tochter bleiben. Gehet, und kommet morgen wieder hieher zu mir.“

Sie gehorchten alle dem Befehle des Königs; ſie kehrten nach der Stadt zurück, und Bahaman begann, in Erwartung der Nacht, die Prinzeſſinn von neuen auszufragen. Er fragte ſie, ob ich mit ihr gegeſſen hätte.

„Nein, Herr,“ antwortete ihm ſeine Tochter; „ich habe vergeblich ihm Speiſen und Getränk angeboten, er hat nichts davon gewollt, und ich habe ihn keine Nahrung zu ſich nehmen ſehen, ſo lange er hieher kömmt.“

„Erzähle mir nochmals das ganze Abenteuer,“ ſagte er zu ihr, „und verhehle mir keinen Umſtand.“

Schirin erzählte ihm hierauf von neuen alles ausführlich; und der König hörte ihr aufmerkſam zu, und erwog alle Umſtände.

Hundert und dreizehnter Tag.

Unterdeſſen kam die Nacht heran. Bahaman ſetzte ſich auf ein Sopha, und ließ Wachslichter anzünden, welche auf einen Marmortiſch vor ihn geſetzt wurden. Er zog ſeinen Säbel, um ſich nöthigenfalls deſſelben zu bedienen, und mit meinem Blute den ſeiner Ehre zugefügten Schimpf zu rächen. Er erwartete mich jeden Augenblick; und in dieſer Erwartung, mich plötzlich erſcheinen zu ſehen, war er, wie ich glaube, nicht ohne Unruhe.

In dieſer Nacht war zufällig die Luft ſehr entzündet. Ein langer Blitzſtrahl blendete die Augen des Königs, und machte ihn zittern; er näherte ſich dem Fenſter, durch welches ich, wie Schirin ihm geſagt hatte, herein kommen würde, und als er die Luft in ſtätem Wetterleuchten ſah, ſo verwirrte ihn ſeine Einbildungskraft, obgleich er nichts ſah, was nicht ſehr natürlich war. Er betrachtete dieſe Lufterſcheinungen nicht als die Wirkungen von Dünſten, welche ſich entzündeten, er wollte lieber glauben, daß dieſe aufflammenden Feuer der Erde die Niederfahrt Mahomeds ankündigten, und daß der Himmel nur deshalb ſo feurig erſchiene, weil er ſeine Thore öffnete, um den Propheten herauszulaßen.

Da nun der Geiſt des Königs ſich in einer ſolchen Stimmung befand, ſo konnte ich ungeſtraft vor dieſem Fürſten erſcheinen. Auch war er, weit entfernt, bei meiner Erſcheinung am Fenſter, in Wuth zu gerathen, von Ehrfurcht und Scheu ergriffen; er ließ ſeinen Säbel fallen, warf ſich zu meinen Füßen, küßte ſie, und ſagte zu mir:

„O großer Prophet, wer bin ich, und was habe ich gethan, um die Ehre zu verdienen, euer Schwäher zu ſein?“

Ich ſchloß aus dieſen Worten, was zwiſchen dem König und der Prinzeſſinn vorgegangen war, und ſah wohl, daß der gute Bahaman eben ſo leicht zu täuſchen war, als ſeine Tochter. Ich war erfreuet, zu vernehmen, daß ich nicht mit einem jener Starkgeiſter zu thun hatte, welche den Propheten einer ängſtlichen Prüfung unterworfen hätten, und ſeine Schwäche benutzend, ſagte ich zu ihm, indem ich ihn aufhub:

„O König, du biſt von allen Muſelmänniſchen Fürſten mein eifrigſter Anhänger, und folglich derjenige, der mir der angenehmſte ſein muß. Es ſtand auf der Tafel des Schickſals geſchrieben, daß deine Tochter von einem Menſchen verführt werden ſollte, wie deine Sterndeuter durch die Einſicht ihrer Kunſt richtig entdeckt haben: aber ich habe den Allerhöchſten gebeten, dir ein ſo tödtliches Leid zu erſparen, und dieſes Unglück aus der Reihe der Vorbeſtimmungen der Menſchen zu tilgen. Dieß hat er, mir zu Liebe, gern thun wollen, unter der Bedingung, daß Schirin eine meiner Frauen würde. Und hierin habe ich gewilligt, um dich für die guten Handlungen zu belohnen, welche du täglich ausübſt.“

Der König Bahaman war nicht im Stande, ſich zu enttäuſchen. Dieſer ſchwache Fürſt glaubte alles, was ich ſagte; entzückt von der Verbindung mit dem großen Propheten, warf er ſich abermals zu meinen Füßen, um mir ſeine Erkenntlichkeit für meine Huld zu bezeugen. Ich hub ihn wieder auf, ich umarmte ihn, und verſicherte ihn meiner Obhut. Er konnte nicht Ausdrücke finden, die ihm ſtark genug waren, mir zu danken. Darnach hielt er, es der Wohlanſtändigkeit gemäß, mich mit ſeiner Tochter allein zu laßen, und zog ſich in ein anderes Zimmer zurück.

Ich blieb einige Stunden bei Schirin; aber welches Vergnügen ich auch an ihrer Unterhaltung fand, doch gab ich wohl Acht auf die Zeit; ich fürchtete, der Tag möchte mich überraſchen und mein Kaſten auf dem Dache geſehen werden; deshalb entfernte ich mich gegen Ende der Nacht, und begab mich wieder in das Holz.

Am folgenden Morgen kamen die Veſyre und Hofleute wieder nach dem Schloſſe der Prinzeſſinn. Sie fragten den König, ob er nun darüber aufgeklärt wäre, was er zu wiſſen wünſchte.

„Ja,“ ſagte er ihnen, „ich weiß nun, woran ich bin; ich habe den großen Propheten ſelber geſehen, ich habe mit ihm geſprochen. Er iſt der Gemahl meiner Tochter, nichts iſt gewiſſer.“

Bei dieſen Worten wandten ſich die Veſyre und Hofleute zu demjenigen, der ſich gegen die Möglichkeit dieſer Heirath aufgelehnt hatte, und warfen ihm ſeine Ungläubigkeit vor. Aber ſie fanden ihn in ſeiner Meinung feſt; er vertheidigte ſie mit Hartnäckigkeit, was auch der König ſagen mochte, um ihn zu überzeugen, daß Mahomed ſelber Schirin geheiratet hätte. Es fehlte nicht viel, ſo wäre Bahaman gegen dieſen Ungläubigen in Zorn gerathen, der nun das Mährchen des ganzen Hofes ward.

Ein neuer Zufall, welcher denſelben Tag eintrat, befeſtigte die Veſyre vollends in ihrer Meinung. Als ſie mit ihrem Herrn nach der Stadt zurückkehrten, überfiel ſie auf der Ebene ein Ungewitter. Ihre Augen wurden von tauſend Blitzen geblendet; und der Donner ließ ſich auf eine furchtbare Weiſe hören, daß es ſchien, als wäre der jüngſte Tag gekommen. Es geſchah zufällig, daß das Pferd des ungläubigen Hofmanns ſcheu ward, es bäumte ſich und warf ſeinen Herrn ab, der ſich ein Bein brach: dieſer Unfall wurde als eine Wirkung des himmliſchen Zorns angeſehen.

„O Elender!“ rief der König aus, als er den Hofmann ſtürzen ſah, „da ſiehſt du nun die Frucht deiner Halsſtarrigkeit. Du haſt mir nicht glauben wollen, und der Prophet beſtraft dich dafür.“

Man trug den Beſchädigten nach ſeinem Hauſe, und Bahaman war nicht ſo bald in ſeinem Palaſt, als er in Gasna öffentlich bekannt machen ließ, alle Einwohner ſollten die Hochzeit Schirins mit dem Propheten durch Freudenfeſte feiern.

Ich ging an dieſem Tage in der Stadt umher, und vernahm dieſe Neuigkeit, ſo wie den Unfall des vom Pferde geſtürzten Hofmanns. Es iſt unbegreiflich, wie weit die Leichtgläubigkeit und der Aberglaube dieſes Volks ging. Man ſtellte öffentliche Luſtbarkeiten an, und man hörte überall ausrufen: „Es lebe Bahaman, der Schwiegervater des Propheten!“

So bald die Nacht gekommen war, begab ich mich wieder in den Wald, und war bald wieder bei der Prinzeſſinn.

„Schöne Schirin,“ ſagte ich zu ihr beim Eintritt in ihr Zimmer, „du weißt noch nicht, was heute auf der Ebene vorgegangen iſt. Ein Hofmann, welcher zweifelte, daß du wirklich Mahomed zum Gemahl hätteſt, hat ſeinen Zweifel gebüßt: ich habe ein Gewitter erregt, welches ſein Pferd ſcheu gemacht hat; der Hofmann iſt hinab geſtürzt, und hat ſich ein Bein gebrochen. Ich habe nicht für nöthig erachtet, die Rache weiter zu treiben: aber ich ſchwöre bei meinem

Grabe, welches zu Medina*) iſt, wenn noch jemand ſich unterfängt, an deinem Glücke zu zweifeln, ſo ſoll es ihm das Leben koſten."

Nachdem ich einige Stunden mit der Prinzeſſinn zugebracht hatte, entfernte ich mich wieder.

Am folgenden Tage verſammelte der König ſeine Weſyre und Hofleute, und ſprach zu ihnen:

„Laßt uns alle zuſammen hingehen, und Mahomed für den Unglücklichen um Verzeihung bitten, der ſich weigerte, mir zu glauben, und der nun die Strafe ſeiner Ungläubigkeit empfangen hat."

Zu gleicher Zeit ſtiegen ſie zu Pferde und begaben ſich nach dem Palaſte der Prinzeſſinn. Der König ſelber öffnete die Pforten, welche er am vorigen Tage verſchloſſen und mit ſeinem Petſchaft verſiegelt hatte. Er ſtieg, in Begleitung ſeiner Weſyre, hinauf in das Zimmer ſeiner Tochter, und ſagte zu ihr:

„Schirin, wir kommen, dich zu bitten, daß du dich bei dem Propheten für einen Mann verwendeſt, der ſich ſeinen Zorn zugezogen hat."

---

*) Medinah bedeutet überhaupt Stadt, vorzugsweiſe Jathreb in Arabien, wohin ſich Mahomed von Mekka flüchtete, und welches der Sitz und die Grabſtätte der erſten Chalyfen, ſo wie Mahomeds ſelber, ward, und der Wallfahrtsort der Muſelmänner. H.

„Ich weiß ſchon, was es iſt, Herr,“ antwortete die Prinzeſſinn, „Mahomed hat mir davon geſagt.“

Hierauf wiederholte ſie ihnen, was ich ihr in der Nacht geſagt hatte, und that ihnen kund, daß ich geſchworen hätte, alle diejenigen zu vertilgen, welche an ihrer Vermählung mit dem Propheten zweifelten.

Hundert und vierzehnter Tag.

Als der gute König Bahaman dieſe Rede vernahm, wandte er ſich zu ſeinen Veſyren und Hofleuten, und ſprach zu ihnen:

„Wenn wir auch bisher allem dem noch nicht Glauben beigepflichtet hätten, was wir geſehen haben, könnten wir gegenwärtig noch unüberzeugt ſein, daß Mahomed mein Schwiegerſohn iſt? Ihr ſeht, er hat ſelber zu meiner Tochter geſagt, daß er das Ungewitter erregt hat, um ſich an den Ungläubigen zu rächen.“

Alle die Miniſter und auch die Uebrigen befeſtigten ſich nun in der Ueberzeugung, ſie wäre die Gemahlinn des Propheten. Sie warfen ſich vor ihr nieder und flehten ſie demüthiglich an, ſich zu Gunſten des unglücklichen Hofmanns bei mir zu verwenden; was ſie ihnen denn auch verſprach.

Während dieſer Zeit verzehrte ich alles, was mir noch an Vorräthen übrig blieb, und da ich kein Geld mehr hatte, ſo kam es dahin, daß der große Prophet Mohomed nicht mehr aus noch ein wußte. Doch erſann ich bald ein Mittel.

„Meine Prinzeſſinn,“ ſprach ich eines Nachts zu Schirin, „wir haben bei unſerer Vermählung noch eine Förmlichkeit zu beobachten vergeſſen: du haſt mir keinen Brautſchatz gegeben, und dieſe Unterlaßung iſt mir unlieb.“

„Wohlan, mein theurer Gemahl,“ antwortete ſie mir, „ich will morgen meinem Vater davon ſagen, und er wird mir ohne Zweifel alle ſeine Reichthümer herſenden.“

„Nein, nein,“ erwiederte ich, „es iſt nicht nöthig, ihm davon zu ſagen, ich kümmere mich wenig um Schätze, die Reichthümer ſind mir unnütz: es iſt hinreichend, daß du mir einige von deinen Kleinoden gebeſt, das iſt der einzige Brautſchatz, welchen ich von dir haben will.“

Schirin wollte mich mit allen ihren Edelgeſteinen beladen, um den Brautſchatz deſto ſtattlicher zu machen; aber ich begnügte mich damit, zwei dicke Diamanten zu nehmen, welche ich am folgenden Tage an einen Juwelier in Gasna verkaufte. Durch dieſes Mittel ſetzte ich mich in den Stand, die Rolle Mahomeds noch länger zu ſpielen.

Es war beinahe ſchon ein Monat verſtrichen, daß ich unter dem Namen des Propheten ein ſehr angenehmes Leben führte, als in der Stadt Gasna ein Geſandter von einem benachbarten Könige kam, um Schirin anzuhalten. Er wurde bald vorgelaßen, und nachdem er den Gegenſtand ſeiner Geſandtſchaft vorgetragen hatte, ſagte Bahaman zu ihm:

„Es thut mir Leid, meine Tochter dem König euerm Herrn, nicht bewilligen zu können: ich habe ſie ſchon dem Propheten Mahomed zur Gemahlinn gegeben.“

Der Geſandte dachte bei dieſer Antwort, der König von Gasna wäre närriſch geworden. Er nahm Abſchied von dem Fürſten und kehrte heim zu ſeinem Herrn, der anfangs auch mit ihm glaubte, daß jener den Verſtand verloren hätte: nachmals aber hielt er dieſe Antwort für Verachtung, und ward dadurch erbittert; er hub Truppen aus, brachte ein ſtarkes Heer zuſammen, und überzog damit das Königreich Gasna.

Dieſer König, namens Kakem, war ſtärker als Bahaman, der übrigens ſich ſo langſam zum Empfange ſeines Feindes rüſtete, daß er die ſtarken Fortſchritte deſſelben nicht aufhalten konnte. Kakem ſchlug etliche Heerhaufen, welche ſich ſeinem Zuge widerſetzen wollten, drang ſchleunig gegen die Stadt Gasna vor, und fand Bahamans Heer in der Ebene vor dem Schloſſe der Prinzeſſinn verſchanzt. Die Abſicht dieſes erzürnten Brautwerbers war, den König ſogleich in ſeinen Verſchanzungen anzugreifen; aber weil ſeine

Truppen der Ruhe bedurften, und er erſt gegen Abend in der Ebene ankam, ſo verſchob er den Angriff bis auf den nächſten Morgen.

Unterdeſſen begann der König, bei der Kunde von der Anzahl und Tapferkeit der Krieger Kakems, zu fürchten; er verſammelte ſeinen Rath, wo jener Hofmann, der vom Pferde geſtürzt war und ſich beſchädigt hatte, folgendermaßen ſprach:

„Ich bin erſtaunt, daß der König bei dieſem Vorfall einige Unruhe zu haben ſcheint. Welche Beſorgnis können, ich ſage nicht bloß Kakem, ſondern alle Fürſten der Erde, dem Schwiegervater Mahómeds verurſachen? Euer Majeſtät darf ſich ja nur an den Schwiegerſohn wenden. Flehet den großen Propheten um Hülfe an, er wird alsbald eure Feinde zerſtieben. Ja, er muß es, weil er Urſach iſt, daß Kakem hergekommen, die Ruhe eurer Unterthanen zu zerſtören.“

Obwohl dieſe Rede nur aus Spott geſprochen war, ſo ermangelte ſie jedoch nicht, Bahaman Vertrauen einzuflößen.

„Du haſt Recht,“ ſagte er zu dem Hofmann, „ich muß mich an den Propheten wenden: ich will ihn bitten, meinen ſtolzen Feind zurückzuſchlagen, und ich wage zu hoffen, daß er mein Gebet nicht verwerfen wird.“

Nach dieſen Worten, begab er ſich zu Schirin, und ſagte zu ihr:

„Meine Tochter, morgen früh mit Anbruche des Tages wird Kakem uns angreifen, und ich fürchte er wird unſere Verſchanzungen erſtürmen: deshalb komme ich her, Mahomed um Hülfe zu bitten. Wende all deinen Einfluß bei ihm an, um ihn zu vermögen, daß er unſere Vertheidigung übernehme. Wir wollen uns beide vereinigen, um ihn uns geneigt zu machen.“

„Herr,“ antwortete die Prinzeſſinn, „es wird nicht ſehr ſchwer halten, den Propheten für uns zu gewinnen; er wird alsbald die Truppen eurer Feinde zerſtreuen, und alle Könige der Welt werden, auf Unkoſten Kakems, Ehrfurcht vor euch lernen.“

„Indeſſen,“ erwiederte der König, „kömmt die Nacht heran, und der Prophet erſcheint nicht. Sollte er uns verlaßen haben?“

„Nein, mein Vater,“ verſetzte Schirin, „wähnet nicht, daß er uns in der Noth verlaßen könne. Er ſieht vom Himmel, wo er iſt, das Heer das uns umlagert, und vielleicht iſt er ſchon im Begriff, Verwirrung und Schrecken darunter zu verbreiten.“

Dieß war es in der That, was Mahomed zu thun Luſt hatte. Ich hatte während des Tages von ferne Kakems Heer beobachtet; ich hatte mir ſeine Stellung bemerkt, und vor allen das Zelt des Königs in Obacht genommen. Ich las kleine und große Kieſel zuſammen, füllte damit meinen Kaſten, und um Mitternacht erhub ich mich in die Luft. Ich ſchwebte über Kakems

Lager, und erkannte ohne Mühe das Zelt, worin der König lag. Es war ein ſehr hohes, glänzend vergoldetes Gezelt, in Geſtalt einer Kuppel, auf zwölf Säulen von bemaltem Holze, die in die Erde eingeſenkt waren. Die Zwiſchenräume der Säulen waren durch Geflechte von mancherlei Baumzweigen geſchloſſen; oben an den Knäufen waren zwei Fenſter, eins gen Oſten, das andre gen Süden.

Alle Wachen um das Zelt her ſchliefen, ſo daß ich unbemerkt bis zu einem der Fenſter herabſchweben konnte. Ich ſah den König auf einem Sopha liegen, das Haupt auf ein ſeidenes Kiſſen geſtützt. Ich bog mich zur Hälfte aus meinem Kaſten vor, ſchleuderte einen dicken Kieſelſtein nach Kakems Stirn und verwundete ihn gefährlich. Er that einen lauten Schrei, der alsbald ſeine Wachen und Offiziere aufweckte. Man lief herbei und fand den Fürſten mit Blute bedeckt und faſt ohne Bewußtſein. Man ſchreiet, der Lärm verbreitet ſich in dem Lager, und jeder frägt, was es gibt. Das Gerücht läuft bald um, daß der König verwundet worden, ohne daß man wiſſe, woher der Wurf gekommen ſei. Während man noch den Urheber davon ſucht, erhebe ich mich bis zu den Wolken, und laße einen Hagel von Steinen auf das Zelt des Königs und die Umgegend hinab fallen. Einige Soldaten werden davon verwundet, und ſchreien, es regne Steine. Dieſe Neuigkeit verbreitet ſich ſchnell, und um ſie zu beſtätigen, werfe ich überall Kieſel aus. Jetzo bemächtigt ſich Schrecken des Heeres; die Anführer, wie die Gemeinen, wähnen, der Prophet ſei gegen Kakem ergrimmt, und drücke durch dieſes Wunder nur zu ſehr ſeinen Zorn aus. Kurz, die Feinde Bahamans ergriffen voll Entſetzen die Flucht; ja ſie flohen mit ſolcher Uebereilung, daß ſie alles ihr Zeug und ihre Zelte in Stich ließen, mit dem Geſchrei: „Wir ſind verloren, Mahomed will uns alle vertilgen!“

Hundert und funfzehnter Tag.

Der König war bei Anbruche des Tages nicht wenig überraſcht, als er anſtatt ſich angegriffen zu ſehen, gewahrte, daß der Feind ſich zurückzog. Alsbald verfolgte er ihn mit ſeinen beßten Soldaten. Er richtete unter den Flüchtlingen ein großes Blutbad an, und holte den König Kakem ſelber ein, den ſeine Wunde verhinderte ſehr zu eilen.

„Warum,“ ſprach er zu ihm, „biſt du ohne alles Recht und Grund in mein Reich eingefallen? Welche Urſache habe ich dir gegeben, mich zu bekriegen?“

„Bahaman,“ antwortete ihm der beſiegte König, „ich bildete mir ein, du hätteſt mir aus Verachtung deine Tochter verſagt, und deshalb wollte ich mich rächen. Ich konnte nicht glauben, daß der Prophet Mahomed dein Schwiegerſohn wäre: aber gegenwärtig zweifle ich nicht mehr daran, weil er es iſt, der mich verwundet, und mein Kriegsheer zerſtreuet hat.“

Bahaman ließ ab von der Verfolgung des Feindes, und kehrte heim nach Gasna, mit Kakem, der noch denſelben Tag an ſeinen Wunden ſtarb. Man theilte die Beute, welche ſo anſehnlich war, daß alle Soldaten mit Reichthümern beladen heimkehrten. In allen Moſcheen wurden Gebete angeſtellt, um dem Himmel zu danken, daß er die Feinde des Reichs zerſtäubt hatte.

Und als die Nacht gekommen war, begab der König ſich nach dem Palaſte der Prinzeſſinn und ſagte zu ihr:

„Meine Tochter, ich komme, dem Propheten meinen ſchuldigen Dank darzubringen. Du haſt durch den Eilboten, welchen ich an dich abgeſchickt habe, ſchon alles vernommen, was Mahomed für uns gethan hat: ich bin davon ſo durchdrungen, daß ich vor Verlangen ſterbe, ſeine Knie zu umfaſſen.“

„Sein Wunſch wurde bald erfüllt; ich kam, wie gewöhnlich, durch das Fenſter in Schirins Zimmer, wo ich wohl vermuthete ihn zu finden. Er warf ſich mir ſogleich zu Füßen, und küßte den Boden, indem er ſagte:

„O großer Prophet! es gibt keine Worte, wodurch ich euch alle meine Empfindungen ausdrücken könnte. Leſet ſelber in meinem Herzen meine ganze Erkenntlichkeit.“

Ich hub Bahaman wieder auf, küßte ihn auf die Stirn, und ſagte zu ihm:

„Fürſt, haſt du wähnen können, ich würde dir in der Verlegenheit, worin du dich meinetwegen befandeſt, meine Hülfe verſagen? Ich habe den ſtolzen Kakem beſtraft, der die Abſicht hatte, ſich deiner Staaten zu bemeiſtern, und Schirin zu entführen, um ſie unter die Sklavinnen ſeines Harems aufzunehmen. Fürchte fortan nicht mehr, daß irgend ein Fürſt auf der Welt es wage, dich zu bekriegen. Und wenn einer die Verwegenheit hätte, dich anzugreifen, ſo werde ich auf ſeine Truppen einen Feuerregen hinabfallen laßen, der ſie allzumal in Aſche verwandeln ſoll.

Nachdem ich dem Könige von Gasna von neuen verſichert hatte, daß ich ſein Reich unter meine beſondere Obhut nähme, erzählte ich ihm, wie das feindliche Heer durch den Steinregen auf das Lager hinab war in Schrecken geſetzt worden. Bahaman ſeinerſeits berichtete mir, was Kakem zu ihm geſagt hatte, und ſodann zog er ſich zurück, um mich mit Schirin in voller Freiheit zu laßen.

Dieſe Prinzeſſinn war nicht minder als ihr Vater erkenntlich für den wichtigen Dienſt, welchen ich dem Reiche geleiſtet hatte, und bezeugte mir ihre innige Dankbarkeit durch tauſend Liebkoſungen. Ich hätte mich dießmal beinahe vergeſſen; der Tag wollte ſchon anbrechen, als ich wieder zu meinem Kaſten kam: aber ich galt damals bei aller Welt ſo feſt für Mahomed, daß die Soldaten mich immerhin in der Luft hätten ſehen können, ohne enttäuſcht worden zu ſein. Ja, es fehlte nicht viel, ſo hätte ich ſelber mich für den Propheten gehalten, nachdem ich ein Kriegsheer in die Flucht geſchlagen hatte.

Zwei Tage nach der Beerdigung Kakems, den man, obſchon er ein Feind war, doch mit einem prächtigen Leichenbegängnis ehrte, befahl der König von Gasna, in der Stadt Freudenfeſte anzuſtellen, ſo wohl wegen der Niederlage des feindlichen Heeres, als zur öffentlichen Hochzeitfeier der Prinzeſſinn Schirin mit Mahomed.

Ich gedachte, ich müßte ein Feſt, welches mir zu Ehren angeſtellt wurde, auch durch irgend ein Wunder auszeichnen. In dieſer Abſicht kaufte ich in Gasna weißes Pech, Baumwollenſaamen und ein kleines Feuerzeug; ich war den ganzen Tag im Walde damit beſchäftigt, ein Feuerwerk zu bereiten: ich tauchte die

Baumwollenkörner in das Pech, und in der Nacht, während das Volk ſich auf den Straßen erluſtigte, ſchwebte ich über die Stadt hin. Ich erhub mich ſo hoch, als möglich, damit man beim Leuchten meines Feuerwerks meine Maſchiene nicht leicht bemerken könnte: jetzo ſchlug ich Feuer, und zündetete das Pech an, welches mit den Baumwollenkörnern ein ſehr ſchönes Feuerwerk machte. Hierauf begab ich mich wieder nach dem Walde.

Weil der Tag bald darauf anbrach, ſo ging ich nach der Stadt, um das Vergnügen zu haben, zu hören, was man von mir ſagte. Ich wurde in meiner Erwartung nicht getäuſcht: das Volk führte tauſenderlei ausſchweifende Reden über das Spiel, welches ich getrieben hatte; Einige ſagten, es wäre Mahomed, der, um ſeine Zufriedenheit mit ihrem Feſte zu bezeugen, das himmliſche Feuer hätte erſcheinen laßen; Andere verſicherten, ſie hätten inmitten dieſer neuen Lufterſcheinungen den Propheten geſehen, mit weißem Bart und ehrwürdigem Antlitze, welches ihre Einbildungskraft ihm verlieh.

Alle dieſe Reden ergetzten mich unendlich. Aber ach! während ich dieſes Vergnügen genoß, verbrannte in dem Walde mein Kaſten, mein theurer Kaſten, das Werkzeug meiner Wunder: vermuthlich hatte ein Funke, den ich nicht bemerkt, die Maſchiene während meiner Abweſenheit entzündet und ſie verbrannt. Ich fand ſie bei meiner Rückkehr in Aſche verwandelt. Ein Vater, der bei der Heimkehr in ſein Haus ſeinen einzigen Sohn von tauſend tödtlichen Stichen durchbohrt in ſeinem Blute ſchwimmen ſieht, könnte von keinem heftigeren Schmerz ergriffen werden, als der war, welchen ich bei dieſem Anblick empfand. Der Wald hallte von meinen Wehklagen wieder; ich raufte mir die Haare aus, und zerriß meine Kleider. Ich weiß nicht, wie ich in meiner Verzweiflung noch meines Lebens ſchonte.

Indeſſen, das Uebel war nicht mehr zu heilen; ich mußte einen Entſchluß faſſen, und es blieb mir nichts anderes übrig, als anderswo mein Glück zu ſuchen. Und ſo ließ der Prophet Mahomed Bahaman und Schirin ſehr in Sorgen über ihn, und entfernte ſich traurig von der Stadt Gasna.

Drei Tage darnach begegnete ich einer ſtarken Karavane von Kaufleuten aus Kahiro, welche in ihr Vaterland zurückkehrten; ich geſellte mich zu ihnen, und gelangte ſo nach Groß-Kahiro, wo ich, zu meinem Unterhalte das Weberhandwerk erwählte. Ich wohnte dort einige Jahre; ſodann kam ich hieher nach Damask, wo ich daſſelbe Handwerk treibe. Ich ſcheine nur mit meinem Zuſtande ſehr zufrieden, aber das iſt ein falſcher Anſchein. Ich kann des Glücks nicht vergeſſen, deſſen ich vormals mich erfreuet habe. Schirin ſtellt ſich unaufhörlich meiner Seele dar; ich möchte ſie, meiner Ruhe wegen, aus meinem Gedächtniſſe verbannen, ich biete ſelbſt alle meine Kräfte dazu auf, und dieſe eben ſo vergebliche als ſchmerzliche Anſtrengung macht mich ſehr unglücklich.

Das iſt es, Herr, was Euer Majeſtät mir befohlen hat, euch zu erzählen. Ich weiß wohl, daß ihr keinesweges die Betrügerei billigen werdet, welche ich mit dem Könige von Gasna und der Prinzeſſinn Schirin geſpielt habe; ich habe ſelbſt mehr als einmal bemerkt, daß meine Erzählung euern Unwillen erregt und eure Frömmigkeit meine entheiligende Frechheit verabſcheuet hat. Aber ich bitte euch, bedenket, daß ihr von mir Aufrichtigkeit gefordert habt, und geruhet, das Bekenntnis meiner Abenteuer mit der Nothwendigkeit euch zu gehorchen zu entſchuldigen."

Fortſetzung
der
Geſchichte Bedreddin-Lolo's und ſeines Veſyrs.

Der König von Damask entließ den Weber, nachdem er ſeine Geſchichte gehört hatte. Hierauf ſprach er zu dem Veſyr und dem Günſtling:

„Die Abenteuer, welche dieſer Menſch uns erzählt hat, ſind nicht minder wunderſam, als die eurigen. Aber obgleich er nicht glücklicher iſt, als ihr, ſo bildet euch jedoch nicht ein, daß ich mich ſchon ergebe, und daraus ſchließe, daß niemand auf der Welt ſich einer vollkommenen Glückſeligkeit erfreue. Ich will meine Feldherren, meine Hofleute und alle Beamten meines Hauſes befragen. — Geh, Veſyr," ſetzte er hinzu, „laß ſie mir, einen nach dem andern, herkommen."

Atalmülk gehorchte; er brachte zuerſt die Feldherren. Der König befahl ihnen, dreiſt zu ſagen, ob irgend ein geheimer Kummer die Ruhe ihres Lebens vergiftete, indem er ſie verſicherte, daß dieſes Bekenntnis durchaus keine Folgen nach ſich ziehen ſollte.

Alsbald geſtanden ſie alle, daß ſie ihr Herzeleid hätten, daß ihre Ruhe getrübt wäre. Der eine bekannte, er hätte zu viel Ehrgeiz; der andre, zu viel Habgier; noch ein andrer geſtand, er wäre eiferſüchtig auf den Ruhm, welchen ſeine Genoſſen ſich erworben, und beklagte ſich, daß das Volk ſeiner Geſchicklichkeit in der Kriegskunſt nicht Gerechtigkeit widerfahren ließe. Kurz, als alle Feldherren den Grund ihrer Seele aufgedeckt, und Bedreddin geſehen hatte, daß keiner unter ihnen glücklich wäre, ſagte er zu ſeinem Weſyr, er wollte am folgenden Tage alle ſeine Hofleute hören.

In der That, wurden ſie alle, der Reihe nach, befragt. Man fand aber auch nicht einen darunter, der zufrieden war: „Ich ſehe," ſagte dieſer hier, „täglich meinen Einfluß geringer werden." —

„Man durchkreuzt meine Plane," ſagte jener da, „ich kann nicht zum Ziele meiner Wünſche gelangen." —

„Ich muß," ſagte ein andrer, „meine Feinde ſäuberlich ſchonen, und mich beſtreben, ihnen zu gefallen." —

Noch ein andrer bekannte, er hätte ſein ganzes Vermögen verzehrt, und ſogar alle ſeine Hülfsquellen erſchöpft.

Da der König von Damask eben ſo wenig unter ſeinen Hofleuten, als unter ſeinen Feldherren, den

Mann fand, welchen er ſuchte; ſo glaubte er, derſelbe könnte doch unter den Beamten ſeines Hauſes ſein. Er hatte die Geduld auch dieſe alle, jeden insbeſondere, zu vernehmen: aber alle gaben ihm dieſelbe Antwort, wie die Feldherren und Hofleute; das heißt, ſie wären nicht frei von Kummer. Der eine beklagte ſich über ſeine Frau; der andre über ſeine Kinder; die nicht reich waren, klagten ihren Mangel als ihr Unglück an; und denen, die Reichthümer beſaßen, fehlte Geſundheit, oder ſie hatten irgend einen andern Grund der Betrübnis.

Bedreddin konnte, trotz allem dem, nicht die Hoffnung aufgeben, noch einen zufriedenen Menſchen anzutreffen. „Wenn ich auch nur Einen finde,“ ſagte er zu dem Veſyr, „mehr verlange ich nicht; denn du behaupteſt, es gibt gar keinen.“

„Ja, Herr,“ antwortete Atalmülk, „ich behaupte es, und Euer Maieſtät ſtellt eine vergebliche Nachforſchung an.“

Noch bin ich nicht davon überzeugt,“ erwiederte der König, „und mir fällt ein Mittel ein, wodurch ich bald erfahren kann, wie ich darüber denken ſoll.“

Zu gleicher Zeit ließ er in der Stadt öffentlich bekannt machen, daß alle diejenigen, die mit ihrem Schickſale zufrieden wären, und deren Ruhe durch keinen Kummer getrübt würde, binnen drei Tagen vor ſeinem Thron erſcheinen ſollten.

Dieſe Zeit verſtrich, und niemand erſchien vor dem König; es ſchien, als wenn alle Einwohner mit Atalmülk im Einverſtändniſſe wären.

Hundert und ſechzehnter Tag.

Als der König von Damask ſah, daß niemand erſchien, war er höchſt erſtaunt darüber:

„Das iſt unbegreiflich!“ rief er aus: „iſt es möglich, daß in Damask, in einer ſo großen und volkreichen Stadt, ſich auch nicht Ein glücklicher Menſch befinde?“

„Herr,“ ſagte Atalmülk zu ihm,“ und wenn ihr auch alle Völker der Erde befragetet, ſie würden euch alle daſſelbe ſagen, daß ſie unglücklich ſind.“

„Das iſt etwas,“ erwiederte der König, „das ich mir nicht denken kann: wie ſehr auch die Probe, welche ich angeſtellt habe, mich ſtutzig macht, ſo wollte ich doch, daß mein Reich in Frieden wäre, und möchte gern die Welt durchwandern, um mich zu überzeugen, wer von uns beiden in Irrthum iſt.“

Da fügte es ſich in dieſer Zeit zufällig, daß die Feinde Bedreddins Geſandte abſchickten und ihm, unter vortheilhaften Bedingungen, den Frieden antragen ließen. Der König verſammelte deshalb ſeinen Rath, und man hielt es für rathſamer, die Bedingungen anzunehmen, als ſie zu verwerfen. Alſo wurde der Friede zwiſchen dem König von Damask und ſeinen Feinden geſchloſſen, und alsbald öffentlich kund gemacht.

Kurze Zeit darauf, ſprach der König zu ſeinem Weſyr:

„Jetzo, da ich keinen Krieg mehr zu führen habe, muß ich auf Reiſen gehen; ich bin dazu entſchloſſen, und werde nicht eher nach Damask zurückkommen, als bis ich einen zufriedenen Menſchen angetroffen habe.“

„Herr,“ entgegnete ihm Atalmülk, „warum will Euer Majeſtät ſich den Gefahren und Mühſeligkeiten der Reiſe ausſetzen? müßt ihr nicht ſchon völlig überzeugt ſein, daß ihr nicht finden werdet, was ihr ſuchet? Beurtheilet die Herzen aller anderen nach dem eurigen: ihr habt keine Feinde mehr zu fürchten, eure getreuen Unterthanen lieben euch, euer Hof iſt unabläßig darauf bedacht, euch zu gefallen. Wenn ihr nun nicht glücklich ſeid, welcher Menſch auf der Welt kann es denn ſein?“

„Es iſt wahr,“ erwiederte Bedreddin, „daß ich, ungeachtet des Friedens, welchen ich mit meinen Feinden geſchloſſen habe, dennoch keines vollkommenen Glückes mich erfreue. Ich muß dir ſelbſt bekennen, daß eben das Verlangen, zu wiſſen, ob es wirklich keinen beglückten Menſchen auf Erden gibt, mich in eine Unruhe verſetzt, welche allein ſchon das Glück meines Lebens trüben kann."

„Ach! Herr," ſagte der Veſyr, „warum wollt ihr dieſem Verlangen, welches euch alſo treibt, nachgeben? ſeid verſichert, daß ihr niemand antreffen werdet, der mit ſeinem Looſe vollkommen zufrieden ſei."

Der Veſyr Atalmülk hätte ſehr gewünſcht, daß ſein Herr dieſen Entſchluß aufgegeben, aber der König beharrte auf ſeinem Sinne; und nachdem er die Verwaltung des Staats ſeinen übrigen Veſyren übergeben hatte, reiſte er mit Atalmülk, Séyfel Mülük und einigen Sklaven ab.

Sie nahmen ihren Weg nach Bagdad, wo ſie glücklich anlangten und in einer Karavanſerei abtraten, wo ſie ſich für drei Juwelenhändler von Groß-Kahiro ausgaben, welche von einem Hofe zum andern reiſeten. Sie hatten ſich mit allerlei Arten von Edelgeſteinen verſehen, um beſſer zu ſcheinen, wofür ſie gehalten ſein wollten. Bedreddin hatte unerkannt das Vergnügen, den Beherrſcher der Gläubigen zu ſehen, ſo wie alles was es für ihn merkwürdiges zu Bagdad gab.

Eines Tages erblickte er in einer Straße einen Kalender,*) welcher mit ſehr lauter Stimme zu den ihn umgebenden Leuten redete. Er näherte ſich, und hörte ihn folgendes ſagen:

---

*) Eine Art Mohammedaniſcher Bettelmönche.

„O meine lieben Brüder, wie thöricht ſeid ihr, euch ſo viel Mühe zu geben, um Reichthümer zuſammen zu raffen! Wenn der Engel des Todes euch abzuholen kömmt, ſo möget ihr noch ſo viel ſie ihm anbieten, damit er euch leben laße, der Unerbittliche wird euch nicht erhören. Uebrigens, bekennet nur, daß auch der Beſitz eurer Güter euch Unruhe verurſacht: die Sorge, ſie zu bewahren, verhindert euch, ein glückliches Leben zu führen. Schauet mit Neid auf mich: von Gütern entblößt, aller Bequemlichkeiten des Lebens entbehrend, genieße ich mitten in meiner Armut eines vollkommenen Glücks.“

Bei dieſer Rede zog der König von Damask ſeinen Weſyr beiſeite, und ſagte zu ihm:

„Du haſt, ſo wie ich, die Worte dieſes Kalenders gehört. So bin ich nun der Mühe überhoben, lange Reiſen zu machen; ich habe gefunden, was ich ſuchte: dieſer Menſch iſt glücklich.“

„Herr,“ antwortete ihm Atalmülk, „wir müſſen ſuchen, mit dieſem Kalender insgeheim zu ſprechen, und ihn, wo möglich, bewegen, uns ſein Herz zu enthüllen: vielleicht denkt er nicht ſo, wie er redet.“

„Das will ich gern,“ antwortete Bedreddin; „aber wenn er in unſerer geheimen Unterredung mit ihm, uns mindeſtens verſichert, daß er zufrieden ſei, willſt du es dann glauben?“

„Ja, Herr,“ verſetzte Atalmulk, „ich will es glauben, und alsdann bekennen, daß ich im Irrthume geweſen bin.“

Sie nahmen ſich alſo vor, den Kalender nicht aus den Augen zu verlieren. Derſelbe beſchloß ſeine Rede, nachdem er von ſeinen Zuhörern etliche Silberſtücke empfangen hatte, und kehrte nach ſeiner Wohnung in der Vorſtadt zurück. Die beiden folgten ihm, und nachdem ſie ihn unterweges ſchon angeredet hatten, fragten ſie ihn, ob er ſich mit ihnen erluſtigen wollte. Der Kalender ſchloß aus ihrem Anſehen, daß ſie reiche Fremde wären, und gab ihnen zu erkennen, daß ſie ihm nichts angenehmeres antragen könnten. Er führte ſie in ein kleines Haus, wo er mit zwei anderen Kalendern wohnte, die daheim waren. Dieſe waren nicht ſo bald von der Abſicht der Fremden unterrichtet, als ſie große Freude darüber bezeugten. Atalmulk zog einige Goldzecchienen aus ſeiner Börſe, übergab ſie einem der Kalender, und ſagte zu ihm:

„Gehet hin, und kaufet uns alles was uns nöthig iſt, um uns dieſen Tag hier gütlich zu thun.“

Hundert und ſiebzehnter Tag.

Der Kalender ging mit den Zeckienen in die Stadt, und kam nach zwei Stunden zurück, beladen mit Speiſen, Früchten, und einem großen Schlauch voll köſtlichen Weins. Alsbald ſetzten ſich alle um einen Tiſch, und fingen an zu eſſen. Hierauf tranken ſie; und in dem Maaße wie ſie ſich dabei erhitzten, ward die Unterhaltung immer aufgeweckter. Die Kalender vor allen wurden ſo guter Laune, daß Bedreddin nicht mehr zweifelte, ſie wären ſehr glückliche Menſchen, und ſich zu ſeinem Veſyr wandte und ſprach:

„Wir können, glaube ich, uns an dem begnügen was wir hier vor uns ſehen: bekenne nun deinen Irrthum.“

„Nein, nein,“ erwiederte der Veſyr, „noch iſt nicht Zeit dazu. Der Anſchein iſt oft ſehr trügeriſch.“

„Aber, ihr Herren,“ ſagte jetzt einer der Kalender zum Könige von Damask und ſeinem Veſyr, „was wollt ihr mit dieſen Worten ſagen?“

„Höret, ihr Kalender,“ antwortete Bedreddin, indem er eine Börſe hervorzog und ſie demjenigen, den er auf der Straße reden gehört hatte, darbot: „ich mache euch hiemit ein Geſchenk, unter der Bedingung, daß ihr mir den Grund eurer Seele enthüllet. Ihr ſehet hier drei verbundene Juwelenhändler. Einer von meinen Genoſſen behauptet nun, es gebe keinen zufriedenen Menſchen auf der Welt. Ich glaube das Gegentheil, und ich habe euch unlängſt ſagen gehört, daß ihr euch einer vollkommenen Glückſeligkeit erfreuet. Belehret uns nun, ich bitte euch, was wir davon denken ſollen. Es iſt mir ſehr daran gelegen, darüber im Klaren zu ſein, und ihr werdet mir ein großes Vergnügen machen, offenherzig mit mir davon zu reden."

Der Kalender nahm die Börſe, dankte Bedreddin dafür, und ſprach zu ihm:

„Herr, weil ihr es wünſchet, ſo will ich euch meine wahre Geſinnung entdecken: ich bin keinesweges glücklich, eben ſo wenig als meine Geſellen hier. Wenn ihr mich auch vorhin mein Glück dem Volke rühmen gehört habt, ſo bildet euch deshalb doch nicht ein, daß ich mit meinem Zuſtande zufrieden bin. Wenn ich gegen die Reichthümer gepredigt habe, ſo verſichere ich euch, ich hatte dabei keine andere Abſicht, als die Mildthätigkeit meiner Zuhörer zu erregen. Die Kalender führen ein zu kümmerliches Leben, um in ihrem Stande die Glückſeligkeit zu finden, der alle Menſchen vergeblich nachtrachten. Ich bin, mit euerm Genoſſen, überzeugt, daß niemand zufrieden iſt. Nichts kann das menſchliche Herz befriedigen. Kaum hat es die Erfüllung eines Wunſches erlangt, ſo fühlt es ſchon ein neues Verlangen aufſteigen, welches ſeine Ruhe trübt.“

Der Veſyr des Königs von Damask freute ſich, den Kalender ſo reden zu hören, und hoffte, Bedreddin würde ſeine Meinung aufgeben, und bald nach ſeinen Staaten zurückkehren. In der That fing dieſer Fürſt an, ſich überzeugen zu laßen, daß er ſelber im Irrthume ſein könnte, und nachdem er von den Kalendern Abſchied genommen hatte, ſagte er zu Séyfel Mûluk und dem Veſyr:

„Laßt uns den übrigen Tag in einer Fykaa-Schenke*) zubringen.“

Sie gingen dahin, und fanden dort eine große Menge von Leuten, welche ſich täglich dort einzufinden pflegten. Sie ſetzten ſich alle drei an einen Tiſch, wo ſich zwei, wie es ſchien, angeſehene Männer, zufällig, auch über die vom menſchlichen Leben unzertrennlichen Leiden beſprachen.

„Nein,“ ſagte der eine, „wir dürfen nicht hoffen, ſo lange wir auf Erden ſind, daß Gott uns ein glückliches Leben gewähre; wenn er zugäbe, daß unſere Tage ſtäts heiter und freudenvoll wären, ſo würden wir um ſo weniger nach den Freuden trachten, welche er den Gläubigen nach ihrem Tode verheißt.“

---

*) Es iſt ſchon bemerkt, daß Fykaa ein Getränk aus Gerſte, Waſſer und Roſinen iſt.

„Ich bin nicht gänzlich eurer Meinung," ſagte der andre; „ich weiß wohl, daß die meiſten Menſchen unglücklich ſind; aber ich zweifle, daß alle es ſind. Ich kenne unter anderen einen, der ein köſtliches Leben führt, und deſſen Augenblicke in Freuden dahin fließen."

„Ei! wer iſt denn dieſer glückliche Sterbliche?" rief der Veſyr Atalmülk aus, indem er ſich in das Geſpräch miſchte: „in welcher Gegend der Welt mag er wohnen?"

„In der Stadt Aſtrakan,"*) antwortete derjenige, der zuletzt geſprochen hatte: „es iſt der König von Aſtrakan ſelber. Wenn an dem Glücke dieſes Fürſten noch etwas mangelt, ſo will ich eingeſtehen, daß niemand ſich einer vollkommenen Glückſeligkeit erfreuen kann: aber ich bin feſt überzeugt, daß kein Kummer die Süßigkeit ſeiner freudenvollen Tage verbittert. Mit Einem Worte, er iſt ein zufriedener Menſch. Auch wird er vorzugsweiſe der König Sorgenfrei benannt."

---

*) An der Wolga, zwölf Meilen vom Ausfluſſe in das Kaspiſche Meer: Hauptſtadt von Nagaya, eines vormals unabhängigen Tatariſchen Reichs; 1554 von den Ruſſen eingenommen.

Dieſe Unterhaltung verfehlte nicht ihre Wirkun bei Bedreddin; und als ſie aus der Fikaa-Schenk gegangen waren, ſagte er zu ſeinem Veſyr:

„Wir müßen nach Aſtrakan reiſen; ich will de König Sorgenfrei ſehen.“

„Ich habe nicht minder Luſt dazu, als Euer Majeſtät,“ ſagte Atalmülk, „und ich bin bereit zu de Reiſe.“

So waren ſie denn entſchloſſen, gleich den nächſte Tag abzureiſen; aber als ſie bei der Rückkehr nach ihrer Karavanſerei vernahmen, daß in wenigen Tage eine Karavane von Circaſſiſchen Kaufleuten, di eben in Bagdad waren, heimkehren würde, ſo verſchoben ſie ihre Abreiſe, um ſich ihnen anzuſchließe und ſo ſicherer zu reiſen. Sie reiſten endlich mit dieſen Kaufleuten ab, und kamen glücklich nach Circaſſien. Sie begaben ſich nach Aſtrakan, wo damals der König Hormos,[*] benannt der König Sorgenfrei, herrſchte. Sie bemerkten, daß das Volk voll Freuden war, und daß man in der Stadt große Feſtlichkeiten anſtellte. Sie fragten den Wirth, was e neues in Aſtrakan gäbe, und warum alle Leute daſelbſt in Jubel wären.

---

[*] Hormus heißen mehrere alte Perſiſche Könige, deren ei nem die Erbauung der berühmten Stadt Ormus (Perſiſch Hormus), am Perſiſchen Meerbuſen, zugeſchrieben wird. Der Königsname lautet auch Hormosd, woraus di Griechen Hormisdas gemacht haben. H.

„Ihr müßt wohl," antwortete ihnen der Wirth, „noch nicht in dieſe Stadt gekommen ſein, ſeitdem der König Hormos regiert, weil ihr mir dieſe Frage thut. Nicht wegen eines über unſere Feinde erfochtenen Sieges werden dieſe Freudenfeſte angeſtellt, noch um ſonſt ein glückliches Ereignis zu feiern. Alle Tage begeht das Volk irgend ein neues Feſt, und dieß bloß um dem Sinne des Königs zu entſprechen, welcher ein Fürſt von der heiterſten Gemüthsart iſt, unaufhörlich ſcherzt und ſich vergnügt, und dem man deshalb den ſeltenen Beinamen des Königs Sorgenfrei gegeben hat."

Hundert und achtzehnter Tag.

Nachdem der König von Dqmask dieſe Rede des Wirths gehört hatte, ſagte er zu ſeinem Veſyr:

„Trotz dem ſchönen Bilde, welches uns der Wirth von dem Könige von Aſtrakan entworfen hat, bin ich verſichert, daß du dennoch nicht überzeugt biſt, daß dieſer Fürſt mit Recht ſo benannt werde."

„Nein, gewis nicht," antwortete Atalmülk; „ich will mich nicht durch den Anſchein blenden laßen, ſeit dem Abenteuer mit dem Kalender zu Bagdad."

„Du haſt nicht Unrecht,“ verſetzte Bedreddin, „dem Rufe zu mistrauen, welchen der König Hormos ſich erworben hat, und ich zweifle, wie du, daß ein mit der Bürde eines Staats beladener Mann, ſorgenfrei ſei. — Wir wollen bald erfahren,“ fuhr er fort, „woran wir uns hier zu halten haben; denn ich habe beſchloſſen, mich an ſeinem Hofe einzuführen, wo möglich, ſeine Freundſchaft zu gewinnen, und ihn zu bewegen, mir den Grund ſeiner Seele zu enthüllen.“

„Ich billige eure Abſicht, Herr,“ ſagte der Veſyr; „aber ich bitte Euer Majeſtät, mir zu verſprechen, daß, wenn der König von Aſtrakan euch bekennt, er habe auch Kummer, ihr ablaßen wollet, nach glücklichen Leuten zu ſuchen.“

„Ja,“ ſagte Bedreddin; „und noch mehr, ich verſpreche dir, alsdann nach Damask heimzukehren.“

„Wenn dem ſo iſt,“ ſagte der Miniſter, „ſo laßt uns eilen, beim Könige Hormos Zutritt zu erhalten; laßt uns ſorgfältig alle ſeine Handlungen prüfen: nichts muß uns entſchlüpfen.“

Sie hatten nicht ſo bald den Entſchluß gefaßt, an den Hof von Aſtrakan zu gehen, als ſie ihn auch ausführten. Sie begaben ſich nach dem Palaſte des Königs. Sie durchſchritten einen weiten Hof, der mit Kriegsmännern angefüllt war, und traten in den erſten Saal, welchen ſie voll von Sängern und Inſtrumentenſpielern fanden. Von da kamen ſie in einen andern Saal, wo viele Sklaven beiderlei Geſchlechts, in zierlichen Kleidern, allerlei Tänze aufführten, welche, gut eingeübt, und mit Geſchmack erfunden, zum Entzücken ausgeführt wurden.

Nachdem Bedreddin, ſein Veſyr und ſein Günſtling einige Zeit die Geſchicklichkeit und Leichtigkeit der Tänzer bewundert hatten, hatten ſie Luſt, zu ſehen, was in einem dritten Saale vorginge, in deſſen Thüre ſie ein Gedränge von Leuten gewahrten, welche aufmerkſam irgend einem Schauſpiele zuſahen. Sie ſchritten vorwärts, miſchten ſich unter die Anderen, drängten ſich allmählich hindurch, als wenn ſie wider ihren Willen von anderen geſchoben würden, und gelangten ſo in das Zimmer.

Hier erblickten ſie zwanzig bis dreißig Perſonen, welche rings um eine lange mit Speiſen aller Art bedeckte Tafel ſaßen: es war ein Feſtmahl, welches der König den vornehmſten Herren ſeines Hofes gab, und man erkannte unter ihnen leichtlich den Fürſten. Er ſaß auf dem Ehrenplatze, und trug auf dem Haupt eine ſilberne, mit Topaſen und Rubinen geſchmückte Krone. Er mochte in ſeinem dreißigſten Jahre ſein, war ſchön, wohlgebildet, und hatte ſtäts eine lächelnde Miene. Er forderte durch ſeine Worte und durch ſein Beiſpiel ſeine Hofleute zum Trinken auf. Er erzählte ihnen luſtige Geſchichten, er ſcherzte mit ihnen: kurz er war die Seele des Feſtes.

Nach der Mahlzeit, ſtand der Fürſt auf, ging in Gefolge aller ſeiner Hofleute in den Tanzſaal, und verbrachte dort den übrigen Tag unter allen den Vergnügungen, welche der Tanz und die Tonkunſt gewähren können. Als die Nacht heran kam, entließ er alle ſeine Hofleute, und begab ſich in ſein Frauenzimmer. Alle Tänzer und Spieler verſchwanden, und der König von Damask, ſein Veſyr und Séyfel Mülük, ſammt den Leuten aus der Stadt, welche die Neugier dahin gelockt hatte, verließen den Palaſt.

„Man muß geſtehen,“ ſagte Bedreddin, als er wieder in der Karavanſerei war, „der König von Aſtrakan ſcheint glücklich zu ſein. Ich habe nichts an ihm bemerkt, was mich argwähnen ließe, daß die Freude welche ihn beſeelte, unecht wäre. Wir haben endlich doch einen zufriedenen Menſchen gefunden, und was dabei das außerordentlichſte iſt, dieſer Menſch iſt ein Fürſt.“

„Was mich betrifft,“ ſagte Sèyfel Mülük, „ich bin der Meinung Euer Majeſtät; „ich kann mir nicht denken, daß der König Hormos einen geheimen Kummer habe, der ſeine Ruhe ſtöre. Wenn ich ihn falſch beurtheile, ſo weiß er ſich ſehr gut zu verſtellen.“

„Ihr wiſſet,“ ſagte darauf Atalmülk, „daß dieß eine Kunſt iſt, welche am Hofe nicht unbekannt iſt; und der König mein Herr vergönnt wohl, daß ich mein Urtheil noch aufſchiebe. Wer verſichert uns, daß der Fürſt in dieſem Augenblicke nicht der Raub eines tödtlichen Kummers iſt? vielleicht bezahlt er die Vergnügungen, deren wir ihn genießen ſahen, ſehr theuer.“

Hundert und neunzehnter Tag.

Am folgenden Tage begab ſich der König von Damask mit Atalmülk und Séyfel Mülük wieder nach dem Palaſt, jeder mit einem Käſtchen voll Edelſteine. Sie verlangten den König zu ſprechen, und ließen ihm ſagen, ſie wären drei verbündete Juwelenhändler, die von Hofe zu Hofe reiſeten um ihre Edelgeſteine zu verkaufen. Hormos ließ ſie alle drei herein führen. Sie öffneten ihre Käſtchen und zeigten ihm ihre ſchönſten Diamanten. Er unterließ nicht, ſie zu bewundern; vor allen brach er in laute Bewunderung aus, als er einen Stein von der Größe eines Taubeneys erblickte.*)

---

*) Dieſe Art Steine nennt man auf der Inſel Ceylan Katzenauge. Einige Reiſende ſagen, es finden ſich welche von obiger Größe. Es iſt ein runder Stein, und je nachdem man ihn drehet und aus verſchiedenen Entfernungen beſchauet, ſieht man ihn in verſchiedenen Farben ſpielen. Deshalb wird er Katzenauge genannt.

„Ah welch ein ſchöner Stein!“ ſagte er, „ich habe niemals ſeinesgleichen geſehen. Es ſcheint, die Natur hat ſich gefallen, in ihm alle lebhaften Farben zu vereinigen. Welches glückliche Land hat ein ſolches Kleinod hervorbringen können?“

Atalmülk, der Juwelier geweſen war, nahm das Wort, und erwiederte:

„Herr, man findet dieſe Art Steine auf der Inſel Serendib; dort haben wir ihn gekauft; und in Wahrheit iſt von allen Edelſteinen dieſes Landes dieſer hier der geſchätzteſte.“

Da der König von Aſtrakan nicht müde zu werden ſchien, dieſen Stein zu betrachten, ſo ſagte Bedreddin zu ihm:

„Herr, wir ſind hoch erfreut, etwas zu haben, das Euer Majeſtät gefällt. Wir bitten unterthänigſt uns zu erlauben, euch dieſen Stein zu überreichen. Laßt euch dieſes kleine Geſchenk gefallen, welches wir uns die Freiheit nehmen euch darzubieten, und thut uns nicht die Kränkung an, es zu verſchmähen.“

Hormos nahm es mit Vergnügen an, und ſagte zu den Juwelieren, er wollte ſie einige Zeit an ſeinem Hofe behalten und bei ihm im Palaſte wohnen laßen.

Sie nahmen denſelben Tag noch ihre Wohnung daſelbſt. Man gab ihnen prächtige Zimmer und ſie wurden durch die Hausbeamten des Königs bedient. Dieſer Fürſt hielt die Fremdlinge für Leute, welche ganz Aſien durchreiſten, und beſchloß, ihnen jede gute Bewirthung und alle mögliche Ehre anzuthun, damit ſie an allen Höfen den Ruhm des ſeinen verkündigeten. Er machte ihnen täglich neue Geſchenke; bald gewährte er ihnen das Vergnügen der Jagd, bald unterhielt er ſie mit irgend einem ſehenswürdigen Schauſpiele. Ein andermal ſtellte er ein prächtiges Feſt an, wobei der ganze Adel von Circaſſien ſich einfand; und in allem was er jetzo that, überbot er noch die gewöhnliche Pracht, um die angeblichen Kaufleute zu blenden.

Der König Bedreddin war weniger mit allen dieſen Vergnügungen, als damit beſchäftigt, den König von Aſtrakan zu beoabchten, und ließ keine Handlung dieſes Fürſten unbemerkt vorübergehen, der nicht minder aufmerkſam von Atalmülk und Séyfel Mülük beobachtet wurde. Dieſe drei verſtellten Juweliere legten ſich mit allem Fleiße darauf, in dem was Hormos that, irgend einen Zwang zu entdecken: aber ſie mochten ihn noch ſo ſcharf umſpähen, ſie ſpürten durchaus nichts in ſeinem Benehmen, das ihnen verdächtig war.

„Atalmülk,“ ſagte eines Tages der König von Damask zu ſeinem Veſyr, „wollen wir unſeren Anſichten trauen, ſo iſt der Fürſt, den wir beobachten, glücklich.“

„Es iſt wahr,“ antwortete der Miniſter, „man hat Grund, anzunehmen, daß er zufrieden iſt. Es iſt indeſſen noch nicht gewis, daß er es wirklich iſt. Wir ſehen ihn nicht des Nachts. Während man ihn in ſüßer Ruhe wähnt, verſcheucht vielleicht ein fürchterliches Weh den Schlummer von ihm.“

„Wie können wir denn aber wiſſen,“ hub Bedreddin wieder an, „was in ſeinem Herzen vorgeht?“

„Ihr müßt,“ erwiederte der Veſyr, „ihm euch entdecken. Saget ihm euern Namen, und weshalb ihr nach Circaſſien gekommen. Eure Freimüthigkeit wird die ſeine hervorrufen, und er enthüllet euch vielleicht ein Geheimnis, welches er aller Welt verbirgt.“

Séyfel Müluk ſtimmte Atalmülks Vorſchlag bei, und Bedreddin faßte den Entſchluß, mit dem Könige Hormos auf eine ſolche Weiſe zu reden, daß er die erwünſchte Aufklärung aus ihm hervorzöge.

Wirklich gingen die drei Juweliere eines Tages zu dem König, und baten ihn um eine geheime Unterredung, welche ihnen auch bewilligt wurde. Bedreddin nahm nun das Wort, und ſprach zu Hormos:

„Herr, wir kommen, Euer Majeſtät zu erſuchen, uns von euerm Hofe zu entlaßen. Die Zeit, welche wir in dieſer Stadt zubringen wollten, iſt verſtrichen. Wir bitten, erlaubet uns, euch für eure Huld zu danken, und weiter zu reiſen.“

„Ich will euch nicht," antwortete der König von Aſtrakan, „wider euern Willen an meinem Hofe zurückhalten; ich muß euch indeſſen bekennen, daß eine ſo ſchleunige Abreiſe mir Leid thut; ich rechnete darauf, daß ihr nicht ſo bald abreiſen würdet: aber ich ſehe wohl, daß mein Hof nicht Annehmlichkeiten genug hat, um euch zurückzuhalten."

„Oh! Herr," erwiederte Bedreddin, „ich betheuere beim Himmel, daß euer Hof uns voller Freuden und angenehmer erſcheint, als der des Beherrſchers der Gläubigen ſelber. Uebrigens würde die gaſtliche Aufnahme, und die Huld, welche ihr uns erwieſen habt, ſchon hinreichen, uns den Aufenthalt an demſelben angenehm zu machen: aber wir haben ſtarke Urſachen, in unſer Vaterland heimzukehren; denn, kurz, Herr, wir alle wie ihr uns hier ſehet, wir ſind keine Juweliere. Ich bin ein Fürſt, wie ihr; ich beherrſche die Völker von Damask; und dieſe beiden Männer, welche ihr für meine Handelsgenoſſen haltet, ſind, der eine mein Groß-Veſyr und der andre mein Günſtling."

Der König von Aſtrakan war erſtaunt über dieſe Entdeckung, und er ward es bald noch mehr, als Bedreddin ihm erzählte, warum er Damask verlaſſen hätte.

Hormos brach am Ende ſeiner Erzählung in lautes Lachen aus, und ſagte zu ihm:

„Ei, wie, Herr, euer Veſyr behauptet, es gebe keinen zufriedenen Menſchen auf Erden?"

„Ja," antwortete der König von Damask, „ich aber kann mich nicht davon überzeugen. Zwar habe ich in meinem ganzen Reiche keinen einzigen Menſchen finden können, der ſich eines vollkommenen Glücks erfreuete. Ich habe ſelbſt anderswo vergeblich nach glücklichen Menſchen geſucht. In Bagdad habe ich Leute geſehen, welche ſehr zufrieden mit ihrem Looſe ſchienen; gleichwohl waren ſie es keinesweges. Einer ſo vergeblichen Nachforſchung müde, war ich im Begriff nach Damask heimzukehren, als ich vernahm, in der Stadt Aſtrakan herrſchete ein König, benannt der König Sorgenfrei, wegen ſeines fröhlichen Gemüths. Aus Neugier wollte ich euch ſehen, und ich habe befunden, daß wirklich die Freude alle eure Schritte begleitet. Ich beſchwöre euch nun, Herr, mir zu ſagen, ob dieß ein falſcher Anſchein iſt. Genießet ihr wirklich einer vollkommenen Glückſeligkeit? ſtört kein Kummer eure Ruhe?"

Hormos konnte ſich nicht enthalten, nochmals bei dieſer Frage zu lachen.

„Iſt es möglich, Herr," ſagte er hierauf zu dem Könige von Damask, „daß ihr wirklich eure Staaten verlaßen habt und die Welt durchwandert, um einen vollkommen zufriedenen Menſchen zu finden?"

„Nichts iſt gewiſſer,“ verſetzte Bedreddin; „und ich bitte euch, mir euer Herz zu enthüllen. Geruhet, auch noch dieſen Beweis eurer Huld denen die ich ſchon von euch empfangen habe, hinzuzufügen.“

„Weil ihr mich denn ſo ernſtlich darum angeht,“ erwiederte der König von Aſtrakan, „und euch ſo viel daran gelegen ſcheint, dieß zu wiſſen, ſo will ich euch ſagen: euer Veſyr hat Recht. Ich bin ſeiner Meinung; ich glaube nicht, daß es einen ganz glücklichen Menſchen gibt. Was mich betrifft, ich bin weit entfernt, es zu ſein; oder, um richtiger zu ſagen, obgleich ich der König Sorgenfrei benannt werde, ſo bin ich doch vielleicht der unglücklichſte Fürſt auf der Welt. Die Freude, welche auf meinem Antlitz erſcheint, iſt eine falſche Freude: ſie iſt die Wirkung eines peinlichen, aber unvermeidlichen Zwanges; und ich bin um ſo elender, weil ich mich in der Nothwendigkeit ſehe, meinen Unterthanen den Kummer zu verbergen, welcher mich verzehrt.“

Der König von Damask bezeugte dem Könige von Aſtrakan ſein großes Erſtaunen, ihn alſo ſprechen zu hören; er ließ zugleich eine ſo lebhafte Neugier blikken, den Grund ſeiner Leiden zu erfahren, und brachte es dahin, daß Hormos verſprach, ſich ihm zu entdecken.

Indeſſen herrſchte fortwährend die Freude in der Stadt Aſtrakan, und die Hofleute, erfindungsreich genug, die Feſtlichkeiten des Hofes in ſtätem Gange zu erhalten, erſannen täglich neue Vergnügungen, immer eine ſeltſamer, als die andre. Sie machten ihre einzige Beſchäftigung daraus, ihren Herrn zu ergetzen, und alle ſchienen um den Ruhm zu wetteifern, für denjenigen zu gelten, dem es am beßten damit gelänge. Hormos, um ſeine Zufriedenheit mit dieſem Eifer ſeiner Hofleute zu bezeigen, ſchien immer ſehr erkenntlich für die Feſte, welche ſie ihm veranſtalteten. Aber obgleich er ſich eben ſo gut wie vorher verſtellte, ſo glaubten Bedreddin, Atalmülk und Séyfel Mülük, ſeit dem Geſtändniſſe, welches er ihnen abgelegt hatte, doch auf ſeinem Geſichte zu bemerken, daß er ſich zwänge. Alle drei erwarteten ungeduldig, daß er ſein Verſprechen erfüllete: und dieß that er denn auch bald, auf folgende Weiſe:

Eines Nachts, als im Palaſt alles ruhig war, ließ er ſie durch einen Verſchnittenen abholen, der ſie in ſein Frauen-Zimmer führte. Der König Sorgenfrei befand ſich in dem vordern Gemache, und ſprach zu ihnen:

„Endlich will ich mein Wort löſen; ihr ſollet ſelber urtheilen, ob ich Unrecht habe, euch zu ſagen, daß ich der unglücklichſte Fürſt auf der Welt bin.“

Nach dieſen Worten, nahm er den König von Damaßk bei der Hand, durchſchritt mit ihm zwei Zimmer, und führte ihn bis an die Thüre des dritten, in welches er ihn hineinſchauen hieß. Bedreddin ſah umher in dem Zimmer, und erblickte auf einem Sopha eine junge Frau, deren Schönheit ihn überraſchte: ihre Farbe übertraf die Weiße des Schnees, und ihre Augen glichen zwo Sonnen; ſie hatte eine freundliche Miene, und ſchien aufmerkſam auf die Erzählung einer alten Sklavinn, welche mit ihr ſprach.

„Betrachtet dieſe Prinzeſſinn, die hier auf dem Sopha ſitzt,“ fuhr Hormos fort, „habt ihr jemals etwas ſo ſchönes geſehen? Scheint die Natur ſich nicht darin gefallen zu haben, ein ſo reizendes Weſen zu bilden? Geſtehet, Herr, daß ihr in euerm Harem keine ſo vollkommene Schönheit habt. — Und ihr,“ fügte er hinzu, indem er ſich zu dem Weſyr und dem Günſtlinge des Königs von Damask wandte, „beſchauet ſie wohl, und bekennet, daß niemals eine ſo ſchöne Frau ſich euren Blicken dargeboten hat.“

Bedreddin, nachdem er ſie mit großer Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, geſtand, ſie wäre unvergleichlich. Atalmülk glaubte bei ihrem Anblicke **Selika** zu ſehen; und der Prinz Séyfel Mülük fand ſie nicht unter **Bedy al Dſchemal**.

„Dieſe liebenswürdige Prinzeſſinn nun,“ hub der König von Aſtrakan wieder an, „iſt es, welche meine Leiden verurſacht; ſie iſt es, die mein Unglück macht.“

„Sollte ſie euch etwa nicht lieben, Herr?“ fragte der König von Damask: „ihre Gleichgültigkeit . . .“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Hormos, „nicht das iſt es, worüber ich mich beklage. Wenn ich ſie anbete, ſo bin ich von ihr geliebt.“

„Wie denn aber,“ wandte Bedreddin ein, „kam ſie euch unglücklich machen?“

„Ihr ſollt es gleich ſehen,“ erwiederte der Circaſſiſche König: „bleibet alle drei hier an der Thüre, und beobachtet wohl, was vorgehen wird.“

Nach dieſen Worten, trat er in das Zimmer und ging auf die Prinzeſſinn zu. In dem Maaße, wie er ſich näherte, — o unerhörtes Wunder! — verwandelte ſich ihr Antlitz: ihre glänzend weißen und hochroth blühenden Wangen überzog allmählich eine Todesbläſſe; ihre Lippen erbleichten, ihre lächelnde Miene verſchwand, und ihre ſchönen Augen ſchloſſen ſich. Endlich, nachdem er nahe bei ihr war, ſetzte er ſich auf das Sopha, ſah ſie mit liebevollen und ſchmerzlichen Blicken an, und ſprach zu ihr:

„Meine Königinn, ich flehe euch, öffnet die Augen, und ſehet euern bejammernswürdigen Gemahl an. Der Zuſtand, worin ich euch ſehe, durchbohrt mir das Herz.“

Die Königinn antwortete ihm nichts; ſie gab ihm nicht einmal ein Zeichen, woran er erkennen konnte, daß ſie ihn gehört hatte: ſie ſchien ganz leblos.

Hormos konnte dieß traurige Schauſpiel nicht länger aushalten. Er ſtand von dem Sopha auf, und mit jedem Schritte, welchen er zu Bedreddin zurück that und ſich von der Königinn ſeiner Gemahlinn entfernte, belebte ſich die Fürſtinn wieder: ihre ſchönen Augen verſcheuchten die Schatten welche ſie umhüllten, und wurden noch lebhafter und ſtrahlender, als zuvor; ihre Farbe nahm ihren Glanz wieder an; mit Einem Worte, man ſah alle ihre Reize wieder aufblühen: ein Schauſpiel, welches bei den Zuſchauern das Erſtaunen erregte, welches man ſich denken kann.

Hundert und zwanzigſter Tag.

Der König von Damask, ſein Veſyr und ſein Günſtling hielten noch immer die Augen unverwandt auf die Königinn von Aſtrakan geheftet. Sie konnten von ihrer Verwunderung gar nicht zurückkommen.

„Wohlan,“ ſprach Hormos zu ihnen, „glaubt ihr gegenwärtig, daß ich dieſer glückliche Menſch bin, welchen ihr ſuchet?“

„Nein,“ antwortete Bedreddin; „wir ſind vielmehr überzeugt, daß ihr ein ſehr unglücklicher Fürſt ſeid; das erſtaunenswürdige Wunder, wovon wir eben Zeuge geweſen ſind, gibt es uns nur zu ſehr zu erkennen. — Aber, Herr,“ fügte er hinzu, „warum wird ſie denn bei eurer Annäherung ohnmächtig? und durch welchen Zauber kömmt ſie gleich wieder zu ſich, ſo bald ihr euch von ihr entfernet?“

„Eure Frage überraſcht mich nicht,“ antwortete der König von Aſtrakan; „ich erwartete dieſelbe wohl. Ihr habt zweifelsohne Urſache genug, über dieſen Anblick erſtaunt zu ſein; aber um euch mitzutheilen, was ihr zu wiſſen wünſchet, muß ich weit ausholen. Es iſt jedoch ſchon tief in der Nacht: drum laßt uns jetzt zur Ruhe gehen, und morgen will ich eure Neugier befriedigen.“

Derſelbe Verſchnittene, der Bedreddin, Atalmüll und Séyfel Mùluk in das Frauen-Zimmer geführ hatte, brachte ſie auch wieder in das ihrige zurück.

Sie konnten alle drei nicht ſchlafen. Stäts mit dem beſchäftigt, was ſie geſehen hatten, ſuchten ſi durch ſich ſelbſt die Urſache davon zu ergründen; abe ſie ermüdeten nur ihren Geiſt, ohne daß ihre Vermuthungen ihnen genügen konnten.

Endlich, am folgenden Tage wurden ſie zu Hormos ins Zimmer geführt, und er erzählte ihnen alſ ſeine Geſchichte:

Geſchichte
des
Königs Hormos, genannt der König Sorgenfrei.

„Es ſind fünf Jahre her, daß ich Luſt zu reiſen bekam. Ich bat meinen Vater ſeligen, König von Aſtrakan, um Erlaubnis dazu, und er gab meinen dringenden Bitten nach. Er wählte mir ein ſehr zahlreiches Gefolge aus, ſo wohl meiner Sicherheit wegen, als auch, damit ich in der Fremde auf eine meines Ranges würdige Weiſe erſcheinen könnte. Er öffnete ſeine Schatzkammer und ließ daraus unermeßliche Summen zu meinem Reiſegelde nehmen, nebſt einer erſtaunlichen Menge von Edelgeſteinen.

„Ein Prinz muß," ſagte er, „überall wo er hin kömmt, Beweiſe ſeiner Pracht und ſeiner Großmuth

Kgl. Univ.-Bibl. Berlin

zurücklaßen. Er darf ſich nicht wie ein Privatmann betragen. Er ſoll das Gold mit vollen Händen vertheilen: die von ſeiner Freigebigkeit geblendeten Völker legen ihm oft Tugenden bei, welche der Himmel ihm verſagt hat."

Ich verließ alſo Aſtrakan in einem ſtattlichen Aufzuge. Wir ſetzten über die Wolga und den Fluß Dſchaïk, und am Kaspiſchen Meere hin ziehend, kamen wir nach Dſchenbikünt. Von dort reiſten wir nach Dſchünd, weiter nach Karaku, und ſodann begaben wir uns nach Otrar.*) Ich ermangelte nicht, die Lehren meines Vaters zu befolgen. Alle Städte, wo ich mich aufhielt, empfanden die Wirkungen meiner Freigebigkeit: Geſchenke wurden verſchwendet; mit Einem Worte, ich bezahlte die mir dort wiederfahrenen Ehren ſehr hoch, ſo wie die geringſten Dienſte, welche man mir zu gefallen that. Gewis iſt, meine Verſchwendung bewirkte, daß man mich als einen vollkommenen Prinzen betrachtete.

Unter den Circaſſiſchen Herren, welche mich begleiteten, war einer, der mir zum Hofmeiſter diente.

---

*) Hieß vormals Farab oder Fariab, und war Hauptſtadt in Türkeſtan, am Fluſſe Schaſch (der in den Aral-See mündet); von Kothbeddin, erſtem Schah von Chuaresm, erobert, der deshalb mit Dſingiſchan in blutigen Krieg gerieth. H.

Er nannte ſich Hüſſeyn, und war ein Mann von ausgezeichneten Verdienſten: aber was mir vielleicht am meiſten an ihm gefiel, war ſeine Gefälligkeit gegen mich. Anſtatt ſich zum verdrießlichen und überläſtigen Richter aufzuwerfen, zeigte er ſich vielmehr allen meinen Wünſchen geneigt. Er gewann ſo ſehr mein Vertrauen, daß ich kein Geheimnis vor ihm hatte.

„Hüſſeyn,“ ſagte ich eines Tages in Otrar zu ihm, „ich bin es überdrüßig, als Prinz zu reiſen. Die Ehren, welche man mir überall anthut, fangen an, mich zu ermüden. Ich habe nicht das Vergnügen, was gewöhnliche Menſchen von ihren Reiſen haben. Es entgehen mir tauſend Dinge, weil meine unbequeme Hoheit mir nicht immer erlaubt, meine Neugierde zu befriedigen. Ich wünſchte, man hielte mich für einen bloßen Privatmann: ſo könnte ich zu den niedrigſten Ständen hinabſteigen, und das Volk reden hören und handeln ſehen. Außerdem, daß dieſes mich ergetzen würde, könnte ich vielleicht auch Nutzen davon ziehen.“

Hundert und ein und zwanzigſter Tag.

Der gefällige Hüſſeyn ermangelte nicht, dem Wunſche beizuſtimmen, welchen ich ihm äußerte:

„Nichts," ſagte er zu mir, „iſt löblicher, als das Verlangen, welches euch beſeelt; und ihr könnt es befriedigen, ſo bald es euch gefällt. Wohlan, mein Prinz, ihr dürft nur euer ganzes Gefolge hier laßen, und wir beide nehmen unſern Weg nach Karism, wie einfache Reiſende."

Ich war hocherfreut über die Gefälligkeit meines Hofmeiſters. Ich trug ihm auf, alles zu unſrer Abreiſe vorzubereiten; und das war bald geſchehen, denn wir bedurften nur zweier Pferde. Wir nahmen Gold und Edelgeſteine zu uns, und reiſten von Otrar ab, wo ich mein ganzes Gefolge zurückließ, mit dem Befehle, mich dort zu erwarten.

Wir ſetzten über den Jaxartes,*) reiſten weiter in Sagathay**) hinein, und erreichten glücklich die große Stadt Karism, wo damals, wie noch heute, Klitſch-Arßelan***) herrſchte.

Wir nahmen unſre Herberge in einer Karavanſerei, und man hielt uns unbedenklich für bloße Reiſende. Am Morgen nach unſrer Ankunft beſchauten wir die Stadt, und fanden ſie ganz der Vorſtellung gemäß, welche wir uns von ihrer Pracht gemacht hatten.

---

*) Der Sihon.

**) Ein Name der großen Tatarei.

***) Klitſch bedeutet Säbel, und Arßelan Lanze.

Wir hielten uns vor allen bei der Betrachtung eines Palaſts auf, welcher uns von einer ſehr ſeltſamen Bauart ſchien: er beſtand nicht aus einem Hauptgebäude, welches mit anderen Gebäuden, die ihm als Flügel dienten, verbunden war, ſondern er war bloß ein weiter mit niedrigen Mauern umringter Raum, auf welchem in gewiſſen Abſtänden ſehr hohe und dünne Thürme errichtet waren.

Wir bekamen Luſt, in dieſen Hof einzutreten. Wir näherten uns den Thürmen, aus welchen uns Stimmen hervorzutönen ſchienen. Wir täuſchten uns nicht. Es waren Leute drinnen, die man nicht ſah, und die mit ſehr lauter Stimme ſprachen, ſangen und in Gelächter ausbrachen. Wir ſchloſſen daraus, wir wären an einem Orte, wo man die Narren eingeſperrt hielt, und bald vernahmen wir Dinge, welche uns in unſrer Meinung beſtärkten. Einer von dieſen Wahnſinnigen ſagte Arabiſche Verſe mit großer Heftigkeit her. Er beſang ſeine Geliebte, und begnügte ſich nicht, ſie über die Huri's zu erheben.

„Die Nymphe, die ich anbete,“ ſprach er, „iſt die Tulipane auf dem Beete der Erde.

Ihren Mund kann man eine Schaale voll herzſtärkenden Weines nennen; lacht ſie, ſo glaubt man die geöffnete Muſchel der Königsperle zu erblicken; und wenn ſie ſpricht, ſo ſind ihre Worte an einander gereihte Perlen in dem

Halsbande der Anmuth. Ihre blonden Flechten ſind der Wohnſitz der Sonne, und ihre Finger haben dem berühmten **Many** zum Pinſel gedient, um den wundervollen Bilderſaal China's zu malen."

Er bediente ſich noch anderer übertriebenerer Ausdrücke, welche uns nur zu deutlich erkennen ließen, daß er ſich das Gehirn verbrannt hatte.

„Hüſſeyn," ſagte ich zu meinem Hofmeiſter, „was denket ihr von dieſem Menſchen da?"

„Ich denke," antwortete er mir, „daß ihn die Dichtkunſt verrückt gemacht hat."

Nachdem wir uns lange genug an ſeinen ausſchweifenden Verſen ergetzt hatten, welche er nicht müde ward zu wiederholen, ſo ließen wir ihn ſich an den Lobpreiſungen ſeiner Geliebten erluſtigen, und näherten uns einem andern Thurme. Hier wurden unſere Ohren plötzlich von der Stimme eines andern Narren getroffen, der folgende Worte ſang:

„O du, deren Schönheit der Sonne das Licht leihet, welches ſie in den Paläſten, wie in den Hütten verbreitet, reizende Prinzeſſinn, vernimm, daß ich mit Freuden den Strahl aufnehme, womit du meine traurige Zelle zu erleuchten würdigeſt.

Wehe mir! ich bin ein zertrümmertes Gebäude, und du biſt der Baumeiſter deſſelben.

Ich bin ein Strom, der unaufhörlich ſeine Fluten in das Meer deiner Vollkommenheiten wälzet.

Du biſt eine Quelle des Lebens, und ich bin der gerade Weg dahin."

Ein andrer Narr, der in demſelben Thurme war, und ohne Zweifel durch das Beiſpiel des erſten aufgeregt wurde, ſang aus einem andern Tone. Er beklagte ſich über die Härte, womit ein reizendes Weſen ihn behandelte, und er beſchwur den Tod, herbei zu kommen und ſeine Leiden zu endigen.

„Herr," ſagte hierauf Hüſſeyn zu mir, „beachtet wohl, daß in allen Reden und Geſängen dieſer Narren die Liebe vorkömmt. Sie ſcheinen ſämmtlich Verliebte."

Hundert und zwei und zwanzigſter Tag.

Während mein Hofmeiſter mich hierauf aufmerkſam machte, miſchte ſich ein Karismier, der ſich zufällig in unſrer Nähe befand, in unſer Geſpräch, und ſagte zu uns:

„Es iſt nicht zu verwundern, daß dieſe Wahnſinnigen von Liebe ſprechen; daher kömmt eben ihr Unglück; ihr Wahnſinn entſpringt aus einer und derſelben Quelle. — Ihr müßt wohl Fremde ſein," fügte er hinzu, „und niemals nach Kariſm gekommen, wenn euch unbekannt iſt, daß ſie über den Anblick der Tochter unſers Sultans den Verſtand verloren haben.“

Da der Kariſmier bemerkte, daß ſeine Rede uns in großes Erſtaunen verſetzte, fuhr er fort:

„Ich ſage euch da, ich geſtehe es, eine faſt unglaubliche Sache: gleichwohl iſt nichts gewiſſer; ihr dürft euch nur in der Stadt darnach erkundigen; alle Welt wird euch beſtätigen, daß die Schönheit der Prinzeſſinn von Kariſm eine ſo wunderbare Wirkung auf dieſe Unglücklichen hervorgebracht hat.

Dieſe Prinzeſſinn,“ erzählte er weiter, „ſpielt zuweilen öffentlich das Kolbenſpiel; ſie iſt alsdann ohne Schleier, und man kann ſie ſehen: aber wehe denjenigen, welche dort verweilen, um ſie zu betrachten; ſie ſaugen aus ihren Augen eine Liebe, welche ihnen verderblich wird. Einige verſinken in ein Schmachten, und ſterben vor Verzweiflung, nicht beſitzen zu können, was ſie lieben; und Andere verlieren darüber den Verſtand. Die letzten ſetzt man in dieſe Thürme, welche der Sultan eigens für ſie hat bauen laßen. Dieſer Fürſt, der ſonſt tauſend Tugenden beſitzt, ſcheint jedoch, anſtatt ſeine Tochter zu verhindern, ſich dem Volke zu zeigen, ein grauſames Spiel mit dem Unglücke zu treiben, welches ſie anrichtet, und frohlockt, einem ſo gefährlichen Geſchöpfe das Leben gegeben zu haben.“

Während der Karismier uns dieſes erzählte, ſahen wir eine Menge Leute aus der Stadt kommen, mit einer Wache des Sultans, welche zwei junge Menſchen führte, und auf die Thürme zuging.

„Das ſind ohne Zweifel,“ rief ich aus, „neue Narren, welche man hieher führt.“

„Ja,“ ſagte der Karismier, „die Prinzeſſinn Reſia-Begüm ſpielt vermuthlich heute wieder das Kolbenſpiel.“

Er hatte kaum dieſe Worte ausgeſprochen, als ich ihn haſtig verließ. Hüſſeyn folgte mir, und da er bemerkte, daß ich ſo eilig vorwärts ſchritt, fragte er mich, warum ich ſo eilete.

„Ich will,“ antwortete ich, „die Prinzeſſinn von Karism ſpielen ſehen; ich will mich ſelber von ihrer Schönheit überzeugen: ich zweifle ſehr, daß ſie ſo furchtbar iſt, wie man ſagt.“

Mein Hofmeiſter erſchrak bei dieſer Rede, und bekämpfte zum erſtenmal meinen Willen.

„Ach! Herr,“ ſagte er zu mir, mit allen Zeichen des tiefſten Schmerzes, „hütet euch wohl, dieſem Gelüſte nachzugeben. Welcher böſe Geiſt hat es euch eingehaucht? Nach dem was wir ſo eben mit unſern eigenen Augen geſehen haben, nach dem was der Karismier uns erzählt hat, könnt ihr dennoch den verhängnisvollen Anblick Reſia's wünſchen? Ich ſchwöre euch bei dem großen Propheten,*) ohne welchen de Himmel und die Erde nicht geſchaffen wären, euc nicht ihren Blicken auszuſetzen. Fürchtet das Schickſal dieſer Unglücklichen, deren Geſchichte wir eben erſ gehört haben.“

Ich konnte mich nicht enthalten, über die Furcht zu lachen, welche Hüſſeyn blicken ließ, und antwortete ihm:

„Wahrhaftig, ihr ſeid nicht bei Sinnen! Wi könnt ihr einer ſo lächerlichen Furcht Gehör geben? Bildet ihr euch denn ein, daß der Anblick eines ſchönen Weibes im Stande ſei, mich um den Verſtand zu bringen? Ihr wißt doch wohl, daß es in dem Harem meines Vaters Weiber von vollkommener Schönheit gibt, und doch keine mich jemals hat reizen können. Ich bin vielleicht unter den Prinzen meines Alters der unzugänglichſte für den Eindruck der Liebe. Ihr wißt, daß ich am Hofe daheim dieſen Ruf hatte; was Einige für einen Fehler, und andere für eine Tugend anſehen. Wähnet alſo nicht, daß ich auf einmal von einem Aeußerſten zum andern übergehen könne. Seid unbeſorgt über die Neugier, welche mich dahinzieht, und verlaßt euch auf mein Wort, das ich euch gebe, daß ich Reſia-Begûm ungeſtraft anſehen will, welches Geſchrei ihre Reize ſonſt auch machen mögen.“

---

*) Alak.

Mein Hofmeiſter entgegnete mir nichts mehr; aber obwohl ich mich ihm für mich ſelbſt verbürgte, ſo bemerkte ich doch wohl, daß ich ihn nicht beruhigen konnte.

Indeſſen war ich nur darauf bedacht, meine Neugierde zu befriedigen; und da ich den Ort nicht wußte, wo die Prinzeſſinn ſpielte, ſo wandte ich mich an den erſten beßten, dem ich in der Stadt begegnete. Es war ein Imam,*) und ich ſagte zu ihm:

„Seid doch ſo gut, und zeiget mir den Weg nach der Kolbenbahn.“

„Junger Mann,“ antwortete er mir, „wenn ihr Luſt habt zum Kolbenſpiele, ſo verſchiebet es doch bis morgen: die Prinzeſſinn vergnügt ſich heute mit dieſem Spiele; und anſtatt euch der Bahn zu nähern, rathe ich euch, euch davon zu entfernen.“

„Oh! Herr,“ entgegnete ich dem Imam, „meine Abſicht iſt nicht, zu ſpielen, ſondern die Prinzeſſinn zu ſehen.“

„Ach! Unglücklicher,“ rief er aus, „ſeid ihr des Lebens oder des Gebrauchs der Vernunft überdrüßig? Hat man euch denn nicht geſagt welche Wirkungen der

---

*) Prieſter der höhern Ordnung.

Anblick Reſia's auf die Männer hervorbringt? Wen ihr es wiſſet, ſo ſeid ihr ſehr verwegen, eine ſo gefährliche Schönheit nicht zu fürchten.“

Hundert und drei und zwanzigſter Tag.

Er ſagte noch manches andre zu mir, und that ſein mögliches, um mich von meinem Vorſatze abzubringen: endlich aber, da er ſah, daß ich darauf beſtand, von ihm den Weg nach der Kolbenbahn zu erfahren, zeigte er ihn mir mit Unwillen, und ſagte zornig zu mir:

„So gehet denn, rennet in euer Verderben, weil ihr meinem Rathe nicht folgen wollt.“

Einen Augenblick nach dem ich den Imam verlaſſen hatte, hörte ich einen Herold mit lauter Stimme in den Straßen ausrufen:

> „Im Namen des Sultans, kund und zu wiſſen allem Volke, daß die Prinzeſſinn Reſia auf der Kolbenbahn ſpielt. Wenn jemand die Unvorſichtigkeit hat, ſie zu betrachten, ſo erkläre ich, daß er nur ſich ſelber das Unheil zuzuſchreiben hat, welches ihm daraus entſteht.“

Je mehr ich mich der Kolbenbahn näherte, je mehr Bewegung bemerkte ich unter dem Volke. Ich hörte, wie Väter ihren Söhnen riefen, und ſich ängſtlich bemühten, ſie von dem Anblicke Reſia's abzuhalten. Ich lachte bei mir ſelber über dieſe Behutſamkeit, und noch mehr über die Furcht, welche ſie Hüſſeyn erregten. Als wir in die Nähe der Bahn kamen, ſahen wir nichts als Greiſe, und auch dieſe hielten ſich noch fern von der Prinzeſſinn; ſie beſorgten, troß dem Froſt ihres Alters, ſich von ihr bezaubern zu laßen und ihr Schickſal in den Thürmen zu vollenden. Die Schranken waren mit keinen Zuſchauern umgeben; alle Männer mieden den Anblick des ſchönſten Weſens auf der Welt.

Ich aber ging dreiſt näher; und taub für die Stimme einiger guten Greiſe, die mir aus Mitleiden zuriefen, ich ſollte mich entfernen, trat ich zu der Tochter des Sultans heran. Aber ich kam zu ſpät; ſie hatte eben das Spiel geendigt, und ihren Schleier ſchon wieder übergeworfen, ſo daß ich nur ihren Wuchs ſehen konnte, der mir königlich erſchien. Sie ſtieg mit zweien ihrer Geſpielen in eine Sänfte, und kehrte nach dem Palaſte zurück, umgeben von einer zahlreichen Wache.

Hierauf wandte ich mich zu meinem Hofmeiſter, und ſagte mit verdrießlicher Miene:

„Wie unglücklich bin doch! wäre ich einen Augenblick früher gekommen, würde ich Reſia geſehen haben.“

„Herr,“ antwortete Hüſſeyn mit einer Freude, welche er nicht zurückhalten konnte, „dem Himmel ſei Dank, daß ihr ſie nicht ſahet! Troß den Verſicherungen, welche ihr mir gegeben habt, ihren Anblick gleichgültig aushalten zu wollen, muß ich euch doch bekennen, bin ich ſehr erfreuet, daß ihr die gefährliche Probe nicht gemacht habt.“

„Ihr habt eben nicht,“ erwiederte ich ihm, „groß Urſach euch darüber zu freuen; denn dieſe Probe iſt nur verſchoben. Das nächſte Mal, wenn die Prinzeſſinn wieder ſpielt, verſpreche ich euch, ſie recht genau zu betrachten, wäre ſie auch noch gefährlicher, als ihr euch einbildet.“

Ich verblieb den übrigen Tag in dieſer Stimmung. Am folgenden Morgen aber wurde in der Stadt kund gemacht, die Prinzeſſinn Reſia würde nicht mehr öffentlich vor dem Volke ſpielen, und nicht mehr ohne Schleier den Augen der Männer ſichtbar ſein: der Sultan ihr Vater hätte, auf die unterthänigſten Vorſtellungen ſeiner Veſyre, dieſen Beſchluß gefaßt.

Dieſe Kundmachung betrübte mich eben ſo ſehr, als ſie meinem Hofmeiſter angenehm war, der auch jetzo ſeine Freude nicht zurückhalten konnte, und zu mir ſagte:

„Ah! mein Prinz, jetzt erſt ſehe ich euch außer Gefahr! Die Prinzeſſinn wird fortan das Harem nicht mehr verlaßen, und ihre Schönheit kann dem Menſchengeſchlechte nicht mehr ſchädlich werden. Ich kann dem Himmel nicht genug danken . . . "

„Ihr irret euch, Hüſſeyn," unterbrach ich ihn mit Heftigkeit, „wenn ihr wähnet, daß ich der Hoffnung entſage, meine Neugierde zu befriedigen. Wie ſchwer es gegenwärtig auch halten mag, Reſia zu ſehen, ſo wird es doch nicht unmöglich ſein, Mittel dazu zu finden."

Hundert und vier und zwanzigſter Tag.

Wirklich kamen mir allerlei Wege dazu in den Sinn, und ich blieb endlich bei dieſem hier ſtehen. Ich ſteckte Gold und Geſteine zu mir, ging ſo zu dem Gärtner des Sultans, und überreichte ihm eine Börſe voll Zeckienen, mit den Worten:

„Nehmet, mein Vater, es ſind fünfhundert Goldſtücke darin; ich bitte euch, dieſelben, in Erwartung reicherer Geſchenke, anzunehmen."

Der Gärtner war ein guter Greis, der eine Frau beinahe von ſeinem Alter hatte. Er nahm lächelnd die Börſe, und antwortete mir:

„Junger Mann, das Geſchenk iſt anſtändig; aber da ihr es mir ohne Zweifel nicht umſonſt gebt, ſo ſaget mir, welchen Dienſt wünſchet ihr, daß ich euch leiſten ſoll?"

„Ich habe eine Bitte an euch,“ antwortete ich ihm, „und dieſe iſt, mich in die Gärten des Harems zu laßen, und mir Mittel zu verſchaffen, nur ein einziges Mal die Prinzeſſinn Reſia zu ſehen, weil ſie ſich nicht mehr in der Stadt zeigen ſoll.“

Bei dieſen Worten gab mir der Gärtner unwillig meine Börſe wieder, und ſagte zu mir:

„Gehet verwegener Jüngling, ihr denkt nicht an die Folgen des Antrags, welchen ihr mir da machet. Außerdem daß ihr Gefahr laufet, durch den Anblick der Prinzeſſinn verrückt zu werden, wißt ihr denn nicht, daß ihr euer Leben und das meinige in Gefahr ſetzet? Wenn ich euch auch Frauenkleider anziehen, und unter dieſer Verkleidung in den Garten ließe, während Reſia darin luſtwandelt, — hätte ich da nicht alle Urſache, eure Entdeckung zu fürchten? Die Verſchnittenen, welche die Sicherheit der Frauen bewachen, ſind erſtaunlich ſcharfſichtig; nichts entgeht ihnen, und ſehr leicht erregt man ihr Mistrauen. Bedenket doch die Gefahr, in welche ihr euch ſtürzen, und mich mit hineinziehen wollt.“

Dieſe Rede ſchreckte mich nicht ab: „O mein Vater,“ hub ich wieder an, indem ich ihm die Börſe darbot, „verſaget mir nicht eure Hülfe; ich bin ein Fremdling, der hier weder Verwandte noch Freunde hat; ich habe das äußerſte Verlangen, die Prinzeſſinn zu ſehen; nur von euch allein kann ich die Befriedigung deſſelben erwarten: wenn ihr ſie mir nicht verſchafft, ſo ſterbe ich vor Schmerz.“

Die Gärtnerinn konnte mich nicht ohne Mitleid anhören; ſie nahm ſich meiner an, und wir beide begannen ihren Mann dringend zu bitten, meinem Wunſche nachzugeben. Da er während dieſer Zeit nachſann, ohne uns zu antworten, ſo dachte ich, er ſchwankte, und bot ihm noch einige Diamanten dar, um ihn vollends für mich zu beſtimmen. Dieß weckte ihn wieder aus ſeinem Nachſinnen, und er ſagte zu mir:

„Mein Sohn, es war nicht nöthig, mir noch dieſe Edelſteine zu geben, um mich für euch zu gewinnen. Gleich beim erſten Anblicke habe ich Zuneigung für euch geſpürt. Ich habe beſchloſſen, euch zu dienen, und ſo eben ein Mittel erdacht, euer Verlangen zu befriedigen, ohne einen von uns beiden in Gefahr zu ſetzen.“

Ich umarmte den Greis für die ſchmeichelhafte Zuſicherung, welche er mir gab; und voll Ungeduld, das Mittel zu erfahren, welches er gefunden hatte, bat ich ihn, mich nicht länger in Unwiſſenheit zu laßen.

„Ihr müßt,“ ſagte er jetzo zu mir, „eure Kleider ablegen und einfachere anziehen. Ich will euch für einen Gärtnerburſchen ausgeben; aber weil eure blonden Haare den Blicken der Verſchnittenen auffallen und ihren Argwohn erregen möchten, ſo wollen wir euern Kopf mit einer Blaſe bedecken und dieſelbe beſchmieren, ſo daß es ausſieht, als wenn ihr den Grind hättet: das wird die beßte Wirkung von der Welt thun; denn je widriger ihr ſcheint, je weniger ſeid ihr verdächtig. Vielleicht," fügte er hinzu, „iſt euch eine ſolche Verkleidung zuwider; aber ich weiß euch keine andre vorzuſchlagen, und ihr dürft keine Schwierigkeiten machen, euch derſelben zu bedienen, wenn ihr nur, wie ihr ſagt, die Abſicht habt, die Tochter des Sultans zu ſehen. Wolltet ihr ihr gefallen, ſo müßtet ihr freilich eine andre Geſtalt annehmen, welche mehr geeignet wäre, ſie für euch einzunehmen."

Hundert und fünf und zwanzigſter Tag.

Ich nahm den Vorſchlag an, und ließ mich als Gärtnerburſchen verkleiden: man ſteckte meine Haare unter eine Blaſe, und richtete mich dergeſtalt zu, daß auch die lebhafteſten Frauen mich ungeſtraft betrachten konnten.

Während der Greis und ſeine Frau noch die letzte Hand an meine Verkleidung legten, trat mein Hofmeiſter herein, der ungeduldig geworden war, einige Schritte von da länger auf mich zu warten, und wiſſen wollte, was ich bei dem Gärtner machte. Er warf die Augen auf mich, und als er mich erkannte, obwohl ich ſo gut verkleidet war, erſtaunte er über den ſeltſamen Zuſtand, worin er mich ſah.

Ich konnte mich nicht enthalten, über ſeine Verwunderung zu lachen, und mein Gelächter erregte das ſeinige. Meine einfache Kleidung, meine Mütze, welche mir das Ausſehn eines Grindigen gab, alles dieß gab uns Stoff genug, uns zu beluſtigen.

Der alte Gärtner allein behielt ſeine Ernſthaftigkeit; er bezeugte mir ſogar einige Unruhe, und fragte mich, ob ich auch der Verſchwiegenheit Hüſſeyns recht verſichert wäre. Ich verbürgte mich dafür; und um ihn vollends zu beruhigen, ſagte ich ihm, es wäre mein Bruder.

„Das iſt genug," ſagte hierauf der Greis zu mir, „ich bin nun zufrieden. — Jetzo kömmt es darauf an, euch in den Garten zu bringen. Laßt euern Bruder nach Hauſe gehen: er kann von Zeit zu Zeit wieder herkommen, und ich werde ihm Nachricht von euch geben."

Hierauf entfernte ſich Hüſſeyn, und bald darnach nahm der Gärtner mich mit in den Garten. Er gab mir einen Spaten, lehrte mich ihn handhaben, und wies mir an, was ich thun ſollte.

Während ich ſo arbeitete, kamen etliche Verſchnittene bei mir vorüber: ſie betrachteten mich, und da ſie ſahen, daß ich grindig war, ſagten ſie:

„Gut, das iſt noch ein Gartenburſche, wie wir ihn haben müßen.“

Sodann ſetzten ſie ihren Weg fort, und ich war ſehr zufrieden, daß ich ihnen keinen Argwohn erregt hatte.

Gegen Ende des Tages hieß mich mein alter Gärtner, der ſich wohl dachte, daß ich müde ſein müßte, die Arbeit verlaßen, und führte mich in die Nähe eines Marmorbecken, in welchem ſehr ſchönes Waſſer war. Ich fand hier eine Haut, welche er auf dem Raſen ausgebreitet und mit mehreren Schüſſeln Reis und Fleiſchſpeiſen beſetzt hatte. Daneben ſtand ein großer Krug voll Weins, und eine Tambura.*) Wir ſetzten uns beide auf die Haut, und ſpeiſten mit guter Eßluſt; ſodann ſprachen wir dem Weinkruge zu. Wir hatten ihn beinahe ſchon geleert, als der Alte, in der guten Laune worin er war, das Saitenſpiel nahm und darauf ſpielte.

Ich hatte zu gut die Taſana**) führen gelernt, um von ſeiner Art zu ſpielen, entzückt zu werden; aber obgleich er bei ſeinem Spiele mehr Vergnügen empfand, als er mir mittheilte, ſo unterließ ich jedoch nicht, ihm zu ſagen, daß er ſeine Sache gut machte. Er bezeigte ſich erkenntlich für dieſe Lobeserhebung, und ſagte zu mir, indem er mir das Saitenſpiel in die Hand gab:

---

*) Eine Art Laute mit langem Griffbrett und ſechs Drathſaiten.

**) Taſana iſt ein Stäbchen von Schildkrötenſchaale, lang und breit wie ein Finger, womit man die Saiten der Tambura rühret.

„Nimm, mein Sohn, und ſpiele nun auch ein wenig; wir wollen ſehen, wie du dich dabei benimmſt.“

Ich ließ mich nicht zweimal bitten: ich ſpielte ihm zu gefallen eine der ſchönſten Weſen **Abdelmumens**, und begleitete ſie ſelbſt mit meiner Stimme.*)

Er ermangelte nicht, mir die von mir empfangenen Lobeserhebungen zurückzugeben; aber ich war eben nicht gerührt davon, obwohl ich ſie beſſer zu verdienen glaubte, als er.

Hundert und ſechs und zwanzigſter Tag.

Ich bildete mir ein, allein den Gärtner zum Zuhörer und Bewunderer zu haben: aber ich täuſchte mich; der Großveſyr, der zufällig gerade damals im Garten luſtwandelte, hatte ſich, durch meine Stimme und durch die Begleitung meines Saitenſpiels ange-

---

*) **Abdelmumen** iſt der berühmteſte altperſiſche Tonkünſtler, der eine zahlreiche Menge von Werken geſetzt hat. Er war der **Lulli** ſeiner Zeit.

zogen, ohne Geräuſch uns genähert, und mir zugehört. Als er ſah, daß ich nicht weiter ſang, näherte er ſich uns. Ich ſtand auf, um aus Ehrfurcht mich zu entfernen; er aber ſagte zu mir:

„Bleib hier; warum willſt du vor mir fliehen?“

„Oh! gnädiger Herr,“ antwortete ich ihm, „ich bin nicht würdig, vor ſo großen Herren zu erſcheinen, wie ihr ſeid.“

„Bleib, junger Menſch,“ wiederholte er, „und ſage mir, wer du biſt.“

„Da ich nicht auf dem Fleck antwortete, weil ich nicht recht wußte, was ich ſagen ſollte, ſo nahm der Gärtner das Wort:

„Gnädiger Herr,“ ſagte er, „es iſt mein Burſche; er verſteht ſich ſehr gut auf die Gärtnerei, und ich bin froh, eine ſo gute Erwerbung gemacht zu haben.“

Der Weſyr hieß mich hierauf nochmals ſingen, und ich ſang und ſpielte auf eine Weiſe, daß er davon entzückt ſchien.

„Nein,“ rief er aus, „alle Tonkünſtler des Sultans mitſammen wiegen nicht dieſen Jüngling auf. — Aber,“ fügte er hinzu, indem er ſich mir näherte und mich genauer betrachtete, „was hat er denn an dem Kopfe? es ſcheint, er hat den Grind.“

„Leider, ja, gnädiger Herr,“ ſagte der alte Gärtner, „der arme Burſche hat den Grind.“

„Ah! das thut mir Leid," erwiederte der Miniſter: „ohne dieſe Krätze, die anſteckt, und nicht eben angenehm zu ſehen iſt, würde ich den jungen Menſchen aus ſeiner Dunkelheit hervorgezogen haben; ich hätte ihn immer um mich haben mögen, mich zu ergetzen; ich hätte ſein Glück gemacht: Schade, daß er den Grind hat."

Nachdem der Groß-Veſyr dieſe Worte geſprochen hatte, verließ er uns, und am folgenden Morgen ſprach er zu dem Sultan:

„Herr, Euer Majeſtät weiß nicht, daß ſie in ihrem Garten einen Schatz hat." Und hierauf erzählte er ihm alles, was am vorigen Abend zwiſchen uns vorgegangen war.

Auf dieſe Erzählung ſeines Miniſters, bekam der Sultan auch Luſt, mich zu hören, und ſagte:

„Ich will heute in den Garten gehen, um dieſen Grindigen zu ſehen. Man gebe meinen Tonkünſtlern die Weiſung, dort ein Konzert zu veranſtalten, und man ſorge dafür, daß Erfriſchungen aller Art dorthin gebracht werden."

Dieſer Befehl war nicht ſo bald ertheilt, als man rings um das Marmorbecken, wo ich mit dem alten Gärtner getrunken hatte, prächtige Fußteppiche ausbreitete. Die Tafelbeamten ſtellten mehrere Schenktiſche auf, welche ſie mit reichen Gefäßen voll köſtlicher Brandweine beſetzten, ſo wie ſie unter zwei

Gezelten von grünem Taft mancherlei Fleiſchſpeiſen und Früchte auftiſchten. Alles war bereit, als der Sultan, in Begleitung ſeines Groß-Veſyrs und eines Theils ſeines Hofſtaats, ankam.

So bald er ſich geſetzt, und den Leuten ſeines Gefolges befohlen hatte, daſſelbe zu thun, erſchien ich vor ihm mit einem Korbe voll Blumen; ich war um die Hüften mit weißem Linnen geſchürzt, ſetzte den Blumenkorb zu ſeinen Füßen hin, und zog mich mit ehrfurchtsvoller Miene zurück. Ich gewahrte, daß er mich aufmerkſam anſah, und inſonderheit die Blaſe betrachtete, welche meinen Kopf ſo übel ſchmückte. Er errieth ohne Mühe, daß ich derjenige wäre, von welchem der Veſyr ihm geſagt hatte.

„Ho, ho! Grindiger," ſprach er zu mir, „was machſt du hier?"

Mein alter Meiſter, der mich begleitete, antwortete abermals für mich, und ſagte, ich wäre ſein Burſche, und verſtände den Gartenbau: was er ſo dreiſt verſicherte, als wenn er überzeugt geweſen wäre, die Wahrheit zu ſagen.

Hundert und ſieben und zwanzigſter Tag.

Der Sultan hatte ſtäts den Blick auf mich gerichtet, und ſagte zu dem Gärtner:

„Iſt es wahr, daß dein Burſche da ſo gut die Tambura ſpielt, und dazu trefflich ſingt?“

„Ja, Herr,“ antwortete ihm der Greis, „er hat die anmuthigſte Stimme von der Welt. Wenn man ihn hört, ſo vergißt man, daß man ihn ſieht.“

„Ich bin neugierig, ihn zu hören,“ verſetzte der Monarch: „Laß ſehen, was er kann.“

Nun waren da auch mehrere Hoffnarren. Einer unter andern bildete ſich ein, der Sultan ſpräche ſo nur aus Spott, und ich wäre gut genug, dem ganzen Hofe zum Spielballe zu dienen, er kam alſo auf mich zu, faßte mich beim Arm, und wollte mich zwingen, mit ihm zu tanzen. Er dachte, ich würde mich dabei auf eine Weiſe gebärden, welche mein übeles Ausſehen noch lächerlicher machte, und er alſo die Ehre davon tragen, der Geſellſchaft einen ſo unterhaltenden Auftritt verſchafft zu haben. Aber das Ding ſchlug weniger zu ſeinem Ruhm, als zu ſeiner Beſchämung aus; denn ich ergriff ihn mit kräftigem Arm und ſchüttelte ihn ſo derbe, daß die Lacher nicht auf ſeiner Seite waren. Hierauf zeigte ich, daß ich mit mehr Anſtand tanzte, als er ſich eingebildet hatte. Der Sultan, der Groß-Veſyr und alle Zuſchauer gaben mir tauſend Beifallsbezeigungen.

Die geringe Meinung, welche man anfangs von mir gehegt, hatte ohne Zweifel großen Antheil an der Bewunderung, welche ich mir jetzt erwarb. Man war überraſcht, einen Menſchen ſo gut tanzen zu ſehen, der nur verächtlich ſchien. Wie dem nun ſei, man reichte mir Sil's,*) ich ſchlug ſie, und bezeichnete damit ſo geſchickt die Bewegungen und Wendungen meines Tanzes, daß ich, laut Aller Eingeſtändniſſes, für den beßten Tänzer galt, welchen man noch an dem Hofe von Kariſm geſehen hatte.

Nachdem ich lange genug getanzt hatte, nahm ich die Tambura des Gärtners, und machte damit der Geſellſchaft hier nicht weniger Vergnügen, als ich den Tag zuvor dem Groß=Veſyr gemacht hatte. Ich bemerkte in den Augen dieſes Miniſters eine Zufriedenheit, welche in dem Maaße ſtieg, wie ſein Herr, den er unverwandt anſah, mehr und mehr ſein Vergnügen zu erkennen gab.

Man brachte mir hierauf noch eine Harfe, eine Laute, eine Geige, eine Flöte: und ich ſpielte dieſe vier Inſtrumente, eins nach dem andern, ſo gut, daß der Sultan davon entzückt war.

Er befahl, ihm auf der Stelle eine Börſe von tauſend Goldſtücken zu bringen, und ließ ſie vor mich hinſetzen. Ich öffnete ſie ſogleich, zog die Goldſtücke heraus, und vertheilte ſie unter die Spielleute.

---

*) Sil's ſind zwei Stückchen Elfenbein, deren ſich die Morgenländer als Caſtagnetten bedienen.

Der ganze Hof war erſtaunt über mein Benehmen: „dieſer junge Menſch,“ ſagte man, „hat ein groß müthiges Herz; er will's den Königen gleich thun: Schade, daß er den Grind hat!“

Der Sultan, der nicht weniger darüber verwundert war, als die übrigen, fragte mich, warum ich die Goldſtücke nicht behielte. Ich antwortete ihm, ich bedürfte keiner Reichthümer, weil ich die Ehre hätte, Seiner Majeſtät anzugehören und in ſeinen Gärten zu dienen. Der Sultan ſchien ſehr zufrieden mit meiner Antwort, welche den Beifall aller ſeiner Höflinge erhielt.

Darnach befahl er ſeinen Tiſchbeamten, die von ihnen bereiteten Gerichte herbei zu bringen. Der Fürſt und die Herren ſeines Hofes aaßen davon, ſodann tranken ſie Brandweine.

Hierauf begann das Konzert: aber ſo ſchön die Weiſen waren, und obwohl es hier bewundernswürdige Stimmen gab, ſo hörte ſie jedoch der zu ſehr für mich eingenommene Sultan faſt ohne Aufmerkſamkeit an; ſo wie wir mittelmäßige Sänger nach einer Stimme anhören, welche uns viel Vergnügen gewährt hat.

Hundert und acht und zwanzigſter Tag.

So bald das Konzert beendigt war, entfernte ſich der Hof. Man nahm ſogleich die Teppiche wieder weg, und die beiden Zelte nebſt den Schenktiſchen verſchwanden. Alle Bediente verliefen ſich, und ich blieb zuletzt allein mit dem Gärtner, welcher zu mir ſagte:

„Wenn die Geſchenke, welche ihr mir gemacht habt, mich nicht ſchon überzeugt hätten, daß ihr nicht von gemeinem Stande ſeid, ſo würde der Gebrauch, welchen ihr von den euch geſchenkten Zeckienen gemacht habt, es mir bewieſen haben: gemeine Leute ſind eines ſolchen Zuges der Großmuth unfähig.“

Obwohl mir der Greis hier eine gute Gelegenheit darbot, ihm zu entdecken, wer ich wäre, ſo erachtete ich es jedoch nicht für rathſam, es ihm zu vertrauen; ich begnügte mich damit, ihm zu ſagen, daß ich wirklich von ſehr gutem Hauſe wäre. Hierauf veränderte ich den Gegenſtand des Geſprächs, und äußerte ihm die größte Ungeduld, die Prinzeſſinn von Karism zu ſehen.

„Es wundert mich,“ ſagte er zu mir, „daß ihr ſie noch nicht geſehen habt; es vergeht ſonſt ſchwerlich ein Tag, wo ſie nicht in den Garten kömmt mit ihren Frauen zu luſtwandeln. — Aber, ach!“ fügte er hinzu, indem ſeine Miene ſich trübte, „ihr werdet ſie nur noch allzu früh ſehen; und ich fürchte, mich wird die Gefälligkeit noch ſehr gereuen, welche ich für euch gehabt habe.“

Anſtatt mich durch dieſe Worte abzuſchrecken, reizte der gute Greis dadurch nur mein Verlangen noch mehr.

Am folgenden Tage, — es war der dritte, — nachdem ich etwas gearbeitet hatte, ruhte ich unter einem Roſenbuſche, und war in Gedanken verſunken, während ich auf der Laute ſpielte, als plötzlich eine verſchleierte Frau vor mir erſchien, und zu mir ſagte:

„Junger Menſch, laßt eure Laute liegen, ſtehet auf, und eilet, für die Tochter des Sultans Blumen zu pflücken und ihr zu überreichen; ſie iſt hier im Garten. Hättet ihr es nicht ſchon von ſelber thun ſollen? Muß man euch an eure Pflicht erinnern? Was ſeid ihr für ein Gärtnerburſche?“

Ich küßte alsbald die Erde, und antwortete der Frau, ich wüßte nicht, daß die Prinzeſſinn im Garten wäre; und wenn ich es übrigens auch gewußt hätte, ſo würde ich mich doch wohl gehütet haben, mich mit meiner Geſtalt ihren Blicken zu zeigen.“

Die Frau brach bei dieſer Rede in ein lautes Gelächter aus, und ſagte zu mir:

„Ei, was? weil ihr ein wenig den Grind habt, wolltet ihr es nicht wagen, euch zu zeigen? Oh, ich werde es nicht zugeben, daß eine falſche Scheu euch zurückhält, ſondern euch alsbald zu der Prinzeſſinn führen. Sie weiß ſchon eben ſo gut wie ihre Sklavinnen, daß ihr den Grind habt; ſie ſind darauf vorbereitet, und weit entfernt, ihnen Ekel zu erregen, werdet ihr ihnen vielmehr Vergnügen gewähren. Man hat ihnen ſo viel von euch gerühmt, daß ſie ſich freuen werden, euch zu ſehen. Eilet alſo hin und holet einen Korb, und ſeid verſichert, daß Reſia, deren Hofmeiſterinn zu ſein ich die Ehre habe, euch ſehr freundlich empfangen wird."

Da ich nichts lieber wünſchte, als wozu ich hier aufgefordert wurde, ſo lief ich hin zu dem Gärtner. Ich nahm einen Korb, und eilte zurück, ihn mit Blumen zu füllen. Sodann ließ ich mich von der Hofmeiſterinn führen, und folgte ihr zu einem Saale, der mit einer hohen Kuppel mitten im Garten ſtand. Ich hatte, wie am vorigen Tage, eine weiße Schürze vor, und den Korb in der Hand.

Die Prinzeſſinn ſaß in dem ſehr prächtigen Saal auf einem goldenen Thron, umgeben von zwanzig bis dreißig jungen Sklavinnen, eine immer ſchöner als die andre. Es ſchien, als wenn ſie eigens ausgewählt wären, um einen Reſia's würdigen Hofſtaat zu bilden. Nein, die Schönheiten, welche die Wonne der gläubigen Muſelmänner nach ihrem Tode ſind,*) können nicht reizender ſein. Die Prinzeſſinn aber vor allen ſtrahlte in ſo blendender Schönheit, daß ich mitten im Saale wie unbeweglich ſtehen blieb, die Augen ſtarr auf ſie gerichtet, und den Mund aufgeſperrt.

---

*) Die Huri's in Mahomeds Paradieſe.

Hundert und neun und zwanzigſter Tag.

Meine Verwirrung und mein Hinſtarren, deren Urſache nicht ſchwer zu entdecken war, erregten langes und lautes Gelächter. Die Sklavinnen machten ſich alle ein wenig über meine Gebärde luſtig, und meinten, die Schönheit ihrer Herrinn hätte mich um den Verſtand gebracht. Dieſe Meinung war auch nicht ungegründet. Ich erſchien wie außer mir, ſo verwirrt, ſo verſtört, daß man wohl denken konnte, ich wäre verrückt geworden: und in der That war der Zuſtand, in welchem ich mich befand, wenig verſchieden vom Wahnſinne.

„Tretet doch näher,“ ſagte meine Führerinn zu mir, „ihr ſteht ja da, wie eine Bildſäule; gehet, und bietet der Prinzeſſinn die Blumen dar.“

Bei dieſen Worten kam ich wieder etwas zu mir. Ich näherte mich dem Thron, und nachdem ich meinen Korb auf die erſte Stufe hingeſetzt hatte, warf ich mich nieder, und blieb mit dem Geſicht am Boden liegen, bis Reſia zu mir ſagte:

„Steh auf, junger Menſch, wir freuen uns, dich zu ſehen.“

Ich gehorchte, und jetzo, als die Frauen meinen kahlen Kopf, oder vielmehr meine Mütze, erblickten, obwohl ſie es ſchon wußten, ſchrien ſie laut auf, und rechtfertigten nicht die Zuſicherung, welche die Hofmeiſterinn mir gegeben hatte, ſondern fingen von neuen an zu lachen.

Nachdem ſie ſich auf meine Unkoſten hinlänglich luſtig gemacht hatten, ließ die Prinzeſſinn mir eine Laute geben, und befahl mir, dieſelbe mit meiner Stimme zu begleiten, indem ſie zu mir ſagte:

„Du haſt geſtern den Sultan meinen Vater entzückt: es iſt mir nicht glaublich, daß du ſo vollkommen ſingen und die Laute ſpielen kannſt, als er es mich hat überreden wollen.“

Sogleich ſtimmte ich das Saitenſpiel, und ſang in der Weiſe Ueſſal*) folgende Perſiſche Reime:

„Ach! ich bin hin, kann nicht dem Tod' entweichen,
Seit ich erblickt dein himmliſch Angeſicht:
Vor Leid ich ſterbe, liebeſt du mich nicht;
Vor Luſt ich ſterbe, kann ich dich erweichen.“

Obwohl es nicht ſchwer war, die Anwendung zu errathen, welche ich von dieſen Verſen machen wollte, und dieß folglich den Lachluſtigen neuen Stoff geben mußte, ſich zu ergetzen, ſo verſchonten ſie mich jedoch für diesmal. Vielmehr, anſtatt weiter ſpöttiſch zu lachen, zollten ſie mir Beifall. Zwar, die Prinzeſſinn war die erſte, welche mich lobte; und dieß macht die Lobeserhebungen ihres Hofes ſehr verdächtig.

---

*) Ueſſal heißt die Weiſe für zärtliche Lieder.

Wie dem nun ſei, eine Sklavinn nahm mir jetzo die Laute ab, und reichte mir ein Tamburin; ſodann wurden mir die Flöte, die Harfe und die Geige, eins nach dem andern, gebracht: und ich hatte das Glück, alle auf eine Weiſe zu ſpielen welche mir neue Lobſprüche erwarb.

„Das iſt noch nicht genug, mein Freund,“ ſagte hierauf die Sultanstochter; „ich habe auch gehört, daß du meiſterhaft tanzeſt: ich möchte gern ſehen, wie du dich dabei gebärdeſt.“

Ich verlangte Sil's, mit welchen ich dieſelben Tänze tanzte, wie am vorigen Tage, und ich machte es nicht weniger gut.

Alle Sklavinnen begannen von neuen mich zu loben. „Ah!“ ſagte die eine, „wie hübſch und zierlich er tanzt!“

„Welche anmuthige Stimme er hat!“ ſagte die andre: „ohne ſeinen Grind, könnte er einer der beliebteſten Tonkünſtler werden.“

Während ſie mir ſo tauſend verbindliche Dinge ſagten, betrachtete Reſia mich aufmerkſam, ohne etwas zu ſagen. Darnach unterbrach ſie plötzlich das Stillſchweigen, und indem ſie von ihrem Throne herabſtieg, um nach dem Palaſt zurückzukehren, rief ſie aus:

„Schade, Schade, daß er den Grind hat!“

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, ſo ließen ihre Frauen, als wenn ſie von ihr zur Wiederholung derſelben aufgefordert wären, den Saal davon wiederhallen; und indem ſie mit ihr hinaus gingen, ſagten alle zuſammen:

„Es iſt ſehr Schade, daß er den Grind hat!“

Hundert und dreißigſter Tag.

Ich blieb auch nicht lange mehr in dem Saale, nachdem ihn alle verlaßen hatten. Ich ging wieder nach dem Hauſe des alten Gärtners, und traf hier meinen Hofmeiſter, der ſich nach mir erkundigen wollte.

„Wohlan!“ ſagte ich zu ihnen beim Eintritt, „ich habe jetzt eben Reſia geſehen!“

Beide erblaßten bei dieſen Worten, und ſahen zitternd mich an: ſie fürchteten in meinen Augen die

Beſtätigung ihrer Beſorgnis zu leſen. Ich bemerkte es, und fuhr fort:

„Ich ſehe wohl, warum ihr mich ſo forſchend anblicket. Verbannet eure Furcht: ich bin nicht närriſch geworden. Aber wenn man auch die Menſchen einſperren ſoll, welche in die Prinzeſſinn verliebt ſind, ſo bekenne ich es, ich verdiene einen Platz in den Thürmen.“

Hierauf erzählte ich ihnen umſtändlich alles, was in dem Saale vorgegangen war. Ich fügte hinzu, ich wollte noch länger unter derſelben Verkleidung in dem Garten bleiben, und mich bemühen, Reſia zu gefallen.

Mein Hofmeiſter und der alte Gärtner ſtellten mir dagegen alles vor, wodurch ſie mich zu vermögen wähnten, dieſen Vorſatz aufzugeben; aber dem einen verbot ich, ſich länger demſelben zu widerſetzen, und den andern bewog ich durch neue Geſchenke, mich noch ferner die Rolle eines Gärtnerburſchen ſpielen zu laſſen.

Am folgenden Tage, nachmittags, als ich mich ausruhen wollte, ging ich hin, und ſetzte mich am Rande eines Waſſerbeckens, welcher mit Raſen bekleidet, und mit dichtem Gebüſch umgeben war, die es mit ihrem Laube beſchatteten. Ich wußte, daß die Prinzeſſinn ſich manchmal hier badete. Dieß war wohl geeignet, die Einbildungskraft eines Liebenden in

Thätigkeit zu ſetzen. Ich beſchäftigte mich mit tauſend angenehmen Bildern, wie ſie ſich nur der Seele eines ſterblich Verliebten darſtellen. Aber ich blieb nicht lange in einer ſo ſüßen Träumerei. Indem ich die Augen auf den Waſſerſpiegel richtete, erblickte ich darin mein Abbild, welches mich zu traurigen Betrachtungen veranlaßte. Weit entfernt, mich mit mir ſelber zufrieden zu fühlen, ſeufzte ich vor Betrübnis, mich zu einer ſolchen Verkleidung genöthigt zu ſehen.

„O Himmel!“ rief ich aus, „durch welches wunderliche Geſchick muß ich in dieſer ſeltſamen Entſtellung vor einer Prinzeſſinn erſcheinen, welche ich liebe? Wo denke ich hin? darf ich hoffen, unter einer ſo widerwärtigen Geſtalt, einen zärtlichen Eindruck zu machen? Welche Ungereimtheit! — Ha!“ fuhr ich fort, indem ich die Blaſenkappe von meinem Haupte riß, „wäre es mir vergönnt, mich ſo zu zeigen, wie ich wirklich bin, ſo würde ich wenigſtens, wenn meine Geſtalt auch nicht anmuthig genug wäre um Reſia zu gefallen, ihr doch keinen Abſcheu erregen.“

Nachdem ich mein Schickſal und die Nothwendigkeit beklagt hatte, unter dieſer widerwärtigen Verkleidung zu bleiben, ſetzte ich die Blaſe wieder auf. Meine Hände waren noch damit beſchäftigt, ſie wieder zurecht zu rücken, als eine Frau zu mir heran trat. Sie hub ihren Schleier auf, und ich erkannte in ihr die Hofmeiſterinn der Prinzeſſinn.

„Grindkopf," ſprach ſie zu mir, „ich ſuche euch, um euch zu ſagen, daß ihr glücklicher ſeid, als ein anſtändiger Menſch: meine Gebieterinn hat, ungeachtet eures Kahlkopfs, Geſchmack an euch gefunden, und will euch dieſe Nacht in ihre Zimmer führen laßen; ſie wünſcht, euch noch einmal ſingen zu hören und tanzen zu ſehen. Findet euch dieſe Nacht wieder an dieſem Orte ein, und bleibet ja nicht aus."

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich, ohne meine Antwort abzuwarten, und ließ mich in großer Bewegung über die Neuigkeit, welche ſie mir verkündigt hatte.

Die Hofmeiſterinn hatte nicht nöthig, mir Pünktlichkeit zu empfehlen. Ich lief ſogleich zu dem alten Gärtner, weniger um ihm mein gutes Glück mitzutheilen, als um ihn zu benachrichtigen, daß er meinetwegen nicht beſorgt ſein möchte, wenn ich die Nacht außer ſeinem Hauſe zubrächte. Sodann kehrte ich zurück und ſtreckte mich wieder auf den Raſen hin, wo ich die Botſchaft vernommen hatte.

Nicht ohne die lebhafteſten Regungen der Ungeduld ſah ich endlich den erſehnten Augenblick herannahen. Ein Verſchnittener kam, und hieß mich, ihm folgen. Er ließ mich durch eine geheime Thüre, deren Schlüſſel er hatte, in den Frauen-Palaſt, und führte mich in Reſia's Zimmer.

Hundert und ein und dreißigſter Tag.

Die Prinzeſſinn lag auf einem Sopha, und alle ihre Frauen ſaßen auf dem Fußteppich rings um ſie her, und erzählten ihr allerlei ergetzliche Geſchichten. So bald ſie mich kommen ſahen, ſtanden ſie auf, und riefen aus:

„Ah! da iſt der Grindige, der wird uns wieder beluſtigen.“

„Junger Menſch,“ ſprach die Sultans-Tochter zu mir, „du haſt mir geſtern ſo viel Vergnügen gemacht, daß ich dich noch einmal habe ſehen wollen.“

Alsbald ließ ſie mir eine reingeſtimmte Laute geben, und befahl mir, darauf zu ſpielen. Ich gehorchte, und ich ſang dazu Worte, zu welchen die Prinzeſſinn mich begeiſterte, deren Anblick meine Liebe entflammte. Kurz, man brachte mir hierauf dieſelben Inſtrumente, auf welchen ich den vorigen Tag in dem Gartenſaale geſpielt hatte, und ich erwarb mir noch größern Beifall.

Darnach war die Rede vom Tanze. Ich wollte zeigen, daß ich hierin Meiſter war. Ich tanzte verſchiedene Tänze: aber bei einem derſelben, welcher heftige Bewegungen und Sprünge erforderte, ging meine Blaſe los, die ich nicht feſt genug gebunden hatte, und fiel auf den Fußteppich hin.

Bei dieſem Anblick thaten die Sklavinnen einen lauten Schrei, und Reſia nahm eine erzürnte Miene an. Ihr Zorn' funkelte in ihren Augen, und zeigte ſich noch mehr in ihren Worten.

„Ha, Verwegener!“ ſprach ſie zu mir, „ich hielt dich für einen unbedeutenden Menſchen. Hoffe nicht daß ich deine Dreiſtigkeit durch das Vergnügen entſchuldigen werde, welches du uns gemacht haſt.“

Nach dieſen Worten ließ ſie ihre Verſchnittenen herbeirufen. Sie kamen, ſtürzten über mich her, und führten mich aus dem Zimmer der Prinzeſſinn, in ein Gemach, wo ſie mich einſperrten, bis ſie am folgenden Tage den Sultan von dieſem Ereignis unterrichtet hatten.

„Ha! Elender,“ ſagte dieſer Fürſt zu mir, als man mich ihm vorgeführt hatte, „warum haſt du dich als Gärtnerburſche verkleidet? Was war deine Abſicht dabei? Du hatteſt ohne Zweifel im Sinne, mein Harem zu entehren. Aber, Dank dem Himmel, deine Verrätherei iſt entdeckt, und deine Strafe gewis. Du ſollſt auf der Stelle ſchmählich durch die Stadt geführt werden und ein Herold voraufgehen, der dein Verbrechen kund macht; alsdann ſollſt du in tauſend Stücken zerriſſen werden. Ich frage dich nicht, wer du biſt; denn es würde dir nichts helfen, ob du auch von Geburt wäreſt: wenn du ſelbſt ein Königsſohn wäreſt, müßteſt du doch umkommen, weil du die Frechheit gehabt haſt, mich zu betrügen.

Aber noch nicht genug," fuhr er fort, „meine Rache fordert noch ein Opfer: man beſtrafe meinen Gärtner auf dieſelbe Weiſe. Ich zweifle nicht, daß er der Mitſchuldige dieſes jungen Waghalſes iſt."

Ich wollte den alten Gärtner entſchuldigen, indem ich betheuerte, daß er keinen Theil an meiner Verkleidung hätte: aber man glaubte mir nicht, und wir ſollten eben beide den Scharfrichtern überliefert werden, als der Groß-Veſyr ankam, und zu dem Könige ſprach:

„Herr, ich vernehme ſo eben eine unangenehme Neuigkeit: der König von Gasna, gereizt durch die Verſagung eurer Tochter, um welche er vor zehn Monaten durch einen Geſandten bei euch angehalten, hat ſich mit dem Könige von Kandahar verbündet. Dieſe beiden Fürſten haben ihre ganze Heeresmacht vereinigt, und ziehen heran, eure Staaten zu verwüſten; ſie haben ſchon den Oxus überſchritten, und ſtehen zwiſchen Samarkand und Bochara."

Der Sultan war durch dieſe Neuigkeit beſtürzt, und ſagte zu ſeinem Veſyr:

„Schams-el-Muluk, was ſollen wir unter dieſen Umſtänden thun?"

„Herr,“ antwortete der Miniſter, „ich bin der Meinung, daß ohne Zeitverluſt alle Truppen, welche ihr gewöhnlich auf den Beinen habt, zuſammengezogen werden, und daß ſie nach Sogd aufbrechen, unter Anführung eines Feldherrn, der geſchickt genug iſt, die Feinde hinzuhalten, bis man ihm Verſtärkungen genug ſchicken kann, um angriffsweiſe vorzuſchreiten. — Indeſſen,“ fügte er hinzu, „wollen wir uns den Himmel geneigt zu machen ſuchen, und ſeine Hülfe anflehen. Laßt die Moſcheen ſtäts offen ſtehen, und unaufhörlich Gebete darin thun. Befehlet überdieß allen Bewohnern von Karism, mehrere Tage zu faſten. Laßt auch Almoſen vertheilen, und ſetzet alle Gefangenen in Freiheit, welche Verbrechen ſie auch begangen haben mögen. Ich hoffe, durch ſolche gute Handlungen werden wir den Himmel bewegen, uns zu helfen.“

Hundert und zwei und dreißigſter Tag.

Schams-el-Mûluk rettete durch dieſen Rath mir, ſo wie dem alten Gärtner, das Leben.

„Veſyr,“ ſagte der Sultan, „dein Rath ſcheint mir ſehr verſtändig; ich will ihn befolgen. Gieb ſofort Befehl, daß meine Truppen aufbrechen, und und übernimm ſelbſt ihre Anführung. Ich werde neue Aushebungen veranſtalten, und dich bald in den

Stand ſetzen, meine Feinde zurück zu ſchlagen. Unterdeſſen ſollen die Moſcheen von Gläubigen gefüllt ſein, die Armen ſollen Mildthätigkeit erfahren, und die Gefangenen ſollen ihre Feſſeln gebrochen ſehen. Ich verzeihe ſelbſt dieſen beiden Schuldigen hier, welche ich ſo eben verurtheilt habe. Ich widerrufe ihr Todesurtheil.“

Auf ſolche Weiſe entging ich einem ſchmählichen Tode. So bald ich außerhalb des Palaſtes war, eilte ich wieder nach meiner Karavanſerei, wo ich meinen Hofmeiſter in Verzweiflung traf. Er kam von dem Hauſe des Gärtners, wo er mein Unglück vernommen hatte. Er war freudig überraſcht, als er mich wiederſah. Ich erzählte ihm alles, was mir begegnet war; und als ich Miene machte, daß ich noch länger in Kariſm bleiben und, trotz meinem unglücklichen Abenteuer, neue Mittel aufſuchen wollte, zu der Prinzeſſinn zu gelangen, warf er ſich mir zu Füßen, und ſagte zu mir, mit Thränen in den Augen:

„O mein theurer Prinz, misbrauchet nicht die Gnade des Himmels; nachdem er euch aus einer ſchrecklichen Gefahr gezogen, worin die Liebe euch geſtürzt hatte, ſetzet euch nicht fürder einem ſo kläglichen Tode aus. Ach! wenn der König euer Vater wüßte, was hier vorgegangen iſt, welches Herzeleid, großer Gott! würde ihm eure Unvorſichtigkeit machen!

Folget mir, Herr, vergeſſet die Prinzeſſinn von Karism; auch verdient ſie nicht, daß ihr noch weiter an ſie denket: es hat nicht an der Grauſamen gelegen, daß ihr nicht das Leben verloren habt. Ein gerechter Abſcheu müße euch beſeelen, und die Vernunft euch überzeugen! Laßt durch meine Thränen und durch meine Betrübnis euch rühren, und uns aus dieſer unſeligen Stadt entfernen. Denket an das hohe Alter des Königs von Aſtrakan: er ſteht vielleicht ſchon in dieſem Augenblick am Rande des Grabes. Ihr allein könnt ſeine Völker, die euch anbeten, und jeden Augenblick eurer Abweſenheit zählen, über ſeinen Verluſt tröſten. Wolltet ihr ſo ihrem ungeduldigen Verlangen euch wiederzuſehen, entſprechen?“

Mein Hofmeiſter erweichte mich durch dieſe und ähnliche Reden.

„Hüſſeyn,“ ſagte ich zu ihm, „es iſt genug: du ſollſt mir nicht mehr vorzuwerfen haben, daß ich ſchwach bin; ich gebe deinen dringenden Bitten nach: laß uns abreiſen. — Lebe wohl, Reſia! allzu grauſame Prinzeſſinn; möge deine Härte und die Zeit dich aus meinem Gedächtniſſe vertilgen!“

Indem ich dieſe Worte ausſprach, trat der alte Gärtner in die Karavanſerei. Er kam, mir zu ſagen, daß man ihn aus den Gärten des Harems gejagt hätte.

„Wohlan," ſagte ich zu ihm, „weil ich Schuld bin, daß ihr euern Dienſt verloren habt, ſo iſt es billig, daß ich euch entſchädige. Folget mir in mein Land, dort will ich euch eine Stelle geben, welche wohl eure hieſige aufwiegt."

„Ich danke euch, Herr," antwortete er mir; „ich bin im Sagatay geboren, und will auch darin ſterben. Ich werde mich nach meinem Geburtsdorfe begeben, und dort gemächlich von dem leben, was ich in meinem Dienſt erworben, und was ich von euch geſchenkt erhalten habe."

Um ſein Leben noch zufriedener und bequemer zu machen, gab ich ihm noch mehr Gold und Edelſteine, und er ging ſehr vergnügt hinweg.

Ich verließ noch denſelben Tag Kariſm, und kehrte mit meinem Hofmeiſter nach Otrar zurück, und kam hier wieder zu meinem übrigen Gefolge, welches ſchon anfing, die Geduld zu verlieren, obwohl ich eben nicht viel Zeit auf dieſe Reiſe verwendet hatte. Als ich bei meiner Ankunft erklärte, daß ich unverzüglich nach Circaſſien heimkehren wollte, ſo waren die Circaſſier, welche nichts ſehnlicher wünſchten als ihre Frauen und Kinder wiederzuſehen, hoch erfreut über meinen Vorſatz.

Wirklich, blieb ich nicht mehr ſechs Tage in Otrar. Ich machte mich auf den Weg, und näherte mich in kleinen Tagereiſen Aſtrakan, als ein Eilbote mir entgegenkam, welchen mein Vater an mich abgeſchickt hatte, und durch welchen er mir meldete, daß er krank danieder läge, und wohl fühlte, daß ihm nur noch kurze Zeit zu leben übrig bliebe, daher ich keine Zeit zu verlieren hätte, wenn ich ihn vor ſeinem Tode noch einmal ſehen und umarmen wollte.

Auf dieſe Neuigkeit, welche mich in die äußerſte Betrübnis verſetzte, beſchleunigte ich meine Heimreiſe: aber ach! was frommte mir meine Eile? Ich kam noch zeitig genug an, um Zeuge eines Schauſpiels zu ſein, welches mir das Herz durchbohrte: ich fand meinen Vater in den letzten Zügen. Ich trete zu ihm hin, ich nahe mich ſeinem Bette, ich faſſe eine von ſeinen Händen, ich bade ſie mit Thränen, und überwältigt von den zärtlichen Gefühlen, welche die Natur mir einflößte, rief ich aus:

„O mein Vater! in welchem Zuſtande muß ich euch wiederfinden! Kann ich euch anſehen, ohne vor Schmerz zu ſterben?“

Bei dieſen Worten, welche ihn mächtig wieder aufregten, warf er irre Blicke auf mich; und indem er mich weniger vermittelſt ſeiner Augen, als durch das Gefühl erkannte, raffte er alle ihm noch übrigen Kräfte zuſammen, um nach mir ſeine Arme auszuſtrecken und mit mir zu reden.

„O mein Sohn!“ ſagte er zu mir: „du biſt wieder da: jetzo habe ich den Himmel nichts mehr zu bitten. Ich ſterbe zufrieden: lebe wohl!“

Indem er dieſe Worte ausſprach, gab er ſeinen Geiſt auf, als wenn der Engel des Todes nur noch meine Ankunft abgewartet hätte, um das Leben des Königs zu enden, und als wenn er dieſem guten Fürſten noch den Troſt gewähren wollte, mir Lebewohl zu ſagen.

Hundert und drei und dreißigſter Tag.

Nachdem ich ſeiner Leiche alle ſchuldige Ehre erwieſen hatte, beſtieg ich den Thron, und befliß mich, meine Staaten auf eine Weiſe zu regieren, welche die gute Meinung, die man von mir gefaßt hatte, rechtfertigen konnte. Ich war ſo glücklich, daß es mir gelang, und daß mir das ſüßeſte Vergnügen zu Theil ward, welches die Könige haben können: ich wurde von meinen Unterthanen angebetet, und werde es noch. Da ich nichts anderes im Auge habe, als ihre Glückſeligkeit, ſo denken ſie auch nur darauf, mir zu gefallen und jeden Tag meiner Herrſchaft durch irgend ein neues Feſt zu bezeichnen. Auf dieſe Weiſe iſt mein Hof der Aufenthalt der Freude geworden: unaufhörlich gibt es hier Luſtbarkeiten, ſo wie in der Stadt.

Es gibt kein Volk, welches glücklicher ſchiene, noch in der That auch wäre. Ich freue mich ihres Glükkes; und aus Furcht es zu ſtören, bemühe ich mich, den Kummer zu verbergen, welcher mich verzehrt. Ich bin überzeugt, wenn ſie wüßten, daß ich, anſtatt zu ſein, was ich ihren Augen ſcheine, im Geheimen ein Raub des grimmigſten Schmerzes bin, man würde bald eine tiefe Traurigkeit auf dieſe Freude folgen ſehen, welche gegenwärtig in Aſtrakan herrſcht. –

Bald nach meiner Thronbeſteigung, fühlte ich wohl, daß ich Reſia noch nicht vergeſſen hatte. Zwar hatten der Tod des Königs meines Vaters, die Feierlichkeiten, welche ich ſeiner Aſche ſchuldig war, und die Aufmerkſamkeit, welche ich den Staatsgeſchäften widmen mußte, die Regungen meiner Liebe gehemmt: aber weit entfernt, geſchwächt zu ſein, ſchien ſie mir nur noch neue Kraft gewonnen zu haben. Ich ſprach zu Hüſſeyn davon, und er ſagte zu mir:

„Herr, gegenwärtig, da ihr mit eurer Hand eine Krone zu bieten habt, bin ich der Meinung, daß ihr durch einen Geſandten um die Prinzeſſinn von Kariſm anhalten laßet. Und um den Sultan deſto mehr zu bewegen, ſie euch zu bewilligen, ſo verheißet ihm eure Hülfe gegen ſeine Feinde.“

Ich befolgte dieſen Rath; ich ſchickte Hüſſeyn ſelber mit einem prächtigen Gefolge und mit koſtbaren Geſchenken an den Hof von Kariſm, und ſchrieb folgendermaßen an den Sultan:

„Gott verleihe langes Leben dem Sultan von Kariſm, dem Kaiſer der Kinder Adams, dem Eroberer der Welt, und dem glücklichen Fürſten, deſſen Fuß der Himmel geſtärkt hat, um gewaltig die höchſten Stufen der Macht und der Größe zu erſteigen! Er lebe immerdar in Glückſeligkeit, ohne daß ſein Glück von den Stürmen des Neides geſtört werde!

Wir eröffnen Euch, daß wir uns mit Euch zu verbinden wünſchen, wenn es Euch beliebt, uns die Prinzeſſinn Reſia Eure Tochter zur rechtmäßigen Gemahlinn zu geben. Und obwohl Ihr nur Eurer immerdar ſiegreichen Truppen bedürfet, um Eure Feinde zu demüthigen, ſo erbieten wir Euch jedoch die ganze Macht der Circaſſier und ihrer Verbündeten. Heil Euch!“

Ich glaube, ich brauche euch nicht zu ſagen, mit welcher Ungeduld ich die Rückkunft meines Geſandten erwartete: ihr könnt ſie euch wohl denken. Kurz, nachdem ich die Quaalen einer langen Erwartung ausgeſtanden hatte, ſah ich endlich Hüſſeyn ankommen; er verkündigte mir, daß der Sultan von Kariſm ihn ſehr wohl empfangen hätte, daß ich jedoch auf die Hoffnung von Reſia's Beſitz verzichten müßte.

„Ei warum denn,“ fragte ich ihn, „muß ich darauf verzichten?“

„Herr,“ antwortete mir Hüſſeyn, „weil ſie dem Könige von Gasna verſprochen iſt. Dieſer Fürſt hat die Truppen des Sultans mehrmals geſchlagen, und denſelben genöthigt, zur Erhaltung ſeiner Staaten, ſeinen Feind um Frieden zu bitten und ihm ſeine Tochter zu verſprechen. Da nun der König von Gasna nur deshalb den Sultan bekriegte, um ihn zu zwingen, ihm ſeine Tochter zu geben, ſo ſind die beiden Fürſten bald einig geworden: dergeſtalt, daß Reſia ſchon zwei Tage nach meiner Abreiſe von Karism ihrem Gemahle zugeſandt werden ſollte.“

Es fehlte nicht viel, daß dieſe Neuigkeit mich um den Verſtand gebracht hätte. Ich beklagte mich über mein Schickſal in Ausdrücken, welche Hüſſeyn befürchten ließen, ich möchte wahnſinnig werden. Ich begnügte mich nicht, mich zu betrüben, ich ward krank, und ich begreife nicht, wie ich von dieſer Krankheit wieder geneſen bin; denn mein Geiſt war ſtäts in einer ſolchen Verfaſſung, welche nicht zu meiner Geneſung mitwirken konnte.

Aber wenn auch meine Geſundheit ſich herſtellte, ſo war jedoch mein Herz nicht beruhigt: ich war ſtäts mit der Prinzeſſinn von Karism beſchäftigt; ich dachte ſie mir in den Armen ihres glücklichen Gatten, und dieſe qualvolle Vorſtellung ſtörte unabläßig meine Ruhe.

Hüſſeyn bildete ſich ein, daß eine neue Schönheit Reſia's Stelle in meinem Herzen einnehmen könnte, und ließ überall ſchöne Sklavinnen aufſuchen. Er erfüllte damit mein Harem: vergebliche Bemühung! Sein Eifer mochte mir tauſend noch ſo reizende Weſen vorführen, keine vermochte, mich von Reſia-Begüm abwendig zu machen.

Hundert und vier und dreißigſter Tag.

Während Hüſſeyn ſich vergeblich abmühete, die Reize der liebenswürdigſten Mädchen Aſiens an mir zu verſuchen, kam eines Tages mein Groß-Veſyr, mir zu ſagen, daß ſeit einigen Tagen vor den Thoren von Aſtrakan ſehr prächtige Bäder erſchienen wären.

„Das Waſſer," ſagte er zu mir, „iſt rein und klar; man ſieht da Säulen von köſtlichem Marmor, und die ſchönſten Becken von der Welt. Die ganze Stadt ſtrömt hinaus, dieſe Bäder zu bewundern, und man iſt um ſo mehr davon überraſcht, als niemand ſie hat erbauen ſehen. Man hat ſie auf einmal ſo erblickt, wie ſie daſtehen: das iſt alles, was man davon weiß."

Ich war ſehr verwundert über dieſen Bericht, und hatte die Neugier, hinzugehen und mich ſelber von einer Sache zu überzeugen, welche mir an das Wunderbare zu gränzen ſchien. Ich begab mich alſo verkleidet mit meinem Groß-Veſyr nach dieſen Bädern; und mein Erſtaunen wuchs, als ich die Bauart und ihre Pracht betrachtete. Außerdem, daß alles hier ſehr ſauber, und wohl eingerichtet war, bemerkte ich auch, daß die zur Aufwartung beſtimmten Knaben alle ſchön und wohlgebildet waren; aber was noch außerordentlicher war, ſie glichen ſich alle ſo vollkommen, daß man ſie nicht von einander zu unterſcheiden vermochte.

Der Herr des Bades, der ein Mann von funfzig Jahren und von gutem Ausſehn war, hatte große Sorgfalt für gute Bedienung. Nachdem man gebadet hatte, trank man köſtliche Brandweine, und jedermann verließ das Bad ſehr zufrieden.

Als ich wieder in meinem Palaſte war, unterhielt ich mich mit meinen Hofleuten voh dieſen Bädern, welche ſie alle ſchon beſucht hatten. Ich fragte ſie, was ſie davon dächten; und da mir ihre Antworten nicht genügten, ſo beſchloß ich, hinzuſchicken und den Mann holen zu laßen, der ſie erbauet hatte, um ihn ſelber zu befragen. Ich trug Hüſſeyn auf, in meinem Namen hinzugehen, ihm alle mögliche Freundlichkeit zu bezeigen und ihn mir herzuführen.

Hüſſeyn entledigte ſich ungeſäumt dieſes Auftrags, und ich ſah ihn bald mit dem Herrn des Bades zurückkommen, der ſich ſogleich mir zu Füßen warf. Ich hub ihn ſelber auf, und empfing ihn ſehr freundlich.

Entzückt von der Aufnahme, welche er bei mir fand, begann nun dieſer Mann meine Lobeserhebungen, und ergoß ſich in ſo beredten Worten, daß er meine und all meiner Hofleute Bewunderung erregte. Seine Unterhaltung war ſo angenehm, und ich fand ſo viel Vergnügen daran, daß ich lange nicht an den Gegenſtand dachte, um welchen ich ihn hatte rufen laßen. Endlich erinnerte ich mich deſſen gleichwohl, und ſagte zu ihm:

„Großer Weltweiſer, — denn es iſt nicht ſchwer, einzuſehen, daß ihr einer der erleuchteteſten ſeid — ich habe eine Bitte an euch; ſeid aufrichtig gegen mich, und verhehlet mir nichts: wie habt ihr ſo prächtige Bäder erbauen können? und wie iſt es möglich, daß ihr vor den Thoren Aſtrakans ein ſo herrliches Werk aufgeführt habt, ohne daß jemand es gewahr geworden iſt?“

„Herr,“ antwortete er mir, „ich habe in meinem Dienſte vierzig Arbeiter, einer immer geſchickter, als der andre. Durch ihre Vermittelung kann ich in weniger als Tagesfriſt noch ſchönere Bäder bauen, als jene da. Alle dieſe Arbeiter ſind ſtumm; aber ſie verſtehen, was man ihnen ſagt. Es iſt ſogar nicht einmal nöthig, zu ihnen zu ſprechen, wenn man ihnen etwas befehlen will: an der geringſten Gebärde, welche ihr macht, erkennen ſie eure Abſicht; ihr dürft ſie nur anblicken, und ſie leſen in euren Augen, was ihr von ihnen begehret. Wenn Euer Majeſtät ſie will hieher kommen laßen und ihnen irgend einen Befehl ertheilen, ſo werden ſie ihn augenblicklich ausführen."

Ich hatte zu große Luſt, die Wahrheit ſeiner Rede zu erproben, als daß ich es hätte unterlaßen können, ihn beim Worte zu nehmen. Ich ſchickte auf der Stelle hin, und ließ dieſe Arbeiter holen, in welchen ich die Knaben wieder erkannte, die ich im Bade hatte aufwarten ſehen. Abermals über ihre Aehnlichkeit verwundert, bezeugte ich meine Verwunderung dem Weltweiſen und fragte ihn, ob ſie Brüder wären.

„Ja, Herr," antwortete er; „und noch mehr, ich kann euch verſichern, daß ſie alle von einer und derſelben Mutter geboren ſind. — Befehlet ihnen nun," fügte er hinzu, „was euch beliebt; aber ich bitte Euer Majeſtät unterthänigſt, zuvor jedermann zu entfernen; es iſt mir daran gelegen, daß wir ohne Zeugen ſeien."

Hundert und fünf und dreißigſter Tag.

So bald meine Hofleute den Weltweiſen alſo ſprechen hörten, entfernten ſich alle ohne meinen Befehl zu erwarten, und ich blieb allein mit dem Herrn der Bäder und ſeinen vierzig dienſtbaren Geiſtern. Nachdem ich lange nachgedacht hatte, was ich ihnen befehlen ſollte, wünſchte ich, ſie ſollten in dem Saale, worin wir uns befanden, auch ein Bad bauen.

Ich hatte ihnen nicht ſo bald meine Abſicht zu erkennen gegeben, als ſie alle verſchwanden. Einen Augenblick darauf kamen ſie, mit Marmor von allen Farben, und mit anderem zum Bau eines Bades nothwendigen Zeuge beladen, zurück. Sie fingen an zu arbeiten, und ließen mir die Zeit nicht lang werden, indem ich ihrem Bauen zuſah. Während die Einen den Bau mit einer Geſchwindigkeit errichteten, daß ich ihnen kaum mit den Augen folgen konnte, gingen die Anderen hin, und brachten mit derſelben Schnelligkeit das Bauzeug herbei. Kurz, binnen einigen Stunden, war das Bad vollendet.

Man konnte nichts Vollkommeneres noch Prächtigeres ſehen: da ſtanden zwölf Säulen von Jaspis-Marmor, ſo glänzend, daß man ſich darin ſpiegelte; und mehrere Springbrunnen ließen ihr Waſſer plätſchernd in weiße Marmorbecken fallen.

Verwundert über die Gegenſtände, welche ſich meinen Augnn darboten, und über die Wiſſenſchaft des Weltweiſen, bat ich ihn, mir zu erklären, wie alle dieſe Dinge zugingen.

„Herr,“ antwortete er mir, „dieſe Erklärung würde uns zu weit führen: erlaubet mir nur, euch zu ſagen, daß ich neun und dreißig Wiſſenſchaften beſitze.“

Dieſe Rede vermehrte noch mein Erſtaunen und erregte mir große Luſt, einen ſo großen Mann bei mir feſtzuhalten. Ich erzeigte ihm tauſend Freundlichkeiten; dann fragte ich ihn, aus welchem Lande er wäre, und wie er hieße.

„Ich bin,“ antwortete er mir, „aus der Gegend von Bochara, und Avicenna*) iſt mein Name. —

---

*) Ein unter dieſem Namen auch im Abendlande berühmter Gelehrter: eigentlich Abu Ali Huſſain Ben Abdallah, Ben Szina Al Scheich, Al Reis, von den Muſelmännern gewöhnlich Ebn Szina, von den arabiſierenden Juden Aben Szina (Sohn des Szina) genannt; im J. 980 zu Bochara (in der Bucharei) geboren: großer Arzt und Philoſoph, der auch die Griechen, Euklides, Ptolemäus und Ariſtoteles, ſtudierte und commentierte, aber weder durch ſeine Lebensweiſe, noch durch ſeine Sitten, ſeinen Lehren entſprach. Er war am Hofe Mamons, Königs von Chuaresm (hier immer Karism genannt), als er, auf ſeinen Ruf, nebſt anderen dortigen Gelehrten, zu Mahmud, erſtem Gasnevidi-

Wenn ihr, fuhr er fort, „meine Geſchichte hören wollt, ſo bin ich bereit, ſie euch zu erzählen.“

Ich bezeugte ihm, er würde mir ein großes Vergnügen damit machen; und ſogleich begann er folgendermaßen:

ſchen Sultan, nach Choraſan eingeladen wurde, aber anſtatt dorthin, nach Dſchordſchan ging; worauf er ſich nach Hamadan begab, und dort eine Zeitlang wider Willen Weſyr war, ſein Amt ſchlecht verwaltete, und ins Gefängnis kam. Er machte weite Reiſen, und ſtarb im 58ſten Jahre. Er wird auch wegen ſeiner Studien von den Muſelmännern nicht für rechtgläubig gehalten, ſoll ſich aber am Ende noch bekehrt haben. H.

Geſchichte des Avicenna.

„Ich bin in einem Flecken namens Afhana geboren. Kaum war ich aus der Wiege, als meine Verwandten mich nach der wiſſenſchaftlichen Anſtalt in Bochara ſchickten, um meine Studien zu beginnen. Ich lernte zuerſt den Koran, und hatte ſo großen Trieb zu den ſchönen Wiſſenſchaften, daß ich ſie ſchon im zehnten Jahre inne hatte. Man lehrte mich die Rechenkunſt; dann ließ man mich den Euklides leſen, und ich legte mich auf die Mathematik. Ich befliß mich auch der Weltweisheit, der Heilkunde, und der Gottesgelahrtheit.

In allen dieſen Wiſſenſchaften machte ich ſolche Fortſchritte, daß ich mir binnen kurzer Zeit, einen großen Ruf erwarb. Ich hatte noch nicht mein zwanzigſtes Jahr erreicht, als mein Name ſchon von den Ufern des Gihon bis zu den Mündungen des Indus bekannt war.

Eines Tages, als ich mit meinem Vater auf einer Reiſe in Samarkand war, wohin einige Geſchäfte ihn riefen, wollte ich auch den Hof beſuchen: ich fand dort einige von meinen Bekannten, welche nicht unterließen, mich ſehr zu rühmen. Die Lobſprüche, welche ſie mir überall ertheilten, gelangten auch zu den Ohren des Groß-Weſyrs, und er wünſchte, mit mir zu reden. Er war ſo zufrieden mit meiner Unterhaltung, daß er mir antrug, bei ihm in Samarkand zu bleiben. Ich willigte ein, und ich gewann ſo großes Zutrauen bei ihm, daß er nichts mehr that, ohne mich zu befragen.

Dieſer Miniſter lebte nicht lange; aber ich verlor an ihm nur einen Mann, der mich liebte, und mein Glück ward dadurch nur um ſo glänzender. Der König faßte für mich dieſelbe Freundſchaft, wie ſein Weſyr; ich bekam Statthalterſchaften, und in der Folge wurde mir die noch offene Stelle ſeines erſten Miniſters geboten, und ich nahm ſie an.

Hundert und ſechs und dreißigſter Tag.

Obwohl ich alle Pflichten eines Groß-Weſyrs gewiſſenhaft erfüllte, ſo fand ich dennoch Zeit, mich mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen; aber mein Eifer für dieſelben konnte ſich nicht damit begnügen, einige Stunden täglich zu leſen, ich faßte alſo den Entſchluß, die Staatsgeſchäfte aufzugeben.

Der König erlaubte es mir ungern, ſo ſehr war er mit meiner Verwaltung zufrieden. Er wollte mir gleichwohl auch keinen Zwang anthun, und hatte die Güte zu bewilligen, daß ich mein Amt niederlegte, unter der Bedingung, daß ich mich nicht von ſeinem Hofe entfernete.

Ich hatte nicht die Abſicht, denſelben zu verlaßen; ich liebte den König herzlich; ich war von ſeiner Huld gegen mich zu ſehr durchdrungen, als daß ich mich in die Einſamkeit hätte zurückziehen ſollen, welche Wuth ich auch für die Wiſſenſchaften hatte. Ich blieb alſo am Hofe; aber ich räumte meine Amtwohnung meinem Nachfolger ein; und nahm eine andre Wohnung in einem abgelegenen Theile des Palaſts, wo ich wie in einer Art von Einſamkeit lebte. Ich theilte meine Zeit zwiſchen dem Fürſten und meinen Büchern. Ich begnügte mich nicht mehr, zu leſen, ich verfaßte ſelber auch mehrere Werke, einige in Verſen, andere in Proſa; und weit entfernt, jenen unnützen Gelehrten zu gleichen, welche, zufrieden, ihren Geiſt mit einer Menge von Kenntniſſen und Wiſſenſchaften bereichert zu haben, dahinſterben, ohne daß die Welt die geringſte Frucht ihrer Nachtwachen ärnte, theilte ich jedermann meine Betrachtungen mit, indem ich ſie allmählich niederſchrieb. Ich habe ſo gegen hundert

Bände über mancherlei Gegenſtände verfaßt, und meine Werke werden vorzugsweiſe die ruhmvollen Werke genannt.

Ich legte mich auch auf die Chemie, und auf jene geheime Wiſſenſchaft, durch welche man alle Verrichtungen der Natur erklärt. Ich war ſchon ein ganz guter Kabaliſt, als ein Geſandter des Königs Kutbeddin*) von Kaſchgar**) in Samarkand ankam. Man ſprach viel über den Beweggrund dieſer Geſandtſchaft. Einige bildeten ſich ein, ſie käme, um dem Könige von Samarkand den Krieg zu erklären, Andere, um ihm ein Bündnis anzutragen. Keiner traf das Rechte. Der Geſandte überraſchte, als er vorgelaßen wurde, alle Welt, indem er, nach Ueberreichung ſeines Beglaubigungsſchreibens an den König, alſo zu ihm ſprach:

---

*) Kothb-eddin bedeutet Pol der Religion: von Kothb, eigentlich das Eiſen, auf welchem ſich der obere Mühlſtein umdrehet; dann auch die Erd- und Himmelsachſe, nach Arabiſcher Vorſtellung. Dieſen Beinamen führen mehrere Fürſten, unter andern auch der erſte Sultan von Chuaresm, unter Seldſchukkiſcher Hoheit, ſt. 1187. H.

**) Hauptſtadt eines Landes in Turkeſtan, von Einigen zu Kathai (d. i. China) gezogen. Tamerlan eroberte ſie auf dem Zuge nach Perſien. H.

„Gnädiger Herr, der König Kutbeddin, mein Gebieter unterhielt ſich eines Tages über Tiſche mit einigen ſeiner Hofleute über die alten Weltweiſen.

„Ich wünſchte wohl zu wiſſen,“ ſagte er zu ihnen, „ob es noch gegenwärtig ſo große Gelehrte gibt, wie Hippokrates und Sokrates.“*)

Hierauf erwiederte ihm ein Hofmann, es wären Kaufleute nach Kaſchgar gekommen, welche viele Länder durchreiſet hätten und vielleicht wüßten, wo es noch gelehrte Männer gäbe.

Man ſchickte auf der Stelle hin, und ließ dieſe Kaufleute holen, und ſie ſagten dem Könige meinem Herrn, es lebten am Hofe von Samarkand zwei berühmte Weltweiſe, deren Verdienſte man nicht genug rühmen konnte: der eine hieße Avicenna und der andre Faſel Aſphahani:**) „dieß ſind zwei Männer,“ ſagten ſie, „die eine vollkommene Einſicht in die Geheimniſſe der Natur haben, und die wir Wunderdinge haben thun ſehen.“

---

*) Beide der Arabiſchen, vielfach aus der benachbarten Griechiſchen geſchöpften Litteratur wohlbekannt: der letzte, von ihnen Sokrath oder Sokrathis genannt, als Lehrer des Plato und Ariſtoteles, und Oberhaupt der Weltweiſen, welche ſie Elahiun, Göttliche, nennen, weil dieſe zuerſt eine einzige, alles bewegende und beherrſchende Gottheit erkannt haben. H.

**) Den Beinamen Esfahani, aus Isfahân oder Esfahân (einer bekannten Hauptſtadt Perſiens) gebürtig, führen mehrere Gelehrte, unter denen ſich bei d'Herbelot jedoch kein Faſel oder ähnlicher findet.

Sie rühmten dieſen Avicenna und dieſen Faſel dermaßen, daß mein Herr beſchloß, Euer Majeſtät für einige Zeit um ſie zu bitten. Er wünſcht leidenſchaftlich, ſie alle beide zu ſehen. Er beſchwört euch, Herr, ſie ihm zu ſenden. Er will ſie hören und ſelber von ihrer Wiſſenſchaft urtheilen: denn er iſt ein Fürſt, der viel Geiſt und dabei eine Einſicht in alle Wiſſenſchaften hat.“

Alſo ſprach der Geſandte. Sogleich ließ der König von Samarkand mich und Faſel holen, und ſagte zu uns:

„Der König von Kaſchgar verlangt euch beide bei ſich zu ſehen, um ſich einige Zeit eurer Unterhaltung zu erfreuen. Ich bin nicht geſonnen, ihm dieſen Wunſch zu verſagen.“

„Herr,“ antwortete Faſel, „ihr habt zu gebieten, und es iſt an uns zu gehorchen. Was mich betrifft, ich thue alles, was euch beliebt.“

Da ich noch immer ſchwieg, und man mir wohl anſehen konnte, daß die Reiſe nach Kaſchgar nicht nach meinem Sinne war, ſagte der König zu mir:

„Und ihr, Avicenna, ihr antwortet nicht; es ſcheint, daß dieſe Botſchaft euch unlieb iſt.“

Hundert und ſieben und dreißigſter Tag.

Ich bezeugte dem Könige, daß ich in der That Widerwillen hegte, zu thun, was man von mir forderte. Hierauf ſtellte Faſel mir vor, wenn wir es verſagten, die Neugier Kutbeddins zu befriedigen, ſo würde dieſer Monarch es vielleicht übel deuten, und könnte wohl gar denken, wir wären nicht ſo geſchickt, wie man ſagte; überdieß wären die Fürſten auf gewiſſe Weiſe die Herren unſers Ruhms, und ſie dürften nur in fremde Länder zu unſerm Nachtheile über uns ſchreiben laßen, um uns zu verrufen: folglich müßten wir, zur Erhaltung unſers Ruhms, uns dem Willen des Königs von Kaſchgar unterwerfen.

Dieſe Rede Faſels erregte nur meinen Zorn: „Ihr habt,“ ſagte ich zu ihm, „eine für einen Weltweiſen ſehr lächerliche Furcht. Wie könnten doch alle Fürſten auf der Welt einem Manne ſchaden, der die Wiſſenſchaften beſitzt, wie ich? Wiſſet, wenn ich an dieſem Hofe mich aufhalte, ſo geſchieht es, weil ich den Fürſten deſſelben liebe. Ohne dieſe Freundſchaft, welche ich durch tauſend Freundlichkeiten erwiedert ſehe, würde ich längſt an irgend einem andern Orte der Erde in völliger Unabhängigkeit leben. Was euch betrifft, weil ihr noch nicht über das Schickſal erhaben ſeid, und noch des Schutzes der Könige bedürfet, ſo werdet ihr ſehr wohl thun hin zu gehen, um

Kutbeddin nicht zu vernachläßigen. Er wird mit eurer Wiſſenſchaft, oder wenigſtens doch mit eurer Gefälligkeit ſo zufrieden ſein, daß er nichts zu euerm Nachtheile in fremde Länder wird ſchreiben laßen.“

Jch ſah bei dieſen Worten in Faſels Augen eine Wuth funkeln, welche er kaum zu mäßigen im Stande war. Der König bemerkte es, und um zu verhindern, daß das Geſpräch nicht zu lebhaft würde, ſagte er zu mir:

„Avicenna, ich bitte euch, laßt euch bewegen. Der Fürſt, der euch zu ſehen wünſcht, verdient es wohl; er liebt die Wiſſenſchaften und die Gelehrten, er brennt vor Begierde, ſich mit euch zu unterhalten: iſt es nun wohlanſtändig, ſeinen Geſandten mit abſchläglicher Antwort heimzuſchicken? Jch tadle keinesweges den edlen Stolz, welchen die ſeltenen Kenntniſſe, die ihr beſitzet, euch einflößen: aber bedenket doch, daß die Könige wohl verdienen, daß man einige Rückſicht auf ſie nehme. Folget mir, gehet an den Hof Kutbeddins, und nachdem ihr dort einige Zeit verweilt habt, ſo kehret an den meinigen zurück, wofern ihr noch gegen mich die Empfindungen heget, welche ihr mir ſo eben bezeigt habt.“

„Mächtiger Monarch der Welt,“ erwiederte ich dem Könige von Samarkand, „weil ihr mir bezeuget, daß es euch Vergnügen macht, wenn ich nach Kaſchgar gehe, ſo weigere ich mich nicht länger. Jch bi bereit abzureiſen. Ihr werdet ſtäts unbeſchränkte Gewalt über euern Sklaven haben: er wird euch ſelbſt ſein Leben opfern, wenn ihr es verlanget.“

Der König zeigte ſich ſehr erfreut über meine Gefälligkeit für ihn. Er ließ den Geſandten mit einem Rocke von Goldſtoff bekleiden, verſicherte ihn, Faſel und ich wir würden nächſter Tage nach Kaſchgar abreiſen, und ſchickte ihn mit dieſer Antwort heim zu ſeinem Herrn.

Faſel Aſphahani war ein Mann ungefähr von meinem Alter. Er wußte zwar viel; aber die Kaufleute, welche ihn dem Könige von Kaſchgar ſo hoch gerühmt, hatten zu viel von ihm geſagt. Dieſer Weltweiſe kam nun wenige Tage vor unſerer Abreiſe zu mir, und ſprach alſo:

„Ruhmwürdiger Avicenna, da man uns als zwei vollendete Gelehrte betrachtet, ſo dünkt mich, wäre es angemeſſen, wenn wir nicht wie gewöhnliche Menſchen reiſeten. Laßt uns etwas Abſonderliches thun: iſt's euch genehm, daß wir von hier nach Kaſchgar reiſen, ohne zu eſſen und zu trinken? Dieß iſt für einen Weltweiſen, wie ihr, kein ſchwieriger Vorſchlag, obwohl der Weg etwas lang iſt. Wir brauchen dann nur Lebensmittel für unſere Sklaven mitzunehmen, die Zeugen ſein werden von der ſtrengen Enthaltung, welche wir unterweges beobachten: dieß wird weit und breit kund werden, und uns großen Ruhm erwerben.“

Er machte mir dieſen Antrag nur, weil er das Geheimnis beſaß, gewiſſe Pillen zuſammenzuſetzen, von welchen eine einzige zur Nahrung eines Menſchen für den ganzen Tag hinreichte; ſo daß er, wenn er ſo viel Pillen zu ſich ſteckte, als wir Tagereiſen zu machen hatten, er ſicher war, nicht zu hungern. Er dachte wohl, daß ich, um nicht weniger gelehrt zu erſcheinen, als er, nicht wagen würde, dieſe Art von Ausforderung abzulehnen, und er ſah mich am fünften oder ſechsten Tage ſchon kommen. Aber ich war nicht ſo verlegen, als er ſich einbildete; denn, nachdem ich ihm geantwortet hatte, ich willigte gern in dieſe Art zu reiſen, machte ich eine Art von Opiat, welches dieſelbe Kraft hatte, wie ſeine Pillen.

Auf ſolche Weiſe machten wir uns, ohne uns einander mitzutheilen, auf den Weg von Samarkand nach Kaſchgar.

Hundert und acht und dreißigſter Tag.

Die drei oder vier erſten Tagereiſen unterhielten wir uns beide ſehr ſtolz. Das Opiat wirkte eben ſo wunderbar, als die Pillen. Jeder, ſeiner Sache gewis, war voll Zuverſicht. Ich beobachtete ihn von Zeit zu Zeit, um zu ſehen, ob er ſich nicht veränderte; und dieſelbe Urſache bewog ihn, auch mich zu beobachten. Ich für mein Theil ſchien, weit entfernt, zu ermatten, von Tage zu Tage kräftiger zu werden. Es verhielt ſich nicht ebenſo mit meinem Gefährten. Er verlor ſeine Pillen. Da ward er nachdenklich und bekümmert, und ſein Geſicht überzog eine Bläſſe, woraus ich abnahm, daß es ſchlecht mit ihm ſtünde. Indeſſen verbarg er den Unfall, der ihm begegnet war; er trug ſein Leid mit Geduld und verzehrte ſich allmählich. Endlich, als ich ihn in einem höchſt kläglichen Zuſtande ſah, erbot ich ihm von meinem Opiat; aber er nahm es nicht, und wollte lieber verhungern, als bekennen, daß er Hülfe bedürfte.

Ich war von Faſels Tod innig gerührt. Ich badete ſeinen Leichnam mit meinen Thränen, und begrub ihn, mit Hülfe ſeiner und meiner Sklaven in den Bergen von Botom.*) Unter ſeinen Sklaven war einer, welchen er mehr liebte als die übrigen: dieſer war es, der mir entdeckte, daß ſein Herr dergleichen Pillen zu machen wußte; und da wir dieſelben nach dem Tode des weiſen Mannes in ſeinen Kleidern vergeblich ſuchten, ſo ſchloſſen wir daraus, daß er ſie unterweges verloren hätte.

---

*) Ein Bergland in Transoxanien, deſſen Bergſpitzen faſt immer mit Schnee bedeckt ſind, und wo die berühmte Höhle iſt, aus deren feurigen Dämpfen der Nuſchader (d. i. das sal ammoniacum, Salmiak), mit Lebensgefahr, geſammelt wird. H.

Nachdem wir ſeiner Leiche alle Ehren erwieſen hatten, die wir an dieſem Orte ihm erweiſen konnten, vertheilte ich unter allen Sklaven all das Geld, welches der König von Samarkand mir und Faſel zu ihrem Unterhalte während unſers Aufenthalts zu Kaſchgar gegeben hatte, und ſchenkte ihnen die Freiheit.

„Gehet," ſagte ich zu ihnen, „wohin es euch beliebt, und laßt mich ganz allein in dieſen Bergen. Ich bedarf euer nicht."

Alsbald begaben ſich einige nach Tokareſtan, andere nach Pergam, und noch andere gingen über das Gebirge Imaûs in das Land Türchend.

Ich aber, nachdem alle ſich ſo vertheilt hatten, blieb allein noch einige Zeit am Grabe Faſels Aſphahani, das unglückliche Schickſal dieſes Weltweiſen zu beklagen, nicht ohne ſeine Unvorſichtigkeit und ſeinen Stolz zu tadeln.

Hierauf dachte ich nach, was ich thun ſollte: ich wollte weder meine Reiſe nach Kaſchgar fortſetzen, noch nach Samarkand zurückkehren. Ich bekam Luſt, ganz allein zu reiſen und die Welt zu durchſtreifen: ich ging nach Uskün, von dort nach Kodſchand, von wo ich, ohne eine beſtimmte Richtung zu halten, nach mehreren Tagereiſen, in Karism ankam.

Als ich in dieſer großen Stadt umherwanderte, hörte ich plötzlich einen ſtarken Lärm, und ſah zu gleicher Zeit das Volk in großer Bewegung: die Handwerker verließen ihre Werkſtätten, und geſellten ſich zu anderen Einwohnern, welche auf den Straßen ſtanden: ſo daß man hätte glauben ſollen, es wäre etwas ſehr Wichtiges vorgegangen, oder ginge eben noch vor. Aber die Urſache dieſes ganzen Auflaufs war nichts anderes, als ein öffentlicher Ausrufer, der durch die Stadt zog, und von Viertelſtunde zu Viertelſtunde, mit lauter Stimme kund machte:

„O ihr alle, die ihr die Wiſſenſchaften liebt, wiſſet, daß morgen der Eingang zu der Höhle offen ſteht!“

So bald ich dieſe Worte vernommen hatte, beſchloß ich, dem Ausrufer zu folgen, um von ihm noch Näheres über dieſe Höhle zu erfahren. Ich nahte mich ihm gegen Ende des Tages, als er eben wieder in ſein Haus treten wollte, und bat ihn ſehr höflich, mir zu ſagen, was es mit der Höhle für eine Bewandtnis hätte, in welche die Gelehrten morgen eingehen ſollten.

Der Ausrufer hielt mich für einen Geiſtlichen, und antwortete mir:

„O heiliger Mann, wiſſet, daß vor den Thoren dieſer Stadt, nach dem Kaspiſchen Meere hin, ein Berg ſteht, genannt der Rothe Berg, weil er das ganze Jahr hindurch mit Roſen bedeckt iſt. Am Fuße dieſes Berges iſt eine Höhle von weitem Umfange, in welche man durch vier Thüren gelangt, die ſich durch die Kraft eines Talismans zu Anfange jedes Jahres von ſelber öffnen und wieder ſchließen. Die Neugierigen treten mit Anbruche des Tages, noch bevor die Sterne ganz verſchwinden, hinein; ſie finden darin eine ungeheure Menge Bücher, ſie wählen ſich diejenigen aus, welche ſie leſen wollen, nehmen ſie mit ſich nach Hauſe, und eilen damit aus der Höhle, denn ſie ſchließt ſich eine halbe Stunde und funfzehn Minuten nach ihrer Eröffnung wieder; und wenn unglücklicherweiſe ein Gelehrter durch ſeine Leſeluſt feſtgehalten, einen Augenblick über die beſtimmte Zeit darin verweilt, — wie ſolches nur zu häufig geſchehen iſt, — ſo muß er Hungers darin ſterben, weil die Thüren ſich erſt nach einem Jahre wieder öffnen.

Man ſagt,“ fuhr er fort, „daß der weiſe **Scheich-Shahabeddin***) dieſe Höhle gemacht hat, um ſeine Bücher darin zu verwahren, ſo wohl diejenigen, welche er ſelber verfaßt hat, als die von ihm weit und breit geſammelten. So lange er lebte, oder doch wenigſtens die letzten Jahre ſeines Lebens,

---

*) Von dieſem Gelehrten erzählt die 1001 Nacht mehrere Zaubergeſchichten, Bd. I. — Dieſen Namen führten mehrere Gelehrte; gemeint iſt hier aber wohl der berühmteſte, **Shehabeddin Jahia Ben Geiſch** oder **Habeſch**, der ein großer Philoſoph auch Poet, aber auch durch ſeinen Uebermuth, Ruchloſigkeit und Magie verrufen war, und auf **Saladins** Befehl hingerichtet wurde. H.

hat er nichts geſpart, merkwürdige Bücher zuſammen zu bringen; und die Frucht ſeiner Bemühungen iſt, daß er mehr als zwanzigtauſend Bände aufgefunden hat, welche vom Steine der Weiſen handeln, und von der Kunſt, Schätze zu ſuchen und zu finden. Es gibt darunter Bücher, welche Wunderdinge lehren, als, die Menſchen in Thiere zu verwandeln, die Pflanzen zu beſeelen: mit Einem Worte, alle Geheimniſſe der Natur ſind in einigen dieſer Bücher abgehandelt, und beſonders in denjenigen, welche er ſelber verfaßt hat.“

Hundert und neun und dreißigſter Tag.

Ich hörte mit großer Aufmerkſamkeit dieſen Bericht des Ausrufers, welcher hinzufügte, daß der weiſe Scheich-Shahabeddin, zur Sicherung dieſes koſtbaren in der Höhle niedergelegten Schatzes, einen Talisman verfertigt hätte, durch deſſen Kraft die Thüren, obwohl ſie nur von einfachem Sandel-Holze gemacht wären, weder geöffnet, noch erbrochen werden könnten, welche Geſchicklichkeit oder welche Kraft man auch anwenden möchte.

„Dieſe Vorſicht,“ ſagte ich zu dem Ausrufer, „ſcheint mir ziemlich unnütz; denn weil jedermann die Freiheit hat, einmal des Jahres in die Höhle zu treten und Bücher daraus mitzunehmen, ſo kann man ſie ja alle wegſchleppen; und es wundert mich, daß dieſes nicht ſchon geſchehen iſt.“

„Ihr habt Recht,“ antwortete er mir lächelnd, „dieß zu erinnern, weil ich euch noch nicht geſagt habe, daß diejenigen, die ein Buch mitnehmen, genöthigt ſind, es im nächſten Jahre in die Höhle zurück zu bringen, und es an ſeinen vorigen Ort hinzuſtellen. Unterließen ſie ſolches, ſo würde es ihnen theuer zu ſtehen kommen. Es ſind Geiſter beſtellt, über die Erhaltung der Bücher zu wachen, und dieſe quälen, ja tödten zuweilen ſelbſt diejenigen, die aus Habſucht eins oder das andere davon behalten wollen.“

Als der Ausrufer mir alle dieſe Umſtände mitgetheilt hatte, dankte ich ihm, und nahm Abſchied von ihm. Ihr könnt euch wohl denken, ob ich mich freute, dieſe Dinge zu vernehmen, und ob ich mir vorſetzte, am nächſten Morgen mit anderen Neugierigen die Höhle zu beſuchen. Ich beſchloß, nicht nur hinein zu gehen, ſondern auch nach den anderen darin zu bleiben und mich allem auszuſetzen, was mir widerfahren könnte. Ich war ſchon zu tief in die Geheimniſſe der Kabala eingeweiht, um noch die Geiſter zu fürchten.

Ich verließ zur Stunde die Stadt und wanderte dem Kaspiſchen Meere zu; ich gelangte an den Fuß des Rothen Berges: ich ſah die vier Thüren der

Höhle, die, in der That, von Sandelholz gemacht waren, wie der Ausrufer mir geſagt hatte, und ich bemerkte darauf mehrere Thiergebilde in erhobener Arbeit, in welchen der Talisman beruhte.

Ich beſtieg den Gipfel des Berges, und legte mich in die Roſen, welche ihn bedeckten und die Luft mit ihren Wohlgerüchen erfüllten. Ich fühlte eine ſo lebhafte Ungeduld, in die Höhle zu kommen, daß ich keinen Augenblick Ruhe finden konnte.

Endlich, nahte ſich der von mir ſo erſehnte Anbruch des Tages, und die Neugierigen kamen aus der Stadt; ich hörte das Getöſe, welches ſie bei ihrer Ankunft an dem Berge machten; und ich ſtieg von der Stelle, wo ich die Nacht zugebracht hatte, hinab, um beim Eintritt in die Höhle nicht einer der letzten zu ſein.

Schon fingen die Sterne an vor unſeren Augen zu verſchwinden, als plötzlich die vier Thüren, welche an den vier Seiten des Berges waren, von ſelber mit ſchrecklichem Krachen aufſprangen: ſogleich traten alle hinein, und verbreiteten ſich in der Höhle, deren weiten Umfang mir der Ausrufer nicht mit Unrecht gerühmt hatte. Eben ſo gegründet war, was er mir von der ungeheuern Menge der Bücher geſagt hatte: ſie waren alle ſehr ſauber an den Wänden hin aufgeſtellt, auf Brettern von Aloeholz, mit Aufſchriften, welche ihren Inhalt angaben. Man bemerkte anfangs zwiſchen ihnen Lücken; aber die Gelehrten hatten dieſelben bald durch die im vorigen Jahre mitgenommenen Bücher wieder ausgefüllt. Dieß geſchah freilich nicht, ohne wieder neue Lücken zu machen; denn ſie nahmen jetzt andere Bände, und eilten damit hinaus.

Einige Augenblicke darnach hörte ich das Krachen der vier Thüren, welche wieder zuſchlugen, und ich blieb allein in der Höhle zurück, welche nur durch die Thüren Licht empfing, und jetzo, da ſie zugeſchloſſen waren, finſterer als die dunkelſte Nacht war.

Jeder andre, der nicht gewußt hätte, was ich wußte, würde in dieſer Finſternis ſehr verlegen geweſen ſein; aber es fehlte mir nicht an einem Mittel, ſie zu zerſtreuen. Ich begann damit, mir die Geiſter zu unterwerfen, welche die Aufſicht dieſer wunderbaren Bücherſammlung hatten; und als ich ſie mir durch die Gewalt meiner Beſchwörungen dienſtbar gemacht hatte, befahl ich ihnen mir Licht zu verſchaffen, und dafür zu ſorgen, daß die Höhle immer hell erleuchtet wäre.

Hundert und vierzigſter Tag.

Die Geiſter, die immer ſehr gehorſam ſind, wenn ein Menſch, welchen ſie fürchten, ihnen etwas befiehlt, entſchwanden, und waren im Augenblick wieder da, mit mehr Licht, als man bedurft hätte, um zehn ſolche Höhlen zu erleuchten wie dieſe hier, obwohl ſie ſehr geräumig war. Ich glaube, daß ſie alle Lampen aus der Stadt Karism zuſammenſtahlen. Man hat nie eine glänzendere Erleuchtung geſehen, als dieſe, wodurch ſie meine Ankunft in der Höhle feiern wollten. Ueberall brachten ſie Lampen an; ſie reihten ihrer unzählige an den Brettern hin, und beſäeten damit das Gewölbe, aus welchen ſie eine Art von Himmel bildeten. Kurz, ſie dienten mir weit über meine Wünſche hinaus.

Jetzo legte ich mich darauf, mehrere ſehr merkwürdige Bücher zu leſen: ich fand dergleichen, welche von den Wundern der Chemie und der geheimen Wiſſenſchaften handelten: aber ihre Schreibart war ſo verblümt, und ihr Ausdruck ſo dunkel, daß alle Gelehrten nicht im Stande geweſen wären, ſie zu entziffern: um zu ihrem Verſtändniſſe zu gelangen, mußte man die Kenntniſſe haben, welche ich ſchon beſaß.

Da ich einige Stellen dieſer Bücher abſchreiben wollte, ſo brauchte ich nur auszuſprechen, daß ich Papier und Dinte haben wollte, und meine unterthänigſten Sklaven brachten es mir. Desgleichen ſorgten ſie dafür, mir Lebensmittel herbei zu ſchaffen, als mein Opiat mir anfing auszugehen. Sie brachten mir täglich köſtliche Speiſen und die beßten Weine von Schiras. Ich durfte nur befehlen, was mir beliebte, und ich war ſicher, es im Augenblicke zu haben.

Ich verlebte alſo meine Zeit ſehr angenehm in dieſer gemächlichen Höhle. Las ich auch manche Bücher, welche mich nichts neues lehrten, ſo gab es dagegen viele andere, welche mir ſehr nützlich waren, und worin ich die ſchönſten Geheimniſſe der Natur entdeckte. Kurz, ich las das ganze Jahr hindurch, ohne daß mir die Zeit lang ward.

Mit dem Beginne des folgenden Jahres öffneten ſich die Thüren wieder, wie gewöhnlich: die Neugierigen traten herein; aber da ſie ſich nicht der Erleuchtung verſahen, von welcher ihre Augen geblendet wurden, ergriff ſie Schrecken: ſie warfen ſchleunig die Bücher hin, welche ſie zurück brachten, und nahmen alle die Flucht. Zu gleicher Zeit trat ich aus der Höhle. Ich muß bemerken, daß ich meinen Bart, meine Augenbraunen und meine Haare hatte wachſen laßen, dergeſtalt, daß ich ſehr abſchreckend ausſah: auch diente meine Erſcheinung nur dazu, ihre Furcht zu verdoppeln.

„Da iſt der Hexenmeiſter Muk!“ riefen ſie aus: „er iſt es ſelber!“

Dieſer Zauberer, für welchen ſie mich anſahen, war ein boshafter Menſch, der ſich nur darin gefiel, im Lande Böſes zu thun. Er gebrauchte ſeine Schwarzkunſt, um dem menſchlichen Geſchlechte zu ſchaden. Alle Welt verfluchte ihn, und der Sultan von Karism hatte, auf die Klagen, welche von allen Seiten gegen ihn einliefen, bisher vergeblich ſeine Leute ausgeſchickt, ihn zu ergreifen. Er hatte ſtäts ihrer Verfolgung zu entgehen und ſich der über ihn verhängten Strafe zu entziehen gewußt.

Als ich hörte, daß ſie mich für einen Zauberer hielten, hatte ich die Unbeſonnenheit, ſie enttäuſchen zu wollen: „Meine Brüder,“ rief ich ihnen zu, „ihr irret euch, ich bin nicht Muk, wie ihr wähnet, ich habe nicht die Abſicht, euch das geringſte Böſe zu thun.“

Sie ſtanden ſtill bei dieſen Worten, ohne ſich jedoch davon überzeugen zu laßen: und die Beherzteſten unter ihnen ermunterten die anderen, ihrem Beiſpiele zu folgen, ſie umringten mich, und fielen alle über mich her.

Ich hätte durch ein einziges Wort ſie allzumal zu Boden ſtürzen und mich aus ihren Händen befreien können; aber ich fand es für rathſam, keinen Widerſtand zu leiſten, und ſie in dem Wahne zu laßen, daß ſie mein Leben in ihrer Gewalt hätten. Sie waren auch ganz davon überzeugt, als ſie mich, nachdem ſie mich feſt gebunden hatten, ihrem Kadi vorführten.

„Ho, ho!“ ſagte dieſer Richter zu mir, ſo bald er mich erblickte, „ſo haben wir dich dießmal erwiſcht! Bilde dir nicht ein, Böſewicht, der Strafe zu entgehen, welche du verdienſt. Schon zu lange befleckſt du die Reinheit des Tages durch dein abſcheuliches Leben. — Man führe ihn auf der Stelle,“ fügte er hinzu, indem er ſich an ſeinen Nayb wandte, „man führe ihn auf der Stelle nach dem öffentlichen Platze, wo man die größten Verbrecher hinzurichten pflegt.“

Mit dieſen Worten übergab er mich den Händen ſeiner Aſſa's, die mich nach einem weiten Platz führten, während er ſelber hineilte, dem Sultan zu berichten, was vorginge, und ihn zu fragen, mit welcher Todesart er mich beſtraft wiſſen wollte.

Hundert und ein und vierzigſter Tag.

Der Sultan von Karism vernahm nicht ſo bald, daß der Zauberer Muk auf dem Richtplatze wäre, als er ſich in einer Sänfte ſelber hintragen ließ. So bald er dort angelangt war, verlangte er mich zu ſehen, und auf meinen bloßen Anblick ſchon verdammte er mich zum Feuer.

Er hatte kaum mein Urtheil ausgeſprochen, ſo ſah ich auf dem Platz einen Scheiterhaufen emporſteigen, der zwanzig Zauberer hätte verbrennen können. Er ſtand im Augenblicke bereit, denn das ganze Volk ſchleppte um die Wette Holz herbei, und freute ſich höchlich darauf, mich bald in Aſche verwandelt zu ſehen.

Ich hatte die Geduld, mich auf dem Holzstoße festbinden zu laßen: aber so bald man ihn in Brand steckte, da sprach ich einige kabalistische Worte aus, durch deren Kraft meine Bande abfielen. Hierauf ergriff ich einen Knüttel von dem Holzstoße, gab ihm die Gestalt eines Siegeswagens, und bestieg denselben: ich schwebte einige Zeit in der Luft umher, angesichts aller Einwohner von Karism, welche nicht so viel Vergnügen daran fanden, mich auf meinem Wagen zu schauen, als es ihnen gewährt hätte, mich verbrennen zu sehen.

Ich ließ sodann meine Stimme vernehmen, und indem ich mich an den Sultan richtete, sprach ich zu ihm:

„Ungerechter Klitsch-Arßelan, der du mich wie einen Missethäter wolltest hinrichten laßen, vernimm, daß ich kein Zauberer bin, sondern ein Weiser, der noch viel wunderbarere Dinge thun kann, als diese hier, von denen deine Augen Zeugen sind.“

Mit diesen Worten verschwand ich, und ließ den Fürsten so wohl als das Volk, in dem höchsten Erstaunen zurück.

Nach diesem Abenteuer, habe ich zehn Jahre lang gereiset. Ich bin in Kahiro, in Bagdad, in Persien gewesen; und überall, wo ich mich aufgehalten, habe ich diejenigen beglückt, für welche ich Freundschaft gefaßt.

Indem ich ſo die Welt durchſtreiſe, bin ich endlich auch nach Aſtrakan gekommen, wo es mir einfiel, von mir reden zu machen. Zu dieſem Zwecke ging ich vor die Stadt hinaus, und dort in einer buſchigen Gegend, ſchnitt ich vierzig Zweige von derſelben Länge ab, ich beſeelte ſie kraft einiger Worte, deren Macht ich kenne, und befahl ihnen, menſchliche Geſtalt anzunehmen und die Bäder zu erbauen, welche man vor den Thoren Aſtrakans ſieht. Das alſo ſind meine vierzig Knaben, Herr, und mich dünkt, ich habe mit Recht Euer Majeſtät geſagt, daß ſie alle dieſelbe Mutter geboren hat, indem ſie ſämmtlich aus der Erde entſproſſen ſind."

Fortſetzung und Beſchluß der Geſchichte des Königs Hormos, genannt König Sorgenfrei.

Avicenna beſchloß hiemit ſeine Geſchichte und ich, voll Erſtaunen über das was ich gehört hatte, rief aus:

„O großer Weltweiſer, welches Glück, euch zum Freunde zu haben! Nach dem was ihr mir erzählt habt, glaube ich, iſt euch nichts unmöglich. Ich verwundere mich nun nicht mehr, daß eure Knaben alles ausrichten, was man ihnen befiehlt, weil ihr es ſeid, der ſie belebt. Ich bilde mir ſelbſt ein, wenn ich ihnen geböte, mir zur Stunde die Prinzeſſinn von Karism, die ſchöne Reſia, hieher zu bringen, ſie würden einen ſo ſchwierigen Auftrag ausführen.“

„Ohne Zweifel,“ antwortete Avicenna; „ſie werden ſich nach ihrem Palaſte begeben, ſie aus der Mitte ihrer Frauen emporheben, und ſie euch in dieſem Augenblicke herbringen, wenn ihr es wünſchet.“

„Ob ich es wünſche!“ verſetzte ich mit Entzücken: „ach, ihr vermöchtet nimmer etwas zu thun, das mir angenehmer ſein könnte.“

„Ihr ſollt alsbald befriedigt werden,“ erwiederte er; „überdieß iſt es mir nicht unlieb, mich an dem Könige von Karism zu rächen.“

Der Weltweiſe hatte noch nicht dieſe Worte ausgeſprochen, als er ſeine Augen auf einen ſeiner vierzig dienſtbaren Geiſter warf, und ihn hin eilen hieß.

Der Geiſt verſchwand ſogleich, mit einem ſtarken Getöſe, und kam einige Augenblicke darnach mit der Prinzeſſinn von Karism zurück.

Hundert und zwei und vierzigſter Tag.

Ich konnte Reſia nicht verkennen, noch mich erwehren, alle die Freude zu empfinden, welche der Anblick eines geliebten Gegenſtandes einflößt: gleichwohl, wie entzückt ich war, ſie wiederzuſehen, verhinderte mich jedoch die Art, wie mir dieſes Vergnügen verſchafft war, mich demſelben hinzugeben. Ich fürchtete, es wäre nur ein Scheinbild, und ich wagte nicht, meinen Augen zu trauen.

„Ich bitte euch,“ ſagte ich zu dem Weltweiſen, „täuſchet mich nicht: ſind dieſe Züge, welche ſich meinen Blicken darſtellen, Zauberei, oder wirklich die

Züge der Prinzeſſinn von Karism? Saget mir, was ſoll ich davon denken?“

„Zweifelt nicht daran, Herr,“ antwortete er mir, „es iſt dieſe Prinzeſſinn ſelber: bewundert ihre Schönheit, und überlaßet euch ohne Mistrauen dem Entzücken, welches ſie euch erregen muß.“

Auf dieſe Verſicherung warf ich mich Reſia zu Füßen, und ohne ihr Zeit zu laßen, ſich zu beſinnen, ſagte ich zu ihr:

„Ah, meine Prinzeſſinn, ſo ſehe ich euch denn hier! Ach! ich verzweifelte ſchon, eure Reize jemals wieder zu erblicken, und ich verdanke dieſes Glück nur der Freundſchaft dieſes großen Weltweiſen, der ſo gütig geweſen iſt, ſeine Macht für mich zu gebrauchen. Eure Entführung iſt eine Wirkung ſeiner Wiſſenſchaft, oder vielmehr meiner Liebe. Erkennet in mir jenen jungen Menſchen, welcher in der Tracht eines Gärtnerburſchen vor euch erſchien. Ihr wißt, mit welcher Grauſamkeit ihr mich aus eurem Zimmer ſchleppen ließet, ſo bald ihr entdecktet, daß ich verkleidet war, und durch welches Glück ich dem ſchmählichen Tode entging, der mir beſtimmt war. Trotz eurer Härte, habe ich nicht aufgehört, euch zu lieben. Demnach, meine Königinn, laßt euern Zorn gegen einen Verwegenen aus, der ſich der Gewalt bedient hat, um euch zu beſitzen: aber, ich flehe euch, bedenket zuvor, daß dieſer Verwegene der unglückliche König von Circaſſien iſt, der bei dem Sultan euerm Vater um euch hat anhalten laßen."

Wenn ich über die Erſcheinung Reſia's erſtaunt geweſen war, ſo könnt ihr wohl denken, daß ſie es nicht minder war, als ſie ſich plötzlich an einem unbekannten Orte befand. Ich verſah mich, und nicht ohne Grund, eines Stroms von Schmähungen, als die Prinzeſſinn, nachdem ſie mich wiedererkannt und ſich ein wenig von ihrer Verwirrung erholt hatte, folgendermaßen zu mir ſprach:

„Mich würde ohne Zweifel zu einer andern Zeit eure Verwegenheit gegen mich empört haben: aber gegenwärtig kann ich mich nicht erwehren, ſie euch zu verzeihen. Ich ſollte eben einen Fürſten heiraten, gegen welchen ich einen tödtlichen Widerwillen fühle: ich kann mich alſo nicht über eine Gewaltthat beklagen, welche mich von dem Abſcheu befreiet, die ſeinige zu werden."

„Wie denn, Reſia?" unterbrach ich ſie, „ihr ſeid alſo nicht die Gemahlinn des Königs von Gasna?"

„Nein, Herr," erwiederte die Prinzeſſinn; „ſeitdem euer Geſandter von Kariſm abgereiſet iſt, haben ſich dort manche Vorfälle ereignet, von welchen ihr, wie ich ſehe, nicht unterrichtet ſeid; ich will ſie euch mittheilen. Nach dem Siege, welchen das Heer des Königs von Gasna, in Verbindung mit dem des Königs von Kandahar, über die Truppen des Sultans meines Vaters davongetragen hatte, drangen die beiden Fürſten gegen die Stadt Karism vor, ſie zu belagern; aber der Sultan ſandte ihnen einen ſeiner Veſyre entgegen, der mit ihnen einen Frieden abſchloß, deſſen vornämlichſte Bedingung war, daß ich unverzüglich dem König von Gasna überliefert werden ſollte.

Denſelben Tag, da ich von Karism abreiſen ſollte, vernahm man am Hofe, daß auch der König von Kandahar, auf den Ruf von meiner Schönheit ſich in mich verliebt hätte und mich beſitzen wollte; daß er ſolches dem Begram-Schah erklärt, die beiden Könige ſich darüber entzweiet, und handgemein geworden, der König von Kandahar aber die Oberhand gewonnen hätte.

Dieſe Neuigkeit beſtätigte ſich bald. Es kam ein Offizier des Königs von Kandahar, welchen dieſer ſiegreiche Fürſt an meinen Vater ſandte, ihm die Nachricht von dem vollſtändigen Siege zu bringen, welchen er über Begram-Schah erfochten, der ſelber im Kampfe getödtet worden, und ihm ſeine Abſicht zu eröffnen, daß er ſich zum Könige von Gasna wollte krönen laßen. Zu gleicher Zeit hielt er um meine Hand an.

Der Sultan wagte nicht, mich einem Fürſten zu verſagen, der ſo mächtig geworden war. Er bewilligte ſein Geſuch, und verſprach ihm meine Hand, ungeachtet des Abſcheus, welchen ich, auf das Bildnis, welches ſein Abgeſandter mir von ihm entworfen, gegen ihn gefaßt hatte. Es war ſchon der letzte Tag vor der unſeligen Abreiſe, welche mich für immer von meinem Vater trennen und einem Gemahle zuführen ſollte, den ich verabſcheute. Ich ergoß mich eben in meinem Gemache gegen meine Frauen, wie höchſt verhaßt mir dieſe Heirat wäre, als ich mich plötzlich von gewaltiger Hand ergriffen fühlte, die mich in einem Augenblicke hieher verſetzte."

Hundert und drei und vierzigſter Tag.

Ich fühlte ſo große Freude über die Nachricht, daß Reſia noch nicht vermählt wäre, daß ich mich nicht enthalten konnte, ſie bei dieſer Stelle zu unterbrechen.

„Ah! geliebte Prinzeſſinn," rief ich aus, „iſt es möglich, daß ihr, ohne die glückliche Gewaltthat, deren ich mich bediente, einem Fürſten wäret überliefert worden, der euch misfällt? Dieſer Umſtand vermindert mein Vergehen."

„Er vermindert es nicht," unterbrach mich ihrerſeits die Prinzeſſinn; „aber er benimmt mir die Kraft, es euch zum Vorwurfe zu machen."

„Wohlan, meine Herrinn," erwiederte ich, „verzeihet es mir denn, ich beſchwöre euch darum, und verſchmähet nicht die Krone Circaſſiens, welche ich euch mit meinem Herzen darbiete." –

Ich übergehe alle die leidenſchaftlichen Reden, welche ich anwandte, um Reſia für meine Liebe empfänglich zu machen: aber die größte Gefälligkeit, die ich von ihr erreichen konnte, beſtand in der Verſicherung, welche ſie mir gab, daß ſie ohne Widerſtreben mein Glück machen würde, wofern ich die Einwilligung ihres Vaters erlangen könnte.

Ich fragte Avicenna deshalb um Rath, und er ſagte zu mir:

„Schicket einen Geſandten an den Sultan, ihn von dem Schickſale ſeiner Tochter zu unterrichten und bei ihm um ſie anzuhalten: für das Uebrige laßt mich ſorgen."

Ich befolgte den Rath des Weiſen, und ließ Hüſſeyn zum zweitenmale, mit neuen Geſchenken nach dem Hofe von Karism reiſen; und in Erwartung ſeiner Rückkehr, führte ich die Prinzeſſinn in die ſchönſte Wohnung meines Harems, wo ſie bedient wurde, als wenn ſie ſchon Königinn geweſen wäre.

Anlangend den Weltweiſen, dem ich ſo viel Verpflichtungen hatte, ſo bat ich ihn, an meinem Hofe zu bleiben, und hier ganz nach ſeinem Gefallen zu leben.

„Ich erbiete euch nicht," ſagte ich zu ihm, „die Stelle meines erſten Miniſters; ſie iſt euer nicht würdig: aber laßt uns Freunde ſein, und theilet die höchſte Gewalt mit mir; ich kann euch meine Erkenntlichkeit nie ſtark genug bezeigen.“

Auf dieſe Rede, welche ihm zu erkennen gab, wie dankbar ich für den Dienſt wäre, welchen er mir geleiſtet hatte, antwortete mir Avicenna, er nähme mit eben ſo viel Vergnügen als Ehrfurcht die Ehre an, welche ich ihm erzeigete, indem ich ihn zu dem Range eines Freundes erheben wollte; dieß wäre die ſchönſte Belohnung, welche ich ihm erbieten könnte, und er ſähe ſich für das, was er mir geleiſtet hätte, nur zu reichlich bezahlt.

Ich muß jetzo wieder auf Hüſſeyn zurückkommen, und erzählen, in welcher Verfaſſung er den Hof von Karism bei ſeiner Ankunft fand.

Der Sultan hatte, ſo bald er vernommen, auf welche wunderbare Weiſe ſeine Tochter war entführt worden, ſeine Veſyre und die vornehmſten Herren ſeines Reichs verſammelt, um ſie zu befragen, was ſie für rathſam erachteten, das er in dieſer ſeltſamen Lage thun ſollte. Sie waren alle der Meinung geweſen, man müßte ſich an einen geſchickten Sterndeuter wenden, der in Schehereſtan[*]) wohnte; und man hatte in der That durch ſeine Beobachtungen entdeckt, daß die Prinzeſſinn von Karism ſich in meinem Harem befände. Hierauf hatte man einen Eilboten an den König von Kandahar abgefertigt, um ihn von dieſem außerordentlichen Ereigniſſe zu benachrichtigen, und ihm anzutragen, er möchte ſeine Truppen mit denen von Karism vereinigen, um über Reſia's Entführung Rechenſchaft zu fordern. Der König von Kandahar hatte ſich auf dieſe Neuigkeit, welche nur zu ſehr ſeine Rache aufreizte, alsbald mit ſeinem Heere in Bewegung geſetzt. Er war ſchon über Nur hinaus und nahte ſich mit ſtarken Tagemärſchen Karism, als der Sultan die Ankunft meines Geſandten vernahm.

---

[*]) Scheher und Schehereſtan bedeutet im Perſiſchen überhaupt Stadt, iſt aber beſonders Name von drei Perſi-

Klitſch=Arßelan iſt von Natur etwas gewaltſam. Er ließ Hüſſeyn verhaften und ſich vorführen, und ſagte zu ihm mit wüthiger Miene:

„Ich errathe wohl den Gegenſtand deiner Geſandtſchaft: du kömmſt im Namen deines treuloſen Herrn hieher, um mir kund zu thun, daß er meine Tochter ohne Fug und Recht in ſeinem Harem verſperrt hält: bald aber ſoll ihn die mir angethane Beleidigung gereuen, und zuvörderſt, bis ich ganz Circaſſien in

---

ſchen Städten, in Fars, in Irak (bei Ispahan) und in Choraſan, zwiſchen Niſchabur und Chuaresm. H.

Aſche legen werde, befehle ich, dir den Kopf abzuſchlagen. Könnte ich nur heute noch ebenſo den ſchnöden Fürſten behandeln, der, ohne Ehrfurcht vor der königlichen Würde, mein Haus entehrt, indem er mir durch die unſelige Kunſt irgend eines Zauberers meine Tochter entführt hat."

Nach dieſen Worten, ließ er vor ſeinem Palaſt ein Schafot errichten, und Hüſſeyn beſtieg es, um den Todesſtreich zu empfangen, angeſichts des ganzen Volks der Stadt Karism, welches ſich zu dieſem Schauſpiele verſammelt hatte.

Aber in demſelben Augenblicke, wo der Scharfrichter den Arm emporhub, um ihm den Kopf abzuhauen, wurde Hüſſeyn in die Luft emporgehoben und entſchwand, zur nicht geringen Ueberraſchung des Sultans und aller übrigen Zuſchauer.

Hundert und vier und vierzigſter Tag.

Der Sultan von Karism erkannte wohl, daß dieſelbe Macht, welche ihm ſeine Tochter entführt, auch Hüſſeyn der Todesſtrafe entzogen hätte. Er ward nur um ſo wüthender darüber:

„Man gehe wenigſtens hin," gebot er, „und hole die Circaſſier her, welche mit dieſem Geſandten nach Karism gekommen ſind, und bringe ſie um."

Die Wachen rannten ſogleich nach dem Hauſe, wo Hüſſeyn gewohnt hatte, aber ſie fanden dort niemand mehr von ſeinem Gefolge: ſie waren alle zu gleicher Zeit durch die dienſtbaren Geiſter Avicenna's entführt worden.

Ich erfuhr dieß Abenteuer ſchon im Augenblick, nachdem es vorgegangen war. Hüſſeyn, der plötzlich vor mir erſchien erzählte es mir. Er berichtete mir hierauf, daß der König von Kandahar und der Sultan von Karism ſich rüſteten, heranzuziehen und Circaſſien zu verheeren.

Indem er mich von der Abſicht dieſer beiden Fürſten unterrichtete, kam Avicenna und miſchte ſich in unſer Geſpräch. Wir lachten alle drei viel über das Erſtaunen, worin er ſo eben die Stadt Karism durch Hüſſeyns Entführung verſetzte. Darnach ſprachen wir über den Krieg, womit man uns bedrohte; und als der Weltweiſe gewahrte, daß die Zurüſtungen unſerer Feinde mir einige Unruhe erregten, machte er mir Vorwürfe darüber.

„Herr," ſagte er zu mir, „was habt ihr zu fürchten, weil ich bei euch bin? Man kann nur fruchtloſe Anſtrengungen machen, euch zu überwältigen, ſo lange ich auf eurer Seite ſtehe. Und wenn die Völker Indiens, die von China, und alle Stämme der Mongolen ſich mit euren Feinden gegen euch vereinigten, ſo würde ich ſie in die Flucht zu ſchlagen und euch den Sieg zu verſchaffen wiſſen. — Der Sultan von Kariſm," fuhr er fort, „und der König von Kandahar gedenken ſchreckliche Verheerungen in euerm Reiche anzurichten: wohlan, ſie mögen nur herkommen; ich übernehme die Vertheidigung eurer Gränzen; überlaßet mir die Sorge, ſie zu beſchützen; ich werde es beſſer ausrichten als eure Feldherren."

Ich dankte dem Weltweiſen für die Hülfe, welche er mir verhieß; und voll Freuden, meine Angelegenheiten in ſo guten Händen zu ſehen, und weit entfernt, den König von Kandahar und den Sultan von Kariſm zu fürchten, wünſchte ich nur, ſie möchten ſchon an der Wolga ſein.

Meine Wünſche wurden bald erfüllt. Die beiden Fürſten drangen, ohne Zeit zu verlieren, gegen meine Staaten vor. Sie zogen am Ufer des Kaspiſchen Meeres hin; und nachdem ſie über die Mündung des Jaxartes in daſſelbe hinaus waren, näherten ſie ſich ſchon dem Fluſſe Dſchaïk,*) ſo daß das Gerücht von ihrem Anzuge Beſtürzung in Aſtrakan verbreitete. Da ich mich gänzlich auf Avicenna verließ, und deshalb nur wenig Leute aufgeboten hatte, ſo wagten meine Völker nicht, zu hoffen, daß man dem Feinde widerſtehen könnte, der uns anzugreifen kam und deſſen

---

*) der, aus Nordaſten herab, ebenfalls ins Kaspiſche Meer ausmündet.

Menge der Ruf noch vermehrte, und ſie wähnten ſchon ganz Circaſſien verwüſtet und die Stadt Aſtrakan den Flammen preisgegeben zu ſehen.

Auf der andern Seite konnte auch der Feind, als er vernahm, daß ich ihm nur ſehr wenige Truppen entgegen zu ſtellen hätte, ſich nicht überzeugen, daß ſie die Kühnheit haben würden, ihm Widerſtand zu leiſten. Alſo marſchierten ſie vorwärts, in dem Wahne, bis zu meiner Hauptſtadt vorzudringen, ohne daß ſie nöthig hätten, zu fechten, und nahmen ſich feſt vor, in meinem Reiche das unterſte zu oberſt zu kehren, und mit Beute beladen heimzukehren. Der Erfolg täuſchte gleichwohl ihre Zuverſicht und betrog ihre Erwartung.

Avicenna hielt mir Wort, und brauchte nur eins von ſeinen Geheimniſſen anwenden, um meine Staaten von der Gefahr, welche ihnen drohte, zu befreien. Wir ſtellten uns beide an die Spitze meines Heeres; wir ſetzten über die Wolga, und machten Halt, als wir nur noch eine halbe Meile von den Feinden entfernt waren. Jetzo ſtiftete der Weltweiſe Zwietracht unter ihnen. Er ließ zwiſchen dem Sultan von Karism und dem Könige von Kandahar einen Zwiſt entſtehen; und dieſer Streit erhitzte ſich dermaßen, daß die beiden Fürſten ihre Waffen gegen einander ſelber kehrten. Sie wurden handgemein; und nach einem langen Kampfe, worin der König von Kandahar mit allen den ſeinen umkam, blieb der Sultan Herr der Wahlſtatt; aber er hatte nicht groß Urſach, ſich des Sieges zu freuen, weil ihm ſo wenig von ſeinen Truppen übrig geblieben, daß er nicht im Stande war, uns zu widerſtehen, als wir ihm entgegentraten. Wir umringten ihn. Er mußte der Nothwendigkeit weichen: er ergab ſich, und ich führte ihn nach Aſtrakan.

Er konnte mit der Behandlung, welche er von mir erfuhr, wohl zufrieden ſein. Es wurde ihm an meinem Hofe alle mögliche Ehre erwieſen. Ich ſparte nichts, um ſeinen Groll zu beſchwichtigen, und es gelang mir auch endlich.

Aber was, wie ich glaube, mehr dazu beitrug, als alles andre, war das Gute, was die Prinzeſſinn ſeine Tochter ihm von mir ſagte. Sie erzählte ihm umſtändlich, welche Rückſichten alle ich gegen ſie beobachtet hätte; wie ſehr ich mich bemühete, täglich neue Vergnügungen für ſie hervorzuſuchen; und beſonders verbreitete ſie ſich über mein ehrfurchtvolles Betragen, welches ich auch nicht einen Augenblick vergeſſen hätte. Er war hoch erfreut über meine Mäßigung, und willigte endlich ein, daß ich ſein Schwiegerſohn würde.

Hundert und fünf und vierzigſter Tag.

Nunmehr war nur noch die Rede von Freudenfeſten. Meine Hochzeit wurde prächtig gefeiert. Der Hof und die Stadt waren ein ganzes Jahr hindurch in ſtäten Luſtbarkeiten, oder, beſſer zu ſagen, ſie ſind es annoch, ſeit jener Zeit her.

Klitſch-Arßelan kehrte nach dieſer Hochzeit, welche ihn über ſeine Niederlage tröſtete, in ſeine Staaten zurück; aber vor ſeiner Abreiſe hatte er mit Avicenna noch mehrere Unterredungen, und betrachtete ihn nun nicht mehr als einen Zauberer. Er vergab dieſem großen Weltweiſen nicht nur die Entführung ſeiner Tochter, er bat ihn ſelbſt um ſeine Freundſchaft, welche er auch erhielt; und ich weiß nicht, ob er bei ſeiner Heimkehr nicht eben ſo vergnügt darüber war, ſich einen ſolchen Freund erworben zu haben, als Neſia in einer ſo glücklichen Lage zurückzulaßen.

Ich hatte nicht ſo bald dieſe Prinzeſſinn geheiratet, als ſie, nicht mehr durch ihren Stolz gezwungen, mir bekannte, daß ſie Gefallen an mir fände. Dieſes Wohlgefallen wuchs von Tage zu Tage, und wir lebten endlich in vollkommener Eintracht, als plötzlich derſelbe, ſo der Urheber davon war, auch alle Freude darin zerſtört und uns ein bejammernswürdiges Loos bereitet hat.

Avicenna konnte ſich durch alle ſeine Wiſſenſchaften nicht davor verwahren, daß Reſia's Augen eine unſelige Liebe in ihm entzündeten, welche noch heute das ganze Unglück meines Lebens macht.

Um dieſem Weltweiſen die hohe Achtung, welche ich für ihn hegte, zu bezeugen, erlaubte ich ihm, täglich die Königin zu ſehen und zu ſprechen. Seine Unterhaltungen mit ihr erhöhten ſeine Leidenſchaft. Er war ihrer nicht mehr mächtig, er erklärte ſie.

Die Prinzeſſinn fühlte ſich durch ein ſo dreiſtes Geſtändnis höchſt beleidigt; aber ſie glaubte einen Mann, deſſen Macht ſie fürchtete, ſchonen zu müßen, und ſagte zu ihm mit betrübter Miene:

„Avicenna, beſinnet euch, ich bitte euch, und beſieget die Gefühle, welche ihr mir kund gebet. Dieſer Sieg muß euch weniger koſten, als jeden andern. Gedenket an die Freundſchaft, an die Hochachtung, welche der König für euch hegt. Könnt ihr nicht eure Blicke anderswohin wenden? Der König betet mich an; ich liebe ihn zärtlich, und ich kann nur ihn allein lieben. Laßet alſo ab, ich flehe euch, eine Vereinigung ſtören zu wollen, welche ihr ſelber geſtiftet habt."

Die Milde, mit welcher man den Weltweiſen behandelte, diente aber nur dazu, ſeine Kühnheit zu erhöhen. Er fuhr fort, von ſeiner Liebe zu reden, und er bedrängte die Königinn dermaßen, dieſelbe zu erwiedern, daß ſie endlich die Geduld verlor. Sie behandelte ihn als einen Unverſchämten und verwies ihm ſeine Verwegenheit mit einem ſo ſtolzen und verächtlichen Tone, daß er darüber ergrimmte. Er war von Natur heftig. Seine Zärtlichkeit verwandelte ſich plötzlich in Haß; aus einem zärtlichen und inbrünſtigen Liebenden ward er ein eiferſüchtiger und wüthender; und indem er die Königinn mit drohenden Blicken anſah, ſagte er zu ihr:

„Undankbare, wähne nicht, daß ich dich ungeſtraft werde meine Liebe verachten laßen. Du ſollſt lange daran gedenken, ſie verſchmäht zu haben. Ich will dich an der empfindlichſten Stelle treffen. Du liebſt den König deinen Gemahl, und von dieſer Seite will ich dich beſtrafen.“

Mit dieſen Worten blies er die Fürſtinn an; und nachdem er noch einige geheimnisvolle Worte ausgeſprochen hatte, verſchwand er.

Die Königinn war erſchrocken über ſeine Drohungen; aber da ſie keine Veränderung an ſich verſpürte, ſo bildete ſie ſich ein, Avicenna hätte ſich begnügt, ſie in Furcht zu ſetzen; und erſt, nachdem ſie zwei oder dreimal, bei meiner Annäherung, das Bewußtſein verloren hatte, ward ſie inne, daß der Zuſtand, worin ihr ſie geſehen habt, das Werk des Weltweiſen iſt.

Dieß iſt alſo der unſelige Zauber, welcher die Ruhe meines Lebens ſtört. Gleichwohl, ſo unglücklich ich bin, ſo habe ich noch dem Himmel dafür Dank zu ſagen, daß Avicenna mir meine Reſia nicht entführt hat."

Fortſetzung
der
Geſchichte des Bedreddin-Lolo, ſeines Veſyrs und ſeines Günſtlings.

Der König von Aſtrakan beſchloß hiermit ſeine Geſchichte. Bedreddin dankte ihm, daß er ſo freundlich ſeine Neugier befriedigt hätte, und verſicherte ihn zugleich, daß man von dem, was er jetzo vernommen, nicht mehr gerührt ſein könnte, als er es wäre.

Die beiden Fürſten ſchieden darnach von einander, und der König von Damaſk kehrte nun mit Atalmülk und Séyfel Mülük bald in ſein Königreich zurück.

Der Zuſtand, worin ſie die Königinn von Aſtrakan geſehen hatten, war unterweges oft der Gegenſtand ihrer Unterhaltung. Eines Tages, als ſie auch davon ſprachen, ſagte Séyfel Mülük zu Bedreddin:

„Herr, man muß geſtehen, daß es keine vollkommenere Schönheit gibt, und daß man nichts Reizenderes ſehen kann, als dieſe Fürſtinn. Indeſſen,“

ſetzte er lächelnd hinzu, „obwohl wir ſie genau betrachtet haben, ſo bemerke ich doch nicht, daß einer von uns dreien dadurch den Verſtand verloren hat. Zwar ich habe das Bildnis von Bedy al Dſchemal, welches mich ohne Zweifel vor dieſem Unglück bewahrt hat.“

„Und ich,“ ſagte Atalmülk, „ich befinde mich ohne Zweifel in demſelben Falle; es iſt nicht zu verwundern, daß ich eben ſo wenig wahnſinnig geworden bin: das Bild Sélika's, welches meinem Herzen eingegraben iſt, macht mich unempfindlich gegen alle andere Schönheiten auf der Welt.“

„Was euch jedoch verwundern muß,“ hub der Günſtling wieder an, „iſt die Gleichgültigkeit des Königs, unſers Herrn: obwohl er noch von keiner Prinzeſſinn eingenommen iſt, ſo iſt er dennoch von Reſia's Reizen nicht mehr getroffen, als wir.“

„Ihr ſeid in einem großen Irrthume,“ ſagte jetzo der König, „wenn ihr wähnet, daß ich nicht auch verliebt bin, weil ihr ſeht, daß ich keine Geliebte habe. Um euch darüber zu enttäuſchen, muß ich euch ſagen, daß ich eben ſo gut liebe, wie ihr, und daß auch die Liebe allein mich hindert, glücklich zu ſein. Es iſt nicht eine Prinzeſſinn, welche in meinem Herzen herrſchet, ſondern eine Frau von gemeinem Stande iſt es, welche es eingenommen hat. Ich will euch dieſe Geſchichte erzählen. Ich hatte nicht die Abſicht, euch eine ſo vertrauliche Mittheilung zu machen; aber ihr gebt mir dazu einen Anlaß, welchen ich nicht will vorübergehen laßen.

Geſchichte der ſchönen Aruja.

Es ſind einige Jahre her,“ fuhr er fort, „daß zu Damask ein alter Kaufmann, namens Banu wohnte. Er beſaß ein ſehr ſchönes Landhaus nahe bei der Stadt, zwei Waarenlager voll Indiſcher Leinwand und Gold- und Seidenſtoffe aller Art, dabei eine junge Frau, welche in Betreff der Schönheit wohl mit der Königinn von Aſtrakan den Vergleich aushalten konnte.

Banu war ein Lebemann; er liebte den Aufwand, und ſetzte was drein, Großmuth zu zeigen. Er begnügte ſich nicht damit, ſeine Freunde zu bewirthen, er lieh ihnen auch Geld. Er unterſtützte diejenigen, die Hülfe bedurften. Kurz, er wäre nicht mit ſich ſelbſt zufrieden geweſen, wenn ein Tag vergangen, ohne daß er irgend einen Dienſt geleiſtet hätte. Er fand aber ſo viel Gelegenheit, ſeinem wohlthätigen Hange zu genügen, daß er allmählich in ſchlechte

Umſtände gerieth. Er erkannte wohl, daß er ſich in Verlegenheit ſetzte; aber er konnte ſich nicht entſchließen, ſeine Lebensweiſe zu ändern: dergeſtalt, daß er täglich mehr und mehr herunterkam, genöthigt wurde ſein Landhaus zu verkaufen, und zuletzt tief ins Elend gerieth.

Hundert und ſechs und vierzigſter Tag.

Als er ſo ſein Vermögen zu Grunde gerichtet ſah, nahm er Zuflucht zu ſeinen Freunden: er erhielt aber von ihnen keine Unterſtützung; ſie ließen ihn alle im Stiche. Er glaubte, daß wenigſtens ſeine Schuldner ihm wiedergeben würden, was er ihnen geliehen hatte: aber die Einen läugneten die Schuld, und die Anderen waren nicht im Stande, ſie abzutragen; und dieß machte dem Banu ſo viel Kummer, daß er krank ward.

Während ſeiner Krankheit, erinnerte er ſich zufällig, einem Doktor von ſeiner Bekanntſchaft tauſend Goldzeckienen geliehen zu haben. Er rief ſeine Frau, und ſagte zu ihr:

„O meine liebe Aruja, wir dürfen noch nicht verzweifeln; ich erinnere mich jetzt eben eines Schuldners, deſſen ich ganz vergeſſen hatte. Ich habe ihm einmal tauſend Goldzeckienen geliehen; es iſt der

Doktor Daniſchmend. Ich halte ihn nicht für ſo treulos, als die anderen. Geh hin zu ihm, weil ich nicht ſelber hingehen kann, und ſage ihm, ich laße ihn bitten mir die von mir empfangene Summe wieder zu ſchicken.

Aruja nahm ſogleich ihren Schleier und begab ſich nach Daniſchmends Hauſe. Man ließ ſie zu dem Alfakih*) ins Zimmer treten, und dieſer bat ſie, ſich zu ſetzen und ihm zu ſagen, was ſie zu ihm führete.

„Herr Doktor," antwortete die junge Frau, indem ſie ihren Schleier aufhub, „ich bin die Frau des Kaufmanns Banu. Er wünſcht euch alles Glück und Heil, und beſchwört euch, die Güte zu haben, und ihm die tauſend Goldzeckienen wieder zu geben, welche er euch geliehen hat."

Bei dieſen Worten, welche die ſchöne Aruja mit freundlicher und anmuthiger Miene ausſprach, heftete der Doktor, röther als Feuer, ſeine Augen auf die Frau des Kaufmanns, und antwortete ihr, indem er mit ihr liebäugelte:

„O Feengeſicht, gern will ich euch geben, was ihr von mir verlanget, nicht als eine Schuld an euern Mann, ſondern an euch ſelber für das Vergnügen, welches ihr durch euern Beſuch mir gewähret. Ich fühle, daß euer Anblick mich außer mich verſetzt. Ihr könnt mich zum glücklichſten der Alfakihs machen. Erwiedert, ich flehe euch, die Empfindungen, welche ihr mir einflößt: auch iſt ja euer Mann ſchon allzu bejahrt, um eure Zuneigung zu verdienen. Wollt ihr meine Wünſche krönen, ſo will ich euch anſtatt tauſend, zweitauſend Zeckienen geben, und ich ſchwöre bei meinem Haupt und bei meinen Augen,*) daß ich mein Lebelang euer Sklave ſein will."

---

*) Al-Fakih bedeutet der Gelehrte, Doktor.

Indem er alſo ſprach, wollte der allzu hitzige Doktor, auch durch die That beweiſen, daß er nicht minder verliebt wäre, als er ſagte, näherte ſich der jungen Frau, und wollte ſie in ſeine Arme drücken: ſie aber ſtieß ihn ſehr unſanft zurück, und ſprach zu ihm mit einer Miene, welche nichts Günſtiges weiſſagte:

„Halt ein, Unverſchämter, und ſchmeichle dir nicht, daß ich dich erhören werde. Und wenn du mir alle Schätze Aegyptens anböteſt, und es in deiner Gewalt ſtände, ſie mir zu geben, ſo vermöchteſt du nicht, meine Treue damit zu beſtechen. Gib mir nur die tauſend Zeckienen zurück, welche du meinem Manne ſchuldig biſt, und verliere nicht deine Zeit, ein

---

*) Der gewöhnliche Schwur der Muſelmänner.

Herz zu bedrängen, welches ſich deinen Wünſchen verſagt.“

Der Alfakih hatte zu viel Verſtand, um, nach dieſer Antwort, nicht einzuſehen, was er noch von der tugendhaften Aruja zu erwarten hatte. Er verlor die Hoffnung, ſie zu verführen, und da er ein ſehr roher Menſch war, ſo veränderte er alsbald den Ton, und ſagte zu ihr mit großer Entrüſtung:

„Du biſt höchſt unverſchämt, von mir Geld zu fordern! Ich bin deinem Manne Banu nichts ſchuldig; und wenn dieſer alte Narr ſich durch ſein ausſchweifendes Leben zu Grunde gerichtet hat, ſo bin ich nicht ſo thöricht, ihm wieder aufzuhelfen.“

Nach dieſen Worten wies er ihr ungeſtüm die Thüre, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er ſie ſelbſt geſchlagen.

Die junge Frau kam ganz in Thränen wieder nach Hauſe. „Mein lieber Banu,“ ſagte ſie zu ihrem Manne, „der Doktor Daniſchmend iſt nicht ehrlicher, als eure übrigen Schuldner: er hat mir dreiſt ins Geſicht behauptet, er ſei euch nichts ſchuldig.“

„O der Undankbare!“ rief der alte Kaufmann aus: „iſt es möglich, daß er mich ſo in der Noth verläßt? Aber was ſage ich „mich verläßt?“ er iſt ſogar noch treulos genug, mir die empfangene Summe abzuläugnen. Der Spitzbube! er ſchien ein ſo redlicher Mann, und ich hätte ihm mein ganzes Vermögen anvertrauet, als er mich um die tauſend Zecklenen anſprach. Wem ſoll man doch gegenwärtig noch trauen? — Aber was ſoll ich thun?“ fuhr er fort: „ſoll ich ihn in Ruhe laßen? Nein, ich will ihn zur Rechenſchaft ziehen: Aruja, geh hin zu dem Kadi; er iſt ein ſtrenger Richter, und geſchworener Feind aller Ungerechtigkeiten. Erzähle ihm die ganze Treuloſigkeit des Doktors: ich bin verſichert, er wird ſich meiner annehmen, und mir Gerechtigkeit widerfahren laßen.“

Hundert und ſieben und vierzigſter Tag.

Die junge Frau des alten Kaufmanns ging hin zu dem Kadi. Sie trat in den Saal, wo dieſer Richter dem Volke Gehör gab, und hielt ſich dort in einem Winkel. Ihr ſtolzer Wuchs und ihr ſtattliches Anſehn machten ſie bald bemerklich. Der Kadi liebte von Natur das ſchöne Geſchlecht. Sobald er Aruja bemerkte, gab er ihr einen Wink näher zu treten, und führte ſie ſelber in ſein Gemach. Hier nöthigte er ſie, ſich auf das Sopha zu ſetzen und den Schleier abzulegen: aber er erblickte nicht ſo bald die hohe Schönheit, womit ſie ausgeſtattet war, als er ebenſo davon entbrannt ward, als der Alfakih.

„O Zuckerrohr!“ rief er aus, ſchon ganz von Liebe entzückt, „ſchönſte Roſe des Gartens der Welt, eröffne mir, was dich herführt, und ſei zum voraus verſichert, daß ich alles für dich thun will, was du verlangeſt.“

Hierauf ſtellte ſie ihm die Treuloſigkeit des Doktors Daniſchmend vor, und bat ihn demüthigſt, ſein Anſehen zu gebrauchen, um dieſen Doktor zur Erſtattung der Schuld an ihren Mann zu zwingen.

„Das iſt nur allzu gerecht,“ unterbrach ſie der Kadi, der ſich immer mehr und mehr entflammt fühlte, „ich will ihn ſchon dazu zwingen. Er ſoll die tauſend Zeckienen wiederbezahlen, oder ich will ſie ihm aus den Eingeweiden reißen laßen. — Aber, himmliſche Huri,“ fuhr er fort, indem er ſich beſänftigte, „bedenke, ich flehe dich, daß der Vogel meines Herzens ſich in den Netzen deiner Schönheit gefangen hat; bewillige mir, was du dem Alfakih verſagt haſt, und ich will dir auf der Stelle viertauſend Goldzeckienen ſchenken.“

Bei dieſer Rede zerſchmolz Aruja in Thränen: „O Himmel!“ rief ſie aus: „gibt es denn keine Tugend mehr bei den Männern? ich kann keinen finden, der wahrhaft edelmüthig iſt: diejenigen ſelbſt, denen es obliegt, die Schuldigen zu beſtrafen, machen ſich kein Gewiſſen daraus, Verbrechen zu begehen.“

Der Kadi bemühte ſich vergeblich, die Thränen der jungen Frau zu trocknen. Da er darauf beſtand, von ihr Gunſtbezeigungen zu verlangen, und verſicherte, daß ſie ohne das keinen Dienſt von ihm zu erwarten hätte, ſo ſtand ſie auf, und verließ, von lebhaftem Schmerze durchdrungen, ſein Haus.

Als Banu ſeine Frau zurückkommen ſah, war es ihm nicht ſchwer, zu erkennen, daß ſie ihm keine gute Nachricht zu verkündigen hätte.

„Ich ſehe wohl,“ ſagte er zu ihr, „daß du mit dem Kadi nicht ſehr zufrieden biſt: er hat dir ſeinen Beiſtand verweigert; der Doktor Daniſchmend gehört ohne Zweifel zu ſeinen Freunden.“

„Ach!“ antwortete ſie, „ich habe mich vergeblich bemühet: er will dir nicht Gerechtigkeit angedeihen laßen; es bleibt uns jetzo keine Hoffnung mehr übrig. Was ſoll aus uns werden?“

„Wir müßen uns,“ erwiederte Banu, „an den Statthalter von Damask wenden. Ich habe ihm mehrmals Stoffe auf Borg verkauft; er iſt mir ſelber noch Geld ſchuldig: laß uns ſeinen Beiſtand anflehen; ich glaube, er wird gern ſein Anſehn für uns verwenden.“

Am nächſten Tage, ermangelte Aruja nicht, in ihrem Schleier verhüllt zu dem Statthalter zu gehen. Sie verlangte Gehör bei ihm; man führte ſie in ſeine Zimmer: er empfing ſie ſehr höflich, und bat ſie, ſich zu entſchleiern.

Da ſie die Folgen davon kannte, ſo wollte ſie ſich weigern; aber es half nichts, er bat ſie ſo verbindlich, den Schleier abzulegen, daß ſie es nicht verſagen konnte.

Hatte der Anblick dieſer jungen Schönen das Herz des Doktors und des Kadi's entflammet, ſo machte ſie keine geringere Wirkung auf den Statthalter, der einer von jenen alten Herren war, die hinter alle Schönheiten her ſind, welche ihnen zu Geſichte kommen.

„Welche Reize!“ rief er aus: „ich habe niemals etwas ſo Anziehendes geſehen. Ach, welche liebenswürdige Frau! — Saget mir,“ fuhr er fort, „wer ihr ſeid, und was zu euren Dienſten ſteht.“

„Gnädiger Herr,“ antwortete ſie, „ich bin die Frau eines Kaufmanns, names Banu, der manchmal die Ehre gehabt, euch Stoffe zu verkaufen.“

„Oh, ich kenne ihn ſehr gut,“ unterbrach er ſie, „er iſt einer von den Männern, die ich am meiſten auf der Welt liebe und achte. Wie glücklich iſt er, eine ſo reizende Frau zu haben! wie beneidenswerth iſt ſein Loos!“

„Er iſt vielmehr bemitleidenswerth,“ unterbrach ihn ihrerſeits Aruja. „Ihr wißt noch nicht, Herr, in welche Umſtände der unglückliche Banu gerathen iſt.“

Zu gleicher Zeit ſtellte ſie ihm die üble Lage vor, in welcher ſich die Angelegenheiten ihres Mannes befanden, und ſagte ihm die Gründe, welche ſie nöthigten, ihn anzuſprechen.

Hundert und acht und vierzigſter Tag.

Als der Statthalter wußte, wovon die Rede war, verhieß er ſogleich ſein Anſehen zu gebrauchen, um den Doktor Daniſchmend zur Bezahlung ſeiner Schuld an Banu zu zwingen: aber er war nicht großmüthiger, als der Kadi.

„Ich verſpreche euch meinen Beiſtand,“ ſagte er zu der jungen Frau, „ich laße den Alfakih holen, und wenn er nicht gutwillig die empfangenen tauſend Zeckienen wiedererſtattet, ſo möchte es ihn wohl gereuen. Mit Einem Worte, ich verpflichte mich, ſie euch wieder zu verſchaffen, vorausgeſetzt, daß ihr damit anfanget, für das erkenntlich zu ſein, was ich für euch thun will; denn unſer eins fordert immer den Lohn vor dem Dienſte.“

Da die ſchöne Aruja nicht mehr Luſt hatte, die Leidenſchaft des Statthalters, als der beiden vorigen, zu befriedigen, ſo ging ſie ganz troſtlos hinweg.

„Ach! Banu,“ ſagte ſie zu ihrem Manne, „wir dürfen auf nichts mehr rechnen: niemand will ſich unſer annehmen, noch uns auf irgend eine Weiſe zu Hülfe kommen.“

Dieſe Worte ſetzten den alten Kaufmann in Verzweiflung: er ſtieß tauſend Verwünſchungen gegen die Menſchen aus, und er wollte ſie nochmals wiederholen, als ſeine Frau zu ihm ſagte:

„Laß ab, die Urheber unſers Unglücks zu verfluchen: welchen Troſt können dir deine eitelen Klagen gewähren? Laß uns lieber auf andere Mittel denken, unſer Geld wieder zu bekommen; und ich habe eben eins im Sinne, welches Mahomed ſelber mir eingibt. — Frage mich nicht,“ fügte ſie hinzu, „worin dieß Mittel beſteht; ich halte es nicht für rathſam, dich davon zu unterrichten, begnüge dich mit der Verſicherung, welche ich dir gebe, daß es viel Aufſehen machen, und uns an dem Alfakih, dem Kadi und dem Statthalter vollſtändig rächen wird.“

„Thu alles, was dich gut dünkt,“ ſagte Banu zu ihr, „ich überlaße mich ganz deinem Erfindungsgeiſte.“

Die junge Kaufmannsfrau, verließ ſogleich ihr Haus, und nachdem ſie zwei oder drei Straßen durchſchritten hatte, trat ſie in den Laden eines Kiſtenmachers.

Der Meiſter grüßte ſie, und fragte ſie: „Schöne Frau, was ſteht zu euren Dienſten?“

„O Meiſter,“ antwortete ſie, „ich brauche drei Kiſten, ich bitte euch, mir recht haltbare zu geben.“

Der Kiſtenmacher zeigte ihr mehrere von verſchiedener Größe. Sie wählte darunter dreie aus, deren jede bequem einen Menſchen aufnehmen konnte; ſie bezahlte ſie und ließ ſie auf der Stelle nach ihrem Hauſe tragen. Hierauf legte ſie ihre reichſten Kleider an, ſchmückte ſich mit allen Edelgeſteinen, welche zu verkaufen ihr Unglück ſie noch nicht genöthigt hatte, und vergaß auch nicht die Wohlgerüche.

In einem ſo verführeriſchen Anzuge, ging ſie wieder zu dem Alfakih, und mit all dem freien und anmuthigen Weſen, welches ſie ungeſcheut annahm, legte ſie ihren Schleier ab, ohne erſt zu erwarten, daß der Doktor ſie bäte ſich zu enthüllen. Sodann blickte ſie ihn mit ſolchen Augen an, welche auch dem unempfindlichſten Liebe mitgetheilt hätten, und ſprach zu ihm:

„Herr Alfakih, ich komme nochmals euch zu bitten, die meinem Manne ſchuldigen tauſend Zeckienen wiederzugeben. Wenn ihr ſie, mir zu Liebe, erſtattet, ſo könnt ihr auf meine Erkenntlichkeit rechnen.“

„Schöne Frau,“ antwortete ihr der Doktor, „ich verharre ſtäts in derſelben Geſinnung: ich bin bereit, euch zweitauſend Zeckienen zu geben, unter den Bedingungen, welche ich euch vorgeſchlagen habe.“

„Ich ſehe wohl,“ erwiederte Aruja, „daß ihr nicht davon abſtehen wollt: ich muß mich alſo gutwillig entſchließen, euch zu willfahren. — Ich erwarte euch dieſe Nacht," fuhr ſie fort, indem ſie ihm eine ihrer ſchönen Hände hinreichte, die er inbrünſtig küßte: „bringet nur das verſprochene Geld, und kommet genau um zehn Uhr und klopfet an meine Hausthüre; eine vertraute Sklavinn wird euch öffnen, und in mein Gemach führen, wo wir die Nacht mit einander zubringen wollen."

Der Alfakih war bei dieſen Worten, die ihm alles verhießen, was er nur wünſchen konnte, nicht mehr ſeiner mächtig: er umarmte die junge Frau, ohne daß ſie es ſich erwehren konnte. Jedoch wand ſie ſich bald aus ſeinen Händen, und da ſie ihn in ſolcher Stimmung ſah, daß er am Abend nicht ausbleiben würde, verließ ſie ihn, um bei dem Kadi dieſelbe Rolle zu ſpielen.

Hundert und neun und vierzigſter Tag.

So bald ſie mit dieſem Richter allein war, ſagte ſie zu ihm:

„O gnädiger Herr, ſeitdem ich euch verlaßen, habe ich keinen Augenblick Ruhe gehabt. Ich habe tauſendmal dasjenige in mein Gedächtnis zurückgerufen, was ihr mir geſagt habt. Es hat mir geſchienen, daß ich euch nicht misfalle, und daß es nur an mir liege, um euch zum Liebhaber zu haben. Welche Ehre für eine Bürgersfrau, die Geliebte eines jungen, wohlgebildeten Kadi's zu ſein! Meine Tugend, ich bekenne es, beſteht nicht die Probe eines ſo verführeriſchen Glücks."

Dieſe Anrede bezauberte den Kadi: „Ja, meine Königinn," rief er aus, „ihr ſollt, wenn ihr wollt, die erſte Frau meines Harems, und die unumſchränkte Gebieterinn meines Willens ſein. Verlaßet den alten Banu, und kommet und wohnet bei mir."

„Nein, Herr," antwortete Aruja, ich kann mich nicht entſchließen, ihm ein ſo großes Herzeleid anzuthun. Ueberdieß würde ich durch einen ſolchen Schritt meinen guten Ruf einbüßen. Ich will Aufſehen vermeiden, und nur ein geheimes Verſtändnis mit euch haben."

„Aber an welchem Orte," verſetzte der Kadi, „kann ich mit euch unterhalten?"

„In meinem Zimmer," antwortete die Kaufmannsfrau: „das iſt der ſicherſte Ort: Banu ſchläft in dem ſeinigen; er iſt ein alter ſchwacher und hinfälliger Mann, und darf uns keine Beſorgnis erwecken. Kommet alſo dieſe Nacht zu mir, wenn es euch beliebt," fügte ſie hinzu; „ſeid um eilf Uhr an meiner Thüre, aber ohne Begleitung; denn ich wäre in Verzweiflung, wenn einer von euren Leuten um meine Schwachheit für euch wüßte."

Die Vorſicht, welche die junge Frau beobachtete, ſchien dem Kadi, weit entfernt, ihm verdächtig zu ſein, vielmehr den Werth ſeines Glücks zu erhöhen. Er ermangelte nicht, der ſchönen Frau ſein Vergnügen darüber zu bezeugen, daß er ſie ſo günſtig für ihn geſtimmt ſähe; er machte ihr Liebkoſungen, deren Lebhaftigkeit ſie zu mäßigen wußte, und verſprach ihr, ſich zur beſtimmten Stunde einzuſtellen. Hierauf ſchieden beide ſehr vergnügt von einander, obwohl jedes im ſehr verſchiedenen Sinne.“

So waren nun ſchon zwei Liebhaber geſtimmt, in die ihnen gelegte Schlinge zu gehen: es blieb jetzo nur noch der Statthalter zu bearbeiten; was denn auch eben nicht ſchwer war. Die junge Kaufmannsfrau wußte ihn eben ſo geſchickt anzukörnen, wie die beiden anderen: er glaubte willig alles, was ſie ihm ſagte; und der Schluß ihrer Unterredung war, daß ſie ihn um Mitternacht zu ſich beſtellte, und er ihr ſchwur, ſich ganz allein einzufinden, um das Verſtändnis ſo geheim zu halten, wie ſie wünſchte.

„O großer Prophet,“ rief Aruja aus, als ſie aus dem Palaſte des Statthalters war, „du Beſchützer der gläubigen Muſelmänner, Mahomed, du, der du vom Himmel herab alle meine Schritte erkenneſt, ſieh auf den Grund meines Herzens: gib meinem Vorhaben Gelingen, und verlaß mich nicht in den Gefahren der Ausführung!“

Nach dieſer Anrufung, welche ſie für nöthig erachtete, um deſto ſicherer zu dem vorgeſteckten Ziele zu gelangen, fühlte ſie ſich von Zuverſicht erfüllt, und folgte allen ihren Antrieben, als eben ſo vielen geheimen Weiſungen des Propheten.

Sie ging hin, und kaufte allerlei Früchte und eingemachte Sachen, und ließ ſie nach ihrem Hauſe tragen. Sie hatte eine alte Sklavinn, deren Treue ſie kannte; dieſe unterrichtete ſie von ihrem Vorhaben, und ertheilte ihr ihre Befehle. Beide fingen darauf an, ein Zimmer einzurichten; ſie ſtellten das Geräth in Ordnung, und deckten einen Tiſch, welchen ſie mit mehreren Porzelan-Schalen voll Früchte und eingemachten Sachen beſetzten. Und wenn die junge Kaufmannsfrau die Abſicht gehabt hätte, ihre Liebhaber zu beglücken, ſo hätte ſie keine größeren Anſtalten zu ihrem Empfange machen können.

Sie erwartete nun ihre Ankunft mit höchſter Ungeduld: ſie fürchtete ſogar manchmal, ſie würden ausbleiben: aber ihre Furcht war grundlos; die Hoffnungen, welche ſie gefaßt hatten, waren zu verführeriſch, als daß ſie dieſelben hätten aufgeben können.

Der Doktor Daniſchmend zuvörderſt paßte auf, und da er zuerſt beſchieden war, ſo ermangelte er nicht, mit Schlag zehn Uhr an Banu's Hausthüre zu ſein: er klopft, die alte Sklavinn öffnet, läßt ihn herein, und führt ihn in das Zimmer ihrer Gebieterinn, indem ſie ihm zuflüſtert:

„Nehmet euch wohl in Acht, Geräuſch zu machen, damit ihr den alten Kaufmann, der ſchon zur Ruhe iſt, nicht aufwecket.“

So bald Daniſchmend die ſchöne Aruja erblickte, die ſich eben ſo ſorgfaltig geſchmückt hatte, als wenn ſie einen geliebten Liebhaber erwartete, wurde er von ihren Reizen ganz geblendet, und ſprach mit leidenſchaftlichem Ausdrucke zu ihr:

„O Phönix von den Auen der Schönheit, ich kann nicht genug mein Glück anſtaunen! — Hier,“ fuhr er fort, indem er eine Börſe auf einen Tiſch warf, „hier ſind die zweitauſend Zeckienen, die ich euch verſprochen habe: ein ſo hohes Glück iſt damit nicht zu theuer bezahlt.“

Hundert und funfzigſter Tag.

Aruja lächelte bei dieſer Anrede; ſie reichte dem Alfakih ihre Hand, und nachdem ſie ihn auf ein Sopha genöthigt hatte, ſagte ſie zu ihm:

„Herr Doktor, leget euern Turban und euern Gürtel ab; machet es euch bequem, ihr ſeid hier wie zu Hauſe. — Dalla-Muchtala,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu der alten Sklavinn wandte, „komm her und hilf mir meinen Liebhaber entkleiden; denn ſeine Kleider ſind ihm unbequem.“

Mit dieſen Worten band ſie ſelber Daniſchmend den Gürtel los, und die Sklavinn nahm ihm den Turban ab; beide entledigten ihn ſodann ſeines Rocks, dergeſtalt, daß er in dem Unterkleide und baarhaupt daſaß.

„Laßt uns zuvörderſt," ſagte hierauf die junge Kaufmannsfrau, „einige Erfriſchungen genießen, welche ich euch bereitet habe."

Zu gleicher Zeit begannen ſie, von dem Eingemachten zu eſſen, und von den Brandweinen zu trinken.

Gegen Ende des Mahles, während deſſen die Frau dafür ſorgte, den Alfakih mit allerlei Reden zu überſchütten, die ihn entzückten, hörte man plötzlich Lärm im Hauſe. Aruja ſchien darüber beſtürzt, als wenn ſie nicht gewußt hätte, was es wäre.

„Dalla," ſagte ſie zu der alten Sklavinn, mit unruhiger Miene, „geh hin und ſieh zu, woher der Lärm kömmt, welchen wir hören."

Dalla verließ das Zimmer, und kam einen Augenblick darnach wieder herein, und ſagte zu ihrer Gebieterinn mit großer Unruhe und Beſtürzung:

„Ach, gnädige Frau, wir ſind verloren! euer Bruder iſt ſo eben von Kahiro angekommen. Er iſt jetzo noch bei eurem Manne, der ihn euch alsbald herbringen wird."

„O unſelige Ankunft!“ rief Banu’s Frau aus, indem ſie ſich ſehr bekümmert ſtellte: „der widerwärtige Zufall! Nicht genug, daß man mein Vergnügen ſtört, man muß mich auch noch mit meinem Liebhaber überraſchen, und ſchon bei der erſten Uebertretung meiner Pflicht muß ich ſchon als eine treuloſe Gattinn erſcheinen! Was ſoll aus mir werden? Wie kann ich der Schande entgehen, welche mir drohet?“

„Ihr ſeid da recht in Verlegenheit,“ ſagte die alte Sklavinn; „aber laßt den Herrn Daniſchmend ſich in einer der drei Kiſten verſtecken, die euer Mann hat machen laßen, um Waaren darein zu packen, welche er nach Bagdad verſenden will. Sie ſtehen im Nebenzimmer und wir haben die Schlüſſel dazu.“

Der Rath Dalla’s wurde angenommen: der Doktor ſchlüpfte in das Nebenzimmer und verſteckte ſich in einer der drei Kiſten, welche Aruja ſelber zweimal verſchloß, indem ſie zu Daniſchmend ſagte:

„O mein geliebter Alfakih, laßt euch die Zeit nicht lang werden; ſo bald mein Bruder und mein Mann ſich wieder entfernt haben, komme ich wieder zu euch, und wir wollen dann die übrige Nacht mit einander um ſo angenehmer zubringen, nachdem unſer Vergnügen iſt unterbrochen worden.“

Das Verſprechen, welches Aruja dem Doktor gab, ihn wieder aus ſeinem Gefängniſſe zu ziehen, und die Hoffnung, welche ſie ihm machte, ihn für die unangenehmen Augenblicke reichlich zu entſchädigen, welche er in der Kiſte zubringen ſollte, verhinderten ihn, ſich über ein Abenteuer zu betrüben, welches noch verdrießlichere Folge für ihn haben ſollte. Anſtatt die Aufrichtigkeit der Frau in Zweifel zu ziehen, und zu argwöhnen, daß die Lage, in welcher er ſich hier ſah, eine ihm gelegte Schlinge wäre, überredete er ſich lieber, daß er geliebt würde, und überließ ſich den ſüßeſten Täuſchungen, an welchen die Liebenden ſich weiden, die vergeblich ſich ſchmeicheln, die Erfüllung ihrer Wünſchce zu erreichen.

Die junge Kaufmannsfrau ließ ihn dort in der Kammer, und ging wieder in ihr Zimmer, indem ſie ganz leiſe zu ihrer Sklavinn ſagte:

„Da haben wir ſchon einen, der in mein Netz gegangen iſt: laß ſehen, ob die anderen mir entſchlüpfen werden.“

„Das werden wir ſehr bald erfahren,“ antwortete Dalla, „denn es iſt beinahe eilf Uhr, und ich glaube nicht, daß der Kadi ausbleiben ſollte.“

Die alte Sklavinn hatte Recht, dieſen Richter für nicht minder pünktlich zu halten, als den Doktor: in der That hörte man noch vor der beſtimmten Stunde an Banu's Hausthüre pochen.

Dalla lief hin, zu öffnen, und als ſie ſah, daß es ein Mann war, fragte ſie ihn nach ſeinem Namen.

„Ich bin,“ antwortete er, „der Kadi.“

„Redet leiſe,“ erwiederte ihm die Sklavinn, „ihr möchtet ſonſt Herrn Banu aufwecken. Meine Gebieterinn, die eine große Schwachheit für euch fühlt, hat mir befohlen, euch in ihr Zimmer zu führen; bemühet euch, wenn's beliebt, mir zu folgen, ich will euch hin bringen.“

Der Richter fühlte bei dieſen Worten ſich doppelt entflammt; er folgte Dalla, die ihn in das Zimmer der jungen Kaufmannsfrau führte.

„O meine Königinn,“ rief er aus, indem er ſich der ſchönen Aruja näherte, „endlich ſehe ich euch! Mit welcher Ungeduld habe ich dieſen glücklichen Augenblick erwartet! — Es iſt mir alſo,“ fuhr er fort, indem er ſich ihr zu Füßen warf, „es iſt mir alſo vergönnt, die ſüßeſten Hoffnungen zu hegen! Nein, es gibt kein Glück, welches mit dem meinigen zu vergleichen wäre.“

Die junge Kaufmannsfrau hub den Kadi auf, bat ihn, ſich auf das Sopha zu ſetzen, und ſagte zu ihm:

„Herr Kadi, es freut mich, daß ihr einiges Gefallen an mir findet, weil ihr von allen Menſchen auf der Welt mir am meiſten gefallet, oder vielmehr der erſte ſeid, der meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat. Dieſe alte Sklavinn wird es euch beſtätigen: ſeit meiner letzten Unterhaltung mit euch, thue ich nichts, als ſchmachten; ich rede mit ihr unaufhörlich von euch, und meine Leidenſchaft läßt mir keinen Augenblick Ruhe.“

Hundert und ein und funfzigſter Tag.

Als der Kadi Aruja alſo reden hörte, ſo fehlte nicht viel, daß er den Verſtand verloren hätte.

„Hehre Cypreſſe,“ ſprach er zu ihr, „lebendiges Bild der Huri's, ihr bezaubert mich durch ſo ſüße Worte: ich flehe euch, ſetzet meinen Wünſchen die Krone auf; aber, meine Prinzeſſinn, ſäumet nicht, mich zu beglücken, ich beſchwöre euch darum, denn ihr habt mich ganz außer mich verſetzt, und ich bin meiner nicht mehr mächtig.“

„Es freuet mich,“ verſetzte die Frau, „euch ſo verliebt zu ſehen; das ſchmeichelt höchlich meiner Zärtlichkeit, und eure Ungeduld gewährt mir zu viel Vergnügen, um ihre Befriedigung noch länger zu verſchieben. Ich hatte euch Erfriſchungen bereitet und wollte mit euch von dieſen Brandweinen trinken, aber da ihr ſo leidenſchaftlich ſeid, ſo gebe ich euerm Anbringen nach: entkleidet euch alſo, und leget euch in das Bette, welches ihr hier ſehet; ich gehe unterdeſſen noch in das Zimmer meines Mannes, um zu ſehen, ob der Alte ſchläft, und in einem Augenblicke bin ich wieder bei euch.“

Der Richter wähnte bei dieſen Worten ſchon den Gegenſtand ſeines Verlangens in ſeinen Armen zu haben, zog ſchleunig ſeine Kleider ab, und legte ſich ins Bette.

Kaum hatte er ſich niedergelegt, als er Lärm hörte. Einen Augenblick darnach trat Aruja, ſehr bewegt, wieder herein, und ſagte zu ihm:

„Ach, Herr Kadi, ihr wißt nicht, was ſo eben vorgegangen iſt: wir haben hier einen alten Sklaven, den ich nicht in mein Vertrauen ziehen wollte, weil er mir meinem Manne zu ſehr zugethan ſchien; der hat euch ins Haus treten ſehen, und ſeinen Herrn davon benachrichtigt, der auf der Stelle nach meinen Aeltern geſchickt hat, um Zeugen meiner Untreue zu ſein. Sie werden bald alle in mein Zimmer kommen: ich bin die unglücklichſte Frau von der Welt!“

Mit dieſen Worten fing ſie an zu weinen, und machte es ſo geſchickt, daß der Kadi ſie für ſehr bekümmert hielt.

„Tröſtet euch, mein Engel,“ ſagte er zu ihr, „ihr habt nichts zu befürchten: ich bin der Richter der Muſelmänner, und will ſchon durch mein Anſehn, euren Aeltern und euerm Manne Stillſchweigen auferlegen. Ich werde ſie bedrohen, und ihnen verbieten, irgend ein Aufſehn zu machen, und ihr könnt überzeugt ſein, daß ſie meine Drohungen fürchten werden.“

„Ich zweifle nicht daran, gnädiger Herr," fuhr die junge Kaufmannsfrau fort; „auch iſt es nicht die Entrüſtung meines Gatten, noch der Zorn meiner Aeltern, was ich fürchte. Ich weiß wohl, daß ich unter dem Schutz eures Anſehns vor Beſtrafung ſicher bin: aber, ach! ich werde als eine ehrloſe verrufen, und die Schmach und Verachtung meiner Familie werden. Welches Herzeleid für eine Frau, die bisher nicht den geringſten Anlaß gegeben hat, ihre Tugend verdächtig zu machen! Was ſage ich „verdächtig machen?" Ich wage zu behaupten, daß ich für ein Muſter tugendhafter Frauen gelte: in Einem Augenblicke werde ich nun einen ſo guten Ruf verlieren!"

Mit dieſen Worten fing ſie an zu weinen und zu wehklagen, auf ſo natürliche Weiſe, daß der Richter davon gerührt wurde.

„O Licht meiner Augen!" rief er aus, „ich bin von deiner Betrübnis gerührt: aber laß ab, dich ihr hinzugeben, weil ſie fruchtlos iſt. Was hilft es, ſo viel Thränen um ein unvermeidliches Unglück zu vergießen?"

Dalla-Muchtala unterbrach bei dieſen Worten den Richter und ſagte:

„Großer Kadi der Gläubigen, und ihr ſchönſte Roſe des Gartens der Schönheit, höret beide mich an. Ich habe Erfahrung, und es iſt nicht das erſtemal, daß ich einem Liebespaar aus Noth geholfen habe. Während ihr beide nichts anderes thut, als euch zu erweichen, denke ich auf Mittel, euch aus der Verlegenheit zu ziehen; und wenn mein gnädiger Herr Kadi einwilligt, ſo wollen wir den Herrn Bann und die Aeltern meiner Gebieterinn ſchon hinters Licht führen."

„Und wie das?" fragte der Richter.

„Ihr dürft nur," fuhr die Alte fort, „euch in einem Kaſten verſtecken, welcher in Aruja's Kammer ſteht: ich bin feſt verſichert, daß man nicht daran denken wird, euch den Schlüſſel abzufordern."

„Ah! ſehr gern," antwortete der Kadi; „ich bin es zufrieden auf einige Augenblicke in den Kaſten zu kriechen, wenn ihr es für räthlich erachtet."

Hierauf bezeugte die junge Frau, dies würde ihr ſehr angenehm ſein, und verſicherte den Richter, ſo bald ihr Mann und ihre Aeltern ihr Zimmer durchſucht hätten, und wieder weggegangen wären, würde ſie nicht ermangeln zu kommen und ihn aus dem Kaſten zu befreien.

Auf dieſe Verſicherung und auf das Verſprechen der Kaufmannsfrau, ihm ſeine Gefälligkeit für ſie mit Wucher zu vergelten, ließ der Kadi ſich einſperren, wie der Alfakih.

Jetzo war nur noch der Statthalter übrig, der denn auch um Mitternacht ſich an der Thüre einſtellte.

Dalla führte ihn eben ſo herein, wie die beiden vorigen, und Aruja empfing ihn auf dieſelbe Weiſe. Sie machte ihm große Liebkoſungen, und als ſie gewahrte, daß der alte Herr zu dringend ward, gab ſie Dalla ein verabredetes Zeichen, worauf dieſe hinausging.

Einen Augenblick darnach hörte man ſehr ungeſtüm an die Straßenthüre pochen, und alsbald trat die alte Sklavinn außer Athem wieder ins Zimmer, und ſagte mit erſchrockener Miene:

„Ach! Herrinn, welches Misgeſchick! der Kadi iſt ſo eben hereingekommen, und man hat ihn in das Zimmer eures Mannes geführt.“

„O Himmel!“ rief die junge Kaufmannsfrau aus,“ welches unſelige Ereignis! — Meine liebe Dalla,“ fuhr ſie fort, „geh leiſe hin und horche, was der Richter mit Banu redet, und komm wieder, es uns zu ſagen.“

Die alte Sklavinn ging zum zweitenmale hinaus; und während es ſchien, als wenn ſie ſich des Auftrages ihrer Gebieterinn entledigte, ſagte der Statthalter zu der jungen Frau:

„Was mag doch den Kadi um dieſe Stunde noch hieherführen? Sollte Banu irgend einen böſen Handel haben?“

„Nein,“ antwortete Aruja: ich bin nicht weniger, als ihr, über die Ankunft dieſes Richters verwundert.“

Hundert und zwei und funfzigſter Tag.

Kurze Zeit darnach kam Dalla wieder herein, und ſagte zu ihrer Gebieterinn:

„Herrinn, ich habe aufmerkſam das Geſpräch behorcht, welches im Zimmer des Herrn Banu geführt wird, und ich habe genug gehört, um zu wiſſen, wovon die Rede iſt. Der Kadi kömmt in euer Haus, um euch in Gegenwart Daniſchmends, der ihn begleitet, zu vernehmen. Dieſer Doktor behauptet, euch die tauſend Zeckienen wiedergegeben zu haben, welche euer Mann ihm geliehen hat. Der Groß-Veſyr, vor den man dieſen Handel gebracht, hat dem Kadi aufgetragen, ihn dieſe Nacht noch zu unterſuchen, um ihm gleich morgen früh darüber Bericht abzuſtatten.“

Hierauf nahm Aruja ihre Zuflucht zu den Thränen, und bat den Statthalter, er möchte ſich doch verſtecken, indem ſie zu ihm ſagte:

„Gnädiger Herr, ich beſchwöre euch, Mitleid mit mir zu haben. Der Kadi, Banu und Daniſchmend werden bald hieher kommen; erſparet mir die Schande, für eine untreue Frau erkannt zu werden; nehmet einige Rückſicht auf die Schwachheit, welche ich für euch habe: tretet in meine Kammer, und erlaubet, daß ich euch für einige Augenblicke dort in einem Kaſten verſtecke."

Da der alte Herr einige Abneigung gegen dieſen Antrag bezeigte, warf die Frau ſich ihm zu Füßen, und brachte es endlich dahin, ihn zu überreden.

Der Statthalter wurde alſo in den dritten Kaſten geſperrt.

Hierauf verſchloß die Kaufmannsfrau die Kammer, ging hin zu ihrem Mann, und erzählte ihm alles, was vorgegangen war. Nachdem ſie ſich beide auf Koſten der drei unglücklichen Liebhaber luſtig gemacht hatten, ſagte Banu:

„Aber auf welche Weiſe gedenkſt du nun dieß Abenteuer zu entwickeln?"

„Du ſollſt es morgen erfahren," antwortete Aruja: „denke nur daran, daß ich dir verſprochen habe, uns auf eine glänzende Weiſe zu rächen, und ſei verſichert, daß ich dir mein Wort halten werde."

In der That, am folgenden Morgen begab ſie ſich nach meinem Palaſt, und ſchlüpfte in den Saal, wo ich meinem Volke Gehör gab. Sobald ich ſie erblickte, zog ihr edles Anſehn und die Schönheit ihrer Geſtalt meine Aufmerkſamkeit an. Ich machte ſie meinem Groß-Veſyr bemerklich, und ſagte zu ihm:

„Siehſt du dort jene wohlgebildete Frau? ſage ihr, ſie ſoll ſich meinem Throne nähern.“

Der Veſyr hieß ſie näher treten; ſie drängte ſich durch, kam heran, und warf ſich vor mir nieder.

„Was führt dich hieher?“ fragte ich ſie: „ſteh auf, und rede.“

„O mächtiger Beherrſcher der Welt,“ antwortete ſie mir, nachdem ſie wieder aufgeſtanden war, „mögen die Tage Euer Majeſtät ewig währen, oder wenigſtens erſt mit der Zeit ſelber aufhören! Wollt ihr die Gnade haben, mich anzuhören, ſo will ich euch eine Geſchichte erzählen, welche euch verwundern wird.“

„Ich will es gern,“ ſagte ich zu ihr; „ich bin geneigt, dich anzuhören.“

„Ich bin,“ fuhr ſie fort, „die Frau eines Kaufmanns, namens Banu, der die Ehre hat, euer Unterthan zu ſein, und in dieſer eurer Hauptſtadt zu wohnen. Er lieh vor etlichen Jahren dem Doktor Daniſchmend tauſend Zeckienen, welche derſelbe ihm abläugnet. Ich bin bei dieſem Alfakih geweſen, und habe ihn darum gemahnt. Er hat mir geantwortet, er ſei meinem Manne nichts ſchuldig, er wolle mir aber zweitauſend Zeckienen geben, wenn ich ſeine Wünſche befriedige, welche er mir erklärt hat. Ich bin hierauf zu dem Kadi gegangen, und habe mich über die Treuloſigkeit des Alfakih's beklagt: der Richter aber hat mir erklärt, er werde mir keine Gerechtigkeit angedeihen laßen, wenn ich nicht für ihn die Gefälligkeit habe, welche Daniſchmend von mir gefordert hat. Beſchämt, und voll Unmuth über die böſe Sinnesart des Kadi's, habe ich ihn unwillig verlaßen, und mich an den Statthalter von Damask gewandt, weil er meinen Mann kennt. Ich habe ihn um Hülfe angefleht: aber ich habe ihn nicht edelmüthiger, als den Kadi befunden, und er hat nichts geſpart, mich zu verführen.“

Ich konnte kaum glauben, was ſie mir da erzählte, oder vielmehr ich hatte Aruja in Verdacht, ſie erfände nur dieſes Mährchen, um Daniſchmend, dem Kadi und dem Statthalter bei mir einen üblen Dienſt zu leiſten.

„Nein, nein,“ ſagte ich zu ihr, „ich kann dem nicht Glauben beimeſſen, was du mir da erzählſt: ich kann mich nicht überzeugen, daß ein Doktor im Stande ſei, eine Summe abzuläugnen, welche man ihm geliehen hat, noch daß ein Mann, den ich zum Richter des Volks beſtellt, euch einen ſo ſchaamloſen Antrag gemacht habe.“

„O Beherrſcher der Welt,“ erwiederte mir Banu's Frau, „wenn ihr meinen Worten Glauben verſagt, ſo hoffe ich jedoch, daß ihr den unverwerflichen Zeugen glauben werdet, welche ich über alles, was ich geſagt, habe!“

„Wo ſind ſie, dieſe Zeugen?“ fragte ich mit Erſtaunen.

„Herr,“ antwortete ſie, „ſie ſind in meinem Hauſe: ſchicket hin, wenn's euch beliebt, und laßt ſie auf der Stelle herholen: ihr Zeugnis wird Euer Majeſtät nicht verdächtig ſein.“

Ich ſchickte augenblicklich Wachen nach dem Hauſe Banu's, der ihnen die drei Kiſten mit den Liebhabern überlieferte. Als die Wachen ſie vor mir niedergeſetzt hatten, ſagte Aruja zu mir:

„Meine Zeugen ſtecken da drinnen.“ Mit dieſen Worten zog ſie unter ihrem Kleide drei Schlüſſel hervor, und öffnete die Kaſten.

Ihr könnt euch denken, wie groß meine Ueberraſchung und die meines ganzen Hofes war, als wir den Doktor, den Kadi und den Statthalter erblickten, alle drei beinahe nackt, bleich, entſtellt, und ganz zerknirrſcht über dieſe Entwickelung des Abenteuers. Ich konnte mich anfangs nicht enthalten zu lachen, als ich ſie in dieſem Zuſtande ſah, welcher auch nicht ermangelte, bei allen Zuſchauern lautes Gelächter zu erregen.

Ich nahm aber bald wieder eine ernſte Miene an, und redete die drei Liebhaber mit wohlverdienten Namen an. Nachdem ich ihnen öffentlich ihr Betragen vorgeworfen hatte, verurtheilte ich den Doktor Daniſchmend, dem Kaufmann Banu viertauſend Goldzecklenen zu bezahlen; den Kadi ſetzte ich ab, und die Statthalterſchaft der Stadt Damask vertraute ich einem andern Herrn meines Hofes.

Hierauf, nachdem ich die Kaſten hatte wegtragen laßen, befahl ich der jungen Kaufmannsfrau, ihren Schleier abzunehmen:

„Zeig' uns nun doch," ſagte ich zu ihr, „dieſe gefährlichen Züge, deren Anblick für jene drei Männer, die ſich davon haben bezaubern laßen, ſo verhängnisvoll geweſen iſt."

Hundert und drei und funfzigſter Tag.

Die Frau Banu's gehorchte; ſie hub ihren Schleier auf, und ließ uns die ganze Schönheit ihres Angeſichts ſchauen. Die Bewegung, welche dieſes Ereignis, und die Nothwendigkeit, ſich den Blicken meines ganzen Hofes auszuſetzen, in ihr erregte, erhöhten noch den Glanz ihrer Farbe. Ich habe niemals etwas ſo ſchönes geſehen, als Aruja. Ich bewunderte ihre Reize, und im Uebermaaße meiner Bewunderung rief ich aus:

„Ah, wie ſchön iſt ſie! der Alfakih, der Kadi und der Statthalter ſcheinen mir nun nicht mehr ſo ſchuldig."

Ich war nicht der einzige, den ſie entzückte. Bei dem Anblick ihrer unvergleichlichen Schönheit, erhub ſich bei meinem ganzen Hofe ein Gemurmel des Beifalls. Alle Welt hatte nur Augen für ſie: man konnte nicht müde werden, ſie zu betrachten, und ſie zu preiſen.

Da ich meinen Wunſch bezeugte, noch die genaueren Umſtände der Geſchichte zu vernehmen, welche ſie uns nur in der Kürze vorgetragen hatte, ſo erzählte ſie uns dieſelbe mit ſo viel Geiſt und Anmuth, daß ſie unſre Bewunderung noch erhöhte. Der ganze Saal hallte von ihren Lobeserhebungen wider; und diejenigen, die Banu kannten, prieſen ihn, troz ſeinen übelen Umſtänden, noch überglücklich, eine ſo reizende Frau zu beſitzen.

Nachdem ſie meine Neugierde befriedigt hatte, dankte ſie mir für die Gerechtigkeit, welche ich ihr hatte angedeihen laßen, und ging nach Hauſe.

Aber, ach! wenn ſie nun auch nicht mehr vor meinen Augen ſtand, ſo blieb ſie mir jedoch immerdar in Gedanken. Ich war unaufhörlich mit ihrem Bilde beſchäftigt, und konnte mich keinen Augenblick davon trennen. Kurz, weil ich inne ward, daß ſie meine Ruhe ſtörte, ſo ſchickte ich heimlich hin, und ließ ihren Mann holen. Ich ließ ihn in mein Zimmer treten, und ſprach folgendermaßen zu ihm:

„Höre Banu, ich weiß, in welche Lage dich dein großmüthiges Herz verſetzt hat, und ich zweifle nicht, daß der Kummer, nicht fürder ſo leben zu können, wie du bisher immer gelebt haſt, dir empfindlicher ſei, als der Mangel ſelber: ich habe beſchloſſen, dich wieder in den Stand zu ſetzen, deine Freunde zu bewirthen; du kannſt ſogar noch mehr Aufwand machen, als du jemals gemacht haſt, ohne zu befürchten, daß du wieder in Armut verſinken werdeſt. Mit Einem Worte, ich will dich mit Gütern überhäufen, vorausgeſetzt, daß du deinerſeits auch geneigt ſeieſt, mir einen Gefallen zu thun, welchen ich von dir fordere. Ich bin von einer heftigen Leidenſchaft für deine Frau entbrannt: verſtoß ſie, und ſchicke ſie mir her. Bringe mir dieſes Opfer, ich beſchwöre dich darum, und aus Erkenntlichkeit verſtatte ich dir, außer den Reichthümern, welche ich dir geben will, dir noch die ſchönſte Sklavinn aus meinem Harem zu erwählen; ich ſelber will dich in die Wohnung meiner Frauen führen, und du magſt dir diejenige nehmen, welche dir am meiſten gefällt.“

„Großer König,“ antwortete mir Banu, „wie groß auch die Glücksgüter ſein mögen, welche ihr mir verheißet, dennoch können ſie mich nicht reizen, wenn ich ſie durch den Verluſt meiner Frau erkaufen ſoll. Aruja iſt mir tauſendmal lieber, als alle Reichthümer der Welt. Beurtheilet, Herr, meine Gefühle nach den eurigen, und ihr werdet erkennen, ob das glänzende Glück, welches ihr mir erbietet, mich blenden kann. Indeſſen, ſo groß iſt meine Liebe für meine Frau, daß ich im Stande bin, ihre eigene Zufriedenheit der meinigen vorzuziehen. Ich gehe auf der Stelle hin zu ihr, um ihr mitzutheilen, welchen Eindruck ihre Schönheit auf euch gemacht hat, und was ihr mir für die Abtretung ihres Beſitzes erbietet: vielleicht läßt ſie, gereizt von einer ſo glänzenden Eroberung, mir ein geheimes Verlangen blicken, verſtoßen zu werden; und wenn das iſt, ſo ſchwöre ich, will ich ſie, ohne Anſtand, verſtoßen, ungeachtet der Zärtlichkeit, welche ich für ſie hege: ich will mich ihrem Glücke aufopfern, welches Herzeleid mir auch ihr Verluſt verurſachen mag.“

Er ſagte mir nichts, was er nicht auch wirklich im Stande war, zu thun. So bald er mich verlaſſen hatte, ging er hin zu ſeiner Frau, und berichtete ihr die Unterredung, welche er eben mit mir gehabt hatte:

„Aruja,“ ſprach er zu ihr, „da du dem Könige ſo gefallen haſt, ſo benutze dein gutes Glück. Geh hin und lebe mit dem jungen Fürſten; er iſt liebenswürdig und verdient mehr dich zu beſitzen, als ich. Indem du ſein Glück machſt, wirſt du dich eines ſchönern Looſes erfreuen, als das iſt, die Gefährtinn meines Unglücks zu ſein.“

Er konnte dieſe Worte nicht ausſprechen, ohne einige Thränen fallen zu laßen. Seine Frau war innig gerührt darüber:

„O Banu,“ antwortete ſie ihm, „bildeſt du dir in, mir irgend eine Freude zu machen, indem du mir die Liebe des Königs verkündigſt? Denkſt du, daß die Hoheit mich reizt? Ah! enttäuſche dich, wenn du dieſen Gedanken hegſt, und glaube vielmehr, daß ich, wie unglücklich du auch biſt, dennoch lieber mit dir, als mit irgend einem Fürſten der Welt leben will.“

Der alte Kaufmann war innig gerührt über dieſe Rede. Er umarmte ſeine Frau mit Entzücken, und rief aus:

„Phönix des Zeitalters, welchen Preis verdieneſt du! Du biſt würdig, über das Herz zu herrſchen, dem du mich vorziehſt. Es iſt unbillig, daß eine ſo reizende Frau einem Manne angehöre, wie ich bin. Ich bin ſchon in ſehr bejahrtem Alter, und du biſt erſt in der Blüte deiner ſchönen Tage. Ich bin nur ein unglücklicher, und du kannſt dir, wenn du mich verläßt, das glücklichſte Loos bereiten. Schon allzu lange biſt du mit einem Manne verbunden geweſen, zu deſſen Gunſten nichts ſpricht, als deine Tugend. Verſage dich nicht dem Range, zu welchem die Liebe dich beruft; und ohne zu berückſichtigen, wie groß mein Schmerz über deinen Verluſt ſein wird, willige ein, daß ich dich verſtoße, um dein Schickſal erfreulicher zu machen.“

Hundert und vier und funfzigſter Tag.

Je mehr Banu darauf drang, mir Aruja abzutreten, je mehr weigerte ſie ſich. Endlich, nach einem langen Kampfe, worin die eheliche Liebe den Sieg behielt, ſagte der Kaufmann zu ſeiner Frau:

„O meine geliebte Gattinn! ſo begnüge dich denn, mein Herz zu beherrſchen, weil du darauf dein Verlangen beſchränkeſt: aber was ſoll ich dem Könige ſagen? Er erwartet Antwort von mir, und er ſchmeichelt ſich ohne Zweifel, daß ſie ſo ausfallen wird, wie er wünſchet. Wenn ich nun komme und ihm deine Weigerung verkündige, was haben wir da nicht von ſeinem Unwillen zu fürchten. Bedenke, daß er ein unumſchränkter Herrſcher iſt. Du weißt, er vermag alles. Vielleicht wird er Gewalt gebrauchen, dich zu erhalten: ich kann dich nicht gegen einen ſo mächtigen Nebenbuhler verheidigen.“

„Ich ſehe wohl,“ antwortete Aruja, „das Unglück, welches uns bedrohet; aber es iſt nicht unmöglich, es zu vermeiden. Anſtatt wieder zu dem Könige zu gehen, und ihn durch die Nachricht zu reizen, daß ich auf die Ehre verzichte, welche er mir zugedacht hat, nimm lieber alles Geld, was dir noch übrig iſt; wir wollen das Koſtbarſte, ſo wir noch haben, zuſammenraffen, und uns damit von Damask entfernen:

laß uns fliehen, und uns dem Propheten empfehlen, er wird uns nicht verlaßen.“

Banu gefiel dieſer Rath, und er beſchloß ihn zu befolgen.

Kaum hatten ſie beide dieſen Entſchluß gefaßt, als ſie ihn auch ausführten. Sie verließen noch denſelben Tag die Stadt, und wanderten nach Groß-Kahiro zu.

Ich erfuhr alles dieß am folgenden Tage durch Dalla-Muchtala, welche ihre Gebieterinn nicht hatte begleiten wollen, und die mir durch einen Vertrauten vorgeführt wurde, den ich in meiner Ungeduld, Banu wiederzuſehen, nach deſſen Hauſe geſchickt hatte. Wäre ich weniger Herr meiner Leidenſchaften geweſen, oder hätte ich mich durchaus befriedigen wollen, ſo würde ich Aruja, wider ihren Willen, bald in meinem Harem gehabt haben; ich hätte ſie nur dürfen verfolgen laßen: aber das wäre eine ungerechte Handlung geweſen, und ich habe niemals geliebt, ein Herz zu zwingen.

Ich ließ alſo der Frau des Kaufmanns volle Freiheit, mich zu fliehen und ſich zu verbergen, wo es ihr beliebte, und ich beſtrebte mich, eine unglückliche Liebe zu beſiegen: ein Beſtreben, das nicht weniger vergeblich, als ſchmerzlich war. Aruja blieb, trotz allen Anſtrengungen, welche ich machte, ſie aus meinen Gedanken zu entfernen, ſtäts darin gegenwärtig:

ihre Schönheit und ihre Tugend befeſtigten ſie in meinem Herzen, und ſeit mehr als zwanzig Jahren macht ihr Andenken mich für die Reize meiner ſchönſten Sklavinnen unempfindlich: die anziehendſten unter ihnen vergnügen mich, ohne mein Herz zu beſchäftigen.“

Fortſetzung der Geſchichte des Bedreddin-Lolo, ſeines Veſyrs und ſeines Günſtlings.

Bedreddin-Lolo beſchloß mit dieſen Worten ſeine Geſchichte. Der Veſyr Atalmülk und der Prinz Séyfel-Mülük fragten ihn, ob er gar nicht wüßte, was aus Aruja geworden ſein möchte. Er antwortete mit Nein, und daß er von ihr, ſeitdem ſie Damask verlaßen, durchaus keine Nachricht hätte.

„Man muß geſtehen,“ ſagte jetzo der Günſtling lächelnd, „daß wir alle drei ſeltſame Liebhaber ſind. Der König ergibt ſich auf den erſten Blick einer Bürgersfrau, welche ihm einen Greis vorzieht; und länger als zwanzig Jahre hindurch bewahrt er ihr zärtliches Andenken, ohne von ihr geliebt worden zu ſein. Ich ſelber liebe eine Frau, welche zu Salomons Zeiten lebte; und der Veſyr . . . aber ich irre mich,“ fügte er hinzu, indem er ſich beſann, „was Herrn

Atalmülk betrifft, ſo bekenne ich, er würde Unrecht thun, die Prinzeſſinn Sélika zu vergeſſen: ſie iſt zu liebreich gegen ihn geweſen, als daß er das Andenken daran verlieren könnte."

Der König von Damask konnte ſich nicht enthalten über die Bemerkung Séyfel-Mülüks zu lachen. Er lachte noch darüber, als er auf einmal eine große Menge Kameele und Pferde erblickte, die auf einer Wieſe weideten. Er bemerkte daſelbſt auch einige aufgeſchlagene Gezelte, unter welchen Leute ſaßen, die ſich mit Eſſen und Trinken die Zeit vertrieben.

„Laßt uns nach dieſer Wieſe gehen," ſagte er zu dem Veſyr und dem Günſtling: „wir wollen hören, was es für Leute ſind, die wir dort ſehen, und wohin ſie reiſen."

Alsbald ſpornten ſie ihre Pferde nach den Gezelten hin; und ſo wie ſie ſich näherten, entdeckten ſie noch allerlei Neues.

Hundert und fünf und funfzigſter Tag.

Als ſie dicht an der Wieſe waren und die Gegenſtände deutlich unterſcheiden konnten, ſahen ſie, daß alle Gezelte ſehr prächtig waren, und daß beſonders eins derſelben von Goldſtoff und Seide war, unter welchem ſie einen großen, reichgekleideten Mann von ſtattlichem Anſehen, bemerkten. Er ſaß mit gekreuzten Beinen auf einem ſchönen Fußteppich, und vor ihm ſah man verſchiedene Speiſen in goldenen Schüſſeln aufgetragen. Einige Schritte von ihm erhub ſich ein Schenktiſch mit einer Unzahl koſtbarer Gefäße. Dieſer ehrwürdige Mann, der etwa funfzig Jahr alt ſein mochte, aaß ganz allein: zwanzig bis dreißig ſehr ſtattlich gekleidete Bediente ſtanden hinter ihm, und zwei wohlbewaffnete Sklaven ſtanden als Wache am Eingange ſeines Gezeltes.

Als Bedreddin und ſeine Gefährten ihn ſo deutlich ſahen, bemerkte er ſie ebenfalls. Er ſchickte einen von ſeinen Leuten zu ihnen, um ſie zu befragen, wer ſie wären, und wohin ſie reiſeten.

„Mein Freund,“ antwortete der König von Damaſk dem Boten, „wir ſind drei Juweelenhändler; wir kommen von dem Hofe Circaſſiens, und reiſen nach Bagdad: ich bitte euch, ſaget ihr eurerſeits uns nun auch den Namen euers Herrn. Es iſt ohne Zweifel irgend ein mächtiger Fürſt, der aus Neugierde reiſet.“

„Nein, Herr,“ antwortete der Bediente, „mein Herr zählt keine Chane unter ſeinen Ahnen; er rühmt ſich keiner erlauchten Abſtammung; er macht nur Anſpruch auf eine große und edelmüthige Seele. Er heißt Abulfaûaris, vorzugsweiſe benannt der Große Reiſende. Er verdiente allerdings, als Fürſt geboren zu ſein; denn er gebraucht ſich ganz wie ein Fürſt: er lebt gewöhnlich zu Baßra, wo er einen prächtigen Marmorpalaſt hat bauen laßen; er empfängt dort aufs gaſtlichſte alle, die ihn beſuchen, und niemand ſcheidet von ihm, ohne irgend ein Geſchenk von ihm empfangen zu haben. Er bewirthet faſt täglich die vornehmſten Herren des Hofes von Baßra, und der König findet an ſeiner Unterhaltung ſo viel Vergnügen, daß er ihn oft zu ſich einladet, um ihn ſeine Abenteuer erzählen zu hören.

„Es müßen ihm alſo,“ ſagte Bedreddin, „ſehr ſeltſame Abenteuer begegnet ſein.“

„Man kann nichts Außerordentlicheres hören; verſetzte der Bediente; aber freilich es iſt auch nicht zu verwundern, daß ein Mann, der die Meere Indiens durchfahren hat, der faſt alle Inſeln derſelben kennt, ſeltſame Dinge erlebt habe.“

Nachdem der Bediente dieſes geſagt hatte, kehrte er zu ſeinem Herrn zurück, der nicht ſo bald vernahm, daß die Fremden, welche er vor ſich ſah, Kaufleute wären, als er aufſtand, und aus ſeinem Zelte hervortrat, um ſie zu empfangen.

Sie begrüßten ſich gegenſeitig ſehr höflich; Abulfaûaris nöthigte hierauf Bedreddin, Atalmülk und Séyfel Mülük, in ſein Gezelt zu treten, und lud ſie ein, ſich auf den Teppich zu ſetzen und mit ihm zu ſpeiſen. Sie thaten, was er wünſchte, ſie aaßen von mehreren ſehr guten Fleiſchgerichten, und tranken köſtliche Brandweine, welche die Sklaven ihnen in goldenen, mit Smaragden und Rubinen geſchmückten Schaalen darreichten.

Abulfaûaris ließ während des Mahles ſo viel Verſtand blicken, daß der König von Damask und ſeine Gefährten davon bezaubert waren. Obwohl lebhaft, waren jedoch ſeine Gedanken ſehr treffend, und er ſprach mit großer Anmuth. Bedreddin wünſchte ſich Glück, einen ſo guten Geſellſchafter angetroffen zu haben. Er bezeugte ihm ſeine Freude darüber, und bat ihn, mit ihm in Geſellſchaft reiſen zu dürfen. Abulfaûaris antwortete ſehr verbindlich hierauf, und ſie fuhren fort, ſich zu unterhalten.

Unterdeſſen beluden die Sklaven des Großen Reiſenden wieder die Kameele, welche ſie entlaſtet hatten, um ſie weiden und ruhen zu laßen; ſie legten die Zelte zuſammen, und es blieb nur noch das Gezelt ihres Herrn abzubrechen, der, als er alles zur Fahrt bereit ſah, endlich auch aufſtand, ein ſehr ſchönes Pferd beſtieg, welches ihm von einem ſeiner Bedienten vorgeführt wurde, und ſich mit den drei vorgeblichen Kaufleuten und ſeinem ganzen Gefolge in Bewegung ſetzte; welches Gefolge aus mehr als hundert, mit Bogen und Säbel bewaffneten Leuten beſtand. So zog die Karavane, die nicht leicht zu plündern war, mit aller Sicherheit in kleinen Tagereiſen gen Baßra.

Hundert und ſechs und funfzigſter Tag.

Abulfaûaris gewann allmählich den König von Damask und deſſen Gefährten herzlich lieb; vielleicht weil er bemerkte, daß er ihnen gefiel, und daß ſie ihn anhörten, wie ein Orakel. Die geſpannte Aufmerkſamkeit, welche ſie ſeinen Reden widmeten, brachte ihn erſt recht in den Zug: er fing an, ihnen von ſeinen Reiſen zu erzählen.

„Es gibt wenig Menſchen meines Alters, die ſo viel gereiſt ſind, als ich: ich kenne die Küſten des Indiſchen Meeres, als meine Heimat; ich habe ſo wunderbare Dinge geſehen, daß ich ſie nicht aufzuſchreiben wage, aus Furcht für einen Aufſchneider zu gelten; die Abenteuer ſelbſt, welche mir begegnet, ſind meiſtentheils ſo außerordentlich, daß die Leute, denen ich ſie erzählt habe, ſie nicht geglaubt hätten, wenn ich nicht als ein Feind der Lügen bekannt wäre.“

Der Herr Abulfaûaris bot dem Könige von Damask und dem Prinzen Séyfel Mûluk zu gute Gelegenheit, als daß ihre gereizte Neugier, ſie unbenutzt laßen ſollte. Sie baten ihn ſehr dringend, ihnen ſeine

Geſchichte zu erzählen, und er gab auch bald ihren Bitten nach.

„Ja, meine Herren," ſagte er zu ihnen, „ich willige ein, weil ihr ein ſo lebhaftes Verlangen darnach bezeiget; aber ich bitte, euch wohl zu erinnern, was ich ſo eben geſagt habe: ihr werdet Mühe haben, einen Theil der Dinge, welche ihr hören ſollt, zu glauben.

Seltſame Abenteuer
des
Abulfaûaris, benannt der Große Reiſende.

Ich bin der Sohn eines Schiffsherrn zu Baßra, und heiße Abulfaûaris. Mein Vater nöthigte mich von meiner Kindheit an, ihn auf ſeinen Reiſen in dem Indiſchen Meere zu begleiten; dergeſtalt, daß ich ſchon im zwölften Jahre einen Theil der Inſeln kannte, welche es in ſeinem unermeſſenen Umfange verbirgt. Er erwarb ſich ſo einiges Vermögen, legte ſich damit ſelber auf den Handel, und in weniger als zehn Jahren, war er einer der reichſten Kaufleute in Baßra.

Eines Tages ſprach er zu mir: „Mein Sohn, ich habe mit meinem Handelsfreunde auf der Inſel Serendib einige wichtige Berechnungen abzuſchließen, und ich bin Willens, dich nach dieſem Lande zu ſchicken, um dort meine Geſchäfte abzumachen.“

Wie Leid es mir that, meinen Vater zu verlaßen, ſo bewirkte jedoch das Verlangen, die berühmte Stadt Serendib zu ſehen, wo ich zwar ſchon geweſen, aber in einem Alter, das wenig geeignet war, ihre Schönheiten zu bemerken, daß ich ſeinen Auftrag mit Freuden übernahm. Ich reiſte bald mit allen Unterweiſungen und nöthigen Vollmachten verſehen ab, und ſchiffte mich in dem Hafen von Baßra ein, auf einem Schiffe, das mit Kaufmannsgütern nach Szurat und nach der Inſel Serendib befrachtet war.

Wir durchſchifften den Meerbuſen von Baßra, der über hundert Meilen lang, und zwanzig Meilen breit iſt. Er wird durch die öſtliche Küſte des Glücklichen Arabiens und durch die Südküſte Perſiens gebildet, und die beiden Spitzen derſelben laufen an ſeiner Mündung bei Ormus zuſammen. Wir hielten einige Zeit bei dieſer Stadt an, ſodann ſchifften wir in das offene Perſiſche Meer hinaus, und wandten uns öſtlich gen Szurat, wo wir glücklich ankamen. Wir ließen dort die Waaren, welche für dieſe Stadt beſtimmt waren, und ſteuerten nun gen Serendib, um dort die übrigen auszuſchiffen.

Hundert und ſieben und funfzigſter Tag.

Wir hatten das Glück, ohne irgend einen widrigen Zufall dort anzulangen. Das erſte, was ich that, war, mich nach der Wohnung des Handelsfreundes meines Vaters zu erkundigen. Man zeigte ſie mir alsbald, weil der Herr Habib*) niemand in der Stadt Serendib unbekannt war. Er war einer der reichſten Kaufleute auf der ganzen Inſel, und ein ſehr redlicher Mann. Er empfing mich ſo, wie ich es von dem beßten Freunde meines Vaters erwarten durfte. Nachdem er mich umarmt hatte, ſagte er zu mir, er würde es nimmer zugeben, daß ich anderswo wohnete, als bei ihm, und es war mir unmöglich, es abzulehnen. Da er vollkommen die Geſchäfte verſtand, und er durchaus nur das Rechtliche wollte, ſo hatten wir binnen weniger Tage unſere Berechnungen beendigt. In meinen Erholungsſtunden ging ich aus, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu ſehen, deren Menge ſehr groß iſt. Ich unterrichtete mich von den Geſetzen dieſes Volks, ſeinen Beſchäftigungen, und ſeiner Staatsverwaltung. Kurz, nach Verlauf von fünf bis ſechs Wochen, da meine Geſchäfte beendigt waren, und meine Neugierde völlig befriedigt, bereitete ich mich zur Heimfahrt und wartete auch nicht lange auf eine Gelegenheit dazu. Ein Schiff von Szurat, das nach Serendib gekommen war, um Waaren umzutauſchen, lag bereit, in See zu ſtechen, und ich wollte mich darauf einſchiffen.

---

*) Bedeutet im Arabiſchen Freund. H.

Am Tage vor meiner Abreiſe, als ich etwa um Mittag nach dem Hauſe meines Wirthes zurückkehrte, ſah ich an mir eine Frau vorbeigehen, die vollkommen wohlgebildet, prächtig gekleidet und von einem Sklaven begleitet war, welcher ihr einige ſo eben eingekaufte Sachen nachtrug. Obſchon ein dichter Schleier meinen Augen die Schönheit ihres Angeſichts entzog, ſo war ich dennoch von ihrer hohen Geſtalt und ſtolzen Haltung betroffen. Ich ſtand ſtill, um ſie zu betrachten, und meine Aufmerkſamkeit ließ mich noch neue Reize an ihr entdecken, ſo daß ich mich nicht enthalten konnte, in meinem Entzücken auszurufen:

„O welch ein liebenswürdiges Weſen! das iſt ohne Zweifel die Favoritinn des Königs!“

Sie hörte dieſe Worte, ſtand voll Verwunderung ſtill, und betrachtete mich ſehr aufmerkſam; ſodann ſetzte ſie ihren Weg fort, ohne etwas zu ſagen, noch ſonſt durch irgend etwas zu erkennen zu geben, daß ſie über meine freie Aeußerung vergnügt oder unwillig wäre. — Ich dagegen dachte noch lange über dieß Abenteuer nach, und war dadurch in große Unruhe verſetzt: ich fürchtete die Schöne erzürnt zu haben, für welche ich zu empfinden begann, was ich noch für niemand empfunden hatte.

Ich war noch ganz beſchäftigt mit dieſen Gedanken, als ein Sklave ſich mir näherte. Ich erkannte ihn für den Begleiter der Dame, und ſein Anblick verdoppelte meine Aufregung:

„Was wollt ihr von mir, mein Lieber?“ fragte ich ihn.

„Mein Herr,“ antwortete er mir mit ehrerbietiger Miene, „ich habe Befehl, euch zu bitten, mir nach einem Orte zu folgen, wohin ich die Ehre haben werde, euch zu führen.“

„Geſchieht es im Namen deiner Gebieterinn,“ erwiederte ich höchſt bewegt, „ſo bin ich ganz zu ihren Befehlen: ich folge ihnen willig, welches Schickſal mir auch bevorſtehe.“

„Meine Gebieterinn;“ verſetzte der Sklave, „hat ſich nicht über ihre Abſicht erklärt: aber wenn ihr ihre Bitte ſtatt finden laßet, ſo glaube ich nicht, daß ihr Urſache haben werdet, es zu bereuen.“

Hundert und acht und funfzigſter Tag.

Ich ließ mich durch dieſe Worte verleiten. Ich mochte mir noch ſo viel vorſtellen, daß ich morgen abreiſen ſollte, und nur an die Vorbereitungen dazu denken müßte, dennoch folgte ich dem Sklaven auf gut Glück, was daraus werden möchte.

Er führte mich durch enge, abgelegene Straßen nach einem großen Palaſte, deſſen bloßer Anblick mich ſchon bezauberte. Wir traten hinein, und nachdem er mich in ein geräumiges, mit prächtigem Geräth verſehenes Zimmer geführt hatte, hieß er mich dort bleiben und warten, bis man mich abholete. Ich war zu ſehr bewegt, um auf ſo viel reiche und merkwürdige Sachen um mich zu achten, welche unter anderen Umſtänden meine Aufmerkſamkeit lange würden beſchäftigt haben: ich dachte nur an die Herrinn dieſes Palaſts.

Während ich ſo in Gedanken ſtand, traten mehrere Frauen herein, den Saal noch mit ihren Reizen zu ſchmücken; aber wie ſchön ſie auch ſein mochten, ſie ſtanden jedoch alle weit hinter derjenigen zurück, deren Ankunft ich erwartete.

Endlich erſchien ſie ſelber. Ich erkannte ſie an ihrer Geſtalt und an ihrem Weſen; und da ſie jetzo keinen Schleier trug, ſo fand ich ſie noch ſchöner, als ich ſie wohlgeſtaltet gefunden hatte. Die Edelgeſteine und der Reichthum ihres Anzuges erhuben noch ihre natürliche Anmuth, welche ſonſt nicht der Kunſt bedurfte, um zu bezaubern. Ich war davon geblendet. Sie bemerkte es und lächelte. Dann ſetzte ſie ſich auf ein Sopha, welches einem kleinen Throne ähnlich war, und ihre Frauen ſtellten ſich zur Rechten und zur Linken in zwei Reihen.

Jetzo redete ſie mich an, und ſagte zu mir mit großer Freundlichkeit:

„Tretet näher, junger Mann; eine andre als ich würde ſich vielleicht durch die wenige Ehrerbietung beleidigt finden, welche ihr mir auf öffentlicher Straße bezeigt habt: aber ihr ſcheint mir ein Fremder, und das verdient einige Nachſicht. Ich muß euch ſogar ſagen, daß die Geſtirne mich bewegen, euch wohlzuwollen. Wenn ihr euch durch eine aufrichtige Anhänglichkeit meiner Zuneigung würdig macht, ſo erlaube ich euch, auf meine Huld zu hoffen: eine Gunſt, welche ich noch niemand bewilligt habe.“

Bei dieſen Worten, welche ſie mit hoheitsvoller Miene ausſprach, die noch den Preis der mir gewährten Gunſt erhöhte, war ich außer mir vor Freuden, und rief aus, indem ich mich zu ihren Füßen niederwarf:

„Ah! meine Sultaninn, habe ich recht gehört? zu welchem Glücke würdiget ihr einen Fremdling zu erheben, der kein andres Verdienſt hat, als das, euch anbetungswürdig zu finden!“

„Deſto beſſer,“ unterbrach ſie mich, „die Gunſt iſt um ſo größer, je weniger ihr zu verdienen glaubt. — Saget mir nun,“ fuhr ſie fort, „aus welchem

Lande ihr ſeid, von welcher Abkunft, und was euch hieher nach Serendib geführt hat."

Ich befriedigte vollſtändig ihre Neugier; aber als ich darauf kam, daß ich morgen mich zur Heimfahrt einſchiffen ſollte, unterbrach ſie mich, mit einiger Bewegung, und ſagte zu mir:

„Wie denn, Abulfaûaris, ihr wollt uns alſo ſchon ſo bald verlaßen? hat die ſchönſte Inſel des Indiſchen Meeres für euch nicht Reize genug, um euch länger zurückzuhalten?"

„Prinzeſſinn," antwortete ich, die Stadt Serendib hat ohne Zweifel Reize genug auch für ſchwerer zu befriedigende Augen, als die meinigen ſind: aber welche Wunderwerke man auch in dem ſtolzen Umfange ihrer Mauern anſtaunen mag, ich würde mich ohne Mühe von ihnen losreißen, wenn nicht der heutige Tag meinen Augen Schönheiten gezeigt hätte, welche im Stande ſind, mich zurückzuhalten."

„Ihr beharret alſo nicht," fragte die Schöne lächelnd, „in dem Entſchluſſe dieſer voreiligen Abreiſe?"

„Nach den glänzenden Hoffnungen," antwortete ich ihr, „welche ihr mir zu hegen vergönnt habt, kann ich da noch, meine Königinn, einen andern Willen haben, als den, welchen ihr, nach euerm Gefallen, mir einhaucht."

„Mit ſolchen Geſinnungen," erwiederte ſie, „könnt ihr nicht verfehlen, mir zu gefallen, und es gereuet mich nicht, daß meine Wahl auf euch gefallen iſt.“

Nachdem ſie alſo geſprochen hatte, hieß ſie mich neben ihr auf den Sopha ſitzen; und da ich Schwierigkeiten machte, bezeugte ſie mir ſo ernſtlich, es würde ſie beleidigen, wenn ich es verſagte, daß ich ihr mehr Ehrfurcht zu bezeigen gedachte, wenn ich ihr gehorchte, als wenn ich ein ſklaviſches Weſen bei ihr annähme.

Sie eröffnete mir nun, ſie hieße Kanſade,*) wäre die Tochter eines der erſten Veſyre des Königs von Serendib; der Tod ihres Vaters gäbe ihr das Recht, ſelber über ſich zu verfügen; die größten Herren des Reichs hätten ſich um ſie beworben, ſie aber hätte alle abgewieſen, und ſich bis daher noch nicht verbinden wollen: ſie geſtand mir, daß die Worte, welche mir bei ihrem Anblick entſchlüpft wären, ſie getroffen hätten; daß ſie mich mit Aufmerkſamkeit betrachtet, und ich ihr gefallen hätte; daß ihr Vater während ſeiner vierzigjährigen Amtsführung unermeßliche Reichthümer geſammelt hätte, und es nur bei mir ſtände, dieſelben mit ihr zu theilen.

Ich bezeugte ihr meine Erkenntlichkeit in den zärtlichſten und unterwürfigſten Ausdrücken, und ich ſprach auf eine Weiſe zu ihr, welche ſie überzeugen mußte, daß ſie ſelber mich mehr reizete, als all ihre Reichthümer. Sie bezeigte ſich mit meinen Geſinnungen zufrieden. Wir wechſelten ſodann den Gegenſtand unſerer Unterhaltung, und ich erkannte dabei mit Vergnügen, daß die Natur ſich gefallen hatte, in ihr die ſchönſten Eigenſchaften des Geiſtes und des Leibes zu vereinigen.

---

*) Chan-ſadah oder Chan-ſadeh bedeutet Königs-Kind.

Hundert und neun und funfzigſter Tag.

Unſer Geſpräch wurde durch die Ankunft von zwölf Sklaven unterbrochen, die in den Saal traten. Sie rachten alle Zurüſtungen zu einem großen Mahle. Sie atten im Umſehen den Tiſch aufgeſchlagen und mit en erleſenſten Gerichten beſetzt. Der angenehme Ge- uch verkündigte die Feinheit ihrer Würze.

Kanſade nahm mich bei der Hand, ſetzte ſich zu iſche, und ließ mich neben ihr ſitzen. Wir fingen n zu eſſen: ſie legte mir mit eigener Hand von al- m das beſte vor; die Köſtlichkeit und Mannigfaltig- it der Weine entſprach den Speiſen; ſie funkelten in Gold und Kryſtall, worin ſie eingeſchenkt wurden: ber die Geiſter, welche ſie ausdufteten, berauſchten ich weniger, als die Blicke des Fräuleins, welche mir mit lächelnder Miene eine Schale darbot, und in meinem Herzen eine Flamme entzündete, welche ſich von Augenblick zu Augenblick vermehrte.

Sie unterhielt mich während des Mahles von angenehmen Dingen. Ihr fröhliches Weſen hatte einen eigenthümlichen Reiz; und das Verlangen zu gefallen verlieh ihr noch neue Anmuth.

„Abulfaûaris,“ ſagte ſie zu mir jedesmal, wenn ſie mir von einem Weine bot, welchen ich noch nicht getrunken hatte, „koſtet dieſen Wein.“

Ihre ſchönen Lippen nippten zuvor davon, und ſchienen ihn noch köſtlicher zu machen, als er ſchon war. Ich nahm die Schale mit Entzücken, und mit dem Weine, ſchlürfte ich in langen Zügen das ſüße Gift der Liebe.

Gegen Ende des Mahles theilten ſich die Frauen Kanſade's; ein Theil nahm Inſtrumente und begann zu ſingen; und die andern huben Tänze an, welche den unſrigen ziemlich ähnlich waren. Alle machten ihre Sachen gleich vortrefflich; und ſo wohl im Geſange, als im Tanze, zeigte ſich Kunſt und Geſchicklichkeit auf vollkommene Weiſe.

Während ſo die zärtlichſten Lieder geſungen wurden, redeten Kanſade's Augen mit den meinigen eine ſtumme Sprache auf die zärtlichſte Weiſe von der Welt. Sie war untermiſcht mit brennenden Seufzern, welche die Glut unſers Verlangens genugſam verriethen.“

Nachdem ihre Frauen geſungen hatten, wollte die Herrinn ſelber auch ſingen; ſie ließ ſich eine Schale reichen, und indem ſie mich mit einem Blicke anſah, worin ſich Zärtlichkeit und Freude zugleich mahlten, ſang ſie ein Lied, deſſen Inhalt war:

„Wie wunderbar verführt der Wein durch ſeine ſüße Wärme das Herz einer Frau, die Glut ihres Geliebten zu theilen!“

Als das Mahl geendigt war, wurde Räucherwerk hereingebracht: es war eine goldene Pfanne, worin das köſtlichſte Zimmetholz von der ganzen Inſel Serendib brannte. Wir wuſchen uns die Hände mit wohlriechendem Waſſer; darnach beſchäftigten unſere Aufmerkſamkeit die Geſänge und Tänze, welche noch fortwährten, als wir ſchon von Tiſche aufgeſtanden waren. Dieſe Vergnügungen führten uns den Abend heran.

Als die Nacht gekommen war, wollte ich mich von der Schönen beurlauben. Sie aber ſagte zu mir, mit misvergnügter Miene:

„Wie denn? ihr denkt alſo noch daran, mich zu verlaßen? Nach den Verſicherungen, welche ihr mir gegeben habt, keinen andern Willen zu haben, als den meinigen, verſah ich mich nicht mehr einer ſolchen Artigkeit. Die Aufnahme, welche ihr bei mir findet, ſcheint euch ohne Zweifel nicht würdig, die Fortſetzung derſelben zu wünſchen. Für einen Mann, der überreden will, daß er ſehr verliebt ſei, bezeigt ihr eine Ungeduld, die ziemlich ungewöhnlich iſt: ihr fürchtet die Nacht eben ſo ſehr, als andere Liebende ſie herbei wünſchen."

„Ah, meine Herrinn!" rief ich aus, „wie wenig leſet ihr in dem Grunde meines Herzens! Mit Unrecht klaget ihr mich an, daß ich den Werth dieſer Aufnahme nicht erkenne, da ſie doch der ſüßeſte Gedanke meiner Seele iſt. Ich fürchte nur, eure Güte zu misbrauchen; und anſtatt mich zu tadeln, daß ich mich von euch beurlauben wollte, beklaget mich vielmehr wegen der Gewalt, welche ich mir anthun mußte, bevor ich mich entſchließen konnte, euch zu verlaßen."

„Ihr verdient nicht," erwiederte ſie, „wegen einer Gewalt beklagt zu werden, welche ihr euch erſparen konntet: eine ſo groſſe Beſcheidenheit iſt mir verdächtig; ich rathe euch nicht, euch daraus ein Verdienſt bei mir machen zu wollen."

„Wie, meine Herrinn," ſagte ich zu ihr, „dürfte ich mir ſchmeicheln, daß ihr mir vergönnet, die Nacht in euerm Palaſte zu bleiben?"

„Nach allem was ich euch geſagt habe," erwiederte ſie, „würde ich es euch verziehen haben, es zu glauben: ich gewahre in euerm Benehmen eine Lauigkeit, welche der Lebhaftigkeit eurer Gefühle wenig entſpricht."

Hundert und ſechzigſter Tag.

Ich ermangelte nicht, der Schönen zu ſagen, daß ſie mir durch den Verdacht der Kälte großes Unrecht thäte. Ich ergoß mich in leidenſchaftlichen Reden, um ſie zu enttäuſchen: ich bekannte ihr, daß mitten unter allen Vergnügungen, welche ihre Güte mir gewährte, ich mich jedoch einer leiſen Unruhe nicht hätte erwehren können. Ich erzählte ihr die Aufnahme welche ich bei meiner Ankunft in Serendib bei meinem Wirthe gefunden; ich ſtellte ihr vor, daß er meinetwegen ſehr beſorgt ſein müßte, und daß er es noch mehr werden würde, wenn ich zur Nacht nicht zu Hauſe käme.

Kanſade ließ ſich überzeugen; ſie erkannte die Verpflichtung, welche ich hatte, meinen Wirth Habib zu beruhigen: ſie wollte jedoch nicht zugeben, daß ich ſelber hinginge zu ihm, welche Betheurungen ich ihr auch gab, auf der Stelle wiederzukommen. Sie fürchtete, der verſtändige Habib möchte mich verhindern, den Trieben meines Herzen zu folgen: ſie erlaubte mir bloß, an ihn zu ſchreiben, und verbot dabei noch, ihm die geringſten Umſtände meines Abenteuers und den Ort meines Aufenthaltes zu melden. Ihr Mistrauen hierin ging ſogar ſo weit, daß ſie mir den Brief in die Feder ſagen wollte. Ich ſchrieb alſo meinem Wirthe ganz einfach, daß ein wichtiges Geſchäft mich nöthigte auszubleiben, und mich für einige Tage ſeines Wiederſehens berauben würde; ich bäte ihn aber, meinetwegen außer Sorgen zu ſein.

Sie ließ den Brief zu Habib hintragen, und als ſie ſo meines Bleibens verſichert war, führte ſie mich durch alle Gemächer ihres Palaſts und zeigte mir die Pracht derſelben, welche mir eines Groß-Veſyrs würdig ſchien.

Als nun die Stunde des Schlafengehens gekommen war, führte ſie mich in das Zimmer, welches ſie für mich beſtimmt hatte, und welches nicht das mindeſt prächtige ihres Palaſtes war. Hier verließ ſie mich, und kaum war ſie hinaus gegangen, als mehrere Sklaven zu meiner Bedienung erſchienen, mit allem was zu einem ſauberen und zierlichen Nachtkleide gehört, und mich zu Bette brachten.

Als ich mich allein ſah und volle Freiheit hatte, über die Lage, worin ich mich hier befand, Betrachtungen anzuſtellen, ſagte ich bei mir ſelber:

„Wohin ſoll dieß alles führen? Welches glänzende Loos bietet ſich mir dar! welche Reichthümer ſind in dieſem Palaſt ausgebreitet! darf ich in der That hoffen, daß ich bald der Beſitzer einer ſo ſchönen Frau ſein werde? — Nein, Abulfauaris, alles dieß iſt nicht für dich gemacht. Höre auf, dir zu ſchmeicheln; es ſind Schlingen, welche das Schickſal dir legt, und du wirſt ohne Zweifel bald, wie einen betrüglichen Traum, alle dieſe Vorſtellungen von Größe und Wolluſt verſchwinden ſehen, womit du dich berauſcheſt.“

Dieſer Gedanke beängſtigte mich anfangs: aber einen Augenblick darauf, bedachte ich wieder, daß ich mich ohne Noth beunruhigte; daß Kanſade keinen Grund hätte, mich zu täuſchen, und ich deshalb ihrer Huld nicht mistrauen dürfte; daß das Benehmen ihrer Leute mir ſehr ernſthaft und ungezwungen vorgekommen, daß ich ſelbſt in ihren Augen wahrgenommen hätte, wie ſie von einer wahrhaften Leidenſchaft für mich erfüllt wäre.

Auf ſolche Weiſe, bald mich der Zuverſicht überlaßend, bald wieder meiner Unruhe hingegeben, wie ein von zwei entgegengeſetzten Winden getriebenes Schiff brachte ich die ganze Nacht ohne einen Augenblick Ruhe hin.

Der Tag überraſchte mich, während ich noch immer ſehr lebhaft an alle dieſelben Dinge dachte, welche mich die ganze Nacht beſchäftigt hatten. Die Sonne leuchtete in mein Schlafgemach herein, und ließ das prächtige Geräth deſſelben ſchimmern. Geblendet von ſeinem Glanze, betrachtete ich dieſen Palaſt als eins von jenen Zauberſchlöſſern, worin die Magia, als Beherrſcherinn der Natur, ihre ganze Macht entfaltet.

Ich ſtand auf, und ſo bald die Sklaven, welche mich zu Bette gebracht hatten, mich gehen hörten, traten ſie mit prächtigen Kleidern in der Hand herein.

Ich wählte eins von grünem Seidenſtoff mit goldener Stickerei, deren Arbeit und geſchmackvolles Muſter mir ungemein gefiel.

Kaum war ich damit bekleidet, als Kanſade, da ihr gemeldet worden, daß ich ſichtbar wäre, herein trat, und mich fragte, ob ich wohl geruhet hätte. Ihre Ungeduld mich wiederzuſehen hatte ihr nicht verſtattet, zu warten, bis ich ſie in ihrem Zimmer zu beſuchen käme.

Ich antwortete ihr, ich hätte die Nacht auf eine Weiſe zugebracht, welche es wohl verdiente, daß ſie den Augenblick meines Glücks beſchleunigte. Worauf ſie lächelnd erwiederte, ſie müßte erſt völlig von der Aufrichtigkeit meiner Worte überzeugt ſein, bevor ſie eine für ihre Ruhe ſo bedenklichen Schritt thäte.

Hundert und ein und ſechzigſter Tag.

Ich blieb ſo acht Tage in Kanſadens Palaſt, wo ich mit aller möglichen Aufmerkſamkeit behandelt wurde, wie man ſie nur einem Könige hätte erzeigen können. Die Herrinn benahm ſich auf die reizendſte Weiſe gegen mich. Sie verſagte mir keinen von allen Beweiſen der Zärtlichkeit und Gefälligkeit, welche ich von ihr verlangen mochte, mit Ausnahme jener beſondern

Gunſt, welche die höchſte Glückſeligkeit der Liebenden ausmacht.

Eines Tages, als wir mitſammen in den Gärten ihres Palaſtes luſtwandelten, ſprach ſie zu mir:

„Abulfaûaris, ich ſchmeichle mir, daß ihr mich liebt; und in dieſem Vertrauen, habe ich mich endlich entſchloſſen, eure Wünſche zu erfüllen. Danket es der Liebe, daß ſie euch die Dornen von den Roſen ſtreift, welche ihr brechen ſollet. Höret, was ich für euch thun will: ich mache euch nicht nur zum Herrn aller meiner Schätze, ſondern übergebe euch auch mich ſelbſt, die ihr nicht geringer ſchätzen werdet, wenn ihr recht verliebt ſeid. Könnt ihr mir hienach verſagen, auch etwas für mich zu thun?“

„Ah! Herrinn,“ unterbrach ich ſie an dieſer Stelle, mit allem Ausdruck einer innigen Erkenntlichkeit, „dieſer Zweifel beleidigt mich; redet: und wäre es mein eigenes Leben, ich würde es mir zum Ruhme anrechnen, es eurem leiſeſten Verlangen zum Opfer zu bringen.“

„Was ich von euch begehre,“ erwiederte ſie, „wird eine neue Gunſt für euch ſein, wenn ihr mich ſo liebet, wie ich es glauben will.“

„Erkläret euch doch, Herrinn,“ rief ich aus: „ihr laßt mich zu lange in Ungewißheit ſchweben.“

„Es kömmt darauf an,“ ſagte ſie nun, „meine Ruhe und meine Ehre zu ſichern. Verſprechet mir, ſchwöret mir ewige Treue, und um mir den Schmerz unſerer Trennung zu erſparen, ſo füget zu dem Geſchenk eures Herzens auch noch das eurer Hand: laßet uns mit einander durch das heilige Band der Ehe verbinden."

Wenn der Anfang von Kanſadens Rede mich mit Freuden erfüllt hatte, ſo brachten dieſe letzten Worte eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervor. Ich hatte mir etwas ganz anderes eingebildet, als dieſen Antrag von ihr. Da ſie von der Sekte der Gebern,*) ich aber Mahomedaner war, ſo glaubte ich, daß ſie nur ein geheimes Einverſtändnis im Sinne hätte, und daß die Verſchiedenheit unſers Glaubens ſie verhindern würde, andere Abſichten zu hegen. Sie verſetzte mich alſo in großes Erſtaunen, als ſie mir ihre Gedanken entdeckte. Ich war beſtürzt, ich erbleichte, und erröthete, ich ſchlug die Augen nieder. Die Verwirrung und Verlegenheit nahmen auf meinem Geſichte die Stelle der Freude ein, welche einen Augenblick zuvor darauf herrſchte.

Die Dame, die mich mit ſolcher Aufmerkſamkeit beobachtete, daß ihr meine Bewegung nicht entgehen konnte, durchdrang leichtlich die Urſache meiner Verwirrung, und ſprach zu mir mit ſtolzem und verächtlichen Tone:

---

*) Gebern heißen die alten Perſiſchen Feueranbeter.

„Ich glaubte nicht, daß ein ſolcher Antrag euch o unangenehm ſein könnte, und erwartete vielmehr auſend Ausbrüche der Freude, als dieſe Beſtürzung, elche mich beleidigt. Wie, ſchätztet ihr es euch denn ur Unehre, mich zur Gattinn zu haben?"

„Herrinn," antwortete ich ihr, „ich erkenne den anzen Werth des hohen Glückes, zu welchem eure Huld mich erheben will: aber der Himmel verbietet s durch ein unüberſteigliches Hindernis; und wenn hr Unruhe und Verwirrung auf meinem Antlitze ſehet, ſo rührt es daher, weil ich im Stillen mein Unglück beweine, welches mir nicht erlaubt, ein Erbieten nzunehmen, welches mir ſonſt zur höchſten Ehre und Glückſeligkeit gereichen würde.

„Ich bildete mir ein," erwiederte ſie, „daß mein Rang und mein Wille allein eurem Glücke ein Hindernis entgegenſetzen könnten; und da ich mich gern u euch herablaßen wollte, ſo dachte ich, alle Schwierigkeiten gehoben zu haben. — Aber belehret mich doch," fuhr ſie fort, „was dieſes für ein Hindernis iſt, welches euch unüberwindlich ſcheint?"

„Meine Religion," antwortete ich ihr. „Ich wage es nicht, die Vorſchrift zu übertreten, welche ns verbietet, eine Frau zu heiraten, welche nicht en Lehren Mahomeds folgt."

„Ich bin nicht weniger bedenklich, als ihr, in Betreff der Religion," erwiederte Kanſade, „und nicht um ein Königreich möchte ich mich mit einem Mahomedaner verheiraten. Ich beabſichtige, bevor wir unſer Loos mit einander vereinigten, euch zu bewegen, der falſchen Lehre eures Propheten zu entſagen, und euch zu dem Glauben der Gebern zu bekennen. Ich rechnete darauf, daß auch ihr das Feuer und die Sonne anbeten, kurz, daß ihr eure Religion abſchwören und die meinige annehmen würdet. Ich machte mir, ich geſtehe es, ein Verdienſt bei der Sonne daraus, ihr einen Mann als Anhänger zuzuführen, der mir ſo theuer war, daß ich ihm alle meine Schätze überliefern wollte. Aber ihr wollt mir dieſe Freude nicht vergönnen; und indem ihr ein hohes Glück verſchmähet, und euch weigert, meine Hand anzunehmen, erzeiget ihr euch als den undankbarſten aller Menſchen."

Hundert und zwei und ſechzigſter Tag.

Dieſe letzten Worte, und der Ton, womit Kanſade ſie ausſprach, vermehrten meine Verwirrung, und gaben der Schönen neue Waffen gegen mich, indem ſie ihren Zorn reizten. Sie überhäufte mich mit Vorwürfen, indem ſie zugleich Thränen vergoß, welche mir jeden Augenblick das Herz durchbohrten. Wie furchtbar war ſie nicht in dieſem Zuſtande für einen liebenden, der ſeine Tugend bewahren wollte! Mein eigener Schmerz, ſammt dem, welchen ſie blicken ließ, beraubten mich faſt der Beſinnung. Ach! wenig fehlte, daß ich unterlegen wäre; und ich hätte ohne Zweifel ihren Thränen alles aufgeopfert, wenn ich nicht durch geheime Einwirkung des großen Propheten den Beiſtand erhalten hätte, deſſen ich ſo ſehr bedurfte: ich blieb alſo feſt in meiner Pflicht.

Kanſade war ſehr erſtaunt, daß die Anhänglichkeit an meine Religion im Stande war, mich auf ihren eigenen Beſitz, ſo wie auf ihre Reichthümer verzichten zu machen: ſie hatte vermuthlich von manchem weniger bedenklichen Muſelmann gehört, als ich war. Meine Standhaftigkeit betrübte ſie ſehr; indeſſen nährte ſie noch einige Hoffnung, daß ich mich endlich würde bewegen laßen, und ſie wollte meine Verſagung noch nicht als eine letzte Antwort annehmen.

„Die Unbilligkeit und Härte eures Verfahrens,“ ſagte ſie zu mir, „hätten meiner Geduld ſchon ein Ende machen ſollen; ich erröthe, daß ich noch die Schwachheit habe, euch anzuſehen: ich will bei alle dem gern glauben, daß ihr euern Sinn noch ändert; ich laße euch acht Tage Bedenkzeit; ihr ſollt nicht Urſach haben, mir vorzuwerfen, daß ich euch nicht Zeit gegeben habe, euch zu beſinnen. Wenn ihr aber nach dieſer Zeit euch nicht entſchloſſen habt, das zu thun, was ich von euch verlange, wenn ihr darin beharret, euch meiner Huld unwürdig zu zeigen, ſo macht euch auf alles gefaßt, was der Zorn eines beleidigten Weibes vermag."

Nach dieſen Worten, verließ ſie mich, mit einer Miene, die mich überzeugte, daß ſie wirklich zu den äußerſten Mitteln ſchreiten würde, wenn ich mich nicht entſchlöſſe, ſie zu heiraten. Ich blieb in der kläglichſten Verfaſſung zurück, die ſich denken läßt. Nichts glich meiner Beſtürzung. Ich hatte durchaus keine Ausſicht, glücklich zu werden, wenn ich nicht den Mahomedanismus abſchwören wollte. Wie konnte ich aber dieſen Ausweg ergreifen!

„Reizende Kanſade," rief ich ſeufzend aus, „es ſoll mir alſo nicht mehr vergönnt ſein, meine Wünſche bis zu euch zu erheben? Ach! obſchon ich die Ausſicht eures Beſitzes verloren habe, ſo fühle ich doch wohl, daß es nicht in meiner Macht ſteht, euch zu lieben aufzuhören. Obwohl entfernt von mir, werdet ihr jedoch ſtäts die unbeſchränkte Beherrſcherinn meines Herzens ſein."

Ich brachte die acht mir verſtatteten Tage damit hin, mich mit mir ſelber zu berathen; ich betrauerte das Glück, worauf ich mir zuvor Hoffnung gemacht hatte: aber wie ſchmerzlich es mir auch ankam, darauf zu verzichten, dennoch hatte ich die Kraft, meinen Entſchluß nicht zu ändern.

Als Kanſade am Ende der mir gegebenen Bedenkzeit gewahrte, daß ich noch nicht ſo geſonnen war, wie ſie es von mir wünſchte, ſo bewilligte ſie mir nochmals acht Tage; und um ihrerſeits auch zu dem Siege mitzuwirken, welchen ſie davontragen wollte, ſetzte ſie die Macht aller ihrer Reize in Bewegung.

Endlich, als ſie ſah, daß auch alle dieſe Tage verliefen, ohne daß ſie einen Schritt weiter vorwärts kam, ließ ſie mich zu ihr entbieten.

Man führte mich in das prächtigſte Zimmer ihres Palaſts: ſie erwartete mich hier in der Mitte aller ihrer Frauen auf einem durch etliche Stufen erhöhten Throne. Sie hatte mehr das Anſehn eines ſtrengen Richters, als einer gefühlvollen Geliebten.

Nur zitternd näherte ich mich dem Throne; denn ich erkannte an allen dieſen feierlichen Anſtalten wohl, daß man zum letztenmal eine Erklärung von mir fordern wollte. Obſchon ich Zeit genug gehabt hatte, mich auf eine Antwort vorzubereiten, war ich dennoch ſo verwirrt, daß ich kaum meiner Sinne mächtig war. Sie hieß alle hinausgehen, welche nicht in das Geheimnis gezogen waren, und indem ſie ihre Blicke ein wenig beſänftigte, ſprach ſie zu mir:

„Wohlan, Abulfaûaris, habt ihr euch gegenwärtig eines beſſern beſonnen? haben eure Betrachtungen euer widerſpenſtiges Herz zu meiner würdigeren Geſinnungen zurückgeführt?“

Sie ſprach dieſe Worte auf eine ſo rührende Weiſe aus, daß ich davon ergriffen wurde. Der Schmerz, ſo viel Reize einbüßen zu müßen, raubte mir die Beſinnung: ich ſank an den Stufen des Thrones in Ohnmacht nieder.“

Hundert und drei und ſechzigſter Tag.

Kanſade konnte mich nicht ohne Mitleid in dieſem Zuſtande ſehen; ſie ſtieg herab von ihrem Throne und war eifrig bemüht mir zu helfen. Ich gewahrte es, als ich wieder zu mir kam, und die Augen aufſchlug, und ſah ſie unverwandt an. Ich bemerkte ſogar in den ihrigen einen Ausdruck von Zärtlichkeit.

„Höret auf, theure Herrinn,“ ſagte ich zu ihr mit ſchwacher Stimme, „höret auf, für einen Unglücklichen Theil zu nehmen, der eurer Sorge nicht würdig iſt.“

„Es iſt wahr,“ unterbrach ſie mich, „daß ich Urſache habe, mich zu beklagen; aber es ſteht nur bei euch, eure Verzeihung durch eine aufrichtige Bekehrung zu verdienen, in welcher ich noch immer ſchwach genug bin mein Glück zu ſetzen. Vergeſſet eurer Ungerechtigkeit, und nehmet den Beſitz meiner Perſon als ein Gut an, welches ihr nicht genug ſchätzen könnt.“

„Ach, kann ich es denn? meine Theure,“ rief ich aus in einem von Schmerz und Verzweiflung gemiſchten Ton: „kann ich denn, unter den grauſamen Bedingungen, welche ihr mir auferlegt, eurer Huld mich erfreuen?“

„Wenn es darauf ankommt, mich zu beſitzen,“ verſetzte ſie, „dürft ihr da noch Betrachtungen anſtellen, welche ein ſo ſchönes Loos ſchwankend machen? Ich ſoll alſo glauben, daß es etwas gibt, das euch noch theurer iſt, als ich?“

„Ihr ſeid mir theurer, als alles auf der Welt, meine Herrin,“ rief ich aus; „aber würde ich euer würdig ſein, wenn ich die Schwachheit und Feigheit hätte, meine Ehre zu beflecken, und einer Religion zu entſagen . . .“

„Schweig, Treuloſer,“ unterbrach ſie mich mit höchſtem Ungeſtüm: „bringe nicht leere Ausflüchte vor gegen ſo dringende Gründe, welche dich nicht binden, weil du mich niemals geliebt haſt. Geh, du biſt meiner Huld unwürdig, und ich würde mich ſchämen, in einen Undankbaren, wie du biſt, noch weiter zu dringen. Ich ſchwanke nicht mehr, ich überlaße dich deiner Undankbarkeit.“

Nach dieſen Worten, welche mich tief erſchütterten, aß ſie einen Augenblick ſchweigend da. Hierauf nahm ie wieder das Wort mit einer Kälte, in welcher nicht weniger Grimm lag, als in dem Tone, welchen ſie eben abgelegt hatte.

„Abulfaûaris,“ fuhr ſie fort, „laßt euch nie wieder vor mir blicken. Erwartet meinen Befehl, ihr ſollt bald davon unterrichtet werden, was ich über euer Schickſal beſchloſſen habe.“

Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer, in einer Bewegung, welche der meinigen gleich war. Aber wir waren beide von ſehr verſchiedenen Gefühlen durchdrungen.

Ich erkannte jetzo wohl, was ich, bei ſo bewandten Umſtänden zu fürchten hätte. Und wenn ich in manchen Augenblicken, als allzu leidenſchaftlicher Liebhaber, mir ein Vergnügen daraus machte unter den Streichen des geliebten Gegegenſtandes zu ſterben, ſo trieb in anderen Augenblicken die natürliche Liebe zum Leben mich an, auf Mittel zu meiner Rettung zu ſinnen. Aber wie hätte ich dieſe bewerkſtelligen wollen: man ließ mich nicht aus den Augen, und alle Befehle der Herrinn wurden ſtreng erfüllt. Und ſo konnte ich nicht einmal, wenn ich es auch gewollt hätte, dahin gelangen, meinen Wirth von meinem Aufenthaltsort und der Gefahr, worin ich ſchwebte, Nachricht geben.

Ich erwartete jeden Tag, daß jemand käme, mir meinen Urtheilsſpruch von ihr anzukündigen; es verliefen aber faſt drei Wochen, ohne daß ich irgend etwas vernahm. Die Ungewisheit, worin ich ſchwebte, hatte etwas Furchtbareres für mich, als ein entſchiedenes Unglück. Ich wünſchte ihr Ende herbei, was mir dann auch immer geſchehen mochte.

Endlich kam der Augenblick, der mich hierüber aufklären ſollte. Ich war eines Morgens, nach einer mehr als gewöhnlich unruhig zugebrachten Nacht, eben fertig mit dem Ankleiden, als ich fünf oder ſechs Sklaven Kanſadens in mein Zimmer treten ſah. Sie führten eine Schaar von Leuten herein, welche anders als in Serendib gewöhnlich iſt, gekleidet waren. Derjenige, der das Oberhaupt dieſer Fremdlinge zu ſein ſchien, betrachtete mich einige Zeit aufmerkſam und ohne ein Wort zu ſagen. Endlich brach er gebieteriſch dieß Stillſchweigen, und hieß mich ihm folgen. Er ſagte mir dieß mit einem Tone, welcher mir eindringlich machte, daß ich ihm gehorchen müßte.

Hundert und vier und ſechzigſter Tag.

Wir gingen durch den Palaſt hin. Als wir an er Thüre waren und eben hinaustreteten wollten, ragte ich einen meiner Führer, wohin man mich zu ringen gedächte.

„Das werdet ihr zu ſeiner Zeit erfahren,“ antwor-te er mir; „denn es iſt uns ausdrücklich verboten, euch gegenwärtig ſchon zu ſagen.“

Ich folgte alſo dieſen Männern, die mich nach dem Hafen führten, wo ich mich mit ihnen einſchiffte. Man machte ſich ſogleich fertig und ging unter Segel.

Als wir in offener See waren, kündigte der Schiffsherr mir an, er wäre aus dem Königreiche Golkonda, und Kanſade hätte mich ihm als Sklaven übergeben, und ihm dabei vor allen Dingen verboten, daß er mir die Freiheit gäbe, nach Baßra heimzukehren.

Er ſagte mir nichts weiter hierüber, und that auch keine Frage in Betreff Kanſadens an mich: was mir Anlaß gab, zu vermuthen, daß ſie, um ihm die Schwachheit, welche ſie für mich gehabt, und den Schimpf meiner Weigerung zu verbergen, von ihm gefordert hatte, nicht weiter nach der Urſache zu forſchen, weshalb ſie ſich meiner entledigte.

Dieß war alſo die Rache Kanſadens, die ich nich der Härte anklagen konnte. Mich dünkte, daß ſie mic nur zu gelinde für das Verbrechen beſtrafte, deſſen ic mich gegen ſie ſchuldig gemacht hatte. Ich hatte mic einer grauſamern Behandlung verſehen. Nicht da mir, bei dem Gedanken, weder meinen Vater noc mein Vaterland jemals wiederſehen zu ſollen, mein Sklaverei nicht unerträglich geweſen wäre. Die erſte Tage war ich ſehr betrübt. Indeſſen machte ich au der Noth eine Tugend, und befliß mich, meine Herrn getreulich zu dienen. Dieſer war ein gut

Mann, dem es auch nicht an Verſtand fehlte. Ich begnügte mich nicht, genau alles auszurichten, was er mir befahl, ſondern ich ſuchte auch ſeinen Wünſchen zuvorzukommen, und ich gewahrte von Zeit zu Zeit, daß er immer zufriedener mit mir ward.

Wir umſchifften die Inſel Serendib, um nordwärts in den Meerbuſen von Bengalen zu gelangen: dieſer iſt der größte Meerbuſen von ganz Aſien, in deſſen Tiefe die Königreiche Bengalen und Golkonda liegen. Wir waren eben im Begriff hineinzuſegeln, als ein ſo heftiger Sturm ſich erhub, wie man niemals einen in dieſen Meeren erlebt hatte. Wir hatten einen vollen Südwind nöthig, der uns gen Norden triebe, dieſes aber war ein Nordweſt, der uns nach Südweſten warf, gerade unſerer Fahrt entgegen, weil wir nach Golkonda wollten. Wir mochten immerhin die Segel einziehen, lavieren, und die Seite vordrehen, wir konnten uns gegen den Wind nicht halten, und wurden, trotz aller Geſchicklichkeit der Matroſen, weit von unſerer Fahrt verſchlagen; dergeſtalt, daß wir, um einem uns drohenden Schiffbruche zu entgehen, genöthigt waren, alle Arbeit einzuſtellen, und uns den Winden und Wellen preiszugeben.

Dieſer Sturm hielt vierzehn Tage an, und tobte während dieſer ganzen Zeit mit ſolchem Ungeſtüm, daß er uns mehr als zweihundert Meilen von unſerer Fahrt verſchlug. Er trieb uns links an den langen

Inſeln Sumatra und Java vorüber bis auf die Höhe der Molukken im Süden der Philippinen, in Meeren, welche unſeren Matroſen ganz unbekannt waren. Endlich drehte ſich der Wind, ſetzte ſich in einen gemäßigten Weſtwind um, und belebte das Schiffsvolk wieder mit Freude. Aber dieſe Freude war nicht von langer Dauer, ſie wurde durch ein Abenteuer geſtört, welches ihr, ſeiner Seltſamkeit wegen, kaum glauben werdet.

Wir begannen fröhlich, wieder unſere anfängliche Richtung einzuſchlagen, und ſchon waren wir von Oſten her an die Spitze der Inſel Java gelangt, als wir in der Nähe unſers Schiffes einen ganz nackten Mann erblickten, der mit den Wogen kämpfte, um nicht von ihnen verſchlungen zu werden. Er klammerte ſich feſt an ein Brett, welches ihn emporhielt, und forderte uns durch Zeichen auf, ihm zu Hülfe zu kommen. Das Mitleid bewog uns, unſer Boot hinabzulaßen, um ihn aufzunehmen. Wenn das Mitleid ein ſehr löbliches Gefühl iſt, ſo muß man doch auch geſtehen, daß es manchmal ſehr gefährlich iſt; wie ihr ſogleich vernehmen werdet.

Man nahm alſo dieſen Menſchen in das Boot auf und brachte ihn an Bord. Es war ein Mann, der vierzig Jahr alt ſchien. Er hatte eine etwas ungeheuerliche Geſtalt, einen dicken Kopf, kurzes, dichtes und ſtruppichtes Haar; und ſein übermäßig weit geſchlitztes Maul, ließ, wenn er es öffnete, lange und ſehr ſcharfe Zähne blecken. Seine Arme waren ſtämmig, ſeine Hände breit und an jedem Finger hatte er einen langen gekrümmten Nagel. Seine Augen, nicht zu vergeſſen, glichen den Augen eines Tigers, und ſeine Stumpfnaſe hatte zwei weit offene Naſelöcher. Seine ganze Bildung gefiel uns keinesweges, und ſein Anblick war wohl geeignet, das Mitleid, welches er uns anfangs eingeflößt hatte, in Grauen zu verwandeln.

Hundert und fünf und ſechzigſter Tag.

Als dieſer Menſch nun, ſo wie ich ihn euch beſchrieben habe, vor Dehaûſch, unſern Schiffsherrn, kam, ſagte er zu ihm:

„Herr, ich verdanke euch das Leben: ich war im Begriff umzukommen, als ihr mir Hülfe leiſtetet.“

„In der That,“ antwortete ihm Dehaûſch, „ihr würdet bald untergeſunken ſein, wenn ihr nicht das Glück gehabt hättet, uns zu begegnen.“

„Es iſt nicht das Meer, was ich fürchte,“ erwiederte ihm lächelnd der Menſch: „ich hätte jahrelang im Waſſer bleiben können, ohne ſehr dadurch beſchwert zu werden. Was mich weit mehr quält, iſt ein Heißhunger, der mich ſeit zwölf Stunden, in denen ich nichts gegeſſen habe, verzehrt. Das iſt für einen Menſchen von meiner Eßluſt eine gar lange Zeit. Seid alſo ſo gut, und laßt mir alsbald etwas bringen, um meine durch ein ſo langes Faſten erſchöpften Kräfte wieder herzuſtellen, und macht eben keine Umſtände deshalb, denn ich bin nicht lecker, ich eſſe alles.“

Wir ſahen, über eine ſolche Rede ſehr verwundert, einander an, und hielten dafür, daß die Gefahr, worin dieſer Menſch ſich befunden, ihn ohne Zweifel wahnſinnig gemacht hätte. So dachte auch der Schiffsherr, der wohl begreifend, daß er wirklich Hunger haben könnte, befahl, ſo viel Lebensmittel herbeizubringen, daß wohl ſechs ausgehungerte Menſchen daran genug hätten, und auch Kleider, um ihn damit zu bedecken.

„Was die Kleider anlangt,“ ſagte der Fremdling, „ſo erlaße ich ſie euch, ich gehe immer nackt.“

„Aber bedenket,“ erwiederte Dehaûſch, „daß die Wohlanſtändigkeit es nicht erlaubt, in euerm gegenwärtigen Zuſtande bei uns zu bleiben.“

„Ho, ho!“ erwiederte jener trotzig, „ihr werdet euch noch zeitig genug daran gewöhnen.“

Dieſe freche Antwort beſtärkte uns noch mehr in unſerer Meinung, daß er nicht recht bei Sinnen wäre. Da der Hunger ihn trieb, ſo ward er ungeduldig, daß man ihn nicht hurtig genug nach ſeinem Gefallen bediente; er ſtampfte mit den Füßen auf das Verdeck, knirrſchte mit den Zähnen, und drehte die Augen auf eine Weiſe, die etwas Wildes und Furchtbares hatte. Endlich ſah er kommen, was er begehrte. Sogleich warf er ſich mit einer Gierigkeit darüber her, welche uns in Erſtaunen ſetzte; und obwohl ſicherlich ſo viel vorhanden war, daß ſich ſechs Menſchen daran ſatt eſſen konnten, ſo hatte er doch im Umſehen alles verſchlungen.

Als er reinen Tiſch gemacht hatte, hieß er uns in einem gebieteriſchen Tone, ihm noch mehr Speiſen bringen.

Dehaûſch wollte ſehen, wie weit dieſer Heißhungrige die Sache treiben würde, und befahl, ihm zu willfahren.

Die Tafel wurde alſo nochmals, wie zuvor, mit Speiſen beſetzt: aber dieſe zweite Tracht hielt nicht länger vor, und war auch alsbald verſchlungen.

Wir bildeten uns nun wenigſtens ein, daß dieſer Menſch es hiebei würde bewenden laßen. Wir täuſchten uns aber. Er forderte abermals zu eſſen. Jetzo wollte einer von den Sklaven der Schiffsmannſchaft, den die Unverſchämtheit dieſes viehiſchen Kerls verdroß, ihn dafür züchtigen: aber dieſer gewahrte es, kam ihm zuvor, ergriff ihn bei den Schultern und zerriß ihn mit ſeinen ſcharfen Krallen.

Im Augenblick waren funfzig Säbel gezückt, um dieſen ſcheuslichen Mord zu rächen. Ein jeder beeiferte ſich, auf ihn zu hauen und ihn für dieſe Gräuelthat zu beſtrafen, als wir mit Schrecken gewahrten, daß die Haut unſers Feindes undurchdringlicher war, als Stahl. Unſere Säbel bogen ſich und zerſprangen, ohne ihn auch nur zu ritzen. Obwohl er alſo unſere Streiche nicht fürchtete, ſo empfing er ſie jedoch nicht ungeſtraft. Er ergriff einen ſeiner erbittertſten Gegner, und mit einer entſetzlichen Stärke riß er ihn vor unſeren Augen in Stücken.

Als wir ſahen, daß unſere Säbel uns unnütz waren und wir unſern Mann nicht verwunden konnten, warfen wir uns allzumal über ihn her, um ihn ins Meer hinabzuſtürzen. Aber wir vermochten nicht einmal, ihn von der Stelle zu bewegen. Außerdem, daß er eine ungeheure Straffheit und Muskelkraft hatte, ſchlug er auch ſeine krummen Nägel in das Holz des Verdecks, und hielt ſich darin auf eine ſolche Weiſe feſt, daß ein Fels mitten in den Fluten nicht unbeweglicher ſteht. Weit entfernt auch, über unſer Beginnen beſorgt zu ſcheinen, ſprach er zu uns:

„Guten Freunde, aufrichtig, ihr habt das ſchlechtere Theil erwählt: ihr würdet beſſer thun, mir zu gehorchen. Ich habe ſchon viel widerſpenſtigere, als ihr ſeid, gezähmt. Ich erkläre euch, wenn ihr fortfahret, euch meinem Willen zu widerſetzen, ſo werde ich mit euch allen eben ſo verfahren, wie ich ſchon mit zweien eurer Gefährten gethan habe.“

Hundert und ſechs und ſechzigſter Tag.

Bei dieſen Worten erſtarrten wir vor Schrecken. Wir thaten keinen Widerſtand mehr. Man ging gehorſam zum drittenmale hin, ihm Speiſen zu holen, und trug ſie ihm auf. Er ſetzte ſich zu Tiſche, und wenn man ihn eſſen ſah, ſo hätte man glauben ſollen, daß ſein Hunger ſich nur vermehrte, anſtatt ſich zu vermindern.

So bald er bemerkte, daß wir uns endlich entſchloſſen hatten, uns zu unterwerfen, ward er guter Laune. Er bezeugte uns, es thäte ihm Leid, daß wir ihn gezwungen hätten, zu thun, was er gethan, und äußerte uns freundlich, er hätte uns lieb wegen des großen Dienſtes, welchen wir ihm geleiſtet, indem wir ihn aus dem Meere gezogen, worin er vor Hunger geſtorben, wenn er uns nur zwei Stunden ſpäter begegnet wäre; er wünſchete zu unſerm Beßten, daß irgend ein andres, reichlich mit Lebensmitteln verſehenes Schiff herbei käme, weil er ſich alsdann auf daſſelbe begeben und uns in Ruhe laßen würde. So redete er mit uns, während er immerfort fraß. Er lachte und ſcherzte, wie andere Menſchen; und wir würden ihn ſelbſt ergetzlich gefunden haben, wenn unſre Lage uns ſeine Späße genießbar gemacht hätte.

Endlich, nach der vierten Mahlzeit, ſtreckte er das Gewehr, und blieb zwei Stunden lang, ohne etwas zu eſſen. Während dieſer außerordentlichen Nüchternheit ſprach er ſehr vertraulich mit uns. Er befragte uns, einen nach dem andern, über unſer Vaterland, über unſere Gebräuche und über unſere Abenteuer. Wir hofften, die Dünſte ſo vieler Speiſen, wie er in ſeinem Magen hatte, würden ihm zu Kopfe ſteigen und ihn einſchläfern. Wir erwarteten ſo mit Ungeduld, daß der Schlaf ſich ſeiner Sinne bemächtigen ſollte, und hatten uns vorgenommen, ſo bald er ſchliefe, ihn ſchleunig aufzuheben, und ihn, bevor er ſich noch beſinnen könnte, ins Meer zu werfen. Dieſe Hoffnung war unſer einziger Troſt; denn obwohl wir einen beträchtlichen Vorrath von Lebensmitteln in dem Schiffe hatten, ſo war er jedoch, bei ſeinem Heißhunger, der Mann dazu, ſie binnen kurzer Zeit alle aufzuzehren.

Aber, ach! wir ſchmeichelten uns mit einer eitlen Hoffnung. Der Unmenſchliche, wie wenn er unſere Abſicht errathen hätte, belehrte uns, er ſchliefe niemals. Er ſagte uns, die Menge der Nahrungsmittel, welche ſein Bauch einnähme, ſtärkte zugleich wieder ſeine Kräfte und überhübe ihn des Bedürfniſſes der Ruhe.

Wir ſahen mit Leidweſen bald dieſe traurige Wahrheit beſtätigt. Wir mochten, zur Beantwortung ſeiner Fragen, ihm noch ſo weitſchweifig und langweilig alles erzählen, der Teufelskerl ſchlief darum doch nicht ein.

Wir beklagten alſo unſer Misgeſchick, und unſer Schiffsherr verzweifelte daran, Golkonda jemals wiederzuſehen, als plötzlich die Luft über uns ſich zu verfinſtern ſchien. Unſer erſter Gedanke war, es zöge wiederum ein Sturm herauf; und wir empfanden darüber um ſo größere Freude, als ein Ungewitter uns mehr Hoffnung zur Rettung übrig ließ, als der Zuſtand, in welchem wir uns gegenwärtig befanden. Unſer Schiff konnte im Angeſicht irgend einer Inſel an einer Klippe ſcheitern, wo wir uns dann durch Schwimmen gerettet, und uns vielleicht von dieſem Ungeheuer befreiet hätten, welches ohne Zweifel im Sinne führte, uns alle ebenfalls zu freſſen, nachdem es alle unſere Lebensmittel aufgezehrt hätte.

Wir wünſchten alſo, daß ein heftiger Sturm uns überfiele; und, was vielleicht noch nicht vorgekommen iſt, wir baten den Himmel, uns doch Schiffbruch leiden zu laßen. Indeſſen, wir täuſchten uns: was wir für einen großen Haufen Dünſte angeſehen hatten, war einer der größten Roche,*) die man jemals in dieſen Meeren geſehen hat. Dieſer ungeheure Vogel ſchoß pfeilſchnell auf unſer Verdeck herab und ergriff unſern Feind, der in der Mitte des geſammten Schiffsvolks war, und ſich nichts verſehend, nicht Zeit hatte, gegen dieſen Angriff auf ſeiner Hut zu ſein. Wir ſelber gewahrten es nicht eher, als einige Augenblicke darnach, als der Vogel ſich mit ſeinem Raube ſchon wieder in die Luft emporgeſchwungen hatte.

---

*) So heißt ein ungeheurer Vogel, der mit Leichtigkeit einen

Wir ſahen hierauf einen ganz außerordentlichen Kampf. Als jener Unmenſch ſich erholte und ſich in der Luft zwiſchen den Klauen eines geflügelten Ungeheuers ſah, deſſen Stärke ihm fühlbar ward, ſo ſetzte er ſich zur Wehre. Er hatte die Hände frei: er krallte alſo ſeine krummen Nägel in die Seiten des Rochs, und zu gleicher Zeit ſchlug er ſeine Zähne in den Bauch des Vogels und fing an, die Federn und das Fleiſch deſſelben zu zerreißen und zu verſchlingen. Dem Vogel verurſachte dieß einen Schmerz, welcher ihm einen Schrei auspreßte, davon die Luft weit umher widerhallte; und ſich zu rächen, riß er mit einer ſeiner Klauen, ſeinem Feinde beide Augen aus. Dieſer, obwohl nun blind, ließ jedoch ſeinen Fang nicht fahren, und endigte damit, daß er dem Roch das Herz abfraß, welcher nun ſterbend alle noch übrigen

---

Ochſen oder andere Thiere von ähnlicher Größe aufhebt, und durch die Luft entführt.

Kräfte zuſammenraffte und ihm mit einem Schlage des Schnabels den Kopf zerſchmetterte. So ſtürzten beide Ungeheuer leblos einige Schritte von uns ins Meer.

Hundert und ſieben und ſechzigſter Tag.

Auf ſolche Weiſe war es auf der Tafel der Vorbeſtimmung geſchrieben, daß wir von dieſem gefährlichen Unmenſchen befreiet werden ſollten. So bald wir uns ſeiner entledigt ſahen, entſtand eine allgemeine Freude im Schiffe. Wir konnten unſere Rettung nicht genug bewundern, und wir bedauerten den Tod des Rochs, dem wir dieſelbe verdankten.

Wir ſetzten nun unſere Fahrt fort, indem wir uns von dieſem Abenteuer unterhielten, welches uns um ſo wunderbarer vorkam, als wir nicht begreifen konnten, wie es möglich wäre, daß es eine ſolche Art Menſchen auf Erden gäbe. Wir hatten ſtäts günſtigen Wind, und nach einer Fahrt von etlichen Tagen, erblickten wir glücklich das Land.

Auf die erſte Ankündigung deſſelben durch den Matroſen vom Maſtkorbe, wurde die Höhe aufgenommen; und wir erſahen aus unſeren Beobachtungen, daß wir uns an der Südſpitze der Inſel Java befanden, welche mit der Oſtſpitze der Inſel Sumatra, ziemlich nahe bei der

Stadt Bantam,*) die Einfahrt der Meerenge von Sunda**) bildet. Erfreuet über dieſe Entdeckung, ſpannten wir ſogleich alle Segel auf; und unſer Glück vollſtändig zu machen, geſchah, daß der Wind, der aus Weſten kam, ſich drehte und aus Süden wehte, und folglich günſtig ward, durch die Meerenge zu fahren. Wir benutzten ihn ſo gut, daß wir binnen kurzer Zeit bei Bantam anlegten.

Wir erneuten dort unſere Vorräthe; und da unſer Schiffsherr in der berühmten Stadt Batavia,***) die nur zehn bis zwölf Meilen davon entfernt iſt, Geſchäfte hatte, ſo ſegelten wir zunächſt dorthin. Ich hatte große Freude darüber; denn dieß iſt eine einzige und höchſt prächtige Stadt. Alles was es Seltenes in China gibt, ſieht man hier im Ueberfluſſe. Sobald Dehaûſch ſeine Geſchäfte dort beendigt hatte, ſteuerten wir nach dem Königreiche Golkonda,****)

---

*) Auf Java.

**) Beide Inſeln heißen ſelber die Großen Sunda-Inſeln, zwiſchen welchen und den Molukkiſchen Inſeln die Kleinen Sunda-Inſeln liegen; das Inſel-Meer zwiſchen Java, Sumatra, Borneo und Celebes, heißt die Sunda-See.

***) Die bekannte Hauptſtadt der Holländer auf Java.

****) An der Oſtküſte der Indiſchen Halbinſel, vormals auch dem Groß-Mogul unterworfen. Die Hauptſtadt gleiches Namens, heißt gewöhnlich Helder-Abad (entſtellt wo wir denn auch, nach der Fahrt eines Monats, von den Sundiſchen Inſeln aus, anlangten.

Mein Schiffsherr wurde in der Hauptſtadt, wo er wohnte, mit allgemeinem Jubel empfangen; denn er war bei aller Welt beliebt. Die Freude der Seinigen vollends war unbeſchreiblich; ſeine Frau und ſeine Tochter konnten nicht müde werden, ihn zu umarmen; und er, entzückt über das Wiederſehen dieſer Theuren, weinte vor Zärtlichkeit, indem er ihre Umarmungen erwiederte.

Nach tauſend und aber tauſend Liebkoſungen, ſtellte er mich den beiden Frauen als einen Sklaven vor, welchen er beſonders werth hielte, und bat ſie, freundlich meine Dienſte anzunehmen. Ich erwarb mir bei ihnen binnen kurzer Zeit großes Zutrauen. Nichts war wohlgethan, was ich nicht that. Die übrigen Sklaven ſelbſt, anſtatt darüber eiferſüchtig zu ſein, ſchienen vielmehr erfreuet, mich ſo beliebt zu ſehen. Wahr iſt, daß ich ihnen auch ſo gute Behandlung als möglich zu verſchaffen ſuchte, und daß ich ihnen oft zu Belohnungen verhalf, welche ſie nicht verdient hatten.

Hidrabad), weil Heider Schah ſie erbauet haben ſoll; ſie liegt tiefer ins Land hinein, und hat einen der prächtigſten Götzentempel.

Kurz, die Freundſchaft, welche Dehaûſch für mich hegte, wuchs dergeſtalt, daß er eines Tages zu mir ſprach:

„Abulfaûaris,“ (denn ich hatte ihm weder meinen Namen, noch meine Heimat verborgen) „du haſt wohl bemerken können, daß ich dich immer vor allen meinen anderen Sklaven ausgezeichnet habe. Gleich bei deinem erſten Anblicke, habe ich Zuneigung zu dir gefaßt, und ich habe nichts geſpart, dir die Härte der Sklaverei zu mildern. Ich habe ſogar im Sinne, dir noch ſtärkere Beweiſe meines Wohlwollens zu geben. Du haſt meine Tochter geſehen; es gibt vielleicht keine ſchönere Jungfrau in ganz Golkonda: ich bin entſchloſſen, ſie dir zur Frau zu geben. Ich habe ſchon ihre Geſinnungen darüber erforſcht, und es ſcheint mir, daß du ihr nicht misfällſt.“

Ich war beſtürzt über dieſen Antrag, und der ihn mir machte, konnte leichtlich erkennen, daß er mir eben nicht genehm war.

„Wie denn,“ ſprach er zu mir, „mein Antrag macht dir Bedenken? Iſt denn der Vorzug, mein Erbe zu werden und meine Tochter Fakrinniſa zu beſitzen, ſo gering, daß er nicht einmal das Verlangen eines Sklaven reizen kann?“

„Herr,“ antwortete ich ihm, „die Ehre, euer Schwiegerſohn zu werden, würde für mich reizend genug ſein, wenn ihr, wie ich, dem muſelmänniſchen

Glauben zugethan wäret: aber ihr ſeid dem Heidenthum ... "

„Oh, wenn nur dieſes Hinderniß dir im Wege ſteht," antwortete mein Herr, „ſo werden wir bald einig ſein; denn ich bin eben entſchloſſen, Mahomedaner zu werden, und meine Tochter mit mir. Ungeachtet der Vorurtheile, mit welchen die heidniſchen Prieſter meinen Geiſt erfüllt haben, bin ich es doch müde, Ochſen und Kühen göttliche Ehre zu beweiſen. Ich habe zu viel geſunden Verſtand, um nicht einzuſehen, daß dieſes ein kläglicher Aberglaube iſt, und ich fühle, daß es ein höchſtes Weſen gibt, welches über alle andere Götter erhaben iſt. Drum, mein Sohn, nimm meinen Antrag ohne Bedenken und ohne Zaudern an."

Hundert und acht und ſechzigſter Tag.

Obſchon Fakrinniſa ſehr liebenswürdig, und die Heirat ſehr vortheilhaft für mich war; obſchon ich mir von Seiten meiner Religion durch die Verheiratung mit Dehaûſch's Tochter nichts vorzuwerfen hatte, ſo fühlte ich jedoch einen Widerwillen gegen dieſe Verbindung: was nur die Wirkung des Andenkens an Kanſade ſein konnte. Ich hatte gleichwohl Gewalt genug über mich, meinem Herrn nichts davon zu verrathen, der da glaubte, ich willigte ein, weil ich nicht mehr widerſprach, und hin ging, ſeiner Frau und ſeiner Tochter dieſe Neuigkeit mitzutheilen.

Ich hatte bald darauf eine Unterhaltung mit Fakrinniſa. Sie ſchien mir ſo froh und zufrieden, daß ich mich nicht enthalten konnte, mir einzubilden, daß ich ihr wohlgefiele. Ihr werdet gleich hören, ob ich mir ihre Freude richtig auslegte.

„Abulfaúaris," ſprach ſie zu mir, „ich bin erfreuet, daß euch mein Vater zu meinem Gatten erwählt hat, denn ich zweifle nicht, daß ihr großmüthig genug ſein werdet, mein Glück machen zu wollen, ſelbſt auf Koſten des eurigen."

„Ihr täuſchet euch nicht, ſchönes Fräulein," antwortete ich ihr, „es gibt nichts, was ich nicht für die reizende Fakrinniſa thäte."

„Höret mich an," fuhr ſie fort, „und ihr ſollt erfahren, welchen Dienſt ich von euch erwarte. Ich liebe den Sohn eines Kaufmanns in Golkonda, und werde leidenſchaftlich wieder geliebt. Er hat mehrmals bei meinem Vater um mich anhalten laßen, dieſer mich ihm aber jedesmal abgeſchlagen, wegen einer alten Feindſchaft, die zwiſchen unſeren beiden Häuſern obwaltet. Ihr müßt mich nun heiraten, aber am Morgen nach unſerer Hochzeit mich, wie im Zorne, verſtoßen; ſodann ſtellet ihr euch, als wenn ihr mich wiedernehmen wollt, und erwählet meinen Geliebten zu eurem Hülla."[*])

„Ich verſtehe euch," unterbrach ich ſie, „ihr wünſcht nur, daß ich euch heirate, um euch euerm Geliebten zu überliefern. Wohlan, mein Fräulein, ich willige ein: ihr ſollt befriedigt werden. Wie ſchwer es auch ſei, den Beſitz eines reizenden Weſens einem andern abzutreten, doch fühle ich mich einer ſolchen Ueberwindung fähig. Aber was wird Herr Dehaûſch davon denken? was wird er zu mir ſagen? Euch iſt nicht unbekannt, was ich ihm verdanke. Mein Betragen wird ihm auffallen; er wird nicht ermangeln, mir Vorwürfe darüber zu machen: was ſoll ich ihm darauf antworten?"

„Seid deshalb unbeſorgt," erwiederte ſie; „ihr dürft nur genau alles thun, was ich euch ſagen werde, und ich ſtehe euch dafür, mein Vater wird mit euch zufrieden ſein."

Auf dieſes Verſprechen hin, verſicherte ich ſie, daß ich entſchloſſen wäre, ihrer Liebe auf ſolche Weiſe zu dienen, wie ſie wünſchte.

Erfreuet über dieſe Zuſicherung, drang ſie bei ihrem Vater ſo ſehr auf die Beſchleunigung unſerer Hochzeit, daß ſie ſchon wenige Tage darnach gefeiert wurde. Aber ſie ſchwur zuvor ihre Religion ab, und nahm die Mahomedaniſche an. Der ganze Gewinn, welchen ich von meiner Verbindung mit Fakrinniſa hatte, beſtand darin, daß ich dieſes Fräulein nöthigte, dem Götzendienſte früher zu entſagen, als ſie ſonſt wohl gethan hätte. So liebenswürdig ſie war, ſo opferte ich jedoch die Rechte des Gatten der Ehre meines ihr gegebenen Wortes auf, ſie nur als ein mir anvertrautes fremdes Beſitzthum zu betrachten, welches ich rein und ganz zurückgeben müßte. Ich war nicht lange damit beläſtigt, und auf folgende Weiſe ſtellte ich es, nach der Vorſchrift meiner Frau, an, um ſie den Armen ihres Geliebten zu überliefern.

---

[*]) S. Bd. I. S. 217.

Wenige Tage nach unſerer Vermählung verſtieß ich ſie. Dehaûſch, erſtaunt über mein Verfahren, kam zu mir; denn wir hatten gleich am Tage unſerer Hochzeit ein eigenes Haus bezogen. Er befragte mich, warum ich Fakrinniſa verſtoßen hätte. Ich antwortete ihm, ich hätte wahrgenommen, daß ſie eine geheime Leidenſchaft im Herzen nährete, und weil ich nicht eine Frau wider ihren Willen beſitzen wollte, ſo hätte ich ſie verſtoßen.

Er lachte mich aus über mein Zartgefühl, und ſagte ſeine Tochter würde ſich ſchon allmählich an mich gewöhnen. Kurz, er ermahnte mich, ſie wiederzunehmen, und ich ſtellte mich, als ließe ich mich überreden.

„Ich will in die Stadt gehen,“ ſagte ich zu ihm, „einen Hülla zu ſuchen, und ihn dieſe Nacht, ſammt dem Nayb des Kadi's, in mein Haus führen. Morgen früh, wenn der Hülla Fakrinniſa verſtoßen hat, komme ich, euch davon zu benachrichtigen, und wir wollen dann unſere Ehe unter günſtigeren Vorbedeutungen erneuen.“

Hundert und neun und ſechzigſter Tag.

Dehaûſch ging nach Hauſe, wieder etwas zufriedener mit mir, als er bei der Nachricht von der Verſtoßung ſeiner Tochter geweſen war. Er überließ mir die Sorge, einen Hülla zu wählen, und alles was ſonſt zu der Feierlichkeit gehörte. So ging ich denn ſelber hin, Fakrinniſa's Geliebten zu holen, und beide wurden in meiner Gegenwart durch den Stellvertreter des Kadi's vermählt. Sie brachten die Nacht mit einander zu, und am folgenden Morgen, als der Hülla ſich weigerte, ſeine Frau zu verſtoßen, begab ich mich zu Dehaûſch, und erzählte ihm, indem ich einen Schmerz bezeigte, welchen ich nicht fühlte, daß der Hülla ſeine Frau nicht verſtoßen wollte, obgleich er mir den Tag zuvor verſprochen hätte, alles zu thun, was ich verlangete.

„Man muß ſehen, wer dieſer Hülla iſt,“ ſagte hierauf Dehaûſch; „iſt es nur ein Elender, ſo habe ich Anſehen und Geld genug, ihm meine Tochter wieder zu entreißen.“

Indem er noch alſo ſprach, kam auch der Nayb an, und ſagte zu ihm:

„Herr Dehaûſch, ich komme, euch zu benachrichrichtigen, daß der Hülla, welchen euer Schwiegerſohn erwählt hat, der Sohn des Kaufmanns Amer iſt. Somit iſt eure Tochter für ihren erſten Mann verloren; denn der zweite iſt entſchloſſen, ſie ihm niemals wieder abzutreten. Ich weiß wohl, daß Amer nicht zu euren Freunden gehört; aber ich rathe euch, zu Gunſten dieſer Heirat, euch mit ihm zu verſöhnen und den alten Haß zu erſticken, welchen ihr ſeit ſo langer Zeit gegen ihn genährt habt.“

Der Nayb begnügte ſich nicht, meinen Schwiegervater zur Verſöhnung mit der Familie ſeines neuen Schwiegerſohns zu ermahnen, er erbot ſich auch, ſelber mit dem Herrn Amer deshalb zu ſprechen und nichts zu ſparen, um ſie mit einander völlig auszuſöhnen.

Dehaûſch, im guten Glauben, daß alles ſich ſo verhielte, ſah wohl ein, daß er nichts beſſeres ergreifen konnte, als was man ihm vorſchlug; er weigerte ſich alſo nicht, und da der Stellvertreter des Kadi's den Amer eben ſo geneigt dazu fand, ſo ſtellte er zwiſchen den beiden Vätern ein vollkommenes Einverſtändnis her.

Das Luſtigſte dabei war, daß Dehaûſch, in dem Wahne, ich wäre das Opfer dieſer Verſöhnung, mich beklagte, und um mich dafür zu entſchädigen, mir eine ſtarke Summe Geldes und die Freiheit gab, nach Baſra heimzukehren.

Auf ſolche Weiſe wurde Fakrinniſa eines Mannes entledigt, welchen ſie nicht liebte, und mit ihrem Geliebten vereinigt.

So bald ich ihr Glück geſichert ſah, verließ ich Golkonda, geſellte mich zu einigen Leuten, welche nach Szurat reiſen wollten, und ging mit ihnen zur See. Wir beſtiegen ein Schiff, welches bald unter Segel ging, und unſre Fahrt war ſehr glücklich. Hätte ich ſchon am Tage nach meiner Ankunft in Szurat, ein nach Baſra ſegelfertiges Schiff angetroffen, ſo würde ich ſogleich dieſe Gelegenheit benutzt haben: da ich aber keins vorfand, ſo war ich genöthigt, dort zu verweilen.

Hundert und ſiebzigſter Tag.

Die Stadt Szurat iſt zu angenehm und zu reich an Merkwürdigkeiten, als daß ich mich daſelbſt gelangweilt hätte. Ich beſuchte fleißig die öffentlichen

Bäder, welche dort ſehr ſchön ſind, und wo man beſſer bedient wird, als irgend anderswo auf Erden. Ich luſtwandelte auch häufig in den ſchönen Umgebungen und vor den Thoren der Stadt, oder in den köſtlichen Gärten; denn man ſieht hier Gärten, die ſehr ſorgfältig unterhalten, und für jedermann offen ſtehen, wer ſich darin ergehen will.

Eines Tages, als ich in einem dieſer Gärten luſtwandelte, nahte ſich mir am Ende eines Baumganges ein ſchon etwas bejahrter Mann, und grüßte mich ſehr höflich. Ich grüßte ihn ebenſo wieder, und wir knüpften ein Geſpräch mit einander an. Da er ſich mir ſehr freimüthig und offenherzig zeigte, ſo reizte ſeine Offenheit auch die meinige. Er ſagte mir, er wäre ein Heide und hätte auf der Rheede von Szurat ein ihm gehöriges Schiff, womit er alljährlich eine kleine Seereiſe machte. Ich meinerſeits, um nicht im Vertrauen hinter ihm zurückzubleiben, ſagte ihm, ich wäre ein Mahomedaner, und erzählte ihm alle meine Abenteuer.

Er bezeigte ſich ſo theilnehmend an meinen Unfällen, daß es mir auffiel. Er bemerkte dieß, und ſprach zu mir:

„Ich ſehe wohl, mein Sohn, daß ihr verwundert ſeid, mich ſo lebhaft an euren Leiden theilnehmen zu ſehen. Aber, außerdem daß ich von Natur höchſt mitleidig mit den Unglücksfällen meiner Nächſten bin, muß ich euch ſagen, daß ich noch beſondere Freundſchaft für euch fühle, obwohl ihr nicht von meiner Religion ſeid. Ich bin gerührt von den Fährlichkeiten, welche ihr beſtanden habt; und wenn ihr ſie eurem eigenen Vater erzähltet, ſo bin ich verſichert, daß er nicht mehr dabei empfinden würde, als ich."

Es iſt natürlich, die Freundſchaft, welche man uns bezeugt, zu erwiedern. Wenn er ſo verbindlich mit mir ſprach, ſo konnte er auch mit dem zufrieden ſein, was ich zu ihm ſagte. Er ſchien höchſt erfreuet darüber, und rief aus:

„O junger Mann, wie ſehr danke ich es meinem Heile, daß ich heute in dieſen Garten gekommen bin, weil ich euch darin gefunden habe! Ihr könnt euch nicht vorſtellen, wie ſehr eure Unterhaltung mich erfreuet. Jeder Augenblick erhöhet die Zuneigung, welche ich für euch gefaßt habe. Laßt uns zuſammen in die Stadt gehen, und ich bitte euch, nehmet eure Wohnung bei mir. Ich bin alt, reich, und habe keine Kinder: ich erwähle euch zu meinem Erben."

Mit dieſen Worten ſtreckte er mir die Arme entgegen und umarmte mich mit einer Zärtlichkeit, als wenn ich ſein Sohn geweſen wäre.

Ich mußte ihm für die neue Güte, welche er mir erzeigte, Dank ſagen. Abermalige Freundſchaftsverſicherungen von ſeiner Seite; lebhafte Betheurungen von der meinigen. Kurz, der Beſchluß unſerer Unterhaltung war, daß wir zuſammen den Garten verließen und wieder in die Stadt gingen. Er führte mich nach ſeinem Hauſe, welches keins der minder ſchönen in Szurat war. Nachdem ſein Thürhüter uns die Straßenthüre geöffnet hatte, erblickte ich, anſtatt des Hofes, zwei Blumenbeete*) mit allerlei Blumen, beide durch einen breiten Baumgang getrennt, deſſen Steig mit einem Mörtel bedeckt war, härter und ſchöner als Marmor. Wir folgten dieſem Gange, der uns zu einem ſchönen Wohngebäude führte, wo man zwar kein Gold ſchimmern ſah, aber das Geräth, wenn auch eben nicht reich, doch nicht minder angenehm zu ſehen war. Die Teppiche und Sopha's, obwohl nur von einfacher bunter Leinwand, zierten jedoch nicht deſto weniger die Zimmer; denn dieſe Leinwand war höchſt geſchmackvoll gemuſtert und von der ſchönſten, welche in Maßülipatan**) und an anderen Orten der Küſte Koromandel verfertigt wird.

Der Greis nöthigte mich zuvörderſt, in einem großen ſteinernen Becken voll klaren reinen Waſſers, welches ihm gewöhnlich zum Waſchen diente, mich mit ihm zu baden, ſo wohl um ſich zu erfriſchen, als um die Pflichten ſeiner Religion zu erfüllen. Beim Austritt aus dem Bade, brachten Sklaven uns feines Linnen und trockneten uns ab.

---

*) In Szurat haben alle Häuſer der Reichen, anſtatt der Höfe, dergleichen Blumenbeete.

**) Ein zu Golkonda gehöriger Hafen.

Wir gingen hierauf in einen Saal, wo wir uns beide an einen Tiſch ſetzten, der mit mehrerlei Fleiſchſpeiſen in Schüſſeln von Chineſiſchem Porzelan und Japaniſchem lackiertem Zeuge bedeckt war. Muskatennuß von Malakka,*) Gewürznelken von Makaſſar**) und Zimmet von Serendib würzten vor allen die Brühen dieſer Speiſen. Nachdem wir nach Gefallen davon gegeſſen hatten, tranken wir Palmenwein, genannt Tary, welchen ich köſtlich fand.

Als wir ſo mit einander guter Dinge waren, ſprach mein alter Wirth zu mir:

„Ich will euch etwas vertrauen, das euch zu erkennen geben wird, wie weit meine Zärtlichkeit für euch geht. Ich werde binnen vierzehn Tagen aus dem Hafen Szuali***) abſegeln, um nach einer Inſel zu ſchiffen, welche ich gewöhnlich alljährlich beſuche. Ihr ſollt mit mir reiſen. Es befinden ſich auf dieſer Inſel, welche wegen der vielen Tieger daſelbſt unbewohnt iſt, mehr als zweihundert Brunnen, in welchen es Perlen von außerordentlicher Größe gibt. Dieſe iſt niemand bekannt, außer mir. Ein alter Schiffshauptmann, deſſen Lieblingsſklave ich einſt war, entdeckte mir dieſe Schätze, und unterrichtete mich, auf welche Weiſe man ſich jenen Brunnen nähern kann, trotz den wilden Thieren, welche nur dort zu ſeyn ſcheinen, um den Zugang derſelben zu verwehren.“

---

*) Auf der Malayiſchen Hinterindiſchen Halbinſel, Sumatra gegenüber; daher die Straße dazwiſchen die Malakka-Straße heißt.

**) Hauptſtadt der ſonſt ebenſo, gewöhnlich aber Celebes genannten Inſel.

***) Szuali heißt der Hafen von Szurat, nach einem großen Dorfe, welches zweihundert Schritte vom Meere liegt.

„Wahrlich,“ ſagte ich, an dieſer Stelle den Greis unterbrechend, „der Schiffshauptmann that ſehr wohl, daß er euch das Geheimnis mittheilte, wie man ungeſtraft in dieſe Inſel eindränge; denn mich dünkt, die Tieger dürften die Fremden, welche dort anhalten, übel empfangen.“

„Es iſt leicht,“ fuhr er fort, „auch die wüthigſten Tieger in die Flucht zu jagen: wir dürfen nur während der Nacht mit angezündeten Reiſigbündeln die Inſel betreten; der Anblick des Feuers erſchreckt dieſe Thiere und zwingt ſie, zu fliehen.

Wir wollen alſo hingehen,“ fügte er hinzu, und aus dieſen koſtbaren Quellen eine große Menge Perlen hervorziehen, welche wir bei unſerer Rückkehr in dieſer Stadt verkaufen können; und das Geld, welches wir daraus löſen, vereinigt mit dem, welches ich ſchon auf dieſelbe Weiſe zuſammengebracht habe, wird ein anſehnliches Vermögen ausmachen, deſſen ihr euch nach meinem Tode erfreuen könnet.“

Hundert und ein und ſiebzigſter Tag.

Um mich zu überzeugen, daß er nur die Wahrheit redete, führte er mich in ſeine Schatzkammer, und ließ mich Haufen von Gold- und Silber-Rupien[*]) ſehen: es war eine ungeheure Menge.

„Wohlan,“ ſprach er zu mir, „ſcheint euch dieß hier der Aufmerkſamkeit werth, und ſpürt ihr Widerwillen gegen dieſe Reiſe?“

Ich antwortete ihm: keinesweges; aber ich bat ihn, er möchte mir erlauben, an meinen Vater zu ſchreiben, und ihm meine Ankunft in Szurat zu melden, und die Urſachen, welche mich daſelbſt zurückhielten.

Mein alter Wirth willigte ein, und nahm ſelber meinen Brief, nachdem ich ihn vollendet hatte, und ſagte, er übernähme es, denſelben meinem Vater zukommen zu laßen.

---

[*]) Die Gold-Rupie gilt ungefähr vier und zwanzig Livres, und die Silber-Rupie dreißig Sous, nach Franzöſiſcher Währung. Beide ſind in Szurat gangbar.

Ich verließ mich hierin ganz auf Hyſum, — ſo hieß dieſer Heide, — und als der Tag unſerer Abreiſe gekommen war, ſchifften wir uns im Hafen Szuali ein. Wir gingen unter Segel, und nach einer dreiwöchentlichen glücklichen Schiffahrt, erblickten wir ein kleines wüſtes Eiland, welches mein Alter mir als dasjenige bezeichnete, wo wir zu thun hatten. Wir legten bei derſelben an; aber wir erwarteten die Nacht, ehe wir ausſtiegen. Wir hatten jeder ein Reisbündel in der Hand und noch viele andere unter den Armen. Wir führten auch Säcke mit uns, um die Perlen hineinzuthun. In dieſem Aufzuge ſuchten wir die Brunnen beim Scheine unſerer Reisbündel. Wir ſuchten nicht lange, bis wir einen der tiefſten fanden.

„Steig in dieſen Brunnen hinab, mein Sohn," ſagte der Alte zu mir, „ich zweifle nicht, daß es ſehr ſchöne Perlen darin gibt."

Ich ließ mich ſogleich an einem Stricke hinab, deſſen eines Ende er feſthielt. So bald ich auf den Grund kam, fühlte ich Muſcheln unter meinen Füßen: ich las davon auf, und füllte damit einen Sack, welchen ich an das Seil band. Der Alte zog es hinauf, band den Sack los, öffnete die Muſcheln, und da er nur Perlenſaamen darin fand, band er den Sack wieder an das Seil, und rief mir zu:

„Die Perlen in dieſem Brunnen ſind noch nicht ſo beſchaffen, um ſie herauszunehmen: bedecke ſie mit

Erde, dadurch werden ſie wachſen, und wenn wir im nächſten Jahre wieder herkommen, wollen wir ſie holen.“

Ich that, was Hyſum mir ſagte; darnach zog er mich an dem Seile wieder hinauf. Wir gingen zu einem andern, noch tiefern Brunnen, der ſich an einem hohen Berge mitten auf der Inſel hinabſenkte. Die Muſcheln dieſes Brunnens enthielten Perlen von ausgezeichneter Schönheit. Ich füllte damit mehrmals den Sack des Alten, der zuletzt, als er ſo viel Perlen hatte, als er fortſchleppen konnte, das Seil zu ſich hinaufzog. Sodann ſprach er lachend zu mir:

„Fahr wohl, junger Narr; ich danke dir für den Dienſt, welchen du mir geleiſtet haſt.“

„O mein Vater, antwortete ich ihm, „ziehet mich doch wieder heraus.“

„Du biſt da ganz gut,“ verſetzte der Treuloſe; „lege dich nieder, und ruhe auf den Perlen aus. Ich habe die Gewohnheit jedes Jahr ſo einen jungen Muſelmann herzuführen, wie du biſt. Du darfſt dich nur an deinen großen Propheten wenden: wenn er die Macht hat, Wunder zu thun, wie du es dir einbildeſt, ſo wird er einen ihm ſo getreuen Anhänger nicht verlaßen.“

Mit dieſen Worten entfernte er ſich von dem Brunnen, und ließ mich darin ſchreien, weinen und wehklagen.

„Ach unglückſeliger Abulfaüaris,“ rief ich aus, „zu welchen Leiden hat der Himmel dich verdammt? Was haſt du verbrochen, um dieſes grauſame Schickſal zu verdienen? — Aber was beklage ich mich über ein Unglück, welches ich mir ſelber zugezogen habe? Hätte ich nicht dem treuloſen Götzendiener, der mich ſo betrogen hat, mistrauen ſollen? Seine übertriebenen Liebkoſungen hätten mir verdächtig ſein müßen; und wenn ich nur etwas Beſonnenheit gehabt hätte, ſo würde ich mich ihm nicht überliefert haben. — Ach, überflüſſige Reue! was frommt es mir gegenwärtig, mich eines Fehlers anzuklagen, welchen ich nur zu ſehr büßen werde, und welchen zu vermeiden, nicht in meiner Macht ſtand? Ich ſollte nun einmal nothwendig in dieſen Abgrund ſinken, und dieſelbe Hand, die mich herabgeſtürzt hat, kann mich auch wohl wieder daraus emporziehen.“

Dieſe Betrachtung hielt mich ab, mich der Verzweiflung hinzugeben. Ich brachte die Nacht damit zu, den Grund des Brunnens zu unterſuchen, der mir von weitem Umfange ſchien. Ich fühlte, daß ich über Gebeine hinging, und ich erkannte daraus, daß ſchon andere vor mir in dieſem Abgrunde elendiglich umgekommen waren. Dieſer Gedanke raubte mir jedoch nicht den Muth; und mit Hülfe unſers großen Propheten der mich ohne Zweifel leitete, ſchritt ich dreiſt genug bis zu einer Oeffnung hin, wo ſich ein furchtbares Getöſe vernehmen ließ. Ich ſtand ſtill, und horchte; und nachdem ich einige Zeit aufmerkſam hingehört hatte, glaubte ich die Urſache dieſes Geräuſches zu erkennen, und ich täuſchte mich nicht in meiner Vermuthung. Es war das Zuſammenſchlagen mehrerer Wogen des Meeres, welche durch verſchiedene Spalten in die Klüfte des Berges eindrangen, ſich an dieſer Stelle begegneten. Hieraus ſchloß ich, daß ſie durch irgend eine Oeffnung wieder ins Meer zurückſtrömten, welche weit genug wäre, daß ich mit ihnen hinaus könnte, und ſprang in den Schlund hinab. Es fehlte nicht viel, ſo hätten die Fluten mich erſtickt: ſie benahmen mir die Beſinnung, riſſen mich mit ſich ſich hinweg, und ſchleuderten mich durch eine Spalte, welche man in dem Berge ſah, aufs Ufer des Meeres hin.

Hundert und zwei und ſiebzigſter Tag.

Als ich wieder meiner Sinne mächtig war, und die Kluft erblickte, durch welche die Fluten mich wieder ans Licht gebracht hatten, ſo warf ich mich am Ufer auf die Knie nieder, um dem Himmel für meine

Befreiung zu danken. Sodann rief ich Mahomed folgendermaßen an:

„O großer Prophet der Gläubigen, Liebling des Allerhöchſten, ich bedarf deiner Hülfe mehr, als jemals. Was frommt es mir, daß du mich aus dem tiefen Schlunde gezogen haſt, in welchen ich gerathen war, wenn ich ein Raub der wilden Thiere auf dieſem Eilande werde, oder wenn der Hunger hier meinem Leben ein Ziel ſetzt!“

Ich fühlte mich, nach dieſer Anrufung, voll Vertrauens; ich ſtand auf, und ging rings um das Eiland her, ohne mich von der Küſte zu entfernen. Ich ſah Hyſums Schiff nirgends mehr: der Verräther war ſchleunig wieder unter Segel gegangen, um heimzukehren. Ich fürchtete immer noch, die Tieger würden mich zerreißen und mich verſchlingen: indeſſen ſah ich keinen, und um mein Glück vollſtändig zu machen, erblickte ich bald ein großes Schiff, welches ziemlich nahe bei dem Eilande hin fuhr: ich entfaltete die Leinwand meines Turbans, um ein Zeichen zu geben, daß man mich abholen ſollte. Einige Leute, die auf dem Verdecke waren, bemerkten mich. Es wurde ein Boot niedergelaßen, man kam herbei, nahm mich ein, und brachte mich an Bord.

Denket euch meine Freude, als ich in dem Hauptmanne dieſes Schiffs einen vertrauten Freund meines Vaters erkannte, und in der übrigen Schiffsmannſchaft Leute aus Baßra. Ich erzählte ihnen, durch welches Abenteuer ich auf dieſes Eiland gekommen wäre; was ſie mit großer Aufmerkſamkeit anhörten. Jedermann verfluchte den Alten, der mir ſo unmenſchlich mitgeſpielt hatte; ich ließ ihren Verwünſchungen gegen ihn freien Lauf. Hierauf befragte ich den Schiffshauptmann nach meinem Vater.

„Er befindet ſich ſehr wohl,“ antwortete er mir, „als ich Baßra verließ; denn ich habe ihn noch am Tage meiner Abreiſe geſehen.“

Ich that dem Schiffshauptmann noch etliche andere Fragen über Dinge, welche meine Familie betrafen.

Darnach kam man wieder auf den treuloſen Hyſum zurück, und die ganze Schiffsmannſchaft war der Meinung, man müßte an der Inſel landen, um in den Brunnen zu fiſchen. Da wir in zu großer Anzahl waren, um die Tieger zu fürchten, ſo bedurften wir nicht der brennenden Reisbündel; und wenn mein treuloſer Alte dieſe Vorſicht gebrauchte, ſo geſchah es bloß deshalb, weil er mit niemand die Perlen theilen wollte. Wir legten uns alſo bei der Inſel vor Anker, und ſtiegen ans Land, ohne die Nacht abzuwarten. Wir waren mit Pfeilen und Säbeln bewaffnet, um die wilden Thiere abzuwehren, wenn ſie es wageten, ſich uns zu nähern. Hierauf ſtiegen wir abwechſelnd in die Brunnen hinab, worin wir Perlen in Ueberfluß fanden. Die Menge der Muſcheln welche man herauszog, war nicht zu zählen. Wir gebrauchten drei volle Tage, um ſie alle zu öffnen, und die Perlen aus denſelben zu theilen, und dieſe Theilung fiel ſo aus, daß jeder damit zufrieden ſein konnte.

Sodann ging man wieder unter Segel und ſteuerte nach Serendib, um dort die gemalte Leinwand von Szurat zu verkaufen, und dagegen Zimmet einzukaufen. Wir ſchifften fröhlich dahin, als ſich plötzlich ein wüthender Sturm erhub, der uns von unſerer Fahrt abtrieb, und uns auf gut Glück ſechs Tage lang umher irren ließ. Am ſiebenten Tage ward wieder ſchön Wetter; aber weder der Steuermann noch der Schiffshauptmann konnten beſtimmt angeben, wo wir wären. Es dünkte uns, daß unſer Schiff dahin liefe, als wenn es von Meerſtrömen fortgeriſſen würde. Wir wußten nicht, was wir davon denken, noch was wir dagegen anſtellen ſollten; denn trotz allen unſeren Anſtrengungen, wurde das Fahrzeug unwiderſtehlich gegen einen Berg hingezogen, welchen wir endlich am achten Tage entdeckten.

Dieſer Berg ſtreckte ſich weit hin, und ſchien von erſtaunlicher Höhe. Er war ſehr ſteil, und, was uns am meiſten auffiel, er ſah aus, als wenn er von geſchliffenem Stahle wäre, ſo hell und leuchtend erſchien er uns. Da ſtieß ein alter Matroſe einen tiefen Seufzer aus, und rief:

„Wir ſind verloren! Ich erinnere mich, vormals von dieſem Berge gehört zu haben. Man ſagt, er iſt allen Schiffen verderblich, welche ſich ihm nähern. So bald ſie einmal an den Fuß des Berges gekommen ſind, werden ſie dort, wie durch einen Zauber, feſtgehalten: ſie können nicht wieder los, noch ſich davon entfernen.“

Dieſer Bericht des alten Matroſen verſetzte die ganze Schiffsmannſchaft in gränzenloſe Betrübnis.

„Wehe!“ ſagte der eine: „was nützt es uns nun, ſo viel Perlen gefunden zu haben, wenn wir ſie hier zugleich mit dem Leben verlieren ſollen?“

„Konnte denn niemand unter uns,“ rief ein andrer aus, „die Gefahr früher erkennen, in welcher wir uns nun befinden?“

Dieſer hier erfüllte die Luft mit Wehklagen und Jammergeſchrei, daß er ſeine Frau und Kinder nie wiederſehen ſollte; jener warf ſich auf dem Verdeck auf die Knie nieder und flehte die Hülfe des Propheten an.

Mehr gerührt von der Betrübnis, in welcher ich alle um mich her ergriffen ſah, als von der Gefahr ſelber, welche uns drohte, ſagte ich zu dem Schiffsherrn:

„Herr, was hilft es, uns feige dem Schmerze hinzugeben? Laßt uns lieber auf Mittel denken, aus dieſer Noth zu kommen. Was mich betrifft, ſo bekenne ich euch, ſei es, daß ich von Natur etwas beherzt bin, oder ſei es, daß Mahomed mich in dieſem Augenblick beſeelt, ich bin keinesweges über die Lage erſchrocken in welcher wir uns befinden. Folget mir: ſo bald wir an den Fuß des Berges gekommen ſind, ſo laßt uns verſuchen, den Gipfel deſſelben zu erreichen: wir wollen mit einander hinauf klimmen, vielleicht finden wir dort oben ein Mittel zu unſerer Rettung.“

Der Schiffshauptmann, der nicht minder in Angſt war, als alle übrigen, antwortete mir, er wollte zwar, mir zu Gefallen, thun, was ich ihm vorſchlüge; er hätte jedoch keine Hoffnung, daß wir uns noch retten könnten.

Unterdeſſen trieb unſer Schiff bis an den Fuß des Berges. Der Hauptmann und ich, wir warfen uns in das Boot, wir ſtiegen ans Land, und begannen, den Berg zu erklimmen. Nicht ohne Mühe gelangten wir bis auf den Gipfel.

Hundert und drei und ſiebzigſter Tag.

Wir erblickten hier oben mit Erſtaunen ein grünes ſehr umfaſſendes und hohes Kuppelgebäude: wir nahten uns demſelben, und ſahen, daß oben darauf eine ſtählerne, zehn Ellen hohe Säule ſtand, an deren Fuß mit goldenen Ketten eine kleine Trommel von Aloeholz und ein Schlägel von rothem Sandelholze hing. Ueber dieſem Becken ſtand eine Ebenholz-Tafel, auf welcher man folgende Worte mit goldenen Buchſtaben las:

> „Wenn etwa ein Schiff ſo unglücklich iſt, von dieſem Berge angezogen zu werden, ſo kann es nicht wieder ins offene Meer gelangen, wofern nicht Folgendes beobachtet wird: Einer von der Mannſchaft muß mit dieſem Schlägel drei Schläge auf die Trommel thun. Beim erſten Schlage wird das Schiff ſich einen Pfeilſchuß weit von dem Berge entfernen; beim zweiten wird es den Berg aus dem Geſichte verlieren; und beim dritten wird es ſich auf dem Wege befinden, welchen es nehmen will. Aber derjenige, der die Trommel ſchlägt, muß freiwillig hier bleiben und die übrigen fahren laßen.“

Als wir dieſe Inſchrift geleſen hatten, welche uns einen Talisman vorausſetzen ließ, kehrten wir nach dem Schiffe zurück, um der Mannſchaft unſre Entdeckung mitzutheilen. Jeder war erfreuet, daß es noch ein Mittel zu unſerer Rettung gäbe: aber niemand wollte das Opfer dafür ſein. Der geringſte Matroſe weigerte ſich, ſich für die übrigen aufzuopfern.

„Wohlan,“ ſagte ich jetzo, „weil denn niemand von euch hier bleiben mag, ſo will ich hier bleiben. Ich bin bereit, mich für euch alle aufzuopfern, wofern ihr mir verſprechet, daß ihr von hier aus nach Baßra ſchiffet, meinem Vater Nachricht von mir bringet, und ihm getreulich alle die mir gehörigen Perlen übergebet.“

Auf dieſes Erbieten, riefen alle aus, ſie bäten den Himmel, ſie Schiffbruch leiden zu laßen, wenn ſie nicht genau alles erfülleten, was ich von ihnen forderte. Der Schiffshauptmann verſicherte mich, wie die übrigen, daß ich darüber ganz ruhig ſein könnte: ſie würden ſtraks nach Baßra zurückkehren, ohne nach Serendib zu fahren. Er bezeugte mir auch einigen Schmerz über meinen Verluſt; aber ich konnte wohl gewahren, daß er heilfroh war, aus der Noth zu kommen.

Kurz, ich umarmte Alle, die auf dem Schiffe waren, und ſagte ihnen auf ewig Lebewohl. Sie ſetzten mich ans Land. Ich ſtieg allein wieder den Berg hinauf, trat zu der Kuppel hin, ergriff den Schlägel, und ſchlug damit auf die Trommel. Das Schiff entfernte ſich alsbald von dem Berge, und bei dem zweiten Schlage verlor ich es aus dem Geſichte. Ich ſchlug noch zum drittenmale, und hierauf verweilte ich unter der Kuppel, bereit mein Opfer zu vollbringen, und das Schickſal über mich ergehen zu laßen, welches mir beſtimmt wäre.

Ich unterließ nicht, mich abermals an den Propheten zu wenden; und als wenn ich ſeines Beiſtandes ſicher geweſen wäre, ſchritt ich getroſt vorwärts auf dem Berge, der einen Umfang von mehr als zwei Meilen hatte. Nach einer Stunde Weges, erblickte ich einen abgelebten Greis. Er hatte einen Kahlkopf, einen weißen, wunderlangen Bart, und Triefaugen. Es ſchien kaum noch ein Lebenshauch in ihm zu ſein. Er ſaß auf einem Steine, an der Thüre eines kleinen, von Erde und Holz gebauten Hauſes, und hielt einen Stock in der Hand.

Ich näherte mich ihm, und nachdem ich ihn ehrerbietig gegrüßt hatte, bat ich ihn, mir zu ſagen, warum doch die Schiffe, welche dieſem Berge bis auf eine gewiſſe Entfernung nahe kämen, von demſelben unwiderſtehlich angezogen würden, und wer der Urheber des Talismans ſein möchte, deſſen Kraft ſie wieder ins offene Meer zurücktriebe.

Der Greis erhub ſich bei dieſen Worten, indem er ſich auf ſeinen Stock ſtützte, und das Haupt vor Schwäche ſchüttelte; er erwiederte meinen Gruß, und ſagte mir, die Schiffe würden durch Meerſtröme dem Berge zugetrieben; was den Talisman beträfe, der in der Trommel enthalten wäre, ſo wüßte er nicht, wer ihn gemacht hätte: wenn ich aber neugierig wäre, dieſes Geheimnis zu erfahren, ſo dürfte ich nur meinen Weg fortſetzen: ich würde ſeinen Bruder antreffen, der noch viel älter wäre, als er, und mir einige Aufklärung darüber geben könnte.

Ich nahm ſogleich Abſchied von ihm, und traf auch wirklich bald einen zweiten Greis. Dieſer ſchien aber kräftiger: er fing erſt an zu ergrauen, und man hätte ihn eher für den Sohn, als für den älteren Bruder des erſten halten ſollen. Ich fragte ihn, wie den erſten, ob er nicht wüßte, wer den Talisman gemacht hätte.

„Nein,“ antwortete er mir, „ich weiß es nicht; wenn es euch aber jemand ſagen kann, ſo iſt es ohne Zweifel mein älterer Bruder, welchen ihr zwei Schritte von hier auf eurem Wege antreffen werdet.“

Ich ging alſo fürder, und erblickte bald einen Mann, der das Land baute. Er hatte noch gar kein graues Haar, und ſchien mir ſo kräftig, daß ich mir nicht denken konnte, daß er bejahrter wäre, als die beiden Greiſe, welche ich ſo eben geſehen hatte.

„O mein Vater,“ redete ich ihn an, „ich komme eben von zwei alten Leuten, welche mich zum beßten gehabt haben: ich bat ſie, mir zu ſagen, wer der Urheber des Talismans auf dem Berge wäre, und ſie antworteten mir, ſie wüßten es nicht; ſie hätten aber einen älteren Bruder, der es mir ſagen könnte.“

Der Greis lächelte bei dieſen Worten, und antwortete mir:

„O mein Sohn, ſie haben euch die Wahrheit geſagt; ſie ſind wirklich beide meine jüngeren Brüder.“

Hundert und vier und ſiebzigſter Tag.

Wenn dieſe Antwort des dritten Greiſes mich ſchon in Erſtaunen ſetzte, ſo vermehrte ſich dieſes, als er hinzufügte:

„Man nennt uns,“ ſagte er, „die drei Alten vom Berge. Der erſte, den ihr angetroffen habt, iſt der jüngſte: er iſt nur funfzig Jahr alt; und wenn er gebrechlich, hinfällig und veraltet iſt, ſo kömmt es daher, daß er ein böſes Weib gehabt hat und Kinder, welche ihm Herzeleid gemacht haben. Der zweite iſt fünf und ſiebenzig Jahr alt, und noch etwas jugendlicher, weil er eine gute Frau und keine Kinder gehabt hat; ich aber bin noch rüſtiger, als meine Brüder, obgleich ich ſchon über hundert Jahr alt bin, weil ich mich niemals habe verheiraten wollen.

Was den Talisman betrifft,“ fuhr er fort, „deſſen Urheber ihr zu wiſſen wünſcht, ſo erinnere ich mich, in meiner Jugend gehört zu haben, daß er von einem großen Indiſchen Kabaliſten herrührt; das iſt alles, was ich davon weiß.“

Ich fragte ihn darauf, ob ich nahe bei einem bewohnten Lande wäre.

„Ja,“ antwortete er mir, „ihr dürfet nur den Weg verfolgen, den ihr geht, ſo werdet ihr bald auf eine weite Ebene gelangen, welche durch einen andern Berg begränzt wird, an deſſen Fuß zwei Steige ſich ſcheiden, der eine zur Rechten der andre zur Linken; folget dem erſten, und er wird euch in eine große Stadt mit einem ſehr ſchönen Hafen führen. Hütet euch wohl, den Steig zur Linken zu gehen, ihr würdet da in ein Gehölz gerathen, welches von ſehr bösartigen Menſchen bewohnt wird: ſie beſchäftigen ſich damit, Seife zu ſieden, und ſie machen ſich kein Gewiſſen daraus, in ihre Seifenkeſſel alle Fremdlinge zu werfen, welche das Unglück haben, in ihre Hände zu fallen; ſie behaupten, daß ihre Seife davon um ſo beſſer wird; und wahr iſt, daß man ſie mehr ſchätzt, als alle andere Seifen auf der Welt.“*)

Ich dankte dem Alten für die Weiſung, welche er mir gab, und ich hütete mich wohl, ſie zu vernachläßigen. Nachdem ich die Ebene durchſchritten hatte, folgte ich dem Steige zur Rechten, und derſelbe führte mich, wie man mir geſagt hatte, zu einer ziemlich großen und volkreichen Stadt. Die Straßen und Häuſer derſelben waren ſchön, und der Hafen lag voller Schiffe. Ich ſchloß daraus, daß hier ein großer Handel getrieben würde, und ich täuſchte mich nicht. Ich ſah hier Schiffe, mit Pfeffer beladen, welche aus den Königreichen Kanara und Viſapur*) kamen, und andere mit Kardamum**) von Kananor befrachtet, und noch andere mit Zimmet. Ich erblickte Kaufleute von allerlei Völkerſchaften.

---

*) Man erinnert ſich hier, daß bei der Räumung eines Kirchhofs innerhalb Paris, um 1780, eine große Menge dicht bei einander gelegener Leichen in Seife verwandelt gefunden würden.

Während ich ſo beſchäftigt war, den Hafen zu beſchauen, trat ein Mann zu mir heran; wir ſahen uns einander an, und erkannten uns: es war Habib, der Handelsfreund meines Vaters aus Serendib. Nachdem wir uns zu wiederholten Malen umarmt hatten, rief er aus:

---

*) Viſapur heißt die Hauptſtadt des Indiſchen Königreichs Dekan. Das Königreich Kanara liegt zwiſchen Dekan und Malabar.

**) Kardamum iſt ein Gewürz, welches nur in dem Königreiche Kananor wächſt. Die Indier, Perſer und Türken thun es in die Brühen aller ihrer Fleiſchſpeiſen. In Europa wendet man es nur in Arzeneien an. — Kananor oder Kanacor iſt eine Stadt der Malabariſchen Küſte von Indien.

„Wer hätte glauben ſollen, daß ich hier Abulfauaris wiederfinden würde? Welches Geſchick hat euch von Serendib weggeführt, ohne von mir Abſchied zu nehmen, ja ohne mich von eurer Abreiſe zu benachrichtigen? und durch welches unverhoffte Glück ſeid ihr mir wieder zugeführt?"

Hierauf erzählte ich ihm mein Abenteuer mit Kanſade, und was ſeitdem mir begegnet war. Er ſeinerſeits unterrichtete mich, daß er ein Schiff in dieſem Hafen hätte, womit er hergekommen, Zimmt zu verkaufen; daß er ſeine ganze Ladung verkauft hätte, und binnen vier und zwanzig Stunden ſchon wieder weit von hier zu ſein hoffte.

Ich bezeugte ihm meine Freude, ihn wiedergefunden zu haben. Er führte mich an Bord ſeines Schiffes, und noch denſelben Tag gingen wir unter Segel nach Serendib. Ich freute mich, wieder dorthin zu kommen, und ihr könnt wohl denken, daß Kanſade viel Antheil an dem Vergnügen hatte, welches ich mir daraus machte, dieſe Stadt wiederzuſehen. Wir kamen nach einer nicht langen Fahrt dort an, weil wir beſtändig günſtigen Wind hatten.

Ich war äußerſt ungeduldig, etwas von Kanſade'n zu vernehmen, welche ich nicht aufhören konnte zu lieben, obwohl ich eben nicht Urſache hatte, mit der Behandlung, welche ich von ihr erfahren hatte, zufrieden zu ſein.

Eines Morgens ging ich aus Habibs Hauſe, in der Abſicht, nichts zu ſparen, um über dasjenige was ich wiſſen wollte, aufgeklärt zu werden, als eine Art von Sklave mich auf der Straße anhielt, und zu mir ſagte:

„Herr, erkennet ihr mich nicht?“

„Nein,“ antwortete ich ihm: „eure Züge ſind mir gleichwohl nicht ganz unbekannt; es ſchwebt mir wohl ſo vor, daß ich euch ſchon geſehen habe, aber ich kann doch nicht ſagen, wo.“

„Ich meinerſeits erkenne euch wohl,“ fuhr er fort: „ihr ſeid Muſelmann und nennt euch Abulfaûaris: ich habe die Ehre gehabt, euch allerlei kleine Dienſte zu leiſten, während eures Aufenthalts bei der Prinzeſſinn Kanſade, deren Sklave ich war, und noch bin. Ich war es, der, auf ihren Befehl, den Schiffsherrn Dehaûſch holte, dem man euch überlieferte. Ich richtete dieſen Auftrag nur mit Bedauern aus, ich bitte euch, davon überzeugt zu ſein.“

Tauſend und Ein Tag.

Perſiſche Erzählungen.

Vierter Band.

Tausend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Aus dem
Persischen, Türkischen
und
Arabischen
nach
Petis de la Croix, Galland, Cardonne,
Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus
und Anderen,
überſetzt
von
F. H. von der Hagen.

Vierter Band.

Prenzlau,
Druck und Verlag der Ragoczyſchen Buchhandlung.

1827.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Inhalt des vierten Bandes.

Seltſame Abenteuer des Abulfaûaris, benannt der Große Reiſende:

Seite
Hundert und fünf und ſiebzigſter Tag 1
176ſter Tag 5
177ſter Tag 10
178ſter Tag 14
179ſter Tag 17
180ſter Tag 21
Die ſeltſamen Abenteuer des Abulfaûaris, genannt der Große Reiſende. Zweite Reiſe. 25
181ſter Tag 26
182ſter Tag 29
183ſter Tag 34
184ſter Tag 39
185ſter Tag 43
186ſter Tag 47
187ſter Tag 52
188ſter Tag 57
189ſter Tag 62
190ſter Tag 66
191ſter Tag 70
192ſter Tag 73
193ſter Tag 77

Seite
Beſchluß der Geſchichte des Bedreddin=Lolo, ſeines Weſyrs und ſeines Günſtlings = = = = = = 79
194ſter Tag = = = = = = = = = = = = 82
Geſchichte der beiden Geiſterbrüder Ady und Dahy 84
195ſter Tag = = = = = = = = = = = 87
196ſter Tag = = = = = = = = = = = 92
197ſter Tag = = = = = = = = = = = 97
198ſter Tag = = = = = = = = = = = 100
199ſter Tag = = = = = = = = = = = 105
200ſter Tag = = = = = = = = = = = 108
201ſter Tag = = = = = = = = = = = 112
202ter Tag = = = = = = = = = = = 117
203ter Tag = = = = = = = = = = = 120
204ter Tag = = = = = = = = = = = 125
205ter Tag = = = = = = = = = = = 129
206ter Tag = = = = = = = = = = = 133
207ter Tag = = = = = = = = = = = 137
208ter Tag = = = = = = = = = = = 141
209ter Tag = = = = = = = = = = = 145
210ter Tag = = = = = = = = = = = 150
Geſchichte des Königs Naßiraddolé von Mußel, des Kaufmanns Abderrahman von Bagdad und der ſchönen Seïneb = = = = = = = = 157
211ter Tag = = = = = = = = = = = 159
212ter Tag = = = = = = = = = = = 164
213ter Tag = = = = = = = = = = = 167
214ter Tag = = = = = = = = = = = 173

Seite
215ter Tag 178
216ter Tag 184
217ter Tag 188
218ter Tag 191
Geſchichte Repßima's 192
219ter Tag 198
220ſter Tag 201
221ſter Tag 204
222ſter Tag 210
223ſter Tag 216
224ſter Tag 221
225ſter Tag 224
226ſter Tag 230
Geſchichte von den beiden Tauben 233
227ſter Tag 237
228ſter Tag 241
229ſter Tag 247
Geſchichte der beiden Reiſenden 251
230ſter Tag 253
231ſter Tag 257
Geſchichte vom Derviſch und vom Diebe . . . 261
232ſter Tag 264
233ſter Tag 269
Geſchichte des Königs von Indien und der Braminen 274
234ſter Tag 275
235ſter Tag 281

Seite
236ſter Tag 286
237ſter Tag 292
238ſter Tag 297
Geſchichte des Königs von Yemen 299
239ſter Tag 303
Geſchichte des Fürſten von Alep und Szadi's 307
240ſter Tag 310
241ſter Tag 316
242ſter Tag 323
Geſchichte der beiden Pantoffeln 325
243ſter Tag 328

Geſchichte der ſchönen Seineb.

244ſter Tag 332
245ſter Tag 338
246ſter Tag 341
247ſter Tag 346
248ſter Tag 351

Abenteuer einer Veſyrs-Tochter.

249ſter Tag 355
250ſter Tag 358
251ſter Tag 362
252ſter Tag 366

Geſchichte des Sohnes Kebals.

253ſter Tag 370
254ſter Tag 375

Tauſend und Ein Tag.

Perſiſche Erzählungen.

Hundert und fünf und ſiebzigſter Tag.

Ich zitterte vor Freuden bei den Worten des Sklaven; und indem ich ihm einen Ring zum Geſchenke darbot, ſagte ich zu ihm:

„Mein lieber Freund, ich beſchwöre dich, unterrichte mich von dem Schickſale dieſer Prinzeſſinn, die mir, ungeachtet ihrer Härte, immer noch theuer iſt. Befindet ſie ſich noch in derſelben Lage, wie ich ſie verlaßen habe?"

„Nein, Herr," antwortete der Sklave; „ihre Verhältniſſe haben ſich ſeit zwei Monaten ſehr verändert. Der König von Serendib hat verlangt, daß ſie einen alten Herrn ſeines Hofes, der in ſie verliebt war, heiraten ſollte: ſie hat nicht umhin gekonnt, ihm zu gehorchen; ſie iſt vermählt.“

Der Schmerz, welchen ich bei dieſer Neuigkeit blicken ließ, war ſo lebhaft, daß der Sklave davon gerührt ſchien.

„Es thut mir Leid,“ ſagte er, „daß die Vermählung meiner Herrinn euch ſo betrübt: es iſt aber eure Schuld auch; warum entſagtet ihr nicht euerm Propheten? ſo würdet ihr gegenwärtig die ſchönſte Frau von der Welt und unermeßliche Reichthümer beſitzen. Wäre ich an eurer Stelle geweſen, mir hätte man nicht ſo lange Bedenkzeit zu geben gebraucht, als man euch gab: gleich den erſten Tag, ja noch in der erſten Stunde und in der erſten Minute, hätte ich mich entſchloſſen, alles zu thun, was Kanſade verlangte. Wie viel Herzeleid hättet ihr euch ſelber, und auch ihr, erſpart! denn nach eurer Abfahrt, ward ſie krank, und es fehlte nicht viel, ſo wäre ſie geſtorben. Ich weiß nicht,“ fuhr er fort, „ob ich ihr ſagen darf, daß ihr in Serendib ſeid; ich fürchte, ihr einen Kummer zu erneuen, welchen der alte Herr, den ſie geheiratet hat, nicht eben geeignet iſt zu zerſtreuen. Auf der andern Seite ſehe ich euch ſo betrübt, daß ich mich nicht entſchließen kann, euch allen Troſt zu entziehen. Ich verſpreche euch alſo, daß heute noch meine Herrinn alles erfahren ſoll, was ich geſehen habe. Ich werde ihr durch eine ihrer Frauen ſagen laßen, daß ihr euer voriges Betragen ſehr bereuet, und daß ihr, wenn es jetzo noch erſt zu thun wäre, nicht einen Augenblick anſtehen würdet, ihretwegen Mahomeds Lehre zu entſagen.“

„Nein, nein,“ rief ich bei dieſen Worten aus, „hüte dich wohl, ihr etwas ſagen zu laßen, woran ich nicht denke, und woran ich nicht denken könnte, wenn es auch noch von mir abhinge, ſie um dieſen Preis zu beſitzen. Sage ihr bloß, daß ich in Verzweiflung bin, ſie verloren zu haben, und zu vernehmen, daß ſie mit ihrer Lage nicht zufrieden iſt.“

Der Sklave ſchwur mir, daß er den Auftrag welchen ich ihm gab, genau ausrichten würde. Er fügte noch hinzu, ohne Zweifel, um meinen Schmerz zu lindern, er wäre überzeugt, daß Kanſade Mitleid mit mir empfinden würde; daß ihr Mitleid ſich nicht darauf beſchränken würde, mich im Geheimen zu beklagen; und daß ſie, da ſie ſo gewandte Frauen um ſich hätte, mich nicht meiner Betrübnis überlaßen würde.

Nach dieſem Geſpräche, verließ mich der Sklave, und ich blieb in einem Zuſtande zurück, in welchem eben ſo viel Freude als Leid war. Wenn die Veränderung von Kanſadens Lage mich betrübte, ſo empfand ich dagegen einige Freude, wenn ich daran dachte, daß ſie mir wohl erlauben könnte, ſie im

Geheimen zu ſehen, und daß ſie ſich meine Liebe gefallen laßen möchte.

Von einer ſo ſchmeichelhaften Vorſtellung eingenommen erwartete ich täglich, daß der Sklave, der mit mir geſprochen hatte, mich bei Habib aufſuchen ſollte, wohin ich ihn beſchieden hatte: aber meine Erwartung war vergeblich; ein ganzer Monat verlief, ohne daß ich irgend etwas von Kanſade'n vernahm.

Ich zog hieraus den Schluß, daß der Sklave die Empfindungen ſeiner Herrinn unrichtig beurtheilt hätte, und daß der Herr, den ſie geheiratet, von ihr geliebt würde, oder daß endlich ihre Tugend über ihre Liebe zu mir den Sieg davon getragen hätte.

Erfüllt von dieſem letzten Gedanken, welchen ich, in meiner Eitelkeit, für den richtigen hielt, zog ich mich in ein recht hübſches Landhaus zurück, welches der Handelsfreund meines Vaters eine Viertelmeile von der Stadt Serendib hatte.

Hier war meine Beſchäftigung, zu luſtwandeln, oder vielmehr, beim Umherwandeln an den geliebten Gegenſtand zu denken, von dem ich erfüllt war.

Eines Tages entfernte ich mich unvermerkt von dem Landhauſe; und indem ich ſo an einem Strome hinſchritt, gelangte ich an einen Götzentempel, welcher am Ufer deſſelben erbauet war. Nachdem ich die Bauart deſſelben bewundert hatte, zog plötzlich ein

Gegenſtand meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich, welche er zu verdienen ſchien.

Ich ſah nämlich mehrere Heidenprieſter, die am Ufer von Rohr und anderem brennbaren Zeuge eine Art von Hütte errichteten. Ich näherte mich ihnen, und fragte ſie, was ſie da machten.

Einer von ihnen antwortete mir: „Ihr müßt wohl erſt neulich nach Serendib gekommen ſein, weil ihr mir dieſe Frage thut. Sind euch denn die Gebräuche der Heiden unbekannt, und daß dieſer Ort zu ihrer Leichenfeier beſtimmt iſt? Hier wird ihre ſterbliche Hülle verbrannt, und hier erwerben ſich ihre Frauen, indem ſie ſich ihren abgeſchiedenen Gatten zum Opfer darbringen, unſterblichen Ruhm. Es iſt kürzlich einer von den vornehmſten Herren des Hofes von Serendib verſtorben; ſein Leichnam wird binnen fünf bis ſechs Stunden an dieſem Ufer verbrannt, und ſeine treue Gattinn von denſelben Flammen verzehrt werden, welche ihn in Aſche verwandeln ſollen.“

Hundert und ſechs und ſiebzigſter Tag.

Da ich dieſe Feierlichkeit niemals geſehen hatte, obgleich ich wohl wußte, daß ſie an Tauſend Orten auf Erden beobachtet wird, ſo beſchloß ich, Zeuge davon zu ſein. Ich konnte mich nicht enthalten, die Verblendung dieſer Götzendiener zu beklagen, deren grauenvolle Frömmigkeit die Wuth heiligt; oder vielmehr ich verwünſchte deshalb ihre Prieſter, von welchen ich ſchon zu Szurat gehört hatte, wo die Heiden auch dieſen Gebrauch beobachten. Ich wußte daß die abſcheulichen Diener ihrer Götzentempel dieſes unmenſchliche Geſetz aufrecht erhalten, um deſto bequemer leben zu können.

So wie die Stunde dieſer ſcheußlichen Hinrichtung herannahte, füllte ſich allmählich das Gefilde von Leuten. Die Mehrzahl der Einwohner der Stadt kam heraus, zuzuſchauen, die Einen zu Fuße, die Anderen zu Pferde. Ich bemerkte darunter mehrere Vornehme, die auf Palankinen*) getragen wurden, und denen Sklaven vorausgingen, einige mit Fahnen in den Händen, die übrigen Trompeten blaſend. Auch ſah ich den Statthalter von Serendib daherkommen: er ſaß auf einem Elephanten, und erſchien in der Mitte von zehn oder zwölf Perſonen, die mit ihm unter einem Zelte ſaßen, welches man auf dem Rücken des großen Thieres ausgeſpannt hatte. Binnen weniger als zwei oder drei Stunden, hatten ſich mehr denn dreißig tauſend Menſchen um den Tempel und um die Hütte verſammelt.

---

*) Ein Palankin hat faſt die Geſtalt eines Ruhebettes; es iſt gewöhnlich mit einem reichen Stoff überzogen, und vier Männer tragen ihn auf den Schultern.

Damit kein Umſtand bei dieſer Feierlichkeit meiner Neugier entginge, drängte ich mich durch die Menge und näherte mich dem Scheiterhaufen ſo ſehr als möglich. Ich zählte gegen zwanzig Prieſter, welche jeder ein Buch in der Hand hatten. Sie begannen, Gebete herzuſagen, bis das Schlachtopfer käme.

Es war beinahe Nacht, als die Frau ankam. Sie ritt ein weißes, reich aufgeſchirrtes Roß, und folgte, mit Blumen bekränzt, der Leiche ihres Mannes, welche ſechs Männer auf einem prächtigen Palankin trugen. Zwölf Frauen, ebenfalls zu Pferde, geſchmückt mit Ringen, Armbändern und dicken Spangen von Gold und Silber, begleiteten ſie. Alle trugen langes Haar, Halsbänder von Perlen, ſchöne Ohrringe, und goldene Kränze, daran Silberbleche mit Rubinen geſchmückt, ihr Antlitz zur Hälfte bedeckten. Sie hatten keine lange Oberröcke, ſondern nur ſehr zierliche Leibchen an, deren Aermel bis auf den Ellbogen herabgingen. Mehrere Spielleute folgten dieſen Frauen, die ſämmtlich Sklavinnen der Herrinn waren, die geopfert werden ſollte. Ihre Verwandten und Freunde folgten hinterdrein, tanzend und ſingend, um ihre Freude darüber auszudrücken, daß ſie eine ſo hochherzige Frau in ihrer Familie oder zur Freundinn hatten.

Zwei Prieſter halfen ihr vom Pferde ſteigen, und führten ſie bei der Hand an das Ufer des Stromes, wohin ihr auch der Leichnam ihres Mannes gebracht wurde. Sie wuſch ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, und übergab ihn dann wieder den Händen der Prieſter, welche ihn in die Hütte trugen und ihn auf einen mit Schwefel überzogenen Stuhl ſetzten. Jetzo erhub ſie ſich, ohne ſich zu entkleiden oder die Kleider zu wechſeln, und näherte ſich dem Scheiterhaufen. Sie ging mehrmals rings umher, und betrachtete dabei die Zurüſtungen zu ihrem Opfer mit großer Unerſchrockenheit. Darnach umarmte ſie ihre Verwandten und Freunde, welche ſich gleich darauf entfernten. Sie wurde auch von ihren dienſtbaren Frauen umarmt, die in Thränen zerfloſſen: ſie ſchenkte ihnen allen die Freiheit, und vertheilte unter ihnen die Kleinode und den Schmuck, womit ſie geziert ward. Als ſie ſo das Silberblech abnahm, welches ihr Geſicht zur Hälfte bedeckte und mich bisher verhindert hatte, ſie zu erkennen, obwohl ich ſonſt nahe genug dazu ſtand, — denket euch, wie groß mein Erſtaunen war, als ich ſah, daß es Kanſade ſelber war. — Nein, und wenn ich plötzlich eine völlige Umkehrung der Natur erlebt hätte, ich würde nicht ſtärker davon überraſcht worden ſein.

„Großer Gott,“ ſagte ich jetzo bei mir ſelber, „muß ich meinen Augen trauen? darf ich nicht an ihrem Scheine zweifeln? Iſt es wirklich Kanſade, die ſo grauenvoll umkommen ſoll?"

Ich bemühte mich einige Augenblicke, mich ſelber zu täuſchen: aber ich mochte meine Blicke noch ſo viel Lügen ſtrafen, ich konnte meine Geliebte nicht verkennen.

Der Schmerz, welchen ich über ihre Hinopferung empfand, verſtattete mir nicht die Vollendung davon mit anzuſehen. Ich ließ ſie dort unter den Händen der Prieſter, welche ſie, nachdem ſie ſie ermahnt hatten, ſich durch ihre Standhaftigkeit des Glücks würdig zu machen, welches ihrer wartete, in die Hütte führten, und ihr, wie gewöhnlich, eine brennende Fackel in die Hand gaben, damit ſie ſelber den Scheiterhaufen anzündete.

Ich entzog mich dieſem Schauſpiele nach dem Landhauſe Habibs, in einer Gemüthsverfaſſung, welche ich euch nicht lebendig genug ſchildern kann: ich war ſo erſchüttert, ſo vernichtet, daß ich nicht wußte, was ich that. Ich drehte von Zeit zu Zeit die Augen nach dem Orte der Leichenfeier, und die Flammen des Scheiterhaufens, welche ich in der Luft emporſteigen ſah, griffen glühend in mein Herz.

Hundert und ſieben und ſiebzigſter Tag.

Endlich kam ich wieder zu Habib. So bald er mich erblickte, fragte er mich nach der Urſache der Betrübnis und Gemüthsbewegung, welche ich blicken ließ. Ich ſagte ſie ihm, und dieſer edelmüthige Freund begleitete ſeine Thränen mit denen die ich vergoß, indem ich ihm alles erzählte.

„Es wundert mich," ſagte er zu mir, „daß Kanſade einem alten Herrn in den Tod hat folgen wollen, den ſie, allem Anſcheine nach, nicht liebte."

„Wie," unterbrach ich ihn, „hing es denn von ihr ab, ihn zu überleben? Sind die Frauen hier nicht verpflichtet, ſich mit den Leichen ihrer Männer zu verbrennen?"

„Nein," erwiederte Habib; „man zwingt ſie keinesweges, ſich zu opfern: im Gegentheil läßt der Statthalter, auf Befehl des Königs, alle die Wittwen, die verbrannt werden wollen, vor ſich kommen, um ſie über dieſes trübſelige Vorhaben zu befragen; er bemüht ſich, ſie davon abwendig zu machen, und kurz, er gibt ihnen nur dann die Erlaubnis zum Todesopfer, wenn ſie durchaus darauf beſtehen.

Kanſade hat alſo," fuhr er fort, „gern ſterben wollen, in der Ueberzeugung, wie alle Frauen, die ſich ſo opfern, daß ſie durch dieſen rühmlichen und freiwilligen Tod ſich ewige Glückſeligkeit erwerben werde; überdieß hat ſie ſich vielleicht durch die Ehre blenden laßen, welche man dieſen unglücklichen Schlachtopfern nach ihrem Tode zeigt. Denn man ehret hier ihr Andenken höchlich; man errichtet ihnen ſogar Standbilder in den Pagoden:*) mit einem Worte, man verehret ſie als Gottheiten: und dieß iſt es ohne Zweifel, was die Frauen, welche den Tod verlangen, zu dieſer Wuth begeiſtert, daß ſie die Zurüſtungen ihrer Opferung mit anſehen, ohne zu erbleichen.“

Dieſe Betrachtungen Habibs veranlaßten mich zu anderen. Ich bedachte, wenn Kanſade mich ſo geliebt hätte, wie ich ſie liebte, ſo wäre ſie nicht ſo bereitwillig geweſen, ſich zu verbrennen; ſie hätte mir gewis zuvor nochmals entbieten laßen, daß ſie ſich nicht opfern würde, wenn ich ſie nun unter den früher von mir verworfenen Bedingungen heiraten wollte; ſie hätte mich auf dieſe Probe ſtellen müßen, welche mich ohne Zweifel ſehr ins Gedränge gebracht haben würde.

Ich hatte alſo triftige Gründe genug, mich über ihren Tod zu tröſten, und gleichwohl konnte ich niemals daran denken, ohne daß mein Schmerz ſich erneute.

---

*) Götzen-Tempeln.

„Freund,“ ſagte ich jetzo zu Habib, „wie viel Urſache ich auch habe, Kanſade'n zu vergeſſen, ſo verzweifle ich jedoch, es dahin zu bringen, und ich kann, nach dem was vorgegangen iſt, nicht länger in Serendib bleiben: erlaubet mir, daß ich mich von hier entferne, und nach Baßra heimkehre.“

Mein Wirth wollte mir keinen Zwang anthun, und willigte ein. Wir begaben uns gleich am folgenden Tage nach der Stadt; und das erſte, was ich hier, bei meiner Ankunft that, war, mich zu erkundigen, ob nicht bald ein Schiff nach den Indiſchen Küſten abginge. Ich erfuhr, daß ein Schiff von Szurat, mit gemalter Leinwand beladen, ſo eben in dem Hafen angekommen wäre, und binnen kurzer Zeit ſeine Waaren verkauft haben würde. Ich beſchloß, mich dieſer Gelegenheit zu bedienen, und während ich ſo die Abreiſe erwartete, führte ich in Habibs Hauſe ein ſehr trauriges Leben. Wie ſehr ſich mein Wirth auch bemühete, meine Schwermuth zu bekämpfen, er vermochte ſie nicht zu zerſtreuen. Er ſparte gleichwohl nichts, um es zu bewirken: es verging kein Tag, wo er mir nicht irgend ein neues Vergnügen darbot; er gab mir kein Mahl, welches nicht mit Geſang und Tanz wäre begleitet geweſen.

Er unterließ nicht, die reizendſten der Tänzerinnen zu ſich kommen zu laßen, die unter dem Schutze der

Regierung ſtehen,*) und die Privatleute bei ſich für Geld können tanzen laßen. Er hoffte, daß eine von dieſen Mädchen, die eben nicht das Gelübde der Keuſchheit abgelegt haben, meine Blicke reizen, und endlich Kanſade'n aus meinem Gedächtniſſe verdrängen würde.

Während er ſo nichts vernachläßigte, ſeine Abſicht zu erreichen, kam ein Sklave in ſein Haus, fragte nach mir, und wollte mich allein ſprechen. Es war derſelbe Sklave, dem ich bei meiner Ankunft in Serendib begegnet war, und der mir ſo ſchöne Verſprechungen gethan, welche er ſo ſchlecht gehalten hatte.

„Herr," ſagte er zu mir, „wenn ihr mich nicht eher wiedergeſehen habt, ſo iſt das nicht meine Schuld: meine Herrinn hatte mir verboten, mit euch zu reden, und ich wagte nicht, ihr ungehorſam zu ſein: ſie ſetzte etwas darein, ſich als eine Tugendheldinn zu zeigen, und wollte keinen Verkehr mehr mit euch haben; und ſo hat ſie ſich nicht damit begnügt, einem Manne getreu zu ſein, welchen ſie nicht liebte, ſie hat ſich ſogar mit ihm verbrannt, um ſich göttliche Verehrung zu erwerben. — Aber reden wir nicht mehr davon; laßen wir ſie einer Glückſeligkeit ſich erfreuen, welche ſie nur zu theuer bezahlt hat, und höret, was mich eigentlich zu euch herführet. Ich bin gegenwärtig Sklave einer andern Herrinn, die nicht minder ſchön iſt, als Kanſade, und die euch noch ſtärker liebt. Ich habe vernommen, daß ihr im Begriffe ſteht, euch nach Szurat einzuſchiffen: während ihr nun eure Abreiſe erwartet, ſo rathe ich euch, das gute Glück zu benutzen, welches ſich euch darbietet."

---

*) In Indien gibt es an vielen Orten ſolche Geſellſchaften von Tänzerinnen, unter Genehmigung der Fürſten, welche die Statthalter beſchützen und ſogar eine Abgabe von ihnen beziehen. Dieſe Tänzerinnen kommen in die Privathäuſer, ſo bald man ſie verlangt, und tanzen für Geld. Sie ſind prächtig gekleidet, mit Steinen geſchmückt, und verſchmähen gemeinlich freigebige Liebhaber nicht: aber es iſt nicht erlaubt, ſie zu beſchimpfen, und man würde ihnen nicht ungeſtraft Gewalt anthun. Ihre Tänze ſind lebhaft, ſehr ergetzlich, aber etwas üppig.

Hundert und acht und ſiebzigſter Tag.

Ich war von dieſer Rede des Sklaven mehr verwundert, als gereizt, und ſagte zu ihm:

„Mein Freund, es thut mir Leid, daß ich mich genöthigt ſehe, die günſtigen Geſinnungen, welche deine neue Herrinn für mich gefaßt hat, mit Undank zu vergelten: Kanſadens Bild ſtellt ſich unaufhörlich vor meine Seele, und raubt mir allen Geſchmack an dergleichen Abenteuern. Die Herrinn, der du dieneſt, muß mir alſo verzeihen, wenn ich ihre Huld ablehne:

da ich ſie niemal geſehen habe, ſo beleidigt ſie meine Gleichgültigkeit nicht.“

„Man muß geſtehen,“ hub der Sklave wieder an, „ich bin nicht glücklich in meinen Unterhandlungen: indeſſen bin ich verſichert, wenn ihr nur einen Augenblick mit der Frau von welcher die Rede iſt, geſprochen hättet, ihr würdet von ihr bezaubert ſein, wie groß auch eure Anhänglichkeit an Kanſade'n ſei.“

„Ihr irret euch,“ erwiederte ich dem Sklaven; „ihr verſteht die Bewegungen des Herzens nicht richtig zu beurtheilen: ihr bildetet euch ein, daß eure vorige Herrinn mich noch liebte und nichts lieber wünſchte, als mich wiederzuſehen, ſo bald ſie meine Ankunft in Serendib vernähme . . . “

„Ich räume ein,“ unterbrach er mich, „daß ihr Recht habet, mir dieſe Vorwürfe zu machen: aber für dießmal, glaubet mir nur, daß ich meiner Sache etwas gewiſſer bin; williget nur ein, daß ich dieſe Nacht zu euch komme und euch hinführe.“

„Nein,“ rief ich aus, „nein, ich kann mich nicht dazu entſchließen: ich kenne die Frauen zu gut, um dieſe da auf eine ähnliche Probe zu ſtellen. Welcher Aerger für ſie, wenn mein Herz ihr entſchlüpfte!“

Der Sklave mochte mich noch ſo viel verſichern, ſie wäre ſo verſtändig, daß ſie mir aus meiner Beſtändigkeit gegen Kanſade'n kein Verbrechen machen würde, ich ſchlug es ab, ſie zu ſehen.

Ich war überzeugt, ich würde hienach nicht mehr von dem Sklaven, noch von ſeiner Herrinn reden hören: aber er kam denſelben Abend noch wieder, mit einem Briefchen, welches er mir übergab, und welches ungefähr folgendermaßen lautete:

„Die Unterredung, welche ihr mit meinem Sklaven gehabt, hat mir mehr Vergnügen als Verdruß gemacht; ſie vermehrt noch die Ungeduld, welche ich fühle, euch zu ſehen: und wenn ihr wirklich ſo ſehr mit Kanſade'n beſchäftigt ſeid, wie ihr ſcheinet, ſo werden wir beide bald mit einander ſehr zufrieden ſein.“

Dieſe geheimnisvollen Worte gaben mir viel zu denken, oder vielmehr, ſie ſchienen mir auf gut Glück hingeſchrieben. Ich konnte gleichwohl dem Gelüſte nicht widerſtehen, mich darüber auf der Stelle aufzuklären.

Ich folgte dem Sklaven, der mich nach einem kleinen Hauſe führte, und mich in ein ſehr einfaches Zimmer treten ließ, wo er mich verließ, um, wie er ſagte, ſeine Herrinn zu benachrichtigen.

Ich erwartete ſie nicht lange; ſie kam; aber ſtellt euch vor, in welchen Zuſtand ich mich verſetzt fühlte, als ich ihr Antlitz ſah, und erkannte, daß ſie — die Prinzeſſinn Kanſade ſelber war, welche ich längſt in Aſche verwandelt wähnte.“ —

Hundert und neun und ſiebzigſter Tag.

Die drei Zuhörer des Abulfaûaris waren höchſt erſtaunt, als er ihnen ſagte, daß er Kanſade'n, nach ihrem Leichenbegängniſſe, dennoch lebendig vor ſich ſah. Er bemerkte es, lächelte darüber, und fuhr dann in ſeiner Erzählung folgendermaßen fort:

„Ich glaubte anfangs, es wäre eine Erſcheinung, und die Züge der Schönen, welche mir die theuerſte auf der Welt war, erregten meinen Sinnen denſelben Schauder, welchen ein Geſpenſt würde hervorgebracht haben.

Sie bemerkte meine Verwirrung, und konnte ſich nicht enthalten darüber zu lächeln.

„Abulfaûaris,“ ſprach ſie zu mir, „es geſchah nicht, um euch zu erſchrecken, daß ich euch zu ſehen wünſchte: nicht Kanſaden's Schatten iſt es, der ſich euren Augen darbietet, es ſind wirklich ihre eigenen Züge. — Euer Schreck,“ fügte ſie hinzu, „iſt zwar nicht ohne Grund; man ſieht keinesweges mit Ruhe plötzlich eine Perſon wiedererſcheinen, welche man todt glaubt: aber ich will euer Entſetzen zerſtreuen, indem ich euch ſage, daß ich noch gar nicht zu leben aufgehört habe.“

Hierauf erzählte ſie mir nun, wie ſie das Oberhaupt der Prieſter ihres Glaubens gewonnen, und auf welche Weiſe dieſer Bramin ſie für eine anſehnliche Summe den Flammen entzogen hätte:

„Er ließ heimlich,“ erzählte ſie, „durch andere Prieſter, welche er in ſein Vertrauen zog, ein unterirdiſches Behältnis ausgraben. Der Scheiterhaufen wurde über dieſer Höhle errichtet, in welche ich hinabſtieg, nachdem ich das Rohr angezündet hatte, welches nur die Leiche meines Mannes verzehrte. Als ſodann die Nacht gekommen, und alle Zuſchauer ſich entfernt hatten, führte der Oberbromin ſelber mich nach dieſem Hauſe, welches ich zuvor durch einen getreuen Sklaven hatte miethen laßen.“

„Aber meine Prinzeſſinn,“ ſagte ich zu ihr, „wer nöthigte euch denn, das Volk durch dieſes falſche Leichengepränge zu täuſchen? Warum ſtelltet ihr euch, als wenn ihr euerm alten Gatten im Tode folgen wolltet? Man zwang euch doch nicht, mit ihm zu ſterben, ihr hättet euch alſo dieſe Verſtellung erſparen können.“

„Nein,“ verſetzte die Prinzeſſinn, „ich befand mich in der Nothwendigkeit, zu thun, was ich gethan habe: ihr werdet euch davon überzeugen, wenn ich euch ſage, daß meine Abſicht war mein Loos mit dem eurigen zu verknüpfen, den Götzendienſt abzuſchwören, und mit euch nach Baßra zu gehen, um die Religion Mahomeds anzunehmen. Es muß euer groſſer Prophet ſelber geweſen ſein, der mir dieſe große Unternehmung eingegeben hat: aber um ſie ungeſtraft ausführen zu können, war ich genöthigt, das Mittel zu ergreifen, deſſen ich mich bedient habe. Da meine Verwandten mich todt wähnen, ſo kann ich ohne Furcht Serendib verlaßen, und mein Schickſal mit dem eurigen verbinden. Sehet, das iſt der einzige Beweggrund meiner Handlung, welche euch verwundern mußte, und welche ohne Zweifel alle Welt in Erſtaunen geſetzt hat; denn man weiß wohl, daß ich dieſen alten Herrn nicht liebte, welchen ich bloß aus Gehorſam gegen den König geheiratet habe. Man hat ſich eingebildet, daß die Eitelkeit, für eine Heldinn zu gelten und eine Bildſäule in den Pagoden zu erhalten, mich dahin gebracht, mich mit der Leiche meines Mannes zu verbrennen: aber meine Vernunft, oder vielmehr meine Liebe zu euch, hat mich dieſes abergläubiſche Opfer viel richtiger würdigen laßen.“

„Wie, meine Königinn,“ rief ich aus, „aus Liebe zu Abulfaûaris habt ihr alſo dieſe ſinnreiche Liſt ausgeführt! um meinetwillen ſeid ihr entſchloſſen, Serendib zu verlaßen! und um die Freude vollkommen zu machen, ihr ſeid geſonnen, die Lehre unſers großen Propheten anzunehmen! Ah, ſchöne Kanſade, in dieſem Augenblicke macht ihr mich zum glücklichſten der Menſchen.“.

Mit dieſen Worten warf ich mich ihr zu Füßen, und umfaßte ihre Knie mit Entzücken.

„Stehet auf, Abulfauaris,“ ſagte ſie hierauf; „ich weiß nicht, ob ihr euer Glück ſo ſehr zu rühmen habt: Kanſade iſt keine ſo koſtbare Eroberung mehr. Leider! ich beſitze gegenwärtig nicht mehr alle die Reichthümer, welche ich euch damals mit meinem Herzen anbot; ich habe den größern Theil davon den Prieſtern gegeben, die mir gedient haben, und der Statthalter von Serendib hat mich die Erlaubnis, mich mit meinem Manne zu verbrennen, theuer erkaufen laßen.“

Bei dieſen Worten, welche mir eine ſo ſchöne Gelegenheit darboten mich in leidenſchaftlichen Reden zu ergießen, blickte ich die Geliebte zärtlich an, und ſagte zu ihr:

„Wie ungerecht ſeid ihr, reizende Kanſade, wenn ihr argwähnet, daß meine Gefühle nicht eben ſo rein ſind, als die eurigen! Als ihr in dem prachtvollen Palaſte, worin ihr mich aufnahmet, alle eure Herrlichkeit vor meinen Augen entfaltetet, ſo war ich jedoch nur, — der Himmel ſei mein Zeuge! — mit euch allein beſchäftigt.“

Hundert und achtzigſter Tag.

Ich blieb dabei nicht ſtehen; ich verbreitete mich ſtark über meine Uneigennützigkeit, und ich überzeugte ſie endlich, daß ich einzig und allein ſie ſelbſt liebte.

Hierauf ſagte ſie mir, meine Geſinnungen wären ganz ſo, wie ſie wünſchte; ſie wäre aber keinesweges von ihrem ganzen Vermögen entblößt, und beſäße noch Edelſteine genug zu einem Brautſchatze, womit ich Urſache haben würde zufrieden zu ſein. Sie ſprach hierauf von den Leiden, welche ſie mir verurſacht, und bekannte mir, daß ſie dieſelben durch ihren Schmerz genugſam gebüßt hätte.

Wir kamen darnach überein, ſobald es uns möglich wäre, nach Baßra abzureiſen: was denn auch ſchon wenige Tage darauf geſchah. Das Schiff von Szurat entledigte ſich ungeſäumt ſeiner Leinwand, kaufte dagegen andere Waaren ein, und war bald im Stande, die Segel zu ſpannen. So bald es ſo weit war, nahm ich Abſchied von meinem Wirthe, begab mich zu Kanſade'n, und führte ſie bei Nacht nach dem Hafen, wo ich mich mit ihr, und einigen getreuen Sklaven, die ihre Edelgeſteine trugen, einſchiffte.

Wir gelangten, ohne die mindeſte Gefahr auszuſtehen, nach Szurat. Wir trafen daſelbſt ein Schiff von Baßra, welches dorthin zurückkehrte. Wir benutzten dieſe Gelegenheit, und als wenn der Himmel uns recht ſeine Gunſt zu erkennen geben wollte, wir erreichten Baßra auf die glücklichſte Weiſe von der Welt.

Nichts iſt mit der Freude zu vergleichen, welche mein Vater bei meinem Wiederſehen bezeugte. Nach den erſten Umarmungen, ſtellte ich ihm Kanſade'n vor, deren Stand ich ihm nicht erſt anzurühmen brauchte: ihr edles Weſen und ihre Schönheit ſprachen genugſam für ſie. Er empfing ſie freundlich, und faßte für ſie eine väterliche Zärtlichkeit, als er ihre ganze Geſchichte erfuhr, welche ich ihm als begeiſterter Liebhaber erzählte. Ich machte ihm auch einen Bericht von meiner Reiſe, und er ſagte mir darauf, daß er von dem Schiffshauptmann die Perlen empfangen hätte, welche derſelbe übernommen, ihm von mir zu bringen.

Ich führte mit meinem Vater meine Geliebte zu dem Kadi, welcher ſie in Gegenwart mehrerer Zeugen das Heidenthum abſchwören ließ. Hierauf fragte er ſie, ob ſie einwilligte, meine Gattinn zu werden.

Sie antwortete, das wäre ihr liebſter Wunſch; und auf dieſe Antwort vermählte uns der Kadi.

Zur Feier dieſer Vermählung ſtellte mein Vater ein großes Gaſtmahl an, zu welchem er alle unſere Verwandten und Freunde einlud; und vierzehn Tage hindurch währten in unſerer Familie die Feſtlichkeiten.

So endete ſich meine erſte Reiſe. Ihr habt hier ſchon außerordentliche Dinge gehört; aber ich habe euch noch ganz andere zu erzählen. Morgen will ich euch die Begebenheiten meiner zweiten Reiſe mittheilen, und ihr werdet geſtehen, daß vielleicht niemand ſo ſeltſame Abenteuer begegnet ſind, als mir.“

Hiemit beſchloß der Große Reiſende Abulfaûaris ſeine Erzählung, ſo wohl, um Athem zu ſchöpfen, als um die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer nicht zu ermüden.

Die Karavane zog unterdeſſen immer weiter; ſie machte dieſen Tag einen längern Weg, als gewöhnlich. Am Fuß eines Berges, in einer zur Lagerſtätte bequemen Gegend, hielt ſie an. Man ſchlug die Zelte auf, erquickte ſich, und am folgenden Morgen wurde die Reiſe fortgeſetzt.

Der König von Damask, Atalmülk und Séyfel Mûluk wünſchten, daß Abulfaûaris die Erzählung ſeiner Abenteuer fortſetzte, und dieſer war eben ſo geneigt dazu. Er nahm alſo den Faden ſeiner Geſchichte wieder auf und fuhr folgendermaßen darin fort:

Die ſeltſamen Abenteuer
des
Abulfaûaris, genannt der Große Reiſende.

Zweite Reiſe.

„Kanſade war alſo mein. Beide von einander entzückt, genoſſen wir die Süßigkeiten einer vollkommenen Vereinigung. Wir baten den Himmel nur um die Gnade, uns dieſes Glück, deſſen er uns genießen ließ, recht lange zu erhalten. Aber ach! in welchem Irrthume ſind die Menſchen, ſich einzubilden, wenn ſie ein glückliches Leben führen, ihre Glückſeligkeit werde lange dauern! Alle unſere Tage ſind ſo aus Freuden und Leiden gemiſcht, daß oft der Augenblick unſers höchſten Vergnügens dem tiefſten Schmerze dicht vorangeht.

Einige Monate nach meiner Verheiratung ſtarb mein Vater. Ich theilte das Erbe mit einem Bruder, den ich noch hatte. Dieſer, namens Hur, wollte ſein Gut durch den Handel vermehren. Er kaufte ein

Schiff, belud es mit Waaren, welche er in dem Königreiche Malabar zu verhandeln gedachte, und verwandte darauf ſein ganzes Erbtheil. Er reiſte endlich ab; aber er war nicht glücklich in ſeiner Unternehmung, er litt bei Ormus Schiffbruch, und konnte nur ſich ſelber retten. Ich ſah ihn faſt nackt, und in dem kläglichſten Zuſtande von der Welt, heimkehren. Ich hatte Mitleid mit ihm, nahm ihn in meinem Hauſe auf, gab ihm wieder Beſitzthum, und ſetzte ihn in den Stand, einen neuen Handel anzufangen. Er kam nicht reicher zurück, als das erſtemal. Anſtatt ſeinen Verluſt einzuholen, litt er abermals Schiffbruch; er ſelber rettete ſich nochmals aus den Fluten, und kam wieder nach Baßra, um mir das neue Unglück, welches ihn getroffen hatte, zu verkünden.

Hundert und ein und achtzigſter Tag.

Ich war von ſeinem Unglücke gerührt, und ſparte nichts, ihn zu tröſten.

„Mein Bruder,“ ſagte ich zu ihm, „dir iſt nicht unbekannt, daß alle unſere Unfälle ſo wohl als unſere Wohlfahrt, auf der Tafel der Vorbeſtimmung verzeichnet ſtehen. Was würde es dir alſo helfen, dich zu betrüben? Du haſt vielmehr dem Himmel Dank zu ſagen, daß er dir das Leben gelaßen hat.

Gib den Handel auf, und lebe ruhig bei mir; es ſoll dir an nichts fehlen.“

Er nahm mein Erbieten an. Er wohnte bei mir im Hauſe, und indem er allmählich an der Müßigkeit Gefallen fand, verlebte er ſeine Tage ganz angenehm, unter Luſtwandeln und Ergetzungen mit ſeinen Freunden.

Ich meinerſeits war nur damit beſchäftigt, Kanſade'n zu gefallen, und ihr Vergnügen zu verſchaffen. Ich habe von jeher den Aufwand geliebt, und da meine Einkünfte, obwohl anſehnlich genug, jedoch nicht zureichten, unſere Lebensweiſe zu beſtreiten, ſo gewahrte ich nach einigen Jahren, daß mein Erbtheil ſich ſehr vermindert hatte. Aus Furcht, in Dürftigkeit zu gerathen, war ich darauf bedacht, dem zuvorzukommen. Ich beſchloß alſo, mich mit einem reichen Kaufmanne zu verbinden, und einen Handel nach dem Königreiche Golkonda anzufangen.

Nicht ohne Mühe willigte meine Frau ein, daß ich eine ſo weite Reiſe unternähme. Sie gab jedoch meinen Beweggründen nach, in der Hoffnung, daß ich mit Reichthümern beladen nach Baßra heimkehren, und darnach meine übrigen Tage bei ihr in Ruhe verleben würde.

Ich trat alſo mit einem Kaufmanne, deſſen Redlichkeit mir bekannt war, in Handelsgeſellſchaft. Wir kauften Waaren, um ſie in Szurat zu verkaufen, und rechneten darauf, dort wieder andere einzunehmen, welche wir in Golkonda umſetzen könnten.

Als der Tag meiner Abreiſe gekommen war, entwand ich mich den Thränen Kanſaden's, und ſagte zu meinem Bruder Hur, indem ich ihn umarmte:

„Lebe wohl, mein Bruder, ich überlaße dir die Beſorgung meines Hauſes und die Verwaltung meiner Habe. Schone weislich meiner Ehre und meines noch übrigen Vermögens. Ich empfehle dir vor allen Dingen meine Frau in Obhut zu nehmen, und ſie zu bewachen, ich meine nicht ihre Schritte, — denn ich kenne ihre Tugend zu gut, um ihr zu mistrauen, — wohl aber die böſen Abſichten, welche irgend ein Feind meiner Ruhe gegen ſie hegen könnte. Mit Einem Worte, handle ſo, daß ich bei meiner Heimkehr dieß theure Unterpfand ſo wiederfinde, wie ich es dir in dieſen Augenblick anvertraue.“

Hur rühmte mir auf dieſe Rede ſein Zartgefühl in Betreff der Ehre, und verſprach, mir von dem Auftrage, dem ich ihm hier gäbe, genaue Rechenſchaft abzulegen; er fügte hinzu, daß die Bande des Bluts, welche uns beide vereinigten, ihn dieſe Sache als ſeine eigene Angelegenheit betrachten ließe.

Im Vertrauen auf dieß Verſprechen, reiſte ich ruhig mit meinem Gefährten ab. Wir gingen unter Segel, und ſchifften nach Szurat, mit beſtändig günſtigem Winde. Dort verkauften wir unſere Waaren und kauften dafür noch andere ein, welche wir in Golkonda vortheilhaft abzuſetzen gedachten; ſodann gingen wir wieder in See.

Ich übergehe mit Stillſchweigen die Windſtillen und Sturmwinde, welche uns hinderten, das Königreich Golkonda ſo bald zu erreichen, als wir hofften. Wir landeten endlich daſelbſt, und machten einen ſehr großen Gewinn an unſeren Waaren. Da mein Handelsgefährte ſich vollkommen auf Edelſteine verſtand, und wir hier in dem Lande waren, wo man die ſchönſten Diamanten auf der Welt findet, ſo kauften wir für den größten Theil unſers Geldes dergleichen ein, verſichert, ſie in Baßra viermal theurer zu verkaufen, als ſie uns koſteten. Zufrieden mit dem Gewinne, welchen wir ſchon an unſeren Waaren gemacht hatten, und mit demjenigen, welchen wir noch an unſeren Edelſteinen zu machen hofften, blieben wir nicht lange in Golkonda, ſondern reiſten bald ab, um nach Baßra heimzukehren.

Hundert und zwei und achtzigſter Tag.

Unſer Schiff ging mit vollen Segeln, und wir ſchmeichelten uns, wie alle Reiſende thun, glücklich den Hafen zu erreichen, nach welchem unſer Verlangen gerichtet war: aber eines Nachts erhub ſich ein ſo wüthender Sturm, daß, trotz der Geſchicklichkeit des Steuermanns und der Anſtrengung der Matroſen, wir gezwungen waren, uns dem Unwetter preiszugeben, deſſen Ungeſtüm uns beträchtlich von unſerm Wege abtrieb. Kurz, nachdem unſer Schiff mehrere Tage lang ein Spiel der Wellen und des Windes geweſen, ſcheiterte es an einem Felſen, der die Spitze einer wüſten Inſel bildete. Die ganze Beſatzung des Schiffes ertrank, ausgenommen, mein Gefährte und ich. Wir warfen uns ſchleunig in das Boot, und vermittelſt deſſelben entgingen wir der Wuth der Wogen. Aber ach! eine eben ſo fürchterliche Gefahr, als der Sturm, der uns alle zu Grunde gerichtet hatte, erwartete uns.

Schon hatten wir das Geſtade erreicht und wollten eben ans Land ſteigen, als ein Krokodil von ungeheurer Größe auf uns los ſtürzte. Dieſes furchtbare Unthier ſtemmte ſich auf ſeine Vorderfüße und ſchlug mit ſeinem Schwanze ſo gewaltig gegen das Boot, daß es in tauſend Stücke zerbrach. Ich war mit meinem Gefährten noch nicht ausgeſtiegen; wir ſtürzten alſo ins Waſſer: zu gleicher Zeit ſtreckte das Unthier ſeinen Rachen vor, uns zu verſchlingen, und ergriff zuvörderſt meinen Gefährten; aber während es damit beſchäftigt war ihn hinunter zu würgen, gewann ich das Ufer, und entfernte mich durch ſchleunige Flucht von dem Krokodil in die Inſel hinein.

Ich kam an das Ufer einer Quelle, deren Wäſſer ſo weiß wie Milch war; ich trank davon, und fand ſeinen Geſchmack vortrefflich: ich wähnte den köſtlichſten Sorbet zu trinken. Ich pflückte darauf einige Kräuter, welche um die Quelle her ſtanden; ich aaß davon, und ſie ſchmeckten mir beſſer, als die erleſenſten Speiſen. Ich bewunderte die Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit der Natur, die ſich darin gefällt, ſo viele verſchiedene Dinge hervorzubringen; und ſo zu Grunde gerichtet, wie ich war, dankte ich jedoch dem Himmel, daß er mich wenigſtens auf eine Inſel habe gelangen laßen, wo ich nicht vor Hunger und Durſt umkommen konnte. Ich war gleichwohl nicht ohne Unruhe wegen der wilden Thiere; und die Furcht, ihr Raub zu werden, verhinderte mich, einiger Ruhe zu genießen, obſchon ich ihrer gar ſehr bedurfte.

Ich wanderte nach einem Gehölze, das ganz aus Aloe- und Sandelbäumen beſtand; ich trat hinein, und nachdem ich ungefähr dreihundert Schritte darin gemacht hatte, befand ich mich an einer mit tauſend Blumen geſchmückten Wieſe, deren Wohlgerüche die Luft durchdufteten. Mitten auf dieſer Wieſe erhub ſich ein Baum, wenigſtens hundert Ellen hoch, deſſen ausgebreitete Zweige und dichtes Laub einen weiten Schatten gaben. Am Fuße deſſelben ſtand, unter einem Gezelte von Brokat, ein Ruhebette, auf welchem ein Mann lag, der zu ſchlafen ſchien; ſeine rechte Hand ſtützte ſich auf ein goldenes Käſtchen, und ein großer Lindwurm, der neben ihm lag, hielt in ſeinem Rachen einen Balſamſtrauß, welchen er ihm von Zeit zu Zeit an die Naſe brachte.

Bei dieſem Anblicke wurde ich von Schrecken ergriffen: „Wehe!“ ſagte ich bei mir ſelber: „es wird mir nichts helfen, dem Krokodil entgangen zu ſein; dieſer Drache wird alsbald auf mich losſtürzen und mich verſchlingen.“

Weit entfernt, mich dem Gezelte zu nähern, rannte ich ins Gebüſch, mich zu verbergen, und beobachtete von dort aus den Mann und das Ungeheuer. Nachdem ich ſie einige Zeit betrachtet hatte, ſah ich plötzlich den Drachen unter dem Zelte hervorkommen, er erhub ſich mit reißendem Fluge in die Luft, und war in einem Augenblick meinen Augen entſchwunden.

Die Entfernung des Unthiers beruhigte mich: und da ich eine lebhafte Neugierde fühlte, zu wiſſen, wer der Mann ſein möchte, den ich auf dem Ruhebette liegen ſah, ſo ſchritt ich in ſtarker Bewegung über die Wieſe hin, und trat unter das Zelt.

Der Mann, den ich näher zu ſehen wünſchte, war ein Greis, der wohl hundert und zwanzig Jahr alt ſein mochte, und ſchien noch lebendig, obſchon er ſeit mehreren Jahrhunderten an dieſem Orte, der trübſeligen Ruhe des Todes genoß. Ich verweilte einige

Zeit dabei, ihn von oben bis unten zu betrachten; ſobann nahm ich das goldene Käſtchen, auf welchem ſeine rechte Hand ſich ſtützte, und nachdem ich es geöffnet hatte, zog ich daraus alte Papiere hervor, auf welchen Folgendes geſchrieben ſtand:

„Außef, der Sohn Barkina's, und Großveſyr Salomons, iſt der Greis, der unter dieſem Zelte ruhet. Als dieſer Miniſter ſich am Ziele ſeines Lebens ſah, erwählte er dieſes öde Eiland, um daſelbſt ſeine ſterbliche Hülle zu laßen. Er errichtete dieſes Zelt mitten auf dieſer Wieſe, und legte ſich auf dieſes Bette, wo er ſtarb, nachdem er dieſe Zeilen geſchrieben hatte, welche er in dieſes Käſtchen legte.

Wer auf dieſes Eiland kömmt, der wiſſe, daß er niemals die Seinigen und ſeine Heimat wiederſehen, ſondern umkommen wird, wenn er nicht Muth genug fühlt, die furchtbarſte Gefahr zu beſtehen. Wenn aber nichts im Stande iſt, ihn abzuſchrecken, ſo gehe er gen Weſten: er wird an den Fuß eines Berges gelangen, und eine Oeffnung in demſelben finden; er trete getroſt hinein, und ſchreite, ohne ſich aufzuhalten, bis er auf eine Wieſe kömmt, deren Schönheit ihn erſtaunen wird: nur auf dieſem Wege kann er ans Ziel ſeiner Wünſche gelangen."

Hundert und drei und achtzigſter Tag.

Nachdem ich dieſe Worte geleſen hatte, küßte ich ehrfurchtsvoll die Urkunde Aßefs; dann warf ich mich auf die Knie, hub die Augen gen Himmel, und rief aus:

„O Herr, du erbarmeſt dich mein, und willſt nicht, daß ich an dieſem unſeligen Orte umkomme, weil du mir eine Pforte eröffneſt, hinaus zu gelangen! Großer Prophet der Muſelmänner, du, der du ohne Zweifel großen Theil an der neuen Gnade haſt, welche ich von dem Allerhöchſten empfange, fahr fort, mich zu beſchützen: deine Hülfe hat mich aus dem Abgrunde gezogen, in welchem der treuloſe Hyſum mich gelaßen hatte, verlaß mich nicht in der Gefahr, in welche ich mich jetzo ſtürzen werde.“

Hierauf ſchritt ich, ohne Zeit zu verlieren, gen Weſten hin, und gelangte bald an den Fuß eines Berges, wo ich wirklich eine weite Oeffnung erblickte, deren ſchreckbare Finſternis mich nicht zum Eintreten einlud: aber ich vertraute zu ſehr auf die Urkunde Aßefs, um etwas zu fürchten; ich trat ohne Bedenken hinein, und ſchritt zuverſichtlich vorwärts, obwohl nur hin tappend; denn ich war von der dickſten Finſternis umgeben. Ich ſpürte, daß der Boden ſich abwärts ſenkte, und da ich raſtlos immer weiter ging, ſo konnte ich, nach funfzehn bis zwanzig Stunden

Weges, mit Grund denken, daß ich zu den Geiſtern der Unterwelt hinabſteigen müßte.

Endlich zerſtreute ſich die Nacht, welche mich umhüllte, und ich ſah wieder das Tageslicht, welches ich ſchon für immer verloren zu haben wähnte. Eine Wieſe, mit tauſend Arten von Blumen beſäet, dergleichen ich noch niemals geſehen hatte, und Bäume, mit den ſchönſten Früchten beladen, boten ſich plötzlich meinen Augen dar. Ich näherte mich einem dieſer Bäume und aaß von den Früchten; dann ſtreckte ich mich auf das Gras hin, um auszuruhen, und verſank in tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, ſah ich mit Erſtaunen um mich her zwölf bis funfzehn ſchwarze und magere Geiſter, mit funkelnden Augen. Ich bemerkte, daß ſie von Antlitz den Menſchen ähnlich waren: aber einige von ihnen trugen auf der Stirn ein langes Horn und hatten einen Hundeſchwanz; und andere ſahen, vom Gürtel bis zu den Zehen wie Eidechſen aus.

„Kind Adams,“ ſprach einer von ihnen zu mir, „durch welchen Zufall befindeſt du dich hier bei den Erdgeiſtern?“

Ich erzählte ihnen mein Abenteuer; darauf ſagte ein andrer zu mir:

„Bleib hier bei uns, und ſei verſichert, daß wir dir kein Leid thun werden: wenn du uns nun einige Jahre gedient haſt, ſo wollen wir, aus Erkenntlichkeit, dich nach dem Orte der Welt bringen, wohin du verlangſt.“

Ich hatte ihnen nicht ſo bald geſagt, daß ich einwilligte, als ſie zu mir ſprachen:

„Du haſt wohlgethan, dich gutwillig zu ergeben; denn wir hätten dich wohl auch wider deinen Willen mit uns hinweg geführt.“

Mit dieſen Worten ergriffen ſie mich, und ſchwangen ſich mit mir in die Luft; ſo flogen ſie mit mir über mehrere Berge und Meere hinweg, bevor ſie zu ihrer Behauſung gelangten. Dieſe beſtand aus unzähligen Höhlen, deren jede ein Geiſt bewohnte. Einige Geiſter hauſeten in den Quellen, und andere in den Abgründen.

Ich blieb ein ganzes Jahr bei dieſen Geiſtern. Ihre gewöhnliche Nahrung waren die Knochen, von welchen die Menſchen das Fleiſch gegeſſen hatten: das waren für ſie Leckerbiſſen; und ich erinnere mich, daß ſie manchmal, indem ſie die Knochen abnagten, ihr köſtliches Mahl rühmten. Sie beſchuldigten ſogar die Menſchen eines ſchlechten Geſchmacks, daß ſie lieber das Fleiſch, als die Knochen, äßen. Damit es ihnen nie an Vorrath fehlete, ſo waren gewiſſe Geiſter nur damit beſchäftigt, ſie überall aufzuſuchen. Dieſe Geiſter brachten einen großen Ueberfluß aus allen Weltgegenden, beſonders Stutenknochen aus der Tatarei,*) nach welchen ſie ſehr lüſtern waren.

Die ſchlechte Nahrung, welche ich bei dieſen verfluchten Geiſtern hatte, und die Nothwendigkeit ihr Sklave zu ſein, war noch nicht mein größter Kummer: was mir das Herz mit dem tiefſten Schmerze durchbohrte, war ihre Verachtung des Korans und Mahomeds. Sie verboten mir das Gebet, die Abwaſchung, und den Tekbir.**) Wie gefährlich es auch für mich war, ihnen ungehorſam zu ſein, dennoch unterließ ich nicht, meine Zeit ſo gut wahrzunehmen, daß ich oft verſtohlenerweiſe that, was ſie mir verboten.

Eines Tages, da ich allein in der Höhle war, in welcher ich dienen mußte, verrichtete ich die Abwaſchung, und während ich einige Sprüche des Großen Propheten herſagte, hörte ich die Luft von Freudengeſchrei und Geſängen zum Lobe des Allerhöchſten erſchallen. Erſtaunt über dieſe neue Erſcheinung, trat ich ſogleich aus der Höhle, um die Urſach einer ſo großen Veränderung zu erforſchen: da erblickte ich weißgekleidete Geiſter, in langen Gewändern der frommen Sophi's.*) Sie ſahen ſtark und wohlbeleibt aus, und waren ſo ſchön, als die vorigen ſcheußlich geweſen waren. Dieſe beiden Arten von Geiſtern hatten eben mit einander gekämpft, und die ſchönen den Sieg davon getragen, ſie feierten denſelben durch ihre Geſänge und ſagten dem Himmel Dank dafür. Sie hielten einen Theil ihrer Feinde in Feſſeln, und hatten die übrigen in die Flucht geſchlagen.

---

*) Wo das Pferdefleiſch die vornehmſte Speiſe iſt.

**) Tekbir heißt, wenn man ſagt: Gott iſt über alles, „Alla hu-Akbar."

Ich konnte bei dieſem Schauſpiele meine Freude nicht zurückhalten, ich ſtimmte in die Geſänge der Sieger ein, und rief aus allen Kräften:

„Es iſt kein andrer Gott als Gott, und Mahomed iſt ſein Prophet!"

Als eine Schaar der ſieghaften Geiſter mich ſo ſprechen hörte, umgaben ſie mich, und einer von ihnen fragte mich:

„Wer biſt du, und wer hat dich dieſe Worte gelehrt? Wir wußten nicht, daß hier ein Muſelmann wäre. Wo biſt du her, und wie biſt du an dieſen Ort gekommen?"

---

*) Ein geiſtlicher Orden in Perſien. Vgl. die Vorrede zu Bd. I. — Doch haben, nach d'Herbelot, der das Wort lieber vom Griechiſchen Sophos herleitet, mehrere Perſerkönige des jetzigen Stammes wirklich dieſen Beinamen geführt, z. B. Schach Ismael, der ſich erſt zum Könige emporſchwang.

Ich befriedigte ihre Neugierde. Darauf führten ſie mich vor einen Geiſt, welchen ſie als ihren König anſahen. Er that mir dieſelben Fragen, und ich beantwortete ſie ebenſo. Er fragte mich, welcher Religion ich wäre; und ich hatte ihm nicht ſo bald geſagt, ich wäre ein Mahomedaner, als er ausrief: „Glückſelig, wer zu dem Volke Mahomeds gehört!“

Dann fragte er mich nach meinem Namen, und als ich ihm denſelben geſagt hatte, ſprach er:

„Abulfaûaris, es freuet mich, daß du aus den Händen der ungläubigen Geiſter biſt befreiet worden; dieſe elenden hätten dir einſt noch das Leben geraubt. Du kannſt dich nunmehr der Freude überlaßen, weil du bei Geiſtern biſt, welche ſich eben ſo wohl als du zu Mahomeds Lehre bekennen.“

Hundert und vier und achtzigſter Tag.

Dieſer König gewann mich allmählich ſehr lieb; und da ich ihm vollkommen unterrichtet ſchien, ſo wohl in Anſehung der in der muſelmänniſchen Religion verbotenen, als erlaubten Dinge, ſo beſtellte er mich zu ſeinem Imam.*) Ich rief alſo zu den Stunden des Gebetes das Eſan*) aus; ich ſprach das Szalaûnat,**) und das Tekbir. Wenn ich faſtete, ſo faſteten die Geiſter auch. Ich las und erklärte ihnen täglich den Koran mit ſeinen Auslegungen. So erwarb ich mir ihre Hochachtung, und gelangte endlich zu ſo hohem Anſehn bei ihnen, daß ſie nichts unternahmen, ohne mich zuvor zu Rathe zu ziehen, und ſie befolgten meine Fatua's.***)

---

*) Imam bedeutet im Arabiſchen überhaupt Vorſteher, de-

Eines Nachts träumte mir, ich wäre zu Medina in dem Raûſa,****) und ſähe Kanſade'n in dieſen heiligen Garten treten, mit todtbleichem Antlitze, ſich dem Grabe Mahomeds nähern, und den Großen Propheten mit folgenden Worten anrufen:

„O Mahomed! dem ich die Götzen aufgeopfert habe, welche ich anbetete, habe Erbarmen mit einer

---

ſonders des Gottesdienſtes in den Moſcheen und im höchſten Sinne das Oberhaupt des Muſelmanismus, ſo wohl in geiſtlichen als in weltlichen Dingen. Die Chalifen vereinigten, wie Mahomed, beides in ſich, und waren und nannten ſich zugleich auch Imam. H.

*) Eſan heißt Ruf zum Gebete.

**) Szalaûnat heißt: Gott ſegne Mahomed!

***) Fatua's ſind Entſcheidungen, Ausſprüche des Mufti's oder Oberprieſters. — Arab. Fataoφa, Türkiſch Fetva; vom Arab. fata, in Rechtsſachen entſcheiden, H.

****) Raûſa heißt der Garten, worin Mahomed zu Medina begraben iſt.

Frau, die gewiſſenhaft alle Pflichten deines Glaubens erfüllt: gib ihr ihren geliebten Gemahl wieder, deſſen Abweſenheit ſie nicht länger ertragen kann; laß ihn nach Baßra heimkehren, um ein Herz zu beſchützen, das ich ihm geſchenkt habe, und das ein Nebenbuhler ihm rauben will."

Ich erwachte bei dieſen Worten; eine unbegreifliche Unruhe bemächtigte ſich meiner Seele, und ich nahm dieſen Traum für eine üble Vorbedeutung. Ich dachte mir meine Frau als Ziel eines gegen meine Ehre gerichteten Anſchlages, und dieſe quälende Vorſtellung, von welcher mein Geiſt ſich nicht losmachen konnte, verſenkte mich in eine tiefe Schwermuth.

Der Geiſterkönig bemerkte dieß bald, und ſprach zu mir:

„O Imam, was fehlt dir? eine tödtliche Betrübnis malt ſich ſeit etlichen Tagen in deinen Augen: du langweilſt dich ohne Zweifel hier."

„Großer König," antwortete ich, „nach all der Güte, welche ihr mir erzeigt habt, nach den Beweiſen von Hochachtung und Freundſchaft welche ich hier von den muſelmänniſchen Geiſtern empfangen habe, könnte ich nicht ohne Undankbarkeit euch verlaßen wollen: aber ich kann euch nicht verhehlen, daß eine andre Urſache meine Zufriedenheit ſtört."

Hierauf erzählte ich ihm meinen Traum, und geſtand ihm, daß dieſes allein meine Betrübnis verurſachte.

„Ich nehme es dir nicht übel,“ erwiederte der König, „weil du eine Frau haſt, welche du liebſt, daß du daran denkſt, und dich ſehneſt, bei ihr zu ſein. — Wie weit aber,“ fügte er hinzu, „wähnſt du wohl, daß von hier bis Baßra ſei? — Vernimm, es iſt ein Weg von neunzig Jahren: aber Gott der Allmächtige hat für uns auch die entfernteſten Länder nahe gemacht, und deshalb will ich dich durch einen Geiſt nach der Stadt bringen laßen, in welcher du geboren biſt, und bald ſollſt du wirklich dieſe Kanſade wiederſehen, die du hier im Traume geſehen haſt.“

Indem er ſo ſprach, faßte er mich bei der Hand und führte mich an das Geſtade eines rothen Meeres, wo er mir eine Inſel zeigte, und zu mir ſagte:

„Siehſt du jene Inſel, auf welcher ſich ein Felſen erhebt, deſſen Stirn die Wolken berührt?“

„Ja, Herr,“ antwortete ich.

„Wohlan,“ fuhr er fort, „dieſer Felſen, der einer Feſtung ſo ähnlich ſcheint, iſt hohl, und dient den ungläubigen Geiſtern zum Gefängniſſe, welche in meine Hände fallen, ſo wie anderen Geiſtern, die ſich gegen mich empören.“

Mit dieſen Worten hub er mich auf von der Erde, und ſchwang ſich mit mir nach der Inſel hinüber.

Wir nahten uns dem Felſen und einem dicken Eiſenthore, welches verſchloſſen war. Er befahl, ihm zu öffnen; man gehorchte im Augenblick: wir traten hinein in den Felſen, wo ich eine Unzahl von Geiſtern mit Ketten belaſtet ſah, unter welchen ich auch diejenigen erkannte, deren Sklave ich geweſen war.

Hundert und fünf und achtzigſter Tag.

Hier war unter andern auch ein Afrit*) von ungeheurer Größe, und ſcheußlicher Häßlichkeit. Er trug keine Ketten, wie die übrigen, ſondern dicke Eiſenringe feſſelten ihn dermaßen an den Felſen, daß er nicht ſo viel Freiheit hatte, die geringſte Bewegung zu machen. Der König redete denſelben an, und ſprach:

„O Elender, weißt du, wie große Verpflichtungen du gegen mich haſt?“

„O großer König,“ antwortete der Afrit, „ich vergeſſe nicht, in welchem Grade ich euch verſchuldet bin: ich habe tauſendmal die grauſamſten Qualen verdient, und ihr habt doch die Güte gehabt, mir zu verzeihen.“

---

*) Afrit heißt ein ungläubiger, nicht muſelmänniſcher Geiſt. — Afriet oder Ifriet heißt das ſchrecklichſte Ungeheuer unter dieſen Geiſtern, welches Salomon beſiegte und ſich dienſtbar machte. H.

„Wohlan,“ fuhr der König fort, „du ſiehſt mich heute ſogar geneigt, dir die Freiheit wieder zu geben.“

„Herr,“ erwiederte der Afrit, „dieſer Zug der Großmuth iſt nichts neues an euch; ihr habt mir ſchon oft die Freiheit gegeben.“

„Ich gebe ſie dir nochmals,“ verſetzte der König, „aber nur unter der Bedingung, erſtlich, daß du der Lehre Mahomeds folgeſt, und dann, daß du dieſen Muſelmann nach Baßra bringeſt; auch fordre ich, daß du dieſen Weg in kurzer Zeit zurücklegeſt.“

„Ich will ihn binnen drei Stunden hinbringen,“ ſagte der Geiſt, „und ich verſpreche, Stück für Stück alle Befehle Euer Majeſtät auszuführen.“

Jetzo wandte ſich der König zu mir, und ſagte:

„Wiſſe, junger Mann, dieſer Afrit iſt ein Böſewicht, ein Betrüger, ein Verräther, ein Miſſethäter; ich traue nicht auf ſeine Verſprechungen, ſondern fürchte, er ſpiele dir einen böſen Streich, und ich halte es für gut, dich gegen ihn zu verwahren. — Ich will dich,“ fuhr er fort, „ein Gebet lehren, das darfſt du nur, ſo lange du auf dem Rücken des Afrits ſitzeſt, herſagen, und ſei verſichert, daß er dir kein Leid thun kann.“

Zu gleicher Zeit ſagte er mir das Gebet vor, welches alſo lautete:

„Sei gelobt, o Allerhöchſter, wie deine Himmel dich loben!

Sei gelobt, o Allerhöchſter, wie deine Meere und deine Erde dich loben!

Sei gelobt, o Allerhöchſter, wie deine Engel und deine Propheten dich loben!"

Als ich dieſes Gebet auswendig gelernt hatte, ließ der König den Afrit entfeſſeln, und ſetzte mich ſelber auf ſeinen Rücken, nachdem er mir die Augen verbunden hatte, um zu verhindern, wie er ſagte, daß ich unterweges nicht Dinge ſähe, die mich erſchrecken möchten.

„Abulfaûaris," ſprach er hierauf zu mir, „für die Genugthuung, welche ich dir gewähre, fordere ich eins von dir: wenn du in Baßra deine Familie umarmt haſt, ſo bitte ich dich, in meinem Namen zu Omar,*) dem Beherrſcher der Gläubigen, und zu Aly-Ben-Eby-Taleb,**) dem Eidam Maho-

---

*) Omar, zweite Chalif (d. h. Nachfolger, Vertreter Mahomeds) und der erſte dieſes Namens, der bekannte zerſtörende Verbreiter der Lehre Mahomeds, vom J. 13 — 24 nach Mahomeds Flucht. D.

**) Ali, der Mahomeds Tochter Fathimah heiratete, war auch ſein Vetter, und eigentlicher Erbe, jedoch erſt der dritte Chalif, und Omars Nachfolger. Ebenſo war ſein Nachfolger, Othmann und die übrigen Chalifen aus anderm Geſchlechte, und damit begann ſchon der Zwieſpalt, indem die Schiiten (von Schiiah verwerfliche Sekte: ſie ſelbſt nennen aber ebenſo ihre Gegner, und ſich Adaliah, Religion der Rechtgläubigen), als Chalifen meds zu gehen, und ihnen zu ſagen, daß unter der Erde ein Volk muſelmänniſcher Geiſter wohnt, die niemals eſſen, ohne das Biſmillah[*]) auszuſprechen, die die Abwaſchung verrichten und alle mahomedaniſchen Gebete, und die Tag und Nacht gegen ein andres Volk dem Geſetze Mahomeds widerſpenſtiger Geiſter kämpfen.“

Ich ſchwur es ihm zu, mich des mir gegebenen Auftrags gewiſſenhaft zu entledigen. Sodann verließ ich den Felſen, mit dem Geiſte, der mich auf ſeinem Rücken trug.

„Nimm dich in Acht, junger Mann,“ rief der König mir nach, „und laß nicht ab, das Gebet her-

---

und Oberhaupt des Muſelmanismus, oder Imam, (was die Chalifen zugleich, wie Mahomed, waren) nur diejenigen anerkennen, welche, als einzige Erben Mahomeds, von Ali abſtammen, und daher die zwölf Imame aus dieſem Stamme, deren letzter Mohammed noch leben und mit Elias bei Chriſti zweiter Zukunft am Ende der Welt, wieder erſcheinen wird, hoch verehren. Dieſe Aliden, ſammt Ali ſelber, wurden dagegen von den Szunniten (von Szunna, Szonna, zweites, mündliches Geſetz Mahomeds, das ſie annehmen), verflucht, und überhaupt ein Uebergang dieſer Würde auf andere Geſchlechter anerkannt. Schiiten ſind alle Perſer und einige Usbekiſche und Indiſche Fürſten. H.

[*]) Biſmillah heißt: im Namen Gottes! dieſes Gebet pflegen die Muſelmänner vor dem Eſſen zu ſprechen.

zuſagen, das du weißt. Der Afrit bleibt dir nur unterwürfig, ſo lange er es herſagen hört: vernachläßigſt du dieſe Weiſung, die ich dir gebe, ſo läufſt du Gefahr, dich ſelber zu verderben.“

Hundert und ſechs und achtzigſter Tag.

Nicht ohne Grund hatte der König der muſelmänniſchen Geiſter mir ſo ſehr empfohlen, mein Gebet unaufhörlich herzuſagen: ich erfuhr bald die Wirkung davon. Wenn ich einen Augenblick abließ, es zu ſprechen, ſtieß der Afrit ein gräßliches Geheul aus, welches ſogleich aufhörte, ſo bald ich es wieder anhub. Ich ſpürte, daß der Geiſt bald mit mir emporſtieg, bald ſich hinab ſenkte; manchmal erregte er furchtbare Gewitter, in dem Wahne mich dadurch zu erſchrecken, daß ich hinabſtürzte: aber er mochte thun, was er wollte, ich hielt mich immer feſt auf ſeinem Rücken.

Indeſſen, wie ſehr ich auch darauf bedacht war, die kräftigen Worte, die meine ganze Sicherheit ausmachten, zu wiederholen, doch konnte ich mich nicht erwehren auf ein verworrenes Getöſe von Stimmen zu merken, welches ich in den Lüften vernahm. Ich ging noch weiter, ich wollte ſehen, was es wäre, und hatte ſogar die Unbeſonnenheit, mit einer Hand meine Binde zu lüften, um meine Neugierde zu befriedigen. Ich erblickte mehrere Geiſter, deren jeder eine andre Geſtalt hatte, und die in den Lüften mit einander kämpften. Das Geſchrei, welches ſie bei dieſem Kampfe ausſtießen, und die Art, wie ſie einander angriffen, beſchäftigte mich eine Weile: ich vergaß meines Gebetes, und der Afrit benutzte meine Zerſtreuung, warf mich hinab in das Meer, über welchem wir gerade ſchwebten, und miſchte ſich unter die Streitenden.

Da ich nicht weit vom Ufer niederfiel, und ſehr gut ſchwimmen konnte, ſo erreichte ich bald das Land, welches ich tauſendmal küßte, indem ich dem Himmel für meine Rettung dankte. Aber wenn ich auch den Troſt hatte, mein Leben aus den Fluten gerettet zu haben, ſo befand ich mich doch hier in einer Wüſte, und was mein Elend vollmachte, der ſüßen Hoffnung beraubt, meine Gattinn und meine Heimat wiederzuſehen.

Während ich mich über dieſen meinen Zuſtand betrübte, und mit dem Veſyr Salomons haderte, deſſen Geſchreibſel mir die Urſach aller meiner Leiden ſchien, erblickte ich auf der Oberfläche des Meeres einen kleinen Vogel, der auf mich zukam. Ich habe niemals einen dergleichen geſehen: ſein Kopf war blau, ſeine Augen roth, die Flügel gelb, und der Leib grün. Dieſer ſchöne Vogel näherte ſich mit ausgebreiteten Flügeln meinem Munde, ſtreckte ſein Schnäbelein hinein, und erfüllte ihn mir mit einem friſchen und köſtlichen Naß; ſodann ſprach er zu mir alſo:

„Junger Muſelmann, verlier nicht den Muth: du biſt auserwählt, um den Anhängern deines Glaubens zum Beiſpiele zu dienen: es iſt der Wille des Schickſals, daß ſie dich eines Tages deine Abenteuer erzählen hören, und dadurch belehrt werden.“

„O lieblicher Vogel,“ rief ich aus, eben ſo erſtaunt, ihn ſprechen zu hören, als über das was er zu mir ſagte, „Vogel guter Vorbedeutung, durch welches Wunder iſt dir der Gebrauch der Sprache geworden?“

„Ich bin,“ antwortete er, „der Vogel des Propheten Iſaak;*) mir liegt es ob, dieſes Meer zu bewachen, den verunglückten Sterblichen, die hieher verſchlagen werden, zu Hülfe zu kommen, und vor allen den Muſelmännern. Drum, anſtatt dich zu betrüben, tröſte dich, und ſei verſichert, daß der Allerhöchſte den Guten die Leiden, welche ſie in ihrem ſterblichen Leben erdulden, anrechnet.“

---

*) Die Muſelmanen glauben, daß nach Abrahams Tode die bisher dem Patriarchen ausſchließlich verliehene Prophetengabe, zwiſchen Iſaak und Iſmael und ihren Nachkommen getheilt worden, von welchem letzten jedoch nur Schoaib oder Jethro und Mohammed abſtammen. H.

Nachdem er alſo geſprochen hatte, zeigte er mir den Weg, welchen ich nehmen müßte, und verſicherte mich, ich könnte demſelben getroſt folgen, ohne noch ein übles Begegnis zu befürchten.

Ich ging den Weg, auf welchen er mich wies; und was das erſtaunlichſte dabei iſt, ich wanderte vierzig Tage auf demſelben fort, ohne im geringſten ein Bedürfnis zu eſſen und zu trinken zu fühlen: das Naß, welches der Vogel mir eingeflößt hatte, bewahrte mich vor Hunger und Durſt.

Endlich, gelangte ich an den Fuß eines Berges, der mitten in der Wüſte ſtand. Ich erſtieg den Gipfel deſſelben, auf welchem ich einen ſehr ſchönen Palaſt aus gehauenen Steinen erbauet ſah: er hatte keine Fenſter, ſondern nur eine Thüre von Erz, die verſchloſſen war. Ich ſetzte mich zwei Schritte davon im Schatten nieder, und während ich mich hier ausruhte, traf plötzlich eine ſtarke Stimme mein Ohr, welche mir zurief:

„Kind Adams, du biſt recht zur gelegenen Zeit, ſo wohl für mich, als für dich, hiehergekommen.“

Ich warf ſogleich den Blick nach der Seite hin, wo die Stimme herkam, und erblickte einen auf der Erde liegenden Afrit. Er war noch größer und fürchterlicher, als derjenige, der mich ſo treulos ins Meer hatte fallen laßen. Er hatte einen Rüſſel, wie ein Elephant, das rechte Auge war blutroth, und das linke blau.

„Komm, ſetze dich an meine Seite,“ fuhr er fort, „und fürchte nichts.“

Ich bedurfte meiner ganzen Standhaftigkeit, um nicht vor dieſem Ungeheuer zu entfliehen. Indeſſen, obwohl ſeine Geſtalt eben nicht zu ſeinem Gunſten einnahm, doch hatte ich den Muth, mich ihm zu nahen, und ſogar mich neben ihm hinzuſtrecken. Es ſchien ihn zu freuen, daß er mich ſah, und er ſprach zu mir:

„Junger Mann, der Anhänger welches Propheten biſt du?“

„Mahomeds,“ antwortete ich ihm.

„Deſto beſſer,“ verſetzte er, „gerade eines ſolchen Menſchen bedarf ich, wie du biſt. Ich habe eine große Unternehmung im Sinne, welche ich ganz allein nicht auszuführen vermöchte: aber ich ſchmeichle mir, mit deiner Hülfe zum Ziele zu gelangen. Du kannſt darauf rechnen, wenn ich erreiche, wonach ich trachte, ſo will ich dich mit Ehren und Reichthümern überhäufen. Ich werde dann Herr über alle von Menſchen bewohnte Reiche ſein, und ich gedenke, dir aus Erkenntlichkeit eins davon zu ſchenken.“

„Ich willige ein,“ ſagte ich zu ihm, „dir zu helfen, verlange jedoch keine Krone von dir dafür: alles was ich von dir fordere, beſteht darin, daß du mich nach Baßra bringeſt. Verſprichſt du mir das?“

„Ja,“ antwortete er, „und ich beſchwöre es dir auf das Haupt deines Propheten.“

„Wohlan,“ ſagte ich hierauf, „du darfſt mir jetzo nur vorſchreiben, was ich thun ſoll, und ich will mich deſſen entledigen, ſo gut es mir irgend möglich iſt.“

Hundert und ſieben und achtzigſter Tag.

Der Afrit war erfreuet, als er mich ſo geneigt ſah, ihm zur Erreichung ſeines Vorhabens zu helfen: aber ich mistraute ihm mit Grund, und beſchloß, mich gegen ihn in Sicherheit zu ſetzen; und deshalb fing ich an, ganz leiſe mein Gebet herzuſagen. Während dieſer Zeit zog er aus ſeiner Taſche eine handvoll kleiner Kugeln, welche er mir in die Hand gab, mit den Worten:

„Nimm dieſe Kugeln, und unterlaß nicht, immer eine davon auf mich zu werfen, ſo oft du mich bewußtlos hinfallen ſiehſt.“

„Ich will thun, was du mir befiehlſt,“ antwortete ich ihm, und du kannſt auf mein Wort bauen.“

Auf dieſe Zuſicherung, erhub er ſich; ich ſtand auch auf, und wir ſchritten nach dem Palaſte hin. Der Afrit hatte, ſo wie ich, eine Hand voll Kugeln:

er warf eine davon ſo ſtark gegen die Thüre, daß ſie alsbald aufſprang: wir traten in einen mit Jaspismarmor gepflaſterten Vorhof, wo wir zwei Löwen erblickten, welche anfingen zu brüllen, ſo bald ſie uns ſahen: aber mein Gefährte warf eine Kugel auf jeden, und ſogleich ſtanden ſie unbeweglich da. Wir kamen an eine zweite Thüre von Erz, welche durch ein ſilbernes Vorhangſchloß verſchloſſen war: eine Kugel hatte dieſes nicht ſo bald berührt, als die Thür ebenfalls aufſprang. Eine Höhle von weitem Umfange ſtellte ſich unſeren Blicken dar: ein reißender Strom von ſchwärzlichem Waſſer floß mitten durchhin, und am Geſtade deſſelben ſtanden zwei Drachen von ungeheurer Größe. Dieſe Ungethüme breiteten bei unſerm Anblick ihre Fittige aus, und begannen auf furchtbare Weiſe zu ziſchen, indem ſie Flammenwirbel ausſpien. Der Afrit bewarf ſie mit Kugeln, und ſogleich legten ſie ſich auf die Erde nieder, anſtatt ihr Geziſch fortzuſetzen, und ließen uns fürder gehen.

Wir kamen in einen andern Hof, deſſen Mauern von Goldziegeln erbauet ſchienen; das Pflaſter beſtand aus Silberplatten, und in der Mitte erhub ſich, auf ſechs Säulen von Chineſiſchem Stahl eine Kuppel von rothem Sandelholz, unter welcher ein großes Sopha von gediegenem Golde ſtand. Auf dieſem Sopha ſtand ein Sarg von Edelſteinen, die einen Glanz ausſtrahlten, von welchem meine Augen geblendet wurden.

Als wir uns nähern wollten, ſtürzten zwei Greife, welche das Gebäude bewachten, hervor, um uns in Stücke zu reißen: aber die Kugeln zwangen auch ſie, bald zu weichen; ſo daß uns nichts mehr hinderte, zu ſehen, was in dem Sarge läge. Es war ein Mann von ehrwürdigem Anſehn; er ſchien noch zu athmen. Der Tod, der die ſchönſten Weſen der Natur am ſcheußlichſten entſtellt, ſchien die Geſtalt, welche ſie uns hier zeigte, verſchont zu haben.

Der Mann im Sarge trug am Finger mehrere Ringe, und unter anderen einen ſtarken Ring, auf welchem der höchſte Name Gottes eingegraben war.*) Der Afrit ſtreckte die Hand aus nach dieſem Ringe, und wollte ihn abziehen, als in demſelben Augenblick eine Flügelſchlange oben von der Kuppel hernieder ſchoß, ihm ins Antlitz ziſchte, ſo daß er leblos zu Boden ſtürzte. Jetzt erinnerte ich mich, was mir der Afrit empfohlen hatte, ich warf eine Kugel auf ihn, und er belebte ſich ſogleich wieder.

---

*) Gott hat, zufolge der kabaliſtiſchen Mahomedaner, hundert und Einen Namen, d. h. Beinamen, als, Gut, Heilig, Gerecht u. ſ. w., deren jeder eine eigenthümliche Kraft hat: dieſer höchſte Name aber hat alle Kräfte der übrigen zuſammen. — Gemeinlich werden nur 99 Namen angenommen, die mit Allah hundert bilden. Daher hat der muſelmänniſche Tesbich oder Roſenkranz, hundert Kügelchen, bei deren jeder ein Name angerufen wird. H.

„Du haſt wohl gethan,“ ſprach er zu mir; „das iſt der ganze Dienſt, welchen ich von dir fordre; fahr fort, mir ihn zu leiſten, wenn ich deſſelben ferner bedarf.“

Nach dieſen Worten, bemühte er ſich zum zweitenmale, den Ring abzuziehen. Die Flügelſchlange ſtürzte ihn durch ihren Hauch nochmals bewußtlos nieder, und ich brachte ihn eben ſo, wie das erſtemal, wieder zur Beſinnung.

„O Freund Muſelmann,“ rief der Afrit aus, „ich habe dir große Verpflichtung! Vernimm, daß der Todte, der in dieſem Sarge liegt, der Prophet Salomon iſt: ich möchte mich ſeines Siegelringes bemächtigen; vermittelſt deſſelben würde ich Herr der ganzen Welt werden, und du kannſt wohl denken, daß ich deiner Dienſte nicht vergeſſen würde.“

„Aber warum,“ verſetzte ich, „bedieneſt du dich nicht deiner Kugeln, um die Schlange zu verſcheuchen?“

„Sie vermögen nichts gegen ſie,“ antwortete er mir, „und nur dadurch, daß ich ihren Hauch aushalte, kann ich zu meinem Ziele gelangen.“

Mit dieſen Worten machte er einen dritten Verſuch, und zog den Ring bis auf die Mitte des Fingers des großen Propheten: aber die Flügelſchlange ſchoß nochmals hernieder und ſtürzte durch ihren Hauch den Afrit zum drittenmale zu Boden.

Ich ſchickte mich an, ihm abermals meinen Dienſt zu leiſten, und hatte ſchon den Arm aufgehoben um eine Kugel auf den Geiſt zu werfen, als die Schlange mich alſo anredete:

„O Muſelmann, laß ab, dieſem verfluchten Geiſte deine Hülfe zu leiſten: er iſt einer der ſieben Afrite, die ſich gegen Salomon empörten, und welche dieſer Prophet im Mittelpunkte der Erde verſperrte, um ſie für ihren Frevel zu beſtrafen. Der Afrit trachtet nur nach dem Beſitze dieſes Ringes, deſſen Macht er kennet, und er harrte ſchon lange an dem Fuße des Berges, wo du ihn getroffen haſt, auf jemand, der ihm zu dieſer Eroberung behülflich ſein könnte: aber er ſchmeichelt ſich vergeblich mit der Hoffnung, dieſen wunderbaren Ring zu gewinnen, der unter meinem Schutze ſteht: ich bin einer der Geiſter, die Salomon immer treu geblieben, und folglich bin ich allein ſtärker, als dieſer Afrit ſammt ſeinen ſechs Geſellen. Laß ihn drum in dem Zuſtande, worin ich ihn eben verſetzt habe; und möge er darin verbleiben bis ans Ende der Tage. Entferne dich ſchleunig von dieſem Grabe, und ſtöhre nicht mehr die Ruhe dieſes heiligen Ortes, ſonſt bin ich genöthigt, dich zu vertilgen; was ich ſchon gethan hätte, wenn du nicht von dem Volke des Propheten Mahomed wäreſt.“

Hundert und acht und achtzigſter Tag.

Ich antwortete dem Geiſte nur durch meinen Gehorſam: ich kehrte ſogleich um, und gelangte wieder an den Fuß des Berges, ohne meiner Kugeln zu bedürfen, um die Drachen und die Löwen, auf meinem Wege, zu vertreiben: dieſe wilden Thiere waren noch in demſelben Zuſtand, in welchen der Afrit ſie verſetzt hatte. Ich folgte einem Fußſteige, der mich in eine Ebene führte; aber ehe ich dahin gelangte, mußte ich an einer Höhle vorüber, aus welcher ich Wirbel von Flammen und Rauch hervorſteigen ſah. Ich hörte auch ein entſetzliches Geklirr von Ketten, welches mit Wehklagen und Seufzern, Geſchrei und fürchterlichem Geheule daraus hervorkam. Am Eingange dieſes Ortes ſtand ein Ungeheuer, deſſen Scheuslichkeit ich euch nur ſchwach zu ſchildern vermöchte. Ich hielt ihn auch für einen Afrit, weil er denen völlig glich, welche ich ſchon geſehen hatte. Er war mit dicken Eiſenketten an einen Felſen gefeſſelt.

Dieſes Ungeheuer rief mich mit einer Donnerſtimme an, und ſprach zu mir:

„Junger Mann, ſteh ſtill, und antworte mir: woher biſt du, und zu welchem Propheten bekennſt du dich?“

Ich antwortete ihm, ich wäre aus Baßra, und bekennete mich zu der Lehre Mahomeds.

„Mahomed,“ fragte er weiter, „lebt er noch?“

„Er hat ſchon ſeinen Wohnſitz verändert,“ antwortete ich ihm, „nachdem er ſeine Sendung gänzlich erfüllt, er hat dieſe gebrechliche Welt verlaßen, um der himmliſchen Freuden zu genießen.“

Er that mir hierauf noch andere Fragen, und ſagte:

„Verrichten die Muſelmänner regelmäßig das Gebet, und ſind ihre Sitten rein und unſchuldig?“

„Sie verrichten das Gebet,“ antwortete ich; „aber ach! es fehlt gar viel, daß ſie die Vorſchriften Mahomeds unverbrüchlich erfüllen.“

„Gut, deſto beſſer,“ erwiederte er. „Und die Quelle Semſem*) fließt ſie noch immer?“

---

*) Dieſer Brunnen Semſem zu Mekka ſoll aus der Quelle herrühren, welche Gott für Hagar und ihren Sohn Jsmael (von dem die Araber ſich ableiten) in der Wüſte entſpringen ließ. Die Dſchorhamiden, die Hagar zuerſt in der Wüſte trafen und den Brunnen fanden, eigneten ſich ihn zu: Abraham aber gab ihn ſeinem Sohn Jsmael, mit dem er die Kaabah baute. Unter Jsmaels Nachkommen eroberten ihn die Dſchorhamiden, und als ſie wieder vertrieben wurden, warfen ſie den ſo hochverehrten ſchwarzen Stein (vgl. zu Tag 40) und die beiden von einem Arabiſchen Könige geſchenkten goldenen Gaſellen in den Brunnen und verſchütteten ihn gänzlich. Erſt Mahomeds Großvater Abdalmothleb grub ihn wieder auf, von einer Stimme hingewieſen: wodurch die beiden Götzenbil-

„Ja,“ ſagte ich.

„Sie wird indeſſen verſiegen,“ unterbrach er mich, „und die Verderbnis allgemein werden. Alle Verbrechen wird man mit zügelloſer Frechheit begehen; Ehebruch wird überall herrſchen; täglich wird man Meineide ſchwören; man wird Schweinfleiſch eſſen; man wird öffentlich Wein trinken; und Frauen wird man auf Pferden reiten ſehen.“

„Oh! dieſe Zeit,“ ſagte ich, „iſt nicht mehr ferne, man ſieht dergleichen ſchon jetzo.“

Ich gewahrte, daß meine letzten Worte ihm viel Freude verurſachten, und mit Entzücken rief er aus:

„O Kind Adams, iſt es möglich, daß die Menſchen ſchon ſo laſterhaft ſind? Welche angenehme Neuigkeit verkündigſt du mir da! Es nahet alſo die Zeit, daß ich aus der Gefangenſchaft hervorgehe und mich dem Menſchengeſchlecht zeige. Vernimm, junger Mann, ich bin Deddſchal,*) und komme in die Welt, meine Wuth auszulaßen.“

---

der des Stammes der Koraiſchiten von ihrer alten Stelle verdrängt wurden. Laut der Ueberlieferung des Chalifen Omar, rühmte Mahomed von dieſem Brunnen ſeines Geburtsortes, daß ſein Waßer geſund mache, und wer recht ſatt davon trinke, erhalte Vergebung von allen Sünden. Auch ſoll es das Gedächtnis ſtärken. H.

*) Deddſchal heißt der Antichriſt. — Bei den Türken und Perſern; Arabiſch Daddſchal, bedeutet Lügner und Be-

Mit dieſen Worten ſchüttelte er ſeine Ketten ſo gewaltig und machte ſo große Anſtrengungen, ſich loszureißen, daß es ihm wirklich gelang. Aber er behielt nicht Zeit, ſeine Freiheit zu misbrauchen; denn zwei Geiſter, in grünen Gewanden, erſchienen zur Stunde, ergriffen ihn, und während der eine ihn wieder an den Felſen feſſelte, ſchlug ihn der andre mit einer ſtählernen Keule, und ſprach zu ihm:

„Halt an, Verfluchter! es iſt noch zu früh, deine Feſſeln zu brechen; warte, bis dir verſtattet iſt, auf der Welt zu erſcheinen: die Stunde dazu iſt noch nicht kommen.“

Ich war kein ruhiger Zuſchauer dieſes Auftrittes, der unter meinen Augen vorging: ich entfernte mich ſo eilig als möglich von dem Deddſchal; ganz erſchrocken gelangte ich auf die Ebene, und ſchlug einen Weg ein, der mit den ſchönſten Sandelbäumen beſetzt

---

trüger, auch Einäugiger nur mit einer Augenbraue, wie auch der Antichriſt erſcheinen wird, welchen Chriſtus, der noch nicht geſtorben, beſiegen, und dann erſt wirklich ſterben ſoll. So verehrt Chriſti Eſel iſt, und ſelbſt ins Paradies aufgenommen, ſo verabſcheuet iſt der Eſel Daddſchals. Tamim, einer der Szahaba's oder Geſellen Mahomeds, der, durch ein Wunder auf eine Inſel verſetzt, dort Wunderdinge ſah (wovon eine Handſchrift in Paris), hat auch aus Mahomeds Munde die Geſchichte des Daddſchal geſchrieben. H.

war, welche ich jemals geſehen habe. Sie zogen ſich bis an den Graben eines Schloſſes hin, welches man in der Ferne ſah. Dieſes Schloß, deſſen Mauern von Gold waren, ſteigerte meine Verwunderung, je mehr ich mich ihm näherte. Den Eingang bildete eine ſilberne Thüre, welche ein Vorhangſchloß von Smaragden verſchloß.

Nachdem ich mit großem Erſtaunen ein ſo ſchönes Gebäude betrachtet hatte, fühlte ich eine lebhafte Neugier, es im Innern zu ſehen. Ich näherte mich der Thür, auf welcher folgende Worte mit goldenen Buchſtaben geſchrieben ſtanden:

> „Jeder der hieher kömmt und dieſe Thüre öffnen will, wiſſe, daß ſie keinen andern Schlüſſel hat, als folgende Worte:
>
> „Es iſt kein andrer Gott als Gott, und Mahomed iſt ſein Prophet!
>
> Es iſt kein andrer Gott als Gott, und Adam iſt der Auserwählte Gottes!
>
> Es iſt kein andrer Gott als Gott, und Ismael*) iſt das Sühnopfer Gottes!“

---

*) Nach der Ueberlieferung der Mahomedaner, ſollte Ismael, der Hagar Sohn, von ſeinem Vater Abraham geopfert werden, der Engel Gabriel ſtellte aber, auf Gottes Befehl, einen Widder für ihn dar, welchen nun Vater und Sohn an derſelben Stelle opferten, wo beide nach-

Hundert und neun und achtzigſter Tag.

In der That, ich hatte nicht ſo bald dieſe Worte geleſen, als die Thüre ſich aufthat. Was ſoll ich euch ſagen? ich wüßte hier keine Ausdrücke zu finden, um euch eine angemeſſene Vorſtellung von den Dingen zu geben, welche ich ſchaute. Stellet euch vor, was eure Einbildungskraft ſich nur Reiches, Prächtiges und Schönes zu erdenken vermag, und ſeid überzeugt, daß alles weit hinter dem zurückbleibt, was ſich hier meinen Blicken darbot.

Ich erblickte einen Palaſt, der aus einem blauen, mir unbekannten Metall erbauet war; aber wie koſtbar auch das Bauzeug war, die Arbeit übertraf es dennoch. Die Bauart des Palaſts glich nicht der unſrigen: man erkannte wohl, daß es kein Werk von Menſchenhänden ſein konnte. Die Zimmer waren mit

---

mals den Tempel zu Mekke, die Kaabah, erbauten. An den Hörnern dieſes Widders hing auch die goldene Dachrinne des Tempels, bis Mahomed ſie wegthat, damit ſie nicht Anlaß zu Abgötterei gäben. Den Ismael halten die Araber für ihren Stammvater, nachdem ſie auch Ismaeliten heißen (obwohl ſie ſchon von Joktan, Hebers Sohne, herzuleiten ſind), und einige Gelehrte behaupten ſogar, der Islam, die Lehre Mahomeds, ſei früher ſchon von Ismael gelehrt, und auch nach ihm ſo benannt: islam, eslam, bedeutet aber unbedingte Ergebung; der Grundzug dieſer Lehre. H.

Sopha's von Gold- und Seiden-Stoffen beſetzt, und ich bemerkte darin mehrere Gemälde, welche lange meine Blicke beſchäftigten: ſie ſtellten die Kriege dar, welche unſer großer Prophet geführt hat, um ſeine Religion zu befeſtigen; und dieß alles war mit ſo großer Kunſt gemalt, daß der berühmte Many ſelber würde bekannt haben, daß dieſe Werke ſeinen Pinſel weit überträfen.

Nachdem ich mehrere Zimmer durchſchritten hatte, in denen ich, zu meiner Verwundrung niemand antraf, trat ich in einen Garten von unermeßlichem Umfange, und deſſen Wunder nicht minder ſchwer zu beſchreiben ſind, als der Palaſt. Unabſehliche Gänge, von allerlei mit Früchten beladenen Bäumen eingefaßt; Blumenbeete, beſetzt mit tauſend Arten uns unbekannter Blumen, und Becken von gediegenem Golde voll kryſtallhellen Waſſers, zogen wechſelsweiſe meine Aufmerkſamkeit auf ſich.

In dieſem wundervollen Garten, wo eine unzählige Menge buntfarbiger Vögel ihr Gezwitſcher hören ließen, begegnete ich einem Ritter ohne Bart, deſſen Kleider mit Diamanten bedeckt waren; er trug einen grünen, mit Rubienen beſäeten Turban, und ritt auf einem roſenrothen Roſſe, unter deſſen Tritten auf der Stelle Blumen aus der Erde hervorſproſſen. Er war ſchön wie der Mond, und von ſeinen Augen gingen Lichtſtrahlen aus.

Ich ſchloß aus ſeinem Anſehn und aus der Pracht ſeiner Kleidung, daß er der Herr des Palaſts wäre, und ich begann ſchon zu fürchten, er möchte es übel aufnehmen, daß ich ſeinen Garten betreten hätte, als er im Vorüberreiten bei mir anhielt, und zu mir ſprach:

„O junger Mann biſt du nicht aus Baßra?“

„Ja,“ antwortete ich ihm.

„So ſei willkommen,“ fuhr er fort; „ich wußte wohl, daß du hieher kommen würdeſt. Aber ſage mir, haſt du die Wunder dieſes Aufenthalts wohl betrachtet, und haſt du von den Speiſen gegeſſen, von denen man ſich hier nährt?“

„Ich habe ſehr erſtaunliche Dinge geſehen, „antwortete ich ihm; „was aber eure Nahrung betrifft, ſo weiß ich nicht, wie es darum bewandt iſt.“

„Verfolge denn deinen Weg,“ verſetzte er, „du wirſt jemand begegnen, der dir zum Führer dienen, und dich endlich ans Ziel deiner Wünſche bringen wird.“

Ich ging alſo weiter, indem ich mich nach allen Seiten umblickte. Ich konnte nicht müde werden, alle die Gegenſtände zu betrachten und zu bewundern, die mich umgaben. Endlich, erblickte ich einen **Mihrab**,*) über welchem die Worte geſchrieben ſtanden:

---

*) **Mihrab** heißt der Altar der Mahomedaner, in Geſtalt einer Niſche.

„Es iſt kein andrer Gott, als Gott, und Mahomed iſt ſein Prophet.“

Davor lag ein Mann auf den Knien; ich wartete bis er ſein Gebet geendigt hatte, dann begrüßte ich ihn. Er erwiederte meinen Gruß, und ſprach zu mir:

„O junger Muſelmann, du mußt beſonders von Mahomed geliebt ſein, weil du haſt bis hieher kommen können: weißt du wohl, an welchem Orte du biſt? Vernimm, dieſer Garten iſt zur Wohnung für die Freunde und Verwandten des Propheten beſtimmt. Hier erwartet ſie alle eine ewige Glückſeligkeit: es iſt ihrer ſchon eine große Anzahl, und ich will ſie dich alle ſehen laßen.“

Hierauf führte er mich zu einem Milchſtrome, der langſam durch den Garten dahinfloß, und an deſſen Geſtade eine unzählige Menge Menſchen an Tiſchen ſaß, die mit mannigfaltigen Speiſen bedeckt waren. Ich ſah hier die Scherifs von dem Stamme Mahomeds und die Szahabah's*) dieſes Propheten.

Als ſie mich erblickten, ſagten ſie mit freundlicher Miene zu mir:

„Setze dich hier, junger Mann, weil Mahomed dir vergönnet hat, daß du dieſen für ſeine Schüler und Nachkommen beſtimmten Ort ſeheſt; komm her und trink von unſeren Weinen und iß von unſeren Speiſen.“

---

*) Szahabah (Mehrzahl von Szaheb. H.) heißen die gleichzeitigen Freunde und Schüler Mahomeds.

Ich ſetzte mich neben meinem Führer nieder, der mir ein Brot darreichte, welches ich trefflich fand; dann legte er mir einen Fiſch vor, mit den Worten:

„Koſte von dieſem Fiſch, und ſage mir, ob du ſchon einen beſſern gegeſſen haſt.“

„Ich habe niemals etwas ſo köſtliches gegeſſen.“

Hierauf gab man mir von dem Waſſer des Stromes zu trinken, welches mir den Geſchmack eines köſtlichen Weines zu haben ſchien.

Hundert und neunzigſter Tag.

Nach dieſer Mahlzeit führte mein Begleiter mich auf eine Wieſe, wo mehr als tauſend junge Mädchen beiſammen waren. Einige von ihnen vergnügten ſich hier mit Geſang, andere mit Lautenſpiel, und die übrigen hatten ſich bei den Händen gefaßt, und führten Tänze auf. Sie waren reich gekleidet; aber ſie ſtrahlten noch weit mehr durch den Glanz ihrer Reize, als durch die Edelgeſteine, womit ſie bedeckt waren. Alle ſchienen mir mit der höchſten Schönheit ausgeſtattet; ich konnte keine von ihnen liebenswürdiger finden, als die anderen. Auch ſchienen mir alle in gutem Einverſtändniſſe zu leben, und ich gewahrte in ihren Blicken keine Spur von Eiferſucht.

„Du ſiehſt hier,“ ſagte mein Führer, „Huri's: dieſe himmliſchen Weſen machen die Glückſeligkeit der Scherifs und Szahabah's. Es iſt dir vergönnt, ſie von ferne zu betrachten; aber nähere dich nicht. Das Vergnügen, dich mit ihnen zu unterhalten, iſt dir verſagt, ſo lange der Engel des Todes dich noch nicht von der Welt abgefordert hat.“

Meine Blicke ſchweiften lange auf der Wieſe umher. Dann folgte ich meinem Führer nach einer Grotte, welche am Ende des Gartens war.

„Hier,“ ſagte er, „iſt meine Wohnung. Der Mann ohne Bart, welchen du auf einem roſenfarben Roſſe geſehen, iſt der Prophet Elias;*) er wohnt an dem andern Ende des Gartens; und ich, der ich der Prophet Cheder bin, wohne in dieſer Grotte. Es ſteht nur bei dir, hier mit mir zu leben; wir wollen gemeinſchaftlich das Gebet verrichten, und die Freuden dieſes ſchönen Aufenthaltes, genießen, welchem die Erde nicht zu vergleichen iſt. Wir wiſſen hier nicht, was Wechſel der Jahreszeiten iſt; man athmet hier ſtäts eine linde Luft, ein ewiger Frühling herrſcht hier; die Nacht verbreitet hier niemals ihr

---

*) Vgl. zu Tag 105.

Dunkel, und der Tag, der uns leuchtet, iſt ſtäts rein und heiter."

Ich nahm das Erbieten des Propheten Cheder an. Ich leiſtete ihm einige Jahre lang Geſellſchaft: aber ungeachtet der Annehmlichkeiten dieſes ſchönen Ortes, langweilte ich mich hier. Das Andenken Kanſadens machte mir fühlbar, daß ich noch der Welt angehörete. Das Verlangen, ſie wiederzuſehen, ſtöhrte meine Ruhe, und ich glaube daß ſelbſt der Beſitz der Huri's mich Kanſadens nicht vergeſſen gemacht hätte. Cheder bemerkte meine Langeweile, und ſprach zu mir:

„Ich ſehe wohl, du möchteſt gern in Baßra ſein. Weil die Reize dieſes Gartens nicht vermögend ſind, dich feſtzuhalten, ſo will ich zur Stunde dein Verlangen erfüllen."

Indem er alſo ſprach, hub er die Augen empor, und als er ein kleines Gewölk erblickte, welches über unſere Köpfe hinzog, hielt er es an, und fragte, wo es hin wollte.

Die Wolke, oder vielmehr der darin verhüllte Geiſt, antwortete:

„O großer Prophet, ich ziehe nach China: haſt du mir etwas aufzutragen?"

„Bringſt du eine Wohlthat oder eine Strafe dahin?" fragte Cheder weiter.

„Eine Wohlthat," antwortete der Geiſt.

„Wenn das iſt,“ ſagte der Prophet, „ſo verfolge deinen Weg, ich bedarf deiner nicht.“

Einen Augenblick darnach zog eine zweite Wolke vorüber. Cheder that an ſie dieſelben Fragen, wie an die erſte; und als ſie antwortete, ſie zöge nach Bagdad, um wohlzuthun, ſagte der Prophet zu ihr:

„Wenn das iſt, ſo mußt du mir einen Gefallen thun: bringe dieſen Muſelmann nach Baßra, und ſetze ihn an der Thür ſeines Hauſes nieder.“

Der Geiſt in der Wolke willigte ein; aber bevor ich mit ihm abreiſte, dankte ich dem Propheten Cheder für alle ſeine Güte, und empfahl mich ſeinem Gebete. Er ſeinerſeits lehrte mich ein kurzes Gebet, welches er mich auf der Reiſe herſagen hieß, und verſicherte mich, daß es mich mein übriges Leben lang vor der Bosheit meiner Feinde, vor dem Zorne der Könige, und vor jedem Unfalle bewahren würde.

Ich wiederholte unterweges mein Gebet mehr als hundertmal, bloß um es recht auswendig zu lernen, denn ich mistraute dem Geiſte nicht, der mich trug: es war ein wohlthätiger Geiſt, ich hätte alſo unrecht gethan, ihm nicht zu trauen. Er brachte mich binnen weniger als drei oder vier Stunden nach Baßra, und ließ mich an meiner Thüre nieder.

Ich klopfte an; es war Nacht: ein ſchwarzer Sklave kam, und öffnete, als er aber, beim Scheine einer Leuchte, welche er trug, meine Geſtalt erblickte, ſchlug er mir die Thüre vor der Naſe zu, und fragte mich dann, wer ich wäre, und was ich wollte. Ich antwortete ihm, ich wäre der Herr dieſes Hauſes, und befö̈hle ihm, alsbald die Thüre zu öffnen.

Hundert und ein und neunzigſter Tag.

Auf meine Antwort, welche er meiner Frau überbrachte, kam ſie ſelber und öffnete mir: aber anſtatt mich mit dem freudigen Entzücken zu empfangen, welches meine Heimkehr ihr erregen mußte, ſtieß ſie bei meinem Anblick einen furchtbaren Schrei aus, und ging ſchleunig wieder hinein.

„Was iſt das?“ ſagte ich hierauf, „mein Anblick erſchreckt Kanſade'n! Ihre Augen miskennen mich! Kann ich mich dergeſtalt verändert haben? — Man laße meinen Bruder Hur herkommen,“ rief ich aus, „ich will mit ihm reden.“

Er erſchien alsbald mit einem jungen Menſchen, welchen ich nicht kannte. Er näherte ſich mir, betrachtete mich ſehr aufmerkſam, und ſagte darauf zu mir, er kennete mich nicht.

„Abulfaûaris,“ fügte er hinzu, „gleicht euch ganz und gar nicht: er iſt ein ſchöner Mann, und ihr ſeid ſehr häßlich; er iſt wohlbeleibt, und ihr ſeid abgemagert, wie ein Gerippe. — Laßt ab, euch für ihn auszugeben, ihr werdet uns nicht täuſchen. Obwohl wir ihn ſeit ſieben Jahren nicht geſehen, ſo haben wir jedoch ſeine Züge nicht vergeſſen: wir zweifeln nicht daran, daß er auf ſeiner Fahrt nach Golkonda umgekommen iſt.“

Ich war von dieſen Worten ſehr überraſcht; ich ſah wohl ein, daß ich mich verändert haben konnte, aber ich begriff nicht, wie mein Bruder mich miskennen konnte.

„Wie denn, Kanſade,“ ſagte ich zu meiner Gattinn, welche durch die Gegenwart Hurs und der Sklaven, die uns zuhörten, ſicher gemacht, wieder an die Thüre gekommen war, „du erkenneſt in mir nicht die Züge dieſes Abulfaûaris, den du geliebt haſt, und der dich immerdar zärtlich liebt, trotz allen Unfällen, welche ihm begegnet ſind. Ach wie beklagenswerth iſt mein Schickſal! Wehe! ich dachte nicht, daß ihr mir bei meiner Heimkehr einen ſo traurigen Empfang bereiten würdet! Warum bin ich nicht noch unter der Erde! Wie übel wird meine Ungeduld, dich wiederzuſehen, belohnt!“

„Ihr habt,“ ſagte Kanſade hierauf ganz gerührt, „den Ton von Abulfaûaris Stimme: und obwohl ſonſt eure Züge nicht den ſeinigen gleichen, ſo geſtehe ich euch doch, ich höre euch nicht ohne Bewegung an. Aber,“ fügte ſie hinzu, „wenn ihr wirklich mein Gatte ſeid, ſo ſaget mir, warum erſcheint ihr ſo ganz anders, als da ihr von Baßra reiſtet. Wo ſeid ihr geweſen, und was iſt euch begegnet, das eine ſo große Veränderung an euch hervorbringen konnte?"

Hierauf erzählte ich meine Reiſe, ohne den geringſten Umſtand zu vergeſſen; und als ich meine Erzählung beendigt hatte, nahm der junge Menſch, der mit meiner Frau und meinem Bruder zugegen war, das Wort und ſagte zu mir:

„Ihr ſeid ein Betrüger, und habt dieſes lächerliche Mährchen nur deshalb erſonnen, um meinem Glücke Hinderniſſe in den Weg zu legen: aber ihr irret euch," fuhr er mit Heftigkeit fort, „wenn ihr euch ſchmeichelt, es werde euch gelingen: da ich Kanſade'n heute geheiratet habe, ſo will ich ſie auch behalten."

Bei dieſen letzten Worten, welche mich ergrimmten, betrachtete ich meinen Bruder und meine Gattinn: ſie ſchienen mir beide verwirrt und beſtürzt.

„Was hör' ich?" rief ich aus: „Kanſade, deren Beſtändigkeit ich der meinen gleich wähnte, Kanſade hat einen andern Gatten, als ich?"

Ich wollte fortfahren; aber ich fühlte mich ſo heftig ergriffen, daß ich nicht mehr zu ſagen vermochte.

Ich brachte die übrige Nacht im Wortwechſel mit dem jungen Manne hin. Je mehr ich behauptete, ich wäre Abulfaüaris, je mehr ſchien er vom Gegentheil überzeugt. Kanſade und Hur aber ſchwiegen dabei, und ſahen einander mit Augen an, in denen die Beſchämung ſich malte.

So bald es Tag war, gingen wir alle vier zu dem Kadi, und der junge Mann ſagte zu ihm:

„Herr, ihr vermähltet mich geſtern mit Kanſade'n, und dieſe Nacht iſt der Fremdling, den ihr hier ſehet, gekommen und hat unſere Hochzeit geſtöhrt: er behauptet, der Gatte dieſer Frau zu ſein, und gibt ſich für Abulfaûaris aus.“

Hundert und zwei und neunzigſter Tag.

Der Kadi ſchüttelte bei dieſen Worten den Kopf, und ſagte, er hätte den Abulfaûaris wohl gekannt, ich gliche demſelben aber keineswegs. Sodann wandte er ſich zu Kanſade'n, und ſagte:

„Und ihr, ſchöne Frau, was denket ihr von dieſem Menſchen hier? haltet ihr ihn für Abulfaûaris?“

„Herr,“ antwortete ſie, „ſoll ich meinen Augen trauen, ſo iſt er es nicht: er hat nur die Stimme von ihm.“

„O Richter der Muſelmänner,“ ſagte ich hierauf zu dem Kadi, „ich flehe euch demüthigſt an, mich anzuhören. Hütet euch wohl, zu übereilt zu urtheilen; ihr könntet ein ungerechtes Urtheil ausſprechen. Wenn ich verändert bin, ſo iſt das eine Wirkung meiner letzten Abenteuer: mein Aufenthalt unter der Erde hat dieſe Veränderung hervorgebracht.“

„Was für wunderliche Dinge redet ihr da?“ rief der Richter aus: „kann ein lebendiger Menſch unter der Erde verweilen?“

„Ohne Zweifel,“ verſetzte ich; und ich will euch, wenn ihr's erlaubt, erzählen, was mir begegnet iſt.“

„Oh!“ unterbrach mich an dieſer Stelle der junge Menſch, indem er ſich zu dem Kadi wandte, „gnädiger Herr, er hat ein Mährchen in Bereitſchaft und wird euch wunderbare Dinge erzählen: aber ihr ſeid nicht ſo leichtgläubig . . . “

„Schweiget, junger Mann,“ unterbrach ihn wiederum der Richter: „ich will ihn anhören. — Redet,“ fuhr er fort, indem er ſich nach meiner Seite wandte; „ich höre euch zu, und verſichere euch, ich will euch Gerechtigkeit widerfahren laßen.“

Sofort hub ich die Erzählung meiner letzten Reiſe an, und berichtete alles, was mir ſeit meiner Abfahrt von Baßra bis zu meiner Heimkehr begegnet war.

Als ich meinen Bericht geendigt hatte, ſah der Richter Kanſade'n, Hur, und den jungen Menſchen an, und ſprach zu ihnen: „Dieſe Sache ſcheint mir ſehr wichtig, und ich kann ſie nicht ſelber entſcheiden. Was dieſer Menſch hier uns eben erzählt, klingt nicht wahrſcheinlich; man kann ihn in Verdacht der Lügen haben: aber vielleicht ſagt er doch nichts, als die Wahrheit, und dieß muß man erforſchen. Gehet alſo alle viere nach **Medina** zu **Aly=Ben=Aby=Taleb**, dem Schwiegerſohne Mahomeds, und zu **Omar**, dem Beherrſcher der Gläubigen: die Sache verdient es, daß ſie Kenntnis davon nehmen, und ſie ſelber entſcheiden."

So lautete der Spruch des Kadi's. Wir reiſten alsbald nach Medina, Hur, Kanſade, der junge Mann und ich. Dort gingen wir zuerſt nach dem Palaſt Omars, der nicht ſo bald die Erzählung meiner Abenteuer vernommen hatte, als er zu mir ſagte:

„Was du mir da erzählt haſt, iſt zu ſeltſam, als daß ich ihm Glauben beimeſſen könnte: ihr müßt zur Stunde alle viere nach dem Garten des Propheten gehen; ich will euch dahin begleiten: der Schwiegerſohn Mahomeds wird uns ſagen, was wir von dem wunderſamen Bericht zu denken haben, welchen ich eben gehört habe."

Wir gingen mit Omar nach dem Raûſe, wo wir Aly im Gebet am Grabe des Propheten trafen.

„O Abulhûßeyn," redete der Beherrſcher der Gläubigen ihn an, „ich bringe euch hier einen Menſchen, der mir ſo unerhörte Dinge erzählt hat, daß ich ſie nicht glauben möchte."

Aly fragte mich nach meinem Namen, und ſo bald ich ihm geſagt hatte, ich hieße Abulfaûaris von

Baßra, hub er die Augen gen Himmel, und rief in Entzückung aus:

„O Prophet Gottes, Mahomed, mein Schwäher, du haſt wahr geſprochen! — Herr," fügte er hinzu, ſich zu Omar wendend, „ich muß, wenn's euch beliebt, die Erzählung ſeiner Abenteuer hören: dieſer Menſch iſt kein Betrüger; denn Mahomed hat mir ſchon längſt von ihm geſprochen; er hat mir ſelber geweiſſagt, daß einſt ein Mann, mit Namen Abulfaûaris, in den Raûſe kommen, und mir eben ſo wahrhafte, als außerordentliche Dinge erzählen werde. Dieſer Tag iſt denn endlich gekommen, und Abulfaûaris ſoll meine Neugierde befriedigen."

Nachdem er alſo geſprochen hatte, bat er den Beherrſcher der Gläubigen, mir zu erlauben, daß ich ihm meine Geſchichte erzählete.

„Er mag ſie erzählen," ſagte Omar, „ich höre ſie gern zum zweitenmal."

Hierauf begann ich abermals die Erzählung meiner unterirdiſchen Abenteuer; ich verbreitete mich inſonderheit über die muſelmänniſchen Geiſter, und über das was ihr König mir befohlen hatte, in ſeinem Namen dem Beherrſcher der Gläubigen und dem Schwiegerſohne des Propheten zu melden.

Omar und Aly waren hoch erfreuet über das was ich ihnen ſagte. Sie umarmten mich wechſelsweiſe, und ſagten, ſie hielten mich für den glücklichſten aller

Menſchen, weil ich vor meinem Tode den-Aufenthalt geſehen, welcher den Verwandten und Freunden Mahomeds nach dieſem ſterblichen Leben beſtimmet iſt.

Hundert und drei und neunzigſter Tag.

Der Erfolg meiner Reiſe nach Medina war, daß Omar, in der Ueberzeugung, ich wäre wirklich Abulfaûaris, den jungen Mann fortſchickte, und mir Kanſade'n wiedergab. Sodann ließ er aus ſeinem Schatze zweimal hunderttauſend Goldzeckienen nehmen, und ſchenkte ſie mir, nebſt hundert Sklaven und hundert Kameelen.

So kehrte ich heim nach Baßra, wo ich ein prächtiges Haus kaufte. Ich lebte mit Kanſade'n wie ein Mann, der ſie immerdar liebte. Ich machte ihr keine Vorwürfe über ihre Ungeduld, ſich wieder zu verheiraten. Es iſt wahr, ſie bezeugte mir viel Reue darüber, und ſchien mir ſogar ſehr zu entſchuldigen. Hur hatte während meiner Abweſenheit mit meinem Gute übel gewirthſchaftet, oder vielmehr es gänzlich verſchwendet; dergeſtalt, daß er, um der Dürftigkeit zu entgehen, und zugleich Kanſade'n ein angenehmeres Loos zu bereiten, ſie vermocht hatte, einen reichen Kaufmann von ſeinen Freunden zu heiraten.

Ich verfuhr aber nicht übler mit meinem Bruder, als mit meiner Gattinn: ich vergaß das Geſchehene, und wir begannen wieder, wie zuvor, in der beßten Eintracht von der Welt zu leben. Außer den Wohlthaten Omars, welche allein ſchon mich in den Stand ſetzten, ein gemächliches Leben zu führen, hatte ich noch das Glück, in dem Hauſe, welches ich gekauft, einen Schatz zu entdecken. Ich habe dadurch ſo beträchtliche Einkünfte, daß ich ſie kaum verthun kann, mit welchem Aufwande ich auch lebe.“

Beſchluß
der
Geſchichte des Bedreddin-Lolo, ſeines Veſyrs und ſeines Günſtlings.

Als der Reiſende Abulfaûaris hiemit die Erzählung ſeiner Abenteuer beſchloſſen hatte, bezeugten ihm Bedreddin und ſeine Gefährten, daß ſie niemals ſo ſeltſame vernommen hätten.

„Aber, Herr Abulfaûaris,“ ſprach der König von Damask zu ihm, „nach ſo viel Mühſeligkeiten und Leiden, ſeid ihr endlich doch zufrieden: ihr erfreuet euch nunmehr einer vollkommenen Glückſeligkeit. Schon lange ſuche ich einen glücklichen Menſchen. Es freuet mich um ſo mehr, jetzt einen gefunden zu haben, als ich ſchon die Hoffnung dazu aufgegeben hatte. — Meine beiden Gefährten,“ fuhr er fort, „ſind überzeugt, daß es auf Erden keinen Menſchen gibt, den nicht irgend etwas fehlete, um in Wahrheit ſagen zu können, daß er glücklich wäre: ich aber habe ſtäts das Gegentheil behauptet, und ich danke nun dem Himmel, daß er ſie enttäuſcht hat; denn nach allem, was ihr uns eben erzählt habt, iſt nicht daran zu zweifeln, daß ihr höchſt glücklich ſeid.“

„Ich bitte um Verzeihung,“ antwortete der Reiſende; „ſie können mit Recht daran zweifeln, und ihr ſelber täuſchet euch, wenn ihr mich zufrieden wähnet. Ein Umſtand, welchen ich in meiner Erzählung unterdrückt habe, wird es euch nur zu deutlich erkennen laßen: Kanſade liebt den jungen Mann, mit welchem ich ſie bei meiner Heimkehr verheiratet traf. Ich geſtehe, daß ſie, ihrer Pflicht getreu, keinesweges mit ihrem Geliebten zu ſprechen ſucht: aber ſie iſt wider ihren Willen mit ihm beſchäftigt. Ich habe es mehr als einmal bemerkt, und dieſe Entdeckung hat mir das Herz durchbohrt. Da ich verliebter in ſie bin als jemals, und nicht weniger Zartgefühl als Liebe hege, ſo ermeſſet, welches Leid es für mich iſt, nicht mehr geliebt zu ſein, und wie weit ich von jenem vollkommenen Glück entfernt bin, in deſſen Genuſſe ihr mich wähnet.“

Der König von Damask hatte nichts zu erwiedern auf dieſe Rede, und er dachte nun, ſein Veſyr und ſein Günſtling möchten in der That wohl nicht Unrecht haben, daran zu zweifeln, daß es vollkommen glückliche Menſchen gäbe.

Nach mehreren Tagereiſen, langte die Karavane zu Bagdad an. Da Abulfaüaris in dieſer großen

Stadt zu thun hatte, ſo ließen Bedreddin-Lolo, Atalmülk und Séyfel Mûluk ihn dort, und ſetzten ihren Weg nach Damask fort, wo ſie glücklich ankamen.

Der Veſyr dem die Verwaltung des Stáates übertragen war, hatte ſo gut regiert, daß keine Klage gegen ihn erhoben wurde. Der König belohnte ſeinen Eifer und ſeine Treue. Sodann ſagte er zu dem Prinzen Séyfel Mûluk und zum Veſyr Atalmûlk:

„Nehmet an meinem Hofe euern Rang wieder ein, den ihr vor unſrer Abreiſe hattet. — Ich bin gegenwärtig eurer Meinung. Ich bin überzeugt, es gibt auf Erden keinen Menſchen, der nicht ſein Leid habe. Die glücklichſten Menſchen ſind nur diejenigen, deren Leiden am erträglichſten ſind. Laßt uns nunmehr ruhig daheim bleiben. Sind wir alle drei auch nicht völlig zufrieden, ſo wollen wir bedenken, daß es noch viel unglücklichere gibt.

„Ja, Herr;“ ſagte Séyfel Mûluk, „man findet ohne Zweifel noch unglücklichere; wir bedürfen keines großen Standmuthes, um unſere Leiden zu ertragen. Ich für mein Theil will mich tröſten, daß ich Bedy al Dſchemal nicht beſitzen kann; — und ihr beide,“ fuhr er lächelnd fort, „müßt euch ebenfalls über den Verluſt eurer Geliebten tröſten: leben ſie noch, ſo wird ihr Anblick den Kadi's und den Pagen wohl nicht mehr ſo gefährlich ſein.“

Hiemit endigte Sütlümeme die Geſchichte des Königs von Damask, ſeines Veſyrs und ſeines Günſtlings. Die Frauen der Prinzeſſinn Farrüchnas bezeigten ihr, wie gewöhnlich, ihren Beifall. Sie lobten ſehr die Beſtändigkeiten der Liebenden, deren Abenteuer ſie eben verommen hatten: die Prinzeſſinn dagegen unterließ auch hier nicht, nach ihrer Gewohnheit, ihrer Treue etwas anzuhängen.

Dieß ſchreckte jedoch die Amme nicht ab, ſondern ſie bat um die Erlaubnis, noch andere Geſchichten erzählen zu dürfen. Sie erhielt dieſelbe, und am folgenden Tage nahm ſie wieder alſo das Wort:

Hundert und vier und neunzigſter Tag.

„Eines Tages, als der Chalyf Harun Alraſchid ſich mit der ſchönen Sültanüm, ſeiner Favoritinn, in einem Zimmer befand, welches die Ausſicht auf den Tigris hatte, und von wo er, ohne geſehen zu werden, alle diejenigen ſah, die an den Ufern dieſes Stromes luſtwandelten, erblickte er zwei Männer, deren einer ihm jung und der andre ſehr alt ſchien. Er betrachtete ſie aufmerkſam, weil ſie aus vollem Halſe lachten. Da er von Natur neugierig war, ſo rief er einen ſeiner Beamten und befahl ihm, den beiden Männern zu ſagen, er wollte ſie ſprechen.

Der Beamte entledigte ſich ſeines Auftrages, und führte den Greis und den Jüngling vor den Chalyfen, der ſie um die Urſache ihres unmäßigen Lachens befragte, der Greis nahm das Wort, und antwortete:

„Beherrſcher der Gläubigen, ich luſtwandelte mit dieſem jungen Menſchen; er erzählte mir eine ſehr angenehme Geſchichte, und ich meinerſeits erzählte ihm eine andre, welche er ſo ergetzlich fand, daß er ſich nicht enthalten konnte, darüber zu lachen; und ich geſtehe, daß ſein Lachen das meinige erregt hat.“

„Es würde mir lieb ſein,“ erwiederte Harun, „ſie ebenfalls zu hören, und auch dieſer jungen Dame würde ſie Vergnügen machen. Erzähle ſie uns alſo,“ fügte er hinzu, indem er ſich zu dem Greiſe wandte, „und dieſer junge Mann wird uns darnach auch ſeine Geſchichte erzählen.“

Der Greis gehorchte dem Chalyfen und hub folgendermaßen an:

Geſchichte der beiden Geiſterbrüder Ady und Dahy.

„In der Gegend von Maßúlipatam, einer Stadt des Königreichs Golkonda, an der Küſte Koromandel, wohnte eine Bäurinn mit zwei ſehr lieblichen Töchtern. Die ältere, die Fatime hieß, war ſiebzehn Jahr alt, und Kadidſche, — ſo hieß die jüngere, — zählte erſt zwölf Jahre. Sie bewohnten eine von allen Dörfern entfernte Hütte, und dieſe kleine Familie nährte ſich von ihrer Hände Arbeit. Ein Bach der in der Nähe der Hütte entſprang, verſchaffte ihnen das Mittel dazu, und gewährte ihnen ſein Waſſer, um für einige Leute in Maßúlipatam, deren Kundſchaft ſie hatten, die Wäſche zu reinigen. Nachdem die Bäurinn und ihre Töchter das Zeug wohl gewaſchen und getrocknet hatten, pflegten ſie dieſelbe mit Blumen zu beſtreuen, um ſie wohlriechender zu machen.

Eines Tages als die Mutter beſchäftigt war, für dieſen Zweck, auf einer Wieſe Blumen zu pflücken, ergriff ſie unverſehens den Schwanz einer Natter, die unter einer Hyacynthe verborgen lag. Dieſes giftige Thier rächte ſich auf der Stelle, und ſtach die Bäurinn ſo heftig, daß ſie laut aufſchrie.

Die Töchter liefen ſogleich herbei, fanden aber ſchon den Daumen ihrer Mutter angeſchwollen, und in weniger als einer Viertelſtunde drang das Gift vermittelſt des Blutes in alle Hauptadern und hatte bald die edlen Theile ergriffen. Als die unglückliche Frau ſo ihr Ende herannahen ſah, erfüllte ſie zuletzt noch die Pflichten einer guten Mutter, und ſprach alſo zu ihren Töchtern:

„Meine Kinder, es thut mir wehe, euch zu einer Zeit verlaßen zu müßen, wo meine Hülfe euch am meiſten vonnöthen geweſen wäre: aber meine Stunde iſt kommen. Ich ſehe den Engel des Todes ſich mir nahen; ich muß ſcheiden. Was mich tröſtet, iſt, daß ich mir wegen eurer Erziehung nichts vorzuwerfen habe, und, Dank dem Himmel! ich laße euch als gutgeartete Kinder zurück. Beharret ſtäts in der Tugend, welche ich euch eingeprägt habe, und befolget genau die Lehren unſers großen Propheten Mahomed. Hütet euch vor allen, ſeine Religion zu verlaßen, und euch dem Aberglauben der Götzendiener hinzugeben. Lebet von eurer kleinen Arbeit, wie wir bisher gethan haben: ich hoffe, der Himmel wird ſich euer annehmen. Noch empfehle ich euch beide in ſchweſterlicher Gemeinſchaft zu leben, und euch, wo möglich, nie zu trennen; denn von eurer Eintracht hängt euer Glück ab. — Kadidſche," fügte ſie hinzu, indem ſie ſich zu der jüngern wandte, „meine Tochter, du biſt noch ein Kind: gehorche deiner Schweſter Fatime, ſie wird dir keine böſen Lehren geben."

Nach dieſer Ermahnung fühlte die Mutter ſich ermattet, ſie umarmte ihre Töchter, und ſtarb in ihren Armen.

Es iſt nicht mit Worten auszudrücken, wie troſtlos ſie waren, als ſie ihre Mutter todt ſahen. Sie zerfloſſen in Thränen, und ließen das Gefilde von ihren Wehklagen widerhallen. Darnach, als ihren Augen die Thränen verſiegten, verſanken ſie in eine Schwermuth, aus welcher ſie ſich nur aufrafften, um ihrer Mutter die letzte Pflicht zu erweiſen. Sie nahmen jede einen Spaten, die ihnen zur Bearbeitung eines kleinen Gemüſegartens bei ihrer Hütte dienten, und machten funfzig Schritte davon ein Grab, in welches ſie mit vieler Mühe den Leichnam legten und ihn mit Erde und Blumen bedeckten.

Darauf kehrten ſie nach ihrer Hütte zurück, wo ſie, ohne Nahrung zu ſich zu nehmen, ihren Schmerz auf einige Augenblicke durch einen Schlaf beſchwichtigten, welchen die Ermüdung dieſes Tages ihnen gewährte.

Am folgenden Tage ſtellte Fatime, als die verſtändigere, ihrer Schweſter vor, ſie müßten ihre Arbeit wieder vornehmen, und hieß ſie zwei Körbe mit der Wäſche füllen, welche ſie den Tag vor dem traurigen Zufalle gereinigt hatten. Sie nahmen die Körbe auf ihre Köpfe, und gingen damit weg, um ſie nach Maßülipatam zu tragen.

Sie hatten noch nicht hundert Schritte gethan, als ſie auf ihrem Wege einem kleinen buckligen und reichgekleideten Greiſe begegneten, der ſtill ſtand und ſie mit Aufmerkſamkeit betrachtete. Er ſchien nahe an hundert Jahre alt zu ſein, und ſtützte ſich auf einen Stock, an welchem er, troz ſeinem Alter, doch ziemlich berührig einherging.

Hundert und fünf und neunzigſter Tag.

Dem Greiſe gefielen die beiden Schweſtern, und er fragte ſie freundlich:

„Wo geht ihr hin, meine ſchönen Kinder?“

„Wir gehen,“ antwortete die ältere, „nach Maßülipatam.“

„Darf ich, ohne euch zu beſchweren,“ fuhr er fort, „euch fragen, welches Gewerbe ihr treibt, und ob man euch etwa einen Dienſt leiſten kann?“

„Ach! Herr,“ erwiederte Fatime, „wir ſind nur Bäuerinnen, und unglückliche Waiſen. Wir verloren geſtern durch den traurigſten Zufall unſre Mutter.“

Und hierauf erzählte ſie ihm alles, nicht ohne neue Thränen zu vergießen.

„Ah, wie leid thut es mir,“ ſagte der Greis, „eure Mutter nicht noch vor ihrem Tode geſehen zu haben: ich hätte ſie ein ſicheres Mittel gelehrt, das Gift aus der Wunde zu vertreiben, und binnen zwei Tagen wäre ſie geheilt geweſen. — Meine lieben Kinder,“ fuhr er fort, „ich bin von eurer Betrübnis gerührt, und erbiete mich, euch Vaterſtelle zu vertreten, wenn ihr Vertrauen zu mir faſſen könnt, um meiner Erfahrung und meinem Eifer die Sorge für eure Wohlfahrt zu überlaßen. — Ich muß euch bekennen,“ fuhr er fort, indem er die junge Kadidſche anblickte, „daß ich für dieſes liebenswürdige Mädchen eine ſtarke Neigung verſpüre. Ihr erſter Anblick verurſacht mir eine Bewegung, welche ich bisher noch nicht gekannt habe. Wenn ihr beide mir folgen wollt, ſo verſpreche ich euer Glück, weit über euern Stand hinaus, zu machen, und ihr ſollt Urſache haben, euch immerdar glücklich zu preiſen, daß ihr mich auf euerm Wege angetroffen habt.“

Nach dieſen Worten, erwartete der Greis mit Ungeduld die Antwort, die er erhalten würde. Er hatte Urſache, unruhig zu ſein; ſein Alter und ſeine Geſtalt nahm die beiden jungen Mädchen nicht genug zu ſeinen Gunſten ein, um ſie zur Annahme ſeines Antrages willig zu ſtimmen. Indeſſen, wie ſehr es ihnen auch widerſtrebte, Fatime hatte Verſtand genug, um einzuſehen, daß dieß, bei der Lage, worin ſie ſich befanden, kein zu übles Erbieten wäre. Der Greis bemerkte die Ueberwindung, welche es ſie koſtete, ſich zu entſchließen, und ſagte zu ihr:

„Mein ſchönes Kind, wenn ihr ſchon alle die Betrachtungen angeſtellt hättet, welche ihr anſtellen müßt, über die Gefahren, denen ihr auf einem von allen Wohnungen ſo entlegenen Gefilde ausgeſetzt ſeid, ſo würdet ihr nicht anſtehen, mein Erbieten anzunehmen. Glaubt ihr, ohne Stütze, wie ihr ſeid, allen den Schlingen zu entgehen, welche das Laſter und die Argliſt nicht unterlaßen werden eurer Unſchuld zu legen? Wenn ihr auch tugendhaft genug ſeid, verbrecheriſchen Anträgen eure Einwilligung zu verſagen, ſo werdet ihr jedoch nicht Macht genug haben, den Uebermuth und die Gewaltthat zurückzuweiſen. — Ihr habt,“ fuhr er fort, „nichts von dergleichen bei mir zu fürchten: mein Alter ſichert euch vor meiner Zudringlichkeit, und meine Erfahrung wird euch auch vor den Uebrigen zu verwahren wiſſen. Verlaßet eine mühſelige Arbeit, welche euch nur kümmerlich ernähren kann. Ihr ſollt bei mir nicht bloß das zum Leben Nothdürftige haben, ſondern auch, was dazu dienen kann, es annehmlich zu machen; und ich will euch Dinge ſagen, welche euch begreiflich machen werden, daß unſer gemeinſames Glück von dieſem Antrage abhängt. Kommet alſo, ihr könnt nichts beſſeres thun. Wenn eure Mutter noch lebte, ſo würde ſie mir Recht geben, und in der Freiſtätte, welche ich euch anbiete, euch mehr in Sicherheit glauben, als in der Hütte welche ihr bewohnet.“

Kurz, der Greis ſprach ſo annehmlich, daß Fatime anfing, ſich überreden zu laßen, und zu ihm ſagte:

„Herr, ich ſehe wohl zum Theil ein, was ihr da ſaget, und bin ſehr geneigt, von der Güte Gebrauch zu machen, welche ihr mir und meiner Schweſter bezeuget: aber weil, nach dem aufrichtigen Bekenntnis eurer Zuneigung für ſie, euer Antrag ſie beſondes angeht, ſo will ich erſt ihre Geſinnung erforſchen, bevor ich eine entſchiedene Antwort gebe. — Rede denn, Kadidſche,“ fügte ſie hinzu, indem ſie ſich zu ihrer Schweſter wandte: „fühlſt du dich geneigt, die Güte dieſes Herrn anzunehmen, und ihn zum Gatten zu nehmen? Denn ich halte ihn für zu verſtändig, als daß er die Unſchuld zweier Waiſen ſollte misbrauchen wollen, welche ihm die Sorge für ihre Ehre anvertrauen.“

„Nein, meine Schweſter,“ antwortete Kadidſche erröthend, „er iſt zu alt und zu häßlich.“

Die rückſichtloſe Freimüthigkeit dieſes jungen Mädchens ſchmerzte Fatime’n, die von den Erbietungen des Greiſes gerührt war, und ſie ſagte darauf:

„Meine Schweſter, man ſieht wohl, daß du noch in einem Alter biſt, welches des Nachdenkens unfähig iſt, da du auf die Ehre welche dieſer Herr dir anthut, ſo unziemlich antworteſt. Anſtatt ihm unhöfliche Dinge zu ſagen, erkenne lieber dein Glück, daß du ihm haſt gefallen können.“

„Ja, wahrhaftig,“ verſetzte Kadidſche weinend, „daß iſt etwas recht Annehmliches um dafür erkenntlich zu ſein! Ich weiß nicht, ob er ein paſſender Mann für mich iſt, aber das weiß ich wohl, daß es kein groſſes Vergnügen iſt, beſtändig einen ſolchen Mann, wie dieſen da, vor Augen zu haben.“

„Es ziemt ſich nicht, ſo zu reden,“ erwiederte ihr ihre Schweſter.

„Ich weiß nicht anders davon zu reden,“ antwortete die Jüngere; „und wenn es ein Glück iſt, ihm zu gefallen, warum wendet er ſich nicht an dich, da du doch ſchöner und verſtändiger biſt, als ich?

Mag er dich lieben, und wir werden ſehen, ob du ihn lieben willſt.“

Hundert und ſechs und neunzigſter Tag.

Die harten Reden Kadidſchens betrübten den Greis, und er rief aus:

„Bewundert mein verhängnisvolles Schickſal: ich habe die berühmteſten Schönheiten des Morgenlandes geſehen, und bis zu dieſem Alter, worin ihr mich ſehet, gelebt, ohne mein Herz feſſeln zu laßen: und erſt in dieſem Augenblick empfinde ich eine heftige Leidenſchaft für ein junges Mädchen, welches einen unüberwindlichen Abſcheu gegen mich hegt. Ich ſehe all das Widerwärtige meines Schickſals, das ich mir bereite, und gleichwohl zwingt mein Stern mich, wider Willen meiner Neigung zu folgen.“

Dem Greiſe traten bei dieſen Worten die Augen voll Thränen, und er ſchien ſo bewegt, daß Fatime, die von Natur ſehr gutmüthig war, Mitleid mit ihm hatte, und zu ihm ſagte:

„Herr, laßet ab, euch zu betrüben: euer Uebel iſt vielleicht noch nicht unheilbar. Laßt euch die erſten Reden eines Kindes nicht beunruhigen, die noch nicht weiß, was ſich ziemt; die Zeit wird ihren Verſtand reifen. Ihr beſitzet freilich nicht die Annehmlichkeiten der Jugend: aber ich halte euch für einen redlichen Mann; eure Liebe und Sorgfalt wird ſie endlich rühren. Wir wollen euch gern begleiten, und ich verſpreche euch meine guten Dienſte.“

„Ja aber, meine Schweſter,“ unterbrach ſie verdrießlich das kleine Mädchen, „wenn er mich quält und mich nöthigen will, ihn zu lieben, ſo ſtehe ich euch nicht dafür, daß ich entfliehe.“

„Nein, ſchöne Kadidſche,“ ſagte der Greis, „ihr ſollt nicht gequält werden, ich ſchwöre es bei allem, was heilig iſt auf Erden. Ich werde euch durchaus keinen Zwang anthun, ihr ſollt unumſchränkte Gebieterinn über alles ſein, was ich beſitze. Wenn ihr irgend ein reiches Kleid oder andern Putz wünſchet, ſo ſollt ihr es auf der Stelle haben; denn ich mache es mir zur Pflicht, euren geringſten Wünſchen zuvorzukommen. Ich ſage noch mehr;“ fuhr er fort, „wenn ich bemerke, daß mein Anblick euch unangenehm iſt, ſo werde ich ihn euch erſparen, was es mir auch koſten mag.“

Hierauf nahm Fatime das Wort, und ſagte zu dem Greiſe:

„Da meine Schweſter geſonnen ſcheint, euch unter den verheißenen Bedingungen zu folgen, ſo laßt uns jetzo nur noch dieſe Wäſche zu den Leuten tragen, denen ſie gehört, wir kommen ſogleich wieder zu euch.“

„Ah!“ rief der Greis aus, „entführet mir nicht eure reizende Schweſter, ich beſchwöre euch darum. Sei es Täuſchung, ſei es Ahndung, wenn ihr beide mich verlaßet, ſo befürchte ich, euch niemals wiederzuſehen, und würde dann vor Gram ſterben. Ihr wollt nicht ſäumen wiederzukommen, ſagt ihr: ſo laßt ſie denn bis zu eurer Rückkehr hier bei mir; was habt ihr zu fürchten? könnt ihr Mistrauen hegen gegen einen . . . “

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Kadidſche mit Heftigkeit, „ich will mit meiner Schweſter gehen, und nicht mit euch allein bleiben.“

„Warum denn,“ ſagte zu ihr Fatime der es willkommen war, jetzo ſchon dem Greiſe zu zeigen, daß ſie Theil nähme für ihn, „warum willſt du nicht hier bleiben? Ich komme im Augenblicke zurück, und bitte dich, meine Schweſter, mich hier zu erwarten: du biſt dieſem Herrn dieſes Zeichen des Vertrauens ſchuldig, um ihm die unhöflichen Dinge zu vergüten, welche du ihm geſagt haſt.“

Kadidſche fühlte den größten Widerwillen von der Welt, bei ihm zu bleiben: aber ſie wagte es nicht, dem Willen ihrer Schweſter zu widerſtreben, welche ſie als ihre zweite Mutter anſah.

Fatime nahm alſo auch den Korb der jüngern Schweſter, und ging hin, nachdem ſie dem Greiſe ſehr empfohlen, den widerſpenſtigen Geiſt des Mädchens, die ſie bei ihm ließe, zu ſchonen. Aber anſtatt bald wieder zu kommen, wie ſie verheißen hatte, blieb ſie den ganzen Tag aus. Nichts war mit Kadidſchens Unruhe deshalb zu vergleichen. So bald ſie die Nacht heran nahen ſah, verlor ſie die Geduld; ſie überhäufte den Greis mit Vorwürfen, und ſagte zu ihm:

„Ihr ſeid der Urheber unſers Unglücks; ohne eure widerwärtige Begegnung, würde ich bei meiner Schweſter ſein. Welcher Unfall ihr auch zugeſtoßen ſein mag, ich würde ihn lieber mit ihr theilen, als hier bei euch zu ſein.“

Dieſe Reden kränkten den Greis ſehr. Er wußte nicht, was er antworten ſollte, ſo ſehr fürchtete er, ſie noch mehr zu reizen, da er wohl wußte, daß ſie, nicht ohne Urſache, gegen ihn eingenommen war. Indeſſen bot er alles auf, ſie zu beruhigen: aber weit entfernt, damit zum Ziele zu kommen, vermehrte er nur ihre Unruhe, und den Abſcheu, welchen ſie gegen ihn hegte. Sie hieß ihn ſogar ſchweigen, und wollte ſelber nach Maßülipatam gehen, trotz der Dunkelheit der Nacht und eines ſtarken Regens, welcher einfiel. Dieß wollte ſie ſo wohl, um nicht die Nacht bei dem Greiſe zuzubringen, als um Kunde von ihrer Schweſter einzuziehen. Er brachte ſie jedoch von dieſem Vorhaben ab, indem er ihr vorſtellte, daß allem Anſcheine nach, Fatime ſich irgendwo aufgehalten; daß das böſe Wetter ſie an der Rückkehr verhindert hätte, und daß endlich die wiederkehrende Sonne ſie ihr auch wieder zuführen würde. Er ſagte ihr ſogar, das ſchicklichſte würde für ſie ſein, nach ihrer Hütte zurückzukehren; und morgen früh, wenn Fatime nicht heimkäme, wollten ſie ſie überall ſuchen.

Die Wahrheit dieſer Gründe leuchtete Kadidſchen troß dem Haſſe ein, welchen ſie gegen den Greis fühlte: ſie ließ ſich überzeugen. Beide nahmen nun den Weg nach der Hütte, wo ſie, nach einem ſehr leichten Mahle, welches aus einigen Datteln und reinem Waſſer beſtand, ſich von den Unfällen dieſes Tages unterhielten. Das junge Mädchen that die ganze Nacht nichts als weinen und wehklagen, und ihr alter Freier war nicht minder beunruhigt.

Mit Anbruche des Tages, verließen ſie die Hütte, und gingen nach Maßulipatam. Sie erkundigten ſich an allen Orten dieſer Stadt, wo ſie Wäſche konnte hingetragen haben, und überall ſagte man ihnen, daß ſie nicht dort geweſen wäre. Sie begnügten ſich nicht damit, ſondern ſuchten ſie noch von Straße zu Straße, und fragten nach ihr von Haus zu Haus: aber alle ihre Nachforſchungen waren fruchtlos.

Hundert und ſieben und neunzigſter Tag.

Dieſe Dunkelheit, welche über Fatimens Schickſal ſchwebte, erhöhte noch ihren Schmerz. Sie konnten nicht zweifeln, daß dem unglücklichen Mädchen irgend etwas Außerordentliches begegnet wäre. Ihre jüngere Schweſter war in Verzweiflung, daß ſie ſie nicht begleitet hatte, und ſie antwortete nur mit Schmähungen auf die Reden, durch welche der Greis ſie zu tröſten ſuchte. Er ſeufzte im Grunde ſeines Herzens, daß er die kleine Widerſpenſtige nicht zu Vernunft bringen konnte.

Sie verwandten die folgenden ſieben oder acht Tage, um auch das ganze Gefilde rings um die Stadt zu durchſuchen. Es gab kein Schloß, kein Haus auf vier Stunden in der Runde welche ſie nicht genau durchſuchten, aber immer mit eben ſo wenig Erfolg. Kurz, da ſie nicht mehr wußten, was ſie vornehmen ſollten, kehrten ſie ganz troſtlos nach der Hütte zurück.

Als der Alte bemerkte, daß Kadidſche ſich über alle Maßen betrübte, war er von Schmerz durchdrungen, und ſagte mit Thränen in den Augen zu ihr:

„Meine theure Kadidſche, laßt ein wenig nach, euch ſo lebhaft zu betrüben. Ich wage es euch vorzuſtellen, daß ihr jetzt andere Dinge zu beachten habt.

Bedenket, daß ihr, nach dem Tode eurer Mutter und dem Verſchwinden eurer Schweſter, hier nicht in Sicherheit ſeid. Ich fürchte, daß eure Schönheit euch zum Gegenſtande der Zudringlichkeit einer übermüthigen Jugend mache. Könnte ich, ſchwach und hinfällig, wie ich bin, euch gegen ihren Ungeſtüm vertheidigen? Auf der andern Seite iſt euer Unterhalt nicht wohl geſichert. In einem ſo zarten Alter, ſeid ihr nicht recht im Stande, ihn euch ſelber zu verſchaffen. Ueberdieß iſt das wenige Geld, was ich hatte, beinahe verzehrt; und hier mangelt uns alles. Bedenket dieß, ſchöne Kadidſche, und laßt euch gefallen, daß ich euch nach der Stadt führe, wo mein gewöhnlicher Aufenthalt iſt. Ihr werdet in meinem Hauſe alles im Ueberfluſſe finden, und ihr ſollt dort die Gebieterinn meiner Habe und meines Schickſals ſein.“

Als der Greis ausgeredet hatte, erwartete er ſehr ungeduldig die Antwort des Mädchens; und nicht ohne Grund fürchtete er den widerſpenſtigen Geiſt des Mädchens. Da ſie nicht antwortete und mehr mit dem Verluſt ihrer Schweſter beſchäftigt ſchien, als mit der Sorge für die Erhaltung ihres Lebens, ſo war er genöthigt, ihr von neuen alles vorzuſtellen, was ſie beſtimmen ſollte, ſeinen Vorſchlag anzunehmen, und er zweifelte mehr als einmal daran, ſie herumzubringen. Endlich gelang es ihm jedoch: ſie willigte ein, ihm zu folgen, wohin es ihm beliebte, ſie zu führen.

Sie machten ſich alſo auf den Weg: aber bevor ſie die Hütte verließen, ſchrieb der Alte mit Kohle über der Thüre den Namen des Ortes, wohin er Kadidſche'n führte, damit, wenn Fatime heimkäme, ſie von ihrer Schweſter Nachricht vorfände. Hierauf verſchloſſen ſie die Thüre, und legten den Schlüſſel derſelben in einen hohlen Baum in der Nähe, wo er ſonſt gewöhnlich verſteckt wurde.

Die Stadt, wohin der Alte Kadidſche'n führen wollte, war nur drei Tagereiſen von dort; aber ein alter Mann von hundert Jahren, und ein zwölfjähriges Mädchen konnten nicht lange Tagereiſen machen: ſie brachten ſieben Tage auf dem Wege zu. Beide waren ganz erſchöpft von Müdigkeit und Hunger, als ſie anlangten. Das erſte was Dahy (ſo hieß der Alte) that, war, daß er in der Stadt nach dem Erleſenſten was es zu eſſen gab, ausſchickte und es aufs ſchleunigſte herbei bringen ließ. Man mußte eiligſt darnach laufen. Nachdem ſie ihren Hunger geſtillt hatten, führte Dahy ſeine Herrinn in ein ſehr ſauberes Zimmer, wo er ſie ausruhen ließ, und ging in ein andres Zimmer, ebenfalls auszuruhen.

Am folgenden Morgen wählte er bei Kaufleuten ſehr ſchöne Stoffe aus, von denen er für Kadidſche'n Kleider machen ließ, und kaufte ihr eine alte Sklavinn, welche ſehr geſchickt ſein ſollte, und die erſte in der Welt für den Frauenputz.

Kadidſche konnte die Veränderung ihres Zuſtandes nicht genug bewundern; obwohl ſie die Empfindungen des Alten für ſie wohl bemerkte, ſo konnte ſie jedoch nicht begreifen, wie ſie über ihn eine ſo unbeſchränkte Herrſchaft hatte gewinnen können. Sie bedachte zuweilen, daß ſie ihm alle die großen Annehmlichkeiten verdankte, deren ſie hier genoß, und im Grunde ihres Herzens war ſie erkenntlich dafür: aber ungeachtet aller ihrer Betrachtungen, konnte die Sorgfalt des Greiſes für ſie doch nicht den Widerwillen vermindern, welchen ſie bei der Annahme derſelben empfand. Außer den Kleidern und Kleinoden, womit er ſie jeden Tag beſchenkte, vergaß er auch nicht des Verſprechens, welches er ihr gethan hatte. Er bezeigte ihr eine Ehrfurcht, welche ſie erfreute, jedoch nicht vermögend war, ihr die geringſte Zuneigung für ihn und für ſeine Liebe einzuflößen.

Hundert und acht und neunzigſter Tag.

Mehr als drei Monate vergingen, ehe Kadidſche nur ein wenig getröſtet ſchien. Das Andenken ihrer Schweſter miſchte Bitterkeit in alles, was ſie Angenehmes in ihrer glücklichen Lage hätte finden können; und unaufhörlich rief ſie in ihr Gedächtnis den Rath ihrer ſterbenden Mutter zurück, ſich niemals von ihrer Schweſter Fatime zu trennen. Das Gefühl ihres Schmerzes ward indeſſen allmählich weniger lebhaft, ſei es nun, daß die Veränderung ihres Schickſals die Stärke deſſelben verminderte, oder, daß es die gewöhnlich Wirkung der Zeit war.

Eines Tages, als ſie von einem Spaziergange etwas ermüdet war, legte ſie ſich früher nieder, als gewöhnlich. Sie ſank in einen tiefen Schlaf; und gegen Morgen, wo die Vorſtellungen klarer und lebhafter ſind hatte ſie einen Traum, der einen tiefen Eindruck auf ſie machte. Ihr träumte, ſie ſähe einen jungen prächtig gekleideten Mann, deſſen Antlitz und blonde Locken ſie entzückten. Während ſie ihn mit Aufmerkſamkeit betrachtete, ſprach er zu ihr:

„Ah! Kadidſche, wo denkeſt du hin? haſt du Fatime'n vergeſſen? wähneſt du, daß die ſchönen Gewänder, womit Dahy dich bekleidet hat, dich der Verpflichtung überheben, ſie zu ſuchen? Nein, gewis nicht, und ich verkündige dir, daß du nicht anders glücklich ſein wirſt, als wenn du nach der Inſel Sumatra reiſeſt, ſie aufzuſuchen. Betrachte mich, und du ſieheſt in mir denjenigen, welchen der Himmel dir zum Gatten beſtimmt.“

Mit dieſen Worten verſchwand der junge Mann, und Kadidſche erwachte. Lebhaft ſtand ihr dieſes Bild noch vor der Seele, welches ſie weniger als einen Traum, denn als eine Erſcheinung anſah.

Die Worte, welche dieſes liebenswürdige Geſpenſt zu ihr geſprochen hatte, ſchienen ihr ſo zuſammenhangend und ſo paſſend für die Lage, worin ſie ſich befand, daß ſie dieſen Bezug nicht genug bewundern konnte; und obwohl ſie ſchon Verſtand genug beſaß, um nicht zu glauben, daß es wirklich einen Mann auf der Welt gäbe, welcher dem im Traume geſehenen ähnlich wäre, ſo bewahrte ſie jedoch die Züge davon in ihrem Herzen. Sie beſchloß ſogar, um ſich nichts vorzuwerfen zu haben, Dahy zu vermögen, mit ihr die Reiſe nach der Inſel zu machen: ſie bat ihn noch denſelben Tag darum, nachdem ſie ihm ihren Traum erzählt hatte.

Der Greis hörte ihn mit Verwunderung an, und da er ihm auch zu außerordentlich vorkam, um ihn für ein bloßes von den Dünſten des Schlafes aufgeregtes Gebilde zu halten, ſagte er zu Kadidſche'n:

„Ich gäbe gern mein Leben hin, um euch zufrieden zu ſtellen. Ich willige ein, mit euch nach der Inſel Sumatra zu reiſen, obwohl kein Anſchein dazu vorhanden iſt, daß wir dort etwas von dem Schickſal eurer Schweſter erfahren werden. Ich bin eben ſo betroffen über dieſen Traum, wie ihr, und bin nicht weniger begierig, eure Wünſche in Erfüllung gehen zu ſehen.“

Mehr bedurfte es für das junge Mädchen nicht, um ſie zu der Reiſe nach Sumatra zu beſtimmen. Kaum ließ ſie dem Alten Zeit genug, Anſtalten zu der Reiſe zu treffen, ſolche Ungeduld hatte ſie, Fatime'n wiederzuſehen, oder wenigſtens über ihr Schickſal aufgeklärt zu werden.

Sie wurden mit einander einig, zuvor nach der verlaßenen Hütte zu gehen, um zu ſehen, ob keine Spur da wäre, woraus ſie ſchließen könnte, daß Fatime während ihrer Abweſenheit heimgekommen wäre; alsdann wollten ſie ſich nach Maßülipatam begeben, um ſich auf dem erſten Schiffe einzuſchiffen, welches nach der Inſel Sumatra ginge.

Daby kaufte drei Pferde zu ihrer Reiſe, nahm mit ſich alles, was er an Goldſtücken beſaß, nebſt einigen Edelgeſteinen, welche er in einen ledernen Gürtel nähte, den er gewöhnlich trug. Sein übriges Geld gab er einem ſeiner Freunde, einem Greiſe in Verwahrung, und trug ihm auf, wenn etwa während ihrer Abweſenheit Fatime käme, ſie aufzuſuchen, daß er ſie bäte, ſie bis zu ihrer Heimkehr in dieſer Stadt zu erwarten.

Sie machten ſich alſo auf den Weg. Daby beſtieg das beßte Pferd, und nahm Kadidſche'n hinter ſich; die Sklavinn ritt auf dem zweiten Pferde; und das dritte, welches mit allem ihren Geräthe beladen war, wurde von einem ſchwarzen Sklaven am Zügel geführt.

In dieſem Aufzuge gelangte die kleine Karavane binnen zwei Tagen nach der Hütte der beiden Schweſtern. Sie fanden den Schlüſſel in dem hohlen Baume, wie ſie ihn hinein gelegt hatten: aber als ſie hineintraten, ſahen ſie nirgend etwas verrückt, nirgends eine Spur, woraus ſie abnehmen konnten, daß Fatime während ihrer Abweſenheit dort geweſen wäre. Dieſes diente nur dazu, ſie in dem Entſchluſſe, nach der Inſel Sumatra zu reiſen, zu beſtärken.

Sie beeilten ſich, nach Maßülipatam zu gelangen, wo Dahy bald vernahm, daß ein Schiff von Aſchem,*) mit reichen Kaufmannsgütern beladen, binnen zwei Tage unter Segel gehen würde, um heimzukehren. Er ging auf der Stelle zu dem Schiffsherrn hin, und ward mit ihm wegen der Ueberfahrt einig. Alsdann kam er wieder zu Kadidſche'n, verſah ſich mit allen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, welche eine langwierige Seefahrt erträglich machen können, und verkaufte ſeine Pferde, welche ihm auf dem Meere unnütz waren.

---

*) Aſchem, Hafen und Hauptſtadt an der Nordſpitze Sumatra's.

Hundert und neun und neunzigſter Tag.

Nach zwei Tagen ſchifften ſie ſich ein, bei günſtigem Winde, der ſie beträchtlich vorwärts brachte. Die junge Gebieterinn Dahy's war etwas verwundert, als ſie nichts mehr ſah, denn Himmel und Waſſer: aber das Verlangen, das Schickſal ihrer Schweſter zu vernehmen, ſtärkte ihre Entſchloſſenheit.

Der Alte that ſein Mögliches, ſie zu vergnügen: bald erzählte er ihr zur Ergetzung angenehme Geſchichten; bald unterhielt er ſie von ernſthaften und wichtigen Dingen, um ihren Geiſt und ihre Sitten zu vervollkommnen.

Da er ſie ſo mit Muße ſah, glaubte er ſie nicht länger in Unwiſſenheit laßen zu dürfen, wer er wäre, und welches ſeltſame Schickſal er hätte. Sie hatte wohl etwas Außerordentliches in der Anhänglichkeit vermuthet, welche er für ſie zu haben ſchien: aber ſie betrachtete dieſe Seltſamkeit viel mehr als einen Eigenſinn des Geſchmacks denn als eine Verkettung von Umſtänden. Und ſie wurde ſehr überraſcht, als der Alte ſeine Erzählung folgendermaßen anhub:

„So hinfällig und abgelebt ich euch erſcheine, ſchöne Kadidſche, ſo vernehmet jedoch, daß ich unſterblich bin.“

Nach dieſen wenigen Worten hielt er inne, um zu beobachten, was bei einem ſo unerwarteten Bekenntnis in der Seele des jungen Mädchens vorgehen würde. Er bemerkte leicht die Verwundrung, worin dieſer Anfang ſie verſetzte. Sie wußte erſt nicht, ob ſie es für Ernſt nehmen ſollte: aber die Gemüthsart des Greiſes, der über nichts zu ſpaßen pflegte, was es auch wäre, überzeugte ſie, daß er die Wahrheit redete:

„Herr,“ ſagte ſie, „da ich euch ſo viel Dank ſchuldig bin, ſo ſollte ich mich über eure Vorzüge freuen: aber wenn ich bedenke, daß der Vorzug, welchen ihr mir jetzt erſt bekannt macht, euch von keinem großen Nutzen ſein kann, ſo weiß ich nicht, ob es euch nicht unangenehm ſein möchte, wenn ich euch meine Freude darüber bezeigte. Denn,“ fuhr ſie fort, „von Alterſchwäche niedergebeugt, wie ihr zu ſein ſcheint, welche Annehmlichkeit kann das Leben für euch haben?“

„Es wäre mir eine ſchwere Laſt,“ erwiederte der Greis, „und ich würde dem Himmel Vorwürfe machen, mir einen Vorzug gegeben zu haben, welchen er den Menſchen verſagt hat, wenn ich wirklich ſo wäre, wie ich erſcheine: aber ihr werdet noch mehr erſtaunen, reizende Kadidſche, wenn ihr vernehmet, daß ihr mich hier unter einer fremden Geſtalt ſehet. Von Natur ſind meine Züge geeigneter, dem ſchönen Geſchlechte zu gefallen, als ihm Grauen zu erregen; und dieſe Züge vermögen um ſo eher zärtliche Gefühle zu erwecken, als ſie durch eine ewige Jugend belebt ſind. Jasmin und Roſen blühen auf meinen Wangen; mit Einem Wort, alles, was man Anmuthiges ſehen kann, findet ſich auf meinem Antlitze vereinigt und über meine ganze Geſtalt verbreitet.“

„Ei warum denn,“ unterbrach ihn Kadidſche ungeduldig, „nehmet ihr nicht ſchleunigſt dieſe reizende Geſtalt wieder an?“

„Ach!“ antwortete Dahy ſeufzend, „das ſteht nicht in meiner Macht, und dieß eben iſt mein Leid. Ein ſo großes Unglück iſt mir nur empfindlich, weil es mich euch unter einer ſo unangenehmen Geſtalt darſtellt.“

„Und wird dieß Unglück nie endigen?“ fragte ihn das junge Mädchen.

„Es ſteht nur bei euch, daß es aufhöre,“ erwiederte er: „ihr dürft mir nur dazu helfen.“

„Unter dieſen Umſtänden,“ ſagte ſie freimüthig, „glaube ich wohl, daß ihr niemals eure Geſtalt wieder verändern werdet. — Aber, Herr,“ fügte ſie hinzu, „wie ſoll ich ſo viel erſtaunlichen Dingen Glauben beimeſſen?“

„Ihr dürft mich nur anhören, meine Königinn,“ antwortete er, „und ihr werdet nicht mehr an der Wahrheit meiner Worte zweifeln.

Was ich euch vorhin geſagt habe,“ fuhr er fort, „wird euch leicht begreiflich machen, daß ich kein

Menſch bin: ich bin ein Geiſt. Wir ſind unſer zwei, Zwillingsbrüder, gleich ſchön und wohlgebildet. Ich heiße Dahy und mein Bruder Ady. Die Herrſchaft aber, welche unſer Geiſterſtand uns über alle natürliche Dinge gab, enthub uns nicht, daß wir ſelber der Macht eines Brachmanen von Viſapur dienſtbar waren, der durch ſeine Wiſſenſchaft ſich eine unumſchränkte Herrſchaft über unſer Geſchlecht erworben hatte. Er hatte mich und meinen Bruder liebgewonnen; und um uns ſein Vertrauen zu beweiſen, übergab er uns die Bewachung ſeiner Geliebten, auf deren Treue er nicht ſonderlich rechnete.

Zweihundertſter Tag.

Wir dienten ihm bei dieſem Auftrage getreulich. Die Dame war ſtäts von Ady oder mir begleitet. Ziemlich lange Zeit ging alles in der Ordnung zu. Wollte der Himmel, daß ihr Eigenſinn und ihre Halsſtarrigkeit nicht dieſen glücklichen Zuſtand verändert hätte! Ihre Treue hatte ſich noch nicht verdächtig gemacht; es ſchien uns nicht, daß die Dame eine Neigung für jemand hätte und nicht einmal, daß das Verlangen zu gefallen, ſie verleitete, etwas zu thun, das gegen die Wohlanſtändigkeit geweſen wäre: als ſie allmählich nachdenklich ward. Bald darauf verwandelte ſich ihre Träumerei in Schmachten: ſie ſeufzte mitten unter den Luſtbarkeiten, welche Kanßu (ſo hieß der Brachmane) ihr veranſtaltete; und manchmal blickte ſie Ady und mich ſo an, als wenn ſie unſer Mitgefühl für ein geheimes Herzeleid anflehte.

Verwundert über dieſe Verwandlung, welche die lebhafte Farbe ihres Antlitzes zu bleichen, und ſelbſt ihre Geſundheit anzugreifen begann, ſagten wir zu einander, mein Bruder und ich:

„Was fehlt ihr doch? was vermochte, ſie in kurzer Zeit ſo gänzlich zu verändern?“

Ach! wir waren ſehr weit entfernt, uns einzubilden, daß wir ſelber der Anlaß dieſes traurigen Zuſtandes waren, der uns verwunderte.

Dieſe unglückliche Dame, die uns ſtäts vor Augen war, hatte auf unſere Schönheit geachtet, und dieſe Aufmerkſamkeit war ihr verderblich geworden. Sie konnte ſich nicht erwehren, uns zu lieben; und was mehr, als alles übrige, ſie zu dieſer Liebe verführte, waren, wie ſie uns nachmals geſtanden hat, die langen blonden Haare, welche uns in vollen Locken über die Schultern wallten.“

Die junge Kadidſche rief ſich bei dieſer Stelle ihren Traum wieder ins Gedächtnis, ſie betrachtete den Greis verwundrungsvoll, und fühlte, daß ſeine Erzählung anfing, ſie anzuziehen: ſie hatte ihm noch niemals ſo aufmerkſam zugehört.

„Als mein Bruder und ich bemerkten,“ fuhr Dahy fort, „daß die Zeit, anſtatt dem geheimen Kummer der Dame einige Linderung herbeizuführen, vielmehr die Heftigkeit deſſelben zu erhöhen ſchien, ſo beſchloſſen wir, alles aufzubieten, das ſie vermögen konnte, uns ihr Herz zu öffnen.

Eines Tages alſo, als wir beide bei ihr waren, und der Brachman ſich zum Vorſitz in einer Verſammlung der Feen begeben hatte, welche an den Gränzen der Großen Tatarei gehalten wurde, ſprach mein Bruder zu ihr:

„Schöne Herrinn, ſchon lange bemerken wir daß ein geheimer Schmerz eure Ruhe ſtört: wir haben uns bemüht, die Urſache davon zu entdecken, in der Abſicht, euch unſern Beiſtand anzubieten: aber wir haben ihn nicht durchdringen können. Verberget uns ihn nicht länger; und wenn unſre Hülfe etwas beitragen kann, die Ruhe eurer Seele wiederherzuſtellen, ſo zählet auf unſern Eifer und auf unſre Sorgfalt.“

Wir hätten uns ohne Zweifel ein großes Vergnügen daraus gemacht, ſie aus dem ſchmachtenden Zuſtand, in welchen wir ſie verſunken ſahen, zu befreien; denn wir waren ihr ſehr zugethan. Ady's Rede verſetzte ſie in die äußerſte Verwirrung; indeſſen, da es ihr eine Gelegenheit darbot, ſich zu erklären, die ſie ſchon längſt geſucht hatte, ſo ließ ſie dieſelbe nicht entſchlüpfen.

„Ihr ſeid zu edelmüthig, liebenswürdiger Ady,“ antwortete ſie ſchmachtend, „für eine unglückliche Theil zu nehmen, die eurer Aufmerkſamkeit nicht würdig iſt. Beraubet mich nicht, ich bitte euch, des ſchwachen Troſtes, im Geheimen meine unheilbaren Leiden zu beweinen.“

„Was ſagt ihr, ſchöne Herrinn!“ rief ich mit Erſtaunen aus: „die Leiden, welche ihr fühlet, ſollten unheilbar ſein! Von welcher Art ſind ſie denn?“

„Die Härte meines Schickſals,“ erwiederte ſie, „iſt ſo groß, daß, wenn etwas ſie zu lindern vermöchte, es allein das Mitleid wäre, welches ihr damit haben wolltet.“

„Ah! was das Mitleid betrifft,“ verſetzte ich haſtig, „ſo erbieten wir es euch ganz und gar: aber wir beſchränken es nicht darauf, euch zu beklagen; ſondern wir werden nicht zufrieden ſein, wenn unſere Bemühungen nicht dieſe tiefe Schwermuth zerſtreuen, welche euch unmerklich verzehrt. Fühlt ihr euch von irgend einem unbekannten Weh befallen, ſo wißt ihr wohl, daß uns alle Geheimniſſe der Natur bekannt ſind, um die krankhaften Zuſtände des Leibes zu heilen; oder wenn der Brachman euch durch eine Behandlung gekränkt hat, welche eurer Würdigkeit und eurer Zärtlichkeit für ihn unangemeſſen iſt, ſo wißt ihr wohl, daß wir etwas über ihn vermögen. Redet alſo, liebenswürdige Herrinn! Vertrauet euch uns an; gebet unſerm Eifer Gelegenheit, euch ein glücklicheres Daſein zu verſchaffen.“

Zweihundert und erſter Tag.

Farſana, ſo hieß die Schöne, antwortete mir folgendermaßen:

„Meine Geſundheit iſt nicht angegriffen, noch hat Kanſu mir irgend Anlaß gegeben, mich über ihn zu beklagen: gleichwohl dulde ich qualvolle Leiden; und wenn ihr ſie vernähmet, welchen Eifer ihr mir jetzt auch bezeuget, ſo weiß ich doch nicht, liebenswürdiger Dahy, ob ihr ſo geneigt wäret, ſie zu lindern, als ihr ſaget.“

„Ah! Herrinn,“ rief mein Bruder aus, „ihr thut uns Unrecht; ſtellet uns auf die Probe, und ihr werdet vortheilhafter von uns denken.“

„Und wenn ich euch nun ſagete,“ erwiederte ſie erröthend, „daß ihr ſelber es ſeid, einer wie der andre, die das Leid verurſachen, welches ihr heilen wollt!“

„Wer? wir!“ verſetzte ich, ſehr überraſcht, obwohl ich noch nicht begriff, wo ſie hinaus wollte: „ei! wie hätten wir doch etwas thun können, das unſerer Abſicht ſo entgegen iſt?“

„Ich habe ſchon zu viel geſagt," fuhr ſie fort, „um euch nicht vollends mein ganzes Unglück zu erkennen zu geben; und weil ihr ſelber mich dazu dränget, ſo wiſſet denn, allzu liebenswürdige Brüder, daß ich mich der Macht eurer Reize nicht erwehren konnte. Vergeblich habe ich mich den Fortſchritten widerſetzt, welche ſie jeden Tag in meinem Herzen machten, mein Widerſtand hat mich nun in den Zuſtand verſetzt, in welchem ihr mich ſehet."

Hierauf begann ſie, uns mit ſo lebhaften und natürlichen Farben die innern Kämpfe zu ſchildern, welche in ihrer Seele vorgegangen waren, daß wir ebenſo gerührt, als überraſcht davon waren.

„Iſt es denn möglich," ſagte ich zu ihr, „daß die Sorge für euer Glück und für eure Ruhe, daß alles, was ihr dem Brachmanen verdankt, euch nicht vor den Empfindungen bewahren konnte, welche ihr uns erklärt? Habt ihr euch wohl vorgeſtellt, wie wenig Erfolg ihr von einem ſolchen Eigenſinne zu erwarten habt?"

Hierauf boten wir alles auf, mein Bruder und ich, um ſie wieder zur Vernunft zu bringen: aber es war zu ſpät; das Uebel hatte ſchon zu tiefe Wurzeln geſchlagen.

Nach allen unſeren Vorſtellungen, welche Farſana willig anhörte, ohne uns zu unterbrechen, ſchien ſie aus ihrer tiefen Niedergeſchlagenheit etwas ermuntert; das Geſtändnis, welches ſie uns abgelegt hatte, war eine ſchwere Laſt, von welcher ſie ſich erleichtert fühlte. Nicht, daß ſie, bei der Art, wie wir das Bekenntnis ihrer Schwachheit aufgenommen, im geringſten Grund zu hoffen gehabt hätte: aber es iſt ein ſo natürlicher Wunſch, den Gegenſtand unſrer Liebe von den Leiden zu unterrichten, welche er uns verurſacht, daß wir es immer für einen Gewinn achten, wenn wir Gelegenheit gefunden haben, ſie ihm zu entdecken.

Die Schöne ſchmeichelte ſich, daß wir uns endlich von ſo viel Liebe und Beſtändigkeit würden rühren laßen. Dieſe Hoffnung beſchwichtigte für einige Zeit ihren Kummer. Aber als die Zeit allmählich verlief, ohne daß ſie die Linderung empfing, welche ſie wünſchte, ſo machte ihre Leidenſchaft, deren Macht ſeit ihrer Entdeckung noch ſtärker geworden war, ſie zum Raub ihrer Begierden, und verſenkte ſie wieder in ihr voriges Schmachten.

Dieß brachte uns in große Verlegenheit; weil Kanßu's Befehle uns nicht erlaubten, ſie zu verlaßen, ſo waren wir täglich ihren Vorwürfen ausgeſetzt, welche ſie nicht abließ zu wiederholen.

„Ihr Grauſamen!“ ſagte ſie zu uns; „wollt ihr erbarmungslos mich ſterben laßen, da es doch nur von euch abhängt, mir ein Leben lieb zu machen, welches ich verfluche? Die edelmüthige Freude an der Linderung der Leiden, welche in gutgearteten Herzen ſo mächtig iſt, vermag ſie denn gar nichts über euch, und findet ihr nur Vergnügen daran, mich leiden zu ſehen?“

„Schöne Farſana,“ antwortete ich ihr, „was dürft ihr von uns erwarten? Sollten wir einem Uebel ſchmeicheln, welches wir nicht heilen können? Sollten wir den Brachmanen verrathen, der ſich auf unſre Treue verläßt? Wolltet ihr ſelber ihn verrathen, nach allem, was er für euch gethan hat? Nicht mit Gewalt hat er euch euren Aeltern geraubt, die euch ſo hart behandelten; ihr habt eingewilligt, daß er euch entführete, und ohne Widerſtreben habt ihr ſein Glück gemacht. Ermuthiget euch alſo, und befreiet euch von der Herrſchaft, welche eine unwürdige Schwachheit über euch gewonnen hat.“

Die Schöne hörte geduldig dieſe Worte an; ſodann rief ſie aus:

„Wie? iſt es denn ein ſo großes Verbrechen, Zärtlichkeit für zwei Brüder zu fühlen, die man nicht anſehen kann, ohne ſie zu lieben? Warum habt ihr euch täglich meinen Augen dargeboten? Bei welchem Volke der Erde iſt dieſe Leidenſchaft, die ihr verdammt, nicht verzeihlich? Verlangt man, daß ich in einen Greis verliebt ſein ſoll, deſſen Liebe ich bisher nur aus Erkenntlichkeit deſſen, was er für mich gethan hat, geduldet habe? Soll ich denn immerdar das Opfer meiner Erkenntlichkeit ſein?"

„Aber, Herrinn," ſagte Ady zu ihr, „wenn dieſe Schwachheit, die ihr beſchönigen wollt, nun auch Nachſicht und Erwiederung von unſrer Seite verdienete, wäret ihr nicht immer doch zu tadeln, daß ihr ſie zu weit ausdehnet? Sollen wir denn beide, mein Bruder und ich, der Gegenſtand derſelben ſein?"

„Ich geſtehe," antwortete ſie erröthend, „daß wirklich etwas Außerordentliches in meiner Leidenſchaft liegt: aber ich bin nicht Herrinn derſelben. Ihr und Daby, beide ſcheint ihr mir ſo gleich an Würdigkeit, daß ich mich nicht entſchließen kann, einen zu wählen, ohne nach dem andern zu ſchmachten; und ich könnte mich nicht beruhigen, wenn ihr nicht allebeide meiner Zärtlichkeit entſprächet."

„Wie?" rief ich aus: „ihr gedenket alſo wirklich, uns beide zu verleiten? und ihr könnt euch ſchmeicheln, daß ich und mein Bruder uns zu einer ſo abſcheulichen Gemeinſchaft verſtehen würden?"

„Warum nicht?" verſetzte ſie: „euch verbindet eine ſo innige Freundſchaft, daß keine Eiferſucht zwiſchen euch obwalten kann. — Kurz," fügte ſie hinzu, „ich habe es euch ſchon geſagt: es iſt das Schickſal, welches meine Empfindungen lenkt. Vergeblich iſt es, ihm zu widerſtehen; und wenn ihr mit einer Unglücklichen, deren Leiden ihr verurſacht, nicht Mitleid habt, ſo verſehet euch, bald meine ſchmachtenden Tage geendigt zu ſehen, welche ich ſo lange ſchon hinſchleppe.“

Zweihundert und zweiter Tag.

Alles was ſie mit uns ſprach, ging immer nur über dieſen Gegenſtand. Ihre Empfindungen, ich geſtehe es, ſchienen mir ſeltſam, und ich konnte ihren Eigenſinn und ihre Hartnäckigkeit nicht genug beklagen.

Eines Abends, als ich allein mit ihr war, und ſie niedergeſchlagener als gewöhnlich war, fragte ich ſie, welchen neuen Gegenſtand des Kummers ſie hätte.

„Grauſamer!“ antwortete ſie mir: „könnt ihr mir noch dieſe Frage thun? Bedarf ich noch eines anderen Gegenſtandes des Schmerzes, um in den Zuſtand zu gerathen, in welchem ich mich befinde? Iſt eure Härte nicht hinreichend, mich niederzubeugen?“

„Schöne Herrinn,“ antwortete ich ihr, „da mein Bruder eben ſo ſchuldig iſt, als ich, warum müßt ihr eure Vorwürfe gerade auf mich allein richten?“

„Miſchet euern Bruder nicht mehr mit hinein:“ erwiederte ſie mit ſchmachtender Miene: „er hat für meine Ruhe alles gethan, was ich von ihm erwartete.“

Ich bekenne euch, daß ich bei dieſen Worten nicht recht gehört zu haben wähnte:

„Ady,“ rief ich aus, „ſagt ihr, hat gethan, was ihr von ihm erwartet habt?“

„Ja,“ antwortete ſie ruhig: „iſt denn das ſo etwas beſonderes, daß ihr euch ſo ſehr darüber wundert? denkt ihr, daß alle Welt ſo hartherzig iſt, wie ihr? Er hat durch meine Thränen ſich erweichen laßen, meiner Zärtlichkeit nachgebend, hat er ſich ſelber ein reizendes Loos bereitet, und er empfindet keine andre Reue dabei, als daß er ſo viel Zeit verloren, bevor er ſich deſſelben verſichert hat.“

„Und ihr ſeid nicht damit zufrieden,“ ſagte ich zu ihr in einer Art von Wuth, „ihn euren Reizen unterworfen zu haben? ihr wollt noch eine neue Eroberung, und wähnet, mich ebenſo zu verführen, wie den allzu willfährigen Ady?“

„Ja, mein geliebter Dahy,“ erwiederte ſie, indem ſie mich mit Augen anblickte, in welchen die glühendſte Leidenſchaft ſich lebhaft malte; „ja, die Eroberung eures Herzens mangelt noch meiner Glückſeligkeit. Ach! nachdem ich ſo lange für euch ſeufze und leide, verdiene ich da nicht einen zärtlichen Beweis eures Mitleids?“

„Ah! Farſana,“ erwiederte ich, „nach dem was ihr mir eben geſagt habt, kann ich nicht glauben, daß ihr Ady liebt, weil ihr noch für ſeinen unglücklichen Bruder ſeufzet.“

„Ich liebe ihn zärtlich,“ verſetzte ſie; „ich würde tauſendmal mein Leben hingeben, um ihm genugzuthun, und die heftige Liebe, welche ich für ihn hege, iſt es eben, welche meine Liebe zu euch belebt. Ich habe es euch ſchon geſagt: ich finde euch beide ſo ähnlich, daß ihr, einer wie der andre, den gleichen Eindruck auf mich macht. Die Gefühle, welche Ady für mich hegt, wie theuer ſie mir auch ſeien, können mich nicht glücklich machen, wenn ich euch nicht gleiche Gefühle einflöße. Kurz, reizender Dahy, ich ſterbe, wenn ihr nicht alle die Zärtlichkeit erwiedert, welche ich euch bezeuge. Wollt ihr unerbittlicher ſein, als euer Bruder, und erröthet ihr, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Ah! laßt ab, zu widerſtreben, oder ihr werdet mich vor euren Augen dieß unglückliche Herz durchbohren ſehen, daß ihr nicht würdig genug geachtet habt, ſeinen Beſitz zu wünſchen.“

Nachdem ſie alſo geſprochen hatte, vergoß ſie einen Strom von Thränen. Sie warf ſich ſogar mir zu Füßen, mit allen Zeichen der glühendſten Leidenſchaft und auf eine Weiſe, welche mich befürchten ließ, daß ſie wirklich ſich ſelber ein Leid anthun würde, wenn ich darauf beharrete, mich ihrem Willen zu widerſetzen. — Wie rührend iſt eine ſchöne Frau in Thränen! und wie ſchwer iſt es, eine unerſchütterliche Entſchloſſenheit zu behaupten, welche ſie mit dieſen Waffen bekämpft! — Was ſoll ich euch mehr ſagen? Ich war eben ſo ſchwach, als mein Bruder; denn er belehrte mich nachmals, daß die verſchmitzte Farſana ſich derſelben Liſt bedient hatte, ihn zu verführen, das heißt, daß ſie, ohne uns die höchſte Gunſt zu gewähren, uns beide zu verleiten wußte, ſie zu lieben.

Nachdem ſie ſo unſern Widerſtand beſiegt hatte, gewann ſie binnen kurzer Zeit ihre Reize wieder; ihre Augen wurden noch glänzender, als zuvor, die Befriedigung ihres Herzens ſtellte ihre Geſundheit her, und ihre natürliche Heiterkeit zeigte ſich in ihren Handlungen. Ady und ich, wir waren entzückt, ſie wieder ſo ſchön zu ſehen; indeſſen vermochte ihre Schönheit, wie vollkommen ſie auch war, doch in unſeren Herzen keine Eiferſucht zu erregen. Vielleicht hätte allerdings die Schöne unſre brüderliche Eintracht geſtört, wenn ſie uns völlig beglückt hätte.

Zweihundert und dritter Tag.

Unſerè Treuloſigkeit gegen den Brachmanen, obwohl ſie nicht ſo weit ging, als ſie gehen konnte, verurſachte uns zuweilen Gewiſſensbiſſe:· aber unſere gemeinſame Geliebte war ſo geſchickt in der Kunſt zu gefallen, daß ſie das Geheimnis fand, uns von einem ſo unbequemen Bedenken zu befreien. Sie brachte uns allmählich bis zur Vergeſſenheit unſers Verbrechens, ohne gleichwohl uns noch ſchuldiger zu machen. Wir hatten für ſie keine eigentliche Leidenſchaft: jedoch führten wir ein ganz angenehmes Leben, als unſre zu große Zuverſicht uns das Unglück zuzog, welches euch gegenwärtig in Verwundrung ſetzt.

Ein häßlicher ſchwarzer Sklave, namens Torgüt, ſtand auch im Dienſte des Brachmanen, und ſein gewöhnliches Geſchäft war, die Haare einer Tatariſchen Stute zu kräuſeln, auf welcher Farſana ritt, wenn ſie friſche Luft ſchöpfen und ſich eine Bewegung machen wollte. Dieſer misgeſtaltete Schwarze hatte die Verwegenheit, ſeine Gedanken bis zu ſeiner Gebieterinn zu erheben, und ihr eine Liebeserklärung zu machen. Da man ihm nicht mistraute, fand er leicht Gelegenheit dazu, bei einem Spaziergange, welchen die Schöne ohne uns machte; denn Kanßu's Befehle beſchäftigten uns gerade anderswo.

Sie war zu Pferde und er folgte ihr ſehr nahe. Wenn die Natur ihm Misgeſtalt und ein häßliches Geſicht gegeben, ſo hatte er dagegen eine ſehr ergetzliche Gemüthsart. Er erzählte Farſanen Geſchichten, die daran Gefallen fand. Er unterhielt ſie dießmal von mehreren Mädchen, deren Gunſt er ſich rühmte erhalten zu haben.

„Wie denn, Torgût," ſagte die Schöne lächelnd zu ihm, „ein Menſch von deiner Geſtalt macht ſolches Glück?"

„Warum nicht?" antwortete der ſchwarze Sklave: „bin ich nicht ſo gut, wie jeder andre? — Oh wahrhaftig," fuhr er fort, „was das betrifft, da bin ich noch lange nicht mit meiner Rechnung fertig, weil ich euch ſelber noch zu meinen Eroberungen zu zählen gedenke."

Auf dieſe Rede des Schwarzen, brach Farſana in neues Gelächter aus. Sie bildete ſich ein, er ſpräche ſo nur, um ſie zu beluſtigen.

„Du haſt alſo Abſichten auf mich?" ſagte ſie zu ihm: „es iſt mir lieb, daß ich das weiß; ich werde alles aufbieten, verſichere ich dich, um mich gegen einen ſo gefährlichen Menſchen, als du biſt, zu verwahren."

Torgût antwortete in demſelben Tone; ſie erwiederte auf eine Weiſe, welche ihm ſo freies Spiel gab, daß er ſogar die Unverſchämtheit hatte, und ihr vorſchlug, die Gelegenheit zu benutzen, indem er ihr eine Wieſe zeigte, welche, wie er ſagte, ihnen ihre Blumen darböte, um ſie zum Vergnügen der Liebe einzuladen.

Da ſie nicht argwähnte, daß er im Ernſte ſpräche, ſo ward ſie über dieſe letzte Rede nicht mehr entrüſtet, als über die vorhergehenden; und dieß gab Anlaß, daß der Sklave ſeine Frechheit ſo weit trieb, daß die Schöne endlich gewahrte, es wäre kein Scherz. Sie gerieth darüber in Zorn, nahm eine gebieteriſche Miene an, wies ihn mit verächtlichen Worten an irgend eine ſeiner würdige Sklavinn, der er ſeine Anträge machen könnte, und drohte ihm ſogar, ſeine Unverſchämtheit Kanßu zu klagen.

Dieſer Verweis, zu welchem ſie ſich berechtigt glaubte, brachte nicht die Wirkung hervor, welche ſie davon erwartet hatte. So misgeſchaffen Torgüt war, dennoch hatte er, trotz dieſer Behandlung, eine ſo hohe Meinung von ſich, daß er ſich einbildete, Farſana verſchmähete bloß deshalb das Anerbieten ſeiner Dienſte, weil ſie heimlich anderweitig dergleichen annähme. Er war verſchlagen und durchdringend; er kannte den Brachmanen als einen Greis, der eben nicht geeignet war, eine ſo lebhafte Frau treu zu erhalten. Erfüllt von dieſem Gedanken, beſchloß er, nichts zu verſäumen, um ſie mit dem glücklichen Geliebten zu ertappen, der ihm vorgezogen würde. Er war nur zu geſchäftig dabei, es währte nicht lange, ſo hatte er unſer Einverſtändnis entdeckt, und ſeine Wuth darüber gab ihm den Vorſatz ein, uns zu verderben. Er entdeckte Kanßu die Treuloſigkeit gegen ihn, und ſagte ihm noch viel mehr davon, als er geſehen hatte, um ſeinen Zorn zu reizen.

Der Brachman war durch dieſe Nachricht höchſt betroffen, und wollte ſich ſelber von der Sache überzeugen. Er gab eine Reiſe von etlichen Tagen vor, und während dieſer verſtellten Abweſenheit, fand er Gelegenheit, mich und Ady zu überraſchen. Farſana hatte uns erlaubt, uns mit ihr zu baden, und wir hatten uns alle drei in dem Badezimmer verſchloſſen. Aber es half uns nicht, alle mögliche Vorſicht gebraucht zu haben, damit wir nicht entdeckt würden, die Wiſſenſchaft des Brachmanen vereitelte unſere Vorkehrungen. Die Thüren öffneten ſich bei ſeiner Annäherung, er erſchien vor unſeren erſchrockenen Augen wie ein furchtbarer Richter. Unſre Nacktheit erlaubte uns nicht, uns zu ſeinen Füßen zu werfen, um ſeine Gnade anzuflehen, wir tauchten im Waſſer unter, um unſre Beſchämung zu verbergen. Wollte der Himmel, dieſes Element hätte ebenſo unſer Verbrechen bedecken können, wie es unſere Leiber verhüllte!

Farſana, dreiſter als wir, wollte ſich entſchuldigen. Sie bemühte ſich, ihr Vergehen durch Reden zu beſchönigen, welche Kanßu's Wuth nur vermehrten. Er warf uns allen dreien Blicke zu, welche ſeine Rache verkündigten:

„Ihr Verräther,“ ſprach er zu mir und meinem Bruder, „die grauſamſten Qualen wären noch zu leichte Strafen für euer Verbrechen: aber da ihr, als Geiſter, nicht dem Tod unterworfen ſeid, ſo will ich euch in einen ſolchen Zuſtand verſetzen, der für euch hundertmal trübſeliger ſein ſoll, als dieſer Tod, von welchem ihr ausgenommen ſeid. — Und du, Eleabe," fügte er hinzu, indem er ſich zu der Frau wandte, „da die Ehre meines Bettes und meine Güte dich nicht verpflichten konnten, mir treu zu ſein, ſo ſollſt du auch für deine Undankbarkeit beſtraft werden."

Zu gleicher Zeit begann er, ohne auf unſere Entſchuldigungen und Wehklagen zu hören, ſeine Beſchwörungen. Wie fürchterlich waren dieſe! die Luft ward im Augenblick dadurch verdunkelt; dichte Finſterniß vertrieb das Tageslicht aus dem Zimmer, worin wir uns befanden; wir hörten den Donner rollen mit ſchrecklichem Getöſe; die Winde ſtürmten wüthend heran, und wir fühlten die Erde beben unter unſeren Füßen.

Zweihundert und vierter Tag.

Wir blieben zwei Stunden lang in dieſer furchtbaren Finſterniß und in Erwartung der Strafe, welche uns bevorſtand; hierauf ward die Luft wieder heiter, wie zuvor, und der Tag leuchtete wieder. Aber wie groß war unſer Erſtaunen, als wir, ich und mein Bruder, anſtatt in einem prächtigen Palaſt und in den reichen Badezimmern zu ſein, uns auf einem dürren Gefilde befanden, bedeckt mit Lumpen, und in der

Geſtalt zweier kleiner misgeſtalter Greiſe, ſo wie ich in dieſem Augenblick, ſchöne Kadidſche, vor euch ſtehe.

„Undankbare!“ ſprach der Brachman zu uns, „empfanget endlich die Strafe eures Verbrechens. Die Macht und die Kunde, welche euer Rang, als Geiſter, euch über die Dinge der Natur gab, ſollen euch fortan zu nichts mehr dienen, oder vielmehr, ihr ſollt derſelben beraubt und zu dem gemeinen Schickſale der Menſchen erniedrigt werden, wie ihr gegenwärtig zu ſein ſcheinet. Ihr ſollt nichts mehr wiſſen und vermögen, als was ſie vermögen und wiſſen; ausgenommen, daß ihr nicht, wie ſie der Gewalt des Todes unterworfen ſeid, ſollt ihr von allen Vorzügen entblößt ſein, deren ihr zuvor euch erfreutet.“

Nachdem Kanßu dieſes Urtheil ausgeſprochen hatte, wollte er noch von allen Umſtänden unſrer Treuloſigkeit unterrichtet ſein. Wir erzählten ſie ihm ganz unbefangen. Wir ſagten ihm, welche Ueberraſchung uns Farſana's Erklärung verurſacht hatte; welche Anſtrengungen wir gemacht, um ſie von ihrem Eigenſinne zu heilen; die inneren Kämpfe, welche wir ausgehalten, bevor wir uns ergeben; die Liſt, welche die Schöne angewandt, uns zu verführen; und endlich bezeugten wir umſtändlich die Reue, welche wir empfanden, ſein Vertrauen getäuſcht zu haben.

Alles dieß wirkte auf ihn, und er wurde durch unſre Reue gerührt. Er erkannte wohl, daß mehr

Schwachheit, als Bosheit in unſerm Betragen obgewaltet hätte; und da er uns immer liebgehabt, ſo erweichte ſich ſein Herz zu unſeren Gunſten.

„Meine Kinder,“ ſprach er zu uns, „die Beſchwörung, welche ich eben vollbracht habe, iſt zu ſtark, als daß ich euch eure vorige Geſtalt wiedergeben könne: aber ich kann die Härte eures Schickſals etwas lindern. Ihr ſollt eure natürliche Geſtalt und alle damit verbundenen Vorzüge wieder annehmen, wenn jeder von euch ein junges Mädchen unter zwanzig Jahren findet, welche euch liebt.“

„Ah! Herr,“ rief mein Bruder bei dieſen Worten aus, „auf welche Hoffnung verweiſet ihr uns? Und welches Mädchen wird einen ſo ſchlechten Geſchmack haben, um für Geſtalten, wie die unſrigen, Liebe zu empfinden?“.

„Es iſt nicht unmöglich, daß es doch geſchehe,“ erwiederte der Brachman; „getröſtet euch dieſer Hoffnung, und ſeid verſichert, daß ihr nur unter dieſer Bedingung in euern vorigen Zuſtand zurückkehren könnet. — Meine Freunde,“ fuhr er fort, „gehet hin, euer Schickſal zu erfüllen: ihr müßt euch trennen, und jeder von euch allein ſein Heil verſuchen.“

Hierauf wies er uns den Ort an, wo wir uns gewöhnlich aufhalten ſollten, es war ungefähr ſechzig Stunden von einander. Noch ließ er jedem von uns funfzigtauſend Zeckienen aus ſeinem Schatze geben, damit wir anſtändig leben könnten, ſo lange unſer Misgeſchick währete. Er ließ uns auch unſere Lumpen ablegen, und unſerm Stande gemäßer kleiden. Darnach umarmte er uns, und wünſchte unſerm Unglück ein baldiges Ende.

In Rückſicht Farſana's war er unerbittlich: er verwandelte ſie in einen Froſch und verbannte ſie in einen Sumpf, wo er ihr Torgüt zum Geſellſchafter gab, nachdem er durch die Macht ſeiner Kunſt erkannt hatte, daß dieſer Sklave ihm nur aus Bosheit das Verbrechen ſeiner Gebieterinn entdeckt hatte, weil er nicht ſo glücklich geweſen war, ihr zu gefallen.

So waren der Ankläger und die Angeklagte, beideſammt verdammt, ihre übrigen Tage in einem und demſelben Sumpfe zu verleben, wo nur, wenn irgend etwas, die Hoffnung ſie tröſten konnte, einer des andern Pein zu ſein.

Als ich mit meinem Bruder den Brachmanen verlaßen hatte, ſchickten wir uns an, uns jeder nach dem Orte hin zu begeben, welcher uns angewieſen war. Wir trennten uns unter vielen Thränen, da wir uns nicht eher wiederſehen ſollten, als nach der Rückkehr in unſern vorigen Zuſtand: was uns ſehr weitausſehend ſchien, wenn wir an die Bedingung dachten, woran dieß geknüpft war.

Zweihundert und fünfter Tag.

So bald ich in der Stadt angekommen, wo ich meinen Wohnſitz nehmen ſollte, war ich darauf bedacht, meine funfzigtauſend Zeckienen zu Rathe zu halten, da ich wohl einſah, daß ich Sparſamkeit nöthig hätte, um nicht Mangel an Gelde zu leiden, bevor ich glücklich das Ziel erreichete, wonach ich trachtete. Es fiel mir ein, mich auf den Handel zu legen; und ſo wohl durch mich ſelbſt als durch die Handelsfreunde, welche ich mir erwarb, ſah ich mich binnen weniger als drei oder vier Jahre, im Stande, einen anſtändigen Aufwand zu machen, ohne mein Vermögen zu ſchmälern.

Um aber den Ausſpruch des Brachmanen zu erfüllen, mußte ein junges Mädchen gefunden werden, welche an mir Gefallen finden konnte. Glücklicherweiſe waren in unſrer Stadt die Frauen nicht in ihren Harems verſperrt, wie anderswo im Morgenlande. Sie genoſſen dort einer anſtändigen Freiheit. Ich ſahe täglich Frauen; ich machte ihnen Geſchenke; ich war bei allen Luſtbarkeiten; kurz, ich that alles, was von mir abhing um den Einfluß des böſen Geſtirns, das mich verfolgte, abzuwenden. Durch ſolche Lebensart machte ich mich bald bei aller Welt beliebt:

„Der gute Mann!“ ſagte man: „es ſcheint, daß er nur für das Vergnügen geboren iſt. Was muß der nicht in ſeiner Jugend geweſen ſein, da er, mit einem Fuße im Grabe, noch ſo ſehr ſich zu erluſtigen liebt?“

Die Frauen vor allen erhuben mich bis über die Sterne, und ſtellten mich ihren Männern zum Muſter auf. Nur einige mürriſche Ehemänner hielten ſich über mein Betragen auf:

„Iſt dieſer Menſch,“ ſagten ſie von mir, „nicht ein rechter Narr, nach Vergnügungen zu jagen, welche er nicht mehr genießen kann?“

Ich für mein Theil, da ich mein Ziel im Auge hatte, ich lachte über alles, was man auch ſagen mochte, und ging ungeſtört auf meinem Wege fort. Indeſſen, wie ſehr ich mich auch in Bewegung ſetzte, welche Geſchicklichkeit ich auch anwandte, Liebe einzuflößen, es wollte mir nicht gelingen.

Ich beſchränkte mich nicht auf die Stadt, welche ich bewohnte, obwohl es darin eine große Menge junger Mädchen gab; ich machte mehrere Reiſen, über funfzig Stunden in der Runde: aber ich ärntete keinen andern Gewinn davon, als, zu erfahren, daß ich nicht gefallen konnte.

Mehr als zweihundert Jahre ſind über dieſe fruchtloſe Bemühung vergangen; ich war das Erſtaunen aller Welt; man begriff nicht, wie ich immer ſo fortleben konnte. Ich hatte ſchon dreimal die Jugend der Stadt ſich erneuern geſehen; ich begrub alle, die mich ſchon ſo abgelebt bei meiner Niederlaßung dort geſehen hatten, ſo wie die Kinder ihrer Kinder. Jedermann flüſterte ſich ins Ohr:

„Was für eine Art Menſchen iſt dieſer? man bemerkt an ihm durchaus keine Veränderung.“

Die älteſten Väter zeigten mich ihren kleinen Kindern mit dem Finger, und ſagten ihnen:

„Sehet da den guten Dahy; wähnet nicht, daß ich ihn jemals jünger geſehen habe: immer habe ich ihn ſo alt und ſo gebrechlich gekannt, als er euch gegenwärtig erſcheint; und ich habe in meiner Jugend meinen Großvater ſagen gehört, daß er ihn nie anders geſehen hat.“

Das gemeine Volk nannte mich nur den ewigen Greis, und die Gelehrten nannten mich den Indiſchen Neſtor, hinzufügend, daß ich mehr Menſchenalter geſehen hätte, als der Griechiſche.

„Ich wußte nicht mehr, was ich vornehmen ſollte, nachdem ich mich vergeblich bemüht hatte, geliebt zu werden, und ich kehrte nach Maßülipatam zurück, der Stadt, wo ich eigentlich wohne, als ich euch mit eurer Schweſter begegnete. Die Worte, welche ich zu euch ſagte, reizende Kabidſche, gaben euch genugſam zu erkennen, daß ich von euerm Anblicke bezaubert war.

Aber, ach! ich bemerkte nur zu ſehr, wie unangenehm euch der meine war.“

Hiemit beſchloß Dahy ſeine Geſchichte, und er konnte ſie nicht vollenden, ohne Thränen zu vergießen, weniger im Andenken ſeines vergangenen Glücks, als aus Schmerz, den Abſcheu ſeiner jungen Geliebten auf ſich gezogen zu haben.

Kadidſche war über ſeine Betrübnis gerührt, und glaubte, ihn tröſten zu müßen:

„Edelmüthiger Dahy,“ ſprach ſie zu ihm, „ich empfinde euer Unglück mit euch: es iſt ſo ungewöhnlich daß ich es nicht glauben würde, wenn ihr ſelber es mir nicht erzählt hättet. Warum kann ich es nicht lindern! Ihr würdet ſehen, wie erkenntlich Kadidſche für alles iſt, was ihr an ihr gethan habt. Ihr werdet mir vielleicht einwenden, daß es nur bei mir ſteht, es zu enden; daß ich euch nur lieben darf, um euch eure erſte Geſtalt wiederzugeben: aber kann ich meinem Herzen gebieten?“

„Ah! ſchöne Kadidſche,“ unterbrach ſie der Greis, „iſt das aller Troſt, welchen ihr mir gebet? Er ſchärft vielmehr mein Leid, als daß er es lindere.“

„Das iſt alles, was ich für euch thun kann,“ erwiederte Kadidſche: „wenn es mir unmöglich iſt, den natürlichen Abſcheu zu überwinden, welchen ich gegen die Geſtalt, die ihr meinen Augen darbietet, gefaßt habe, könnt ihr ihn mir übel nehmen, weil ſie euch nicht angehört?“

„Ach!“ verſetzte Dahy, indem er einen tiefen Seufzer holte, „ich bin ſchon an dieſe Geſtalt gewöhnt, weil ich nicht mehr hoffe, die meinige wieder anzunehmen.“

„Der Brachman,“ erwiederte ſie, „hat euch indeſſen voraus geſagt, daß es dennoch wohl geſchehen könnte, und ihr dürft nicht die Hoffnung dazu aufgeben. Euer Muth wird euch dieſe unwürdige Schwachheit beſiegen lehren, welche ihr für mich fühlet. Ihr werdet durch die Gleichgültigkeit, welche ein Mädchen euch beweiſet, die nicht eure Aufmerkſamkeit verdient, ermüdet werden; ihr werdet irgend eine andere lieben, die eure Zuneigung zärtlich erwiedert, und euch jene reizende Geſtalt wiedergibt, deren Verluſt ihr mit Recht ſo ſehr beklaget.“

Zweihundert und ſechſter Tag.

Die junge Kadidſche beklagte den unglücklichen Greis, da ſie nichts anderes zu ſeinem Troſte thun konnte; aber das Mitleid, welches ſie mit ſeinem Schickſale fühlte, war nicht ihre einzige Beſchäftigung. Sie hatte noch andere, geheime Unruhe: ihr Herz war ſeit ihrem Traume nicht mehr ganz frei. Jenes liebenswürdige Traumbild, deſſen Antlitz und blonde Locken ſie gefangen hatten, ſtellte ſich unaufhörlich vor ihre Seele; ſie konnte ſich manchmal nicht erwehren bei dem Gedanken daran zu ſeufzen. Die Worte welche ſie von ihm gehört hatte: „betrachte mich, und du ſiehſt in mir denjenigen, den der Himmel dir zum Gatten beſtimmt hat,“ ſchienen ihr etwas Geheimnisvolles zu enthalten, und ſie dachte wider ihren Willen daran.

Unterdeſſen wogte das Schiff dahin, und binnen vierzehn Tagen hatte es ſchon über fünfhundert Stunden zurückgelegt. Da drehte ſich der Wind, und es erhub ſich ein Unwetter, welches, ohne unſere Reiſenden ſonſt zu gefährden, ſie beträchtlich von ihrem Wege verſchlug. Sie wurden einige Tage lang hin und her geworfen, und bald auf die eine bald auf die andre Seite getrieben.

Endlich befanden ſie ſich im Angeſicht einer Inſel, die ihnen, ſo wie dem Schiffshauptmann und den übrigen Leuten auf dem Schiffe unbekannt war. Sie näherten ſich derſelben, und erblickten eine große Stadt, welche ſtufenweiſe am Geſtade emporſtieg, und einen prächtigen und bequemen Hafen bildete. Da die See noch hoch ging, ſo wurde ein Boot abgeſchickt, daſelbſt um eine Zuflucht zu bitten, welche auch bewilligt wurde.

Sie liefen alſo in den Hafen ein, und blickten ſich nun auf allen Seiten um, den Bau dieſer Stadt zu betrachten, welche durch ihre halbmondförmige Geſtalt, ihnen die Arme zur Zuflucht gegen den Sturm zu öffnen ſchien. Die Häuſer ſchienen mehr dauerhaft als angenehm gebauet. Es waren hohe und weite Thürme von gehauenen Steinen, mit Kupfer gedeckt. Das Volk wimmelte in den Straßen, und bald wurden die Reiſenden es inne; denn kaum hatten ſie Anker geworfen, als ſie ſich auf allen Seiten von einer großen Menge Fahrzeuge umringt ſahen, die herankamen, und aus welchen eine zahlloſe Menge Leute ausſtiegen und anfingen unſer Schiff zu erklimmen. Sie waren von Geſicht und Leibesgeſtalt uns faſt ähnlich: aber ihr Blick, ihre Gebärde und ihre Miene ſchien uns ſo außerordentlich, oder richtiger zu ſagen ſo widernatürlich, daß mit Recht zu zweifeln war, ob es wirklich Menſchen wären.

Ihre Kleidung war nicht weniger ſeltſam, als ihr Benehmen. Sie trugen lange Röcke von Baumwollenzeug, worauf man in weiß, grün und gelb, mancherlei Teufelsgeſtalten gemalt ſah, mit Flammen und anderen wunderlichen Gebilden; und auf dem Kopfe trugen ſie eine hohe ſpitze Mütze von Pappe, ebenfalls mit bunten Farben bemalt.

Das erſte, was dieſe Inſelbewohner thaten, ſo bald ſie auf dem Verdecke des Schiffs waren, beſtand darin, daß ſie die Reiſenden in mehrere Reihen ſtellten. Die meiſten wollten ſich dieſe vertrauliche Behandlung nicht gefallen laßen, und ſträubten ſich, in Reihe und Glied zu treten: aber die Leute aus der Stadt liebten nicht, daß man ihren Gebräuchen widerſtrebte, nahmen eine gebieteriſche Miene an, welche keinem verſtattete, ſich zu widerſetzen, und ſie ſtellten alle, wider ihren Willen auf. Nachdem ſie ſo die Widerſpenſtigen fügſam gemacht hatten, durchgingen ſie die Reihen. Sie unterſuchten genau einen jeden von der Schiffsbeſatzung, drehten ihn nach Gefallen hin und her, beinahe wie diejenigen thun, die auf den öffentlichen Märkten Sklaven kaufen. Sie hielten ſich beſonders dabei auf, die Zähne und die Haare zu beſchauen, und zählten ſehr ſorgfältig alle Runzeln eines Geſichts.

Die Reiſenden, wohl wiſſend, daß ſie nicht die ſtärkeren waren, hatten weislich den Entſchluß gefaßt, ſich zu unterwerfen, und erwarteten mit großer Unruhe, wo eine ſo beſondere Unterſuchung hinaus wollte. Der Ausgang war gleichwohl ganz anders, als ſie dachten. Die Beſchauer ſtellten die alten Matroſen beiſeite, und ſchienen ſie mit Auszeichnung zu betrachten, als ſie Dahy, Kadidſche und die alte Sklavinn hervorkommen ſahen, die ſich bisher in der Kammer unter dem Hinterdecke verborgen gehalten hatten und nicht mit in die Reihe geſtellt waren. Bei dieſem

Anblicke war der Anführer des Volks, der einer von den vornehmſten Herren der Stadt und Hauptmann von der Leibwache des Königs der Inſel war, außer ſich vor Freuden und Verwundrung. Er heftete beſonders ſeine Blicke auf die alte Sklavinn, und da er ſie der Ehre ſeines Bettes würdig erkannte, näherte er ſich ihr, und warf ſich ihr zu Füßen. Er machte ihr ein Geſtändnis ſeiner Leidenſchaft, welche ſie ihm eben erſt eingeflößt hatte, und erklärte ihr ſeine Abſicht, ſie in ſein Harem aufzunehmen und zu ſeiner Favoritinn zu machen. Sie ergab ſich gutwillig den lebhaften Bewerbungen des Befehlshabers; denn es wäre auch fruchtlos geweſen, ſich denſelben zu widerſetzen. Er übergab ſie dem Vertrauteſten ſeiner Leute, befahl ihm, mit ſeinem Kopfe für ſie zu haften, und ſchärfte ihm vor allen Dingen ein, zu verhindern, daß jemand ſich die geringſte Freiheit gegen ſie herausnähme.

Zweihundert und ſiebenter Tag.

Der weiſe Dahy, verwundert über dieſen verkehrten Geſchmack, ſagte bei ſich ſelber:

„Es muß in dieſem Lande keine Frauen geben, weil ſogar eine Alte im Stande iſt, einen ſo ſtarken Eindruck zu machen.“

Dieſer Gedanke beunruhigte ihn ſehr, wegen Kadidſche, da er vorausſah, daß ihre Reize fürchterliche Wirkungen für ihn hervorbringen würden: aber bald zerſtreuten ſich ſeine Beſorgniſſe. Seine junge Geliebte hatte gar nichts an ſich, was den Geſchmack der Inſelbewohner reizen konnte; und wenn ihr einige Gefahr bei ihnen drohte, ſo war es nicht die, welche er fürchtete.

Er zitterte noch für ſie, als derſelbe Befehlshaber, der bei dem Anblicke der alten Sklavinn ſo entbrannt war, zufällig ſeine Augen auf das junge Mädchen warf. Verwundert, ſie ſo reich gekleidet zu ſehen, ſagte er mit rauhem Tone zu ihr:

„Du kleine, biſt hübſch gekleidet für ein ſo häßliches Mädel!“

Zu gleicher Zeit wandte er ſich zu einem ſeiner Bedienten, rief ihn bei Namen, und ſagte zu ihm:

„Führe dieſe garſtige Dirne in mein Arbeitshaus, und laß ſie dort die niedrigſten Dienſte verrichten.“

Bei dieſen harten Worten konnte Kadidſche ſich eines Schauders nicht erwehren. Der Schmerz, ſich ſo unwürdig behandelt zu ſehen, war ſtärker, als die Standhaftigkeit eines Mädchens von ihrem Alter. Sie wandte wehmüthig ihre Augen zu Dahy, als wenn ſie ihn, in dieſer ſchrecklichen Lage um Hülfe anflehete; und da ſie in ſeinen Blicken ſo wohl ſein Unvermögen, als ſeine Betrübnis las, nahm ſie ihre

Zuflucht zu Thränen: aber um dieſe Unmenſchen, die ſie ihr auspreßten zu rühren, hätte ſie triefende und blutrothe Augen haben müßen.

Eine Schaar von Untergebenen ſchleppte die unglückliche Kadidſche, ungeachtet ihres Weinens und Schreiens, mit ſich fort. Bei dieſem Schauſpiele konnte Dahy ſeinen Schmerz nicht mäßigen; er erfüllte die Luft mit Seufzen und Wehklagen.

Während er ſo das Schickſal ſeiner Geliebten bejammerte, betrachteten die Inſelbewohner ihn mit Aufmerkſamkeit. Die Reize, welche ſie an ſeiner Geſtalt fanden, dieſe Runzeln, dieſer unter der Laſt der Jahre gekrümmte Rücken, dieſe verdrehten und geknickten Beine, dieſes olivenfarbige, mit Warzen beſäete Geſicht, kurz, alles was dazu diente, Kadidſche'n Abſcheu gegen ihn zu erregen, ward der würdige Gegenſtand der Bewunderung für dieſes Volk. Dieſe Bewunderung war eine zeitlang ſtumm; das Uebermaaß ihres Erſtaunens ließ es anfangs nicht zu, es auszudrücken: aber auf einmal brachen ſie dieſes Stillſchweigen, durch Ausrufe der Freude, denen ſie ſich rückhaltlos hingaben. Man hörte nichts als ein verworrenes Geſchrei von Lobeserhebungen und Beifallsbezeigungen.

Der Befehlshaber ſelbſt vergaß der Würde ſeines Amts, und ſtimmte in dieß Zujauchzen der übrigen mit ein. Er that noch mehr; er näherte ſich Dahy, warf ſich ihm zu Füßen, ſetzte ſeine pappene Mütze auf den Boden, um ihm noch mehr Ehrfurcht zu bezeigen, und ſprach zu ihm:

„Reizender Greis, wir verdienen keine Verzeihung, daß wir euch nicht eher die tiefe Ehrfurcht erwieſen haben, welche wir euch ſchuldig ſind. Was mich betrifft, ich geſtehe es, ich war ganz von dem Glanze der ſchönen Frau geblendet, welche ihr mit euch hergebracht habt, und die ich in mein Harem habe führen laßen. Indeſſen, wie eingenommen ich auch für ſie war, ſo kann ich doch nicht umhin zu bekennen, daß eure Schönheit noch die ihrige übertrifft. Geſtattet, daß man euch nach dem Palaſt unſrer Königinn führe: ich zweifle nicht, daß dieſe große Fürſtinn bei euerm Anblicke entzückt ſei, und euch alle die Ehre erweiſe, welche euch gebührt. Sie hat in ihrem ganzen Harem keinen Greis, den ihr nicht verdunkeltet.“

Der Befehlshaber wollte fortfahren, ihm das Glück zu rühmen, welches ihn erwartete, als Dahy ihn unwillig unterbrach, und zu ihm ſagte:

„Anſtatt mir alle dieſe ſchnöden Reden zu ſagen, gebet mir das junge Mädchen wieder, welche ihr mir entführt habt.“

„Wen?“ antwortete der Befehlshaber: „dieſe kleine Jämmerliche? Ah! ſchöner Greis, nehmet euer würdigere Geſinnungen an, und denket nur daran, unſerer Großen Königinn **Scheherbanu** zu gefallen, der wir euch vorführen wollen.“

Mit dieſen Worten, faßte er und ſein Gehülfe Dahy unter die Arme, und beide führten ihn wider ſeinen Willen nach dem Palaſt.

Zweihundert und achter Tag.

Bei dieſer Gewaltthätigkeit, welche Dahy für eine Beleidigung hielt, welche man ihm anthat, um ſein Alter und ſeine leiblichen Gebrechen lächerlich zu machen, ſtellte er traurige Betrachtungen an: „Wie ſeltſam iſt mein Schickſal!“ ſagte er bei ſich ſelber, während man ihn fortſchleppte. „Wer ſollte glauben, daß ein Geiſt bis zu dieſer Ohnmacht und Bedürftigkeit gebracht werden konnte, worin ich mich befinde? Es iſt nicht der kleinſte Uebelſtand meines Unglücks, daß ich ſo den Kindern Adams zum Spielballe dienen muß.“

Als er vor Scheherbanu kam, konnte dieſe Königinn ihn nicht ohne Bewunderung anblicken, noch ſich erwehren, Liebe für ihn zu fühlen:

„O wundervoller Greis,“ rief ſie aus, „aus welchem Lande kömmſt du, und welche günſtige Gottheit hat dich auf dieſe Inſel geführt, um die Zierde derſelben zu ſein? Wir wiſſen nicht, daß unſerm Volke jemals ein gleiches Glück zu Theil geworden ſei: auch wollen wir ſogleich öffentlich tauſendfältig unſre Freude kund thun, von welcher wir durchdrungen ſind."

Hierauf wandte ſie ſich zu den vornehmſten Herren ihres Hofes, und ſprach:

„Theilet die zärtlichen Gefühle, welche mich beſeelen, und ſeid nicht minder eifrig für den Ruhm eures Vaterlandes, als eure Königinn."

Sie hatte dieſe Worte noch nicht ausgeſprochen, als die Hofleute, wie getreue Unterthanen der Abſicht Ihro Majeſtät zuvoreilend, ſich mit dem Angeſicht auf den Boden und mit dem Hute in der Hand, vor Dahy niederwarfen. Sie blieben lange in dieſer Stellung liegen, ohne zu reden, noch irgend ein Lebenszeichen von ſich zu geben; ſodann ſtanden ſie wieder auf, und riefen allzumal aus:

„Es lebe, es lebe der unvergleichliche Greis, der vor unſeren Augen erſcheint, wie die Sonne, wenn ſie, nachdem ſie den Wendekreis des Steinbocks verlaßen, zu dem des Krebſes zurückkehrt! Er lebe! Er ſei immerdar der glückliche Liebling unſrer großen Königinn Scheherbanu! Möge der erhabene Beſchützer dieſer Inſel, der alte Affe, den wir anbeten, auf ihn einen gnädigen Blick werfen!"

Nach dieſem Empfange, welcher dem Greiſe nicht ſo ſehr gefiel, wie die Königinn ſich einbildete, ließ dieſe Fürſtinn ihn durch den Oberſten ihrer Verſchnittenen in das ſchönſte Zimmer des Harems führen. Dieſes Zimmer war mit Binſenmatten umhängt. Nichts galt in dieſem Lande für geſchmackvoller und prächtiger, als dieſe Art von Verzierung; ſie gehörte zum Luxus: Dahy aber, ob aus Misvergnügen, oder ſonſt, wurde nicht davon geblendet; kaum würdigte er dieſe Pracht eines Blickes; alles was er ſah, ſchien nur ſeinen Kummer zu vermehren.

Während er die Härte ſeines Geſchicks beklagte, trat die Königinn, ohne Gefolge, in ſein Zimmer, und ſprach zu ihm:

„Werdet ihr mir verzeihen, daß ich euch einige Augenblicke allein gelaßen habe?“

„Ei ja,“ antwortete Dahy mit verdrießlicher Miene; „und wollte der Himmel, daß ihr mich mein lebelang allein ließet.“

„Undankbarer,“ erwiederte die Fürſtinn, „erwiederſt du ſo die Geſinnungen, welche ich gegen dich hege?“

„Ich bitte euch,“ entgegnete er, „höret auf, mich zu verſpotten: haltet ihr mich für unſinnig genug, mir einzubilden, daß meine Geſtalt euch einnehme? Nein, nein, ich weiß nur zu gut, daß ſie geeigneter iſt, Abſcheu zu erregen, als zärtliche Gefühle einzuflößen.“

„Du ſetzeſt mich in Erſtaunen,“ ſagte die Königinn, „daß du nicht beſſer die Wirkung kenneſt, welche dein Anblick auf alle Herzen macht. Kann man genug dieſes hohe Alter bewundern, welches ſich in deiner ganzen Geſtalt kund gibt? es erſchien nimmer jemand in ſolchem Glanze."

Hierauf ließ ſie ſich in eine umſtändliche Herzählung aller der bewundernswürdigen Eigenſchaften ein, welche ſie an ihm entdeckte; und that dieß mit einem ſo leidenſchaftlichen Ausdrucke, daß Dahy nicht zweifeln konnte, ſie ſpräche im völligen Ernſte.

Das Entzücken Scheherbanu's erregte aber Dahy's Zorn; er warf ihr ihren ſchlechten Geſchmack vor, und erklärte ihr, da er nicht ihr Unterthan wäre, ſo dürfte ſie ihn nicht als ihren Sklaven behandeln:

„Laßt mir meine geliebte Kadidſche wiedergeben," fuhr er fort, „und verſtattet, daß wir beide uns von hier entfernen."

„Ha! grauſamer," rief die Königinn ſchmerzlich aus, „du kannſt dich entſchließen, mich zu verlaßen? Dieß allgemeine Zujauchzen, das deine Ankunft begleitet, dieſe Ehre, die man dir bewieſen hat, alles dieß iſt nicht im Stande, dir die geringſte Gefälligkeit für die unwiderſtehliche Leidenſchaft einzuflößen, welche ich für dich empfinde?"

Bei dieſen Worten verlor der Greis, anſtatt ſich erweichen zu laßen, all ſeine Zurückhaltung, er konnte ſeine Ausdrücke nicht mehr mäßigen, und hatte die

Unverſchämtheit zu der Königinn zu ſagen, ſie müßte ſicherlich den Verſtand verloren haben.

Zweihundert und neunter Tag.

Wie ſehr Scheherbanu für Dahy eingenommen war, doch fühlte ſie ſich durch ſeine Heftigkeit beleidigt. Sie hatte gleichwohl die Kraft, ſich zu verſtellen; ſie verſuchte ſogar noch die Güte, um ihn zu rühren: als ſie aber ſah, daß er dadurch nicht biegſamer ward, ſo legte ſie ihre Verſtellung ab; ſie rief den Hauptmann ihrer Leibwache, und ſagte zu ihm:

„Bedbakt, ſchaffe dieſen Greis hier aus dem ſchönen Zimmer, welches ich ihm gegeben hatte, und führe ihn in den ſchwarzen Thurm: da mag er jenem andern Greiſe Geſellſchaft leiſten, der ebenſo die Zärtlichkeit meiner Schweſter Mülkara verſchmähet hat. Sie mögen dort beide mit Muße bereuen, die Grauſamen geſpielt zu haben.“

Mit dieſen Worten ging ſie ſtolz hinweg, und ihr Befehl wurde ſogleich vollzogen.

Dahy, zufriedener mit der Härte der Königinn, als mit ihrer Huld, ließ ſich nach dem ſchwarzen Thurme führen. Es war ein Troſt für ihn, daß er in ſeinem Gefängniſſe einen andern ebenſo unglücklichen

Greis ſehen ſollte, und daß ſie mit einander ihr gemeinſames Unglück beweinen könnten. Aber denket euch ſein Erſtaunen, als er beim Eintritt in das ihm beſtimmte Gemach, in ſeinem Unglücksgenoſſen ſeinen Bruder Ady erkannte. So bald ſie einander erblickten, fielen ſie ſich in die Arme, und hielten ſich lange umarmt, die Augen in Thränen gebadet, und ohne die Freude ausdrücken zu können, welche ſie erfüllte. Endlich, nachdem das erſte Entzücken vorüber war, rief Dahy aus:

„O mein Bruder, iſt es möglich, daß ich dich wiederfinde! — Aber, ach!“ fügte er hinzu, „an welchem Orte ſind wir hier vereint? Sollen wir Gott dafür danken, daß er uns wieder zuſammengeführt hat, da es nur deshalb zu geſchehen ſcheint, um uns gegenſeitig zu Zeugen unſerer Knechtſchaft zu machen?“

„Mein Bruder,“ antwortete Ady, „obwohl die Zeit unſere Leiden zu vermehren ſcheint, anſtatt, ſie zu vermindern: gleichwohl hoffe ich noch, daß unſer Unglück bald ein Ende nehmen werde. Der verkehrte Geſchmack dieſer Inſelbewohner gibt mir dieſe angenehme Hoffnung.“

„Ich für mein Theil,“ erwiederte Dahy, „kann mir nicht damit ſchmeicheln. Die Fürſtinnen, die uns hier in Ketten gelegt haben, ſind nicht in einem Alter, daß ſie uns durch ihre Zärtlichkeit unſre erſte Geſtalt wiedergeben könnten.“

Nach dieſem Geſpräche, verlangten die beiden Brüder von einander Bericht, was ſie während ihrer Trennung erlebt hätten. Dahy erzählte ſeine Abenteuer: wie er Kadidſche'n gefunden, und alles was ihm bis dahin begegnet war, ohne eines Umſtandes dabei zu vergeſſen. So bald er ſeine Erzählung beendigt hatte, ſagte Ady zu ihm:

„Was du mir eben berichtet haſt, beſtärkt mich in meiner Meinung, oder vielmehr, ich darf nicht mehr an unſerm baldigen Glücke zweifeln: ja, mein Bruder, wir ſind dem glücklichen Augenblicke nahe, der uns unſere natürlichen Züge wiedergeben, und uns wieder in den Beſitz der Vorzüge unſers Geſchlechts ſetzen ſoll, deren wir ſo lange beraubt ſind: du wirſt davon ſo überzeugt ſein, wie ich, wenn du vernommen haſt, was ich dir zu erzählen habe:

Ich lebte," fuhr er fort, „in der mir von dem Brachmanen Kanßu zur Wohnung angewieſenen Stadt. Dort bemühte ich mich unabläßig, aber vergeblich eine junge Schönheit zu finden, welcher meine abſchreckende Geſtalt gefallen mochte, als ich eines Nachts im Traum ein junges Landmädchen von ſiebzehn bis achtzehn Jahren ſah, welche zu mir ſprach:

> „Vergeblich ſchmeichelſt du dir mit der Hoffnung, in dieſer Stadt ein junges Mädchen zu finden, welche dich zu lieben vermöchte. Willſt du, daß dieſes Wunder geſchehen ſoll, ſo ſchiffe

nach der Inſel Sumatra: betrachte mich, du ſollſt dereinſt der Macht meiner Augen unterworfen werden.“

Das Landmädchen war mit wundervoller Schönheit begabt; ich wurde lebhaft davon getroffen; ich wollte reden, und ihr die Liebe ausſprechen, welche ſie mir ſchon eingeflößt hatte: aber ſie ließ mir dazu keine Zeit, ſie verſchwand und ich erwachte.

Dieſer Traum ſchien mir geheimnisvoll; ich betrachtete ihn nicht als ein Hirngeſpinſt, ſondern rüſtete mich zu der Reiſe nach Sumatra: ich begab mich nach der nächſten Seeſtadt, und benutzte die erſte Gelegenheit, welche ſich mir darbot.

Ein Sturm, welchen ich nicht für natürlich halte, verſchlug uns von unſerer Fahrt, ebenſo wie dich, und zwang uns in dem Hafen dieſer Stadt anzulegen. Die Königinn Scheherbanu war damals abweſend, und die Fürſtinn Mülkara herrſchte unterdeſſen an ihrer Statt. Als das Volk mich erblickte, frohlockte es über meine Abgelebtheit eben ſo ſehr, als andere Völker der Welt nur über die plötzliche Erſcheinung einer himmliſchen Schönheit bei ihnen gefrohlockt haben könnten. Die Palaſtbeamten führten mich im Triumphe vor Mülkara, für welche mein hohes Alter ebenfalls unwiderſtehlich war: ſie gab ihre Liebe zu mir ungefähr auf dieſelbe Weiſe zu erkennen, wie die Königinn dir die ihrige. Ich bildete mir an=

fangs ein, man verſpottete mich, und dieſe Inſelbewohner gebährdeten ſich nur ſo, um ſich auf meine Koſten luſtig zu machen. Deshalb lachte ich nur über die erſten Lobeserhebungen, welche die Fürſtinn mir ertheilte: aber ſie liebkoſte mir auf eine ſo lebhafte Weiſe, daß ich endlich aus meinem Irrthume kam. Ich verlor die Geduld, und in meiner wüthigen Aufwallung ſtieß ich gegen Mülkara eben ſo unehrerbietige Reden aus, als die ihrigen ſchwärmeriſch waren. Unſer Geſpräch nahm ein ſchlimmes Ende; meine Fürſtinn, von Grimm und Zorn entbrannt, ließ mich in dieſes Gefängnis werfen, wo ſie beſchloſſen hat, mich ſitzen zu laßen, bis ich günſtigere Geſinnungen für ſie angenommen habe und ſie um die Erlaubnis bitten laße, die ihren Reizen angethane Beleidigung zu ihren Füßen zu ſühnen. Ich fühle mich aber wenig geneigt, zu thun, was ſie von mir verlangt, und ich bin darauf gefaßt, lange hier zu leiden: aber was mich in meinem Unglücke tröſtet, iſt, daß ich wenigſtens wieder mit einem Bruder vereinigt bin, deſſen Gegenwart mir meine Leiden erträglich machen wird."

Hiemit endigte Ady ſeine Erzählung, und Dahy ſagte zu ihm:

„Ich kann mich über einen Umſtand in deiner Erzählung nicht genug wundern. Das Landmädchen, welche du im Traume geſehen haſt, fällt mir auf, eben ſo wie die Worte, welche ſie zu dir geſprochen hat, und ich kann nicht genug die Aehnlichkeit bewundern, welche dein Traum mit Kadidſchens Traume hat.“

„Dieß ſcheint mir nicht weniger wunderbar, als dir,“ antwortete Ady; „und was dir vielleicht noch auffallender ſein wird, als alles übrige, iſt, daß jenes Landmädchen meines Traumes mir ſtäts vor der Seele ſchwebt. Ich bewahre ihr Bild ſo feſt, daß ich ſie jeden Augenblick zu ſehen wähne.“

Während Ady und Dahy ſich auf dieſe Weiſe unterhielten, kam der Hauptmann von der Leibwache der Königinn in den Thurm, und ſprach zu ihnen:

„Ihr unbeſcheidenen Greiſe, bewundert beide die Huld unſerer liebenswürdigen Königinn und der Fürſtinn, ihrer Schweſter. Anſtatt zu befehlen, euch dafür zu beſtrafen, daß ihr die Ehrerbietung gegen ſie aus den Augen geſetzt habt, wollen ſie nicht allein das Vergangene vergeſſen, ſondern ſind ſogar entſchloſſen, euch göttliche Ehre zu erweiſen.“

Zweihundert und zehnter Tag.

Der Hauptmann wähnte, ſich bei den beiden Geiſterbrüdern mit der Nachricht welche er ihnen brachte, beliebt zu machen: aber weit entfernt, ihm dafür

Dank zu wiſſen, behandelten ſie ihn ſehr ſchnöde. Da ſie ſich weigerten, ihm zu folgen, er aber Befehl hatte, ſie nach der Pagode zu bringen, wollte er nicht unverrichteter Sache wieder abziehen: er ließ ſie beide durch die Wache ergreifen, und ſie wider ihren Willen fortführen.

Der Oberprieſter ſammt den Dienern der Pagode kamen ihnen an der Thüre entgegen. Sie trugen alle lange Röcke von Matten, welche auf der Erde nachſchleppten, und auf dem Kopfe Strohhüte, mit bunten Farben bemalt. Sie ſangen zu Ehren dieſer beiden neuen Gottheiten Lieder, deren Inhalt war:

> „Dieſe beiden wundervollen Greiſe haben alle Inſeln des Weltmeeres durchzogen, und ſie durch den bloßen Glanz ihrer Reize erobert: aber durch einen Vorzug, der den Neid aller Völker erregen würde, haben ſie jetzo die Inſel der Königinn Scheherbanu zu ihrem Wohnſitz erwählt.“

Bei jedem Verſe, den ſie ſangen, machten ſie den Geiſterbrüdern eine tiefe Verneigung des Hauptes.

Nach dieſen erſten Ehrenbezeigungen, ließen ſie beide, unter dem Zujauchzen des verſammelten Volks, eine große Bühne beſteigen, welche ſechs oder ſieben Fuß hoch war, und auf welcher zwei kleine, für ſie beſtimmte Throne von Binſen ſtanden. Dieſe Bühne war mitten in der Pagode errichtet, und am Fuße derſelben ſtand ein Altar, auf welchem ein Bock und ein Schwein geopfert werden ſollten.

Aby und Dahy ſahen wohl ein, daß es ihnen nichts helfen würde, widerſpenſtig zu ſein, und entſchloſſen ſich weislich, alle Unſinnigkeiten der Inſelbewohner zu ertragen, ohne etwas zu ſagen. Sie ſetzten ſich auf ihre Throne und ſchauten in der Verſammlung umher, deren Blicke alle auf ſie gerichtet waren: ſie erkannten darunter wohl die Königinn und Mülkara, ſammt allen Fürſtinnen von Geblüt, welche auf beſonderen erhöhten Stühlen ſaßen.

Die Opferthiere wurden geſchlachtet, und mit einer überſchwänglichen Menge Weihrauch, Haare, Federn, Haut und Miſt verbrannt, was einen ſo dicken Rauch hervorbrachte, daß er vielleicht die beiden Gottheiten erſtickt hätte, wenn ſie nicht unſterblich geweſen wären. Nach dieſen Räucherungen, welche alle Leute während der Feierlichkeit ſtark zum huſten und nieſen brachten, verſammelten die Frauen und Mädchen ſich um den Altar, und begannen zu ſingen und dazu zu tanzen: aber plötzlich endigten dieſe Geſänge und Tänze durch ein Ereignis, welches alle Zuſchauer höchlich überraſchte.

Aby und Dahy verloren auf einmal ihre Greiſengeſtalt, und nahmen ihre natürliche Geſtalt wieder an: ſie wurden wieder ſo, wie ſie damals waren, als Farſana ſie mit allzu zärtlichen Augen anſah.

Welche furchtbare Veränderung! Die Prieſter der Pagode erſchrecken über eine Verwandlung, welche ihnen eine üble Vorbedeutung erregt, und machen ſich beſtürzt davon; die tanzenden und ſingenden Frauen entfliehen ſchaudernd von dem Altar; die Königinn und die Fürſtinn ihre Schweſter, fühlen ihre Zärtlichkeit in Abſcheu verkehrt, und eilen nach ihrem Palaſt. In einem Augenblicke war die Pagode leer, und nur die beiden Geiſterbrüder blieben darin, die anfangs ihren Augen nicht trauen wollten: da ſie indeſſen ſogleich auch alle mit ihrem Stande verbundene Kunde wieder bekamen, ſo erkannten ſie, daß ihre Bezauberung durch die beiden jungen Frauen aufgehoben war, die von ihrer Greiſengeſtalt bezaubert worden, jetzt aber, voll Abſcheu vor ihrer neuen Geſtalt, mit den übrigen die Flucht ergriffen hatten.

Während ſie ſich über eine Veränderung freuten, welche ihnen alle ihre verlorenen Vorzüge wiedergab, ſahen ſie plötzlich den Brachmanen Kanßu in der Pagode erſcheinen; er war begleitet von einem jungen Mädchen, die Dahy für Fatime'n erkannte, und die Ady der im Traume geſehenen Geſtalt ſo ähnlich fand, daß er bei ihrem erſten Anblick ausrief:

„Ah! iſt das nicht das ſchöne Landmädchen, deren Andenken ich ſo theuer bewahre?“

„Ja, Ady,“ ſprach jetzo der Brachman, „ſie iſt es ſelber, und um dein Glück vollſtändig zu machen, habe ich ſie hieher geführt. — Endlich, meine Kinder," fuhr er fort, indem er die beiden Geiſterbrüder anſah, „ſeid ihr aus dem quaalvollen Zuſtande befreiet, in welchen mein Zorn euch verſetzt hatte; ungerne habe ich euch ſo lange darin geſehen: aber ich konnte euch nicht eher daraus befreien; ich war es, der durch Träume euch den Entſchluß eingab, nach Sumatra zu reiſen; und ich war es, der durch Stürme, welche ich erregte, euch hieher führte, weil ich wußte, was hier geſchehen mußte. — Dahy," fügte er hinzu, „geh hin und hole Kadidſche'n her, damit ſie das Vergnügen habe, ihre Schweſter wiederzuſehen."

Dahy entſchwand, wie ein Blitz, und ging nach der Küche des Hauptmanns der Leibwache, entführte Kadidſche'n und brachte ſie nach der Pagode.

Die beiden Schweſtern umarmten ſich zu wiederholten Malen mit eben ſo viel Zärtlichkeit als Freude. Die ältere ergab ſich, ohne Widerſtreben dem ſchönen Ady; und die jüngere, entzückt, in Dahy die Züge wiederzuſehen, welche ſie ſeit ihrem Traume, ſtäts beſchäftigt hatten, willigte gern ein, ſein Glück zu machen.

Hierauf ſagte Kanſu zu den Geiſterbrüdern:

„Lebet wohl, meine Kinder, ihr ſeid meiner Macht nicht mehr unterworfen; ich gebe euch beiden die Freiheit; führet dieſe jungen Mädchen, wohin ihr wollt, und lebet alle viere in vollkommener Eintracht.“

Mit dieſen Worten verſchwand er, und die beiden Brüder begaben ſich mit ihren Geliebten nach einer von Geiſtern bewohnten Inſel.

Beherrſcher der Gläubigen," fuhr der Greis fort in ſeiner Erzählung an den Chalyfen, „dieß iſt die Geſchichte, welche ich dieſem jungen Manne erzählte, und welche uns beide zu lachen machte."

Harun Alraſchid und die ſchöne Sültanûm ſeine Favoritinn, bezeugten dem Greiſe, daß ſie auch ihnen Vergnügen gemacht hätte. Hierauf ſagten ſie zu dem jungen Manne, er möchte nun auch ſeine Geſchichte erzählen: was er denn auch mit folgenden Worten that:

Geſchichte
des
Königs Naßiraddolé von Mußel,
des
Kaufmanns
Abderrahman von Bagdad
und der
# ſchönen Seïneb.

„Ein junger Kaufmann in Bagdad, namens Abderrahman,*) beſaß unermeßliche Reichthümer; auch lebte er wie ein großer Herr. Man ſah täglich an ſeiner Tafel die vornehmſten Beamten des Chalyfen, des Vorgängers Euer Majeſtät;*) alle anſtändige Leute der Stadt waren bei ihm wohl aufgenommen, eben ſo wie die Fremden, welche ihn beſuchten. Es war von Natur ſeine Luſt, aller Welt gefällig zu ſein: bedurfte man ſeiner Bürgſchaft oder ſeiner Börſe, ſo durfte man ſich getroſt an ihn wenden, ohne abſchlägliche Antwort zu befürchten; diejenigen, die er ſich ſchon verpflichtet hatte, ermüdeten nicht ſeine Großmuth, wenn ſie von neuen ſeine Hülfe anflehten. Man ſprach in der Stadt nur von ſeinem wohlthätigen Gemüth und von ſeinen großmüthigen Handlungen. Seine Geſtalt entſprach den Eigenſchaften ſeiner Seele: er war ſchön und ſehr wohlgebildet. Mit Einem Wort, er galt für einen vollkommenen jungen Mann.

---

*) Iſt Abſchleifung für Abdalrahman: von Abdal, Gottbegeiſtert. H.

Eines Tages trat er in eine Fikaa-Schenke; er bemerkte darin einen jungen Fremdling von gutem Ausſehen, der allein an einem Tiſche ſaß; er ſetzte ſich zu ihm, und beide fingen an, ſich von verſchiedenen Dingen zu unterhalten. Wenn der Fremdling dem Bagdader gefiel, ſo gefiel dieſer nicht minder dem Fremdlinge; ſie waren ſo erbaut von einander, daß ſie ſich den nächſten Tag an demſelben Orte wieder aufſuchten; ſie fanden ſich, und unterhielten ſich abermals mit einander: es fand ſich ſo viel Uebereinſtimmung zwiſchen ihnen, daß ſie von dieſem Tage an ein enges Bündnis mit einander ſchloſſen. Zu Abderrahmans Leidweſen, war der Fremdling genöthigt, am folgenden Tage ſchon abzureiſen, und nach Mußel zurückzukehren, wo er, wie er ſagte, gebürtig war:

---

*) Haruns Vater und Vorgänger war Mahadi, der dritte Abbaſſidiſche Chalyf. H.

„Aber, Herr, bevor ihr abreiſet,“ ſagte der Bagdader zu ihm, „ſaget mir doch, wer ihr ſeid: ich muß auch bald eine Reiſe nach Mußel machen, an wen ſoll ich mich da wenden, um von euch etwas zu erfahren?“

„Ihr dürft nur,“ antwortete ihm der Fremdling, „nach dem Palaſte des Königs von Mußel gehen, da werdet ihr mich finden: wenn ihr dort erſcheinet, ſo werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, euch gaſtlich zu empfangen, ihr ſollt erfahren, wer ich bin, und dort wollen wir die Freundſchaft befeſtigen, welche wir in dieſem Lande geſtiftet haben.“

Zweihundert und eilfter Tag.

Abderrahman war betrübt über die Abreiſe des Fremdlings, und tröſtete ſich nur durch die Hoffnung, ihn in Mußel wiederzuſehen, wohin ſeine Geſchäfte ihn kurz darauf zu reiſen nöthigten. Er unterließ nicht, ſich alsbald nach dem Palaſte des Königs zubegeben; er forſchte in allen Geſichtern, die ihm hier begegneten, nach den Zügen des Fremdlings, den er liebgewonnen hatte, als er ihn endlich in der Mitte eines Schwarms von Hofleuten erblickte, die bemüht waren, ihm zu gefallen: er vermuthete wohl, daß es der Fürſt wäre; wie es wirklich auch Naßirabdolé, der König von Mußel ſelber war. Dieſer Fürſt erkannte ihn auch ſogleich, und trat hervor, ihn zu bewillkommnen. Der Kaufmann von Bagdad warf ſich vor ihm nieder und blieb mit dem Antlitz am Boden liegen, bis der König ſelber ihn aufhub, ihn umarmte, ihn bei der Hand nahm, und in ſein Zimmer führte.

Alle Hofleute waren höchlich verwundert über den Empfang, womit ihr Herr den jungen Kaufmann ehrte.

„Wer iſt doch dieſer Fremdling?“ fragten ſie ſich unter einander: „es muß ein Fürſt ſein, weil der König ihn mit ſolcher Auszeichnung behandelt.“

Die großen Herren, welche das meiſte Vertrauen des Fürſten beſaßen, begannen von Stund an ihn zu fürchten und zu haſſen; und die Höflinge, welche Wohlthaten erwarteten, faßten ſchon den Entſchluß, ihm den Hof zu machen.

Unterdeſſen blieb Naßirabdolé allein mit dem Kaufmann von Bagdad, und überhäufte ihn mit Liebkoſungen:

„Ja mein theurer Abderrahman,“ ſprach er zu ihm, „ich liebe euch mehr, als alle dieſe Leute, welche ich eben verlaßen habe, um mich mit euch zu unterhalten. Und habe ich nicht Urſach, euch lieber zu haben, als ſie alle? wie weiß ich, ob nicht Habſucht oder Ehrgeiz, die Triebfeder ihrer Anhänglichkeit an mich iſt? es gibt vielleicht nicht einen einzigen unter ihnen, der eine wahrhafte Zuneigung für mich ſelber hegt: das iſt das Unglück der Großen, daß ſie nicht ſicher ſein können, ob man ſie wirklich liebt; das Gute, welches ſie im Stande ſind zu thun, beraubt ſie des Vergnügens, nicht daran zweifeln zu dürfen: was dagegen eure Geſinnungen betrifft, ſo weiß ich, daß ſie aufrichtig ſind, und kenne den ganzen Werth derſelben: ihr habt mir eure Freundſchaft geſchenkt, ohne mich zu kennen; ich kann mich jetzo rühmen, einen Freund zu beſitzen.“

Der junge Kaufmann von Bagdad beantwortete die Huld des Königs in gefühlvollen und dankbaren Ausdrücken; worauf der Fürſt zu ihm ſagte:

„So lange ihr in Mußel bleibt, ſollt ihr in meinem Palaſte wohnen und von meinen eigenen Beamten bedient werden, und ich werde dafür ſorgen, euch den Aufenthalt ſo angenehm zu machen, wie mir möglich iſt.“

Er hielt Wort, und vergaß nichts, wovon er glaubte, daß es ſeinem Gaſte Vergnügen machen könnte. Bald verſchaffte er ihm die Beluſtigung der Jagd, bald gab er ihm Konzerte von Singſtimmen und Inſtrumenten, die hinreißend ausgeführt wurden, und faſt täglich vergnügte er ſich mit ihm beim Mahle.

Es war beinahe ſchon ein Jahr, daß der Kaufmann von Bagdad auf dieſe Weiſe hier lebte, als ihm von Bagdad Botſchaft kam, daß ſeine Gegenwart dort durchaus nöthig wäre, wenn er verhindern wollte, daß ſeine Vermögensumſtände nicht in Verfall geriethen. Er ſprach mit dem König über dieſe Nachricht, und bat ihn, zu genehmigen, daß er nach Bagdad heimkehrete. Naßiraddolé willigte ein, obwohl ungern, und Abderrahman riß ſich endlich von den Ergetzlichkeiten des Hofes von Mußel los.

So bald er heimkam, bemühte er ſich ſehr ernſtlich, den Nachtheil, welchen ſeine Abweſenheit ſeinen Umſtänden zugezogen hatte, wieder gut zu machen; und als er ſie ganz wieder hergeſtellt hatte, fing er wieder an, ſeine Freunde zu bewirthen, aller Welt dienſtwillig zu ſein, und noch größern Aufwand zu machen, als zuvor; er kaufte ſich neue Sklavinnen, und fand ſein Vergnügen darin, von allen Völkern der Welt welche zu haben.

Eines Tages verkaufte ihm ein Sklavenhändler eine Sklavinn; ſie war aus Circaſſien gebürtig, und man durfte behaupten, daß ſie eins der vollkommenſten Geſchöpfe war, ſo man ſehen konnte; ſie war noch nicht achtzehn Jahr alt, und nannte ſich Seïneb.*) Abderrahman kaufte ſie für ſechstauſend Goldzeckienen; aber wenn er auch zehntauſend dafür gegeben, ſo hätte er ſie doch nicht zu theuer bezahlt. Ihre hohe Schönheit war nicht ihr einziges Verdienſt: man bewunderte in ihr auch einen gebildeten Geiſt, ein ſanftes und ſtäts gleichmäßiges Gemüth, und ein zärtliches, aufrichtiges und getreues Herz. Ein ſo liebenswürdiges Weſen ermangelte keinesweges, Abderrahman zu bezaubern; er empfand für ſie eine innige Liebe, und er hatte das Glück, auch Seïneb geneigt zu finden, ihn ebenſo zu lieben, wie er ſie.

Während ſie in Ruhe der Glückſeligkeit ihrer gegenſeitigen Liebe genoſſen, und daraus ihre ganze Beſchäftigung machten, kam der König von Mußel ohne Gefolge wieder nach Bagdad, und trat bei dem jungen Kaufmann ab.

„Abderrahman,“ ſprach er zu ihm, „ich bekam Luſt, nochmals unerkannt dieſe Stadt und den Hof des Chalyfen zu ſchauen; oder vielmehr, es war mein Wunſch, euch wiederzuſehen. Ich will bei dir wohnen, und ich ſchmeichle mir, daß es dir eben ſo viel Freude machen wird, als ich empfand, dich in meinem Palaſte bei mir zu ſehen.“

---

*) Wohl vom Arabiſchen Sein, Seinat, Zierde; womit viele Namen zuſammengeſetzt ſind. H.

Der Kaufmann von Bagdad, entzückt von der Ehre, welche ihm widerfuhr, wollte ſich dem Könige zu Füßen werfen, um ihm ſeine Erkenntlichkeit dafür zu bezeugen; aber der Fürſt hub ihn auf, und ſagte zu ihm:

„Laß die Ehrerbietung beiſeite, welche du dem Könige von Mußel ſchuldig biſt, und ſieh in mir nur einen Freund, der ſich mit dir vergnügen will: laßt uns ohne allen Zwang leben; nichts iſt ſo angenehm, als ein freies Leben; um das Vergnügen deſſelben zu genießen, ſtehle ich mich von Zeit zu Zeit von meinem Hofe weg, und gefalle mich darin, ohne Gefolge zu reiſen; und ich muß dir geſtehen, daß die Tage, welche ich auf ſolche Weiſe verlebe, die glücklichſten meines Lebens ſind.“

Zweihundert und zwölfter Tag.

Der junge Kaufmann von Bagdad ſetzte ſich, um dem Könige von Mußel zu gehorchen und zu gefallen, auf einen vertraulichen Ton mit ihm; ſie begannen beide ſo freundſchaftlich mit einander umzugehen, als wenn ſie von demſelben Stande geweſen wären; täglich hatten ſie irgend eine Luſtbarkeit mitſammen; und Naßiraddolé vergaß, wer er war, und lebte ganz wie ein Privatmann.

Eines Abends, als ſie beide allein bei Tiſche ſaßen und von den beßten Weinen tranken, lief ihre Unterhaltung über die Schönheit der Frauen; der König von Mußel rühmte die Reize einiger Sklavinnen ſeines Harems, und behauptete, daß es auf der Welt nicht ihresgleichen gäbe. Der Bagdader hörte dieſe Reden nicht ruhig an; ſeine Liebe zu Seïneb und der Wein, den er getrunken hatte, erlaubten ihm nicht, einzuräumen, was er eben gehört hatte:

„Herr,“ ſprach er zu ſeinem Gaſte, „ich zweifle nicht, daß ihr ſehr ſchöne Frauen habt: aber ich glaube nicht, daß ſie an Schönheit die meinigen übertreffen; ich habe mehrere Sklavinnen, welche man nicht ohne Bewunderung anſehen kann, und unter anderen eine Circaſſierinn, in deren Bildung die Natur ſich gefallen zu haben ſcheint.“

„Das heißt,“ erwiederte der König, „du liebſt dieſe Circaſſierinn; deine Lobpreiſung ihrer Schönheit beweiſet mir, daß du von ihr ſehr eingenommen biſt, ohne mich zu überzeugen, daß ſie eben ſo reizend ſei, als meine Sklavinnen.“

„Es iſt leicht, euch davon zu überführen,“ verſetzte Abderrahman; und als er dieß geſagt hatte, ließ er einen Verſchnittenen rufen, und flüſterte ihm ins Ohr:

„Geh hin und ſage meinen Sklavinnen, daß ſie ihre reichſten Kleider anlegen und ſich alle in einem hell erleuchteten Zimmer verſammeln.

Der Verſchnittene lief hin, ſeinen Befehl auszurichten, und Abderrahman ſetzte ſich wieder zu Tiſche, indem er zu dem Fürſten ſagte:

„Herr, ihr ſollt bald ſelber entſcheiden, ob ihr Recht oder Unrecht habt zu denken, daß euer Harem die ſchönſten Frauen Aſiens einſchließt.“

„Ich geſtehe dir,“ antwortete der König, „daß ich neugierig bin, zu ſehen, ob die Liebe dich nicht verblendet.“

Sie fuhren fort, ſich zu erluſtigen, und tranken noch Brandweine, bis der abgeſchickte Verſchnittene wiederkam, und ſeinem Herrn meldete, daß die Sklavinnen verſammelt wären, und daß ſie nichts verſäumt hätten, was ihre Schönheit erhöhen könnte.

Jetzo führte der Bagdader den König von Mußel in ein äußerſt prächtiges Zimmer, worin ſich dreißig Sklavinnen befanden, alle jung, ſchön, wohlgebildet, und mit Edelſteinen bedeckt; ſie ſaßen auf Sopha's von roſenfarbenem und ſilbergeblümtem Seidenſtoff; einige ſpielten die Laute, andere das Tamburin, und noch andere ſangen und unterhielten ſich ſo, in Erwartung der Ankunft ihres Herrn. So bald ſie ihn erblickten, ſtanden ſie auf, blieben ſtehen und beobachteten ein ſittſames Stillſchweigen. Abderrahman befahl ihnen, ſich wieder zu ſetzen und fortzufahren, auf ihren Inſtrumenten zu ſpielen; ſie gehorchten im Augenblick.

Der König Naßiraddolé, ein ſo großer Fürſt er war, mußte doch geſtehen, daß er in ſeinem Harem keine liebenswürdigere Frauen hätte; er begann, ſie, eine nach der anderen, genauer zu betrachten, und fing bei den Lautenſpielerinnen an, die ihm ſehr reizend vorkamen; er fand die Tamburinſchlägerinnen nicht minder anmuthig, und als er zu den Sängerinnen kam, erblickte er darunter eine, deren Schönheit ihn blendete:

„Iſt dieſe hier,“ ſprach er zu dem Bagdader, „die Circaſſierinn, von welcher du mir geſagt haſt?“

„Ja, Herr,“ antwortete Abderrahman, „ſie iſt es ſelber: bin ich ein ſchmeichelnder Maler? habt ihr jemals etwas ſchöneres geſehen?“

Zweihundert und dreizehnter Tag.

Der Bagdader erwartete die Antwort des Königs, und zweifelte nicht, daß ſie ſehr ruhmwürdig für Seineb ausfallen würde: aber er war ſehr verwundert, als er ſah, daß der Fürſt, anſtatt die Schönheit dieſer Sklavinn zu preiſen, ein ernſthaftes und verdrießliches Weſen annahm, und nicht ſagen wollte, was er davon urtheilte; woraus er ſchloß, daß der Fürſt Seïneb ſchöner fände, als alle Frauen ſeines Harems, und darüber einen geheimen Aerger empfände.

„Herr,“ ſprach er einen Augenblick darauf, indem er ihn in ſein Zimmer zurückführte, „ich ſehe wohl, daß ich Seïnebs Reizen zu viel zugetrauet habe; ich habe ſie euch ohne Zweifel zu hoch gerühmt.“

Naßiraddolé antwortete auch nichts auf dieſe Worte, und als er in ſeinem Schlafzimmer war, bat er ſeinen Wirth, ihn dort allein zu laßen, weil er, wie er ſagte, auszuruhen wünſchte.

Abderrahman entfernte ſich ſogleich, überzeugt, daß es nur Verdruß bei ihm wäre, ſich überwunden zu ſehen.

Am folgenden Morgen früh beſuchte der junge Kaufmann den König von Mußel; er wähnte, dieſen Fürſten in einer beſſern Stimmung zu finden, aber er ſah ihn in einer Traurigkeit, in einer Niedergeſchlagenheit, von welcher er innig gerührt wurde.

„Was iſt euch, Herr?“ fragte er ihn: „welch trauriges Gewölk umſchattet eure Augen? was iſt die Urſache dieſer tiefen Schwermuth, worin ich euch verſunken ſehe?“

„Abderrahman,“ antwortete ihm der König, „ich reiſe heute noch heim nach Mußel; ich nehme einen Schmerz mit mir weg, welchen die Zeit vielleicht nur erhöhen wird: laß mich abreiſen, ohne weiter nach der Urſache zu forſchen.“

„Nein, Herr,“ erwiederte der Kaufmann von Bagdad, „ihr müßt ſie mir ſagen; verhehlet ſie mir nicht, ich beſchwöre euch darum: habe ich etwa die Unvorſichtigkeit begangen, die euch ſchuldige Ehrfurcht zu verletzen? Ich habe die Huld, welche ein ſo großer König mir erzeigt, misbraucht, ich habe euch ohne Zweifel beleidigt?“

„Verhüte der Himmel,“ verſetzte Naßiraddolé, „daß ich mich über dich beklage! ich beklage mich nur über mein unſeliges Schickſal. — Noch einmal,“ fuhr er fort, „forſche nicht nach dem, was mich betrübt.“

Je mehr der König von Mußel darauf beharrte, den Grund ſeiner Betrübnis zu verbergen, je mehr drang der Bagdader in ihn, dieſelbe zu enthüllen. Unterdeſſen ſchickte der Fürſt ſich an zur Abreiſe, und hatte die Abſicht, ſein Geheimnis zu bewahren: aber endlich nöthigte ihn doch ſein Wirth durch ſein dringendes Bitten, ſich ihm zu entdecken.

„Wohlan denn, Abderrahman,“ ſagte beim Scheiden Naßiraddolé zu ihm, „du willſt, daß ich rede, und ich will dich befriedigen: ich liebe Seïneb, oder vielmehr ich bete ſie an; ich habe ſie nicht anblicken können, ohne aus ihren ſchönen Augen die unſelige Liebe zu empfangen, welche meine Ruhe ſtört. Ich wollte abreiſen, ohne dir dieß traurige Bekenntnis zu machen: du aber entreißeſt es mir; deine Freundſchaft mache es mir nicht zum Vorwurf. Ach! ich werde es nur zu ſehr durch die Leiden büßen, welche ich tragen muß. Lebe wohl!“

Mit dieſen Worten ſchied er von dem Kaufmanne von Bagdad, und nahm ſeinen Heimweg nach Mußel.

Naßiraddolé's letzte Worte überraſchten Abderrahman höchlich, ſo daß er erſt lange nach der Abreiſe des Fürſten aus ſeiner Verwirrung wieder zu ſich kommen konnte.

„Ach, ich unglücklicher!“ rief er aus, „warum mußte ich Seïneb den König von Mußel ſehen laßen? Konnte ich nicht vorausſehen, daß er ſie nicht ungeſtraft betrachten würde? — Er wird ſich nun an ſeinem Hofe in Sehnſucht verzehren; die Frauen ſeines Harems, mit welcher Schönheit ſie auch ausgeſtattet ſein mögen, werden ihn nicht der unſeligen Circaſſierinn vergeſſen machen, mit deren Bild er beſchäftigt iſt; ich fühle es in mir ſelber: ein Herz, das ſie bezaubert hat, kann von keiner andern Liebe mehr entbrennen; ich werde mir alſo mein lebelang vorzuwerfen haben, daß ich Schuld bin an dem Unglücke eines Königs, der noch größer iſt durch ſeine Tugenden, als durch ſeine Krone; ich bin es, der durch den unziemlichen Uebermuth eines Verliebten die Ruhe ſeiner glücklichen Tage unterbricht; iſt es Recht, daß ich zum Lohne für alle die Freundſchaftsbeweiſe, welche ich von ihm empfangen habe, ihm einen Dolch in das Herz ſtoße? — Nein, nein, mein theurer Fürſt, nein, Abderrahman wird dich nicht in dem qualvollen Zuſtande laßen, in welchen er dich verſetzt hat! Ich bin bereit, mich für dich aufzuopfern: ich will dir Seïneb abtreten, ja, ich bin dazu entſchloſſen.“

So bald er dieſen Entſchluß gefaßt hatte, rief er einige ſeiner Hausbeamten, und befahl ihnen, eine Sänfte zur Reiſe zu rüſten. Sodann ließ er Seïneb kommen, und ſprach zu ihr:

„Du biſt nicht mehr mein, du gehörſt dem Könige von Mußel: dieſer Fürſt iſt es, den du geſtern Abend geſehen haſt; er fühlt für dich eine glühende Leidenſchaft, er iſt liebenswürdig, du darfſt ohne Mühe in das Geſchenk willigen, welches ich ihm mit dir ſelber mache.“

Bei dieſen Worten fing die Sklavinn an zu weinen.

„Iſt es möglich,“ ſprach ſie, „daß Abderrahman mich hingibt, nachdem er mir ſo oft ewige Liebe geſchworen hat? Ah! flatterhafter, du liebſt mich nicht mehr; eine neue Schönheit triumphiert ohne Zweifel über die Macht meiner Augen, und du entferneſt mich nur von dir, um die geheimen Vorwürfe zu vermeiden, welche meine Gegenwart dir machen könnte."

„Nein, ſchöne Seïneb," antwortete Abderrahman ganz weichherzig, „du haſt keine Nebenbuhlerinn, und ich habe dich niemals mehr geliebt als jetzt, ich ſchwöre es bei dem Grabe unſers Großen Propheten zu Medina!"

„Und wenn das iſt," unterbrach ihn Seïneb mit Heftigkeit, „warum müßen wir uns denn trennen?"

„Mein Herz bricht darüber," antwortete er: „aber ich kann nicht ertragen, daß ein Fürſt, für den ich die größte Zärtlichkeit hege, und der mir ſo viele Beweiſe von der ſeinigen gegeben hat, ſich in Sehnſucht verzehre; da es ſeine Ruhe gilt, achte ich nicht mehr der meinigen; wenn ich den Abſtand ermeſſe, welchen die Natur zwiſchen mir und meinem Nebenbuhler geſetzt hat, ſo gibt es kein Opfer, welches ich ihm nicht ſchuldig zu ſein glaube; und übrigens, wenn ich bedenke, daß ich dich dadurch zur Favoritinn eines mächtigen Fürſten machen will, ſo lindert dieß die Härte der Gewalt, welche ich mir anthue, indem ich dich abtrete: geh alſo hin, und erfülle dein glückliches Geſchick, welches dich zu Mußel erwartet; eile zu Naßiraddolé, und laß in ſeinem Herzen die lebhafteſte Freude auf die Betrübnis folgen, wovon es erfüllt iſt."

Nach dieſen Worten, welche er nicht ausſprechen konnte, ohne einige Thränen zu vergießen, befahl er den Bedienten, welche er erwählt hatte, Seïneb nach Mußel zu führen, ſich ſchleunig mit ihr auf den Weg zu machen und ſie ſeinen Augen zu entziehen; denn ſie zerſchmolz in Thränen, und ſchien ſo betrübt, daß er dieſen Anblick nicht länger aushalten konnte. Die Bedienten huben ſie, mit einer alten Sklavinn, zu ihrer Bedienung, in die Sänfte, und reiſten ſo dem Könige von Mußel auf ſeinem Wege nach.

Zweihundert und vierzehnter Tag.

Sie mochten noch ſo ſehr eilen, die Sänfte ging doch zu langſam, als daß ſie Naßiraddolé hätten einholen können, der eins der kräftigſten Arabiſchen Roſſe ritt. Er kam mehrere Tage vor Seïneb in ſeiner Hauptſtadt an. Seïneb war aber auch nicht ſo bald dort angelangt, als einer ihrer Begleiter nach dem Palaſt eilte, und den König benachrichtigte, daß Abderrahman, ihr Herr, ihm dieſe Sklavinn ſendete.

Es iſt nicht zu beſchreiben, wie groß die Ueberraſchung und die Freude dieſes Fürſten war, als er dieſe Neuigkeit vernahm:

„O großmüthiger Freund,“ rief er aus, „wenn ich nicht ſchon überzeugt wäre, daß du der vollkommenſte Freund auf der Welt biſt, ſo könnte ich gegenwärtig nicht mehr daran zweifeln, weil du mein Glück dem deinen vorziehſt.“

Er ſchickte den Oberſten ſeiner Verſchnittenen hin, Seïneb in Empfang zu nehmen, und ließ ihr eine beſondere Wohnung geben, die bequemſte und prächtigſte im ganzen Palaſte. Hier war ſie nicht lange, als ſie den Fürſten erſcheinen ſah; er näherte ſich ihr, und als er auf ihrem Antlitze einen Ausdruck von Traurigkeit wahrnahm, ſprach er zu ihr:

„Schöne Seïneb, es iſt unſchwer zu erkennen, daß euer Herz nicht das Opfer billigt, welches der großmüthige Abderrahman mir durch euch darbringt; ich ſehe wohl, daß ihr viel mehr als ein Schlachtopfer nach Mußel kommt, welches man zum Tode führt, denn als eine ſtolze Schönheit, welche einen König zu ihren Füßen ſehen ſoll; euch rührt mehr der Verluſt eines Mannes, den ihr liebt, als die Eroberung eines Fürſten, der euch anbetet!“

„Herr,“ antwortete Seïneb, „ich ſollte meine Geſinnungen dem neuen Looſe anpaſſen, welches mich hieherruft; ich ſollte mir Glück wünſchen, das Glück eines ſolchen Fürſten machen zu können, wie ihr ſeid. Ich ſage noch mehr: ich möchte mich gern losreißen und des Undankbaren vergeſſen, der mich ſo hingibt, und euch ſeine Stätte in meinem Herzen einräumen: warum kann ich nicht, um mich an ſeiner Treuloſigkeit zu rächen, von Stund an alle die Liebe für euch empfinden, welche ſeine falſche Inbrunſt mir für ihn anzufachen wußte! Aber, ach! zu meinem Unglücke bin ich nur noch zu ſehr mit dem Treuloſen beſchäftigt; ſo lange ich lebe, wird er ſtäts meinen Gedanken gegenwärtig ſein, und unaufhörlich die Ruhe meines Lebens ſtören.“

Die ſchöne Sklavinn zerſchmolz bei dieſen Worten in Thränen und ſtieß tiefe Seufzer aus, ſo daß Naßirabdolé davon innig gerührt wurde.

„Ah! reizende Seïneb,“ rief er aus, „mäßiget eure Betrübnis, ich beſchwöre euch darum, und laßt mich wenigſtens mir ſchmeicheln, daß die Zeit und meine Bemühungen ſie endlich beſiegen werden: raubet mir nicht dieſe Hoffnung, welche allein mein Leben erhalten kann.“

Der König von Mußel begnügte ſich nicht mit dieſen Reden, er warf ſich ſelbſt der ſchönen Sklavinn zu Füßen, und fügte den eben geſagten Worten noch tauſend andere zärtliche und leidenſchaftliche Dinge zu, kurz, er bot alles auf, ſie zu tröſten: aber es wollte ihm nicht gelingen; er bemerkte ſogar, daß, je mehr er ihren Schmerz bekämpfte, derſelbe nur deſto größer zu werden ſchien; er entfernte ſich alſo: er wollte lieber Seïneb verlaßen, als durch ſeine Gegenwart ihr Leid noch vermehren.

Wir wollen jetzt wieder auf den jungen Kaufmann von Bagdad zurückkommen.

Nach der Abreiſe ſeiner Sklavinn, verſank er in ein Hinſchmachten, welches nichts zu zerſtreuen vermochte. Er mochte ſo viele Luſtbarkeiten vornehmen, Seïneb, die ihm ſtäts vor der Seele ſchwebte, ließ ihm keinen zufriedenen Augenblick:

„Ach, ich unglücklicher!“ ſprach er oft bei ſich ſelber, „ich fühle, daß ich ohne Seïneb nicht leben kann! Warum mußte ich ihren Beſitz dem Könige von Mußel überlaßen? heißt das nicht die Gränzen der Freundſchaft überſchreiten, ſeinem Freunde eine Geliebte zu überliefern, die man anbetet? Würde Naßiraddolé dieſelbe Anſtrengung für mich gemacht haben? Nein, ohne Zweifel, und ich bin überzeugt, daß er nicht den ganzen Werth des Opfers kennet, welches ich ihm dargebracht habe: er bildet ſich ein, ich liebte dieſe Sklavinn nur flüchtig, weil ich ſie ihm geſchenkt habe, ohne daß er mich nur darum gebeten hat. In Wahrheit, welcher beglückte und ſo leidenſchaftlich Liebende hat jemals ſeiner Geliebten entſagt, aus Mitleid mit einem Freunde? Gleichwohl liebe ich Seïneb ſo ſehr, als man nur lieben kann. — Aber, ach! wohin reißt mich mein Scherz? was hilft es mir, mich ſelbſt zu verurtheilen? Ich würde ja noch thun, was ich gethan habe, wie groß auch in dieſem Augenblicke mein Schmerz iſt; der Fürſt, deſſen Glücke ich meine Zärtlichkeit aufopfre, wird ein ſo großes Opfer erkennen, und er iſt würdiger, als ich, Seïneb zu beſitzen.“

In ſolchem Zuſtande befand ſich Abderrahman; er war in Verzweiflung ſeine Geliebte verloren zu haben, ohne gleichwohl zu bereuen, daß er ſie dem Könige von Mußel abgetreten hatte.

Es waren ſchon drei Monate verfloſſen, daß er ein ſo trauriges Leben führte, als er eines Tages plötzlich in ſeinem Hauſe im Namen des Großveſyrs verhaftet wurde: man ſagte ihm, er wäre angeklagt, bei einem luſtigen Mahle unehrerbietige Reden gegen den Beherrſcher der Gläubigen ausgeſtoßen zu haben. Er mochte noch ſo viel betheuern, daß ihm niemals das geringſte Wort entſchlüpft wäre, welches den Chalyfen beleidigen könnte, er wurde ins Gefängnis geſetzt.

Zwei Herren von Hofe, die ſeine geheimen Feinde waren, hatten dieſe Verläumdung erſonnen, um ihn zu verderben; und auf ihr falſches Zeugnis ließ der Großveſyr ihn verhaften. Es wurde ſogar Befehl gegeben, daß alle ſeine Güter ſogleich eingezogen, ſein Haus geſchleift, und ihm ſelber am nächſten Tage auf dem Schafot der Kopf abgeſchlagen, und dieſer ſodann vor dem Palaſte des Chalyfen aufgeſteckt werden ſollte.

Der Aufſeher des Gefängniſſes, worin er ſaß, kam in der Nacht und kündigte ihm ſein Urthel an:

„Herr Abderrahman," ſagte er darnach, „ich nehme viel Theil an euerm Unglücke; ich bin um ſo mehr davon gerührt, als ich euch große Verpflichtung habe; ihr habt mir bei zwei Gelegenheiten, wo ich eurer Hülfe bedurfte, Dienſte geleiſtet: jetzo bietet ſich eine Gelegenheit dar, euch meine Erkenntlichkeit zu beweiſen; ich bin entſchloſſen, euch in Freiheit zu ſetzen, um mich meiner Schuld gegen euch zu entledigen: verlaßet das Gefängnis, die Thüren deſſelben ſtehen euch offen, entfliehet, und entziehet euch der Todesſtrafe, welche euch erwartet."

Zweihundert und funfzehnter Tag.

Auf dieſe Rede umarmte Abderrahman mit freudigem Entzücken den Kerkermeiſter, und dankte ihm für ſeinen Edelmuth. Dann aber dachte er plötzlich an die Gefahr, welcher dieſer Mann durch ſeine Befreiung ſich ausſetzte, und ſagte zu ihm:

„Ihr bedenket nicht, daß ihr, indem ihr mir das Leben rettet, das eurige in Gefahr ſetzet: ich will eure edelmüthigen Geſinnungen nicht misbrauchen; es iſt nicht recht, daß ich euch für mich umkommen laße."

„Seid unbekümmert, was aus mir werde,“ antwortete der Kerkermeiſter; „bekennet mir nur, ob ihr ſchuldig oder unſchuldig ſeid; habt ihr in der That von dem Chalyfen in ſo unehrerbietigen Ausdrücken geredet? verhehlet mir nichts; es liegt mir daran, die Wahrheit zu wiſſen; ich werde meine Maaßregeln darnach nehmen.“

„Ich rufe hier den Himmel zum Zeugen an, erwiederte der junge Kaufmann, „daß ich niemals anders von dem Beherrſcher der Gläubigen geſprochen habe, als mit aller der Ehrfurcht, welche ich ihm ſchuldig bin.“

„Wenn das iſt,“ fuhr der Kerkermeiſter fort, „ſo weiß ich ſchon, was ich zu thun habe: wäret ihr ſchuldig, ſo würde ich mit euch die Flucht ergreifen; da ihr es aber nicht ſeid, ſo werde ich hier bleiben und nichts ſparen, um eure Unſchuld an den Tag zu bringen.“

Abderrahman dankte dem Kerkermeiſter abermals, und verließ das Gefängnis: er flüchtete ſich zu einem ſeiner Freunde, der ihn in einem Winkel ſeines Hauſes verbarg, wo er ihn in Sicherheit glaubte.

Am folgenden Tage, als der Großveſyr die Flucht des Gefangenen vernommen hatte, ließ er den Kerkermeiſter holen, und ſprach zu ihm:

„O elender, thuſt du ſo deine Pflicht? du haſt einen deiner Verwahrung übergebenen Gefangenen entwiſchen laßen, oder vielmehr du ſelber haſt ihn in Freiheit geſetzt: ſchaffſt du ihn nicht binnen vier und zwanzig Stunden wieder herbei, ſo ſollſt du die ihm beſtimmte Strafe erleiden."

„Gnädiger Herr," antwortete der Kerkermeiſter, „ich weigere mich nicht, für ihn zu ſterben: ich will es euch bekennen, ich habe ihn entlaßen; ich konnte nicht zugeben, daß er umkäme; ich habe ihm die Thüren des Gefängniſſes geöffnet und ihm gerathen, die Flucht zu nehmen; ich geſtehe mein Vergehen, und bin bereit, es durch den Tod zu büßen, welchen ihr dem edelſten, ja ich wage es zu ſagen, dem unſchuldigſten Manne in Bagdad beſtimmt hattet."

„Ei, welchen Beweis," verſetzte der Veſyr, „haſt du denn von ſeiner Unſchuld?"

„Sein eigenes Geſtändnis gegen mich," antwortete der Kerkermeiſter. „Abderrahman iſt nicht im Stande zu lügen: aber ihr, gnädiger Herr, erlaubet mir, daß ich es euch vorſtelle, ihr habt euch zu leicht gegen ihn einnehmen laßen; kennet ihr wohl die Ankläger des jungen Kaufmanns? ſeid ihr ihrer Redlichkeit gewis, um ihnen auf ihr Wort glauben zu können? ſollten ſie nicht geheime Feinde des Angeklagten ſein? Wißt ihr, daß nicht Neid und Haß ſie gegen ihn bewaffnen? Nehmet euch in Acht, euch durch Betrüger hintergehen zu laßen, und fürchtet, unſchuldiges Blut zu vergießen; denn ihr müßt dereinſt

Rechenſchaft ablegen von der Gewalt, womit ihr bekleidet ſeid: ihr werdet belohnt werden, wenn ihr einen guten Gebrauch davon machet; aber ihr werdet beſtraft werden, wenn ihr dieſelbe misbrauchet."

Dieſe Worte, welche der Kerkermeiſter mit Feſtigkeit ausſprach, ſetzten den Veſyr in Erſtaunen, und bewogen ihn, in ſich zu gehen. Er ließ den Kerkermeiſter, bis auf weitern Befehl, ins Gefängnis ſetzen, und war entſchloſſen, nichts zu verſäumen, um zu entdecken, ob die Ankläger des jungen Kaufmanns, ihre Angabe in gutem Glauben gemacht hätten: weil er indeſſen ſchon das Haus des Verklagten hatte ſchleifen und alle ſeine Güter einziehen laßen, ſo wollte er ſeinen Urtheilsſpruch nicht verdächtig machen. Er befahl dem Kadi, Abderrahman in der Umgegend von Bagdad aufſuchen zu laßen.

Während der Stellvertreter des Kadi's mit allen ſeinen Häſchern das Gefilde durchſtreifte, hielt der junge Kaufmann ſich bei einem ſeiner Freunde in Bagdad verborgen. Aus der Mühe welche man ſich gab, ihn aufzuſuchen, ſchloß er, daß ſeine Sache ſchlimm ſtünde, und er fürchtete, der Kadi möchte ihn in ſeinem Verſteck ausſpüren; er entſchloß ſich alſo, nach Mußel zu entfliehen.

„Ich werde dort," ſagte er, „eine ſichere Zuflucht finden, wofern ich nur an den Hof Naßiraddolé's gelangen kann; dieſer Fürſt wird mich bald mein Unglück vergeſſen laßen.“

So bald er wußte, daß die Häſcher, der fruchtloſen Nachforſchungen müde, nach Bagdad zurückgekehrt waren, verließ er eines Nachts dieſe Stadt, auf einem ſehr guten Roſſe, welches ſein Freund ihm gab, und nahm ſeinen Weg nach Mußel. Er eilte ſo ſehr, daß er binnen kurzer Zeit dort ankam. Er ſtieg in der nächſten Karavanſerei ab, ließ dort ſein Pferd, und begab ſich an den Hof.

Alle Beamte des Königs erkannten ihn ſogleich, und riefen aus:

„Seht, da iſt der Fremdling, welchen unſer König ſo lieb hat! er ſei willkommen!“

In einem Augenblicke verbreitete ſich das Gerücht von ſeiner Ankunft in dem Palaſt, und kam auch Naßiraddolé zu Ohren. Sogleich ließ der Fürſt ſeinen Schatzmeiſter rufen, und ſprach zu ihm ganz leiſe:

„Geh hin zu Abderrahman, gib ihm in meinem Namen zweihundert Goldzeckienen; und ſage ihm, er ſolle ſie im Handel anlegen, aber meinen Palaſt verlaßen, und vor ſechs Monaten nicht wiederkommen.

Der Schatzmeiſter entledigte ſich auf der Stelle ſeines Auftrags, welcher den Kaufmann von Bagdad äußerſt befrembete. Dieß war in der That ein ſeltſamer Empfang, deſſen er ſich nimmer verſehen konnte:

„Wie denn!“ rief er aus: „kann der König von Mußel auf ſolche Weiſe einen Mann empfangen, den er einſt gewürdigt hat als ſeinen Freund anzuſehen? Habe ich irgend etwas gethan, das ihm misfallen hat? — Ach! ich ſchmeichelte mir, daß er immer dieſelben Geſinnungen für mich hegen würde, und dieſe Hoffnung tröſtete mich in allen meinen Leiden!“

„Betrübet euch nicht,“ ſagte der Schatzmeiſter zu ihm: „der König liebt euch noch, und wenn er euch jetzo nicht beſſer empfängt, ſo muß er ſeine Urſachen dazu haben. Thut, was er euch heißt, und ihr werdet vielleicht nicht Urſache haben, es zu bereuen.“

Der Kaufmann von Bagdad verließ den Palaſt, und kehrte nach der Karavanſerei zurück, ohne zu wiſſen, was er von Naßiraddolé denken ſollte.

„Was ſoll ich,“ ſprach er bei ſich ſelber, „mit dieſen zweihundert Zeckienen machen? mit einer ſo mäßigen Summe läßt ſich kein großer Handel anfangen. Wenn er mir noch tauſend Goldzeckienen gegeben hätte, ſo könnte ich mich mit irgend einem Großhändler verbinden und von neuem mein Glück verſuchen.“

Er unterließ indeſſen nicht, alle Mittel anzuwenden um ſein Geld vortheilhaft anzulegen: aber für die Kaufleute iſt es nicht genug, ihre Geſchäfte fleißig zu betreiben; ſie bedürfen zu ihrem Gedeihen auch des Glücks. Wenn das Glück ihren Fleiß nicht begünſtigt, ſo bemühen ſie ſich vergeblich, ſich zu bereichern. Umſonſt ſetzte aber Abderrahman alle ſeine Kräfte in Bewegung, er zog aus ſeinem Handel nicht einmal das wieder, was er darin angelegt hatte: ſo daß er am Ende der ſechs Monate nur noch hundert und funfzig Zeckienen übrig hatte.

Er erſchien jetzo wieder an dem Hofe. Der Schatzmeiſter kam im Namen des Königs, und fragte ihn, ob er noch ſeine zweihundert Zeckienen hätte.

„Nein,“ antwortete der junge Kaufmann, „es fehlt mir ein Viertel davon.“

„Wenn dem ſo iſt,“ erwiederte der Schatzmeiſter, indem er ihm funfzig Zeckienen hinzählte, „ſo habt hier wieder eure Summe vollzählig. Gehet hin, verſuchet es noch einmal damit, und kommet nach ſechs Monaten wieder hier.“

Zweihundert und ſechzehnter Tag.

Der Kaufmann von Bagdad war über dieſe Rede nicht minder verwundert, als das erſtemal.

„Was iſt doch Naßiraddolé's Meinung?“ ſprach er bei ſich ſelber: „gedenkt er ſich alſo ſeiner Schuld gegen mich zu entledigen? wähnt er hiemit zu bezahlen, daß ich ihm mein Liebſtes und Theuerſtes auf der Welt zum Opfer dargebracht habe? Sollte er ſich nicht ſchämen, mir funfzig Zeckienen zu geben?

Iſt das ein Geſchenk, das ſeiner würdig iſt? — Ich will indeſſen noch einmal," fuhr er fort, „thun, was er mir befiehlt. Ich will zur beſtimmten Zeit wieder in dieſen Palaſt kommen: aber es ſoll das letzte Mal ſein, wenn ich nicht auf eine andere Weiſe hier empfangen werde."

Er kaufte von neuem Waaren, und fing damit an zu handeln; und er that es dießmal mit ſo viel Glück, daß er nach Verlaufe der ſechs Monate beinahe hundert Zeckienen gewonnen hatte.

Er ermangelte nicht, ſich wieder in dem Palaſt des Königs einzufinden. Der Schatzmeiſter kam, ihn zu empfangen, und fragte ihn, ob er noch ſeine zweihundert Zeckienen hätte.

„Ich habe jetzo beinahe dreihundert," antwortete der Kaufmann von Bagdad; „das Glück iſt mir dießmal günſtiger geweſen."

„Wenn dem ſo iſt," erwiederte der Schatzmeiſter, „ſo will ich euch zu dem Könige führen; er wird keinen Anſtand mehr nehmen, euch zu empfangen."

Mit dieſen Worten nahm er den jungen Kaufmann bei der Hand, und führte ihn in Naßiraddolé's Zimmer. So bald der König ſeinen Gaſtfreund erblickte, ſtand er auf, ihn zu empfangen, und nachdem er ihn zu wiederholten Malen umarmt hatte, ſprach er zu ihm:

„O mein theurer Freund! ich zweifle nicht, daß der Empfang, welchen du hier gefunden, dich ſehr überraſcht hat. Du hatteſt Urſache, ich bekenne es, eine freundlichere Aufnahme von mir zu erwarten; aber deute es mir nicht übel, ich beſchwöre dich darum. Du weißt, das Unglück iſt anſteckend. Ich hatte dein Unglück durch einen Kaufmann von Bagdad vernommen, bei dem ich mich nach dir erkundigt hatte. Ich wagte es nicht, dir in meinem Palaſt eine Zuflucht einzuräumen, ja nicht einmal dich zu ſehen, aus Furcht, dein Unglück möchte ſich mir mittheilen und mich außer Stand ſetzen, dir Gutes zu erweiſen, wenn dein Misgeſchick aufgehört hätte. — Gegenwärtig,“ fuhr er fort, „da das Unglück von dir gewichen zu ſein ſcheint, hindert mich nichts mehr, den Antrieben meiner Freundſchaft zu folgen. Du ſollſt nunmehr an meinem Hofe bleiben, und ich werde alles aufbieten, was in meinen Kräften ſteht, um die Leiden, welche du erduldet haſt, vergeſſen zu machen.“

Wirklich, ließ Naßirabdolé dem Kaufmanne von Bagdad eine Wohnung in ſeinem Palaſt anweiſen, und ernannte Beamte zu ſeiner Bedienung. Sie brachten den erſten Tag am frohen Mahle mit einander zu, und als die Nacht gekommen war, ſagte der König zu dem jungen Kaufmanne:

„Ich will mich gegenwärtig meiner Schuld für das Opfer entledigen, welches du mir an der jungen Schönen dargebracht haſt, die du liebſt. Ich gedenke es dir mit gleichem zu vergelten; ich will dir diejenige meiner Frauen abtreten, welche mir die allertheuerſte iſt; ich werde ſie dieſe Nacht zu dir ſenden, unter der Bedingung, daß du ſie heirateſt.“

„Herr,“ antwortete Abderrahman, „ich danke Euer Majeſtät für die Güte, welche ihr mir erweiſen wollt. Ich kann aber keine andre Frau mehr lieben, nach Seïneb, und ich beſchwöre euch, mir keinen Zwang anzuthun.“

„Wie ſehr du auch mit Seïneb beſchäftigt ſein magſt,“ erwiederte der König, „dennoch zweifle ich ſehr, ob du die Frau, welche ich dir beſtimmt habe, ſehen kannſt, ohne Liebe für ſie zu empfinden: ich verlange nicht mehr von dir, als daß du nur eine Unterredung mit ihr habeſt; und wenn ihr Geiſt und ihre Schönheit keine Wirkung auf dich machen, ſo will ich nicht weiter in dich dringen, ſie zu heiraten.“

„Herr,“ verſetzte der Bagdader, „ich willige ein, mit ihr zu reden, aus Gefälligkeit, weil ihr es wünſchet. Indeſſen, ſeid verſichert, daß, trotz ihren Reizen, mein Herz doch nicht für ſie entbrennen wird.“

Zweihundert und ſiebzehnter Tag.

Endlich, begab ſich Abderrahman nach ſeinem Zimmer, wo er kaum angekommen war, als der Oberſte der Verſchnittenen, in Begleitung einer verſchleierten Frau eintrat, und zu ihm ſagte:

„Herr, hier iſt die Frau, welche mein Gebieter euch ſchenken will. Es iſt die ſchönſte ſeiner Frauen. Er könnte euch kein köſtlicheres Geſchenk machen.“

Mit dieſen Worten machte er dem Kaufmanne von Bagdad eine tiefe Verbeugung, ließ die Sklavinn dort, und ging weg.

Abderrahman begrüßte die Frau ſehr höflich, und bat ſie, ſich auf ein großes Sopha von blauem, mit Gold geſticktem Brokat zu ſetzen. Sie ließ ſich nieder; er ſetzte ſich neben ihr, und ſprach zu ihr:

„O, die ihr unter dieſem Schleier die mit einem dichten Gewölk umhüllte Sonne darſtellet, höret mich an, ich beſchwöre euch darum. Ich bin überzeugt, daß die Abſicht des Königs euch beunruhigt. Ihr fürchtet ohne Zweifel, daß ich ſofort ſeine Großmuth benutzen, und euch durch ewige Bande an mein Schickſal feſſeln werde: aber fürchtet nicht mehr, daß ich euch dieſen Zwang anthun werde. Ich liebe Naſiraddolé zu ſehr, um ihn eines Weſens zu berauben, welches er anbetet; und übrigens, muß ich euch bekennen, lege ich eben keinen Werth auf das Opfer, welches der Fürſt mir bringen will. Da ich eure Reize nicht geſehen habe, ſo beleidigt euch dieß Geſtändnis nicht.“

Nachdem er dieſe Worte geſprochen hatte, ſchwieg er, und erwartete, was die Sklavinn ihm antworten würde, als ſie plötzlich in ein lautes Lachen ausbrach; zugleich ſchlug ſie ihren Schleier zurück, und Abderrahman erkannte ſeine geliebte Seïneb.

„Ah! meine Fürſtinn,“ rief er aus, hingeriſſen von Ueberraſchung und Freude, „ihr alſo ſeid es, die ich vor mir ſehe!“

„Ja, mein geliebter Abderrahman,“ antwortete ſie, „es iſt deine Seïneb, die dir wiedergegeben iſt. Der König von Mußel iſt nicht weniger großmüthig, als du. So bald er meine ganze Zärtlichkeit für dich erkannte, und ſah, daß ſeine Bemühungen nichts über ſie vermochten, gab er ſeine Bewerbung auf; und er behielt mich ſeit langer Zeit nur noch hier, um mich deinen Armen wiederzugeben.“

Die ſchöne Seïneb und der junge Kaufmann verbrachten die Nacht unter gegenſeitigen Bezeugungen der Freude, welche ſie über ihr Wiederſehen, und über die Art, wie ſie hier wiedervereint waren, empfanden.

Am folgenden Morgen kam Naßiraddolé in ihr Zimmer: beide warfen ſich ihm ſogleich zu Füßen, um ihm für ſeine Güte zu danken. Er hub ſie auf, und ſprach zu ihnen:

„Glückliche Liebende, genießet in Ruhe an meinem Hofe das Vergnügen einer vollkommenen Vereinigung. Um eure Herzen noch inniger zu verbinden, will ich die Anſtalt zu eurer Hochzeitfeier machen laßen. Kann ich auch nimmer aufhören, Seïneb zu lieben, ſo wird meine Liebe ſich jedoch nur in den Wohlthaten kund geben, womit ich euch beideſammt überhäufen will.“

In der That, begnügte er ſich nicht, ihnen einen ſtarken Jahrgehalt anzuweiſen, er ſchenkte ihnen auch über zwanzig tauſend Morgen Landes, die von allen Laſten frei waren.

Ein Zuwachs dieſes Glückes war noch, daß Abderrahman auch erfreuliche Nachrichten aus Bagdad erhielt: er vernahm, daß einer ſeiner Ankläger, von Gewiſſensbiſſen getrieben, dem Großveſyr alles entdeckt, und dieſer, auf deſſen Ausſage, den andern Ankläger hinrichten laßen, dem Kerkermeiſter verziehen, und den Verurtheilten für unſchuldig erklärt hatte.

Auf dieſe Botſchaft, machte Abderrahman eine Reiſe nach Bagdad, und begab ſich zu dem Veſyr, der ihm einen Theil ſeiner Güter zurückſtellte: aber er ſchenkte alles zuſammen dem Kerkermeiſter, der ihn ſo edelmüthig gerettet hatte, und kehrte alsbald wieder nach Mußel zurück, wo er ſeine übrigen Tage eben ſo ruhig als annehmlich verlebte.“

Zweihundert und achtzehnter Tag.

Der junge Menſch, der dem Chalyfen Harun Alraſchid und ſeiner Favoritinn dieſes erzählte, beſchloß hiemit die Geſchichte von Naßiraddolé, Abderrahman und Seïneb, und empfing ebenfalls ihren Beifall. Der Chalyf lobte ſehr den Edelmuth des jungen Kaufmanns und des Königs von Mußel, und Sültanûm unterließ nicht, die Treue der ſchönen Circaſſierinn bis zu den Wolken zu erheben.

Hierauf nahm der Greis, welcher die Geſchichte der beiden Geiſterbrüder erzählt hatte, wieder das Wort, und ſagte zu der Favoritinn des Beherrſchers der Gläubigen:

„O meine Fürſtinn! weil ihr ſo ſehr die Züge von getreuen Frauen liebt, ſo will ich, wenn ihr es mir erlaubt, euch die Geſchichte der Repßima erzählen: ich glaube nicht, daß die Erzählung ihrer Abenteuer euch langweilen wird.“

Sültanûm bezeugte ſo großes Verlangen, dieſe neue Geſchichte zu hören, daß der Chalyf dem Greiſe erlaubte, ſie zu erzählen. Der Alte, der von Natur geſchwätzig war, wünſchte nichts lieber, und hub folgendermaßen an:

Geſchichte Repßima's.

„Ein Kaufmann in Baßra, namens Dükin, gab ſein Gewerbe auf, um ſich gänzlich der Frömmigkeit zu widmen. Er war ſchon immer ſehr gewiſſenhaft geweſen, und hatte folglich wenig Vermögen geſammelt; er bewohnte ein kleines Haus am Ende der Stadt, mit einer einzigen Tochter, welche er in der Furcht des Allerhöchſten und in Beobachtung der muſelmänniſchen Gebote erzog: ſie faſteten gemeinſchaftlich nicht bloß an den vorgeſchriebenen Tagen, ſondern auch ſonſt noch oft, um Buße zu thun; kurz, ſie widmeten all ihre Zeit dem Gebet und dem Leſen des Korans. So lebten ſie zufrieden mit ihrem Looſe, und es mangelte ihnen nichts, weil ſie nichts begehrten.

Wie ſehr Repßima, — ſo hieß die Tochter Dükins, — ſich bemühte, ſich den Blicken der Männer zu entziehen und in völliger Abgeſchiedenheit von der

Welt zu leben, ſo unterblieb es doch nicht, daß ſie bald in ihrer Einſamkeit geſtört würde. Der Ruf ihrer Tugend zog mehrere Männer herbei, die bei ihrem Vater um ſie anhielten; und ſie würde bald noch eine größere Zahl von Bewerbern gehabt haben, wenn man gewußt hätte, daß ihre Schönheit eben ſo groß wäre, als ihre Tugend. Dükin, in Betrachtung ſeines mäßigen Vermögens, wünſchte, daß ſeine Tochter einen reichen Kaufmann heiratete: ſie aber bezeugte ſo viel Abſcheu gegen die Ehe, daß er es nicht wagte, ſie zu dieſem Stande zu bereden, aus Furcht, ihren Gefühlen Zwang anzuthun.

„Nein, mein Vater," ſagte ſie jedesmal, wenn ein Heiratsantrag gemacht wurde, „ich will euch nie verlaßen: vergönnet, daß ich mit euch die Süßigkeit eures ruhigen Lebens theile."

Sie lebten alſo mitſammen mehrere Jahre auf die beſagte Weiſe. Da wurde Dükin von dem Engel des Todes abgefordert. Repßima, die ſich der Stütze ihres Vaters beraubt ſah, hub die Augen und die Hände gen Himmel, und flehte ihn mit folgenden Worten an:

„Gütiger Himmel, einzige Hoffnung der Verzweifelnden, alleinige Zuflucht der Waiſen, der du die Unglücklichen, die vertrauensvoll deine Hülfe anrufen nicht verläßeſt, und die Stimme der ſeufzenden Unſchuld erhöreſt, verwirf nicht mein Gebet! Du biſt allmächtig, du kannſt mich bewahren: entferne von mir alle Gefahren, die meine Unſchuld bedrohen!“

Nach Dükins Leichenbegängniſſe, ſtellte die ganze Familie Repßimen vor, daß ſie nicht mehr mit Wohlanſtändigkeit ſo einſam leben könnte, und daß ſie ſich vermählen müßte. Zugleich trug man ihr einen jungen Kaufmann namens Temim an, deſſen Verſtändigkeit und Rechtſchaffenheit man ihr rühmte.

Anfangs wollte ein ihrer Neigung ſo widerſtrebender Rath bei ihr keinen Eingang finden: aber, nachdem ſie in ihrem Gebete den Großen Propheten befragt hatte, glaubte ſie ſeine Zuſtimmung zu vernehmen, und mehr bedurfte es nicht, um ſie zur Verheiratung mit Temim zu beſtimmen. Die Hochzeit wurde wenige Tage danach gefeiert.

Sie fand in ihrem Gatten, außer all dem Guten, welches man ihr von ihm gerühmt hatte, einen Mann, der ſie herzlich liebte. Temim ward ihr täglich inniger zugethan; und entzückt, eine Frau von ſo ſeltenen Verdienſten zu beſitzen, ſchätzte er ſich für den glücklichſten der Menſchen. Aber, ach! ſein Glück war nicht von langer Dauer. — Zittert, ihr Sterblichen, wenn ihr euch auf dem Gipfel eurer Wünſche ſehet! der letzte Augenblick eurer Glückſeligkeit iſt vielleicht nicht mehr fern von euch!

Ein Jahr nach ſeiner Verheiratung, war Temim genöthigt eine Reiſe nach den Indiſchen Küſten zu machen. Er hatte einen Bruder, dem er die Sorge für ſeine häuslichen Angelegenheiten übertrug:

„Revendé, mein lieber Bruder,“ ſprach er zu ihm, „leiſte Repßimen während meiner Abweſenheit Geſellſchaft, und halt meine Habe zu Rathe. Ich will dir nicht mehr ſagen; ich ſchließe von mir ſelber auf dich. Ich glaube, daß dir mein Vortheil nicht weniger am Herzen liegen wird, als dein eigener.“

„Ja, mein Bruder,“ antwortete Revendé, „du haſt wohl Urſache, in mich völliges Vertrauen zu ſetzen, und es iſt wirklich unnöthig, mir noch deine Angelegenheiten zu empfehlen. Das Blut und die Freundſchaft werden mir nicht verſtatten, ſie zu vernachläßigen.“

Auf die Zuſicherung, welche Revendé ſeinem Bruder Temim gab, treulich für ſein Haus zu ſorgen, verließ dieſer Baßra, und ſchiffte ſich ein, um über den Meerbuſen nach Szurat zu fahren.

So bald er abgereiſt war, begab ſein Bruder ſich nach ſeinem Hauſe, und erbot Repßimen unter tauſend Betheurungen ſeine Dienſte, welche ſie freundlich annahm. Revendé ward aber unglücklicherweiſe ſterblich verliebt in ſeine Schwägerinn. Einige Zeit verbarg er ſeine Liebe: aber unmerklich war er nicht mehr Herr derſelben, und erklärte ſie. Die Frau, obwohl durch die Unverſchämtheit ihres Schwagers entrüſtet, redete jedoch in Güte mit ihm, und bat ihn, ſie ferner mit ſolchen Anträgen zu verſchonen. Sie ſtellte ihm die Beſchimpfung vor, welche er ſeinem Bruder Temim anthun wollte, und wie wenig Frucht er von ſeinem ſtrafbaren Gelüſte zu erwarten hätte.

Als Revendé ſah, daß ſeine Schwägerinn die Sache ſo glimpflich aufnahm, verzweifelte er nicht, ſie zu verführen, und ward dreiſter:

„O meine Königinn,“ ſagte er zu ihr, „alles was ihr mir dagegen einwenden könntet, wäre fruchtlos! Erhöret lieber meine Seufzer, und nehmet meine Dienſte an. Ich will mich mit dem Gürtel der Knechtſchaft gürten, und euer Sklave ſein bis in den Tod. Laßt uns einig ſein, und unſer Einverſtändnis ſei ſo geheim, daß keine üble Nachrede uns erreichen kann.“

Bei dieſer Rede konnte Repßima nicht länger ihren Zorn zurückhalten:

„Ha! Ehrloſer,“ rief ſie aus, „dich kümmert nur, dein Verbrechen vor den Augen der Welt zu verbergen; du fürchteſt nur bei den Leuten entehrt zu werden: du machſt dir aber kein Gewiſſen aus der Beſchimpfung, welche du deinem Bruder zufügſt, und aus der Beleidigung des Himmels, welcher auf den Grund deiner Seele ſchauet. Aber höre auf, dir zu ſchmeicheln: ich will tauſendmal lieber ſterben, als deinen verbrecheriſchen Lüſten fröhnen.“

Ein andrer, minder brutaler, als Revendé, wäre bei dieſen Worten vielleicht in ſich gekehrt, und würde Repſimen nur um ſo höher geachtet haben. Er aber, als er ſah, daß er ſie nicht verführen konnte, beſchloß, ſie zu verderben, um ſich an ihr zu rächen: und auf folgende Weiſe ſtellte er dieß an.

Eines Nachts, während ſie ihr Gebet verrichtete, ließ er heimlich einen Mann in Temims Haus. Dieſer Menſch ſchlich ſich leiſe in das Schlafgemach der Hausfrau. Jetzo kam Revendé, in Begleitung von vier beſtochenen Zeugen, ſtieß die Thüre des Hauſes ein, und drang in das Zimmer ſeiner Schwägerinn:

„Ha! Elende,“ ſprach er zu ihr, „ich ertappe dich mit einem Manne. So alſo entehreſt du meinen Bruder? Ich habe Zeugen mitgebracht, ſo daß es dir nichts helfen ſoll, dein Verbrechen zu läugnen. Du Laſterhafte! du gibſt dir ganz den äußern Anſchein der ſtrengſten Tugend, während du im Geheimen die ſchamloſeſten Handlungen begehſt.“

Indem er alſo ſprach, erhub er einen ſolchen Lärmen, daß er alle Nachbarn aufweckte, und die Beſchimpfung offenkundig machte.

Zweihundert und neunzehnter Tag.

Durch dieſe ſchwarze Anſtiftung brachte es Revendé dahin, daß ſeine Schwägerinn für eine Ehebrecherinn angeſehen wurde. Damit begnügte er ſich noch nicht, er lief mit ſeinen vier Zeugen zu dem Kadi, unterrichtete ihn von dem Vorgang, und forderte ihn zur Beſtrafung auf. Der Richter vernahm ſogleich die Zeugen, und auf ihre Ausſage, befahl er ſeinem Stellvertreter hinzugehen, Repſima zu verhaften und ſie bis auf morgen ins Gefängnis zu ſetzen.

Der Beamte entledigte ſich ſeines Auftrags, und am folgenden Tage wurde die Angeklagte verurtheilt, neben der Heerſtraße lebendig begraben zu werden.

Dieſes ſtrenge Urtel wurde vollzogen. Man führte das Schlachtopfer, unter großem Zulaufe des Volks, eine halbe Meile weit vor die Stadt hinaus, verſcharrte ſie bis an die Bruſt in einer Grube, und ließ ſie alſo dort.

Als das Volk nach der Stadt hinging, ſprach man ſehr verſchiedentlich von Temims Ehefrau. Einige ſagten:

„Es iſt eine Verläumdung; dieſer ganze Handel iſt ſehr übereilt abgethan worden: die Frau ſchien ſo ſittſam und tugendhaft.“

„Man darf nicht,“ ſagten Andere, „dem äußern Scheine der Weiber trauen: dieſe hier iſt mit Recht verurtheilt worden.“

Kurz, ein jeder redete darüber, nach ſeiner Weiſe.

Repßima befand ſich alſo neben der Heerſtraße in dem Zuſtande, wie ich geſagt habe, als um Mitternacht ein Arabiſcher Räuber zu Pferde an ihr vorüber kam. Sie rief ihn an:

„Wanderer, wer du auch ſeieſt,“ ſprach ſie zu ihm, „ich beſchwöre dich, mir das Leben zu retten: ich bin hier ungerechterweiſe lebendig eingegraben. Um Gottes willen, hab' Erbarmen mit mir, und befreie mich von einem quaalvollen Tode, der mir bevorſteht; dieſes gute Werk wird nicht unbelohnt bleiben.“

Der Araber, obſchon nur ein Räuber, wurde doch von Mitleid gerührt: „Ich muß,“ ſprach er bei ſich ſelber, „dieſes unglückliche Geſchöpf retten. Mein Gewiſſen iſt mit tauſend Verbrechen belaſtet, dieſe Handlung des Erbarmens bewegt vielleicht den Allerhöchſten, ſie mir zu verzeihen.“

Indem er dieſe Betrachtung anſtellte, ſtieg er vom Pferde, nährte ſich Repßima, und nachdem er ſie aus ihrem Grabe gezogen, ſtieg er wieder auf, und nahm die Frau hinter ſich auf ſein Pferd.

„Herr,“ ſagte ſie zu ihm, „wohin wollt ihr mich führen?“

„Ich will,“ antwortete er, „euch nach meinem Zelte bringen, das nicht weit von hier entfernt iſt. Dort werdet ihr in Sicherheit ſein, und meine Frau, die das beßte Gemüth von der Welt hat, wird euch freundlich aufnehmen.“

Sie gelangten bald zu mehreren Zelten, worin eine Bande Arabiſcher Räuber hauſte. Sie ſtiegen vor der Thüre des einen Zeltes ab, und der Araber klopfte an. Es erſchien alsbald ein Schwarzer, und öffnete. Der Räuber ließ Repßima hineintreten, ſtellte ſie ſeiner Frau vor, und ſagte ihr, wie er ſie angetroffen hätte. Die Frau des Arabers war von Natur mitleidig, und ſah nur ungern ihren Mann das Handwerk eines Räubers treiben; ſie empfing Repßima liebreich, und bat ſie, ihre Geſchichte zu erzählen. Die Gattinn Temims begann dieſe Erzählung mit Seufzen, und ſprach auf eine ſo rührende Weiſe, daß ſie ihre Zuhörer erweichte. Die Frau des Räubers beſonders war ganz davon durchdrungen, und ſagte mit Thränen in den Augen zu Repßima:

„Liebe ſchöne Frau, ich empfinde euer Leid ſo ſehr, wie ihr ſelbſt, und ihr könnt darauf rechnen, daß ich geſonnen bin, euch alle Dienſte zu leiſten, welche in meinem Vermögen ſtehen.“

„Liebe gute Frau,“ erwiederte ihr die Gattinn Temims, „ich danke euch herzlich für eure Güte. Ich ſehe wohl, daß der Himmel mich nicht verlaßen will, weil er mich zu Menſchen bringt, welche an meinem Unglücke Theil nehmen. Vergönnet mir, bei euch zu bleiben, gebet mir ein Kämmerlein, wo ich meine Tage im Gebete für euch verleben kann."

Zweihundert und zwanzigſter Tag.

Die Frau des Arabers führte ſie in ein kleines Gemach, und ſagte zu ihr:

„Hier könnt ihr ganz in Ruhe ſein; kein überläſtiger wird euch hier in euern Gebeten ſtören."

Es war ein großer Troſt für Repſima, dieſe Zuflucht gefunden zu haben; ſie ſagte unabläßig dem Himmel Dank dafür. Aber, ach! ſie war noch nicht am Ende ihrer Leiden; es ſtand ihr noch manches andre Unglück bevor.

Der Schwarze, der im Dienſte des Arabers ſtand, und deſſen Verrichtung es war, die Pferde zu ſatteln, das Vieh auf die Weide und wieder heim zu treiben, warf ein lüſternes Auge auf Repſima:

„Wie ſchön iſt ſie!" ſprach er bei ſich ſelber, „und wie glücklich wäre mein Loos, wenn ich es dahin bringen könnte, von ihr geliebt zu werden!"

Kalid, — ſo hieß er, — obwohl er einer der abſchreckendſten Ungeheuer ſeiner Art war, verzichtete dennoch nicht auf die Hoffnung, ein beglückter Liebhader zu werden. Dieſe Hoffnung und die Schönheit des geliebten Gegenſtandes, den er häufig vor Augen ſah, ſteigerten ſeine Leidenſchaft dermaßen, daß er ſich entſchloß, ſie bei der erſten ſich darbietenden Gelegenheit zu erklären.

Dieſe Gelegenheit bot ſich auch bald dar; und eines Tages, als der Araber mit ſeiner Frau nicht daheim waren, benutzte er ſie. Er trat in Repßimens Kammer, und ſprach zu ihr:

„Schon lange laure ich auf den Augenblick, euch allein ſagen zu können, daß ich mich ſterblich in euch verliebt habe: ich bin unfehlbar des Todes, wenn ihr mich nicht erhöret.

„Ha, Elender!“ antwortete ſie ihm: „wie kannſt du dir einbilden, daß du meine Aufmerkſamkeit auf dich ziehen könnteſt? Wenn du auch der ſchönſte und wohlgebildeteſte aller Männer wäreſt, doch würde deine thörichte Leidenſchaft fruchtlos ſein: und du ſchmeichelſt dir mit der Hoffnung mir zu gefallen? Hinweg, Verwegener! nur mit Grauen fällt mein Blick auf dich. — Wenn es dir jemals wieder einfällt,“ fuhr ſie fort, „mit mir von Liebe zu reden, ſo werde ich es deinem Herrn ſagen, der deine Unverſchämtheit züchtigen wird.“

Sie ſprach dieſe Worte mit einem ſo feſten Tone, daß er wohl erkannte, eine ſo ſchöne Eroberung wäre ihm nicht aufbehalten. Da er nicht weniger boshaft war, als Revendé, ſo glaubte er ſich auch an einer Frau rächen zu müßen, welche ſeine Brunſt verſchmähte: aber er ſtellte dieß auf eine ſehr ſeltſame Weiſe an.

Der Araber hatte einen Sohn, der noch in der Wiege lag, und die ganze Freude ſeines Vaters und ſeiner Mutter ausmachte. Eines Nachts ging Kalid hin, ſchnitt dieſem Kinde den Hals ab, ging mit dem Meſſer, womit er eine ſo unmenſchliche That vollbracht hatte, in Repßima's Kammer, welche er leiſe und ohne Geräuſch öffnete, und legte es ganz blutig, wie es war, unter ihr Bette, in welchem ſie ſchlief. Ueberdieß ſprengte er von der Wiege des Kindes bis zu dem Bette dieſer unglücklichen Frau Blutstropfen hin, und machte ſelbſt ihr Gewand blutig, damit der Verdacht des Mordes auf ſie fiele.

So bald am folgenden Morgen frühe der Araber und ſeine Frau ihr Kind in dem Zuſtand erblickten, worin der Schwarze es verſetzt hatte, ſtießen ſie ein entſetzliches Geſchrei aus, ſie zerſchlugen ihr Angeſicht und ſtreuten Aſche auf ihr Haupt. Kalid lief auf ihr Geſchrei herbei, und fragte ſie nach der Urſache, als wenn er von nichts wüßte. Sie zeigten ihm die von Blute triefende Wiege und ihren ermordeten Sohn darin. Bei dieſem Schauſpiele gebärdet er ſich ganz wüthend, reißt ſeine Kleider in Stücke, heult, raſet, und ruft aus:

„O Unglück ohne gleichen! o abſcheuliche Bosheit! Warum weiß ich nicht, von welcher Hand dieſer Streich herkömmt? Hätte ich in dieſem Augenblick den Urheber eines ſo gräßlichen Verbrechens, ich würde ihn in Stücke reißen. — Aber," fügte er hinzu, „mich dünkt, er müßte ſich noch entdecken laſſen. Wir dürfen nur die blutigen Spuren dieſes Mordes verfolgen."

Nach dieſen Worten folgte er mit ſeinem Herrn den Blutstropfen, welche ſie in Repßima's Kammer führten. Der Schwarze zog hier unter dem Bette das Meſſer hervor, das er ſelber dahin gelegt hatte und machte dem Araber auch ihr blutiges Gewand bemerklich. Sodann ſprach er alſo:

„O mein Gebieter, ihr ſeht nun, auf welche Weiſe dieſe Elende euch die Güte vergilt, welche ihr ihr erzeiget."

Zweihundert und ein und zwanzigſter Tag.

Der Araber ſtand höchſt erſtaunt da, als er ſah, daß er wirklich Urſache hatte, Repßimen einer ſo unmenſchlichen That in Verdacht zu haben.

„Ha! Elende," ſprach er zu ihr, „auf ſolche Weiſe alſo beobachteſt du die Pflichten der Gaſtfreundſchaft? Warum haſt du das Blut meines Sohnes vergoſſen? Was hatte dir dieſes arme unſchuldige Kind gethan, um deine Hand gegen ſeine kaum begonnenen Lebenstage zu waffnen? O du Unmenſchliche! die Dienſte, welche ich dir geleiſtet habe, verdienten eine andre Belohnung."

Indem er dieß ſagte, zerfloß er in Thränen und war in Verzweiflung.

„O mein theurer Herr," ſprach Kalid zu ihm, „könnt ihr noch in ſolchen Ausdrücken mit der fluchwürdigen Fremden reden? Wollt ihr euch begnügen, ihr Vorwürfe zu machen? Stoßt ihr lieber das unſelige Meſſer in die Bruſt, womit ſie euch euern einzigen Sohn entriſſen hat. Und wollt ihr ſelber euch nicht rächen, ſo überlaßet mir die Rache: ich will dieſe Abſcheuliche, die ſich im Blute deines Kindes gebadet hat, beſtrafen."

Mit dieſen Worten ergriff er das Meſſer und wollte es Repßimen ins Herz ſtoßen, die von der Anſchuldigung eines ſo ſchwarzen Verbrechens ſo überraſcht war, daß ſie in tiefes Stillſchweigen verſunken war.

Sie hatte nicht Kraft, ein Wort zu ihrer Entſchuldigung hervorzubringen, und der Schwarze ſtand im Begriffe, ſie zu durchbohren, als der Araber ihm den Arm zurückhielt.

„Was thut ihr?" fragte ihn Kalid: „wollt ihr mich verhindern eine Verruchte zu beſtrafen, welche das Gaſtrecht des Brotes und des Salzes*) ſo verletzt hat? Ah! laßt ab, euch meinem Vorhaben zu widerſetzen. Verſtattet, daß ich die Erde von einem Ungeheuer reinige, welches in der Folge noch andere Miſſethaten begehen wird, wenn man ſie dießmal unbeſtraft läßt.“

Mit dieſen Worten hub er den Arm zum zweitenmal empor, um Repßimen den Todesſtoß zu geben. Aber der Araber hielt ihn abermals zurück, und verbot ihm, ſie zu tödten. Der Räuber faßte ſich in ſeiner Verzweiflung, und obgleich der Anſchein gegen die Gattinn Temims war, ſo ward es ihm jedoch ſchwer, ſie ſchuldig zu glauben; er wollte hören, was ſie zu ihrer Rechtfertigung ſagen würde. Er fragte ſie, warum ſie, ſein Kind ermordet hätte.

Sie antwortete, daß ſie gar nichts von dieſer ganzen Sache wüßte, und fing an ſo bitterlich zu weinen, daß der Räuber zum Mitleide bewegt wurde. Der Schwarze gewahrte dieß, und trotz dem Verbote ſeines Herrn, der Angeſchuldigten ein Leid zu thun, wollte er abermals ſie durchbohren. Die Geſchäftigkeit, welche er hiebei zeigte, fiel dem Araber auf, und er befahl ihm, ſich zu entfernen:

---

*) Dadurch daß man mit einem Gaſte Salz und Brot ißt, wird ſchon das Gaſtrecht geſtiftet.

„Geh, Kalid,“ ſagte er zu ihm, „du treibſt deinen Eifer zu weit, ich will nicht, daß dieſe Frau getödtet werde, ich halte ſie für unſchuldig, trotz dem Anſcheine, welcher ſie verurtheilt.“

Die Gattinn des Räubers, wie lebhaft auch ihr Schmerz über den Tod ihres Sohnes war, konnte ſich jedoch auch nicht überzeugen, daß Repßima des Verbrechens fähig wäre, deſſen man ſie beſchuldigte.

„Es iſt beſſer,“ ſagte ſie zu ihrem Manne, „dieſe Frau zu entlaßen, ohne ihr ein Leid zu thun, als ſie zu tödten, ohne von ihrer Schuld überzeugt zu ſein.“

Der Araber billigte dieſen Ausſpruch, und ſagte zu Repßima:

„Möget ihr nun unſchuldig ſein, oder ſchuldig, ich kann euch bei mir länger keine Zuflucht gewähren. So oft meine Frau und ich euch anſähen, würden wir uns nur das Andenken unſers Sohnes zurückrufen, und ihr würdet nur täglich unſern Schmerz erneuen. Verlaßet dieſes Zelt, und ſuchet euch eine Zuflucht, wo es euch beliebt. Ihr könnt mit meiner Mäßigung zufrieden ſein. Anſtatt euch das Leben zu nehmen, will ich euch vielmehr noch Geld zum Unterhalte geben.“

Repßima pries die Milde des Arabers, und ſagte zu ihm, der Himmel wäre zu gerecht, um nicht dereinſt den Urheber des Verbrechens ans Licht zu bringen. Hierauf dankte ſie ihm für die Güte, welche er ihr erwieſen hatte. Als er ihr aber eine Börſe mit hundert Zeckienen anbot, ſprach ſie zu ihm:

„Behaltet euer Geld, und überlaßet mich der Vorſehung; ſie wird ſchon für mich ſorgen.“

„Nein, nein,“ erwiederte er, „ich verlange, daß ihr dieſes Geld nehmet, es wird euch nicht unnütz ſein.“

Sie nahm es an, und nachdem ſie noch die Frau des Räubers gebeten hatte, keinen Groll gegen ſie zu hegen, entfernte ſie ſich von der Wohnung des Arabers.

Sie wanderte den ganzen Tag fort, ohne auszuruhen, und beim Anbruche der Nacht, gelangte ſie an die Thore einer Stadt, die nicht weit vom Meere lag. Sie klopfte auf gut Glück an die Thüre eines kleinen Hauſes, worin eine gute alte Frau wohnte, welche öffnete und ſie fragte, was ſie begehrete.

„O gute Mutter, antwortete ihr Repßima, „ich bin eine Fremde, und komme jetzt eben in dieſer Stadt an, wo ich niemand kenne; ich beſchwöre euch, ſo liebreich zu ſein, und mich bei euch aufzunehmen.“

Die Alte willigte ein, und gab ihr eine kleine Kammer. Da zog die Gattinn Temims aus ihrer Börſe eine Zeckiene, übergab ſie ihrer Wirthinn, und ſagte zu ihr:

„Meine gute Mutter, gehet hin und kaufet uns etwas zum Abendeſſen ein.“

Die Alte ging aus, und kam nach kurzer Zeit wieder, mit Datteln, trockenen und eingemachten Früchten, und beide fingen an davon zu eſſen. Nach dem Mahle, erzählte Repßima der Alten ihre Geſchichte, die davon ſehr gerührt wurde; hierauf legten beide ſich ſchlafen.

Am folgenden Tage hatte Temims Gattinn Luſt, ins Bad zu gehen, und die Alte begleitete ſie dahin. Auf dem Wege dahin ſahen ſie einen jungen Menſchen mit gebundenen Händen und einem Strick um den Hals: der Scharfrichter führte ihn zur Hinrichtung, und eine große Volksmenge folgte ihm. Repßima fragte, welches Verbrechen der junge Menſch begangen hätte. Man ſagte ihr, es wäre ein Schuldner, und nach den Geſetzen dieſer Stadt würden alle diejenigen gehenkt, die nicht ihre Schulden bezahlten.

„Wie viel iſt denn dieſer da ſchuldig?“ fragte die Gattinn Temims.

„Er iſt ſechzig Zeckienen ſchuldig,“ antwortete ihr einer der Einwohner: „wollt ihr ſie für ihn bezahlen, ſo rettet ihr ihm das Leben.“

„Sehr gern,“ erwiederte ſie, indem ſie ihre Börſe hervorzog: „an wen muß man das Geld geben?“

Man benachrichtigte ſogleich den Kadi, der den jungen Menſchen zum Tode begleitete, daß eine Frau ſich erböte, für den Schuldner zu bezahlen. Man ließ den Gläubiger kommen; Repßima bezahlte ihm die ſechzig Zeckienen, und der junge Mann wurde auf der Stelle in Freiheit geſetzt.

Das Volk, von dieſer Großmuth der Fremden entzückt, wollte gerne wiſſen, wer ſie wäre: und dieß bewog ſie, daß ſie, anſtatt ins Bad zu gehen, von ihrer alten Wirthinn Abſchied nahm, und die Stadt verließ, um ſich der zudringlichen Neugierde der Einwohner zu entziehen.

Zweihundert und zwei und zwanzigſter Tag.

Unterdeſſen ſuchte auch der junge Mann, der ſo eben dem Tode entgangen war, ſeine Befreierinn auf, um ihr zu danken; und als er vernahm, daß ſie die Stadt verlaßen hätte, erkundigte er ſich nach dem Wege, welchen ſie genommen, und folgte ihr auf dem Fuße nach.

Er holte ſie am Rande einer Quelle ein, wo ſie ſich niedergelaßen hatte, um ſich ausruhen; er grüßte ſie ehrerbietig, und erbot ſich zu ihrem Sklaven, um ihr ſeine Erkenntlichkeit zu bezeugen.

„Nein,“ antwortete ſie ihm, „ich begehre nicht, daß ihr den Dienſt, welchen ich euch geleiſtet habe, ſo theuer erkaufet; ihr habt mir keine ſo große Verpflichtung, als ihr euch einbildet. Nicht um euretwillen habe ich euch das Leben gerettet, ſondern es geſchah einzig um Gottes willen.“

Während ſie alſo ſprach, heftete der junge Mann ſeine Augen auf ſie; und von ihrer hohen Schönheit getroffen, ward er verliebt in ſie. Er erklärte ſeine Liebe auf der Stelle; und überzeugt, daß er keine beſſere Gelegenheit finden könnte, ſich lebhaft und dringend zu zeigen, warf er ſich Repßimen zu Füßen und beſchwur ſie in den leidenſchaftlichſten Ausdrücken, die Glut zu erwiedern, welche ſie in ihm angefacht hätte. Aber die keuſche Gattinn Temims, anſtatt mit Vergnügen einen Liebhaber zu ihren Füßen zu ſehen, gerieth in Zorn gegen ihn, und behandelte ihn nicht günſtiger, als jenen Schwarzen.

„O Unglücklicher!“ ſagte ſie zu ihm, „du weißt wohl, daß du ohne mich gegenwärtig nicht mehr auf der Welt wäreſt: des Henkers Hand hätte dir ehrlos das Leben geraubt, und du wagſt es jetzo meine Ehre anzutaſten! du biſt ſogar ſo unverſchämt, mir deine Begierden zu erklären.“

„Schöne Frau,“ antwortete ihr der junge Mann, „ich glaube, euch nicht zu beleidigen, wenn ich euch die Empfindungen ausdrücke, welche die Dankbarkeit und euer Anblick in meinem Herzen erzeugt. Iſt es denn eine ſo große Beleidigung für euch, wenn ich euch ſage, daß ihr mich bezaubert habt?“

„Schweig, Elender!“ unterbrach ihn Repßima, „und wähne nicht, meine Tugend zu beſtechen, um dich zu erhören; vergeblich verbirgſt du deine böſen Abſichten unter unterwürfigen und ehrerbietigen Worten, ich erkenne ſie wohl durch deine Schmeichelreden hin. Geh, flieh, und nöthige mich nicht, den Dienſt zu bereuen, welchen ich dir geleiſtet habe.“

Die Miene mit welcher ſie dieſe Worte ausſprach, gab dem jungen Manne wohl zu erkennen, daß er nichts zu hoffen hätte. Er ſtand auf, ohne weiter etwas zu ſagen, und wanderte bis zum Geſtade des Meeres hin. Dort ſah er ein Schiff liegen, deſſen Beſatzung eben ans Land ſtieg: es waren Kaufleute von Baßra, die nach Serendib fuhren; er näherte ſich ihnen, und fragte nach dem Schiffshauptmann.

„Ich habe,“ ſprach er zu dieſem, „eine Sklavinn von vollkommener Schönheit, welche ich verkaufen möchte; ſie liebt mich nicht: und ich habe beſchloſſen, mich ihrer zu entledigen; ſie iſt nur zwei Schritte von hier, am Ufer einer Quelle; kaufet ſie, ich laße ſie euch wohlfeil; ich will ſie euch für dreihundert Zeckienen hingeben.“

„Ich nehme euch beim Worte,“ antwortete ihm der Schiffshauptmann, „vorausgeſetzt, daß ſie jung und auch ſo ſchön iſt, wie ihr ſaget.“

Hierauf führte der junge Mann den Schiffshauptmann zu der Quelle, wo Repßima, nach der Abwaſchung, noch ihr Gebet verrichtete. Der Hauptmann hatte ſie nicht ſo bald von Angeſicht geſehen, als er die dreihundert Zeckienen dem jungen Manne bezahlte, der damit nach der Stadt zurückkehrte.

Der Hauptmann, der Repßima gekauft hatte, näherte ſich ihr, und ſprach:

„O hinreißende Schönheit, ich bin entzückt über den Handel, welchen ich gemacht habe! Ich habe ſchon viel Sklavinnen geſehen, und in meinem Leben wohl ihrer mehr als tauſend gekauft, aber ich bekenne euch, daß ihr ſie alle übertrefft. Eure Augen ſind ſtrahlender, als die Sonne, und eure Geſtalt iſt unvergleichlich.“

Wenn dieſe Anrede Repßimen ſehr überraſchte, ſo erſtaunte ſie bald noch weit mehr, als der Hauptmann ihr die Hand reichte, und zu ihr ſagte:

„Kommt, meine Prinzeſſinn, ich will euch aufs Schiff führen, und euch die Kammer des Hinterdecks einräumen. Wir werden in einem Augenblick in See ſtechen, zuſammen nach Serendib fahren, und bei unſrer Rückkehr nach Baßra ſollt ihr die Gebieterinn meiner Habe und meines Hauſes ſein; denn ich denke nicht daran, euch zu verkaufen. Wenn ich euch von jenem jungen Manne gekauft habe, welchen ihr nicht liebt, ſo iſt es geſchehen, um euch zur glücklichſten Frau von der Welt zu machen. Ich will euch alle nur denkbare Zärtlichkeit und Gefalligkeit beweiſen.“

Bei dieſen Worten, welche Repßima ſehr ungeduldig anhörte, unterbrach ſie den Schiffshauptmann und rief aus:

„Was ſagt ihr mir da? ich bin niemals eine Sklavinn geweſen, ſondern ich bin frei, und niemand hat das Recht, mich zu verkaufen.“

Indem ſie dieſes ſagte, ſtieß ſie die Hand des Schiffshauptmanns unſanft zurück.

Dieſer war von Natur ungeſtüm und hitzig; die Art wie ſie die verbindlichen Dinge aufnahm, welche er ihr zu ſagen wähnte, verdroß ihn. Er änderte auf einmal die Sprache, und redete aus einem andern Tone mit ihr.

„Wie, du kleines Geſchöpf,“ ſprach er, „darfſt du ſo mit deinem Herrn reden? Ich habe dich für mein Geld gekauft, du biſt meine Sklavinn, und ich werde dich, du magſt wollen oder nicht, mit mir nehmen.“

Mit dieſen Worten, umfaßte er ſie mit ſeinen Armen, und trug ſie, trotz ihrem Widerſtreben, mit ſich hinweg, wie der Wolf ein von dem Hirten verirrtes Lamm hinwegträgt. Sie mochte noch ſo viel die Luft mit ihrem Geſchrei erfüllen, er ſchiffte ſie mit ſich ein, und bald ging das Schiff unter Segel.

Der Schiffshauptmann ließ Repßimen einige Tage in Ruhe: als er aber ſah, daß ſie, ungeachtet aller Beweiſe von Zärtlichkeit, welche er ihr geben mochte, ihn nicht mit günſtigeren Augen anſah, ſo verlor er die Geduld, und forderte eines Tages, daß ſie ſich ſeiner Liebe gefällig bezeigte. Sie fand ſich keineswegs geneigt, den Bemühungen ihres Verſuchers nachzugeben, der ſeinerſeits nichts mehr ſchonte, und endlich ſo weit ging, durch Gewalt erzwingen zu wollen, was man ihm in Güte verſagte, als ein furchtbares Unwetter das ganze Schiffsvolk in Schrecken ſetzte. Es erhub ſich plötzlich ein ſo wüthender Sturm, daß in einem Augenblicke das Schiff entmaſtet iſt, das Tauwerk zerriſſen, und die Segel hinweggeführt ſind. Die Matroſen wiſſen nicht mehr, was ſie thun ſollen, und der Steuermann überläßt das Schiff den Winden und Wellen, indem er auf dem Verdeck ausruft:

„O ihr Reiſenden, wenn jemand von euch Verbrechen begangen und die Gebote des Propheten verletzt hat, ſo flehe er den Himmel um Verzeihung an; es iſt keine Zeit zu verlieren, wir gehen bald alle zu Grunde.“

Wirklich ward der Sturm immer ſtärker, und nachdem das Schiff einige Augenblicke mit den Wogen gekämpft hatte, verſank es.

Zweihundert und drei und zwanzigſter Tag.

Alle die auf dem Schiffe waren, ertranken, außer, Repßima und der Hauptmann. Beide retteten ſich, jeder auf einem Brette, und kamen an verſchiedenen Stellen ans Land.

Die Gattinn Temims wurde von den Fluten ans Geſtade einer ſehr volkreichen Inſel getragen, welche von einer Frau beherrſcht wurde. Es befanden ſich damals gerade viele Einwohner am Ufer des Meeres. Als dieſe Repßimen auf dem Waſſer erblickten und ſie glücklich an ihrer Inſel landen ſahen, betrachteten ſie dieß als ein Wunder. Sie umringten ſie alle und thaten tauſend Fragen an ſie. Um ihre Neugierde völlig zu befriedigen, erzählte ſie ihnen ihre Abenteuer, und beſchwur ſie, ihr eine Freiſtatt zu gewähren, wo ſie ruhig leben könnte. Die Inſelbewohner, von ihrer Schönheit, ihrem Geiſt und ihrer Tugend entzückt, gaben ihr eine Wohnung, in welcher ſie einige Jahre unter Gebeten verlebte.

Die Inſelbewohner konnten das ſtrenge Leben, welches ſie führte, nicht genug bewundern. Sie unterhielten ſich nur von der Fremden und der Reinheit ihrer Sitten: ſie ward ſogar bald ihr Orakel. Wenn jemand von ihnen eine lange Reiſe antreten wollte, oder irgend eine andre Unternehmung vorhatte, ſo ermangelten ſie nicht, ſie zuvor um Rath zu fragen, und ſie verkündigte ihnen den Erfolg. Kurz, ſie erwarb ſich die Hochachtung aller Leute, oder vielmehr man betrachtete ſie als eine Gottheit.

Die Königinn der Inſel faßte ſo große Freundſchaft für ſie, daß ſie nichts beſſeres thun zu können glaubte, als ſie ihrem Volke zur Herrinn zu geben, und erklärte ſie für ihre Erbinn; was von allen ihren Unterthanen gebilligt wurde. Dieſe Königinn war ſchon in einem hohen Alter, und ſtarb bald darauf.

Repßima machte einige Schwierigkeiten, ihre Stelle einzunehmen; aber ihr Volk nöthigte ſie dazu, und hatte nicht Urſache, es zu bereuen; denn ſie machte alle ſo glücklich, daß ſie in der Folge den Schiffbruch ſegneten, der ſie an ihr Geſtade geführt hatte.

So bald ſie auf dem Throne ſaß, widmete ſie ſich ganz den Staatsgeſchäften. Sie erwählte eben ſo rechtſchaffene als einſichtsvolle Veſyre, und ließ es ſich beſonders angelegen ſein, allen Leuten Gerechtigkeit angedeihen zu laßen. Dem Gebete widmete ſie jeden Augenblick, welchen die Pflichten ihres Ranges ihr irgend vergönnten. Sie faſtete, und je höher ſie ſich von den Menſchen geehrt ſah, je tiefer demüthigte ſie ſich vor dem Allmächtigen. Wenn ein Kranker ſeine Zuflucht zu ihr nahm, und ſie anflehte, den Himmel um Heilung für ihn zu bitten, ſo verdoppelte ſie ihr Gebet deshalb, und der Herr erhörte ſie. Die Bewohner ihres Reichs konnten den Wundern, von welchen ſie Zeugen waren, nicht länger widerſtehen: ſie entſagten dem Sonnendienſte, welchem ſie bisher ergeben waren, und nahmen alle den Mahomedanismus an. Sie führte heilige Geſetze ein, und ließ auf den Trümmern der Götzentempel Moſcheen erbauen.

Auch ließ ſie öffentliche Gebäude für die Armen errichten, und Karavanſereien für die Fremden, welche dieſe Inſel beſuchten. Sie verwendete große Summen, um dieſe milden Stiftungen mit allem nothwendigen zu verſehen, und dieſelben wurden ſo anſehnlich, daß man bald darnach Kranke von allen Völkern der Erde auf der Inſel anlangen ſah, welche auf den Ruf der Königinn hieher kamen, um Linderung ihrer Uebel zu ſuchen.

Eines Tages meldete man Repßimen, daß in einer Karavanſerei ſechs Fremdlinge wären, welche ſie zu ſprechen begehrten, einer von ihnen wäre blind, der andre am halben Leibe gichtbrüchig und noch ein andrer waſſerſüchtig. Sie befahl, ihr dieſelben auf der Stelle vorzuführen. Zu gleicher Zeit ſetzte ſie ſich auf einen prächtigen Thron, neben ihr ſtanden, auf der einen Seite funfzig bis ſechzig reichgekleidete Sklavinnen, und auf der andern Seite alle Großen ihres Hofes.

Als die Fremdlinge in den Palaſt kamen, führten zwei Herren ſie vor die Königinn, welche ihr Geſicht mit einem dichten Schleier verhüllt hatte, eben ſo wie alle ihre Sklavinnen. Die Fremdlinge würfen ſich vor ihr nieder und blieben mit dem Geſicht auf dem Boden liegen, bis Repßima ihnen befahl, aufzuſtehen. Sie fragte ſie ſodann, was ſie von ihr begehreten und wo ſie her wären. Einer unter ihnen nahm das Wort und antwortete für die anderen:

„O große Königinn, Gott verleihe Sieg euren Heeren; die Erde möge euch gehorchen, und der Himmel euch ſegnen! Wir ſind arme Sünder und kommen hieher, um durch Vermittelung Euer Majeſtät von dem Allerhöchſten Vergebung für unſere Sünden zu erlangen.“

„Redet deutlicher,“ antwortete die Königinn, nachdem ſie die Fremdlinge betrachtet hatte: „ich vermag nichts für euch, wofern ihr nicht öffentlich und ohne den geringſten Umſtand zu verſchweigen, eure Abenteuer erzählt.“

„Fürſtinn,“ erwiederte hierauf einer der Fremdlinge, „wir müßen euch gehorchen. Ich bin ein Kaufmann aus Baßra; ich hatte eine Jungfrau geheiratet, die damals nicht ihresgleichen auf der Welt hatte: ſie war eine vollkommene Schönheit, ſanftmüthig, gefällig und tugendhaft. Einſt war ich genöthigt, eine Reiſe zu machen, und ließ ſie als freie Gebieterinn in meinem Hauſe zurück. Ich bat nur meinen Bruder, dieſen Blinden, den ihr hier ſehet, ſich meiner häuslichen Angelegenheiten anzunehmen. Bei meiner

Heimkehr, ſagte er mir, er hätte meine Gattinn im Ehebruch ertappt, ſo daß man ſie endlich lebendig begraben: welcher Unfall ihn meinetwegen dermaßen betrübt und ihm ſo viel Thränen ausgepreßt hätte, daß er zuletzt das Geſicht davon verloren. — Dieß, große Königinn," fuhr er fort, „dieß iſt meine ganze Geſchichte. Ich bitte euch nun demüthigſt, meinem Bruder das Geſicht wiederzugeben. Um dieſe Bitte an euch zu thun, bin ich hergekommen, und habe ihn hergeführt."

Temim, — denn er war es, der mit Repßima ſprach, ohne ſie zu kennen, — endigte mit dieſen Worten ſeine Erzählung. Er erwartete die Antwort der Königinn, die ſo überraſcht war, ihren Gatten hier wieder zu ſehen, daß ſie nicht ſogleich antworten konnte. Als ſie ſich aber von ihrer Erſchütterung erholt hatte, ſprach ſie zu ihm:

„Iſt es denn wahr, daß dieſe lebendig begrabene Frau dir untreu geweſen? Was denkſt du davon?"

„Ich kann es nicht glauben," verſetzte Temim, „wenn ich mir ihre hohe Tugend ins Gedächtnis zurückrufe. Aber ach! ich habe ein blindes Vertrauen auf meinen Bruder, und das läßt mich an ihrer Unſchuld zweifeln."

Zwei hundert und vier und zwanzigſter Tag.

Als der Kaufmann von Baßra alſo geſprochen hatte, ſagte die Königinn zu ihm:

„Es iſt genug: ich weiß beſſer als du, ob deine Gattinn mit Recht verurtheilt iſt. Ich werde es dir morgen bewähren, und wir wollen ſehen, ob dein Bruder ſein Geſicht wiederbekommen kann.“

Einer aus der Geſellſchaft Temims nahm jetzo das Wort, und ſprach alſo:

„Ich habe einen ſchwarzen Sklaven, den ich als Kind gekauft und aufgezogen habe: er iſt ſeit einigen Jahren am halben Leibe gichtbrüchig, und kein Arzt vermochte ihn zu heilen: ich bringe ihn jetzo hieher, um ihn dem Gebet Euer Majeſtät zu empfehlen.“

Als die Königinn dieſe Rede vernommen und in dem Manne, der ſie zu ihr geſprochen, den Arabiſchen Räuber erkannt hatte, bei welchem ſie eine zeitlang gewohnt, und in dem Gichtbrüchigen denſelben ſchwarzen Sklaven ſah, der ihre Tugend verſucht hatte, ſagte ſie:

„Das iſt hinreichend, ich bin von deiner Angelegenheit ganz unterrichtet, ſie kann morgen auch entſchieden werden. — Und du,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu einem andern wandte, „wovon biſt du waſſerſüchtig?“

„O Königinn," antwortete dieſer, „ich weiß nicht, wem ich mein Uebel zuſchreiben ſoll, wenn nicht der Gewaltthat, welche ich an einer ſchönen Sklavinn verüben wollte, die ich vor einigen Jahren von einem jungen Manne am Geſtade des Meeres gekauft hatte."

Die Königinn betrachtete bei dieſen Worten den Waſſerſüchtigen näher, und erkannte in ihm den Schiffshauptmann, an welchen ſie wirklich verkauft worden war. Sie that aber, als kennete ſie ihn eben ſo wenig, als die übrigen, und ließ ihn alſo in ſeiner Rede fortfahren:

„Ich betrachte alſo," fügte er hinzu, „mein Uebel als eine gerechte Strafe des Himmels."

„Und ich," rief ein andrer unter den Fremdlingen aus, „ich betrachte ebenfalls die Raſerei, welche mich von Zeit zu Zeit befällt, als eine wohlverdiente Strafe dafür, daß ich dir eben dieſe Sklavinn verkauft habe, welche du wider ihren Willen mit dir einſchiffteſt. Ich bin noch ſchuldiger, als du; denn ſie war eine Freie, der ich das Leben verdankte, und die ich zum Danke dafür dir überlieferte und zur Sklavinn machte."

Dieſe Worte gaben Repßimen noch zu erkennen, daß der Mann, der ſie ausgeſprochen hatte, derſelbe wäre, welchen ſie für ſechzig Zeckienen vom Tode befreiet hatte. Hierauf ſprach ſie zu den ſechs Fremdlingen:

„Ich will gerne für euch beten, und all mein Mögliches thun, um euch einige Linderung zu verſchaffen. Kehret zurück nach eurer Karavanſerei, und kommet morgen zu derſelben Stunde wieder hieher. Der Blinde und der Gichtbrüchige können geheilt werden, wofern ſie ein aufrichtiges Bekenntnis der Verbrechen, welche ſie begangen haben, ablegen. Ich weiß alle ihre Abenteuer, aber ich fordere von ihnen, daß ſie aufrichtig ſeien und in ihrer Erzählung keinen Umſtand verfälſchen; denn es würde ſie gereuen: anſtatt mich ihrer anzunehmen, würde ich ſie ſehr ſtrenge beſtrafen.

Was die übrigen betrifft,“ fuhr ſie fort, „ſo verſpreche ich ihnen, von Stund an für ſie zu beten; denn ſie haben ſchon die Wahrheit geſagt.“

Die ſechs Fremdlinge begaben ſich wieder nach ihrer Karavanſerei. Viere von ihnen waren ſchon ſehr zufrieden: der Bruder Temims und der ſchwarze Sklave waren allein noch traurig. Sie wären lieber ihr lebelang in dem Zuſtande verblieben, worin ſie ſich befanden, als ſich genöthigt zu ſehen, ein öffentliches Geſtändnis ihrer Verrätherei und ihrer Rohheit abzulegen. Sie bemühten ſich, ihren Verdruß den Augen derjenigen zu entziehen, welche ſie beleidigt hatten; ſie brachten die Nacht ohne einen Augenblick Ruhe hin.

Indeſſen am folgenden Morgen mußten ſie den anderen folgen. Sie verfügten ſich alle nach dem Palaſt, und erſchienen vor der Königinn, die auf ihrem Throne ſaß, wie am vorigen Tage.

„Wohlan,“ ſprach ſie zu ihnen, ſo bald ſie ſie erblickte, „iſt der Blinde und der Gichtbrüchige entſchloſſen, nichts zu verhehlen? Wehe dem von ihnen beiden, der nicht die Wahrheit ſagen wird!“

Jetzo trat der Schwarze ganz beſchämt und voll Furcht hervor; und da er wohl ſah, daß er beim Lügen nicht ſeine Rechnung finden würde, entſchloß er ſich, es darauf ankommen zu laßen, was auch daraus entſtehen möchte, und ein aufrichtiges Geſtändnis von allem abzulegen, was bei ſeinem Herrn in Betreff Repßimens vorgegangen war. Er bekannte alſo, daß er für dieſe Frau in heftiger Leidenſchaft entbrannt wäre, und daß er endlich, als er ſich verſchmäht geſehen, ſich entſchloſſen hätte, den einzigen Sohn des Arabers zu ermorden, um ſie zu verderben.

Zweihundert und fünf und zwanzigſter Tag.

Als der Schwarze alles bekannt hatte, fügte er hinzu:

„Sehet, das iſt mein Verbrechen, und der Himmel iſt mein Zeuge, daß es mich gereuet.“

„Ah! Verräther,“ rief der Araber aus, von Zorn hingeriſſen, „du alſo haſt mir meinen einzigen Sohn geraubt? — O Königinn,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich an Nepßima wandte, „erlaubet, daß ich ihm augenblicks den Kopf abhaue. Ein Böſewicht, der im Stande geweſen, das Verbrechen zu begehen, welches er ſo eben bekannt hat, verdient nicht länger zu leben!“

„Nein,“ erwiederte ihm die Königinn, „ich will nicht, daß du ihm das Leben nehmeſt.“

„Ich verſtehe euch, Fürſtinn,“ verſetzte der Araber; „ihr widerſetzet euch ſehr gerecht meiner Wuth: es iſt beſſer, daß dieſer Elende gichtbrüchig bleibe; der Tod würde ſeine Leiden zu bald endigen.“

„Du täuſcheſt dich,“ entgegnete Nepßima, „nicht um ſein Uebel zu verlängern, wünſche ich, daß er lebe, ſondern, weil er ſein Verbrechen bereuet, muß man den Allerhöchſten bitten, ihm zu verzeihen.“

Hierauf kniete ſie am Fuße ihres Thrones betend nieder, und alsbald ſah man den Schwarzen wieder ſeiner Glieder mächtig werden.

Alle Gegenwärtige waren erſtaunt über eine ſo wunderbare Erſcheinung, und prieſen tauſendfältig Gott und die Königinn.

Sie betete dann auch für den Waſſerſüchtigen und für den Raſenden, und auch dieſe beiden wurden vollkommen geheilt.

Nun zweifelte Temim auch nicht mehr, daß ſein Bruder das Geſicht wiederbekommen würde, und ſprach zu ihm:

„O Revendé, jetzt iſt es an dir, zu reden, die Königinn erwartet dieß nur noch, um zu deinen Gunſten ein neues Wunder zu thun.“

„Ja,“ ſagte Repßima: „aber er muß ſeine Geſchichte erzählen und ſich wohl hüten, etwas Unwahres zu ſagen; denn ich weiß alle ſeine Abenteuer, und wenn er die geringſte Lüge einmiſcht, ſo ſteht die Strafe ſogleich bereit.“

Revendé erkannte aus dieſen Worten, daß, wenn er darauf beharrete zu ſchweigen, oder es wagete zu lügen, er auf der Stelle beſtraft werden und die Beſchämung nicht vermeiden würde, welche ihn abhielt zu reden; er entſchloß ſich alſo endlich, alles zu bekennen. Da es ihn wirklich gereute, ſeinen Bruder verrathen zu haben, und er ſeine Schwägerinn für todt hielt, machte er ein ſehr bewegliches Geſtändnis ſeiner Treuloſigkeit, ohne daß er ſich dabei zu entſchuldigen ſuchte.

Als er ſeine Erzählung geendigt hatte, ſprach die Königinn:

„Er iſt ſehr aufrichtig geweſen, und hat nichts ausgeſagt, was nicht mit der Wahrheit übereinſtimmete.“

Temim that bei dieſen Worten, welche ihm die ganze Bosheit ſeines Bruders und die Unſchuld ſeiner Gattinn enthüllten, einen lauten Schrei, und ſank in Ohnmacht.

Einige Beamte der Königinn eilten ihm zu Hülfe, und als er durch ihre Bemühungen wieder zu ſich gekommen war, warf er ſich vor dem Throne nieder, und ſagte:

„O meine Fürſtinn, erlaubet, daß ich dieſen treuloſen Bruder nach Baßra zurückbringe. Ich verlange nicht mehr ſeine Heilung, ich athme nur noch Rache: ich will ihn nach derſelben Stätte führen, wo meine Gattinn lebendig begraben iſt, und ihn dort erwürgen. Ihr ſehet, daß ſein Verbrechen zu ſchwarz iſt, als daß ich es ihm verzeihen könnte.“

Die Königinn ſaß einige Augenblicke ſchweigend da, ohne zu antworten, weil ſie unter ihrem Schleier weinte, ſo ſehr rührte ſie der Zuſtand, worin ſie ihren Gatten vor ſich ſah. Nachdem ſie ihre Thränen getrocknet hatte, ſprach ſie zu Temim alſo:

„O Kaufmann von Baßra! ich beſchwöre dich, deinen Zorn zu mäßigen, um meinetwillen. Dein Bruder hat zwar eine große Miſſethat begangen, aber da er ſie öffentlich bekennt, und ſich ſelber deshalb anklagt, ſo bedenke, daß ihr beide aus demſelben Blute entſprungen ſeid, und erlaß ihm die Strafe, womit du dich an ihm rächen wollteſt.“

Auf dieſe Worte erwiederte Temim:

„Euer Majeſtät hat zu befehlen. Ihr verlanget, daß ich ſein Vergehen vergeſſe, und ich willige ein, es zu vergeſſen, vorausgeſetzt, daß er es endlich bereue und nie mehr jemand fälſchlich anklage.“

Kaum hatte der Kaufmann von Baßra der Königinn erklärt, daß er ſeinem Bruder vergäbe, als dieſe Fürſtinn ſich mit dem Antlitz auf den Boden warf, und den Himmel bat, dem Blinden das Geſicht wiederzugeben. Ihr Gebet wurde erhört, und in demſelben Augenblick konnte Revendé wieder ſehen.

Bei dieſem Schauſpiel erneute ſich das Zujauchzen. Die ganze Verſammlung begann Gott zu preiſen und die Königinn; und dieſe entließ die Fremdlinge mit folgenden Worten nach ihrer Karavanſerei:

„Kommet morgen nochmals hieher, ihr ſollt Dinge ſehen, welche euch vielleicht noch mehr in Erſtaunen ſetzen werden, als die, welche ihr heute bewundert habt.“

Am folgenden Tage verfehlten ſie nicht, wieder in den Palaſt zu kommen. Die Königinn rief Temim zu ſich, und nöthigte ihn, ſich auf einen goldenen Lehnſtuhl zu ſetzen, welchen ſie zu dieſem Zwecke neben ihren Thron hatte hinſtellen laßen. Sodann ſprach ſie zu ihm:

„O Kaufmann von Baßra, du haſt viel Leiden und Kummer ausgeſtanden; ich nehme Theil an deinem Unglück, und um es dich vergeſſen zu machen, habe ich beſchloſſen, dir die ſchönſte meiner jungen Sklavinnen zur Gattinn zu geben, und du ſollſt an meinem Hofe bleiben, wenn du willſt.“

Temim, anſtatt dieſes Erbieten der Königinn anzunehmen, fing an zu weinen, und ſagte zu ihr:

„Euer Majeſtät überſchüttet mich mit Gnade, und ich bin von all eurer Huld innig durchdrungen: aber ich beſchwöre euch, es mir nicht übel aufzunehmen, wenn ich das Geſchenk ablehne, welches ihr mir mit der Hand einer eurer Sklavinnen erbietet. So lange ich lebe, wird keine andre Frau als Repßima in meinen Gedanken leben. Meine geliebte Repßima iſt meiner Seele ſtäts gegenwärtig. Ich kann mich über ihren Verluſt gar nicht tröſten, und ich bin entſchloſſen, mich nach der Stätte zu begeben, wo ſie mit ſo ſchreiender Ungerechtigkeit lebendig iſt begraben worden, und will dort meine übrigen Tage damit zubringen, ſie zu beweinen.“

Zweihundert und ſechs und zwanzigſter Tag.

Repſima war voll Freuden, ihren Gatten ſo getreu wiederzufinden; und entzückt über ſeine Ablehnung der jungen Sklavinn, ſprach ſie zu ihm:

„Wenn ich nun den Allmächtigen anflehete, dieſe Frau wieder zu erwecken, deren Verluſt dich ſo ſehr betrübt, und wenn du ſie wieder ſäheſt, würdeſt du ſie erkennen?“

Indem ſie dieſe Worte ſagte, hub ſie ihren Schleier auf, und Temim erkannte Repſima.

Die Freude, welche er empfand, ſeine Gattinn wiederzufinden, kann nur mit dem Erſtaunen verglichen werden, in welches der Arabiſche Räuber und ſein Sklave, der Schiffshauptmann und der junge Mann geriethen, als ſie in den Zügen der Königinn die Frau erblickten, welche ſie ſo ſchwer beleidigt hatten.

Die Fürſtinn umarmte ihren Temim, und erzählte nun alle ihre Abenteuer, in Gegenwart aller Herren ihres Hofes, zur allgemeinen Bewunderung.

Sodann ließ ſie dem Arabiſchen Räuber tauſend Dukaten geben, nebſt einem reichen Rocke von Brokat und einem prächtigen Kleide für ſeine Frau; der Schiffshauptmann erhielt tauſend Dukaten, desgleichen der junge Mann, der ſie verkauft hatte.

Darnach erhub ſie ſich von ihrem Throne, nahm Temim bei der Hand, und führte ihn in ihr Zimmer, wo beide ſich im Gebete vereinigten, um dem Himmel dafür zu danken, daß er ſie wieder zuſammen geführt hatte. Hierauf ſprach Repßima zu ihrem Gatten:

„Da die Geſetze der Inſel mir nicht erlauben, die königliche Würde abzulegen, um dich damit zu bekleiden, ſo wirſt du jedoch bei mir in meinem Palaſt wohnen, und hier die Freuden eines angenehmen Lebens mit mir theilen; und auch deinem Bruder wollen wir ein Loos bereiten, womit er zufrieden ſein kann.“

In der That, Revendé ward bald der erſte Miniſter, und verwaltete dieſes Amt ſo gut, daß er ſich die Achtung und Freundſchaft aller Bewohner der Inſel erwarb.“

Der Greis, welcher dem Beherrſcher der Gläubigen und ſeiner Favoritinn dieſe Geſchichte erzählte, beſchloß ſie hiemit.

Die ſchöne Sültanüm bezeigte ſich ſehr zufrieden damit; der Chalyf ließ ihm zum Zeichen ſeines Wohlgefallens an dieſer Geſchichte, ſo wie an jener von den beiden Geiſterbrüdern, tauſend Goldzeckienen geben. Der junge Mann, welcher die Geſchichte von Naßiraddolé und Abderrahman erzählt hatte, empfing dieſelbe Summe von Haryn Alraſchids Schatzmeiſter.

Nach dieſen Zügen von einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit," fuhr Sütlümeme fort, „erlaubet mir, euch eine Geſchichte zu erzählen, welche ebenfalls eure Aufmerkſamkeit verdient:

Geſchichte von den beiden Tauben.

Zwei Tauben liebten ſich ſo zärtlich, daß ſie gemeinſchaftlich Ein Neſt bewohnten; und der Vorrath von Körnern und Waſſer, welche ſie dort im Ueberfluſſe hatten, ließ ſie dieſe zurückgezogene Lebensart allen Vergnügungen der Welt vorziehen, welche ſie, nach reiflicher Ueberlegung, aus triftigen Gründen aufzugeben beſchloſſen hatten. Die eine hieß Baſendeh und die andre Nevaſendeh. Vereint durch gleiche Gemüthsart und Neigungen, verlebten ſie glückliche Tage. Jeder Morgen ſah ihre Liebe zunehmen, und war Zeuge ihrer gegenſeitigen Betheurungen, ſich niemals zu trennen.

Die Zeit indeſſen, die alles zerſtört, ſchien eiferſüchtig über die Dauer einer ſo innigen Verbindung, und belehrte ſie, daß man auch den feſteſten Entſchließungen mistrauen muß. Bald folgten auf die zärtlichſte Freundſchaft Gleichgültigkeit, und Ueberdruß, ſtäts an demſelben Orte zu weilen.

Dieſe lange, aber vergeblich bekämpften Gefühle zwangen endlich Baſendeh, ſeinem Freunde den Grund ſeiner Schwermuth zu erklären:

„Theurer Freund,“ ſprach er zu ihm, „wollen wir denn unſer lebelang in dieſem Neſte bleiben, wie in einem Gefängniſſe? Was mich betrifft, ſo kann ich dir nicht bergen, daß ich das lebhafteſte Verlangen fühle, zu reiſen und ein wenig die Welt zu ſehen. Ich weiß, daß ich auf dieſe Weiſe viele wunderbare Dinge ſehen werde, welche mich unterrichten und mir Erfahrung verleihen werden. Der Säbel iſt nicht beſtimmt, in der Scheide zu bleiben, ſondern im Kampfe zu wirken; und die Feder fördert nicht ſo viele ſchöne Geiſteswerke ans Licht, wenn ſie in ihrer Büchſe bleibt, ſondern indem ſie ihren Weg auf dem Papier zurücklegt. Der Himmel, der in ſtäter Bewegung iſt, nimmt die höchſte Stelle des Weltgebäudes ein, die Erde dagegen, die in beſtändiger Ruhe iſt, wird von den Menſchen und Thieren mit Füßen getreten. Kurz, nur durch Reiſen unterrichtet man ſich, erwirbt man Ehre, Reichthum und Tüchtigkeit.“

Nevaſendeh war keinesweges von der Leidenſchaft bewegt, welche Baſendeh zwang, ſo zu ihm zu reden, und erwiederte ihm:

„Theurer und unzertrennlicher Baſendeh, ich kann aus deinen Worten leicht abnehmen, daß du die Mühſeligkeiten noch nicht erfahren haſt, welche man auf Reiſen auszuſtehen hat, noch die Beſchwerden, welche man in fremden Ländern erdulden muß; und du kennſt ohne Zweifel noch nicht den ſo wahrhaften Spruch, daß Reiſen nur mit Bekümmernis und unvermeidlichem Verdruß verknüpft ſind; noch einen andern Spruch, daß die Trennung von dem Geliebten (und ich ſetze voraus, daß du in demſelben Falle biſt) das Herz einnimmt und jegliche Ruhe verſcheucht. Welch ein Vergnügen, ſich am Ende jeder Tagereiſe von Beſorgnis und Furcht ergriffen zu fühlen!"

„Ich läugne nicht," entgegnete Baſendeh, „daß man auf Reiſen zu leiden hat; ich geſtehe es, man muß allerlei Beſchwerden ausſtehen: aber man wird dafür hinlänglich belohnt, indem man von Land zu Land gelangt und täglich etwas Neues und Außerordentliches ſieht. Man gewöhnt ſich an die Beſchwerden, und während man mit den Gegenſtänden beſchäftigt iſt, welche man wahrnimmt, empfindet man wenig, was man auszuſtehen hat."

„Wohlan denn," erwiederte Nevaſendeh, „durchreiſe die Welt und beſchaue alle ihre Schönheiten: aber es geſchehe in Geſellſchaft deiner Freunde. Man kann kein wahres Vergnügen genießen, ſelbſt nicht beim Anblicke der ſchönſten Gegenſtände, wenn man von ſeinen innigen Freunden und Verwandten getrennt iſt; das iſt durchaus unmöglich. Daher man auch ſagt, daß die Trennung von Freunden ein Bild der

Hölle iſt. Aber man kann mit noch mehr Grund ſagen, daß die Hölle ein Bild von allen den Leiden iſt, welche die Trennung hervorbringt. Weil du nun, durch Gottes Gnade, reichlich zu leben und eine bequeme Wohnung haſt, ſo begnüge dich mit deinem Glücke, und überlaß dich nicht ſo leicht einer ungezügelten Leidenſchaft, welche dich fortreißt, ſondern bleib in dem Zuſtande, worin du biſt.“

„Der Gedanke unſerer Trennung,“ entgegnete Baſendeh, „darf dich nicht ſo ſehr beunruhigen. Man findet ſo viel Freunde, als man begehrt, und kaum hat man einen verloren, ſo findet man ſchon wieder einen anderen. Du weißt ohne Zweifel, was ein Dichter hierüber ſagt:

> „Binde dich nicht zu feſt an irgend einen Freund, noch an irgend ein Land: die Zahl der Menſchen iſt ſo groß, daß es nicht daran fehlt; und die Erde und das Meer ſind von weitem Umfange.“

Wenn dieſer Ausſpruch dir nicht genügt, ſo betrachte die Sache von einer andern Seite, und bedenke, daß die Trennung nicht in dem Grade ſchmerzlich iſt, daß ſie nicht noch ihre Annehmlichkeiten habe; und daß die vollkommenſten Freuden der Freundſchaft und ſelbſt der Liebe, nicht alle in dem Beſitze des geliebten Gegenſtandes beſchloſſen ſind.“

Zwei hundert und ſieben und zwanzigſter Tag.

Bei dieſen Worten rief Nevaſendeh aus: „Ah Baſendeh! ich zweifle nicht, daß du unterweges auch Freunde finden wirſt, aber das ſind vorübergehende Freunde, welche es nur ſo lange ſind, als ihr beiſammen ſeid. Ich ſehe wohl, warum du, auf einen Anſchein von Vergnügen und Befriedigung, ſo hartnäckig auf deinem Vorſatz beſtehſt; es geſchieht, weil du noch nicht empfunden haſt, was es koſtet, ſich von einem wahren Freunde zu trennen. Ich kann mich nicht entbrechen, dir nochmals zu wiederholen, daß nichts auf der Welt ſchmerzlicher iſt, als ſeine Heimat und ſeine Freunde zu verlaßen; und daß man, der Beſchwerlichkeiten des Weges zu geſchweigen, ſich tauſend Zufällen und tauſend Gefahren ausſetzt. Gib alſo den Bitten eines Freundes nach, der dich liebt, und dir die Reue erſparen will, welche unausbleiblich die Ausführung eines Vorſatzes nach ſich ziehen wird, deſſen Erfolg nur verderblich für dich ſein kann.“

„Das kannſt du nicht wiſſen,“ unterbrach ihn Baſendeh; „hör auf, mir mehr von Mühſeligkeiten und Beſchwerden zu reden, welche man auf Reiſen zu erdulden hat. Man muß es einmal verſucht haben, um zu wiſſen, was leben heißt, und um Reife des Geiſtes zu erlangen. Weißt du denn nicht, daß rohes Fleiſch nur dadurch gahr wird, daß man es am Feuer umdrehet?“

„Ich ſehe wohl,“ ſagte Nevaſendeh nochmals, „daß du feſt entſchloſſen biſt, dich von mir zu trennen, und daß die Rückſicht auf eine alte Freundſchaft, wie die unſrige, dich nicht zurückhalten kann. Du ſollteſt gleichwohl den Spruch eines Weiſen beachten, welcher ſagt, daß man ſich niemals von einem alten Freunde trennen ſoll, um ſich dem erſten beßten hinzugeben, wobei man ſich nimmer wohl befinden wird. Aber du willſt nun einmal fremde Länder ſehen, und der verderblichen Lehre derjenigen folgen, welche ſich ſchmeicheln und behaupten, jegliches Neue habe ſeinen Reiz und ſein beſonderes Vergnügen. Da meine mit ſo viel Wärme dir ertheilten Rathſchläge nicht vermögen, die Kälte deines unempfindlichen Herzens aufzuthauen, ſo iſt unnütz, dir noch mehr zu ſagen. Erinnere dich nur an dasjenige, was ich dir voraus ſage, daß deine Reiſe kein glückliches Ende nehmen wird, daß du es bereuen wirſt, ſie unternommen zu haben, und was mich am meiſten betrübt, daß deine Reue mit ſehr empfindlichen Leiden und Kränkungen begleitet ſein wird.“

Hiemit endigte das Geſpräch; die beiden Tauben umarmten ſich, und vergoſſen Thränen, indem ſie ſich Lebewohl ſagten. Vaſendeh riß ſich los, und flog weg. In dieſem Augenblick konnte Nevaſendeh, mit

Thränen in den Augen, ſich nicht enthalten auszurufen:

„Mein Freund trennt ſich von mir, und gibt mir den Todesſtoß. Alle Welt ſcheuet die Nacht des Todes, und ich verabſcheue den Tag der Trennung.“

Baſendeh, der noch nicht ſo entfernt war, um dieſe Worte nicht zu vernehmen, wurde jedoch nicht mehr davon gerührt, als von dem guten Rath, welchen er nicht hatte hören wollen. Er richtete ſeinen Flug empor, und entfernte ſich, indem er ſich in die Lüfte erhub. Lange flog er durch angenehme Gefilde, welche ihn ergetzten; und gegen Abend ließ er ſich in einen Garten an einem hohen Berge nieder, deſſen Gebüſche, Gewäſſer und mannigfaltiger Blumenſchmelz ein bewundernswürdiges Schauſpiel gewährten. Das gefiel ihm ſehr, und er bewunderte das Ganze in dem Einzelnen mit großem Vergnügen.

Als die Sonne untergegangen war und das Dunkel den Geſichtskreis zu umziehen begann, ſetzte er ſich auf einen der ſchönſten Bäume des Gartens, der ein Sprößling des Toba's*) im irdiſchen Paradieſe zu ſein ſchien, um auf demſelben die Nacht ruhig zuzubringen.

---

*) So heißt der Baum, welchen die Araber in das irdiſche Paradies verſetzen.

Aber kaum hatte er ſich von den Beſchwerden des Weges, welchen er zurückgelegt, etwas erholt, als ein ſtürmiſcher Wind plötzlich mit dichtem Gewölke den zuvor ſo heitern Himmel verfinſterte. Blitze und Donner, die bald nachfolgten, unterbrachen die Ruhe, deren die ganze Welt eben zu genießen begann; und Baſendeh, erſchrocken über dieſen Aufruhr und den Himmel ganz in Feuer zu ſehen, wurde noch von einem ſtarken Hagel befallen; dergeſtalt, daß er, weit entfernt zu ſchlafen, vielmehr ſehr verlegen war, wie er es anſtellen ſollte, um ſich gegen die Gefahr zu ſchützen, in welcher er ſich befand. Er veränderte jeden Augenblick ſeine Stelle, um unter den Zweigen und Blättern gegen den Hagel und Regen Schutz zu ſuchen. Das half ihm aber faſt gar nicht, denn das Gewitter nahm immer zu, mit ſo heftigem Sturm und ſo ſtarkem Regen, daß er eine neue Sündflut zu drohen ſchien. Baſendeh mußte dieß ganze Unwetter aushalten, welches bis zum Morgen währte. Als daſſelbe am heftigſten tobte, erinnerte er ſich an ſein Neſt daheim, und vermißte ſehr die Geſellſchaft ſeines Freundes Nevaſendeh.

„Ach!“ ſprach er bei ſich ſelber, mit tiefen Seufzern, „wenn ich gewähnt hätte, daß ich ſo viel leiden ſollte, als ich mich von dir trennte, nimmer würde ich mich einen Augenblick von dir entfernt haben.“

Die Nacht verging endlich, und ſo bald es Tag ward, begann Baſendeh wieder ſeinen Flug; aber er war ungewiß, ob er nach ſeiner Wohnung heimkehren, oder ſeine Reiſe fortſetzen ſollte. Er hatte ſich noch nicht entſchieden, als er einen Falken erblickte, der, auf Raub umherfliegend, ihn ſchon ins Auge gefaßt hatte, und mit unglaublicher Schnelligkeit und Gewalt auf ihn niederſchoß, um ihn mit ſeinen Krallen zu packen, deren er ſo gewis war, als wenn ſie von Eiſen geweſen wären.

Zweihundert und acht und zwanzigſter Tag.

Es wäre ſchwer zu beſchreiben, von welchem Schreck Baſendeh bei dieſem Anblick ergriffen wurde. Er wußte nicht mehr, wo er war; ſo hell auch ſchon das Tageslicht ſchien, ſo ſahen ſeine Augen doch nur Finſternis, und die ganze Welt erſchien ihm als ein Gefängnis für ihn: zuletzt verließen ihn die Kräfte und er zitterte wie ein Laub, ſo groß war ſeine Todesfurcht. Und in der That iſt es für die kleinen Vögel ein ſchrecklicher Zuſtand, von einem Falken verfolgt zu werden. In dieſem bedrängten Augenblick erinnerte er ſich abermals an den guten Rath Nevaſendehs, aber mit dem größten Herzeleid, das man ſich denken kann; und dieß machte ihn ſo niedergeſchlagen, daß er unbeweglich blieb, und nichts that, um ſich zu retten. Er raffte ſich jedoch wieder auf, und that ein Gelübde und feierliches Verſprechen, wenn er glücklich der ihm drohenden Gefahr entginge, ſeinen Freund Nevaſendeh fortan nur als ſein Heil zu betrachten, welches ihn vom Untergange gerettet hätte, und nicht mehr daran zu denken, nochmals zu reiſen. Ja, er trieb ſeine Betheurung noch weiter, und that das Gelübde, ſo lange er lebte, nicht mehr das Wort „Reiſe" auszuſprechen, und ſich keinen Schritt mehr von ſeinem Neſte zu entfernen, wenn er es nochmals wieder erreichen könnte. Und dieſer Entſchluß ſcheint dazu beigetragen zu haben, ihn aus einer ſo gefährlichen Lage zu reißen.

Weil Vaſendehs Stunde noch nicht gekommen war, ſo geſchah es, nach dem Spruche, daß Gott die Urſachen der Dinge lenkt, welche geſchehen ſollen, daß, indem der Falke ihn verfolgte, ein Adler hoch in den Lüften ebenfalls einen Raub erſpähte, und wahrnahm, was zwiſchen dem Falken und der Taube vorging.

„Seltſam!" ſagte er bei ſich ſelber; „hat man je dergleichen geſehen? ich habe Durſt, wie das Sprichwort ſagt, und anſtatt eines heilſamen Waſſers, erblicke ich vor mir ein vergiftetes Waſſer. Zwar iſt eine Taube ein verächtlicher Biſſen und zu unbedeutend für mich: gleichwohl, bei dem Hunger, der mich verzehrt, iſt es etwas, ihn zu ſtillen, und mich einige Stunden zu getröſten, bis ich ein beſſeres Abenteuer finde.“

Zu gleicher Zeit ſchoß der Adler hernieder, um dem Falken zuvorzukommen und ihm die Taube vor dem Schnabel wegzufangen. Als der Falke, dem es weder an Muth noch an Stärke fehlte, wohl ſah, daß er dem Adler weichen müßte, ſo war es ihm nicht mehr um die Beute zu thun, ſondern nur, daß der Adler nicht mehr davon kriegte, als er; und um ihn daran zu hindern, griff er ihn an. Da erhub ſich zwiſchen den beiden Vögeln ein grimmiger Kampf, und ſie zerfleiſchten ſich mit Schnäbeln und Klauen. Baſendeh ließ ſie ſich hacken, und verfehlte nicht die Gelegenheit, ſich zu retten. Er machte ſich davon und entſchlüpfte in einen Haufen Steine durch ein ſo enges Loch, daß ein Sperlingsneſt meilenweit in Vergleichung damit iſt; und dort blieb er den ganzen übrigen Tag und die Nacht, mit großem Leid und Wehe.

Am folgenden Morgen, ſo bald die Sonne erſchien, raffte Baſendeh, obſchon von dem langen Hunger ganz erſchöpft, alle ſeine Kräfte zuſammen, und nahm ſeinen Flug ſo gut als möglich, nachdem er ſich links und rechts umgeſehen und geſpähet hatte, ob nichts zu fürchten wäre. Im Fluge bemerkte er am Eingang eines kleinen Gehölzes eine andre Taube, vor welcher Körner im Ueberfluſſe lagen; und da der Hunger ihn quälte, ſo flog er gerade dahin und fiel um ſo zuverſichtlicher darüber her, als er eine andre Taube dort ſah, mit welcher er im Vorbeigehen gern Bekanntſchaft machen wollte. Er hatte aber kaum ein Korn oder zweie verſchluckt, als er ſich in Netze verwickelt ſah. Da jammerte er von neuem, und beklagte ſich über die Treuloſigkeit der andern Taube, mit den Worten:

„Mein Bruder, ich ſah, daß ihr mit mir von derſelben Gattung waret, und da ich weiß, daß jeder Vogel Neigung hat zu ſeinesgleichen, ſo war ich her gekommen, um mit euch Bekanntſchaft zu machen und mich mit euch zu unterhalten. Warum habt ihr mich nicht gewarnt, warum habt ihr verſäumt, die Rechte der Gaſtfreundſchaft an mir auszuüben? So würde ich dieſe Gefahr vermieden und meinen Weg fortgeſetzt haben bis ans Ziel.“

„Lieber Gaſt,“ antwortete die andre Taube, „man kann nur ſelten ſeinem Schickſal entgehen; und wenn der Ausſpruch der Vorbeſtimmung einmal ergangen iſt, ſo vermag keine Vorſicht ſeinen Schlägen auszuweichen. Habt ihr niemals ſagen gehört, daß ſelbſt die Hellſehendſten und Einſichtvollſten beim Herannahen des Schickſals erſtaunt und beſtürzt ſind, und daß, wenn man die Wirkung deſſelben ſpürt, kein andres Mittel übrig bleibt, als ſich darein zu ergeben, und ſich dem Willen Gottes zu unterwerfen? Wiſſet, wenn die Beſtimmung einmal im Rathe des Ewigen beſchloſſen, und auf die Tafel der Allmacht verzeichnet iſt, ſo ſteiget ihr, ſo wie die gewaltigſten Vögel, von den Aeſten herab, worauf ihr ruhet, um euch in den Netzen fangen zu laßen. Weil es alſo von aller Ewigkeit her beſtimmt war, daß ihr ſolltet gefangen werden, ſo gibt es kein andres Mittel, als euer Unglück ohne Murren zu ertragen. Ihr kennet wohl das Sprichwort, welches ſagt, daß der in den Netzen gefangene Vogel Geduld faſſen muß."

„Es iſt hier nicht der Ort, eure Beredtſamkeit und euer Gedächtnis glänzen zu laßen," entgegnete Vaſendeh; „ſaget mir nur, ob ihr mir nicht ein Mittel anzeigen könnt, hier heraus zu kommen; ich werde es euch Dank wiſſen, und ihr werdet den Lohn davon haben, welchen eine gute Handlung verdient."

„Aber ihr bedenkt nicht," erwiederte die andre Taube, „wenn ich wüßte, was ihr mich fraget, und wenn es mir möglich wäre, zu jemandes Befreiung etwas beizutragen, ſo würde mein Fuß nicht gefeſſelt ſein, wie ihr ſeht, und ich würde damit anfangen, mich ſelber zu befreien, ohne ſo vergeblich, wie ich bisher gethan habe, auf die Schaaren von Vögeln zu warten, um mir eine Freiheit zu verſchaffen, nach welcher ich ſchmachte. So wie ihr da zu mir ſprechet, ſo gleichet ihr ſehr dem jungen Kameele, welches, neben der Mutter hergehend, von dem Wege ermüdet, mit Thränen zu ihr ſagte:

„Liebloſe Mutter, halt doch ein wenig an; wie lange ſoll ich denn laufen? Iſt das das Mitleid, welches eine Mutter mit ihrem Kinde haben ſoll? Ich, ein armes kleines Kameel, dem du das Leben gegeben haſt, habe keine Kraft mehr, und muß durch deine Schuld umkommen.“

„Thörichtes und unbedachtes Kind,“ antwortete die Mutter, „ſiehſt du denn nicht, daß, was du verlangſt, nicht von mir abhängt und keinesweges in meiner Macht ſteht. Würde ich nicht, ohne länger zu zögern, die Bürde, womit ich beladen bin, an den Boden werfen, und mich davon befreien, auf Dornen einher zu gehen, wenn ich die Freiheit hätte, es zu thun? Wollte Gott, daß dem ſo wäre! nimmer würde man mich in den Karavanen ſehen, an den Schwanz eines andern Kameels gebunden.“ *)

---

*) Auf dieſe Weiſe ziehen in den Karavanen die Kameele hinter einander her: voran reitet jemand auf einem Eſel.

Zweihundert und neun und zwanzigſter Tag.

Baſendeh hörte nur auf die Eingebungen ſeiner Verzweiflung und fing an mit Flügeln und Füßen zu ſchlagen, um ſich loszumachen. Glücklicherweiſe waren die Netze alt und morſch, ſie zerriſſen bei den Anſtrengungen, welche er machte, und er ſetzte ſich ſo in Freiheit. Er richtete ſogleich ſeinen Flug nach ſeiner Heimat, und zufrieden, das Leben gerettet zu haben, dachte er nicht mehr an ſeinen Hunger. Er kam an ein Dorf, wo er, um ſich ein wenig auszuruhen, ſich auf eine Mauer, an einem friſch beſäeten Felde niederſetzte. Ein junger Bauer bewachte, mit einer Armbruſt bewaffnet, dieſes Feld, und ſchlich dort umher; ſo bald er den armen Reiſenden erblickte, beſchloß er ihn zu tödten, um ſich davon ein Mahl zu bereiten, welches ihm in Gedanken ſchon köſtlich ſchmeckte. Seiner Beute faſt gewis, ſchoß er, ohne recht zu zielen, nach dem armen Baſendeh, der ſich nichts weniger verſah, als dieſes Unfalls: der Schuß fuhr durch einen ſeiner Flügel, und ſtürzte ihn in einen Brunnen, in der Nähe des Orts, wo er ſich hingeſetzt hatte. Glücklicherweiſe war kein Waſſer darin, und die Tiefe deſſelben machte, daß der junge Bauer es aufgab, ihn heraus zu holen.

Baſendeh verblieb in dieſem kläglichen Zuſtande, den ganzen übrigen Tag und die folgende Nacht. Als er von der Ohnmacht, welche ſein Fall ihm zugezogen hatte, wieder zu ſich gekommen war, erinnerte er ſich ſchmerzlich der Weiſſagungen Nevaſendehs; und als wenn er mit dieſem Freunde ſpräche, richtete er dieſe Worte an ihn:

„Wo iſt die glückliche Zeit,“ ſagte er, „wo ich unzertrennlich bei dir war, und meine Blicke auf keinen andern Gegenſtand richtete? Nichts glich damals meinem Glücke, und ich verlebte meine Tage auf die angenehmſte Weiſe von der Welt.“

Am folgenden Tage, als er ſich von ſeinem Schmerz und von ſeiner Betäubung genugſam hergeſtellt fühlte, erklomm er mit vieler Mühe den Rand des Brunnens; und von dort flog er, troß ſeiner Schwäche weiter, und erreichte gegen Mittag wieder ſein Neſt.

Nevaſendeh erkannte an dem Flügelſchlage, daß es Baſendeh wäre, der ankäme, er ging ihm entgegen, und empfing ihn mit den Worten:

„Ich weiß nicht, wie ich dir meine Freude darüber ausdrücken ſoll, daß ich dich wiederſehe.“

Sie begrüßten ſich gegenſeitig ſehr freundlich; als aber Nevaſendeh gewahrte, wie verändert Baſendeh war, fragte er ihn:

„Theurer Freund, theurer Gefährte meiner Tage, was bedeutet dieſe Schwachheit? woher kömmt es, daß du die Flügeln ſo hangen läßt; und warum erkenne ich das geſunde Ausſehen nicht wieder, welches du bei deiner Abreiſe hatteſt?"

„Theurer Nevaſendeh," antwortete Baſendeh, „ich beſchwöre dich im Namen Gottes, wenn du mich noch liebſt, befrage mich nicht über den Zuſtand, worin du mich ſiehſt. Befrage mich nicht über meine Leiden, noch über die heißen Seufzer, welche mich unabläßig während der kurzen Zeit meiner Abweſenheit begleitet haben. Es würde mir unmöglich ſein, dir auch nur den kleinſten Theil von dem ausführlich zu erzählen, was ich ſeit meiner Entfernung von dir gelitten habe. Es würde zu viel Zeit erfordern, dir die Größe meiner Unfälle mit allen ihren Umſtänden zu erzählen und auseinander zu ſetzen. Um dir alles in wenigen Worten zu ſagen: ich hatte ſagen gehört, daß die Reiſenden von ihren Reiſen ſchöne Erfahrungen heimbrächten. Aus denen, die ich gemacht habe, weiß ich nun wohl, daß mir, ſo lange ich lebe, nie mehr die Luſt anwandeln wird, zu reiſen; daß ich mein Neſt nicht mehr verlaßen werde, wenn nicht ein unglückliches Schickſal mich dazu zwingt, und daß ich nicht freiwillig das Vergnügen, einen Freund, wie dich, zu ſehen, mit dem Misvergnügen und Verdruß einer leidvollen Abweſenheit vertauſchen werde. Nein, es wird mir nie mehr einfallen, mich nur einen Schritt von dir zu entfernen. Ich weiß gegenwärtig nur zu gut, was man leidet, wenn man nicht mehr ſieht, was man liebt.“

Eine von den Fräulein der Prinzeſſinn, welche Sütlümeme's Erzählung aufmerkſam angehört hatte, nahm hierauf das Wort und ſagte:

„Wenn meine Gebieterinn es erlaubt, ſo will ich ihr dagegen eine Geſchichte erzählen, welche beweiſet, daß nicht bloß Gefahr beim Reiſen iſt.“

Farrüchnas verſtattete es gern, und die Sklavinn begann alſo:

Geſchichte der beiden Reiſenden.

„Szalem und Ganem waren Freunde und machten mit einander eine Reiſe von mehreren Tagen. Eines Tages gelangten ſie an einen hohen Berg, und indem ſie am Fuße deſſelben hingingen, trafen ſie eine Quelle, deren Waſſer friſch und vortrefflich war. Aus der Quelle floß ein Bach, deſſen Ufer Cypreſſen, Pinien und Platanen beſchatteten, mitten durch eine mit duftenden Blumen beſäete Wieſe. Alle dieſe Annehmlichkeiten luden die beiden Reiſenden ein, hier zu verweilen und ſich von den Beſchwerden ihres Weges durch eine ermüdende Wüſte zu erholen. Sie erwählten ſich eine bequeme Stelle, und ſetzten ſich aufs Gras nieder.

Nachdem ſie eine zeitlang ausgeruhet hatten, luſtwandelten ſie um die Quelle und an dem Bache hin. Sie näherten ſich auch der Stelle, wo das Waſſer der Quelle ſich in ein weites Becken ergoß, und am Ufer deſſelben bemerkten ſie eine weiße Marmortafel mit himmelblauen und ſo ſchön gebildeten Schriftzügen, daß man leicht die Trefflichkeit des Meiſters, der ſie eingegraben hatte, daraus erkennen konnte. Die Inſchrift lautete folgendermaßen:

„Wanderer, der du dieſen Ort mit deiner Gegenwart ehreſt, wir haben eine prächtige Behauſung, dich aufzunehmen, wenn du unſer Gaſt ſein willſt: aber unter der Bedingung, daß du dieſen Bach durchſchwimmeſt, ohne die Tiefe noch die reißende Schnelle des Waſſers zu fürchten. Wenn du am jenſeitigen Ufer biſt, ſo mußt du den am Fuße des Berges ſtehenden Löwen von Marmor auf deine Schulter nehmen, und ihn ohne Zaudern in Einem Lauf und in Einem Athem bis auf den Gipfel des Berges tragen, ohne auf die brüllenden Löwen, welchen du begegnen möchteſt, noch auf die Dornen zu achten, womit der Pfad beſäet iſt. Führeſt du dieſes aus, ſo biſt du glücklich für immer.

Man erreicht nicht die Herberge, wenn man nicht darauf losgeht. Wer nicht arbeitet, erlangt nicht, was er wünſchet. Das Licht der Sonne erfüllt die ganze Welt: die mindeſt weichlichen und die entſchloſſenſten empfangen und ertragen ihre lebhafteſten und heißeſten Stralen.“

Nachdem beide dieß geleſen hatten, ſagte Ganem zu Szalem:

„Laß uns in die Schranken treten und den Kampf beſtehen, welchen man uns anbietet. Laß uns unſere Kräfte verſuchen und ſehen, ob die Verheißung dieſes Talismans wahrhaft iſt: wohlauf, wir wollen ſehen, was uns dabei widerfährt.“

„Lieber Freund,“ erwiederte Szalem, „es würde ſehr unbeſonnen ſein, ſich in eine ſo offenbare Gefahr zu ſtürzen, auf eine bloße Inſchrift, welche uns ein ſehr ungewiſſes Glück verheißt. Ein verſtändiger Menſch mag nicht um ein ſo eingebildetes Gut, wie dieſes da, ſein Leben wagen; und kein Weiſer wird ſich jemals für ein verborgenes Vergnügen in eine offenbare Gefahr begeben. Glaube mir, tauſendjährige Freuden verlohnen nicht der Mühe, ihretwegen einen Augenblick das Leben zu wagen.“

Zweihundert und dreißigſter Tag.

Ganem ließ ſich nicht mit dieſen Sprüchen abweiſen: „Freund,“ verſetzte er, „die Neigung, gemächlich zu leben, ohne etwas aufs Spiel zu ſetzen, iſt der Vorbote eines verächtlichen und ſchmachvollen Lebens: hingegen erreicht man Ruhm und Glückſeligkeit, indem man ſich Gefahren bloßſtellt. Wer ſich der

Weichlichkeit ergibt, ſchmeckt weder die Freude, noch das Vergnügen, etwas überſtanden zu haben; und wer den Kopfſchmerz ſcheuet, beraubt ſich der Annehmlichkeit des ſüßen Weins. Wer Muth hat, beſchränkt ſich nicht darauf, ein ſtilles und klägliches Leben zu führen: der Genuß der wahren Ruhe beſteht darin, daß man über die Anderen erhaben iſt. Laß uns nicht länger überlegen. Es fordert nicht minder unſere Ehre, als unſer Vortheil, daß wir unſre Reiſe nicht fortſetzen, ohne den Gipfel dieſes Berges erſtiegen zu haben, trotz dem reißenden Strom, trotz den Löwen, trotz den Dornen. Wir werden etwas auszuſtehen haben; aber dann dürfen wir auch glauben, daß wir zum Lohne für unſre Anſtrengungen, und nach den durchwanderten Wüſten ſchöne Gefilde antreffen werden.“

„Thu, was dir gefällt,“ verſetzte Szalem: „ich für mein Theil, kann mich nicht enthalten, dir nochmals vorzuſtellen, daß es nicht minder thöricht iſt, zu unternehmen, was du vorhaſt, als durch eine Wüſte reiſen zu wollen, deren Ende man nicht zu erreichen gewis iſt, oder ein Meer zu beſchiffen, das keine Geſtade hat. Was man immer unternehme, man muß nicht minder wiſſen, wie man ſich herausziehen, als wie man es anfangen ſoll, damit man nicht unnütz arbeite, und das Leben ausſetze, welches wir über alles auf der Welt werth halten ſollen. Höre noch den Spruch eines Weiſen, welcher ſagt: „Wohin du auch treten magſt, hebe niemals den Fuß auf, bevor du dich nicht wohl der Stelle verſichert haſt, wohin du ihn ſetzen willſt, und ohne daß die Oeffnung, durch welche du wieder hinaus gehen ſollſt hinlänglich breit ſei.“ — Ueberdieß iſt dieſe Inſchrift vielleicht nicht richtig, oder man hat ſie bloß zum Spaße hingeſetzt, und um die Leichtgläubigkeit der Narren zu verſpotten; vielleicht auch iſt das Waſſer undurchdringlich und nicht möglich, das jenſeitige Ufer zu erreichen. Geſetzt aber auch, du kömmſt hinüber, ſo findeſt du vielleicht den ſteinernen Löwen ſo ſchwer, daß du ihn nicht einmal von der Erde zu heben vermagſt. Aber wenn du ihn auch aufhebſt, biſt du ſicher, ihn in Einem Laufe zum Gipfel des Berges hinauf zu tragen? Und am Ende von allem dieſem, weißt du nicht, wohin ſo viele Schwierigkeiten abzwecken. — Ich für mein Theil erkläre dir, daß ich mich nicht deshalb dir zugeſellt habe, um mit dir eine Gefahr ſolcher Art zu theilen. Alles was ich thun kann iſt, dich zu beſchwören, wie ich es denn thue, ein ſo übelverſtandenes Unternehmen aufzugeben.“

So dringend Szalems Vorſtellungen waren, dennoch widerſtand ihnen Ganem, und ſagte:

„Ich kann auf deine Bitten nicht hören, und nichts vermag mich von der Ausführung meines gefaßten Entſchluſſes abzuhalten. Weder Dämonen noch

Geſpenſter, welcher Art ſie auch ſeien, ſollen mich durch ihre Einflüſterungen davon abſchrecken. Ich weiß wohl, daß du dich nicht zu dieſer Reiſe mit mir verbunden haſt, um mir auch hierin zu folgen, und ich ſehe, daß du nicht dieſe Gefälligkeit für mich haben willſt. Komm aber wenigſtens doch, und ſieh zu, und begleite mit deinen Wünſchen und Gebeten, was ich thun will. Erlaube mir noch dich an den Spruch eines Dichters zu erinnern, welcher ſagt:

> „Ich weiß, daß du nicht Vergnügen daran findeſt, Wein zu trinken: unterlaß deshalb jedoch nicht mit in die Schenke zu kommen, um die Trinker mit dem Glaſe in der Hand zu ſehen.“

Als Szalem ſeinen Gefährten ſo feſt entſchloſſen ſah, ſagte er noch zu ihm:

„Aus dieſem Spotte, welcher mich nicht beleidigt, erkenne ich genugſam, daß du dich um meine Warnung nicht kümmerſt, und von deinem Vorſatze nicht abſtehen willſt, der keinesweges wohlbegründet iſt. Ich fühle mich nicht ſtark genug, die Ausführung mit meinen Augen anzuſehen. Ueberdieß bin ich nicht neugierig, ein Schauſpiel zu erleben, vor welchem ich einen natürlichen Abſcheu hege. Drum laße ich dich gewähren, und entferne mich von einem Anblicke, der mir wehe thun würde.“

Mit dieſen Worten nahm er ſeinen Bettelſack, ſagte Ganem Lebewohl, und ſetzte ſeinen Weg fort.

Als Ganem allein war, machte er ſich auf alles gefaßt, und indem er ſich dem Fluſſe näherte, ſagte er:

„Ich muß mich in dieſes Meer hinabtauchen, um darin unterzugehen, oder die Perle, welche ich hoffe, herauf zu holen.“

Mit dieſer Entſchloſſenheit ſtürzte er ſich ins Waſſer, welches ſehr tief und ſehr reißend war; aber er blieb in dieſer muthigen That ſo beſonnen, daß er glücklich das jenſeitige Ufer erreichte. Er ſchöpfte wieder Athem, nahm den Marmorlöwen auf ſeine Schulter, und erſtieg mit gleichem Schritte den Gipfel des Berges, ungeachtet der Schwierigkeiten, welche er antraf, und der Schwere der Laſt, welche er am Ziele niederſetzte.

Zweihundert und ein und dreißigſter Tag.

Auf der andern Seite, am Fuße des Berges erblickte Ganem eine ſchöne Stadt, deren Umgebungen mit wohl gebauten Landhäuſern und großen Gärten einen ſehr reizenden Anblick darboten. Während er mit der Betrachtung dieſer angenehmen Gegenſtände beſchaftigt war, ſtieß der Marmorlöwe ein ſo fürchterliches Gebrüll aus, daß der Berg davon erbebte und das Gefilde rings umher widerhallte.

Auf dieſes Gebrüll, welches in der Stadt gehört wurde, kamen die Einwohner ſchaarenweiſe heraus, und machten ſich auf den Weg nach dem Berge; was Ganem nicht weniger in Erſtaunen ſetzte, als das Gebrüll des Löwen. Die Ausgezeichneteſten und Vornehmſten ſchritten an der Spitze der übrigen heran, und bezeigten Ganem ihre tiefe Ehrfurcht, mit großen Lobeserhebungen und Glückwünſchungen. Hierauf führten ſie ihm ein ſchönes und prächtig aufgeſchirrtes Pferd vor; er beſtieg es, auf ihre Bitten, und ſo geleiteten ſie ihn in die Stadt, mit allem Volke, welches ihm entgegen gegangen war. Sie führten ihn in einen prächtigen Palaſt, und brachten ihn erſt in ein Bad von Roſenwaſſer, worauf ſie ihn mit Moſchus und Ambra rieben. Endlich bekleideten ſie ihn mit einem Königsmantel, riefen ihn zu ihrem König aus, und leiſteten ihm als ſolchem die Treue und Huldigung.

Bis dahin hatte Ganem nichts Außerordentliches in den ihm erzeigten Ehren gefunden; er hatte ſie als eine Wirkung der beſondern Ehrerbietung dieſes Volks gegen Fremdlinge angeſehen: als er aber ſah, daß man ihn zum König ausrief, verlangte er, die Urſache zu wiſſen, warum man gerade ihn zum Herrſcher und Regierer erwählte.

„Herr,“ antwortete einer der Großen, „die alten Weiſen dieſes Reichs haben an der Quelle, welche ihr geſehen habt, einen Talisman errichtet und ihn unter gewiſſen Geſtirnungen nach den Regeln ihrer Kunſt bereitet. Wenn irgend ein beherzter Mann den Strom durchſchwimmt, und den Marmorlöwen auf den Gipfel des Berges trägt, (was nur geſchieht, wenn der König dieſer Stadt und des dazu gehörigen Gebietes geſtorben iſt), ſo gehen, auf das Gebrüll des Löwen, die Einwohner, wie Euer Majeſtät geſehen hat, ihm entgegen und ſetzen ihn, anſtatt des Abgeſchiedenen, auf den Thron. Seit langen Jahren, ja ſeit mehreren Jahrhunderten, iſt dieſes Verfahren bei uns im Gebrauch.“

Aus dieſer Rede erkannte Ganem, daß alle Unfälle und Leiden, welche er bisher erduldet hatte, eben ſo viele Stufen geweſen waren, um zu dieſem hohen Glücke zu gelangen, und daß, wenn muthige Thaten den Ruhm zum Ziele haben, dieſer ſeinerſeits ihnen in allewege entgegen kömmt, um ihr Lohn zu ſein.

Aus dieſem Abenteuer," fügte die Sklavinn hinzu, „könnt ihr leicht erkennen, daß man der Süßigkeit nur nach der Bitterkeit genießt. Dieſer Spruch iſt eben ſo alt, als die Welt, und man findet ihn in allen lehrreichen Büchern."

Dieſe Geſchichte machte der Prinzeſſinn ſo viel Vergnügen, daß die Sklavinn noch die folgende erzählte:

Geſchichte vom Derviſch und vom Diebe.

„Ein König ſchenkte eines Tages einem Derviſch einen ſehr koſtbaren Rock. Einer der verſchmitzteſten und geſchickteſten Diebe vernahm es, und machte ſogleich den Entwurf, ihm denſelben zu ſtehlen. Um dieß auszuführen, begab er ſich zu dem Derviſch in ſeine Einſiedelei, und bat ihn, ihn in ſeinen Dienſt und Obhut zu nehmen, indem er ſich ſtellte, als wollte er die Welt verlaßen und von ihm die Vorſchriften des geiſtlichen Lebens lernen. Der Derviſch nahm ihn mit großer Leutſeligkeit auf: aber nach Verlauf einiger Tage benutzte der Spitzbube die Achtung und das Zutrauen, welches er ſich bei dem Derviſch erworben hatte, und bemächtigte ſich in einer Nacht des Rockes, und verſchwand damit.

Am folgenden Morgen, als der Derviſch weder den Lehrling, noch den Rock mehr ſah, ward es ihm nicht ſchwer zu erkennen, daß der Lehrling ein Spitzbube wäre und den Rock mitgenommen hätte. Um zu verſuchen, ob er ihm nicht auf die Spur kommen könnte, verließ er alsbald ſeine Einſiedelei, und nahm den Weg nach der Stadt.

Mit ſeinem erlittenen Verluſte beſchäftigt, wanderte er eifrig dahin, und begegnete zweien Widdern im Kampfe, die mit den Köpfen ſo hart gegen einander ſtießen, daß das Blut aus den Wunden hinabrieſelte, welche ſie ſich beibrachten; und ein Fuchs der zufällig in der Nähe war, leckte das auf dem Kampfplatze vergoſſene Blut auf. Die beiden Widder ſetzten hitzig den Kampf fort, und rannten mit geſtreckten Köpfen auf einander los. Nach mehreren Gängen, befand ſich der Fuchs gerade zwiſchen ihnen, und beide rannten ihm in demſelben Augenblick ſo heftig mitten auf den Leib, daß ſie ihm das Herz zerſtießen und er todt auf dem Platze blieb.

Ein ſo ungewöhnliches Ereignis verwunderte den Derviſch, welcher es ſich ſo zu Nutze machte, wie er ſollte, und fürder ging.

Es war, als er die Stadt erreichte, ſchon ſo ſpät, daß er die Thore geſchloſſen fand und ſich genöthigt ſah, in der Vorſtadt eine Herberge zu ſuchen. Eine Frau, die zufällig am Fenſter ſtand, bemerkte, daß er ein Nachtlager ſuchte, rief ihn heran, und erbot ſich, ihn in ihrem Hauſe aufzunehmen. Der Derviſch nahm das Erbieten an, und nachdem die

Frau ihn mit einem Abendeſſen bewirthet hatte, führte ſie ihn in ein Schlafgemach, wo er ſein Gebet verrichtete, bevor er ſich niederlegte.

Die Frau, die ihn herein gerufen und ſo liebreich aufgenommen hatte, war indeſſen keine von denen, die einen ordentlichen Lebenswandel führen und um ihren Ruf beſorgt ſind: ſie machte vielmehr ihr Gewerbe daraus, ſchöne Mädchen zum Vergnügen junger Wüſtlinge bei ſich zu halten. Eine von denen, welche ſie damals in ihrem Hauſe hatte, wurde von einem Ritter in der Nachbarſchaft ſo leidenſchaftlich geliebt, daß niemand, außer ihm, ſie beſuchen ſollte. Da die Hausmutter dabei nicht ihre Rechnung fand, und der Ritter durch ſeine Eiferſucht alle ihre Kunden verſcheuchte, ſuchte ſie Gelegenheit, ein abſcheuliches Vorhaben auszuführen, welche ſich in derſelben Nacht darbot, als ſie den Derviſch bei ſich aufgenommen hatte: aber ihre Bosheit fiel auf ſie ſelber zurück.

Sie hatte Mittel gefunden, den Ritter und ſeine Geliebte zu berauſchen; als ſie beide eingeſchlafen ſah, und wähnte, alles ſchliefe in ihrem Hauſe, that ſie Giftpulver in ein Rohr, nahm das eine Ende in den Mund und hielt das andre dem Schlafenden an die Naſe, um ihm das Gift hineinzublaſen, damit es ihm ins Gehirn führe, und er des Todes wäre. Aber in dem Augenblicke, als ſie blaſen wollte, nieſte der junge Mann mit ſolcher Heftigkeit, daß ſein Athem all das Gift der Frau durch den Mund in den Hals trieb. Das Gift wirkte mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie nach wenigen Augenblicken todt hinfiel, und durch ihren Tod den alten Spruch beſtätigte: wer andern eine Grube gräbt, fällt ſelber hinein.

Zweihundert und zwei und dreißigſter Tag.

Dem Derviſch, der Zeuge von dieſem Abenteuer war, ward dieſe unſelige Nacht über diemaßen lang, und er konnte das Ende derſelben kaum erwarten; endlich erſchien der Tag, und er verließ einen ſo gefährlichen Ort.

Er trat in die Stadt, und indem er eine andre Herberge ſuchte, begegnete er einem Schuſter, der aus Verehrung für die Derviſche, ſich ein Vergnügen daraus machte, ihn in ſein Haus zu führen, und den Seinigen anzubefehlen, ihn ſorgfältig zu pflegen und gut zu bewirthen, während er genöthigt wäre, dem Mahle einiger Freunde beizuwohnen, die ihn eingeladen hätten.

Die Frau des Schuſters hatte einen Liebeshandel mit einem Ritter, welcher ſie nicht weniger liebte, als ſie in ihn. Ihre Zwiſchenträgerinn war die Frau eines Baders, die ſo gewandt und einſchmeichelnd war, daß ſie durch ihre Reden im Stande geweſen wäre, das Feuer mit dem Waſſer zu vereinigen, die Sterne auf die Erde herabzuziehen, und den härteſten Felſen in Staub zu verwandeln, wenn ſie es darauf angelegt hätte. Die Schuſtersfrau ſah kaum ihren Mann entfernt, als ſie dieſe Gelegenheit benutzte, ſich zu vergnügen und der Badersfrau auftrug, ihrem Geliebten einen Wink zu geben, daß er in der nächſten Nacht kommen ſollte, mit der Verſicherung, daß nichts ihr Vergnügen ſtören und die Fliegen ihn nicht hindern ſollten, den Zucker zu ſchmecken, womit ſie ihn bewirthen wollte, indem ſie mit ihm allein ſein würde.

Die Nacht kam, und auf die Botſchaft ermangelte der Ritter nicht, ſich einzuſtellen. Aber indem er noch an der Thüre ſtand und erwartete, daß die Frau ihm öffnen ſollte, kam der Schuſter heim und erblickte ihn. Da er ſchon Verdacht hatte von dem, was vorginge, war er kaum, glühend vor Zorn, in ſein Haus getreten, als er ſeine Frau mit Schlägen bedeckte: und noch nicht begnügt mit dieſer Züchtigung, band er ſie an einen Pfeiler, und legte ſich nieder.

Dieß war dem Derviſch anfangs ein großes Aergernis, weil er glaubte, daß der Schuſter ſeine Frau aus übler Laune ſchlüge, oder weil er zu viel getrunken hätte, und er machte ſich ſchon Vorwürfe, daß er nicht ſogleich dazwiſchen getreten wäre, um dieſe Mishandlung zu verhindern. Er war noch mit dieſen

Gedanken beſchäftigt, als er die Stimme der Badersfrau hörte, welche die Thür offen gefunden, weil der Mann in ſeinem Jähzorn vergeſſen hatte, ſie zu verſchließen:

„Nachbarinn," rief die Badersfrau mit leiſer Stimme zu, „Nachbarinn, woran denkt ihr denn? warum laßt ihr euch ſo lange erwarten? Es iſt eine Schande: kommet eilig, und verſäumet nicht die Gelegenheit."

Die Schuſtersfrau rief ſie heran, und als ſie bei ihr war, ſagte ſie zu ihr mit betrübter Stimme:

„Sehet, in welcher Verfaſſung ich mich befinde; und ob ihr Recht habet, mir Säumigkeit vorzuwerfen: mein Mann hat meinen Geliebten an der Thüre geſehen, er iſt wie ein wüthender Teufel hereingetreten, hat mich gräulich geſchlagen, und mich hier angebunden, wie ihr ſehet, er ſelber ſchläft jetzt." — Mit tiefen Seufzern fügte ſie hinzu: „Wenn ich in dieſem elenden Zuſtande euer Mitleid zu rühren vermöchte, ſo würdet ihr mich losbinden, und euch von mir an meiner Statt anbinden laßen, während ich hinginge zu meinem Liebhaber, mich zu entſchuldigen, daß ich ihn ſo lange habe warten laßen: ich würde gleich wieder zurückkommen, euch zu befreien und meine Stelle wieder einzunehmen. Ihr würdet dadurch auch demjenigen Vergnügen machen, den ich liebe, und er würde nicht ermangeln, euch ſeine Erkenntlichkeit dafür zu bezeugen."

Aus Freundſchaft und Mitleiden willigte die Badersfrau in ihr Begehren, und ließ ſich an ihrer Statt feſtbinden. Die Schuſtersfrau begab ſich zu ihrem Geliebten, der ſie mit Ungeduld erwartete.

Der Derviſch, der alles hörte, was vorging, begriff jetzo, warum der Mann in Zorn gerathen war, und erkannte, daß er nicht Unrecht hatte.

Während die Schuſtersfrau außen war, erwachte der Schuſter, und rief ſie. Die Badersfrau hütete ſich wohl, zu antworten, weil ſie damit alles verdorben hätte. Nachdem er ſie mehrmals gerufen hat, ohne Antwort zu kriegen, wird der Schuſter ungeduldig, ſteht auf, läuft mit einem Meſſer in der Hand, hin zu der Badersfrau, welche er für ſeine eigene Frau hält, ſchneidet ihr die Naſenſpitze ab, und gibt ihr dieſelbe in die Hand, mit den Worten:

„Da, ſchicke das deinem Buhler, es iſt ein ſchönes Geſchenk für ihn."

Die arme Badersfrau erduldete, aus Furcht entdeckt zu werden, dieſe Schmach, ohne den Mund zu öffnen, indem ſie bei ſich ſelber ſagte: „Seltſames Abenteuer! die Rolle, die ich ſpiele, iſt einzig: die Schuſtersfrau macht ſich luſtig, und ich leide die Strafe dafür!"

Die Schuſterinn kam endlich heim, und war äußerſt betrübt, als ſie vernahm, daß ihre Freundinn die Naſe verloren hätte. Da ſie aber nicht wieder gut machen konnte, was jene für ſie gelitten, ſo bat ſie ſie mit Thränen in den Augen tauſendmal deshalb um Verzeihung. Sie ſtellte ſich wieder an ihren Platz und ließ ſich feſtbinden, wie zuvor. Die Badersfrau, der nichts anderes übrig blieb, ging wieder nach Hauſe, in größter Beſorgnis, wie ſie ihrem Manne die Sache vorſtellen ſollte.

Nach Verlauf einer Stunde unterbrach die wieder an den Pfeiler gebundene Schuſtersfrau das Stillſchweigen, und richtete mit lauter Stimme folgendes Gebet zum Himmel, damit ihr Mann es hörete:

„Herr,“ ſprach ſie, „der du das Weltall beherrſcheſt, Gott Schöpfer aller Dinge, allmächtiger Gott, der du alle Geſchöpfe erhältſt und behüteſt, nichts iſt dir verborgen; die Wahrheit iſt dir bekannt; du weißt, daß mein Mann mir mit Unrecht und für ein Vergehen, woran ich unſchuldig bin, dieſe Mishandlung zugefügt hat. Darum rufe ich jetzo deine Güte und Barmherzigkeit an. Ich flehe dich an, mir dieſen Theil meines Geſichts, der deſſen Zierde war, wieder herzuſtellen wie zuvor. Laß meine Unſchuld auf glänzende Art kund werden; reiß den Schleier des Truges weg, der ſie verhüllet, und befreie mich von einer Schmach, welche mich immerdar entehren wird, wenn ich in meinem gegenwärtigen Zuſtande vor der Welt erſcheine.“

Zweihundert und drei und dreißigſter Tag.

Der Mann, der aufgewacht war und dieſes heuchleriſche Gebet gehört hatte, rief ihr zu:

„Du Freche, Ehrvergeſſene, was für ein Gebet richteſt du da an Gott? Weißt du denn nicht, daß die Gebete der treuloſen Weiber bei ſeinem Richterſtuhle nicht angenommen werden, und daß die Schaamloſen bei dem Gerichtshofe des Himmels nicht gehört werden? Um erhört zu werden müßteſt du einen reinen Mund und ein aufrichtiges Herz haben.“

Die Frau, ihrer Sache gewis, unterbrach ihren Mann und rief ihm zu:

„Steh auf, Grauſamer; komm, und ſieh ein Zeichen der unendlichen Macht Gottes, der ſich meines Jammers erbarmt und meine Bitte erhört hat, damit meine Unſchuld erkannt werde. — Ja, Herr, du weißt, daß ich unſchuldig bin, und ich danke dir tauſendmal für die Gnade, welche du mir erzeigſt, und daß du mich von der Entehrung reinigſt, welche mich beflecken ſollte.“

Bei dieſen Worten ſteht der Mann, der dieß feine Abenteuer nicht durchſchaute, und ſich nimmer einer ſolchen Liſt verſehen hätte, mit großer Verwunderung auf, verſchafft ſich Licht und ſieht in der That, daß ſeine Frau ihre Naſe unverſehrt hat.

„Ich habe Unrecht,“ ſprach er jetzo zu ihr, indem er ſie losband, „und ich bitte dich um Verzeihung, es ſoll mir nie wieder einfallen, dich ſo zu behandeln, ich überlaße dir ganz die Leitung des Hausweſens und völlige Freiheit zu thun, was du willſt.“

Die Badersfrau, mit ihrer abgeſchnittenen Naſe, war daheim in großer Beſorgnis, und ſie ſann nach, auf welche Weiſe ſie ihr Unglück verbergen, welches Märchen ſie ihrem Mann, ihren Verwandten und Nachbarn vorſpiegeln, kurz, wie ſie ſich aus der Verlegenheit ziehen ſollte. Sie war noch immer in dieſen Gedanken vertieft und unſchlüßig, als ihr Mann, der erwacht war, aufſtand, und ſein Beſteck forderte, um auszugehen, eine Wunde zu verbinden. Die Frau bat ihn, ſich ein wenig zu gedulden, ließ ihn aber lange warten, und als der Mann ſie eilen hieß, zog ſie ein Scheermeſſer hervor, warf es ihm murrend hin, und fragte ihn, ob er das da haben wollte. Der Mann, der ſchon ungeduldig war, warf ihr das Scheermeſſer mit Schimpfwörtern zurück, und das war es eben was ſie wollte. Sie benutzte den Vortheil, daß es noch nicht Tag war, und rief aus:

„Ach Himmel! mir iſt die Naſe abgeſchnitten,“ und zu gleicher Zeit warf ſie ſich auf den Boden und wälzte ſich mit lautem Geſchrei in dem Zimmer umher.

Der Mann ſtand beſtürzt da, und die Nachbarn und Verwandten, die herbeiliefen, waren in großem Erſtaunen, als ſie ſeine Frau ohne Naſe und voll Blut ſahen. Sie überhäuften den Mann mit Schmähworten, und dieſer war ſo verwirrt, daß er nicht den Mund öffnen konnte, die That zu läugnen oder zu geſtehen. Es ward darüber Tag, die Verwandten der Frau bemächtigten ſich des Mannes, und führten ihn vor den Richter, bei welchem ſich der Derviſch ſchon befand, weil er ſehr früh aus dem Hauſe des Schuſters gegangen war, um ſeine Verfolgung des verſtellten Lehrlings, der ihn beſtohlen hatte, fortzuſetzen.

Die Verwandten trugen die Sache dem Kadi vor, und dieſer befragte den Bader, warum er ſeine Frau auf eine ſo unmenſchliche Weiſe behandelt hätte; und weil dieſer keine genügende Urſach angeben konnte, wollte er ihn ſchon zum Tode verurtheilen, als der Derviſch, der die Unſchuld deſſelben kannte, ſich näherte, und alſo das Wort nahm:

„Herr,“ ſprach er zu dem Kadi, „dieſe Sache verdient mehr Aufmerkſamkeit, als ihr derſelben widmet. Es iſt nicht der Dieb, der meinen Rock geſtohlen hat; es ſind nicht die Böcke, die den Fuchs getödtet haben; auch iſt es nicht das Gift, welches das böſe Weib getödtet hat, noch iſt es der Schuſter, welcher der Badesfrau die Naſe abgeſchnitten hat: wir alle zumal ſind ſelber die Urſache dieſer verſchiedenen Ereigniſſe.“

Bei dieſen Worten wandte der Kadi ſich nach ſeiner Seite hin, und ſprach zu ihm:

„Was ihr da ſaget, iſt ein Räthſel, welches unverſtändlich bleibt, wenn ihr es nicht erkläret.“

Um den ganzen Handel aufzudecken, erzählte der Derwiſch nun alles, was ihm begegnet und wovon er Zeuge geweſen war, und fügte ſchließlich hinzu:

„Hätte ich mich nicht durch die Eitelkeit verblenden laßen, mir Schüler zu machen, ſo würde ich nicht einen Dieb in meine Einſiedelei aufgenommen, und ihm nicht Gelegenheit gegeben haben, an mir den Diebſtahl zu begehen, welcher mich hieher führt. Wäre der Fuchs nicht ſo lecker und blutgierig geweſen, ſo hätten ihn die Widder nicht zu Tode geſtoßen; das boshafte Weib würde ſich nicht ſelber den Tod gegeben haben, wenn ſie es nicht darauf angelegt hätte, den Ritter zu tödten; und der Schuſter hätte der Badersfrau nicht die Naſe abgeſchnitten, hätte ſie ſich nicht mit dem ehrloſen Handel befaßt, welchen ich euch eben erzählt habe. Zum Sluſſe, iſt nichts wahrer, als was ihr alle wiſſet: thue nicht Böſes, ſo wird man dir auch kein Böſes thun."

Man muß auch immer die Stimme der Billigkeit hören; wie ein König von Indien that, deſſen Geſchichte ich euch erzählen will:

Geſchichte

des

Königs von Indien und der Braminen.

In Indien herrſchte ein König namens Szalar. Der Umfang ſeiner Staaten, die Weisheit ſeiner Regierung, die Tapferkeit und die Anzahl ſeiner Truppen, machten ihn zum mächtigſten Fürſten des Morgenlandes. Er hatte zwei Söhne, die durch tauſend gute Eigenſchaften ſeine väterliche Zärtlichkeit verdienten. Dieſe beiden jungen Prinzen waren die ſüßeſte Hoffnung des Volks. Die Sultaninn, ihre Mutter, vereinigte mit ſeltener Schönheit, Geiſt, Anmuth und Geſchicklichkeit. Der Sultan liebte ſie überſchwänglich. Alles vereinigte ſich zum Glücke des Sultans. Sein Groß-Veſyr war eben ſo rechtſchaffen als einſichtsvoll. Einzig mit dem Ruhme des Sultans und dem Glücke des Volks beſchäftigt, war er weder geizig noch ehrſüchtig. Der Reichskanzler war durch ſeine umfaſſenden Kenntniſſe das Orakel ſeines Zeitalters, ſo wohl im Geſpräche, als in ſeinen Schriften.

Dieſer Sultan hatte einen weißen Elephanten, den einzigen, den es in Indien gab: er beſtieg ihn an den Tagen der Schlacht. Dieſes furchtbare Thier ſtürzte mit ſeinem Rüſſel die Schaaren der Feinde um und trat ſie unter ſeine Füße. Auch hatte der Fürſt zween ſchwarze Elephanten, die dem weißen nur in der Seltenheit und dem Farbenglanze' nachſtanden. Zwei ſo leichtfüßige Dromedare, daß ſie im Laufe kaum die Erde zu berühren ſchienen, brachten mit unglaublicher Schnelligkeit die Befehle des Sultans von einem Ende des Königreichs bis zum andern. Noch bewunderte man unter den Seltenheiten, welche dieſer Fürſt beſaß, das allerſchönſte Roß auf der Welt, und einen Säbel von ſo feinem Stahle, daß nichts ſeinen Streichen widerſtand.

Zweihundert und vier und dreißigſter Tag.

Es hatte ſich vormals in den Staaten des Sultans ein Braminen-Stamm befunden, welcher, dem Irrthum und dem Aberglauben ergeben einen böſen Götzendienſt trieb. Da der König die Verfinſterung dieſer Braminen nicht hatte zerſtreuen können, ſo hatte er, durch ihren Widerſtand gereizt, den größten Theil derſelben ausrotten und ihre Weiber und Kinder zu Sklaven machen laßen. Vierhundert von ihnen waren dieſer Verfolgung entgangen: ſie waren eine Art von Magier, in die Geheimniſſe der Natur eingeweiht und in allen Arten der Wiſſenſchaft bewandert. Der Sultan hatte ſie in ſeinen Palaſt aufgenommen und zog ſie bisweilen zu Rathe. Dieſe Braminen, die dem Anſcheine nach, dem Willen des Fürſten ergeben waren, bargen im Grunde ihres Herzens einen tödtlichen Haß gegen ihn, und erwarteten mit Ungeduld nur die Gelegenheit, ihn ausbrechen zu laßen. Dieſe blieb denn auch nicht aus.

Der Sultan lag eines Nachts in ſüßem Schlaf, als er durch einen Traum beunruhigt wurde. Er hörte eine helle Stimme, und ſah zween weiße Fiſche aufrecht vor ihm ſtehen. Der Klang der Stimme weckte ihn auf; aber ſeine ſchweren Augenlieder ſanken bald wieder zu. Kaum war er wieder eingeſchlafen, als er in einem neuen Traume zween Enten und eine Gans ſah, die hoch oben in der Luft ſchwebten. Die Gans verließ die Enten, und trat auf dem Boden ſchreitend in der Stellung eines Flehenden vor den Fürſten hin. Der Fürſt erwachte zum zweitenmal, ſchlief wieder ein, und ſah nun einen ungeheuren grün und gelb gefleckten Drachen, der auf ihn zuſtürzte und ihm mit den Windungen ſeines Schwanzes die Beine umſchlang: vor Entſetzen ſchrie er laut auf. Er ſchlief abermals ein, und hatte einen vierten Traum: Sein Antlitz und ſein Leib war mit Blut beſudelt, welches aus ſeinem Munde überſtrömte. Dieſer Traum entſetzte ihn noch mehr, als die vorigen. Es folgte ein fünfter Traum: er ſaß auf einem weißen Roſſe, welches wider ſeinen Willen mit ihm durchging; voll Angſt ſtrengte er vergeblich ſich an, es aufzuhalten; er blickte ſich nach allen Seiten um, und gewahrte mit Schmerzen, daß niemand von ſeinem Gefolge ihm zu Hülfe kam. Die Anſtrengungen, welche er machte, verſcheuchten ſeinen Schlaf; aber er gab ſich demſelben von neuem hin, und hatte noch einen ſechſten Traum: er ſah ſein Haupt ganz in Flammen ſtehen, das Feuer theilte ſich weiter mit und entzündete einen großen Brand. Der ſiebente und letzte Traum war der fürchterlichſte: ein Adler von ungeheurer Größe ſtieß auf ihn herab und zerfleiſchte ihm den Leib mit ſeinen mörderiſchen Krallen. Der Sultan ſtieß einen ſo lauten Schrei aus, daß ſeine Edelknaben herbeiliefen.

Er war zu ſehr aufgeregt, um noch der Süßigkeit des Schlafes zu genießen. „Dieſe ſo außerordentlichen Träume,“ ſprach er bei ſich ſelber, „kündigen mir die größten Unglücksfälle an. Wer wird kundig genug ſein, mir die Auslegung davon zu geben? oder vielmehr wer wird die Macht haben, von meinem Haupte die Uebel abzuwenden, womit es bedrohet iſt?“

Voll von dieſen traurigen Betrachtungen, erwartete er den Tag mit Ungeduld. Gleich mit der Morgenröthe ließ er die Braminen, die in ſeinem Palaſte wohnten, rufen, und erzählte ihnen, wovon er ſo erſchüttert wäre: der Schreck malte ſich noch auf ſeinem Antlitze.

Die Braminen, die es wohl gewahrten, thaten ihr Mögliches, ſeine Furcht noch zu erhöhen:

„Herr,“ ſagten ſie zu ihm, „niemals haben außerordentlichere, und zugleich unſeligere Träume einen Sterblichen erſchreckt. Erlaubet uns, unſere heiligen Bücher zu befragen: vielleicht finden wir darin den wahren Sinn der ſchreckbaren Vorzeichen, welche der Himmel euch ſendet. Vielleicht zeigen ſie uns ein Mittel an gegen die Uebel, von welchen ihr bedrohet ſeid.“

Der Fürſt genehmigte es.

„Dieſer Wüthrich,“ ſprachen ſie unter ſich, ſo bald ſie aus ſeiner Nähe waren, „hat gewaltthätig unſern Stamm ausgerottet; einige der unſern ſind unter ſchrecklichen Qualen getödtet, andere ſind genöthigt worden, um ſeiner Wuth zu entgehen, ihr Vaterland zu verlaßen. Laßt uns jetzt ihr Leid und das unſrige rächen, da er ſich ſelber unſern Streichen darbietet. Der Schreck, von dem er ergriffen iſt, die

Hoffnung, durch die Macht unſerer magiſchen Geheimniſſe, die Unfälle zu vermeiden, mit welchen er ſich bedrohet wähnt, werden ihn unſerer Stimme folgſam machen. Ein furchtſamer Menſch iſt immer leichtgläubig: wir wollen ihn überreden, daß dieſe Träume den Verluſt ſeiner Krone und ſeines Lebens bedeuten, und daß er dieſem Unglücke nicht anders entgehen kann, als wenn er ſich in dem Blute ſeiner Frauen, ſeiner Kinder und ſeiner Miniſter badet: es wird uns alsdann ein leichtes ſein, uns von dieſem Ungeheuer zu befreien, wenn es ſo allein ſteht, ohne Stütze, ohne Rath, und durch dieſe Gräuelthat ſeinen Unterthanen zum Abſcheu geworden."

Nachdem die Braminen dieſen ſchwarzen Anſchlag gemacht hatten, traten ſie wieder vor den Sultan, und Schmerz und Betrübnis malte ſich auf ihrem Antlitze.

„Warum, Herr," ſprachen ſie zu ihm, „mußtet ihr unſern Dienſt dazu auffordern, um euch die trübſeligſten Dinge zu verkündigen? Die ſchweren Träume, welche eure Ruhe geſtört haben, bedeuten den Fall eures Reichs und den Verluſt eures Lebens. Höret hier die wahrhafte Auslegung:

Die beiden Fiſche, welche ſich vor euch aufgerichtet haben, bedeuten eure beiden Söhne. Die beiden Enten und die Gans bezeichnen eure beiden ſchwarzen und den weißen Elephanten. Die grüne und gelbgefleckte Schlange iſt das Bild eurer geliebteſten Sultaninn; und das ſcheue Roß, welches mit euch durchging, iſt eben das Roß Euer Majeſtät. Das Feuer, welches euch umgab, bedeutet euern Groß-Veſyr; und der Adler bedeutet euern Kanzler. Das Blut, welches in großen Strömen eurem Munde entfloß, bezeichnet euer Schwert, welches Verräther mit dem Blut euer Majeſtät färben werden.

Nachdem wir euch alle Unfälle verkündigt haben, von denen ihr bedrohet ſeid, ſo wollen wir euch auch die Mittel anzeigen, welche unſere Kunde in der Traumdeutung entdeckt hat, und wodurch ihr dieſelben vermeiden könnt. Sie ſind fürchterlich, und werden euch entſetzen: aber ihr müßt entweder ſie anwenden, oder euch entſchließen, ſelber umzukommen. Der Himmel verlangt zu ſeiner Verſöhnung das Blut eurer beiden Söhne, eurer geliebteſten Sultaninn, ſo wie eures Veſyrs und eures Kanzlers. Ihr müßt zu gleicher Zeit eure beiden ſchwarzen Elephanten, den weißen Elephanten, die beiden Dromedare und euer Roß ſchlachten, und aus allem dieſem Blute ein Bad bereiten laßen, in welchem ihr euch badet. Während ihr darin ſeid, werden wir Beſchwörungen ausſprechen, und gewiſſe geheimnisvolle Gebete herſagen, welche die Kraft haben, den Grimm des Himmels zu beſänftigen."

Dieſe Rede erfüllte den Sultan mit Abſcheu und Unwillen:

„Ihr Unmenſchen!“ rief er aus, „was waget ihr mir anzumuthen? Iſt der Tod nicht tauſendmal dem Mittel vorzuziehen, welches ihr mir darbietet, um ihn zu vermeiden? Wie kann ich mich entſchließen, Perſonen aufzuopfern, welche mir theurer ſind, als mein eigenes Daſein? Welche Freude kann für mich das Leben noch haben, wenn ich deſſen beraubt bin, was mich erhält. Ihr kennt gewis nicht die Geſchichte des großen Salomon mit Butimar.

Zweihundert und fünf und dreißigſter Tag.

Ein Engel erſchien dem Propheten Salomon und brachte ihm, im Namen des Ewigen, ein Gefäß voll eines wunderbaren Waſſers, welches die Kraft hatte, unſterblich zu machen.

„Wenn du von dieſem Waſſer trinkſt,“ ſprach der himmliſche Bote zu ihm, „wirſt du dich der Unſterblichkeit erfreuen; wenn du aber nicht davon trinkſt, wirſt du das Loos der übrigen Menſchen theilen. Der Allmächtige ſtellt dir die Wahl frei.“

Salomon, unſchlüſſig, verſammelte ſeinen Rath; alle, aus denen derſelbe beſtand, waren der Meinung, er müßte die Unſterblichkeit vorziehen. Als der Prophet bemerkte, daß Butimar, einer ſeiner einſichtsvollſten Veſyre, abweſend war, ließ er ihn holen, und legte auch ihm die Frage vor.

„Großer König,“ ſprach Butimar zu ihm, „iſt dieſes himmliſche Waſſer für euch allein beſtimmt, oder haben auch andere, außer euch, die Freiheit, davon Gebrauch zu machen?“

Salomon antwortete ihm, dieſe Gunſt wäre nur ihm allein gewährt worden.

„Wenn dem ſo iſt,“ fuhr der Veſyr fort,“ ſo werden eure geliebteſten Frauen, eure Kinder, dieſe ſüßen Gegenſtände eurer Zärtlichkeit, eure Miniſter, eure Freunde, alles was euch umgibt, wird der Natur ſeine Schuld bezahlen: ihr allein werdet alle überleben; jedes Jahr, was ſage ich, jeder Augenblick wird euch jemand entreißen, der euerm Herzen theuer iſt; ihr werdet darüber ſeufzen. Welchen Reiz wird für euch noch ein Leben haben, welches dem Schmerze und der ſtäten Wehklage gewidmet iſt? Ihr werdet nur immerdar leben, um immerdar zu leiden.“

Der Prophet zog den Rath Butimars jenem ſeiner übrigen Rathgeber vor, und verzichtete freiwillig auf eine Unſterblichkeit, welche für ihn tauſendmal trübſeliger geweſen ſein würde, als der Tod.

Ich will dem Beiſpiele Salomons folgen. Welche Freude würde ich davon haben, meine Tage zu verlängern, wenn ich diejenigen überleben und beweinen müßte, die ich mehr als mich ſelbſt liebe? — Uebrigens alles auf dieſer Welt hat eine beſtimmte Zeit ſeiner Dauer. Die am feſteſten gegründeten Reiche, wenn ſie den höchſten Gipfel ihrer Macht erreicht haben, gerathen in Verfall und endigen mit Umſturz. Die ſtolzeſten Städte werden in Einöden verwandelt. — Welcher Wahnſinn wäre es, das Blut ſo vieler theuren Perſonen zu vergießen, um noch einige Augenblicke meine Tage zu verlängern, welche doch bald endigen müßen! Suchet ein andres Mittel, die Unfälle abzuwenden, von denen ich bedroht werde. Nimmer werde ich von demjenigen Gebrauch machen, welches ihr mir vorſchlaget; es iſt zu gräulich, zu unmenſchlich."

Die Braminen aber beſtanden darauf, und erwiederten ihm:

„Der Verluſt eurer Gattinn, eurer Kinder, eurer Veſyre iſt nicht unerſetzlich. Wollt ihr am Leben bleiben, ſo wird es euch leicht ſein, neue Bande zu knüpfen, welche euch alle die Süßigkeit wiederfinden laßen, deren ihr in den vorigen genoſſet; ſeid ihr aber entſchloſſen zu ſterben, ſo iſt alles unwiederbringlich für euch verloren."

Dieſe dringenden Vorſtellungen vermehrten die Ungewisheit und den Schmerz des Sultans. Er hieß die Braminen ihm aus den Augen gehen, und zog ſich in die innerſten Gemächer ſeines Palaſts zurück.

Ein Strom von Thränen entſtürzte unwillkührlich ſeinen Augen:

„Ach, ich Unglücklicher!“ rief er aus: „der Donner rollet über meinem Haupte, er iſt bereit hernieder zu ſchmettern. Welcher Arm iſt mächtig genug, ihn abzuwenden? — Aber lieber will ich umkommen, als das ſcheußliche Mittel ergreifen, welches die Braminen mir vorgeſchlagen haben. Wer könnte ein ſo unmenſchliches Herz haben, ſelber dasjenige hinzuopfern, was ihm das Theuerſte iſt, und durch eine Gräuelthat ſeine Tage zu friſten, die dennoch bald endigen müßen?“

Der Sultan ſtellte ſich hierauf die Liebe vor, welche er für ſeine Söhne hegte, ihr zartes Alter, ihre Unſchuld, die Schönheit ſeiner geliebten Sultaninn, die Weisheit ſeines Groß-Veſyrs, das Verdienſt und den Eifer ſeines Kanzlers, und rief aus:

„Verhüte Gott, daß ich meine Hand mit ſo koſtbarem Blute beſudele! mögen ſie leben, und der unglückliche Szalar allein den ganzen Zorn des Himmels auf ſich entladen!“

Der Kummer des Sultans, deſſen Urſache man nicht wußte, beunruhigte ſeine Unterthanen. Sie fürchteten, den beßten der Könige zu verlieren. Belar, — ſo hieß der Groß-Veſyr, — war ungewis, welchen Weg er einſchlagen ſollte: er wagte nicht in den Fürſten zu dringen, ihm ein Geheimnis zu offenbaren, deſſen Kunde er ihm ſo hartnäckig zu entziehen ſuchte. Auf der andern Seite fürchtete er, daß das Uebel, wenn es noch länger verborgen bliebe, unheilbar werden möchte.

In dieſer Ungewißheit begab er ſich zu der Sultaninn und ſprach zu ihr:

„Fürſtinn, ſeitdem der Sultan meinen ſchwachen Händen das Steuer ſeiner Staaten anvertrauet, hat er ſtäts gewürdigt, mich anzuhören, ſelbſt über die geringſten Dinge. Dieſes Betragen gegen mich hat ſich ſehr geändert. Er hat ſeit einigen Tagen mehrere geheime Unterredungen mit den Braminen gehabt; ich habe mich vergeblich bemüht, den Gegenſtand derſelben zu durchdringen. Seit dieſem unſeligen Augenblicke verläßt er nicht mehr ſeinen Palaſt; unzugänglich für alle ſeine Diener, behauptet er ein hartnäckiges Stillſchweigen, er weigert ſich, irgend eine Nahrung zu ſich zu nehmen, und ſcheint von dem tiefſten Kummer verzehrt zu werden. Seine Unterthanen, die ihn anbeten, ſind ſehr beunruhigt; ſie beſchwören euch, alle eure Kräfte aufzubieten, um die Urſache ſeiner Leiden zu entdecken: ſie fürchten, daß die Braminen, dieſe gottloſen Ueberbleibſel eines ausgerotteten Volks, den Sultan zu irgend einem unſeligen Schritte verleiten. Es würde nicht mehr Zeit ſein, ſich ihren Entwürfen zu widerſetzen, wenn es ihnen gelungen wäre: eine zu ſpäte Reue würde das Unheil nicht wieder gut machen, welches ſie geſtiftet hätten.“

„Veſyr,“ antwortete die Sultanin, „ich habe den Kummer des Königs wohl bemerkt, und er beunruhigt mich nicht weniger lebhaft, als euch; aber ſeit einigen Tagen weicht er mir aus, und ich wage nicht, ſeine Einſamkeit zu ſtören, noch in ein Geheimniß einzudringen, welches er uns nicht anvertrauen will; ich fürchte, mich ſeinem Zorn auszuſetzen.“

„Gebieterinn,“ verſetzte Belar, „in einem Falle, wo es das Wohl des Fürſten und des ganzen Reichs gilt, muß man mehr Muth beweiſen. Wer ſollte es wagen, vor den Sultan zu treten, wenn ihr es nicht verſucht? Wer hat beſſer als ihr, den Weg zu ſeinem Herzen zu finden gewußt? Wendet Bitten, ja Thränen an, wenn es nöthig iſt; malet ihm eure Verzweiflung: da wird er nicht widerſtehen können. „Freund,“ hat der gute Fürſt oft zu mir geſagt, „die Sultaninn iſt für mich eine wohlthätige Gottheit; ihre Gegenwart allein erzeugt ſchon Freude in meinem Herzen.“

Zweihundert und ſechs und dreißigſter Tag.

Die Sultaninn, durch die Reden des Veſyrs ermuthigt, begab ſich zu dem Sultan.

„Welches düſtre Gewölk,“ ſprach ſie zu ihm, „hat plötzlich das Licht verdunkelt, welches ſonſt auf eurem Antlitze ſtrahlte? Welche Traurigkeit hat die Freude aus eurem Herzen verſcheucht? Warum wollen dieſe Augen, von denen ein einziger Blick mein Glück ausmacht, ſich nicht zu mir aufheben? Was bedeutet dieſes Stillſchweigen, dieſes trübſelige und niedergeſchlagene Ausſehen? Wenn etwa die Braminen euch Unheil verkündigt haben, ſo vertrauet es euren treueſten Dienern, vielleicht finden ſie irgend ein Mittel dagegen.“

„Licht meiner Augen,“ antwortete ihr der Sultan, indem er einen tiefen Seufzer ausſtieß, „warum befragt ihr mich um etwas, das mich betrübt, und worauf die Antwort, wenn ich ſie euch zu geben wagte, euch noch mehr betrüben würde?“

„Herr,“ erwiederte die Sultaninn, „wenn die Unfälle, womit die Braminen euch bedrohet haben, nur diejenigen betreffen, welche euern Thron umgeben, ſo ſind es keine Unfälle mehr: tauſend Leben, ſo wie das meinige, ſeien euch dargebracht, wenn ſie das eurige erhalten können! Wenn aber das Uebel euch ſelber betrifft, ſo müßt ihr euch nicht niederſchlagen laßen. Die Furcht verdüſtert den Geiſt, indem ſie die Seele niederſchlägt; ſie verhindert bei Gefahren die Rettungsmittel zu ſehen; ſie entmuthiget unſere Freunde, und beherzet unſere Feinde.“

„Und wenn der Berg Kaukauſus,“*) ſagte hierauf der Sultan zu Irandoht**) (ſo hieß die Sultaninn) „nur einen Theil von dem gehört hätte, was die Braminen mir geſagt haben, ſo würde er bis in ſeinen Grundfeſten erſchüttert ſein, wie es der Berg Sinaï war, als der Allmächtige unter Donner und Blitz zu Moſes redete. Und wenn die Sonne das gräuliche Opfer ſähe, welches man mir gebietet, ſo würde ſie von Abſcheu ergriffen, ſich zurückwenden. Thut mir keine Fragen weiter, ich habe nicht die Kraft, darauf zu antworten, und euch würde ſie fehlen, mich anzuhören.“

Irandoht drang aber von neuem in den Sultan.

„Ihr wollt es denn, meine Theure, ich ſoll euerm Herzen einen tödtlichen Schlag geben; aber ihr habt euch deshalb nur ſelber anzuklagen. Schreckbare Träume haben vor einigen Tagen meine Ruhe geſtört; ich habe die Braminen um die Deutung derſelben befragt, und ſie haben mich verſichert, daß dieſe Träume mir die größten Unfälle bedeuten; und daß das einzige Mittel dieſelben zu vermeiden, darin beſtehe, meine Kinder, meinen Groß-Veſyr, meinen Kanzler, und euch ſelber zu opfern.“

---

*) Der Indiſche (Hindu-Kuſch) iſt wohl gemeint.

**) Der Gegenſatz von Turandoht. Vgl. zu Tag 62.

Dieſe Worte waren ein Donnerſchlag für die Sultaninn. Als ſie ſich wieder gefaßt hatte, ſagte ſie zu dem Fürſten:

„Ich bringe willig mein Leben zum Opfer dar: es kann nicht beſſer angewendet werden, als das eurige zu retten. Aber, Herr, dieſe Deutung, iſt ſie denn wohl ſicher? Diejenigen, die ſie ausgeſprochen haben, ſind die verworfenen Ueberbleibſel eines Volkes, welches ihr ausgerottet habt. Sie mögen Kenntniſſe haben, aber ſie ſind ohne Grundſätze, ohne Glauben; nichts Reines entſtrömt einer vergifteten Quelle. Wer weiß, ob der Rath, welchen ſie euch ertheilt haben, nicht vom Geiſte der Rache eingegeben iſt? Sie haben nicht vergeſſen, daß ihr ihre Brüder vertilgt habt; ſie heißen euch eure beiden Söhne hinopfern, damit Euer Majeſtät keinen Nachfolger habe, dem daran läge, ſie zu beſtrafen. Die Weisheit eures Groß-Veſyrs, die Einſicht eures Kanzlers ſind ihnen ein Dorn im Auge; ſie wollen euch der Stütze dieſer beiden Miniſter berauben, damit niemand da ſei, den Schlag abzuwenden, welchen ſie gegen euch ſelber führen wollen. Was mich betrifft, obwohl vom ſchwächern Geſchlechte, dennoch fürchten ſie mich; ſie kennen meine Liebe zu euch; ſie wiſſen, daß die Augen einer Liebenden hellſehen, und daß ſie ſtäts für den geliebten Gegenſtand zittert, welchen ſie anbetet.

Sie befürchten, ich werde ihre Schritte beleuchten, und ihren ſchwarzen Anſchlag enthüllen. Dieſe Treuloſen haben bisher, in ihrer Ohnmacht ſich zu rächen, unter dem Scheine des Eifers, den unverſöhnlichen Haß gegen euch verdeckt: nun da ſich die Gelegenheit gezeigt hat, ihn ausbrechen zu laßen, haben ſie dieſelbe mit Feuer ergriffen. — Mein Fürſt, wenn ihr ihrem Rathe folget, ſo werden die Völker ſich empören; alles wird in Aufruhr gerathen, und die Feinde werden die Gelegenheit benutzen, ſich eures Reichs zu bemächtigen.

Die Könige müßen mehr, als andere, ihren Feinden mistrauen, ſelbſt diejenigen, die ohnmächtig ſcheinen, ſich zu rächen. Weil dieſe nicht einen offenen Angriff thun können, ſo legen ſie einen Hinterhalt, und man wird, früher oder ſpäter das Schlachtopfer einer blinden Sicherheit.

Ich widerſetze mich nicht der Ausführung des grauſamen Ausſpruchs der Braminen: aber bevor man zu dieſem Aeußerſten ſchreitet, muß man ſich der Wahrheit wohl verſichern. Ich weiß ein ſicheres Mittel, ſie zu entdecken, wenn Euer Majeſtät einwilligt, es zu verſuchen.

Auf einem Berge unweit dieſer Stadt, wohnt ein alter Einſiedler; er verlebt die Nacht in Gebeten und den Tag in Betrachtungen. Die Vergangenheit und die Zukunft ſind ſeinen Augen gegenwärtig. Der Allmächtige hat ihm, zum Lohne ſeiner Tugenden, die Gabe der Weiſſagung verliehen: er allein, Herr, kann euch die wahre Deutung der Träume geben, welche ihr gehabt habt. Stimmt dieſelbe mit jener der Braminen überein, ſo iſt nicht mehr zu ſchwanken, man muß ausführen, was ſie euch vorgeſchrieben haben; wenn ſie aber abweicht, ſo wird Euer Majeſtät leichtlich das Licht von der Finſterniß unterſcheiden."

Der Sultan willigt in den Vorſchlag Irandohts. Er ſteigt zu Pferde, und begibt ſich ſelber zu dem frommen Klausner. Dieſer kömmt ihm entgegen, und ſpricht zu ihm:

„Herr, es thut mir Leid, daß ihr euch ſelber bemühet habt, hieher zu kommen; hätte ich die Abſicht Euer Majeſtät vorausſehen können, ſo würde ich gekommen ſein, mich zu den Stufen eures Thrones niederzuwerfen und eure Befehle zu empfangen. Aber ich bemerke auf eurem Antlitze die Spuren eines tiefen Schmerzes: darf ich euch um die Urſache deſſelben fragen?"

Der Sultan erzählte hierauf dem Derviſch die außerordentlichen Träume, welche ihn ſo ſehr beunruhigt, und die Deutung, welche die Braminen davon gegeben, die Unfälle, womit ſie ihn bedrohet, und die Mittel welche ſie ihm vorgeſchrieben hatten, um ſie zu vermeiden.

Zweihundert und ſieben und dreißigſter Tag.

Karidun (ſo hieß der fromme Einſiedler) blieb einige Zeit in tiefes Nachſinnen verſunken. Hierauf wandte er ſich zu dem König, und ſprach zu ihm:

„Dürfte ich es euch bemerklich machen, ſo hättet ihr die Braminen nicht zu Rathe ziehen ſollen. Das ſind gewandte Betrüger, die durch den Anſchein einer Wiſſenſchaft, welche ihnen aber nicht zu Theil geworden iſt, die Menge täuſchen; ſie ſind überdieß die Feinde Euer Majeſtät und ſuchen ſeit langer Zeit eine Gelegenheit euch zu verderben. Die ſieben Träume, welche euch ſo ſehr beunruhigt haben, bezeichnen, weit entfernt euch irgend ein Unglück zu drohen, die ruhmvollſte Zeit eures Reichs. Sieben Geſandte der größten Fürſten des Morgenlandes werden, mit reichen Geſchenken beladen, an eurem Hof erſcheinen. Die beiden weißen Fiſche, welche aufrecht vor euch ſtanden, bedeuten zween Geſandten des Königs von **Serendib**: ſie ſollen Euer Majeſtät im Namen ihres Herrn einen vollſtändigen Schmuck der ſchönſten Rubienen überreichen. Die beiden Enten und die Gans bezeichnen zwei weiße Roſſe und ein Dromedar von der größten Schönheit, welche der Sultan von **Deli***)

---

*) in Indien, vormals Hauptſtadt des Groß-Moguls.

euch ſendet. Ein Säbel vom feinſten Stahle, mit Diamanten geſchmückt, wird durch den Drachen verkündigt, der euch ſo ſehr erſchreckt hat: es iſt ein Geſchenk des Königs von Syrien. Das Blut, welches eurem Munde entſtrömte, iſt das Sinnbild eines Scharlachkleides, mit Perlen und Edelgeſteinen geſtickt, welches der Fürſt von Gasna der ſchönſten eurer Sklavinnen beſtimmt hat. Das Feuer, welches euer Haupt umloderte, bedeutet eine Diamantenkrone: ſie iſt eine Huldigung des Königs von Ceylan. Das unbändige Roß, auf welchem ihr rittet, bildet einen weißen Elephanten vor, welchen der Abgeſandte von Aegypten Euer Majeſtät zuführen wird.

Endlich, der Adler, welcher euer Eingeweide zerfleiſchte, bedeutet weniger erfreuliche Dinge. Eine euch theure Perſon wird euern Unwillen auf ſich ziehen: ſie wird während einiger Zeit aus eurer Gegenwart entfernt ſein: ihr werdet euch aber zu ihren Gunſten beſänftigen laßen, ſie wird eure Gnade wieder erlangen, und eure Liebe wird, weit entfernt durch dieſes Ereignis geſchwächt zu ſein, nur um ſo herzlicher werden.

Dieß iſt, mein Fürſt, die wahrhafte Auslegung der Träume, welche euch ſo ſehr erſchreckt haben. Sie gleicht keineswegs den Täuſchungen, welche die Braminen euch vorgeſpiegelt haben. Ich wage es, Euer Majeſtät zu erinnern, daß ihr niemand mit eurem

Vertrauen beehren müßt, ohne ihn recht geprüft zu haben."

Die Rede Karibuns erfüllte den Sultan mit Freuden; er bezeigte ſie, eben ſo wie ſeine Erkenntlichkeit, und ſagte zu dem Einſiedler:

„Wie viel Dank bin ich dem Ewigen ſchuldig, daß er meine Schritte zu einem Manne gelenkt hat, wie ihr ſeid, erfüllet mit Weisheit! Ihr habt die Finſterniß zerſtreuet, die mich umhüllte, und das reinſte Licht der Wahrheit in mein Auge ſtrahlen laßen."

Nachdem der Sultan dem Derviſch gedankt hatte, ſtieg er zu Pferde, und kehrte nach ſeinem Palaſt zurück.

Wenige Tage darnach erſchienen die ſieben von Karibun angekündigten Abgeſandten; die Geſchenke, welche ſie darbrachten, bewährten vollſtändig die Weiſſagung des Einſiedlers.

Szalar ließ, um dem Himmel zu danken, daß er ihn auf ſo außerordentliche Weiſe vor den Fallſtricken der Braminen bewahrt hatte, beträchtliche Summen unter die Derviſche und die Armen ſeines Reichs austheilen. Zugleich wollte er die Sultanin und den Veſyr für den Eifer belohnen, welchen ſie ihm bei dieſer wichtigen Gelegenheit bewieſen hatten. Der Veſyr aber ſagte zu dem Fürſten:

„Auszeichnungen und Hoffnung auf Lohn ſind nicht die Beweggründe der Handlungen eines guten

Miniſters, die Liebe ſeiner Pflichten, der Ruhm des Fürſten, das Glück des Volks dürfen allein ihn beſeelen. — Was die Sultaninn betrifft, ſo bekenne ich, daß ſie durch den ausgezeichneten Dienſt, welchen ſie euch geleiſtet hat, die ihr zugedachte Gnade völlig verdient.

Irandoht war lange ohne Nebenbuhlerinn geweſen; der Sultan betrachtete die mannigfaltigen Schönheiten, welche ſein Harem einſchloß, mit Gleichgültigkeit. Eine Circaſſierinn wußte jedoch endlich ſein Herz zu rühren. Besmefrus (ſo hieß dieſe Sklavinn) war gemacht zu gefallen: ſie hatte Jugend, Lebhaftigkeit, Anmuth, einen ſchlanken und zierlichen Wuchs; zwei ſchwarze Augen voll Feuer erhuben noch die blendende Weiße ihres Geſichts; ſie konnte verſchiedenen Saitenſpielen die lieblichſten Töne entlocken, und begleitete ſie mit ihrer Stimme, welche bis zum Herzen drang; ihr Tanz war leicht, voll Anmuth und Ausdruck. Dieſe neue Leidenſchaft des Sultans verlöſchte jedoch nicht ſeine Neigung zu Irandoht: beide theilten auf gleiche Weiſe ſein Herz. Er ließ jetzt auch Besmefrus rufen, um ihr ebenfalls ein Geſchenk zu machen. Irandoht bekam die Diamantenkrone, und ihre Nebenbuhlerinn den mit Perlen geſtickten Scharlachrock.

Der Veſyr beurlaubte ſich von dem Fürſten, der nun mit ſeinen beiden Frauen allein blieb. Nachdem Irandoht ihr Haupt mit der Diamantenkrone geſchmückt hatte, ließ ſie ſich vor dem Sultan auf ein Knie nieder und überreichte ihm eine Kryſtallſchale mit Sorbet. Szalar, weniger auf den Sorbet achtend, als auf diejenige, die ihn darbot, betrachtete ſie mit Wohlgefallen in dieſer Stellung. Einige Augenblicke darauf trat Besmefrus, die ſich mit dem Scharlachrocke bekleidet hatte, vor den Sultan, und überreichte ihm eingemachte Früchte auf einer goldenen Schale. Der Fürſt, von ihrer Schönheit geblendet, der dieſes Kleid neuen Glanz verlieh, wandte die Augen zu Irandoht, und ſagte ihrer Nebenbuhlerinn die ſchmeichelhafteſten Sachen. Irandoht konnte ſich einer neuen Regung der Eiferſucht nicht erwehren; der Zorn und Verdruß überwältigten ſie, die Kryſtallſchale entſchlüpfte ihrer Hand, und der Sorbet überfloß die Kleider des Sultans.

Dieſes Ereignis war ihm von dem frommen Einſiedler, der ihm die Träume gedeutet hatte, vorausgeſagt: aber er dachte nicht daran, er hörte nur auf die Eingebungen ſeines Zorns: überzeugt, daß die Sultaninn ihn hätte beleidigen wollen, rief er den Weſyr, und befahl ihm, ſie hinrichten zu laßen.

Zweihundert und acht und dreißigſter Tag.

Belar führte, ganz erſtaunt, Irandoht hinaus, die ihm traurig folgte. Unterweges ſetzte er ſich vor, den Befehl ſeines Herrn nicht auf der Stelle zu vollziehen. Die Schönheit der Sultaninn, die Liebe des Fürſten für ſie, der ausgezeichnete Dienſt, welchen ſie ihm eben erſt geleiſtet hatte, überzeugten Belar, daß es den Fürſten eines Tages gereuen würde, ſeine Favoritinn verurtheilt zu haben. „Wenn er über den Tod der Sultaninn gerührt iſt,“ ſagte der Veſyr bei ſich ſelber, „wenn es ihn zu gereuen ſcheint, daß er ihn verurſacht hat, dann iſt der Augenblick gekommen, ihm zu verkündigen, daß ich die Vorſicht gehabt habe, ihm nicht zu gehorchen. Wenn hingegen die Zeit ſeinen Zorn nicht beſchwichtigt ſo werde ich ohne Zweifel gehorchen, obwohl mit Widerſtreben: es iſt immer noch zu früh, eine Handlung der Grauſamkeit auszuüben.“

Der Veſyr führte alſo Irandoht in die innerſten Gemächer ſeines Palaſts. Er befahl den Frauen, die er ihr zur Bedienung gab, ſie als Königinn zu behandeln.

Darnach erſchien er wieder vor dem Sultan, Schmerz und Betrübnis malte ſich in ſeinem Antlitz, und er berichtete, daß der Befehl vollzogen wäre. Dieſe Worte waren ein Donnerſchlag für den Fürſten.

Die lebhafteſte Reue war ſeinem Zorn gefolgt, wie es der weiſe Veſyr vorausgeſehen hatte. Er erkannte dieß an der Traurigkeit, welche ſich auf dem Antlitze des Fürſten malte.

„Herr,“ ſprach hierauf Belar zu ihm, „vergeblich bedauert ihr die Sultaninn; niemand kehrt von den trübſeligen Geſtaden des Todes zurück. Thränen und Seufzer können das Uebel nicht wieder gut machen, das wir ſtiften, indem wir die Stimme der Vernunft erſticken und nur auf die der Leidenſchaft hören. Ich will euch noch eine Geſchichte erzählen, welche euch lehren wird, welches faſt unvermeidliche Unglück der Zorn ſtiftet, und wie ſehr wir uns anſtrengen müßen, dieſe Leidenſchaft zu bezähmen.

Geſchichte des Königs von Yemen.

Ein König von Yemen,*) der den ganzen Tag gejagt hatte, ohne etwas zu finden, kehrte mismuthig nach ſeinem Palaſt zurück. Indem er durch ein Gehölz reitet, hört er ein Geräuſch, und wähnt einen Hirſch zu erblicken: er ſpannt ſeinen Bogen, und drückt einen Pfeil ab. Nach dem Schuſſe, ſpringt er vom Pferde, aber wie groß war ſein Schmerz, als er ſah, daß er einen Menſchen getroffen hatte! Es war ein armer Bauer, der Reiſig von den Bäumen auflas und ſich, zu ſeinem Unglück, ein Kleid von einer Hirſchhaut gemacht hatte. Der Sultan ſchenkte dem Unglücklichen, den er ſo verwundet hatte, tauſend Goldſtücke, und befahl einem ſeiner Beamten, für ihn Sorge zu tragen.

---

*) Das Glückliche Arabien.

Er hatte den Heimweg nach der Stadt eingeſchlagen, als er die Einſiedelei eines Derviſchs anſichtig ward; er wollte ihm einen Beſuch machen, um aus ſeinem Munde irgend eine nützliche Wahrheit zu vernehmen. Der Einſiedler, dem der Himmel das Unglück offenbart hatte, welches dem Könige begegnet war, ſprach zu ihm:

„Mein Fürſt, ihr müßt eure Lebhaftigkeit mäßigen, und euern Zorn zurückdrängen, wenn ihr in dieſer Welt glücklich ſein wollt, und in jener.“

„Ich kenne,“ antwortete ihm der Sultan, „den ganzen Werth der Mäßigung: aber wenn mich der Zorn einmal hinreißt, ſo iſt meine Vernunft zu ſchwach gegen ihn.“

„Herr,“ verſetzte der Derviſch, „ich will Euer Majeſtät drei kleine Rollen Papier geben, auf welche ich Schriftzüge hinzeichne, die für euch die Kraft eines Talismans haben werden. Befehlet einem eurer Beamten, euch jedesmal, wenn er euch im Zorne ſieht, eine dieſer Rollen darzureichen. Genügt die erſte nicht, ſo ſoll er die zweite Rolle entfalten, und darnach die dritte.“

Der König dankte dem Derviſch und kehrte nach ſeinem Palaſt zurück. Es währte nicht lange, ſo wurden die Rollen aufgewickelt, und jedesmal wenn der Fürſt ſie anſah, gewann er die Stärke, ſeinen Zorn zu unterdrücken.

Hier ſind die drei Sprüche, welche der Derviſch auf dieſe Rollen geſchrieben hatte:

1. „Laß nicht deinem Zorne den Zügel ſchießen, bis er den höchſten Grad erreicht hat. Hältſt du ihn nicht zurück, ſo wird er dich in einen Abgrund des Unglücks ſtürzen, aus welchem du dich nicht wieder emporziehen kannſt.

2. Im Ungeſtüm deines Zorns bewahre einiges Mitleid mit denjenigen, die der Gegenſtand deſſelben ſind; deine Güte wird dir ihre Herzen gewinnen, und ſie werden ihr Leben für dich opfern, um dir ihre Erkenntlichkeit zu beweiſen.

3. Die Billigkeit, und nicht die Leidenſchaft, muß bei dir zu Gerichte ſitzen. Ein von Zorn eingegebenes Urtheil iſt faſt immer ein ungerechtes Urtheil."

Dieſer Fürſt war von den Reizen einer jungen Circaſſierinn bezaubert, welche ihn die übrigen Schönheiten ſeines Harems vernachläßigen machte. Die Favorit-Sultaninn, in Verzweiflung über die Untreue des Fürſten und den Triumph ihrer Nebenbuhlerinn, faßte den Entſchluß, die beiden Verliebten aufzuopfern. Sie theilte einer Putzmacherinn des Harems ihren Kummer mit, und flehte ſie um ihre Hülfe."

„Ich will eurer Rache dienen," ſagte hierauf die Putzmacherinn; „aber ihr müßt mich von einem Umſtand unterrichten, von welchem der ganze Erfolg des Mittels abhängt, welches ich anwenden will. Wenn der Sultan ſich in das Gemach ſeiner Geliebten begibt, ſo gibt er ihr beim Eintritt ohne Zweifel einen Kuß: welche Stelle ihres Geſichts iſt es nun, die er am liebſten küßt?“

Die Sultaninn antwortete ihr, es wäre das Kinn, welches an dieſer Sklavinn wirklich ſehr niedlich wäre.

„Wenn dem ſo iſt,“ fuhr die Putzmacherinn fort, „ſo gebet mir von dem feinſten Gift: dieſen Abend, wenn ich eure Nebenbuhlerinn anputze, will ich das Gift mit blauer Farbe vermiſchen und damit ein Schönfleckchen auf das Kinn der Circaſſierinn malen: kaum hat der König es mit ſeinen Lippen berührt, ſo wird er des Todes ſein.“

Die Sultaninn gab ſelber der Putzmacherinn das Gift, und dieſe wandte es ſo an, wie ſie verſprochen hatte.

Zum Unglücke für beide, hatte ein Page, hinter einem Thürvorhange verborgen, den ganzen ſchwarzen Anſchlag gehört, welchen ſie entworfen hatten: er lief hin zu dem Sultan, ihn davon zu unterrichten; aber dieſer Fürſt, der ſehr dem Weine ergeben, und oft ſeiner Sinne nicht mächtig war, befand ſich dieſen Augenblick in einem Zuſtande, der ihn unfähig machte, irgend etwas zu vernehmen.

Als die Nacht gekommen war, begab ſich der Sultan ins Gemach der ſchönen Circaſſierinn; weil er aber von den Dünſten des Weines noch ganz betäubt war, ſo ſchlief er auf der Stelle ein. Der Page wußte nicht mehr, welches Mittel er anwenden ſollte, um ſeinem Herrn das Leben zu retten, er ſchlich ſich alſo ganz leiſe an das Bette, wo der Sultan mit ſeiner Geliebten lag, und wiſchte mit der Spitze ſeines Fingers, welche er benetzt hatte, das Schönfleckchen ab, welches auf dem Kinne der Sklavinn gemalt war.

Zweihundert und neun und dreißigſter Tag.

In demſelben Augenblick erwachte der Sultan. Wüthend über den Anblick des Pagen, der es gewagt, in dieſes Gemach einzudringen und mit verwegener Hand ſeine Favoritinn zu berühren, ſprang er auf, und wollte dem Pagen ſeinen Dolch in die Bruſt ſtoßen.

Dieſer ergriff erſchrocken die Flucht; der Fürſt, außer ſich, verfolgte ihn. Der Beamte, dem die Rollen des Derviſchs zur Bewahrung übergeben waren, wollte den Fürſten aufhalten, indem er ihm die erſte Rolle vorhielt: aber der Sultan war zu ſehr in Wuth. Die zweite hatte keine ſtärkere Wirkung: bei dem Anblicke der dritten erſt beſänftigte ſich ſein Zorn ein wenig; er befahl dem Sklaven, ohne Furcht näher zu treten, und fragte ihn:

„Was hat dich ſo verwegen gemacht, und wie haſt du es gewagt, eine freche Hand an meine Favoritinn zu legen?

Der Page erzählte nun alles, wie es zugegangen wäre. Man ließ die Sultaninn kommen; ſie erklärte den Pagen für einen Lügner, und ſagte zu dem Könige:

„Ich habe ſchon ſeit einiger Zeit das Einverſtändnis bemerkt, welches zwiſchen euerm Pagen und eurer Sklavinn herrſcht; weil ich aber eure überſchwängliche Leidenſchaft für dieſe Treuloſe kenne, ſo hat die Furcht, euch zu misfallen, mich verhindert, euch davon in Kenntnis zu ſetzen. Der Himmel hat ohne Zweifel dieſen Augenblick herbeigeführt, um die beiden Undankbaren zu Schanden zu machen und euch über ihre Ausſchweifungen aufzuklären.“

Der Sultan befahl dem Pagen, ſich zu rechtfertigen.

„Es bleibt mir nur noch ein Mittel übrig,“ ſagte dieſer, „meine Unſchuld darzuthun: das Gefäß, worin die Putzmacherinn das Gift bereitet hat, ſteht noch auf dem Putztiſche der Circaſſierinn: Euer Majeſtät laße daſſelbe durch einen Zuverläßigen herholen.“

Das Gefäß wurde dem Sultan gebracht, der nun die Putzmacherinn kommen ließ. Sobald ſie erſchien, nahm der König ſelber etwas von der Flüſſigkeit aus dem Gefäß, und rieb damit die Zunge und die Lippen der Putzmacherinn, die auf der Stelle verſchied. Ihr ſchleuniger Tod rechtfertigte den Pagen, der nun belohnt wurde. Die Sultaninn erlitt die Strafe, welche ihr Verbrechen verdiente.

Wenn dieſer Fürſt," fuhr Belar in der Rede zum König Szalar fort, „ſeinen Zorn nicht unterdrückt hätte, ſo würde er einen Unſchuldigen getödtet haben, und dann bald ſelber das Schlachtopfer der Hinterliſt der Sultaninn geworden ſein.

Dieſe Geſchichte bewährt, daß die Könige, mehr als alle andere, verpflichtet ſind, gegen den Zorn auf ihrer Hut zu ſein, und daß ſie ſich nicht genug bedenken können, bevor ſie ihre Befehle ertheilen."

„Ich bekenne," ſagte hierauf Szalar, „ich hätte mehr Mäßigung haben, und Irandoht nicht für ein ſo leichtes Vergehen verurtheilen ſollen: aber du, Belar, der du ſo vorſichtig biſt, mußteſt du einen vom Zorn eingegebenen Befehl vollziehen? Warum haſt du nicht verſucht, mich zum Widerrufe zu bewegen? wie haſt du dich entſchließen können, eine Unſchuldige umzubringen? Ihre Tugend, ihre Schönheit, konnten ſie dein Herz nicht rühren?"

„Herr,“ antwortete der Veſyr, „die Gärten Euer Majeſtät ſind mit den ſchönſten Blumen geſchmückt: dürft ihr euch da ſo ſehr um den Verluſt einer ſchmachtenden verblühten Roſe grämen, die ihren Glanz verloren hat, während tauſend andere vor euren Blicken ihre lebhaften Farben entfalten?“

„Du ſuchſt vergeblich mich zu tröſten,“ erwiederte der Sultan: „dieſe ſchöne Roſe machte meine Glückſeligkeit; die übrigen Blumen in meinen Gärten haben weder ihren Glanz, noch ihre Schönheit; die Reize jener machen auf mich nicht denſelben Eindruck: ich kann dir meinen Schmerz nicht verhehlen; er wird ſo lange dauern, als mein Leben.“

Jetzt entdeckte der Veſyr alles, und der König wußte es ihm höchlich Dank, daß er ſein übereiltes Urtheil nicht ebenſo ſchleunig vollzogen hatte. Die ſchuldloſe Königinn ging um ſo glänzender aus ihrer Verborgenheit wieder hervor, zur unausſprechlichen Freude ihres Gatten und ihrer Kinder.“

Sütlümeme nahm hierauf wieder das Wort und agte:

„Wenn meine Prinzeſſinn es mir erlaubt, ſo will ich ihr eine Geſchichte erzählen, welche beweiſt wie gefährlich es iſt, ſein Vertrauen verderbten Menſchen zu ſchenken.

Geſchichte

des

Fürſten von Alep und Szadi's.

Ruſtem, Sultan von Alep,*) überließ, in Weichlichkeit verſunken, ſeinen Veſyren die läſtigen Sorgen der Regierung, wozu er ſich unfähig fühlte. Nur Gegenſtände der Ueppigkeit erfüllten ſein Herz; ein Juwelier, der ihm recht erleſene Kleinode verſchaffte, war ihm lieber, als ein Feldherr, der Schlachten für ihn gewann. Die wichtigſte Stelle am Hofe war die des Juweliers.

Die Favoritſultaninn hatte ihm einen Sohn geboren. Ruſtem, der ſeinem Juwelier die Sorge für das, was ihm am wichtigſten war, nämlich ſeine

---

*) Nach Italieniſcher Ausſprache Aleppo, in Syrien.

Edelgeſteine, anvertrauet hatte, glaubte nicht beſſer thun zu können, als ihm auch den Thronerben zu übergeben.

Der neue Hofmeiſter pflanzte in die Seele des jungen Prinzen alle die Laſter, welche in der ſeinigen waren, oder vielmehr er pflegte nur die Keime dieſer Laſter, welche alle Menſchen mit auf die Welt bringen, und welche allein durch eine weiſe Erziehung und durch gute Lehren erſtickt werden können. Der junge Behadirſchah, dem nichts jemals widerſtanden hatte, und der in der Kindheit von den Schmeichlern verdorben worden, war auffahrend, ungerecht, habgierig, und betrachtete die Menſchen, welche er einſt beherrſchen ſollte, nur wie ein ihm zugehöriges Gut, über welches er das Recht hätte nach ſeiner Laune zu ſchalten.

Das Gewerbe, welches ſein Erzieher, bevor er an den Hof kam, getrieben, hatte noch eine ſtarke Vorliebe für Edelgeſteine in ihm zurückgelaßen; und dieſe Vorliebe war, wie alle ſeine übrigen Neigungen, in die Seele ſeines Zöglings übergegangen. Szadi (ſo hieß der Hofmeiſter) vernahm, daß ein Jude mit einer großen Menge Juwelen in Alep angekommen wäre; er wollte den jungen Prinzen welche davon kaufen laßen, und zugleich für ſich ſelbſt die günſtige Gelegenheit benutzen.

Der Jude, der nach dem Palaſt gekommen war, ſah, daß man ſich ſeiner Juwelen bemächtigte, ohne daß der Preis, welchen man ihm dafür ſetzte, ſeinen Hoffnungen entſprach. Er beklagte ſich über Gewaltthätigkeit, und forderte ſeine Diamanten zurück. Behadirſchah, der keinen Widerſpruch ertragen konnte, befahl, den Juden aus dem Palaſt zu werfen. Dieſer Unglückliche, empört von der Ungerechtigkeit, beklagte ſich bitterlich, und in wenig abgemeſſenen Ausdrücken. Der Prinz, von ſeinem unmenſchlichen Hofmeiſter aufgereizt, ließ den armen Juden ſo grauſam mit Schlägen mishandeln, daß er auf der Stelle verſchied.

Das Geſchrei über dieſe That brachte Ruſtem gegen ſeinen Sohn und deſſen Hofmeiſter auf. Der junge Prinz wurde nach einem vom Hofe entfernten Schloſſe verwieſen. Szadi, auch vom Hofe verjagt, wollte ſich zu ſeinem Zögling begeben: aber er empfing von ihm nur Vorwürfe, und den Befehl, ihm für immer aus den Augen zu gehen, damit er ihn nicht zu neuen Unthaten verleiten möchte.

Der Unglückliche entfernte ſich, ganz beſtürzt. In der Nacht, da er in einem dichten Walde fortging, gerieth er über eine von jenen Gruben, die man mit leichtem Mooſe bedeckt, um die im Morgenlande zu häufigen wilden Thiere darin zu fangen: er ſtürzte hinein, und fiel gerade zwiſchen drei Thiere, welche ſeinen Schreck noch vermehrten, einen Löwen, einen Affen und eine Schlange. Unſer Mann kam mit der Furcht, welche dieſe Thiere ihm erregten, davon. Das grimmigſte Thier wird ſanft, wenn es ſich gefangen fühlt. Der anbrechende Tag traf Szadi noch in den traurigſten Betrachtungen vertieft: er fürchtete, daß der Hunger ihm das Leben rauben würde, welches die Thiere ihm ließen, als er oben an der Grube einen Mann erblickte, der ihm von ſeinem Schickſale gerührt ſchien. Dieſer Anblick gab ihm wieder Hoffnung; und das Geſchrei des Unglücklichen bewog den Reiſenden ihm ein Seil hinabzuwerfen, mit deſſen Hülfe er ſich aus dieſem fürchterlichen Aufenthalte emporarbeiten könnte.

Zweihundert und vierzigſter Tag.

Der Affe, behender als der Mann, ergriff dieſe günſtige Gelegenheit, und erſchien am Rande der Grube, anſtatt desjenigen, den der Reiſende erwartete.

„Es wird dich vielleicht eines Tages nicht gereuen, ſprach der Affe zu ihm, „mir das Leben gerettet zu haben; die Thiere wiſſen ihren Wohlthäter zu ſchätzen und ihm erkenntlich zu ſein. Du willſt dieſen Menſchen retten, der mein Misgeſchick theilte: gebe der

Himmel, daß dieſer Undankbare dich deine Großmuth nicht bereuen laße! Meine Wohnung iſt am Fuße dieſes Berges, den du hier ſiehſt: möge ich dir einſt wieder begegnen und dir dienlich ſein können!“

Der Reiſende, der nicht ſonderlich auf die Verſprechungen des Affen achtete, zog ihn, von Mitleid bewogen, doch vollends heraus, und beeilte ſich, das Seil wieder hinab zu werfen, in der Hoffnung, ſeinesgleichen zu retten.

Als er bei dieſem zweiten Emporziehen eine viel ſchwerere Laſt fühlte, ſo zweifelte er nicht, daß es der Mann wäre, der nun das Seil ergriffen hätte: aber die ungeheure Mähne, die Zähne und die Klauen des Königs der Thiere, erſchreckten ihn dermaßen, daß er dieſe fürchterliche Laſt ſchon wieder fallen laßen wollte.

„Beruhige dich,“ ſagte aber der Löwe mit ſanfter und gebietender Stimme zu ihm, „damit dein Schreck nicht für uns beide verderblich ſei: du erwirbſt dir einen Vertheidiger, der nicht zu verſchmähen iſt: ich kann dir auch einmal das Leben retten, welches du mir wiedergegeben haſt: dein Mitmenſch da unten in der Grube wird dir niemals eben ſo viel Gutes erwiedern.“

Der Reiſende, durch dieſen beredten Zuſpruch bewogen, verdoppelte ſeine Anſtrengung, und es gelang ihm endlich, den Löwen aus der Grube zu ziehen.

„Freund," ſagte hierauf der Löwe, mit dem Anſehen eines Beſchützers zu ihm, „meine Höhle iſt in dieſem Walde, nahe bei der Hauptſtadt: ich hoffe, wir werden uns dort eines Tages wiederſehen."

Es blieben nun noch zwei Gefangene zu befreien: das abermals in die Grube hinabgeworfene Seil umwickelte jetzo die Schlange.

„Großmüthiger Befreier," ſprach ſie zu demjenigen, der ihr das Leben wiedergab, „ich will dir einen Rath geben, welchen du zwar nicht befolgen wirſt; den Schlangen ward die Klugheit zu Theil, welche den Menſchen zuweilen mangelt. Ich habe auf dem Boden der Grube den undankbarſten der Menſchen zurückgelaßen; ich verſtehe mich auf Geſichtszüge: dieſer Elende muß irgend ein Verbrechen begangen haben, wofür die Vorſehung ihn hat beſtrafen wollen: überlaß ihn ſeiner Beſtimmung, wenn dich deine Wohlthaten nicht gereuen ſollen. Du haſt mir das Anſehen, etwas zu willfährig zu ſein: ich verſpreche dir, auf Schlangentreue, dich aus der nächſten Verlegenheit zu ziehen, worin deine zu große Gutmüthigkeit dich verwickeln möchte. Lebe wohl; meine Wohnung iſt an der Stadtmauer: benutze meine Weiſung, und rechne auf die Erkenntlichkeit eines Thieres, welches zu klug iſt, um undankbar zu ſein."

Der Reiſende war zu menſchlich, um einen ſolchen, vielleicht heilſamen Rath zu befolgen: er warf das

Seil zum vierten Male hinab, und der unglückliche Szadi, der es endlich ergriffen hatte, ſah ſich nun auch, gegen alle Hoffnung, gerettet. Es iſt überflüſſig die Ausbrüche der Freude und die überſtrömende Dankbarkeit zu beſchreiben, welche er ſeinem Befreier bezeigte; er verſprach viel mehr, als alle diejenigen, die vor ihm waren befreit worden. Indem er den Reiſenden mit Thränen der Zärtlichkeit umarmte, begann er ſchon, zum Lohne für einen ſo wichtigen Dienſt, ihn zu betrügen.

Szadi's Geſchichte war allerdings zu ſchmachvoll, als daß er es wagte, ſie in ihrer nackten Wahrheit zu erzählen: er ſagte zwar, daß er am Hofe in Ungnade gefallen und von dem Gipfel des Glückes hinabgeſtürzt wäre; aber er hütete ſich wohl, die Gründe davon zu entwickeln. Er ſprach nur von der Undankbarkeit der Großen, von der Ungerechtigkeit, der ſie ſich unaufhörlich ſchuldig machen; er wiederholte dem Reiſenden, er wäre eins von jenen Beiſpielen, welche dazu dienen die Menſchen zu belehren, daß man ſich nicht mit den Fürſten einlaßen müßte; und er gab ſeiner Erzählung einen ſolchen Anſtrich von guter Lehre und Tugend, daß der gute Reiſende einen Weiſen gerettet zu haben wähnte.

„Ich wohne in der Vorſtadt,“ ſagte Szadi zu ihm, „und biete euch eine Herberge in meiner armen Zurückgezogenheit an.

Der Reiſende hatte ſich ein anderes Ziel vorgeſetzt: er ging nach Indien, um dort eine Geld-Summe zum Ankaufe mehrerer Waaren anzulegen; er ſetzte alſo ſeine Reiſe dorthin fort, mit der innern Genugthuung, welche ſtäts eine gute Handlung gewährt. Bei ſeiner Ankunft in Indien war alles ihm günſtig: ſein gut angelegtes Geld verdreifachte ſich binnen kurzer Zeit.

Früher reich geworden, als er gehofft hatte, bekam er Luſt, ſein Vaterland wiederzuſehen. Er nahm denſelben Weg, und als er durch den Wald reiſte, in welchem er, wenige Jahre zuvor die unglücklichen Gefangenen aus der Grube gerettet hatte, erinnerte er ſich mit Vergnügen der ſchönen Reden des erkenntlichen Szadi. Die drei Thiere hatten nur geringen Eindruck auf ihn gemacht; er wußte es ihnen nur Dank, daß ſie nicht den Wohlthäter erwürgt hatten, dem ſie das Leben verdankten. Während er noch ganz voll von dieſen Betrachtungen war, umringten ihn andere, noch viel grimmigere Thiere: es waren Räuber; ſie ergreifen den unglücklichen Kaufmann, reißen ihn vom Pferde, berauben ihn, und ſie ſchickten ſich an, ihm das Leben zu nehmen, als einer von ihnen den anderen vorſtellte, daß dieß ein durchaus unnöthiges Verbrechen wäre. Man bindet alſo den unglücklichen Reiſenden an einen Baum, wo er jeglichem Unwetter ausgeſetzt bleibt. Die Räuber begeben ſich in die

Tiefe des Waldes und laßen ihm keinen andern Troſt, als den Tod, welchen er aber noch nicht ſo nahe ſah.

Das Klagegeſchrei, welches der Schmerz ihm auspreßte, erreichte das Ohr des großen Affen, der in einiger Entfernung von dieſem Orte wohnte. Das Thier läuft herbei, und erkennt ſeinen Befreier in einem eben ſo traurigen Zuſtande, als derjenige, aus welchem er ihn vormals befreiet hatte. Sogleich zerreißt er mit ſeinen Händen und Zähnen die Stricke, welche Ahmed (ſo hieß der Reiſende) feſſelten; er erwärmt ihn wieder durch ſeine Umarmungen, und nachdem er ſeinen Unfall vernommen, führt er ihn in eine Höhle, wo einige wilde Früchte Ahmeds Hunger ſtillten, der ſchon lange Zeit nichts gegeſſen hatte. Die Erzählung ſeines traurigen Abenteuers rührte das Herz des erkenntlichen Thieres. Sein Aufenthalt in dieſem Walde hatte ihn mehrere Tage zuvor den Schlupfwinkel der Räuber kennen gelehrt, die ſeinen Freund geplündert hatten: er ſpringt mit der Gewandheit und Leichtigkeit, deren dieſes Thier fähig iſt, dorthin, und findet ſie ſchlafend, in der Sorgloſigkeit der Frevler, welche keine Strafe fürchten zu dürfen wähnen. Neben ihnen erblickt er Säcke, deren Schwere ihm verräth, daß ſie mit Gold gefüllt ſind; mit Vergnügen beladet er ſich mit einer Bürde, welche die Dankbarkeit ihm leicht machte; er ſchleppt auch die Kleider mit fort, welche er für diejenigen ſeines Gaſtes hält, und kömmt ſo wieder nach der Höhle mit der Freude, welche eine edelmüthige Handlung einflößt. Ahmed dankte dem Affen, daß er ihn wieder zu ſeinem Gute verholfen hatte, und ſetzte dann ſeinen Weg weiter fort.

Er verwunderte ſich im Stillen, einen ſo wohlthätigen Affen angetroffen zu haben, und warf es ſich treuherzig vor, daß er dieſe Thierart bisher ſo wenig geachtet hätte, als ein furchtbarer Löwe ihm in den Weg trat. Er war ſchon ganz erſtarrt vor Schreck: aber anſtatt des Gebrülls, hörte er nur folgende ſanfte Worte aus der furchtbaren Kehle des Löwen ertönen:

„Komm, mein Freund, komm, mein Befreier; du biſt es, der mir das Leben gerettet hat; ich werde dir immerdar meine Dankbarkeit dafür bezeugen: komm in meine Höhle, und ruhe dort bei mir aus.“

Zweihundert und ein und vierzigſter Tag.

Das Benehmen des Affen hatte Ahmed ſchon ein wenig mit den Thieren vertraut gemacht; welche Furcht ihm auch die Geſellſchaft eines Löwen einflößte, doch hoffte er, daß der König der Thiere nicht minder großmüthig ſein würde, als ein Affe; und ſo wohl, um Seine Majeſtät zu ergetzen, als um ihr ein gutes Beiſpiel vorzuhalten, erzählte er unbefangen das edle Betragen des Affen gegen ihn.

Der Löwe fand die Handlung ſehr ſchön; er bedachte im Stillen, daß es ihm nicht anſtände, minder edelmüthig zu ſein, als einer ſeiner ſchwächſten Unterthanen; und nachdem er ſich von ſeinem Gaſte hatte das Wort geben laßen, daß er ſeine Wohnung nicht vor ſeiner Rückkunft verlaßen wollte, machte er ſich auf den Weg.

Das Schloß, in welches der König von Alep ſeinen Sohn Behadirſchah verwieſen hatte, lag nicht weit ab von dieſem Walde. Dieſer unglückliche Prinz, der nur eine ſehr kleine Zahl von Bedienten hatte, erging ſich häufig allein in einem mit ſehr niedrigen Mauern eingehegten Park. Sein Gefallen an Edelgeſteinen hatte ſich nicht vermindert; er trug beſtändig einem mit Juwelen geſchmückten Turban; das war das einzige Stück, was ihm von ſeinem vorigen Glanze übrig blieb. Der Löwe, der dieſe Pracht bemerkt hatte, ſah eine doppelte Beute zu machen, wenn er den Königsſohn erwürgte, nämlich ein gutes Frühſtück für ihn ſelber, und ein anſehnliches Geſchenk für den Gaſt, welchen er in ſeiner Höhle zurückgelaßen hatte. Der Fürſt der Thiere ſtürzte auf den Fürſten der Menſchen, und der Sieg war nicht lange zweifelhaft. Die Vorſehung, welche den ungerechten Tod des Juden durch die Klauen des Löwen rächte, beſtimmte dem armen Reiſenden die ſchöne Agraffe des Königsſohns, welche der Löwe mit Freuden ſeinem Gaſte brachte.

Ahmed, von demjenigen mit Wohlthaten überhäuft, der ihm ſo viel Furcht gemacht hatte; lenkte nun ſeine Schritte nach der Stadt, wo er ſeinen Freund Szadi zu finden hoffte, von welchem er wenigſtens guten Rath erwartete: in der That, nachdem die Thiere ſeine Dienſte ſo reichlich bezahlten, was müßten nicht erſt die Menſchen thun.?

Er betrat mit Anbruche des Tages die Stadt. Die Nachricht von dem Tode des Prinzen war ſchon dorthin gelangt. Man hatte im Parke bei dem Schloſſe Blut und Ueberbleibſel eines zerriſſenen Menſchen gefunden. War nun der unglückliche Behadir-Schah der Raub reißender Thiere geworden oder von Räubern ermordet, die einen Theil ſeines Leichnams bei Seite geſchafft hätten, um ihre Unthat zu verſtecken? Dieſe Frage beſchäftigte die ganze Stadt, ſie war der Gegenſtand aller Geſpräche, und jeder hatte darüber ſeine Meinung, ohne daß man die Wahrheit vermuthen, noch weniger ergründen konnte.

Sobald Ahmed in der Wohnung ſeines Freundes angekommen war, und nach den erſten Freudenbezeigungen, erzählte der Reiſende ſeine erſtaunlichen Abenteuer. Ein Affe hatte ihm ſein von Räubern entriſſenes Gut wiedergebracht; ein Löwe, großmüthiger als alle Könige, hatte ihm eine Agraffe geſchenkt, welche würdig war, den Turban des Beherrſchers der Gläubigen zu ſchmücken. Der unglückſelige Reiſende ahndete nicht das Unheil, welches ihm dieſe verhängnisvolle Agraffe verurſachen ſollte; er wußte nicht, daß ſie dem Königsſohne gehört hatte, und daß ſie die Urſache des traurigen Endes dieſes Prinzen geweſen war. Da dieſes unſchätzbare Geſchenk ſchwer abzuſetzen war, zog Ahmed ſeinen Freund zu Rathe, was er mit ſo großem Reichthum anfangen ſollte, er beſchwur ihn, ihm zum Verkaufe ſeiner Edelſteine zu verhelfen, deren Preis er mit ihm theilen wollte.

Szadi erkannte leichtlich die Diamanten, welche er ſelber gefaßt hatte. „Das iſt die Agraffe des Prinzen, deſſen Verluſt man beweint,“ ſagte er bei ſich ſelber; „welche Belohnung hat derjenige zu hoffen, der dem König Kunde davon gibt, und ihm zur Rache gegen den Mörder, oder wenigſtens gegen den Mitſchuldigen am Morde ſeines Sohnes verhilft!“

Nachdem er ſeinem Befreier zärtlich umarmt und die erſten Pflichten der Gaſtfreundſchaft gegen ihn erfüllt hatte, und der Reiſende ſich im Schooße des Vertrauens, dem Schlaf überließ, bereitete ſich der treuloſe Juwelier, ſeinen abſcheulichen Entwurf auszuführen; ihn erſchreckt nicht die Abſcheulichkeit des Verbrechens, deſſen er ſich ſchuldig machen will; er achtet es für nichts, denjenigen zu opfern, der ihn gerettet hat, wenn er nur ſeine vorige Gunſt wiedererlangen kann.

Er lief nach dem Palaſte des Sultans, um ihm anzuzeigen, daß er den Mörder ſeines Sohnes bei ſich zu haben glaubte:

„Seht hier,“ ſprach er, „den Raub von demjenigen, den ihr ſo ſtrenge beſtraft habt, und den ihr gegenwärtig beweinet. Dieſe Agraffe gehörte dem Prinzen; ich kenne ſie: ich ſelber habe ſie gefaßt; derjenige, der ſie mir anvertrauet hat, und den ich in meiner Gewalt habe, iſt ohne Zweifel der Mörder des Prinzen, oder doch der Mitſchuldige derer, die ihn ermordet haben.“

Der Sultan ließ ſich ſogleich den angeblichen Schuldigen vorführen. Der unglückliche Reiſende, der von dem ihm angeſchuldigten Verbrechen gar nichts wußte, erſchien vor dem Fürſten; Unruhe und Verwirrung malte ſich auf ſeinem Antlitze. Er erblickte ſeinen treuloſen Freund; und argwöhnend daß er die Urſache ſeines Unglücks wäre, erkannte er nunmehr, aber zu ſpät, die Weisheit des Raths der Schlange, des Affen und des Löwen. „Ich verdiene,“ rief er aus, „das Schickſal, welches mir bevorſteht!“

Der Sultan, der den wahren Sinn der Worte nicht verſtand, nahm ſie für ein Geſtändnis des Schuldigen, dem die Wahrheit unwillkührlich entſchlüpfte: er verurtheilte ihn demnach, daß er auf daß er auf einem Eſel durch die ganze Stadt geführt, und alsdann in ein ſcheußliches Gefängnis geworfen werden ſollte. Seine Hinrichtung wurde bis nach der Todtenfeier Behadirſchahs verſchoben.

Der unglückſelige Reiſende wurde alſo, nachdem er dem ganzen Volke zum Schauſpiel gedient, in ein finſteres Loch geworfen, wo er hinlänglich Muße hatte, über ſein Unglück, und was daſſelbe herbeigezogen, nachzudenken.

Die Schlange, welche aufmerkſam das Schickſal ihres Befreiers beobachtet hatte, Zeuge ſeiner Schmach geweſen, und den Verräther kannte, der der Urheber davon war, und die eben ſo große Luſt hatte, ihn zu beſtrafen, als Ahmed zu befreien, drang leichtlich in ſein Gefängnis ein.

„Hatte ich dir nicht vorausgeſagt,“ ſprach ſie zu ihm, „daß der Menſch das undankbarſte aller Thiere iſt, der Gutes mit Böſem vergilt? Ich hatte es wohl vermuthet, daß der Undankbare, welchen du trotz meiner Warnung gerettet haſt, eines Tages der Urheber deines Verderbens ſein würde, und ich hatte damals ſchon einen Theil des Unglücks vorausgeſehen, dem du gegenwärtig zur Beute geworden biſt, weil du nicht den Rath hören wollteſt, welchen die Klugheit und Freundſchaft eingab.“

„Grauſamer Freund,“ rief der unglückliche Ahmed aus, der die Schlange an der Stimme erkannte, „iſt mein Unglück nicht ſchon groß genug, ohne daß du es noch durch deine bitteren Vorwürfe zu vermehren ſucheſt? Denke vielmehr daran, meine Unſchuld an den Tag zu bringen, und mich, wo möglich, aus dieſer grauenvollen Lage zu ziehen.“

„Ich habe dir verſprochen,“ erwiederte ihm die Schlange, „deine Unklugheit wieder gut zu machen, und ich halte treulich mein Wort: du haſt mir nicht glauben wollen; aber nun iſt es Zeit, daß du mir dein ganzes Vertrauen ſchenkeſt: ich bin vielleicht noch ſchlauer, als der Böſewicht, der dich hat verderben wollen. Nimm dieſes Kraut: es allein hat Heilkraft gegen das Gift, welches ich der Favoritſultaninn in die Adern geflößt habe; der König iſt ein Raub des lebhafteſten Schmerzes; du allein kannſt ihn gegenwärtig tröſten: man wird alsbald dein vorgebliches Verbrechen vergeſſen. Wer bei euch Menſchen ſich nützlich zu machen weiß, iſt immer unſchuldig; rühme nur recht deine Geſchicklichkeit; das iſt das Mittel, wodurch es gelingt; wende dein Kraut an, und bald wirſt du Wunder ſehen.“

Zweihundert und zwei und vierzigſter Tag.

Es war Zeit, ſich belehren zu laßen, und Ahmed benutzte willig den Rath und das Mittel. Sobald man am Hofe vernommen hatte, daß ein Gefangener heilkräftige Kräuter gegen das Schlangengift kennete, wurde dieſer Gefangene in das Gemach der Königinn geführt: der erſte auf die Wunde gelegte Verband heilte ſie faſt auf der Stelle.

„Herr,“ ſprach hierauf Ahmed zu dem Sultan, „die Fürſtinn wird nichts mehr von den Schmerzen fühlen, welche ſie ausgeſtanden hat, und ihr Leben iſt nunmehr in Sicherheit: ich aber ſtehe nahe daran, das meinige unter fürchterlichen Qualen zu endigen, welche ich nicht verdient habe; ihr ſeid zu gerecht, um einen Unſchuldigen hinrichten zu laßen. Ich bin nicht der Mörder eures Sohns: Szadi, das Ungeheuer, hat ſeine Jugend vergiftet; er iſt es, der dem jungen Prinzen durch ſeine ihm eingeflüſterten verderblichen Rathſchläge eure Ungnade zugezogen hat; ihr werdet das Herz dieſes Böſewichts kennen lernen, wenn ich euch bewieſen habe, daß er der undankbarſte aller Menſchen iſt.“

Hierauf erzählte er dem Sultan das Abenteuer von der Grube, und alles was darauf gefolgt war.

Der Sultan, durch Ahmeds Bericht von ſeiner Unſchuld und von der Bosheit Szadi's überzeugt, befahl, daß dieſer die Strafe desjenigen erleiden ſollte, der auf die bloße Ausſage dieſes ehrloſen Angebers verurtheilt war. Der Treuloſe, der nicht wußte, was im Palaſt vorging, erwartete mit Ungeduld den Erfolg ſeiner ſchwarzen Verrätherei; er ſchmeichelte ſich, wieder in die Gunſt des Königs zu kommen, und machte ſchon weitgreifende Entwürfe des Ehrgeizes, als er, anſtatt der eingebildeten Herrlichkeit, woran er ſchon im Geiſte ſich weidete, ſich auf das Schafot geführt hat, wo er unter Quaalen, ſein laſterhaftes Leben endigte.“

Dieſe Geſchichte hatte Farrüchnas wohlgefallen. „Wenn ihr ſeltſame Abenteuer liebt,“ ſagte hierauf die Amme, „ſo will ich euch die Geſchichte der Pantoffeln Abu-Kaſems erzählen.

Geſchichte der beiden Pantoffeln.

Es lebte in Bagdad ein alter Kaufmann, namens Abu-Kaſem-Tamburifort, der durch ſeinen Geiz berühmt war. Obſchon er ſehr reich war, ſo beſtand ſeine Kleidung doch nur aus Lumpen und Fetzen; ſein Turban von grober Leinwand war ſo ſchmutzig, daß man die Farbe deſſelben nicht mehr erkennen konnte; aber unter allen ſeinen Kleidungsſtücken verdienten ſeine Pantoffeln am meiſten die Aufmerkſamkeit der Neugierigen: die Sohlen waren mit dicken Nägeln bewaffnet; das Oberleder war überall geflickt. Nimmer beſtand das berühmte Schiff von Argos aus ſo viel Stücken, als dieſe Pantoffeln und ſeit zehen Jahren, daß ſie als ſolche dienten, hatten die geſchickteſten Schuhflicker Bagdads ihre Kunſt erſchöpft, die Trümmer derſelben zuſammenzuhalten. Sie waren dadurch ſo ſchwer geworden, daß ſie ſogar zum Sprichwort dienten, und wenn man etwas Schwerfälliges bezeichnen wollte, ſo dienten immer die Pantoffeln Kaſems zur Vergleichung.

Eines Tages, als dieſer Kaufmann auf dem Baſar*) der Stadt umherging, bot man ihm eine anſehnliche Menge Kryſtall zum Kauf an. Er ſchloß den Handel ab, weil er vortheilhaft war.

Einige Tage darnach, als er erfahren, daß ein verſchuldeter Rauchwerkhändler, als letztes Hülfsmittel nur noch Roſenwaſſer zu verkaufen hatte, benutzte er das Unglück dieſes armen Mannes, und kaufte ihm all ſein Roſenwaſſer für die Hälfte des Werthes ab.

Dieſes glänzende Geſchäft hatte ihn in die beßte Laune verſetzt: aber anſtatt, nach der Sitte der Kaufleute des Morgenlandes, die irgend einen vortheilhaften Handel gemacht haben, ein Feſt zu geben, fand er es räthlicher, ins Bad zu gehen, wo er ſeit langer Zeit nicht geweſen war.

Als er ſeine Kleider ablegte, ſagte zu ihm einer ſeiner Freunde, oder den er wenigſtens dafür hielt, (denn die Geizigen haben ſelten Freunde,) ſeine Pantoffeln machten ihn zum Mährchen der ganzen Stadt, und er müßte ſich endlich wohl andere kaufen.

„Ich denke ſchon lange daran,“ antwortete Kaſem; „jedoch wenn ichs recht betrachte, ſind ſie noch nicht ſo zerriſſen, daß ſie nicht ferner dienen könnten.“

---

*) Bedeckte Markthalle.

Ueber dieſes Geſpräch wurde er entkleidet, und trat in die Badſtube.

Während er ſich wuſch, kam auch der Kadi von Bagdad ſich zu baden. Kaſem verließ vor ihm die Badſtube, und ging wieder in das Vorzimmer. Hier legte er ſeine Kleider an, ſuchte aber vergeblich ſeine Pantoffeln: ganz neue Babuſchen*) ſtanden an der Stelle der ſeinigen. Unſer Geizhals bildete ſich ein, weil er es wünſchte, es wäre ein Geſchenk von demjenigen, der ihm eine ſo gute Ermahnung gegeben hatte, zog die ſchönen Pantoffeln an, welche ihm den Verdruß erſparten, ſelber neue zu kaufen; und verließ voll Freuden das Bad.

Als der Kadi ausgebadet hatte, ſuchten ſeine Sklaven vergeblich die Babuſchen ihres Herrn; ſie fanden nur ein klotziges Schuhwerk, welches ſogleich für Kaſems Pantoffeln erkannt wurde. Die Thürhüter liefen den vermeinten Diebe nach, ergriffen ihn auf dem Diebſtahl und brachten ihn zurück. Der Kadi, nachdem er die Pantoffeln wieder umgetauſcht hatte, ſchickte ihn ins Gefängnis. Kaſem mußte ſich loskaufen, um den Klauen der Gerechtigkeit zu entgehen; und da er wenigſtens für eben ſo reich, als geizig galt, ſo kam er nicht wohlfeil davon.

---

*) Was wir Schuhpantoffeln nennen.

Zweihundert und drei und vierzigſter Tag.

Als er wieder zu Hauſe gekommen, warf der betrübte Kaſem ſeine Pantoffeln in den Tigris, der unter ſeinen Fenſtern vorbeifloß. Einige Tage darnach zogen Fiſcher ihr Netz heraus, das ſchwerer als gewöhnlich war, und fanden darin die Pantoffeln Kaſems. Die Nägel, womit ſie beſchlagen waren, hatten die Maſchen des Netzes übel zugerichtet.

Die Fiſcher, ärgerlich über Kaſem und ſeine Pantoffeln, verfielen darauf ſie ihm durch die offengelaſſenen Fenſter ins Haus zu werfen: die mit Macht geſchleuderten Pantoffeln trafen die Flaſchen, die auf den Geſimſen aufgeſtellt waren und ſtürzten ſie hinunter; die Gläſer zerbrachen, und all das Roſenwaſſer war verloren.

Man wird ſich, wenn es möglich iſt, den Schmerz Kaſems beim Anblick einer ſolchen Zerſtörung vorſtellen: „Verfluchte Pantoffeln!" rief er aus indem er ſich den Bart zerraufte, „ihr ſollt mir keinen Schaden mehr ſtiften."

So ſpricht er, nimmt einen Spaten und gräbt in ſeinem Garten ein Loch, um darin ſeine Pantoffeln zu vergraben.

Einer ſeiner Nachbarn, der ihm ſchon längſt am Zeuge flicken wollte, gewahrte es, daß er die Erde aufwühlte: er läuft ſogleich hin, und benachrichtigt den Statthalter, daß Kaſem in ſeinem Garten einen Schatz ausgegraben hat. Mehr bedurfte es nicht, um die Habgier des Statthalters zu entzünden. Unſer Geizhals mochte noch ſo viel verſichern, daß er keinen Schatz gefunden hätte, ſondern nur ſeine Pantoffeln vergraben wollen, der Statthalter hatte nun einmal ſeine Rechnung auf Gold gemacht, und der betrübte Kaſem erkaufte abermals ſeine Freiheit nur für eine ſehr ſtarke Summe.

Verzweiflungsvoll wünſcht er nun ſeine Pantoffeln von ganzem Herzen zum Teufel, und geht hin und wirft ſie in eine von der Stadt entfernte Waſſerleitung: er glaubte für dießmal nicht mehr von ihnen reden zu hören. Aber der Teufel, der nicht müde ward, ihm böſe Streiche zu ſpielen, führte die Pantoffeln gerade in die Hauptröhre der Waſſerleitung, ſo daß der Zufluß des Waſſers gehemmt wurde. Die Röhrleute eilen herbei, den Schaden zu beſſern; ſie finden das Schuhwerk Kaſems, bringen es dem Statthalter, und erklären, daß es den ganzen Schaden verurſacht hat.

Der Herr der Unglückspantoffeln wird abermals ins Gefängnis geworfen, und zu einer noch ſtärkern Geldbuße, als die beiden vorigen, verdammt. Der Statthalter, der das Vergehen beſtraft hatte, wollte jedoch von niemand etwas zurück behalten, und ſtellte ihm getreulich ſeine koſtbaren Pantoffeln wieder zu.

Kaſem, um ſich endlich von allen Leiden zu befreien, welche ſie ihm verurſacht hatten, beſchloß nun, ſie zu verbrennen. Weil ſie aber vom Waſſer durchzogen waren, ſo ſetzte er ſie auf dem flachen Dache*) ſeines Hauſes zum Trocknen in die Sonne.

Aber das Misgeſchick hatte noch nicht alle Pfeile gegen ihn verſchoſſen, und der letzte, welchen es für ihn aufgeſpart hatte, war der grauſamſte. Der Hund eines Nachbarn erblickt die Pantoffeln, ſpringt von dem Dache ſeines Herrn hinüber auf das des Geizigen, nimmt einen der Pantoffeln ins Maul, und indem er damit ſpielt, läßt er ihn in die Straße hinab fallen. Der unſelige ſchwere Pantoffel fällt gerade auf den Kopf einer ſchwangern Frau, die an dem Hauſe vorbeiging: der Schreck und die Gewalt des Schlages verurſachten der verwundeten Frau eine Fehlgeburt. Ihr Mann bringt ſeine Klage vor den Kadi an, und Kaſem wird zu einer Geldbuße verurtheilt, welche dem Unglücke, das er veranlaßt hat, angemeſſen iſt.

Er geht nun nach Hauſe, holt ſeine beiden Pantoffeln, und ſie in ſeinen Händen haltend ſagt er zu dem Kadi, mit einer Heftigkeit, welche den Richter lachen machte:

---

*) Die Häuſer im Morgenlande haben alle flache Dächer, auf denen man leicht von einem zum andern gelangen kann, und die nach Sonnenuntergang auch dazu dienen friſche Luft zu ſchöpfen.

„Hier iſt das verhängnisvolle Werkzeug aller meiner Leiden; dieſe verfluchten Pantoffeln haben mich endlich an den Bettelſtab gebracht: geruhet nun, ein Urtheil auszuſprechen, daß man mir hinfort nicht mehr die Unfälle zurechne, welche ſie ohne Zweifel noch verurſachen werden.“

Der Kadi konnte ihm ſeine Bitte nicht verſagen; und Kaſem bezahlte die Erfahrung ſehr theuer, wie gefährlich es iſt, nicht oft genug die Pantoffeln zu wechſeln.

Aber,“ fuhr die Amme fort, „laßt uns jetzo wieder auf Geſchichten von treuen Liebhabern kommen:

Geſchichte der ſchönen Seineb.

Zwei hundert und vier und vierzigſter Tag.

Unter der Regierung Abdulmeliks,[*] des fünften Chalyfen vom Stamme der Ommiaden, lebte in

---

[*] Abdulmelik, Mervans Sohn, und fünfter Chalyf aus dem Stamme der Ommiaden, herrſchte ein und zwanzig Jahre, und erhielt den Beinamen Steinſchweiß, um ſeinen äußerſten Geiz zu bezeichnen. — Er befand ſich in dem Schloſſe der Stadt Kufa, als man ihm das Haupt Maßaabs brachte, der ſich gegen ihn empört hatte. Da ſagte einer ſeiner Hofleute zu ihm: „Ich habe in eben dieſes Schloß hier den Kopf Hüßeins an Obeidallah bringen ſehen, der ihn beſiegt hatte; den Kopf Obeidallahs an Moktar, ſeinen Sieger; den Kopf Moktars an Maßaab, und den Kopf Maßaabs an Euer Majeſtät.“ Abdulmelik, durch dieſe Rede überraſcht und verwundert, befahl zur ſelben Stunde, das Schloß zu zerſtören, um die üble Vorbedeutung deſſelben zu vereiteln.

Kufa ein reicher Kaufmann namens Dſchaber, der nur einen Sohn hatte. Dieſes Kind war der Gegenſtand der zärtlichſten Sorgfalt eines guten Vaters; und nachdem dieſer ihm in ſeinen erſten Jahren eine angemeſſene Erziehung gegeben hatte, wünſchte er ihn auch für ſein übriges Leben dadurch zu beglücken, daß er ihm eine liebenswürdige Gefährtinn zugeſellte.

Dſchaber war, wie geſagt reich, und verſchwendete Gold, um eine anziehende Schönheit zu finden, welche, jünger als ſein Sohn, ſich unter ſeinen Augen noch entfalten und die Zärtlichkeit ihres Herrn gewinnen konnte, deſſen Gattinn ſie werden ſollte. Eine Circaſſierinn wurde unter vielen anderen ausgewählt, ſich dieſer glücklichen Beſtimmung zu erfreuen. Seineb (dieß war ihr Name) war derſelben würdig: mit einer reizenden Geſtalt verband ſie ſanfte Gemüthsart und mehr Verſtand, als gewöhnlich dieſe in den Mauern eines Harems verſperrten Frauen zu haben pflegen, deren Geiſt ſtäts durch die Sklaverei und die Furcht geſchwächt wird.

Seineb, zum Gefallen geſchaffen, bezauberte bald den jungen Numan (ſo hieß Dſchabers Sohn); die Erziehung der beiden Liebenden wurde unter den Augen des Vaters fortgeſetzt, und vollendete ſich durch ihre gegenſeitige Zärtlichkeit. Dieſelben Lehrmeiſter unterrichteten beide in allen angenehmen Künſten, und ihre Fortſchritte waren um ſo raſcher, als beide das

Beſtreben hatten, einander immer mehr und mehr zu gefallen.

Nachdem die Jahre ihre Bildung und ihre Schönheit vollendet hatten, beſchloß Dſchaber ſie zu vereinigen. Sie waren dieſem erſehnten Ziele nahe, als ſie eines Tages in einem Kioſchk*) am Ende von Dſchabers Garten ſich unterhielten, und Seineb eine Laute nahm, ihre Stimme zu begleiten, und anhub die Anmuth ihres Geliebten und das Glück, welches ihr bevorſtand, zu beſingen.

Hadſchadſch,**) der Feldherr des Chalyfen, ging gerade an der Mauer des Gartens vorüber: er

---

*) Gartenhaus.

**) Dieſer iſt einer der größten und beredteſten Feldherrn der Araber. Der Chalyf Abdulmelik verdankte ihm den Thron, indem Hadſchadſch den Empörer Abdallah Sobeir, der ſich zum Chalyfen hatte ausrufen laßen, beſiegte, und gab ihm zum Lohne die Statthalterſchaft des Arabiſchen Irak. Man beſchuldigt ihn einer an Grauſamkeit gränzenden Strenge, und verſichert, daß er zwanzigtauſend Menſchen habe hinrichten laßen, und bei ſeinem Tode funfzigtauſend in den Gefangniſſen geweſen. Er pflegte zur Entſchuldigung dieſer Härte gegen die ihm untergebenen Völker zu ſagen: „In der Regierung iſt Strenge, ſelbſt bis zur Gewaltthätigkeit, der Schwäche vorzuziehen, weil dieſe nur das Einzelne, jene aber das Allgemeine betrifft.“

Trotz ſeiner natürlichen Strenge konnte ihn jedoch eine dreiſte oder geiſtreiche Antwort bewegen, einem Schuldigen hörte eine Stimme, welche ihn zum Stillſtehen zwang, und indem er ihre Töne bewunderte, bildete er ſich ein, daß dieſe Sängerinn nicht anders als ſehr

---

zu verzeihen. **Kumeil**, ein ſchöner Geiſt ſeiner Zeit, hatte unter mehreren Verwünſchungen gegen Hadſchadſch auch geſagt: „ſein Geſicht möge ſchwarz werden,“ (das heißt im Arabiſchen, mit Schmach bedeckt), „ſein Hals abgehauen, und ſein Blut vergoſſen.“ Dieß wurde Hadſchadſch hinterbracht, und er ſtellte Kumeil darüber zur Rede; worauf dieſer antwortete: „Ja Herr, ich hab' es geſagt: aber ich befand mich damals in einem Garten unter einer Weinlaube und betrachtete mit Sehnſucht die noch unreifen Trauben: da wünſchte ich, daß ſie bald ſchwarz werden möchten, damit man ſie abſchnitte und Wein daraus machte.“ Dieſe ſinnreiche Ausrede gefiel Hadſchadſch ſo wohl, daß er von Stund' an Kumeil unter ſeine Freunde aufnahm. — Ein Sterndeuter, den er in ſeiner letzten Krankheit zu Rathe zog, war nicht ſo glücklich. Dieſer hatte ihm verſichert, ſeinen Beobachtungen zu Folge, wäre ein Feldherr namens **Kolaib** vom nahen Tode bedrohet. Hadſchadſch erwiederte: „Eben dieſen Namen“ (welcher **Hündlein** bedeutet) „gab mir meine Mutter in der Kindheit.“ — „Wenn ihr als Kind dieſen Namen geführt habt,“ verſetzte der Sterndeuter keck, „ſo dürft ihr nicht daran zweifeln, daß der Erfolg meine Weiſſagung bewähre.“ — „Weil mein Tod denn gewis iſt,“ ſagte hierauf Hadſchadſch, „und du ſo geſchickt biſt in der Zukunft zu leſen, ſo will ich dich in die andre Welt vorausſchicken, um mich deiner auch dort bedienen zu können.“ Zu gleicher Zeit befahl er, den unvorſichtigen Sterndeuter hinzurichten.

reizend ſein könnte. Er ging eben damit um, ſeinem Herrn ein Geſchenk zu machen, und dachte, wenn dieſe Schöne der Vorſtellung entſpräche, welche er ſich nach ihrer Stimme von ihr machte, daß er dem Chalyfen nichts angenehmeres darbringen könnte.

Hadſchadſch erkundigte ſich, wem der Garten gehörte, und vor allen wer die junge Schöne wäre, welche er mit ſo viel Vergnügen gehört hatte.

Man ſagte ihm, er hätte ſich nicht getäuſcht, indem er ſie ſich ſo ſchön vorgeſtellt: Seineb wäre in der That ein Wunder der Natur, und der Gegenſtand der zärtlichſten Sorgfalt eines reichen Bräutigams der ſie nächſtens heiraten würde, und ſeines Vaters, der eine anſehnliche Summe darauf gewandt hätte, ſie zu kaufen, und ihr eine ſeines Sohns würdige Erziehung zu geben.

Die Hinderniſſe, welche der Feldherr vor ſich ſah, verdroſſen ihn, ohne ihn abzuſchrecken: da er nicht hoffen durfte, Seineb zu kaufen, ſo beſchloß er, ſie zu rauben. Aber in dem Hauſe des Kaufmanns war eine Menge Sklaven beiderlei Geſchlechts; überdieß ſcheute er ſich, Gewalt zu gebrauchen, worüber man ſich unfehlbar beklagen, und welche der Chalyf, bei dem er ſich beliebt machen wollte, beſtrafen würde.

Eine Liſt verſchaffte ihm den Beſitz derjenigen, welche er nicht gewaltſam zu entführen wagte. Es gab in Kufa, wie anderswo, jene verworfenen Werkzeuge des Laſters, welche, nachdem ſie ihre Ehre mit ihrer Jugend verbraucht haben, mit der Ehre anderer junger Schönheiten ihres Geſchlechts Handel treiben. Eine von dieſen nichtswürdigen Geſchöpfen, verſchmitzter, als alle anderen, wurde häufig von den Wüſtlingen benutzt, welche ſie ihre Dienſte theuer bezahlen ließ. An dieſe abgefeimte Alte wandte ſich Hadſchadſch.

Der Anſtrich von Frömmigkeit, welchen ſie ſich öffentlich gab, und wodurch ſie ſtets das andere Gewerbe verdeckte, dem ſie ernſtlicher oblag, verſchaffte ihr Eintritt in Numans Harem. Sie erſchien vor Seineb, mit verſchleiertem Antlitz, in der einen Hand einen der größten Roſenkränze, welchen die Heuchelei jemals verfertigt hat, und mit der anderen auf einen Stock geſtützt, als wenn ſie unter der Laſt der Jahre gebückt einher ginge.

Die junge Sklavinn, eben ſo fromm als zärtlich, hatte von ihrer Kindheit an eine große Verehrung für diejenigen, welche Frömmigkeit zeigten; durch das heuchleriſche Anſehen der Alten getäuſcht, empfing ſie dieſe mit aller möglichen Ehrfurcht. Ihr ſanftes und der Welt abgeſtorbenes Weſen, das grobe Zeug, worin ſie gekleidet war, ihre bald zum Himmel erhobenen, bald zur Erde geſenkten Augen, ihre häufigen Seufzer, alles überzeugt Seineb, daß ſie das Glück hat, einen Liebling des Großen Propheten unter ihrem Dache zu ſehen.

Zweihundert und fünf und vierzigſter Tag.

Die Gewandtheit dieſer boshaften Alten nahm bald die Geliebte Numans ein, welche ſchon nicht mehr ohne ſie leben zu können wähnte. Als dieſe Scheinheilige ſich der Gewalt verſichert hatte, welche ſie über ſie erworben, ſprach ſie davon, daß ſie weggehen müßte.

„Wie grauſam ſeid ihr, meine gute Mutter,“ ſagte Seineb zu ihr, „daß ihr uns ſchon wieder verlaßen wollt! welcher dringende Beweggrund nöthigt euch, uns ſo bald der Annehmlichkeit eurer Unterhaltung zu berauben?“

„Wenn ich nur auf meine Freundſchaft zu euch hörte,“ antwortete ihr die Alte, „ſo würde ich nicht anſtehen, euch all meine Muße zum Opfer zu bringen: aber es gibt Pflichten gewiſſer Art, welchen alle menſchlichen Rückſichten weichen müßen. Es wohnen hier in eurer Nachbarſchaft mehrere Frauen, welche die Frömmigkeit unter Einem Dache vereinigt hat; ſie üben in dieſer Zurückgezogenheit alle Muſelmänniſchen Tugenden; ſie faſten nicht allein an den vorgeſchriebenen Tagen, ſondern auch ſonſt häufig, um ihr Fleiſch zu tödten; kurz, ihr ganzes Leben iſt dem Gebete, dem Leſen des Korans und anderen im Geſetze vorgeſchriebenen guten Werken gewidmet. Ihr frommes Beiſpiel kräftigt meine Sitten und reinigt ſie. Dieſe guten Frauen, obſchon ſie weiter, als ich, auf dem geiſtlichen Wege vorgedrungen ſind, würdigen jedoch zuweilen meine ſchwache Einſicht zu Rathe zu ziehen. Dieſen Morgen eben haben ſie mich bitten laßen, zu ihnen zu kommen, um mich über einen Gegenſtand des Geſetzes zu befragen, der ihnen Bedenken macht: kann ich mich da ihrem frommen Eifer entziehen, und Freundinnen, welche mir ſo theuer ſind, vergeblich auf mich warten laßen?"

Das Verlangen, dieſe Heiligen kennen zu lernen, entzündete bald das Herz der unvorſichtigen Seineb; ſie drang in die fromme Alte, ihr eine ſo ehrenvolle und förderliche Bekanntſchaft zu verſchaffen. Die treuloſe Alte widerſtand, um die Begierde ihrer neuen Schülerinn deſto ſtärker anzufachen: endlich ſchien ſie ihrem Andringen nachzugeben, und willigte ein, ſie nach der Wohnung jener Heiligen zu führen.

Als ſie in das Haus gekommen waren, welches nicht weit von Dſchabers Haus entfernt war, verließ die Alte ihre junge Freundinn, um, wie ſie vorgab, die heiligen Frauen auf ihren Beſuch vorzubereiten.

Aber nicht lange war Seineb hier in dem Vorhofe allein, als vier vermummte Männer ſie ergriffen, ihr ein Schnupftuch vor den Mund hielten, um ſie am Schreien zu verhindern, und ſie ſo in eine Sänfte huben, welche mit ihr den Weg nach Damask einſchlug.

Man kann ſich leicht den Zuſtand dieſer Unglücklichen vorſtellen; ſie klagte dem Himmel die Bosheit der Menſchen, und weinte bitterlich um ihren Geliebten, ihren Schwiegervater, und das glückliche Loos, deſſen man ſie beraubte. Das Grauen vor dem, was ihr bevorſtand, miſchten noch Angſt unter ihre Wehklagen, und die Sorgfalt, welche man für ſie bezeigte, machte ihr das Leben nur noch bitterer und unerträglicher.

Nach einer beſchwerlichen Reiſe von dreißig Tagen langt ſie zu Damask an; man ſtellt dem Chalyfen die betrübte Schöne im Namen ihres Entführers vor, und ungeachtet der Schmerzen, welche ſie erduldet hatte, erſchien ihre Schönheit nur um ſo rührender: zu allen den Leiden, welche ſie ſchon quälten, kam auch noch das, wider ihren Willen zu gefallen.

Der Chalyf, von ihrer Schönheit entzückt, hoffte ſchon, dieſe Umwölkung derſelben zu erheitern. Faſt alle Schönen, welche er beſiegt hatte, waren anfangs traurig vor ihm erſchienen, und dieſe Betrübnis, welche er ſtäts dem Abſcheu der Sklaverei und dem

Schmerze der Trennung von geliebten Aeltern zuſchrieb, hatte ihm dieſe Schönheiten nur um ſo anziehender gemacht, ohne daß er gefürchtet, ſie nicht gewinnen zu können.

Die Pracht des Harems, die Ehrfurcht einer Menge von Sklaven, welche ſich ſtäts derjenigen zuwandten, welche der Fürſt eben vorzog, die Bemühung des Chalyfen ſelber, konnten jedoch nicht einen Schmerz vertilgen, der vielmehr nur mit der Zeit zu wachſen ſchien; und der Chalyf, ſo eingebildet er war, fing an zu fürchten, daß er es mit einer Spröden zu thun hätte, und vertraute der Prinzeſſinn, ſeiner Schweſter, ſeine Liebe, und die Hinderniſſe, welche ſie aufhielten.

Zweihundert und ſechs und vierzigſter Tag.

Abaſa (ſo hieß die Schweſter des Chalyfen) wollte dieſe ſtolze Schönheit kennen lernen, welche ihrem Herrn ſo widerſtand. Bei ihrem erſten Anblick, konnte ſie ſich einer herzlichen Theilnahme für die ſchöne Betrübte nicht erwehren, deren Geſtalt ſo viel Sanftmuth und Unbefangenheit ankündigte.

Die Prinzeſſinn war mitfühlend, ſie erkannte bald, daß Seinebs Herz nicht frei war, und ſchätzte an ihr eine ſo hohe Treue, daß ſie einen dunklen Geliebten einem mächtigen Fürſten vorzog, der ihr Herr geworden war. Die beiden Schönen wurden bald Freundinnen, jedoch nicht ſo ſehr, daß Seineb ihr Geheimnis entſchlüpfen ließ.

Abaſa, welche die Wahrheit durchſchaute, rieth ihrem Bruder, jede Art des Zwanges zu entfernen, indem ſie ihn verſicherte, daß die Zeit allein die Leiden Seinebs heilen könnte.

Wie unglücklich hier die junge Schöne war, ihr von ihr getrennter Geliebter, der nicht wußte was aus derjenigen geworden, welche er mehr als ſein Leben liebte, war nicht minder zu beklagen. An jenem unglücklichen Tage ihrer Entführung hatte er, verwundert über die Abweſenheit Seinebs, ſie mit der lebhafteſten Ungeduld erwartet; und als er ſah, daß er nicht mehr hoffen dürfte, ſie wiederzuſehen, wünſchte er nicht länger zu leben. Dieſe heftige Verzweiflung verwandelte ſich nach vielen Tagen in ein ſtätiges Hinſchmachten: ſein Schmerz malte ſich in ſeinem Antlitze und machte darin täglich Fortſchritte.

Sein Vater, eben ſo betrübt als er, fürchtete vor allen, ihn zu verlieren. Er hoffte vergeblich von der wohlthätigen Zeit, daß ſie ihm Linderung gewähren ſollte, und mit Schrecken ſah er, daß der Schmerz und die Erſchöpfung ihn ſeines einzigen Sohnes berauben würde, als in der Stadt ſich das Gerücht verbreitete, daß ein berühmter Arzt angekommen wäre. Dieſer Mann verſtand ſich auf die Aſtrologie, Geomantie und alle Geheimniſſe der Kabala: aber wir werden ſehen, daß er noch beſſer die Menſchen kannte, und ſie ſo wohl zu ihrem, als zu ſeinem Vortheile zu täuſchen wußte.

Der geſchickte Arzt entdeckte bald die Wahrheit: er erkannte, daß dieſes Hinſchmachten des Kranken nur einem Seelenleiden zuzuſchreiben wäre; und da er eben ſo gewandt als gelehrt war, ſo entlockte er ihm bald das Geheimnis ſeines Herzens.

Es war nicht leicht das Schickſal einer jungen vom Erdboden verſchwundenen Schönen zu erforſchen, an deſſen Geheimhaltung ihren Entführern ſo ſehr gelegen war. Die Gewandtheit des Arztes und ein glücklicher Zufall hatten ihn aber von allem unterrichtet, was vorgegangen war, und er ermangelte nicht, ſeine Entdeckung der Kraft geheimer Wiſſenſchaften zuzuſchreiben. Es lebte nämlich damals in Kufa eine Jüdinn, deren Handel mit Schmuckwaaren ſie durch ganz Aſien geführt hatte; ſie war auch zu Damask geweſen und mehrmals an den Hof der Prinzeſſinn Abaſa gekommen; dieſe, und der Chalyf ſelber hatten ihr aufgetragen, der jungen Seineb mehrere koſtbare Kleinode zu überbringen, welche dieſe Schöne jedoch immer nur mit Gleichgültigkeit angenommen hatte. Der tiefe Ausdruck des Schmerzes auf ihrem

Geſichte war den durchdringenden Augen der Jüdinn nicht entgangen, deren wiederholte Beſuche des Harems ſie mit der Liebe des Chalyfen und der Sprödigkeit der ſchönen Sklavinn vertraut machte, und auch ſie, wie die Prinzeſſinn Abaſa, den Grund dieſer Verſchmähung ahnen ließ. Seineb hatte ihren Namen nicht verändert. Die Jüdinn, welche mit dem Arabiſchen Arzt in Verbindung ſtand, hatte ihm von Seineb, von der Liebe des Chalyfen für ſie, und von ihrer Gleichgültigkeit gegen ihn, ſo wie von der geheimen Leidenſchaft erzählt, welche man als die Urſache davon anſah. Man darf ſich nicht wundern, daß dieſer vorgebliche Weltweiſe und eine Unterhändlerinn mit einander in Verkehr ſtanden. Dieſe beiden Gewerbe haben mehr Beziehung unter einander, als man wähnt. Unſer Schwarzkünſtler und die alte Jüdinn lebten beide von der Kunſt, die Menſchen zu betrügen, und machten häufig gemeinſame Sache zum beſſern Gelingen.

Der Weltweiſe wußte, daß ſein junger Kranker in eine Sklavinn namens Seineb zum Sterben verliebt war, und daß dieſe Seineb ſich zu Damask befand, und machte nur zum Schein allerlei Vorrichtungen der Geomantie: er zeichnete eine Weltkugel, ſetzte darauf viele Punkte, und nachdem er die Sonne und den Mond befragt und allerlei kauderwelſche Wörter ausgeſprochen hatte, that er den feierlichen Ausſpruch, daß Numan nur geheilt werden könnte, wenn er eine Reiſe nach Damaſk machte, und daß dieſe Stadt das Ziel ſeiner Leiden ſein würde. Der geſchäftige Arzt erbot ſich, ihn dahin zu begleiten, indem er verſicherte, daß er dort ſeines Raths und ſeiner Hülfe bedürfen würde.

Der Vater, der kein größeres Unglück kannte, als den Verluſt ſeines Sohnes, willigte in alles in der Hoffnung, ihm das Leben zu retten. Er ließ den jungen Kranken mit ſeinem Wunderarzt dahin reiſen, und gab ihnen Gold die Fülle mit, welches ſein Reichthum und ſeine väterliche Liebe ihn nicht ſparen ließen.

Als die Reiſenden in Damaſk angekommen waren, verſchaffte ſich der Arzt, der weniger unwiſſend und dabei dreiſter war, als ſeine Genoſſen, bald mehr Zulauf, als ſie alle. Er miethete einen Laden, (denn im Morgenlande ſind die Aerzte zugleich Apotheker), und beſetzte ihn mit vielen Arzneien, welche ſehr heilſam für ihn waren, und denen nicht ſchaden konnten, die ſich ihrer bedienten. Numan, der für ſeinen Schüler galt, gab die Heilmittel aus, und die anziehende Schönheit des jungen Lehrlings ermangelte auch nicht, die Apotheke in Kundſchaft zu bringen.

Zweihundert und ſieben und vierzigſter Tag.

Der Ruf des neuen Arztes verbreitete ſich bald bis in das Harem. Der Chalyf hatte ſchon alle Aerzte der Stadt verſucht, um das Siechthum ſeiner jungen Sklavinn zu vertreiben und Uebel zu heilen, welche nicht zu ihrem Fache gehörten. Der verliebte Fürſt wollte nun auch noch dieſen Arzt zu Rathe ziehen, deſſen Geſchicklichkeit man ſo ſehr rühmte. Er ſchickte die Kahermané, oder Oberaufſeherinn des Harems, namens Raſié, zu ihm, welche hinging und im Namen ihres Herrn dem Arzte den Zuſtand der Favoritinn weitläuftig auseinanderſetzte.

Der Araber hatte in der That das einzige Mittel bei ſich, welches Seineb heilen konnte. Er befahl dem jungen Numan, ein gewiſſes Arzneiglas zu bringen, und ließ ihn eigenhändig auf einen daran gebundenen Zettel die Vorſchrift ſetzen, auf welche Weiſe das darin enthaltene Mittel gebraucht werden ſollte.

Man kann denken, daß die Schriftzüge Numans der zärtlichen Seineb bekannt waren; und es wäre ſchwer, die Unruhe auszudrücken, welche ſie beim Anblicke derſelben empfand. Dieſe vermehrte ſich noch, als ſie vernahm, daß es die Handſchrift eines jungen

Menſchen aus Kufa von hinreißender Schönheit wäre, der aber Kummer zu haben ſchiene.

Bei dieſer Erzählung ſank Seineb in Ohnmacht: als ſie durch Raſié's Hülfe, und noch mehr durch die Kraft dieſes köſtlichen Tranks, wieder zu ſich gekommen war, verriethen die Thränen der Geliebten, ihre haſtigen Fragen und die Freude, welche ſie unwillkührlich blicken ließ, bald ihr Geheimnis.

Die mitleidige Kahermané beſchloß, Seineb zu retten, welche ſie bisher ſo unglückſelig geſehen hatte, und für welche ſie lebhafte Theilnahme fühlte; denn es war das Loos dieſer Schönheit, überall geliebt zu werden. Raſié eilte wieder nach dem Laden des Arztes, und nachdem ſie lange von ihrer jungen Kranken geſprochen, von der Linderung, welche die Arznei ihr verſchafft hätte, von ihrer Schönheit und ihrer Schwermuth, von der Anmuth, welche ſie vor allen ihren Gefährtinnen auszeichnete, und von der Liebe des Chalyfen, deren Lohn ihm jedoch noch immer nicht zu Theil geworden wäre, fiel Numan, der alles verſchlang, was er hörte, ſeinerſeits auch in Ohnmacht.

Raſié, welche nur in dem Herzen des Jünglings hatte leſen wollen, war ſehr befriedigt, als ſie ihn ſo zärtlich erfand. Nachdem ſie dem Arzte geholfen, ihn wieder zu ſich zu bringen, gab ſie ihm zu verſtehen, daß ſie ihn durchſchaut hätte; und um ſeinen

Schmerz zu lindern und ſeine Liebe zu ermuthigen, verſprach ſie ihm ihren Beiſtand, welchen der junge Menſch gern mit all ſeinem Blute bezahlt hätte, und welche er ſich mit all ſeinem Vermögen zu vergelten erbot.

Die erſte ihrer Hülfleiſtungen ſollte ſein, Numan zu den Füßen derjenigen zu bringen, welche er ſeine Gattinn nannte. Naſié willigte ein. Die Sache ward thunlich vermittelſt einer Verkleidung. Numan wurde in ein Mädchen umgewandelt. Ungeachtet der Regelmäßigkeit ſeiner Züge, konnte ſein ausgebildetes Geſicht jedoch nicht mehr für ein weibliches gehalten werden: der ihn bedeckende Schleier allein begünſtigte dieſen Betrug.

Als beide ſo an die Pforte des Harems kamen, beſeitigte die Oberaufſeherinn die Schwierigkeiten, welche die Verſchnittenen machten, eine fremde Frau einzulaßen. Dieſe hier wurde für die Frau des Arztes ausgegeben. Beide ſtiegen nun zu einem langen Gange hinauf, und Naſié, die aus Beſcheidenheit, nicht Zeuge des erſten Wiederſehns der beiden jungen Liebenden ſein wollte, wies die angebliche Frau des Arztes nach den Zimmern Seinebs. Sie waren in der Nähe der Zimmer der Prinzeſſinn Abaſa. Numan, ganz verwirrt, verwechſelte die Thüren. Er trat in eine Reihe von Zimmern, eins immer prächtiger, als das andre, und erblickte endlich in dem letzten eine fürſtlich gekleidete Frau, welche ihn gebieteriſch fragte, wie ſie ſich erdreiſten könnte, zu ihr herein zu treten, ohne gerufen zu ſein.

Numan, von Schreck erſtarrt, wollte einige Worte vorbringen; ſeine Stimme verrieth ihn aber noch mehr. Die Prinzeſſinn argwöhnte ſogleich, daß dieſer Schleier einen Mann verhüllte, riß ihn weg, und überzeugte ſich auf der Stelle von der Wahrheit. Jetzo verdoppelte ſich ihr Zorn, und da ſie im Begriff ſtand, den Verwegenen mit dem Tode büßen zu laßen, warf er ſich ihr zu Füßen, und wünſchte nur zu den Füßen Seinebs zu ſterben, welche die eigentliche Urſache ſeines Vergehens wäre. Da er ſich rettungslos verloren wähnte, ſo erzählte er ſeine ganze Geſchichte in wenigen Worten, mit eben ſo viel Offenheit als Schmerz, und ohne daß er von den Füßen der Prinzeſſinn aufſtand, welche er noch immer umfaßt hielt.

Abaſa, von Natur gütig, hörte mit Theilnahme die Erzählung ſeiner Leiden, und freute ſich, die Urſache von Seinebs Schwermuth errathen zu haben. Sie ließ auf der Stelle die junge Liebende rufen, und ſtellte ihr denjenigen vor, um den ſie ſo viel Thränen vergoſſen hatte.

Ich überhebe mich, die Ueberraſchung, das Entzücken und die Freude der beiden jungen Liebenden zu ſchildern. Nachdem ſie mehrere glückſelige Stunden mit einander zugebracht hatten, wollte die Prinzeſſinn, die jetzt ihre Beſchützerinn geworden war, ihnen ein kleines Feſt geben, mit Zuziehung aller der Sklaven, welche ſie bedienten. Numan ſtäts verſchleiert, galt für eine Fremde, welche die Prinzeſſinn hatte kommen laßen, um die Laute zu ſpielen, die Numan in der That hinreißend ſpielte.

Nach einem köſtlichen Abendeſſen, ließ die Prinzeſſinn Seineb die zärtlichen Lieder ſingen, welche ſie in ihrer Schwermuth oft wiederholt hatte, wenn ſie ſich nach ihrem theuren Numan ſehnte. Dieſer begleitete mit der Laute die Stimme ſeiner Gebieterinn; und dieſes Konzert, von zwei Liebenden ausgeführt, die ſo innig mit einander übereinſtimmten, entzückte ſelbſt diejenigen, die nicht wußten, wie viel Vergnügen es beiden gewährte, indem ſie ſo ihre Kunſt mit einander verſchmolzen.

Die rührende Stimme Seinebs ertönte über die Zimmer der Prinzeſſinn hinaus. Der Chalyf, der gerade unter ihren Fenſtern vorbeiging, wurde durch Töne feſtgehalten, welche ſtäts den Weg zu ſeinem Herzen gefunden hatten: er trat hinein, und machte ſeiner Schweſter freundliche Vorwürfe, daß ſie in ihren Zimmern ſich Vergnügungen machte, an welchen ſie ihn nicht theilzunehmen vergönnte.

Zweihundert und acht und vierzigſter Tag.

Die wohlwollende Abaſa ergriff dieſe Gelegenheit, zwei Glückliche zu machen, und ihren Bruder von einer Leidenſchaft zu heilen, welche ihm nur Herzeleid erregen konnte. Sie empfing den Chalyfen mit aller Ehrfurcht, welche ſie dem Beherrſcher ſchuldig war, und mit aller Zärtlichkeit, welche ſie dem Bruder gewidmet hatte. Sie ſelber ſchenkte ihm köſtliches Getränk ein, und ließ vor ihm durch ihre Frauen leichte und glänzend Tänze aufführen, um ſeine Augen zu ergetzen und ſein Gemüth zu erheitern.

Hierauf bat ſie ihn um Erlaubnis, mit einer andern Unterhaltung abzuwechſeln, und ließ von denjenigen ihrer Frauen, welche ſich am beßten darauf verſtanden, mancherlei Geſchichten erzählen. Da der Fürſt großes Gefallen an ſinnreichen Erzählungen fand, erzählte ihm auch Abaſa, als die Reihe an ſie kam, folgende Geſchichte:

„Herr, ich will Euer Majeſtät eine Geſchichte erzählen, deren unglückliche Wendung auf gleiche Weiſe die Liebe und die Menſchlichkeit empört.

Ein reicher Kaufmann in Agra*) hatte einen Sohn, welchen er glücklich machen wollte; er wählte ihm eine Gattinn aus, welche er ſeiner würdig achtete, und die gegenſeitige Zuneigung der beiden jungen Liebenden rechtfertigte bald die Wahl des Vaters. Alle drei hätten ſich eines dauernden Glücks erfreuet, wenn nicht ein boshafter Veſyr, der nur darauf dachte, die Gelüſte ſeines Herrn zu befriedigen, um ihn in Ueppigkeit einzuſchläfern, die junge Gattinn ihrem Geliebten und Schwiegervater entriſſen hätte, um ſie als Sklavinn dem Sultan zu ſchenken. Als der Fürſt ſich in dem Beſitz dieſes ſeltenen Schatzes ſah, ward er bald darin verliebt; aber es wollte ihm nimmer gelingen, ihr zu gefallen: ſeine Sklavinn verzehrte ſich in Schmerz unter ſeinen Armen, ſie ſehnte ſich unaufhörlich nach ihrem Gatten, dem man ſie entriſſen hatte, und erwiederte die Liebkoſungen ihres Herrn nur durch die kälteſte Verſchmähung. Endlich fand ihr Gatte, der ſie anbetete, Mittel, in daß Gefängnis ſeiner Geliebten einzudringen; (denn der Liebe iſt nichts unmöglich;) er erfreute ſich des Glücks, diejenige wiederzuſehen und zu hören, der er ſein Leben geweihet hatte, als der eiferſüchtige Sultan ſie beide überraſchte. Sein Stolz und ſeine verachtete Liebe entflammten ihn zum heftigſten Zorn: er wollte ihre Entſchuldigung nicht hören, er ſah in den beiden Gatten nur eine treuloſe Sklavinn und einen Verwegenen, der in ſein Harem eingebrochen war, zog ſeinen Dolch, und opferte ſie beide ſeiner Rache auf.

---

*) Groſe Stadt in Indien, vormals Siz des Groß-Mogols.

Ich bekenne, daß das Schickſal dieſer beiden unſchuldigen Schlachtopfer mich immer empört hat, und ich meine nicht, daß die Gewalt eines Sultans höher ſtehe, als die der Liebe und der Ehe."

„Ich denke, wie du," ſagte hierauf der Fürſt ganz gerührt: „wir haben keine rechtmäßige Gewalt über zwei Herzen, die ſich lieben. Eine Frau gehört ihrem Manne vor allen anderen an; und wie groß auch die Leidenſchaft des Sultans ſein mag, ſie muß der gegenſeitigen Liebe weichen."

„Beherrſcher der Gläubigen," rief jetzo die Prinzeſſinn aus, „ihr habt einen eurer Weisheit und Güte würdigen Ausſpruch gethan: Sehet hier die Gattinn und den Gatten, von denen ich eben geredet habe; und ihr ſeid der wohlwollende Fürſt, der alles Unrecht wieder gut macht, welches man ihnen anthun wollte. Dieſe Sklavinn, der ihr nicht zu gefallen vermochtet, iſt die rechtmäßige Gattinn desjenigen, den ihr hier unter Kleidern ſehet, welche ſeinem Geſchlechte nicht zukommen. Der Schmerz und Liebe haben ihn dahin gebracht, die Geſetze des Harems zu verletzen: ihr werdet ihm verzeihen, daß er ſo treu und gefühlvoll geweſen, und euch für den edelmüthigſten Fürſten des Morgenlandes geachtet hat."

Numan und Seineb ſanken, zitternd und vernichtet, zu den Füßen des Chalyfen, der von den zum voraus ertheillten Lobeserhebungen ſeiner Schweſter befeuert, nur noch daran dachte, dieſelben zu verdienen, indem er die Treue, den Muth und die Tugend des Paares krönte, welches die Geſetze des Morgenlandes zum Tode verurtheilt hätten. Er ließ ſie, mit Geſchenken überſchüttet, heimkehren, und legte ihnen keine andre Verbindlichkeit auf, als die, ſich immerdar zu lieben: ein Gebot, welches ſie ihr lebelang erfüllten.

Der gewandte Arzt, der ſo gut das Heilmittel ihrer Leiden zu finden gewußt hatte, galt fortan in ganz Arabien, eben ſo wohl, und noch mehr für den Arzt der Seele, als des Leibes.“ —

Abenteuer einer Veſyrs-Tochter.

Zweihundert und neun und vierzigſter Tag.

„Das Königreich Kaſhemir war einſt von einem Fürſten, namens Aladin beherrſcht. Er hatte eine Tochter, welche ohne Widerſpruch die vollkommenſte Schönheit des Morgenlandes geweſen wäre, wenn nicht die Tochter ſeines Veſyrs ihr dieſen Vorzug ſtreitig gemacht hätte. Man ſprach im ganzen Morgenlande nur von den himmliſchen Reizen, womit dieſe beiden Prinzeſſinnen begabt waren. Mehrere Fürſten wurden durch den bloßen Ruf von ihnen entzündet, und dachten daran, um ihre Hand anzuhalten.

Es war ſchwer zu entſcheiden, welche von dieſen Schönheiten die vollkommenſte war; aber, ſei es Vorliebe, ſei es, daß die Tochter des Veſyrs, minder ſtolz und leutſeliger als ihre Nebenbuhlinn, ſich die Herzen der Menge gewonnen hatte, alle Stimmen waren für ſie.

Die Tochter des Königs empfand einen ſo heftigen Verdruß, als ſie ſah, daß Ghülnas, (ſo hieß die Weſyrstochter,) ihr vorgezogen wurde, daß ſie in ein tödtliches Siechthum verfiel. Ihr beſorgter Vater ließ die Aerzte kommen, welche verſicherten, daß das Uebel der Prinzeſſinn nur von irgend einem geheimen Herzeleid herrührte.

Der König drang in ſeine Tochter, ihm ihr Herz zu eröffnen. Um ſie dazu zu bewegen, verband er ſich durch einen feierlichen Eid, ihr alles zu gewähren, was ſie verlangen möchte, und ſollte es ihn auch die Hälfte ſeines Königreichs koſten. Die Tochter Aladins, weit entfernt, die niedrige Eiferſucht welche ſie beſeelte, geſtehen zu wollen, hätte ſie gern vor ſich ſelber verborgen. Aber gerührt von den Beweiſen der Zärtlichkeit, welche ihr Vater ihr gab, und von dem tiefen Schmerze, welchen er bezeugte, konnte ſie nicht länger widerſtehen, und bekannte ihm, das Ghülnas die Urſach ihrer Leiden wäre, welche nur durch Entfernung dieſer verhaßten Nebenbuhlerinn endigen würden.

Aladin ſuchte ſeine Tochter zu tröſten, und verſicherte ſie, daß ſie binnen kurzer Zeit nicht mehr von derjenigen hören würde, die ihre Leiden verurſachte.

In der That ließ er ſogleich ſeinen Groß-Weſyr kommen, und ſprach zu ihm:

„Veſyr, ungern befehle ich es, du mußt deine Tochter verkaufen; ich weiß, wie viel es deinem Herzen koſten wird: aber das Leben meiner Tochter hängt davon ab. Das iſt genug geſagt; und ich erwarte dieſes Opfer von deinem Eifer, welchen du mir ſtäts bezeugt haſt.“

Der beſtürzte Veſyr ſchwankte einige Zeit zwiſchen der väterlichen Liebe und dem Ehrgeiz. Die letzte Leidenſchaft trug jedoch endlich den Sieg davon und erſtickte die Stimme der Natur.

Er behielt gleichwohl noch ſo viel Schaam, daß er ſeine Tochter nicht öffentlich zum Verkauf ſtellen wollte. Dieſe Schmach zu vermeiden, erſann er Folgendes. Er ließ ſeine Tochter in eine Kiſte legen, ſodann einen Ausrufer kommen, und ſagte zu ihm:

„Biete dieſen Kaſten für vierzigtauſend Asper aus, aber unter der Bedingung, daß derjenige, der ihn erkauft, ihn nehme, ohne zu ſehen, was er enthalte.“

Der Ausrufer bemühte ſich vergeblich, den Auftrag des Veſyrs auszuführen: die auf den Kauf geſetzte Bedingung entfernte alle Käufer. Ein junger Waſſerträger endlich, dreiſter als alle andere, ahndete ein Geheimnis, und erbot ſich, den Handel zu wagen: er entlehnte von einem Kaufmanne, ſeinem Freunde, die beſtimmte Summe, und nachdem er ſie dem Ausrufer aufgezählt hatte, trug er ſeinen Kaſten heim.

Nichts konnte ſeiner Ueberraſchung gleichkommen, als ſeine Freude, als er beim ungeduldigen Oeffnen des Kaſtens darin ein Fräulein von hinreißender Schönheit erblickte.

„Reizende Huri,“ ſprach er zu ihr, — „denn ohne Zweifel ſeid ihr eine jener himmliſchen Nymphen, welche zur Wonne der Auserwählten in jener Welt beſtimmt ſind, — durch welches ſeltſame Abenteuer ſeid ihr in dieſen Kaſten verſperrt?“

Die Veſyrstochter, die ſich nicht zu erkennen geben wollte, antwortete ihm:

„Ihr ſeht eine Unglückſelige vor euch, welche das Schickſal verfolgt: es hat mich jetzo zu eurer Sklavinn gemacht, ich murre nicht darüber, und ihr ſollt in mir alle die Unterwürfigkeit und Treue finden, welche ich euch ſchuldig bin.“

Zweihundert und funfzigſter Tag.

Die liebenswürdige Ghülnas beſaß zu viel Reize, als daß ihr Herr nicht die Macht derſelben empfunden hätte. Sie war ſeine Sklavinn, und er konnte nach Gefallen über ſie ſchalten: aber er hatte bei ſeiner Liebe ein Zartgefühl, welches ihn weit über ſeinen Stand erhub. Sein Glück hätte ihn als bloße Folge des Zwanges unvollkommen gedünkt, und er wollte es gänzlich der Liebe verdanken. Er faßte alſo den Entſchluß, Ghûlnas die Freiheit wiederzugeben, und ſich alsdann mit ihr durch die Bande der Ehe zu verbinden. Aber bevor er dieſen Entwurf ausführte, wollte er prüfen, ob ſie auch der Beſtimmung würdig wäre, welche er ihr zudachte. Er führte ſie zu ſeiner Mutter, welche in einer kleinen, eine Tagereiſe von Kaſhemir entfernten Stadt wohnte, und ſagte zu dieſer insgeheim:

„Liebe Mutter, ich habe Abſichten auf dieſe junge Sklavinn, welche ich eurer Sorgfalt anvertraue: leitet ihr Betragen, und prüfet ſie, ob ihre Sittſamkeit ihrer Schönheit gleichkömmt.“

Hierauf nahm er Abſchied von ſeiner Mutter und von Ghûlnas, mit der Verſicherung, daß er ſie bald wiederſehen würde.

Die ſchöne Sklavinn gewann bald das Herz derjenigen, die ihrem Herrn das Leben gegeben hatte. Sie war bezaubert von ihrer Sanftmuth und Gefälligkeit, und ſie ward ihr binnen kurzer Zeit eben ſo lieb, als wenn ſie ihre leibliche Tochter geweſen wäre. Dieſe gute Frau, die in der äußerſten Armut lebte, hatte dieſelbe ſtäts mit Geduld ertragen; aber ſeitdem ſie Ghûlnas bei ſich hatte, ſchmerzte es ſie, ſie ihr Elend mit ihr theilen zu ſehen, und wünſchte ſie ſich Reichthümer, um ihr ein ihrer Tugenden würdigeres Schickſal zu bereiten.

Die liebenswürdige Ghülnas ihrerſeits gerührt von der traurigen Lage derjenigen, die ihr ſo viel Güte erzeigte, ſuchte ſie zu erleichtern. Sie übergab ihr einen Diamant, welchen ſie verborgen hatte, als ihr unmenſchlicher Vater ſie in den Kaſten geſperrt, und trug der alten Frau auf, ihn für zweitauſend Zeckinen zu verkaufen.

Da der Diamant von großer Schönheit war, ſo fand die alte Frau bald einen Käufer, und kam ganz freudig wieder heim zu derjenigen, die ſie ihre geliebte Tochter nannte.

Ghülnas miethete nun für ſich und ihre Gefährtinn ein bequemeres und geräumigeres Haus, welches ſie mit ſauberem Geräthe verſehen ließ. Sie begann, ſich über ihr Unglück zu tröſten und ſich nach dem Stande zu bequemen, in welchem ſie ſich befand, als neue Unfälle ſie noch beklagenswerther machten, als zuvor.

Der Ruf ihrer Schönheit verbreitete ſich in der Stadt, wo ſie wohnte; und ein junger Mann ward ſo ſterblich in ſie verliebt, daß er es wagte, ihr ſeine Leidenſchaft zu erklären. Da ſeine Verwegenheit nicht den von im erwarteten Erfolg hatte, verwandelte ſeine Liebe ſich in Wuth, und er beſchloß ſich an derjenigen zu rächen, die ſeine Liebe verachtete. Er reiſte nach Kaſhemir, und als er hier dem Waſſerträger begegnete, ſagte er zu ihm:

„Wie beklage ich euch, daß ihr mit ſo viel Sorgfalt eine Undankbare aufzieht! während ihr hier mit Arbeiten überladen ſeid, ſchwimmt ſie in wollüſtigem Ueberfluß, welchen ſie ſich durch den Verkehr mit ihren Liebhabern zu verſchaffen weiß.“

Der Waſſerträger, voll Wuth, ohne zu unterſuchen, ob der ihm hingeworfene Bericht irgend einen Grund hat, reiſt ſogleich ab, um ſich zu rächen.

Die Schönheit des Hauſes, welches ſeine Mutter bewohnte, die Sauberkeit des Geräths, alles beſtätigt ihm, daß er betrogen ſei. Er tritt ein; Ghülnas, die ſich nichts verſah, weil ſie ſich nichts vorzuwerfen hatte, will ihm entgegen gehen: er aber läßt ihr nicht die Zeit dazu, er ſtürzt auf ſie los, und ſtößt ihr einen Dolch in die Bruſt, welchen er unter ſeinem Rocke verborgen hatte. Als er ſieht, daß ſie von dem erſten Stoße noch nicht fällt, will er ihr einen zweiten geben: Ghülnas aber weicht ihm aus, und ſpringt in der Verzweiflung aus dem Fenſter.

Ein Jude, der gerade durch die Straße vorbeiging, ſah das junge in ihrem Blut gebadete Mädchen, hub ſie auf, und brachte ſie in ſeine Wohnung.

Unterdeſſen war die Mutter des Waſſerträgers, welche ſich in einem Nebenzimmer befand, auf das Geſchrei Ghülnaſens herbeigekommen. Sie erblickt ihren Sohn mit wuthfunkelnden Augen und einen blutigen Dolch in der Hand, und frägt ihn:

„Wen gilt es, mein Sohn; und wo iſt Ghûlnas?“

„Dieſer Stahl,“ antwortete er ihr, „hat mich ſo eben an einer Treuloſen gerächt, die mich verrieth.“

„In welchem Irrthume biſt du!“ rief die Alte in Thränen zerfließend aus: „und wie ſehr wirſt du ihn noch beweinen! Du haſt die liebenswürdigſte und tugendhafteſte aller Jungfrauen unſchuldig getödtet.“

Sie erzählte ihm nun, auf welche großmüthige Weiſe Ghûlnas ſie aus ihrem Elende gezogen hatte.

Der Waſſerträger überließ ſich auf dieſen Bericht, dem lebhafteſten Schmerze; er ſtieg hinab nach der Straße, wo er ſeine geliebte Ghûlnas zu finden glaubte; aber ſie war verſchwunden. Er durchlief die ganze Stadt, ohne ihre Spur entdecken zu können.

Zweihundert und ein und funfzigſter Tag.

Der Jude unterdeſſen ließ einen Wundarzt holen, welcher, nachdem er die Wunde der Veſyrstochter unterſucht hatte, verſicherte, ſie wäre nicht tödtlich. Er täuſchte ſich auch nicht, und ſie ermangelte nicht, mit ihrer Geſundheit auch alle ihre Reize wieder zu gewinnen.

Der Jude konnte ſie nicht mit gleichgültigem Auge betrachten, und erklärte ihr ſeine Leidenſchaft, als ein Liebhaber, welcher Gehorſam verlangte. Ghûlnas ſchauderte vor der Gefahr, welche ihr drohte. Zu eng bewacht, um die Flucht zu ergreifen faßte ſie den Entſchluß, ſich in das Meer zu ſtürzen, welches die Mauern des Hauſes beſpülte. Sie achtete ihr Leben gering, wenn ſie nur ihre Ehre retten konnte. Um dieſen Vorſatz auszuführen, mußte ſie den zudringlichen Juden entfernen; ſie ſtellte ſich, als wenn ſie bewilligte, was er von ihrer Gefälligkeit verlangte, forderte aber, daß er zuvor ins Bad ginge, ſich zu waſchen.

Der Jude geht hin, Ghûlnas öffnet das Fenſter, und ſtürzt ſich unerſchrocken ins Meer hinab. Drei Brüder, die in der Nähe fiſchten, erblickten ſie, wie ſie mit den Wellen kämpfte. Da ſie gewandte Schwimmer waren, ergreifen ſie ſie bei den Kleidern, bringen ſie in ihr Boot, und rudern nach einer Wieſe auf der andern Seite der Stadt.

Die Veſyrstochter, nachdem ſie durch die Bemühungen ihrer Retter, wieder ins Leben zurückgerufen war, ſah ſich bald einer noch ſchrecklichern Gefahr ausgeſetzt. Ihre ungemeine Schönheit machte den lebhafteſten Eindruck auf die drei Brüder; ein heftiger Streit erhub ſich unter ihnen, und jeder von ihnen verlangte, ſie zu beſitzen.

Sie ſtanden im Begriff darüber handgemein zu werden, als der Zufall einen jungen Ritter in ihre

Nähe führte, welchen ſie nun zum Schiedsrichter erwählten.

„Das Loos allein,“ ſagte der junge Mann zu ihnen, nachdem er ſich von dem Gegenſtande ihres Streites unterrichtet hatte, „kann euern Zwiſt entſcheiden: ich will drei Pfeile nach drei entgegengeſetzten Richtungen abſchießen; wer von euch am ſchnellſten einen der Pfeile erreicht, ſoll der Beſitzer dieſer Schönheit ſein.“

Dieſer Vorſchlag erſchien den Fiſchern ſo billig, daß ſie ihn ohne Bedenken annahmen. Der Ritter ſpannt ſogleich ſeinen Bogen, und ſchießt nach einander drei Pfeile, nach verſchiedenen Richtungen ab. Die drei Brüder laufen raſch darnach aus, jeder in der Hoffnung, zuerſt das Ziel zu erreichen. Als der Ritter ſie weit entfernt ſieht ſpringt er ab, ſchwingt Ghülnas hinter ſich aufs Pferd, ſprengt mit ihr im Galopp den Fiſchern aus den Augen, und erreicht ſo ſein Dorf.

Es war Ghülnaſens Beſtimmung, alle diejenigen zu entflammen, welche ſie erblickten. Kaum war der Ritter mit ihr abgeſtiegen, als er ihr ſeine heftige Leidenſchaft erklärte. Ghülnas ſah wohl, daß ſie dieſem neuen Angriff nur durch Liſt entgehen könnte, und hörte ohne Entrüſtung das Geſtändnis ſeiner feurigen Liebe an: ſie ſtellte ſich ſogar, als wenn ſie ihn erhören wollte, und beſchwur ihn nur, ſein Glück noch bis auf die Nacht zu verſchieben.

„Ich habe einen Einfall, ſprach die Veſyrstochter zu ihm, welcher, ſo wunderlich er iſt, doch zu eurer und meiner Ruhe beitragen kann. Niemand weiß hier um meine Ankunft: leihet mir eins von euren Kleidern, und gebet mich für einen von euren Verwandten aus, der aus fremden Ländern heimkömmt. Da man ſo mein Geſchlecht nicht ahnden wird, ſo habt ihr keinen Nebenbuhler zu befürchten.“

Der entzückte Ritter gab ihr willig ein Manns-Kleid. Als ſie ſich darin verkleidet hatte, fügte ſie hinzu:

„Ich will euch auch beweiſen, daß ich das Geſchlecht nicht Lügen ſtrafe, unter welchem ich vor euren Augen erſcheine, und daß wenig Männer mir an Geſchicklichkeit ein Roß zu lenken gleich kommen.“

So ſpricht ſie, und zugleich ſchwingt ſie ſich mit Leichtigkeit auf das Roß des Ritters, läßt es verſchiedene Sprünge machen, und während er ihre Geſchicklichkeit bewundert, entfernt ſie ſich allmählich, drückt endlich dem Roſſe die Sporen in die Seite, ſprengt in vollem Galopp davon, und verſchwindet wie ein Blitz vor den Augen des ganz verdutzten Ritters. Die Furcht, verfolgt zu werden, trieb ſie, den ganzen übrigen Tag und die ganze Nacht hindurch zu reiten, ohne eine beſtimmte Richtung zu halten.

Die erſten Strahlen der Sonne, welche den Geſichtskreis erhellten, ließen ſie eine große Stadt entdecken. Ungewis lenkte ſie nach dieſer Seite hin. Wie groß war aber ihr Erſtaunen, als ſie die Einwohner ihr entgegen kommen ſah, und dieſe ſie folgendermaßen begrüßten:

„Unſer König iſt dieſe Nacht geſtorben; da er keinen Thronerben hinterlaßen hat, und deshalb einen Bürgerkrieg befürchtete, hat er in ſeinem letzten Willen geboten, denjenigen auf den Thron zu erheben, den man zuerſt bei der Oeffnung der Stadtthore antreffen werde.“

Ghülnas empfing mit einer hoheitsvollen und zugleich leutſeligen Miene die Huldigungen ihrer neuen Unterthanen, welche ſehr weit entfernt waren, ihr wahres Geſchlecht zu ahnden. Sie durchzog die Straßen unter dem Zurufe des Volks, und nahm den Palaſt in Beſitz, welcher der gewöhnliche Aufenthalt der Fürſten dieſes Landes war.

Zweihundert und zwei und funfzigſter Tag.

Sobald ſie auf dem Throne ſaß, widmete ſie ſich gänzlich der Regierung des Staats. Sie erwählte ſich rechtſchaffene und einſichtsvolle Veſyre, und richtete ihre Sorgfalt beſonders darauf, jedermann Gerechtig=

keit angedeihen zu laßen. Ihre Unterthanen bewunderten die Weisheit ihrer Regierung, und ſegneten das Geſchick, welches ihnen einen König zugeführt hatte, der mehr mit ihrem als ſeinem eigenen Glücke beſchäftigt war.

Nachdem die ſchöne Ghülnas eine zeitlang ſo regiert hatte, ließ ſie an dem Thore der Stadt einen prächtigen Springbrunnen erbauen. Als dieß Gebäude vollendet war, ließ ſie ihr Bildnis malen, aber, ohne dem Maler ihre beſonderen Gründe anzugeben, in Geſtalt und Tracht einer Königinn. Dieſes Bildnis wurde hoch über dem Springbrunnen angebracht, und in der Umgegend ſtellte ſie Späher auf, mit dem Befehle, ihr alle diejenigen zuzuführen, welche bei dem Anblicke des Bildes Seufzer ausſtoßen oder irgend ein Zeichen des Schmerzes äußern würden.

Indeſſen war der Waſſerträger untröſtlich über den Verluſt ſeiner geliebten Sklavinn; er durchwanderte alle Städte, in der Hoffnung, ihre Spur zu entdecken. Endlich kam er auch an dieſen Springbrunnen, und kaum hatte er die Züge des theuren Weſens erblickt, welches ſtäts ſeinem Geiſte gegenwärtig war, als er einen tiefen Seufzer ausſtieß. Die Soldaten ergriffen ihn ſogleich und führten ihn zu Ghülnas, welche er in ihrer Verkleidung weit entfernt war, zu erkennen.

Sie befahl ihm mit erzürntem Tone, die Urſache anzugeben, welche ihn bewogen hatte, bei dem Anblicke des Bildniſſes über dem Springbrunnen Thränen zu vergießen. Er, am ganzen Leibe zitternd, erzählte ihr ſein Unglück. Ghûlnas ließ ihn hierauf ins Gefängnis ſetzen.

Der Zufall führte einige Tage darnach die drei Fiſcherbrüder an denſelben Brunnen; ſie erkannten in dem Bildniſſe, welches ihn zierte diejenige, die ſie aus dem Waſſer gerettet hatten: die keineswegs erloſchene Flamme entzündete ſich von neuem bei dieſem Anblick, und ſie konnten ſich nicht enthalten zu ſeufzen.

Sie wurden alsbald auch vor Ghûlnas geführt, welche ſie ebenſo befragte, wie den Waſſerträger, und ſie ebenfalls ins Gefängnis ſchickte.

Der Ritter und der Jude kamen endlich auch an dieſen Springbrunnen, äußerten dieſelben Empfindungen und hatten daſſelbe Schickſal.

Als nun alle beiſammen waren, ließ die Veſyrs-Tochter ſie vor ſich kommen, und ſprach zu ihnen, mit bewegter Stimme:

„Wenn nun die Perſon, welche der Gegenſtand eurer Sehnſucht iſt, hier vor euren Augen erſchiene, würdet ihr ſie wieder erkennen?“

Und indem ſie dieſes ſprach ſchlug ſie ihren königlichen Mantel zurück, und ließ ſich in den Kleidern ihres wahren Geſchlechts ſehen. Alle ſechs ſtürzten auf ihre Knie, und flehten um Verzeihung der Uebertretungen; zu welchen eine zu heftige Liebe ſie hingeriſſen hätte. Die Veſyrstochter hub ſie gütig auf, reichte dem Waſſerträger die Hand, ließ ihn auf ihren Thron ſitzen und mit königlichem Gewande bekleiden.

Sie verſammelte hierauf die Großen ihres Reichs, erzählte ihnen ihre Geſchichte, und bat ſie ihren alten Herrn als König anzuerkennen. Wenige Tage darnach vermählte ſie ſich mit ihm, und die Hochzeit wurde mit wahrhaft königlicher Pracht gefeiert.

Der Jude, die drei Fiſcherbrüder und der Ritter wurden nach ihrer Heimat entlaſſen, mit Reichthümern beſchenkt, welche, ſo anſehnlich ſie waren, ſie doch nicht abhielten, das Loos des Waſſerträgers zu beneiden." —

Geſchichte des Sohnes Kebals.

Zweihundert und drei und funfzigſter Tag.

„Ein Kaufmann, namens **Kebal**, hatte eine junge reiche und liebenswürdige Frau geheiratet; und obwohl das Geſetz Mahomeds die Vielweiberei verſtattet, ſo wollte dieſe gebieteriſche Frau doch weder das Herz, noch das Bette ihres Mannes mit einer andern theilen. Kebal, ſchwach und unterwürfig, fürchtete ſeine Frau, der er ſein Vermögen verdankte; er hatte ſogar zu ihren Gunſten förmlich auf das Vorrecht verzichtet, welches ihm das Geſetz gab, und ihr eine unverbrüchliche Treue geſchworen. In der Entfernung von ſeiner Frau vergaß er jedoch bald die Schwüre, welche er ihr gethan hatte.

Handelsgeſchäfte nöthigten ihn einſt eine Reiſe zu machen, und da ward er von den Reizen einer Sklavinn gefeſſelt, welche er für fünfhundert Zeckienen kaufte. Nach neun Monden gebar ihm die Sklavinn einen Sohn, deſſen Geburt, weit entfernt ſeinem Vater zu ſchmeicheln, ihm vielmehr lebhafte Unruhe erregte.

Kebal, der den Hausfrieden erhalten wollte, ſtand nicht an, ihn durch ein Verbrechen zu erkaufen: ſeine Gemahlinn, die er in einem Augenblick der Trunkenheit vergeſſen hat, trat ihm jetzo vor die Seele, und die Furcht vor einer eiferſüchtigen Frau brachte ihn dahin, alles Gefühl der Menſchlichkeit abzuſtreifen. Er begann damit, den unglücklichen Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft aufzuopfern; und nachdem er die Mutter umgebracht hatte, wollte er auch den Sohn opfern: aber die Stimme der Natur ließ ſich, ſo hartherzig er war, doch wider ſeinen Willen in ihm vernehmen, und hemmte ſeinen Arm. Um nicht ſein eigenes Blut zu vergießen, faßte er den Entſchluß, das Kind in einer Wüſte auszuſetzen, in der Ueberzeugung, daß dieſes ſchuldloſe Schlachtopfer dort unfehlbar umkommen würde.

Aber die Vorſehung, welche über das Leben des Kindes wachte, führte einen Hirten in die Gegend, wo es ausgeſetzt war; ſeine Schönheit, ſein Geſchrei, ſein Elend rührten den armen Schäfer, der es nach ſeiner Hütte trug. Seine Frau, eben ſo mitleidig als er, übernahm willig die Pflege dieſes Kindes, und gab ihm eine Ziege zur Amme.

Es war ſo ſchon vier Jahr alt geworden, als Kebal, auf ſeinen Reiſen durch das Dorf kam, wo der Schäfer wohnte, und bei ihm einkehrte. Er ſah dort ſeinen Sohn, den er zwar nicht erkannte, aber, ſei es von der Schönheit des Kindes getroffen, oder weil die Natur für daſſelbe in ihm ſprach, er fühlte ſich beim ſeinem Anblicke bewegt, und fragte den Schäfer, ob er der Vater des Kindes wäre.

Wie groß war das Erſtaunen Kebals, als der Schäfer ihm erzählte, auf welche Weiſe er das Kind gefunden hatte, und er nun ſeinen Sohn darin erkannte! Auf dieſes Mitgefühl und dieſe Rührung folgten jedoch die Empfindungen eines grimmigen Haſſes. Er verbarg ſie, und ſtellte ſich, als wenn die Lieblichkeit des Kindes ihn rührete: er drang in den Schäfer, es ihm zu verkaufen, und bot ihm funfzig Zeckienen dafür.

Die Dürftigkeit des Schäfers, und ſeine Liebe für das Kind, und die Ueberzeugung, daß es in den Händen eines reichen Mannes glücklicher ſein würde, als in den ſeinen, bewogen ihn, in dieſen Antrag zu willigen. Er war weit entfernt, das Schickſal zu argwöhnen, welches ſeinen Pflegling erwartete.

Kebal hatte ihn nicht ſobald in ſeiner Gewalt, als er ihn mit ſich hinweg nahm und ihn an das Geſtade des Meeres führte. Die Schönheit des zarten Kindes, ſeine Unſchuld, ſeine zarten Liebkoſungen, ſeine Thränen, ſein Geſchrei, nichts kann die grimmige Seele Kebals erweichen: er nimmt ſeinen Sohn, ſchnürt ihn in einen Lederſack, und wirft ihn ſo ins Meer, und ſchmeichelt ſich, daß er dießmal nicht dem Tode entgehen werde. Aber der Himmel hatte es anders verhängt. Der Sack gerieth in die Netze eines Fiſchers, der ſie zufällig in demſelben Augenblicke herauszog.

Der Fiſcher öffnete voll Verwunderung den Sack, und als er darin ein Kind fand, welches noch athmete, hub er es bei den Beinen empor, und nachdem er es ſo wieder ins Leben zurückgerufen hatte, trug er es nach ſeiner Hütte. Der Sohn Kebals war beſtimmt, überall gefühlvolle Seelen zu finden, ausgenommen bei ſeinem unmenſchlichen Vater.

Der Fiſcher erzog den Knaben nach ſeinem Gewerbe, und dieſer zeichnete ſich bald darin durch ſeine Geſchicklichkeit und Unerſchrockenheit aus.

Er war ſchon ein Jüngling von funfzehn Jahren, als Kebal, der in ſeinem Handel häufige Reiſen machte, auch durch die Stadt kam, wo dieſer Jüngling wohnte; er begegnete ihm mit dem Fiſcher, der ihm das Leben gerettet hatte: beide waren mit Fiſchen beladen welche ſie in den Straßen feilboten. Das gute Ausſehen des jungen Menſchen fiel Kebal auf, und um gelegentlich zu erfahren, wer er wäre, kaufte er von dem Fiſcher etliche Fiſche. Sodann fragte er ihn, ob derjenige, der ihm folgete, ſein Sohn wäre. Der Fiſcher antwortete ihm, er wäre nicht ſein Vater, und erzählte ihm, auf welche Weiſe er ihn, in einen Sack geſchnürt, in ſeinen Netzen gefunden hatte.

Kebal, der nun abermals ſeinen Sohn erkannte, konnte nicht begreifen, wie er einem Tode entgangen war, welchen er für unvermeidlich gehalten hattte. Voll Verzweiflung über den ſchlechten Erfolg ſo vieler Verbrechen, beſchloß er jetzo ſeine Maaßregeln ſicherer zu nehmen. Er bot dem Fiſcher fünfhundert Goldſtücke für den jungen Menſchen, und der Handel wurde alsbald abgeſchloſſen.

Kebal behielt ſeinen Sohn, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben, als Sklaven bei ſich: die Sanftmuth, die Treue deſſelben, nichts konnte dieſen gräulichen Vater rühren, der immer nur deſto entſchloſſener war, ihn umzubringen.

Zwei Jahre waren ſo verlaufen, daß ihm ſein Sohn mit beiſpielloſem Eifer diente, als er ihm einen verſiegelten Brief übergab, und zu ihm ſagte:

„Reiſe nach Bagdad, dort wirſt du meine Tochter finden, und übergib ihr dieſen Brief: ich empfehle ihr, für dich Sorge zu tragen, du wirſt bei ihr bleiben, bis ich heimkomme; ich werde dir bald nachfolgen.“

Der Jüngling gehorchte ſeinem Herrn und machte ſich ſogleich auf den Weg. Angelangt zu Bagdad, erkundigt er ſich nach der Wohnung ſeines Herrn, und klopft an die ihm bezeichnete Thüre. Die Tochter Kebals öffnet, und vor ihr ſteht ein Jüngling, ſchöner als der Liebesgott, der ihr von Seiten ihres Vaters einen Brief überreicht. Ungeduldig erbricht ſie den Brief: aber welches Entſetzen ergreiſt ſie, als ſie folgende Worte lieſt:

„Der dir dieſen Brief überbringt, iſt mein größter Feind: ich ſende ihn dir, damit du ihn umbringen laſſeſt; ich fordere von dir dieſen Beweis deiner Zärtlichkeit.“

Zweihundert und vier und funfzigſter Tag.

Die Tochter Kebals, weit entfernt ihrem Vater zu gleichen, hatte ein edles und gefühlvolles Herz; ſie betrachtete den Ueberbringer des Briefes aufmerkſamer, und konnte ſich nicht erwehren, ihn zu lieben. Die Liebe gab ihr ein Mittel ein, demjenigen das Leben zu retten, der ihr in einem Augenblick ſo theuer geworden war, und ihn zugleich für immer mit ſich zu verbinden: ſie ſchrieb mit den nachgeahmten Zügen ihres Vaters einen andern Brief, der alſo lautete:

„Der euch dieſen Brief überbringt, iſt mir theurer, als ein Sohn; betrachtet ihn als mein anderes Selbſt; übergebet ihm die Verwaltung aller meiner Güter, und verheirathet ihn mit meiner Tochter Melahié.“

Nachdem ſie dieſen Brief geſchrieben hatte, verſiegelte ſie ihn, ging damit wieder in das Zimmer, wo ſie den Jüngling gelaſſen hatte, und ſagte zu ihm:

„Ihr habt euch verſehen; der Brief, welchen ihr mir übergeben, iſt an meine Mutter: ich will euch ſogleich in ihr Zimmer führen.“

Der junge Kebal übergab nun der Mutter den Brief; ſie las ihn, und da ſie nicht zweifelte, daß er von ihrem Manne wäre, vollzog ſie die darin enthaltenen Befehle, und verheirathete ihre Tochter mit dem jungen Menſchen.

Unterdeſſen kehrte auch Kebal, nach Vollendung aller ſeiner Geſchäfte, nach Bagdad zurück. Er war ganz erſtaunt, als er bei ſeiner Heimkunft ſeinen Sohn am Leben fand. Sein Erſtaunen ſtieg aber noch höher, als er vernahm, daß er ſogar ſein Schwiegerſohn geworden war. Alle dieſe Vorgänge kamen ihm unglaublich vor: aber die Furcht, ſeine Unthaten zu enthüllen, benahm ihm die Luſt, ſich darüber aufzuklären. Er verſtellte ſich, und verbarg unter dem Anſchein der Freundſchaft den tödtlichen Haß, welchen er ſtäts gegen ſeinen ſchuldloſen Sohn hegte. Seine Tochter Melahié ließ ſich aber durch dieſe ſcheinbare Ruhe nicht täuſchen: ihre für das Leben eines geliebten Gatten beſorgte Zärtlichkeit ließ ſie alle Schritte ihres Vaters bewachen.

Einige Zeit nach ſeiner Heimkehr, gab Kebal ſeinem Hausgeſinde einen Hammel und mehrere Krüge Weins zum Beßten, und ſagte dabei:

„Erfreuet euch dieſe Nacht, und feiert meine glückliche Heimkehr ins Vaterland; aber ich fordere von euch einen großen Dienſt: ein heimlicher Feind trachtet mir nach dem Leben, ich werde ihn dieſen Abend in mein Haus locken; um die vierte Stunde der Nacht wird er die Treppe meines Zimmers herabſteigen, ſobald ihr ihn kommen höret, ſo erdolchet ihn.“

Als nun dieſe Stunde gekommen war, befahl Kebal ſeinem Sohn, in den Hof zu dem Hausgeſinde hinab zu ſteigen und einen davon zu rufen. Der Jüngling war im Begriff die verhängnißvolle Treppe zu betreten, als ſeine ſtäts argwöhniſche Gattinn, ihn aufhielt, und ihn beſchwur, einen Auftrag nicht auszuführen, in welchem ſie etwas Unheimliches ahndete, und führte ihn mit ſich hinweg.

Unterdeſſen war Kebal von wechſelnden Leidenſchaften bewegt: als eine halbe Stunde vergangen war, ohne daß er den Erfolg ſeiner Treuloſigkeit vernommen hatte, wollte er wiſſen, ob ſeine Leute endlich ſeine Rache vollſtreckt hätten. Da er nun raſch die Treppe herab ſtieg, und diejenigen, denen er ſeine Befehle gegeben, bis dahin noch niemand die Treppe herabkommen gehört hatten, zweifelten ſie nicht, daß es ihr

Schlachtopfer wäre, ſtürzten über ihn her und ermordeten ihn in der Dunkelheit.

Dieß war das wohlverdiente Ende dieſes unmenſchlichen Vaters. Derjenige, dem er das Leben gegeben, und dem er es mehrmals wieder zu nehmen getrachtet hatte, erbte alle ſeine Güter: da ſeine Geburt ein Geheimnis für ihn war, ſo lebte er ganz ruhig mit ſeiner Gattin, und erfuhr niemals, daß ſie ſeine Schweſter war.“

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Fünfter Band.

Tausend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Aus dem
Persischen, Türkischen
und
Arabischen
nach
Petis de la Croix, Galland, Cardonne,
Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus
und Anderen,
überſetzt
von
F. H. von der Hagen.

Fünfter Band.

Prenzlau,
Druck und Verlag der Ragoczyſchen Buchhandlung.

1827.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Inhalt des fünften Bandes.

Seite

Geſchichte Haleſchalbehs und der unbekannten Dame.

Zweihundert und fünf und funfzigſter Tag	1
256ſter Tag	7
257ſter Tag	10
258ſter Tag	15
259ſter Tag	20
260ſter Tag	26
261ſter Tag	29
262ſter Tag	34
263ſter Tag	40
264ſter Tag	43
265ſter Tag	48
266ſter Tag	52
267ſter Tag	59

Geſchichte Xaïluns des Blödſinnigen.

268ſter Tag	64
269ſter Tag	68
270ſter Tag	72
271ſter Tag	77
272ſter Tag	81
273ſter Tag	84

Seite
274ſter Tag 88
275ſter Tag 92
276ſter Tag 96
277ſter Tag 101
278ſter Tag 105
279ſter Tag 111
280ſter Tag 114
281ſter Tag 118
282ſter Tag 122
283ſter Tag 126
284ſter Tag 129
285ſter Tag 133
286ſter Tag 138
287ſter Tag 142
288ſter Tag 145
289ſter Tag 150
290ſter Tag 155
291ſter Tag 159
Geſchichte des Schebandad's von Szurat und ſeiner Familie 164

Geſchichte des Liebhabers der Sterne.

292ſter Tag 166
293ſter Tag 174
294ſter Tag 179
295ſter Tag 183
296ſter Tag 188

Seite
297ſter Tag 194
298ſter Tag 203
299ſter Tag 208
300ſter Tag 214

Heldenthaten und Tod des Hauptmanns Bergſpalter und ſeiner tapfern Genoſſen.

301ſter Tag 225
302ter Tag 230
303ter Tag 235
304ter Tag 240
305ter Tag 246
306ter Tag 253
307ter Tag 260
308ter Tag 267
309ter Tag 271
310ter Tag 276
311ter Tag 281
Walid-Haßens Traum 287

Geſchichte Simuſtapha's und der Prinzeſſinn Ilſetilſone.

312ter Tag 296
313ter Tag 301
314ter Tag 310
315ter Tag 315
316ter Tag 320

Seite
317ter Tag 327
318ter Tag 332
319ter Tag 337
320ſter Tag 343
321ſter Tag 348
322ſter Tag 353
323ſter Tag 358
324ſter Tag 363
325ſter Tag 369
326ſter Tag 373
327ſter Tag 378
328ſter Tag 383
329ſter Tag 388

Geſchichte
Haleſchalbeh's und der unbekannten Dame.

Zweihundert und fünf und funfzigſter Tag.

„Der Chalyf Harun Alraſchid berief eines Tages ſeinen Großveſyr Giafar und Meßrur, den Oberſten der Verſchnittenen, und ſprach zu ihnen:

„Ich will heute unerkannt Bagdad durchwandern und die Krankenanſtalten beſuchen, um mich ſelber zu überzeugen ob die Verwaltung derſelben gewiſſenhaft und verſtändig iſt, und ob die Kranken darin alle die Hülfe und Pflege erhalten, deren ſie bedürfen. Ich werde mich als Derviſch verkleiden, und ihr beide, die ihr mich begleiten ſollt, wählet euch auch eine

Verkleidung, vermittelſt welcher ihr durchaus unerkannt bleiben könnt.“

Geſagt gethan, und bald iſt der Chalyf mit ſeinen Begleitern auf dem Wege. Angelangt in den Anſtalten, welche er zu beſuchen ſich vorgeſetzt hatte, findet er alles in der erwünſchten Ordnung, bis er an die Thüre eines ſehr geräumigen Hofes kam, in welchem er lautes Getöſe hörte. Er wandte ſich an Giafar, und fragte ihn:

„Woher kömmt dieſer Lärm?“

„Herr,“ antwortete der Veſyr, „dieß iſt der Ort, wo die Narren eingeſperrt ſind: diejenigen, deren Tollheit nicht gefährlich iſt, können in dieſem großen Hofe frei umhergehen, und ſie haben ihre Zellen oder kleinen Gemächer rings um denſelben.“

„Laß uns hineingehen,“ ſagte der Chalyf; „dieſer Gegenſtand iſt nicht minder wichtig. Wir wollen zuvörderſt ſehen, ob auch alle aus triftigen Gründen hier eingeſperrt ſind: man läßt gar viele Leute in Freiheit, welche, ihrer Unſinnigkeit wegen, wohl verdienten eingeſperrt zu werden; dagegen befinden ſich hier vielleicht manche, für welche es, um ihrer ſelbſt und um der Geſellſchaft willen, beſſer wäre, wenn ſie wieder in Freiheit geſetzt würden. Jeder von uns beſonders ſoll einen von den Bewohnern dieſes Hofes prüfen. Wir wollen looſen, wer von uns dreien zuerſt eine ſolche Prüfung übernehmen ſoll, und ſogleich ans Werk gehen.“

Das Loos entſchied, daß Meßrur den Anfang machen ſollte.

Als ſie alle drei in den Hof gekommen waren, ging der Oberſte der Verſchnittenen gleich nach der erſten Zelle: hier fand er einen Mann von ungefähr vierzig Jahren, der eine Pfeife rauchte, ſehr ernſthaft ausſah, und den Ellnbogen auf einen Tiſch geſtützt hatte, auf welchem etliche Papiere lagen. Meßrur bot dem Tabacksraucher einen Gruß, der ihm auf der Stelle erwiedert wurde, und redete ihn an:

„Vermuthlich biſt du der Aufſeher derjenigen, die in dieſem Hofe ſo lärmen.“

„Dieſe Aufſicht,“ antwortete der Tabacksraucher, „iſt eine Laſt, von welcher ich frei bin. Ich führe nur die Aufſicht über mich ſelbſt, und habe vollauf zu thun.“

„Aber,“ fuhr Meßrur fort, „man ſperrte dich doch gewis nicht auch als einen Verrückten hier ein?“

„Und warum ſollte man mich hier nicht als einen ſolchen feſthalten? hältſt du mich für klüger, als jeden andern? Man hat mir die Gerechtigkeit widerfahren laßen, welche alle Einwohner von Bagdad verdienten. Ich kann mich nicht beklagen; ich bin durch meinesgleichen gerichtet worden, und ſie haben die Aufmerkſamkeit, mich täglich hier zu beſuchen.“

„Ich verſtehe,“ ſagte Meßrur, „wir haben Alle einen kleinen Sparren; wenn er indeſſen nicht ein gewiſſes Maaß überſchreitet, ſo thut man wohl, uns die Hinterthür offen zu laßen: nur gegen die außerordentlichen Tollheiten . . .“

„Ja, du haſt Recht,“ unterbrach ihn der Tabacksraucher, „die Menſchen ſehen ſich alle ihre gewöhnlichen Tollheiten nach, wie lächerlich ſie auch ſein mögen: aber wenn einer von ihnen durch ſeine Gedanken, ſeine Einſichten oder ſeine Beobachtungen ſich über die anderen emporſchwingt, ſo iſt dieſes für ſie eine Art Vorwurf der Niedrigkeit, in welche ſie ſich hinabſinken laßen, und ſie ſuchen ſich alsdann, ſeinen Blicken zu entziehen. Das iſt eben meine Geſchichte: ich wußte mehr als der große Haufe; man hat mich in den Ruheſtand verſetzt.“

„In welchem Fache zeichneteſt du dich aus?“ fragte Meßrur weiter.

„In der Wiſſenſchaft, welche der Schlüſſel aller übrigen iſt, in der Sterndeutung.“ —

„Und du hatteſt ſie ganz inne?“ —

„Ich war nahe daran; aber man hat meine Fortſchritte unterbrochen.“ —

„Du ſtandeſt alſo in Verkehr mit den Geſtirnen?“ —

„Allerdings.“ —

„Und welches Geſtirn war dir beſonders günſtig?“ —

„Die Mondgöttinn.“ —

„Stehſt du denn nicht mehr bei ihr in Gnaden?“ —

„Seitdem ich nicht mehr frei bin, benimmt ſie ſich ſehr launiſch gegen mich; ſie iſt mir große Verbindlichkeiten ſchuldig, denkt aber gegenwärtig nicht ſonderlich daran: ſie hatte eine ungeheure Warze auf der Naſe, welche ich ihr vertrieb: ſie verdankt mir alſo das glatte Geſicht, welches du zuweilen an ihr ſiehſt. Noch mehr, ich rettete ſie von einer Verfinſterung, welche alle Sterngucker erwarteten, indem ich ihren Lauf ſeitwärts richtete. Sie bezeugte mir anfangs einige Erkenntlichkeit; aber ſeit dem Augenblicke, daß ich hier eingeſperrt bin, verläßt ſie mich: wende ich mich an ſie beim Zunehmen, ſo iſt ſie noch zu ſchwach, um zu meinen Gunſten zu wirken; und wende ich mich an ſie, wenn ſie voll iſt, ſo verhüllt ſie ſich in Gewölk und Nebel: aber beim Abnehmen ſtehen alle ihre böſen Einflüſſe mir zu Gebote; dann ſind es Flüſſe, Schnupfen und Huſten, die auf mich herabregnen. Ich bin jetzt eben damit beſchäftigt, mich von den letzten Beweiſen ihrer Gunſt zu befreien. — Ha! wenn ich ſie einmal faſſe, ſo ſoll ſie inne werden, daß ſie keinen Undankbaren verpflichtet hat.“ —

„Und wie willſt du es anſtellen, ſie zu faſſen?“ fuhr Meßrur fort.

„Nichts iſt leichter, als das,“ ſagte der Raucher, „wenn jemand wie du, mir helfen wollte: ſie kömmt dieſen Abend um neun Uhr, um ſich in dieſem Brunnen zu ſpiegeln und zu baden, den du hier mitten auf dem Hofe ſiehſt; ich will dir meinen Tiſch geben, dich darunter zu verſtecken; ſie wird ſich deiner nicht verſehen, und während ſie ſich nun damit ergetzt im Waſſer zu plätſchern, mußt du plötzlich den Brunnen zuſchlagen: alsdann haben wir ſie; es wird ein guter Fang für uns beide ſein, und wir wollen ſehen, wie ſie es anſtellen wird, ihre Aufführung zu rechtfertigen.“

„Sie wird alſo ſprechen,“ fragte Meßrur, „und wir werden es hören?“

„Ich will eben nicht ſagen, daß du es genau hören wirſt,“ antwortete der Raucher: „aber ich, deſſen Ohr ſo geübt iſt, daß es ſogar den Takt in der Harmonie der Himmelskörper vernimmt, ich werde kein Wort verlieren. Was dich betrifft, ſo kömmt es darauf an, wie dein Ohr gebauet iſt.“

Indem der Raucher dieß ſagte, legte er ſeine Pfeife weg, unterſuchte Meßrurs Ohr in der Nähe, ergriff es dann plötzlich, zog es mit aller Kraft empor, und rief dabei aus:

„Dein Ohr iſt gar zu kurz!“

Meßrur ſtieß vor Schmerz einen lauten Schrei aus, ein Wächter lief herbei, und machte ihn von dem Sterndeuter los. So kam Meßrur, ſein Ohr mit beiden Händen feſthaltend, wieder zu dem Chalyfen, und erzählte ihm ſein klägliches Abenteuer.

Zweihundert und ſechs und funfzigſter Tag.

„Es iſt mir längſt geſagt,“ ſprach Harun lachend, „daß man ſich am meiſten vor den Narren hüten muß, die einen Anſtrich von Weisheit haben. — Nun iſt die Reihe an dir, Giafar,“ ſagte er zu ſeinem Großveſyr, „du biſt zum voraus gewarnt, daß man ſich nicht muß beim Ohre zupfen laßen. Geh hin und fang deine Prüfung an: Meßrur und ich, wir wollen in der Nähe der Zelle bleiben, in welche du eintrittſt, damit wir gleich bei der Hand ſind, dir nöthigenfalls zu Hülfe zu kommen.“

Der Großveſyr hatte ſchon ſeine Augen auf eine Thüre gerichtet, an welcher er einen Mann mit ehrwürdigem Barte ſitzen ſah, deſſen Anſehen Ehrfurcht gebot. Er begann damit, dem Greiſe ein Almoſen zu reichen, und begrüßte ihn dann. Der Alte nahm es an, ſchien aber mehr auf die Höflichkeit, als auf das Almoſen zu achten; er erwiederte Giafars Gruß, und machte ihm ein Zeichen, daß er ſich auf einen Stuhl einige Schritte von ihm ſetzen ſollte.

„Junger Mann,“ ſprach er zu ihm, „du kömmſt ohne Zweifel hieher, dich zu unterrichten: du kannſt dem Himmel danken, daß du an den rechten Mann gekommen biſt: von welchem Kapitel meines Buchs verlangſt du den Text oder die Auslegung zu vernehmen?“

Das Buch, von welchem der Mann zu ſprechen ſchien, war ein kleines viereckiges Brett von Cedernholz, auf welchem durchaus keine Schriftzüge zu ſehen waren.

„Was iſt das für ein Buch?“ fragte Giafar. —

„Wie! du erkennſt alſo in dieſen Schriftzügen nicht den Finger Gottes und die Eingebung des Engels Gabriel? Ein Muſelmann erkennet nicht den göttlichen Koran, und in demjenigen, der ihm denſelben vorhält, ganz ſo wie er eingegeben worden, den großen Propheten Mahomed?“

Bei dieſem Ausrufe ſtand der Veſyr auf und entfernte ſich; er nahte dem Chalyfen und ſagte zu ihm:

„Beherrſcher der Gläubigen, ich bin genöthigt worden, das Spiel aufzugeben: der Menſch, den ich verlaßen habe, läſtert zum Entſetzen: er giebt ſich für den großen Propheten aus.“

„Wer weiß, ob er auch läſtert,“ erwiederte der Chalyf: „jedermann kann ſich für einen Propheten ausgeben, ſobald er ſeine Sendung durch Wunder beweiſet: geh hin und fordere eins von ihm.“

Giafar gehorchte, ging hin und nahm ſeinen Platz wieder ein:

„Wenn du Mahomed biſt,“ ſagte er zu dem alten Narren, „wer hat dich denn an einen Ort verſetzen können, wie dieſer hier iſt?“

„Mein undankbares Volk,“ antwortete der vorgebliche Prophet, „hat nicht an mich glauben wollen, und das hat mich gekränkt, ohne mich zu verwundern; es glaubt ja faſt nicht einmal an Gott.“

„Aber,“ fuhr Giafar fort, „ein Prophet bewährt ſeine Sendung durch Wunder: warum haſt du nicht auch dergleichen gethan?“

„Mein Volk,“ erwiederte der vermeintliche Prophet, „hätte dergleichen von mir fordern ſollen: aber es fürchtet, überzeugt zu werden, und will lieber in ſeinem Unglauben beharren.“

„Du kannſt alſo Wunder thun?“ fragte Giafar.

„Zweifelſt du daran, daß Mahomed es könne?“ —

„So thu doch auf der Stelle eins.“

„Es ſoll dir nicht verſagt ſein. Beſteig auf dieſer äußern Treppe die Zinne dieſes Minaretthurms, ſtürze dich ohne Bedenken von oben herab: und wenn du auch in tauſend Stücken zerſchmettert am Boden lägeſt, dennoch will ich durch Ein Wort dich wieder auferſtehen laßen, gerader und geſunder, als du jetzo biſt.“

„Ah!“ ſagte Giafar, indem er ſich zurückzog, „ich will dich lieber ſo für einen Propheten halten, als dich bemühen, es zu beweiſen.“

Damit kam er wieder zu dem Chalyfen und erzählte ihm, welchen Vorſchlag man ihm gemacht hatte.

„Du wirſt nicht viel lernen,“ ſagte Harun zu ihm: „du willſt nichts verſuchen.“

„Wenn jemand ſich auf dieſem Wege unterrichten will,“ erwiederte Giafar, „der Wundermann und der Thurm ſind da: er mag das Abenteuer verſuchen, ich werde ihn nicht darum beneiden.“

Die Unterhaltung des Fürſten mit ſeinen Vertrauten wurde durch einige Tollhäusler unterbrochen, welche ſich ihnen nahten. Einer derſelben gab ſich für den Chalyfen ſelber aus, und machte Harun den Antrag, er ſollte ſein Derviſchkleid ablegen und die Beſyrsſtelle bei ihm annehmen. Er wollte ihn mit einem prächtigen Pelze bekleiden: dieſer beſtand aus einem alten zerriſſenen ſchmutzigen, und von Würmern zerfreſſenen Stücke Zeug. Ein andrer kam mit einem Korbe voll Nußſchalen, und bot ihnen Zuckerwerk zum Kaufe.

Zweihundert und ſieben und funfzigſter Tag.

Dieſe kurzen und öffentlichen Auftritte genügten aber nicht der Abſicht Haruns, noch dem Zwecke der Verabredung. Es war jetzt an ihm, in eine der

Zellen zu treten, um ſo wie ſeine beiden Gefährten, eine beſondere Unterhaltung anzuknüpfen.

Er kam an ein Gemach, welches ihm größer und beſſer eingerichtet ſchien, als die übrigen. Ein junger Mann von eben ſo ſanfter als einnehmender Bildung, ſaß darin auf einem Sopha, und ſchien in Schwermuth verſunken: in der Hand hielt er den Koran.

Der Chalyf trat näher, begrüßte ihn, und redete ihn mit dem liebreichen und vertraulichen Ton an, welchen das Derviſchkleid berechtigte anzunehmen:

„Ei! ſchöner junger Mann,“ ſagte er zu ihm, „warum finde ich hier unter den Wahnſinnigen einen ſo verſtändigen Menſchen, wie ihr zu ſein ſcheint?“

Auf dieſe Frage machte der junge Mann ſein Buch zu, erhub beſcheiden die Augen, betrachtete den Derviſch, und antwortete ihm:

Nicht alle Handlungen meines Lebens ſind verſtändig geweſen: ich habe Anlaß gegeben zu dem Misbrauche, welchen man jetzo von der Gewalt macht, mich hier feſtzuhalten.“

„Und könnte ich nicht,“ ſagte hierauf der Derviſch, „eure Geſchichte von euch vernehmen, da ihr ſo gut im Stande ſcheinet, ſie zu erzählen?“

„Frommer Derviſch,“ antwortete der junge Mann, „wenn ihr der Chalyf wäret, ſo würde ich euch auffordern, euch bei mir niederzulaßen, und euch mein Herz öffnen. Täglich bitte ich Gott, mir dieſen gerechten Fürſten herzuſenden. Aber es würde mir unnütz ſein, einen andern als ihn zu meinem Vertrauten zu machen. Ihr ſeht hier ein Schlachtopfer ſeines Großveſyrs Giafar, auf deſſen Befehl ich hieher gebracht wurde, aus einer damals triftig ſcheinenden Urſache; aber ich kann ſagen, daß ich gegenwärtig noch ohne Grund hier feſtgehalten werde; und wenn nicht die Religion mich aufrecht erhielte, ſo würde ich der Laſt meines Unglücks und dieſer ſchauderhaften Gefangenſchaft erliegen.“

Der Chalyf war aufs höchſte erſtaunt, eine ſo zuſammenhangende und ſo verſtändige Rede zu vernehmen. Er winkt Giafar und Meßrur heran, und wiederholt ihnen, was er ſo eben gehört hat.

Der Großveſyr betrachtet den jungen Menſchen aufmerkſam, und verſichert den Chalyfen, daß der Gefangene und ſeine Geſchichte ihm durchaus unbekannt ſind.

Die Neugier des Chalyfen ward um ſo lebhafter und dringender; er trat, mit jener Freiheit, deren ſich gemeinlich alle Derviſche bedienen, in die Zelle, ſetzte ſich neben dem angeblichen Schlachtopfer der Befehle Giafars nieder, und ſprach zu ihm:

„Unglücklicher junger Mann, ihr wißt, daß Leute meines Standes mancherlei Vorrechte haben, und beſonders den Großen ſich nahen und ihnen die Wahrheit ſagen dürfen. Der Beherrſcher der Gläubigen iſt von Allen der zugänglichſte für uns: drum bauet auf meinen Eifer; ich bin im Stande, euch zu dienen, und ihr werdet eure Schickſale einem verſchwiegenen Ohr und einem wahrhaft liebreichen Herzen anvertrauen.“

Der junge Mann ſeufzte von neuem, ſaß einen Augenblick in tiefen Gedanken, vergoß einige Thränen, und begann dann ſeine Geſchichte alſo:

„Ich heiße Haleſchalbeh, mein Vater iſt Vorſtand der Kaufmannſchaft von Bagdad. Eines Tages lud er die vornehmſten Kaufleute der Stadt zu einem Abendeſſen ein. Jeder hatte ſeinen älteſten Sohn mitgebracht, und nach dem Mahle, welches glänzend und fröhlich geweſen war, unterhielten ſich die Gäſte über die mancherlei Abſichten, welche ſie mit ihren Kindern hätten.

Der eine ſchickte ſeinen Sohn in ein auswärtiges Handelshaus; der andre vertraute dem ſeinigen ein mit Waaren befrachtetes Schiff an; der dritte übergab ihm irgend einen Zweig ſeines Handels: mit Einem Worte, ich hörte, wie alle meine Altersgenoſſen vortheilhaft angeſtellt, oder ausgeſtattet werden ſollten. Nachdem man ſich über dieſe mannigfaltigen Anordnungen beſprochen hatte, ging die Geſellſchaft aus einander.

Als ich mit meinem Vater allein war, machte ich ihm bemerklich, daß ich, als Sohn des erſten unſers

Standes, allein ohne Beſtimmung geblieben wäre. Er fühlte, daß ich Recht hatte, und erbot ſich, ein Waarenlager für mich in einem der Stadtviertel Bagdads, wo ich es wünſchte, zu eröffnen.

Dieſes Erbieten ſchmeichelte meiner Neigung für den Handel und für die Unabhängigkeit. Ich nahm es an, und ſchon am nächſten Tage war ich im Beſitz eines reichen Vorraths der ſchönſten Perſiſchen und Indiſchen Stoffe. Ich hatte Sklaven, die ſich gut auf den Handel verſtanden und mir bei dem neuen Geſchäfte zu Hülfe kamen.

Am Tage war ich nun mit der ganzen vornehmen Welt Bagdads in Verkehr, deren Bekanntſchaft mir auf dieſe Weiſe offen ſtand, und des Abends kam ich heim zu meinem Vater. Ich betrieb mein Geſchäft eifrig, und führte ein thätiges Leben; voll Abwechſelung, kurz, ganz nach meinem Geſchmacke. Mein Vater beſuchte mich häufig in meinem Laden; er ſah hier mit Wohlgefallen das Gedränge der Neugierigen und der Kunden beiderlei Geſchlechts. Er machte ſich ein Vergnügen daraus, mir alles was er Seltenes aus der Fremde bekam, zuzuſchicken; der Geſchäftsführer ſeines eigenen Handels hatte den Befehl dazu.

Eines Tages war ich in meinem Laden von vielen Kunden umgeben, als zwo Frauen von ſehr ſtattlichem Anſehen hereintraten. Aus Höflichkeit machten ihnen die übrigen Anweſenden Platz, und eine der beiden

Fräuen verſchob ihren Schleier weit genug, um mich eine Schönheit erblicken zu laßen, von welcher meine Augen plötzlich geblendet wurden.

Beide ſetzten ſich auf ein Sopha; ſie verlangten die reichſten Stoffe zu ſehen, wurden über den Preis mit mir einig, und kauften mir für dreitauſend Thaler ab. An dieſem Handel gewann ich, nach meiner Rechnung, fünfhundert Thaler. Die Waaren wurden eingepackt, und Sklaven trugen ſie auf Befehl derjenigen, die ich für die Herrinn hielt, hinweg. Ich war im Begriff, ſo zu ſagen, die Hand nach meiner Bezahlung auszuſtrecken, als die junge Dame das Wort nahm, und alſo zu mir ſprach:

„Haleſchalbeh, ich habe kein Geld bei mir; — aber ihr dürft wegen eurer Bezahlung nicht beſorgt ſein, in wenigen Tagen komme ich wieder her, ſie euch zu bringen, und ich gedenke bei euch noch anſehnlichere Einkäufe zu machen.“

Zweihundert und acht und funfzigſter Tag.

Ihre Begleiterinn nahm hierauf das Wort, und ſagte:

„Oh Gebieterinn, ihr redet ja mit dem Sohne des Vorſtehers der Kaufmannſchaft, einem Manne von bekanntem Reichthum, und deſſen Werth der Chalyf ſelbſt zu ſchätzen weiß, — als ob ihr zweifelt, daß er es ſich zur Ehre anrechnet, einer Dame, wie ihr ſeid, eine ſolche Kleinigkeit zu borgen."

Die Rede dieſer Frau, der Eindruck, welchen die ſchönen Augen ihrer Gebieterinn unter ihrem verſchobenen Schleier gemacht hatten, bewirkten, daß ich nicht nur nicht wagte, meine Bezahlung zu fordern, ſondern mich auch nicht einmal nach dem Namen der Dame erkundigte, der ich dieſe Summe borgte. Nachdem ſie ſehr höflich Abſchied genommen hatte, verließ ſie mich, und ich blieb an meiner Thüre ſtehen, wie eine Bildſäule, ohne daß ich die Vorſicht gebrauchte, ihr einen Sklaven nachzuſchicken.

Als ich allein war, fiel mir die Unvorſichtigkeit, zu welcher ich mich hatte hinreißen laßen, aufs Herz: Wem hatte ich meine Waaren überliefert? Wie konnte ich der Warnungen meines Vaters vergeſſen, daß Bagdad von Abenteurern wimmelt, die alle möglichen Geſtalten anzunehmen und alle Rollen zu ſpielen wiſſen? Jetzo ward mir alles verdächtig, bis auf die ſchönen Augen, welche man mich hatte ſehen laßen. Ich hielt mich für betrogen, und als ich am Abend wieder nach dem Hauſe meines Vaters kam, zitterte ich, die Vorwürfe zu hören, welche ich verdient zu haben glaubte."

Meine Mutter gewahrte bald meinen Kummer; ſie wußte mir geſchickt das Geſtändnis deſſelben zu entlocken, und tröſtete mich, ſo viel ſie konnte: „Der Kaufmann, der nicht zu verlieren weiß,“ ſagte ſie zu mir, „verdient auch nicht zu gewinnen: wenn du etwa bei der Berechnung mit dem Vater in Verlegenheit kömmſt, ſo ſoll meine Börſe dir aushelfen.“

Voll Verdruß, ſo angeführt zu ſein, und über den erlittenen Verluſt, begab ich mich am folgenden Morgen nach meinem Laden. Indeſſen war ich nicht ganz ohne Hoffnung, daß die Dame wiederkommen würde: aber der Abend kam heran, ohne daß ſie erſchien. Dieſem trübſeligen Tage folgten noch zwei andere ähnliche, und meine Mutter ſah meine Betrübnis zunehmen, ohne daß ſie dieſelbe zu heilen vermochte.

Sie mochte mir noch ſo viel wiederholen, daß ſie den Verluſt aus ihrer eigenen Börſe decken wollte; daß ich dieß Begegnis als ein nützliches Unglück betrachten müßte, weil der Menſch nur durch Schaden klug werde: alle ihre Reden waren fruchtlos, und nichts konnte mich darüber tröſten, daß ich mich durch zwei ſchöne Augen, durch Prunk und glatte Worte hatte hinters Licht führen laßen: meine gekränkte Eitelkeit ſchmerzte mich tief.

Endlich, am vierten Tage, erſchien die unbekannte Dame plötzlich wieder, im Gefolge ihrer Sklaven, und ein voller Beutel wird auf meinen Tiſch geworfen.

„Schöner junger Mann,“ ſagte ſie zu mir, „ich bringe euch hier euer Geld; ſehet zu, ob es richtig gezählt iſt.“

Bei dieſem von mir eben ſo erſehnten als unerwarteten Anblicke verſchwand alle meine Furcht, all mein Kummer: mit Einem Worte, ich fühlte mich plötzlich wie neugeboren.

Meine Unbekannte ließ ſich neue Stoffe vorlegen, wählt darunter aus, und nimmt aus meinem Laden wieder für dreihundert Goldſtücke Waaren mit: ich hätte ihr, in meinem Eifer, wohl für zweitauſend hingegeben.

So bald ſie verſchwunden war, kam ich heim zu meiner Mutter, mit eben ſo viel Freude auf dem Geſicht, als ich zuvor Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit hatte blicken laßen. Ich erzählte ihr mein heutiges glückliches Abenteuer, und ward nun empfänglich für alle die Lehren, welche ſie bis dahin vergeblich wiederholt hatte, um mich zu überzeugen, daß, wer im Handel nicht wagt, der gewinnt nicht.

Kurz, mein verehrter Derviſch, ich ſetzte dieſen Verkehr mit der jungen unbekannten Dame fort, bis ſie mir für alle die Stoffe, welche ſie täglich über die mitgebrachte Zahlung mitnahm, gegen zehntauſend Thaler ſchuldig war: ſo viel als ungefähr der ganze Gewinn betrug, welchen ich in den verſchiedenen Geſchäften mit ihr gemacht hatte.

Eines Tages, als ich eben mein Waarenlager geöffnet hatte, und auf meinem Sopha ſaß, trat eine alte Frau zu mir herein; ich glaubte, ſie ſuchte Pelzwerk oder Stoffe, und wollte ihr dergleichen vorlegen laßen.

„Mein Sohn,“ erwiederte ſie mir, „ich habe einen Auftrag von ganz andrer Wichtigkeit an euch; ich komme zu euch im Namen der jungen Dame, die euch zehntauſend Thaler ſchuldet. Ich bringe euch nicht eure Bezahlung, bin aber beauftragt, euch von ihr zu ſagen, daß ſie bloß deshalb vor allen anderen Kaufleuten in Bagdad bei euch allein ihren Bedarf an Stoffen entnommen hat, weil ihr Herz euch einen Vorzug andrer Art einräumte: Mit Einem Worte, mein Sohn, ſie iſt ſchön, jung und reich, und wünſcht ſich mit euch zu vermählen. Wenn ihr ſie demnächſt geſehen und mit ihr geſprochen habt, und dieſer neue Handel euch anſteht, ſo ſoll der ganze Brautſchatz, den ihr zu entrichten habt, in den zehntauſend Thalern beſtehen, welche ſie euch ſchuldig iſt: wenn nicht, ſo ſollen ſie euch ausgezahlt werden, und ihr könnt ſie heimtragen. Um mich aber in den Stand zu ſetzen, zu beurtheilen ob der Handel euch anſteht, müßt ihr euch entſchließen, mir zu folgen.“

Zweihundert und neun und funfzigſter Tag.

Bei dieſer Rede der Alten durchdrang ein mir bisher unbekanntes Feuer meine Adern, deſſen Heftigkeit ſich noch durch die Hoffnung vermehrte, welche ſie mir eröffnete: ich war ganz entbrannt von Liebe.

Die ſchönen Augen der Dame hatten gleich anfangs, als ſie mich dieſelben erblicken ließ, mich dermaßen über meinen Vortheil verblendet, daß ich ſie meine Waaren mitnehmen ließ, ohne zu wiſſen, ob ich auch die Bezahlung derſelben erhalten würde; ſeitdem hatte zwar bei allen folgenden Beſuchen ihr Schleier mir die Züge ihres Geſichts völlig verhüllt, aber ihr weites Gewand hatte mir doch nicht die Zierlichkeit ihrer Geſtalt, die Anmuth aller ihrer Bewegungen, die Schönheit ihres Fußes und ihrer Hände entziehen können.

Ueberdieß handelte ſie mit mir über den Preis der Waaren mit ſo viel Anſtand und mit einem ſo engliſchen Tone der Stimme, daß ſie niemals meinen Laden verließ, ohne noch etwas mehr, als meine Waaren, mitzunehmen; aber ich wußte eben nicht, was es war: kaum war ſie von mir weggegangen, ſo befand ich mich unbehaglich, und ſagte bei mir ſelber: „dieſe Dame iſt ſehr reizend!“ ſodann verfiel ich in eine lange und tiefe Träumerei.

Als nun die Alte mir zu verſtehen gegeben hatte, daß die unbekannte Dame mich liebte, fühlte ich mich von höchſter Leidenſchaft entbrannt. Ich befahl meinen Sklaven, meinen Laden zu ſchließen, und heimzugehen, um meinen Vater und meine Mutter zu benachrichtigen, daß ich nicht nach Hauſe kommen würde, weil ich zur Beluſtigung mit meinen Freunden nach einem von der Stadt entlegenen Garten ginge; und ſo überließ ich mich der Führung der Alten.

„Euer Vertrauen zu mir,“ ſagte ſie unterwegs, „wird euch nicht gereuen; ihr müßt mir aber einen neuen Beweis desſelben geben: wenn nun die Dame euch nicht anſtände, wenn die Anträge, welche ſie euch machen wird, nicht nach eurem Geſchmacke wären, ſo iſt, nach eurer Trennung, ihr ſehr daran gelegen, euch immer unbekannt zu bleiben; ihr Zartgefühl fordert es, und ich habe Befehl, euch eine Binde um die Augen zu legen, damit ihr niemals das Haus wiederfinden könnet, welches ihr betreten ſollt.“

Ich unterwarf mich ohne Mühe dieſer Bedingung; wir traten unter eine Vorhalle, und dort hinter zwei vorſtehenden Säulen, verband ſie mir die Augen mit einem ſehr dichten ſeidenen Tuche. Dann ließ ſie mich drei- oder viermal auf meinem Abſatz umdrehen, nahm mich bei der Hand, und ließ mich ſo eine gute Viertelſtunde neben ihr hingehen. Auf einmal ſtehen wir ſtill, ich höre an eine Thüre klopfen, ſie öffnet ſich, ich trete hinein, und die Thüre ſchließt ſich wieder.

Einen Augenblick darauf, wurde mir das Geſicht wieder frei gemacht, und ich der Führung zweier ſehr ſchönen und zierlich gekleideten Sklavinnen übergeben. Dieſe führten mich durch ſieben Thüren; worauf mich vierzehn andere ſo ſtattliche und reich gekleidete Sklavinnen empfingen, daß ich ganz davon geblendet wurde. Jetzo befand ich mich in einem prächtigen Zimmer, wo alles von Marmor, Jaspis und Vergoldung war. Ich riß die Augen weit auf, um mich zu überzeugen, daß ich wirklich wachte, ſo ſehr hatte mein Abenteuer das Anſehen eines Traums.

Hier trennte ſich die Alte, die mir ſtäts gefolgt war, einen Augenblick von mir, und kam bald wieder mit einer Sklavinn zurück, welche auf einer großen vergoldeten Schüſſel ein Frühſtück hereintrug. Ich ſetzte mich, um mich zu erfriſchen.

Während ich nach Gefallen aaß, zählte die Alte die mir ſchuldigen zehntauſend Thaler auf einem Tiſche hin, und ſagte zu mir:

„Da habt ihr all euer Geld; beunruhiget euch nicht, daß meine Gebieterinn noch nicht erſcheint: ihr dürft euch beide nicht eher ſehen, als bis der Heiratsvertrag abgeſchloſſen iſt; ſo gebietet es das Geſetz, und fordert es der Anſtand.“

Kaum hatte die Alte ausgeſprochen, ſo erſchien ein Kadi, mit zehn Perſonen ſeines Gefolges. Ich ſtand auf, und begrüßte ihn; worauf die Alte ihn alſo anredete:

„Die junge Dame, die ſich mit dieſem Kaufmanne verheiraten will, hat euch zum Vormund erwählt: willigt ihr ein, ihr dieſen Dienſt zu leiſten?“

Der Kadi antwortete, daß er ſich durch die ihn getroffene Wahl ſehr geehrt fühlte; er fertigte auf der Stelle den Heiratsvertrag in allen Förmlichkeiten aus, und ließ ihn von den mitgebrachten Zeugen unterſchreiben. Sodann wurde für ihn und ſein Gefolge ein reichliches Mahl aufgetiſcht, und ihm ein prächtiges Kleid nebſt dreihundert Zeckienen überreicht: worauf er ſich entfernte, indem er der Alten auftrug, ihrer Gebieterinn ſeinen Dank abzuſtatten.

Ich war von allem dem was ich ſah, ſo betäubt, daß ich, ohne auf die Zurücklaßung meines Geldes zu achten, beim Weggehen des Kadi's auch eine Bewegung machte, als wenn ich ihm folgen wollte. Die Alte aber nöthigte mich, mich wieder zu ſetzen und ſagte zu mir:

„Seid ihr bei Sinnen? muß man euch erinnern, daß auf den Heiratsvertrag die Hochzeit folgt? Seid verſtändig, und geduldet euch bis zur Nacht, wo alles zur Vollendung der Feierlichkeit bereit ſein wird.“

Ich blieb alſo in dem Saale; eine Menge von Sklaven war auf meine geringſten Bewegungen aufmerkſam, um allen meinen Wünſchen zuvorzukommen. Ich befand mich in einem ſeltſamen Zuſtande: ich fühlte, ſo zu ſagen, nicht mehr die Gewalt der Leidenſchaft, welche mich ſo leichtſinnig, mit verbundenen Augen, hiehergeführt hatte; die Liebe hatte ſich auf den Grund meines Herzens zurückgezogen, erſtaunt über den Glanz um mich her und über das Gepränge dieſer ſonderbaren Heirat.

Gegen Abend trug man mir ein herrliches Mahl auf, allerlei eingemachte Sachen und köſtliche Weine; ich machte nur ſehr mäßigen Gebrauch davon. So bald ich ein Zeichen gegeben, daß man abtragen könnte, kam die Alte, nahm mich bei der Hand und führte mich ins Bad. Hier wurde ich von acht mit Seidenzeug bekleideten ſchönen Sklavinnen empfangen: ſie hüllten mich in eben ſolches Zeug, traten mit mir ins Waſſer, und bedienten mich mit ſolcher Aufmerkſamkeit und Ehrerbietung, als wenn ich der Chalyf ſelber geweſen wäre.

Ihr könnt euch denken, mein ehrwürdiger Derwiſch, wie groß mein Erſtaunen über dieß alles war! ich war faſt ganz verdutzt davon. Ich wurde aber bald durch die Erſcheinung von zwanzig anderen Sklavinnen daraus erweckt, die noch ſchöner und noch geputzter waren, als alle, die mich bisher umgeben hatten. Einige von ihnen trugen Wachsfackeln, andere Gefäße voll des köſtlichſten Räucherwerks, deſſen Geruch, vermiſcht mit dem des Aloeholzes, womit man das Bad geheizt hatte, die Luft durchduftete; und dieſe Wohlgerüche erfüllten das Zimmer bis an die Decke.

Man entzog mich dieſen Genüſſen, um mich noch andere koſten zu laßen. Zwanzig Sklavinnen gingen voraus, und führten mich in ein prächtiges Zimmer, wo ich mich auf ein Sopha von Goldſtoff niederlaßen mußte: eine wohllautsvolle Muſik erwartete mich hier, die zugleich ſo fröhlich und lebhaft war, ſo geeignet zur Freude zu begeiſtern, daß ich mich alsbald dadurch etwas ermuthigt fühlte.

Hierauf erboten ſich die Sklavinnen, mich in das Hochzeitgemach zu führen. Ich ſtand auf: eine große Thüre öffnete ſich, und ich ſah die mir zur Gattinn beſtimmte hereintreten, in Begleitung von zwanzig Sklavinnen, welche ſie allein an Schönheit übertreffen konnte.

Zweihundert und ſechzigſter Tag.

Bei ihrem Anblicke ſtand ich faſt beſinnungslos da; aber augenblicks wich dieſer erſte Eindruck der Liebe, und meine Leidenſchaft gewann vollends die Herrſchaft über mich, deren Gewalt mir noch gegenwärtig, jeden Augenblick meines Lebens, Quaalen bereitet, welche grauſamer ſind, als der Tod.

Die ſchöne Unbekannte ging mit mir, jeder von zwanzig Sklavinnen begleitet, in das zur Hochzeitfeier bereitete große Zimmer, wo wir uns beide auf ein Sopha niederließen.

Die Alte erſchien jetzo mit vier Sklavinnen, die auf goldenen Schüſſeln allerlei Erfriſchungen, Eingemachtes und Früchte brachten, von denen wir uns gegenſeitig darboten. Darnach verſchwand alles, und wir blieben allein.

Ich zitterte faſt; meine reizende Unbekannte aber beruhigte mich, und indem ſie mich bei der Hand faßte, ſagte ſie zu mir:

„Haleſchalbeh, ich liebe euch von dem Tage an, da die Neugier mich in euern Laden zog; daſſelbe Gefühl führte mich mehrmals dahin zurück, unter dem Vorwande, Stoffe einzukaufen. Der kleine Handel, welchen wir mit einander getrieben haben, hat mir Gelegenheit gegeben, euch kennen zu lernen, und hat nur meine Neigung vermehrt, in dem Maaße, daß ich wünſche, mich für immer mit euch zu verbinden: wollt ihr mir nun das Opfer eurer Freiheit bringen?"

„Herrinn," antwortete ich ihr, „eure Reize haben ihre Wirkung auf mich nicht verfehlt, ſeit dem erſten Augenblicke, da ihr mir erſchienet. Ich ſah euch niemals, ohne eine unbegreifliche Unruhe zu empfinden, die gleichwohl mit ſüßem Vergnügen gemiſcht war; niemals verließet ihr mich, ohne mir innige Sehnſucht zu erregen: indem ich jeden Tag euch erwartete, war ich unaufhörlich mit euerm Bilde beſchäftigt. Ich wagte es nicht, mir ſelber meine Leidenſchaft zu geſtehen: aber weil ihr mir nun durch das Geſtändnis eurer Liebe zuvorkommet, ſo ſchwöre ich euch, daß die Lebhaftigkeit meiner Gefühle mit nichts zu vergleichen, und daß das Opfer der Freiheit für denjenigen etwas ſehr geringes iſt, der gern ſein Leben für euch hingäbe."

„Ah, Haleſchalbeh," erwiederte ſie mir, „die Wahrheit ſcheint eurem Munde zu entſtrömen! Gebet nicht euer Leben hin, es iſt zu meinem Glücke nothwendig. Aber wenn wir uns für immer mit einander verbinden ſollen, ſo höret jetzo die Bedingungen, welche mit dem Beſitze meiner Perſon und meines Herzens unerläßlich verknüpft ſind.

Ihr dürft meinen Namen und meinen Stand nicht wiſſen, bis gewiſſe Umſtände, welche ich berückſichtigen muß, mich in den Stand ſetzen, euch öffentlich als meinen Gemahl anzuerkennen: ihr dürfet in dieſem Hauſe keine Nachforſchungen anſtellen, um euch hierüber aufzuklären; die Thüre deſſelben öffnet ſich nur einmal des Jahres.“

„Ah! Herrinn,“ rief ich aus, „ich will ſchweigen, ich will nichts wiſſen!“

„Haltet inne,“ ſagte ſie, „ich habe euch eine noch ſtrengere Bedingung aufzulegen. Da ich mich euch ganz hingebe, ſo iſt es billig, daß ihr auch ganz mein ſeid.

Meine Sklavinnen, welche die eurigen werden, ſollen euch in allem gehorchen, aber ihr dürfet nur in Betreff ihrer Dienſte mit ihnen ſprechen: ließet ihr euch mit einer derſelben zu der geringſten Vertraulichkeit herab, die mehr, als bloßer Ausdruck der Gütigkeit wäre, wenn ihr . . . Ich muß euch mit meiner Gemüthsart bekannt machen: ich habe Hang zur Eiferſucht; und würde ich durch eure Schuld das Opfer dieſer unſeligen Leidenſchaft, ſo weiß ich nicht, bis zu welchem Aeußerſten mich die Rache gegen euch treiben könnte.“

„Beruhiget euch,“ ſagte ich zu ihr: „Oh! meine anbetungswürdige Gemahlinn, die Stärke meiner Liebe überhebt euch der leichteſten Unvorſichtigkeit von meiner Seite. Ich könnte ſterben, weil ich euch misfiele; aber ich fürchte niemals das Unglück zu haben, euch zu beleidigen.“

Bei der Lebhaftigkeit und der Aufrichtigkeit, mit welcher ich meine Betheurungen ausdrückte, füllten ſich die Augen meiner Unbekannten mit Thränen.

„Haleſchalbeh,“ ſprach ſie zu mir, „leget die Hand auf mein Herz, und fühlet, wie bewegt es durch die Furcht iſt, welche ich hegte, daß ihr meine Bedingungen nicht annehmen würdet: wir ſind nun für immer vereinigt. Hättet ihr aber nur im geringſten angeſtanden, ſo hätte ich mein Glück meinem Zartgefühl geopfert, und wir wären für immer geſchieden.“

Zweihundert und ein und ſechzigſter Tag.

Während ſie ſo ſprach, hielt ich meine Hand an ihrem Herzen, deſſen Bewegung bald in das meine überging. Ich drückte meine Gattinn zärtlich in meine Arme; ſie ſank ohnmächtig hin. Ich rief eine Sklavinn, und die leichteſte Hülfe vertrieb einen Unfall, deſſen Urſache nicht gefährlich war: die Abgöttinn meines Herzens öffnet wieder ihre beiden ſchönen Augen, und ich ſehe ſie liebevoll ſich zu mir wenden . . .

Ich kürze, ehrwürdiger Derviſch, den Bericht von den übrigen Begebenheiten meiner Heirat ab; er kann eure Theilnahme nicht in Anſpruch nehmen, obwohl die Erinnerung, welche ich davon hege, gegenwärtig die Quaal meines Lebens ausmacht.

In der Bezauberung, in welcher meine Leidenſchaft mich feſthielt, verlebte ich vierzehn Tage in Vergeſſenheit der ganzen übrigen Welt, und ſelbſt, wie ich zu meiner Beſchämung geſtehen muß, meiner wichtigſten Pflichten, indem ich keineswegs an die Unruhe dachte, in welche mein Vater und meine Mutter meinetwegen verſenkt ſein mußten.

Endlich, nachdem die Natur allmählich wieder ihre Rechte geltend machte, begann ich traurig an den Schmerz zu denken, welchem die mich ſo zärtlich liebenden Urheber meiner Tage, nothwendig hingegeben ſein mußten. Es entſchlüpften mir einige Seufzer, welche aus dem Grunde meines Herzens kamen, und die neue Stimmung meiner Seele malte ſich auf meinem Antlitze. Meine aufmerkſame Gattinn gewahrte bald die Unruhe meines Gemüths; ſie entwand mir das Geheimnis, und indem ſie an meinem Kummer Theil nahm, eröffnete ſie mir auch ſelber einen Weg, mich davon zu befreien.

„Geliebter Haleſchalbeh,“ ſagte ſie zu mir, „ich lobe deine Anhänglichkeit an deinen Vater und deine Mutter, ſie ſind mir theuer um deinetwillen: wir haben uns zwar Geſetze auferlegt, aber wir ſind auch ſelber die Richter derſelben; ſie dürfen nicht die Natur verletzen: geh heim zu deinen Aeltern, und bleib ſieben Tage bei ihnen. Zugleich fang auch dein Geſchäft wieder an. Ich habe triftige Gründe, dich zur Fortſetzung deſſelben aufzufordern. —

Zuvörderſt wird es zum Deckmantel unſrer Verbindung dienen: es giebt dir Gelegenheit, nach Belieben, zu erſcheinen und zu verſchwinden, ohne den Verdacht zu erregen, daß dieß wegen einer heimlichen Verbindung, wie die unſrige, geſchähe. Sodann ſetzt es dich in den Stand, durch ein ehrenvolles, freies und edelmüthiges Benehmen die öffentliche Achtung zu erwerben, deren wir einſt zur Ausſöhnung bedürfen werden; denn der Chalyf Harun herrſcht hier, und er hat überall Ohren, ungerechnet die ſeinigen, von denen er fleißig Gebrauch macht.

Geh alſo hin; mein Herz folgt dir überall, wo du ſein magſt; könnte es ſich ſichtbar machen, ſo würdeſt du es unaufhörlich dich umſchweben ſehen. Uebrigens bleibſt du an meiner Hand: wir haben unſre alte Vertraute; durch ſie kann ich dir das Vergnügen verſchaffen, von mir reden zu hören, während ich das Vergnügen habe, von dir Nachricht zu erhalten und dir meine Wünſche mitzutheilen. — Vor allen Dingen," fügte ſie hinzu, „weil deinen Aeltern unſre Heirat nicht verborgen werden kann, empfiehl ihnen das tiefſte Stillſchweigen über dieſelbe."

Nach dieſen Worten befahl meine Gattinn, da der Abend nahte, mir wieder eine Binde um die Augen zu legen und mich aus dem Palaſte bis nach der Halle zu führen, wo ich mich das erſtemal dieſer Förmlichkeit unterworfen hatte.

So bald meine Führerinn mir das Geſicht wiedergab, flog ich nach dem Hauſe meines Vaters. Eine unſerer Nachbarinnen wollte eben hinein gehen; ſie erkannte mich bei dem Scheine des Lichtes, aus einem Laden, an welchem ich vorbeiging, und rief aus:

„Wie, Haleſchalbeh, ihr ſeid's! Um Gotteswillen gehet nicht hin und zeiget euch ſo plötzlich eurer Mutter. Tretet einen Augenblick bei mir ein, während mein Mann hingeht, ſie auf eure Rückkehr vorzubereiten; der Kummer über euern Verluſt ſetzt ſie in Verzweiflung, die Freude über eure plötzliche Wiedererſcheinung könnte ihr den Tod zuziehen.“ —

„Wo kommt ihr denn her, ihr böſer junger Menſch?“ ſagte ſie zu mir, ſobald wir uns geſetzt hatten: „wie habt ihr eure guten Aeltern ſo lange in der Ungewißheit laßen können, was aus euch geworden ſei?“

Ich wußte nicht, was ich antworten ſollte, weil ich meine Verheiratung vor aller Welt verbergen mußte, und hatte für den erſten Neugierigen nicht ſogleich eine Geſchichte in Bereitſchaft. Ich half mir durch Gegenwart des Geiſtes, und war genöthigt, zu einer Lüge meine Zuflucht zu nehmen.

„Ihr ſetzet mich in Verwunderung,“ antwortete ich, „indem ihr von dem Kummer ſprechet, welchen ich meinen Aeltern verurſacht habe. Da ich eine günſtige Gelegenheit fand, nach Balſora zu reiſen, wo ich eine eben ſo dringende als wichtige Erkundigung über einen meiner anſehnlichſten Gläubiger einzuziehen hatte, war kein Augenblick zu verlieren, und ich reiſte ab, ohne daß mir Zeit übrig blieb, meinen Vater von meiner Reiſe zu benachrichtigen: aber ich habe, ſobald ich gekonnt, einen Boten an ihn abgeſendet, dem irgend ein Unfall begegnet ſein muß, weil man von mir keine Nachricht erhalten hat.“

Die Nachbarinn ließ ſich mit dieſer Ausrede abſpeiſen, und erwiederte mir:

„Unterdeſſen ſeid ihr hier todt, für ganz Bagdad, und was noch mehr iſt, prächtig begraben; denn geſtern iſt euer feierliches Leichenbegängnis geweſen. Ich will euch dieß alles erzählen, während mein Mann die Nachbarn darauf vorbereitet, daß ſie den Todten bei guter Geſundheit wiederſehen werden.“

Der Mann übernahm mit Vergnügen dieſen Auftrag, und die Nachbarinn fuhr in ihrer Erzählung fort:

„Euer Sklave kam heim, und meldete eurer Mutter, daß ihr den übrigen Tag und die Nacht in einem Garten bei euren Freunden bleiben würdet. Dabei beruhigte man ſich den Abend und den nächſten Morgen:

Aber die folgenden Tage waren alle Kaufleute von Bagdad in Bewegung, euch aufzuſuchen. Man forſchte in allen Gärten rings um die Stadt, in den Gehölzen und Gefilden weit umher: da man euch aber nirgends fand, und niemand traf, der euch geſehen hatte, ſo vermuthete man, daß jugendliche Unvorſichtigkeit euch in eine der in Bagdad nur zu gewöhnlichen Schlingen hätte fallen laßen, in welchen junge ſittenloſe, oder unerfahrene Leute ſo häufig den Tod finden, indem ſie der Luſt in die Arme zu eilen wähnen.

Euer Vater und eure Mutter zerrauften in ihrem Schmerze ſich die Haare. Eure Verwandten und Freunde legten Trauer an, und man gedachte eine Art von Tröſtung in dem leeren Leichengepränge zu finden, wobei alle Klageweiber von Bagdad ihre Rolle geſpielt haben, wobei aber auch viel wahrhafte Thränen vergoſſen ſind; denn die Betrübnis eurer Aeltern rührte alle Leute.“

Zweihundert und zwei und ſechzigſter Tag.

Es war mir bei dieſer Erzählung, o frommer Derviſch, ſehr unbehaglich zu Muthe. Ich erkannte nun die traurigen Folgen der Vergeſſenheit meiner ſelbſt und meiner Pflichten; und ich habe mein Un=

glück und die Verirrung, welche die Folge davon waren, ſtäts als eine Strafe des Himmels betrachtet, daß ich in den Armen der Liebe der heiligſten Pflichten der Natur vergeſſen konnte.

Nachdem die Nachbarinn mir ſo viel von meiner Geſchichte erzählt hatte, als mir zu wiſſen nöthig war, ſtand ſie auf und ſagte:

„Es iſt nun Zeit, daß ihr hingehet und euch zeiget. Mein Mann muß euch jetzo ſchon angemeldet haben: Gehet hin und beſtätiget ſeine Verkündigung eurer Heimkehr.“

Ich trat alſo in das väterliche Haus. Ich kann euch die Freude meines Vaters nicht beſchreiben, noch weniger die meiner Mutter, welche ohnmächtig in meine Arme ſank.

„Wie, du kömmſt von Balſora?“ rief mein Vater aus: „du armes Kind! Der Verluſt, welchen du erleiden konnteſt, verlohnte ſich in meinen Augen nicht der Gefahr, welcher du dich ausgeſetzt und den Beſchwerden, welche du überſtanden haſt.“

„Mein Vater,“ ſagte ich, indem ich vor den Nachbarn meine erſonnene Geſchichte weiter bekräftigte, „ich weiß nicht, ob unſer Schuldner Zahlung leiſten wird, aber ich bringe euch hier Unterpfänder, welche hinreichend ſind, alle eure Beſorgniſſe zu zerſtreuen: hier iſt ein Diamant für euern Turban; hier ein andrer für den Knopf eures Dolchs, noch ein andrer für euern Schwertgriff, und hier ein Armband für meine Mutter. Ich denke, dieß wird ziemlich die Summen decken, welche bei ihm in Gefahr ſtehen."

Man umarmte mich von neuen, ohne weitere Erklärungen von mir zu fordern; in einem Augenblick verſchwand die vorher im Hauſe verbreitete Trauer, jeder legte feſtliche Kleider an. Spielleute erfüllten das Haus, tauſend Kerzen erleuchteten es, und ein glänzendes Freudenfeſt verſammelte darin die Freunde meines Vaters und die meinigen. Der Abend und die Nacht verging unter Vergnügungen und Wohlleben.

Am folgenden Morgen, hielt ich es für Pflicht, die Urheber meiner Tage über die Angaben aufzuklären welche ich klüglich erſonnen hatte, um die Menge zu täuſchen. Ich erzählte ihnen alſo meine Vermählung mit allen Umſtänden, und bat ſie, das Geheimnis zu bewahren, weil mein Glück daran hinge.

Ihr Erſtaunen wuchs mit jedem Umſtande meiner Erzählung; und die reichen Kleinode, welche ich ihnen von meiner Gattinn überbrachte, waren eben ſo viel ſprechende Beweiſe.

„Er muß," ſagte meine Mutter, „die Tochter eines Geiſtes geheiratet haben!"

„Zu einer ſolchen Hochzeit läßt man aber nicht den Kadi kommen," ſagte mein Vater darauf; und beide wußten nicht, was ſie davon denken ſollten:

aber ſie ſahen, daß ich glücklich war, und ſie waren zufrieden.

Ich ſagte meinen Aeltern, daß ich meinen Handel fortſetzen wollte; ſie waren erfreut, zu ſehen, daß mein Glück mir nicht den Geiſt der Thätigkeit und der Wirthſchaftlichkeit benahm; und ſchon am folgenden Morgen erſchien ich wieder in meinem Laden. Man bezeugte mir in dem dortigen Stadtviertel allgemeine Freude über mein Wiederſehen. Da ich nun nicht mehr auf Gewinn geſtellt war, ſo zeigte ich mich willfährig und uneigennützig im Handel, und ich zog ganz Bagdad an mich. Des Abends ging ich, wie gewöhnlich, heim ins älterliche Haus.

Am Morgen des ſiebenten Tages kündigte ich meinem Vater an, daß ich wieder verſchwinden würde. Er machte Anſtalt, daß ich durch einen geſchickten Handelsdiener vertreten wurde, der ſich bemühte, die von mir angenommenen Grundſätze zu befolgen. Meine neue Abweſenheit betreffend, ſo war es leicht, ſie unter dem Vorwand eines auswärtigen Geſchäfts zu verhüllen.

Gegen Abend dieſes ſiebenten Tags erſchien die Alte bei mir, und ſagte:

„Eure Gemahlinn erwartet euch mit Ungeduld.“ Da meine Ungeduld, ſie wiederzuſehen, nicht minder lebhaft war, ſo ließ ich mich nicht lange mahnen, meiner Führerinn zu folgen. Ich wurde auf dieſelbe geheimnisvolle Weiſe, wie zuvor, in den Palaſt geführt, und meine Gattinn erwartete mich an der der erſten Thüre: ihre eigenen ſchönen Hände befreiten mich von der Binde.

Ich verlebte hier abermals vierzehn noch köſtlichere Tage, als zuvor, in Freuden, wie ſie nur eine gegenſeitige Liebe gewähren kann, und unter Vergnügungen und Luſtbarkeiten, wie ſie nur die Bemühung und der Reichthum meiner Gattinn um uns verſammeln konnte.

Nach Verlauf dieſer Zeit, welche mir ſehr kurz vorkam, kehrte ich zurück ins väterliche Haus, und von dort wieder zu meinen Geſchäften. Meine Aeltern empfingen mich mit den größten Beweiſen der Zärtlichkeit: aber ich erfreute mich derſelben kaum, als ich ſchon wieder wünſchte, daß der ſiebente Tag erſchiene, und die gute Alte käme, mir die Binde um die Augen zu legen, und mich nach einem Orte zu führen, welcher für mich das irdiſche Paradies geworden war.

Meine Gattinn ihrerſeits empfand unſere Trennung eben ſo wie ich. So bald ich den Palaſt verlaſſen hatte, war das einzige Mittel ihrer Zerſtreuung, daß ſie ein Saitenſpiel nahm, und mit Begleitung ihrer Sklavinnen die Verſe ſang, welche die Liebe ihr eingegeben hatte. Da ſie mir dieſelben bei meiner Rückkehr mittheilte, ſo habe ich einige davon behalten, welche ich euch herſagen will, wär's auch nur, um euch zu beweiſen, daß ich eben ſo leidenſchaftlich geliebt wurde, als ich ſelber liebte:

Oh! mein Geliebter, weh der Trennung Leiden!
  Ich ſchmachte, wieder dich zu ſehn,
Wie Augen, die in ew'ger Nacht vergehn,
Sich ſehnen, ſich am Tageslicht zu weiden.

  O weh! warum verläßt du mich?
  Dein Anblick entzückt mein Geſicht;
  Komm wieder, meines Lebens Licht:
  Ich lebe nur allein durch dich.

Mein Herz giebt ganz ſich der Verzweiflung hin;
  Nichts kann mir Freude hier gewähren,
Wenn deines Anblicks ich beraubet bin:
Ertränken könnt' ich mich in meinen Zähren.

Bis hieher habe ich euch mein Glück geſchildert: es bleibt mir nur noch übrig, euch den ſchrecklichen Umſturz deſſelben zu erzählen. Er hat ſeinen Grund in einer Leidenſchaft, welche Saliſa, die Lieblingsſklavinn meiner Gattinn, für mich faßte; ſie verbarg dieſelbe ſorgfältig vor den Blicken ihrer Gebieterinn und ihrer Gefährtinnen, erklärte ſie mir aber ohne Rückhalt. Ich war genöthigt, um ihrer Zudringlichkeit Einhalt zu thun, ihr zu drohen, daß ich es meiner Gattinn entdecken würde. Wuth und Rachgier bemächtigten ſich von nun an des Herzens dieſer Sklavinn.

Zweihundert und drei und ſechzigſter Tag.

Eines Tages, in meiner Abweſenheit, beſang meine Gattinn mein Lob und unſere Liebe; Saliſa mit den anderen Sklavinnen, begleitete ſie, aber bei einem Verſe von meiner Treue, that ſie, als ließe ſie, aus einer Bewegung des Unmuths, ihre Laute fallen, und nahm ſie nicht wieder auf.

„Warum,“ fragte ſie meine Gattinn, „läßt du deine Laute auf den Boden fallen?“

„Weil ich,“ antwortete Saliſa, „nicht von der Treue der Männer ſingen hören mag; denn ich glaube nicht daran. — Haleſchalbeh iſt ſehr liebenswürdig, er liebt euch zweifelsohne; und wer ſollte euch nicht lieben? Aber iſt ſeine Zärtlichkeit der euren gleich? Ich glaube es nicht; er iſt nicht treuer, als ein andrer, und ich könnte es euch wohl beweiſen, wenn ihr es wolltet.“

Dieſe heimtückiſchen Worte flößten meiner Gattinn den unſeligen Verdacht der Eiferſucht ein: indeſſen ließ ſie mich nichts davon gewahr werden. Auf die unter uns verabredete Weiſe kehrte ich zu meinen Aeltern und zu meinen Geſchäften zurück; und wenn ich dann wieder zu meiner Gattinn kam, ſo ſah ich mich eben ſo herzlich, eben ſo zärtlich empfangen, wie gewöhnlich.

Eines Tages, als ich mich in meinem Laden befand, zwei Stunden vor der Zeit, wo die Alte ſich einzuſtellen pflegte, bot ein öffentlicher Ausrufer auf der Straße ein goldenes mit Diamanten beſetztes Rauchfaß, für zweitauſend Zeckienen feil. Ich ließ den Ausrufer durch einen Sklaven heran rufen, und fragte ihn:

„Wem gehört dieſes Rauchfaß?“

„Es gehört,“ antwortete mir derſelbe, „dieſer Dame hier, und zeigte auf eine wohlgebildete und ſehr gut gekleidete Frau.

„Erſuchet ſie,“ fuhr ich fort, „mit mir zu reden.“

Die Frau nahm hierauf das Rauchfaß dem Ausrufer aus der Hand, bezahlte ihm ſeinen Lohn, und nahte ſich mir.

„Schöne Frau,“ ſagte ich zu ihr, „da euch das Rauchfaß gehört, ich weiß es anzubringen, wenn wir uns über den Preis vereinigen können.“

„Da es euch gefällt, Haleſchalbeh,“ antwortete mir die Frau, „ſo iſt es euer, und ich verlange kein Geld dafür.“

„Es iſt nicht meine Art,“ erwiederte ich ihr, „dergleichen Handel zu machen.“

„Noch die meinige,“ ſagte die Frau, „Geld zu nehmen für ein Geſchenk, welches ich dem liebenswürdigſten und geliebteſten aller Männer zu machen wünſche.

Haleſchalbeh," fuhr ſie fort, „ich beſuche ſchon ſeit langer Zeit euern Laden: leider, habt ihr mich nicht bemerkt; aber mich haben eure Geſtalt und euer Betragen bezaubert, und bezaubern mich je mehr und mehr. Ich ſchätze mich zu glücklich, euch dieß Rauchfaß anbieten zu können, weil es euch anſteht."

„Ich nehme es an, ſchöne Frau," erwiederte ich ihr, „wenn ihr den Werth deſſelben von mir annehmet."

„Weder Silber noch Gold," ſagte ſie darauf, „haben Werth in meinen Augen. Die Liebe, welche ich für euch fühle, hat mir die Ruhe geraubt: ſeid nicht grauſam gegen mich; die Erwiederung meiner Zuneigung würde euch nicht erniedrigen; dem Himmel ſei Dank, ich könnnte auf meine Herkunft einigermaßen ſtolz ſein: wenn ich aber, miskannt von euch, nicht an die höchſten Gunſtbezeigungen denken darf, ſo laßt mich euch doch nur einen einzigen Kuß geben, und das Rauchfaß iſt euer."

„Ich kann nicht einwilligen, ſchöne Frau," erwiederte ich ihr, „daß ihr einen ſo ſchlechten Handel machet; nehmet euer Geld, oder behaltet euer Räuchergefäß: ein Kuß iſt kein kaufmänniſcher Preis."

„Er iſt unſchätzbar," antwortete die Frau, „für jemand, der vor Liebe ſtirbt. Ich habe dieſes Rauchfaß nicht hergebracht, um es zu verkaufen, ſondern um es euch zu geben; nehmet es für dieſen Preis, und ihr rettet mir das Leben.“ —

Ach! ehrwürdiger Derwiſch, ich bekenne meine Schwachheit, ich ließ mich durch dieſe verliebten Reden und Schmeicheleien verleiten. Ohne Mistrauen, da ich die Geſichtszüge der Schönen durch den Schleier nicht erkennen konnte, und eben ſo ſehr von meiner Eigenliebe, als durch ihre dringenden Bitten bewogen, trete ich mit ihr in einen dunkeln Winkel meines Ladens, und halte ihr die Wange hin: aber anſtatt eines Kuſſes, fühle ich einen ſo heftigen Biß, daß ich einen lauten Schrei ausſtoßen muß; und ſo läßt ſie mich ſtehen, das Rauchfaß in der Hand, die Wange in Blut gebadet, und das Geſicht entſtellt.

Es gelang mir, das Blut zu ſtillen; aber ich konnte die Geſchwulſt nicht vertreiben, noch die Spuren des boshaften Biſſes wegbringen.

In dieſem Augenblick trat die Alte herein, mich abzuholen; ſie ſchien verwundert über den Zuſtand, worin ſie mich fand.

Zweihundert und vier und ſechzigſter Tag.

Ich gab vor, ich wäre auf ein zerbrochenes Glas gefallen. Ich nahm mir vor, meiner Gemahlinn daſſelbe Mährchen zu erzählen, aber die Verrätherinn

Saliſa war mir ſchon zuvorgekommen und hatte ſie von allem unterrichtet. Sie ſelber hatte mir dieſen tückiſchen Streich geſpielt, welchen ſie meiner Gemahlinn ohne Zweifel auf eine Weiſe erzählt hatte, welche mich noch viel ſchuldiger erſcheinen ließ, als ich war.

Als ich in dem Palaſt ankam, wurde ich nicht, wie gewöhnlich, von einer liebevollen und zärtlichen Gattinn empfangen, ſondern fiel in die Gewalt eines erzürnten und unverſöhnlichen Richters.

„Wer hat dir die Wange verwundet?" fragte mich meine Gattinn, ſo bald ich vor ihr erſchien.

Ich wollte ihr von dem zerbrochenen Glaſe erzählen; aber gleich bei den erſten Worten unterbrach ſie mich und fragte:

„Wo haſt du das Rauchfaß her, welches du in der Hand hältſt?"

„Es koſtet mich zweitauſend Zeckienen," antwortete ich ſtammelnd.

„O du Lügner! es koſtet dich noch weit mehr," verſetzte meine Gattinn mit zornfunkelnden Augen, „die Rechnung ſteht auf deiner Wange. Niederträchtiger und nichtswürdiger Menſch! du treibſt Handel mit deinen Gunſtbezeigungen: aber dieſe Schändlichkeit ſoll dir theuer zu ſtehen kommen. — Morizan," rief ſie, indem ſie ſich zu ihrem oberſten Verſchnittenen wandte, „hau ihm den Kopf ab."

Schon hatte Morigan mich ergriffen, als die Alte, unſre Vertraute, ſich meiner Gattinn zu Füßen ſtürzte, und zu ihr ſagte:

„Ach Gebieterinn, begehrt nicht ein ſolches Verbrechen! ſetzet euch nicht Gewiſſensbiſſen aus, welche ihr unmöglich ertragen könntet.“

Die Fürſprache der Alten brachte meine Gattinn zur Beſinnung; ſie ſchien einen Augenblick nachzudenken, und änderte ihren Ausſpruch dahin, daß ſie befahl, mir die Baſtonnade zu geben.

Während der Verſchnittene Morizan dieſen ſtrengen Befehl gegen mich vollzog, deſſen ſchmerzhafte Wirkungen ich ohne Klagen auszuhalten ſuchte, ergriff ſie eine Laute und ſchlug die Saiten auf eine Weiſe, welche Wuth und Eiferſucht und zugleich befriedigte Rache ausdrückte, und ſang dazu aus dem Stegreif folgende Reime:

Bricht mir mein Gatte ſeine Treue,
Geh' er, den tief ich verabſcheue,
Zu ihr, nach der er buhlend blickt:
Wie ſehr es immer mich verdrieße,
Ich duld' es, daß ſie ſein genieße,
Doch erſt nachdem ich ihn zerknickt.

Der Schmerz, welchen ich litt, verhinderte mich, mehr davon zu verſtehen. Ich verlor gänzlich das Bewußtſein, und bekam es nicht eher wieder, als in dem Hauſe meines Vaters, wo ich mich auf einem

Bette von den Meinigen und von heilkundigen Leuten umgeben fand, die beſchäftigt waren, mir Linderung zu verſchaffen. Man hatte mich, nach der grauſamen Züchtigung weggetragen, und an die Hausthüre meines Vaters geklopft, nachdem man mich auf der Schwelle niedergelegt.

Es währte vierzig Tage, bis ich mich von den Folgen der erlittenen Mishandlung erholte. Als ich, nach Verlauf dieſer Zeit, wieder anfing aufzuſtehen, ſuchte mein Vater in mein Geheimnis einzudringen, und ich verhehlte ihm nicht den geringſten Umſtand meines letzten Abenteuers.

„O Himmel, mein Sohn,“ ſagte er hierauf zu mir, „du haſt dich mit einem Ungeheuer von Rachſucht und Bosheit verbunden.“

„Haltet ein, mein Vater,“ rief ich aus; „ich geſtehe es, meine Gattinn war grauſam, aber ſie glaubte Grund zu haben, ſich zu beklagen; ich habe ſie beleidigt, während ſie mich mit Zärtlichkeit und Huld überſchüttete; ich fühle, daß ich ſie noch anbete, und meine Liebe wächſt noch durch das Gefühl meines Vergehens und durch die Verzweiflung, worin ich bin, mich für immer von ihr getrennt zu ſehen. Ach! wollte der Himmel, daß ſie mich zum niedrigſten ihrer Sklaven aufnähme!“

„Deine Gefühle,“ verſetzte mein Vater, „ziemen ſich nicht für einen Mann; erkenne beſſer die Würde deines Geſchlechts. Ich vermag nicht zu entſcheiden, welche Art Weſen diejenige iſt, mit welcher du dich durch eine feierliche Heirat verbunden haſt; ich würde ſie für ein Weſen der Einbildung halten, wenn ſie uns nicht, zumal zuletzt, ſo derbe Beweiſe ihrer Wirklichkeit gegeben hätte. Errötheſt du aber nicht, junger Menſch, von guten Aeltern, der du Anſpruch machen kannſt mit den beßten Häuſern von Bagdad in Verbindung zu treten, daß du dich von einer thörichten Leidenſchaft haſt hinreißen laßen, eine ſo ſeltſame und ungleiche Verbindung einzugehen, wie diejenige, in welche du verſtrickt biſt? Vergiß deine abſcheuliche Furie!“

Jedes Wort, welches mein Vater gegen meine Verbindung und meine Gattinn ausſtieß, war mir ein Dolchſtich ins Herz.

„Ich werde ſie ſchon noch eines Tages entdecken, dieſes abſcheuliche Geſchöpf,“ ſetzte mein Vater hinzu: „ich gehe hin, ſie dem Chalyfen anzuzeigen, um ihr die Mittel zu benehmen, neue Schlachtopfer zu finden.“

Anſtatt meinem Vater ſeiner Entrüſtung Dank zu wiſſen, empörte ſich mein Herz gegen ſeine Gedanken der Rache, und trat zwiſchen ihn und meine grauſame, aber reizende Gattinn ins Mittel.

Bald verſchlimmerte mein Seelenzuſtand, trotz den Arzneimitteln, wieder meine Geſundheit, und verwirrte meinen Geiſt; ich verſank in Träumerei, Schwermuth und Trübſinn; ich ſtieß alle Tröſtung zurück, ich wies meine nur zu zärtliche Mutter von mir, und war eine Plage für das Hausgeſinde; nichts konnte man nach meinem Geſchmacke bereiten, und ich ſchalt auf die Ungeſchicklichkeit der Köche.

Zweihundert und fünf und ſechzigſter Tag.

Einer von dieſen kam eines Tages, um ſich zu entſchuldigen: „Sieh,“ ſagte ich zu ihm, indem ich den Tiſch umſtieß, und alle Schüſſeln mit Füßen trat, „wie hoch ich deinen Eifer und deine Geſchicklichkeit achte.“

Er wollte etwas erwiedern, ich aber ſtürzte über ihn her, und ſchlug ihn nach Herzensluſt. Sein Geſchrei und Geheul riefen meine Mutter herbei: ſie will den Gegenſtand meiner Entrüſtung meinen Händen entreißen, ſie wagt es, ihren Vorwürfen einige Zurechtweiſungen mit der Hand beizufügen, und ich, in meiner blinden Wuth, habe das Unglück, ſie zu ſchlagen. Mein Vater kömmt jetzo dazu, und wird nicht mehr geſchont. Endlich feſſelt man mich. Ich erinnere mich, daß ich mit meiner Hand an den Mund kam, und ſie ganz mit Schaum bedeckt war. Mit Einem Worte, ich verlor das Bewußtſein, und bekam es nur wieder, um mich an dieſem traurigen Orte zu finden, wo ihr mich gegenwärtig ſehet. Man ſagte mir hierauf, daß ich hier auf Befehl des Großveſyrs Giafar feſtgehalten würde.

Es ſind viele Monden verlaufen, ſeitdem ich in dieſer unwürdigen Gefangenſchaft ſchmachte. Die Einſamkeit, und vor allen die Freiheit, mich hier ganz meiner Leidenſchaft, wie unglücklich ſie ſei, hinzugeben, ohne diejenige mit Verwünſchungen überhäufen zu hören, die ich mein lebelang lieben werde, haben mir die Ruhe des Geiſtes wiedergegeben. —

Hier, mein ehrwürdiger Derviſch, werde ich gegenwärtig nur noch von der Traurigkeit beherrſcht, und nie mehr von Launen: ich bin mir nichts mehr bewußt, was berechtigen könnte, mich in dieſem Irrenhauſe gefangen zu halten. Ach! es ſcheint, die Meinigen haben mich hier vergeſſen: aber der Großveſyr ſollte doch ein Einſehen haben, da ich auf ſeinen Befehl hier ſitze, und mich wieder mit meinen Aeltern zu vereinigen ſuchen, weil ich ſie nur in einem Anfalle des Wahnſinns beleidigte, und jetzt wieder genugſam bei Sinnen bin, um mich gebührlich zu betragen.

Dies iſt, ehrwürdiger Derviſch, meine ganze Geſchichte. Mein einziger Troſt iſt der Koran, und die Hoffnung, daß der Chalyf, der alles mit eigenen Augen zu ſehen trachtet, eines Tages ſeine Schritte zu dieſem traurigen Aufenthalte lenken werde. Ich bitte Gott täglich hundertmal darum: aber ach! meine Gebete ſind nicht bis zu ihm gedrungen.“

„Fahret fort in euren Gebeten, mein liebes Kind,“ ſagte hierauf der Chalyf: „ihr werdet bald die Wirkſamkeit derſelben inne werden, und eure Bitte wird erhört werden.“

Nach dieſen tröſtenden Worten, kehrte Harun mit Giafar und Meßrur nach ſeinem Palaſt zurück.

„Was dünkt euch,“ ſagte der Fürſt zu den Gefährten ſeines Abenteuers, „von der Geſchichte, welche wir eben gehört haben? denn ihr ſtandet in der Nähe, und müßt kein Wort davon verloren haben.“

„Ich denke,“ ſagte Giafar, „dieſer junge Menſch, von welchem ich niemals gehört habe, obwohl er mir ſein gegenwärtiges Unglück Schuld giebt, ſpricht ins Blaue hinein, und hat euch Geſichte oder Lügen erzählt.“

„Alles kann doch nicht erlogen ſein in ſeiner Erzählung,“ erwiederte der Chalyf, „und ich befehle dir, auf Mittel zu denken, der Sache auf den Grund zu kommen: du wirſt mir morgen mehr davon ſagen.“

Am folgenden Morgen kam der Großveſyr und berichtete, was er erſonnen hätte, um auszumitteln, in wiefern die Klagen und die Geſchichte Haleſchalbehs gegründet wären:

„Die Leute,“ ſagte der Miniſter, „welche an Verſtandesverwirrung leiden, weichen ſtäts in ihren

Ezählungen ab: wenn Euer Hoheit ſich den jungen Menſchen vorführen läßt, und er vor euch ſeine lange Geſchichte wiederholt in derſelben Folge wie geſtern und ohne die Umſtände zu verändern, dann wird es Zeit ſein, die nöthigen Nachforſchungen anzuſtellen, um ſich über die Wahrheit der Thatſachen aufzuklären.“

Da der Vorſchlag des Veſyrs ſehr verſtändig erſchien, ſo wurde der Befehl, Haleſchalbeh herbei zu holen auf der Stelle ertheilt.

So bald der junge Mann am Fuße des Thrones war, redete der Chalyf ihn alſo an:

„Haleſchalbeh, man hat mich verſichert, du ſeieſt in Folge einer Reihe ſeltſamer Abenteuer in das Narrenhaus eingeſperrt worden: raffe all deine Geiſteskraft zuſammen, und zweifle nicht an meinem Wunſche, allen meinen Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen: aber in dem Berichte, welchen ich von dir fordre, übergeh keinen Umſtand, und gedenke der Ehrfurcht, welche du der Wahrheit und meiner Gegenwart ſchuldig biſt.“

Haleſchalbeh ſah die Weiſſagung des Derviſch eintreffen; voll Vertrauen, und von ſeinem Gegenſtande durchdrungen, begann er ſeine Geſchichte von neuen und wich ſelbſt nicht in den Ausdrücken ab.

Giafar war nun genöthigt zu geſtehen, daß, was er hier zum zweitenmale hörte, einen Anſtrich der Wahrheit hätte, welchen man unmöglich verläugnen konnte. Es kam jetzo nur noch darauf an, die ſo geliebte und ſo grauſame Feindinn Haleſchalbehs zu entdecken; der Scharfſinn des Weſyrs ließ ihn bald Mittel dazu finden.

Ein Befehl an alle Kadi's von Bagdad, um zu erforſchen, wer von ihnen den Heiratsvertrag ausgefertigt, hätte die Geſchichte verbreiten können, ohne daß man den Knoten derſelben gefunden: wenn einer von ihnen durch Ausfertigung eines ſo außerordentlichen Vertrags das Geſetz übertreten hätte, würde er es nicht geſtehen wollen; übrigens konnte man ſich auch eines andern Menſchen bedient haben, dieſe Rolle zu ſpielen.

Wurde aber Haleſchalbeh mit ſeinem Vater verſöhnt; bewog man dieſen, ſeinem Sohne von neuem das Handelsgeſchäft anzuvertrauen, ſo war vorauszuſetzen, daß die Alte ſich wieder einſtellen würde, wäre es auch nur aus bloßer Neugierde: ausgeſtellte Späher konnten ſich dann ihrer bemächtigen und ſie zwingen, ihre Gebieterinn zu nennen.

Zweihundert und ſechs und ſechzigſter Tag.

Der Chalyf billigte dieſen Entwurf, und auf der Stelle wurde der Vorſteher der Handelſchaft herbeigeholt. Der durch die Geiſtesverwirrung, worin er ſeinen Sohn noch immer wähnte, gebeugte Vater, war ſehr überraſcht, ihn am Throne des Chalyfen zu finden, und noch mehr, ihn mit Haruns Huld beehrt zu ſehen.

Auf die erſten Vorſchläge zur Verſöhnung, welche der Veſyr ihm machte, ſtreckte er die Arme nach Haleſchalbeh aus, der ſich ſogleich hineinſtürzte. Dann beſprach man ſich über die Maaßregeln, um die Entwickelung des Abenteuers herbeizuführen, und Haleſchalbehs Vater verpflichtete ſich, alles getreulich auszuführen, was man ihm auferlegte.

Vater und Sohn gingen hierauf, von der Freigebigkeit des Chalyfen, mit zwei reichen Kleidern beſchenkt, nach Hauſe, und ſchon am folgenden Morgen war Haleſchalbeh wieder in ſeinem eben ſo reich ausgeſtatteten Laden, wie zuvor.

Der junge Mann beſtrebte ſich ſichtlich, durch ſeine Unterwürfigkeit, Zuvorkommen und Liebkoſungen ſeine Aeltern vergeſſen zu machen, daß ſie Grund gehabt hatten, ſich über ihn zu beklagen. Noch ſtäts von ſeiner Leidenſchaft erfüllt, bemühte er ſich, ihnen die Wirkungen derſelben zu verbergen und ſeiner Schwermuth Herr zu werden. Er gab ſich derſelben nur in den Augenblicken hin, wo er frei von allen anderen Geſchäften ſich allein und ſich ſelbſt überlaßen blieb. —

Die Gattinn Haleſchalbehs hatte ſich nicht lange der Genugthuung ihrer Rache erfreuet. Als ſie wieder zur Beſinnung kam, warf ſie ſich bald ihre Grauſamkeit und Heftigkeit vor; es kam dahin, daß ſie ſich über das Schickſal ihres Geliebten beunruhigte, welchen ſie zu ſtrenge behandelt hatte, ſelbſt wenn er ſo undankbar und ſchuldig geweſen wäre, als ſie wähnte.

Bald gewann die Liebe ihre ganze Herrſchaft wieder; ſie kämpfte noch einige Tage gegen ein Gefühl, welches ſie nicht zu geſtehen wagte: aber das Stillſchweigen ward ihr zu läſtig, und ſie befahl, wie aus bloßer Regung des Mitleids, der alten Sklavinn, ſich zu erkundigen, was aus ihrem unglücklichen Gatten geworden ſein möchte.

„Ach! gnädige Frau,“ antwortete ihr dieſe, „das Mitleid, welches ich mit ihm habe, hat mich ſchon nach dem Hauſe ſeines Vaters getrieben, und von den Leuten in der Nachbarſchaft habe ich vernommen, daß der arme junge Mann in Lebensgefahr iſt.“

„In Lebensgefahr?“ wiederholte die junge Frau: „ach, wie unglücklich bin ich! ich habe den einzigen Menſchen getödtet, den ich liebte, den einzigen auf der Welt, den ich lieben kann! Warum kann ich ihn nicht wiſſen laßen, daß mein Lebensfaden mit dem ſeinigen verknüpft iſt! aber alles verbietet es mir . . . geh indeſſen hin, und ſäume nicht, Erkundigung über ihn einzuziehen, ſo viel du unbeſchadet meiner Ehre vermagſt.“

Die gute Alte übernahm mit Vergnügen dieſen Auftrag. Eine Zeitlang konnte ſie ihre Gebieterinn in der Hoffnung erhalten, daß ihr Gemahl wieder geneſen würde; aber bald waren ihre Nachforſchungen durchaus fruchtlos, die Nachbarsleute verſtummten über ihn von dem Augenblick an, wo Haleſchalbeh im Wahnſinne heimlich nach dem Irrenhauſe gebracht worden war.

Da überließ ſich ſeine Gattinn der Verzweiflung; ſie ſchloß ſich mit ihrer Vertrauten ein, um ungeſtört zu weinen und ſich ihrem Schmerze hinzugeben. Die Laute, deren ſie ſich bedient hatte, den Unglücklichen zu verhöhnen, diente ihr jetzt, ihre Klagen auszudrücken. Die Untröſtliche konnte aber jetzt keine Verſe mehr machen, wie damals, als die glückliche Liebe, oder die Rache ſie begeiſterte: ſie brachte nur einzelne, von Seufzern und Thränen unterbrochene Laute hervor.

„Wehe! er flieht mich,“ ſagte ſie, „er hat ſich meinetwegen von hier verbannt! . . . Geh, mein Geliebter, zu den Tigern in die Wälder: du haſt ſie weniger zu fürchten, als deine Gattinn! . . . Du vergißt mein? Du haſt Recht; ach, das iſt eine Linderung, welche ich niemals finden werde!“

Die gute Alte durchſtreifte eines Tages die Stadt, ohne eben zu denken, daß ſie ihrer Gebieterinn eine angenehme Neuigkeit bringen könnte, als ſie in dem Stadtviertel, wo Haleſchalbehs Laden war, dieſen offen ſah: ſie blickt hinein, und erkennt ihn ſelber, in tiefen Gedanken auf dem Sopha ſitzend; ſie entſchließt ſich, einzutreten. Sie wollte ihn eben umarmen; und er, ſobald er ſie erblickte, wollte ihr entgegen eilen: aber die Kundſchafter des Veſyrs, welche die Sklavinn nicht aus den Augen ließen, traten zwiſchen ſie beide, ergriffen die Sklavinn und führten ſie zu Giafar.

Wie groß war die Ueberraſchung des Veſyrs, als er in der Frau, welche man ihm vorführte, Nemana, die alte Hofmeiſterinn ſeiner geliebten Tochter Seraïde erkannte!

„Wie!“ redete er ſie an, „du, die meine Tochter mit ihrer Huld beehrt, dich finde ich in Haleſchalbehs Liebeshandel verwickelt! Was iſt das für eine Frau, welche du ihn haſt heiraten laßen?“

„Ach! mein Fürſt und Gebieter,“ antwortete Nemana, ganz vernichtet, „wem hätte ich anders dienen können, als der Prinzeſſinn Seraïde, eurer Tochter?“

Giafar ſtand wie angedonnert, als er vernahm, daß ſeine Tochter ſich ohne ſein Wiſſen und Willen verheirathet hatte. Weil er aber wußte, welchen lebhaften Antheil der Chalyf an der Entwickelung dieſes Handels nahm, verfügte er ſich, anſtatt nach ſeinem eigenen Palaſt heimzukehren um ſich mit Seraïden zu verſtändigen, auf der Stelle zu dem Beherrſcher der

Gläubigen, und ließ ſich Nemana ſammt den Kundſchaftern, welche er gegen ſie ausgeſchickt hatte, dahin folgen.

„O hochweiſer Chalyf,“ ſprach er, „die in die Heiratsgeſchichte des Haleſchalbeh verwickelte Alte iſt gefunden, ſie ſteht vor der Thüre, ich habe ſie befragt. — Die Gattinn Haleſchalbehs,“ fuhr der Weſyr fort, „hat nur das im Koran enthaltene Geſetz geltend gemacht, als ſie ihren Gatten für ein überwieſenes Vergehen beſtrafte, wie er es verdiente: die Rechte der Ehegatten auf einander ſind gegenſeitig; Haleſchalbeh hat ſich den Liebkoſungen einer fremden Frau hingegeben.“

„Mich dünkt doch,“ ſagte Harun zu Giafar, „du thuſt den Ausdrücken des Geſetzes einigen Zwang an. Du machſt es ſehr mörderiſch, und würdeſt zu viel Köpfe in Bagdad in Gefahr ſetzen, wenn das Recht, ſich ſelber Genugthuung zu verſchaffen, allen ohne Unterſchied zugeſtanden würde, die auf ſolche Weiſe beleidigt ſind, oder zu ſein wähnen.“

„Nicht alle Ehen,“ erwiederte Giafar, „könnten der ſtrengen Anwendung dieſes Geſetzes unterworfen werden. Aber wenn das Mädchen, die ſich verheiratet, ſich ſelbſt der ganzen Strenge deſſelben unterwirft, und überdieß im Stande iſt, zu fordern, daß derjenige, mit dem ſie ſich vermählen will, ſich demſelben unterwerfe, und er ſich freiwillig ihm unterworfen hat, ſo hat die Beleidigte bei ihrer Rache nur von ihrem geſetzmäßigen Rechte Gebrauch gemacht.“

„Noch immer,“ ſagte Harun, „fühle ich mich trotz deinen ſchönen Gründen, für den unglücklichen Haleſchalbeh geneigt; ich muß aber noch erſt diejenige kennen lernen, deren Sache du ſo geſchickt vertheidigeſt.“

„Es iſt meine Tochter,“ antwortete der Veſyr etwas verlegen.

„Jetzt verſtehe ich,“ fuhr der Chalyf fort: „ich ſehe, daß die Beſorgung meiner Angelegenheiten dich zu ſehr die deinigen vernachläßigen macht. Du weißt nicht, was in deinem eigenen Hauſe vorgeht: man verheiratet ſich darin, man ſchaltet über das Leben eines Mannes, ohne dich im geringſten davon in Kenntnis zu ſetzen. Du begreifſt doch wohl, welche Folgen es haben würde, die Anwendung eines ſtrengen Geſetzes einer von der Leidenſchaft gewaffneten Hand zu überlaßen. Ich weiß, welcher Rechte ſich die Frauen, bei ſolchen ungleichen Heiraten anmaßen. Wenn höhere Staatsgründe ſie zuweilen nöthigen, einem Geringeren die Hand zu geben, ſo können ſie, bis auf einen gewiſſen Punkt dieſelben für ſich geltend machen; es iſt eine Entſchädigung für das Opfer, welches ſie bringen: aber deine Tochter Seraïde hat nur ihrem Wohlgefallen ein Opfer gebracht, und auf alle Weiſe iſt der Sohn des Vorſtehers der Handelſchaft ihresgleichen geworden; er liebt ſie, er vergöttert ſie, trotz den gegen ihn verübten Grauſamkeiten, ſollte ſie da nicht nur zu glücklich ſein, wenn er wieder ihr Gemahl wird? Du weißt ſehr wohl, daß ich durch einen Blick aus dem geringſten meiner Unterthanen einen Fürſten machen kann: ich will, der Gerechtigkeit zu Liebe, den Vater Haleſchalbehs erheben, und für den Sohn ſorgen, ſowohl ſeinetwegen, als in Rückſicht auf dich. Erforſche den Namen des Kadi's der den Ehevertrag vollzogen, und warum er es gewagt hat, ihn ohne dein Wiſſen und Willen auszufertigen; um ſo mehr, als ohne dieſe Zuſtimmung, die Urkunde nichtig werden konnte. Gieb Acht, daß in der Form nichts verſäumt werde."

Zweihundert und ſieben und ſechzigſter Tag.

Nachdem der Chalyf alſo zu ſeinem Großveſyr geſprochen hatte, ließ er Haleſchalbeh vortreten und ſagte zu ihm:

„Junger Mann, deine Frau ſoll dir wiedergegeben werden und es in deiner Gewalt ſtehen, ihr zu verzeihen oder ſie zu beſtrafen. Sie iſt die Tochter meines Großveſyrs, aber nichts darf dich deshalb abhalten, den Bewegungen deines Herzens oder den Neigungen deiner Seele zu folgen."

„O Beherrſcher der Gläubigen," rief der junge Haleſchalbeh aus, „könnte ich auf diejenige noch zürnen, welche ich mehr, als mein eigenes Leben liebe? Ich verlange nichts, als das Glück, ſie wiederzuſehen, und wenn ich ihr Herz wiedergewinnen kann, mit Zuſtimmung ihres Vaters, ſo widme ich beiden eine Liebe und eine Ehrfurcht, welche nur mit meinem Leben aufhören wird."

„Giafar," ſagte der Chalyf hierauf, „ich empfehle dir die Wohlfahrt deiner Tochter und deines Schwiegerſohns; betrachte ihn von heut' an als einen Mann, der in meinen Dienſten ſteht, und mit dem ich meine Abſichten habe."

Der Großveſyr begab ſich nun, mit Haleſchalbeh an der Hand, nach ſeinem Palaſte. Die Alte folgte, und ſo bald ſie ſich in Freiheit ſah, entſchlüpfte ſie, und eilte voraus, ihre Gebieterin auf den ihr wahrſcheinlich bevorſtehenden Beſuch vorzubereiten.

Als der, von ihr angekündigte Veſyr, hereintrat, ſtand Seraïde auf, ihm entgegen zu gehen, und ihm, wie gewöhnlich, ihre Liebe und Ehrfurcht zu bezeugen: ein Wink mit der Hand und eine ſtrenge Miene nöthigten ſie aber, zurückzubleiben.

„Unterlaß dieſe Gebärden," ſprach Giafar zu ihr, „da kann keine Liebe ſein, wo das Vertrauen fehlt, noch kann Ehrfurcht mit Ungehorſam beſtehen. Du haſt dich, ohne mein Wiſſen, verheiratet, und in einem

Ausbruche von Wahnſinn haſt du das Anſehn misbraucht, welches ich dir über die Leute unſers Hauſes gegeben hatte, und dich zur ſträflichſten Uebertretung gegen deinen Gemahl hinreißen laßen, zu einem Vergehen, welches uns dem Zorne des Chalyfen ausſetzt.

Wähnteſt du,“ fuhr der Veſyr fort, „als du deine Hand dem Sohne des Vorſtehers der Kaufmannſchaft von Bagdad reichteſt, eines angeſehenen, von aller Welt geehrten, und von dem Chalyfen geachteten Mannes, wähnteſt du dich da mit einem niedrigen Sklaven zu verbinden? Und wenn auch das Leben dieſer Sklaven zu ſchonen iſt, wie durfteſt du ſo willkürlich über das Leben deines Gemahls ſchalten? Ich bringe ihn dir hier; er iſt dein Herr, er hat nun ſeinerſeits über dein Leben zu gebieten; fall ihm zu Füßen, und wiſſe, daß du nur dadurch meine Achtung wiedergewinnen kannſt, daß du durch deine Unterwürfigkeit die unwürdige und grauſame Behandlung wieder gutmacheſt, welche er von dir erlitten hat.“

Während der Veſyr alſo ſprach, wäre die zitternde Seraïde leblos zu ſeinen Füßen hingeſunken, hätte ſie nicht in Haleſchalbehs Augen noch etwas mehr als Mitleid mit dem Zuſtande der Verwirrung wahrgenommen, in welchen ſie ſich verſetzt ſah; es ward ihr nicht ſchwer, ihm zu Füßen zu ſtürzen, ſie küßte ſie mit Inbrunſt. Der junge Gatte, auf dem Gipfel ſeines Glücks, hub Seraïde'n auf, umarmte ſie, und ihre Thränen vermiſchten ſich eine Weile mit einander.

Dieſer zärtliche Auftritt rührte Giafar, der ſeine Tochter leidenſchaftlich liebte: Vater und Miniſter zugleich, ſah er ſich entwaffnet. Aber er mußte den Kadi rufen laßen, um die Unregelmäßigkeit des Ehevertrags zu verbeſſern. Er erfuhr, daß er Jalleddin hieß, und ließ ihn auf der Stelle holen.

Jalleddin erſchien, und ließ Giafar nicht Zeit, ihn zu fragen, warum er Seraïde'n heimlich und ohne Zuſtimmung jemand anders, außer ihr ſelber, verheiratet hätte, ſondern ſagte ſogleich:

„Eure Tochter ließ mich rufen, ſie ſchilderte mir die Glut ihrer Leidenſchaft, und ich glaubte, ihrem Verlangen nachgeben zu müßen, um ihr, obwohl durch eine Unregelmäßigkeit von meiner Seite, eine noch unregelmäßigere Aufführung zu erſparen: ſie ſchlug mir vor, ihr Vormund zu ſein, und in dieſer Eigenſchaft, welche ich annahm, und weil ich ihre Wahl nicht misbilligte, glaubte ich dieſem anziehenden Paare einen weſentlichen Dienſt zu leiſten und ſah wohl voraus, daß ihr es einſt nicht misbilligen würdet.“

Giafar, weit entfernt, dem Kadi Misvergnügen blicken zu laßen, bezeugte ihm vielmehr großmüthig ſeine Erkenntlichkeit. Aber er befahl, ihm die Sklavinn Saliſa zu überliefern, um ſie zu beſtrafen, nachdem er ſie zum Geſtändnis der boshaften Liſt gebracht, welche ſie angewendet, die Gatten zu trennen. Dieſe beiden überließ er ſich ſelbſt, nachdem er Haleſchalbeh verſichert hatte, daß er ihm eben ſo lieb ſein ſollte, wie ſein eigener Sohn.

Hierauf ſtellte er prächtige Feſte an, um einer Vermählung allen möglichen Glanz zu verleihen, welche von dem Chalyfen gebilligt und begünſtigt, und ein Gegenſtand der Freude für alle Einwohner von Bagdad war.

So geſchah es, daß Haleſchalbeh, faſt unerwartet, aus dem Tollhauſe zu den höchſten Ehren überging, zu welchen Harun-Alraſchid ihn erhub, und aus der abſcheulichſten Lage auf den Gipfel des Glücks emporſtieg.“ —

Geſchichte

Taïluns, oder der Blödſinnige.

Zweihundert und acht und ſechzigſter Tag.

„In Bagdad lebte ein junger Menſch namens Taïlun, guter Leute Kind, und ſchon in frühen Jahren Waiſe, bei wenig Vermögen. Sein kurzer und ſtämmiger Wuchs verkündigte eine ſtarke Leibesbeſchaffenheit. Seine Geſichtszüge wären angenehm geweſen, wenn ſie nicht gänzlich des Ausdrucks ermangelt hätten. Von Kindheit an diente er, da es ihm an Urtheilskraft fehlte zum Spielballe ſeiner Geſellen; übrigens war er von ſehr ſanfter Gemüthsart. Sobald er das Alter der Mannbarkeit erreicht hatte, gedachten ſeine Verwandten, daß eine verſtändige Gattinn ihn leiten und wenigſtens einen anſtändigen Mann aus ihm machen könnte, ſie beſchloſſen alſo, ihm eine Frau zu geben, und verheirateten ihn mit einem Mädchen, die zwei Jahre älter war, als er, dabei ſittſam, verſtändig, und ſeinem Stande gemäß.

Datbha, ſo hieß Xaïluns Gattinn, gewahrte bald die Mängel ihres Mannes. Dieſer Faullenzer ſchlief, ſo bald ſein Bauch gefüllt war, und wachte nur auf, um von neuen zu eſſen. Wenn er ſich etwa eine Bewegung machte, ſo geſchah es, die Stadt zu durchſtreifen, ſich unter die Menge zu miſchen, und alles anzugaffen, ohne etwas zu ſehen. Von Zeit zu Zeit zog dieſe närriſche Zudringlichkeit ihm Mishandlungen zu, und kam er mit blutrünſtigen Backen oder blauen Augen nach Hauſe. Das kränkte Datbha; ſie liebte ihren Mann, weil er, abgeſehen von ſeiner Gefräßigkeit, ſeiner Faulheit und ſeiner großen Einfältigkeit, ein guter Menſch ohne Arg war.

Bei dieſer Lebensart Xaïluns verſchlimmerten ſich aber ſeine Umſtände; er verzehrte ſein kleines Erbtheil in Unthätigkeit und Schlaf, und ſank allmählich zum Blödſinn herab.

Datbha hatte alles verſucht, Liebkoſungen, und Scheltworte, aber Xaïlun änderte ſeine Lebensweiſe nicht. Seine Frau wollte ihn wenigſtens zu einer kleinen Arbeit nöthigen um ihn allmählich auf den Weg zu bringen, ſich ſelber zu ernähren, aber es war nicht möglich, ihn dahin zu bringen, irgend etwas zu thun.

Endlich hatte er ſich eines Tages auf dringendes Ermahnen entſchloſſen, hinzugehen und Wäſche auszubreiten, um ſie an der Sonne trocknen zu laßen. Als Datbha eine Weile darnach hinkam, um zu ſehen, ob er ſeinen Auftrag erfüllt hätte, fand ſie ihn niederhockend und in voller Unterhaltung mit einem Karduon,*) der auf einem Steinhaufen ſaß. Xaïlun redete zu ihm, und das kleine Thier ſchien ihm durch Bewegung des Kopfs, welche ihm natürlich iſt, zu antworten: unterdeſſen lag die Wäſche auf der Erde.

„Was machſt du da, Xaïlun?“ ſagte Datbha.

„Ich rede mit meinem Vetter.“

„Der Karduon iſt dein Vetter?“

„Ja, freilich,“ und hierauf redete er das Thierchen an: „biſt du nicht mein Vetter, Karduon?“

Das Thier antwortete darauf durch ſein gewöhnliches Kopfnicken.

Datbha, die lebhaft war, verlor jetzo die Geduld; ſie nahm eine Terebinthen-Ruthe, die ihr zu Hand war, und gab damit Xaïlun drei oder vier Streiche.

---

*) Karduon heißt ein kleines, vierzehn Zoll langes Thier, welches in ſeiner ganzen Geſtalt dem Nil-Krokodil ähnlich iſt. Wenn man es anſieht, ſo bewegt es den Kopf von oben nach unten, wie wenn jemand einer Sache Beiſtimmung zunickt. Es iſt unſchädlich.

Dieſer ſah ſie ſtumpfſinnig an, und ſputete ſich, die Wäſche aufzuraffen und auszubreiten.

Datbha ſtellte jetzo Betrachtungen an: „Unſer Hausſtand wird ſich vermehren: ich werde durch meine Arbeit allein mich ſelber, meine Kinder und dieſen ſtarken Faullenzer nicht ernähren können; da ich ihm aber Furcht einjagen kann, ſo muß ich ihm das Laſter des Müſſiggangs austreiben. Er iſt ſtark, ich will ihn zwingen, zu arbeiten, um ſich zu ernähren.“

Nachdem ſie dieß bei ſich ſelber beſchloſſen hatte, nahm ſie, als Xaïlun nach Hauſe gekommen war, alsbald wieder ihre Terebinthen=Ruthe zur Hand, und nöthigte ihn, ihren wenigen Hausrath erſt von der Stelle zu rücken und dann wieder in Ordnung zu ſtellen; ließ er einen Augenblick nach, ſo regnete es Schläge auf ihn.

Xaïlun gehorchte; aber ſo bald die Arbeit abgethan war, machte er ſich davon, durchſtreifte Bagdad, und kam erſt ſehr ſpät, und arg mishandelt nach Hauſe. Er hatte ſich unbedacht in eine Prügelei gemiſcht, und Schläge davon getragen.

Datbha ſah, daß die Terebinthen=Ruthe nicht hinreichend war, ihr Anſehen, deſſen ſie bedurfte zu begründen:

„Wo kömmſt du her?“ fragte ſie ihn. „Ich will dich lehren, ohne meine Erlaubnis auszugehen und dich ſo entſtellen zu laßen, wie du biſt!“

Zugleich zählte ſie ihm zwanzig derbe Stockſchläge auf die Schultern, ließ ihn dann niederſitzen und verband ihm die Wunden, welche er an den Händen und im Geſicht erhalten hatte.

Als der Verband beendigt war, hieß ſie ihn ſchlafen gehen, und ſagte:

„Jetzt lege dich nieder; morgen werden wir anders mit einander reden. Du mußt durchaus anders werden, du großer Tropf, oder du wirſt uns noch alle vor Hunger und Kummer umkommen laßen; du haſt nöthig zu arbeiten, um dich zu ernähren, du mußt es alſo thun; du biſt groß und ſtark, du mußt dir in Bagdad Arbeit ſuchen, und wenn du keinen Erwerb nach Hauſe bringſt, ſo ſoll der Stock ſeine Pflicht thun.“

Xaïlun ſchlief ſehr traurig ein, indem er bei ſich ſelber ſagte: „Ich ſoll Prügel kriegen, wenn ich mich nicht ändere: aber wie ſoll ich es anſtellen, mich zu ändern und nicht mehr Xaïlun zu ſein?“

Zweihundert und neun und ſechzigſter Tag.

Am folgenden Morgen ſah Datbha, daß das Geſicht ihres Mannes von den geſtern empfangenen Schlägen noch zu ſehr entſtellt war; ſie verband ſeine Wunden, und ſagte dabei:

„Liege und käu' wieder, du Dummkopf! aber denke daran, dich von Grund aus zu ändern."

Als die Folgen der Mishandlung bei dem Faulienzer verſchwunden waren, hieß ſeine Frau ihn aufſtehen, und ſagte zu ihm:

„Verlaß das Haus, und verdinge dich auf Tagelohn bei irgend einem Herrn in Bagdad; hier zu Hauſe iſt kein Brot für dich, und wenn du heimkömmſt ohne welches mitzubringen, ſo ſiehſt du hier den Stock: der ſoll dich alle Tage empfangen, bis du dich gänzlich geändert haſt."

Xaïlun's Kopf war von der Beſchaffenheit, daß er immer nur die letzten Worte behalten konnte. Er ſoll alſo Brot bringen und ganz verändert heimkommen, oder mit Stockſchlägen empfangen werden, an welche ihn ſeine Schultern noch ſchmerzhaft mahnen.

Er kam an einen Beckerladen vorbei. Das friſch aus dem Ofen gezogene Brot lag vorn aus unter dem Zelte: es reizte durch ſeine Farbe, ſeine Geſtalt und ſeinen guten Geruch die Eßluſt. Es war Winter und kalt, und die aus dem Ofen ſich verbreitende Hitze war ein Reiz mehr für ihn, denn er war nur dünne gekleidet.

Der wohlbeleibte und rothbäckige Becker, der neben ſeinem Ofen ſaß, hatte ein ſehr einladendes Anſehen von Wohlhabenheit, die reinlich gekleideten Geſellen, die den Teig knäteten, boten ein Bild der Heiterkeit, der Geſundheit und des Glücks dar.

„Oh!“ ſagte Xaïlun, „wenn ich in dieſen Laden kommen könnte, das wäre grade meine Sache: da iſt ja das Brot, das ich mir holen ſoll. Wenn ich nur acht Tage lang ſo gutes Brot eſſen könnte, wie dieſes da, ſo würde ich fett und roth werden, wie alle dieſe Leute, und ganz verändert ſein.“

Nach dieſer Betrachtung, trat er in den Laden; der Becker ſchaute ihn an, und ſeinem ſtarken Ausſehn nach hielt er ihn für einen Tagelöhner, der Arbeit ſuchte, und redete ihn an:

„Was willſt du, Freund? ſuchſt du Beſchäftigung? willſt du mir bei meiner Arbeit helfen?“

„Ich will es gern,“ antwortete Xaïlun.

„Wenn das iſt, ſo nimm hier das Beil, binde dieß Reißbündel auf, und hacke die Zweige klein, ſo daß ich ſie in meinen Ofen ſtecken kann.“

Xaïlun ſetzte ſich hin, und verrichtete ſeine Arbeit. Als die Mittagsſtunde kam, gab man ihm eins von den Bröten, wonach ihn ſo ſehr gelüſtet hatte. Der Becker vernahm, daß ſein neuer Arbeiter Frau und Kinder hätte, und als er ihn am Abend entließ, gab er ihm noch drei andere Bröte für dieſelben mit, und ließ ihn fröhlich nach Hauſe gehen.

Oatbha empfing ihn ſehr freundlich, und als ſie vernahm, was er gethan hatte, ſagte ſie zu ihm:

„Du ſiehſt, wenn man ſich Mühe giebt, erwirbt man ſein Brot. Präge es dir ein, daß du alle Tage deines Lebens arbeiten und dich gänzlich ändern mußt.“

Am folgenden Morgen wollte Xaïlun etwas länger ſchlafen, aber Oatbha weckte ihn mit ihrer Gerte, und ſagte:

„Auf, und geh nach dem Laden, oder ich nehme den Stock!“

Xaïlun kleidete ſich an, und ging hurtig hinweg.

„Ach!“ ſagte er, „wann werde ich ſo verändert ſein, daß ich nicht mehr vom Stocke reden höre.“ Hiemit begab er ſich wieder an ſeine Arbeit.

Dieſes Gewerbe trieb er acht Tage lang, und die kleine Haushaltung war reichlich mit dem Nothwendigen verſehen. Alle Morgen wurden die Ermahnungen wiederholt, und manchmal kam auch der Stock dran, wenn Xaïlun ſich zu träge zeigte.

Unterdeſſen fand Xaïlun das Brot nicht mehr ſo gut, als am erſten Tage; er mußte ſich auch noch nicht verändert haben, weil ſeine Frau ihn noch alle Morgen ſchalt und ſchlug, und es kam ihm hart an, nachdem er ſo gern in Bagdad umhergeſtrichen war, jetzo den ganzen Tag vor dem Ofenloche gefangen zu ſein, und nicht in den vollen Morgen hineinſchlafen zu können.

Er machte alſo den Schluß, daß dieſe Art der Veränderung nichts taugte, und daß er eine andre aufſuchen müßte.

Die Frau weckte ihn am Morgen mit dem gewöhnlichen Nachdrucke:

„Steh hurtig auf, geh aus, deinen Unterhalt zu erwerben, und bring etwas mit zu Hauſe, wenn ich dich nicht mit Schlägen empfangen ſoll. Wir werden nicht mehr als Mann und Frau mit einander leben, bevor du nicht gänzlich verändert biſt.“

„Schon gut,“ murmelte Xaïlun zwiſchen den Zähnen, „aber jetzo bin ich ein Gefangener und dieſe Veränderung gefällt mir keinesweges: ich muß etwas anderes aufſuchen.“

Damit durchlief er ganz Bagdad, ohne eben zu wiſſen, was er ſuchte.

Zweihundert und ſiebzigſter Tag.

Indem er ſo umherſtrich kam er an den Laden Szeydi-Haſſans von Damask, des berühmteſten Speiſewirths in Bagdad; das Haus hatte eine ſchöne Lage am Ufer des Dadſchala.

Unter dem Zelte vor dem Hauſe,[*] ſtand ein großes Becken hochaufgehäuft voll Reis, der von dem köſtlichſten Gewürz durchdrungen, mit gehacktem Fleiſche belegt, und mit eben ſo viel Sauberkeit, als Wohlgeſchmack zugerichtet war: der Duft dieſer Schüſſel machte Xaïlun lüſtern.

Er ſah in dem Laden ſechs junge Leute bei der Arbeit beſchäftigt, die höchſt ſauber gekleidet, bildſchön, und eben ſo vergnüglich waren, als ſie ſich wohl zu befinden ſchienen. Es verwunderte ihn nicht, daß Leute, denen ein ſo köſtlicher Pilau[**] zu Gebote ſtand, als er hier ſah, ſich ſo vieler Vorzüge erfreuten, und er bildete ſich ein, wenn er ſo lebte, wie ſie, ſo würde er bald ihnen gleichen. Dazu mußte er aber den Speiſewirth anſprechen, ihm zu verſtatten, in ſeinem Laden zu arbeiten. Der Hunger, das Verlangen ſich zu verändern, machten Xaïlun beredt, und er fragte Szeydi-Haſſan: „Hättet ihr wohl Arbeit für mich?“

„Daran fehlt es hier nicht,“ antwortete der Speiſewirth; „geht zu meinen Leuten, ſie werden euch alsbald etwas zu thun geben.“

---

[*] Ein ſolches Zelt ſteht vor jedem Laden.

[**] Pilau oder Pelau heißt bei den Arabern der auf obige Weiſe zugerichtete Reis.

Xarlun wurde ſogleich an die Arbeit geſtellt. Zu Mittageſſen bekam er von den Ueberbleibſeln aller Art und in Fülle. Er ſättigt ſich, er ſtopft ſich voll davon, nicht zweifelnd, daß er endlich das einzige Mittel gefunden, zu der erwünſchten Veränderung zu gelangen.

Nach dem Eſſen ging er wieder an die Arbeit; ſie war nicht ſchwer, und beſtand darin, die Tiſche für die zum Speiſen kommenden Gäſte zuzurichten, die Schüſſeln aufzutragen, wieder wegzunehmen, und aufzuräumen.

Am Abend kam er mit einer großen Schüſſel aufgehäuft voll allerlei Ueberbleibſel nach Hauſe. Es war ſchon ſpät, und Datbha beſorgt; als ſie ihn ſo ſchwer beladen, aber kein Brot von ſeinem Beckermeiſter bringen ſah, ſo zweifelte ſie nicht, daß er, wie gewöhnlich die Stadt durchſtrichen und die Schüſſel, mit dem was darauf war, irgendwo entwendet hätte.

„Wo kömmſt du, Herumſtreicher her? Wo haſt du dieſe Schüſſel geſtohlen, du Dieb?“ Mit dieſem Willkommen empfing ſie ihn, und einige derbe Stockſchläge begleiteten ihre Worte.

Xarlun wollte ſie verſtändigen, wie es ihm misfallen bei dem Backofen wie ein Gefangener zu leben, und wie er, um ſich vortheilhafter zu verändern, bei Szeydi-Haſſan gearbeitet hätte. Datbha aber antwortete:

„Man kann dir dieß nicht alles gegeben haben; komm mit mir; ich will nicht, daß man uns für Diebe halte.“

Sie nahm ihren Schleier, hieß Xaïlun mit der Schüſſel folgen, und eilte zu dem Speiſewirthe.

Szeydi verwunderte ſich über die große Ehrlichkeit; er fügte noch einige andere Geſchenke derſelben Art hinzu, und ließ die guten Leute nach Hauſe gehen.

So war Xaïlun eine zeitlang ganz glücklich, ging täglich zu Szeydi, aaß nach ſeinem Gefallen, und brachte alle Abend Ueberfluß in die Haushaltung heim. Wenn er nun früh aufſtand, ſo bekam er keine Schläge und Scheltworte, denen er ſich aber immer ausgeſetzt ſah, wenn er ſäumte. Er hatte ſich in den Kopf geſetzt, er müßte ſich dergeſtalt verändern, daß er ſeiner Frau unkenntlich würde, und in dieſer Hoffnung aaß er ſo viel er nur konnte, um voll und rothbäckig zu werden, wie die anderen Bedienten des Speiſewirths; er ging oft hin und betrachtete ſich in einem Spiegel, der in dem Laden hing, und beobachtete, ob er nicht ſchon etwas zunähme.

Eines Tages bemerkte dieß Szeydi-Haſſan und fragte ihn, was er da machte.

„Ich beobachte, ob ich nicht ſchon verändert bin;“ antwortete Xaïlun; dann betaſtete er abwechſelnd ſein Geſicht, und ſeine Kleider, und zuckte die Schultern, zum Zeichen des Misvergnügens.

„Du willſt dich alſo verändern?“ fragte Szeydi.

„Ja, Herr;“ antwortete Xaïlun.

„Aber du kannſt im Augenblick dazu gelangen, wenn du willſt;“ fuhr der Speiſewirth fort; „ich kann dir ein andres Amt geben: der Küchenjunge iſt geſtorben, du ſollſt ſeine Stelle haben.“

„Werde ich auch ſeine Kleider kriegen?“ fragte Xaïlun.

„Ohne Zweifel,“ ſagte Szeydi, „das verſteht ſich von ſelbſt.“

„So will ich mich ſogleich verändern,“ ſagte Xaïlun; „ſchon lange bitte ich Gott täglich, verändert zu werden.“

Man machte ſich in dem Hauſe des Speiſewirths einen Spaaß daraus, den neuen Küchenjungen mit ſeinen Amtskleidern zu bekleiden. Xaïlun war außer ſich vor Freuden, daß er nun wirklich verändert worden und bald den übrigen Bedienten Szeydi-Haſſans ähnlich ſein ſollte.

Der bloße Geruch ſchon hätte ihn das Unvortheilhafte ſeines neuen Aufzuges verrathen ſollen; aber er vermochte immer nur Einen Gedanken zu verfolgen. So war er denn fettig von Kopf bis zu den Füßen, und hatte eine ſchmutzige Schürze vor; man führte ihn an das Waſchfaß und gab ihm das Geſchirr und die Keſſel zu ſcheuern: aus Mangel an Geſchicklichkeit und Uebung ſchmierte er ſich faſt eben ſo viel Schmutz und Ruß an die Hände und ins Geſicht, als er von den Gefäßen abwiſchte.

Man brachte ihm gut zu eſſen, und er war bewundernswürdig bald damit fertig. Dann gab man ihm neue Arbeit, und er beeiferte ſich, ſie zu vollenden, um bald in dem Spiegel die glückliche Wirkung ſeiner Veränderung wahrzunehmen. Als er ſich nun aber darin erblickte, erſchrak er vor ſich ſelber. Er ſprang aus dem Hauſe und lief weg, mit den Worten:

„Ach Gott, ach Gott! ich bat dich um eine Veränderung, aber nicht in einen Gefangenen, noch in einen Küchenjungen. — Indeſſen,“ bedachte er ſich, „dieſe Veränderung könnte mich doch meiner Frau unkenntlich machen und ſie verhindern, mich zu ſchlagen. Fort alſo nach Hauſe!“

Zweihundert und ein und ſiebzigſter Tag.

So kömmt er, in vollem Laufe, mit leeren Händen an die Hausthüre. Als Datbha dieſes Scheuſal in ihr Haus treten ſah, ergriff ſie den Stock, ſich zu vertheidigen und es wegzujagen. An der Stimme und an dem Bart erkannte ſie endlich ihren Xaïlun, ſchlug aber nur um ſo derber drauf los, und mit deſto mehr Recht, als ſie nichts zum Abendeſſen hatte, und er nichts mit heimbrachte.

Datbha jagt ihn ins Bette, ſie nimmt die Kleider des Küchenjungen, trägt ſie nach Szeydi's Haus, und vernimmt nun ausführlich die Verwandlung ihres Mannes. Sie kömmt ſehr übler Laune zurück, und kündigt nun Xaïlun an, wenn er morgen nicht zu dem Speiſewirth zurückkehren wolle, ſo müſſe er ſich einen andern Herrn ſuchen, oder ſich auf den ſtrengſten Empfang gefaßt machen: es ſolle ihm nicht einmal Stroh zum ſchlafen gegeben werden.

So war denn Xaïlun abermals genöthigt, ſich Arbeit und Veränderung zu ſuchen, und durchlief die Straßen von Bagdad. In der Nähe einer der größten Moſcheen gewahrte er den Laden eines Paſtetenbäckers: hier herrſchte noch mehr Sauberkeit, als in jenem des Speiſewirths; die Leute, welche mit aufgeſtreiften Armen den Teig bearbeiteten, ließen ein friſches, weißes und rundliches Fleiſch ſehen, ſo wie Xaïlun ſich es wünſchte.

Die ſaftigen Paſteten, welche ihnen dieß friſche Anſehn gaben, waren unter dem Zelte vor der Thüre ausgelegt, und verbreiteten einen Geruch, der ſelbſt einen weniger hungrigen, als Xaïlun, lüſtern machen konnten. Er gedachte, wenn er eine zeitlang hiemit ſeinen Magen füllen, und ſeine Arme in dieſen ſchönen Teig ſtecken könnte, ſo würde ſein Anſehn unfehlbar gänzlich verändert werden.

Er trat alſo in den Laden, und bot ganz dummdreiſt dem Paſtetenbecker ſeine Dienſte an. Dieſer betrachtete ihn mehr, als er auf ihn hörte. Seine derbe Leibesbeſchaffenheit, die ſich in ſeinem Aeußern zeigte, kündigte ihn als einen Menſchen an, der gut zu brauchen wäre: ſeine Dienſte wurden auf der Stelle angenommen.

Der neue Paſtetenbeckergeſell war auf dem Gipfel der Freude. Die Arbeiten, welche man ihm auflegte, waren leicht; er ſtopfte ſich voll von köſtlichem Paſtetengebäck, und am Abend brachte er ſeiner Frau gute Biſſe davon nach Hauſe.

Datbha war verwundert, ihn mit dieſen neuen Früchten ſeiner Arbeit heimkommen zu ſehen.

„Das kömmt daher,“ ſagte ihr Xaïlun, „daß ich mich verändert habe;“ und erzählte ihr, welches neue Gewerbe er ergriffen hätte. Datbha war zufrieden, als ſie ihn ſo im Zuge ſah, zu arbeiten.

Xaïlun war aber noch nicht auf dem Gipfel ſeiner Wünſche, denn ſeine Hände arbeiteten noch nicht in dem Paſtetenteige. Weil es im Monat Ramadan war, ſo hatte man ihm eine Ladung Paſteten gegeben, welche er auf den Plätzen und in den Straßen verkaufen ſollte. Man hatte ihn deshalb das kleine Geld kennen gelehrt: er wußte, daß er eben ſo viel Geldſtücke heimbringen müßte, als er Paſteten ausgäbe, und er legte treulich Rechnung ab. Das war alles, was ſein Verſtand erſchwingen konnte, und bis dahin hatte der Paſtetenbecker nicht mehr von ihm verlangt: aber es kam nun der Augenblick, wo er einen weſentlichern Dienſt von ihm forderte.

Die Feſtzeit überhäufte den Laden mit Arbeit; es begann an friſchem Mehle zu fehlen, weil der Eſel, welcher die Mühle drehte, geſtorben war. Xaïlun hatte eben nicht auf die Arbeit dieſes Thiers acht gegeben. Der Paſtetenbecker ſagte jetzt zu ihm:

„Das Mehl geht uns aus, und wir können keine Paſteten mehr backen; ich habe meinen Arbeiter in der Mühle verloren, und kann mir erſt nach einigen Tagen wieder einen andern verſchaffen: Xaïlun, du mußt alſo dein Amt verändern, und mir Mehl mahlen; ich werde während der Arbeit beßtens für dich ſorgen.“

„Ich verlange nichts mehr, als mich zu verändern,“ ſagte Xaïlun hierauf; „deshalb bin ich ja eben hier; ich werde aber doch auch die Kleider verändern?“

„Verſteht ſich,“ antwortete der Paſtetenbecker, „wenn du die Arbeit des Todten verrichteſt, mußt du auch ſeine Kleider tragen.“

Xaïlun war auf dem Gipfel der Freude: „Endlich,“ ſagte er bei ſich ſelber, „werde ich wirklich verändert werden.“

Zweihundert und zwei und ſiebzigſter Tag.

Man führte ihn unter den Schuppen, in welchem die Mühle ſtand; man begann damit, ihm ein Tuch um die Augen zu binden, legte ihm das Geſchirr an, und band ihm den Arm feſt; dann rief ihm der Paſtetenbecker zu:

„Vorwärts, vorwärts! lege dich recht ins Zeug, und es wird ſogleich gehen.“

Xaïlun that einen tüchtigen Zug, und die Mühle drehte ſich. Die Arbeit ging etwas leichter von ſtatten, blieb aber immer ſchwer genug.

„Iſt es genug?“ rief Xaïlun, noch ganz Neuling in dieſer Arbeit.

„Nein, nein,“ antwortete der Paſtetenbecker; „nur immer vorwärts; du arbeiteſt gut; das Mehl wird ſchön, du ſollſt es auch noch zu beuteln kriegen.“

„Beuteln!“ ſagte Xaïlun, das iſt vermuthlich wieder eine Veränderung. Deſto beſſer, denn dieſe hier iſt eben nicht gut.“ Und dabei ſchnaufte er und war ganz in Schweiß. Der Paſtetenbecker ermunterte ihn zwar nur durch die Stimme, ließ ihn aber keinen Augenblick ausruhen: kurz, er ließ ihn erſt zur Stunde des Mittagseſſens anhalten.

Jetzo band man ihn los, und nachdem man ihn aus der Mühle geführt hatte, nahm man ihm die

Binde ab. Und als es nun ans Eſſen ging, da ſah er nicht mehr Paſtetengebäck vor ſich, ſondern eine Schüſſel voll grober Bohnen und Zwiebeln, mit Leinöhl zugerichtet. Er bedurfte jetzt einer ſtarken Nahrung, welche der von ihm geforderten Arbeit angemeſſen war.

Die Veränderung an ſich war nicht, was ihm mißfiel; er hoffte immer noch, dabei ſeine Rechnung zu finden: aber die Bohnen waren zähe und das Oehl ſchnürte ihm die Kehle zu. Doch quälte ihn der Hunger; er mußte alſo anbeißen. Kaum hatte er genug gegeſſen, als man ihm vorſchlug, ſich zur Verdauung dieſer ſchlechten Mahlzeit, eine Bewegung zu machen.

„Auf, auf, Xaïlun, hier iſt nicht zu zaudern; das Korn muß abgemahlen werden, ſonſt muß die Bude morgen feiern.“

Damit macht man ſich über ihn her; der eine legt ihm wieder die Binde an, der andre das Geſchirr, und ſo iſt er abermals an die Mühle geſpannt.

Dießmal, mit vollem Magen, und von den Blähungen der groben Nahrung aufgetriebenen Leibe, dabei ſchon ermüdet von der Arbeit des Vormittags, ganz in Schweiß und außer Athem, ſtand er von Zeit zu Zeit ſtill.

„Vorwärts doch!“ rief ihm der Paſtetenbecker zu, „vorwärts! Wenn dir die Luſt dazu fehlt, ſo will ich ſie dir geben, wie ich ſie deinem Vorgänger gegeben habe.“

„Luſt!“ wiederholte Xaïlun bei ſich ſelber, „was iſt das, Luſt? das mag vielleicht gut ſein.“

Er ſtand ſtill, und ſchob die Binde zurück, um zu ſehen, was man ihm geben wollte. Da ſah er ſeinen Herrn mit einer Peitſche in der Hand, welche er in der Luft klatſchen ließ. Er ſchob ſogleich die Binde wieder vor, und fuhr fort, ſeine Arbeit zu verrichten, ohne ſich darum bitten zu laßen, der Luſt ſchon überdrüßig, bevor er ſie noch geſchmeckt hatte.

Endlich neigt ſich der Tag; Xaïlun wird ausgeſpannt, er reißt ſich haſtig die Binde ab, tritt in den Laden, und da er die Thüre offen ſieht, ſpringt er hinaus, weiß wie ein Geſpenſt, und noch aufgeſchirrt, und ſo rennt er, wie ein Pfeilſchuß, dahin, voll Furcht, daß man ihn wieder an den Mühlbaum ſpannen, und ihm Luſt geben werde.

Man denke ſich nun einen ſtarkbärtigen Menſchen, vom Kopf bis zu den Füßen mit Mehl beſtäubt, ſo daß die Siehlen, worin er geſchirrt war, ein Theil ſeiner Kleidung zu ſein ſchienen. Als Dathba dieſes Geſpenſt ankommen, und ſich dreiſt neben ihr niederſetzen ſah, erſchrak ſie anfangs; aber bald erkannte ſie ihren Mann an der Geſtalt.

„Wie!“ rief ſie aus, „du biſt es, dummes Thier? wo haſt du dich ſo aufzäumen laßen, anſtatt bei deinem Herrn zu arbeiten, und etwas zu leben mitzubringen?“

Alsbald ließ ſie den Stock ſpielen, und ſtäubte ihm das Mehl aus dem Wamſe.

Xailun bemühte ſich das Ungewitter zu beſchwören, und ſagte:

„Du heißt mich immer Gott bitten, daß er mich verändere; ich bitte ihn auch darum: ich bin Holzhacker und Küchenjunge geweſen, und ſieh jetzo bin ich ein Eſel, der Mehl mahlen ſoll.“

„Oh! das dumme Thier!“ ſagte Datbha; und das Mitleid verhinderte, die Züchtigung noch weiter zu treiben. Sie befreit ihn von dem Siehlenzeuge, ſchließt ihn zu Hauſe ein, trägt dem Paſtetenbecker das Geſchirr zurück, und unter Vorwürfen, die Einfältigkeit des armen Menſchen ſo misbraucht zu haben, läßt ſie ſich Xailuns Rock und ſein Tagelohn geben, und kehrt heim.

Zweihundert und drei und ſiebzigſter Tag.

Die Ermattung von der Arbeit, die Stockſchläge, und eine von dem Oehlgericht verurſachte Unverdaulichkeit, hielten Xailun den ganzen folgenden Tag im Bette zurück, ohne daß ſeine Frau ihn nöthigte aufzuſtehen. Aber am dritten Tage, ſelber von de

Noth bedrängt, war ſie gezwungen, ihren Tölpel von Mann wieder auf Arbeit auszuſchicken.

„Auf,“ ſagte ſie zu ihm, „entſchließe dich, und kehre zu demjenigen deiner Herren zurück, der dich wiederhaben will: aber wenn du nicht mit einigem Erwerb deiner Arbeit heimkömmſt, ſo kannſt du auf der Straße dein Lager ſuchen. Aendere deinen Wandel, denn, was mich betrifft, ich werde den meinigen niemals ändern.“

„Aendre deinen Wandel!“ wiederholte Xaïlun bei ſich ſelber, „ich möchte wohl wiſſen, wie man das macht. Zum Beiſpiel, wenn ich durch die Straßen wandle, um nach dem Fluſſe zu gehen, ſo kann ich den einen Weg, oder den andern gehen: ſie führen mich aber immer nur zu dem Fluſſe. Laß ſehen . . . Wenn ich ins Feld hinauswandelte, anſtatt durch die Stadt zu wandeln, ich glaube, ich würde beſſer thun. Ich bitte Gott alle Tage, mich zu verändern, aber in Bagdad iſt ein ſolcher Lärmen, daß er mich nicht hören kann: im freien Felde wird es beſſer gehen, wenn er nicht taub iſt.“

Nach dieſer Ueberlegung eilte Xaïlun vor die Stadt hinaus, um im freien Felde ſein Gebet zu verrichten, verſichert, dort bequemlich die Mittagsgegend*) zu finden, ohne durch die Häuſer verſchattet zu werden.

---

*) Die Muſelmänner wenden ſich bei ihren Gebeten gegen Mittag, gen Mekka.

In einiger Entfernung von der Stadt lud eine große offene Thüre ihn ein, in einen weitläuftigen Garten zu treten: er ſah überall Birnbäume, Aepfelbäume, Granatbäume, kurz, Obſtbäume aller Art, gebogen unter der Fülle der Früchte, womit ſie beladen waren. Dieſer Ort erſchien ſeinen Augen als das irdiſche Paradies; er liebte das Obſt ungemein, und hatte niemals zur Genüge davon gegeſſen: ein ſolcher Anblick ſetzte ihn in Entzücken.

„Hier,“ ſagte er, „iſt gute Weide für einen Menſchen. Ich erinnere mich unſrer Eſelinn; als meine Frau ſie kaufte, war ſie mager, abgetrieben und ſchäbig: da that ich ſie auf eine gute Weide, und vierzehn Tage darnach war das Thier ſo verändert, daß ich es nicht wiedererkannte. Ich bin von Fleiſch und Bein, ſo gut wie ſie, es würde mir eben ſo gehen, wenn ich hier bleiben könnte. Der Mann, dem alle dieſe Früchte gehören, hat deren ſo viel, daß er ſie nicht alle verzehren kann; er wird mir ſo viel davon geben, als ich will, und ich werde mich verwandeln, wie unſre Eſelinn. Ich werde mich ſelber nicht mehr erkennen; denn ich meine, wenn ſie ſich im Spiegel geſehen hätte, ſie würde ſich auch nicht erkannt haben.“

In Folge dieſer Betrachtungen, ſchritt Xaïlun weiter in den Garten hinein; ſo kam er endlich dahin, wo der Eigenthümer auf einem großen Granatenbaume ſaß und Früchte abnahm, welche ſeine Frau in einem Korbe zurecht legte.

Xaïlun erbot ganz dreiſt ſeine Dienſte. Der Gärtner ſah ſeine Frau an, und auf einen Wink, den ſie ihm gab, nahm er ſie an. Man ließ ihn auf einen ſehr vollen Apfelbaum ſteigen, und er nahm die Früchte ab, wohl bedacht, faſt eben ſo viele davon zu eſſen, als er pflückte. Der Eigenthümer wehrte es ihm nicht.

Man ward einig, ihm monatlich ein kleines Lohn auszuſetzen für die Arbeit, welche er hier verrichten ſollte. Von dem Gelde verſtand er nichts; die Arbeit aber, ſah er, beſtand darin, Aepfel, Pflaumen, Abrikoſen und andere Früchte abzunehmen, von denen er nach Gefallen eſſen könnte, und er war mit allem zufrieden.

Man ließ ihn auch einige kleine Hausarbeiten verrichten, die er bei dem Speiſewirth und dem Paſtetenbecker gelernt hatte. Mittags aaß er mit ſeinem Herrn Pilau, den ganzen Tag Obſt, und ſo zweifelte er nicht, daß er bald eben ſo glücklich verwandelt ſein würde, als ſeine Eſelinn.

Von Zeit zu Zeit ward ihm aufgetragen, zwei mit Obſt beladene Eſel nach Bagdad zu führen: da dieſe Thiere den Weg kannten, ſo hatte Xaïlun nicht einmal die Mühe, ſie zu führen.

Während dieſer Zeit war Datbha in Wochen, und konnte ſich nicht regen, ihren Mann aufzuſuchen. Xaïlun hatte ſie nicht vergeſſen: aber er erwartete die glücklichen Folgen der Weide, auf welche er ſich begeben hatte, um gänzlich verändert heimzukommen. Unglücklicherweiſe war im Hauſe ſeines Herrn kein Spiegel, worin er die Fortſchritte ſeiner Verwandlung hätte beobachten können.

Zweihundert und vier und ſiebzigſter Tag.

Die Zufriedenheit und die Hoffnung Xaïluns war aber ihrem Ziele nahe. In dem Stalle bei dem Hauſe ſtanden zwei Ochſen, welche zum Landbau dienten; Xaïlun führte ſie täglich an die Tränke; ſie waren ſehr vertraut mit ihm, und er nannte ſie ſeine Geſellen. Eines Tages fiel, aus Zufall oder aus Schuld des Führers, einer der Ochſen in ein Loch und brach ſich ein Bein.

Der Gärtner ward unwillig, der Feldbau drängte, und er konnte ſein Joch vor dem nächſten Markte nicht wieder vollſtändig machen; da ſprach er zu Xaïlun:

„Wohlan, du haſt einen meiner Feldarbeiter unbrauchbar gemacht, und ich kann ihn nicht ſogleich wieder erſetzen: damit aber die Arbeit ihren Fortgang habe, mußt du deine Verrichtung bei mir verändern.“

„Verändern!“ wiederholte Xailun; „das iſt es ja, warum ich Gott alle Tage bitte; und ich glaube, er hat mich deßhalb hieher kommen laßen.“

„Wenn das iſt, und du ſo guten Willen haſt, ſo mußt du deinem noch übrigen Geſellen helfen, ein Stück Land bearbeiten, welches er angefangen hat.“

Xailun war nicht viel aus dem Garten gegangen und wußte nicht, was der Feldbau wäre, den man ihm anmuthete. Sein abgenutztes Kleid misfiel ihm, und er ſagte zu ſeinem Herrn:

„Gebt ihr mir auch das Kleid dazu?“

„Du ſollſt es vollſtändig haben,“ antwortete der Gärtner, „vom Kopfe bis zu Füßen, mein Freund, damit du es dir bequemer machen kannſt.“

„Wenn das iſt,“ ſagte Xailun, „ſo will ich dieſes ſogleich ausziehen.“

„Nein,“ erwiederte der Herr, „die Kleidung, welche ich dir geben will, paßt ſehr gut über die alte.“

Zwei Kleider, eins über dem andern, dünkten Xailun eine entſchiedene Veränderung: dießmal, gedachte er, ſich ſeiner Frau in doppelten Kleidern zu zeigen.

Die Sonne brannte damals ſehr heiß, die Fliegen, und beſonders die Bremſen ſetzten dem Vieh grauſam zu. Der Gärtner nahm alſo ein Halbdutzend Ziegenfelle, bedeckte Xailun damit von Kopf bis zu Füßen, ſo daß er ihm nur Oeffnungen zum Sehen und Athmen ließ; der ganze übrige Leib war verhüllt.

Der Blödſinnige ſchaut drein, und läßt gewähren, ſtäts auf ſeine Veränderung bedacht; ſo wird er ins Joch geſpannt, und der Gärtner läßt ſeine Peitſche kräftig in der Luft erſchallen, um ihn zur Arbeit anzutreiben. Als Xailun die Peitſche klatſchen hörte, wäre er nicht ſchon ſtark wie ein Stier geweſen, dieſer aus der Mühle ihm wohlbekannte Ton hätte ihn dazu gemacht; er riß ſeinen Gefährten mit ſich vorwärts: aber während der Arbeit führten die Fliegen einen grauſamen Krieg mit beiden; die kleinſte Oeffnung ſeiner Bekleidung auf dem Rücken ward ihm verderblich; die Fliegen fanden alle Fugen ſeines Harniſches.

Zu Mittage wurde ausgeſpannt. Xailun wäre gern davongelaufen, aber er wagte es nicht, die Peitſche an der Seite des Gärtners hielt ihn zurück. Man hieß ihn eſſen; der Hunger, der ihn verzehrte, gebot es ihm: aber bald wird er wieder, ohne daß er zu muckſen wagt, ins Joch geſpannt.

Der Abend kam, und die Arbeit war zu Ende. Der Gärtner bringt ſein Vieh wieder in den Stall, und Xailun benutzt den Augenblick, ſchlüpft aus der

Hausthüre, und läuft nach Bagdad, bedeckt mit den zuſammengenähten und durch das Joch feſtgehaltenen Fellen, ohne daß er ſich umzublicken wagte, ſo ſehr fürchtete er, daß er verfolgt würde und die Peitſche ihn erreichte.

Es war ſchon Nacht geworden und die Stadtthore geſchloſſen; der unglückliche Flüchtling hatte alſo keine andre Zuflucht, als die Grabſtätten vor der Stadt: er begiebt ſich in die erſte beſte, die ihm Schutz bietet, und hier ſinkt er bald, ermattet von der Anſtrengung des Tages, in tiefen Schlaf.

Gegen ſechs Uhr des Morgens wurde er aber plötzlich durch lauten Lärmen aufgeweckt: die Todtengräber kamen, in der Nähe ſeiner Lagerſtätte ein neues Grab zu machen. Die Erde war hier friſch aufgewühlt, von wilden und reißenden Thieren, welche einen Leichnam ausgeſcharrt hatten, deſſen Gebeine noch auf dem Grabe zerſtreut und halbzernagt umherlagen.

Während die Arbeiter ſich von den Unternehmungen dieſer Thiere unterhielten, und einer unter ihnen behauptete, daß dieſe Thiere nicht drei Fuß tief graben könnten und ſolcher Leichenraub vielmehr von den böſen Geiſtern herrührte, welche die kalten Ueberbleibſel der Todten zu verſchlingen kämen, — da erblickte einer von ihnen den armen unglücklichen Xaïlun, an ſeinem Zufluchtsort im Schlafe liegen. Die Ziegenfelle mit denen er bedeckt war, gaben ihm ein ſo ungeheuerliches Anſehen, daß der Todtengräber aufſchrie:

„Ah! da iſt der böſe Geiſt!“

Zweihundert und fünf und ſiebzigſter Tag.

Auf dieß Geſchrei erwachte Xaïlun und richtete ſich empor; es war ein Glück für ihn, daß ſeine Widerſacher von Furcht und Schrecken ergriffen waren: ſo hatte er Zeit aufzuſtehen. Hätten ſeine Gegner in ſeinen Blicken und auf ſeinem Antlitze den Schreck leſen können, von welchem er ſelber ergriffen war, als er drei eiſerne Spaten gegen ihn aufgehoben erblickte, ſo wäre es um ihn geſchehen; aber die Maske des Ziegenfells verdeckte ihnen ſeine Seelenangſt, und während ſie ſo mit aufgehobenen Armen daſtanden, flößte die Furcht ihm Muth ein, er fuhr wie ein Schuß auf ſie los, ſprang mitten durch ſie hin, und ergriff die Flucht.

Da faßten die Gegner Xaïluns wieder Muth; als ſie ihn ſo furchtſam entweichen ſahen, ſchleuderten ſie die Spaten ihm nach und liefen hinter drein, aus aller Macht ſchreiend:

„Da iſt der böſe Geiſt, der die Leichen auf den Kirchhöfen frißt! Lauft nach, tödtet ihn, vertilget ihn!“

Das Volk lief herbei; aber ſo bald ſie dieß Ungeheuer erblickten, rannten ſie vor ihm her, und ſchrien auch:

„Da iſt der böſe Geiſt, der die Leichen frißt!“

Die Hunde miſchten ſich ebenfalls drein: aber das ihnen ganz unbekannte Thier hielt ſie mistrauiſch zurück; ſie verfolgten ihn bellend, aber in gewiſſer Entfernung.

Die Todtengräber, durch die jeden Augenblick anwachſende Volksmenge aufgehalten, unterſtützten von Ferne die Hunde und riefen:

„Werft mit Steinen nach ihm! ſchleudert Knüttel auf ihn!“

Aber die Vorſtellung von der Gewalt und Bosheit der Geiſter lähmte den Muth. Die Kinder fürchteten, von dem böſen Geiſte, der die Todten fräße, lebendig verſchlungen zu werden.

Unterdeſſen gelangte Xailun, durch ſeine ſcheußliche Verkleidung geſchützt, mitten durch dieſen Auflauf und Lärmen, der ſich ſchon bis in die äußerſten Enden der ungeheuern Stadt Bagdad verbreitete, bis an ſein Haus; er trat hinein, und vor der Thüre entſtand nun ein großes Gedränge.

Hier erwartete ihn ein unvermeidlicher Hagel von Schlägen. Als Datbha, um ſo furchtloſer, als ſie jetzo Mutter und Amme war, das ſcheußliche Thier hereinkommen ſah, ergriff ſie den Stock, welchen ſie meiſterhaft zu handhaben wußte, und während der arme Mann, noch ganz außer Athem vom Laufen, nicht einmal ſeinen Namen hervorbringen konnte, zwang ſie ihn, das Haus wieder zu verlaßen. Hier fiel er den Todtengräbern in die Hände; ſie ergriffen ihn bei allen ſeinen Fellen, und ſchleppten ihn nach dem Gefängniſſe inmitten einer jubelnden Volksmenge; und von Mund zu Mund fliegt die Neuigkeit, daß man den böſen Geiſt ins Gefängnis bringe, welcher, das Schrecken der Todtenäcker, in Datbha's Haus gedrungen ſei, um ihr Kind zu freſſen.

Der Kerkermeiſter zitterte ſchon zum voraus vor Furcht, als er von dem Gefangenen erzählen hörte, von welchen man ihm dreißig Beſchreibungen machte, eine immer ſchrecklicher, als die andre.

Endlich wurde ihm das Ungethüm ſelbſt vorgeführt. Einer der Todtengräber hatte dem Xaxlun ein Stück ſeiner Bekleidung abgeriſſen, und entdeckt, daß der ſo hitzig verfolgte Geiſt ein mit Ziegenfellen bedeckter Menſch war: aber dieſer erſchien nun nicht minder ſchuldig, weil er ſich als Thier verkleidet hätte, um die Todten und die kleinen Kinder zu freſſen.

„Böſewicht,“ redete ihn einer der Beamten des Gefängniſſes an, „biſt du vom Teufel beſeſſen, daß du auf den Grabſtätten der frommen Muſelmänner dein Mahl hältſt, und dich von ihrem Fleiſche nähreſt?“

„Ich?“ ſagte Xaïlun, dem man jetzo die Maske abnahm, „ich ging nicht dahin, um zu eſſen, ſondern um zu ſchlafen. Ich habe wohl im Gehen auf Gebeine getreten, aber ſie nicht angerührt.“

Die Dummdreiſtigkeit der Antwort und die Gebärde Xaïluns machte alle Anweſenden ſtutzig, und beſchwichtigte ſie. Man that dem entlarvten Ungeheuer nur noch eine Frage:

„Aber biſt du nicht in Datbha's Haus gedrungen, um ihr Kind zu freſſen?“

„Ich! — ich werde doch wohl nicht mein eigenes Kind freſſen: ich trat ja in mein Haus.“

Draußen vor der Thüre ſtanden, unter den Neugierigen, drei oder vier Nachbaren Datbha's: als nun die Ausſage des böſen Geiſtes dort bekannt ward, verlangten dieſe Nachbarn eingelaßen zu werden: ſie erkannten Xaïlun ſogleich, und legten einſtimmig ein ſo vollgültiges Zeugnis von ſeiner Gutmüthigkeit und Einfältigkeit ab, daß der zur Unterſuchung herbeigekommene Richter, den Xaïlun, ſammt allen ſeinen Fellen zu ſeiner Frau zu führen befahl.

Datbha wurde ſchon die Heimkehr ihres Mannes angekündigt, bevor er ankam. Es gereuete ſie jetzo ſehr, ihn unerkannt ſo übel empfangen und Anlaß zu noch mehr Mishandlungen gegeben zu haben: das Aufſehn welches dieß Abenteuer machte, war nun einmal unvermeidlich; es mußte am nächſten Tage in ganz Bagdad bekannt werden, daß Xailun der vermeintliche Geiſt wäre, der die Todten fräße: aber es that ihr Leid, daß ſie ihn mit dem Stocke ſo hart geſchlagen, denn ſie hatte ihn diesmal wirklich als Feind behandelt.

Zweihundert und ſechs und ſiebzigſter Tag.

Als ſie nun Xailun erblickte, fühlte ſie ſich von Mitleid bewegt; ſie dankte ihren Nachbaren, daß ſie ihn ihr wiedergebracht hatten, und bemühte ſich, aus ihm herauszuziehen, wo er, nach einer ſo langen Abweſenheit herkäme, und wer ihn ſo lächerlich verwandelt hätte.

Xailun, der immer nur Eine Art ſich zu erklären hatte, ſagte ihr, was ihn bewogen, ſich von der Stadt zu entfernen, um eine vortheilhaftere Veränderung zu ſuchen, und wie er das Unglück gehabt in einen Ochſen, und dann ſogar, ohne zu wiſſen, wie, in einen böſen Geiſt verwandelt zu werden.

Datbha wußte, daß er nicht lügen konnte; ſie ließ ihn ſich niederlegen, und verband mit großer Sorgfalt, die Quetſchungen, welche er davon getragen, und die Wunden, welche ihm die Bremſen geſtochen hatten. Darnach gab ſie ihm zu eſſen, und ging mit ſich zu Rathe, wie ſie am folgenden Morgen ſich benehmen ſollte.

Sobald es Tag ward, nahm ſie ihr Kindlein, das ſie nicht verlaßen konnte, und legte es in einen der Körbe, die ihre Eſelinn trug, und in den andern die Felle und das Geſchirr, ſo dem Gärtner gehörte; dann ging ſie hin und bat die Nachbaren, die ihren Mann geſtern zurückgebracht hatten, ſie nach dem Hauſe außerhalb Bagdad zu begleiten, wo Xaïlun in Arbeit geſtanden; und nachdem ſie ihren Schleier übergeworfen hatte, machte ſie ſich mit ihnen auf den Weg dahin.

Als ſie bei dem Gärtner angekommen war, verwies ſie ihm ſehr ernſtlich, daß er die Einfalt eines Muſelmanns ſo misbraucht und ihn zum Thier erniedrigt hatte; ſie hielt ihm die Beſchimpfungen vor, denen er ihren Mann ausgeſetzt, gab ihm ſeine Ziegenfelle und das Geſchirr wieder, und forderte gebieteriſch das Lohn, welches Xaïlun verdient hatte: „hätte ich nicht meines Mannes zu ſchonen, ſo würde ich euch vor den Kadi fordern; es iſt euer Glück, daß ich das Aufſehen nicht noch vermehren mag, welches ſein Abenteuer ſchon gemacht hat.“

Der Gärtner war beſchämt; er zog zwei Zeckienen aus der Taſche: das war viermal mehr, als das Lohn, welches er Xaïlun verſprochen hatte. Datbha würde ſich geweigert haben, eine für ſie ſo übergroße Summe anzunehmen, da ſie wohl denken konnte, daß es zu viel war: aber ſie hatte zwei Nachbaren bei ſich, und es war ihr nicht unlieb ſie glauben zu laſſen, daß ihr Mann monatlich zwei Zeckienen verdienen könnte.

Nachdem ihr Geſchäft abgethan war, nahm ſie Taïluns Rock und ging wieder nach Hauſe.

Fünf Tage vergingen nun, ohne neue Abenteuer. Während dieſer Zeit genas der Verwundete vollkommen: und jetzt hub Datbha ihre Ermahnungen wieder an, daß er ſich nothwendig, nicht in einen Küchenjungen, einen Ochſen oder Eſel, noch in einen böſen Geiſt, ſondern auf eine ſolche Weiſe verwandeln müßte, daß er ein thätiges und für ſeinen Hausſtand nützliches Leben führte.

Taïlun zog aus ſeiner Geſchicklichkeit, daß er in der Stadt Paſteten zum Kauf umgetragen hatte, den Schluß, daß er wohl ſelber einen Handel mit Kindererde*) anſtellen könnte. Er ging hin, ließ ſich von dieſer Erde ausgraben, füllte damit die beiden Körbe der Eſelinn, und machte ſich auf, dieſe Waare in Bagdad zu vertreiben, für ſo und ſo viel das Maaß; er mußte ſich aber den Kundleuten durch einen wiederholten Ausruf empfehlen: „Kindererde, wer kauft! Kindererde, wer kauft!“

---

*) Dieß iſt eine Art rother, ſehr trockener, zerreiblicher und wohlriechender Erde, deren man ſich in Arabien bedient, ſie den Kindern in der Wiege von den Hüften bis zu den Knien unterzulegen, indem man ſie nur mit einem Leintuche bedeckt: ſie zieht die Feuchtigkeit an ſich, und wehrt den übeln Geruch und das Aufſpringen der Haut ab.

Der Spruch war nicht lang; ein Peitſchenſchlag von Oatbha's Hand bringt die Eſelinn in den Gang, die nächſte Straße hinab, und Xaïlun rücklings auf den Körben ſitzend, ſchrie aus vollem Halſe: „Kindererde, wer kauft!“

Die Sache ging eine zeitlang ziemlich gut; aber bald ſank der Ton der Stimme, den Ausrufer überwältigte der Schlaf, und die Eſelinn ging nach ihrem Gefallen durch die Straßen; ſo kam ſie an das Ufer des Euphrats, trank dort gemächlich, ſo viel ſie wollte, kehrte dann, zu ihrem im Stalle gebliebenen Füllen getrieben, heim, und wollte mit ihrer Laſt in das Haus treten. Die Thüre war zu niedrig, Xaïluns Kopf ſtieß heftig an die Oberſchwelle; der Schlag, von dem das Haus erdröhnte, und der ihn faſt hinuntergeſtürzt hätte, weckte ihn auf, und er fing ſogleich wieder an zu rufen: „Kindererde, wer kauft!“ mit blutender Naſe und einer dicken Brauſche vor der Stirne.

Als Oatbha ihren Mann ſo heimkommen ſah, errieth ſie bald, welches Gewerbe er trieb. Während ſie ihm nun die Naſe mit Waſſer und Salz wuſch, verſetzte ſie ihm zugleich einige Maulſchellen, und ſagte zu ihm:

„Nichtsnutziger Faullenzer, du verdienſt, daß man dich mit der Peitſche antreibt, wie einen Eſel. Ha! du ſollſt mir anders werden, oder ich will dich ſo viel ſchlagen, daß du aller der Schläge vergeſſen ſollſt, die du ſchon gekriegt haſt. Geh hin zu dem Becker, dem Paſtetenbecker, dem Speiſewirth, ja ſelbſt zu dem Gärtner, und ſuche dir Arbeit bei einem deiner vorigen Herren; ſie werden dich alle wieder annehmen, Dummkopf, der du biſt! Aber denke nicht daran heimzukommen, ohne etwas zu leben mitzubringen. Ich habe für einen ſolchen Taugenichts, wie du, keine Zuflucht.“

Somit war Xaïlun abermals vor die Thüre gewieſen, ſein Glück zu ſuchen. Er dachte nun, daß er ſich das letztemal nicht weit genug von der Stadt entfernt hätte, um ſich dem lieben Gott verſtändlich zu machen, welchen er täglich bat, ihn anders zu machen.

Dießmal ging er alſo von dem Wege ab, ins Gefilde hinein; hier kam er an große Steinhaufen, die Trümmer eines Palaſtes, welcher die Wohnung eines ſehr mächtigen Mannes geweſen ſein mußte.

Zweihundert und ſieben und ſiebzigſter Tag.

Indem er ſich daran ergetzte, dieſe Ueberbleibſel zu betrachten, erblickte er einen Karduon, der auf einem zufällig über einander geſchütteten Steinhaufen ſaß; das Thier ſchien die Augen auf ihn gerichtet zu haben, und er redete es an:

„Ha, ha! mein Vetter, ich glaubte, du wohnteſt in der Stadt, du biſt alſo hier?“

Das Thierchen ſchien durch ſein gewöhnliches Kopfnicken zu antworten.

„Du erkennſt mich alſo doch?“ fuhr Xaïlun fort; „du verſtehſt mich? was verhindert dich denn, mit mir zu reden?“

Der Karduon konnte nur ſein gewöhnliches Zeichen machen.

„Oh! jetzo machſt du mich ungeduldig!“ ſagte Xaïlun: „rede, oder ich werfe einen Stein nach dir.“

Der Karduon ſchien durch ſein wiederholtes Kopfnicken den armen Tropf aufzufordern; er warf einen Stein nach ihm, und das Thier ſchlüpfte in den Steinhaufen, worauf es ſaß.

Xaïlun ward erpicht auf das Spiel; er dachte, der Karduon, ſchwiege nur aus Tücke, er wollte ihn alſo in ſeinem Schlupfwinkel fangen, und ihn zwingen, mit ihm zu ſprechen.

Binnen einer Viertelſtunde waren die Steine weggeräumt und der Boden aufgedeckt. Der Karduon war durch die hinteren Ausgänge ſeiner Veſte entſchlüpft; aber Taïlun wurde jetzo durch einen andern Gegenſtand ſeiner Neugier, der ſich ihm darbot, von ſeiner Verfolgung abgelenkt.

Beim Wegräumen der Steine entdeckte er eine viereckige Platte von ſchwarzem Marmor, an welche ein Ring befeſtigt war: er ergreift dieſen, ſtrengt ſich an, und hebt den Stein auf. Jetzo zeigte ſich ihm eine Treppe, welche in ein unterirdiſches Gewölbe führt:

„Ha, ha!“ ſagte er, „da iſt die Wohnung meines Vetters; ich muß doch ſehen, ob er drinnen iſt.“

Und damit ſtieg er hinab.

Das durch die Oeffnung in das Gewölbe hereinfallende Licht, ließ ihn am Eingange mehrere Urnen unterſcheiden.

„Das ſind,“ ſagte er, „vermuthlich die Töpfe, worin mein Vetter ſeine Vorräthe aufbewahrt.“

Er deckte einen davon auf, griff mit der Hand hinein, und zog ſie voll Goldſtücke wieder daraus hervor. Er näherte ſich der Oeffnung, um zu ſehen, was er in ſeiner Hand hätte: ohne auf die Härte und das Gewicht zu achten, weil er noch niemals Goldmünzen geſehen hatte, wähnte er, es wären in Scheiben geſchnittene Mohrrüben, wie er ſeine Frau dergleichen an der Sonne hatte trocknen ſehen; und in der Vorausſetzung, ſie gehörten ſeinem Vetter, der ſich in den Hintergrund des Kellers zurückgezogen hätte, wo die Dunkelheit verhinderte, ihn aufzuſuchen, rief er ihm zu:

„Holla! Vetter, komm und rede mit mir, oder ich nehme dir deine Mohrrüben weg und bringe ſie unſrer Eſelinn!“

Da es dem Karduon nicht gefiel, zu antworten, noch ſich zu zeigen, überlegte Xaïlun, wie er es anſtellen ſollte, die Mohrrüben wegzubringen. Er erinnerte ſich, daß, als er einſt mit ſeiner Frau einen Nachbar beſucht, und man ihr Pflaumen gegeben, ſie dieſelben in Blätter gewickelt, und damit die Mütze ihres Turbans gefüllt hatte. Am Eingange des Gewölbes hatte er Klettenkraut bemerkt, er ging alſo hin, pflückte Blätter ab, fütterte damit das Innere ſeiner Mütze, genau wie er es von ſeiner Frau geſehen, und füllte ſie mit den vermeintlichen Rübenſchnitten. Nach dieſer Verrichtung, welche ihm ſelber ſehr klüglich dünkte, ſagte er ſeinem Vetter Lebewohl, und kehrte nach Bagdad zurück.

Unterweges wollte er nur ein Schnittchen von dem Eſelsfutter verſuchen; aber es kam ihm ſehr hart vor: er meinte, ſein Vetter müßte gute Zähne haben, wenn er das ungekocht äße, und warf das angekaute Stück weit weg. So kam er nach Hauſe.

Oatbha war verwundert, ihn ſchon ſo bald heimkehren zu ſehen.

„Wo kömmſt du her?“ fragte ſie ihn, „und was bringſt du da in den Blättern?“

„Ich habe den Vetter in ſeinem Landhauſe beſucht,“ antwortete Xaïlun, „er hat nicht mit mir reden wollen, ich habe ſeine Thüre aufgemacht, und bin in ſein Haus getreten; da habe ich in ſeine Vorrathstöpfe gegriffen, und bringe hier dieſe Mohrrüben mit, welche ein gutes Futter für unſre Eſelinn abgeben; aber ſie müſſen gekocht werden, denn ſie ſind ſehr hart.“

Während dieſer Erzählung hatte Oatbha den Turban genommen, und geſehen, daß es Gold wäre. Sie wußte, daß ihr Mann es nicht vorſätzlich geſtohlen haben konnte, weil er nicht einmal wußte, was es war; aber es lag ihr daran, zu wiſſen, wo er es gefunden hätte.

„Das iſt ſchön;“ ſagte ſie, indem ſie den Inhalt des Turbans ſogleich verſchloß, aus Furcht, von jemand überraſcht zu werden; ſodann brachte ſie es auf freundliche Weiſe dahin, daß Xaïlun ihr ſein ganzes Abenteuer erzählte, und erkannte nun, daß er einen Schatz gefunden hätte.

Der von Xaïlun bezeichnete Ort konnte nur eine halbe Stunde von Bagdad entfernt ſein. Der Tag war noch nicht ſo weit vorgerückt, daß nicht noch der übrige Theil deſſelben benutzt werden konnte; und das offenſtehende Gewölbe konnte Neugierige herbeiziehen, die klüger waren, als ihr Mann.

Ihr Entſchluß iſt alſo auf der Stelle gefaßt: ſie ſattelt ihre Eſelinn, nimmt zwei Queerſäcke, welche ſie in die Körbe legt, läßt Xaïlun aufſteigen, kauft zwei Brote, damit er unterweges etwas zu eſſen hat, und läßt ſich ſo von ihm nach dem Landhauſe des Vetters führen.

Sie fand den Eingang des Gewölbes offen, ſo wie Xaïlun ihr erzählt hatte, und die Urne, aus welcher er die Rübenſchnitte genommen, noch aufgedeckt. Sie ließ ſich nun die Säcke bringen, füllte ſie dermaßen, daß die Eſelinn daran ihre volle Ladung hatte, und läßt ſie von Xaïlun, der ſie etwas ſchwer fand, aus dem Keller hinauftragen.

Zweihundert und acht und ſiebzigſter Tag.

Während Datbha bei ihrer Arbeit war, rief Xaïlun aus Leibeskräften ſeinem Vetter. Dieſer Lärmen beunruhigte ſeine Frau; aber ſie ſpürte, daß ſie keine Zeit zu verlieren hatte: endlich war ſie wieder oben aus dem Keller, und die Eſelinn hatte ihre Ladung.

Jetzo ließ die vorſichtige Frau von Xaïlun den Stein wieder auf den Eingang legen, und denſelben mit den Trümmern bedecken, welche Xaïlun davon weggeräumt hatte. Hierauf ging ſie zu Fuße nach Hauſe, und ließ die ſchwer beladene Eſelinn mit langſamen Schritten am Zaume führen.

Datbha verſchloß ſorgfältig die Säcke. Da ſie eine kluge Frau war, ſo diente dasjenige, das ſie aus dem Turban gewickelt, dazu, ihr allmählich einen Wohlſtand zu verſchaffen, welcher niemands Blicke auf ſich ziehen konnte. Jetzo, anſtatt ihren Mann zu zwingen, das Haus zu verlaßen, forderte ſie ihn vielmehr auf, ja gebot ihm, daheim zu bleiben: ſie pflegte ihn mit guter Nahrung, und erneuerte ſeine Kleidung: da es aber immer Kleider von demſelben Zeuge waren, ſo dünkte er ſich, obwohl neu gekleidet, doch immer noch nicht verändert, und darnach trachtete er doch aus Herzensgrunde, um nicht mehr geſcholten oder geſchlagen zu werden.

Unterdeſſen, da ſeine Frau ihm gütlich thun wollte, und noch keinen Sklaven angenommen hatte, trug ſie ihm auf, Fleiſch, Reis, und Kichererbſen einzukaufen; das Geld für jeden einzelnen Gegenſtand war in ein beſonderes Papier gewickelt. Damit geht er zu dem Fleiſcher, und richtet ſeinen Auftrag aus; und eben ſo macht er es mit dem Reis: aber die Kichererbſen vergaß er, und brachte das Geld dafür mit den eingekauften Sachen wieder zurück.

„Kichererbſen, habe ich dir geſagt, ſollteſt du auch kaufen,“ ſagte Datbha zu ihm: „geh geſchwinde wieder hin und vergiß es nicht.“

„Kichererbſen,“ wiederholte Taïlun, und dießmal dachte er es gewiß nicht zu vergeſſen. Aber einer ſeiner Geſellen begegnete ihm, und da er ihn beſſer gekleidet und wohler ausſehend, als gewöhnlich fand, wollte er ſich auf ſeine Koſten luſtig machen, und ſagte zu ihm:

„Ho, ho! Taïlun, jetzo biſt du ja beſſer gekleidet, als da du noch ein böſer Geiſt warſt, und du haſt recht zugenommen, ſeitdem du nicht mehr auf dem Todtenacker lebſt.“

Durch dieſe Erinnerung an ſein grauſamſtes Misgeſchick wurde Taïlun von neuen verwirrt: „Wenn meine Frau mir auch nicht täglich ſagte, daß ich mich ändern ſoll,“ ſagte er bei ſich ſelber, „ſo würde ich doch immer darum bitten, damit man mir nicht mehr vorwerfen mag, daß ich ein Eſel, ein Ochs, ein böſer Geiſt geweſen. — Aber, was ſoll ich denn holen? — es ſind . . . es iſt . . . es ſind . . .“

Er konnte ſich durchaus nicht auf die Kichererbſen beſinnen.

Er wollte anfangs nicht wieder nach Hauſe gehen, um ſich die Beſchämung zu erſparen, ſeine Frau nochmals um die ſo ſchwer zu behaltenden Worte zu befragen: aber ihn gelüſtete nach dem Fleiſch und dem Reis; er mußte es alſo darauf wagen.

Als Datbha ihn abermals mit leeren Händen heim kommen ſah, wäre ihr beinahe die Geduld ausgegangen: aber wenn ſie ihm ſeine Faulheit zum Vorwurf gemacht hatte, ſo lange es ihr nöthig war, ihn in Thätigkeit zu erhalten: ſo konnte ſie ihm ſeine Blödſinnigkeit doch nicht ebenſo vorwerfen:

„Kichererbſen verlange ich von dir,“ wiederholte ſie: „verſtehſt du? Kichererbſen. Wiederhole dir „Kichererbſen“ bis du auf dem Markte biſt: wenn du dießmal nicht behältſt, was ich dir ſage, ſo werde ich dir einen nachdrücklichen Denkzettel geben.“

„Taïlun, voll Furcht über dieſe Drohung, ging wieder hin, unaufhörlich wiederholend: „Kichererbſen, Kichererbſen.“

So kömmt er an eine Straßenecke, wo ein Kaufmann Perlen feil hatte, und ſeine Waaren ausbot, mit dem ſehr lauten Ausruf: „Im Namen Gottes! Perlen, Perlen!“*)

Taïlun, durch dieſen für ihn neuen Gegenſtand angezogen, und zugleich beſchäftigt, ſeine Aufgabe zu behalten, ſteckt ſeine Hand in die Perlen-Schachtel, während er laut ausruft: „Kichererbſen, Kichererbſen!“*)

---

*) Arabiſch: Beſſim Allah Lûnos! Man bietet alle Waaren mit dem Ausruf Beſſim Allah! d. h. im Namen Gottes! aus.

Der Kaufmann wähnte, daß Xaïlun ihn verſpottete und ſeine Waare verrufen wollte, als wenn ſie unecht wäre, und gab ihm einen ungefügen Schlag.

„Warum ſchlägſt du mich?“ fragte ihn Xaïlun.

„Weil du mich beſchimpfſt,“ antwortete der Kaufmann; „glaubſt du, daß ich die Leute betrügen will?“

„Nein,“ erwiederte Xaïlun; „ich ſagte nur . . . Aber wie ſoll ich denn ſagen?“

„Wenn du es recht ſagen willſt,“ verſetzte der Kaufmannn, „ſo rufe, wie ich: im Namen Gottes, Perlen!“

„Ja,“ ſagte Xaïlun, „ich glaube, ſo hat meine Frau mir geſagt, daß ich ſagen ſollte.“ Er ſetzte alſo ſeinen Weg fort, indem er halblaut wiederholte: „Im Namen Gottes, Perlen!“

So kam er an der Bude eines Kaufmanns vorbei, dem man eben dergleichen geſtohlen hatte. Dieſe ungewöhnliche halblaute Weiſe, Perlen auszurufen, kam dem Kaufmanne verdächtig vor: „Mein Dieb,“ ſagte er bei ſich ſelber, „hat mich vermuthlich ſo eben erkannt, und er dämpft nun, da er hier vorbeikömmt, ſeinen Ausruf der Waare, deren er ſich entledigen will." Auf dieſen bloßen Verdacht hin, läuft er Xaïlun nach, und hält ihn an:

---

*) Die Kichererbſen heißen im Arabiſchen Schümmos, und die Perlen Lünos. Man ſieht, daß die Klangähnlichkeit beider Wörter den blödſinnigen Xaïlun irreführen konnte.

„Zeiget mir doch eure Perlen," ſagte er zu ihm.

Xaïlun wird verwirrt, der Kaufmann wähnt, ſeinen Dieb zu haben; er packt ihn ſehr unſanft beim Kragen, und ruft die Wache herbei.

Man umringt den vermeinten Perlenverkäufer, und der Kaufmann entdeckt endlich, daß er einen Blödſinnigen angehalten und mishandelt hat.

„Warum aber," fragte er ihn, „rufſt du, daß du Perlen zu verkaufen haſt?"

„Wie ſoll ich denn ſagen?" fragte Xaïlun.

„Das iſt nicht wahr," ſagte der Kaufmann, ohne weiter auf ihn zu hören, „das iſt nicht wahr."

„Das iſt nicht wahr!" wiederholte Xaïlun; „ich will alſo immer ſagen: das iſt nicht wahr," um es nicht zu vergeſſen, „und ſo wiederholte er im Weitergehen aus Leibeskräften: „das iſt nicht wahr!"

Zweihundert und neun und ſiebzigſter Tag.

Sein Weg führte ihn auf einen Platz, wo ein Mann Maſch*) verkaufte, und ausrief: „Im Namen Gottes, Maſch!“

Taïlun, durch ſeine gewöhnliche Neugierde angelockt, und ſtäts die zuletzt behaltenen Worte im Munde führend, ſteckt, wie die Anderen, die Hand in den Sack, indem er ſagt: „das iſt nicht wahr.“

Der vierſchrötige Bauer giebt ihm einen Schlag, daß er ſich rundum dreht, und ſagt dabei: „Es kömmt dir auch zu, meine Waaren Lügen zu ſtrafen, da ich ſelber ſie doch ärnte und ſäe.“

„Ich!“ ſagte Taïlun: „ich ſtrafe nicht Lügen; ich möchte nur wiſſen, wie ich ſagen ſoll.“

„Wohlan,“ antwortete der Bauer, „ſo ruf, wie ich: im Namen Gottes, Maſch!“

Taïlun, um heimkehren zu können und weitere böſe Abenteuer zu vermeiden, fing nun an, dieſen neuen Ausruf zu wiederholen. Der Zufall fügte, daß er ſo ans Ufer des Euphrats gelangte, wo ein Fiſcher ſchon zwei Stunden lang ſich vergeblich abmühte und ſeine Netze auswarf; wie oft er auch die Stelle wechſelte, er fing doch keinen Fiſch. Taïlun, den alles ergetzte, ging hinter ihm her, indem er ſtäts wiederholte, um es nicht zu vergeſſen: „Im Namen Gottes, Maſch!“

---

*) Maſch heiße eine Art kleiner Linſen, welche das Fieber vertreiben, und nur an gewiſſen Tagen des Jahres zu Markte gebracht werden.

Auf einmal, ehe es Taïlun ſich verſah, ergriff der Fiſcher, der ſich geſtellt, als wenn er ſein Netz auswinden wollte, aber den Strick an demſelben doppelt und vierfach zuſammengefaßt hatte, den Blödſinnigen beim Kragen, und ſchlug ihn damit je länger je ſtärker, mit den Worten:

„Du verfluchter Zauberer, wirſt du endlich aufhören mein Fiſchen zu behexen im Namen Gottes!“

Taïlun ſtrengte alle ſeine Kraft an, und machte ſich los: „Ich ein Zauberer!“ ſagte er: „das iſt wieder was neues,“ und damit fing er an zu weinen.

Der Fiſcher betrachtete ihn, und fragte: „Warum, wenn du kein Zauberer biſt, bringſt du denn durch deine Worte all meinem Auswerfen des Netzes Unglück?“ —

„Ich bringe kein Unglück; man hat mir geſagt, daß ich ſo ſagen müßte, wie ich geſagt habe.“

Jetzo dachte der Fiſcher, ein Feind könnte den einfältigen Menſchen, den er geſchlagen hatte, aufgeſtiftet haben, ſein Fiſchen zu beſprechen, um ihm zu ſchaden, ohne ſich dabei auszuſetzen.

„Es thut mir Leid, Bruder, dich geſchlagen zu haben,“ ſagte er zu Taïlun, „aber du thateſt übel, die Worte auszuſprechen, welche du ſagteſt, weil du mir dadurch Unglück brachteſt, mir, der ich dir doch nichts gethan hatte.“

„Aber ich will kein Unglück bringen,“ ſagte Xaxlun: „ich ſuche die Worte, die meine Frau mir geſagt hat; weißt du ſie nicht?“

„Ja, ich weiß ſie: ſetze dich neben mir, und wenn ich das Netz auswerfe, ſo ſprich: „Im Namen Gottes, ſieben der größten und mächtigſten für einen!“

„Mich dünkt es war nicht ſo lang.“ —

„Ja, es war eben ſo lang; es muß aber kein Wort daran fehlen, und ich will dir auch etwas mit nach Hauſe geben; aber erinnere dich wohl, daß nicht ein Wort daran fehlen darf.“

Hierauf wiederholte der Fiſcher ihm nochmals: „Im Namen Gottes, ſieben der größten und mächtigſten für einen!“

Xaxlun wiederholte dieß mit aller Macht, um es nicht zu vergeſſen; weil er aber die Schläge mit dem Stricke fürchtete, ſagte er bei ſich ſelber: „Er könnte mich nochmals ſchlagen, ich habe nichts damit zu ſchaffen.“ Und ſobald er den Fiſcher beſchäftigt ſah, das Netz wieder herauszuziehen, entfloh er, ſo ſchnell er laufen konnte, ſtäts wiederholend: „Im Namen

Gottes, ſieben der größten und mächtigſten für einen!“

So ſprach er dieſe Worte mitten in einem Volkshaufen aus; denn das Gedränge zog ihn immer an, ohne daß er wußte, warum: er ſtand gerade in der Nähe eines Leichenwagens, der einen Kadi zu Grabe brachte; die Mollah's welche die Leiche umgaben, waren empört über die ſchreckliche Verwünſchung, welche ſie vernahmen, und ſagten zu ihm:

„Unſeliger, wagſt du es, eine Feierlichkeit, wie dieſe hier, zu ſtören, indem du herkömmſt, und ganz laut den größten Herren von Bagdad den Tod anwünſcheſt! Genügt es dir nicht, daß er den getroffen hat, den wir hier zur Ruhe bringen?“

Zweihundert und achtzigſter Tag.

Xarlun, als guter Muſelmann, war in großer Ehrfurcht gegen die Mollah's aufgezogen; die Art und der Ton, womit ihm dieſer Verweis gegeben wurde, waren ihm noch empfindlicher, als die Schläge mit dem Stricke. — Am ganzen Leibe zitternd zog er ſich zurück, und rief laut aus: „Ach! mein Gott, mein Gott, wie ſoll ich denn ſagen?“

Eine alte Sklavinn, die dem Leichenzuge folgte, zog ihn beim Aermel, und ſagte zu ihm:

„Gott bewahre ſeinen Leib, und rette ſeine Seele!“

„Ei! warum hat man mir das nicht eher geſagt?“ ſagte Xarlun, und ging nun, dieſe Worte wiederholend, weiter, bis er in eine Gaſſe kam, welche durch einen todten Eſel verſperrt war, den man auf einem Karren fortführte. Er folgte hinterdrein, ſtäts rufend: „Gott bewahre ſeinen Leib, und rette ſeine Seele!“

Die um den Karren verſammelten Leute ärgerten ſich daran, und riefen: „Hört den Unſeligen, wie er läſtert! ha, der ungläubige Hund!“ Und zugleich ſchlägt ihn der eine mit der Hand, der andre mit dem Stocke. Xarlun ſprang über eins der Räder des Karrens, rannte in vollem Laufe davon, ſo ſchnell ſeine Beine ihn tragen wollten.

„Unglückſeliger Xarlun!“ ſprach er jetzt bei ſich ſelber, in Thränen zerfließend, „da biſt du nun noch ſchlimmer verwandelt, als da du ein Eſel, ein Küchenjunge, ein böſer Geiſt wurdeſt: du biſt ein Zauberer, und was noch ſchlimmer iſt, ein Ungläubiger!“ So beweinte er ſein Schickſal, und wagte nicht heimzukehren, aus Furcht vor Schlägen, weil er die Worte, welche ſeine Frau ihm eingeſchärft, durchaus vergeſſen hatte, und nichts nach Hauſe brachte: er wußte nicht mehr, wo ihm der Kopf ſtand.

In dieſer Rathloſigkeit führte der Zufall ihn vor die Hausthüre von Datbha's Mutter; drinnen waren viel Leute um eine der Schweſtern Datbha's verſammelt, die krank lag. Er, überall blöde, außer auf den Straßen, wird ermuthigt, einzutreten, als er eine ſo zahlreiche Geſellſchaft ſieht; doch hielt er ſich hinter der Thüre, und guckte nur mit dem Kopfe hervor.

„Da iſt Xailun," ſagte die Schwiegermutter, und redete ihn an: „was willſt du, Xailun? ein Stück Ziegenfleiſch?" —

„Nein." —

„Oder Reis?" —

„Nein." —

„Etwas zu trinken?"

„Nein."

Alle Anweſenden nannten ihm nun wechſelsweiſe dieſes und jenes, indem ſie alles durchliefen, was getrunken oder gegeſſen wird; und der Blödſinnige antwortete ſtäts: „Nein."

„Ah!" ſagte endlich die Kranke: „ich ſehe wohl, was er haben will, es ſind Kichererbſen."

Bei dieſem Worte ſtürzt Xailun, außer ſich vor Freuden, ins Zimmer hinein, drängt ſich durch nach dem Sopha, auf welchem ſeine Schwiegerinn lag, und um ihr ſeine Dankbarkeit zu bezeugen, umfaßt er ihre beiden Arme mit ſolcher Gewalt, daß ſie, halb vor Schreck, halb vor Schmerz, in Ohnmacht ſinkt.

Während man ſich beeilt, der Kranken zu Hülfe zu kommen, ſagte die Schwiegermutter zu Xarlun:

„Du Dummkopf, du Mauleſel, was kömmſt du hieher, meine Tochter umzubringen?“

„Kichererbſen!“ wiederholte Xarlun.

„Hab' ich denn Kichererbſen zu verkaufen?“ —

„Kichererbſen!“ fuhr Xarlun fort, obwohl verwundert ſich jetzt Mauleſel nennen zu hören: Eſel war er ſchon geweſen, aber noch kein Mauleſel.

„Was willſt du mit deinen Kichererbſen?“ —

„Kichererbſen! meine Frau hat mir geſagt: Kichererbſen.“ Dabei hatte er noch das Päckchen Geld dafür in der Hand, welches er mitten durch alle ſeine Abenteuer ſorgfältig bewahrt hatte.

Die Mutter Datbha's errieth nun, daß ihre Tochter dem Blödſinnigen den Auftrag gegeben, Kichererbſen einzukaufen. Gradeüber wohnte ein Kaufmann; ſie zeigte Xarlun ſeinen Laden, und ſagte zu ihm:

„Da geh hin, und fordre deine Kichererbſen.“

Der Kaufmann nahm das Geld, und gab ihm die Kichererbſen. Xarlun lief nun frohlockend nach Hauſe, wiederholte aber immer noch: „Kichererbſen, Kichererbſen!“ bis er ſeinen heimgebrachten Einkauf auf den Tiſch gelegt hatte. Das Vergeſſen dieſes Wortes war ihm ſo theuer zu ſtehen gekommen, daß er entſchloſſen war, es fortan ſein lebelang im Munde zu führen.

Datbha konnte jetzo nicht mehr daran denken, die Kichererbſen zu kochen; ſie bemühte ſich zu erfahren, wo Xailun den ganzen Tag umhergeſtrichen war. Er machte ihr eine verworrene Erzählung ſeiner Abenteuer, und beklagte ſich vor allen bitterlich darüber, daß man ihn für einen Zauberer, ja für einen Ungläubigen ausgeſchrien hatte, während er doch nur Kichererbſen ſuchte.

Das einzige, was aus ſeinem Berichte klar hervorging, war, daß eine Schweſter Datbha's krank lag, und daß Xailun bei ihrer Mutter geweſen war.

Datbha ſeufzte, daß ſie es nicht dahin bringen konnte, ihren Mann dergleichen lächerlicher Abenteuer zu überheben: indeſſen beſchloß ſie, bis ſie ihre Reichthümer dazu anwenden könnte, noch einige Zeit zu dulden, und ihn ſo viel als möglich vor neuen Unfällen zu bewahren.

Zweihundert und ein und achtzigſter Tag.

Am folgenden Morgen rüſtet ſich Datbha, ihre kranke Schweſter zu beſuchen. Sie ſtillet ihr Kind, empfiehlt Xailun, es zu wiegen, wenn es aufwacht und ſchreiet; wenn die Eſelinn durſtig iſt, ſoll er ſie tränken, und der Henne, welche brütet, ſoll er zu freſſen geben.

„Schließ dich feſt im Hauſe ein," ſagte ſie zu ihm; „du könnteſt einſchlafen, und Diebe könnten uns beſtehlen."

Nachdem ſie ihn ſo gut als möglich unterrichtet hatte, ging ſie weg, und ließ ihm ein reichliches Frühſtück zurück.

Xarlun entledigt ſich dieſer erſten Verrichtung auf eine Weiſe, daß man ihm nichts vorwerfen konnte; darauf macht er ein Schläfchen. Das Kind wacht auf und ſchreiet; er wiegt es, und bis dahin geht alles bewundernswürdig.

Weil er nichts beſſeres zu thun hat, beſchäftigt er ſich mit den Gegenſtänden um ihn her; er ſieht, daß die Henne ſehr unruhig iſt, und ſich fortwährend mit dem Fuße den Kopf kratzt. „Das arme Thier hat Läuſe," ſpricht Xarlun: „ich habe auch welche, und meine Frau kämmt mich; es wird gut ſein, wenn ich die Henne auch kämme."

Er ſteht auf, nimmt den Kamm und die Henne, und bemüht ſich, das kleine Gewürm, welches er ſieht, zu erwiſchen; aber die Henne ſträubt ſich, und der Kopf gleitet unter dem Kamme weg. Jetzo dünkt es ihn beſſer, die Feinde des Thiers mit einer großen Nadel zu tödten; indem er aber dabei nicht ſäuberlich verfährt, ſticht er die Henne durch den Schädel, und ſie iſt todt. Als Tarlun den begangenen Mord ſieht, iſt er beſtürzt: aber was ihn noch mehr beunruhigt, iſt, daß die Eier kalt werden ſollen.

Um ſeine Verlegenheit voll zu machen, fängt die Eſelinn an zu brüllen.

„Oh! jetzt," ſagt er, „habe ich nicht Zeit, dir Waſſer herauf zu ziehen: du weißt recht gut, wenn ich auf deinem Rücken ſitze, mich gerade nach dem Ufer des Fluſſes zu bringen; du kannſt jetzo auch ohne mich dahin gehen."

Damit ſteht er auf, öffnet die Thüre, läßt die Eſelinn hinaus, und ſchließt wieder zu; und die Eſelinn mit ihrem Füllen trabet nun durch die Straßen von Bagdad dahin.

Nach dieſer Verrichtung ſchiebt unſer Freund die Wiege des Kindes nahe an die große irdene Schüſſel, in welcher die Hühnereier liegen, und ſetzt ſich drauf: er konnte es wohl thun, ohne ſie zu zerbrechen, aber er mußte das Gleichgewicht beobachten.

Das Kind wacht auf, er wieget es, ohne ſeine Stellung zu verändern; es wacht abermals auf, und jetzt will das Wiegen nichts mehr helfen: es ſchreiet vor Hunger, und nichts kann es ſtillen.

Tarlun, der keine größere Quaal kannte, als den Hunger, fühlte herzliches Mitleid, und ſagte:

„Du armes kleines Ding! du wirſt umkommen, wenn du keine Milch kriegſt; deine Mutter kömmt nicht heim: aber ich muß ja auch Milch haben, ich habe eben ſo wohl Bruſt, als ſie.“

Hierauf macht er ſein Kleid auf, nimmt das Kind, und während er zugleich ſtäts ſeine Eier bebrütet, legt er das Kind an ſeinen Buſen, wie eine Amme, ſo daß er es faſt ganz mit ſeinem Barte bedeckt.

Das getäuſchte Kind hört auf zu ſchreien und drückt ſeine Lippen an die ihm gebotene nahrungsloſe Bruſt; und Xarlun, höchſt vergnügt, wieget es in ſeinen Armen, wie er es von der Mutter geſehen hat; er verſucht auch, dazu zu ſingen. Dann ſagt er bei ſich ſelber:

„Meine Frau will immer, ich ſoll mich ändern: ſie wird recht verwundert ſein, mich in eine Henne und in eine Amme verwandelt zu finden.“

Unterdeſſen beginnt das Kind, weil es nichts von dem findet, was es aus natürlichem Triebe ſucht, von neuen unabläßig zu ſchreien. Xarluns Verlegenheit wächſt, und ſteigt bald aufs höchſte; denn ſeine Frau klopft an die Thüre, und iſt ſchon nicht gut gelaunt, weil ſie die Eſelinn mit dem Füllen auf der Straße gefunden hat, und wohl vermuthet, daß Xarlun ſich ſeiner Aufträge mehr als nachläßig entledigt haben wird.

„Oeffne doch!“ ruft ſie ihm zu.

„Ich kann nicht;“ antwortet ihr ihr Mann.

Datbha, die ihr Kind ſchreien hört, ruft abermals: „Wirſt du bald aufmachen, Dummkopf!“

„Ich kann nicht,“ antwortete Xaïlun, „ich brüte, ich ſäuge.“

Die handfeſte Datbha rafft einen Stein auf, und ſprengt mit einem einzigen Schlage das Schloß.

Da ſieht ſie nun Xaïlun in ſeiner lächerlichen Stellung: aber, wie erzürnt ſie auch iſt, die Mutterliebe geht über alles; ſie nimmt ihm ihr Kind ab und giebt ihm ihre eigene Bruſt; dann wirft ſie einen zornigen Blick auf Xaïlun und auf ſeine ganze Umgebung; ſie ſieht die todte Henne neben ihm; und frägt: „Wer hat die Henne getödtet?“ —

„Es geſchah, als ich ſie kämmte.“ —

„Und wo ſind die Eier?“ —

„Ich brüte ſie.“

Zweihundert und zwei und achtzigſter Tag.

Bei dieſen beiden neuen Zügen von Einfältigkeit, reißt Datbha die Geduld aus, und ſie giebt ihm mit der Hand, die ſie frei hat, eine Maulſchelle.

„Steh auf da, du Einfaltspinſel!“ ſagt ſie zu ihm, „wenn einer unſrer Nachbarn mit mir hereingekommen wäre, ſieh, was würde der geſagt haben? Biſt du nicht ſchon genugſam das Mährchen der Stadt?“

Obwohl die Maulſchelle nicht eben gewichtig war, ſo brachte ſie Xaxlun jedoch aus dem Gleichgewicht, und die ganze Brut zerbricht unter ihm. Er wird es gewahr, und aus Furcht, daß das neue Unglück wieder auf ihn zurückfalle, legt er ſich auf die Seite, und mit einem Ellbogen auf den Boden geſtützt fängt er an zu weinen, wie ein Kind.

„Willſt du gleich aufſtehen, dummes Thier!“ ſagt die Frau drohend zu ihm. Jetzo richtet Xaxlun ſich auf, und dreht ſich dabei ſo, daß Datbha nicht ermangelt, das neue Meiſterſtück ihres Mannes zu ſchauen.

Datbha war es nicht um die Henne, noch um die Eier: aber ſie dachte nach, wie ſie es anſtellen könnte, daß ihr Mann weniger blödſinnig wäre, oder mindeſtens doch ſchiene. Die Hauptſache war zuvörderſt, ihn zu Hauſe zu behalten: er war ihr Mann, der Vater ihrer Kinder; durch ihn war ſie im Beſitz eines Reichthums, von welchem ſie nur durch ſeine Mitwirkung Gebrauch machen konnte: ſie hatte alſo Gründe genug, für ihn Sorge zu tragen, und ſich zu bemühen, ihn den Unfällen zu entziehen, welchen ihn ſeine Neugierde und ſeine Blödſinnigkeit unaufhörlich ausſetzte.

Sie that alſo alles was ſie konnte, um ihn bei ſich zu Hauſe zu halten, pflegte ihn ſehr gut, und bediente ſich abwechſelnd guter Worte und Drohungen, um ihn zu verhindern, ſeiner Luſt zum Herumſtreichen nachzuleben. Aber ſie bekämpfte einen unüberwindlichen Hang.

Xarlun, noch ſtäts mit ſeiner Veränderung beſchäftigt, welche ſein einziger Gedanke geworden war, entſchlüpfte, ſobald er ſich unbewacht ſah, aus dem Hauſe, um ſich endlich die Mittel dazu zu verſchaffen.

Wir ſind ſchon gewohnt, ihn ſtäts daſſelbe wiederholen zu hören: „Ich habe Gott gebeten, mich zu verwandeln, er hat mich aber nicht erhört, weder in Bagdad noch außerhalb Bagdad: es iſt vielleicht meine Schuld und nicht die ſeinige; hat man mir nicht immer geſagt, daß ein Muſelmann ſich zum Gebete gegen Mittag wenden müße? er wohnt alſo gegen Mittag, ich muß hingehen ihn aufzuſuchen, und er wird mich gewiß erhören.“

Während er dieſe Ueberlegung anſtellte, war er ſchon weit weg von der Stadt, ſtäts auf ſein neues Ziel gerichtet. Da erblickte er einen Wald, und ſagte bei ſich ſelber: „Ich muß in dieſen großen Garten hineingehen; da könnte ich wieder Früchte nach meinem Gefallen eſſen: er iſt größer, als jener, in welchem ich bei dem Gärtner war, es werden alſo noch viel mehr Früchte drin ſein, und wenn ich nun auch noch viel mehr davon eſſe, ſo werde ich vielleicht verwandelt; denn, obſchon ich kein Eſel bin, ſo bin ich doch auch von Fleiſch und Bein, wie unſre Eſelinn.“

Xaïlun ſchloß ſo, ganz ſeiner Geiſtesfähigkeit gemäß. Als er in den Wald kam, verwunderte ihn die Höhe der Bäume; aber er ſah keine Früchte daran.

Indem er tiefer in den Wald hinein ging, hörte er Lärmen; er lief, ſeiner Gewohnheit nach, gerade dorthin, und ſo gerieth er mitten unter eine Bande Räuber, die eine ſo eben gemachte Beute theilten. Die Räuber umringten ihn, und überlegten, nachdem ſie ihn ergriffen hatten, ob ſie ihm den Kopf und die Füße abhauen ſollten.

„Ach, mein Gott, mein Gott!“ rief Xaïlun aus: „wollt ihr mich denn in einen Todten verwandeln?“

Noch war ihm kein Schlag geſchehen, als einer der Räuber zu Pferde heranſprengte, und ſeine Geſellen warnte, daß ſich am Eingange des Waldes Reiterſchaaren blicken ließen. Die Räuber verließen ſogleich Xaïlun ſammt der Beute und ſprangen zu Pferde, um zu entfliehen, ſo gut ſie konnten.

Als ſo dem Blödſinnigen die Furcht entſchwunden war, nahm die Neugierde wieder ihr Recht ein: er ergetzte ſich, das Gepäck aufzumachen, um zu ſehen, was darin wäre, als ein Theil der zur Verfolgung der Räuber ausgeſchickten Reiter ankam und ihn umringte: man hielt ihn für einen der Bande, band ihm unter Schimpfreden die Hände, und führte ihn ſo nach Bagdad ins Gefängnis. Er wurde dem Kerkermeiſter als einer von jenen Räubern übergeben, die einen verwegenen Streich ausgeführt hatten; und die Reiter verkündigten, daß man auch bald ſeine Spießgeſellen bringen würde.

„Das hab' ich alſo von meinem Laufen gegen Mittag," ſagte Xailun bei ſich ſelber, „daß ich in einen Räuber verwandelt werde! Sicherlich, was man mir auch mag geſagt haben, dort wohnt Gott nicht. Aber ich bin nicht lange Eſel, Ochs, noch böſer Geiſt geweſen, ich werde auch nicht lange Räuber bleiben."

Zweihundert und drei und achtzigſter Tag.

Während er in dem Loche, worin er eingeſperrt war, dieſe Betrachtung anſtellte, erregte er die Neugier eines Mitgefangenen, den aber nicht ſo wohl das Misgeſchick als Verbrechen ihm zugeſellt hatte: es war Fetah, ein eben ſo berüchtigter, als gefürchteter Räuber, welchen man Tages zuvor über einem bedeutenden Diebſtal ertappt hatte.

Schon längſt war Fetahs Urtel geſprochen; ſchon öfter der Gerechtigkeit in die Hände gefallen, hatte er ſtäts Mittel gefunden, zu entwiſchen, und als Xailun ankam, beſchäftigte er ſich mit einem neuen Entwurf, um ſich auch dießmal aus der Schlinge zu ziehen.

Fetah betrachtete beim Schein einer Lampe, die das Gefängnis erleuchtete, ſeinen Unglücksgefährten; er redete ihn an, um zu erfahren, weshalb er ins Gefängnis geworfen worden.

Xarlun, der ſich nur Gelegenheit zu reden wünſchte, erzählte ihm, wie er gen Mittag gegangen, um Gott zu bitten, ihn zu verwandeln, damit ſeine Frau ihn weder ſchlagen, noch hindern möchte auszugehen, und wie er plötzlich in einen Räuber verwandelt worden.

Fetah zog aus dieſem Anfang ſchon eine gute Vorbedeutung für ſeinen Entwurf: er erkannte ſeinen Gefährten für einen Blödſinnigen, auf deſſen Vorſtellungen er eingehen müßte, um ihn in irgend einer Schlinge zu fangen. Nach Verlauf einer Stunde iſt er völlig im Klaren über Xarlun, was er ſein lebelang gethan und gedacht hat; und auf die Wuth des Blödſinnigen, durchaus verwandelt zu werden, baute der Räuber ſeinen Plan, ſich ſelber auf der Stelle dergeſtalt zu verwandeln, daß er entwiſchen könnte.

Fetah hatte ſich, um ſich unkenntlich zu machen, auf den Fall daß er, bei dem letzten Diebſtal, ergriffen würde, den Bart und die Haare ſchwarz gefärbt, und ſeine Augenbraunen buſchig gemacht, da ſie von Natur ſehr licht waren, eben ſo wie Xarluns Augenbraunen. Bei dem Anſchwärzen des Bartes und der Haare hatte der Räuber auch keinesweges ſeiner Haut geſchont, und er hatte mehr das Anſehn eines Schwarzen, als eines Arabers: eigentlich hatte er ein rothwangiges Geſicht, auch ſo wie Xaïlun. Wenn er ſich ſelber nun wuſch, dagegen Xaïlun anſchwärzte, und ihn beredete, die Kleider zu wechſeln, ſo war die Verwandlung bald gemacht, und vollſtändig. Dieß war Fetahs Plan.

„Bruder,“ ſprach er zu Xaïlun, „du haſt mit Unrecht Gott gegen Mittag geſucht: er hat ſeinen Palaſt überall. Was die Verwandlung betrifft, wenn wir beide mit einander tauſchen wollten, ſo würde das hier auf der Stelle mit ein wenig Gebet bald abgethan ſein: du wäreſt dann nicht mehr du, du wäreſt ich; da wollten wir doch einmal ſehen, ob man dich noch für einen Räuber nähme, und ob deine Frau es noch wagte, dich zu ſchlagen.“

„Du biſt aber ſehr ſchwarz,“ entgegnete Xaïlun. „Mein Geſicht ſah beinah ebenſo aus, als ich in einen Küchenjungen verwandelt wurde, und meine Frau ſchlug mich nichts deſto weniger.“ —

„Dieſe Farbe gefällt dir alſo nicht?“

„Nein,“ antwortete Xaïlun.

„So ſollſt du ſehen,“ fuhr Fetah fort, „daß es ſehr leicht iſt, eine andre zu erhalten: es kömmt nur auf ein andächtiges Gebet an. Wir wollen uns den Rücken zukehren: du ſuchſt Gott im Süden, und ich ſuche ihn im Norden; wir finden ihn überall. So bitten wir beide ihn ganz leiſe um unſre Verwandlung: ich werde es dir ſagen, wenn alles geſchehen iſt.“

Xaïlun gehorchte mit großem Eifer. Fetah tauchte ein Schnupftuch in ſeinen Waſſerkrug, und wiſchte behende alle Schwärze ab, welche ſein Haar, ſeinen Bart und ſein Geſicht entſtellte. Dann ſchwärzte er ein zinnernes Gefäß, in welchem man ihm Eſſen gebracht hatte, mit dem Qualm der Lampe, und beſudelte ſich damit die Hände. Plötzlich drehte er ſich um, und ſprach zu Xaïlun:

„Sieh mich an; findeſt du mich nicht ganz verwandelt?“

Zweihundert und vier und achtzigſter Tag.

Xaïlun ſtand ganz verwundert da; denn der Spitzbube Fetah hatte ein ganz hübſches Anſehn.

„Wie!“ rief der Blödſinnige aus: „ich ſoll mich auch ſo verwandeln, wie du eben gethan haſt?“

„Ja;“ antwortete Fetah, „du mußt dir aber meine Züge auf das Antlitz zeichnen laßen.“

Xaïlun ließ es geſchehen, und in einem Augenblick machten ihn Fetahs Hände noch ſchwärzer, als er ſelber geweſen war.

„Das iſt noch nicht genug,“ fuhr er fort; „wir müßen auch die Kleider wechſeln; du ſiehſt wohl, die meinen ſind ganz neu.“

Somit war denn Xaïlun vollſtändig verwandelt. Fetah wollte ihm ſogleich einen Beweis geben, daß alles dieß zu ſeinem größten Vortheile gereichte:

„Du wirſt bald ſehen,“ ſprach er, „wie man dich nunmehr hier bedienen wird. Ich höre die Thüren öffnen, der Gefangenwärter kömmt, gieb ihm dieſes Stück Geld, und ſage zu ihm, mit feſtem Tone: „Man gehe hin und hole mir Pilau, und eine Hammelſchulter zum Mittagseſſen.“

Xaïlun, ſchon gewohnt, alles zu wiederholen, was man ihm vorſagte, gab das Geld hin, ohne es zu beſehen, und ertheilte dem Gefangenwärter den Befehl. Dieſer näherte ſich der Lampe, ſah, daß man ihm ein Goldſtück gegeben hatte, verneigte ſich dafür ehrerbietig gegen Xaïlun, und ging hin, ſeinen Auftrag auszurichten.

Während Xaïlun ſich nun freute, endlich ſo verwandelt zu ſein, daß er Ehrerbietung einflößte, und Fetah vermittelſt ſeiner Liſt zu entwiſchen hoffte, wurde für beide im entgegengeſetzten Sinne gearbeitet.

Als dem Chalyfen berichtet wurde, daß der berüchtigte Fetah eingefangen wäre, befahl er, ihn ſogleich vor die Stadt hinauszuführen und das ſchon über ihn gefällte Urthel nach aller Strenge zu vollziehen.

Unterdeſſen war auch ein Theil der Räuber, unter welche Xaïlun ſich gemiſcht hatte, gefangen und vernommen, und dabei befragt worden, wer dieſer Menſch wäre; und alle hatten einſtimmig ausgeſagt, es wäre ein Blödſinniger, dem ſie zu ihrer Beluſtigung Furcht eingejagt hätten: es wurde demnach entſchieden, daß er in Freiheit geſetzt werden ſollte.

Ein Richter kam nun nach dem Gefängnis, und befahl, ihm den Blödſinnigen vorzuführen. Der Gefangenwärter trat herein, ſchlug Fetah auf die Schulter, und ſagte zu ihm:

„Marſch, vorwärts, Blödſinniger! man will dir die Rechnung machen.“ Und Fetah folgte ihm.

„Du biſt frei,“ ſprach der Richter zu Fetah; „geh nach Hauſe, armer Menſch, und ſei künftighin weniger närriſch, wenn du kannſt.

Jetzo führe man den Fetah vor,“ fuhr der Richter fort.

Der Gefangenwärter ging nun zu Taïlun und ſagte:

„Gnädiger Herr, ihr habt nicht mehr Zeit, eure Hammelſchulter zu verzehren, der Richter läßt euch rufen; ich werde euch nicht erſt das übrige Geld herausgeben, es verlohnt ſich nicht der Mühe. Und habt ihr etwa noch mehr dergleichen Geldſtücke, ſo könnt ihr ſie mir auch immer geben; euer Handel wird bald abgethan ſein, und binnen kurzer Zeit werdet ihr gar nichts mehr nöthig haben.“

Xaïlun hörte den Gefangenwärter mit dummdreiſter Miene an, er blieb feſt überzeugt, daß er gänzlich verwandelt wäre: er hatte ſeinen Mitgefangenen als einen Blödſinnigen behandeln ſehen; mit ihm ſelber dagegen hatte man aus einem ganz andern Tone geſprochen; und jetzo verſicherte man ihm noch, und er glaubte es auch, daß ihm bald gar nichts mehr mangeln würde. Indeſſen rührte er ſich nicht vom Flecke.

„Vorwärts doch!“ ſagte der Gefangenwärter; „erſparet mir die Mühe, euch mit Gewalt hinauszuſchleppen; laßt euch rathen, und geht gutwillig.“

„Ich,“ erwiederte Xaïlun, „ich will niemand Mühe verurſachen, ich gehe ſchon.“

Der Gefangenwärter ſah ihn an, und ſagte: „Folget mir.“ Xaïlun gehorchte, wie ein Kind, und wurde in die Gerichtsſtube geführt. Der Richter redete ihn mit folgenden Worten an:

„Fetah, hier iſt dein Urthel; höre, man wird es dir vorleſen.“

Alsbald las der Gerichtsſchreiber eine lange Liſte bewieſener Verbrechen her, für welche der Schuldige verurtheilt wurde, vor den Thoren von Bagdad an der gewöhnlichen Richtſtätte gehenkt zu werden.

„Wer hat das alles gethan?“ fragte Xaïlun; „ſteht denn nicht auch auf dem Papiere da, daß ich verwandelt bin? Ich bin es ja doch, ſeht nur.“

Der Richter, der den Räuber nicht kannte, dachte, daß Fetah den Blödſinnigen ſpielen wollte, um ſich der Strafe zu entziehen, und befahl nichts deſtoweniger, ihn nach der Richtſtätte abzuführen.

Datbha war unterdeſſen ſeit dem Verſchwinden ihres Mannes nicht ruhig geblieben; ſie hatte alle Arten von Unfällen überdacht, welche einem Menſchen dieſes Gelichters begegnen konnten. Sie dachte nicht, daß er ſich von Bagdad entfernt hätte: er konnte im Euphrat ertrunken ſein, ſich in eine Schlägerei gemiſcht haben, verwundet worden und in ein Krankenhaus gebracht ſein. Sie hatte ſchon die ganze Stadt durchlaufen und ſich überall nach ihm erkundigt.

Zweihundert und fünf und achtzigſter Tag.

Endlich kam ſie auch in das Gefängnis, wo man ihr ſagte, daß ſo eben ein Blödſinniger entlaßen wäre. Sie kehrte hierauf heim, fand dort aber Xaïlun nicht, und noch immer beunruhigt, ging ſie wieder nach dem Gefängniſſe.

Da vernahm ſie, daß ein in Bagdad berüchtigter Räuber, kurz Fetah, ſo eben hinaus zur Hinrichtung geführt würde: er ging mit bloßem Kopfe dahin, war ihr aber darum noch nicht kenntlicher. Die Anſchwärzung ſeiner Haare, ſeines Barts und Geſichts entſtellte ihn, und die Kleidung täuſchte ſie vollends: aber in der Gebärde und in dem Gange des Mannes, in ſeinem dummdreiſten Umherſchauen, bald zur Rechten bald zur Linken des Weges, lag etwas, das ihr jeden Augenblick ihren Xaïlun vergegenwärtigte, und ſie konnte ſich nicht enthalten, dem Zuge zu folgen. Bald ließ ein neuer Auftritt ihr keinen Zweifel mehr übrig.

Als man nämlich vors Thor gekommen war, ſah Xaïlun einen Karduon auf einem Steinhaufen am Wege ſitzen; er ſtand auf der Stelle ſtill, und ſagte:

„Ah! guten Tag, lieber Vetter!“

Man wollte ihn vorwärts treiben; er aber antwortete, er müßte erſt mit ſeinem Vetter reden, und von ihm hören, ob er ihn jetzo recht verwandelt fände.

Der Richter und die Wache verwunderten ſich über dieſen Zug wahren oder verſtellten Blödſinns; aber in demſelben Augenblick hatte Datbha, mit zurückgeſchlagenem Schleier ſich dem Richter zu Füßen geworfen, und redete ihn alſo an:

„Gnädiger Herr, dieſer da iſt nicht Fetah, den ihr ſuchet; ſondern es iſt ein unſchuldiges Geſchöpf, das niemals einem etwas zu Leide that: es iſt mein armer Mann, der blödſinnige Xaïlun, der ſich, in ſeiner Einfältigkeit, weiß Gott von wem, ſo hat entſtellen laßen. Erlaubet, daß ich ihn reinige, und wir werden hier Leute genug finden, die ihn erkennen.

Komm her, Unſeliger!“ ſagte hierauf Datbha zu Xaïlun mit ihrem gebietenden Tone, den ſie gegen ihn ſo gut anzunehmen wußte: „wo haſt du geſteckt, und dich ſo zurichten laßen wie du da biſt?“ —

„Der andre, der mit mir zuſammen war, hat mich verwandelt.“ —

„Schämſt du dich nicht, nach allen deinen lächerlichen Verwandlungen, dich gar noch in einen Räuber, einen Verbrecher verwandeln zu laßen und der Hinrichtung auszuſetzen?“

Xaïlun antwortete nichts, und ließ ſeine Frau mit einem Tuche ſich die Schwärze von den Haaren und dem Geſicht abwiſchen, und ſogleich fingen die Kinder aus der Nachbarſchaft des Gefängniſſes an zu ſchreien:

„Ah! da iſt der böſe Geiſt, der die Todten frißt!“

Während dieſer Vorgänge nahte ſich einer der Reiter dem Richter, und verſicherte ihn, jener da wäre nicht der Räuber Fetah: „ich habe ihn drei Tage in meinem Gewahrſam gehabt, ich ſoll ihn alſo wohl kennen; dieſer Menſch hier iſt beſtimmt jener Dummkopf, den wir vor einigen Tagen im Walde antrafen, und den ihr befohlen habt zu entlaßen: Fetah iſt gewiß ſo durchtrieben geweſen, ſich an ſeine Stelle zu ſetzen.“

Der durch ſo viele Berichte aufgeklärte Richter konnte jedoch nur die Hinrichtung aufſchieben, bis er ſeinen Vorgeſetzten und dem Chalyfen von dem Vorgange Bericht abgeſtattet hatte, und ließ Xaïlun nach dem Gefängniſſe zurückführen.

Datbha folgte ihm. Alsbald ging ſie hin und holte ihm neue und anſtändige Kleider, und ließ ihn die ausziehen, welche ihn einem ſchimpflichen Tode ausgeſetzt hatten. Sie bezahlte dem Kerkermeiſter reichlich zum voraus alle die Sorgfalt, welche ſie ihm für Xaïlun empfahl, bis der Befehl zu ſeiner Freilaßung käme. Da ſagten die Leute im Gefängniſſe: „Das iſt ein glücklicher Blödſinniger!“

Xaïlun anlangend, ſo wäre ihm ein Kleiderwechſel unter jeden anderen Umſtänden angenehm geweſen: aber ſeitdem ſeine Frau ihn erkannt hatte, und er ſich wieder ihren Drohungen und Schlägen ausgeſetzt ſah, gab es keine Verwandlung mehr, welche ihm Vergnügen machen konnte.

Der Befehl, Xaïlun zu entlaßen, kam, und Datbha führte ihn mit ſich nach Hauſe. Man kann ſich vorſtellen, daß ſie ihn eben nicht ſanft behandelte, weder unterweges, noch daheim. Es war wohl nöthig, ihm Furcht einzujagen, um ihn zu verhindern, daß er nicht von neuen auf Abenteuer ausginge. Aber es war unmöglich, ihm die Luſt dazu zu benehmen, noch ihm andere Vorſtellungen einzuprägen, als diejenigen, welche ihm einmal geläufig waren.

Um ſicher zu ſein, daß er nicht mehr geſcholten, mishandelt, und zu Hauſe eingeſperrt würde, mußte er durchaus verwandelt werden; und dieß ſollte ein Werk Gottes ſein, den er bisher vergeblich geſucht hatte.

„Gott,“ ſagte Xailun bei ſich ſelber, „iſt doch nicht von geringerm Stande, als ein Veſyr; hier in der Nachbarſchaft iſt der Palaſt eines Veſyrs, zu dieſem geht man, und ſpricht mit ihm: ich will alſo auch nach ſeinem Palaſt gehen, und mit ihm reden.“

Eines Tages fand er wieder Gelegenheit zu entſchlüpfen, und als er jedermann nach dem Palaſte Gottes fragte, führte man ihn nach einer Moſchee.

„Das meine ich nicht,“ ſagte er, „dieß iſt der Ort, wo man für die Muſelmänner zu Mahomed betet.“

Er fuhr alſo fort zu fragen, bis er in die Gegend des Palaſts des Chalyfen kam. Ein Thürhüter hörte ihn an, und fand Mittel, ſich von ihm erklären zu laßen, welche Art von Gnade er zu erlangen wünſchte. Als er über die Geiſtesverfaſſung und das Begehren Xailuns im Klaren war, bedachte er, daß es den Chalyfen beluſtigen könnte.

„Komm,“ ſagte er zu Xailun, „ich will dich hinführen, wo du hin willſt.“

„Und ich ſoll mit Gott reden?“ fragte der arme Blödſinnige. —

„Ja, du ſollſt mit ihm reden, du ſollſt ihn von Angeſicht zu Angeſicht ſehen.“

Mit dieſen Worten ließ er ihn in den Palaſt treten, ſich niederſetzen, und hieß ihn einen Augenblick warten.

Zweihundert und ſechs und achtzigſter Tag.

Obgleich Xaïlun erſt innerhalb der erſten Ringmauer des Palaſts und in dem Gemache eines Unterbeamten war, ſchien ihm doch alles ſchon ſehr ſchön; als nun aber der Thürſteher mit ihm durch die Höfe und die Säle ging, die nach dem Divan führten, da hörte er nicht auf, auszurufen:

„Gottes Palaſt! Ah! wie ſchön iſt er!“

Als er endlich den Chalyfen auf ſeinem Thron erblickte, war er völlig geblendet. Der Thürſteher faßte ihn bei dem Arm, ließ ihn vortreten, und ſagte zu ihm:

„Da iſt er, wirf dich nieder, und rede mit Ihro Hoheit.“

„Was ſoll ich ſagen?“ fragte Xaïlun ganz verdutzt. —

„Bitte ihn, daß er dich verwandle, und ſetze ihm deine Gründe auseinander."

Xaïluns Rede iſt nicht wieder zu geben. Er war ſo von Staunen ergriffen, ſo verwirrt, daß er nicht einmal ſein gewöhnliches Maaß von Verſtand beiſammen hatte. Seine Frau, ſein Haus, ſeine Straße, die Stockprügel, die Verwandlung in einen Küchenjungen, in einen Eſel, in einen Ochſen, in einen böſen Geiſt, in einen Zauberer, in eine Amme, in eine Henne, und in einen Räuber, der eben gehenkt werden ſollte: dieß alles ging kunterbunt in ſeiner Rede durcheinander, gedankt ſei's der Hülfe des Thürſtehers, der ihn ſtäts von einer Erzählung auf die andre brachte. Er ſchloß endlich damit, daß er ein für allemal ſagte: „Lieber Gott, weil du mich nun wirklich höreſt, ſo bitte ich dich, verwandle mich; aber dergeſtalt, daß meine Frau mich nicht wiedererkennt, ja daß ich mich ſelbſt nicht mehr erkenne: verwandle mich noch beſſer, als du unſre Eſelinn verwandelt haſt; denn ſie kriegt immer noch einige Schläge."

Harun-Alraſchid und ſeine Hofleute hatten alle Mühe, das Lachen zu verbeißen; indeſſen hielt der Chalyf an ſich, und befahl dem Thürhüter, Xaïlun in ein Gemach zu bringen, wo er auf der Stelle verwandelt werden könnte. Wäre Xaïlun nicht ſo weit entfernt geweſen, ſo würde er ſich dem Chalyfen zu Füßen geworfen und ſie umfaßt und geküßt haben, dermaßen, daß er ſie ihm hätte zerbrechen können; aber er befand ſich außerhalb der Schranken.

Die Verſchnittenen führten ihn nun in ein Zimmer, wo ihm alsbald ein reichliches Mahl aufgetragen ward. Die Speiſen ſind ihm unbekannt; ſie reizen ſeinen Geſchmack durch ihre Neuheit, und gefallen ihm nur um ſo mehr; er findet alles vortrefflich, und überläßt ſich ganz ſeiner Eßluſt, indem er ſich in dem Gedanken beſtärkt, daß der Menſch nur durch die Nahrung verwandelt werden kann, weil Gott ſelber, in deſſen Palaſt er ſich befindet, kein andres Mittel anwendet.

Dem guten Eſſen folgen köſtliche Weine; er weiß nicht, was es iſt, überläßt ſich aber dem Vergnügen, davon zu trinken. Sie ſind mit einem ſtarken Schlaftrunke gemiſcht, deſſen Wirkung er bald empfindet, und bevor er noch vom Tiſche aufſtehen kann, verſinkt er in den tiefſten Schlaf.

Dieſen Augenblick erwarteten die Sklaven nur, um ſich ſeiner zu bemächtigen; man badet ihn, reibt ihn ab, und ſchiert ihm alle Haare ab, vom Kopf bis zu den Füßen. Aus dem Harem wird eine Alte herbeigeholt, welche in Bereitung der Salben und Schminke, und allen Künſten des Putztiſches ſo geſchickt war, daß ſie dem Kopf einer Leiche das friſche Anſehn der Jugend zu geben vermochte: Xaxlun wird von ihr bearbeitet, und geht aus ihren Händen hervor, friſch wie eine Roſe und mit einem leichten Flaum auf der Haut. Schöne nachläßig gelockte blonde Haare erſetzen ſeine ſtruppichten braunen Haare; ſeine Augenbraunen ſind ſo gelichtet, daß ſie feine Bögen bilden, welche wie ſeine Locken gefärbt werden. Man ſchnürt ihn in ein himmelblaues Bruſtkleid, welches vorn etwas offen ſteht, um ſeinen Hals und ſeine Bruſt ſehen zu laßen, deren künſtlich gemalte Adern die Weiße der Haut erhöhen; eine aus Edelſteinen zuſammengeſetzte Sonne bedeckt ſeinen Bauch; die von ſeinem Halſe herabfallenden Perlenſchnüre vermählen ſich mit den Diamanten: man zieht ihm reichgeſchmückte Halbſtiefeln an. Sein Gürtel iſt eine prächtige Schärpe; und ein durchſichtiges ſilbergeſtirntes Gewand, mit einer Rubienſpange zierlich zuſammengeheftet, umwallet ſeine Schultern. Man würde ihm auch noch Flügel angeſetzt haben, aber ſie hätten ihn in ſeinen Bewegungen gehindert, von denen man nichts verlieren wollte.

Als die alte Sklavinn mit der Verwandlung des vierſchrötigen Xaïlun in einen Engel fertig war, trug man ihn in einen prächtigen Saal, und legte ihn, unter einem reichgeſchmückten Thronhimmel auf einen Sopha; vier gegenüberſtehende Spiegel wiederholten und vervielfältigten ſein Bild. In dieſem Aufzuge ſchläft er hier vollends aus.

Zweihundert und ſieben und achtzigſter Tag.

Man feierte in eben dieſer Nacht das Blumenfeſt;*) und nach der Abſicht des Chalyfen ſollte Xaïluns Verwandlung die Luſt dieſes Feſtes noch erhöhen. Verſchnittene mußten Acht geben, wenn bekannte Zeichen ankündigten, daß die Wirkung des Schlaftrunks nachließe, um ſogleich den Spielleuten oben auf einer durchſichtig verhangenen Loge des Saals, wo der Chalyf ſelber ſich an dem Schauſpiele von Xaïluns Erwachen beluſtigen wollte, ein Zeichen zu geben, damit die Muſik beginnen ſollte mitzuwirken.

Die Nacht war gekommen, und Xaïlun ſchlief noch immer; das künſtliche Mittel ſeiner Einſchläferung wurde durch ſeine natürliche Neigung kräftig unterſtützt. Endlich fing er an, ſich zu recken und zu dehnen: ſogleich beginnt die Muſik, anfangs ſehr ſanft; aber bald belebt ſie der Ton rauſchender Inſtrumente, und Xaïlun wacht auf.

Zweihundert Kerzen erhellen den Saal um ihn her: er ſchaut vor ſich hin, und erblickt in dem Spiegel einen Engel; der Spiegel hinter ſeinem Sopha zeigt ihm einen andern Engel; er blickt nach der einen

---

*) Bei demſelben ſetzt man einen Spiegel und zwei Kerzen vor jede Blume im Garten. Dieſes Feſt iſt ſehr glänzend und wird jeden Frühling wiederholt.

Seite, dann nach der andern: überall Engel. Endlich beſieht er ſeine Hände, ſeine Füße, ſeinen ganzen Leib, und alles was er ſieht, blendet ihn; er ſpricht kein Wort, ſondern ſtößt nur einzelne Laute des Erſtaunens aus. Er läuft durch den ganzen Saal, geht von einem Spiegel zum andern, ſo nahe daß er ſie mit der Naſe berührt, und es ſcheint ihm, daß die Engel ſich ihm nähern und ihn küſſen: „Oh! oh!“ ruft er aus, ohne etwas anderes ſagen zu können, ſo ſehr iſt er von Staunen überwältigt. Endlich ſcheint er wieder zur Beſinnung zu kommen.

„Ich ſehe wohl dieß alles,“ ſpricht er, „aber wo bin ich denn, ich ſelber? was iſt aus mir geworden? Oh! Xaxlun, Xaxlun! komm doch, und ſieh dieß alles an, um es meiner Frau wiederzuerzählen.“

Sodann läuft er zu einem Spiegel, und ſagt:

„Ihr anderen, die ihr ſo ſchön ſeid, ſaget mir doch, wo iſt der arme Xaxlun? Wahrhaftig, ſo ſchön ich auch bin, ich muß doch weinen, wenn ich den armen Xaxlun nicht wieder ſehe.“

Da ertönte eine ſanfte und wohlklingende Stimme von oben herab:

„Suche nicht mehr den Xaxlun, den du gekannt haſt, den ſeine Frau ſchlug: du biſt es ſelber; du haſt um Verwandlung gebeten, da biſt du nun verwandelt.“ —

„Und wer ſind die ſchönen Jünglinge, die hier im Saale mich umgeben, und mir entgegen kommen, wenn ich zu ihnen gehe, die mich küſſen, und die eine ſo kalte Naſenſpitze haben; die auch ſprechen, aber ohne daß ich ſie verſtehe?"

„Das ſind deine Ebenbilder, welche ſich im Spiegel darſtellen. Haſt du dich denn niemals geſpiegelt?" —

„Oh wohl! aber ich habe niemals mehr als Ein Bild geſehen: hier ſehe ich dagegen unzählige, und da hinten ſind welche, die mir den Rücken zudrehen." —

„Es ſind gleichwohl alle nur deine Bilder." —

„Nun gut, ſo bitte du, der du mit mir redeſt, den lieben Gott, der ſo reich iſt, daß er mir alle dieſe Bilder ſchenke, um ſie meiner Frau zu geben." —

„Willſt du denn zu deiner Frau zurück, die dich ſo ſchlägt?" —

„Ja; ſie wird mich nicht mehr ſchlagen, weil ich nun verwandelt bin." —

„Aber, Xaïlun, du willſt alſo nicht bei Gott bleiben?" —

„Ich will bei Gott bleiben und bei meiner Frau: wir haben ein Kind, und ſie iſt ſchwanger. Ich will fünfmal täglich herkommen, mein Gebet zu verrichten."

Der Chalyf ergetzte ſich ſehr an dieſer Unterhaltung; es war aber Zeit, auch alle Frauen ſeines Hofes an dieſem Vergnügen Theil nehmen zu laßen.

Bediente traten ein und meldeten Xaïlun, daß er in den Gärten des Palaſtes erwartet würde. Er nahm Abſchied von allen ſeinen Bildern, welche es erwiederten; und da er gewohnt war zu gehorchen, ſo folgte er denen, die ihn einluden.

Das Feſt, welchem Xaïlun im Garten beiwohnte, war geeignet, ihn vollends zu entzücken. An dem Stengel jeder Blume ſtand ein Spiegel; und die Bilder, welche er im Saale verlaßen hatte, ſchienen ihm überall hin zu folgen. Viertauſend Kerzen erleuchteten aus den Blumen und Spiegeln empor dieſes glänzende Schauſpiel; und zehntauſend farbige Lampen ſchmückten alle Schauſeiten des Palaſtes.

Zweihundert und acht und achtzigſter Tag.

Xaïluns erſter Gedanke war, er befände ſich im Paradieſe.

„Ihr ſeid noch nicht ganz darin,“ ſagte ihm einer der Verſchnittenen, die ihn begleiteten, „man will euch nicht täuſchen: dieß hier iſt nur das irdiſche Paradies, und ihr ſeid bei dem Statthalter Gottes; wir wollen euch jetzt zu ihm führen.“

Das Wort Statthalter Gottes wollte Xaïlun nicht in den Kopf, weil es nach ſeinem Glaubensbekenntniſſe nur einen Gott giebt. Unterdeſſen hatte er nicht Zeit eine Ketzerei zu begehen, denn er erblickte jetzt unter einem prächtigen Zelte den Chalyfen im vollen Glanze auf ſeinem Throne, umgeben von allen Schönheiten ſeines Harems.

Bei dieſem Anblicke rief Xaïlun aus: „Ah! was Bilder!“

Man führte ihn in den Umkreis des Thrones, und alle Frauen wetteiferten in Liebkoſungen gegen ihn. Er trat ganz nahe zu ihnen heran, und ſagte zu ihnen:

„Küſſet mich doch! habt ihr auch eine ſo kalte Naſenſpitze, als die anderen? Ah! ihr redet auch: erkennet ihr mich? Oh! unſere Eſelinn und ich wir werden unſere Nachbaren recht in Erſtaunen ſetzen: es iſt in dem ganzen Stadtviertel noch keine ſolche Verwandlung vorgegangen.“

Die Frauen des Chalyfen erſtickten ſchier vor Lachen. Sie wollten aber Xaïluns Treue verſuchen, und forderte ihn auf, bei ihnen zu bleiben.

„Wartet doch,“ ſagte er zu ihnen, „ich ſehe wohl daß ihr Huris ſeid, aber ich bin noch nicht geſtorben, und ich bin verheiratet.“

„Und du willſt dieſe Frau noch lieben, die dich ſchlägt?“ fragte eine der Sultaninnen.

„Was iſt das: lieben?“ ſagte Xarlun: „ich muß mit Datbha leben, ſie iſt meine Frau. Kann man vom Lieben leben?“

Als der Chalyf bemerkte, daß man mit Xarlun ungefähr ſo viel Spaaß getrieben hatte, als er gewähren konnte, befahl er, ihm ein köſtliches Abendeſſen aufzutiſchen, und ihn von neuen in Schlaf zu verſenken, in der Abſicht, am folgenden Morgen Datbha ſagen zu laßen, daß ſie ihren Mann abholen ſollte.

Xarlun ſchmauſte mit voller Eßluſt, ohne daß die Liebe zu ſo viel ſchönen Weſen, die er geſehen hatte, ihm den Kopf verdrehte. Er war entzückt über ſeine Verwandlung, aber um damit heimkehren zu können.

Unterdeſſen bereiteten die Verſchnittenen und Sklaven der Frauen, ohne Wiſſen des Chalyfen, ſich noch eine Luſt auf Koſten des Blödſinnigen. So bald er eingeſchlafen war, entkleideten ſie ihn ſeines ganzen Staats und Schmucks und hüllten ihn in Ziegenfelle; die Aermel derſelben endigten, anſtatt in geſpaltene Klauen, in Geierkrallen, die an das Fell befeſtigt waren, und das Geſicht bedeckte man ihm mit einer ungeheuren Bocksmaske, aus deren ſcheußlicher Fratze zwei dicke feuerfarbige Kryſtallaugen vortraten.

Als die Sklavinnen den armen Xarlun ſo entſtellt hatten, um ihn ſich ſelber unkenntlich zu machen, legten ſie ihn auf eine Matte in einem unterirdiſchen Gewölbe des Palaſts, wo die Sklaven zur Strafe für leichte Vergehungen eingeſperrt wurden; und um ihm die grauſame Gelegenheit zu verſchaffen, ſich ſelber zu ſehen, erleuchteten ſie dieſes dunkle Loch mit zwei Lampen und befeſtigten an der Wand einige Spiegel.

Nachdem ſie alles veranſtaltet hatten, um die Wirkung dieſer neuen Verwandlung zu beobachten, überließen ſich die Frauen und Verſchnittenen, bis Xaïlun erwachen würde, den noch übrigen Ergetzlichkeiten des Feſtes in den Gärten, wo die Nacht unter mannigfaltigen für den Chalyfen und ſeine Frauen veranſtalteten Vergnügungen verſtrich.

Als es Tag ward, gewahrte der Oberſte der Verſchnittenen überall Vernachläßigung des Dienſtes. Er ſuchte die Sklavinnen und Sklaven auf, denen derſelbe oblag, und fand ſie endlich, wie ſie ſich an dem Entſetzen, den Qualen und dem Geheule des armen Xaïlun ergetzten. Der Oberſte der Verſchnittenen würde auf der Stelle dieſe Ausſchweifung beſtraft haben, wäre nicht die Favoritinn der Favorit-Sultaninn an der Spitze der lächerlichen Peinigung geweſen, der man den Unglücklichen unterworfen hatte.

Wenn man bedenkt, daß Xaïlun binnen vierzehn Stunden zwei Schlaftränke genommen; daß er von den Entzückungen des Paradieſes unmittelbar zu dem Entſetzen der Hölle übergegangen, wo das Kryſtall vor ſeinen Augen ihm alles in Flammen malte; daß er nach den Vergnügungen der Tafel und den Liebkoſungen der Schönen nun in die Hände einer ſchonungsloſen und wilden Menge gefallen war: ſo wird man eingeſtehen, daß auch ein verſtändiger Mann an ſeiner Stelle hätte zum Narren werden können.

Der arme Xarlun befand ſich hier wieder, wie in der Mühle, wie am Pfluge. Eins nur tröſtete ihn: nach ſeiner bisherigen Erfahrung, dauerten die ſchlimmen, wie die guten Verwandlungen nicht lange. Als er ſich nun aus einem Engel in einen Teufel verwandelt ſah, erinnerte er ſich dunkel, daß man ihm in dem Garten geſagt hatte, er wäre bei dem Statthalter Gottes: daraus ſchloß er, er wäre noch nicht zu dem rechten Gotte gekommen, und dieß die Urſache, daß er ſo ſcheußlich verwandelt worden.

„Ach! mein Gott, mein Gott!“ rief er aus, „verwandle du ſelber doch den armen Xarlun, da jener ihn wieder ſo übel verwandelt hat!“

In demſelben Augenblick wurde Xarluns Gebet erhört. Der Oberſte der Verſchnittenen ſchickte alle ſeine Sklaven fort an ihre Verrichtungen, und ließ den armen Xarlun aus ſeiner ſcheußlichen Verkleidung befreien; ſodann ließ er ihn von Kopf bis zu Füßen, ſeinem Stande gemäß, neu kleiden, und bedeckte ſeinen abgeſchorenen Kopf mit einem ſchönen Turban. So läßt er ihn in ein äußeres Gemach des Palaſtes führen, und ihm ein ſehr gutes Frühſtück vorſetzen, welches Xarlun verzehrte, und dabei ſeine gewöhnlichen Betrachtungen anſtellte.

Er war nun abermals verwandelt; er konnte ſich in einem Spiegel beſchauen, und obwohl ſein Bart verſchwunden, und ſein Kopf mit einem dicken Turban bedeckt war, ſo glaubte er ſich doch zu erkennen:

„Ah!“ ſprach er: „da bin ich in einen jungen Muſelmann verwandelt: meine Frau ſagt mir oft, daß ich geringer als ein Kind bin, dieß wird ihr nun ganz anders vorkommen; unterdeſſen finde ich, daß ich nicht übel ausſehe, und wenn mir der Bart wieder wüchſe, ſo würde ich nicht unzufrieden ſein, ſo zu bleiben.“

Zweihundert und neun und achtzigſter Tag.

Xarlun, der dem Spiegel gegenüber fortfuhr, ſich ſo mit ſich ſelber zu unterhalten, verlor darüber keine Zeit, ſondern trank und aaß mit ſtarker Eßluſt alles was ihm vorgeſetzt war.

Unterdeſſen war der Chalyf erwacht; und der Oberſte der Verſchnittenen hatte ihn ſchon von den Ausſchweifungen der Bedienten unterrichtet, und daß die Sklavinn der Favorit-Sultaninn an der Spitze geweſen.

Der Fürſt zog darüber niemand zur Rechenſchaft, ſondern gab ſich ſelber die Schuld:

„Wir gaben,“ ſprach er, „das Beiſpiel des Misbrauchs, und da iſt es denn kein Wunder, wenn unſere Sklaven unſere Thorheiten noch überbieten. Ich habe dieſen Menſchen beobachtet: er hat keinen Verſtand, aber er hat eine Seele. Ich bin neugierig, dieſe Datbha zu ſehen, dieſe Frau, welche, wie es ſcheint, durch Furcht und Schläge dieſe vernunftloſe Art von Bären ſo zu zähmen und gewöhnen gewußt hat, daß er immer wieder zu ihr heimkehren will. Ich will ihr Gemüth prüfen, wie ich es mit ihrem Manne gemacht habe, und wenn ich mit ihr zufrieden bin, ſo will ich das gegen ſie begangene Unrecht wieder gut machen.“

Er befahl einem ſeiner Verſchnittenen, dem Thürhüter, der Xarlun hereingebracht hatte, zu ſagen, daß er deſſen Frau Datbha holen, und ſie zuvor von allem unterrichten ſollte, was dieſe Nacht vorgegangen war.

„Iſt ſie achtungswerth,“ fügte der Chalyf hinzu, „wie ich Grund habe zu vermuthen, ſo will ich nicht ſäumen, mich meiner Schuld gegen ſie zu entledigen.“

Der Thürhüter vollzog den Befehl, und Datbha vernahm, daß ihr Mann im Palaſte des Chalyfen wäre. Man berichtete ihr alle Ereigniſſe des vorigen

Tages und der Nacht; ſie erfuhr endlich, daß der Chalyf ſelber ſie erwartete.

Sie hatte einen durchdringenden Geiſt, und gewahrte augenblicklich den ganzen Vortheil, welchen ſie aus dem Misbrauche ziehen konnte, welchen man mit dem Blödſinne ihres Mannes getrieben hatte. Bisher hatte ſie, obwohl ſie ſich im Innern des Hauſes allmählich eine anſtändige Bequemlichkeit verſchafft, jedoch klüglich ihren glücklichen Fund verborgen.

Konnte ſie nun einen Theil deſſelben vor dem Chalyfen ſehen laßen, ohne ſich auszuſetzen, ſo vermied ſie eine große Gefahr, daß etwa ein Kadi zuerſt Verdacht gegen ſie ſchöpfte.

Sie kleidete ſich alſo anſtändig, nahm zwei Börſen, jede mit tauſend Goldſtücken, welche ſie an ihrem Gürtel befeſtigte, bedeckte ſich mit einem großen neuen Schleier, und begab ſich mit dem Thürhüter nach dem Palaſt.

Der Chalyf ſaß auf ſeinem Throne: Datbha wurde ihm vorgeführt; ſie warf ſich vor ihm nieder, und er befahl ihr aufzuſtehen. Hierauf ſchlug ſie ihren Schleier zurück, und ſprach:

„Ich komme auf Befehl des unumſchränkten Beherrſchers der Gläubigen: was gebietet er Datbha, ſeiner demüthigſten Sklavinn?"

„Datbha," ſagte der Chalyf, „Xaïlun, dein Mann, iſt geſtern in meinen Palaſt gebracht worden, und ich habe dich benachrichtigen laßen, daß ſeine ungemeine Blödſinnigkeit zur Unterhaltung meines Hofes gedient hat. Aus ſeinem eigenen Bekenntnis und aus den Berichten, die mir gemacht worden, weiß ich, daß ſein unruhiges Weſen und ſein Mangel an Verſtand ihn ſogar ſchon dem Tode ausgeſetzt haben: es iſt unbillig, daß eine junge Frau, wie du, unauflöslich mit einem ganz von geſundem Menſchenverſtand entblößten Manne verbunden bleibe. Ich erbiete dir, eure Ehe aufzulöſen, und will ſelber die Sorge für ihn übernehmen, in einem der Häuſer, worin man diejenigen einſperrt, welche man der Folgen ihrer thörichten Handlungen überheben muß, indem man zugleich die Geſellſchaft vor dem Schaden bewahrt, der ihr daraus entſtehen könnte."

„O hochweiſer Chalyf!" ſagte Datbha hierauf, „der arme Xaïlun iſt vor Gott mein Ehemann, und kann folglich durch das Geſetz nicht aufhören es zu ſein. Ich würde untröſtlich ſein, wenn er irgendwo eingeſperrt würde, wo es mir unmöglich wäre, ihm die Pflege zu gewähren, welche ich ihm ſchuldig bin. Er iſt der Vater meiner Kinder; er iſt meine Krone in den Augen des Himmels, welche nur durch das Licht meiner eigenen Aufführung glänzen kann. Er thut niemand Böſes oder Leid; weil er aber ſchwach an Verſtand iſt, ſo habe ich alle Kräfte des meinigen für ihn aufbieten müßen. Der Müßiggang, dem er ergeben iſt, hätte ihn in völligen Stumpfſinn verſinken laßen und ihm unfehlbar einen verderblichen Unfall zugezogen: da mußte ich Strenge, Drohungen und ſelbſt Schläge anwenden, weil ich nur mit Furcht durchdringen konnte. Nachdem ich ihn mir ſo unterworfen hatte, entſchloß ich mich, mein Betragen gegen ihn zu ändern, und zu verſuchen, ob ich ihn nicht, ſo zu ſagen, zu einem andern Menſchen machen könnte. Ich hielt ihn zu Hauſe, von aller Arbeit frei, als er zu unſerm Unglücke, entſchlüpft und hieher gekommen iſt. Warum hat er in dieſer hehren Wohnung keine Freiſtatt gefunden, wie doch alle Muſelmänner der Erde ſie hier ſuchen können? Das iſt der Spott ſeines und meines Schickſals, gegen welchen ich euch um Rache anzuflehen wage. O weiſer Chalyf, gebet mir Xarlun wieder! meine Pflicht macht ihn mir theuer; er iſt zwar ein Menſch ohne Verſtand, aber doch ein frommer Muſelmann, ohne Falſch, und die Unſchuld ſelber. Hat er aber das Unglück gehabt, irgend jemand in Bagdad Schaden zuzufügen, ſo ſind hier viertauſend Goldſtücke; das iſt unſer ganzes Vermögen: ich bringe ſie zu ſeiner Auslöſung, und ich ſetze ſelbſt meine Freiheit zum Pfande desjenigen, was etwa noch daran fehlen möchte, ihm die ſeinige zu verſchaffen."

Zweihundert und neunzigſter Tag.

Datbha war nicht ſchön, aber hatte viel Ausdruck im Geſicht, war jung, friſch, und zeigte etwas Edles in ihren Bewegungen. Der Chalyf war beſchämt, ſo im Unrecht gegen ſie zu erſcheinen, daß er ſich auf Koſten des Blödſinns ihres Mannes eine augenblickliche Beluſtigung verſchafft hatte: aber es ſtanden ihm ſtäts Mittel zu Gebote, ſich aus der Verlegenheit zu ziehen. Er flüſterte ſeinem Oberſten Verſchnittenen etwas ins Ohr, und einen Augenblick darnach kam dieſer wieder herein mit einem Käſtchen, und führte Xarlun, mit einem ſchönen Pelze bekleidet in den Saal.

„Datbha," ſprach Harun, „da iſt dein Mann; den Pelz, womit ich ihn geehrt habe, verdankt er der Theilnahme, welche er, ſo wie er nun iſt, dir einzuflößen gewußt hat. Und ich ſehe, daß ich dich richtig beurtheilt habe, nach der außerordentlichen Anhänglichkeit, welche dieſer Menſch gegen dich gezeigt hat, den man nicht des Gefühls fähig glauben ſollte. Ich nehme euch beide in meinen Schutz, und weit entfernt für Xarluns Freiheit ein Löſegeld zu fordern, ſo ſind hier viertauſend Zeckienen, welche ich denen hinzufüge, die du darbringen wollteſt."

Das erſte, was Xarlun, bei ſeinem Eintritt erblickte, war ſeine Frau; nachdem er ſich wegen ſeiner letzten Flucht bei ihr entſchuldigt hatte, ſäumte er nicht, ihr ſeinen Pelz zu zeigen, indem er ſagte:

„Verwandelt! Verwandelt! Viel beſſer verwandelt!“

Indem erblickte er den Chalyfen, und rief aus:

„Ach! Klauen, Hörner! Herr Gott, Herr Statthalter Gottes!“

Und nun wollte er ſich hinter ſeine Frau verſtecken.

Dieſe nahm, nach einer ehrerbietigen Verneigung, das Käſtchen mit dem Geſchenke des Chalyfen aus den Händen des Verſchnittenen, legte die beiden mitgebrachten Börſen hinein, und übergab es Xaïlun; dann machte ſie eine tiefe Verbeugung, und ging hinweg.

Die viertauſend Goldſtücke waren eben kein großer Zuwachs des unermeßlichen Reichthums, welchen ſie ſich zueignen konnte, aber ſie gewährten ihr den Vorwand, nunmehr deſſelben zu genießen. Der Chalyf hatte viertauſend Goldſtücke gegeben: eine Stunde darnach hieß es ſchon überall in Bagdad, er hätte ihr einen ganzen Kaſten voll geſchenkt.

Auf dem Wege nach dem Palaſt hatte Datbha ein ſehr anſtändiges Haus in der Nähe des großen Platzes zu verkaufen geſehen; ſie trat jetzo hinein, und verließ es nicht eher wieder, als bis der Handel abgeſchloſſen war, ſo daß ſie ſogleich die Schlüſſel mit ſich nahm.

Als ſie heim kam, lud ſie die beiden Queerſäcke, welche ihr gegenwärtiges Vermögen enthielten, auf die Eſelinn, und führte ſie ſelber nach dem neuen Hauſe; Xaïlun mußte ſie begleiten; er war ihr Geſchäftsträger für die geheimen Angelegenheiten: für die übrigen, dergleichen das Fortſchaffen ihres Hausgeräths, miethete ſie gewöhnliche Laſtträger, und noch an demſelben Abend bezog ſie das erkaufte Haus: ein reicher Kaufmann hatte es zuvor bewohnt, und ſo fand ſie alle Bequemlichkeit darin. In dem Stadtviertel welches ſie verließ, wußte man auch ſchon, daß der Chalyf ihr einen Kaſten voll Gold geſchenkt hatte. Datbha misbrauchte aber ihren Reichthum nicht.

Gleich am folgenden Tage kaufte ſie ein ſtarkes Maulthier und ein Paar Queerſäcke; und den Tag darauf ſchlug ſie Xaïlun vor, das Maulthier zu beſteigen und mit ihr ſeinen Vetter zu beſuchen. Man kann denken, daß Xaïlun mit dieſer Luſtreiſe ſehr zufrieden war. Datbha beſtieg die Eſelinn, und Xaïlun, auf dem Maulthiere, folgte ihr nach.

Als ſie an die Trümmer kamen, ſaß der Kardnon gerade wieder auf dem Steinhaufen, welcher den Eingang des Gewölbes bedeckte. Bei Annäherung der Reitenden verbarg er ſich: aber Xaïlun hatte ihn ſchon erblickt, und rief aus:

„Ah! da iſt unſer Vetter!“

„Wir müßen in ſein Haus gehen,“ ſagte Datbha; „wir haben gegenwärtig zwei Thiere, und brauchen Futter für beide. Auf, Xaïlun, räume die Steine hier weg, damit wir in ſein Haus treten können.“

Xaïlun macht ſich eifrig ans Werk; die Steinplatte mit dem Ringe kömmt zum Vorſchein, er hebt ſie auf, und der Eingang des Gewölbes ſteht offen. Datbha hatte ſich mit Feuerzeug verſehen: ſie zündet Licht an, wandert nun in dem Gewölbe umher, und findet darin eine Menge koſtbarer Gefäße, welche für ſie unbrauchbar ſind.

„Was ſuchſt du denn?“ fragte ſie Xaïlun.

„Ich ſuche den Vetter; er iſt aber nicht hier: wir müßen wieder von ſeinen Rüben nehmen.“

So geht ſie zu den mit Goldſtücken gefüllten Urnen, füllt daraus die vier Queerſäcke, und läßt ſie von Xaïlun hinauf tragen und auf die beiden Saumthiere laden, welche am Eingange des Gewölbes angebunden ſtehen.

„Wohlan,“ ſagte ſie darauf, „laß uns wieder zumachen und heimgehen; Nachmittag wollen wir wieder herkommen, und ſehen, ob der Vetter höflicher iſt.“

Und nachdem ſie ihn die Platte wieder mit Steinen hatte bedecken laßen, wanderte ſie mit ihm zu Fuße nach Hauſe.

Zweihundert und ein und neunzigſter Tag.

Nachmittag machte ſie einen zweiten Beſuch, und leerte gänzlich die Urnen, welche die Goldſtücke enthielten. Darnach ließ ſie von Xaïlun die Platte wieder einfügen, ſie mit ſo viel Steinen als möglich bedecken, und kehrte nach Bagdad zurück. Sie hatte in dem Gewölbe noch große Reichthümer an koſtbaren Gefäßen zurückgelaßen: ſie konnte dieſes Geheimnis dereinſt ihren Kindern entdecken, erachtete aber gegenwärtig dieſen Ueberfluß für unnütz.

Als Oatbba ſich nun in ihrem eigenen Hauſe wohl eingerichtet ſah, und die öffentliche Meinung von ihrem Glücke durch den Schutz und die Freigebigkeit des Chalyfen hinlänglich begründet war, beſchäftigte ſie ſich damit, auch Xaïlun deſſelben genießen zu laßen.

Die Zahl ihrer Kinder mehrte ſich; dieſe hätten dereinſt über einen blödſinnigen Vater erröthen müßen: ſie mußte ihn alſo ſicher ſtellen, daß er nicht mehr öffentliche Handlungen ſeines Blödſinns beging, und demjenigen, was ſie nicht verheimlichen konnte, doch einen gewiſſen Anſtrich geben.

Sie kaufte zuvörderſt Sklaven zu ihrem und ihrer Kinder Dienſte; wandte aber beſondere Sorgfalt auf Xaïluns Bedienung. Sie hatte Mühe, zu finden, was ihr zuſagte. Endlich erkaufte ſie zwei Sklaven, von geſetzten Jahren, verſtändig, mit Einem Wort, von der Art, daß ſie ihnen ihr Vertrauen ſchenken konnte.

Dieſe mußten nun Xaïlun überall hinführen, wohin es ihm beliebte. Es machte ihm beſonders Vergnügen, die Trümmerhaufen zu beſuchen, und mit dem erſten beſten Karduon, den er dort antraf, ſich zu unterhalten. Seine Führer hatten Befehl ihm ganz ſeinen Willen zu laßen; ſobald er aber die Steinhaufen wegräumen wollte, um ſeinen Vetter zu beſuchen, wie er ſagte, ſo ſollten ſie ſich ihm mit den Worten widerſetzen: „Datbha will's nicht haben.“

Gleich in den erſten Tagen bediente ſich Xaïlun dieſer Art von Freiheit, und begab ſich, auf ſeinem Maulthiere nach den Trümmern. Als er dort ankam, wollte er ſeinen Vetter beſuchen und Mohrrüben holen; aber auf das einzige Wort: „Datbha will's nicht haben!“ unterließ er es.

Seine Führer hielten ihn ab, ſich überall einzumengen; war er auf eine Sache neugierig, ſo holte man ſie ihm: man erklärte ihm den Gebrauch derſelben; und wenn er Gefallen daran fand, ſo kaufte man ſie ihm. War aber ſein Einfall ungereimt, ſo war alles mit dem einzigen Worte abgethan: „Datbha will's nicht haben!“

Von Ausflügen außerhalb Bagdad war nicht mehr die Rede. Datbha hatte ihn überredet, daß er jetzo durchaus verwandelt wäre, er alſo nicht mehr darauf ausgehen brauchte; er müßte nun aber gehorſam ſein.

Im Verlaufe dieſer Zeit erlitt einer der angeſehenſten Kaufleute von Bagdad und Nachbar Datbha's, großes Unglück in ſeinem Handel, und ſah plötzlich durch einen Verluſt auf der See ſein Zutrauen erſchüttert; es fehlte ihm am Gelde: Datbha vernahm es, ſie ging hin, und ſprach zu ihm:

„Ihr bezeiget euch immer freundlich und liebreich gegen den guten Xaïlun, meinen Mann, wo ihr ihn nur antreffet: das rechne ich euch hoch an. Ihr ſeid ein redlicher Mann, und da ich weiß, daß euch eben ein Unglück betroffen hat, ſo komme ich, euch zehntauſend Goldſtücke anzubieten, welche ihr euch holen laßen könnt: ich leihe ſie euch, ohne alle andere Zinſen, als die, welche mir das Vergnügen verſchafft, einem Manne, wie ihr ſeid, zu dienen."

Der Kaufmann nahm mit Dank ein ſo freundliches Erbieten an, erhielt dadurch ſein Geſchäft bei Ehren, befeſtigte und vermehrte ſein Zutrauen und ſein Vermögen. Er theilte dieß edelmüthige Benehmen Datbha's gegen ihn ſeinen beßten Freunden mit, und ſo ward dieſe ſchöne Handlung bald ſtadtkundig.

Sobald man wußte daß man gelegentlich auf eine ſolche Hülfe rechnen könnte, wenn man liebreich mit Xaïlun umging, ſo beeiferte man ſich um die Wette darum. Die Sklaven, die ihn begleiteten, hatten Mühe, ihn den Freundſchaftsbezeigungen zu entziehen, womit man ihn auf ſeinem Wege überhäufte; ſie ließen ihn aber nichts von dem annehmen, was man ihm darbot.

Datbha, welche ihr Geld von dem erſten Kaufmanne, dem ſie geholfen, zurückerhielt, hatte bald Gelegenheit, ihr Glück noch mit drei anderen zu verſuchen. Der eine von ihnen ermangelte gänzlich, ſeine Verpflichtungen zu erfüllen: das machte ihr aber nicht den geringſten Kummer. Sie empfing überall, wo ſie ſich in Bagdad ſehen ließ, Zeichen der Hochachtung, und galt dafür, in den wichtigſten Handelsangelegenheiten verwickelt zu ſein. Seitdem konnte ſie ohne Gefahr, öffentlich von ihrem Ueberfluſſe Gebrauch machen, und es auf dergleichen Verluſte ankommen laßen.

Xaïluns Tafel war vortrefflich. Die Beamten des Chalyfen kamen manchmal bei ihm zu Gaſte, und Xaïlun ſagte faſt gar keine Dummheiten mehr, weil die beiden Sklaven ihm die Antwort in den Mund legten, oder für ihn antworteten. Er kam endlich dahin, ſich mit dem Verſtande anderer Leute zu behelfen: was nicht ſo ſchwer iſt, als man denkt, wenn man ſich nur enthält, etwas von dem ſeinigen einmiſchen zu wollen.

Datbha lebte glücklich mit Xaïlun; ſie gab ihren Kindern eine treffliche Erziehung, und ſtattete ſie in Bagdad reichlich aus. Sie erhielt ſich durch ihre Wohlthätigkeit das allgemeine Wohlwollen und Bewunderung bis an ihren Tod, der bald nach dem Tode ihres Mannes folgte, und für alle, die ſie kannten, ein Gegenſtand der Trauer war.“

Geſchichte

des

Schebandads von Szurat und ſeiner Familie.

„Ein Schebandad*) von Szurat hatte vier Söhne, welche er vortheilhaft verheiratet und ausgeſtattet hatte. Durch ein Spiel des Zufalls blieb, nach Verlauf von zwanzig Jahren, einem jeden von ihnen nur ein einziges Kind; die drei älteren Brüder hatten jeder einen Sohn, und der jüngſte eine Tochter.

Dieß junge Mädchen hieß Baßümeh; Natur und Erziehung hatten etwas Vollendetes aus ihr gebildet; man ſprach in Szurat nur von ihren Reizen, ihrer Geſtalt, ihrer Bildung und ihrem Geiſte. Ihre drei Vettern waren ſterblich in ſie verliebt, und ſtrebten nur nach dem Glück, ihre Hand zu erhalten. Die Folgen dieſer Nebenbuhlerſchaft konnten gefährlich werden; der Schebandad, welcher ſie vorausſah, verſammelte ſeine Familie, und der ehrwürdige Alte ſprach zu den jungen Leuten alſo:

---

*) Schebandad iſt Vorſteher der Handelſchaft.

„Meine Kinder, Vaßümeh kann nur Einem Mann zu Theil werden. Ihr Vater und ich, wir halten euch alle drei gleich würdig, um ihre Hand zu werben; aber da es hier beſonders auf das Glück eurer liebenswürdigen Muhme ankömmt, ſo ſcheint es mir nothwendig, ihr die Wahl anheim zu ſtellen; derjenige von euch dreien, den ſie wählt, darf unſrer Einwilligung verſichert ſein.“

Die drei Brüder konnten einem ſo verſtändigen Vorſchlag ihren Beifall nicht verſagen. Der Schebandad übernahm es, ihn ſeiner Enkelinn mitzutheilen. Vaßümeh ſchien verlegen, und ſagte:

„Mein Vater, ich liebe meine drei Vettern gleich ſehr, und es ſollte mir Leid thun, einen von ihnen zu betrüben. Weil ihr mir indeſſen die Wahl auferlegt, und mir dieſelbe faſt gleichgültig iſt, ſo habe ich ein Mittel im Sinne, ſie zu beſtimmen. Meine Vettern haben viel Verſtand, jeder von ihnen ſoll mir eine Geſchichte erzählen und ich will denjenigen zu meinem Gatten nehmen, deſſen Erzählung mir am beßten gefällt; denn, bei ſonſt gleichen Verdienſten, glaube ich wird der Mann am meiſten zum Glücke ſeiner Frau beitragen, der die meiſte Bildung hat.“

„Ich will ihnen deinen Vorſchlag mittheilen,“ antwortete der Schebandad; „da ſie nicht Zeit gehabt haben, ſich vorzubereiten, ſo kannſt du deſto beſſer über die Urſprünglichkeit ihrer Einbildungskraft urtheilen; ich kenne ihr Geſchick, und überdieß wird der ausgeſetzte Preis ſie reizen, alles daran zu wagen, und alle Bedenklichkeiten werden leicht gehoben ſein.“

Nachdem der Schebandad die drei Jünglinge hievon unterrichtet hatte, kam er bald wieder zu Baßümeh, in Begleitung ihres Vaters und der drei anderen Brüder. Die ganze Geſellſchaft nahm Platz, und der Wettſtreit ſollte beginnen. Der älteſte begann ſchon ſeine Erzählung, als die ſchöne Preisertheilerinn ihn unterbrach:

„Meine liebenswürdige Vettern,“ ſprach ſie, „erlaubet vor allem, daß ich eine Frau herkommen laße, welche im Stande iſt, mein Urtheil zu leiten. — Dara,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu einer Sklavinn wandte, „geh hin, und ſage meiner guten Naneh, daß ich ſie hier erwarte. — Das iſt meine Amme,“ ſetzte ſie hinzu; „und den ſchönen Erzählungen, welche ich vormals von ihr hörte, verdanke ich einen guten Theil meines Unterrichts. Keiner von euch hätte dieſen Richter einnehmen oder beſtechen können, denn ſie iſt blind. Demnach kann ihre Entſcheidung dem wahren Verdienſte nur günſtig ſein.

Komm näher, meine gute Amme," ſagte ſie zu Naneh, als ſie eintrat, „laß dich zu mir heranführen, und bereite dich, mit allen deinen Ohren zuzuhören. Mein Vater iſt mit einer guten Geſellſchaft hier gegenwärtig: man wird uns Geſchichten erzählen; ſetze dich her auf mein Sopha."

Naneh tappte ſich hin, und ſetzte ſich neben Vaßümeh, die ſie an der Stimme erkannte. Hierauf begann derjenige, der ſchon angehoben hatte zu ſprechen, ſeine Erzählung alſo:

Der Liebhaber der Sterne.

Erzählung Nabil-Haßens.

Zweihundert und zwei und neunzigſter Tag.

„Dalhuk, ein Töpfer in Bagdad, war in ziemlich guten Umſtänden: nach einer ſiebenzehnjährigen Ehe, verlor er ſeine Frau, welche vor Aerger krank geworden war; ſie hinterließ ihm einen Sohn von ſechzehn Jahren. Der Töpfer beſuchte ſeit dieſer Zeit häufig das Haus einer Wittwe, die jünger war, als er: ſie hieß Narilha, und ihr Gewerbe beſtand in einem Handel mit jenen Salben, welche die Friſche der Farbe und der Haut erhalten, und die Jugend zu verewigen ſcheinen. Ihre künſtlichen Schönheitsmittel hatten ihr den Eingang in den innern Palaſt des Chalyfen und der vornehmſten Hareme der Stadt verſchafft; aber ihr Ruf war nicht von langer Dauer: nach einem vorübergehenden Schimmer der Schönheit ſahen etliche ihrer Kunden ihre Reize nur um ſo ſchneller verſchwinden; die Zeit furchte bald ihre Runzeln in dieſe verfälſchten Geſichter; und unſre Witwe, die ſo ihren Abſatz abnehmen ſah, beſchloß nun, ſich das kleine Vermögen ihres Freundes, des Töpfers, zuzueignen, dadurch daß ſie ihn heiratete.

Dalhuk war ſchon zu ſehr gefeſſelt, um dieſen Antrag abzuweiſen; und ſo gelangte die Salbenhändlerinn, kraft alter Rechte und eines Heirathsvertrags, der vor dem Kadi vollzogen wurde, zur unbeſchränkten Herrſchaft in ſeinem Hauſe.

Narilha hatte einen Sohn, von demſelben Alter, wie Dalhuks Sohn: er war der plumpſte und aberwitzigſte Bengel in ganz Bagdad, aber nichts deſtoweniger der Abgott ſeiner Mutter. Dieſer aufgeblaſene und grobe Geſell, der Badur hieß, ermuthigt durch die Schwachheit Dalhuks für ſeine Mutter, ſuchte Streit mit dem Sohne ſeines Stiefvaters, der, bald ſeiner natürlichen Sanftmüthigkeit vergeſſend, ſeine Mishandlungen rächte und ihn ſchlug. Die erboſte Mutter jagte nun den Sohn ihres Mannes aus dem Hauſe; ſo daß der Unglückliche, beinahe nackt, genöthigt war, bei einem Bruder ſeiner Mutter Zuflucht zu ſuchen.

Als Narilha ſich von dieſem unbequemen Zeugen befreiet ſieht, ſchmeichelt ſie ſich, noch die wenigen Bekanntſchaften, welche ihr im Palaſte geblieben waren, benutzen zu können, läßt Dalhuk die Ueberbleibſel ihres Krams verkaufen, beredet ihn, einen Garten vor der Stadt anzukaufen, richtet eine Obſtbude ein, und wird durch Vermittelung des Hoflieferanten Obſthändlerinn des Chalyfen.

Der arme, aus ſeinem väterlichen Hauſe vertriebene Dalhuk, war ſehr traurig zu ſeinem Oheim Kaſſanak gekommen: dieſer war einer der bravſten und geſchickteſten Arbeiter in Bagdad, hatte aber ſelber zu viel Kinder, als daß er ſeinem Neffen ſo nützlich hätte werden können, wie er wohl wünſchte. Erzürnt über das Unrecht, welches ſeinem Neffen angethan war, entſchloß er ſich, die Hülfe eines zauberkundigen Freundes anzuſprechen, und bewog dieſen auch, daß er ſich der Sache mit Eifer annahm.

„Welche Art von Rache wollt ihr an der Stiefmutter eures Neffen nehmen?“ fragte ihn der Weiſe.

„Ich will dieſes anmaßende Weib demüthigen,“ antwortete Kaſſanak, „ihren Händen das Geld entreißen, welches ſie Dalhuk genommen hat, und es zur Einrichtung für meinen Neffen anwenden. Dieſer junge Mann war mit der einzigen Tochter eines reichen Barbiers verſprochen, liebte ſie, und glaubte ſich wieder geliebt: aber Narilha hat ſeinen Vater herumzubringen gewußt, und dieß junge Mädchen iſt gegenwärtig ihrem Sohn Badur beſtimmt. Ich wünſchte,“ beſchloß Kaſſanak, „ſie vor den Augen ihres Mannes zu entlarven.“

„Ich ſtehe euch ganz für die Erfüllung eures Begehrens,“ erwiederte der Zauberer; „ihr ſollt ſelber die ganze Ausführung des Anſchlags übernehmen, welchen ich nur leiten will. Gehet auf der Stelle hin, und miethet in der Nähe des Palaſts die bequemſte Bude, ſo zu finden iſt, um Obſt darin feilzubieten: wenn der Handel abgeſchloſſen iſt, ſo kommt wieder hieher, und ihr werdet alles übrige in Bereitſchaft finden.“

Kaſſanak, voll Freuden, Gelegenheit zur Rache an Narilha gefunden zu haben, ſpringt ſogleich hin, alles zu befolgen: er behandelt eine Bude, giebt Angeld darauf, und kömmt zurück.“

„Ihr ſeid ſchnell fertig!“ ſagte der Zauberer zu ihm; „ich meinerſeits bin auch nicht unthätig geweſen, und übergebe euch hier die zur Ausführung eures Vorhabens nöthigen Mittel. Hier iſt zuvörderſt ein Armeniſcher Rock mit einer ſpitzen Mütze; ſodann nehmet dieſes Papier, es enthält genaue Vorſchriften über die Verrichtungen, welche ihr morgen früh vorzunehmen habt: lernet wohl die Worte, welche ihr ganz leiſe ausſprechen ſollt; und welcherlei Wunder ihr immer nöthig habt, gebietet ſie dreiſt, ich habe euch gut ausgerüſtet, und werde euren Abſichten ſchon zu Hülfe kommen. Sobald ihr morgen aus dem Hauſe gegangen ſeid, laßt euern Neffen ſich nach der von euch gemietheten Bude begeben; und er ſoll ſich nicht verwundern, was er daſelbſt vorgehen ſieht, um nicht die Blicke der Neugierigen anzuziehen, welche man vermeiden muß.

Kaſſanak ging nach Hauſe, und verſchloß ſich in ſeinem Zimmer, um im Stillen die Rolle zu lernen, welche er ſpielen ſollte. Mit Ungeduld erwartete er die Wiederkehr der Morgenröthe; ſo bald er ſie erblickte, zog er den Zauberrock an und ſetzte die ſpitze Mütze auf; und nachdem er Dalhuk auf ſeinen Poſten geſchickt hatte, nahm er ſelber den Weg nach Narilha's Hauſe. Er trat in die Bude, und fand die Früchte kunſtreich ausgeſtellt; er bewunderte laut ihre Schönheit.

„Koſtet doch davon, mein lieber fremder Herr;“ ſagte die Obſthändlerinn zu ihm; „ihr Geſchmack iſt noch beſſer, als ihr Ausſehn.“

Kaſſanak läßt ſich nicht lange bitten, und findet in der That, daß ſie Recht hat.

„Ich war ſchon drauf gefaßt,“ ſprach er, „nach Damask reiſen zu müßen, um dort Früchte zu kaufen: aber hier finde ich was ich brauche, und wenn wir mit einander einig werden können, ſo erſpare ich mir die beſchwerliche Reiſe.“

„Nicht um meine Waare anzupreiſen, Herr,“ erwiederte Narilha, „aber die Gärten des Chalyfen ſelber liefern nichts ſo ſaftiges; auch iſt alles was ihr hier ſehet, zum Theil für ſeine eigene Tafel und für die Tafeln ſeines Hauſes beſtimmt: aber um einen Mann, wie ihr ſeid, zu verpflichten, will ich etwas davon ablaßen." —

„Eure Gefälligkeit iſt mir ſehr ſchmeichelhaft; und ich bin überzeugt, daß ihr nicht Urſache haben werdet, die Güte zu bereuen, welche ihr mir bezeuget . . . Aber, in Wahrheit, dieß ſind Früchte, auf welche ſelbſt die Engel neidiſch ſein könnten: überlaßet mir zwei von dieſen Granaten, und ſaget mir den Preis."

Narilha war, nach ſo verſchwenderiſchen Lobeserhebungen, ſehr verwundert, daß er nur Granaten brauchte; ſie beſchloß, ſich durch den Preis dafür zu rächen, und forderte übermäßig dafür. Der Armenier bezahlte es auf der Stelle, und fügte hinzu:

„Wenn man eure Früchte wird gekoſtet haben, ſo hoffe ich, mit euch einen bedeutenderen Handel abzuſchließen."

Indem er dieſes ſagte, trat er mitten in die Bude, und warf mit aller Kraft die Granaten in die Luft, wo ſie ſogleich verſchwanden. Narilha und ihr Sohn ſchrien vor Verwunderung laut auf: der vorgebliche Armenier zog ein kleines ſilbernes Rohr aus der Taſche, in welches er mit leiſer Stimme einige Worte hinein zu ſprechen ſchien; eine Weile darnach ſetzte er ein Hörnchen von demſelben Metall ans Ohr, und ſtellte ſich, als wenn er auf dasjenige horchte, was man zu ihm ſagte; dann ſteckte er ſein Werkzeug wieder ein, nahm eine zufriedene Miene an, und ſprach:

„Man hat ſo eben eure Früchte verſucht, und ſie köſtlich befunden; ich habe Befehl, euch die übrigen abzukaufen und ſie auf der Stelle nachzuſchicken; die Arbeit wird nicht lange dauern, denn man hat mir Leute geſchickt, mir zu helfen. Hier iſt meine Börſe, nehmet ſo viel Geld heraus, als ihr zur Bezahlung eurer Früchte billig erachtet.“

Der Anblick des Goldes reizte Narilha's Gelüſt und Habſucht: ſie hätte gern die ganze Börſe genommen; aber ſie begnügte ſich mit dreißig Zeckienen, um ſich für den Werth von fünf bis ſechs Zeckienen bezahlt zu machen.

Zweihundert und drei und neunzigſter Tag.

Weit entfernt, darüber Misvergnügen zu bezeigen, gab der Armenier nicht einmal Acht darauf: er bemächtigt ſich alsbald der Früchte, wirft eine Melone zur Rechten, einen Apfel zur Linken; bald ſind alle Früchte der Bude in Bewegung, ſie fliegen, wie beflügelt, dahin, und verſchwinden in der Luft. Badur und Narilha folgten dieſer ſeltſamen Verſendung mit den Augen, und ſie fragte den Armenier:

„Auf welche Weiſe, wohin, und durch wen habt ihr alle dieſe Früchte weggeſchickt?“

„Ich bin der Hoflieferant der Sterne,“ antwortete er, „auf welchen es ſtäts zu heiß oder zu kalt, zu feucht oder zu trocken iſt, als daß etwas zur völligen Reife gelangen könnte. Ich war auf die Erde herabgekommen, um Vorräthe einzukaufen, und ich verhehle euch nicht, daß ich auf den Ruf der ſchönen Früchte zu Damaſk, auf dem Wege nach dieſer Stadt war, als der Zufall mich an eurer Bude vorbei führte: der Anblick eurer Früchte zog mich an, ihr Geruch verdoppelte meine Verwundrung, und ihr Geſchmack entzückte mich vollends: ich ſchickte zwei Granaten zum Verſuch hin, und ſogleich habe ich Befehl bekommen, alles in Beſchlag zu nehmen. Wenn ihr morgen und in der Folge eben ſo gut verſehen ſeid, ſo ſoll wieder nichts in eurer Bude bleiben, und ihr ſollt die Obſthändlerinn des Sternenhimmels werden.“

Narilha rieb ſich die Augen, ſie wußte nicht, ob ſie wachte, oder von Sinnen wäre, als ſie eine ſo gute Neuigkeit vernahm. Der tölpiſche Badur gaffte mit offenem Maule wechſelsweiſe ſeine Mutter, den Armenier und die Decke an.

„Das iſt ja ein recht hübſcher junger Menſch,“ ſagte der boshafte Hoflieferant; „es iſt ohne Zweifel euer Bruder, ſchöne Frau? Er hat viel Aehnlichkeit mit euch.“

„Nein, mein Herr, es iſt mein Sohn“ antwortete die Obſthändlerinn. —

„Wie! in euerm Alter habt ihr ſchon einen ſo großen Sohn? das iſt unglaublich. Man muß daran denken, ihn zu verheiraten.“ —

„Ich denke auch daran, mein Herr: er iſt ſchon ſo gut wie verſprochen mit der Tochter eines reichen Barbiers von unſrer Freundſchaft.“

„Ein Barbier! ein Barbier! und ein reicher Barbier! . . . Es giebt wohl ſeltſame Erſcheinungen im Himmel, aber nicht dergleichen: ſollte er nicht auch noch ſchweigſam ſein? dann wäre das Wunder vollſtändig. — Wißt ihr wohl, ſchöne Frau, daß der bloße Verkauf eurer Früchte binnen eines Jahres euch in den Stand ſetzen kann, für euren Sohn um die Tochter eines Veſyrs anzuhalten? Ja, das wäre für euch immer noch eine Herablaßung. Wir haben da oben Mädchen zu verheiraten, welche die Verbindung mit euerm Sohn als ein wahres Glück anſehen würden.“

„Wie, mein Herr! man verheiratet ſich alſo dort oben auch?“ —

„Ob man ſich verheiratet! denkt ihr denn, daß der Himmel ſich ſelber gemacht hat? Alles was ihr dort glänzen ſeht, hat Vater und Mutter. Wie könnte man täglich neue Sterne entdecken, wenn nicht welche geboren würden? Woher hat die Milchſtraße ihren Namen? Weil ſie der Aufenthalt der Ammen iſt. Laßt mich nur machen, ſchöne Frau, ich habe meine Abſichten mit euerm Sohn. Ich will ihn mit der jüngſten, der friſcheſten und glänzendſten aller unſerer Schönheiten verheiraten.“ —

„Ei! wer iſt denn die?“ —

„Es iſt die Schöne, die als Morgenſtern glänzt!“ —

„Sie iſt in der That glänzend; friſch iſt ſie auch, denn ſie wandelt nur bei Nacht: aber jung, mein Herr, kann ſie nicht mehr ſein; denn ich kenne ſie, ſo lange ich auf der Welt bin, und als ich ſie das erſtemal erblickte, hatte ſie ſchon ihre ganze Fülle.“ —

„Diejenige, die ihr gekannt habt, hat ſich ſeit einigen Jahren verzogen; aber ihr Frauen hier unten laßt die Sterne vorüberziehen, ohne zu fragen, wo ſie hingehen: freilich ſieht man ihrer ſo viele, daß man eben nicht auf diejenigen achtet, die da fehlen . . . Aber ich ſpreche im Ernſte mit euch: wolltet ihr wohl, daß euer Sohn der Gemahl der ſchönſten unter den Sternen würde?“

„Ah! mein Herr, wenn das geſchehen könnte, ſo ſollte es mich freuen. Würde er dann auch am Himmel glänzen?“ —

„Er würde dort gewiß keinen Schatten machen, dafür bürge ich euch; aber ſeine Geliebte nähert ſich täglich regelmäßig der Erde: wenn euch alſo die Verbindung anſteht, ſo wollen wir ſehen, ob es möglich iſt, ſie zu Stande zu bringen. Verſchließet die Thüre eures Ladens, und laßt hier mitten in demſelben ein Becken voll Waſſer herbringen.“

Man that, was der Armenier verlangte, und ein Waſſerbecken wurde an den bezeichneten Ort geſetzt.

„Kommt her, junger Mann,“ ſagte er nun zu Badur, „und beſpiegelt euch in dieſem Waſſer, ihr müßt euch gar hübſch darin finden. Bemühet euch, eine ſelbſtzufriedene Miene anzunehmen, damit eure Geſichtszüge noch annehmlicher werden . . . Gut! vollkommen gut . . . jetzo könnt ihr wieder zurücktreten.“

Sobald Badur ſeine Stellung verlaßen hatte, hub der Armenier das Becken empor und goß das Waſſer in die Luft hinaus, ohne daß ein einziger Tropfen auf den Boden der Stube fiel.

„Was macht ihr denn, Herr?“ ſagte Narilha anfangs beunruhigt durch ein Ereignis, welches ihren Laden mit einer Ueberſchwemmung bedrohte, dann aber ſehr überraſcht, als ſie das ausgegoſſene Waſſer des Beckens gänzlich verſchwinden ſah.

„Ich habe ſo eben das Bildnis eures Sohnes an die ſchönſte der Sternenfräulein geſendet,“ antwortete er. „Wir wollen uns ſetzen, in einem Augenblick werden wir die Wirkung, welche daſſelbe auf ſie hervorgebracht hat, vernehmen."

Zweihundert und vier und neunzigſter Tag.

In dieſer Zwiſchenzeit knüpfte der Armenier eine gleichgültige Unterhaltung an; dann ſtand er plötzlich auf, ſtellte ſich mitten in die Stube, hielt ſeine Röhre an den Mund und ſein Hörnchen ans Ohr, und nach einer Weile, hub er an:

„Euer Sohn gefällt ſehr, ja unendlich! Er iſt zu einem großen Glücke beſtimmt: aber ihr müßt euern Sohn nach meiner Angabe aufſtutzen; ich kenne den Geſchmack unſrer Frauen. Badur hat eine rothe friſche Farbe, deren Glanz dieſer buſchige Bart nicht verdecken muß, der ſich faſt in die Augenbrauen verläuft, durch welche Augen verſchattet werden, deren lebhafte und durchdringende Blicke neue Reize verleihen würden; man muß die Augenbrauen lichten, und den ſtarken Bart verdünnen. Laßt ihn bis unter die Unterlippe abſcheeren; mit dieſer Veränderung verheiße ich ſeiner Liebſchaft einen ſichern Erfolg. Morgen früh werde ich noch beſtimmter ſprechen können, als heute; ich rathe, daß euer Sohn ſeiner Geliebten eine kleine Artigkeit erweiſe, er muß ſich mit einem Strauße der ſchönſten Blumen verſehen; und ihr, ſchöne Frau,“ ſorget dafür, daß eure Bude morgen wieder eben ſo gut verſehen ſei, wie heute: hier iſt Handgeld auf den Abſatz, welchen ich euch verſpreche. Das einzige, was ich von euch verlange, iſt Geheimhaltung des Verkehrs, welchen wir fortan mit einander haben werden: Schwatzhaftigkeit könnte euch um euer Glück bringen; die Sterne ſind nur allzu ſehr in dem Munde der Menſchen, welche ſie in ihre kleinſten Angelegenheiten verwickeln; das iſt für Himmelskörper ſehr läſtig: ihr ſeht, daß ich freimüthig mit euch rede. Lebet wohl, einige Geſchäfte rufen mich anderswohin; morgen werde ich ſehr zeitig wieder hier ſein.“

Hierauf machte Kaſſanak eine Verneigung und ging weg.

„Ich würde glauben, ich träumte,“ ſprach Narilha zu ihrem Sohne, „wenn ich nicht die dreißig Zeckienen in meiner Hand hielte, welche mir gewichtig und von ſehr gutem Golde ſcheinen.“

„Drum,“ ſagte Badur zu ſeiner Mutter: „muß ich wohl auf der Stelle zum Barbier gehen?“

„Wie! ſo eilig! Am Tage, glaube ich, ſehen die Sterne eben nicht, und morgen früh, ganz friſch geſchoren, wirſt du um ſo ſchöner ſein . . . Aber in Wahrheit,“ fügte Narilha hinzu, „ich kann unſer Abenteuer nicht aus dem Kopfe kriegen: und man muß bekennen, daß dieſer Armenier ein recht ehrlicher Menſch iſt; denn mit derſelben Geſchicklichkeit, womit er unſere Früchte verſchwinden ließ, konnte er ſich auch wohl davon entbinden, ſie uns ſo gut und ſo theuer zu bezahlen. — Du aber, mein Freund, ſollteſt, anſtatt zum Barbier zu gehen, lieber einige Körbe voll ſchöner Früchte aufzutreiben ſuchen, um unſere Bude damit zu verſehen, damit wir den Hoflieferanten des Chalyfen nicht mit leeren Händen müßen gehen laßen; denn wir dürfen über den großen Gewinn den kleinen nicht vernachläßigen."

Indem ſie dieſes ſagte, trat der Hoflieferant herein.

„Was iſt das?" ſagte er, „ich hätte heute alle eure Früchte nöthig, und finde hier nichts!" —

„Lieber Herr, geduldet euch einen Augenblick; unſere Eſel ſind noch nicht angekommen. — Badur, geh ihnen entgegen. — Habt ihr nicht Zeit zu warten, ſo gehet nur wieder nach dem Palaſt, ich werde euch alles ſchicken, was ihr nöthig habt."

„Ich will nicht," antwortete der Hoflieferant, „daß ihr mir die Waaren ſchicket, ich will ſie ſelber ausſuchen; noch weniger mag ich von der Säumnis eurer Eſel abhangen."

Mit dieſen Worten drehte er ſich um, und ging weg. Narilha, über dieſe bittere Rede betroffen, fühlte ihre Eitelkeit zu ſehr gedemüthigt: es ſchien ihr ſeltſam und ungebührlich, daß man der Obſthändlerinn der Sterne ſo wenig Achtung bezeigte.

„Du ſiehſt,“ ſagte ſie zu ihrem Sohne, „wie die Sklaven der Großen ſich vergeſſen: ha! wenn wir erſt unſer Glück gemacht haben, will ich alle dieſe Geſchöpfe in ihr Nichts zurückweiſen.“

Darnach kamen auch noch andere Einkäufer, und ſagten, einer nach dem andern:

„Wie! man findet alſo nichts bei euch? Wenn man ein Gewerbe aufgiebt, ſo muß man es doch kund thun.“

„Nein,“ antwortete ſie, „ich habe nichts hier; und ſo unhöfliche Leute, wie ihr, werden hier nie mehr etwas finden: ihr redet ja, als wenn ihr mit Leuten zu thun habt, welche von euren Almoſen leben.“

„Fürwahr,“ ſagten jene, indem ſie weggingen, „ihr ſeid nicht auf dem Wege, euer Glück zu machen.“

Da die aus Narilha's Bude verſchwundenen Früchte ſich von ſelber in Dalhuks Bude geordnet hatten, ſo fanden die Einkäufer hier Entſchädigung ihrer fruchtloſen Erkundigungen bei der Obſthändlerinn. Kaſſanak war, nachdem er ſein Armenier-Kleid abgelegt hatte, auch hingekommen, und leitete ſeinen Neffen bei dem Verkaufe: mit Einem Worte, alles was ſich in ſeiner Bude vorräthig fand, wurde um jeden Preis aufgekauft: das Zuſammentreffen der Käufer hatte den Werth der Waare entſchieden.

Man war verwundert, wie Dalhuk ſo ſchleunig eine ſo gut verſehene Bude hatte eröffnen können.

„Ich verdanke dieſes Glück,“ antwortete er, „der Güte meines Oheims.“

„Und das hat ohne Zweifel,“ erwiederte einer der Einkäufer, „eure Stiefmutter närriſch gemacht; bei ihr findet man nichts mehr, als Hochmuth: erhaltet euern Handel ſtäts auf einem ſo guten Fuße, und wir wollen nur mit euch zu thun haben.“

Zweihundert und fünf und neunzigſter Tag.

Während Dalhuk ſo gute Geſchäfte machte, verſteckte ſeine Stiefmutter ihre Zeckienen ſorgfältig in einem vor aller Welt verborgenen Winkel; ſie hoffte ſo mit der Zeit einen Schatz zu ſammeln, welcher ſie von ihrer ganzen Umgebung unabhängig machen ſollte.

„Hüte dich wohl,“ ſagte ſie zu Badur, „meinem Manne etwas von dem guten Geſchäfte zu ſagen, welches wir gemacht haben, ſo wie von denen welche uns die Zukunft noch verheißt: das iſt ein Menſch, der nicht mehr im Stande iſt, ein Geheimnis zu bewahren, er iſt zur Trägheit und zum Trunke geneigt, er würde ſich von neuen ſeinen Laſtern ergeben, und wir würden, ſo viel wir auch gewinnen, ärmer als jemals werden. Ueberdieß iſt er neugierig, und wenn wir ihm von dem Manne erzählten, der morgen wiederkommen ſoll, ſo würde er zu Hauſe bleiben wollen, ihn zu erwarten, und alles wäre entdeckt. Es iſt nöthig, daß er uns Obſt pflücke, damit wir was zu verkaufen haben; drum müßen wir ihn bewegen, früher als gewöhnlich in den Garten hinaus zu gehen. Du aber wirſt wohlthun, in die Vorſtädte zu gehen, und dieſe Zeckiene, die ich dir gebe, zu verwenden, um dich mit zwei Laſten Obſt mehr zu verſehen; denn eine glückliche Vorahndung verkündigt mir morgen einen beträchtlichen Abſatz; überdieß haſt du einen Blumenſtrauß nöthig.“

Badur machte ſich auf den Weg, ſeiner Mutter zu gehorchen. Kaſſanak hatte ſich unterdeſſen zu ſeinem zauberkundigen Freunde begeben, um ihm von ſeinem Tagewerke Rechenſchaft abzulegen, und beide verſtändigten ſich über das, was morgen zu thun wäre.

So bald der Tag anbrach lief Badur, mit einem ungeheuren Blumenſtrauße verſehen, zu dem Barbier, (der ſein Schwiegervater werden ſollte), um ſich den Bart und die Augenbrauen nach dem Geſchmacke der Sterne zuſtutzen zu laßen. Er fiel Lehrburſchen in die Hände, die ihn, nachdem ſie vernommen hatten, auf welche ungewöhnliche Weiſe der einfältige Badur geſchoren ſein wollte, nach der Urſache davon befragten.

„Was kümmert's euch?“ antwortete er ihnen: „thut, was ich euch ſage; ich muß meiner Mutter gehorchen: ſie will, daß ich den Sternen zum Spiegel diene.“

Die jungen Leute konnten ſich nicht enthalten, laut auf zu lachen; ihr Gelächter zog die Vorübergehenden herbei, die neugierig waren, den Spiegel der Sterne kennen zu lernen.

Als der Sohn Narilha's mit der Zuſtutzung ſeines Bartes und ſeiner Augenbrauen zufrieden war, nahm er wieder ſeinen dicken Blumenſtrauß und wollte weggehen.

„Ei! wo tragt ihr denn dieſen Blumenbeſen hin?“ fragten ihn die jungen Leute; „hattet ihr ihn denn nicht für die Tochter unſers Herrn mitgebracht? wollt ihr ihn nicht hier laßen?“

„Nein, ich bringe ihn meiner Mutter.“ —

„Hat denn eure Mutter ihren Kram verändert, und iſt ſie gegenwärtig Blumenhändlerinn?“ —

„Es iſt ein Geſchenk, welches wir machen wollen.“ —

„Und an wen denn? Wir ſind ja doch jetzt nicht in der Harafat-Zeit: mit dieſem Blumenhaufen könnte man da die Opferkühe bedecken.“ —

„Das ſind auch wohl Blumen für die Kühe!“ ſagte Badur aufgebracht; „meine Mutter verſteht es beſſer, ihre Geſchenke anzubringen.“

Mit dieſen Worten verließ er die Barbierſtube.

Bald darauf kam der Barbier nach Hauſe, und man erzählte ihm die ſeltſame Erſcheinung, welche Badur dort eben gemacht hatte.

„Es laufen,“ ſagte er, „über ſeine Mutter böſe Gerüchte um. Ich für mein Theil glaube, dieſe Leute ſind behext: meine Tochter iſt nicht für ihn, ich will hingehen, ihm ſein Wort zurückzugeben, und das meinige zurückzunehmen.“

Badur, der ſich eben ſo ſchön wähnte, als der Stern, auf deſſen Eroberung er ausging, kam wieder nach der Bude ſeiner Mutter: er fand ſie, ihres Mannes entledigt, ſtolz auf die Schönheit ihrer Früchte und voll Bewundrung ihrer ſchönen Anordnung derſelben; es fehlte nur noch der Käufer, und der Armenier erſchien.

„Laßt uns hurtig machen,“ ſagte er zu ihr, „ich habe einige Geſchäfte: wie theuer verkaufet ihr mir im Ganzen alles, was ich hier ſehe?“

„Die ſchönen Früchte ſind ſelten,“ antwortete Narilha, „dieſe hier ſind von auserleſener Vollkommenheit, es giebt gar keinen Ausſchuß darunter; auch iſt es um ein Viertel mehr, als geſtern, folglich ſollt ihr mir vierzig Zeckienen dafür geben.“

„Die Summe iſt ſtark,“ verſetzte Kaſſanak; „aber ich habe Verbindlichkeiten übernommen, welche ich erfüllen muß; morgen werdet ihr ohne Zweifel billiger ſein: unterdeſſen ſind hier eure vierzig Zeckienen."

So bald das Geld hingezählt war, nahm der Käufer, wie geſtern, eine Frucht von jeder Art, und warf ſie in die Luft, wo ſie ſogleich verſchwand: die unſichtbaren Hände erwarteten nur dieſes Zeichen, um ſich alles zu bemächtigen, was nur in der Bude war: in einem Augenblick iſt ſie ausgeleert, und ſelbſt die Blätter, welche zur Zierde der Früchte dienten, fanden alsbald ſich in Dalhuks Bude wieder.

Nachdem dieß Wunder abgethan war, richtete der Armenier ſeine Aufmerkſamkeit auf den närriſchen Badur, der mit einem neuen Kleide geputzt, die Augenbrauen bis auf ein Drittel abgeſchoren, und mit einem kleinen Stutzbart auf der Spitze des Kinnes, die Blicke ſeines neuen Beſchützers erwartete.

„Ah! das iſt ſchön, mein Freund!" ſagte Kaſſanak zu ihm; „ihr ſeid zum Bewundern: habt ihr euch auch mit einem Blumenſtrauße verſehen?"

„Ich habe es nicht vergeſſen," antwortete Badur, indem er ihm denſelben zeigte. —

„Das ſind viel zu viel Blumen! ihr müßt die ſchönſten auswählen, die friſcheſten die wohlriechendſten . . . die ihr jetzt abgeſondert habt, ſind hinreichend; bindet ſie zuſammen und gebet ſie mir."

Der Armenier nahm den Blumenſtrauß, warf ihn in die Luft, wo er, wie es ſchien, den Früchten nachfolgte.

„Ah!“ fuhr er dann fort, „wenn ihr die Sprache der Sterne verſtündet, ſo könnte ich vermittelſt meines Sprachrohrs und meines Hörrohrs euch eine reizende Unterhaltung verſchaffen: aber dieſe Sprache iſt um ſo ſchwerer auszuſprechen, da ſie keine Selbſtlauter hat, und ihr werdet in der Folge einen Lehrmeiſter erhalten, der ſie euch leichter lehren wird, als ich. Unterdeſſen müßt ihr, um eure Bewerbung fortzuſetzen, wenn's euch gefällig iſt, eurer Geliebten ein genaueres und annehmlicheres Bildnis von euch ſenden, als das geſtrige: es war noch durch einen dichten Bart und buſchige Augenbrauen verſchattet: heute aber iſt die Schönheit euer Züge nicht mehr verdunkelt; laßt wieder das Becken voll Waſſer hereinbringen.“

Zweihundert und ſechs und neunzigſter Tag.

Badur zauderte nicht, dieſen Befehl zu erfüllen. Sobald das Becken mitten in der Stube ſtand, bückte er ſich ſo nahe als möglich auf das Waſſer nieder, um ihm ſeine Geſichtszüge deſto beſſer einzudrücken: aber plötzlich ergriffen ihn zwei unſichtbare Hände beim Bart, und riſſen ſeinen Kopf unters Waſſer hinab; ſein ganzer Leib wäre nachgefolgt, wenn er nicht beide Hände mit Macht auf den Rand des Bekkens geſtemmt, und ſo der Gewalt widerſtanden hätte. Die Mutter ſtieß einen Schrei aus, Badur ſtand wieder auf, und der Armenier lachte aus Leibeskräften.

„Der reizende Scherz!“ rief er aus: „ihr kennt noch nicht die Geſchicklichkeit unſrer Schönen! man zog euern Sohn auf den Grund des Beckens hinab, um ihm einen Kuß zu rauben: dünkt euch nicht, als wenn ſein Geſicht mit Perlen bedeckt ſei, als wenn ſeine Lippen von Ambra duften? — Wohlauf! mein Sohn,“ ſagte er zu Badur, „bücket euch abermals über eine Stelle, wo ihr nur Liebkoſungen empfangen könnt: zeiget ihr ein lächelndes Antlitz und verliebte Blicke. Da man jetzt euer Bildnis behalten will, ſo wird man ſich wohl hüten, etwas zu thun, das ſeinen Ausdruck entſtellen könnte.“

„Ja mein Sohn,“ ſetzte Narilha hinzu, indem ſie ihm mit der Hand über das Geſicht ſtreichelte, „der Herr hat Recht; man hat dir Liebkoſungen erwieſen, welche du nicht wahrgenommen haſt; ſie haben auf deinen Lippen den Duft von Roſen und Veilchen zurückgelaßen. Auf, mein Sohn, man muß ſich den Scherzen der himmliſchen Schönen darbieten, und gefällig ſein, um ihnen zu gefallen: geh, ſpiegele dich in dem Waſſer, und lache aus vollem Herzen, um zu zeigen, daß du recht zufrieden biſt.“

Der Dummkopf gehorchte ſeiner Mutter, kniete vor dem Becken nieder, und hielt ſein Geſicht über dem Waſſerſpiegel, worin es ſich abbilden ſollte, und lachte dabei auf eine Weiſe, daß man glaubte, eine Ziege meckern zu hören.

„Sehr gut! ſehr gut!“ rief Kaſſanak aus; „ſo fahret fort: ihr ſehet, man ſucht euch nicht mehr ins Waſſer hinabzuziehen. Lachet noch viel ſtärker. Außer der ganz abſonderlichen Anmuth, welche ihr dabei entfaltet, gebt ihr dadurch auch eine ſehr vortheilhafte Vorſtellung von der Heiterkeit eures Gemüths.“

Badur wollte nun durch neues Gelächter all das vorige verdunkeln; der Lärm davon erſcholl bis auf die Straße, und zog ſo den Hoflieferanten des Chalyfen herbei, der ſtark an die Thüre klopfte. Narilha ging hin, zu öffnen, und während ihr Sohn hurtig aufſtand, trat der Hoflieferant herein, und ſprach:

„Was iſt denn das, gute Frau? ſeid ihr keine Obſthändlerinn mehr? macht ihr aus eurem Hauſe einen Stall? da ſteht ja ſchon die Tränke in der Mitte . . . Ich habe indeſſen vernommen, daß bei euch viel Obſt angekommen iſt, könnte ich nicht davon haben?“

„Da müßt ihr früher aufſtehen,“ antwortete Narilha ſpitzig; „einer der beſſer bezahlt, als ihr, iſt euch zuvorgekommen; und mein Haus kann nur wie ein Stall ausſehen, wenn ihr darin ſeid."

„Das ſind ja höchſt unverſchämte Reden," verſetzte der Hoflieferant, „vergeßt ihr, daß ich im Dienſte des Chalyfen ſtehe?" —

„Und vergeßt ihr, daß meine Bude auf dem Markte ſteht, daß ich jedermann zu Dienſten ſtehe, und daß, wer zu ſpät kömmt, leer ausgeht?" —

„Lebt wohl, Frau Obſthändlerinn! mit Recht ſagt man, daß ihr närriſch geworden ſeid: ich werde nie wieder den Fuß über eure Schwelle ſetzen." —

„Lebt wohl, Herr Hoflieferant! Wenn ihr Wort haltet, ſo wird man mit Recht ſagen, daß ihr verſtändig ſeid." —

„Ich gehe, Frau Obſthändlerinn, man ſoll im Palaſt von euch hören." —

„Gehet, Herr Hoflieferant, ich werde dafür ſorgen, daß man auch von euch hören ſoll."

Der Hoflieferant ging wüthend weg; Narilha war erboſt, und der Armenier ſuchte ſie zu beſänftigen:

„Vergeßt dieſen Unverſchämten, ſchöne Frau, ich verſpreche euch, daß ihr nie mehr in den Fall kommen ſollt, mit ihm Geſchäfte zu machen. Aber laßt uns unſer angefangenes Werk vollenden: heißt euern Sohn, ſein Bild nochmals in dem Becken ſpiegeln; er wird aber gut thun, weniger laut zu ſein, um nicht wieder Zudringliche herbei zu ziehen."

Badur nahm ſeine vorige Stellung wieder ein; ſo bald der Armenier das Bildnis für vollendet erkannte, ſandte er es auf demſelben Wege, deſſen er ſich bei dem vorigen bedient hatte, dem Morgenſtern zu. Nachdem er dann ſein Sprach- und Hörrohr in Bewegung geſetzt hatte, ſprach er alſo zu Narilha:

„Euer Sohn macht viel Glück; ſein Loos iſt ſehr zu beneiden: aber wenn er dort oben hinauf geht, ſo muß er recht bedächtig ſein; er darf ſeine Vorzüge nicht misbrauchen. Morgen kann ich euch vielleicht noch erfreulichere Dinge ſagen; ſeid nur darauf bedacht, mir täglich ſo ſchöne Früchte zu verſchaffen, wie heute, und in Fülle.“

Mit dieſen Worten ging er hinweg.

„Hörſt du's, Badur?“ ſagte Narilha zu ihrem Sohne: „du mußt hingehen, Früchte aufzukaufen; denn unſer Garten, ſo groß er iſt, liefert nicht hinreichend; bringe zugleich einen Blumenſtrauß für deine Geliebte mit, welchen ich meinerſeits ihr morgen ſchicken will.“

Kaſſanak war unterdeſſen zu ſeinem Neffen gegangen, um ſeinen Rock und ſeine Mütze abzulegen; er fand ihn, wie er ſeine Früchte an den Hoflieferanten des Chalyfen und an die Einkäufer der Veſyre und vornehmſten Emire abſetzte; und da er ihm hiebei nicht mehr nöthig war, ſo eilte er zu ſeinem Freunde, dem Zauberer.

„Nun höret, was noch zu thun übrig iſt,“ ſagte dieſer zu ihm: „die Bude eures Neffen hat gegenwärtig Zuſpruch genug; aber wir können nicht ferner bei Narilha Früchte kaufen, die ſie ſich ſo weit über dem Werthe bezahlen läßt: einer der ſchönſten Gärten in der Umgegend von Bagdad ſteht eben zu verkaufen; ihr müßt auf der Stelle mit baarem Gelde hingehen, und den Handel abſchließen: er wird euch, mit einem alten ſchwarzen Sklaven und vier Saumthieren zum Betrieb, etwa fünfhundert Zeckienen koſten; ihr findet dort einen guten Gärtner, den ihr behalten müßt, und weil euerm Neffen die unſichtbaren Hände, die ſeine Früchte brachten und anordneten, nicht ferner zu Hülfe kommen werden, ſo müßt ihr ihn mit einem Sklaven verſehen: alles dieß muß augenblicklich ausgeführt werden.“

„Aber wo ſoll ich die fünfhundert Zeckienen hernehmen?“ fragte Kaſſanak, „weil ich nicht einmal im Stande bin, euch die wieder zu geben, welche ihr mir ſchon geliehen habt.“

„Ihr ſeid mir nichts ſchuldig,“ erwiederte der Zauberer; „der Schatz, der euch ſechshundert Zeckienen verſchaffen wird, hat mir mein Geld ſchon wieder erſtattet; er iſt in den Händen der Stiefmutter: ſie hat mehr als zwölfhundert Goldſtücke, von denen ſie die Hälfte Dalhuk geſtohlen, ſeitdem er das Unglück gehabt, ſie zu heiraten: alles dieß gehört eurem Neffen, und wir wollen ſeinen Vater ein Mittel lehren, ſich des übrigen zu bemächtigen. Die Zeckienen welche ihr empfangen und dieſem Weibe gegeben habt, ſind zugleich geſtohlene und ſtehlende: ſobald ſie dieſelben in ihrem Winkel verborgen hat, kommen ſie mit eben ſo viel Gefährten in meinen Kaſten zurück: wenn ich wollte, ſo bliebe nichts in ihrem Verſteck; aber ich will nur ſo viel davon nehmen, als Dalhuk ſeinem Sohne hätte geben müßen, um ihn auszuſtatten. Hier iſt das Gold, mein lieber Kaſſanak, gehet hin, und machet euern Handel richtig. Morgen, zum letztenmale, müßt ihr zu der Obſthändlerinn zurückkehren; es iſt nöthig, ſie und ihren Sohn ſo lange in der angenehmen Täuſchung zu erhalten, bis ihr die Heirat eures Neffen mit der Tochter des Barbiers geſchloſſen habt; und alles dieß kann morgen auf die Weiſe wie ich euch ſagen werde, abgethan werden."

Zweihundert und ſieben und neunzigſter Tag.

Während die beiden Freunde ſich ſo beſprachen, that der Barbier ſeinerſeits einen ihnen ſehr gelegenen Schritt. Er war zu Narilha gegangen, ſich gegen ſie zu erklären:

„Wie beträgt ſich denn Badur?“ ſprach er zu ihr; „er kömmt nur in mein Haus, um unſinnige Reden zu führen, er läßt ſich auf lächerliche Weiſe ſcheeren und zuſtutzen: habt ihr ihn zum Narren gemacht, oder laßt ihr ihn beſchneiden? Er prangt immer mit einem dicken Blumenſtrauße, ohne meiner Tochter eine einzige Blume zurückzulaßen. Ich ſehe ihn hier zu euren Füßen: laßt ihr euch etwa von ihm anbeten? denn er iſt ſo dumm, daß ihr ihn leitet, wie ihr wollt. Ich mag keinen ſo wunderlichen Geſellen zum Schwiegerſohn; wenn dieſer, aus Mangel an Verſtand, einer Leitung bedarf, ſo verlange ich, daß keine andre Frau, als die ſeinige, ſich damit befaſſe.“

Der Barbier, der dieſe Worte mit der den Leuten ſeines Gewerbes eigenthümlichen Geläufigkeit ausſprach, bemerkte, daß Narilha vor Zorn roth ward und ergrimmete; er fand es für gut, ſie aufs Aeußerſte zu treiben:

„Verſteht ihr mich, gute Frau?“ ſprach er, indem er zwei Schritte vortrat. —

„Ob ich dich verſtehe! du Bartkratzer des Satans, du beſchnittener Schuft; willſt du Narren zu befehlen haben, ſo ſuche ſie bei deinesgleichen! behalt deinen Bankhart von Tochter für dich; mein Sohn iſt nicht für ſie: ihr ſeid ſolche Leute, daß wir erröthen müßten, mit euch irgend eine Verbindung zu haben.“ —

„Ihr gebt mir alſo mein Wort zurück,“ antwortete der Barbier, der an ſich zu halten ſuchte, „ich bin euch dafür verbunden, und werde euch nie mehr daran mahnen. Aber es ſind wohl ſchon zwei Jahre, daß euer Mann und euer Sohn meine Barbierſtube beſuchen, ohne jemals einen Pfennig zu bezahlen: ich muß wenigſtens ein Trinkgeld für meine Lehrburſchen dafür haben.“

„Ei! wer hat dir denn ſchon deinen Lohn ſammt dem Trinkgelde verweigert?“ erwiederte die Obſthändlerinn: „giebt es irgend einen Handwerker in Bagdad, der ſich über uns beklagen kann? — Da,“ ſetzte ſie hinzu, in dem ſie höhniſch ſechs Zeckienen auf den Tiſch warf, „da iſt Geld für den Herrn Bartſcheerer und für ſeine Burſchen; man kann es nicht theuer genug bezahlen, ſich nur von ihnen zu befreien: — und jetzo verlaß mein Haus auf der Stelle.“

Bei dem Anblicke des Goldes, riß der Barbier die Augen weit auf. „Dieſes Weib iſt entſchieden närriſch,“ ſprach er bei ſich ſelber; „ſie wirft mir ihr Geld an den Kopf; und wenn ich mir einfallen laße, ihr noch ferner zu widerſprechen, ſo könnte ihren Händen gar etwas mörderiſches entwiſchen: ich will alſo nur gehen.“ Mit dieſen Worten, drehte er ſich kurz um und ging weg.

Auf dem Wege nach Hauſe begegnete der Barbier dem Kaſſanak, der ſo eben von dem Garten Beſitz genommen und alles angeordnet hatte, um den Handel ſeines Neffen ſicher zu ſtellen; noch voll von ſeinem Abenteuer, redete der Barbier ihn an und fragte:

„Stehet ihr noch in irgend einer Verbindung mit Dalhuk, eurem vormaligen Schwager?“ —

„Gar nicht mehr, ſeitdem er auf Anſtiften ſeines boshaften Weibes meinen lieben Neffen aus dem Hauſe gejagt hat, den ich zärtlich liebe, und der es ſo ſehr verdient geliebt zu werden.“

„Wißt ihr,“ fuhr der Barbier fort, „daß das Weib, von welcher ihr redet, ganz verrückt iſt?“ —

„Ich kenne ſie ſchon ſeit langer Zeit, ſie iſt nie verſtändig geweſen; aber es iſt wahr, daß ſie gegenwärtig einen entſcheidenden Anfall hat, der alle Kunden von ihrer Bude verſcheucht, welche ſie ſo ſchlau an ſich gezogen hatte. Ich habe dieſen Umſtand benutzt, meinem Neffen ein Gewerbe einzurichten, welches, wie ich hoffe, blühender werden ſoll, als das ſeines Vaters; er hat jetzo die ſchöne Bude an der Ecke des Platzes, wo nunmehr alle Kunden Narilha's ſich einfinden; ſie ſcheinen höchſt zufrieden mit meinem Neffen, der auch der bravſte Junge in Bagdad iſt.“ —

„Aber wenn euer Neffe genöthigt iſt, die Früchte erſt einzukaufen, um ſie wieder zu verkaufen, ſo wird er keine ſonderlichen Geſchäfte machen.“ —

„Mein Neffe bezieht alles nur von ſich ſelbſt. Er iſt Eigenthümer des ſchönſten Gartens in unſrer Umgegend; ſehet hier den Kaufbrief, und die Quitung. Der arme junge Menſch hat theilnehmende Freunde gefunden; man hat ſich beeifert, ſein Gedeihen zu befördern: es fehlt ihm nur noch, daß er eine Frau finde, welche ihm helfen kann; denn, allein wie er iſt, und da ſein Verkehr täglich zunimmt, ſo bedarf er jemands, der ſein Hausweſen beſorgt.“

„Ich habe früherhin bemerkt,“ ſagte der Barbier hierauf, „daß er Zuneigung zu meiner Tochter hatte, der er auch keinesweges misfiel, und ich ſelber hatte ihn herzlich lieb: Dalhuk wäre auch mit dieſer Heirat zufrieden geweſen; aber ſein Weib wollte ſich von keiner Zeckiene trennen. Ihr ſeid auch Vater, und wißt ſo gut, als ich, daß unſer erſtes Trachten iſt, unſere Kinder zu verſorgen: mich bindet aber jetzo keine Verpflichtung mehr, euer Neffe iſt anſäßig, und will er noch die Hand meiner Tochter haben, ſo gebe ich ſie ihm gern.“

„Ich nehme ſie für ihn an,“ antwortete Kaſſanak, indem er dem Barbier die Hand reichte. „Morgen Vormittag will ich zu Dalhuk gehen, ihm unſere Uebereinkunft mittheilen, und ich habe ihm dabei ſolche Neuigkeiten zu erzählen, daß er ſich gern unſeren Wünſchen fügen wird. Ich bringe ihn ſodann mit mir nach der Stadt, wir holen im Vorbeigehen den

Kadi ab, die Heirat wird auf der Stelle geſchloſſen, und am Abend iſt die Hochzeit. Narilha muß nichts davon erfahren, als bis alles abgethan iſt, damit ſie ſich nicht mehr widerſetzen kann."

Der Barbier kam ſo voll Freuden nach Hauſe, daß er ſie kaum zurückhalten konnte; der mächtige Hebel des Goldes allein hatte ihn zu der Heirat des albernen Badur mit ſeiner Tochter bewogen: aber der neue Bräutigam ſchien ihm in aller Hinſicht weit vorzüglicher; er eröffnete alles ſeiner Tochter, die eben keine Mühe hatte, ſich zu Gunſten ihres erſten Geliebten zu entſcheiden.

Während dieſe Heirat veranſtaltet wurde, gingen der Narilha und ihrem Sohne die ſeltſamſten Einbildungen durch den Kopf. Beide waren höchſt zufrieden, mit dem Barbier alle Verbindung abgebrochen zu haben:

„Das Pack, das Hundevolk!" ſagte die Mutter.

„Oh! ich gehöre nicht mehr zu dieſer Raſſe da," ſagte Badur, „und ich vermeine, daß man mir nicht mehr ſo in die Naſe lachen ſoll, wie man ſonſt wohl that."

Darnach träumte jedes von ihnen auf ſeine Weiſe weiter.

„Ah!" ſagte Narilha bei ſich ſelber, „wenn ich auch nur täglich mein Obſt, und das Obſt von Anderen, für einen ſo guten Preis verkaufte, ſo würde ich bald mein kleines Behältnis gefüllt haben! Ich wäre genöthigt einen Geldkaſten anzuſchaffen . . . aber wo ſollte ich den verbergen? Nun, wir werden nicht immer in dieſem Hauſe bleiben, und anderswo mehr Raum haben . . . Wenn man in Bagdad inne wird, daß meine Früchte verſchwinden, ohne daß jemand aus der Stadt etwas davon gekauft habe, ſo muß man wohl ein Geheimnis vermuthen; ich mag mein hohes Glück auch noch ſo tief verſchweigen, man wird dennoch wider meinen Willen erfahren, daß ich die wirkliche Geheime Ober-Obſthändlerinn des Sternenhimmels bin . . . Oh, das iſt ein prächtiger Stand! Ich werde einen prächtigen Palaſt beziehen, und anſtatt meine Waaren unter einem Zelte vor meiner Thüre auszuſtellen, werde ich die Früchte in Pyramiden zwiſchen den Säulen um meinen Palaſt aufſchichten; ich ſehe ſchon alle dieſe ſchönen Früchte bis zum Gewölbe aufſteigen . . . Oh! welch ein ſchöner Anblick! was für prächtige Pyramiden! Man könnte keine ſo prächtigen aus Saphieren, Smaragden, Topaſen und Rubienen aufbauen! . . . Gewiß wird der Chalyf ſich dieſes bezaubernden Schauſpiels erfreuen wollen, er wird ſeine Favoritinnen herführen, und ſie werden überglücklich ſein, aus meiner Hand die Früchte zu empfangen, welche für die Sterne beſtimmt ſind . . . Man wird überall nur von der Obſthändlerinn des Himmels reden, und alle übrigen in Bagdad werden neidiſch auf mich ſein. Dann wird man auch vernehmen, daß mein Sohn mit dem Morgenſtern vermählt iſt . . . und da die Sterne auf das Schickſal aller Menſchen Einfluß haben, ſo werden mir alle Großen des Reichs den Hof machen; vielleicht ſind ſogar einige Könige unter dem Haufen; denn, wie mächtig ſie ſein mögen, doch ſind ſie ſelten mit ihrem Schickſale zufrieden . . . Ich werde mich auf Bedingungen mit ihnen einlaßen; und da es erniedrigend für mich wäre die Frau eines Töpfers zu bleiben, ſo werde ich ihm eine ehrenvolle Stelle geben laßen . . . Er iſt zwar unwiſſend; aber mit etwas Gepränge wird er ſie eben ſo gut ausfüllen, als ein andrer . . . Ah! binnen kurzer Zeit muß ich eine Emirsfrau ſein . . . Auf dem Wege nach dem Palaſte werde ich dieſem Hoflieferanten begegnen, der ſich ſo gegen mich vergeſſen hat, ich werde den Vorhang meiner Sänfte aufheben, und mit einem Blicke werde ich ihn für ſeine Unverſchämtheit beſtrafen: er ſoll den Abſtand gewahr werden zwiſchen dem Hoflieferanten des Chalyfen und der Obſthändlerinn des ganzen Sternenhimmels; denn wenn ich auch eine Emirsfrau werde, will ich jedoch ſtäts die Kundſchaft des Himmels behalten; das dabei abfallende Geld ſtreicht ſich ſo gut ein . . . Was meinen Sohn betrifft, ſo wird ihn ſeine Gemahlinn gewiß zu einem Prinzen machen, vielleicht läßt ſie ihn ſogar irgendwo regieren! Er hat zwar nicht viel Verſtand, aber ſeine Miniſter werden ihm ſchon damit aushelfen."

Alſo träumte Narilha.

„Morgen," ſagte ſeinerſeits Badur für ſich, „werde ich mich wieder ſcheeren laßen; denn ich finde mich ſo unendlich viel ſchöner . . . Ich bin alſo verliebt in einen Stern! Die Liebe iſt doch wahrlich ein ſeltſames Ding, denn ich habe ſie, und ich fühle es nicht; es wird indeſſen wohl noch kommen . . . Aber wie ſoll ich es anſtellen, mich dem Gegenſtande meiner Zärtlichkeit zu nähern? . . . Wird ſie herabkommen, oder muß ich hinaufſteigen? Ich habe Melonen in die Luft aufſteigen ſehen; wären es Kürbiſſe geweſen, es würde nicht minder geſchehen ſein! . . . Ich will alſo in einem Kürbiß aufſteigen . . . Meine Mutter hatte mich gelehrt, der Barbierstochter Süßigkeiten zu ſagen, als ich ſie heiraten ſollte; was ſoll ich nun zu meiner Sternenbraut ſagen? . . . „Ihr ſeid recht rund, recht weiß, recht glänzend!" . . . Ich glaube, das wird nicht übel ſein . . . Auf alle Fälle kann ich den Herrn Armenier zu Rathe ziehen; er hat mir von einer Sprache geſagt, welche keine Selblauter hat, ich will ihn bitten, mich die Worte zu lehren, welche ich ſagen ſoll, und mein Benehmen zu leiten; denn er kennt die Gebräuche der Sterne viel beſſer, als ich."

Während Badur ſich ſo ſeinen ausſchweifenden Träumereien überließ, kam die Nacht heran, und am

Himmel erſchienen die zahlloſen Sterne, einer immer glänzender, als der andre.

„Welches iſt denn meine Braut?“ ſagte der lächerliche Liebhaber; „je mehr ich ſuche, je weniger kann ich ſie herausfinden . . . Aber weil man ſagt, daß ſie die Heiterkeit lieben, ſo will ich ſie alle anlachen; meine Geliebte wird wol wiſſen, daß ich ihr zu gefallen lache.“

Und alsbald ſtieß er ein gezwungenes Gelächter aus, welches die Saumthiere im Chor beantworteten, die Dalhuk eben in den Stall brachte.

„Sehr brav, Badur!“ ſagte ſein Stiefvater zu ihm, „du ermunterſt meine armen von Arbeit ermüdeten Thiere; das wird ihnen wohlthun.“

Zweihundert und acht und neunzigſter Tag.

Aber der folgende Tag ſollte alle Abenteuer zur Entwickelung bringen. Die Obſthändlerinn, beſſer verſehen, als gewöhnlich, erwartet mit Ungeduld den Hoflieferanten; endlich kömmt er an, ſie verkauft ihm ihre Früchte noch theurer, als an den vorigen Tagen, und wird noch freigebiger dafür bezahlt; ſie ſcheint ſich ſchon zum voraus der Reichthümer zu überheben, welche ſie ſich verſpricht, und bemüht ſich jetzo ſchon, ein vornehmes Weſen anzunehmen. Der Armenier bemerkt es wohl, er ſcheint ſich daran ſehr zu beluſtigen, iſt aber zugleich ſehr geſchäftig, die Waaren aus der Bude verſchwinden zu laßen. Der närriſche Badur verſuchte es auch, einige Granaten in die Luft zu werfen, und da er ſah, daß ſie nicht wieder herabfielen, fing er an, ſich ſchon im Verkehr mit dem Himmel zu wähnen, und fuhr in der Arbeit fort, bis er ſich ganz in Schweiß geſetzt hatte.

„Brav, mein Freund, brav!“ ſagte der Armenier zu ihm; „eure Dienſte, wie ich ſehe, werden immer angenehmer.“ —

„Ihr glaubt es alſo?“ —

„Ob ich es glaube! ihr ſeid ohne Zweifel der glücklichſte der Menſchen, und binnen kurzer Zeit werdet ihr den Beweis davon haben.“

„Ich möchte wohl wiſſen,“ ſagte Badur, „wie dieſes Glück da beſchaffen ſein mag; denn mich dünkt, daß ich meine Geliebte in meiner hohlen Hand tragen könnte!“

„Die Entfernung täuſcht euch,“ erwiederte der Armenier, „ſie iſt eben ſo groß, als ihr.“ —

„Aber wenn das iſt, ſo muß ſie ganz Geſicht ſein, wie der Mond?“ —

„Nein, nein: ſie hat Arme, Hände, Beine und Füße, ganz wie ihr: es iſt, als wenn ihr nachts ein junges reizendes Mädchen ſehet, die ein großes leuchtendes Johanniswürmchen auf ihrem Kopfputze trägt.“ —

„Ah! ich verſtehe; meine Frau darf nur ihren Kopfputz abnehmen, und ſie iſt ein Weib wie andere: ich aber will ein ſolches Leuchtwürmchen auf meinen Kopf ſetzen, und dann bin ich auch ein Stern.“ —

„Wie ihr doch den Himmel errathen habt, als wenn ihr ſchon einmal dort oben geweſen wäret!“

„Es fällt mir aber etwas ein,“ fuhr Badur fort: „wenn ich nun in der Luft bin, wie werde ich darin gehen können?“

„Viel leichter, als auf der Erde,“ verſetzte der Armenier, „die Wege ſind dort viel beſſer gebahnt.“

Dann wandte er ſich zu Narilha, und ſagte: „Wohlan! da ſeht ihr nun die Fortſchritte eures Sohnes: in einem Augenblicke hat er mehr gelernt, als die berühmteſten Sterndeuter, welche ihr Geſicht verderben, um die Sterne zu beobachten.“

Obwohl es Narilha nicht an Verſtand fehlte, ſo war ſie jedoch ſehr unwiſſend, und ſuchte ſich in Betreff ihres Sohnes noch mehr zu verblenden. Zerſtreuet bei ſeinem Geſpräche mit dem Armenier, ließ ſie ſich überreden, daß Badur nur verſtändige Reden geführt hätte, und ſchmeichelte ſich, die Entwickelung ſeines Geiſtes reißende Fortſchritte machen zu ſehen. Ihrerſeits wollte ſie nun auch einige Neugier über die Bewohner des Himmels bezeigen, und fragte Kaſſanak:

„Sind ſie denn auch ſchön geputzt?“

„Ihre Gewande,“ antwortete er, „ſind, wie ein zarter Lufthauch: man ſollte ſie mit dem Blütenſtaube der Tamarinden beſtreut wähnen; und dieſes, verbunden mit dem natürlichen Wohlgeruch ihrer Leiber, bewirkt, daß ich die Empfindung bei ihrer Annäherung mit nichts anderm vergleichen kann, als mit dem Duft eines Straußes von Roſen, Nelken und Orangenblüten.“

„Oh! das iſt was für mich,“ ſagte Badur; „ich bin ganz vernarrt in die Blumen, ich werde die Naſe beſtändig über dem Strauße haben . . . Ei, wann kann ich denn dieſen köſtlichen Duft einathmen?“

„Dieſen Abend noch, wenn ihr wollt,“ antwortete der Armenier; „gehet hinaus vor die Stadt in den Garten eures Vaters: gegen eilf Uhr wird eure Geliebte in dem ſchönen Kanal, der ſich längs eurem Grundſtücke hinzieht, ein Bad nehmen; entkleidet euch, und ſchwimmet zu eurer ſchönen Sternenbraut hin, liebkoſet, aber ſehr leiſe und beſcheiden, dem Waſſer, in welchem ihr ſie ſehet; denn wenn ihr ungeſtüm zuführet, ſo könnte das Johanniswürmchen herabfallen, und die Schöne würde euch entſchlüpfen: folget ihr bis ans Ende des Kanals, und ſetzt nicht eher den Fuß ans Land, als bis ihr ſie erreicht habt; ſie wird ſich leichter als ihr auf den Sand ſchwingen. Für das Uebrige, mein lieber Badur, brauche ich euch keine Anweiſung zu geben; es genügt euch, zu wiſſen, daß ihr, um euch auf der Stelle mit ihr zu vermählen, weder Kadi noch Zeugen nöthig habt; die Mädchen des Himmels machen keine Umſtände.“

„Da wird auch Geld geſpart!“ ſagte Badur; „es iſt ſchon genug an dem, was ich morgen dem Barbier geben muß. Aber wer wird mich meine Braut unter allen den anderen Sternen kennen lehren?“ —

„Euer Gärtner. Saget ihm, er ſolle euch im Euphrat den Morgenſtern zeigen, und er wird ihn euch auf der Stelle ſchauen laßen; denn nicht am Himmel dürft ihr ihn ſuchen.“

„Darnach nahm Kaſſanak Abſchied von Mutter und Sohn, und verſprach am nächſten Morgen wiederzukommen.

Als er weggegangen war, und Narilha über das, was ſie eben gehört hatte, nachdachte, kam es ihr ſehr ſeltſam vor: aber das Gold in ihrer Hand beruhigte ſie; ſie ging hin und verſchloß es in ihr Behältnis. In dem Maaße wie dieſes ſich füllte, ward ihr Kopf leer, und verdunſtete ihr Verſtand: ſie verſtattete ihrem Sohne, ſein Glück ihm Euphrat zu verſuchen.

Zweihundert und neun und neunzigſter Tag.

Während beide ſich ſo mit den lächerlichen Anſtalten zur Förderung ihres Glückes beſchäftigten, war Kaſſanak zu ſeinem Schwager Dalhuk in den Garten gegangen, wo er beſchäftigt war, Früchte zu ſammeln. Er fand ihn eingenommen gegen ſeinen Sohn Il-Dalhuk: als er aber vernahm, in welches gute Gewerbe ſich ſein Sohn durch ſein gutes Betragen geſetzt hatte, als er den Kaufbrief des Gartens und die Quitung ſah, war er genöthigt, einzuräumen, daß er von Narilha verleitet worden war. Er vernahm zu gleicher Zeit, daß ſein alter Freund, der Barbier, die frühere Verabredung mit ſeiner Frau aufgehoben hätte, ſeine Tochter an Il-Dalhuk geben wollte, und man nur ihn erwartete, um den Heiratsvertrag zu vollziehen. Er war hocherfreut über dieſe Nachricht, überließ es ſeinem Gärtner, die Früchte einzuſammeln, und ging alsbald mit Kaſſanak hinweg zu dem Kadi.

Unterweges vernahm er noch ganz andere Dinge: er erfuhr, daß ſeine Frau einen Schatz beſäße, welchen ſie vor ihm verheimlichte, daß derſelbe aus allem beſtände, was ſie ihm ſchon geſtohlen hätte und noch täglich entwendete; daß ſie innerhalb dreier Tage an einen Armenier für mehr als hundert und funfzig Zeckienen Obſt verkauft, und ſich mit allen Einkäufern in Bagdad überworfen, die glücklicherweiſe in Il-Dalhuks Bude alles Nöthige gefunden hätten; daß dieſer alle ihre Kunden an ſich gezogen, und alſo für ſein Haus nichts verloren wäre.

„Bedenket, mein lieber Dalhuk,“ fügte ſein Schwager hinzu, „wie ſehr dieſes Weib euer Vertrauen misbraucht hat! Sie verbarg euch alles, und überhäufte euch mit Arbeit, um einen Schatz zuſammen zu raffen, deſſen ſie allein genießen wollte: ich weiß den Ort, wo er verborgen liegt, wir können uns leichtlich deſſelben bemächtigen; demnach müßt ihr euch von dieſem verbrecheriſchen Weibe trennen; verſtoßet ſie vor dem Kadi. Ihr werdet in ihrem Verſtecke viermal mehr Geld finden, als ihr bedürft, um ihr das Heiratsgut zu geben, zu welchem ihr euch verpflichtet habt; und weil ſie ſich geſtellt hat, als ſei ſie nackt und bloß zu euch gekommen, ſo laßt ſie eben ſo wieder gehen.“

Dieſe Aufklärungen ſetzten Dalhuk in Wuth gegen Narilha; aber es bedurfte nicht weniger, um ihm die Augen zu öffnen.

Sie gingen zu dem Kadi, und von dort nach dem Hauſe des Barbiers, wo die Hochzeit mit allen Ausdrücken einer reinen und ungetrübten Freude gefeiert wurde.

Unterdeſſen herrſchte die Unruhe in Narilha's Hauſe. Die Nacht war gekommen; Badur war zu ſeinem Stelldichein gegangen; Dalhuk kam nicht mit dem Obſte: was konnte vorgegangen ſein? Wenn morgen keine Früchte da ſind, womit dann die Himmelskörper verſehen?

Endlich, in dem Augenblick, als die Stadtthore ſollten geſchloſſen werden, kömmt der Gärtner Dalhuks mit einer halben Ladung Obſt, und berichtet, daß ſein Herr ſeit zehn Uhr Morgens mit einem Manne weggegangen, der ihn abgeholt habe.

Was ſollte Narilha thun, da ſie nicht einmal ihren Sohn bei ſich hatte, um ihn in Bagdad wenigſtens nach den vom vorigen Tage übriggebliebenen Früchten auszuſchicken? Sie ſah ſich ſchon in Gefahr, ihr Glück zu verſcherzen. Ach! welches Unwetter ſollte über den armen Dalhuk ausbrechen!

„Ja," ſagte ſie, „zu welcher Stunde er auch nach Hauſe kommen mag, er ſoll auf der Stelle hingehen, mir Obſt zu ſchaffen; giebt es keines innerhalb der Stadt, deren Thore geſchloſſen ſind, ſo will ich ihn lieber zwingen über die Mauer zu ſpringen, als es einen Tag an dem Bedarfe der Sterne mangeln laßen."

Schon hatte die Hälfte der Nacht ihren Lauf zurückgelegt, als mitten unter den Beunruhigungen dieſes thörichten Weibes, Dalhuk an ſeine Thüre pochte, nicht als ein Mann der über ſein ſpätes Ausbleiben Vorwürfe befürchtet, ſondern als Herr des Hauſes.

„Er iſt ohne Zweifel betrunken,“ ſagte Narilha; „aber er ſoll ſeine Ausſchweifung theuer bezahlen!“

Zu gleicher Zeit öffnete ſie die Thüre mit einem Strome von Scheltworten.

„Nichtswürdiger Trunkenbold!“ ſprach ſie zu ihm, „du willſt uns alſo an den Bettelſtab bringen? Was haſt du gemacht? wo kömmſt du her? So verläßt du deine Frau und dein Kind, um dich deinen Laſtern hinzugeben? Ich werde meine Klage vor den Kadi bringen; er ſoll mir Genugthuung gegen dich verſchaffen, du liederlicher Schandbube! Denkſt du denn, daß ich dich nach Gefallen deinen Rauſch werde ausſchlafen laßen, bevor die Bude für morgen mit Obſt verſehen iſt? Ich weiß nicht, was mich zurückhält, dir Arme und Beine entzwei zu ſchlagen?“

Dalhuk war etwas angetrunken; aber er hatte ſeine Unterweiſung von Kaſſanak und dem Barbier ſo gut inne, daß er, mit einem dicken Stocke bewaffnet, und entſchloſſen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, dennoch die Geiſtesgegenwart behielt, keins von beiden zu gebrauchen.

„Zornwüthiges Weib!“ ſprach er, „ſetze dich nieder, und beſinne dich. Wir ſind uns gegenſeitig genaue Rechenſchaft von unſerm Betragen ſchuldig. Hier iſt die meinige.

Geſtern war ich in meinem Garten, als mein Schwager Kaſſanak mich aufſuchte, um mir zu melden, daß mein Freund, der Barbier, ſeine Tochter meinem Sohn Il=Dalhuk zur Frau gäbe, und daß ich auf der Stelle kommen müßte, den Heiratsvertrag zu vollziehen: alles das iſt nun geſchehen, und ich komme dorther.“

„Und du haſt die freche Stirn, mir zu ſagen,“ verſetzte Narilha, „daß du meine Geſchäfte verlaßen haſt, um deinen Dummkopf von Sohn mit der Tochter eines Unverſchämten zu verheiraten, der geſtern hieher kam, uns, mich und meinen Sohn, zu beſchimpfen?“

„Gemach! der Barbier iſt mein Freund, und er iſt nicht unverſchämter, als ein andrer; und wenn es hier einen Dummkopf giebt, ſo iſt dein Sohn der einzige, welchen ich deshalb in Verdacht haben kann.“

Die Feſtigkeit und Kaltblütigkeit Dalhuks verwunderten Narilha dermaßen, daß ſie, gereizt, dieſe ihr zugefügte Beſchimpfung zu rächen, es gern durch die gewaltſamſten Mittel gethan hätte; aber Waffen und Entſchloſſenheit fehlten ihr: ihre ohnmächtige Wuth verwandelte ſich plötzlich in Verzweiflung, ſie wälzte ſich auf dem Boden, rang die Hände, ſtieß ein gräßliches Geſchrei aus, und endigte damit, in Thränen zu zerfließen und in Ohnmacht zu ſinken.

Dalhuk war auf dieſen Auftritt vorbereitet; alles war ihm gleichgültig, wofern ihm nur die Zeckienen nicht entwiſchen konnten, welche ihn in den Stand ſetzten, ſich ſchleunig von einem Weibe zu befreien, deren Falſchheit er nun erkannt hatte; er legte ſich nicht nieder, ſondern wartete ruhig den Verlauf ab. So vergingen die Stunden, und der Tag kam. Als Narilha aus ihrer Ohnmacht ſich wieder etwas erholt hatte, lauerte ſie auf eine Regung des Mitleids und der Schwachheit ihres Mannes, um ſie zu misbrauchen: ſie wartete aber vergeblich; Dalhuk blieb in ſeiner Gleichmüthigkeit ihr gegenüber ſitzend, das Kinn auf ſeinen Stock geſtützt.

„Dieſer Menſch da,“ ſagte ſie bei ſich ſelber, „iſt plötzlich ganz verwandelt. Es iſt Kaſſanak, es iſt der verwünſchte Bartſcheerer, die ihn ſo unbeugſam gemacht haben! Wie ſoll ich es anſtellen, mich zu rächen? wie meinen Mann wieder herumbringen? . . . Aber, zuvörderſt, wie kann ich hier den Hoflieferanten der Sterne empfangen, mit dem ich heimlich zu ſprechen habe? Er allein könnte mir helfen; er hat ſo mächtige Freunde, daß er mir leicht Mittel verſchaffen kann, mich von Leuten zu befreien, die mir übelwollen. Ich will mich ſanftmüthig ſtellen, um meinen Mann von hier zu entfernen.“

Hierauf nahm ſie einen weichen Ton der Stimme an, und ſprach zu ihm:

„Ihr müßt ermüdet ſein, mein lieber Freund; und ich fürchte, ihr könntet krank werden: geht und leget euch ſchlafen. Ich will unterdeſſen, ſo gut ich vermag, die wenigen Früchte anordnen, welche wir haben.“

„Und für wen denn?“ fragte Dalhuk: ich weiß, daß kein Einkäufer aus Bagdad mehr herkömmt, ihr habt alle Kunden verſcheucht.“

„Das iſt eben kein großer Schade, ich habe Fremde gefunden, an die ich ſie verkaufe und von denen ich gut bezahlt werde.“

Zugleich zeigte ſie ihm fünf bis ſechs Zeckienen und etwas Münze, und fügte hinzu:

„Hier iſt Geld, es hat der Haushaltung an nichts gefehlt, und mein Obſt iſt verkauft worden.“

Dreihundertſter Tag.

Dalhuk war nicht wenig überraſcht, ſeine Frau dieß Geld vorzeigen zu ſehen; es war das erſtemal, daß es ihr eingefallen war: alles was ſie ſonſt eingenommen hatte, war immer ſchon, wie es hieß, zum voraus verwendet. Aber er war vorbereitet, und bemerkte zugleich die Schlinge und die Unredlichkeit. Er nahm die Zeckienen nicht, ſondern blieb ruhig auf ſeinem Sitz, und beobachtete Narilha, die unter erzwungenen Thränen die Früchte, welche der Gärtner ihr gebracht hatte, aufs beſte anordnete.

„Ihr wollt euch alſo nicht ſchlafen legen, mein Lieber?“ ſprach ſie zu ihm; „ihr werdet euch Schaden thun.“

„Nein,“ erwiederte er, „ich bedarf keiner Ruhe.“

„Aber, in dieſem Fall,“ fuhr ſie fort, „würdet ihr, anſtatt hier zu verweilen, beſſer thun, in irgend einen Garten zu gehen, um unſere Bude vollſtändig mit Obſt zu verſehen: ich erwarte einen vortheilhaften Kunden, den wir mit dem Beßten bedienen müßen; er hat mich gebeten, es geheim zu halten, und wenn ihr thut, was ich euch ſage, ſo ſollt ihr bei eurer Rückkehr erfahren, wer er iſt.“ —

„Ich will es lieber von ihm ſelber vernehmen, und euch euer Geheimnis laßen.“

„Der abſcheuliche Menſch!“ murmelte Narilha zwiſchen den Zähnen; „er wird unſern ganzen Handel verderben. Warum hatte ich auch nur fünf bis ſechs Zeckienen in der Taſche behalten? hätte ich ihm dreißig oder vierzig gezeigt, er würde weniger hartherzig ſein.“ —

„Da ihr nicht ausgehen wollt,“ fuhr ſie fort, „ſo muß ich ſelber einen Korb nehmen und ausgehen, Obſt zu ſuchen.“ —

„Nein, ich will nicht haben, daß ihr ausgehet: ihr müßt mir hier die Geſellſchaft empfangen helfen, die ſich bald einſtellen wird.“ —

„Er bleibt, bis der Armenier kömmt,“ fuhr ſie fort vor ſich ſelber zu ſprechen; „und ich werde nicht mehr Zeit haben, dieſen insgeheim von allem zu unterrichten, was vorgegangen ... Aber es fällt mir ein, die unſichtbaren Hände, welche ihn ſo gut bedienen, können uns auch wohl, wenn er will, von einem Ueberläſtigen befreien, der unſer Glück umſtürzen will ... Ich bin in einer Ungeduld ... Es fehlt nicht viel daran, daß ich ihm die Augen auskratze ... daß ich ...“

Die lange verhaltene Wuth Narilha's begann gefährlich zu werden: aber die Sonne war ſchon am Himmel herauf geſtiegen, und die Stunde des Handels und Wandels kam heran, als man plötzlich mit verdoppelten Schlägen an die Hausthür pochte.

„O Himmel!“ ſagte ſie, „da kömmt der Armenier!“

Sie ſprang ſogleich auf, ihm entgegen zu gehen; aber Dalhuk kam ihr zuvor und öffnete ſelber.

Es war ein Gerichtsbeamter, der anklopfte, nämlich der Kadi in ſeinem Faradſchi,[*] der den Heiratsvertrag des Neffen Kaſſanaks mit der Tochter des

---

[*] Amtskleid.

Barbiers ausgefertigt hatte; er war nicht allein: der Oheim Kaſſanak und zwei Gerichtsdiener begleiteten ihn.

„Was giebt es, Dalhuk?“ ſprach der Kadi beim Eintritt: „ihr wollt eure Frau verſtoßen? Ich komme, die Beweggründe dazu zu vernehmen und der Handlung die geſetzliche Form zu geben.“

„Gnädiger Herr,“ antwortete Dalhuk, „ich habe dieſe Frau geheiratet, um mein Hausweſen zu beſorgen und mir in meinem Gewerbe zu helfen. Sobald ſie aber in mein Haus gekommen iſt hat ſie Unordnung darin geſtiftet, und Zänkereien mit meinem Sohn angefangen; ſie hat ihn gezwungen, nackt und bloß anderswo eine Zuflucht zu ſuchen. Ich hatte einen Obſthandel angefangen, der glücklichen Erfolg verſprach: aber nicht zufrieden damit, ſich allen Gewinn dabei zuzueignen, hat ſie noch durch ihre auffallende Narrheit alle Kunden von mir entfernt, um ihnen einen aus den Wolken gefallenen Menſchen vorzuziehen . . .“ —

„Ja wahrlich, aus den Wolken gefallen!“ unterbrach ihn Narilha; „er iſt aber ganz dazu gemacht, auch wieder hinaufzuſteigen und euch als einen boshaften und unverſchämten Menſchen zu züchtigen; und weil man mich denn doch zwingt, alles zu ſagen, ich will ihn bitten, meine Rache zu übernehmen; er wird es mir nicht abſchlagen, ſondern aller Welt zu erkennen geben, wer er iſt, und wer ich bin.“

„Hört ihr es, gnädiger Herr?“ ſagte Dalhuk.

„Ja,“ antwortete der Kadi, „ihr Kopf iſt gänzlich in Verwirrung; aus dieſem Geſichtspunkte will ich alles betrachten, was ſie eben geſagt hat, um ſie der Strenge der Geſetze zu entziehen.“

Zugleich ſchrieb er alles nieder.

„Ha! behandelt man ſo, auf die Anklage eines Blödſinnigen, die allgemeine Obſthändlerinn des Sternenhimmels?“ rief jetzt Narilha mit zornfunkelnden Augen aus. „Oh! käme nur der Hoflieferant des Himmels oder mein Sohn unter dem mächtigen Schutze der Morgenſterngöttinn, welche er dieſe Nacht geheiratet hat! und ich würde alle diejenigen, die heute gegen mich die Ehrfurcht aus den Augen ſetzen, in ihr Nichts zurückweiſen!“

„Da hört ihr's, gnädiger Herr!“ fuhr Dalhuk fort.

„Leider! ja, ich höre es,“ antwortete der Kadi; „thut, was ihr beſchloſſen hattet zu thun, ihr ſeid nur allzu ſehr dazu berechtigt.“

Und er fuhr fort, alles niederzuſchreiben.

„Narilha! Begünſtigte des Hoflieferanten der Sterne!“ hub jetzt Dalhuk an, „Schwiegermutter des Morgenſterns! Geh, ich verſtoße dich einmal, zweimal, dreimal!“

Unterdeſſen wurde die Urkunde darüber aufgeſetzt; Dalhuk unterzeichnete ſie, und der Kadi übergab ſie der Verſtoßenen, nachdem er ſie zwiefach hatte ausfertigen laßen. Dieſe Vorſicht war klüglich, denn Narilha zerriß das Papier in tauſend Stücke.

„Nun aber," ſagte ſie, „wo iſt mein Heiratsgut? Es kömmt mir zu. Man muß mir zweihundert Zeckienen herbeiſchaffen, oder mir den mit meinem Schweiße begoſſenen Garten zuerkennen."

„Zuvor," erwiederte Dalhuk, „gebet mir Rechenſchaft von dem Obſthandel, welchen ihr ſeit drei Tagen mit dem Fremden treibt."

„Da iſt die Rechenſchaft," ſagte ſie, indem ſie ihm ſechs Zeckienen nebſt etwas Münze an den Kopf warf.

Jetzo nahm Kaſſanak das Wort, und ſagte:

„Ihr gebt da nicht ein halbes Viertel von dem, was ihr empfangen habt; ich bin's, der das Geld verſchafft hat, es beläuft ſich auf hundert und vierzig Zeckienen; der Armenier, dem ich ſie geliehen habe, hat mir dafür ſeinen Rock und ſeine Mütze zum Pfande gegeben; hier iſt beides."

Bei dieſer Erklärung ward Narilha beſtürzt; aber ihre Verwirrung ſtieg aufs höchſte, als jetzo Badur hereintrat: er erſchien ganz entſtellt durch einen Fluß, der ſein Geſicht nochmal ſo dick gemacht hatte; ſein Hals war geſchwollen, und mit heiſerer Stimme, durch welche er ſich kaum verſtändlich machen konnte, verwünſchte er die Sterne von ganzem Herzen, und ſagte:

„Ha! wenn ich mich jemals wieder in ſie verliebe, ſo ſoll man mir dreimal ſo viel Ruthenſtreiche geben, als ich dieſe Nacht empfangen habe.“

„Was iſt euch denn begegnet, mein Freund?“ fragte ihn der Kadi; „wenn man euch geſchlagen hat, ſo bin ich dazu da, euch Gerechtigkeit zu verſchaffen.“

„Gnädiger Herr,“ ſagte Badur, „laßt doch den Sternen die Baſtonnade geben! Einer von ihnen ſollte meine Frau werden; ich habe ihr einen Blumenſtrauß, und mein Bildnis in einem Waſſerbecken geſchickt; ſie hat mich in den Euphrat beſtellt, worin es über diemaßen kalt war; indem ich ihr nachging, habe ich mehr als zwanzigmal den Grund verloren, ich habe eine Viertelmeile weit ſchwimmen müßen; und als ich nun denke, daß ſie mit mir ans Land tritt, da habe ich kaum den Fuß auf den Sand geſetzt, als man mich von hinten derbe mit Ruthen ſtreicht; ich drehe mich um, und ſehe niemand; man peitſcht mich von neuen, ich drehe mich wieder um, aber vergebens. Die mich ſchlugen, waren immer hinter meinem Rücken; ich floh, und ſie verfolgten mich mit unabläßigen Schlägen bis an die Gartenthüre. Ach! ich liebe wohl das Gold, welches uns von dort herkömmt, aber mit ihren Gunſtbezeigungen mag ſich vertragen, wer da kann: ich habe die ganze Nacht das Fieber gehabt.“

Bei dieſer Erzählung war Narilha's Hochmuth geſunken; ſie gewahrte, daß ſie getäuſcht worden, und ſah ſich völlig entlarvt. Der Kadi hatte ſiebenzig Zeckienen auf dem Tiſche hinzählen laßen, und ſie ſah, daß ſie nicht mehr als Heiratsgut herauskriegen ſollte.

„Wenigſtens wird man mir erlauben,“ ſagte ſie, „meine Sachen mitzunehmen?“

„O ja,“ antwortete der Kadi, „einer meiner Diener mit Dalhuk und Kaſſanak ſoll euch dabei helfen.“

Als Narilha ſah, daß es ihr unmöglich war, ihren Schatz mitzunehmen, gedachte ſie, Dalhuk deſſelben zu berauben; ſie raffte ihre Geräthſchaften zuſammen, ohne ein Auge auf den Winkel zu werfen, wo ſie ihr Gold verſteckt hatte. Darnach ſprach ſie zu dem Kadi:

„Gnädiger Herr, ſo lange ich Dalhuks Frau war, mußte ich ihm gehorchen; jetzt aber, da ich verſtoßen bin, trete ich in meine Rechte zurück. Er hatte mir verboten, zu ſagen, daß er in einem alten eiſernen Topf einen Schatz gefunden hat, der ſich noch dort befindet, wo er ihn ausgegraben: dieſer Schatz gehört dem Beherrſcher der Gläubigen, und die Religion erlaubt mir nicht, einen Diebſtahl zu verheimlichen, den man an ihm begehen wollte; habt die Güte, mir zu folgen, und ihr könnt ihn ſogleich wegnehmen laßen."

„Dieſer Schatz," antwortete der Kadi, „iſt dem Chalyfen bekannt, und er erkennt für Recht, daß Dalhuk ſich deſſelben bemächtige, als eines Gutes, das ihm geſtohlen worden."

Bei dieſer Antwort war Narilha außer ſich; dieſer Zuſtand konnte gefährlich werden; und da ſie ſich anſchickte, wegzugehen, ſagte der Kadi zu ihr:

„Wo wollt ihr hin? ihr bedürft der Heilung, man wird euch mit euerm Sohne nach einem Orte führen, wo man alle die Mittel anwenden wird, welche für euch nöthig ſind."

Und auf der Stelle führte das Gefolge des Kadi's ſie mit ihrem Sohn aus dem Hauſe. Dalhuk blieb nun allein daheim, und bei ihm Kaſſanak, dem er von neuen ſeine Erkenntlichkeit bezeugte."

Während dieſer Erzählung hatte die ſchöne Waßümeh fortwährend gelächelt; die gute Naneh war von Zeit zu Zeit in lautes Lachen ausgeplatzt, der Schebandad und Waßümehs Vater ſchienen zufrieden, und die Nebenbuhler des Erzählers hatten Unruhe bezeigt. Alle erwarteten ſchweigend Waßümehs Ausſpruch, als der Schebandad alſo anhub:

„Geliebte Tochter,“ ſprach er zu ihr, „mich dünkt, dieſe Erzählung hat dir gefallen.“ —

„Ja, mein Vater; es ſchien mir, als wenn ſie niemand misfiel, und beſonders hat ſie meine Amme zum Lachen gebracht.“

„Man hat wenigſtens gelacht,“ erwiederte Naneh; „ich habe aufmerkſam zugehört und mein Theil davon behalten, und ich hoffe wohl, daß dieſe Erzählung meine kleine Sammlung vermehren wird; aber ich zweifle, daß ſie eben ſo angenehm aus meinem Gedächtniſſe wieder hervorgehe, als ſie demſelben eingegangen iſt.“

„Nein, meine gute Naneh,“ verſetzte Waßümeh, „ich bin im Gegentheil überzeugt, daß du ſie ſehr gut wiedererzählen wirſt. Aber man bereitet uns noch eine andre Erzählung, welche dich vielleicht die vorige vergeſſen macht.“

„Da müßte ſie viele Vorzüge in ſich vereinigen,“ ſagte Naneh; „aber laßt uns zuhören; ich ſterbe vor Ungeduld den Anfang zu vernehmen.“

Die Amme ſchwieg, und der zweite Vetter benutzte die ihm geſchenkte Aufmerkſamkeit, und begann ſeine Erzählung:

Heldenthaten und Tod
des
Hauptmanns Bergſpalter und ſeiner tapfern Genoſſen.

Erzählung Dobil-Haßens.

Dreihundert und erſter Tag.

„Nachdem der Hauptmann Bergſpalter*) viele Länder und Völker beſiegt hatte, befand er ſich in Aegypten in der Nähe der Gebirge dieſes Reichs; ſeine ungeheure Gefräßigkeit war kaum zu erſättigen, und der Schreck, welchen er aller Welt einjagte, entfernte von ihm die Mittel, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen.

---

*) Im Arabiſchen Raggade.

Eines Tages, als er durch eine Wüſte wanderte, führte ihn der Zufall zu der Höhle eines Derviſchs:

„Heiliger Mann,“ ſprach er ihn an, „ihr ſehet hier einen Krieger, der vor Hunger umkömmt: habt ihr nicht etwa ein paar hundert Nüſſe zu knacken?“

„Die Ratten haben gute Zähne,“ antwortete der Derviſch, ohne aufzuſtehen, und indem er fortfuhr über ſein Buch nachzuſinnen; „ſie haben alle Nüſſe gefreſſen, die ich von der Mildthätigkeit der Gläubigen hatte, und haben mir nur die Schalen davon gelaßen: der einzige Vorrath, der mir übrig, iſt dieſer Nil-Zwieback, den ihr vor meiner Thüre ſehet.“

Zu gleicher Zeit wies er auf einen Stein hin, der ſechs Fuß lang, und drei Fuß dick war.

„Das da eſſet ihr?“ verſetzte Bergſpalter: „Potztauſend, ihr ſeid nicht lecker! Ich kenne dieß Backwerk, die Pyramiden Aegyptens ſind davon gemacht, und ich kann euch Beſcheid thun. Dieß iſt für andere Mägen, als die unſrigen, ein etwas ſchwer verdaulicher Biſſen; erlaubet, daß ich mir ein Stück davon abſchneide.“ .

Zu gleicher Zeit zieht er ſeinen Säbel, und mit Einem Streiche haut er ein Stück von der Dicke dreier Palmblätter ab: dieß bricht er in mehrere kleine

Stücke, zermalmt ſie mit den Zähnen und ſchlingt ſie hinunter.

„Welch ein Säbel! welch ein Arm! welche Zähne!“ ſprach der Einſiedler bei ſich ſelber: „mein Hausgeräth iſt ziemlich dauerhaft, aber dieſer Menſch da könnte in vier Mahlzeiten alles aufräumen: ich muß mir ihn zum Freunde machen. — Herr,“ ſprach er zu ihm, „ich bewundre zugleich die Stärke eures Arms und ſeine Geſchicklichkeit, und ich finde außerordentliche Gaben an euch; ich wünſche, eure Bekanntſchaft zu machen, und ich hoffe, ihr werdet mich dieſer Ehre nicht unwürdig achten: gegen Abenteurer iſt man gewöhnlich mistrauiſch, aber für einen Mann, wie ihr ſeid, darf ich keine Geheimniſſe haben, noch Umſchweife machen. Tretet mit mir in das Innere meiner Höhle; ich habe dort einen Vorrath von Ziegenkäſen und Fladen, welche ich mir ein Vergnügen mache, mit euch zu theilen: kommt herein, wir wollen ſie ganz gemächlich verzehren und dabei frei mit einander reden.“

„Sehr gern,“ antwortete Bergſpalter; „ich liebe die Leute eures Standes. Ich habe deren mehr als einen gekannt, die nicht ihr ganzes Leben damit verbracht haben, über den Büchern zu murmeln, und ich will euch, mit dem Becher in der Hand, gern die Beichte meiner begangenen Sünden ablegen:“

„Ich habe weder Becher noch Schalen, ich bediene mich nur der Krüge,“ ſagte der Derviſch. —

„Und ich behelfe mich lieber ohne Krüge, als ohne Wein.“

„Wein!“ rief der Einſiedler aus: „Wein bei einem Derviſch! Ihr macht, daß mir die Haare in meinem Barte zu Berge ſtehen! Bedenket, daß ich mich hieher zurückgezogen habe, um ein bußfertiges Leben zu führen: ich trinke nur reines Waſſer mit ein wenig Honig vermiſcht, und bereite daraus ein ziemlich gutes Getränk.“

Der Hauptmann ſchüttelte den Kopf; aber er mußte ſich in die Umſtände ſchicken. Er half ſeinem Wirthe, die Käſe und die Fladen auf dem Tiſche, der aus einem breiten Steine beſtand, hoch aufſchichten: es war ein Vorrath für acht Menſchen; indeſſen war es nicht zu viel für die beiden Tiſchgenoſſen. Sie ſaßen auf Sopha's von demſelben Stoffe, wie der Tiſch, jeder hatte neben ſich einen ungeheuern Krug voll Meeth, und die Mahlzeit begann.

Nachdem der Einſiedler den erſten Käſe gegeſſen hatte, ohne nur die Rinde abzuſchälen, ſprach er: „Laßt uns eins darauf trinken, Bruder!“

Er ſetzt ſeinen Krug an, und leert ihn auf Einen Zug.

„Thut mir Beſcheid!“ ſagte er dann zu Bergſpalter, der ihn mit Erſtaunen anſah.

„Ihr müßt ohne Zweifel,“ ſprach dieſer, bevor er auch trank, „vom Kopf bis zu den Zehen hohl ſein, weil ihr dieſen Krug ausleeren konntet, ohne einmal abzuſetzen? Wenn euch, wie mir, der Magen mit Steinen gepflaſtert wäre, ſo würde aus eurem Leibe ein vollſtändiger Strom hervorgehen.“

„Ach, mein Bruder!“ ſagte der Derviſch, „ich habe mich ſchon ſehr gebeſſert: ſeht, weil ich zu viel getrunken, habe ich dieß bußfertige Leben ergriffen: gegenwärtig ſtille ich wohl noch meinen Durſt, aber ich trinke nie mehr zu viel. Ihr habt mich in Erſtaunen geſetzt, als ihr meinen Zwieback geſchnitten und zermalmt: ich meinerſeits will euch durch die Erzählung meiner Geſchichte in Verwundrung ſetzen.

Ich heiße Saufaus;[*] und wäre mir, während ich in der Welt lebte, das Waſſer nicht zu geſchmacklos vorgekommen, ſo würde ich die Ströme ausgetrocknet haben; indeſſen hätte man mir nicht aus dem Meere zu trinken geben dürfen, denn die Würze dieſes Gebräus hätte mich vielleicht gereizt, es auszuſaufen.

---

[*] Im Arabiſchen Ballajah.

Dreihundert und zweiter Tag.

Eines Tages, (ich war damals in Georgien bei einem Manne, der mich gaſtfreundlich aufgenommen,) hatte man gerade die Weinleſe vollendet, und jener den Ertrag der Seinigen eingelegt. Unglücklicherweiſe befand ſich mein Bette zu nahe bei dieſer Niederlage: plötzlich wurde ich durch einen ſo angenehmen Geruch aufgeweckt, daß es mir unmöglich war, der Verſuchung zu widerſtehen, mich den Gefäßen zu nähern, welche ihn ausdufteten. Ich wagte es, dieſes Getränk zu koſten, und ſein Wohlgeſchmack übte auf mich eine ſolche Gewalt aus, daß ich in der Nacht zehn Aroben*) ausleerte: dieß war der ganze Ertrag der Weinleſe; ich hatte indeſſen nur zehn Züge gethan. Darüber kam mein Wirth herbei; er behandelte mich als einen Trunkenbold, und ich, empfindlich über dieſen Vorwurf, ſchlug ihn todt. Darnach bereute ich dieſe Lebhaftigkeit, ich nahm das Derviſchkleid, und zwang mich, nichts anders mehr als Honigswaſſer zu trinken. In Folge dieſer Entſchließung, irrte ich von Ort zu Ort, wählte die entlegenſte Gegend, und habe mich endlich hier niedergelaßen, wo ich mich in Muße mit der Kräuterkunde und der Sterndeutung beſchäftige.“

---

*) Ein Maaß von fünf und zwanzig Kannen.

„Mein guter Heiliger!“ verſetzte der Hauptmann Bergſpalter, „weil ihr aus einem Trunkenbold euch zu einem Sterndeuter gemacht habt, ſo muß ich euch von meinem Zwiſt mit den Sternen erzählen. Ich bin etwas erboſt auf mein Geſtirn, und würde es nicht übel nehmen, wenn ihr mir dazu verhülfet, ihm einige Fuchtel mit meiner flachen Klinge zu verſetzen, ſo wie einem ſeiner Geſellen, um beiden ihren Eigenſinn gegen mich auszutreiben.

Ich heiße Bergſpalter, und bin in der Hauptſtadt Circaſſiens geboren. Nach dem Bericht eines Sterndeuters, der einer von meines Vaters guten Freunden war, befanden ſich am Tage meiner Geburt zwei Sterne, mit guten und böſen Einflüſſen ſchwanger, unterweges; der minder Begabte von beiden ging voran. Drei Frauen hatten an demſelben Tage geboren, und jede von ihnen einen Knaben; ſie bewohnten drei der vornehmſten Häuſer, welche eine von den Ecken der Straße bilden, die nach dem Palaſte des Königs führt: „Wir wollen dorthin laufen,“ ſagten die Sterne, „und uns, zu Gunſten der Neugeborenen, der Beute entledigen, womit wir uns beladen haben.“ So dahinziehend, ſtreifte der erſte über das Haus meiner Mutter, in dem Augenblicke, wo ſie mir das Leben gab. Dieſes Ereignis machte, daß er einen Augenblick anhielt.“ „Geh doch weiter nach dem andern Hauſe," rief ſein Gefährte ihm zu. — „Ich kann nicht weiter gehen," antwortete er, „meine Laſt drückt mich, ich muß ſie hier fallen laßen." Und das geſchah gerade auf mich. Ich kann euch nicht ſagen, was alles in dieſem Augenblick ſeinen Händen entfiel; es iſt eine Laſt, welche ich manchmal ſehr ungeduldig trage und welche den Anderen oft beſchwerlich fällt; ſie hat mich zum ſtärkſten aber zugleich zum unſtäteſten aller Menſchen gemacht: ich darf nichts eigen haben, und muß unaufhörlich von Raub leben. Nichts kann meinem Säbel widerſtehen, als allein die Schwachheit eines furchtſamen und zaghaften Menſchen; auch greife ich dergleichen nur mit Fauſtſchlägen an, und ihr könnt wohl denken, daß ich nicht einen verfehle. Dieß ſind, guter Derwiſch, die Geſchenke, welche meine Wiege überſchüttet haben; der Stern, welcher dem meinigen folgte, war genöthigt, die mir beſtimmte Bürde auf ein benachbartes Haus niederzulaßen; und was ließ er dort fallen? ich bitte euch . . . Eine Krone! Ihr ſeht alſo, und ich darf es ohne Eitelkeit behaupten, ich habe den Thron nur um eine Thüre verfehlt. Der Sterndeuter ſagte zu meinem Vater, daß das Schickſal dabei waltete, ich aber behaupte, daß es Eigenſinn war; mein ſtrahlender Gönner hätte wohl ſeine Gaben eine Thür weiter tragen können . . . Bei Mahomed! wißt ihr, mein guter Heiliger, daß ich toll darüber bin und daß ich ſchon manches Mittel angewendet habe, um die Sterndeutung Lügen zu ſtrafen.

Ich habe Kriegsheere verſammelt; ich führte ſie gut, ich ſchlug mich noch beſſer: aber meine Soldaten waren nur Feiglinge; es waren ſtäts zu viele beim Eſſen, und zu wenige beim Treffen. Eines Tages drang ich in eine Stadt, ohne zu gewahren, daß meine Leute mir nicht folgten: ich haue alles in Stücken, was ſich mir widerſetzt; ich verfolge und vernichte alles, was vor mir fliehet; ich ſchleudre den Brand, wo es zu lange aufgehalten hätte, das Schwert zu gebrauchen; ich plündre alles: mein Heer aber giebt mich verloren, und nicht mehr auf mich rechnend, wird es von einem paniſchen Schrekker befallen und ergreift die Flucht. Was geſchieht nun? Da ich das Land verwüſtet hatte, da ich niemand am Leben gelaßen, da mein Kriegsheer zerſtreuet war, und ich nun durch die Stärke meines Arms und die Schärfe meines Säbels König geworden war, da fand ſich, daß ich über nichts regierte.“

„Wie,“ ſagte Saufaus, „ihr hattet auch die Weiber vertilgt?“

„Bei Mahomed!“ antwortete der Hauptmann, „ich liebe die Weiber bis zur Wuth: aber bei meinem Anblicke ſchrien ſie, als wenn ſie am Spieße ſtäken; ſie flohen, ſie warfen eben von den Dächern mit Steinen nach mir, ſie ermuthigten ihre Männer, und ließen die Hunde gegen mich los. Mein Helm und mein Schild war an zehn Stellen durchlöchert, und ein Bullenbeißer hatte mir das Fleiſch aus der Wade geriſſen. Ich liebe die Weiber, aber nicht, wenn ſie in Wuth ſind; denn alsdann vertilge ich alle, die mir vorkommen, alte und junge, häßliche und hübſche; ich ſchone nichts, was mir Widerſtand leiſtet."

„Ihr habt etwas heißes Blut, mein Feldherr," verſetzte der Derviſch; ihr ſolltet es machen, wie ich, und euch auf Meeth ſetzen, anſtatt alles andern Getränks."

„Schock Mahomed!" rief Bergſpalter aus, „euer Meeth macht, daß mir die Zunge am Gaumen klebt, anſtatt meinen Durſt zu löſchen: mein boshaftes Geſtirn würde frohlocken, wenn es ſähe, daß ich dahin gebracht bin; laßt uns darauf bedacht ſein, es zu züchtigen, wenn's möglich iſt. Wenn ich nur hinaufſteigen könnte, ſo wollte ich ihm ſchon Vernunft beibringen: aber ihr, der ihr ein Sterndeuter ſeid, könnt ihr nicht mit Hülfe eurer Werkzeuge mich in den Stand ſetzen, mir ſelber Genugthuung zu verſchaffen?"

„Es läßt ſich eine andre Rache bewerkſtelligen," ſagte Saufaus, „nämlich, euerm Unſtern ungefähr denſelben Poſſen zu ſpielen, wie ich dem meinigen. Hatte er nicht beſtimmt, daß ich ein Landſtreicher, ein Taugenichts, werden ſollte? Hatte er mich nicht verdammt, zu ſaufen, wie ein Loch? Ihr ſeht aber, was ich gethan habe: ich habe mich in die Einſamkeit zurückgezogen, ich trinke Meeth, aber mit Maaßen; und ihm zum Trotze, tauge ich dennoch etwas. Ihr, ein Kriegsmann, müßt einen andern Weg einſchlagen. Ihr müßt, um die Uebelſtände zu vermeiden, welche mit euren Thaten verknüpft zu ſein ſcheinen, dahin ſtreben, ein Feldherr ohne Kriegsheer zu ſein, und euch einer feſten Stadt bemächtigen, die weder Thore, noch Gräben, noch Mauern hat, damit die Anſtrengung, zu welcher ihr genöthigt werdet, alle dieſe Widerſtände zu überwinden, euch nicht ſo ſehr ergrimme, alles zu vernichten."

„Halt einen Augenblick, mein lieber kleiner Hellkger!" ſagte Bergſpalter: „weißt du wohl, daß du mit deinen Vorſchlägen mir den Kopf ſchwindlig machſt? Biſt du verrückt? Oder biſt du ſo tiefſinnig, daß man dich nicht ergründen kann? Was iſt das, ein Feldherr ohne Kriegsheer? Wo findet man Veſtungen ohne Gräben und Mauern?"

Dreihundert und dritter Tag.

„Ein Feldherr ohne Kriegsheer," antwortete Saufaus, „das iſt morgen, ſpäteſtens, der Hauptmann Bergſpalter, der, ohne Krieger und ohne Troß, ins Feld rücken kann, um zehn Stunden von hier, die Stadt Kallakahabalaba anzugreifen, eine ſtarke

Veſtung, obwohl ohne künſtliche Vertheidigungswerke.“ —

„Und woraus ſoll das Heer beſtehen, welches ſich unter meinen Fahnen verſammelt?“ —

„Aus acht Feldherrn, deren jeder auf ſeine Weiſe im Stande iſt, ein Reich zu erſchüttern; und um euch eine Vorſtellung davon zu geben, ſo wiſſet, daß ich der ſchwächſte von ihnen allen bin: indeſſen hätte es nur an mir gelegen, wenn ich gewollt, mich zum Herrn von Damask zu machen: das iſt eine wohlbewäſſerte Stadt; und gleichwohl würde es binnen acht Tage an Waſſer gemangelt haben, nur die Hühner zu tränken.“ —

„Mein guter Derviſch, mit Recht nennet man euch Saufaus; und jetzo, da ich eure Eigenſchaften kenne, finde ich euch ungemein nüchtern: ihr habt da eine furchtbare Gabe; es ſtände nur bei euch Aegypten zu Grunde zu richten.“

„Oh! dazu,“ antwortete Saufaus, „müßte ich hingehen, den Nil an ſeiner Quelle auszuſaufen, und das iſt ein zu weiter Weg.“

„Aber ſaget mir,“ fuhr Bergſpalter fort, „ſind die anderen Geſellen, von denen ihr ſprachet, auch ſo außerordentlich, als ihr? Ich brenne vor Verlangen, ihre Bekanntſchaft zu machen.“

„Ihr werdet ſie morgen ſehen,“ ſagte der Derviſch, „ſie werden die Beweiſe ihrer Tüchtigkeit vor euch ablegen. Sie bedürfen eines Kopfes, ihre Unternehmungen zu leiten, denn ſie beſitzen alle mehr Fähigkeiten, als Verſtand; ſie müßen ein Oberhaupt haben, das ihnen mit Nachdruck befiehlt und mit ſeinem Beiſpiele vorangeht: und das ſollt ihr ſein."

„Bei Mahomed!" rief der Hauptmann aus, indem er die Augen gen Himmel rollte, „ich bin verſucht, meinem Hundegeſtirn zu verzeihen, daß es mich hieher geleitet hat, weil es mich in den Stand ſetzt, meinesgleichen anzuführen! . . . Aber, erzählet mir noch von eurer feſten Stadt: wer befiehlt darin? was ſoll man damit machen?" —

„Sie iſt einem fremden Zwingherrn, namens Bigſtaf, unterworfen; ihr müßt ihn vertreiben. Ein Zwingherr nimmt die Stelle des andern ein, und euer Geſtirn wird ſomit Lügen geſtraft; denn, bis auf den Namen, werdet ihr eben ſo gut herrſchen wie ein andrer, und vielleicht noch beſſer; denn ihr kennet kein andres Geſetz, als euern Vortheil und euern Willen . . . Habt ihr Religion?" —

„Nicht durchaus; indeſſen bin ich beſchnitten." —

„Das iſt ſchon hinreichend." —

„Mein lieber Saufaus, du biſt ein bequemer Heiliger, und ſo liebe ich ſie; wenn ich mich nur an deinen Meeth gewöhnen könnte, um mich mit dir zu berauſchen! Indeſſen, bevor ich mich ſchlafen lege, möchte ich gern noch eine deutlichere Vorſtellung von deiner Stadt Kallakahabalaba haben; denn in meinem Bette pflege ich meine Angriffspläne zu machen."

„Kallakahabalaba," antwortete der Derviſch, „liegt auf einem hohen, einzeln ſtehenden Berge, deſſen Wände ringsumher ſechzig Fuß hoch ſenkrecht behauen ſind; nur eine Schnecke vermag ſie zu erklimmen." —

„Und wie machen es die Einwohner, wenn ſie herabſteigen?" —

„Sie ſteigen nicht herab; man läßt ſie in Körben an eiſernen Ketten hernieder: dieſe Maſchienen ſind ſo eingerichtet, daß ſie hundert Körbe zu zehn Mann auf einmal mit Waffen und Gepäck niederlaßen, und das ganz leicht und ohne Schwierigkeit; die Bewohner der Umgegend ſind ſo in Furcht vor dieſem Schauer von gewaffneten Männern, daß ſie ſich beeifern, ihre Abgaben an den Fuß des Berges zu bringen; ſie füllen damit die Körbe, welche ſie vorfinden."

„Bei meinem Barte!" ſagte der Hauptmann, „ich will mein bischen Ruhm einbüßen, oder in dieſem Handel einen Queerſtrich machen . . . Aber was für ein Mann iſt dieſer Bigſtaf, von dem ihr geſprochen habt? Würde er wohl die Ausforderung ſich Stirne an Stirne mit mir zu meſſen ritterlich aufnehmen?" —

„Seine Geſtalt iſt etwas rieſenmäßig, er ſchreitet, vom Kopfe bis zu den Füßen mit Eiſen bedeckt, eben ſo leicht einher, als wenn es Federn wären; er bedient ſich übrigens nur ſeiner Keule: ſie iſt von vergoldeſem Erz und wiegt fünf und ſiebenzig Pfund; er ſpielt damit wie mit einer Aloeruthe, und ich glaube, daß er nur mit demjenigen einen Zweikampf annehmen würde, der ihm eine gleiche Waffe entgegenſtellte."

„Ha!" rief Bergſpalter aus, „welche Luſt ſoll es mir ſein, mich ihm gegenüber zu ſehen, ſo daß ihn mein Arm erreichen kann! Ich will ihm mit meiner Klinge nur die Naſenſpitze wegputzen, um das Vergnügen zu haben, ihn die Zähne fletſchen zu ſehen, bevor er unter meinen Streichen den Geiſt aufgiebt. Aber ich bin dazu geboren, mit meinem Säbel zu ſiegen oder zu ſterben, und überlaße den Gebrauch der Keule denjenigen, die dazu berufen ſind, die Ochſen todt zu ſchlagen . . . Kömmt denn dieſer Mann niemals ganz allein heraus? Könnte man ihn nicht treffen und angreifen, ohne ihm Zeit zu laßen, ſeinen Vortheil zu benutzen?"

„Er kömmt niemals heraus," antwortete der Derviſch, „außer wenn er er vernimmt, daß jemand ſein Gebiet betritt. Leider! hat es zweien unſerer Geſellen, Eiſenarm*) und Stahlzahn,**) das Leben gekoſtet, die ſich erdreiſtet hatten, auf ſeinen Gefilden zu jagen. Sie waren für jeden andern unüberwindlich; er aber hatte ſie von ſeinen Leuten umringen laßen, und während Eiſenarm eine Menge derſelben mit Fauſtſchlägen erlegte, und Stahlzahn vielen anderen die erſtaunliche Kraft ſeines Gebiſſes fühlbar machte, kam er ſelber herbei und erſchlug ſie allebeide mit ſeiner Keule.“

---

*) Im Arabiſchen Senhadib.

**) Im Arabiſchen Senbulad.

„Beim Teufel! ich will ſie rächen,“ rief der Hauptmann Bergſpalter aus; „eure Erzählung bringt mir das Blut ſo in Wallung, als wenn er eben meine eigenen Brüder umgebracht hätte; ich brenne vor Ungeduld, alle eure Leute kennen zu lernen. Laßt uns ſchlafen gehen, um ſie zu beſchwichtigen; denn ich kenne nur dieſes Mittel dagegen.“

Dreihundert und vierter Tag.

Saufaus folgte dieſer Aufforderung; und beide ſtreckten ſich auf einigen Blättern und Thierhäuten im Hintergrunde der Höhle hin.

Sie erwachten mit den erſten Strahlen der Morgenröthe, und verließen die Höhle, um ſich zu ergehen, als der Derviſch fernher drei Männer kommen ſah.

„Da ſind unſere Leute,“ ſprach er. —

„Wie heißen ſie?“ —

„Ihre Namen verkündigen ihre Fähigkeiten. Der erſte heißt Scharfblick:*) er kann auf vierzig Stunden weit eine Nadel auf der Erde erkennen; er iſt unſer Kundſchafter. Der zweite heißt Zieltreffer:**) er vermag ſeinen Pfeil, auf dieſelbe Entfernung, mitten in das Herz eines Apfels zu bohren. Und Schneidewind,***) der ihm folgt, kann binnen fünf Minuten, den Pfeil wiederholen. Sie ſollen vor euren Augen ihre Geſchicklichkeit zeigen, und ihr möget darnach beurtheilen, welchen Vortheil ihr aus ihnen ziehen könnet.“

Während dieſer Zeit waren die drei Geſellen herangekommen.

„Freuet euch, Brüder!“ rief ihnen Saufaus entgegen: „das Schickſal hat uns hier in dieſem braven Ritter weit mehr wiedergegeben, als es uns an Eiſenarm und Stahlzahn geraubt: dieß iſt der furchtbare Hauptmann Bergſpalter, deſſen Arm, Säbel und Haupt uns in den Stand ſetzt, uns an unſerm Todfeinde zu rächen, und in Freuden und Frieden auf Erden zu leben. Aber ihr wißt doch, daß wir heute Mittag eſſen müßen: ſolltet ihr ohne Lebensmittel herkommen?"

---

*) Im Arabiſchen Gillariſch.

**) Im Arabiſchen Nadhertavil.

***) Im Arabiſchen Karaamek.

„Nein," antwortete Zieltreffer, „wir werden nicht übel ſpeiſen, wenn ihr nur Fladen habt. Gutrükken*) kam mit uns und trug auf ſeinen Schultern ein Kalb von ſechs Monaten, und unter den Armen zwei Fäſſer Wein, als es ihm noch einfiel, in einen Garten zu treten, um Salat zu pflücken; er geht einen guten Schritt, und wird nicht lange ausbleiben, wenn ihm kein Unfall zuſtößt."

Kaum hatte er ausgeſprochen, als Gutrücken mit dem Salat um den Hals ankam: es waren drei ungeheure Kohlköpfe an einem Stricke, die ſeinen Leib auf allen Seiten umhingen: ungeachtet ſeiner ganzen Ladung, erſchien doch ſein Gang ſo leicht, als wenn er einen Sack voll Nüſſe getragen hätte. Er ſetzte ſeine Laſt auf den Boden, und Saufaus ſtellte ihn dem Hauptmann Bergſpalter dar:

„Mein Feldherr," ſprach er, indem er Gutrücken auf die Schultern ſchlug, „dieß iſt unſer Rüſtwagen. Zerſtöret Städte, ſchlaget die Kriegsheere, und machet Beute, ſo viel ihr wollt: dieſer Rücken hier läßt nichts nachſchleppen; er würde ſelbſt unter dem Gewichte der Schätze Salomons nicht biegen."

---

*) Im Arabiſchen Bilamiſch.

„Bisher,“ ſagte Bergſpalter, „hätten diejenigen, die meinen Gewinn weggetragen, nicht eben unter der Laſt zu keichen gehabt. Wenn ich Beute mache, ſo ſetze ich mich in einen Winkel, und eſſe, ſo das nichts übrig bleibt. Wer mich ſo ſitzen und verſchlingen ſähe, ſollte glauben, daß ich ſtäts von Räubern oder Mordbrennern verfolgt würde: das iſt mein hündiſcher Unſtern, daß ich faſt immer an allem Mangel leiden muß, und dann genöthigt bin, nichts zu verſchonen. Aber, mit eurer Hülfe, mein lieber Sterndeuter, dürfen wir hoffen, uns zu rächen . . . Sehet, aus alter Angewöhnung, wünſchte ich, daß jenes kleine Kalb, das ſeine hundert und achtzig Pfund wiegt, ſchon gefreſſen wäre.“

„Es iſt dazu beſtimmt,“ erwiederte Saufaus: „Hola! ho!“ rief er ſeinen Leuten zu: „Gutrücken, zieh das Kalb ab, und mach einen Bratſpieß! Scharfblick, Schneidewind, wo iſt der Koch?“

Scharfblick durchſpähete mit ſeinen Blicken die ganze Erde, und entdeckte, was das Auge des Menſchen ſelbſt mit dem ſchärfſten Fernrohre nicht zu unterſcheiden vermöchte.

„Ha, ha!“ ſprach er, „ich ſehe ihn: er iſt ganz in der Nähe, aber er erluſtigt ſich, Wachteln zu braten, die über ſeinen Kopf hinfliegen; er rupſt ſie im Fluge, und frißt ſie.“

„Ei ſeht doch,“ ſagte Saufaus, „womit der Landſtreicher ſich am Tage der Muſterung beſchäftigt! er bratet die Wachteln in der Luft, damit ſie ihm gahr ins Maul regnen! . . . Und wo iſt denn der Faullenzer Immerſchlummer,*) um Lärmen zu ſchlagen, damit jeder zur Stelle kommen ſoll?“

„Ich ſehe ihn auch,“ ſagte Scharfblick: „er ſchläft auf einer Heide im Schatten, und ſchnarcht, daß die Erde bebt; ich begreiſe nicht, wie ihr ihn hier nicht höret.“

„Nun ſehet, meine Freunde,“ ſagte Saufaus, „ob wir nicht Kriegszucht höchſt nöthig haben? und ob wir nicht überglücklich ſind, daß der Zufall uns ein Oberhaupt hergeführt hat? . . . Auf, Schneidewind, laß dir anzeigen, wo der Wachtelfreſſer und der Schnarcher ſind, und bringe ſie hurtig hieher.

Ihr ſehet,“ fügte Saufaus hinzu, „welche Art Leute jene beiden ſind. Der Koch Blaſefeuer**) wird euch ein Pröbchen geben von dem, was er vermag; er könnte eine Erzmiene in den Eingeweiden der Erde in Fluß bringen. Was Immerſchlummer betrifft, ſo iſt ſein Geſchick ſehr mittelmäßig, aber er hat eine Gabe, die uns ſehr nöthig iſt: wenn wir ihn im Treffen loslaßen, ſo verbreitet er überall

---

*) Im Arabiſchen Batteniltabur.

**) Im Arabiſchen Baſſaknar.

Furcht und Schrecken; indem er auf ſeinen Bauch ſchlägt, bringt er einen Schall hervor, der dem Lärmen von vierzig Trommeln gleichkömmt, während er nur ſeine zehn Finger an einander reibt; auch ſtößt er ein entſetzliches Gebrüll aus: er vermöchte die Mauern zuſammenzuſtürzen."

Während Bergſpalter dieſe Erklärungen gemacht wurden, langten Immerſchlummer und Blaſefeuer an.

„Trommelſchläger," ſagte der Derviſch zu dem erſten, „ruf unſere Leute zuſammen. — Du, Blaſefeuer, brate das Kalb, welches Gutrücken an den Bratſpieß ſtecken wird."

Sodann wandte er ſich zu Bergſpalter und ſagte:

„Mein Feldherr, es iſt jetzt an euch, dieſen braven Leuten zu zeigen, was ihr vermöget. Ihr ſeht das Kalb am Spieße, und die Kohlköpfe zerſchnitten: aber wir haben keine Pfanne, die Bratenbrühe aufzufangen, keine Schüſſel, den Kohl zuzurichten: hauet geſchicklich ein Schnittchen von dem Zwieback vor meiner Thüre, ſeiner ganzen Länge nach ab, und verſchaffet uns ſo die nöthigen Gefäße für unſre Brühe und unſer Gemüſe."

Dreihundert und fünfter Tag.

Der Hauptmann ergriff begierig dieſe Gelegenheit, ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen. Er zieht ſeinen Säbel, und mit Einem Streiche hauet er ein Blatt, eines halben Daumens dick, von der Steinbank, ihrer ganzen Länge nach ab: er drückt hierauf eine Vertiefung in dieſelbe für die Bratenbrühe, und das abgehauene Blatt dient zur Kohlſchüſſel.

Die Zuſchauer, um ſo geeigneter, etwas zu bewundern, als jeder von ihnen ſelber in ſeiner Art bewundernswürdig war, ließen der Leichtigkeit und der Genauigkeit der Arbeit Gerechtigkeit widerfahren.

Indeſſen war Bergſpalter ſeinerſeits neugierig, ein Kalb braten zu ſehen, an einem Orte, wo er weder Feuer, noch Kohlen, noch Holz dazu ſah. Gutrücken diente als Bratenwender, und der Bratſpieß ruhte auf zwei großen Steinen, welche mitten auf einen recht friſchen Raſen gelegt waren.

„Wohlan, Blaſefeuer,“ ſagte Saufaus, „thu deine Pflicht; du weißt, daß der Braten nicht verbrennen muß, wir brauchen ein gelindes und durchbringendes Feuer; miß es gut ab.“

Blaſefeuer war ein Mann von That und von wenig Worten; er gebrauchte ſeinen feurigen Athem auf ſolche Weiſe, daß er den ungeheuren Braten, der ſich vor ihm drehte, mehr zu vergolden als zu braten ſchien; in dem Maaße, wie die Brühe auf den Kohl träufelte, ſandte er dieſem auch einigen Feuerathem zu, ihn zu kochen.

Der Hauptmann war ſehr zufrieden mit der Geſchicklichkeit des Kochs, und beeiferte ſich auch je mehr und mehr Beweiſe der ſeinigen abzulegen: er ſah, daß in der Grotte des Derviſchs nicht Platz für die Tafel war, wegen eines Granitfelſens, ſechs Fuß hoch und eben ſo breit, der die Mitte der Höhle einnahm, und ſagte zu den Umſtehenden:

„Tretet ein wenig beiſeite, ich will von dieſem kleinen Felſen etliche Spåne abhauen, welche euch in die Augen ſpringen könnten: wir müßen hier Raum haben für unſern Tiſch.“

Zu gleicher Zeit hieb er mit ſeinem Såbel in den Felſen, und mit einer ſolchen Geſchicklichkeit, daß jedes Stück, welches er abſchlug, wie eine Marmorplatte erſchien, der nur noch die Abglåttung fehlte.

„Welch ein furchtbarer Arm! welch ein gewaltiges Schwert!“ riefen die Augenzeugen dieſes Stücks Arbeit aus . . .

„Brüder,“ ſprach Saufaus zu ihnen, „dieſer iſt es, der uns den Weg des Ruhms und des Gewinns bahnen ſoll.“

Man bemüht ſich nun, den von dieſem eben ſo unförmlichen als hinderlichen Block befreiten Raum zu ſäubern: die beßten ſorgfältig aufgehobenen Stücke dienen zu Bänken um den Tiſch, welchen vier oder fünf Säbelhiebe des Hauptmanns zum vollkommenen Viereck gemacht und unterhalb genugſam ausgehöhlt haben, um die Beine zu laßen.

„Niemals hat einer unſerer Spießgeſellen,“ ſagte Saufaus, „ſein Meiſterſtück ſo leicht gemacht!“

Immerſchlummer ſtrich ſich, zum Zeichen der Bewundrung, den Bauch, und dieſe leichten Reibungen machten ſchon die Höhle von einem fürchterlichen Getöſe wiederhallen.

Indeſſen bereitete man den Tiſch; Blaſefeuer trug den Braten auf.

„Wein her, Wein her!“ rief Saufaus, indem er einen Sack voll Fladen, funfzig Pfund ſchwer, brachte. Gutrücken ging hin, die Weinfäſſer zu holen: aber Bergſpalter, der den Durſt des Derviſchs fürchtete, glaubte, ihn an ſeine Verpflichtungen mahnen zu müßen:

„Iſt denn eure Buße ſchon beendigt, heiliger Mann?“

„Nein,“ antwortete Saufaus, „ich muß allerdings einige Züge Meeth thun: aber ich behalte mir einen Krug Wein vor, um mir den Mund auszuſpülen.“

Man ſetzte ſich zu Tiſche und jeder that dem Feſtmahl Ehre an. Man ſprach wenig: indeſſen erzählte von Zeit zu Zeit jeder der Genoſſen einen Zug ſeiner Art; und das war immer ein Wunderwerk. Um die Mitte der Mahlzeit, als Saufaus ſeinen erſten

Hunger etwas geſtillt hatte, warf er einen Blick um ſich her, und ſprach:

„Brüder, wir ſind nicht vollzählig; es fehlen uns Wolkengreifer*) und Allvergrößrer,**) und doch ſind ſie herbeigerufen, da Immerſchlummer dermaßen getrommelt hat, daß es weit und breit zu hören war.“

Indem der Derviſch dieſe Bemerkung machte, erſchienen jene beiden an dem Eingange der Grotte.

„Ihr verdientet,“ ſprach er zu ihnen, „daß man euch nicht eine Brotrinde zu eſſen gäbe; ich halte was auf geſchickte Männer, aber nur wenn ſie ihre Pflicht thun: und wenn ihr morgen auch im Dienſte nachläßig ſeid, ſo habt ihr euch gegen einen gewaltigern Hauptmann, als ich bin, zu verantworten. Indeſſen ſetzet euch, und trinket. Nach Tiſche ſollt ihr herrliche Dinge vernehmen. Ihr ſeid hier unter den Augen eines großmächtigen Herrn: es iſt der berühmte Hauptmann Bergſpalter; wir haben ihn zu unſerm Feldherrn erkoren, und er wird Heerſchau über uns halten. Ich für mein Theil, lege hier meine Probe ab, wie ihr ſehet.“

Indem er dieß ſagte, ſoff er ſeinen ganzen Krug voll Weins auf Einen Zug aus.

---

*) Im Arabiſchen Thalabava.

**) Im Arabiſchen Ilnafak.

Die neuen Ankömmlinge hatten nichts zu erwiedern, verneigten ſich beſcheiden, und man fuhr fort zu eſſen.

Als die Mahlzeit beendigt war, ſagte Saufaus:

„Auf jetzt, meine Brüder, zur Muſterung! zugleich laßt uns die nöthigen Speiſen für unſer Abendeſſen beſorgen. Scharfblick, Zieltreffer, Schneidewind, aufgepaßt!

Scharfblick, ich verlange hundert Pfund Wildpret in vier Stücken. Durchſpähe die entlegenen Geſtade der Gewäſſer, ſuche uns junge Damhirſche, Rehe, Gaſellen. Alles muß zart und leicht verdaulich ſein.“

Der Hellſeher ging ſogleich ans Werk: anfangs ſchienen ſeine Blicke die Umgegenden zu durchſtreifen, allmählich entfernten ſie ſich immer weiter, und ſchweiften ſchrankenlos umher.

„Ha!“ rief er aus: „ich habe etwas für euch gefunden, hinter dieſem Hügel, zehn Stunden weit von hier.“

„Zieltreffer,“ ſagte der Derviſch, „ſpanne deinen Bogen.“

Zieltreffer ſteckte ein Stab vor Scharfblick hin, zur Richtung des Ziels, ſpannte ſeinen Bogen, und ſchickte ſich an, den Pfeil abzudrücken:

„Alſo zehn Stunden?“ fragte er Scharfblick. —

„Und dreißig Schritt.“ —

Der Pfeil fliegt von der Senne, Scharfblick verfolgt ihn mit den Augen, und ruft aus:

„Der Damhirſch iſt getroffen!“ —

„Auf, Schneidewind, lege deine Siebenmeilenſtiefeln an, und hole das Wild her!“

Der Befehl ward auf der Stelle ausgeführt. Saufaus wiederholte dieſe Befehle dreimal, und binnen einer halben Stunde waren die vier Stücke Wild herbeigeſchafft. Man brachte ſie Gutrücken, der ſie abzog und an den Spieß ſteckte.

Saufaus unterſuchte ſodann den Brotſack, und ſagte:

„Wie! wir haben nur noch dreiſſig Pfund Brot? Scharfblick, ſchau dich um, wo es friſches Brot giebt.“

„Da iſt zu Maſſer ein Backofen voll, noch ganz warm;“ antwortete er, „der Becker wendet ſo eben den Rücken, um ſeinen Ofen zu reinigen.“ —

„Das iſt eine gute Gelegenheit, Brot umſonſt zu kaufen; auf, Schneidewind, nimm den Sack, und mache den Einkauf!“

Der Befehl wird auf der Stelle erfüllt, und das Brot iſt in der Höhle, noch ehe der Becker es vermißt.

„Ihr ſeht, mein Feldherr,“ ſprach der Derviſch, „daß die Speiſekammer ſich füllt. Ah! wenn Gutrücken nur Flügel hätte, ſo könnten wir auch Wein haben; aber gleichwohl wollen wir nicht verdurſten. —

Auf, Wolkengreifer, ergreif dieſe Wolke, die vorbeizieht, und zwinge ſie, hier ihren traurigen Vorrath auszugießen; wenn Hagel dabei iſt, deſto beſſer, denn ich liebe ſehr das Eiswaſſer."

Die Wolke ſchwebte ziemlich hoch: Wolkengreifer zog ein Knäuel Seide aus ſeiner Taſche, und warf es empor in die Wolke: das Knäuel wickelte ſich ab, und das Ende des Fadens kam ſo weit hernieder, daß man es greifen konnte: jetzo hing ſich Wolkengreifer daran, und mit erſtaunlicher Schnelligkeit ſchien er von dem Gewölk emporgezogen zu werden.

„Gefährten," ſagte Saufaus, „laßt uns unſere Krüge unter das Waſſer ſtellen, welches herabfallen wird; und da wir keine Kleider zu wechſeln haben, ſo treten wir ſo lange in die Höhle."

Alle gehorchten, die Wolke ſtrömte hernieder; Wolkengreifer hatte ihr die Seiten gedrückt, und kam mit Hülfe ſeines Fadens, zugleich mit dem Regen wieder herab.

Dreihundert und ſechſter Tag.

Bergſpalter ſah dieſes Wunder mit Erſtaunen an.

„Geſtehet, mein Feldherr,“ ſprach Saufaus, „daß man mit ſo braven Leuten, unter euren Befehlen, ſich glänzende Erfolge verſprechen darf.

„Ich habe niemals,“ antwortete Bergſpalter, „eine Verſammlung ſo seltener und ſo gut in einander greifender Geſchicklichkeiten geſehen: es giebt nichts, das wir nicht unternehmen könnten. Ich wälze ſchon mancherlei große Entwürfe in meinem Kopfe umher.“ —

„Wartet, ſaget mir gegenwärtig nichts mehr davon; es würde mich nur zerſtreuen. — Ich habe noch etwas Weſentliches vergeſſen: weil wir nichts als Waſſer haben, unſern Durſt zu ſtillen, ſo bedürfen wir wenigſtens einiger Flaſchen Brandwein. Wir haben noch drei Stunden bis Abend, drum laßt uns dafür ſorgen, daß es uns an nichts fehle.“

Hierauf rief der Derviſch ſeine Leute zuſammen, und ſprach:

„Scharfblick, und du, Schneidewind, gehet hin, und ſuchet etliche Flaſchen Brandwein. Ihr wißt wohl, daß man ſie gewöhnlich auf die flachen Dächer ſtellt, um ſie von der Mittagsſonne durchglühen zu laßen: laßt euch auf dieſelben nieder, und was man in einer Tracht nicht fortſchaffen kann, vollbringt man in zweien.“

Der Befehl ward erfüllt, und binnen einer Viertelſtunde ſtand der Schenktiſch mit vier großen Flaſchen Brandwein beſetzt.

„Dieſer Schneidewind iſt gewandt, ſchlau, und raſch,“ ſagte Saufaus; „es iſt recht Schade, daß er nicht ſtärker von Hüften iſt, man würde unglaublichen Gewinn von ihm ziehen können.“

„Bei Mahomed!“ ſagte Bergſpalter, „ohne dieſe kleine Herzſtärkung würde ich die ganze Nacht Fröſche im Bauche geſpürt haben: aber, mein guter Derviſch, könnten wir nicht auch Feigen haben?“ —

„Ihr habt zu wählen, auf der ganzen Erde, wo ihr ſie her haben wollt.“

„Ich nehme euch beim Worte,“ erwiederte der Hauptmann: „ich verlange die ſchönſten Feigen, ſo in Afrika wachſen.“ —

„Wohlauf, Schneidewind, du hörſt, was der Hauptmann verlangt. Nimm einen Korb an den Arm, pflücke mit Auswahl, und ſei ſpäteſtens binnen einer halben Stunde wieder hier; denn man könnte dich ſonſt noch nöthig haben.“

Schneidewind verſchwand im Augenblicke.

Das Wildpret ſtak am Spieße, Gutrücken drehte ihn, Blaſefeuer briet es, und Immerſchlummer war ein paar hundert Schritte abſeiten gegangen, um niemand zu beläſtigen, ſchnarchte jedoch hörbar.

„Ihr habt da," ſagte Bergſpalter, „einen etwas unbequemen Schnarcher."

„Man muß ihn ruhen laßen," antwortete Saufaus, „denn in ſeiner übermäßigen Wohlbeleibtheit beſteht ſein Verdienſt, ſie erhält ihm den Bauch angeſpannt; übrigens dient er uns auch zur Erheiterung, er ahmt das Tamburin nach, indem er ſich auf die Backen paukt, und das beluſtigt uns: man muß jede Eigenſchaft zu benutzen wiſſen." —

„Ihr habt Recht; aber ſaget mir, wer iſt dieſer Menſch, den ich mit gekreuzten Armen dort ſitzen ſehe? Ich kenne ſeine Geſchicklichkeit noch nicht." —

„Er iſt derjenige, der für unſre Herberge zu ſorgen hat, wenn wir ins Feld ziehen; mit drei kleinen Hülfsmitteln zieht er großen Vortheil aus allem: er heißt Allvergrößrer. Seine Arbeit iſt ſehr ermüdend; ihr werdet beſſer darüber urtheilen können, wenn ihr ſie ſehet."

Während dieſer Unterhaltung verlief der Tag, und man ſah Schneidewind nicht zurück kommen. Saufaus ward darüber unruhig, und ſagte:

„Holla, Scharblick, ſpähe in den Gebüſchen Afrika's, und bemühe dich, Schneidewind zu entdecken, der ſich dort verliert oder vergißt."

Scharfblick ſchaute aufmerkſam umher, und ſagte dann:

„Ah! der Unglückliche hat mehr Feigen gegeſſen, als er geſammelt hat. Er liegt ganz nahe bei Damask, und ſchläft neben ſeinem Korbe; die dort umherſtreifenden Araber werden ihm denſelben ſtehlen: ſie werden ihm ſeine Stiefeln ausziehen, ſo daß wir ihn nie wiederſehen. Auf dem Aſte des Baums, unter welchem er ſchläft, ſitzt ein großer Vogel: wenn Zieltreffer den Vogel tödtete, ſo würde ſein Fall Schneidewind aufwecken.“

„Wie weit iſt jener Vogel von hier?“ fragte Zieltreffer.

„Gerade fünf und ſiebenzig Stunden.“

Hierauf ſteckt Zieltreffer ſeinen Zielſtab hin, ſpannt ſeinen Bogen, und der Pfeil fliegt ab. Scharfblick beobachtet den Schuß, und ruft:

„Der Vogel iſt gefallen, und der Schläfer iſt aufgewacht, er macht ſich auf den Weg.“

Einen Augenblick darnach ſind die Feigen in der Höhle.

„Grollet nicht auf unſern Schaffner,“ ſagte Bergſpalter zu Saufaus; „dieſer Vorfall hat uns die Nützlichkeit Zieltreffers und Scharfblicks bewährt . . . Aber ich meine, das Abendeſſen iſt bereit, laßt uns zu Tiſche gehen.“

„Das kann, wenn's euch beliebt,“ verſetzte Saufaus, „nicht eher geſchehen, als bis unſer Lager aufgeſchlagen iſt, und ich den Zapfenſtreich habe ſchlagen laßen.“

Zu gleicher Zeit rief er Allvergrößrer, der alsbald auf ſeinen Befehl erſchien:

„Haſt du alle Vorkehrungen getroffen, und einen Lagerplatz erwählt?“

„Der Platz iſt hier vor euren Augen,“ antwortete Allvergrößrer, „euer Zelt iſt in meiner Bruſt, und ſeine Ausſpannung in meinen Lungen.“

„Bei Mahomed!“ rief der Hauptmann aus, „das iſt ein ſeltſames Räthſel!“

„Es iſt kein Räthſel,“ ſagte der Derviſch, „oder wenigſtens ſoll das, was ihr ſehen werdet, es euch auslegen. Laßt uns nach dem Orte gehen, wo der Arbeiter ſein Werk beginnt.“

Allvergrößrer hatte ein Beutelchen von der Größe eines Eies am Gürtel, den er um den Leib trug; es ſchien an vier kleinen Schnüren zu hangen, an deren Enden kleine ſtählerne Nadeln befeſtigt waren. Dieſes Beutelchen öffnete er, und bließ hinein: da hatte daſſelbe die Größe einer Melone; er blies nochmals, und er konnte ſchon ſeinen Kopf hineinſtecken; dieß that er, und nun blies er aus aller Macht in dieſe Mütze, die er ſich gebildet hatte: mit jedem

Zuge dehnte ſie ſich weiter aus, und als ſie bis auf die Erde hinabreichte, war der ganze Leib des Blaſenden darin verhüllt. Jetzt ergriffen ſeine Geſellen die kleinen Schnüre des Beutels, welche zu Stricken geworden waren, und zogen ſie nach allen vier Seiten an; der obere Theil des Luftballs hatte die Geſtalt eines Zeltes angenommen, geſtützt von vier Stangen, welche es überall mit ſich führte. Allvergrößrer ſetzte ſeine Arbeit fort, und das Zelt erweiterte ſich dermaßen, daß es bequemlich zwanzig Menſchen beherbergen konnte; und die Stahlnadeln, welche zu eiſernen Zeltſtangen geworden und in die Erde geſtoßen waren, gaben dieſer Herberge die vollkommenſte Feſtigkeit.

„Schock Mahomed!" rief Bergſpalter in Entzückung aus, „ich habe hier den König, den Gott der Feldpilze geſehen; das iſt etwas unglaubliches!"

„Ohne euch zu ſchmeicheln, mein Feldherr," ſagte Sauſaus, „wer eure Thaten geſehen hat, kann alles glauben, und darf ſich mit nichts brüſten: aber Allvergrößrer mäßigt ſich noch; ſeine Lungen vermöchten ein Zelt aufzublaſen, welches alle Wallfahrer von Mekka ſammt ihrer Begleitung beherbergen könnte."

In demſelben Augenblick hörte man in der Ferne ſtark trommeln; man hätte es, ohne das vollkommene Zugleich aller Schläge, für funfzig Trommeln halten ſollen.

„Was iſt das für ein Lärmen, den ich da höre?“ fragte Bergſpalter.

„Es iſt nichts,“ antwortete der Derviſch: „Immerſchlummer ſchlägt den Zapfenſtreich; er ſtreichelt ſich nur den Bauch: ihr ſolltet den braven Kerl erſt zum Angriff pauken hören!“ —

„Guter Derviſch, ihr thut hier in ſehr erſtaunlicher Geſellſchaft Buße.“ —

„Sie ſind, ſo wie ich, gezwungen, in der Zurückgezogenheit zu leben, weil die Welt ſie ungünſtig beurtheilt: aber mit eurer Hülfe können wir nun dieſen Aufenthalt verlaßen, und uns die Gerechtigkeit erzwingen, welche man uns verweigert; zumal wenn wir dieſen Bigſtaf aus dem Neſte jagen können, dieſen Geier, der aus den Körben ſein mit Eiſen geſpicktes Geflügel auf uns los läßt, welches unſre Schaar ſtäts in Unruhe erhält.“

„Ha! wenn dieſer Kerl,“ erwiederte Bergſpalter, „ſeine Veſtung mit einem dreifachen Waſſergraben hätte, und man etwas Honig hineinthäte, ſo könntet ihr ſie bald austrinken. Ich würde dann die Mauer mit meinem Säbel angreifen, und bei Mahomed! ihr wißt, was für Späne ich hauen kann. Ich würde mich in den Wall hineinarbeiten, ehe man ſich noch beſinnen könnte, Steine auf mich herabzuſchleudern; ich würde durch Gutrücken die Trümmer in den Graben werfen laßen, und in dem Augenblick in der

Veſtung erſcheinen, wo man mich nicht erwartete: da ſolltet ihr dann ſehen, wie ich in das Eiſenzeug einbrechen wollte, womit alle jene Spitzbuben bedeckt ſind."

„Das iſt ein euer höchſt würdiger Entwurf, mein Feldherr," erwiederte Saufaus, „aber der Wüthrich iſt gegen eine ſolche Unternehmung geborgen." —

„Ich beſchwöre dich bei deinem Buche, mein Ehrwürdiger, doch einen Plan zu erſinnen, vor welchem er ſich nicht ſichern kann . . . Aber jetzt laß uns zum Abendeſſen gehen."

„Das iſt gegenwärtig das beßte, was wir thun können," ſagte der Derviſch; „denn der Braten würde kalt werden, wenn Blaſefeuer ihn nicht warm erhielte."

Dreihundert und ſiebenter Tag.

Das ganze kleine Kriegsheer ſaß um eine wohlbeſetzte Tafel, welche eine Lampe mit drei Armen beleuchtete, und man ſprach von Entwürfen für die Zukunft:

„Gefährten," hub Bergſpalter an, „rechnet auf alle meine Anſtrengungen, um eure Lobſprüche zu verdienen; weil ihr mich aber zu euerm Befehlshaber machet, ſo kündige ich euch an, daß wir geordnet und ſehr ſchnell vorrücken müßen . . . Ich habe nur einen Schluck Waſſer getrunken, und es hat mir ſchon Ekel erregt . . . Morgen, mit Anbruch der Morgenröthe, will ich Heerſchau halten, und meine Befehle ertheilen; gleich darauf werde ich zum Ausrücken ins Feld trommeln laßen; das Lager kann während der Muſterung abgebrochen werden . . . Nun laßt uns noch einen Schluck Brandwein trinken, und dann wollen wir uns ſchlafen legen, und von den Siegen träumen, welche uns erwarten . . . Und wäre mein Magen hohl wie ein Brunnen, doch wollte ich auf dieſen Felsſteinen, wie auf Roſen, ſchlafen . . . Laßt uns noch die Ueberbleibſel verzehren; da wir morgen mit großen Entwürfen im Kopfe von hier ausziehen, ſo wollen wir damit anfangen, hier die Ratten auszuhungern, indem wir ihnen auch nicht eine Brotrinde zu nagen übrig laßen . . . Damit ſei das Mahl beſchloſſen; das ganze Heer folge mir, und ziehe mit mir wieder ins Lager. Es gehört ſich, daß wir unter dem Zelte ſchlafen . . . Komm her, Scharfblick, kannſt du auch in der Nacht ſehen?“ —

„Wie am Tage, mein Feldherr.“ —

„Das iſt gut; du ſollſt rings um das Lager Wache halten, und kannſt dafür morgen auf Gutrükkens Schultern ein Schläfchen machen . . . Wolkengreifer, komm her, und ergreif die Wolke, die du über unſerm Kopfe ſiehſt, und zwing ſie, etwas zu ſprengen, um die Luft zu erfriſchen . . . Immerſchlummer muß außerhalb des Lagers ſchnarchen, in dem Bereiche Scharfblicks, um ſogleich Lärmen zu ſchlagen, wenn etwas Außerordentliches vorginge . . . Wohlan, meine Freunde, jeder von uns nehme eins von dieſen Fellen hier zum Kopfkiſſen; die Kriegsmänner verzichten auf die Bequemlichkeiten des Lebens nur, wenn ſie derſelben entbehren.“

„O! der große, der tapfre, der weiſe Feldherr!“ ſagte Sauſaus, indem er dem Befehle gehorchte, und an der Spitze der Schaar dahin ſchritt. Als ſie ſo vorübergezogen war, trat Bergſpalter zuletzt in das Zelt: er legte ſich in der Mitte nieder; und jeder nahm, in ehrerbietiger Entfernung von dem Hauptmann, die Stelle ein, welche ihm die bequemſte dünkte. Der Derviſch verrichtete das Gebet, und alle ſchliefen ruhig ein.

Sobald der Morgenſtern am Himmel erſchien, weckte Scharfblick den Schnarcher Immerſchlummer, der, noch gähnend, ſich auf den Bauch ſchlug, daß die Höhlen der Umgegend davon wiederhallten. Sogleich iſt Bergſpalter auf den Beinen; er weckt ſeine Leute, mit den Worten:

„Wohlauf, Stallbrüder! daß der Tag uns ſchon unter den Waffen finde! — Allvergrößrer, brich das Lager ab.“

Auf dieſen Befehl, verließen alle das Zelt, bis auf Allvergrößrer, der ſogleich an die Arbeit ging, während man die Zeltſtangen herauszog, und noch vor Aufgang der Sonne war das Zelt wieder zuſammengefaltet, und hing an ſeinem Gürtel, an dem er es forttrug.

Alle waren nun zu der großen Heerſchau verſammelt: Saufaus hatte das Hintertreffen eingenommen.

„Bruder,“ ſprach Bergſpalter zu ihm, „du ſtehſt nicht an deiner Stelle; da du unſer Kriegsrath biſt, ſo ſollteſt du in der Mitte ſtehen: aber die Kriegskunſt hat ſich etwas verändert, man ſtellt dich in die letzte Reihe; zwar manchmal, wenn das Vordertreffen ſchon den Kampf begonnen hat, kömmt der Rath zu ſpät: hier jedoch, da unſere Reihen nicht ſehr dicht ſind, wird nichts dich hindern, mir zu Hülfe zu kommen . . . Dein Buch iſt es, in gutem Stande, fehlen keine Blätter daran?“ —

„Bei Mahomed! ich habe ſie nicht gezählt; aber gleichviel, ich kann ſie ſehr leicht erſetzen.“

„Bruder Scharfblick,“ fuhr Bergſpalter fort, „deine Augen ſind etwas entzündet; bade ſie mit friſchem Waſſer, du könnteſt dir ſonſt einen Fluß zuziehen . . . Zieltreffer, ſind dein Bogen und Pfelle in gutem Stande?“ —

„Nichts fehlt daran, mein Feldherr.“ —

„Ich kann es kaum erwarten, deine Geſchicklichkeit durch eine Botſchaft gerad in das Auge des Feindes, zu prüfen ... Laß dein Knäuel ſehen, Wolkengreifer: es iſt recht rund, und die Seide iſt fein geſponnen! Es iſt eine Herausforderung an die Spinnen. Aber, mein lieber Freund, wenn du die Weiſung eines alten Kriegers, wie ich bin, annehmen willſt, ſo wirſt du bald einſehen, daß eine ſo koſtbare Gabe, wie die deinige, ſich nicht darauf beſchränken muß, die Luft zu erfriſchen und das Geſchirr abzuwaſchen ... Blaſefeuer, ich kann den Feuerheerd in deinem Magen zwar nicht muſtern; aber ich ſetze voraus, daß er mit Schwefel und Pech für einen Feldzug hinlänglich verſehen iſt: da wir anderen Leuten in die Küche fallen wollen, ſo bedürfen wir der deinigen nicht, uns zu verſorgen; aber ich gebe dir auf, alle Köpfe zu braten, welche uns hinderlich werden möchten ... Schneidewind, deine Stiefeln ſcheinen mir in gutem Stande; aber nimm dich in Acht vor deinem Gelüſte nach Feigen: du haſt Gefahr gelaufen, entſtiefelt zu werden, und du würdeſt dir einen böſen Schnupfen geholt haben, hätteſt du baarfuß ſo weit herwandern müßen ... Allvergrößrer, du haſt das Zelt wieder zuſamengezogen; aber laß ſehen, ob die Pfähle daran ſind, ob die Stricke gut ſind, ob das Zeug nicht nachgegeben hat ... Nein, es fehlt nichts daran. Sage mir, wenn du in eine Melone blieſeſt, könnteſt du ſie auch wohl ſo groß als einen Kürbiß machen?“ —

„Nein, mein Feldherr.“ —

„Man hat wohl Recht zu ſagen, daß es keine unbeſchränkte Fähigkeit giebt . . . Tritt vor, Gutrücken; man muß dich mit ledernen Tragbändern verſehen, um deine Laſten zu befeſtigen. Wahrhaftig, das iſt ein Rücken, dem nur die wagerechte Stellung mangelt, um eine Pyramide darauf zu ſetzen! . . . Du beſchneideſt deine Nägel? Das iſt ein Fehler, du weißt doch wohl, daß man zum Greifen nicht lange Finger genug haben kann . . . Hieher, Immerſchlummer: dein Trommelfell iſt gut geſpannt, aber du mußt die innere Seite nicht zu ſehr mit heißen Getränken anfeuchten, das könnte die Haut austrocknen . . . Laß mich jetzo doch auch einmal einige gelinde Töne deiner Trompete hören.“

Immerſchlummer gehorchte, und gab einige halbe Noten mit gedämpfter Stimme von ſich; aber es war hinreichend, um der ganzen Schaar Schrecken und Entſetzen einzujagen: Schneidewind wäre hundert Schritte weit weg geſprungen, hätte er ſeine Beine finden können; Gutrücken fühlt ſeine Knie unter ihm wanken; Scharfblick ſieht keinen Stich; Zieltreffer läßt Bogen und Pfeile ſinken; Wolkengreifer ergreift eine Wolke, ſich dahin zu flüchten; Allvergrößrer verliert den Athem; und Blaſefeuer erſtarret vor Froſt.

„Bei Mahomed!“ ſprach Bergſpalter, indem er Saufaus bei der Hand faßte, der den Schluckauf hatte, „das iſt ein wunderzartes Stimmlein! Ich bin keine feige Memme, und gleichwohl zittere ich, wie ein Eſpenlaub. Bruder Immerſchlummer, du haſt übergroße Gaben! aber wir wollen, wenns dir beliebt, nur in verzweifelten Fällen davon Gebrauch machen; geh wieder an deine Stelle. — Und nun, meine Freunde, die ihr mich zu euerm Feldherrn erwählt habt, höret den Kriegsplan, welchen wir ausführen wollen.

Es kömmt darauf an, ſich der Veſtung Kallakahabalaba zu bemächtigen, und den Wüthrich Bigſtaf zu vernichten. Er iſt zu klug, ſich ſelber der Gefahr auszuſetzen: er wird uns ſein Hundevolk entgegenſtellen, wir werden es ſchlagen, aber das wird nichts entſcheiden. Der Hunger muß ihn zur Uebergabe zwingen: laßt uns alſo das Land verwüſten, aus welchem er ſeinen Unterhalt zieht, und bringen wir ihn dahin, daß er ſeinen Felſen freſſen muß, um zu leben! Ihr habt alle Elemente in eurer Gewalt: ſengen und brennen, erſäufen, rauben, morden und vertilgen, das ſind die Mittel, dieſes Land binnen kurzer Zeit in eine Wüſte zu verwandeln. Ein gemäßigter Krieg könnte durch ſeine Folgen viel verderblicher werden; dagegen, wenn das Schrecken dabei herrſcht, dreiviertel des Volks ſich durch die Flucht zu retten ſucht. Es kömmt nur darauf an, zu wiſſen, wo wir die Verheerung beginnen ſollen. —

Dreihundert und achter Tag.

Scharfblick," ſprach der Hauptmann zu dieſem vortrefflichen Kundſchafter, „laß deine Augen nach allen vier Weltgegenden umhergehen. Wir brauchen eine leichte Arbeit, welche uns nahe bei der Hand iſt. Was ſiehſt du im Niedergang?" —

„Zwanzig Stunden von hier, mein Feldherr, erblicke ich eine Karavane, welche gegen uns heranzieht."

„Wenn wir ſie auch am Abend erreichen könnten," ſagte Bergſpalter, „ſo würden wir doch ermüdet und mit leerem Magen ankommen; und plünderten wir ſie dann auch, ſo würden wir damit dem Vigſtaf doch keinen Schaden zufügen. Das iſt alſo nichts für uns: ſpähe im Aufgang." —

„Mein Feldherr! ich ſehe eine fette Wieſe, auf welcher ſehr ſchöne Schafe weiden, und einige Hirten ſind dabei." —

„Dieſer Gegenſtand könnte in der Folge unſre Aufmerkſamkeit verdienen, aber das iſt noch kein zugerichtetes Fleiſch, und da wir ganz nüchtern ausrükken, ſo haben wir nöthig, unſer Mahl ſchon fertig aufgetragen zu finden . . . "

„Ah!" ſagte Scharfblick, „da gegen Mittag wird es eben zugerichtet! Ich ſehe die Zurüſtungen einer ſtattlichen Hochzeit." —

„Das iſt unſre Sache . . . wie weit von hier?"

„Zehn Stunden." —

„Iſt es in einem Burgflecken?" —

„Ja, und ziemlich bevölkert." —

„Deſto beſſer; da haben wir Gelegenheit, deſto mehr Schaden und Lärmen zu machen; die Leutchen dort werden uns nicht wehren, unſre Arbeit zu verrichten: bei dieſem Plane wollen wir bleiben.

Blaſefeuer geht mit mir in den Burgflecken, und ſteckt den dem Hochzeithauſe gegenüberſtehenden Theil deſſelben in Brand; ich trete in das Haus, ich bemächtige mich der Braut, und wenn der Bräutigam, der Vater oder die Verwandten darüber zürnen, ſo theile ich etliche Maulſchellen aus; und wenn dieß ſie noch nicht beſänftigt, ſo wird Immerſchlummer ihnen in meinem Namen ein Wörtchen ins Ohr raunen, und ich denke, ſie werden es ſich nicht zweimal ſagen laßen. Blaſefeuer verbrennet unterdeſſen alles, ausgenommen das Hochzeithaus, in welchem wir ruhig unſer Mittagsmahl halten wollen. Da die Einwohner ſich zuſammenrotten und mit Steinen nach uns werfen könnten, ſo befehle ich Wolkengreifer, ſich auf die erſte beßte Wolke zu ſetzen, viele andere Wolken zu verfolgen, alle zu verſammeln und uns mit ſeinem

Gewölke zu folgen: er muß dann tauſend Fuder Hagel auf die Köpfe der Misvergnügten herabſchleudern, und wir werden Sorge tragen, ihm ſein gutes Theil an dem Mittagsmahle aufzubewahren.“

„Bei Mahomed!“ rief Saufaus, „nimmer ward eine Unternehmung mit mehr weiſer Vorſicht entworfen.“

„Du biſt alſo zufrieden, mein Derviſch?“ ſagte Bergſpalter: „ich denke, alle Welt muß es ſein. — Wohlauf, vorwärts marſch! — Immerſchlummer, trommle lieblich, wie wenn man zur Hochzeit geht.“

Der Trommelſchläger gehorchte, und die Schaar ſetzte ſich wohlgeordnet in Bewegung.

Als ſie nur noch eine halbe Meile von dem Burgflecken waren, gab Bergſpalter dem Schneidewind Befehl, zu beobachten, was bei dem Feſte vorginge, und zu ſehen, ob man das Mahl auch etwa zu zeitig auftiſchte.

Binnen drei Minuten war der Abgeſandte wieder zurück, und berichtete:

„Es ſind Götzenanbeter, ſie opfern vor einem hölzernen Götzenbilde eine Färſe mit vergoldeten Hörnern, welche höchſtens erſt in einer Stunde gahr ſein kann.“

„Bei Mahomed!“ ſagte Bergſpalter zu Saufaus, „Derviſch, du mußt höchſt erfreut ſein: wir ziehen gegen den Götzendienſt aus! Es ſoll dein Geſchäft ſein, das Götzenbild umzuſtürzen: beſchwöre es recht mit deinem Buche, ich empfehle es dir . . . Eine Heirat vor einem Götzenbilde, und ohne Kadi! das taugt nichts: ich will dieſe Jungfrau auf gut muſelmänniſch heiraten, um ſie auf den rechten Weg zu bringen.“

Während dieſer Unterhaltung ging der Marſch vorwärts; endlich erreichte man den Burgflecken, und rückte gerade vor das Haus, wo die beiden Familien verſammelt waren. Bergſpalter trat hinein, als wenn es ſein eigenes Haus wäre, und ſprach:

„Wie! man verheiratet ſich hier, ohne es mir kund zu thun, man ſetzt ſich zu Tiſche, ohne mich?“

Man denke ſich das Erſtaunen dieſer guten Landleute; ſie ſahen alle einander an, ohne ein Wort zu ſprechen, ſie betrachteten zitternd den gepanzerten Mann, der alſo zu ihnen ſprach.

„Wir ſind verloren!“ riefen ſie aus: „es iſt Bigſtaf, es iſt der Wüthrich ſelber!“ —

„Das lügt ihr Hundepack! es giebt hier keinen Wüthrich: für wen ſeht ihr mich an? Wiſſet, ich bin der Bräutigam dieſer Schönen, und daß ſie keinen andern haben ſoll!“

Mit dieſen Worten ergriff er ſie beim Arm; der Bräutigam und die Aeltern ſprangen herbei, ſie ſeinen Händen zu entreißen: mit einer Maulſchelle und zwei Schlägen mit der verkehrten Hand ſtreckte er ſie zu

Boden. Jetzt griffen alle nach Stöcken, Meſſern, Hausgeräth, und was ſich ihren Händen darbot, um es auf den Räuber zu ſchleudern: aber plötzlich fing Immerſchlummer an zu nieſen. Das war wieder eine Fähigkeit, welche Bergſpalter noch nicht kannte: er wurde davon dermaßen betäubt, daß er ſeinen Raub hätte fahren laßen, wäre er minder erhitzt darauf geweſen. Indeſſen wurden Männer und Weiber, alles was in dem Hauſe war, davon zu Boden geſtürzt; das Gebäude ſelbſt, das nicht ſehr feſt war, wurde dadurch erſchüttert.

Dreihundert und neunter Tag.

Als Bergſpalter von ſeiner Betäubung wieder zu ſich gekommen war, rief er ſeinem brauſenden Schildknappen zu:

„Auf! und befreie mich von dieſem Lumpenvolk; wirf alle aus dem Fenſter, die zu weit von der Thüre liegen.“

Immerſchlummer gehorchte, und das Haus wurde von allen ſeinen Gäſten geſäubert. Die Braut allein blieb zurück, welche, ohnmächtig vor Schrecken, eben ſo wie die Anderen, umgeſunken wäre, wenn der handfeſte Hauptmann ſie nicht gehalten hätte.

Unterdeſſen hörte man in dem ganzen Burgflecken Feuer! rufen, und Geſchrei und Geheul ausſtoßen.

„Auf!“ ſagte Bergſpalter zu Immerſchlummer, „jetzt iſt nicht Zeit zu ſchnarchen; unſere Gefährten könnten ſich in all dieſem Lärmen verlieren: du mußt ſie durch Trommelſchlag zuſammenrufen.“

Der Trommelſchläger vollzog den Befehl, die Schaar verſammelte ſich, und das Hochzeitmahl wurde verſchlungen. Die Braut, die gezwungen war, mitten unter dieſer Geſellſchaft zu bleiben, und die rohen Liebkoſungen Bergſpalters zu dulden, hörte nicht auf zu weinen.

„Wie ſoll es mich freuen, dich zu tröſten, mein ſchönes Kind,“ ſagte der Hauptmann zu ihr; „laß eine von deinen ſüßen Thränen in meinen Becher träufeln, das wird mir den Trank noch köſtlicher machen.“

Sie aber wandte das Haupt weg, auf eine Weiſe, welche zugleich ihren Schmerz und ihren Abſcheu ausdrückte.

Während dieſe Räuber fraßen und ſich überſättigten, war der Vorfall einem kleinen Trupp von funfzehn Mann der Beſatzung von Kallakahabalaba gemeldet worden, welcher gewöhnlich in der Gegend die Runde machte; man beſchrieb ihnen den Anführer der Bande. Bergſpalter dünkte ihnen nicht furchtbar, ſie kamen herbei, beſetzten das Haus, worin er ſich mit ſeinen Leuten befand, und bereiteten ſich, es anzugreifen. Der Anführer der Schaar trat herein und ſchwang den Säbel über Immerſchlummer, der aber durch Nieſen dem Streich auswich. Bergſpalter, von dieſem Getöſe betäubt, ſprang auf und ſetzte ſich zu Wehr: ein Säbelhieb von ihm ſpaltete den Keckſten von oben bis unten; mit dem zweiten Streiche hieb er den nachdringenden mitten durch; dem dritten wurde eine Schulter abgehauen; der vierte verlor die Hälfte des Arms; dem fünften flog der Kopf vom Rumpfe, und der ſechste ließ ſeine beiden Beine auf dem Platze. Als die übrigen Söldlinge Bigſtafs dieſes Gemetzel ſahen, machte der Schreck ihnen Flügel, ſie warfen ihre Rüſtung und Schilde weg, um ſich die Flucht zu erleichtern. Als Bergſpalters Gefährten ſie ſo in Verwirrung ſahen, verfolgten ſie ſie unabläßig: Wolkengreifer ließ Hagel auf ſie herabregnen; Blaſefeuer briet ſo viele von ihnen, als er erreichen konnte, und ſelbſt Saufaus erſchlug welche mit ſeinem Buche; alle ſtürzten betäubt nieder und wurden dem Säbel Bergſpalters überliefert, der ihnen vollends den Garaus machte: dergeſtalt, daß auch nicht einer übrig blieb, der die Botſchaft dieſes gemeinſamen Unfalles hätte überbringen können.

Nach dieſer Niederlage, kehrte der ſiegreiche Feldherr in das Hochzeithaus zurück, um in den Armen ſeiner Eroberung die Früchte ſeines Sieges zu genießen:

aber während der Schlacht war ſie entflohen. Er gerieth in Wuth, und rief Scharfblick herbei:

„Hola!“ ſprach er zu ihm: „willſt du es leiden, daß dein Oberhaupt aller der Freuden beraubt ſei, welche er ſich verſprechen durfte? Suche mir dieſes treuloſe Weib auf. Bei Mahomed! wehe dem, der ſie verbirgt!“

Scharfblick bot alle ſeine Geſchicklichkeit und Sorgfalt auf, und ſagte dann:

„Mein Feldherr, ich erblicke ſie nirgends; ich ſehe wohl drei Stunden von hier eine Schaar Weiber die ſich flüchten und ihre Kinder und Habſeligkeiten mit ſich fortſchleppen: aber die Braut iſt nicht darunter . . . Die Mauern des Burgfleckens können ſie mir indeſſen nicht verbergen, denn ſie waren von Holz und ſind alle verbrannt! ſie muß unter der Erde ſtecken, und da ſehe ich keinen Stich.“

„Ha! Schock Mahomed!“ rief Bergſpalter aus, „es iſt höchſt verdrießlich zu ſiegen, ohne ſich ſeines Sieges zu erfreuen. Das iſt abermals ein Streich von meinem Hundegeſtirn! Potz Bomben und Granaten! es macht mir jede Erobrung ſtreitig, ich bin in Verzweiflung . . . . Geh hin und ſage Immerſchlummer, er ſoll unſere Leute zuſammentrommeln; wir wollen uns wieder zu Tiſche ſetzen, hier giebt es noch was zu trinken, und mein Aerger iſt von der Art, daß er durchaus erſäuft werden muß.“

Die kleine Schaar verſammelte ſich bald wieder um ihren Feldherrn, und nahm Theil an ſeiner Betrübnis, ſo wie an der Tröſtung, welche er ergriffen hatte.

„Ah! mein lieber Gutrücken!“ ſprach Bergſpalter zu ihm, „welche niedliche Beine würdeſt du um deinen Hals getragen haben! du wäreſt nimmer mit einer ſo lieblichen Bürde beladen geweſen! Aber wir ſind nun gezwungen, wie der Derviſch, ein bußfertiges Leben zu führen; laßt es uns wenigſtens bis Mitternacht fortſetzen, damit es deſto verdienſtlicher ſei . . . Du, Immerſchlummer, weil ich ſo viel Vertrauen in deine Fähigkeit ſetze, du ſollſt unſere Ruhe bis Sonnenaufgang bewachen: geh und mache eine halbe Stunde von hier die Runde; wenn du Neugierige erblickſt, ſo ſchlag Lärmen, wie mit achtzig Trommeln, und ſtoß etwas ſtark in die Trompete.“

Immerſchlummer gehorchte, während ſeine Gefährten fortfuhren ſich zu beluſtigen und übermäßig zu ſaufen, bis alle unter dem Tiſche lagen, die zuvor daran geſeſſen hatten.

Es werden nicht alle Tage Hochzeiten gehalten, wo man ſeine Mahlzeit bereit findet, ohne ſich darum gemühet zu haben. Am folgenden Morgen beging Bergſpalters Schaar hier und dort allerlei Räubereien, mit um ſo größerer Verwegenheit, als ſie ſich ſchmeichelte, es unter einem ſolchen Hauptmann ungeſtraft thun zu dürfen: aber ſie waren genöthigt, ſelber zuzurichten, was ſie eſſen wollten. Alle Nächte lagerten ſie unter ihrem Zelte, deſſen Stelle man nicht wußte, weil es erſt unter Begünſtigung der Dunkelheit aufgeſchlagen wurde. Am Tage mußten ſie oft kämpfen, weil ſie auf kleine Schaaren ſtießen, wie diejenige, welche ſie in dem Hochzeithauſe hatte aufheben wollen: aber alle wurden erſchlagen oder verſtümmelt. Was dem Schwert und dem Feuer entrann, fiel vor Immerſchlummers Donnerſtimme, der ihnen dann vollends das Trommelfell zerſprengte, indem er ihnen etwas ins Ohr raunte; zuletzt ſchickte man den Hagel hernieder, um das Unheil und die Verwüſtung zu vollenden.

Dreihundert und zehnter Tag.

Ein Mann hatte indeſſen ein Mittel erſonnen, das Land von dieſer furchtbaren Plage zu befreien; nämlich, ſich mit Schleudern zu bewaffnen, und die Urheber dieſer Verwüſtungen aus der Ferne mit Steinen anzufallen. Scharfblick beobachtete dieſen Mann, wie er die neue Waffe verſuchte, welche er vorſchlagen wollte; er ſah ihn im Begriff, ſeine Entdeckungen den umſtehenden Leuten mitzutheilen: aber in dem

Augenblicke, da er den Mund öffnete, fuhr ein Pfeil, den Zieltreffer abdrückte, ihm gerade in die Kehle, und hemmte den guten Rath auf dem Wege.

Verzweiflung verbreitete ſich in der ganzen Gegend; die Kunde davon kam von allen Seiten nach Kallakahabalaba, durch hundert Pfeile, welche man hinaufſchoß: (auf ſolche Weiſe nämlich ſandte man Bittſchriften an Bigſtaf, und ließ Klagen oder Botſchaften an ihn gelangen.)

Der Zwingherr rief ſeinen Rath zuſammen; derſelbe beſtand aus einem zauberkundigen Sterndeuter.

„Sieh die Lage, in welche wir verſetzt ſind,“ ſprach er zu ihm: „zwar kann niemand hier herauf kommen, uns zu beunruhigen, aber nichts kann uns vor der Hungersnoth ſchützen, womit wir bedroht ſind. Bisher hatten meine Waffen mit Vortheil dieſe ſeltſamen Räuber bekämpft, welche mein Land heimſuchen: aber ihre Verwegenheit iſt ohne Zweifel mit ihrer Macht geſtiegen. An ihrer Spitze ſteht ein Hauptmann, der allein ſchon mehrere Schaaren meiner Soldaten aufgerieben, die über die Sicherheit dieſer Gegend wachten und die Abgaben einhoben. In den Berichten und Klagen, welche mir zukommen, iſt viel Uebernatürliches; ſinne demnach auf Mittel, unſere Sicherheit zu befeſtigen.“

„Ich beſchäftige mich ſchon ſeit einiger Zeit damit,“ antwortete der gelehrte Mann: „ich habe die

Geſtirnung*) bei der Geburt aller jener Leute erforſcht: gewöhnliche Waffen können euch keinen Vortheil über ſie gewähren; die vermeintlichen Gaben, welche ſie ſo übel anwenden, ſind mehr oder minder zauberiſch: aber dieſe Kunſt hat den Fehler, daß das ſtärkſte Mittel, welches ſie anwendet, durch das kleinſte, demſelben gerade entgegengeſetzte Mittel aufgehoben werden kann. So will ich mich jenem Immerſchlummer mit Baumwolle in den Ohren nähern, und ſeine Trommel wird ohne Wirkung ſein; ich ſpeie dem Blaſefeuer ins Maul, und ſein Brand erliſcht; Scharfblick wird unnütz in dem Maaße, wie die Gefahr näher rückt; Zieltreffers Pfeil erſtumpft an dem Stahle; Schneidewind iſt nur ein Läufer, den man leicht aufhalten kann; Wolkengreifers Kunſt hängt an einem Faden, den man Mittel findet zu zerſchneiden; Saufaus iſt eine Memme, wie ein Derviſch, und wo es kein Waſſer zu trinken giebt, iſt er unnütz; aber man muß ſich vor ſeinem Buch in Acht nehmen; Allvergrößrer und Gutrücken gehören zum Gepäck, und ſind nicht furchtbar. Aber der größte Feind, welchen wir zu bekämpfen haben, iſt der Hauptmann Bergſpalter, der Anführer dieſer verfluchten Brut: er iſt von jeher den Sternen verhaßt, und wirklich von ihnen ſo begabt, das er alles mögliche Böſe verüben kann, ohne jemals etwas Gutes zu thun; er hat einen gewandten und erfinderiſchen Geiſt, einen unerſchrockenen Muth, und eine außerordentliche Leibesſtärke: aber er iſt ſtäts das Opfer ſeiner Entrüſtung; er führt einen gefaieten Säbel, welchem ſelbſt der Diamant nicht widerſtehen würde; und hieltet ihr ihm eure eherne Keule entgegen, er würde ſie in tauſend Stücke zerſchmettern, und ihr wäret entwaffnet. Es iſt ſeine Gewohnheit, Ausforderungen zu ſenden; aber man hat ihm ſchon kund gethan, daß ihr ſie nur auf Bedingungen annehmen würdet, welche ihm nicht gefallen. Indeſſen, Herr, wenn ihr eure Krieger nach meiner Angabe bewaffnen wollt, ſo wage ich euch einen ſichern Erfolg über ihn und ſeine ganze Bande zu verſprechen."

---

*) Conſtellation.

„Geh in mein Zeughaus," ſagte Bigſtaf, „und laß dort alle Waffen für meine Krieger und für mich ſelbſt, nach deinem Gutdünken bereiten: deine Weiſung hat zu viel Gewicht bei mir, um ihr nicht blindlings zu folgen."

„Ich ſage es euch voraus," ſprach der Sterndeuter, „daß dieſe Waffen ſeltſam ſein werden." —

„Gleichviel; ſie werden nur um ſo tauglicher ſein, den Feind zu ſchlagen: man muß dem Wunderbaren Wunderbares entgegenſetzen."

Während nun der Hauptmann Bergſpalter fortfuhr, die Ebene zu verwüſten, rüſtete Bigſtaf, nach der Angabe ſeines Weiſen, das kleine Heer aus, welches er ins Feld ſtellen wollte. Man verſammelt und verfertigt heimlich in den Zeughäuſern die Waffen und die Kriegswerkzeuge, womit es verſehen werden ſollte. Als alles bereit war, ſtieg eine Schaar von dreihundert Mann, ganz leuchtend von Stahl, in den Rollkörben aus der Feſtung herab, und bedeckte die Ebene.

„Der Feind! der Feind!“ rief Scharfblick aus.

„Hat er ſich von ſeinen Minaretthürmen herabgelaßen?“ fragte Bergſpalter. —

„Ja, mein Feldherr: jetzt eben leeren ſich die Körbe; dreihundert Mann ſteigen heraus, und ein Hauptmann führt ſie an . . . Es iſt der Zwingherr ſelber; ich erkenne ihn an dem Wuchs; er erſcheint noch größer, als gewöhnlich . . . Ah! welchen wunderlichen Helm hat er auf dem Kopfe! es iſt ein großer Kochtopf: Blaſefeuer muß ihn ſelber darin ſchmoren . . . ſein Schild iſt fünf Finger dick; ſeine Blicke funkeln wie Feuer . . . Mein Feldherr, ſoll ich vor Zieltreffer den Zielſtock hinſtellen, damit er ihm einen Gruß von euch ins linke Auge ſende?“

„Du biſt ſehr dienſteifrig, Soldat!“ ſagte Bergſpalter: beobachte, aber gieb keinen Rath . . . Mein Feind iſt alſo im Felde, ſo lächerlich verwahrt gegen meine Streiche! . . . Auf, Immerſchlummer, ruf alle unſere Leute herbei, und laßt uns auf den Feind losgehen.“

Dreihundert und eilfter Tag.

Bald ſtanden die beiden Heere in der Entfernung eines Pfeilſchuſſes einander gegenüber. Bergſpalter ſtellte ſich in die Mitte zwiſchen Immerſchlummer und Blaſefeuer; Sauſaus und Scharfblick ſtanden auf dem rechten Flügel, Schneidewind und Zieltreffer auf dem linken; Gutrücken und Allvergrößrer bildeten die Nachhut; Wolkengreifer zog einen Zug Gewitterwolken mit ſich fort, welche er in der Luft ſchweben ließ, bis zur gelegenen Zeit, ſie zu entladen.

Bigſtaf ſeinerſeits machte auch ſeine Anordnungen; er ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung, in einer Reihe drei Mann hoch. Die erſte Reihe führte blinkende Waffen; in der zweiten war jeder Krieger mit einer Handſpritze bewaffnet, und in der dritten Reihe jeder mit einer Scheere: alle waren mit Schutzwaffen vom härteſten Stahle bedeckt.

Als Bergſpalter dieſe drei Reihen vor ihm ſich entfalten ſah, rückte er, voll Vertrauen auf ſeine Stärke, zuverſichtlich vor, und wähnte zum gewiſſen Siege zu gehen: er ſchritt zehn Schritte vor ſeiner Schaar her, als wenn er ſeinen Feind zum Zweikampfe herausforderte. Bigſtaf trat auch vor, denſelben anzunehmen; die beiden Heere ſtanden ſtill, und Bergſpalter befahl Immerſchlummer, zum Angriff zu blaſen. Nur dieſer Befehl wurde noch ausgeführt; denn übrigens vereitelten unvorhergeſehene Zufälle alle Entwürfe Bergſpalters und vernichteten ſeine Anſtrengungen.

Sobald Bergſpalter mit ſeinem Gegner Schild gegen Schild ſtand, wollte er auf Bigſtafs Haupt einen jener entſcheidenden Streiche führen, wodurch er ſo manchmal die Stärke ſeines Arms und die Schärfe ſeines Säbels bewährt hatte; aber bevor er zuſchlug, glaubte er, ſeinen Feind, deſſen Beſiegung er ſicher war, noch alſo anreden zu müßen:

„Bigſtaf," ſprach er zu ihm, „Oberhaupt der Küchenjungen, ſchämſt du dich nicht, dich mit dem Kochtopf auf dem Kopfe zum Kampfe zu ſtellen? Wähnſt du denn, daß deine Küchenrüſtung dich vor den Streichen ſchützen werde, welche dir drohen? oder hat mein Unſtern dir eingegeben, mir dieſe lächerliche Bewaffnung entgegen zu ſtellen, damit ich von meinem Siege nur den Schimpf haben ſoll, den Fürſten der Köche erlegt zu haben? Sollen denn die tapfern Kämpfen Bergſpalters mit Apothekern und Schneidern fechten? . . . Wage es, deine Keule gegen mich zu ſchwingen, die deiner entwürdigten Hand minder ziemt, als der Bratſpieß, welcher täglich deinen Braten wendet: das wäre ein würdiges Seitenſtück zu dem Helm und dem Schilde, die du trägſt."

„Bergſpalter," antwortete Bigſtaf, „deine Reden gleichen deinen Thaten. Ich bin nicht hieher gekommen, einen Krieger zu bekämpfen, ſondern einen Schlächter vom Handwerk; und wenn es mir geziemt, in allen Dingen edel zu Werke zu gehen, ſo gebührt es dir, auf eine ſchimpfliche Weiſe umzukommen. Du forderſt mich auf, den erſten Streich zu thun: wage du ſelber, ihn zu führen.“

„Bei Mahomed! du ſollſt nicht gelogen haben,“ ſagte Bergſpalter, und ein Donnerſchlag glich nicht der Gewalt des Streichs, welchen er auf den Topf auf dem Kopfe ſeines Feindes niederſchmetterte: aber anſtatt einzuſchneiden, prallte der Säbel, ſobald er den Topf berührte, dermaßen ab, daß er die ſtarke Fauſt, die ihn feſthielt, erſchütterte. Bergſpalter, erſtaunt über dieſen Widerſtand, will nun mit Einem Streiche den Arm und den Schild ſeines Gegners von einander hauen: aber die Klinge ſeines Schwertes zerſpringt daran in Stücke; anſtatt auf Eiſen zu hauen, wie er wähnte, war es ein hohler Kürbiß und eine ſchimmlichte Käſerinde, woran die Zauberkraft ſeines Säbels zerſcheiterte.

„Tauſend Schock Schwerenoth!“ rief Bergſpalter aus, indem er vier Schritte zurückprallte; „hola! Blaſefeuer, röſte mir dieſen Kopf da, blas ein hölliſches Feuer an.“

Blaſefeuer will gehorchen, aber alsbald überſchwemmen hundert gegen ſein Maul gerichtete Feuerſpritzen es dermaßen mit Waſſer, daß nur ein dicker

Rauch daraus hervorqualmt. Dieſer Hülfe beraubt, ruft der beſtürzte Feldherr Wolkengreifer herbei, der mit einer Ladung Hagel und Ungewitter über dem Heere ſchwebte: aber alsbald erheben ſich alle Scheeren der dritten Reihe von Bigſtafs Soldaten in die Luft, zerſchneiden die unſichtbaren Fäden, und wenden das Unwetter auf das feindliche Heer ab.

Bergſpalter dachte jetzt auf einen ehrenvollen Rückzug, und wollte ſein letztes Hülfsmittel anwenden: er ließ Immerſchlummer zum Marſch trommeln. Aber das feindliche Heer wurde dadurch nicht in Schrecken geſetzt; ſondern mit Hülfe der Baumwolle, womit die Ohren der Soldaten verſtopft, dringen ſie heran, und ſchließen Bergſpalter ein. Der Trommelſchläger trommelt nun mit verdoppelten Schlägen auf ſeinen ungeheuern Bauch: das entſetzliche Getöſe betäubt aber nur ſeine eigenen Genoſſen, die im vollen Lauf entfliehen. Bergſpalter blieb jedoch das Schlachtopfer; der Zwingherr von Kallakahabalaba zerſchmetterte ihn mit ſeiner Keule. Immerſchlummer zerplatzte der Bauch, und Blaſefeuer erſtickte in ſeinem eigenen Rauche. Die Uebrigen retteten ſich, ſo gut ſie konnten, und ſuchten ihre Sicherheit in den Höhlen, die ihnen zum Schlupfwinkel dienten.“

Hiemit beſchloß Dobil-Haßen ſein Mährchen. Die ihm geſchenkte Aufmerkſamkeit, die Zufriedenheit, welche er auf den Geſichtern ſeiner Zuhörer zu bemerken glaubte, gaben ihm eine gute Meinung von ſeinem Erfolge.

„Ich habe da,“ fügte er hinzu, „ſehr außerordentliche Dinge erzählt, aber die Bedingungen, welche wir eingegangen ſind, zwangen mich zu einer Erzählung, deren Begebenheiten durchaus neu wären; ich habe ſie ebenſo unbekannte Perſonen erleben laßen: mein größtes Verlangen iſt geweſen, meiner liebenswürdigen Muhme zu genügen; ich weiß nicht, ob ich ſo glücklich geweſen bin.“

„Gewiß,“ ſagte Baßümeh, „euer Mährchen hat uns Allen großes Vergnügen gemacht; und meine gute Naneh wird nicht läugnen, daß ſie herzlich darüber gelacht hat.“

„Ich will es bekennen,“ ſagte die Amme, „ich war ganz Ohr; jeden Augenblick erwartete ich ein neues Abenteuer. Dieſe Art von Erzählungen war mir bisher unbekannt, und durchaus neu für mich . . . Aber iſt das nun alles, was wir hören ſollten?“

„Nein, meine Gute,“ antwortete Baßümeh, „es iſt uns noch eine Erzählung übrig, und wir erwarten mit Ungeduld, daß derjenige, an dem nun die Reihe iſt, ſie beginnen möge.“

Mit dieſen Worten blickte ſie den jüngſten ihrer Vettern an, dem Furchtſamkeit den Mund verſchloß.

Valid-Haßen liebte Vaßümeh leidenſchaftlicher, als die beiden anderen Vettern; eine zartere und minder eigennützige Neigung beſeelte ihn, und er zog ſie den vortheilhafteſten Verbindungen in Szurat vor: aber die Furcht, ſie zu verlieren, beraubte in dieſem Augenblick ſeinen Geiſt aller Quellen der Einbildungskraft: obwohl er mit ungemeinem Gedächtnis und Verſtande begabt war, ſo bot ſich gegenwärtig doch ſeinem Geiſte gar nichts dar, was ihm nicht ſchon von anderen verbraucht ſchien; vielleicht war auch die Eigenliebe dabei im Spiele: wie dem nun ſei, man bemerkte wohl ſeine Verlegenheit; ſeine Lippen zitterten, und eine unwillkührliche Röthe überzog ſeine Stirn. Dieſe Ungewißheit beunruhigte die ſchöne Vaßümeh, welche beſonders dieſem jüngſten Vetter hold war, und im Stillen ihm den Sieg wünſchte, und die gute Naneh wartete immer noch auf eine Erzählung.

Endlich ermuthigte ſich Valid-Haßen, und wagte den gefährlichen Schritt, vor welchem er ſich ſo ſehr fürchtete, indem er alſo begann:

Valid-Haßens Traum.

„Nach den angenehmen Erzählungen, welche ich eben gehört habe, würde es ſehr vermeſſen von mir ſein, ſie allein mit den Flügeln meiner Einbildungskraft erreichen zu wollen: indeſſen ſagt man, daß den Träumen oft etwas Göttliches inwohne, und der Traum, welchen ich dieſe Nacht gehabt habe, iſt ſo außerordentlich, daß ich ſelbſt, ohne ihn zu verſtehen, genöthigt bin, ihn zu ehren; und dieſer Eindruck welchen er auf mich gemacht hat, ermuthigt mich, ihn euch zu erzählen.

Bei meinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten, welche mich täglich beſchäftigen, und deren Früchte ich noch zu ärnten hoffe, war ich geſtern Abend, ermüdet vom Leſen einer Streitſchrift, an meinem Tiſche, mit dem Kopf auf die Hände geſtützt, eingeſchlummert.

Kaum war ich feſt eingeſchlafen, als ich mich mitten auf eine dürre Ebene verſetzt ſah, wo ein brennender Durſt mich verzehrte. Ueberall ſuchte ich mit den Augen eine labende Quelle: aber wie war die mitten in dem brennenden Sande zu finden, der mich rings umgab? . . . Endlich erblickte ich an einem ſchon verdorrten Stiel eine ſchöne Melone. Ich nahm mein Meſſer, und bückte mich über die Frucht, ſie anzuſchneiden: ſobald aber die Klinge hineindrang, folgte das Heft nach; es zog meine Hand hinterdrein, dann den Arm, den Ellenbogen, die Schulter, kurz mein ganzer Leib fuhr hinein, ohne daß ich Zeit hatte, die geringſte Betrachtung darüber anzuſtellen.

In einem Augenblick ſaß ich, ohne zu wiſſen, worauf, mitten in der Melone, deren Inneres meinen Blicken einen dicken, faſt völliger Finſternis gleichen Nebel darſtellte; mich dünkte, ich arbeitete ängſtlich mit den Händen, ihn zu entfernen, als er ſich plötzlich von ſelber in leichten Dünſten zu zerſtreuen ſchien, wie ſie über die Gipfel der Gebirge hinziehen. Er verſchwand völlig, und ich konnte nun ungehindert die mich umgebenden Gegenſtände betrachten.

Ich ſaß auf einem ſchönen, mit wunderſamen Blumen und Kräutern durchwirkten Raſen; der Himmel ſtand über mir, und die Sonne beleuchtete mich von Oſten her mit ihren Strahlen: ein einziger Gegenſtand zog fortwährend meine Aufmerkſamkeit an. Es war ein prächtiger Nußbaum, von ſolcher Größe und Schönheit, daß ſein Gipfel den Himmel zu berühren ſchien, während ſein Schatten das ganze Erdreich bedeckte, auf welchem ich ſaß. Dieſer ſtolze Baum hatte ſo viel Zweige, und dieſe waren von ſo wunderbarer Größe, daß fünfhundert Menſchen, deren jeder auf einem Aſte ſaß und die Nüſſe abſchlug, einander nicht verſtehen konnten, wenn ſie ſich zuriefen; aber ich bemerkte an ihrem Drohen mit den Stöcken, daß ſie ſich die Nüſſe ſtreitig machten, welche auf der Erde lagen, und demjenigen gehören ſollten, der ſie abgeſchlagen hatte; indeſſen zankten ſie ſich nur von Zeit zu Zeit, und die Arbeit ging ihren Gang.

Ich nahm zwei Nüſſe auf, öffnete ſie, fand aber nur leere Schalen: „Wozu doch ſo viel Lärmens,“ ſprach ich bei mir ſelber, „und ſo viel Mühe, um taube Nüſſe abzuſchlagen, und ſich darüber zu zanken?“

Indeſſen brachte dieſer Hagel von Nüſſen, der auf meinen Kopf herabfiel, mich in einige Gefahr, ich ſuchte mir alſo eine andre etwas entferntere Stelle, wo ich nur Blätter abſchlagen ſah; aber man ſchien eben ſo eiferſüchtig über dieſe, als über die Früchte.

Indem ich nun rings um den Baum ging, bemerkte ich, daß in ſeinem Gipfel noch eine einzige Nuß ſaß; ſie ſchien nicht beſſer zu ſein, als die übrigen, aber die ungeheure Höhe täuſchte den Blick.

Kein Stock und kein Arbeiter konnte ſie erreichen; auch ſahen dieſe ſie nicht einmal.

Ich fühlte mich angeſpornt, die einzige Frucht herab zu holen, welche noch übrig war; aber wie ſollte ich es anfangen? ich hatte keinen Stock, und ich konnte auch nicht einmal an dem Stamme des Baumes hinaufklettern.

Ich hatte junge Leute mit Schleudern Steine werfen ſehen, und dieß brachte mich darauf, aus meinem Tuche eine Schleuder zu machen, ich legte einen Kieſel, etwa ein halb Pfund ſchwer, hinein, und ſchleuderte ihn hinauf, ohne faſt nach dem Ziele zu blicken: die Nuß war getroffen, ſie fiel herab, und ihr Fall war ſtark genug, die Aufmerkſamkeit der auf dem Baume ſitzenden Arbeiter zu erregen.

Verwundert über meinen glücklichen Wurf, nahm ich die Nuß auf, öffnete ſie, und o Wunder! die Schale enthielt Millionen von Bäumchen, alle in ihrer Art eben ſo vollkommen, als der große Nußbaum, welcher ſie trug. So wie ich ſie aus einander las, nahmen ſie mir die Arbeiter, welche mich beobachtet und ſich auf meine Schulter geſetzt hatten, und riefen aus: „Seht doch, was ich Schönes gefunden habe!“ Vergeblich wollte ich mein Vorrecht an dieſer Entdekkung geltend machen. „Was!“ ſagten ſie zu mir, „ihr habt dieſe Nuß abgeſchlagen? ihr habt ja nicht einmal einen Fuß auf den Baum geſetzt.“ — „Aber,“

erwiederte ich, „mit einem Stein iſt es mir gelungen, ich habe ihn mit meinem Tuche hinaufgeſchleudert, welches in den Zweigen hangen geblieben, wo ihr es noch ſehet!“

Meine Nebenbuhler zuckten die Achſeln; und ich, gekränkt, mir einen Schatz entriſſen zu ſehen, welchen ich meiner Geſchicklichkeit und dem Zufalle verdankte, und ärgerlich, nur noch eine leere Schale in Händen zu haben, — ich erwachte, ſehr bewegt von einem Traume, der eine Bedeutung haben muß, und um deſſen Auslegung ich denjenigen inſtändig bitte, der ſie zu finden vermag.“

„Ihr lobt hiemit den Erzähler," ſagte Baßümeh hierauf, „und ich bekenne, daß er es verdient. Wenn man ſo angenehm träumt, iſt es ſehr verdrießlich aufzuwachen."

„Nun," ſagte Naneh, „laßt uns wieder eine andre Geſchichte hören; denn alle, die man hier erzählt, ſind ſo, daß ich Eſſen und Trinken darüber vergeſſe."

„Es giebt hier keine Erzählung mehr zu hören, meine liebe Amme," ſagte die ſchöne Baßümeh; ich habe dich wegen der drei nun vollendeten Erzählungen rufen laßen; ich hatte bei denſelben Neuheit zur Bedingung gemacht, findeſt du dieſe nun wohl erfüllt?"

„Vollkommen wohl," ſagte die Blinde; „ich habe in meinem Leben viele Erzählungen gehört, und ſelber welche gemacht, aber ich kenne keine eigenthümlicheren, als die, welche ich hier vernommen habe, ſo wohl was den Inhalt betrifft, als die Art des Vortrages."

„Du ſollſt mir nun ſagen, meine gute Naneh," fuhr Baßümeh fort, „welcher der drei Erzählungen du den Vorzug geben würdeſt; dein Geſchmack ſoll meine Wahl entſcheiden; dein Ausſpruch kann nicht durch irgend ein Vorurtheil zu Gunſten eines der drei Erzähler beſtimmt werden, weil du ſie nicht kennſt; demnach, meine liebe Amme, erwarte ich deinen Beſcheid." —

„Ich kann dir nichts abſchlagen, meine geliebte Tochter; und ſo vernimm denn meine Meinung über die erſte Erzählung.

Nichts iſt ſinnreicher,“ fuhr die blinde Naneh fort, „als die Art, wie der vorgebliche Armenier Narilha und ihren Sohn anführt: aber hat man nicht zu viel Erfindung aufgewendet, ein wahnwitziges Weib und einen dummen Jungen zu täuſchen? Hat man nicht zu viel Anſtalten verſchwendet, um die Tochter eines Barbiers mit dem Sohn eines Töpfers zu verheiraten? und hat man mich auf die Hochzeit begierig gemacht, für welche ich theilnehmen ſollte? ich habe die Braut nicht kennen gelernt, und von dem Bräutigam wenig reden gehört. Ueberdieß, dünkt mich, war es unnöthig, das Gold mit vollen Händen und ſo wunderbar auszuſtreuen, während eine Hand voll Zeckienen hingereicht hätte, alles abzumachen. Endlich, liebe ich nicht die hinterdrein folgenden Beſtrafungen, und ich hätte bis zum Schluſſe fortlachen mögen; denn ich bekenne es, dieſe Erzählung hat mich, ungeachtet dieſer kleinen Ausſtellungen, ſehr vergnügt, und es that mir Leid, daß das Ende minder heiter war.

Die zweite Erzählung hat mich mitten unter eine Menge außerordentlicher Weſen verſetzt: ich habe über die Tollheiten aller Art, die darin vorkommen, herzlich gelacht; ſie hat mich höchlich ergetzt: aber das iſt auch alles; ich habe dieſe täuſchenden Luftgebilde, ohne Bedauern verſchwinden ſehen; und die ganze Erzählung hat weder mein Gefühl, noch meinen Geiſt angeregt. Wenn ich viel gelacht habe, meine liebe Tochter, ſo mag ich gern, daß die Veranlaßung dazu mir eine freudige Erinnerung zurücklaße.

Die dritte Erzählung betreffend, ſo iſt ſie zwar nur ein kurzer Traum, aber der unendlich viel zu denken giebt. Ich glaube indeſſen die Hauptzüge deſſelben deuten zu können.

Der auf dem dürren Sande verirrte Träumer zeigt uns den forſchenden Gelehrten: er durſtet nach Kenntniſſen. Die Natur iſt unter der Schale der Melone verborgen, welche er anſchneidet; ſein ganzer Leib folgt der Klinge des Meſſers, weil er ſich rückhaltslos der Nachforſchung der Wahrheit hingiebt: anfangs findet er ſich in Dunkel gehüllt, bis der Augenblick kömmt, daß er ſich ſelber erkennen kann. Der ſchöne Nußbaum iſt der Gegenſtand ſeiner Wißbegierde; derſelbe iſt mit Neugierigen beſetzt, die übelverſtandene Dinge thun, indem ſie leere Schaalen und Blätter abſchlagen, und ſich neidiſch die Frucht ihrer nutzloſen Arbeit ſtreitig machen. Ein geſchickterer Mann ſchleudert einen Stein hinauf, der die Nuß vom Gipfel des Baumes herunter bringt; er öffnet ſie, und die Wahrheit iſt darin verborgen unter dem Bilde einer Unzahl kleiner Nußbäume, welche aus einem einzigen

Kerne hervorgehen: man verdankt dieſe Entdeckung dem Zufalle, dem Vater aller nützlicher Entdeckungen.

Ich bekenne, meine Tochter, daß dieſer kleine Traum mir mehr Vergnügen gewährt hat, als die beiden Erzählungen, und daß dieſe gar viel von ihrem Werthe verlieren, wenn ich an die ſinnreiche Allegorie von dem Nußbaume denke.“

Vaßümeh ſtimmte dem Ausſpruche ihrer Amme bei: „Eine gute Erzählung,“ ſagte ſie, „muß zugleich belehren und vergnügen, das Gefühl aufregen, und das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden.“

Sie gab alſo ihrem Vetter Valid=Haßen den Preis; ihre Hochzeit wurde in Szurat mit großer Pracht gefeiert, und ihr Glück war kein Traum.“

Simuſtapha und die Prinzeſſinn Ilſetilſone.

Dreihundert und zwölfter Tag.

„Unter der Regierung des Chalyfen Harun-Al-raſchid,“ fuhr die Amme fort zu erzählen, „ließ ſich ein junger Mann zu Bagdad nieder, der ſich durch ſeine Geſtalt, die Regelmäßigkeit ſeiner Züge, die Schönheit und Anmuth ſeiner Geſichtsbildung, und durch die Hoheit und Zierlichkeit ſeines Wuchſes auszeichnete. Er kaufte ein anſehnliches Haus, welches durch den Tod eines Großen der Stadt erledigt war; er verſchönte die Gärten, ſeinen Abſichten gemäß, gab den Zimmern eine andre Eintheilung: mit Einem Worte, er verwandelte dieſen kleinen Palaſt in ein prächtiges Speiſehaus, dergleichen bisher niemals in Bagdad, und vielleicht in keiner andern Stadt Aſiens, zu finden war.

Man wurde hier auf Silber und Porzelan durch Sklaven bedient, welche mit ausgeſuchtem Geſchmack und Sauberkeit gekleidet waren. Die Paſteten und übrigen Speiſen waren auf eine ſo ſchmackhafte Art zugerichtet, daß ſelbſt die Köche des Chalyfen ſie nicht erreichen konnten.

Dieſer in ſeiner Art außerordentliche Speiſewirth nannte ſich Simuſtapha. Seine ſchöne Geſtalt, ſein verbindliches und höfliches Weſen, und die gute Bewirthung bei ihm, zogen bald eine Menge von Liebhabern in ſein Haus; die vornehmſten Leute in Bagdad konnten der Neugier nicht widerſtehen, ſeine Geſchicklichkeit kennen zu lernen; und da er die Kunſt verſtand, durch ſeine Würzen auch den abgeſtumpfteſten Gaumen zu reizen, ſo ward er bald der Lieblingskoch aller Vornehmen und Reichen des Hofes und in der Stadt. Seine Säle und ſeine Gärten wurden nicht leer von ſolchen Leuten, die mehr leben um zu eſſen, als eſſen um zu leben.

Die Hofleute des Chalyfen unterhielten ſich täglich in ſeiner Gegenwart von der auserleſenen Bedienung, welche ſie bei dem ſchönen Speiſewirth gefunden; aber dieſer Fürſt war entweder zu ſehr beſchäftigt, um ſolchen Küchengeſprächen ſeine Aufmerkſamkeit zu leihen, oder die Luſt, ſich ſelber von Simuſtapha's Geſchicklichkeit zu überzeugen, ſollte ihm erſt auf eine ſeinem

Charakter und ſeinen bekannten Eigenheiten entſprechende Weiſe entſtehen.

Die Sklaven, beſonders die Weiber, aus Haruns Palaſt, gingen niemals aus, ohne Simuſtapha's Speiſehaus zu beſuchen, und ohne einige kleine Meiſterſtücke ſeiner Kunſt mitzubringen. Die geſchäftigſte von allen war Namuna, die Pflegerinn, von der Wiege an, der Prinzeſſinn Jlſetilſone, der geliebten Tochter des Chalyfen und einzigen Frucht ſeiner Ehe mit Sobeïde'n, welche er von allen ſeinen Frauen am meiſten liebte, und der er bis an den Tod zugethan blieb.

Namuna genoß der den Frauen ihres Alters zuſtehenden Freiheit, und wanderte täglich durch die Straßen von Bagdad. Die kleinſten Kinder kannten ſie unter ihrem Schleier und grüßten ſie bei ihrem Namen, ſobald ſie ſie erblickten. Simuſtapha, deſſen Haus ſie oft beſuchte, wie er von Natur gegen jedermann höflich war, war es noch mehr gegen ſie. Er bat ſie, ſich niederzulaßen, bediente ſie zuerſt, und erwies ihr durch ſein Benehmen und ſeine Reden alle Aufmerkſamkeit und ungezwungene Höflichkeit, deren Anmuth bezaubert, ohne in Verlegenheit zu ſetzen.

Höchſt vergnügt über dieſe zuvorkommende Behandlung, ſagte die gute Alte, auf dem Heimwege bei ſich ſelber:

„Ah! ſchöner junger Mann, der Himmel ſegne dich! Du verachteſt nicht das Alter.“

Wenn ſie dann die junge Prinzeſſinn von den mancherlei Neuigkeiten unterhielt, welche ſie auf ihren Wanderungen durch die Stadt vernommen hatte, ſo endigte ſie immer mit dem Lobe des reizenden Simuſtapha: er hatte ihr mit ſo großer Gefälligkeit alle ſeine Gärten gezeigt; er hatte ſie ſo ehrerbietig und mit ſo viel Aufmerkſamkeit behandelt, und das alles ohne ſie zu kennen. Dieß ganze Benehmen war ihm natürlich und floß von ſelber aus einer wohlwollenden Seele und einer innigen Achtung und Verehrung des weiblichen Geſchlechts.

„Seine Reden,“ fügte ſie hinzu, „ſind ſo verbindlich, der Ton ſeiner Stimme ſo einſchmeichelnd, ſo lieblich, daß man mit ſeinen Worten allein ſchon zufrieden wäre. Seine Haltung iſt edel, wie ſeine Gebärden, und er iſt ſo ſchön, daß er alles in Vergeſſenheit bringt, was von dem Sohne Jacobs, dem ſchönen Joſeph von Aegypten, geſchrieben ſteht. Gott behüte die vor allem Uebel, die verſucht wird, ihn beim Mantel feſt zu halten; aber das wäre vergeblich, denn er iſt ſo ſittſam, wie eine Taube.“

Ilſetilſone ergetzte ſich an dem Geſchwätz ihrer alten Vertrauten. Sie war die erſte, wenn dieſelbe aus der Stadt zurückkam, ſie zu fragen, ob ſie wieder ihr Glück bei dem ſchönen Speiſewirthe gemacht hätte.

„Ich würde mich wohl gehütet haben,“ antwortete eines Tages Namuna, „es zu verſäumen; ich bin nicht ſo thöricht, mich in ihn zu verlieben, aber ich vergönne mir, mich mit dem gütlich zu thun, was er zurichtet; er ſelber wäre ein Biſſen für eine Königinn. Man müßte ſehr ekel ſein, wollte man ſich nicht einen jungen Mann gefallen laßen, der ſchöner iſt, als alle Prinzen der Erde. Warum ſollte ich mir das Vergnügen verſagen, ihn zu ſehen, und die Freundlichkeit, welche er mir erzeigt; ein einziger ſeiner Blicke ſcheint mich zu verjüngen, und ich glaube, es iſt der Zauber ſeiner Augen, womit er ſeine Paſteten würzt, deren Köſtlichkeit nichts gleichkömmt: ich habe Meßrur, dem Oberſten der Verſchnittenen, ein Pröbchen davon mitgebracht, wovon man in dem ganzen Palaſt wird ſprechen hören.“

Namuna täuſchte ſich nicht. Meßrur, der Oberſte der Verſchnittenen, hatte die Torte, welche die gute Hofmeiſterinn ihm mitgebracht, der Favoritſultaninn gegeben; dieſe hatte den Chalyfen damit bewirthet, ohne ihm zu ſagen, daß dieſes Backwerk von außen herkäme. Harun hatte deſſen Trefflichkeit laut gerühmt, und vernahm nun, daß es aus der Küche des Speiſewirths Simuſtapha käme, von welchem ſo oft die Rede geweſen war. Die Favoritinn erbot Harun, ihn morgen mit einem vollſtändigen Mahle aus der Küche dieſes ausgezeichneten Speiſewirthes zu bewirthen, und Meßrur erhielt Befehl, hinzugehen und die Zurichtung bei ihm zu beſtellen. Der Chalyf ſpeiſte nun bei ſeiner Favoritinn mit außerordentlicher Eßluſt und Behagen. Am folgenden Tage ließ er ſeine eigene Tafel mit Gerichten aus derſelben Küche beſetzen, und ſeine Frauen thaten ſich höchſt gütlich daran: kurz, das Vorurtheil ging bald ſo weit, daß man in dem Palaſt ſchlecht gegeſſen zu haben meinte, wenn man nicht eine oder zwei Schüſſeln von Simuſtapha's Hand auf der Tafel gehabt hatte.

Dreihundert und dreizehnter Tag.

Namuna frohlockte, als ſie den Ruf ihres Abgotts ſo zunehmen ſah: der Chalyf hatte von ſeiner Tafel ſchon mehrere Gerichte, welche ihm die leckerſten dünkten, ſeiner Tochter Ilſetilſone geſandt: ſie hatten aber ihrem Gaumen nicht ſo geſchmeichelt, als die Hofmeiſterinn ſich einbildete. Die unaufhörlichen Erzählungen derſelben gewährten ihr zwar Zerſtreuung, aber die Leckerhaftigkeit hatte keinen Theil daran.

„Sehet," ſprach die gute Alte zu ihr, „wie ſehr dieſes ſchon dem Auge ſchmeichelt: athmet den Wohlgeruch dieſes Kuchens!" Sodann ging ſie zur

Beſchreibung der Küche Simuſtapha's über: „ſie iſt ſo glänzend, als wenn die Wände mit Spiegeln bedeckt wären; der Fußboden iſt von geglättetem Marmor; das Geräth hat einen blendenden Glanz: umgeben von ſieben ſchönen jungen Leuten, die wie zu einem Hochzeittage geſchmückt ſind, und an den Backöfen Acht geben, wacht Simuſtapha über alles, was um ihn her gethan wird: ſein Haupt, welches ſeine Arbeiter überragt, giebt ihm das Anſehn des Mondes, von ſieben Sternen umgeben. An jeder Schüſſel, wenn ſie bereit iſt, legt er die letzte Hand, und giebt ihr dieſen geheimen und unnennbaren Reiz, der allem eigen iſt, was von ihm herkömmt."

Die Alte, welche bei jeder Wiederholung die Lobpreiſungen des Speiſewirths ſteigerte, bemerkte nicht die Wirkung, welche ihre Reden auf die junge Prinzeſſinn machten: ſie entzündeten darin eine eben ſo lebhafte als gefährliche Flamme.

Ilſetilſone, die ſich ſelber, ſo wie anderen, die Neigung verbergen wollte, welche ſie unwiderſtehlich hinzog, einen Mann von Simuſtapha's Gewerbe zu lieben, und eine aufkeimende Leidenſchaft zu bekämpfen ſtrebte, verlor darüber Schlaf, Eßluſt und Seelenruhe, und verſank in ein Hinſchmachten, deſſen Folgen Haruns Zärtlichkeit beunruhigten. Die arme Hofmeiſterinn bejammerte den Zuſtand, worin ſie ihre reizende Gebieterinn ſah; die Seufzer, welche ihr entführen, ließen ſie dunkel den Gegenſtand ihrer Unruhe ahnden. Endlich, beſtätigte ein Befehl, den ſie erhielt, obwohl an ſich unbedeutend, ihre Vermuthungen.

Ilſetilſone hatte ſeit zwei Tagen nichts eſſen mögen: „Ich ſehe wohl," ſprach Namuna zu ihr, „daß ich genöthigt ſein werde, hinzugehen und für euch, wie für mich, ein Gericht von Simuſtapha's Hand zu holen."

Die Schöne lächelte, ohne zu antworten, und die beſcheidene Alte lief nach dem Hauſe des Speiſewirths:

„Bedienet mich ja recht gut, ſchöner junger Herr," ſprach ſie zu ihm: „ich habe eine Tochter, deren Leben mir mehr am Herzen liegt als das meinige: wendet alle eure Kunſt an, eine Schüſſel zu bereiten, deren Würze ihr die Eßluſt wiedererwecken kann: es ſind zwei Tage, daß ſie nichts gegeſſen hat, und ich fürchte, ſie ſtirbt. Findet ihr Mittel, ihr ein Gericht zu bereiten, welches ihr gefällt, ſo achte ich hundert Zeckienen für nichts, euch zu belohnen."

Simuſtapha ſah der Alten unter die Augen: er kannte ſie genau, und wußte wohl, daß ſie keine Tochter hatte; überdieß waren die erbotenen hundert Zeckienen geeignet, ihn über die Sache zu verſtändigen, wenn er es noch bedurft hätte.

„Sie iſt alſo unpäßlich?" fragte er mit beſorgter Miene.

„Mehr als unpäßlich,“ antwortete Namuna: „ihr ſeht mich deshalb in einem Kummer . . . Aber alles was von euch kömmt, iſt ſo gut, daß ich hoffe, wenn ihre Lippen es nur berühren, ſie wird ſich beſſer befinden.“

„Ich fürchte das erſtemal in meinem Leben,“ erwiederte Simuſtapha, „daß es mir nicht recht gerathen werde.“

Er geht ſogleich ans Werk, und giebt nicht zu, daß ein andrer außer ihm die Hand daran lege. Nach kurzer Zeit kann die Alte wieder nach dem Palaſt zurückkehren, aber zuvor will ſie bezahlen, was ſie mitnimmt. Simuſtapha ſchlug jede Bezahlung aus, und ſagte:

„Wenn das Gericht eßbar iſt, ſo bin ich übrig bezahlt; iſt es aber nicht werth, gegeſſen zu werden, ſo darf ich auch keine Bezahlung dafür nehmen.“

Namuna kam zurück, und ſetzte der Prinzeſſinn das Gericht vor. Ilſetilſone verſuchte es, fand es köſtlich, und aaß es ganz auf.

Die Augen der Alten funkelten vor Freuden, als ſie den Erfolg ihrer kleinen Liſt ſah; ſie erhub die Gefälligkeit, den Eifer und die Geſchicklichkeit Simuſtapha's bis zu den Wolken:

„Er hat geglaubt,“ ſagte ſie, „es wäre für meine Tochter: augenblicklich hat er ſich an die Arbeit gemacht. Ich habe ihm hundert Zeckienen angeboten, er aber hat gar nichts nehmen wollen, es war ihm genug, mir einen Dienſt zu erweiſen.“

„Wo hat doch die Seele und der Edelmuth eines Fürſten ihre Wohnung genommen!“ ſagte Ilſetilſone ſeufzend.

„Sie wohnt,“ antwortete Namuna, „in einem Leibe, in welchem Salomon ſelber ſich geehrt fühlen würde zu wohnen, wenn er wieder auf Erden erſchiene, und er würde Mühe haben, mit eben ſo viel Anſtand zu herrſchen, als Simuſtapha die Küche beſtellt.“

Als das Mahl der Prinzeſſinn beendigt war, und ſich die junge Schöne von neuen ihren Träumereien hingab, ſagte Namuna zu ihr:

„Wie! ihr wollt noch, nachdem ihr ſo gut gegeſſen, fortträumen, anſtatt Zerſtreuung zu ſuchen, um euch in den Stand zu ſetzen, den Chalyfen angenehmer zu empfangen, als ihr bisher gethan, und ihm Troſt zu gewähren!“

„Ich kann nicht anders, meine liebe Namuna,“ erwiederte die Prinzeſſinn; „mir iſt das Herz wider meinen Willen beklommen.“

„Ich verſtehe es wohl,“ ſagte die Hofmeiſterinn; „ihr traget in euch ein ſchweres Geheimnis, welches euch erdrückt, und ihr verberget es mir; mir, die ich euch mehr liebe, als mein Leben.“

„Das kömmt daher,“ antwortete Ilſetilſone, „weil mein Geheimnis mir nicht zur Ehre gereicht, und mit mir ſterben muß: wenn ich es nicht bewahren kann, darf ich da hoffen, daß ein andrer es bewahre?“

„Mit dieſen Bedenklichkeiten,“ verſetzte die gute Hofmeiſterinn, „werdet ihr euch ins Grab bringen, meine ſchöne Prinzeſſinn; meine Bruſt iſt ein Brunnen, in welches euer Geheimnis ſich verſenken kann, um nie wieder aufzutauchen; und vielleicht kann ich ein Mittel erſinnen, euch Linderung zu verſchaffen.“

„Oh! Namuna,“ unterbrach ſie die Prinzeſſinn, „bitte Gott mit mir, mich zu heilen: es kann nur durch ein Wunder von ihm geſchehen.“ —

„Nun gut! wenn wir nur erſt wiſſen, worauf es ankömmt, ſo wollen wir ihn gemeinſchaftlich bitten, und er wird uns dieſes Wunder gewähren: er hat ſchon mehr als eins in dieſen Gegenden gethan; hier hat er die Juden, ſein zuerſt erwähltes Volk, hergeführt, als er ſie den Händen Pharao's entriß. Um euch aus der Bedrängnis zu ziehen, meine Prinzeſſinn, bedarf es nicht der Austrocknung des Meeres. Anſtatt eines großen Mannes, wie Moſes, bedarf er nur eines untergeordneten Werkzeuges, und ihr ſehet mich ganz bereit, ihm dazu zu dienen: habet Vertrauen zu mir, befürchtet weder Treuloſigkeit noch Schwatzhaftigkeit von einer, die euch mehr liebt, als ihr Leben, welches ſie bereit iſt, aufzuopfern, ſo bald es auf euer Glück ankömmt. Ich habe Jahre und Erfahrung; ich kann euch heilſamen Rath geben, und Hülfsmittel erſinnen, von welchen eure Unerfahrenheit ſich nimmer eine Vorſtellung machen könnte. Mit Einem Worte, ich verlaße euch nicht eher, als bis ihr in meinen Buſen den Gegenſtand eurer Schwermuth ausgeſchüttet habt, der ihr euch mit Gefahr eures Lebens hingebet."

„Oh! meine gute Namuna," erwiederte die Prinzeſſinn, „die Beſchämung ſollte mir den Mund verſchließen; aber mein Vertrauen zu dir nöthigt mich, ihn zu öffnen: du kennſt viel beſſer, als ich, den wahren Grund meines Uebels, und ich hätte dir vorzuwerfen, daß du mehr, als jemand anders, dazu beigetragen haſt, wenn ich nicht deutlich einſähe, daß es ein unvermeidliches Schickſal iſt, welches mich trifft.

Ich hege eine thörichte Liebe: alles hier hat dazu beigetragen, mir den Kopf zu erhitzen und zu verwirren; du, Namuna, die Frauen im Palaſt, der Chalyf mein Vater, alles, bis zu meinen eigenen Träumen, in welchen ich ihn zu zwei verſchiedenen Malen geſehen habe . . . Nunmehr nenne, wenn du es wagſt, den Gegenſtand meiner Liebe: ſage, wer iſt der einzige Mann, für welchen die Tochter des Beherrſchers der Gläubigen, des Königs der Könige der

Erde, leben möchte; ohne welchen das Leben ihr unerträglich iſt: entſchuldige, wenn du kannſt, dieſe unglaubliche Verirrung, und verzeih dir ſelber, ſie durch deine Erzählungen und Lobeserhebungen bis zu dieſer Höhe getrieben zu haben.“

„Ihr habt ihn im Traume geſehen?“ fragte die alte Hofmeiſterinn mit nachdenklicher Miene; „man muß ſich zuvörderſt verſichern, ob er es auch wirklich war: war er auch ſo ſchön, als der Engel, welcher dem großen Propheten den Scherbet verſchüttete, als Mahomed bis in den ſiebenten Himmel verzückt wurde? Erinnert ihr euch ſeiner Züge?“

„Nein, das iſt mir unmöglich,“ antwortete Ilſetilſone; „ich war verwirrt und entzückt durch den Anblick eines himmliſchen Jünglings; er lag zu meinen Füßen, er ſchwur, nur mich anzubeten: aber in beiden Träumen war es ſtäts dieſelbe Geſtalt, die ich geſehen habe; ich würde ihn wieder erkennen, wenn er mir nochmals erſchiene; aber es iſt mir eben ſo unmöglich, ihn zu beſchreiben, als zu vergeſſen.

So geſchieht es denn, Namuna,“ fügte die Prinzeſſinn mit verſchämter Miene hinzu, „daß, während die Könige des Morgenlandes ſich einer nach dem andern einer abſchläglichen Antwort meines Vaters ausſetzen, und vergeblich nach der Ehre trachten, meine Hand zu erhalten, — daß der Gegenſtand der Liebe und des Ehrgeizes ſo vieler Fürſten nur darin ſein

Glück finden würde, ſich für immer zu verbinden mit . . ."

„Mit Simuſtapha," fuhr die Alte fort; „nennet ihn nur dreiſt; ſein Name ſchon iſt ein Lob. Es giebt viele Kronen auf Erden, und fielen auch alle auf Simuſtapha's Haupt, ſo wäre doch nicht eine an der unrechten Stelle. Es giebt hundert Könige, aber es giebt nur Einen Simuſtapha."

„Nimm dich in Acht, Namuna," ſagte Ilſetilſone, „du richteſt mich vollends zu Grunde." —

„Wer, ich? meine theure Prinzeſſinn, ich liebe euch mehr, als mein Leben. Ich verſtatte es dem Engel des Todes, mir die Augen zu ſchließen, ſo bald ſie Zeugen eurer Glückſeligkeit geweſen ſind. Wir müßen mitſammen Simuſtapha beſuchen, und wenn ihr ihn für denſelben erkennet, der euch zweimal im Traum erſchienen iſt, ſo iſt der Ausſpruch des Schickſals, der euch ihm beſtimmt, unwiderruflich, und ich mache mich auf der Stelle zum Werkzeug eurer Beſtimmung."

„Aber wie," ſagte Ilſetilſone, „wie kann ich ihn ſehen, ohne mich auszuſetzen."

„Verlaßet euch dieſerhalb auf mich," antwortete die Alte; „ſchlafet dieſe Nacht ganz ruhig, und laßt den Schlummer die Roſen eurer Wangen und den Purpur eurer Lippen wieder hervorrufen. Morgen, und nicht ſpäter, ſollt ihr euern Geliebten ſehen, und erkennen, ob er es iſt, welchen ein zauberiſcher Traum euch gezeigt hat; und da ich hier zu euerm Dienſt über alles zu ſchalten habe, ſo will ich es ſchon ſo einrichten, daß ihr weder beſchränkt, noch bloßgeſtellt werdet.“

Hierauf ging Jlſetilſone, etwas getröſtet, zu Bette.

Dreihundert und vierzehnter Tag.

Gleich am folgenden Morgen früh flog die Alte nach Simuſtapha’s Hauſe:

„Jch komme,“ ſprach ſie zu ihm, „euch von dem Gerichte zu erzählen, welches ihr mir geſtern übergeben habt: ihr ſeid dafür nach eurem Wunſche bezahlt, denn es iſt auch keine Spur davon übrig geblieben. — Aber, mein ſchöner junger Herr,“ ſetzte ſie hinzu, „was gebt ihr mir, wenn ich euch eine Botſchaft bringe, welche für einen Mann von euerm Alter und eurer Geſchicklichkeit die glücklichſte von der Welt iſt?“

„Alles was ihr von mir fordert,“ antwortete Simuſtapha.

„So will ich euch ſagen,“ fuhr die Alte fort, „daß das Fräulein, die ihr ſo trefflich bewirthet habt, heute aus eurer Küche zu Mittag ſpeiſen will: aber ſeid wohl darauf bedacht, daß alles von eurer eignen Hand zugerichtet werde.“

„Ihr gebt mir da,“ antwortete Simuſtapha, „einen Befehl, deſſen Ausführung mich mit Freuden erfüllen wird.“

„Wenn das iſt,“ ſagte Namuna, „ſo ſeid ihr mir ſchon einen Kuß ſchuldig; aber laßt ſehen, ob ich eure Verpflichtungen gegen mich noch vermehren kann. Wißt ihr wohl, daß euer Mittagsmahl der höchſten und ſchönſten Prinzeſſinn auf Erden, der unvergleichlichen Ilſetilſone beſtimmt iſt?“

„Mein Herz,“ erwiederte Simuſtapha erröthend, „hatte es mir ſchon verkündigt.“

„Wie!“ ſagte Namuna, „euer Herz . . . was will das ſagen, euer Herz? Solltet ihr meine Prinzeſſinn gar lieben?“

„Die Herzen der Könige Aſiens,“ antwortete Simuſtapha, „brennen für ſie, und dürfen es bekennen: ihre Schönheit, ihre Tugenden unterwerfen ihr alles, was irgend von ihr reden hören kann: ich dagegen begnüge mich, nur zu ihren Sklaven zu gehören.“

„Wenn ihr für ſie eingenommen ſeid,“ erwiederte Namuna, „ſo habe ich euch auch bei ihr keinen übelen Dienſt erwieſen; und wenn ihr ungeduldig ſeid, ſie zu ſehen, ſo kann ich euch ſagen, daß ſie faſt dieſelbe Neugier in Betreff eurer hegt.“

„Ihr Sklave," ſagte Simuſtapha, „iſt bereit zu ihren Füßen zu fliegen."

„Da ihr in ſolcher Stimmung ſeid," ſagte die Alte, „ſo wird es gut ſein, wenn ihr ſelber euch eure Bezahlung abholt; ihr werdet ſie aus ihren ſchönen Händen empfangen. Bereitet das Mittagseſſen, ſchicket es nach dem Palaſt, durch das große Thor, und mit euren eigenen Sklaven. Sobald die Mahlzeit vorbei iſt, ſo kommet an einen geheimen Eingang, welchen ich euch bezeichnen werde.

Jetzo geſtehet, mein lieber Simuſtapha, daß ihr mir noch einen Kuß mehr ſchuldig ſeid . . ."

„Tauſend bin ich euch ſchuldig," ſagte Simuſtapha, indem er die Alte mit Entzücken umarmte. Hierauf ſchieden ſie von einander.

Simuſtapha bereitete nun das Mahl, und wandte alle ſeine Kunſt dabei an. Zehn junge blonde Sklaven, rothwangig, ſchön wie Liebesgötter, und aufs geſchmackvollſte gekleidet, wurden beauftragt, es nach dem Palaſt zu bringen.

Ilſetilſone wurde durch dieſe Artigkeit angenehm überraſcht. Die alte Vertraute machte die Haushofmeiſterinn, und die junge Prinzeſſinn aaß die von ihrem Geliebten gewürzten Speiſen, und that eine Mahlzeit, von deren Köſtlichkeit ſie zuvor keine Vorſtellung gehabt hatte.

Sie belobte gegen Namuna alle Gerichte, eins nach dem andern.

„Eſſet, eſſet," ſagte die gute Alte zu ihr; „was von liebenden Händen kömmt, kann keinen Schaden thun."

„Liebt mich denn Simuſtapha?" fragte die Prinzeſſinn: „er hat mich ja niemals geſehen."

„Habt ihr ihn denn geſehen?" erwiederte Namuna: „ihr, die ihr eure Ruhe ſeinetwegen verloren habt? Was in dem Himmel geſchrieben ſteht, mein liebes Kind, geht hier unten durch außerordentliche Mittel in Erfüllung.

So bald ich ihm geſagt, daß ein hohes Fräulein, ſehr zufrieden mit der erſten von ihm zugerichteten Schüſſel, ein vollſtändiges Mittagsmahl von ſeiner Hand verlangte, hat er gleich gerathen, daß ihr es wäret, weil ſein Herz es ihm verkündigt hatte; und in dem Entzücken, worein die Freude ihn verſetzte, für euch arbeiten zu können, und in der Hoffnung euch zu ſehen, hat er mich, ſo alt ich bin, recht herzlich umarmt.

Ihr werdet mir zu gute halten, meine Prinzeſſinn, daß ich die erſten Liebkoſungen eures Geliebten empfangen habe, weil ich euch die gute Botſchaft bringe, daß er ſterblich in euch verliebt iſt: übrigens bin ich bereit, euch das Empfangene wiederzugeben."

Mit dieſen Worten fiel die alte Hofmeiſterinn ihrer Gebieterinn um den Hals, und küßte ſie von ganzem Herzen.

„Du biſt recht thöricht, meine gute Namuna,“ ſagte Ilſetilſone.

„Nicht mehr, als alle Frauen in Bagdad,“ erwiederte Namuna. „Wenn die Küſſe des ſchönen Speiſewirths zu verkaufen wären, da würdet ihr eine ſchöne Verſteigerung ſehen! Ein Ausrufer könnte dabei ſein Glück machen.“

Während dieſes kleine Geſpräch im Palaſt vorfiel, kamen die jungen Sklaven Simuſtapha's, welche die Schüſſeln für die Tafel der Prinzeſſinn gebracht hatten, voller Freuden zurück, da ſie ſo freundlich waren aufgenommen worden, und jeder von ihnen fünf Goldſtücke aus den eigenen ſchönen Händen der Prinzeſſinn empfangen hatte.

Simuſtapha, durch die günſtige Vorbedeutung des freundlichen Empfangs ſeiner Sklaven ermuthigt, ſelber ſeinen Beſuch zu machen, beſorgte ſeine Geſchäfte, begab ſich dann ins Bad, ließ ſich Wohlgerüche dahin bringen, und legte ſeine ſchönſten Kleider an. Hierauf verfügte er ſich nach dem Palaſt, auf dem ihm bezeichneten Wege zu der geheimen Thüre. Namuna erwartete ihn an derſelben, und führte ihn herein.

Die Prinzeſſinn ſchaute von der Terraſſe des Palaſts, ſchwebend zwiſchen Liebe, Hoffnung und Furcht, nach dem Manne, welchen man ihr zuführte:

„Er iſt es!“ rief ſie aus, „ganz ſo wie ich ihn zweimal im Traume geſehen habe; in eben dieſem Kleide erſchien er mir auch das erſtemal: das zweitemal war er ſo prächtig gekleidet, daß ich den Glanz davon nicht ertragen konnte.“

Dreihundert und funfzehnter Tag.

Während ſie dieſe kurzen Bemerkungen machte, war Simuſtapha in das zur Zuſammenkunft beſtimmte Gemach getreten. Die Prinzeſſinn trat von der andern Seite herein. So bald Simuſtapha ſie erblickte, machte er die ehrerbietigſte Verbeugung, und erwartete mit niedergeſenkten Augen und über die Bruſt gekreuzten Armen, bis er angeredet würde.“

„Ihr ſeid alſo,“ ſagte die Prinzeſſinn Ilſetilſone, „der Speiſewirth Simuſtapha, von dem ich ſo viel Rühmliches gehört habe.“

„Man hat mir,“ antwortete Simuſtapha, „mehr Ehre angethan, als ich verdiene.“

„Ich bin nicht dieſer Meinung,“ fuhr die Prinzeſſinn fort, „ihr erſcheinet in Allem ſo ſehr über euer Gewerbe erhaben, obwohl ihr daſſelbe mit unendlicher

Geſchicklichkeit ausübt: ihr benehmet euch darin auf eine ſo edle Weiſe, daß, obwohl es für euch gemacht ſcheint, ihr doch keineswegs für daſſelbe gemacht ſcheint. Aber welche Urſachen können euch bewogen haben, Bagdad zu eurem Wohnorte zu wählen?"

„O Prinzeſſinn, der Bewunderung der ganzen Erde würdige Prinzeſſinn," antwortete Simuſtapha, „wollt ihr, daß euer Sklave aufrichtig zu euch rede, ſo nehmet dieſen Schleier ab, der ſein Vertrauen ſchwächt, damit die Wahrheit, welche aus ſeinem Munde kommen ſoll, auf dem Wege zu euch dadurch nicht aufgehalten werde. Ich habe ſchon zu viel gelitten, daß ich ſo lange des Glückes beraubt geweſen, dieſe Reize zu bewundern, welche dieß überläſtige Hindernis hier noch meinen Blicken entzieht."

„Ihr ſeid erſt," ſagte die Prinzeſſinn, „ein Jahr in Bagdad, und wenn mein Schleier euch läſtig iſt, ſo kann dieß erſt ſeit einem Augenblicke ſein, wie könnt ihr da von langen Leiden ſprechen? Wann können die begonnen haben?"

„Seit dem Augenblick," antwortete Simuſtapha, „da ich das erſte Entzücken einer Liebe empfand, die nur mit meinem Leben endigen wird."

„Ein ſtrenges Geſetz," erwiederte Ilſetilſone, „verbietet mir, meinen Schleier aufzuheben."

„Eine ehrerbietige Scheu," antwortete Simuſtapha, „hält mein Geheimnis auf meinen Lippen zurück."

„Dieſe Kinderei,“ rief die gute Namuna dazwiſchen, „bringt uns um die ſchöne Zeit, und wir müßen befürchten, den Oberſten der Verſchnittenen herkommen zu ſehen, der nicht in großen Zwiſchenräumen ſeine Runde macht.“

Mit dieſen Worten näherte ſie ſich der Prinzeſſinn, und entriß ihr den Schleier. Es ſchien, als wenn die Blödigkeit und ſelbſt die Zurückhaltung an dieſes leichte Stück Zeug gebunden wäre: ſo bald Ilſetilſone von dieſer läſtigen Hülle befreiet war, trat ſie einen Schritt Simuſtapha entgegen, und ein gegenſeitiger unwiderſtehlicher Zug riß beide dahin, ſich mit der innigſten Zärtlichkeit zu umarmen.

Ein Frühmahl ſtand bereit: die beiden Liebenden — denn dieſes Wort war ihnen gegenſeitig entſchlüpft, — ſetzten ſich: ſie ſahen einander an, ſeufzten, aaßen aus Zerſtreuung, und gleichwohl verflog eine glückſelige Viertelſtunde. Namuna mahnte ſie daran. Sie trennten ſich, mit Thränen in den Augen; es war, als wenn ſie ſich ihr Lebelang geliebt hätten, und als müßten ſie hier zugleich von den Feſſeln der Wonne und der Gewohnheit ſich losreißen.

Ilſetilſone verſank bald aus dem Uebermaaße der Freude in das der Betrübnis. Vergeblich beſetzte man täglich ihren Tiſch mit Speiſen, welche ihr Geliebter bereitet hatte: ihr Geiſt konnte nicht mehr durch die Feinheiten der Kunſt befriedigt werden. Sie hatte eines zu wonnevollen Augenblicks genoſſen, als daß ihr nicht alles Uebrige abgeſchmackt vorkommen ſollte. Sie ward mager, und verzehrte ſich augenſcheinlich. Ramuna beunruhigte ſich deshalb, und ſagte zu ihr:

„Seid doch vernünftig. Genießet des Vergnügens zu lieben und geliebt zu werden. Ihr verlanget, euern Geliebten zu ſehen und bei ihm zu ſein. Aber die Klugheit gebietet euch Mäßigung: ihr könnt durch eure Ungeduld alles verderben und von eurem Antlitze dieſe Blüte der Jugend vertreiben, welche der höchſte Reiz eurer Schönheit iſt. Laßt uns die Umſtände in Acht nehmen. Man kann das Glück mit ſo viel Heftigkeit und Uebereilung nicht heranziehen.

Betrachtet an dieſem ſchönen Nachthimmel alle Sterne: wenn einer von ihnen ſeinen Lauf beſchleunigen will, verirret er ſich, ſtürzt herab, und erſcheint nicht wieder. Das Geſtirn, das eure glückliche Liebe leitet, hält gleichen Schritt mit den übrigen; es wäre gefährlich, ſeinen Lauf beſchleunigen zu wollen.“

„Ich erkenne wohl, wie vernünftig dein Rath iſt,“ ſagte Ilſetilſone, „aber ich vermag ihn nicht zu befolgen. Willſt du mich dahin bringen, wieder zu eſſen, ſo verſprich mir, daß du mich Sinnuſtapha ſehen laßen willſt.“ —

„Wohlan! weil ihr denn doch auf euern Kopf beſtehet, ſo ſetzet euch zu Tiſche und eſſet. Ich will euch das Mittel mittheilen, welches ich erſonnen habe.“

Die Prinzeſſinn ließ ſich Speiſen bringen, genoß mäßig davon, und forderte auf der Stelle die Belohnung ihrer Folgſamkeit.

„Weil ihr denn meinen Entwurf wiſſen wollt,“ ſagte Namuna, „ſo höret. Es ſind ſchon einige Tage, daß ihr das Bette hütet, und dem Chalyfen nicht euern gewöhnlichen Beſuch gemacht habt. Ich ſehe voraus, daß der Oberſte der Verſchnittenen herkommen wird, ſich nach den Urſachen zu erkundigen, welche euch in euerm Zimmer zurückhalten. Auf ſeinen Bericht, wird der Chalyf ſelber und Sobeide, eure Mutter herkommen, zu ſehen, welcher Art eure Unpäßlichkeit iſt. Macht euch auf alle die Fragen gefaßt, welche die älterliche Liebe ihnen eingeben kann. Erwartet, daß man euch fragen wird: „Fühlſt du irgend einen Schmerz? Iſt etwas hier, das dich kränkt oder dir misfällt? Womit kann man dir Linderung verſchaffen?“ und bereitet euch zum voraus auf die Antwort.

Hütet euch wohl, zu ſagen, daß ihr an irgend einem Uebel leidet. Man würde euch Arznei ſchicken, eine langweilige Krankenpflege würde folgen, und deren bedürft ihr nicht: ſondern ſaget, ihr fühlet ein Misbehagen, deſſen Quelle die Langeweile ſei, und daß ein wenig Zerſtreuung euch heilen werde.

Ihr müßt ganz dreiſt verlangen, daß man euch ausgehen laße, in Bagdad Unterhaltung zu ſuchen, daß man euch zu einem Spaziergange zwei Tage bewillige, welche ſich nahe genug folgen, daß ihre Wirkung in einander greife, und doch weit genug abſtehen, daß ſie den Lauf der öffentlichen Geſchäfte nicht hemmen; weil Ausrufer euern Ausgang zuvor ankündigen müßen, damit ihr niemand auf euerm Wege treffet, deſſen Anblick euch in Verlegenheit ſetze, und dem es verderblich werden könnte, euch geſehen zu haben.

Verlanget, den erſten Tag ins Bad zu gehen, und den andern die Kaufläden der Stadt zu beſuchen. Es kann geſchehen, aber in der Folge erſt, daß die Andacht uns auch die Moſcheen beſuchen läßt: ich werde alles ſo einrichten, daß ihr die Erlaubnis gehörig benutzen könnet, welche man euch in ihrer ganzen Ausdehnung bewilligen wird.“

Dreihundert und ſechzehnter Tag.

Namuna hatte kaum ihren Entwurf dargelegt, als Meßrur, der Oberſte der Verſchnittenen, im Namen des Chalyfen die Prinzeſſinn zu beſuchen kam. Die Folge dieſes kleinen Ereigniſſes rechtfertigte völlig Namuna's Vorausſetzung. Harun und Sobeide kamen, ihre Tochter zu beſuchen, und ſie erhielt von ihnen die Erlaubnis, an den beſtimmten beiden Tagen und unter den zuvor überlegten Bedingungen in Bagdad umherzugehen.

Als Harun wieder in ſeinen Zimmern war, gab er Giafar Befehl, alle nöthigen Vorſichtsmaßregeln zu treffen, damit die Prinzeſſinn Ilſetilſone, gleich am nächſten Tage, ſich das Vergnügen machen könnte mit ihrem Gefolge in allen Straßen von Bagdad umher zu gehen, um alles Merkwürdige daſelbſt zu ſehen, ohne jemands Blicken ausgeſetzt zu ſein.

Der Großveſyr gab dieſen Befehl weiter an das Oberhaupt der Polizei, und noch denſelben Abend wurden alle Bewohner Bagdads durch die öffentlichen Ausrufer angewieſen, in ihren Läden die merkwürdigſten Sachen aller Art auszuſtellen; es ſollte aber zur Stunde des Gebets ſich niemand in den Straßen, noch ſelbſt in den Häuſern zeigen, um nicht den Gang, noch die Neugier der Prinzeſſinn Ilſetilſone zu ſtören, welche zu dieſer Stunde in der Stadt umhergehen würde. Alles was ſie durch die Leute ihres Gefolges mitnehmen würde, ſollte genau bezahlt, und für die geringſte Beſchädigung Erſatz geleiſtet werden; aber die ſtrengſte Strafe ward denjenigen angedrohet, die ſich von Unruhe oder Neugier zum Ungehorſam verleiten ließen.

Als alles ſo veranſtaltet war, kam Namuna zu Ilſetilſone, und frohlockte zum voraus über den Erfolg:

„Wohlan! Prinzeſſinn, iſt euch nun alles zu Dank angeordnet? Werden die Straßen Bagdads morgenfrüh für euch frei genug ſein?"

„Sie werden es nur zu ſehr ſein," antwortete die Prinzeſſinn, „wenn alle Einwohner ſich entfernen müſſen, wenn niemand ſelbſt in den Häuſern bleibt." —

„Ihr verſteht nicht, wie ich, den Sinn des Befehls, meine Gebieterinn: alle Läden, alle Häuſer an der Straße, oder welche die Ausſicht nach derſelben haben, ſollen ganz leer ſein; wenn aber morgen alle Einwohner Bagdads genöthigt wären, draußen vor der Stadt zu lagern, ſo würden ſie, in Ermangelung von Zelten, vor Sonnenhitze umkommen. Jeder zieht ſich nur in den Theil ſeines Hauſes zurück, wo er von euch weder etwas hören noch ſehen, noch weniger ſelber geſehen werden kann. Die reichen Leute begeben ſich nach ihren Landhäuſern, die Armen ſuchen ſich irgendwo zu verbergen; die Stadt gleicht einer Wüſte, und ſo dient ſie zu unſerm Vorhaben. Ihr könnt darin alles thun, was euch beliebt; eure Frauen werden ſich mit einer Neugier und Lüſternheit in den Kaufläden zerſtreuen, von welcher ihr keine Vorſtellung habt. Die Verſchnittenen werden ihnen folgen, um ſie zu beobachten, und aufzuzeichnen, was ſie etwa daraus mitnehmen, und zugleich ihre eigenen kleinen Anliegenheiten zu beſorgen; und während dieſer Zeit können wir den unſrigen nachgehen. Seid gutes

Muthes; nehmet ein Bad; ſpeiſet fröhlich zur Nacht, ſchlafet aufs beßte, und vernachläßiget keine Sorgfalt, welche ihr eurer Schönheit ſchuldig ſeid. Ich will morgen die Genugthuung haben, vor meinen Augen ein Paar ohnegleichen auf Erden zu ſehen..“

Ilſetilſone that alles, was ihre gute Hofmeiſterinn von ihr forderte; dieſe aber ging noch vor Ablauf des Tages hin zu Simuſtapha, um ihn auf den morgenden Beſuch vorzubereiten.

Der ſchöne Speiſewirth war in Verzweiflung, als er durch die Ausrufer vernahm, daß, während ſeine Prinzeſſinn in Bagdad umhergehen würde, jedermann ſich zurückziehen ſollte, und daß denjenigen die Todesſtrafe treffen würde, der die Kühnheit hätte, ihren Blicken zu begegnen.

Da kam Namuna, und fand ihn in tiefer Betrübnis:

„Wie!“ ſprach ſie zu ihm, als ſie ihm den Beweggrund ihres Beſuchs erklärt hatte, „ihr betrübet euch über einen Befehl, welchen ich ausdrücklich ausgewirkt habe, um eure Zuſammenkunft mit meiner Prinzeſſinn zu erleichtern! Morgenfrüh ſchicket alle eure Sklaven nach eurem Landhauſe; ihr ſelber ſtellet euch, als wenn ihr ihnen folgtet: ihr kommet aber durch eine Hinterthüre in euer Haus zurück, und erwartet uns dort im Hintergrunde eures Gartens. Wenn wir in euern Laden treten, wird das Geräuſch, welches wir machen werden, uns hinlänglich ankündigen; und auf alle Fälle weiß ich zum voraus, wo wir euch finden, ohne daß ihr euch der Gefahr ausſetzet, euch zu zeigen. Bereitet heut Abend noch, womit ihr uns morgen bewirthen wollt: ich weiß wohl, daß Geiz nicht euer Fehler iſt, und dennoch wollte ich wetten, daß ihr euch gegen mich karg bezeigen werdet."

„Das ſollte mich wundern," erwiederte Simuſtapha, „zumal, da ich gegen euch ſo geſonnen bin, wie ich es bin."

„Ich ſtelle euch ſogleich auf die Probe," fuhr die Alte fort; „was ich euch geſagt habe, muß euch entzücken: ihr erinnert euch, wie ihr mich für die erſte gute Botſchaft, welche ich euch gebracht, belohnt habt: hättet ihr wohl noch etwas von dieſer Münze für mich?"

„Ich verſtehe euch, meine Gute," antwortete Simuſtapha; ihr ſeid hier mitten unter allen meinen Beſitzthümern, wählet: aber was ihr von mir verlanget, gehört mir nicht mehr, ich habe es verpfändet."

„Bloßer Geiz!" rief Namuna neckend aus; „ich werde es eurer Herrinn ſagen, daß ich an euch einen Fehler gefunden habe, welcher den Leuten eures Alters nicht gewöhnlich iſt. Ich werde mich für dieſen Geiz an euch rächen.

Indeſſen will ich meinem lieben Kinde nicht wehe thun; ſie hat, ſeit ſie euch geſehen, keinen Augenblick Ruhe gehabt; ſie hat nichts gethan, als ſeufzen; ja ſie wäre nicht mehr am Leben, wenn ich nicht ein Mittel erſonnen hätte, in Bagdad alles aus dem Wege zu räumen, um euch beiden mitten unter einer blind und taub gemachten Volksmenge, eine Zuſammenkunft zu verſchaffen; ich möchte ihr gern ein freundliches Wörtchen von euch bringen: laßt hören, was ſoll ich ihr ſagen?"

„Daß ich bezaubert, entzückt bin!" antwortete Simuſtapha; „daß die Ausdrücke mir fehlen; daß die Ungeduld ſie zu ſehen mich verzehren wird, bis zu dem glücklichen Augenblicke, der uns wieder vereinigen ſoll. Wenn ſie, ſeitdem wir uns zum erſtenmal geſehen, wenig Ruhe gehabt, ſo bin ich nicht einen Augenblick meiner ſelbſt froh geworden; mein Kopf iſt von ihrem reizenden Bilde dermaßen erfüllt, mein Herz ſo davon durchdrungen, daß ihr Name fortwährend auf meinen Lippen ſchwebt. Ich bin genöthigt, mich zum völligen Stillſchweigen zu verurtheilen, um ihn nicht entſchlüpfen zu laßen."

„Gut!" ſagte die Alte; „vorausgeſetzt, daß ich dieß alles zu wiederholen vermag, kann ich ſagen, daß ich mit vollen Taſchen weggehe; aber daß ſind alles nur Worte: anlangend die Thaten . . . ihr gebt mir alſo nichts mit auf den Weg? Ich würde es doch treulich überbringen.“

Mit dieſen Worten bot die gute Alte ihre Wange dar, aber vergeblich. Sie mußte es endlich aufgeben, und ſagte:

„Lebet wohl, geiziger Simuſtapha!“

Namuna eilte wieder nach dem Palaſt, und wiederholte faſt Wort für Wort ihre Unterredung, bis auf den Scherz, welcher ſie beſchloſſen hatte.

„Wie! im Ernſt, meine Gute,“ ſagte Ilſetilſone, „ihr wolltet einen Kuß von ihm haben? Seid ihr denn noch verliebt?“

„Das ſage ich eben nicht,“ antwortete Namuna; „aber unter meinen Runzeln trage ich ein Herz von zwanzig Jahren, und wenn ich auch hundert Jahre alt werde, ſo werde ich doch nie eine Männer-Feindinn, wenn ſie von der Art des ſchönen Simuſtapha ſind. Meine Anforderungen gehen nicht weit, ich begnüge mich mit einer Kleinigkeit: aber dieſe macht mir großes Vergnügen. Wenn ich mit einem male ganz aufhörte zu lieben, ſo könnte ich zu boshaft werden. — Aber jetzo gehet ſchlafen, und ſchlafet wohl: der nächſte Tag iſt ein großer Tag für euch.“

Dreihundert und ſiebzehnter Tag.

Am folgenden Tage, ſo bald die Stunde des Gebets vorüber war, ging Ilſetilſone mit ſechzig ſchönen jungen Sklavinnen in die Stadt hinab. Die Prinzeſſinn nahm, unter der Leitung ihrer Hofmeiſterinn, den Weg nach den von dem Hauſe des ſchönen Speiſewirths am wenigſten entfernten Bädern. Sie trat hinein, und ſagte zu ihrem oberſten Verſchnittenen:

„Ich will mich hier von den Sklavinnen des Hauſes bedienen laßen: alle die meinigen mögen ſich unterdeſſen erluſtigen und der Freiheit genießen; führe ſie in ganz Bagdad umher.“

Der Verſchnittene gehorchte; ſie trat in das Bad, blieb kurze Zeit darin, und ging allein in Begleitung Namuna's, wohin die Liebe ſie zog.

Simuſtapha harrte mit Ungeduld in einer abgelegenen Gegend ſeines Gartens, unter einer natürlichen Grotte, an einer Quelle, in welcher er gewöhnlich ſeine Getränke abkühlte; er bereitete das Frühmahl, und ſang von Zeit zu Zeit Verſe, in welchen er die Glut ſeiner Leidenſchaft und das ihm bevorſtehende Glück zu ſchildern ſuchte. Er hatte von all ſeinem Geſinde nur einen jungen, ſehr geſchickten, ungemein ſchönen, aber ſtummen Sklaven bei ſich behalten. Plötzlich trifft ſein Ohr ein Geräuſch, welches ſich in ſeinem Garten vernehmen läßt; er ſpringt auf, und läuft hin: es iſt der Gegenſtand ſeines Verlangens, ſeiner ſüßen Träumereien, und ſeiner Lieder.

Ilſetilſone war ſchon ſeit einigen Augenblicken im Garten. Sie hatte ſich unbemerkt der Grotte genähert, und mit dem innigſten Vergnügen die Verſe ihres Geliebten gehört: der Inhalt derſelben war ſo anziehend für ſie, und die Schönheit der Stimme verlieh ihnen noch einen Reiz mehr. Um nicht zu verrathen, daß ſie ihn behorcht hatte, entfernte ſie ſich wieder, und machte ein Geräuſch, um ſich vernehmlich zu machen. Endlich waren die beiden Liebenden vereint.

Es war nicht eine gewöhnliche Leidenſchaft, entſprungen aus der Ueberraſchung der Sinne, welche ſie zu einander hinzog: es war die Gewalt der Sympathie; ja, es war noch mehr, wenn, wie beide einigen Grund hatten zu glauben, die Beſtimmung hiebei im Spiele war.

Sie ſtanden ſich nun gegenüber und betrachteten ſich mit Neugierde, in welche ſich die lebhafteſte Freude miſchte, mit gegenſeitiger Bewundrung: ihre Arme erhuben ſich zu gleicher Zeit, ſie umſchlangen ſich, und beide ſanken mit dieſer erſten Umarmung in Ohnmacht. Glücklicherweiſe war der Boden der Grotte mit Moos bedeckt, und die vorſorgliche Namuna hatte immer etwas zur Stärkung bei ſolchen Vorfällen bei ſich.

Man mußte dieſen für eine ſo anziehende Zuſammenkunft zu wenig bequemen Ort verlaßen. Simuſtapha führte ſeine Geliebte am Arm in eine den Strahlen der Sonne undurchdringliche Laube, wo ſie ein bequemes Sopha und ein Frühmahl von den erleſenſten Gerichten fand. Dieſer Ort vereinigte ſonſt alles, was der Prinzeſſinn Erquickung gewähren konnte. Ein tiefes Becken empfing ein kryſtallhelles Waſſer aus den Mäulern und Schnauzen verſchiedener Thiere, deren Mannigfaltigkeit das Auge vergnügte, und verbreitete unter dem Laubdache die köſtlichſte Kühlung. Ilſetilſone und Simuſtapha ſetzten ſich zuſammen an den Tiſch, Namuna und der Stumme bedienten ſie. Sie aaßen wenig, und ſprachen noch weniger: die Sprache der Augen genügte ihnen; ſie iſt die Sprache der ſtarken Leidenſchaften.

Endlich, unterbrach die Prinzeſſinn dieſes beredte Stillſchweigen, und rief mit einer Engelsſtimme aus:

„O Simuſtapha! ich liebe euch, und ich fühle, es würde mir unmöglich ſein, einen andern zu lieben, als euch. Ich weiß nicht, wie die furchtbare Kluft verſchwinden kann, welche das Schickſal zwiſchen uns befeſtigt hat. Bedürfte es, zur Ausfüllung derſelben, nur des Hinabwerfens meiner hohen Anſprüche, ſo ſollte es auf der Stelle geſchehen. Meine Seele kann nichts einbüßen, indem ſie ſich mit der eurigen vereinigt, deren Adel ihrer Hoheit gleich iſt. Ihr macht das Schickſal erröthen, welches, wie es ſcheint, euch hat herabwürdigen wollen; und ich würde ſtolz darauf ſein, könnte ich durch eure Erhöhung ſeine Ungerechtigkeit beſchämen."

„Ich bin ſchon zu ſehr erhöhet, meine Herrinn," erwiederte Simuſtapha, „durch die Neigung, welche ihr mir gewähret. Sie macht meinen Stolz, meinen Ruhm aus, eben ſo wie mein Glück. Ihr liebt mich; mein Ehrgeiz iſt befriedigt: und wäre ich auch im Beſitz einer Krone, ich würde doch keine andre Befriedigung von ihr haben, als die, euch einen gekrönten Sklaven zu Füßen zu legen."

„Wir wollen uns zuſchwören," ſagte die Prinzeſſinn, „immerdar für einander zu leben, trotz allen Begegniſſen, und keine Bande einzugehen, welche unſrer Vereinigung hinderlich ſein könnte."

„Ich ſchwöre es zu euren Füßen, beim Namen des großen Propheten," rief Simuſtapha aus.

Die ſchöne Prinzeſſinn hub ihn auf, und die zärtlichſten Küſſe waren das Siegel ihrer Eide, und machten wechſelsweiſe ihre Thränen fließen und verſiegen.

Namuna, die eben nicht dazu gemacht war, den Werth dieſer Thränen zu empfinden, wollte ihren Lauf hemmen, und ſprach:

„Wie! ihr verbringet die Zeit mit Weinen, anſtatt euch zu erfreuen! Wie verhaßt ſind mir die ſchmachtenden Liebenden! Trinket, eſſet, und fort mit der Schwermüthigkeit!“

Zu gleicher Zeit legte ſie ihnen mehrere Speiſen vor, und ließ ſie wechſelsweiſe aus derſelben Schaale trinken.

„Habt ihr kein Saitenſpiel?“ fragte ſie Simuſtapha; „laßt eins holen; wir ſind vor allen Blicken geborgen, und während ihr euch zuſammen ausweinet, will ich euch lehren, wie man ſich vergnügt.“

Der Stumme flog, auf einen Wink ſeines Herrn, dahin, und kam ſogleich mit verſchiedenen Saitenſpielen zurück; Namuna nahm eins davon, und fing ein Vorſpiel an, welches eben ſo fröhlich war, als ihre Gemüthsſtimmung: da hub Ilſetilſone mit zärtlicher und ſchmelzender Stimme an, liebliche Verſe zu ſingen, welche durch die wohlklingenden Töne der Laute, die ſie mit Anmuth ſpielte, noch rührender wurden.

Simuſtapha antwortete ihr auf der Stelle, indem er eben ſo viel Geiſt und Gefühl in ſeinen Verſen vereinigte, als Geſchmack in der Tonbegleitung; es war ein wechſelſeitiges Ueberbieten in zärtlichen und rührenden Ausdrücken.

Damit war Namuna zufrieden; es hatte doch das Anſehen, daß man ſich vergnügte: aber ſie ſetzte dieſer Unterhaltung ein Ziel, indem ſie daran mahnte, daß man ſich trennen müßte, um bei den Verſchnittenen und den Frauen des Gefolges keinen Verdacht zu erwecken. Nicht ohne Herzeleid wichen die beiden Liebenden der Nothwendigkeit: ſie verſiegelten ihr Lebewohl durch zärtliche Umarmungen und neue Thränen.

„Bei Mahomed!“ ſagte Namuna, ungeduldig, „endet doch einmal dieſe Klagelieder, und laßt uns eiligſt gehen.“

Die Liebenden trennten ſich endlich. Die Prinzeſſinn wußte ihren Geſichtszügen ſolche Gewalt anzuthun, daß man den Sturm der Leidenſchaften, von denen ſie war bewegt worden, nicht darauf bemerkte; und ſo kam ſie wieder zu ihren Sklavinnen, und kehrte mit ihnen nach dem Palaſt zurück, getröſtet durch die Hoffnung, ihren geliebten Simuſtapha bald wiederzuſehen.

Dreihundert und achtzehnter Tag.

Der Chalyf erwartete ſeine Tochter mit Ungeduld; ſobald der Oberſte der Verſchnittenen ihm ihre Rückkehr gemeldet hatte, ging er mit der größten Eile der Prinzeſſinn entgegen, um von ihr ſelber zu vernehmen, wie ſie ſich nach dem Bade und nach dem Spaziergange befände.

Ilſetilſone bezeugte, daß die Bewegung, und die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, welche ſie in den Läden geſehen, ihr das größte Vergnügen gewährt hätten. Der Chalyf fand ihre Augen lebhafter, als gewöhnlich, ihre Farbe friſcher, als den Tag vorher, und freute ſich über den Erfolg ſeiner Willfährigkeit, daß er ihr das Vergnügen verſchafft hatte, ſich in den Straßen von Bagdad ergehen zu können. Die Fürſtinn Sobeïde war nicht minder zufrieden, als ſie ihre Tochter heimkommen, und nicht mehr die bisherige Schwermuth an ihr ſah, deren Folgen gefährlich werden konnten.

Kurz, es wurde beſchloſſen, daß Ilſetilſone zwei Tage ausruhen, und nach Verlauf derſelben, abermals in Bagdad umhergehen und neue Zerſtreuungen und Geſundheit aufſuchen ſollte; den Ausrufern wurde befohlen, den Willen des Chalyfen öffentlich zu verkündigen.

„Ach! wie lang ſind zwei Tage!“ ſagte die Prinzeſſinn; „begreifſt du meinen Zuſtand, theure Namuna, während dieſer grauſamen Trennung? wie kann ich ſo lange fern von Simuſtapha leben?“

„Wenn dieſe beiden Tage den meinigen zugeſetzt würden,“ erwiederte Namuna, „ſie ſollten mir ſchneller verfließen, als euch.“ —

„Und wie wollteſt du ſie ausfüllen?“ —

„Ich würde eine gute Hälfte davon verſchlafen, und das übrige damit hinbringen, zu eſſen, zu trinken, und mich zu erfreuen, indem ich an das Vergnügen dächte, meinen ſchönen Simuſtapha bald wiederzuſehen. Es iſt aber auch recht der Mühe werth, ſich nach dem Wiederſehen zu ſehnen, wenn man die ganze Zeit deſſelben damit verbringt, zu weinen wie die Kinder, oder ſich ſo ernſthafte Höflichkeiten zu erzeigen, daß es mir vorkam, als ſähe ich die Vorſtellung eines Mufti.*) Ich bin nicht immer alt geweſen; ich habe auch meine Liebſchaft gehabt, obwohl es nicht ruchtbar geworden iſt; aber ich benahm mich anders dabei: man meint, ſo fröhliche Leute, wie unſer eins, denken an nichts, weil wir ſo viel lachen; aber oft lachen wir über das, was die anderen meinen. Und wenn ich vormals ein Abenteuer der Art gehabt hätte, wie das eurige, ſo würde ich es ganz anders benutzt haben.“ —

„Namuna, du warſt nicht die Tochter des Chalyſen. Der Stolz meines Vaters, ſein Rang und ſeine Zärtlichkeit bekämpfen meine Gefühle, und mein Geliebter, in meinen Augen der Abſtammung eines Königs würdig, iſt nur ein . . . “

„Sprecht es aus, Prinzeſſinn,“ ſagte lebhaft Namuna, „iſt nur ein Speiſewirth. Er mag nun ſein, was er will: aber ſicherlich giebt es nichts Liebenswürdigeres auf Erden. In jedem Stande erfreuet man ſich des Glücks; ich verachte eine läſtige Hoheit, und finde mehr Anziehendes für mich bei dem ſchönen

---

*) Mahomedaniſchen Oberprieſters.

Speiſewirth, als in dem Beſitz aller Könige des Morgenlandes.“

„Du biſt eine Thörinn, Namuna,“ erwiederte Ilſetilſone.

„Es muß doch eine von uns beiden fröhlich ſein,“ ſagte die Alte, „ſonſt würde dieſer Palaſt gar ein Haus der Trauer werden. Seid auf euer Wohlſein bedacht, damit ihr nicht in Bagdad wie eine lebendige Mumie umherwandelt.“

Die Munterkeit der Hofmeiſterinnn gewährte der Prinzeſſinn unmerklich Zerſtreuung und beſänftigte ihre Ungeduld.

Simuſtapha ſeinerſeits beſchwichtigte die ſeinige durch Beſchäftigung mit neuen Vorbereitungen, ſeine Geliebte angenehm zu überraſchen. Goldenes Geſchirr und köſtliche Gefäße nahmen die Stelle des Silbers und Porzelans ein; die Speiſen wurden noch ſorgfältiger zugerichtet; das Haus war von Wohlgerüchen erfüllt; alles darin verkündigte Geſchmack und Sauberkeit; alle Sklaven waren in Bewegung: es würde noch mehr gethan werden, fürchtete man nicht die Neugierde derjenigen zu erregen, deren man ſich zur Arbeit bedienen mußte.

Endlich ſind die beiden Tage abgelaufen, und die erſehnte Stunde iſt gekommen: Ilſetilſone, im vollen Glanze ihrer Reize aus dem Bade ſteigend, erhöhte denſelben noch durch den Schmuck des reichſten und geſchmackvollſten Anzuges, und trat, im Gefolge aller ihrer Sklavinnen in die Straßen von Bagdad hinab.

In der Nähe des Hauſes ihres Geliebten ging ſie in alle Läden, welche ſie antraf; ihr Gefolge zerſtreute ſich in den mancherlei Krambuden, und war darüber her, alles zu beſchauen und zu unterſuchen. Als ſie nun Aller Aufmerkſamkeit hinlänglich gefeſſelt glaubte, trat ſie ſogleich mit Namuna in Simuſtapha's Haus, wo nur der Stumme zurückgeblieben war.

Gleich am Morgen hatte der Speiſewirth ſeinen Leuten angekündigt, daß die Tochter des Chalyfen wieder durch die Straßen von Bagdad kommen würde, ſie ſollten ſich alſo aus Vorſicht entfernen, und jenſeits der Flüſſe Dſchalla und Ilphara ihr Mittagseſſen halten, wozu er ihnen alles Nöthige mitgab; dieſer Befehl, begleitet von einigen Goldſtücken, war ihnen allen ſehr willkommen geweſen.

Ilſetilſone ging durch das Haus in den Garten, der Stumme gab ein Zeichen, und bald lagen die beiden Liebenden einander in den Armen.

Früchte und allerlei Erfriſchungen wurden aufgetragen. Ilſetilſone beſchaute neugierig die mancherlei Schönheiten des Gartens und die Einrichtung des Hauſes, wo mehr Geſchmack und Zierlichkeit, als Reichthum zu herrſchen ſchien: aber im Innern des Hauſes überraſchte ſie ein Zimmer über das andre durch die ausgeſuchteſte und durchaus ſchicklich angebrachte Pracht.

„Meine Prinzeſſinn,“ ſagte Simuſtapha zu ihr, „ihr ſollt ein Gemach betreten, welches noch niemand geſehen hat, und worein ich ſelber nie den Fuß ſetze: es war nur für eine einzige Perſon beſtimmt, und ich wagte nie, mir zu ſchmeicheln, daß ſie es eines Tages durch ihre Gegenwart verſchönern würde.“

Dreihundert und neunzehnter Tag.

Dieſe Rede verſetzte Ilſetilſone'n in außerordentliche Spannung; ſie war ſchon ſehr überraſcht, bei einem Speiſewirth, ſo viel Reichthum zu finden, und ſollte nun ein noch prächtigeres Gemach ſehen, welches für eine einzige Perſon beſtimmt wäre, und alles ſagte ihr, daß ſie dieſe eine wäre.

Die Thüre ging auf, und es zeigte ſich zuerſt ein Saal, welcher mit mehr Reichthum ausgeſtattet, als in Bagdad irgendwo zu finden war, und zum Empfange des mächtigſten Königs gemacht ſchien. Von hier trat man in ein andres prächtiges Zimmer, mit Sopha's und Kiſſen von Brokat geſchmückt. Die Prinzeſſinn konnte ſich nicht erwehren, das höchſte Erſtaunen zu bezeugen. Namuna machte große Augen; alles was ſie ſah, überraſchte ſie von neuen, ſo daß ſie ganz verſtummte; ſie wagte nicht, etwas anzurühren, und ſtand wie verſteinert inmitten ſo vieler Reichthümer.

„Für wen iſt denn dieſes Gemach beſtimmt?“ fragte die Prinzeſſinn.

„Es ſoll keiner andern,“ antwortete der verliebte junge Mann, „als der ſchönſten und geliebteſten aller Prinzeſſinnen angehören.“

„Ah!“ rief ſie aus, „gebe der Himmel und Mahomed, daß ſie ſich einſt deſſelben erfreuen möge!“

Indem ſie dieſes ſagte, machte eine plötzliche Aufwallung, daß ſie in Ohnmacht ſank: man brachte ſie auf das Sopha, wo ſie bald wieder zu ſich kam.

„Wer hat mich hieher gebracht?“ fragte ſie.

„Ich bin es.“ —

„Er iſt es,“ wiederholte Namuna: „alles iſt hier für euch beſtimmt, gebietet als Sultaninn.“

„Ihr bleibet doch bei mir, Simuſtapha?“ ſagte die Prinzeſſinn.

„Derjenige, der euch ſein ganzes Leben gewidmet hat, kann euch keinen Augenblick deſſelben entziehen.“ —

„Was für Umſtände, was für Redensarten!“ ſprach Namuna, indem ſie ungeſtüm das Zimmer verließ: „ich werde mit dem Verſchnittenen den Tiſch decken.“

Als die beiden Liebenden allein waren, ſetzte die Leidenſchaft ſie in Entzücken; aber ihre Pflichten blieben ihnen vor Augen; die ausdrucksvollſten Reden wurden mit den zärtlichſten Liebkoſungen verſchmolzen: Betheurungen gegenſeitiger Liebe; Wünſche, den Bund einer ewigen Glückſeligkeit zu knüpfen; Vorſtellungen der Schwierigkeiten, welche die Hoffnung darauf zu vereiteln ſchienen; einige durch die Furcht entlockte, durch die Hoffnung bald wieder abgetrocknete Thränen: dieß war der Inhalt des Gemäldes, welches Namuna verſchloß.

„Mein theurer Simuſtapha,“ ſagte die zärtliche Ilſetilſone, „ihr ſcheint ſo große Reichthümer zu beſitzen! ihr ſcheint dazu gemacht, derſelben auf eine edlere Weiſe zu genießen: wer hat euch denn gezwungen, euch zu dem Stande herabzulaßen, in welchem ihr lebt?“ —

„O! meine Prinzeſſinn, ich bin durch eine unwiderſtehliche Gewalt dazu gezwungen; ihr habe ich mein Leben geweihet, und ihr gelobe ich hier in euren Händen völligen blinden Gehorſam: denken wir gegenwärtig nicht an das Vergangene, ſondern nur an die Zukunft: ich kann nur in der Hoffnung eures Beſitzes leben.“ —

„Und ich, Simuſtapha, nur in der Gewißheit, euch zu ſehen: aber wie wollen wir dazu gelangen?“ —

„Dieſe Sorge laßt euch nicht kümmern, meine theure Prinzeſſinn,“ antwortete Simuſtapha; „eures Herzens verſichert, iſt es allein meine Sache, die Ruhe und den Beſitz deſſelben zu bewahren: ich werde alle Hinderniſſe überwinden, und nur der Tod vermag uns zu trennen.“

In dieſem Augenblick hörte man den Schlüſſel im Schloſſe ſich drehen; es war Namuna; ganz vergnügt trat ſie herein, und ſagte:

„Auf, meine Kinder, der Tiſch ſteht beſetzt; die Stunden verfliegen ſchnell, und wir müßen die uns noch übrige Zeit gut anwenden.“

Indem ſie dieſes ſagte, warf ſie einen Blick auf die beiden Liebenden: Simuſtapha, neben ſeiner Geliebten ſitzend, bedeckte ihre Hand mit Thränen und Küſſen.

„Habt ihr nicht abermals,“ ſagte ſie, „eure Zeit mit Weinen verbracht? Ihr ſeid unverbeſſerlich, das ſehe ich wohl: kommt denn, ſchöner Celadon! ihr habt eure Sinne in Thränen ertränkt, ihr werdet ſie bei dem bereitſtehenden Mahle wiederfinden.“

Die Liebenden begaben ſich wieder nach der Laube: der Ausdruck ihrer Gefühle mahlte ſich in ihren Augen, ihr Mund legte ſie aus; ihre Blicke waren Liebkoſungen; feines Zuvorkommen und leiſe Aufmerkſamkeit, alles trug das Gepräge der zärtlichſten und innigſten Leidenſchaft.

„Vortrefflich!“ ſagte Namuna, „Entzücken und Bewundrung haben die Stelle der Thränen eingenommen; wohlan, einige Seufzer noch! beſchauet euch in einander; und wenn ihr alles geſagt zu haben wähnt, ſo bleibt euch noch unendlich viel zu ſagen übrig."

Die ſchöne Ilſetilſone lächelte über ihre Hofmeiſterinn. Die Liebenden ſtanden auf, und ſuchten die Einſamkeit an den heimlichen Plätzchen des Gartens.

„Theurer Simuſtapha," ſprach ſie, „die Stunde unſerer Trennung nahet: ich bin euer für immer; betheuret mir durch einen neuen Eid, daß ihr auch immer nur mir angehören wollt."

„Ich rufe den Himmel und den göttlichen Propheten deshalb zu Zeugen an!" antwortete Simuſtapha: „empfanget dieſen Ring zum Unterpfande meines Verſprechens! Eher ſoll dieſer Diamant erweichen, als mein Herz gegen euch ſich verändern!"

Der Glanz und die Schönheit dieſes Diamants erregten von neuen die Bewundrung und Neugierde der Prinzeſſinn.

„Ihr dürft mich nicht eher verlaßen," ſagte ſie zu ihrem Geliebten, „als bis ihr mir über euer Schickſal Aufklärung gegeben habt, mit welchem das meinige fortan unauflöslich verknüft iſt: eure Reichthümer ſetzen mich je mehr und mehr in Erſtaunen; dieſer Adel in euerm ganzen Benehmen, dieſer Geiſt, dieſe Anmuth, dieſe Bildung, die Frucht einer ſeltenen Erziehung, alles überraſcht mich hier, und verräth eine beſondere Gunſt der Vorſehung gegen euch; noch ſo jung, wie ihr ſeid, von Sklaven umgeben, mitten unter Zer=

ſtreuungen, welcher Leitung folgt ihr da? und durch welchen wunderlichen Eigenſinn ſeid ihr dazu gebracht, ein euch ſo wenig angemeſſenes Gewerbe zu treiben? Löſet meine Zweifel, wenn es möglich iſt, und krönet meine Glückſeligkeit durch das Geſtändnis, welches ich von euch fordre."

„Es iſt wahr," antwortete Simuſtapha, „ich ſtehe hier allein, und niemand wacht über mich: aber ich hatte vormals einen Lehrmeiſter, der mich in den Wiſſenſchaften und Künſten unterrichtete; unter ihm lernte ich erkennen und denken, und dieſer ehrwürdige Weiſe pflegte in mir den Keim der Tugenden, worin ich gegenwärtig meinen Ruhm ſetze. Eure Zärtlichkeit darf ſich nicht über meine Hülfsquellen, noch über meine Lebensweiſe beunruhigen. Ich bin fremde hier in Bagdad; ich habe noch Aeltern; befraget mich jetzt aber nicht um die Urſache, welche mich gezwungen hat, mich von ihnen zu trennen, noch warum ich in dieſem Stande lebe: mein Geheimnis ſoll bald keins mehr für euch ſein; ich werde derjenigen nichts verbergen, welche ich mehr liebe, als mein Leben, und mit welcher ein heiliges Band mich für immer verknüpfen wird."

„Ah! wann wird dieſer glückliche Tag kommen!" ſagte die Prinzeſſinn mit zärtlicher Beunruhigung.

„Das Mittel dazu ſteht in meiner Hand," erwiederte Simuſtapha; „aber die Anwendung deſſelben erfordert große Vorſicht, und die Folgen davon könnten gefährlich werden.“ —

„Ah! mein theurer Simuſtapha, thut es, ganz auf meine Gefahr.“

Indem ſie dieſe Worte ausſprach, kam Namuna, welche ſie aufſuchte, und ſagte zu ihr:

„Laßt uns gehen, Gebieterinn, es iſt Zeit, wieder zu eurem Gefolge zu kommen; hier iſt eine heimliche Thüre, zu welcher der Stumme mir den Schlüſſel gegeben hat, durch dieſelbe wollen wir hinausgehen, und mit einem Umwege uns das Anſehen geben, als kämen wir fern her, ſo daß es unmöglich iſt, zu errathen, wo wir unſre Zeit zugebracht haben.“

Die Liebenden waren gezwungen zu gehorchen.

Dreihundert und zwanzigſter Tag.

Die Prinzeſſinn kam bald wieder zu einigen Leuten ihres Gefolges:

„Was macht ihr hier, ſo weit entfernt von den Augen, welche euch bewachen ſollen?“ ſagte Namuna ſcheltend zu ihnen: „wenn euch ein Unglück zugeſtoßen wäre! — Ihr hattet wohl Urſache, Gebieterinn,“ ſagte ſie zu Ilſetilſone, „zu befürchten, daß dieſe Jugend ſich Gefahr ausſetzen würde.“

Die jungen Sklavinnen ſammelten ſich nun wieder um ihre Herrinn, und die Prinzeſſinn kam wieder zu ihrem ganzen Gefolge, ohne daß jemand ſich zu rühmen wagte, daß er ſich von ihr getrennt hätte.

Harun und Sobeïde erwarteten mit einer Art von Ungeduld die Heimkehr ihrer geliebten Tochter; ſobald dem Chalyfen gemeldet wurde, daß ſie in den Palaſt zurückkäme, begab er ſich in die Wohnung der Prinzeſſinn, ſie dort zu empfangen und ſich ſelber der guten Wirkungen des Vergnügens zu erfreuen, welches er ihr verſchafft hatte.

Endlich erſchien ſie, und der Chalyf konnte nicht genug die Veränderung rühmen, deren Urheber er ſich wähnte; er umarmte ſeine Tochter mit Entzücken, und alles ſchien ſich zu ſeiner Zufriedenheit zu vereinigen: Ilſetilſone, von Liebe und Hoffnung belebt, war ein neues Weſen geworden; und der glückliche Vater eilte, Sobeïde'n eine ſo freudige Nachricht zu bringen.

„Ich verſah mich nicht,“ ſagte die Prinzeſſinn zu Namuna, „ſo großer Theilnahme von dem Chalyfen; ſeine Zärtlichkeit rührt mich: ach! wenn er den Gegenſtand meiner Leidenſchaft wüßte!“

„Genug der Wehklagen, ich bitte euch!“ ſagte die Alte, „lebet für den ſchönen Simuſtapha, und laßt mich nur machen: denket an ihn, ihr ſollt von ihm Nachricht erhalten, und er von euch; aber weinet nicht mehr, eine wie der andre.“

„Ich will alles thun, was du verlangſt, meine Gute,“ ſagte Ilſetilſone, „wenn ich nur die Hoffnung habe, bald meinen Geliebten wiederzuſehen, und wenn du mit mir unaufhörlich von ihm redeſt; dieſe ſüßen Thränen, deren Werth du ſo verkennſt, werden verſiegen, ſobald ich ſeiner Beſtändigkeit gewiß bin: ach! wenn er treulos wäre, ſo hörte ich auf zu leben!“

Zu erfinderiſch ſich zu quälen, kannte die Prinzeſſinn das Herz ihres Geliebten zu wenig. Simuſtapha war nicht ſo bald allein, als er ſich mit den Mitteln beſchäftigte ſich des Beſitzes des geliebten Gegenſtandes ſeiner Liebe zu verſichern: er flog in ſein Zimmer; dort bewahrte er unſchätzbare Geſchenke ſeines Lehrmeiſters, dem er ſeine Erziehung verdankte: wiſſenſchaftliche Bücher, Vorſchriften zur Anfertigung heilſamer Dinge, und unter anderen Seltenheiten auch eine kleine geheimnisvolle Büchſe, welche aus einem einzigen koſtbaren Steine beſtand. Dieſe Büchſe durfte er nur bei einer Sache von der größten Wichtigkeit öffnen, und wenn es ihm unmöglich wäre, den Erfolg einer Angelegenheit, von welcher ſein Glück abhinge, auf natürlichem Wege zu bewirken.

Simuſtapha nahm die Büchſe, welche in ein Papier gewickelt war, worauf von der Hand ſeines weiſen Lehrmeiſters folgende Vorſchriften ſtanden:

„Mein liebes Kind, vergreif dich nicht in der Wahl des Gegenſtandes welcher dein Glück machen ſoll; prüfe ihn wohl in allen Beziehungen; mistraue inſonderheit dem Anſcheine. Wenn es dir dereinſt begegnete, daß du eine ſolche Verbindung eingingeſt, mit deren Entbehrung dein Unglück verknüpft wäre; und wenn dabei dein Gewiſſen dir keine Vorwürfe über die Mittel macht, welche du ſchon angewendet haſt, dieſen Gegenſtand deines Troſtes zu erhalten: alsdann nimm deine Zuflucht zu meiner Büchſe; ſetze ſie auf deinen Tiſch, waſche dich, verneige dich ehrerbietig vor ihr, und ſprich zu ihr:

„Meine theure Büchſe, meine einzige Hoffnung, gewähre mir deine Huld, im Namen des Freundes, welcher dich mir geſchenkt hat, hilf mir in meiner Rathloſigkeit; ich beſchwöre dich, im Namen deiner Gebieterinn!“

Die Büchſe wird ſich öffnen, und alsdann nimm deine ganze Standhaftigkeit zuſammen, um dich nicht von dem furchtbaren Gegenſtand, der vor dir erſcheinen wird, niederwerfen zu laßen; und wie er auch beſchaffen ſei, gebiete ihm; du wirſt von ihm ſelber vernehmen, was er für dich zu thun vermag. Aber, mein liebes Kind! dieſes Hülfsmittel iſt nicht ohne Gefahr; die geringſte Unvorſichtigkeit kann dir das größte Unglück zuziehen; ſchwere Prüfungen werden darauf folgen; und wenn du ihnen erlägeſt, ſo würde das Geſchenk, welches meine Freundſchaft dir hinterläßt, dir höchſt verderblich werden.“

„O mein theurer Benalab!“ ſagte Muſtapha, nachdem er dieſe Schrift mit Aufmerkſamkeit geleſen hatte, „dein Schüler erkennt den ganzen Werth der Gütigkeit, welche dich für ihn beſeelte, indem du ihm dieſen koſtbaren Schatz und dieſe weiſe Vorſchrift hinterließeſt. Als die Flammen der Liebe mein Herz ergriffen hatten, und ich auf Gefahr meines Lebens alle Hinderniſſe beſiegen wollte, da kamſt du mir zu Hülfe, mein würdiger Lehrer! Ich verdanke dir das Glück meiner Tage, du haſt mich dem Gegenſtande meiner Liebe genähert, und ohne dich würden noch immer unzugängliche Mauern mich davon trennen; wäre ich in ſie eingedrungen, ſo hätte ich das Geſetz des Propheten verletzt, und meine Geliebte verloren, ohne Hoffnung, jemals unſere Herzen zu vereinigen.

Bisher, mein theurer Benalab, hat dein Geiſt meinen Lebenswandel geleitet; deine Ausſprüche ſind meine Vorſchrift geweſen: ſteh deinem Freunde jetzt auch bei; lenke den gefährlichen Verſuch, den ich nun machen will. Ich ſoll ſchwere Prüfungen beſtehen: aber, o mein weiſer Freund! derjenige, der leidenſchaftlich entbrannt für das ſchönſte Meiſterſtück der Natur, ſich zu beſiegen und ſich ſelber in ſeiner Liebe zu ehren vermocht hat, iſt doch wohl einiges Vertrauens würdig. Seine Mäßigung und ſein Glück ſind dein Werk, und du wirſt rühmlich vollenden, was du begonnen haſt.“

Nach dieſer Anrufung, ſtand Simuſtapha muthvoll auf, nahm die Büchſe, riß das keine Siegel davon ab, und ſprach alle Worte der Beſchwörung, deren Formel er vor Augen hatte, mit Nachdruck aus . . .

Dreihundert und ein und zwanzigſter Tag.

Plötzlich beginnen die Kerzen zu flimmern und kniſtern; ein Getöſe, gleich dem dumpfen und majeſtätiſchen Donner des heraufziehenden Gewitters, läßt ſich vernehmen; die Büchſe öffnet ſich von ſelber, nichts ſcheint daraus hervorzukommen, indeſſen verbreitet ſich ein ſchwarzer Dunſt in dem Gemache; er wächſt allmählich, bis eine dicke Wolke den Raum vom Boden bis zur Decke ausfüllt.

Endlich zertheilt ſich der Dunſt, eine unförmliche Maſſe erſcheint, und das Auge erſchrickt vor dem Anblick einer eben ſo ſcheußlichen, als furchtbaren Geſtalt. In dem Maaße wie das Geſpenſt deutlicher vortrat, machte der beherzte Simuſtapha ſich vertraut mit ihm:

„Wer biſt du? Wer ſendet dich her?“ redete er das Ungethüm an.

„Meine Herrinn ſendet mich,“ antwortete die Schreckgeſtalt; „ich muß den Befehlen Benalabs und ſeines Schützlings gehorchen.“

„Wer iſt deine Herrinn?“ fuhr Simuſtapha fort; „ich befehle dir, mir ihren Namen zu ſagen.“

„Ich kann dir nicht gehorchen, ohne ihre Erlaubniß,“ antwortete die Geſtalt.

„Kehre denn zu ihr zurück,“ ſagte Simuſtapha, „und ſage ihr, daß der Freund des weiſen Benalab in die Fußſtapfen ſeines Lehrers zu treten wünſcht; daß er ſich beſtrebt, durch ſein Betragen, die große Huld zu verdienen, womit ſie ihn beehrt, und den Namen der Macht, welche zu ſeinen Gunſten ins Mittel tritt, zu wiſſen wünſcht, um ihr die ſchuldige Huldigung darzubringen.“

Der Geiſt verſchwand, und war wie ein Blitz wieder da.

„Dein Begehren iſt bewilligt,“ ſagte er: „du biſt der einzige Zögling Benalabs, und er hat dich, wie ſein andres Selbſt empfohlen. Meine Gebieterinn iſt die Königinn der Geiſter: ihr Name iſt Setelpedur, das heißt Stern der ſieben Meere; ſie ſendet mich wieder her, mit der nöthigen Macht ausgerüſtet, all dein Begehren zu erfüllen. Und weil meine Geſtalt dir abſchreckend erſcheinen möchte, ſo habe ich Befehl von ihr, die alles über mich vermag, die Geſtalt anzunehmen, welche es dir beliebt, mir zu geben.“

„So nimm,“ ſagte Simuſtapha, „die Geſtalt Dſchemals an, des erſten Sklaven, der zu meinen Dienſten war, und den ich das Unglück gehabt habe zu verlieren.“

„Ich gehorche mit Freuden,“ ſagte der Geiſt.

Hierauf zog er ſich in den Hintergrund des Zimmers zurück, löſte ſich von neuen in Dunſt auf und bildete eine Wolke, aus welcher man einen jungen Mann von angenehmer Bildung hervortreten ſah.

„Was befehlet ihr nunmehr?“ fragte der Neuverwandelte; „ich bin euch ergebener, als es Dſchemal je war; ſo bald ihr meiner Dienſte nöthig habt, dürft ihr nur die Büchſe berühren, und mich rufen: ich erwarte eure Befehle.“ —

„Ich liebe die reizende Ilſetilſone, die Tochter des Chalyfen; ſie erwiedert meine Liebe. Aber darf ich mich mit ihr vereinigen, ohne Einwilligung unſerer Aeltern, und allein unter Begünſtigung der Geiſterköniginn? Eile, Dſchemal, und bedenke, daß mein Glück von der Antwort abhängt, welche ich erwarte.“

Er ſprach's, und Dſchemal verſchwand.

Jetzo rief Simuſtapha die weiſen Lehren ſeines Erziehers in ſein Gedächtnis zurück:

„In der Lage, in welche deine Liebe dich verſetzt hat,“ hatte Benalab zu ihm geſagt, „wird die Hülfe der Geiſter dir vielleicht nothwendig ſein; aber vernachläßige unterdeſſen nicht, auch ſelber an deinem Glücke zu arbeiten; die übernatürliche Hülfe würde dir unnütz werden, wenn du aufhörteſt, an ihrem Erfolge durch alle dir zu Gebote ſtehende Mittel mitzuwirken. Ich hinterlaße dir Reichthümer, welche deine Bedürfniſſe weit überſteigen."

Simuſtapha beſaß in der That alles was Arabien nur koſtbares hervorbringt; aber es fehlten ihm Frauen, die Prinzeſſinn zu bedienen, und wo waren dergleichen in Bagdad zu finden, die weder Augen, noch Zungen, noch Ohren hatten; die auf den Wink gehorchten, bei Nacht ſtäts thätig, und am Tage unſichtbar waren, — ohne die wunderbare Hülfe der Büchſe, die Dienſte Dſchemals, und die Begünſtigung der Fee?

In dieſer Ungewißheit kam Dſchemal zurück, und legte Rechenſchaft von ſeiner Sendung ab:

„Unſre Herrſcherinn," ſprach der Geiſt, „erkennt in deinem Betragen die Wirkungen der guten Lehren des weiſen Benalab: ſie hat dein Vorhaben überlegt, und du kannſt dich morgen Abend mit der Prinzeſſinn vermählen, indem ihr die Geſtirne zu Zeugen eurer Vereinigung anrufet; ich habe Befehl mich, mit ſinkendem Tage, nach dem Palaſte des Chalyfen zu begeben, dort die Wachen einzuſchläfern, die Prinzeſſinn zu entführen und ſie hieher zu bringen."

„Vor allen Dingen,“ ſagte Simuſtapha, „zeige dich meinen Sklaven als Dſchemal, deſſen Verluſt ſie mich oft bedauern gehört haben; nimm viere der jüngſten von ihnen mit dir; ſie ſind die einzigen, die Dſchemal gekannt haben können; ſie werden dir viele Liebkoſungen erzeigen, laß ſie dir unbefangen gefallen. Hier auf meinem Tiſche findeſt du die Vorſchrift, was du zu thun haſt, den großen Saal meines Hauſes in gehörigen Stand zu ſetzen. Hier iſt der Schlüſſel des Schenktiſches in welchem alles Geräth verwahrt iſt, deſſen Aufſtellung ich deiner Sorgfalt und Einſicht überlaße; meine vier kleinen Sklaven werden deine Befehle vollziehen. Wenn du aber die meinigen ausgerichteſt haſt, kannſt du mir auch noch ſolche Frauen verſchaffen, wie ich zur Bedienung der Prinzeſſinn bedarf?“

„Wollt ihr hundert,“ antwortete der Geiſt, „der ſchönſten, welche den Thron der Königinn Setelpedur umgeben? deine Befehle werden ihnen Geſetze ſein.“ —

„Ihre Güte beſchämt mich,“ ſagte Simuſtapha; „ſechs Frauen ſind hinreichend.“

„Ihr ſollt ſie haben,“ ſagte der Geiſt.

Der neue Dſchemal ging hin und gab ſich den Sklaven des Hauſes als ſolchen zu erkennen: die vier jüngſten überhäuften ihn mit Liebkoſungen; man nimmt an, daß dieſer geſchätzte Diener wieder in ſeine Vorrechte eingeſetzt iſt, und daß er fortan die Befehle ſeines Herrn ertheilt; alle beeifern ſich, ihm zu gehorchen. Er kündigt ihnen an, daß Simuſtapha die große Wohnung beziehen will, welche niemand von ihnen kannte, und daß er mit den vier kleinen Sklaven alles dazu nöthige einrichten werde.

Dreihundert und zwei und zwanzigſter Tag.

Am folgenden Morgen war Simuſtapha früher auf, als die Sonne, und machte ſich an die Arbeit. Alle Gerichte, welche zu dieſem Feſtmahle beſtimmt waren, ſollten das Werk ſeiner Hände ſein; ſein Geſchmack bezeigte ſich dabei deſto ſtrenger, um den der Geliebten zu reizen und ihm zu ſchmeicheln.

Unterdeſſen verrinnen die Stunden, und das Geſtirn des Tages vollendet ſeinen Lauf. Simuſtapha ging ins Bad, und erhöhte darnach die Anmuth ſeiner Geſtalt durch den Glanz eines prächtigen Anzugs: Kunſt und Natur verſchönen dieſes Meiſterſtück der Bildung, Verlangen und Liebe beſeelen ſeine Blicke; alles vereint ſich zum Glücke der zärtlichſten Geliebten.

Schon verbreitete die Nacht ihre Schatten über Bagdad; Simuſtapha ließ die Kerzen in ſeinen Zimmern anzünden, und die Vorrichtungen eines prächtigen Mahles machen, welches zum Voraus ſchon dem Geruch und den Augen ſchmeichelte. Die vier Sklaven entfernten ſich, auf Dſchemals Befehl; er ſelber ſchien ihnen zu folgen; aber dieſer dienſtbare Geiſt hatte noch andere Verrichtungen: er flog nach dem Palaſte des Chalyfen.

Ilſetilſone lag traurig auf ihrem Bette, ohne Nachricht von Simuſtapha; Namuna hatte ihre gute Laune verloren, und legte ſich auch mürriſch nieder; die Sklavinnen und Verſchnittenen hatten ſich vorgenommen, die Nacht fröhlich zuzubringen: aber auf einmal wurden alle in Schläfrigkeit verſenkt, das Wort erſtarb ihnen auf den Lippen, ihre wankenden Füße hielten ſie nicht mehr aufrecht, und die Polſter wurden von der Laſt ihrer Leiber erdrückt. Die Verſchnittenen der Wache wurden eben ſo eingeſchläfert, und die Macht der Fee verbreitete über den ganzen Palaſt einen Zauberſchlaf.

Sobald der Gott des Schlafs ſeine Mohnhäupter über Alle geſchüttelt hatte, hub der gewaltige Diener Setelpedurs, gehorſam Simuſtapha's Befehlen, die Prinzeſſinn auf, und brachte ſie ohne Geräuſch in das für ſie bereitete Zimmer.

Das Flackern der Lichter, über welche auf einmal ein ſtarker Wind hinwehte, verkündigte die Ankunft des Geiſtes. Die Prinzeſſinn wurde auf das Hochzeitbette hingelegt, und Dſchemal, der ſich wieder ſichtbar gemacht hatte, ſprach zu Simuſtapha:

„Herr, deine Befehle ſind erfüllt: verlangſt du ſonſt noch etwas von deinem Sklaven?“ —

„Wo ſind die zur Bedienung der Prinzeſſinn beſtimmten Frauen?“

„Alles iſt bereit,“ antwortete der Geiſt, „und wenn eure Hoheit ſich die Mühe geben will, in das nächſte Zimmer zu treten, ſo werden ſie nicht ſäumen, zu erſcheinen.“

Er ſprach's, und Simuſtapha folgte. Augenblicklich ſprühet eine Feuerkugel Lichtſtrahlen aus, welche das Auge blenden; allmählich mildert ſich der Glanz, und an ſeiner Stelle erſcheinen ſieben Fräulein, deren Schönheit dem Reichthum ihrer Kleider gleich iſt; jede trug ein Muſikinſtrument in der Hand. Ehe man dieſe reizende Erſcheinung noch näher betrachten konnte, verneigten ſich alle vor Simuſtapha. Er befahl Dſchemal dieſe neuen Dienerinnen zu den nöthigen Verrichtungen anzuweiſen, ging wieder in das Zimmer, wo die Prinzeſſinn noch ſchlief, und ſchloß die Thüre hinter ſich zu.

Er näherte ſich nun dem Gegenſtande, deſſen Beſitz alle Wünſche ſeines Herzens befriedigen ſollte. Oh! wie würdig erſchien ſie aller der Opfer, welche er für ihren Beſitz dargebracht hatte! Der junge Fürſt war ſo in Liebe entbrannt, daß er gern den Gegenſtand derſelben geweckt hätte: aber die Ruhe und die Glückſeligkeit, welche ſich in ihren Zügen malten, hielten ihn ab, einen ſo ſüßen Schlummer zu unterbrechen.

„Ach!“ ſagte Simuſtapha, „ich werde ſie vielleicht niemals ſo glücklich machen, wie ſie es im Traume ſein mag!“

Indeſſen riß ihn die Macht der Leidenſchaft hin, er wagte einen Kuß auf ihre Roſenlippen: der Liebeszauber löſte die Bezauberung des Geiſtes, und Ilſetilſone ſchlug ihre ſchönen Augen auf.

„Ah! welch ein entzückender Traum!“ rief ſie aus.

„Es iſt kein Traum,“ ſagte der liebevolle Simuſtapha; „ihr ſeid bei demjenigen, der in wenigen Augenblicken euer Gemahl ſein wird.“

„Mein Gemahl!“ wiederholte Ilſetilſone, erſtaunt über dieſe Bezauberung: „durch welche außerordentliche Begünſtigung?“ —

„Beruhiget euch, o Königinn meiner Seele! ein Ausſpruch des Himmels beſtimmt uns für einander. Eine euch unbekannte Macht, welche auch mir faſt unbekannt iſt, vereinigt uns heute, und für unſer ganzes Leben: aber, bevor wir dieſes feierliche Bündniß eingehen, vernehmet noch Simuſtapha's Herkunft, und ſehet hier vor euch den Erben des großen Hilmar, Beherrſchers von Indien.“

Mit dieſen Worten nahm Simuſtapha ſeinen Turban ab, und zeigte ihr ein mit Perlen und Edelſteinen geſchmücktes Band, über welchen ein Diamant blendend hervorſtrahlte; auf der Faſſung dieſes Diamants ſtanden folgende Worte eingegraben:

„Geſchenk des Chalyfen Harun=Alraſchid an ſeinen geliebten Simuſtapha, Sohn ſeines Bruders Hilmar, des großen Königs von Indien.“

Welche Entdeckung für die zärtliche Ilſetilſone! Wenn ihre Liebe auch keiner Erhöhung fähig war, ſo ward ſie nun doch ſtolz auf ihre Wahl; Hoheit und Ehre vollendeten ein Glück, welches nur von der Liebe abzuhangen ſchien.

Simuſtapha ſeinerſeits genoß des Vergnügens, ſie ſo überraſchend aus einer Täuſchung gezogen zu haben, welche ſeine Verkleidung zu beſtätigen ſchien.

„Aber warum,“ fragte ſie jetzt, „habt ihr euch zu dem Stande herabgelaßen, in welchem ihr hier in Bagdad erſcheint?“

„Die Liebe ſoll euch davon Rechenſchaft geben,“ antwortete der Prinz; „gegenwärtig,“ fügte er hinzu, „dürfen wir nur noch die himmliſchen Weſen zu Zeugen unſrer Vereinigung anrufen, bis unſere Aeltern ſie durch ihre Zuſtimmung beſtätigen.“

„Mögen Mahomed, die Geſtirne, und der Stern der ſieben Meere,“ ſprachen beide zugleich, indem ſie die Arme über die Bruſt kreuzten, „die Bürgen unſerer Eide ſein! Möge euer himmliſcher Einfluß ſich von uns abwenden, wenn wir jemals die heiligen

Verpflichtungen brechen, welche wir heute eingehen!“

Urplötzlich antwortete der Himmel auf dieſe Anrufung durch einen Donnerſchlag; eine unſichtbare Hand verbreitete Dunkelheit, die Kerzen erlaſchen, und die beiden Liebenden waren allein.

Dreihundert und drei und zwanzigſter Tag.

Das Schweigen hatte mit der Dunkelheit ziemlich lange geherrſcht, bis endlich Ilſetilſone, neugierig, die Geſchichte ihres Geliebten umſtändlicher zu vernehmen, ihn um die Gründe befragte, welche ihn bewogen hatten, ſeine erlauchte Abkunft zu verbergen; da beider Aeltern ſchon durch Freundſchaft und durch Staatsverhältniſſe verbunden waren, ſo ſchien ihr, daß dieſe vereinten Umſtände eine ſo vortheilhafte Verbindung begünſtigen müßten.

„Unſer Rang,“ antwortete Simuſtapha, „entfernte uns weit mehr, als du denkſt; vielleicht war unter allen den Fürſten, denen deine Hand verſagt wurde, nicht einer, mit dem eine Verbindung deinem Vater in aller Hinſicht ſo angemeſſen geweſen, als die mit uns, welche durch die Bande einer alten und beſtändigen Freundſchaft vorbereitet war. Unſer Geſchlecht iſt noch in den Irrthümern des Götzendienſtes geboren, aber, Dank den eifrigen Bemühungen Haruns, des Statthalters Gottes und rechten Arms ſeines großen Propheten auf Erden, wir ſind zur Erkenntnis der Wahrheit zurückgeführt, durch die Leſung und das Verſtändnis des göttlichen Korans.

Dieſer weiſe Beherrſcher der Gläubigen hat ſtäts wie ein guter Vater über uns gewacht; der König Hilmar, mein Vater, unterhielt ſich mit meiner Mutter unaufhörlich über deſſen Gefälligkeit gegen uns, und ſeine Anhänglichkeit an ihn:

„Er hat eine ſo ſchöne Tochter!“ ſagten meine Aeltern: „ah! wenn er uns doch die reizende Ilſetilſone zur Schwiegertochter gewähren wollte! Aber andere Herrſcher haben ſchon vergeblich um ſie angehalten; er liebt ſie zu zärtlich, und wird niemals in eine Verbindung willigen, welche ſie von ihm entfernet.“

Dieſe Geſpräche machten tiefen Eindruck auf mich; ich war fortan allein mit dir beſchäftigt.

Mein Vater hatte einen Perſiſchen Weltweiſen, namens Benalab, an ſeinen Hof gezogen; dieſem war meine Erziehung anvertraut, und er pflegte in meinem Herzen den Keim der Tugend, während er zugleich meinen Geiſt mit ſeltenen Kenntniſſen ſchmückte, womit er ausgerüſtet war.

Benalab entfernte ſich von Zeit zu Zeit zu Nachforſchungen für die großen wiſſenſchaftlichen Arbeiten, mit welchen er beſchäftigt war. Einſt war er abweſend, Kräuter auf den Armeniſchen Bergen zu ſuchen. Meine Aeltern hörten nicht auf, deine Reize und Fähigkeiten zu rühmen, und die Unmöglichkeit zu bedauern, welche ſie vorausſahen, eine ſo paſſende Verbindung zu bewirken; zugleich dachten ſie darauf, mir eine andre Gattinn zu verſchaffen. Ich begab mich in unglaublicher Unruhe in mein Zimmer. Kaum hatte ich mich niedergelegt und war in tiefen Schlaf verſunken, als du mir in einem Traume erſchienſt, ganz ſo, wie ich dich zum erſtenmal in der Wirklichkeit ſah: mein Traum verſchwand, und ich erwachte; aber eine unbekannte Stimme rief mir ganz deutlich deinen Namen zu.

Du kannſt, meine geliebte Ilſetilſone, aus dem Zuſtand, in welchem ich mich befand, und aus den Unternehmungen, zu welchen die Liebe mich begeiſtert hat, die Gewalt ermeſſen, welche dein Bild über mich gewann. Ich wagte nicht, meine Leidenſchaft zu geſtehen, und überließ mich derſelben ohne Rückhalt, ohne Hülfe; ſie warf mich bald darnieder, vergeblich erſchöpften die Aerzte ihre Kunſt, und ich war auf dem Wege, dem Siechthum zu erliegen, welches mich verzehrte.

Da kam Benalab aus Armenien zurück; er befragte und beobachtete mich; und nachdem er über die Beſchaffenheit meiner Krankheit nachgedacht hatte, näherte er ſich mir, und flüſterte mir ins Ohr:

„Theurer Prinz, ich kenne eure Krankheit vollkommen: Ilſetilſone iſt die Urſache derſelben.“

Bei dieſen Worten überzog eine plötzliche Röthe meine Wangen:

„Beruhiget euch,“ ſprach mein Lehrer zu mir; „euer Uebel iſt nicht unheilbar; faſſet wieder Muth. Ihr ſeid beide für einander geſchaffen: überlaßet mir die Leitung; ich will euch in den Stand ſetzen, ſie nach Gefallen zu ſehen und ihre Hand zu erhalten.“

Die Hoffnung ermunterte meine Kräfte wieder, und ich ſchien ein neues Leben zu beginnen. Benalab ſchlug eine Seereiſe vor, als zu meiner Geneſung nöthig; er ließ ein Fahrzeug ausrüſten, deſſen Leitung er ſelber übernahm. Um meine Aeltern über dieſe Entfernung zu tröſten, zeigte Benalab ihnen einen faſt verdorrten Roſenſtock, nahm eine Schaufel, häufte damit Sand und Erde auf, vermiſchte beides, und bedeckte damit den Fuß des Roſenſtrauchs, goß dann auf denſelben einige Tropfen eines Elixirs, welches er in ſeiner Taſche trug, und ſprach zu meinen Aeltern:

„Dieſer Buſch wird wieder grünen; je mehr er ſich mit Blättern und Blumen bedeckt, je mehr dürft ihr euch der Geneſung eures Sohnes getröſten. Hier würde er von dem Todesengel getroffen werden;

anderswo wird er am Leben bleiben: ſetzet Vertrauen in Benalab."

Der Roſenbuſch fing wieder an zu grünen. Benalab, jetzo mein Hofmeiſter, konnte aus dem Schatze meines Vaters alles nehmen, was er für nöthig hielt; er fügte dazu ſeine eigenen Schätze, von welchen du ſchon einige Stücke bewundert haſt. Wir ſchifften uns ein, landeten an den Küſten der Staaten deines Vaters, und kamen nach Baßra, wo wir uns einige Zeit aufhielten.

Sobald wir den Fuß ans Land geſetzt hatten, ſchickte Benalab mit dem Schiffe, welches uns hergebracht hatte, alle unſere Indiſchen Sklaven zurück; ſo blieben wir in Baßra, und überlegten, auf welche Weiſe ich unbekannt zu Bagdad leben, und welches Gewerbe mich in den Stand ſetzen könnte, dich zu ſehen und dir bekannt zu werden, ohne meinen Rang und Stand zu entdecken: wenn wir nur in Baßra geſchickte Köche kauften, ſo waren wir wohl gewiß, vermittelſt Benalabs Elixire den Speiſen einen ſo köſtlichen Geſchmack zu geben, welcher uns zum voraus einen für unſere Abſicht nöthigen Zuſpruch und Vorzug verſicherte.

Laß uns gegenwärtig dem Entwurfe des weiſen Benalab Gerechtigkeit widerfahren: ein Gahrkoch machte in der Stadt Bagdad bald mehr Aufſehn, als ein großer Mann von irgend einem andern Stande gethan hätte; ich ſah unſern Ruf mit jedem Tage wachſen, und die Hoffnung, nachdem ich für die wichtigſten Leute im Staate gearbeitet hatte, auch zu Haruns und deiner Bedienung zu gelangen, ſtieg, als ich das Unglück hatte, meinen weiſen Lehrer zu verlieren.

Mit ihm war auch die Hoffnung entflohen, wäre nicht Namuna, welche mir unbekannt zu ſein wähnte, von ſelber gekommen, und hätte mir glücklicherweiſe die Mittel dargeboten, welche mich dir genähert haben."

Dreihundert und vier und zwanzigſter Tag.

Während dieſer ganzen Erzählung Simuſtapha's, konnte Ilſetilſone kaum athmen und hätte ihn nicht zu unterbrechen vermocht.

„Alſo," ſagte ſie jetzt, „iſt unſre Vereinigung einzig das Werk der Liebe und die Fügung des großen Propheten! Ah! wie ſüß iſt es, die Erfüllung einer ſolchen Beſtimmung zu erleben! Aber erkläre mir, wie ich, im Palaſte meines Vaters eingeſchlafen, mich nun hier in deinen Armen finde? Wie lebhaft auch die Gefühle ſind, welche mich durchdringen, doch fürchte ich immer noch, alles ſei nur ein Traumgeſicht, ſo außerordentlich erſcheint es mir."

Hierauf erzählte Simuſtapha der Prinzeſſinn, welche Dienſte ihm die Büchſe Benalabs geleiſtet hatte, und verbreitete ſich über die Hülfe, welche er noch in der Folge von ihr erwartete.

Die Nacht hatte nun die Hälfte ihres Laufs zurückgelegt, als, auf ein von dem Indiſchen Prinzen mit dem Geiſte verabredetes Zeichen, dieſer in einem Augenblick alle Kerzen wieder angezündet hatte; zu gleicher Zeit öffnete ſich die Thüre nach dem Saale, und ein Geſang der lieblichſten Stimmen ließ ſich hören.

„Welches neue Wunder iſt dieß?“ fragte die Prinzeſſinn.

„Es ſind deine Sklavinnen, die mein Glück feiern,“ antwortete Simuſtapha.

„Meine Sklavinnen ſollten auch hier ſein, und etwas davon wiſſen?“ —

„Die hier gegenwärtigen ſind dir unbekannt, und können dich nicht verrathen.“

Ilſetilſone ſtand nun auf; ſie fand ein prächtiges Kleid zur Hand, und legte es an. Simuſtapha führte ſie in den Saal, wo ein köſtliches Mahl bereit ſtand. Die ſechs Sklavinnen warfen ſich vor der Prinzeſſinn nieder, und waren bemüht, ſie zu bedienen. Sie hatte ſeit ihrer letzten Wanderung in Bagdad alle Eßluſt verloren: aber hier war alles von der Hand ihres Geliebten bereitet, und es ward ihr nicht ſchwer, dem Mahl Ehre anzuthun. Muſik und Tanz verſchönten dieſes Feſt, und die Sklavinnen boten alles auf, das Vergnügen der glücklichen Gatten zu erhöhen. Die Prinzeſſinn bedurfte bald wieder der Ruhe. Simuſtapha führte ſie in das Brautgemach zurück: die Thüre ſchließt ſich und die Lichter verlöſchen von neuen.

Beide ſchliefen noch, als der Geiſt, durch den Hahnenruf an die Wiederkehr der Morgenröthe gemahnt, erſchien, die Prinzeſſinn aufhub, und ſie in den Palaſt des Chalyfen zurückbrachte. Nachdem er ſie, während ſie eines wohlthätigen Schlummers genoß, wieder eben ſo hingelegt hatte, löſte er den Zauber, welcher noch alle Leute dort in Schlaf verſenkt hielt; jeder Stand von der Stelle auf, wo er ſich fand, und ging hin, in einer bequemeren Lage auszuſchlafen.

Die Sonne hatte ſchon einen Theil ihres Laufs vollbracht und Ilſetilſone ſchlief noch. Die alte Hofmeiſterinn hatte ſchon dreimal hinter die Vorhänge geblickt, und ſagte leiſe:

„Ich wage es nicht, ihren ſüßen Schlummer zu unterbrechen: ſchlaf, mein holder Engel!“

Endlich gingen die beiden Sterne, welche den Lebenslauf des Prinzen von Indien beherrſchten, in ihrem vollen Glanze auf. Namuna näherte ſich, und ſagte:

„Wie ſtrahlet ihr heute, meine ſchöne Prinzeſſinn! habt ihr in Roſen geſchlafen, daß ihr noch ſchöner erwachet, als die Morgenröthe?“

„Ich habe einen himmliſchen Traum gehabt.“ —

„Ihr habt Simuſtapha geſehen? —

„Ja, ich habe ihn geſehen, und recht nach meinem Gefallen.“

„War er eben ſo beſcheiden, wie gewöhnlich?“ —

„Nicht ſo ganz.“ —

„Deſto beſſer für euch, meine Prinzeſſinn; ihr werdet heute doch gut zu Mittag eſſen? Ich gehe hin, euch von Simuſtapha eine Schüſſel zu holen.“

Die Alte eilte zu dem Speiſewirth. „Ich bin nicht ſo glücklich,“ murmelte ſie für ſich zwiſchen den Zähnen, „ſo ſchön zu träumen; was iſt es doch für ein ander Ding, wenn man jung iſt! — Hurtig, hurtig!“ ſagte ſie als ſie hinkam: „eure Prinzeſſinn hat die ganze Nacht geſchlafen, und an euch gedacht; jetzo hat ſie Eßluſt, gebet mir etwas für ſie.“

Simuſtapha ſah, daß Namuna von nichts wußte, und ſagte:

„Da, nehmet dieſe Schüſſeln, meine Gute, und ſaget eurer reizenden Gebieterinn, daß ſie zu Mittage, nicht viel eſſen ſoll; es wird ihr dieſen Abend deſto beſſer ſchmecken.“

Die Alte wollte ſich in ein längeres Geſpräch einlaßen, aber Simuſtapha entſchuldigte ſich höflich, und entließ ſie.

So ſtanden hier die Sachen, als Dſchemal durch eine Wolke zu den himmliſchen Gegenden entrückt wurde. Er kam, von den Ereigniſſen der vergangenen Nacht Bericht abzuſtatten. Sobald Setelpedur ihn erblickte, ſprach ſie zu ihm:

„Rede, Koſſak, haſt du meine Befehle zu Gunſten des Zöglings Benalabs ausgeführt?“

„Große Königinn,“ antwortete Koſſak, „ich habe allen Eifer und alle mögliche Behutſamkeit dabei angewendet.“

„Erinnere dich,“ fuhr die Fee fort, warum du in die Büchſe verſperrt worden, und der ſcheußlichen Geſtalt, welche du darin erhalten haſt, ſo wie der Gründe einer ſo gerechten Strafe. Zeige dich fortan getreu, und rede die Wahrheit. Sind die jungen Königskinder vermählt, und was denkſt du von ihrer Vereinigung?“ —

„Die Vermählung iſt vollzogen. Nichts gleicht den Tugenden und der Schönheit dieſes glückſeligen Paares; und es wäre unmöglich, ein ähnliches im ganzen Dſchinniſtan*) zu finden: ihr ſeht mich von Bewunderung deſſelben erfüllt.

---

*) Das Reich der Dſchinnen, Genien, Geiſter.

Wenn Jlſetilſone durch ihren Glanz alle Sterne des Himmels verdunkelt, ſo iſt Simuſtapha der Sonne zu vergleichen. Aber was beide vor allen auszeichnet, ſind die edelen Eigenſchaften des Herzens und des Geiſtes, welche ſie im höchſten Maaße verbinden.“

„Du kannteſt das Gute, Koſſak,“ verſetzte die Königinn, „bewundre es nun, um es endlich lieben zu lernen. Ich empfehle dir dieſe beiden Gatten, diene ihnen treulich. Ich will ſie dieſe Nacht ſehen, du ſollſt ſie mir, ſo bald ſie in ſüßen Schlaf geſunken ſind, hieherbringen; und bis ich deine Aufführung geprüft habe, erlaube ich dir, dich künftig unter der Geſtalt und dem Namen Dſchemals zu zeigen, welche du von Benalabs Zögling empfangen haſt.“

Der Geiſt entfernte ſich vergnügt. Setelpedor aber war beunruhigt: „Wie!“ ſagte ſie, „Unſchuld und Liebe ſind in meinem Reiche ſo ſelten, und auf Erden findet man ſie? ich kann es nicht glauben!... Wie verlangt mich, dieſen ſo ſchönen, ſo tugendhaften, ſo gefühlvollen Sterblichen zu ſehen!... Wie glücklich iſt Jlſetilſone, eine Seele, wie die ſeinige, gefunden zu haben!“

So ſprach die Geiſterköniginn: ſie hatte bis daher ihre Freiheit bewahrt; der bloße Gedanke an einen Sterblichen ſetzte ſie ſchon dem Untergange aus. Sie begab ſich in dieſe Gefahr, als Dſchemal den zuletzt von ihr empfangenen Befehl ausführte.

Dreihundert und fünf und zwanzigſter Tag.

Ilſetilſone hatte aus Namuna's Botſchaft vollkommen verſtanden, daß ſie noch denſelben Abend eine Zuſammenkunft mit ihrem Geliebten haben ſollte. Die Nacht, mehr erſehnt als der ſchönſte Tag, kam heran; die Schöne begab ſich zur Ruhe, um ſich einer Erwartung zu freuen, welche keine Täuſchung befürchtet. Bald verbreitete ſich der einſchläfernde Dunſt um ſie her; ſie bemerkte die Annäherung deſſelben, und wünſchte die Wirkung herbei. Der ganze Palaſt war bald von neuem in Schlaf verſunken, Dſchemal erſchien, und entführte die Prinzeſſinn zu ihrem Gatten, wo alles zu ihrem Empfange bereit war.

Die Speiſen waren aufgetragen, das Konzert begann, und eine noch prächtigere Bekleidung ſchmückte das Gemach: aber was vermag glänzender Aufwand und ſeine Erfindungen der Wonne hinzuzufügen, welche aus der Hingebung zweier liebevoller Herzen entſpringt? Da beide vor Liebe geſtorben wären, wenn ſie hätten verzweifeln müßen, jemals vereint zu werden, ſo begreift man, daß ſie gegenwärtig ohne ſo viel Anſtalten leben konnten.

Die Stunde der Ruhe war gekommen: Simuſtapha lud die Prinzeſſinn zärtlich ein, ſich ihr hinzugeben, und die jungen Sklavinnen ſetzten alles dazu in Bereitſchaft.

Viele Leute bilden ſich ein, daß die Nächte der allein durch die Liebe vereinten Gatten ſich alle gleichen müßen: die jetzo beginnende kann aber das Gegentheil beweiſen.

Kaum lag Simuſtapha mit der Prinzeſſinn auf dem Kiſſen, als der Geiſt ſie in tiefen Schlaf verſenkte, und ſie nach dem Palaſt der Geiſterköniginn brachte.

Setelpedur erwartete ſie mit Ungeduld; ſie ließ beide auf zwei prächtige Sopha's legen. Zuerſt zog Ilſetilſone ihre Aufmerkſamkeit an; ſie wollte ſehen, ob ihre Schönheit völlig den Lobeserhebungen entſpräche, welche man von ihr gemacht hatte, und fand nichts, daß nicht Dſchemals Preis weit übertroffen hätte.

Als ſie hierauf aber anfing, Simuſtapha zu betrachten, ſo war ſie überzeugt, daß nichts auf Erden mit ihm zu vergleichen und ſeiner würdig wäre. Während ſie nur wähnte, ſich der Bewundrung hinzugeben, ließ ſie ſich bald viel weiter verleiten; und indem ſie ſich ſelber die Bewegung verhehlte, in welche ſie verſetzt war, — um den Geiſtern ihres Hofes die unwiderſtehliche Neigung zu verbergen, welche ſie zu einem der beiden Geliebten hinzog, rief ſie aus:

„Oh! ſchönſter der Sterblichen! wie glücklich ſchätze ich mich, für dich meine Macht angewendet zu haben!“

Mit dieſen Worten drückte ſie zwei Küſſe auf Ilſetilſonens Lippen, um berechtigt zu ſein, eben ſo viele, noch zärtlichere Simuſtapha's Lippen zu rauben.

Die Königinn der Geiſter erfuhr was ihresgleichen begegnet, wenn ſie ſich zu ſehr dem gefährlichen Leimen dieſer Erde nähern: Setelpedur ward ein Raub der Verwüſtungen ihres eigenen Elements. Aber dieſe Wirkung hatte noch nicht ihr für ihre Nebenbuhlerinn gefaßtes Wohlwollen verlöſcht, deren Glück gemacht zu haben ſie gleichwohl bald bereuen ſollte. Sie band ihr ein Halsband von außerordentlicher Pracht um den Hals, und ſteckte ihr einen Ring an den Finger, deſſen Diamant eben ſo viel Feuer ausſtrahlte, wie ein Karfunkel; und was den Werth dieſes Kleinods noch erhöhte, waren die in den Ring eingegrabenen Namen der beiden Gatten.

Sie wand hierauf in die Haarflechten des Prinzen eine Diamantenkette und ſteckte ihm einen noch ſchönern Ring an den Finger, als jener, den ſie der Prinzeſſinn gegeben hatte: für beide ließ ſie zwei Kleider bringen, deren Beſatz aus Rubienen, Saphieren, und Smaragden ſo kunſtreich zuſammengewirkt war, daß ſie die Mannigfaltigkeit der Blumen nachbildeten.

Als ſie ihren Reichthum und ihre Huld genugſam dargethan hatte, war ſie darauf bedacht, die Belohnung dafür auf den Lippen des ſchönen Simuſtapha zu ſuchen. Nachdem ſie ſo ihre Neugier und einen Theil ihres Verlangens befriedigt hatte, rief ſie wieder den Geiſt herbei.

„Dſchemal,“ ſprach ſie zu ihm, „laß dir durch andere Geiſter helfen, und bringe dieſe Gatten auf demſelben Sopha, den du hier ſiehſt, in das Gemach zurück, woher du ſie entführt haſt; den Sopha, worauf ſie zuvor gelegen haben, mußt du anderswohin ſchaffen; lege dieſe beiden Kleider vor ihnen hin, und beobachte ſie bis ſie erwachen, um mir darnach von allem Bericht abzuſtatten, was vorgegangen iſt.“

Der Geiſt gehorchte, und brachte die Gatten wieder nach Bagdad in das Gemach des Prinzen von Indien; er verdoppelte den Glanz der Lichter, und hub die Wirkung des Zauberſchlafs auf.

Simuſtapha und Ilſetilſone öffneten die Augen, und wurden beide von dem Glanz ihres Schmuckes geblendet, und die Pracht ihrer ganzen Umgebung erfüllte ſie mit Bewundrung.

Simuſtapha ergriff die Büchſe; der Geiſt erſchien auf ſeinen Befehl.

„Sprich, Dſchemal, ich befehle es dir! woher kömmt dieſer überſchwängliche Reichthum?“

„Von der Hand, welche eure Verbindung begünſtigt hat,“ antwortete der Geiſt.

„Bezeug' ihr morgen,“ ſagte der Prinz, „unſre Erkenntlichkeit: „wenn zwei dem Willen der Königinn gänzlich ergebene Herzen ihr Glück erhöhen können, ſo bring' ihr die Huldigungen der unſrigen.“

Dſchemal verſchwand, und unſere Liebenden entledigten ſich bald des Schmuckes der ihnen beſchwerlich war: die glückliche Liebe verlangt Bequemlichkeit. Simuſtapha ſah in der Aufmerkſamkeit der Geiſterköniginn nur ihre Geneigtheit, ihnen bei dem Chalyfen behülflich zu ſein, daß er ihre Verbindung genehmigte: bald vergaßen beide, viel angenehmer beſchäftigt, aller ihrer Reichthümer, und die übrige Nacht verfloß unter glückſeligen Zerſtreuungen.

Dreihundert und ſechs und zwanzigſter Tag.

Als die Morgenſtunde kam, bezeugte Ilſetilſone ihrem Geliebten, daß es ihr großes Vergnügen gewähren würde, ihn in dem Kleide ſeiner Beſchützerinn zu ſehen.

„Ich gehorche, Licht meines Lebens,“ antwortete der Prinz; „ich bedarf alles, um dir zu gefallen: nichts dagegen ſoll hier meinen Augen die Reize verhüllen, deren Beſitz mich hinreißt und entzückt.“

Simuſtapha zog hierauf ſein prächtiges Kleid an. Ilſetilſone erfreute ſich des Anblicks dieſes Putzes.

„Der meinige,“ ſagte ſie, „iſt mir gegenwärtig unnütz; wenn ich dieſen Staat im Palaſte meines Vaters zur Schau trüge, würde ich eine Neugier erregen, welche ich unmöglich befriedigen könnte.“

Indem ſie dieſe Worte ausſprach, beſchlichen ſie die Vorläufer des Schlafs. Simuſtapha empfand dieſelbe Wirkung, und hatte kaum noch Zeit, ſich auf ein Sopha hinzuwerfen, ohne ſich ſeiner Kleidung zu entledigen. Die Prinzeſſinn ſchlief ſchon, und der Geiſt brachte ſie in den Palaſt des Chalyfen zurück.

Hierauf flog Dſchemal zu Setelpedur, und erſtattete ihr Bericht, auf welche Weiſe ihre Geſchenke aufgenommen worden, und welcher Ausdrücke ſich Simuſtapha bedient hatte, ſeine Dankbarkeit zu bezeugen: er ſagte mehr, als die Königinn hören wollte.

Setelpedur glich nicht mehr ſich ſelber; ſeitdem ſie von Simuſtapha's Reizen eingenommen worden, war ſie inneren Kämpfen hingegeben, deren Gewalt ſie zuvor niemals erfahren hatte; die Eiferſucht begann, ihr Herz in Unruhe zu ſetzen; ſie erſtaunte über ihren eigenen Zuſtand: ſie, die bisher nur beſchäftigt war, die Leidenſchaften Anderer zu zügeln, die niemals die Macht derſelben empfunden hatte, und ſtäts unempfindlich geweſen war für die Reize der Bewohner

Dſchinniſtans: „Ich ſollte mich ſo herablaßen," ſprach ſie, „einen Sterblichen zu lieben! . . . aber Simuſtapha iſt ein Zögling Benalabs, er iſt ſelber ein Muſter der Tugend und Weisheit: welche von meinesgleichen hätte die Ehre verſchmäht, ſich der Gunſt des großen Soleiman zu erfreuen? Unſre Königinn kam aus den entfernteſten Gegenden des Nordens zu ihm."*)

Während Setelpedur alſo ſprach, erwartete der Geiſt ihre Befehle.

„Kehre zu deinem Herrn zurück," ſagte ſie zu ihm, „und ſei, ſichtbar oder unſichtbar, ſtäts zu ſeinen Dienſten. Bemerkſt du an ihm das geringſte Verlangen, mich kennen zu lernen und mir ſeine Huldigungen darzubringen, ſo ermuntere ihn dazu und bring' ihn mir auf der Stelle her. Meine Gränzen ſind von noch entſetzlicher geſtalteten Weſen bewacht, als du zuvor wareſt. Ich werde Befehl ertheilen, dieſe furchtbaren Wächter zu entfernen, und die Gränzen ſo zu beſetzen, daß ſie keinen abſchreckenden Anblick darbieten."

Der Geiſt verneigte ſich vor der Königinn, begab ſich wieder zu Simuſtapha, und fand ihn noch auf dem Sopha im Zauberſchlafe liegen. Er weckte ihn auf, zeigte ſich ihm, und gab ihm den Rath, eine bequemere Lage für ſeine Ruhe zu wählen.

---

*) Es wird im Morgenlande angenommen, daß die Königinn von Saaba, die um Soleimans, oder Salomons, Huld zu werben kam, ein weiblicher Geiſt und die Königinn der himmliſchen Geſichte war.

Der Prinz öffnete die Augen: Ilſetilſone war verſchwunden; er ſah um ſich her nur die prächtigen Geſchenke, mit welchen er überſchüttet war, und ohne welche er wähnen würde, nur ſo ſchön geträumt zu haben. Beim Anblicke dieſer Gegenſtände wurde er von Dankbarkeit durchdrungen, welche ihn an noch größere Wohlthaten erinnerte; er brannte vor Ungeduld, ſeine ehrerbietige Huldigung dem erhabenen Weſen darzubringen, deſſen Huld und Macht er bewunderte. Er ergriff ſeine Büchſe, und der Geiſt erſchien.

„Dſchemal,“ ſprach er zu ihm, „wenn meine Bitte nicht unbeſcheiden iſt, ſo befehle ich dir, mich zu den Füßen meiner Wohlthäterinn, der Königinn der Geiſter, zu bringen.“

„Ich gehorche,“ antwortete der Geiſt, „dem Herrn der Zauberbüchſe und dem Günſtlinge des ſtrahlenden Sterns der ſieben Meere, welche die Erde theilen.“

Simuſtapha begab ſich ins Bad, ſchmückte ſich mit allen Koſtbarkeiten, welche er der Großmuth der Fee verdankte, und überließ ſich der Führung des Geiſtes.

Dſchinniſtan iſt ein weit von uns entferntes Reich; gleichwohl umgiebt es uns und berührt uns von allen

Seiten; es beſteht aus ſo weiten Räumen, daß ſie mit dem kleinen Raum, welchen wir einnehmen, nicht zu vergleichen ſind: in wenigen Augenblicken aber hatte ſie der Prinz von Indien durchmeſſen, und wurde am Eingange von Setelpedurs Palaſt niedergeſetzt.

Die Königinn trat ihm daraus entgegen; obwohl von ihrer Schönheit geblendet, vergaß er doch nicht der Ehrerbietung, und wollte ſich vor ihr auf ein Knie niederlaßen: ſie aber hub ihn eilig auf, faßte ihn bei der Hand, und führte ihn in ihren Palaſt, indem ſie mit ihm durch ihre Gärten ging, in welchen Wunder aller Art ihn überraſchten und bezauberten.

Simuſtapha, von ſo viel vereinten Genüſſen überſtrömt, empfand eine Aufregung, deren Wirkung Setelpedur mit Vergnügen betrachtete:

„O liebenswürdigſter der Sterblichen!“ ſprach ſie bei ſich ſelber, „möchten doch die Schönheiten, welche du hier antriffſt, dich aller derjenigen vergeſſen machen, welche du auf Erden zurückgelaßen haſt.“

Endlich kamen, faſt ohne mit einander zu reden, die Königinn und ihr neuer Gaſt an ein Waſſerbecken, welches mit dreihundert ſechs und ſechzig Thierbildern umgeben war, deren jedes, von dem andern verſchieden, das Sinnbild eines Tages im Jahre darſtellte. Sie beſtanden aus Jaspis und Porphyr, und ihnen entſtrömten beſtändig geiſtige und liebliche Getränke.

Die Mittagstafel war an dieſem Orte, unter einer Laube von Roſen und Schasmin, errichtet; Sophas, mit Raſen bedeckt, boten bequeme Sitze dar; Veilchen und Maiblumen dienten zum Teppich: man kann ſich vorſtellen, wie üppig inmitten ſo vieler Schönheiten das Mahl war.

Unſichtbare Diener brachten und holten die Speiſen; man ſah nur die ſchönen Hände Setelpedurs, die eben ſo geſchickt waren, jedem Gelüſte zuvorzukommen, als ihre Augen ſich aufmerkſam zeigten, es zu errathen.

Dreihundert und ſieben und zwanzigſter Tag.

Der Prinz von Indien ſchien verwirrt; aber ein belebteres Gemälde ſtellte ſich jetzo ſeinen Augen dar: eine im Halbrund ihm gegenüber aufſteigende Bühne bevölkerte ſich auf einen Wink. Sechshundert Geiſter beiderlei Geſchlechts, ſetzten ſich auf den Raſen und begannen ein Konzert, welches der Feenköniginn würdig war, und die Sterblichen zu entzücken vermochte. Simuſtapha war in Bewundrung verſunken.

„Ihr ſehet,“ ſprach Setelpedur zu ihm, „welcher Vergnügungen man hier genießt; findet ihr darunter einige, die euch reizen, o mein theurer Simuſtapha!

ſo wird das Herz, welches euch ſie darbietet, ſich bemühen, ſie unaufhörlich abwechſeln zu laßen.“

Mit dieſen Worten ſtand die Königinn vom Tiſche auf, und ging mit Simuſtapha nach ihrem Pallaſt; Gold und Aſur wechſelten hier unter allerlei Geſtalt. Simuſtapha mußte ſich auf ein Sopha niederſetzen, und die Königinn der Geiſter, an ſeiner Seite ſitzend, ſprach folgendermaßen zu ihm:

„Theurer Prinz, die Zurückhaltung iſt nicht für mich gemacht: ich liebe euch, ich will euer Glück, und das meinige iſt damit verknüpft. Ihr waret der Zögling und Freund des weiſen Benalab, der meine Blicke auf eure Beſtimmung lenkte. Seit eurer zarteſten Kindheit wirkte ich unſichtbar auf die Begebenheiten ein, von welchen ihr eure Glückſeligkeit abhängig gemacht habt. Ihr verdanket mir Ilſetilſonens Beſitz; ich bin erfreut über eure Vereinigung mit ihr, und empfinde keine Eiferſucht deshalb: aber ſeitdem ich euch nun näher kenne, beſeelen mich für euch die zärtlichſten Gefühle; eure Tugenden und die Anmuth eures ganzen Weſens haben aus der Königinn der Geiſter eine demüthige Sklavinn der Liebe gemacht.“

„O anbetungswürdige Königinn,“ erwiederte Simuſtapha, „ich bin nicht ſo ſtolz, auf eine ſo ruhmvolle Eroberung Anſpruch zu machen: erlaubet mir, euch mein Lebelang zu verehren und zu dienen. Ich verdanke euch das Glück, mit der Tochter des Chalyſen vereinigt zu ſein: aber wenn auch meine durch euch begünſtigte Liebe mir erlaubte, euch mein Herz darzubieten, ſo bin ich doch Muſelmann, durch die Gnade Gottes und des großen Propheten, ſo wie durch die ſegensreiche Bemühung des frommen Beherrſchers der Gläubigen, und ich werde mein Glück in der Beobachtung des Geſetzes ſuchen."

„Ihr übertreibet, mein theurer Simuſtapha," verſetzte die Königinn, „ſo wohl meine Anſprüche auf euch, als die Strenge des Geſetzes. Ich will Ilſetilſone'n nicht aus eurem Herzen verbannen; liebet ſie immerhin: ſie ſoll der Gegenſtand meiner Huld ſein, wie ihr der Gegenſtand meiner Liebe ſeid. Mahomed hat ſich mehr als Eine Frau verſtattet."

„Ich prüfe nicht," ſagte Simuſtapha, „die Handlungsweiſe des Propheten: aber als Ilſetilſone ſich mir gänzlich hingab, haben wir ein unverletzliches und heiliges Bündnis geſchloſſen."

„Das ſoll es auch nicht minder bleiben," erwiederte die Königinn; „Ilſetilſone kann weder eure, noch meine Feindinn werden: und wenn ſie mir erlaubt, euch zu lieben, kann ſie da eure Undankbarkeit gut heißen? Mit Einem Worte, theurer Prinz, mein Herz gehört euch ganz, könnt ihr mir nun verſagen, das eure zu theilen, wenn niemand dadurch gekränkt wird? Bedenket, daß ich meine große Macht nur zu neuen Gunſtbezeugungen für euch anwenden werde, und daß diejenige, die euch anflehet, die unbeſchränkte Gebieterinn eures Schickſals iſt.“

„O meine Königinn!“ ſagte Simuſtapha, „ermeſſet die Quaal eures Sklaven, dem das Zugeſtändnis, wie die Weigerung deſſen, was ihr verlanget, gleich unmöglich dünkt.“

„Genug davon, mein theurer Prinz,“ erwiederte Setelpedur; „ihr müßt gegenwärtig auf eure Erhaltung bedacht ſein; ich habe euch die Mittel dazu gewährt, und darunter ſolche, um die ihr nicht wiſſet, und deren Wichtigkeit ihr vielleicht in der Folge noch kennen lernen werdet. Aber ich muß euch ſagen, daß die Büchſe Benalabs euch großen Gefahren ausſetzt: dieſe Büchſe gehörte einſt dem Aegyptiſchen Zauberer Mamuk, der ſie zu Frevelthaten misbrauchte: ich habe ihn, zur Strafe, derſelben beraubt.

Ich überließ dieſen Elenden dem Gerichte ſeines Verhängniſſes: Ich beſtrafte Koſſak, euern jetzigen Sklaven Dſchemal, der durch ſeine niederträchtige Willfährigkeit ſeinen verderbten Meiſter vollends zu Grunde gerichtet hatte. Ich rechne daranf, daß dieſer Sklave meiner Befehle ſich gegen euch nicht vergeſſen wird. Mamuk lebt noch, er hat einen Sohn in ſeiner Kunſt unterrichtet, der eben ſo gefährlich iſt, als er ſelber: ganz Dſchinniſtan verflucht ihn; aber die Laſterhaften finden immer irgendwo Schutz.

Mamuk iſt noch mächtig, und arbeitet unabläßig daran, die Büchſe, welche ich Benalab gegeben, wiederzufinden: ſeid auf eurer Hut, daß niemals, weder ein Aegypter, noch jemand, der aus Aegypten kömmt, bei euch Eingang finde.“

Simuſtapha wußte keine Worte zu finden, um für ſo viele Beweiſe der Huld zu danken. Indeſſen fing es ſchon an ſpät zu werden, und es war Zeit, heimzukehren, um dort ſeine Gattinn zu empfangen. Er ſuchte der Königinn die Nothwendigkeit ſeiner Entfernung bemerklich zu machen, indem er bedauerte, daß er gezwungen wäre, ſich von ſo vielen Freuden loszureißen.

„Meine Gunſtbezeigungen,“ erwiederte Setelpedur, „folgen meiner Neigung, und koſten mich nichts. Die Reichthümer hier verlieren alsbald all ihren Werth, wenn ihr euch entfernet. Wollt ihr ſie mir theuer machen? Kommt mit Ilſetilſone'n her, euch derſelben zu erfreuen, und von dem Augenblick an, wird nichts mehr hier ſein, das meinen Augen nicht wahrhaft theuer wäre: kommet, hier zu gebieten, und ſeid der Unterwürfigkeit aller Geiſter verſichert, welche mich umgeben.“

„Ach, Herrinn,“ erwiederte Simuſtapha, „hütet euch, weil ihr mich liebt, mich über meine Pflichten zu verblenden; ich bedarf es, mich zu erinnern, daß ich der Sohn des Indiſchen Königs bin, den ſeine

Aeltern ſo zärtlich lieben, und der ihren Unterthanen über die Beſtimmung des vermuthlichen Thronerben Rechenſchaft ſchuldig iſt."

„Lebet wohl, mein geliebter Simuſtapha," ſagte die Königinn, indem ſie ihn umarmte; „lebet wohl, Prinz, Muſter eines Fürſten, Licht der Welt, und Schatz aller Tugenden!"

Dreihundert und acht und zwanzigſter Tag.

Simuſtapha wurde von dem Geiſte wieder heimgebracht: ſein von Dankbarkeit aufgeregtes, aber ſtäts von Ilſetilſone'n erfülltes Herz brannte, ſie wiederzuſehen; er beſchäftigte ſich mit den Vorbereitungen zu ihrem Empfange: die ſeltenſten Früchte ſtanden auf dem Tiſche, die Rauchfäſſer dufteten, und die Prinzeſſinn erſchien. Sie ſchmückte ſich mit dem prächtigen Kleide, welches Setelpedur ihr geſchenkt hatte; Simuſtapha hatte das ſeinige anbehalten. Die Muſik ließ ſich hören, das Mahl begann, und inmitten all dieſer Freuden beſchäftigte man ſich nur mit Entwürfen künftiger Glückſeligkeit.

Unterdeſſen erzählte Simuſtapha ſeinen Beſuch in dem Palaſt der Fee, beſchrieb die Schönheiten, welche er dort geſehen, die Huld, womit er dort überhäuft worden; er überging keinen Umſtand, und ſeine

Erzählung erregte weder Verdacht, noch Eiferſucht. Und wenn die Prinzeſſinn alle Herzen ihrem Geliebten zufliegen ſähe, ſo würde ſie dieſe Huldigung nur als einen Tribut anſehen, welche alle lebenden Weſen ihm ſchuldig ſind. Als Simuſtapha auf die Vorſicht kam, zu welcher er gegen den Aegypter Mamuk, den alten Beſitzer der Büchſe, aufgefordert war, wollte ſie den Prinzen bereden, ein ſo gefährliches Geſchenk der Königinn zurückzugeben: aber beide hätten, ohne deſſen Hülfe, auf das Vergnügen verzichten müßen, ferner zuſammen zu kommen, und es wäre vielleicht unmöglich geworden, den Chalyfen zu bewegen, ſo ſüße Bande zu beſtätigen.

Alle Befürchtungen mußten ſo mächtigen Beweggründen weichen: „Aber wenigſtens,“ ſagte Ilſetilſone, „ſei darauf bedacht, dich vor der Annäherung dieſer treuloſen Fremdlinge zu verwahren. Verſchließ deine Thüren und Fenſter ſelbſt vor den Winden, die aus Aegypten herkommen mögen.“

Während ſie ſo ihre Ruhe zu ſichern ſuchte, zog ſich in Dſchinniſtan ein Gewitter zuſammen, welches dieſelbe bald ſtören ſollte. Als der Geiſt, der Sklave der Büchſe, die Prinzeſſinn aus dem Palaſt zu Simuſtapha, und von hier wieder zurückgebracht, und der Prinz von Indien ihm nichts weiter zu befehlen hatte, verfügte er ſich zu ſeiner Gebieterinn, und brachte ihr Bericht von allem, was er geſehen hatte.

Der Geiſt lieferte ein wahrhaftes Gemälde deſſen, wovon er Augenzeuge geweſen, und ſagte:

„Noch niemals bot eine eheliche Verbindung ein ſo anziehendes Bild dar! Niemals ſchienen zwei Herzen ſich ſo innig zu verſtehen und ſich zu entſprechen! Niemals vereinigten zwei Weſen Tugend und Schönheit in einem ſo hohen Grade! Niemals . . .“

„Halt ein, Unſeliger!“ unterbrach ihn die Königinn, „deine Begierden brennen ſchon wieder lichterloh! Erinnere dich was du, als Koſſak im Dienſte des verfluchten Aegypters gethan haſt! Mein Finger hat auf deiner ſchuldvollen Stirne die Brandmale deines laſterhaften Wandels eingegraben. Ich werde dießmal noch ſchlimmer mit dir verfahren, wenn du wieder aus der Bahn weichſt: ich will alle deine Geſichtszüge verzerren, ich will deine Ohren lang recken, und du ſollſt mit den Ferſen vorwärts gekehrt gehen.“

„Oh! meine Herrſcherinn,“ ſagte der Geiſt, „euer Zorn thut mir weher, als eure Drohung mich erſchreckt. Ilſetilſonens Schönheit und Tugend iſt ſo groß, daß ſie mir die höchſte Ehrfurcht einflößt: ah! wie ſehr verdient ſie die Liebe Simuſtapha’s!“

„Sie iſt zu groß,“ erwiederte Setelpedur, „ſie macht, daß er der Sorge für ſeine Sicherheit, und ſelbſt ſeiner Pflichten vergißt. Der einzige Sohn des Königs von Indien läßt ſeinen Vater in Unwiſſenheit über ſeine Abenteuer, und ohne einen von Benalab verjüngten Roſenſtrauch, deſſen Laub ich ſorgfältig erneuen laße, würden ſeine Aeltern der Ungewißheit preisgegeben, und in tiefen Kummer verſunken ſein. Dſchemal, man muß deinen jungen Herrn aus einer für ihn ſo gefährlichen Bezauberung befreien: ſtelle dich unſichtbar zwiſchen ihnen beiden; verbreite einen giftigen Hauch um Ilſetilſone . . .“

„Große Königinn, ich gehorche,“ ſagte der Geiſt, indem er hinwegeilte.

„Bleib! Elender,“ ſagte aber Setelpedur zu ihm: „du biſt ſehr hurtig, dich in den Pfuhl zu ſtürzen, um auf der Stelle ſeinen Qualm zu verbreiten . . . Bleib!“ wiederholte ſie, nachdem ſie ſich einen Augenblick wieder gefaßt hatte; „ſei geſchäftiger, das Gute zu thun, als das Böſe, wenn du nicht wieder ein Ungeheuer werden willſt . . . Ich befehle dir von neuen, ſorgfältig über alle Bedürfniſſe und Gefahren der beiden Gatten zu wachen.

Dſchemal entfernte ſich; er vermochte nicht, in der Seele ſeiner Gebieterinn zu leſen, und wähnte, ſie hätte ihn auf die Probe ſtellen wollen. Setelpedur aber blieb ein Raub der Unruhe; ihre Leidenſchaft quälte ſie; ſie wähnte, dieſelbe durch Opfer befriedigen zu können, und um ſich in ihrem Vorhaben beſtärken zu laßen, befahl ſie auf der Stelle ihren

Großveſyr Asmonſchar[*]) herbeizurufen. Er erſchien ſogleich, ſie ließ ihn neben ihr niederſitzen, und ſprach folgendermaßen zu ihm:

„Veſyr, noch hat niemand auf mein Herz Eindruck machen können, und ich bin unabhängig geblieben, bis auf dieſen Tag. Gegenwärtig aber iſt mein Verhängnis eingetreten und ſchreibt mir Geſetze vor: ein Sterblicher, der über alle anderen erhaben iſt, hat meine ganze Zuneigung auf ſich gezogen: es iſt Simuſtapha, der Sohn des großen Königs von Indien. Ich weiß, daß der Stolz der Geiſter, meiner Vaſallen, ſie auf die Menſchen verächtlich herabſehen läßt, weil ſie gewöhnlich ihren Spielball aus ihnen machen: ſie haben vergeſſen, daß ſie ſelber alle das Knie gebeugt haben vor dem großen Mahomed, dem Beſieger meines Vaters, des unſterblichen Kokopileſobeh,[**]) der aller Strahlen ſeines Ruhms beraubt wurde.

Unſer Wirkungskreis iſt beſchränkt: von allen geſchaffenen Weſen iſt der Menſch der einzige, der den ſeinen erweitern kann. Die Tugenden Simuſtapha's können ihn zu der höchſten Erhebung führen, und ich will mich ſeinen Hoffnungen zugeſellen; wenn du nun, wie ich glauben muß, meine Wohlfahrt und meinen Ruhm im Auge haſt, ſo erwarte ich von dir einen deiner Weisheit und deiner Anhänglichkeit würdigen Rath."

---

[*]) Asmodeus.

[**]) Kokopileſobeh iſt einer von den Arabiſchen Namen Lucifers.

Dreihundert und neun und zwanzigſter Tag.

Während dieſer Rede ſchien Asmonſchar, mit niedergeſenkten Augen, in tiefem Nachſinnen; er brach endlich das Stillſchweigen, und antwortete:

„Große Königinn, deine Entwürfe ſind ſtäts von der Weisheit geleitet, und können ihren Urſprung allein in einem edlen Ehrgeize haben. Ich ſehe hier nur zwei Schwierigkeiten.

Ihr habt edelmüthig die Verbindung des Prinzen von Indien und der Tochter des Chalyfen begünſtigt; ihr habt die Stärke und Unauflöslichkeit derſelben gegen euch ſelbſt durch die beiden Ringe geſichert, welche ihr ihnen angeſteckt habt: eure Befriedigung hängt nur von ihrer Einwilligung ab. Wir haben von unſeren Ahnen verfaßte Geſetze, deren Urkunden ſie ſelber aufbewahren: ſie werden viel beſſer als ich entſcheiden, worin ſie euerm Verlangen genügen können; und es wird euch annehmlicher ſein, die Verbindung, welche ihr im Sinne habt, mit Zuſtimmung aller eurer Gewalt unterworfener Weſen einzugehen, als nur mit dem Rathe eures gänzlich euerm Willen gewidmeten Miniſters.“

Setelpedur, nur mit ihrem Vorhaben und den Mitteln es zu befördern beſchäftigt, durchdrang nicht die Abſichten Asmonſchars.

Der heuchleriſche Veſyr hatte nicht ſo bald den Befehl, die Verſammlung zu berufen, empfangen, als er ſich zu Bahlisbull,*) ſeinem Großvater, begab, dem älteſten und boshafteſten aller Geiſter in Dſchinniſtan: die Wuth verlieh ſeinen Schwingen Stärke und Schnelligkeit. Er verabſcheute Bahlisbull; aber es kam darauf an, die Königinn von einem Vorhaben abzubringen, welches ihm verhaßter war, als jedem andern, weil er leibhaftig der die menſchliche Natur verderbende Geiſt, und ihr erklärteſter Feind war; und weil er den Namen Mahomed nicht konnte ausſprechen hören, ohne vor Wuth zu ſchäumen, und jetzo die Königinn gar einen Muſelmann heiraten wollte. Er wußte, daß durch einen berühmten Vertrag zwiſchen Kokopileſobeh und Mahomed, der Prophet ſich alle Geburten aus den Ehen der Menſchenkinder mit den Kindern Dſchinniſtans vorbehalten hatte.

Der alte Bahlisbull ſah mit einer Art von Erſtaunen ſeinen Enkel zu ihm kommen; ſie hatten ſeit langer Zeit keinen andern Verkehr mit einander gehabt, als um ſich gegenſeitig zu ſchaden. Er vernahm nun das Vorhaben der Königinn, und ſagte darauf zu Asmonſchar:

---

*) So viel als Beelſebub.

„Ich ſehe, du fürchteſt, deinen Einfluß zu verlieren; die Königinn iſt nicht die einzige, welche eine ungleiche Verbindung eingegangen; ſie iſt die Tochter des großen Kokopileſobeh, und darf uns gegenüber wichtige Vorrechte behaupten: die Geſetze anlangend, welche, wie du weißt, bei mir verwahrt liegen, weil ich den mit Mahomed eingegangenen Vertrag unterzeichnete, ſo kömmt es dir nicht zu, auf Mittel zu ſinnen, denſelben zu umgehen, oder auf die Möglichkeit, ihn zu übertreten: verſammle den Divan; das iſt deine Pflicht.“

Asmonſchar kehrte zurück; Bahlisbull aber, von Bosheit und Ehrgeiz erfüllt, beſchäftigte ſich mit einem Anſchlage, die Königinn zu entthronen, den Großveſyr, ſeinen eigenen Enkel, zu verderben und ſich ſelber auf dem Untergang aller emporzuſchwingen.

Der Divan war verſammelt. Setelpedur erſchien und nahm ihre Stelle ein; alle Geiſter verneigten ſich vor ihr. Auf einen Wink der Königinn erhuben alle ſich wieder und ſetzten ſich; niemand wußte den Grund einer ſo feierlichen Zuſammenberufung: Asmonſchar erhielt Befehl, die Sache vorzutragen.

Der Veſyr warf die Augen ringsumher, und bemerkte einen leeren Sitz; es war derjenige, den ſein

Großvater Bahlisbull einnehmen ſollte; da zögerte er noch, ſeine Rede anzuheben, er fürchtete, die Mehrheit möchte dem Antrage der Königinn beiſtimmen; ein großer Theil der Stimmenden war von demſelben Geſchlechte, wie Setelpedur, und folglich jedem Geſetze feind, welches die Freiheit feſſeln und einer ſolchen Schwachheit vorbeugen ſollte. Der übrige Theil beſtand aus leichtſinnigen Geiſtern, die ſich aus ihrer Willfährigkeit ein Verdienſt machten, und jedem Wunſche der Königinn nachgaben. Alſo ſah der Miniſter ſich in Gefahr, unter die Herrſchaft eines Menſchen und Muſelmanns zu kommen; er läſterte im innerſten ſeiner Seele gegen Mahomed, und fühlte zugleich alle ſeine Kräfte gelähmt. Setelpedur gebot ihm abermals, zu reden, und er begann nun zu ſtammeln, als plötzlich der alte Bahlisbull erſchien, geſtützt von den Seinigen, die ihn zu den Füßen des Throns führten.

„Verzeih, o meine Herrſcherinn!“ ſprach der gefährliche alte Schlaukopf, „wenn ich ſo ſpät euren Befehlen Folge leiſte. Die Zeit hat meine Kräfte aufgezehrt, die Jahrhunderte haben meine Schwingen gelähmt: ich wurde in dem erſten großen Kampfe, welchen wir beſtanden, von Michaël ſchwer verwundet, und in einem vom Alter gänzlich geſchwächten Leibe wie der meinige, brechen die alten Wunden wieder auf.“

Setelpedur nahm die Entſchuldigung des alten Geiſtes an, und befahl ihm, ſeinen Sitz einzunehmen. Asmonſchar, durch die Gegenwart ſeines Großvaters wieder ermuthigt, nahm nun das Wort, und ſetzte den Gegenſtand aus einander, worüber die Königinn den Divan zu Rathe ziehen wollte.

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Sechſter Band.

Tausend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Aus dem
Persischen, Türkischen
und
Arabischen
nach
Petis de la Croix, Galland, Cardonne
Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus
und Anderen,
überſetzt
von
F. H. von der Hagen.

Sechſter Band.

Prenzlau,
Druck und Verlag der Ragoczyſchen Buchhandlung.
1827.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Inhalt des ſechſten Bandes.

Seite

Fortſetzung der Geſchichte Simuſtapha's und der Prinzeſſinn Ilſetilſone.

Dreihundert und dreißigſter Tag 1
331ſter Tag 6
332ſter Tag 11
333ſter Tag 16
334ſter Tag 21
335ſter Tag 26
336ſter Tag 31
337ſter Tag 36
338ſter Tag 41
339ſter Tag 45
340ſter Tag 50
341ſter Tag 55
342ſter Tag 61
343ſter Tag 68
344ſter Tag 73
345ſter Tag 79

Seite
346ſter Tag 83
347ſter Tag 88
348ſter Tag 93
349ſter Tag 97
350ſter Tag 102
351ſter Tag 105
352ſter Tag 110
353ſter Tag 115
354ſter Tag 121
355ſter Tag 126
356ſter Tag 131
357ſter Tag 136
358ſter Tag 141
359ſter Tag 145

Geſchichte Ali-Ben-Dſchabs, Sultans von Irak, mit den falſchen Paradiesvögeln 151

360ſter Tag 153
361ſter Tag 159

Habib und Doratil-Goas, oder Geſchichte des Fahrenden Ritters 161

362ſter Tag 165
363ſter Tag 171
364ſter Tag 175
365ſter Tag 182

Seite

Geſchichte Illabuſatru's, Schal-Goaſens und Kamarilſamans.

366ſter Tag 188

Fortſetzung der Geſchichte Habibs und Doratil-Goaſens.

367ſter Tag 193
368ſter Tag 197
369ſter Tag 202
370ſter Tag 207
371ſter Tag 212
372ſter Tag 218
373ſter Tag 222
374ſter Tag 226
375ſter Tag 231
376ſter Tag 236
377ſter Tag 243
378ſter Tag 247
379ſter Tag 252
380ſter Tag 257
381ſter Tag 264
382ſter Tag 268
383ſter Tag 273
384ſter Tag 277
385ſter Tag 282
386ſter Tag 287

Seite
387ſter Tag 292
388ſter Tag 296

Geſchichte der Fürſtinn mit den ſchönen Haaren. 299

389ſter Tag 302

Vorbericht.

Cazotte hat der Geſchichte Habibs und Doratil-Goaſens folgende Bemerkungen beigefügt.

„Man kann ſich über den Inhalt dieſer Erzählung, welche die Fortſetzer der Tauſend und Einen Nacht der ſchönen und geiſtreichen Scheheraſade in den Mund gelegt haben, einiger Betrachtungen nicht erwehren; und der Herausgeber überläßt ſich denſelben, während der Sultan von Indien ausruhet.

Dieſes Werk würde durch ſeine bedeutſame Anlage, ſo wie durch ſeine Ausführung, theils in Verſen, theils in einer mit allen Farben der Dichtkunſt belebten Proſa, vielmehr ein Gedicht, als eine bloße Erzählung ſein, wäre es nicht entſchieden ein Ritterroman, indem er die beiden Bedingungen erfüllt, welche die Darſtellung eines ſolchen Romans erfordert, nämlich, Unterhaltung und Belehrung.

Es iſt darauf angelegt, die Seele und den Leib eines Ritters mit allen den Gaben, mit allen den Eigenſchaften auszuſtatten, welche ihn vollkommen machen können; und der alſo gebildete Held wird als fahrender Ritter in Thätigkeit geſetzt.

Zur Bildung dieſes Helden bedient man ſich des im Telemach angewendeten Mittels; es iſt ein Weſen aus der Klaſſe der Geiſter, welches hier die Rolle ſpielt, wie dort Minerva unter Mentors Namen.

Sein Leib iſt durch Uebungen abgehärtet, wie Jean Jacques Rouſſeau in ſeinem Emil es anräth; aber wie ein echter Ritter Gott und ſeine Dame verehren muß, ſo iſt der Koran das erſte was man dem jungen Araber vor Augen hält.

Man wird ſich erinnern, daß Rouſſeau empfiehlt, und zwar ſehr ernſthaft, ſeinen Zögling durch die Reiſen des Robinſon Cruſoe zum Nachdenken zu erwecken.

Hier iſt dieſer Rath in Anwendung gebracht, und man läßt den Jüngling alle Arbeiten Cruſoe's verrichten, ſo weit die Bahn, welche er durchlaufen muß, Gelegenheit dazu bietet.

Rouſſeau ſchlägt vor, das Herz der jungen Zöglinge durch Schilderung einer eingebildeten Schönheit zu entflammen.

Die Dame der Gedanken des jungen Arabers iſt nicht eingebildet; aber er wird auf eine bloße Schilderung für ſie entflammt.

Hieraus iſt aber nicht zu folgern, daß Fenelon oder der Verfaſſer des Emil irgend Kenntnis von der Arabiſchen Handſchrift gehabt haben, in welcher dieſe Beziehungen ſich finden: aber es beſtärkt in der Ueberzeugung, daß auf dem ganzen Erdboden und zu aller Zeit die Menſchen über dieſelben Gegenſtände ungefähr dieſelben Vorſtellungen gehegt haben.

Der Arabiſche Verfaſſer, der in viel kürzerer Zeit zu ſeinem Ziele hineilt, als unſere modernen Schriftſteller thun, ſetzt ſeinen Helden viel früher in Thätigkeit, als ſie. Der aufknoſpende Dichter ſpricht auf der Stelle in Verſen; und der Zögling empfängt keinen Unterricht, wovon er nicht im Augenblicke darauf ſchon die Früchte wahrnehmen ließe.

Dieſer kleine Roman muß nach der Zeit des ſiegreichen Saladin verfaßt ſein, und iſt vielleicht von einem Dichter ſeines Hofes; man findet darin eine zu deutliche Miſchung des Europäiſchen und des Arabiſchen Ritterthums, als daß dieſes Ganze von einem Kopfe hätte ausgehen können, dem nur die Vorſtellungen des einen der beiden Welttheile bekannt geweſen wären: es iſt hier nicht bloß von natürlichen

Gegenſtänden die Rede, deren Wirkung überall ähnliche Gedanken hervorbringt.

Nachdem der Araber alle Sorgfalt angewendet hat, ſeinen Zögling auszubilden, zeigt er ihn am Ende faſt vollkommen; denn er läßt ihn nicht ſo jung dieſes Ziel erreichen.

Er ſtellt ihm auf der einen Seite ſeinen Vater zum Vorbilde auf; auf der andern Seite läßt er ihn ſehr geſchickt einen kleinen Verſuch mit der Entzifferung der räthſelhaften Bilderſchrift Salomons machen, um ihn zu belehren, daß die Vollkommenheit nur die Frucht der Reife und des Fleißes ſein kann.

Der Charakter Sirs, der ihm kurze Zeit gegenüber ſteht, läßt den ſeinen im vollſten Glanze erſcheinen.

Aber weil es darauf ankömmt, alle ſeine ritterlichen Tugenden ins Spiel zu bringen, da ſeine Treue in der Liebe hervorſtrahlen ſoll, ſo iſt es keine thörichte Leidenſchaft, welche auf den Schauplatz geführt wird, damit er ſich trübſelig gebärde, wie im Grandiſon.

Man ſtellt ihm ein junges, ganz unbefangenes Mädchen in den Weg, deren Charakter einen angenehmen Gegenſatz bildet mit dem ſonſt etwa zu ſtrengen Ernſte der übrigen Geſtalten; ſie liebt, ohne darum zu wiſſen, und ihre anmuthige Leidenſchaft hat eine ſo heitere Stimmung, daß ſie dadurch niemand, nicht einmal ſich ſelber zur Laſt fällt. Dieß gibt eine Abſtufung der Empfindungen, welche das Verdienſt des Helden noch mehr hervorhebt, und niemand wird in den Schatten geſtellt.

Clementine ſtellt im Grandiſon ein höchſt rührendes Gemälde von ſo großer Wirkung dar, daß es bald herzzerreißend wird.

Indem der Verfaſſer die Tugend ſeines Helden in eine ſehr große Gefahr brachte, über welche er zwar ſeines Sieges gewiß war, hat er nicht vermieden, das Mitgefühl ſeiner Leſer auf eine zu ſtarke Probe zu ſtellen, ſo daß es nothwendig dahin kommen mußte, daß Viele für Clementinen Partei nahmen und ſogar ſo weit gingen die Tugend und die Grundſätze zu verurtheilen, welche die Liebende ſo unglücklich machten.

Während dieſer eingeflochtenen Liebe erliſcht in dieſem Romane Richardſons jedes andre Intereſſe; der Charakter der Miß Biron verliert gänzlich ſeine Farbe, der des Helden ſelber wird trocken und beinahe hart: die Mittel, wodurch Gegenſätze geſucht wurden, haben zerſtörend gewirkt, und die Hauptfabel iſt nicht ſo wohl aufgehalten, als vernichtet.

Es gibt Leute, welche behaupten möchten, wenn Grandiſon ſechs Wochen lang faſt Hand in Hand mit Jlſaïde'n gereiſt wäre, würde er, ſelbſt ohne ihr ſo viele Verpflichtungen zu haben, bei den mancherlei rückſichtloſen Aeußerungen derſelben nicht im Stande geweſen ſein, ſein ernſthaftes Weſen zu behaupten, ohne Geſichter zu ſchneiden.

Im übrigen ſind die Hauptperſonen beider Romane, wie Grandiſon und Habib, nicht mit einander zu vergleichen. Grandiſon iſt gleich vornherein ein gemachter Held;*) aus Habib ſoll erſt ein Held werden.

Demnach kann der erſte von beiden auch nicht in den geringſten Fehler verfallen; wenn der andre dagegen einen Fehltritt begeht, für welchen die Tugend und die Liebe ihm zur Entſchuldigung dienen, ſo ſchwebt derſelbe ihm glücklicherweiſe fortan vor Augen, und macht ihn natürlich eben ſo beſcheiden, als er unternehmend, tapfer und zurückhaltend iſt.

---

*) Grandiſon iſt der Emil der Engländer, aber ein ſchon vollſtändig ausgebildeter Emil. Seine Reden ſind ſtäts Belehrungen, ſeine Handlungen Muſter. Miß Biron iſt die Dame ſeiner Gedanken; aber man möchte ihr die Dulcinea von Toboſo vorziehen, ſo bald man die liebenswürdige, gefühlvolle und unglückliche Clementine kennen gelernt hat.

Man beabſichtigt bei dieſer Vergleichung eines kleinen Romans mit Werken vom größten Ruf und vom größten Verdienſte nichts weiter, als einige Beziehungen anzudeuten, welche ſie unter einander haben mögen. Derſelbe iſt nur eine leichte Skizze, deren glückliche Federſtriche man gern hervorheben möchte, und deshalb müßte man ſie mit den großen Gemälden zuſammenhalten, mit welchen ſie vielleicht etwas Gemeinſames in der Zeichnung haben.

Der Verfaſſer des Habib war viel mehr Dichter, denn Erzähler; man ſieht, er verweilt gerne, wo er ſich ſeiner Dichtergabe erfreuen kann; er war vertrauter mit der Litteratur, als die übrigen, die mit ihm gewetteifert haben, ohne daran zu denken, die Sammlung der Tauſend und Einen Nacht zu vermehren; ſeine Erfindungen nehmen eine andre Wendung, und man ſieht wohl, er ſtrebte unter ſeinesgleichen in Darſtellung und Bildern neu zu ſein.

Seine Geiſterlehre, deren Ausführlichkeit ſein Werk etwas beläſtigt, iſt von der ihrigen verſchieden; ſichtlich liegt ihr die Vorſtellung zum Grunde, daß die abtrünnigen Geiſter, um wieder zu Gott zurückkehren zu können, endlich Menſchen werden müßen. Auch hat er ſeine eigenthümliche Weiſe die Zauberruthe zu handhaben.

Uebrigens kömmt es nicht dem Herausgeber zu, den unbedingten Werth dieſer Dichtung zu beurtheilen, obwohl er der Meinung iſt, daß ſie keine der zur Unterhaltung der Leſewelt beſtimmten Sammlungen verunzieren könne."

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Fortſetzung der Geſchichte Simuſtapha's und der Prinzeſſinn Ilſetilſone.

Dreihundert und dreißigſter Tag.

Die Gegenwart Bahlisbulls war Allen drückend: man kannte ſeinen eingewurzelten Haß gegen das Menſchengeſchlecht; man fürchtete ſeine Tücke, ſeine Macht, und ſeine Grauſamkeit. Gab es irgend eine Vorſchrift im Geiſterreiche, deren Beobachtung läſtig war, ſo wußte man, daß er ſie erfunden hatte.

Setelpedur redete den gefährlichen Alten an und ſprach:

„Bahlisbull, der du alle drei Herrſchaften*) erlebt haſt, ſage mir, ob es nicht mehr als ein Beiſpiel der Verbindung giebt, welche ich jetzt eingehen will?“ —

„Große Königinn, ich kann ſehr gut beglaubigte Beiſpiele davon anführen, welche wohl geeignet ſind, die Meinung Aller zu beſtimmen. Ich könnte mich ſelber dafür anführen: ich ſtamme aus der Zeit der Schöpfung jenes erhabenen Geiſtes, deines Großvaters; und als ich mit ihm aus dem Himmel geſtürzt wurde, ſtritt ich an ſeiner Seite. Er betrachtete mich als das älteſte ſeiner Kinder.

Darf ich den Sprößling unſers erlauchten Oberhaupts an die Zeiten unſerer alten Herrlichkeit erinnern, und an den furchtbaren Schlag der uns herabſtürzte, als wir uns des Genuſſes derſelben zu verſichern wähnten? Ruhig und unbeſchränkt in unſeren unzugänglichen Wohnungen, ſollten wir gezwungen werden, vor Mahomed das Knie zu beugen: dieſem verwegenen Neuerer, welchen wir wechſelsweiſe kriechen und herrſchen geſehen haben, ſchien das Scepter der Welt beſtimmt zu ſein: aber indem wir ſeine Anhänger wurden, verloren wir unſre Herrſchaft; dieſe Schmach ſchien uns unerträglich und die Unterwerfung eine Feigheit. Wir hörten auf, denjenigen als ein wohlthätiges Weſen anzuſehen, der uns durch ein eigenmächtiges Geſetz erniedrigte, und von gerechtem Zorne beſeelt, griffen wir zu den Waffen.

---

*) Dieſe ſind: erſtlich, die Herrſchaft Lucifers, bevor er auf die Erde herabgeſtürzt wurde; dann, die Herrſchaft deſſelben bis zu der Zeit, wo Mahomed angeblich den Götzendienſt ſtürzte; endlich, die gegenwärtige Herrſchaft Setelvedurs.

Der große Kokopileſobeh und ich, wir kämpften einige Zeit gegen Michael und Dſchibrian mit gleichen Kräften; aber endlich ſtürzten unſere Feinde unter Mahomeds Anführung unwiderſtehlich über uns her: wir wurden beſiegt, beraubt, aus unſeren Beſitzungen verjagt, und retteten mit Noth dieſe vergoldeten Flügel, ohne welche wir in unſerm Sturze wären zerſchmettert worden.

Berufen, überall zu herrſchen, bemächtigten wir uns nun dieſes Erdballs, und verbanden uns mit den Kindern der Menſchen, um ihn gemeinſam zu bevölkern: Mahomed aber verfolgte unſer neues Geſchlecht, und vernichtete es durch die Sündflut.

Unerſchöpflich in unſeren Hülfsmitteln, ſahen wir bald wieder ein neues zahlloſes Volk anwachſen, und unterwarfen es unſeren Geboten: die Erde wurde mit unſeren Altären bedeckt; ſie vermochte kaum alle die Schlachtopfer zu liefern, welche uns dargebracht wurden, und ſelbſt das Menſchenblut wurde nicht geſpart.

Erzürnt über unſer Gedeihen, ward nun Mahomed ſelber ein Menſch; um unſre Herrſchaft zu vernichten erklärte er uns den grimmigſten Krieg: er plünderte alles, zerſtörte unſre Tempel, ſtürzte unſere Bilder um, vertilgte unſere Götter und unſere Siegesmale; wir waren abermals zum Kampfe genöthigt. Wir waren wieder unglücklich; indeſſen gelang es uns, einen Frieden abzuſchließen.

Seiner Würden beraubt, zog der furchtbare Kokopileſobeh ſich in die entfernteſten Gegenden des Südens zurück: der Thron, welchen ihr gegenwärtig einnehmet, blieb ſeiner Herrſchaft unterworfen; aber durch eine Bedingung des Friedens, welchen ich zu unterzeichnen genöthigt war, und wovon ich hier zu den Füßen Euer Hoheit eine Abſchrift niederlege, wurde feſtgeſetzt, daß alle Kinder der Geiſter mit einem Sterblichen von dem Geſchlecht Adams, den Gottesdienſt des Propheten annehmen, und unter ſeiner Herrſchaft leben ſollen.

Es ſteht nunmehr bei euch, mächtige Königinn, zu entſcheiden, ob eure zur Unabhängigkeit und zur Herrſchaft berufenen Nachkommen in eine erniedrigende Knechtſchaft fallen, und das Unglück des Märtyrers unſers Glaubens, des großen Kokopileſobeh, verſpotten ſollen.“

„Geiſt,“ antwortete die Königinn, „ich kannte die Friedensbedingungen nicht, von welchen du redeſt;

aber du verhehlſt mir die Uebertretungen derſelben, die mehr als einmal geſchehen ſind. Die Uebelſtände anlangend, welche aus der von mir beabſichtigten Verbindung hervorgehen könnten, ſo werde ich meine Nachkommen ſchon davor zu bewahren wiſſen. Und weil dir doch der Inhalt unſerer alten Urkunden gegenwärtig iſt, ſo ſage mir, ob darin nicht auch eines noch heiligeren Geſetzes gedacht wird, als das von dir angeführte iſt?“

„Weiſe Königinn,“ erwiederte der Geiſt, „erlaß mir, es dir herzuſagen; es würde für dich ein verdrießliches Hinderniß ſein: Unwiſſenheit des Geſetzes kann demjenigen zur Entſchuldigung dienen, der es verletzt hat.“

„Ich will es wiſſen,“ ſprach Setelpedur; „Unwiſſenheit entwürdigt die Geiſter. Die Geſetze ſollen allen bekannt ſein, weil es meine Pflicht iſt, die Ausübung derſelben zu handhaben, und ich befehle dir, jenes Geſetz herzuſagen.“

„Ein Geiſt darf ſeine Hand nur einer Jungfrau geben,“ ſagte hierauf Bahlisbull; „und ein Ehemann kann nicht euer Gemahl werden, ohne den Verluſt aller eurer Vorrechte und eurer Macht.“

Dreihundert und ein und dreißigſter Tag.

Auf dieſe Erklärung verfluchte die Königinn innerlich das Geſetz und ſeinen Ausleger, und durchdrang ohne Mühe die boshafte Hinterliſt Bahlisbulls und und des Veſyrs Asmonſchar; die Verſtellung aber beherrſchte ihren Unwillen, und ſie ſprach alſo:

„Du haſt eben, weiſer Geiſt, einen Ausſpruch gethan, welcher alle meine Hoffnungen unwiderbringlich zertrümmern würde, wenn ich nicht wüßte, wie ſehr deine tiefe Weisheit, und eine Erfahrung, welche mit der Schöpfung begonnen hat, dich über alle andere Geiſter erhoben, und daß es für dich, nachdem du ſo oft den dich bedrohenden Feſſeln entſchlüpft biſt, keins unſerer Geſetze giebt, welches du nicht zu umgehen wüßteſt: ich hoffe, dein Eifer und deine Anhänglichkeit für mich werden dich auffordern, auch hier deinen Scharfſinn zu beweiſen. Da wir ſelber die Geſetzgeber ſind, können wir dieß Geſetz nicht zurücknehmen? und ſollte es kein Mittel geben, es zu übertreten, ohne es ſcheinbar zu verletzen? Bedenke, daß mein Beweggrund zur Berufung dieſes Divans*) mich antreiben würde, mich über alle Rückſichten hinweg zu ſetzen, wenn meine Wünſche nicht befriedigt werden!"

---

*) Divan iſt hier in der eigentlichen Bedeutung Verſammlung der Diven, Geiſter, Götter (Lat. divi, Altnordiſch dîar); wie auch bei Moſes die Richter Götter genannt werden. Darnach heißt Divan der Sitz der Verſammlung. Ueb.

Bahlisbull frohlockte insgeheim über die Unruhe der Königinn und über ihre Leidenſchaft für Simuſtapha; er hielt ſie für eben ſo verblendet durch die Liebe, als er ſelber es durch die Bosheit und Ehrſucht war; und er hoffte, ſie durch ſeine treuloſen Rathſchläge um die Herrſchaft von Dſchinniſtan und die Zuneigung ihres Volks zu bringen.

„Königinn," hub der gefährliche Heuchler wieder an, „das Vertrauen, womit du mich zu ehren würdigſt. muß deine Würde und dein Glück ſichern. Kein Geſetz kann diejenigen binden, welche, ſo wie du, das Recht haben, es zu geben. Jene Geſetze, über welche du dich beklagſt, ſind von Kokopilleſobeh in einer Zeit verfaßt, als er ſelber noch hier herrſchte, und unter Umſtänden, denen er gezwungen war nachzugeben. Gegenwärtig würde er ſich durch andere Rückſichten beſtimmen, wenn er noch König von Dſchinniſtan wäre; und obwohl deine Macht von ihm herrührt, ſo hängt jedoch die Ordnung, welche hier herſchen ſoll, von deinem Willen und von deiner Weisheit ab. Du haſt noch nicht den Gipfel der Größe erreicht, für welchen du beſtimmt biſt.

Du biſt der Stern der ſieben Meere, welche die Erde umgeben, und würdeſt auch, ohne die Ehrſucht deines Vorgängers, das wohlthätige Geſtirn ſein, welches jeden Morgen dem Weltall die Güte desjenigen verkündet, der den Tag erſcheinen läßt. Ohne Zweifel hatte das Verhängnis den Fall des großen Kokopileſobeh beſtimmt, aber ſeine Unternehmung war dem Geiſterreiche höchſt nachtheilig. Indem du ihn ſelber und ſeinen Muth ehreſt, mußt du jedoch den unſeligen Abfall verfluchen, zu welchem er ſich hat hinreißen laßen, und die Weisheit der Geſetze Mahomeds erkennen; du darfſt, frei nach deinen Wünſchen ſchaltend, ſelber ein Geſetz aufſtellen, welches dir die Erfüllung derſelben ſichern kann."

Der Vorſchlag Bahlisbulls erſtaunte alle Geiſter, die den Grund davon nicht argwöhnten. Setelpedur ſtellte ſich, als ſetzte ſie das größte Vertrauen in die Rathſchläge des alten Geiſtes.

„Du bewähreſt je mehr und mehr," erwiederte ſie ihm, „wie weit der durch das Unglück belehrte Geiſt demjenigen überlegen iſt, der immer nur die Wohlfahrt kannte. Ja, du haſt mich überzeugt. Ich darf ohne Bedenken alles verfluchen, was den Unfall meines Vorgängers verurſacht hat; und ich bin durch meine Neigung dem Menſchengeſchlechte zu nahe gerückt, als daß ich mich erwehren könnte, in Mahomed ein über das meine erhabenes Weſen anzuerkennen. Aber ich verlange von dir die Abſchwörungsformel, welche ich ausſprechen muß."

„Du ſprichſt mit feſter und vernehmlicher Stimme,“ antwortete der Geiſt, ungeduldig, das Ziel ſeines Anſchlags zu erreichen: „Verflucht ſeiſt du, Kokopileſobeh! du, dein Ehrgeiz, und dein Unternehmen!“ Hierauf ſchwöreſt du deinen Glauben ab, und nimmſt den Glauben Mahomeds an, indem du folgendes Bekenntnis ausſprichſt:

„Aſchad. en. la. illa. kala. bella. Mohamad. Raſtud. Alla!“

Die Königinn ſtellte ſich nun, als wollte ſie dieſe Formeln ausſprechen. Bahlisbull warf dem Veſyr Asmonſchar einen Blick des Einverſtändniſſes zu; der ganze Divan verſtand alsbald dieſen Wink, und erwartete mit Ungeduld den Erfolg.

Setelpedur nahm endlich das Wort und ſprach zu dem alten Geiſte:

„Du lehrſt mich da Dinge, und ſprichſt mir Worte vor, welche mir bisher völlig unbekannt waren: du mußt dieſe Formel erſt ſchriftlich abfaſſen, bevor ich ſie ausſpreche.“

„Meine Hand zittert zu ſehr,“ entgegnete Bahlisbull.

„Du kannſt dir Zeit nehmen,“ fuhr die Königinn fort; „und nachdem ich ſie unterzeichnet habe, ſollſt du mit dem Veſyr ſie Mahomed überbringen.“

„Ich kann weder ſchreiben, noch gehen,“ antwortete der Geiſt.

„So muß ich es denn, so gut ich kann, ausſprechen, was ich davon behalten habe, indem ich dasjenige hinzufüge, was mein Herz mir eingiebt.“

Mit dieſen Worten erhub ſie ſich, und fuhr alſo fort:

„Verflucht ſeiſt du, und auf immer, verruchter Wahlisbull! der du durch deine boshaften Schmeicheleien das Herz meines Ahnherrn vergiftet und ihn gereizt haſt, ſich gegen jede Art von Oberherrſchaft zu empören. Verflucht ſeiſt du Urheber der Zwietracht! der du beſtändig die Liebe zur Ordnung auf den Lippen führſt, aber die Zerrüttung im Herzen trägſt. Verflucht ſeiſt du! du, und dein ganzes Geſchlecht auf ewig! hölliſcher Urſprung des Unheils, welches die Welt verwüſtet! Verflucht ſeiſt du, und dein Enkel Asmonſchar! die ihr euch ſtelltet, als wenn ihr mir den rechten Weg vorzeichnen wolltet, während ihr mir den Abgrund unter den Füßen grubet. — Man reiße ihnen auf der Stelle die Flügel aus! Man ſtürze ſie auf die Erde hinab! — Lebet fortan in Koth und Schmutz! Das iſt euer Verhängnis und mein Urtheilsſpruch.“

Dreihundert und zwei und dreißigſter Tag.

An dieſer unerwarteten Rede erkannten die Geiſter ingrimmig ihre Königinn; ihre Feſtigkeit gab ihr ſelbſt bei den Boshafteſten Nachdruck: ihre Herrſcherinn ſchien wieder in dem alten Glanze zu ſtrahlen, welchen ſie eingebüßt hatten. Ihr Befehl wurde alsbald vollzogen; hierauf entließ ſie die Geiſter, und der Divan ging aus einander.

Setelpedur ſtellte ſich nun die Gefahren vor, welchen die Liebe ſie jetzt eben ausgeſetzt hatte, und fühlte nichts deſto minder ihre Gewalt.

„Wäreſt du, mein geliebter Simuſtapha,“ ſprach ſie bei ſich ſelber, „Zeuge geweſen von allem, dem ich deinetwegen getrotzt habe . . . Wie viel menſchliche Vorurtheile könnteſt du mir aufopfern! Aber, was ſage ich! Ich liebe an dir ſelbſt dieſe ſtrenge Tugend, die dich zu Weigerungen ermuthigt, welche jedoch meine Eigenliebe nicht verwunden. Du würdeſt mich geliebt haben, wenn du mich zuerſt geſehen hätteſt; und wenn ich dir nicht, auf den Wunſch meines Schützlings Benalab, der mich für ſeine Abſicht zu gewinnen wußte, die liebenswürdige Ilſetilſone im Traumgeſichte gezeigt hätte, ſo würdeſt du jetzo mein Leibeigner ſein; und ich würde dieſer Treue verſichert ſein, welche nichts zu erſchüttern vermag. — Ich will nicht dein Glück ſtöhren, noch die Ruhe deiner

Gattinn; aber du wirſt mich lieben; du wirſt mir ebenſo angehören, wie ihr; wir brauchen nicht jenen herkömmlichen Geſetzen zu gehorchen; die Liebe und die Dankbarkeit ſchreiben uns andere Pflichten vor.“

So täuſchte ſich die Enkelinn des abgefallenen, aber muthvollen Kokopileſobeh. Sie beſaß den hohen Sinn ihres Ahnherrn; aber menſchliches Blut floß in ihren Adern, ohne daß ſie es wußte; nichts war vollkommen an ihr, als der Muth und die Schönheit: indeſſen war ihr Herz nicht verdorben. Sie war einem Geſetz anheimgefallen, welches Bahlisbull ihr unbeſtimmt ausgelegt hatte, und mit der Zeit ſollte ſie die Wirkung deſſelben erfahren.

Mit dem Verlangen beſchäftigt, Simuſtapha wiederzuſehen, hatte ſie nicht die Geduld, ihn in ihrem Palaſt zu erwarten; das hätte nur ein Vergnügen verſchoben, welches ſie ſich augenblicklich verſchaffen konnte, indem ſie ſich nach Bagdad verſetzte. Sie rief den Sklaven der Büchſe.

„Wenn du dieſen Abend,“ ſprach ſie zu ihm, „Ilſetilſone’n in das Gemach ihres Gemahls gebracht haſt, ſo melde es mir ſogleich: ich will durch meine Gegenwart ihr Glück erhöhen.“

Dſchemal vollzog die Befehle der Fee mit derſelben Aufmerkſamkeit, wie bisher. Setelpedur vernahm es ſogleich, daß die Prinzeſſinn bei ihrem Geliebten wäre; ſie eilte nach Bagdad, und ſchickte Dſchemal voraus, den beiden Liebenden die Ankunft der Geiſter-Königinn zu verkündigen.

Dieſe würden verlegener geweſen ſein, wenn die Königinn ſie nicht bei ihrem Eintritte durch wiederholte Beweiſe der Zärtlichkeit beruhigt hätte; ſie umarmte beide, und ſetzte ſich in ihrer Mitte zu Tiſche.

„Ich wage nichts,“ ſprach ſie, „daß ich bei einem Sterblichen, dem Zöglinge meines vielgeliebten Benalab, zu Gaſte komme. Ich habe geholfen, meine theure Prinzeſſinn, euch das Muſter aller Gatten zu verſchaffen; erlaubet wenigſtens, daß ich eure Glückſeligkeit theile. Indem ich euch den Werth einer ſo großen Wohlthat zu erkennen gebe, will ich fortfahren, euch beide durch meine Macht und meinen Rath zu beſchützen. Beunruhiget euch alſo nicht, Simuſtapha, über meine überſchwängliche Liebe zu euch; ſie iſt voll Zartgefühl, und wird euch niemals Unfrieden, noch Verdruß verurſachen, den einzigen Fall ausgenommen, daß ihr aufhörtet, meine Liebe zu erwiedern. — Werdet ihr es ihm erlauben, meine theure Ilſetilſone?“ fragte ſie, indem ſie ſie umarmte.

„Wenn mein Gatte,“ antwortete die junge, unbefangene Prinzeſſinn, „euch nicht liebte, ſo würde ich mit Recht an ſeiner Liebe zu mir zweifeln; ich habe ihm mein Herz geſchenkt, und er hat euch ſo zwei Herzen darzubieten, zur Vergeltung der Huld, womit ihr uns überſchüttet. Eure Tugenden und eure Schönheit haben einen zu lebhaften Eindruck auf uns gemacht, als daß wir ihrer Macht widerſtehen könnten."

„Ihr übertreffet meine Hoffnung, reizende Prinzeſſinn," erwiederte die Königinn; „ich empfinde eine Zufriedenheit, welche nur noch durch ein gleiches Bekenntnis, das ich von Simuſtapha erwarte, erhöhet werden kann."

„Große Königinn," ſagte er hierauf, „ich kann die Gefühle, von welchen ich durchdrungen bin, nur durch meine Hingebung in euern Willen ausdrücken."

Setelpedur, zufrieden mit dieſen Verſicherungen ihrer Zärtlichkeit, hörte nicht auf, ihnen während des Mahles ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen. Man überließ ſich gemeinſam den Vergnügungen, welche ſich darboten: Muſik, Tanz, Wohlgerüche, nichts wurde geſpart; aber, was ſonſt gewöhnlich nicht geſchieht, gegen Ende des Mahles ſtellte man ernſtliche Ueberlegungen an.

„Theurer Prinz," ſprach die Königinn, „bis auf die Einwilligung des Chalyfen, welche ich euch ebenfalls verſchaffen werde, ſcheint eure Glückſeligkeit auf ihrem höchſten Gipfel: indeſſen iſt jetzt gerade der Augenblick da, wo ſie, ohne die größte Vorſicht von eurer Seite, und ohne die größte Sorgfalt von der meinen, herabgeſtürzt werden könnte. Die Zauberbüchſe, welche Benalab euch hinterlaßen hat, iſt der

Gegenſtand der Habgier Mamuks, des verruchten Zauberers, welcher ſie vormals beſaß. Es iſt euch unmöglich, dieſen Schatz ſtäts bei euch zu tragen; aber ihr habt von mir einen Ring, welchen ihr nimmer ablegen müßt, weil er euch vor den Gefahren warnt, denen ihr ausgeſetzt ſeid, und euch zu gleicher Zeit Hülfe gewähren wird. Der Ring der Prinzeſſinn hat andere Eigenſchaften, welche nur in dem Falle, daß ihr vom Tode bedrohet wäret, oder daß ihr ſeiner Hülfe nothwendig bedürftet, ſich wirkſam zeigen werden. Seid ſtäts darauf bedacht, eure Thüren und Fenſtern gegen alles zu verſchließen, was aus Aegypten kommen mag.“

Darnach ließ ſie die beiden Gatten allein, umarmte ſie, und verſchwand.

Die Nacht verging, wie die vorhergehenden; und ſo folgten, ohne merkwürdige Ereigniſſe, manche Tage auf einander. Dſchemal, ſeiner Pflicht eingedenk, erfüllte ſtäts ungeſäumt die ihm ertheilten Befehle. Jeden Abend wurde die Prinzeſſinn zu ihrem Geliebten gebracht; jeden Morgen war ſie wieder im Palaſte des Chalyfen. Alle drei Tage wurde Simuſtapha nach Dſchinniſtan entrückt, um dem Geſtirne der ſieben Meere ſeine Huldigung darzubringen: aber während ſein Herz ſich in dem Genuſſe ſüßer Wolluſt zu berauſchen ſchien, athmete das Herz des Aegypters Mamuk nur

Rache gegen den Beſitzer der Wunderbüchſe, deren er ſich wieder zu bemächtigen trachtete.

Dreihundert und drei und dreißigſter Tag.

Der feindſelige Zauberer hatte den Stern Benalabs erbleichen ſehen; er verfolgte denſelben, und ſah, daß er nicht wieder erſchien: das war ein Vorzeichen ſeines Todes. Der Böſewicht, der bisher die Macht des Perſiſchen Philoſophen fürchtete, konnte nunmehr ohne Gefahr einen Schatz wiedererobern, deſſen die Geiſterköniginn ihn beraubt hatte: er mußte aber zuvor auskundſchaften, in weſſen Hände die Büchſe gerathen war.

Er benutzte die nächſte Nachtgleiche, die zu den Arbeiten derer, welche die Mitwirkung der Geiſter aufrufen, allein günſtige Zeit. Er beſchrieb einen Kreis, zog darin ein Viereck, welches er dann durch zwei Dreiecke theilte; er berechnete die verſchiedenen Räume, welche die Zahl neun ergaben, und ihm eben ſo viele Kammern eröffneten, die er durchforſchen mußte, um die Kette der Begebenheiten zu verfolgen, welche er ſuchte. Er drang mit der grünen Kerze in jede dieſer dunkelen Kammern, und dieſes traurige Licht entdeckte ihm alle Abenteuer des Perſiſchen Weiſen und des Indiſchen Prinzen, ſeit ihrer Einſchiffung, bis zu ihrer Ankunft in Bagdad: hier ſah er Benaläb ſterben, und die Büchſe in den Händen Simuſtapha's.

Naraës, Mamuks Sohn, und ebenſo verderbt wie ſein Vater, half ihm bei ſeinen Arbeiten; beide unterſuchten die Kennzeichen der Büchſe: ſie erſchien ihnen mit ſtählernen Stacheln bewaffnet, und ein Feuerkreis leuchtete ringsumher. Die Schwarzkünſtler ließen ſich dadurch nicht abſchrecken; die Koſtbarkeit des Schatzes, dem ſie nachtrachteten, verblendete ſie.

Der Vater machte nun in ſeinem Garten am Fuß eines Hügels eine Grube; alsbald ſprang eine Quelle hervor, welche er ſeinem Sohne zeigte, und dabei ſagte:

„Hier haſt du ein treues Abbild der Begebenheiten, welche mir bevorſtehen: ſo lange du dieſen Springquell klar ſieheſt, kannſt du über mein Schickſal ruhig ſein; ſiehſt du ihn aber trübe werden, ſo ſende mir ſchleunig Hülfe; und wenn er ſich blutig färbt, ſo bin ich todt. Alsdann übernimm meine Rache; und trachte, unſern koſtbaren Schatz wiederzugewinnen, indem du den Schlingen nachforſcheſt, welche man mir gelegt hat, und vor denjenigen auf deiner Hut biſt, welche man dir bereiten wird.“

In demſelben Augenblick entfernte Mamuk ſich von ſeinem Sohne, und verwandelte ſich in einen

Nil, um ſeinen Weg zu verbergen. So kam er von Oberägypten nach Arabien herab; der über Bagdad leuchtende Stern zeigte ihm den Weg, und er langte hier an.

Die Morgenröthe verkündigte eben dieſem Theile des Erdkreiſes die Wiederkehr der Sonne, da hemmte er ſeinen Flug inmitten reizender, ſtäts von den Gewäſſern des Ilfara und Addſchala, die Bagdad umſpülen, befruchteter Gärten; hier ſuchte er ſich einen Schlupfwinkel in den Bäumen, deren dichtes Laub ſeine ſcheußliche Maske am beßten verſtecken konnte. Er wußte, daß Simuſtapha's Haus, von dem Geiſte der Büchſe vertheidigt, unzugänglich für ihn wäre, welcherlei Geſtalt er auch annähme; ſo ſaß er hier, während die Sonne ihre Strahlen ausſandte, und ſann auf Mittel, denjenigen zu gewinnen, der ihm dienen ſollte: in demſelben Augenblick führte ihm der Zufall eben den Menſchen herbei, welchen er aufzuſuchen beſchloſſen hatte.

Ein armer Gärtner, namens Abaïr, bearbeitete den Garten, wo der Schwarzkünſtler ſich niedergelaßen hatte; die Müdigkeit und die Hitze erpreßten dem unter der Laſt der Arbeit gebeugten einige Seufzer. Mamuk bedachte, daß ein unglücklicher Menſch ſich leicht durch die Erbietungen verleiten laße, welche ſeine Leiden und ſeine Armut erleichtern können. Der Gärtner lebte nur von einigen Stücken Brot und von den Früchten, welche ihm zur Hand waren; er füllte damit einen kleinen Korb für ſeine Frau und Kinder, und als der Abend gekommen war, nahm er ſeinen kleinen Vorrath, und ging damit nach der Stadt zurück.

„Fürwahr,“ ſagte Mamuk bei ſich ſelber, „wenn dieſer Mann, ſo arm er iſt, nur eine Behauſung hat, ſo will ich ihn vermögen, ſie mit mir zu theilen; und ich müßte ſehr ungeſchickt ſein, wenn es mir nicht gelänge, ein Werkzeug meiner Entwürfe aus ihm zu machen.“

Mit dieſen Worten nahm er ſeine natürliche Geſtalt wieder an, eilte dem Gärtner nach, und geſellte ſich zu ihm.

„Guten Abend, Abaïr, redete er ihn an; „nicht ohne Mühe habt ihr den Eurigen die Früchte erworben, welche ihr nach Hauſe traget.“

„Ei! wer ſeid ihr doch, guter Herr,“ fragte der Gärtner, verwundert, ſeinen Namen zu hören, „daß ihr mit einem ſo armen Manne redet, als ich bin?“

„Ich bin jemand, der euch beſſer kennt, als ihr ſelber; ich könnte euch alle Bäume eures Gartens nennen, und inſonderheit diejenigen, welche ihr am ſorgfältigſten pfleget: ich liebe die Armen, und auf meinen Reiſen kehre ich immer bei ihnen ein, verſichert, daß mir da nichts mangelt, weil ich alles dorthin bringen laße; und ich achte nichts zu gut für mich, ſo bald ich weiß, daß ich es mit ihnen theilen kann."

„Ach!" ſagte Abaïr, „warum bin ich nicht ſo glücklich, daß ich mir ſchmeicheln dürfte, einen ſolchen Gaſt, wie ihr ſeid, bei mir aufzunehmen! Aber wir haben kein Lager für euch."

„Hier ſind zehn Goldſtücke," fuhr der Schwarzkünſtler fort, „für welche ihr alles Nöthige einkaufen könnet. Ich weiß mir keine ſüßere Freuden, als die, guten Leuten den ihnen mangelnden Wohlſtand zu verſchaffen. Das iſt ein Geheimnis der Glückſeligkeit, von welchem ich nicht fürchten darf, daß es mir entriſſen werde. Die Pracht und Ueppigkeit verhärten das Herz des Reichen; und während der Arme ſein Brot im Schweiße ſeines Angeſichts ißt, wie viel Leute giebt es da nicht in Bagdad, welche ihre Eßluſt durch die köſtlichſten und leckerſten Gerichte Simuſtapha's reizen müßen! . . . Ihr kennt doch Simuſtapha?" —

„Ob ich ihn kenne, Herr! Giebt es wohl einen einzigen Armen in Bagdad, der dieſen großmüthigen und mitleidigen Mann nicht kennete? Ich wohne nicht weit von ihm; ich komme, auf Befehl meines Herrn, häufig in ſein Haus, ihm die beßten Früchte unſers Gartens zu verkaufen, und er ſchenkt mir jedesmal etwas für mich."

Dreihundert und vier und dreißigſter Tag.

Während dieſes Geſprächs, kamen ſie in die Stadt: Albaïr führte ſeinen Gaſt nach ſeiner ſchlechten Wohnung.

„Frau," ſprach er beim Eintritt, „hier bringe ich dir dieſen guten Herrn; frage mich nicht, womit wir ihn bewirthen wollen: ſieh hier meine Hand voll Gold; ich gehe hin, ein Sopha zu kaufen, welcher uns verbleiben ſoll."

Mamuk trat in eine Stube, deren einziges Geräth aus zwei hölzernen Schemmeln und einem Tiſche beſtand; die Frau und die Kinder waren faſt nackt; die ganze Behauſung war ein Bild des Elends, und wenn Mamuk einige Bequemlichkeit darin finden wollte, ſo mußte er ſeine Freigebigkeit noch weiter ausdehnen.

„Albaïr," ſprach er zu dieſem, „ich liebe, wohlzuthun; hier ſind noch zehn Goldſtücke, für welche du alles anſchaffen kannſt, was hier noch mangelt: ſorge für deinen künftigen Wohlſtand und für meine Gemächlichkeit hier."

Der arme Gärtner wähnte beim Anblicke ſo vieler Reichthümer zu träumen. Er dankte der Vorſehung und dem großen Propheten, und ging hin, alles einzukaufen.

Die Frau ihrerſeits bemühte ſich, ihrer Wohnung einen Anſtrich von Sauberkeit zu geben:

„Laßt mich nur machen,“ ſagte Mamuk zu ihr, „das iſt meine Sorge, und ich will dabei zu Hülfe kommen. Unterdeſſen gehet ihr hin, und kaufet Kleider, für euch, für euern Mann und für eure Kinder; hier ſind zwanzig Zeckienen dazu. Die Kleider dürfen aber durch ihren Glanz nicht auffallen, und ihr müßt euch hüten, es jemand zu ſagen, daß ihr dieſelben von eurem Gaſte habt: würde dieß entdeckt, ſo würde ich mich auf der Stelle von euch entfernen; das Gute, das ich thun kann, verliert in meinen Augen all ſeinen Werth, ſobald ich weiß, daß es bekannt wird. Wenn euer Mann zurückkömmt, wollen wir auch für Lebensmittel ſorgen.“

Abairs Frau ging hin, und nahm ſich feſt vor, zum erſtenmal, ein Geheimnis zu bewahren, bei welchem ihre Eigenliebe im Spiele war; ſie hatte nur zu oft über ihre Armuth erröthen müßen, und es ward ihr nicht ſchwer, dieſe Wohlthat zu verläugnen.

Beide kamen bald wieder zurück; der Gärtner war nicht wenig überraſcht, ſein Haus in beſſerm Stande, und die Seinigen wohlgekleidet zu finden. Der Urheber dieſer glücklichen Verwandlung ſetzte ſich mit ihnen zu Tiſch, und ſchien ſich ganz der Genugthuung zu erfreuen, deren Quelle ſeine Wohlthaten waren: aber er erfreute ſich, inmitten dieſer guten Leute nur des Erfolges ſeiner Liſt, durch welche er dieſe einfachen und ehrlichen Seelen dergeſtalt verblendete, daß er in ihren Augen als ein wohlthätiges Weſen erſchien.

Als die Stunde der Ruhe gekommen war, überließ Abaïr mit den Seinigen ſich der Süßigkeit des Schlafs, während der Aegypter ſich mit den Mitteln beſchäftigte, das Kleinod, welches der Prinz von Jndien beſaß, zu rauben. Er wußte aus der Einſicht der neunten, nach den Regeln der Kabala entworfenen Kammer, daß dieſer Prinz jede Nacht der Freuden der Liebe in den Armen ſeiner reizenden Gattinn genoß. Wie günſtig war dieſe Zeit, ihn zu überraſchen, wenn der Geiſt der Büchſe nicht über die beiden Gatten wachte, wenn die Wachſamkeit der Geiſterköniginn ſie nicht gleichmäßig vor natürlichen, wie vor zauberiſchen Angriffen beſchirmte!

Der Schwarzkünſtler, voll Ungeduld, ſein Werk zu beginnen, konnte nicht länger in dem Hauſe bleiben; er verwandelte ſich wieder in einen Uhu, und flog um das Haus Simuſtapha's. Alle Eingänge waren gegen ihn verwahrt, und unter welcherlei Geſtalt er ſich auch denſelben nahte, ein gewiſſer Tod erwartete ihn: da ergriff ihn Schrecken, und er begab ſich wieder nach Mamuks Hauſe, ſich zu erholen. Die einzige Sorge Mamuks war nun, das Vertrauen des Gärtners in einem ſolchen Maaße zu gewinnen, daß er ſich rückhaltlos ſeinen argliſtigen Abſichten hingäbe. Er hatte ſeine Menſchengeſtalt wieder angenommen.

Am folgenden Morgen begleitete er Abaïr nach ſeinem Garten, beſprach ſich mit ihm über ſeine Kunſt, lehrte ihn allerlei Geheimniſſe, theilte mit ihm ſein ländliches Mahl, und trank dazu aus derſelben Quelle.

„Ihr habt recht ſchöne Früchte,“ ſagte er zu ihm; „aber wenn dieſer Garten euer wäre, würde ich darin ſolche Früchte hervorbringen, daß man bei dem Chalyfen ſelber keine beſſeren eſſen ſollte.“

„Ach!“ ſagte der Gärtner, „ich beſitze auf der Welt nur zwei Bäume, einen Apfelbaum und einen Birnbaum, beide aus Indien gekommen. Ich hatte ſie auf dem kleinen zu meinem Hauſe gehörigen Raume gepflanzt; aber der Boden ſcheint ihnen nicht zuzuſagen, und ſie tragen nur ſolche Früchte, die niemals zur Reife kommen.“

„Seid verſchwiegen und vorſichtig,“ fuhr Mamuk fort, „laßt euch nichts merken, und ich will euer Glück machen; wir wollen gemeinſam daran arbeiten. Unter der Bedingung, daß eure Frau und eure Kinder nichts davon erfahren, ſollen eure beiden Bäume Früchte hervorbringen, die noch ſchöner ſind, als die, welche ſie getragen hätten, wenn ſie ſtäts in Indien, und in der günſtigſten Lage, verblieben wären: aber die geringſte Schwatzhaftigkeit kann alles verderben, was wir beginnen, und wir müßen das ſtrengſte Stillſchweigen über die Verrichtungen beobachten, welche wir gemeinſchaftlich vornehmen wollen: binnen weniger Tage ſollt ihr von eurem Apfelbaum eine Frucht pflücken, deren Schönheit euch in Erſtaunen ſetzen wird.“

Abaïr und Mamuk gingen hierauf nach Hauſe, wo ein gutes Mahl ſie erwartete, welches die großmüthige Vorſorge des Schwarzkünſtlers verſchafft hatte, und demſelben noch alles hinzufügte, was das Herz ſeiner Wirthsleute gewinnen konnte.

Am folgenden Morgen ſtand der Aegypter vor der Morgenröthe auf, und ging hinaus, die beiden Bäume aufzuſuchen, von welchem der Gärtner ihm geſagt hatte; er durfte nur eine Thüre öffnen, welche nach einem Hofe führte, der kaum zwanzig Fuß ins Gevierte hatte: hier ſtanden die beiden Bäume, der Sonnenhitze beraubt, und kränkelten; indeſſen trug der Birnbaum eine Blüte.

Abaïr ſah beim Aufſtehen die Thüre offen, bemerkte den Zauberer draußen, und trat zu ihm:

„Ihr beſeht hier meine armen Bäume, welche das Moos verzehrt.“

„Ich bin aufgeſtanden,“ ſagte Mamuk, „um es abzukratzen: aber ſehet, wie die zweite Rinde darunter friſch und geſund iſt; machet die Thüre zu, und laßt uns die Arbeit vollenden, während alles noch ſchläft; ich will euch binnen kurzer Zeit etwas ſchönes ſehen laßen. Indeſſen, weil es hier euer Glück gilt, ſo muß ich mich hier zuvor eurer Verſchwiegenheit verſichern: verbindet euch mit mir durch einen feierlichen Eid, und ſchwöret mir bei dem Koran und auf mein Schwert eine unverbrüchliche Treue, indem ihr die Worte nachſprechet, welche ich euch vorſage: „Alles was Mamuk vornimmt, geſchieht zu Abaïrs Beßten, und Abaïr will alles befolgen, was Mamuk ihm befiehlt.“

Dreihundert und fünf und dreißigſter Tag.

Der gute Gärtner zauderte nicht, eine Verbindung einzugehen, welche durchaus nur vortheilhaft für ihn erſchien. Mamuk ließ ſich nun einen Pfahl, drei Enden Stricke und zwei Schaufeln bringen.

Als das Geräth da war, ſprach er zu Abaïr:

„Nehmet dieſes Strick, bindet das eine Ende an den Baum, befeſtiget an dem andern den Pfahl, und ziehet damit drei Fuß weit von dem Baum einen Kreis, ſo genau ihr könnet; ſodann löſet das Strick wieder von dem Baum, und wir wollen innerhalb des Kreiſes graben, bis wir den Wurzeln wieder Friſche und Nahrung zugeführt haben. Soll etwas gelingen, ſo muß man wiſſenſchaftlich zu Werke gehen; und ich verhehle euch nicht, daß ihr da eine Anwendung der Meßkunſt vornehmet.“

In einem Augenblick war der kleine Kreis um den Baum durchgearbeitet.

„Sollte ſich etwa eine Blüte an eurem Baume finden?“ fragte Mamuk.

„Ja, wie gerufen,“ antwortete der leichtgläubige Gärtner.

„Nichts iſt gelegener für uns,“ fuhr der Schwarzkünſtler fort: „nähert euch derſelben, ſprechet mit ihr, liebkoſet ihr; alles iſt beſeelt, alles hat Gefühl in der Natur, obwohl es nicht alſo erſcheint. Saget zu ihr: „Meine liebe kleine Blüte, du ſollſt mir eine Birne hervorbringen, die größer iſt, als irgend eine derjenigen, welche in Indien wachſen: ich wünſchte ſie ſo, daß ein Menſch ſich darin verbergen könnte.“

Abaïr lächelte unſchuldig indem er dieſe Worte ausſprach: „da würde ſie ja,“ ſprach er zu Mamuk, „der Kuppel eines Minaretthurms gleichen.“

„Die Aehnlichkeit ſoll uns nicht kümmern;“ ſagte der Schwarzkünſtler; „es genügt uns, eine Birne zu haben, welche unſerer Abſicht entſpricht.“

Als alles abgethan war, verſchloſſen unſere Arbeiter die Thüre, deren Schlüſſel Mamuk zu ſich ſteckte, und nahmen beide den Weg nach dem Garten, wo Abaïr ſein Tagewerk zu verichten hatte. Der Aegypter theilte die Arbeit mit dem Gärtner, er bequemte ſich nach ſeiner Lebensweiſe und Unterhaltung; und ein Dritter, der ihnen beiden zugehört, hätte ſie für ein Paar einfältige Leute gehalten.

Man ſchien die Arbeit an dem Birnbaum und die Hoffnung auf die Aernte vergeſſen zu haben; der gute Abaïr dachte, er hätte nur ein Kinderſpiel vorgenommen, und aus Gefälligkeit den Einfällen eines Mannes entſprochen, deſſen Gegenwart und Wohlthaten in ſeinem Hauſe Wohlſtand verbreiteten.

Acht Tage vergingen, ohne daß Mamuk die geringſte Neugier bezeigte, die Wirkung ſeiner Arbeit zu ſehen. Endlich, am neunten Tage, als Abaïr eben ausgehen wollte an ſeine gewöhnlichen Beſchäftigungen, ſagte der Aegypter, indem er ſich anſchickte, mit ihm zu gehen:

„Habt ihr nicht einmal Luſt, zu ſehen, was aus unſerer Frucht geworden iſt?“

„Ich will es gern, wenn es euch gefällt,“ antwortete Abaïr; „aber ich fürchte, unſre Arbeit am Fuß eines dreimal verfluchten Baumes iſt verloren; ich habe ihn früher ſchon ganz anders bearbeitet, aber es hat nichts gefruchtet: freilich war es mir noch nicht eingefallen, ihm Schmeicheleien zu ſagen. Drum laßt uns hineintreten und zuſehen.“

Man ſieht, daß der gute Gärtner, nur an herkömmliche Arbeit und gleichmäßige Erzeugniſſe gewöhnt, nicht darauf dachte, an einem Aſte, wo er nur eine welke und kümmerliche Blüte gelaßen hatte, ein ſo außerordentliches Wunder zu ſchauen. Wie groß war ſein Erſtaunen, als er anſtatt derſelben nun eine ſo wundergroße Birne ſah, daß ſie die ſchönſte Frucht dieſer Art, welche es jemals gab, viermal an Umfang übertraf.

„Das hätte ich nimmer geglaubt!“ ſagte er in ſeiner Ueberraſchung. „An wen ſoll ich nun dieſe Birn verkaufen? Bringe ich ſie nach dem Palaſte, ſo bemächtigen die Beamten des Chalyfen ſich ihrer für etliche Zeckienen, und machen ſich groß damit: wenn ich ſie aber Simuſtapha zeige, ſo iſt er der Mann, dem nichts zu theuer iſt.“

„Ihr habt Recht,“ ſagte Mamuk, „er iſt der Mann, der euch beſſer bezahlt, als ſonſt jemand, und ihr findet bei ihm ſichern Abſatz. Bedenket es wohl, mein lieber Abaïr, euer Baum wird fortan blühen, wie der Roſenbuſch im Mai, und nur Simuſtapha kann euch dieſe Früchte bezahlen. Wohlan, leget eure Birne auf eine Schüſſel, und bedecket ſie mit einem Linnentuch; ſo wartet den Augenblick ab, wo Simuſtapha vor ſeinem Laden iſt, und gehet wie gewöhnlich bei ihm vorüber; er wird neugierig ſein, eure Früchte zu ſehen; zeiget ihm dann dieſe Birn, er wird ſie begehren, großes Gelüſt darnach haben, und ihr ſeid ſicher, einen unmäßigen Preis dafür zu erlangen. Aber ich habe euch geſagt, daß ich in die

Birn kriechen wollte, und ich will es noch: das waren unſere Bedingungen.“

„Ei, wahrlich, ich habe nichts dagegen,“ ſagte Abaïr lachend: „machet euch ſo klein, daß ihr Raum darin habet; ihr werdet einen hübſchen kleinen Birnkern darin abgeben.“ —

„Ihr wollt alſo, daß ich ein Kern darin werde?“ —

„Ja, wenn es möglich iſt.“ —

„Befehlet es mir.“ —

„Wohlan, ich befehle es euch!“ —

„Reißet doch den Stiel ab, um mir den Eingang zu öffnen.“

Abaïr, in heitere Laune verſetzt, wollte auf den Scherz eingehen, und machte eine kleine Bewegung, als wenn er den Birnſtiel abreißen wollte: dieſer blieb ihm aber ſogleich in der Hand, und er war ſehr betrübt darüber.

„Das iſt ein geringes Unglück,“ ſagte Mamuk; „denn ohne dieß müßte ich draußen bleiben. Stecket den Stiel wieder hinein, gehet hin, die Schüſſel zu holen, und eilet damit zu euerm Abnehmer: die Birn wird ihm ſo nicht minder anlockend erſcheinen, ſie hat nichts von ihrer Größe, noch von ihrem Geſchmacke verloren; die nächſte Woche wollen wir mit den anderen Früchten achtſamer umgehen.“

Der Gärtner ging hin, und holte die Schüſſel; als er zurück kam, fand er Mamuk nicht mehr dort;

er dachte, derſelbe wäre hingegangen, den Birnbaum zu beſehen, und da er zum Verkauf der Frucht ſeiner nicht bedurfte, ſo ging er, unbekümmert, damit nach dem Hauſe Simuſtapha's.

Mamuk hatte die Einfalt Abaïrs vollkommen gemisbraucht: dieſer Betrüger war durch eine höhere Gewalt der Hälfte ſeiner Macht beraubt und in einen leidenden Zuſtand verſetzt, und ſomit genöthigt, den unwiſſenden Gärtner in einen Schwarzkünſtler zu verwandeln, ohne daß dieſer etwas Unheimliches ahndete; er verband ſich ihn, indem er ihn die Heiligkeit des Eides entweihen ließ, und ließ ſich argliſtig alles von ihm befehlen, was zu erfüllen ſein eigner Vortheil war. So groß ſind die Gefahren der Unwiſſenheit!

Dreihundert und ſechs und dreißigſter Tag.

Kaum hatte Abaïr den Rücken gewendet, die Schüſſel zu holen, als der Aegypter, gehorſam dem Befehle, den er ſich hatte geben laßen, den Umfang ſeines Leibes zuſammendrückte, einzog und verkürzte, in die Birn hineinſchlüpfte, und darin die Geſtalt eines Kerns annahm. Wenn nun die Birn zerſchnitten wurde, ohne daß das Meſſer den Kern verletzte, und beſonders wenn man ſich von dem köſtlichen Geſchmacke der Frucht verführen ließ, ſo konnte der vermöchte Mamuk ſeinen Verluſt wieder einbringen und ſeine Rache vollführen.

Bisher begünſtigte alles den Anſchlag des Kabaliſten: Simuſtapha ſtand in ſeiner Thüre, als Abaïr vorbeiging, und ließ ſich die Frucht zeigen. Der Gärtner ſagte, er wollte damit hingehen, ſie dem Chalyfen ſelber zu zeigen, von dem er zweihundert Zeckienen dafür zu bekommen gedächte.

„Ueberlaßet ſie mir,“ ſagte Simuſtapha, „ſo braucht ihr nicht weiter zu gehen, euch euer Geld zu holen: hier ſind zweihundert Zeckienen, und noch funfzig darüber, für das Vergnügen, welches ihr mir macht, daß ihr mir den Vorzug gewähret.“

Abaïr, von ſeinem großen Glücke berauſcht, hätte gern die Schüſſel und das Tuch zurückgelaßen, um ungeſäumt denjenigen zu umarmen, dem er ſo viel Geld verdankte. Er eilte nach Hauſe, fand aber Mamuk daſelbſt nicht; in der Vorausſetzung, er wäre in dem Garten vor dem Thore, lief er dorthin, fand ihn jedoch auch hier nicht; er ſuchte ihn überall, und rief vergeblich in der Umgegend nach ihm; nur der Wiederhall antwortete ihm.

Während dieſer fruchtloſen Nachſuchung, erwartete Simuſtapha mit Ungeduld die Stunde, wo er ſich des Wiederſehns ſeiner reizenden Jlſetilſone erfreuen, und ihr die ſchönſte Frucht darbieten konnte, welche man jemals auf Erden geſehen hatte.

Die Nacht war endlich gekommen, der Geiſt hatte ſeinen Dienſt verrichtet, und die beiden Gatten hatten ſich mit den koſtbaren Geſchenken ihrer reizenden Beſchützerinn geſchmückt: Kleider, Ringe, Halsband, und Diamantenketten in den Haarflechten, nichts war vergeſſen.

Der ſtumme Verſchnittene ſetzte nun die ſchöne Frucht auf, welcher der Prinz von Indien einen ſo hohen Werth beilegte; Ilſetilſone bewunderte ſie, und fand ihren Duft köſtlich: beim Durchſchneiden der Birn vernahm man ein kleines Geräuſch, ein Kern ſprang heraus, und fiel auf den Boden.

Schon berührte die verhängnisvolle Frucht die Lippen der beiden Liebenden, als Simuſtapha plötzlich einen lauten Schrei ausſtieß: ſein Ring hatte ihn dermaßen geſtochen, daß er einen heftigen Schmerz fühlte. Ilſetilſone ließ ſogleich ihr Stück von der Birne aus der Hand fallen; der Prinz ſtrengte ſich an, den Ring, der ihm ſo wehe that, vom Finger zu ziehen, und indem er ihn ſo rieb, zwang er den dienſtbaren Geiſt des Ringes zu erſcheinen.

Dieſer Geiſt war ſo entſetzlich von Geſtalt und ſo ſcheußlich, daß die Prinzeſſinn bei ſeinem Anblick in Ohnmacht ſank.

„Wer biſt du? was willſt du von mir?“ fragte ihn Simuſtapha.

„Ich bin der Sklave des Ringes, welchen meine Gebieterinn dir gegeben hat,“ antwortete das Ungethüm. „Ich warne dich, weil du in der größten Gefahr ſchwebſt; dein Feind befindet ſich in deinem Hauſe, dieſe Frucht iſt vergiftet, und ich eile der Büchſe zu Hülfe: ſo bald ſie in Sicherheit iſt, komme ich zurück.“

Simuſtapha und ſeine Sklavinnen ſprangen der Prinzeſſinn zu Hülfe. Unterdeſſen wehrte Dſchemal, in der Zauberbüchſe eingeſchloſſen, aus allen Kräften die Angriffe ſeines alten Herrn ab, in deſſen Gewalt er wieder zu fallen fürchtete. Mamuk drückte einen Zauberring an das Schloß des Schrankes, worin die Büchſe verwahrt war: das Schloß ſprang auf; aber in demſelben Augenblick erſetzte der Schutzgeiſt es durch ein andres. Dieſer Kampf hatte ſich ſchon ſechsmal erneuet; Dſchemal war endlich ſchon im Begriff, ſich zu ergeben, als der Geiſt des Ringes erſchien.

„Verruchter Böſewicht!“ ſprach er zu Mamuk, „du ſollſt nun von meiner Hand ſterben.“

Zu gleicher Zeit zog er alle Luft ein, die in dem Zimmer war, und hub den Arm auf, den Aegypter zu ſchlagen, der, wie erſtickt, zu Boden ſtürzte. Er ward alsbald mit Eiſenketten gefeſſelt; man entriß ihm ſeinen Zauberring, ſeinen Zauberſtab, und ſein Buch, und ließ ihn ſo, aller ſeiner Macht beraubt, halbtodt auf dem Boden liegen.

Nach dieſem Siege, kam der Geiſt des Ringes wieder zu Simuſtapha, ihn von den Gefahren zu unterrichten, in welchen er durch Mamuks Argliſt geſchwebt hatte.

„Kommet,“ ſprach er zu ihm, „euern Feind zu ſehen, und entſcheidet ſein Schickſal, nicht nach der Großmuth eures Herzens, ſondern nach aller Bosheit des ſeinigen.“

Simuſtapha folgte dem Geiſte nach dem Zimmer, aber Mamuk war nicht mehr darin.

„Verfluchter Schwarzkünſtler, unerſchöpflich an Hülfsmitteln!“ rief der Geiſt aus: „welche Macht hat dich von hinnen führen können? Aber du biſt gefeſſelt, und kannſt nicht weit kommen.“

Er rieth jetzt Simuſtapha, die Büchſe zu nehmen, Dſchemal zu rufen, und ſich mit ihnen zur Aufſuchung des Böſewichts zu vereinigen, der ihnen entrinnen wollte.

Die beiden Geiſter fanden ihn in dem Garten, wo er ſich ſchon zum Theil aus den Feſſeln befreiet hatte: ſo bald er ſeine Widerſacher erblickte, ſtürzte er ſich in den Kanal. Sogleich erhuben ſich zwei Deiche und ſchloſſen ihn ein. Hierauf ſchwang er ſich als Springbrunnen in die Luft: aber er war genöthigt, in das Becken zurückzufallen, welches ſich alsbald unter ihm bildete. Jetzo ſtrebte er, ſich als Flamme zu verflüchtigen: aber ein dicker Dampf, der ſich von allen Seiten erhub, vereitelte ſeine Abſicht.

Bei dieſer Vermiſchung der Elemente, ſchien der Kanal von gährendem und brennendem Kalk erfüllt, dem man ſich zu nähern ſcheute: da warf der Geiſt des Ringes die beiden Birnſchnitte hinein, und augenblicklich zerſchmolzen ſie darin. Hierauf ſagte der Geiſt zu Simuſtapha:

„Prinz, ſprechet jetzo dieſem Böſewicht das Urtheil! wir ſind zur Vollſtreckung deſſelben hier; ſprechet zu ihm:

„Verruchter Schwarzkünſtler! ich verſchließe dich in deine eigenen Werke, durch deine Werke und mit deinen Werken, damit du durch ſie ſelber beſtraft werdeſt!“

Dreihundert und ſieben und dreißigſter Tag.

Simuſtapha ſprach es aus, und der Zauberer ward auf der Stelle ein unförmlicher Marmorklumpen, unter der Geſtalt eines Uhus, und ähnlich jenen Schreckbildern, welche vor der Ankunft des großen Propheten bei den Götzendienern zu ſehen waren. Die Geiſter trugen dies ſcheußliche Bild aus dem Garten.

Simuſtapha eilte nun wieder zu ſeiner Gattinn, die ſich von dem erſten Schreck etwas erholt hatte, indeſſen ſeinetwegen nicht ohne Beſorgnis war: ſeine Rückkehr beruhigte ſie. Beide gingen hierauf in das Zimmer, worin die Büchſe ſtand; Simuſtapha berührte ſie, und Dſchemal erſchien:

„Herr, was verlanget ihr von euerm Sclaven?“ fragte der Geiſt.

„Daß du mir alles ausführlich erzähleſt, was hier jetzt eben vorgegangen iſt.“

Der Geiſt ſetzte ſich rittlings auf die Büchſe, und gehorchte Simuſtapha's Befehlen: er erzählte die Vorarbeiten, die Reiſe, die Ankunft des Schwarzkünſtlers Mamuk zu Bagdad; ſeine Verführung des Gärtners, den Aufenthalt bei dieſem, ſeine Verwandlungen, die Bezauberung des Apfelbaums, und wie er ſich in Simuſtaphas Haus eingeſchlichen, der ſelber die Frucht hereingetragen, in welcher der Böſewicht ſich als Kern verborgen, und wie er daraus entſprungen, als die Birn zerſchnitten worden. Dann beſchrieb er ſeinen eigenen Kampf in der Büchſe, wie er unaufhörlich ein neues Schloß an die Stelle des durch den Zauberring des Aegypters zerſprengten ſetzte.

Bei dieſem Kampf, als er ſich zur Vertheidigung in die Büchſe zurückgezogen, war ihm zur rechten Zeit der Geiſt des Ringes zu Hülfe gekommen: er erzählte nun, wie der Zauberer zu Boden geworfen, gefeſſelt und ſeiner Zauberwerkzeuge beraubt wurde; und wie in dem Augenblick, als der Geiſt des Ringes das

Zimmer verlaſſen, tief aus Aegypten von Naraës, Mamuks Sohne, geſandte Geiſter ihm zu Hülfe gekommen, ihn plötzlich entführt und in den Stand geſetzt hatten, den letzten Kampf zu beſtehen, in welchem er endlich untergelegen.

Dieſe Aufklärungen nahmen einen Theil der Nacht weg, und die beiden Gatten hatten kaum Zeit, ſich des Glücks zu erfreun, ſo vielen Schlingen, ſo gefährlichen Angriffen, und ſo tief angelegten Anſchlägen entgangen zu ſein. Jlſetilſone war genötigt, ſich den Dienſten des getreuen Dſchemal anzuvertrauen, und auf ihrem gewöhnlichen Wege nach dem Palaſt des Chalyfen heimzukehren.

Simuſtapha begab ſich ins Bad um ſich von ſo viel Beunruhigungen zu erholen. Sodann beſchloß er, nach Dſchinniſtan zu reiſen; er ergriff die Büchſe, und rief den Geiſt; damit machte er ſich auf den Weg, und langte bei der Geiſterköniginn an, der er durch ſeine Gefahren noch theurer geworden war.

Sie kam ihm entgegen, und bezeugte ihm durch die zärtlichſten Liebkoſungen den lebhaften Antheil, welchen ſie an ſeinem Unglücke genommen hatte. Sie erſparte dem jungen Prinzen die Erzählung eines Abenteuers, welches ihr nach allen ſeinen kleinſten Umſtänden bekannt war: aber ſie benutzte dieſen Vorfall zu Ermahnungen, ſorgfältiger über die Büchſe und den Ring zu wachen; ſie warnte ihn vor den Anſchlägen von Mamuks Sohne, der eben ſo gefährlich wäre als ſein Vater.

„Vergeblich," ſagte ſie zu ihm, „wachen ſtäts meine offenen Augen über euch, vergeblich umgebe ich euch mit den mir unterworfenen Mächten, wenn ihr ſelber euch nicht vor menſchlichen Schlingen zu verwahren ſuchet; dem meine Hülfe erſtreckt ſich nur auf übernatürliche Mittel: wachet über euch; ſetzet euch in den Stand, euch auf eure eigene Kraft und Klugheit zu verlaßen, wie euer Lehrmeiſter Benalab that: meine Liebe verbürgt euch das Uebrige."

Genug hiemit von den heilſamen Ermahnungen Setelpedurs und von der lebhaften Erkenntlichkeit Simuſtaphas. Er nahm wieder Abſchied von der Königinn, und der Geiſt brachte ihn zurück nach Bagdad, wo große Staatsbewegungen uns wichtigere Begebenheiten vorbereiten.

Der Chalyf hatte vernommen, daß die Stadt Damask von zweimalhunderttauſend Ungläubigen belegert würde, und an alle Muſelmänner das Aufgebot ergehen laßen, die Waffen zu ergreifen, und mit ſeinem Heere dieſer wichtigen Veſtung zu Hülfe zu kommen.

Simuſtapha empfand bei dieſer Neuigkeit jenes den großen Seelen natürliche Gefühl: er wurde von Muth und Eifer für den muſelmänniſchen Glauben entflammt; die Lebe zum Ruhm und das Verlangen, ſeiner Geliebten würdig zu erſcheinen, ſpornten ihn an, nach den Lorbeeren zu ringen, welche er ſich im Gefolge des Chalyfen erwerben konnte. Er rief Dſchemal.

„Du haſt," ſprach er zu dem Geiſte, „das Aufgebot des Chalyfen vernommen; ich will an ſeinem Feldzuge theilnehmen. Führe mir auf der Stelle ein Roß vor, und bringe mir eine meinem Range und meiner Geburt angemeſſene Waffenrüſtung."

Der Geiſt durchflog die Lüfte, er benachrichtigte Setelpedur von dem Vorhaben des jungen Prinzen. Die Königinn bezeigte ihren Beifall, und wollte den Helden in den Stand ſetzen, die Hoheit zu erreichen, zu welcher er beſtimmt war. Sie befahl, ihm augenblicklich einen der ſchönſten Renner vorzuführen, die in allen drei Arabien zu finden wären.

Die deshalb ausgeſandten Geiſter trafen ihre Wahl zu Sardie, einem wüſten Landſtriche, acht Tagereiſen von Damask wo ſich das edelſte Pferdegeſchlecht findet. Darunter fand ſich ein Pferd, welchem kein andres verglichen werden konnte; es war von dem Geſchlechte Gelpha, welches einſt das Roß des großen Propheten geliefert, als dieſer, nachdem er ſeine ſiegreiche Fahne auf den Thürmen von Medina aufgepflanzt hatte, Paläſtina und beide Syrien überzog, und bald ganz Aſien den Streichen ſeines ſiegreichen Schwertes und den weiſen Geſetzen des göttlichen Korans unterwarf.

Dreihundert und acht und dreißigſter Tag.

Die berühmteſten Sterndeuter weiſſagten aus der Geſtirnung bei der Geburt des für Simuſtapha beſtimmten Pferds, daß es dem größten Fürſten der Erde dienen, und das Glück und die Dauer zweier mächtiger Reiche befeſtigen ſollte.

Die Eigenſchaften dieſes Thiers rechtfertigten frühzeitig den Ausſpruch ſeiner Beſtimmung: es war geſchmeidig, geſchickt, muthig, unermüdlich, und niemals der Sclave ſeiner Bedürfniſſe; es ertrug Durſt und Hunger, ohne daß ſeine kräftige Leibesbeſchaffenheit dadurch angegriffen ſchien; es konnte ohne Schlaf ausdauern, und lebte von der Luft. Mit dieſen ſeltenen Eigenſchaften verband es den ſchleunigſten Gehorſam, das leiſeſte Verſtändnis, und eine unerſchütterliche Anhänglichkeit: wie viel Menſchen giebt es nicht, die dieſem Thiere nachſtehen!

Setelpedur wollte das für ihren Liebling beſtimmte Pferd ſehen. Der Renner wieherte vor Freuden: er ſollte vor der Geiſterköniginn erſcheinen, und zu dem Ruhme des Helden beitragen, welchen ſie beſchützte. Er wurde nach dem Dſchinniſtan gebracht, und erregte Setelpedurs Bewundrung. Man legte ihm alsbald ein ſeiner Schönheit würdiges, aber nicht auffallend glänzendes Geſchirr an. Zugleich wurde er mit der vollſtändigen Rüſtung des Prinzen beladen: der Bruſtharniſch und die übrigen dazu gehörigen Stücke waren aus Stahl von Damask geſchmiedet; die Schwertklinge war von einer Schärfe, daß nichts ihr zu widerſtehen vermochte; alle ſeine Waffenſtücke waren braun geſchweißt.

Simuſtapha erwartete auf dem Söller ſeines Hauſes mit Ungeduld die Rückkunft Dſchemals, als dieſer mit dem ſtolzen Roſſe in den Hof trat. Bei dem Anblick eines ſo ſchönen Geſchenks fühlte ſich der junge Prinz von Dankbarkeit durchdrungen, und von neuer Glut erfüllt: er brannte vor Begierde, ſeinen Muth zu zeigen; aber die Liebe ſtellte ihm noch einige Hinderniſſe entgegen.

Als der Geiſt, unter dem Schutze des Dunkels der Nacht Ilſetilſonen aus dem Palaſt des Chalifen gebracht, und die beiden Gatten wieder vereint hatte; als nun die ſchöne Prinzeſſinn von dem Vorhaben ihres Geliebten unterrichtet wurde, ſank ſie in Ohnmacht, und kam nur wieder zur Beſinnung, um ſich der herzzerreißendſten Verzweiflung hinzugeben: und ſo verging dieſe Nacht unter Thränen.

Unterdeſſen war der Chalyf ſchon aufgebrochen; Simuſtapha, ſeinen Heldenruhm dem zärtlichen Flehen der Liebe opfernd, ließ ſein Roß ungeduldig das Gebiß zerknirſchen, es wieherte, daß die Luft davon wiederhallte; Dſchemal hatte Mühe es zurückzuhalten; es wollte ſtäts geſattelt und gezäumt ſein; und ſein ſtampfender Huf ſchien vergeblich die Stunden zu ſchlagen, da Simuſtapha ihn ſchon hätte beſteigen ſollen.

Mehr als Ein Tag verging, ohne daß der Prinz ſich den Armen Ilſetilſonens zu entreißen vermochte; er fürchtete ſich, ihr ſo wehe zu thun.

Setelpedur, die ſeine Verwirrung ſah, erröthete über ſeine Schwachheit, und eiferſüchtig auf ſeinen Ruhm, eilte ſie zu ihm.

„Ihr verſäumet eure Pflicht,“ ſprach ſie zu ihm, „ihr gefährdet euren Ruhm und die Sicherheit des Staats, in welchem ihr lebt! Ihr ſchmachtet in einer ſchimpflichen Schwachheit: brechet alsbald auf; wenn ihr noch einen Augenblick ſchwanket, ſo verlaße ich euch. Mein Sclave ſoll euch auf den Weg nach Damask bringen; ich werde für eure Gattin Sorge tragen. Lebet wohl.“

Bei dieſer Anrede erkannte Simuſtapha ſeine Schwachheit; er erröthete, fiel der Fee zu Füßen, und flehte um ihren Schutz und ihre Verzeihung.

Er beſtieg jetzo ſeinen Renner, der ihn, von den dienſtbaren Geiſtern der Fee geleitet, auf dem Wege nach Bagdad wie der Blitz dahin trug. Auf einer Anhöhe angelangt, erblickte er Damask: die Ungläubigen beſtürmten ſo eben die Stadt. Das Heer des Chalyfen war mit den Feinden im Handgemenge, und ſichtlich im Nachtheil: die beiden Flügel waren von ihnen durchbrochen und zum Weichen gebracht.

Die Fahne Mahomeds bezeichnete ihm die Stelle, wo Harun-Alraſchid ſelber kämpfte: es war im Mittelpunkt ſeines Heeres; die Ungläubigen durchbrachen hier die Schlachtreihen; ſie drangen bis zu dem Chalyfen vor, und dieſer Fürſt ſchwebte in Gefahr, unter ihren Streichen zu erliegen.

Schneller als der Blitz, war Simuſtapha plötzlich mitten im Gedränge; jeder Streich ſeines Schwertes war tödtlich, jeder Tritt ſeines Roſſes zerſtampfte die Ungläubigen. In einem Augenblicke hatte er ſein Oberhaupt aus der drohenden Gefahr befreiet; ſein Donnerruf erſchreckte die Feinde, und ermuthigte die Muſelmänner; alle ſammelten ſich wieder unter der Fahne des heiligen Propheten, die Simuſtapha ergriffen hatte; er ließ ſie inmitten der Heerſchaar wehen, welche er um ſich vereinigte. Auf dieſes Zeichen wuchs den Kriegern wieder der Muth, und der Kampf erneuerte ſich mit verdoppelter Kraft: aber der Tod wechſelte jetzo die Wahlſtatt, er traf die Ungläubigen, und richtete dort ſeine Verwüſtungen an. Simuſtapha's feuriges Roß ſprengte mit ihm in einem Augenblicke durch alle Reihen; er bemächtigte ſich des Oberbefehls, und jedermann gehorchte: die Anführer wie die Gemeinen hielten ihn für einen Engel, welchen der Himmel ihnen zur Hülfe geſchickt hätte. Er ließ die Flüchtigen verfolgen, während er mit dem übrigen Heere in guter Ordnung an die Mauern von Damask vorrückte.

Die zum Sturm angeſetzten Leitern wurde zertrümmert, die Stürmenden von den Wällen herabgeſtürzt, die Stadtthore ihrem Befreier eröffnet.

Dreihundert und neun und dreißigſter Tag.

Simuſtapha zog triumphierend an der Spitze der Sieger herein; die Menge drängte ſich ihm in den Weg, um ſeine Knie zu umfaſſen, und der Retter Damaſks empfing die Huldigungen eines Volks zu deſſen Rettung er ſo große Tapferkeit bewieſen hatte. Man zog nach der Hauptmoſchee, um dort dem Himmel und Mahomed für eine ſo ausgezeichnete Befreiung zu danken. Simuſtapha, der ſein Helmviſier niedergelaſſen hatte, hielt ſich in der Nähe des Chalyfen: ſo bald man vor der Thüre der Moſchee anlangte, ſtieg er vom Pferde, und trat heran, mit einem Knie auf der Erde dem Beherrſcher der Gläubigen ſeine Huldigung darzubringen, indem er ihm abſteigen half.

Harun nahm mit Wohlgefallen die Hülfe des jungen Kriegers an; ward aber beſorgt beim Anblick einer Wunde, welche er an der ihm dargebotenen Hand bemerkte, die mit Blut bedeckt war.

„Tapfrer Held,“ ſprach er zu ihm, „ ihr ſeid verwundet.“

„Erhabener Beherrſcher der Gläubigen," antwortete der Prinz von Indien, „gewiß iſt die Wunde nicht gefährlich, weil ich keinen Schmerz davon empfinde."

„Edelmüthiger Krieger," erwiederte Harun, „die Hitze des Kampfs und euer unerſchrockener Muth haben ſie euch vergeſſen laßen; aber wir werden nicht eher die Moſchee betreten, als bis ein Verband über eure Wunde gelegt iſt."

„Eure Güte beſchämt mich," rief Simuſtapha aus; „dasjenige was euch gegenwärtig beſchäftigt, muß der Sorge vorangehen, welche nur den geringſten, aber ergebenſten eurer Unterthanen betrifft."

Der Chalyf wurde von dieſer Demuth entzückt, und ſagte, indem er aus ſeinem Gürtel ein Tuch zog, auf welchem ſein Name mit goldnen Buchſtaben geſtickt war:

„Braver Muſelmann, verſchmähet doch nicht, euch gegen den Einfluß der Luft zu bewahren, und wickelt eure Hand in dieſes Tuch, bis wir euch andere Hülfe verſchaffen können."

Simuſtapha gehorchte, und man trat in die Moſchee, welche bald von den Geſängen und Dankſagungen des ganzen Volks widerhallte.

Hierauf begab ſich der Chalyf nach dem für ſeinen Aufenthalt in Damask beſtimmten Palaſt. Mehrere Kriegsoberſten, die ſich nicht geſcheuet hatten, ſich während der Schlacht von ihm zu entfernen, waren gegenwärtig eiferſüchtig auf ihren Platz, ihn im Triumpf zu begleiten. Simuſtapha dagegen trug wenig Verlangen nach dieſen eitelen Vorzügen, er entſchlüpfte, beſtieg ſeinen Renner, und verſchwand gänzlich.

Er hatte dem Ruhm alles dargebracht, was er ihm ſchuldig war: es war nun Zeit, daß die Liebe ihn über die Bekümmernis ſeiner Geliebten tröſtete. Es war, als wenn ſein hurtiger Renner ſeine Ungeduld theilte; er flog über den Weg dahin, und bald ſah Simuſtapha die erſehnten Minaretthürme der Stadt Bagdad wieder.

Während ſeiner Abweſenheit, wollte die liebreiche Geiſterköniginn Ilſetilſonen nicht zu ſehr der Unruhe überlaßen: gleich in der erſten Nacht nach der Abreiſe des Prinzen, befahl ſie dem Geiſte, die Tochter des Chalyfen zu ihr zu bringen. Wie groß mußte das Erſtaunen derſelben ſein, als ſie ſich, beim Erwachen, in den Armen der Königinn fand, anſtatt in den Armen Simuſtapha's!

„Beruhiget euch,“ ſprach Setelpedur zu ihr, ſie zärtlich umarmend, „die Pflicht rief euern Gemahl unter die Fahnen des Chalyfen. Euer Glück hängt mehr, als ihr denket, von den Dienſten ab, welche er ihm zu leiſten vermag; es iſt kein eitler Ruhm, welchen er ſucht: ich aber werde, ſo viel ich vermag, über ſeine Erhaltung wachen; ja ich würde an ſeiner Seite kämpfen, wenn es mir verſtattet wäre; aber ich bin einem andern Geſetz unterworfen. Dieſes wird mir ſchwer, ſeitdem Simuſtapha's Verdienſte mich die Liebe kennen gelehrt haben, und ſeitdem meine Theilnahme für ihn die boshaften Geiſter meines Reichs aufſätzig gemacht hat. Ich habe ſie ſchon dafür beſtraft, und ich bin entſchloſſen, ihnen allen Trotz zu bieten, und ſollte ſelbſt noch mehr Gefahr dabei ſein. Beruhiget euch, liebenswürdige Prinzeſſinn, helfet mir, das Glück desjenigen machen, den wir mehr lieben als das Leben, und laßt uns nicht die Gegenſtände ſeiner Beſorgnis vermehren. Erſparet ihm die Vorwürfe über eine Trennung, welche ſein Ruhm und euer eigner Vortheil ihm nothwendig machten. Bald werdet ihr ihn wiederſehen: vertrauet ſeiner Vorſicht und der Sorgfalt der Geiſterköniginn."

Ilſetilſone fand ſich dadurch getröſtet, und wurde bald wieder nach dem Palaſt ihres Vaters gebracht.

Während der Beherrſcher der Gläubigen in Damask, im feierlichen Aufzuge, ſich nach dem für ihn beſtimmten Palaſt begab, warf er die Augen ringsumher, um den Helden zu entdecken, dem er ſeine eigne Rettung verdankte, ſo wie die Rettung ſeines Heers, die Befreiung Damasks, und einen vollſtändigen Sieg; er erblickte ihn aber nirgends. Er befahl hierauf, ihn überall ſuchen zu laßen; aber alle Nachforſchungen waren vergebens. Er ließ ihn nun durch ſeine Wappenherolde innerhalb und außerhalb der

Stadt aufrufen; aber gleichfalls ohne Erfolg. Der Held war mit ſeinem Renner verſchwunden; er hatte ſein Helmviſier nicht aufgezogen; alſo war er allen unbekannt geblieben.

Das Volk beharrte in dem Glauben, daß der Himmel ihm einen Engel zu Hülfe geſandt hätte; aber das Blut, welches Harun fließen geſehen, war menſchliches Blut, und das Tuch welches er ihm gegeben, davon geröthet worden.

Der Beherrſcher der Gläubigen war unmuthig, daß er ſeinem Retter nicht ſeine Dankbarkeit bezeigen konnte. Nachdem er verſichert war, daß die Ungläubigen, welche der Schärfe des Schwertes entgangen waren, ſich wieder eingeſchifft hatten, und nachdem er für die fernere Sicherheit von Damask geſorgt hatte, entließ er das übrige Heer, und zog an der Spitze von zwölftauſend Reitern nach Bagdad heim.

Simuſtapha hatte ſich ſchon des Wiederſehns ſeiner zärtlichen Gattinn erfreuet, und ihrer holden Beſchützerinn ſeinen herzlichen Dank dargebracht: indem er ſo die Nächte der einen, und die Tage der andern widmete, war er ſo glücklich, wie nur irgend ein Sterblicher ſein kann.

Er hatte ſeiner geliebten Ilſetilſone keinen Umſtand ſeiner kriegeriſchen Thaten verſchwiegen; ſie zogen die liebenswürdige Prinzeſſinn um ſo mehr an, als ſie zu dem Ruhme des Chalyfen beitrugen: ſie nahm das Tuch, welches um die Hand ihres Geliebten gewunden war, und bethaute abwechſelnd die Schriftzüge welche den Namen ihres Vaters darſtellten, und die Flecken des Blutes, welches zu ſeiner Vertheidigung gefloſſen war.

„Ich will dieſes Tuch behalten,“ ſagte ſie; „es wird mich unaufhörlich an den Augenblick erinnern, wo der Gegenſtand meiner kindlichen Zärtlichkeit durch den Gegenſtand meiner Liebe gerettet wurde.“

Dreihundert und vierzigſter Tag.

Unterdeſſen zog der Chalyf unter lautem Zujauchzen des Volks in Bagdad ein; Siegesbogen waren zu ſeinem Empfange errichtet: er fand den Lohn ſeiner Anſtrengungen in der Liebe ſeiner Unterthanen, und in der Zärtlichkeit ſeiner Familie. Sobeide und ſeine Tochter drückten ihr Entzücken durch die herzlichſten Liebkoſungen aus. Aber der Chalyf, ermüdet von ſo viel Ehrenbezeigungen, war nur mit dem unbekannten Helden beſchäftigt, der ſich ſeiner Dankbarkeit entzogen hatte.

„Er hat von mir,“ ſprach der Fürſt, „nur ein Tuch empfangen, ſeine Wunde zu verbinden; das iſt der einzige Dank, welchen er hat annehmen wollen. Aber ich habe demjenigen, der mir ſeinen Namen, ſeinen Stand und Wohnort anzeigen kann, zehntauſend Zeckienen verheißen; ich will den Helden belohnen, der die Fahne des großen Propheten den Händen der Ungläubigen entriſſen, der mein Volk befreiet hat, und dem ich Leben und Krone verdanke. Vergebens entzieht er ſich den ihm gebührenden Ehren; ich will ihm zu Ehren ein Feſt anſtellen, welches ganz Damask, die Zeugen ſeiner Tapferkeit herbeiziehen wird. Ich kann die Züge ſeines Geſichts nicht abbilden laßen, weil er nicht einmal das Viſier ſeines Helms aufgezogen hat, aber ich will ſeine Rüſtung mahlen laßen, deren Bild ich in mir bewahrt habe, und ſein feuriges Streitroß. Jeder gute Muſelmann meines Reichs wird ſich beeifern, das Feſt des Helden in der braungeſchweißten Rüſtung zu verherrlichen, und dieſer wird denen nicht lange verborgen bleiben, die Zeugen dieſer kriegeriſchen Feierlichkeit ſind."

Ilſetilſone freute ſich dieſer Lobeserhebungen ihres Geliebten und der Begeiſterung des Chalyfen für ihn. Wie oft war ſie nicht verſucht, ihrem Vater zu ſagen: „Ich kenne ihn, den Helden in der braungeſchweißten Rüſtung; der Sieger der Ungläubigen iſt auch mein Sieger."

Die Befehle des Chalyfen wurden vollzogen: das Freudenfeſt über die Befreiung von Damask ſollte dreißig Tage dauern, von denen die letzten eine kriegeriſche

Vorſtellung der Thaten des Ritters in der braungeſchweißten Rüſtung geben ſollten. Dieſes Feſt erfüllte die Abſicht des Chalyſen, zwar auf eine Weiſe, welche mit den Anſtalten, die dieſer Fürſt erſonnen, gar keinen Zuſammenhang hatten.

Am letzten Tage des Feſtes ſtand Sobeide mit ihrer Tochter auf dem Söller: da traf ein Sonnenſtrahl die junge Prinzeſſinn dermaßen, daß ſie einen lauten Schrei ausſtieß, und ihrer Mutter an die Bruſt ſank. Dieſe kam ſogleich ihrer Tochter zu Hülfe, und bemerkte dabei an untrüglichen Zeichen, daß ſie die Frucht der ehelichen Liebe in ihrem Schooße trug. Durch eine ſo überraſchende Entdeckung erſchreckt, lief ſie unverzüglich zu dem Chalyſen, ihm dieſes wichtige Geheimnis mitzutheilen; es waren nicht bloß Vermuthungen, durch welche ſie ihre Entdeckung bewährte, ſondern völlig überzeugende Gewißheit. Beide begaben ſich nun nach Jlſetilſonens Gemach, ihr das für ihre Ehre und ihren Ruhm ſo wichtige Bekenntnis zu entreißen.

„Seit manchen Monden,“ geſtand die Prinzeſſinn, „werde ich alle Nächte entführt, ohne daß ich es gewahre; ich werde durch die Luft getragen, und finde mich beim Erwachen in einem prächtigen Zimmer, in den Armen eines unbekannten Mannes, welcher, ich bekenne es, mir die heftigſte Leidenſchaft einzuflößen gewußt hat.“

Aus der Erzählung ſeiner Tochter erkannte der Chalyf wohl, daß irgend eine wunderbare Bezauberung ſie verführt hatte, und fand es nicht angemeſſen, über ein Vergehen, welches unter ſolchen Umſtänden zu entſchuldigen ſchien, viel Vorwürfe zu erheben.

„Es hat den Anſchein," ſprach er zu Sobeïden, „daß ein Geiſt in unſre Tochter verliebt iſt; wenn wir uns dem widerſetzten, würden wir ihn nur reizen; wir müßen ſie, ſo wie uns, dem Schutze des heiligen Propheten empfehlen."

Mit dieſen Worten umarmte er ſeine Tochter, wie ſonſt, und verließ ſie, um ihr Ruhe zu vergönnen, deren ſie ſo ſehr bedurfte.

Sobeïde befolgte auch das weiſe Benehmen ihres Gemahls. Ilſetilſone aber nahm ſich vor, den ihrigen gleich in der nächſten Nacht von allem zu unterrichten damit er ſich beeilete, das blutige Tuch darzubringen und ſich im Palaſt als den Ritter in der braungeſchweißten Rüſtung zu erkennen zu geben. Er ſollte daſelbſt auf ſeinem prächtigen Streitroß, in ſeinem ganzen kriegeriſchen Aufzug erſcheinen.

Der Chalyf berief ſeinen geheimen Rath, der aus Giafar und Meßrur beſtand. Giafar vernahm den Vorfall mit Erſtaunen; weniger verwunderte ſich Meßrur, der ſchon ſeit langer Zeit bemerkt hatte, daß man die Wache bei den Zimmern der Prinzeſſinn nicht aus dem Schlaf erwecken konnte.

„Wie ſollen wir es anſtellen,“ ſagte der Chalyf, „um den Zauberer, der meine Tochter verführt hat, zu erforſchen, und zu ertappen? Jede Nacht wird ſie durch die Luft zu ihm gebracht.“

„Mir fällt ein leichtes Mittel ein,“ ſagte Meßrur, „welches wir auf der Stelle anwenden können. Ich habe einen Phosphor, den ein Sterndeuter mir gegeben hat; er beſteht aus dem Oele, welches aus einem Thiere gezogen iſt, das Baſilisk genannt wird: ſobald er in die freie Luft kömmt und in Bewegung geſetzt wird, entzündet er ſich, ohne zu verbrennen. Ich will davon einige Tropfen auf die Teppiche der Prinzeſſinn ſchütten, er wird auf der Stelle trocknen und keinen Geruch zurücklaßen. Wenn nun die Teppiche mit der Prinzeſſinn durch die Luft geführt werden, erſcheinen ſie mit leuchtenden Sternen beſäet, und können den dazu ausgeſtellten Leuten zum Leitſtern nach dem Hauſe des Entführers dienen.“

Der Chalyf billigte den Vorſchlag; Meßrur ging hin, ihn auszuführen, und Giafar ſeinerſeits befahl dem Polizeimeiſter, der leuchtenden Lufterſcheinung zu folgen, wohin ſie auch zöge, und das Haus, worin ſie verſchwände, auf der Stelle umringen zu laßen.

Alsbald waren fünfhundert Mann ausgeſtellt, dem neuen Geſtirne zu folgen, welches in der Nacht erſcheinen ſollte; aber das darunter verborgene Geheimnis blieb zwiſchen dem Chalyfen und ſeinen beiden Räthen verwahrt.

Dreihundert und ein und vierzigſter Tag.

Die Nacht kam; der Geiſt hatte ſeine Blicke nicht auf die Erde gerichtet, und wußte nicht, was vorging: er gehorchte, wie gewöhnlich, Simuſtapha's Befehlen.

Kaum hatte er ſich mit ſeiner Bürde über dem Palaſt erhoben, als der Phosphor in hellem Glanze leuchtete: die Wachen liefen von allen Seiten hinterdrein. Der Geiſt hatte ſcharfe Augen, aber nicht überall; er legte ſeine reizende Laſt in dem von hundert Kerzen erleuchteten Zimmer des Prinzen von Indien nieder, und man gewahrte hier nicht mehr die mindeſte Spur von dem Lichte des Phosphors. Einen Augenblick darnach, ſtrömten die Wachen aus allen Straßen herbei und umringten Simuſtapha's Haus.

Der junge Prinz hörte den Lärmen, er rieb ſeinen Ring, und befragte die Büchſe; die beiden Geiſter erſchienen, und erhielten den Befehl, zu beobachten, was vorginge, und vor allen Dingen das Haus vor der Beunruhigung zu bewahren, womit es bedroht war: in einem Augenblick hatten beide die Thüren und Fenſtern vermauert.

Der Polizeimeiſter ließ die Nachbarn wecken, ſie zu fragen, wo Simuſtapha's Hausthüre wäre. Die guten Leute rieben ſich die Augen, fanden ſie aber nicht. Es wurden nun mehrere Fakkeln angezündet, aber keine verhalf dazu, ſie zu entdecken. Der Polizeimeiſter lief hin und her, und ward ungeduldig. Giafar und Meßrur kamen dazu; ſeitdem der letzte das Mittel mit dem Baſiliskenöhl angegeben, hatte er eine hohe Meinung von ſeiner Erfindungskraft: da man keine Thüre fand, ſo befahl er, das Dach mit Leitern zu erſteigen. Bald war das Haus mit Leitern umgeben, und es fehlten nur noch Sturmböcke, Haken und Schirmdächer, um die Belagerung vollſtändig zu machen. Vierzig Leitern ſtanden aufgerichtet, jede von ihnen überragte das Dach um mehrere Fuß; man wetteiferte, wie von der Ausſicht zur Plünderung angeſpornt, einander zuvorzukommen: aber je mehr die Sturmlaufenden ſich anſtrengten, je weniger kamen ſie vorwärts; die Leitern ſanken in demſelben Maaße in den Boden, wie ſie die Sproſſen hinanſtiegen, und verlängerten ſich ebenſo nach oben.

„Fürchtet ihr euch denn?“ rief der Polizeimeiſter ihnen zu: „ſteiget doch hinauf!“

„Wir ſteigen aus Leibes-Kräften,“ antworteten einige von ihnen. Und in der That, ſie waren ganz in Schweiß von der Arbeit, ohne ſich jedoch nur einen Zoll breit von der Erde zu erheben.

Der Polizeimeiſter ſtieg ungeduldig vom Pferde, und trieb mit Gewalt die Stürmenden an, indem er ihnen zurief: „So ſteiget doch raſcher!“

„Bei Mahomed! ſteiget ihr ſelber hinauf!“ erwiederten ſie ihm; „denn dieſe Leitern ſind behext.“

Der Polizeimeiſter verlor die Geduld, beſtieg ſelber in ſeinem Amtskleide die Leiter, und wollte, um ſchneller vorwärts zu kommen, zwei Sproſſen auf einmal überſchreiten; aber da die Leiter um eben ſo viel in den Boden ſank, ſo verlor er das Gleichgewicht, fiel, und riß ſie mit ſeinem Rock um. Ein allgemeines Gelächter begleitete dieſen unerwarteten Fall.

Indeſſen verſtrich die Nacht unter verdoppelten, und eben ſo vergeblichen Anſtrengungen bei dieſem lächerlichen Stürmen, wo man nicht vom Flecke kam; jeden Augenblick ſchmeichelte man ſich, zum Ziele zu gelangen.

In den Straßen von Bagdad war alles in Aufruhr, und weil man den eigentlichen Zuſammenhang der Sache nicht wußte, ſo bildete das Volk ſich ein, daß man das Feſt des Ritters in der braungeſchweißten Rüſtung noch fortſetzte, und in dem ſpaßhaften Sturmlaufen an dem Hauſe Simuſtapha's die Belagerung von Damask vorſtellte.

Harun erwartete jeden Augenblick den Schuldigen, und hatte ſich vorgeſetzt, ihn auf der Stelle hinrichten zu laßen, ohne ihm Zeit zu reden zu vergönnen; man kann ſich alſo vorſtellen, wie hoch ſeine Ungeduld geſtiegen war: der Lärmen und das Geſchrei, welches dieſes Ereignis verurſachte, brachte ſtäts noch weit lächerlichere und übertriebene Gerüchte davon zu ſeinen Ohren; ſeine Unruhe war eben ſo groß, als ſein Verlangen nach Rache.

Dagegen war es im Innern von Simuſtapha's Hauſe ſo ruhig, daß man darin den Flug einer Fliege hätte hören können. Sobald die Geiſter die Liſt wahrgenommen, wodurch Meßrur den gewöhnlichen Weg der Prinzeſſinn entdeckt, hatten ſie alle Vorkehrungen getroffen, das Haus vor einem plötzlichen Ueberfalle zu verwahren, und dann die Prinzeſſinn in einem Nebel, welcher die Wirkung des Phoſphors aufhob, nach dem Palaſt des Chalyfen zurückgebracht. Sie ließen dieſes Dunſtgewölk über dem Palaſte ruhen; es ſchläferte alle Lebensgeiſter ein, und der Chalyf ſelber war ſeiner gewohnten Thätigkeit beraubt.

Der Prinz von Indien berieth ſich mit den Geiſtern der Büchſe und des Ringes über die Vorkehrungen auf morgen, und überließ ſich dann ruhig, unter dem unmittelbaren Schutze des Geſtirns der ſieben Meere, der Süßigkeit des Schlafes.

Der Tag brach endlich an; Simuſtapha trat auf das flache Dach ſeines Hauſes, die erſten Sonnenſtrahlen zu genießen; er erkannte Giafar und Meßrur unten in dem Gewühle, rief ſie an, und ſprach zu dem letzten alſo:

„Hochweiſer Miniſter! warum laßt ihr das Haus eines frommen und den Geboten des Beherrſchers der Gläubigen unterworfenen Muſelmanns umringen? Ich beſchwöre euch, ihm zu melden, daß er, weil er mich in ſeiner Gewalt haben will, dieſes Belagerungsheer abziehen laße; alsdann will ich ſelber mich ſeinen Händen überliefern.

Meßrur begab ſich nach dem Palaſt, und rieth dem Chalyfen, einen Antrag anzunehmen, welcher ihm den Zauberer überlieferte. Dem Polizeimeiſter wurde dem gemäß Befehl ertheilt, er zog alsbald mit allen ſeinen Leuten ab, und die umgeſtürzten Leitern blieben am Fuße der Mauern liegen. Als alle Zugänge ſeines Hauſes frei waren, trat Simuſtapha aus ſeiner Thüre, die ſich ſogleich vor ihm öffnete, und ſchritt unbekümmert nach dem Palaſte des Chalyfen.

Harun war erſtaunt über die Verwegenheit des Zauberers; er wollte ihn nicht ſehen, und befahl ihn mitten auf dem erſten Hofe des Palaſts, im Angeſicht alles dort verſammelten Volks enthaupten zu laßen. Die innere Wache verhaftete den Prinzen von

Indien; er bot willig ſeine Hände den Feſſeln dar, womit man ihn belaſtete; der Scharfrichter bemächtigte ſich ſeiner, und nahm ihm den Turban ab, um ihm die verhängnisvolle Binde um die Augen zu legen: da fand man unter ſeinem Turban das Tuch des Chalyfen.

Giafar und Meßrur erkannten es ſogleich; das Volk welches bei dem Feſte ein Abbild davon geſehen hatte, rief aus:

„Da iſt das Tuch des Ritters in der braungeſchweißten Rüſtung!“

Ein noch merkwürdigerer Gegenſtand zog jetzo die Aufmerkſamkeit des Großveſyrs an: Simuſtapha trug um ſeine Stirn die mit Edelſteinen geſchmückte Binde und den Diamant, welchen er von dem Chalyfen hatte. Giafar las mit lauter Stimme die auf der Binde ſtehenden Worte:

> „Geſchenk des Chalyfen Harun-Alraſchid an ſeinen Neffen Simuſtapha, Sohn des großen Königs von Indien.“

Ein verworrenes Geſchrei erhub ſich von allen Seiten:

„Es iſt ein Königsſohn von Indien, es iſt der Prinz Simuſtapha!“

Dreihundert und zwei und vierzigſter Tag.

Unterdeſſen hatte Meßrur das Tuch dem Chalyfen überbracht.

„Wer hat dir dieſes Tuch gegeben?“ fragte der Fürſt. —

„Es befand ſich auf dem Kopfe des Mannes, welchen ihr verurtheilt habt.“

„Iſt mein Befehl ſchon vollzogen?“ —

„Nein, Herr; ich warte auf neue.“ —

„Lauf, fliege, Meßrur, und erhalte das Leben des edelmüthigſten Helden, der das meine gerettet hat. Man führe ihn mir auf der Stelle her.“

Giafar war ſchon ſeinen Befehlen zuvorgekommen; die Ueberraſchung und das Geſchrei des Volks hatten ihn bewogen, Simuſtapha zu dem Chalyfen zu führen. Der Prinz nahte dem Fuße des Throns, und das erſte, was dem Beherrſcher der Gläubigen in die Augen fiel, war der Diamant, welchen er einſt dem großen Könige von Indien geſandt hatte.

„Wie!“ ſagte er zu Simuſtapha, „du biſt der Sohn meines Bruders von Indien?“ —

„Ihr ſehet den Beweis davon, ruhmwürdiger Chalyf.“ —

„Und du biſt der Krieger, dem ich das Leben verdanke?“ —

„Hier ſehet die Wunde, welche ich vor Damask empfing und welche mir einen ſolchen Beweis der Huld von euch zuzog.“ —

„Du biſt auch der Geliebte meiner Tochter Ilſetilſone?“ —

„Ihr ſehet in mir ihren Sclaven und den euren.“ —

„Tauſend Dank dem großen Propheten!“ rief der Chalyf aus; „du biſt es alſo, Simuſtapha, den ich von Kindheit an ſo lieb hatte? dem ich die Hand meiner Tochter beſtimmte? Du konnteſt keinen andern Mitbewerber haben, als den Ritter in der braungeſchweißten Rüſtung, deſſen Dienſte ich durch die Hand Ilſetilſonens und durch die reichſte Krone des Morgenlands noch nicht genug zu belohnen geglaubt hätte. Ich halte nun den Gegenſtand meiner Dankbarkeit und meiner Liebe in meinen Armen: aber warum mußteſt du dich ſo lange unter der Maske eines Speiſewirths meinen Blicken entziehen?“

„Erlauchter Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete Simuſtapha, „die Reize der himmliſchen Ilſetilſone machten ſchon frühzeitig einen tiefen Eindruck auf mein Herz; kaum war es von dem erſten Hauche des Lebens beſeelt, als ich mich in Liebe entzündet fühlte; das Verlangen, ſie zu beſitzen, war das einzige, welches mein Herz erfüllte. Ein weiſer Perſer, deſſen Zögling ich war, bahnte mir den Weg zum Glück, und ſchlug mir vor, in Bagdad die Luft zu athmen, welche allein meine Geſundheit herſtellen konnte, die täglich mehr verfiel; er beſaß das Zutrauen meines Vaters, und es ward ihm nicht ſchwer, ſeine Einwilligung zu erlangen, indem er ihm den wahren Beweggrund einer Reiſe verbarg, von welcher meine Ruhe und meine Glückſeligkeit abhing. Seiner Vermittelung ſei es gedankt, der Sohn des großen Königs von Indien verſetzte ſich in einen Stand, welchem er das Vergnügen verdankt, die Schönheit zu ſehen, und von ihr geſehen zu werden, die er anbetete.

Der Tod entriß mir bald meinen weiſen Lehrer, konnte jedoch nicht die Geheimniſſe mit hinwegnehmen, welche er mir anvertraut hatte: jung, leidenſchaftlich, ohne Erfahrung, überließ ich mich rückhaltlos meiner Liebe. Wenn ſie euch beleidigt, und wenn ſie das zu empfindliche Herz eines Vaters verwundet hat, ſo liegt hier mein Haupt zu euren Füßen; dieſes allein möge die Strafe treffen; ich nehme eure väterliche Güte für die Unſchuld der Prinzeſſinn in Anſpruch, deren ganzes Verbrechen in ihrer Liebe zu Simuſtapha beſteht.“

Der Chalyf war durch ein ſo liebevolles Geſtändnis gerührt, hub den Prinzen mit Zärtlichkeit auf, und nachdem er ihn von neuen umarmt hatte, ſprach er zu ihm:

„Komm, mein geliebter Sohn, laß uns den Kummer vergeſſen, welchen du verurſacht haſt; und möge deine Gegenwart die Betrübnis verſcheuchen, womit unſeliger Argwohn das Herz der zärtlichſten Mutter umwölkt hat!“

Sobeïde war allein mit ihrer Tochter und verlangte von ihr noch Aufklärung über das geſtrige Geſtändnis, als der Chalyf mit dem Prinzen von Indien an der Hand hereintrat, und Freude und Entzücken verbreitete. Simuſtapha, mit der königlichen Binde über den herabwallenden Locken geſchmückt, wurde ſo der Gemahlinn des Chalyfen und ſeiner Tochter vorgeſtellt.

„Empfanget hier von der Hand des großen Propheten und aus der meinigen,“ ſprach der Chalyf zu ihnen, „du einen Schwiegerſohn, und du einen Gatten: es iſt der ſchöne Simuſtapha, der Sohn des großen Königs von Indien, des älteſten, mächtigſten und getreueſten meiner Verbündeten.“

Hierauf ſich zu ſeinem Gefolge wendend, fuhr er fort:

„Man hole augenblicklich den Kadi und den Mufti her! man öffne die Moſcheen! Mein ganzes Volk feire Freudenfeſte! Allen Armen ſpende man Almoſen aus! Ganz Bagdad theile die Freude des Beherrſchers, und ſie verbreite ſich über die entlegenſten Theile meines Reichs! Sehet hier meinen Retter, meinen Schwiegerſohn, und den Befreier der heiligen Fahne.

Die Pflicht der Dankbarkeit geht über alle andere Gebote.“

Ilſetilſone und ihr Gemahl erhielten nun ihre Wohnung in dem ſchönſten Theile des Schloſſes. Simuſtapha theilte die Arbeiten und Vergnügungen des Chalyfen; er ſaß im Divan zu ſeiner Rechten, und keine Angelegenheit ward ohne ſein Gutachten entſchieden; ein gränzenloſes Zutrauen ſtiftete zwiſchen ihnen die innigſte Vertraulichkeit.

Der Chalyf ermangelte nicht, ſich nach den außerordentlichen Mitteln zu erkundigen, welche ſein Schwiegerſohn zur Verwirklichung ſeiner Wünſche angewandt hatte. Simuſtapha bekannte die übernatürliche Begünſtigung, deren er ſich erfreute; er erzählte ihm von der Geiſterköniginn und von den in der Büchſe und in dem Ringe eingeſchloſſenen Geiſtern; aber er verſchwieg die Willfährigkeit Namunas und die Rolle, welche ſie in dieſem Liebeshandel geſpielt hatte; man kann ſich leicht die Urſache dieſer Schonung denken.

Harun, ſchon mit wunderbaren Abenteuern vertraut, glaubte Simuſtapha leichtlich alles. Er tadelte ihn nicht über den Gebrauch, welchen er von der kabaliſtiſchen Magie gemacht, deren Bearbeitung er ſelber an ſeinem Hofe begünſtigt hatte: aber er machte es ihm zum Vorwurfe, daß er es vernachläßigt, den

König von Indien über das Schickſal ſeines einzigen Sohns zu beruhigen.

„Seine Unruhe,“ antwortete der Prinz, „muß durch den Anblick des Roſenbuſches ſehr gemäßigt ſein, welchen mein Lehrer Benalab in dem Garten des Palaſts zurückgelaßen hat: derſelbe giebt täglich Kunde von meinen guten oder ſchlimmen Abenteuern; und weil ich nun das Glück habe, mit der Huld des größten Herrſchers der Erde überſchüttet zu werden, ſo muß der Roſenbuſch gegenwärtig in der höchſten Blüte ſtehen.“

Simuſtapha dachte hierin ganz richtig. Der König und die Königinn von Indien beobachteten jeden Tag ihren Roſenbuſch; er entlud ſich der Blumen, womit er prangte, nur um deſto ſchönere hervorzutreiben: und ſo tröſteten ſie ſich über die Abweſenheit ihres Sohns, verſichert, daß ihm kein Unfall zuſtieße. Sie hatten ſogar eines Tages eine höchſt freudige Ueberraſchung: ſie ſahen aus einer ſchon aufgeblühten Roſe eine noch friſchere und glänzendere Blüte emporſteigen. Dieſe Erſcheinung kam ihnen ſehr wunderbar vor: aber man mußte zu Bagdad ſein, um ſie ſich zu erklären.

Ilſetilſone hatte hier eben einem jungen Prinzen das Leben gegeben; Simuſtapha, Harun und Sobeïde waren auf dem Gipfel der Freude; alle frommen Muſelmänner feierten durch Freudenfeſte dieſes glückliche Ereignis. Der Chalyf nannte ſeinen Enkel Harun-

Ben-Alraſchid; die Geiſterkbniginn war bei ſeiner Geburt gegenwärtig, und beſchenkte ihn mit allen Gaben ihrer Macht; während der Beherrſcher der Gläubigen und ſein Schwiegerſohn in der großen Moſchee von Bagdad höheren Segen auf ihn herabflehten.

Alles weiſſagte dem Hauſe des Chalyfen eine ununterbrochene Folge von Glückſeligkeit, während in Aegypten ſich ein Gewitter gegen dieſelbe zuſammenzog.

Naraës, der Sohn des Zauberers Mamuk, ſah bei ſeiner aufmerkſamen Beobachtung des Springbrunnens, deſſen Erſcheinungen ſein Benehmen leiten ſollte, das Waſſer trübe werden: er ſchickte ſogleich zwei Geiſter ſeinem Vater zu Hülfe; aber bald darnach erſchien das Waſſer von Blute geröthet. Da ſah er, daß ſeine Macht unwirkſam, und Mamuk todt war, und er ſann nunmehr auf Mittel und Wege zur Rache. Die letzte Kammer ſeines entworfenen Zauberkreiſes, zeigte ihm alle Abenteuer Mamuks bei Simuſtapha; er verſah ſich mit allem, was er zu ſeinem Vorhaben nöthig erachtete, und machte ſich auf den Weg nach Bagdad. Er legte es nicht darauf an, ſich nur in das Haus eines geringen Mannes einzuſchleichen, ſondern in den Palaſt des Chalyfen ſelber. Allerdings hatte Naraës einen großen Vortheil vor ſeinem Vater: ſeine Kunſt war noch in ihrer ganzen Kraft; er bedurfte nicht ſo vieler Kunſtgriffe, ſich einen Gehülfen zu ſchaffen, ſondern der erſte beßte konnte ihm bei ſeinen Arbeiten helfen.

Dreihundert und drei und vierzigſter Tag.

Nach manchen Mühſeligkeiten, auf abgelegenen Wegen, langte Naraës, wie vor ihm ſein Vater, an den Ufern des Ilfara und Abdſchala an. Ein Fiſcher hatte dort ſein Netz ausgeworfen, und war troſtlos, daß er den ganzen Tag noch nichts gefangen hatte: womit ſollte er nun die Seinigen ernähren?

Der Schwarzkünſtler, der ſchon die Urſache ſeines Kummers durchſchauet hatte, trat zu ihm hin, drückte ihm ein Goldſtück in die Hand, und ſprach dabei:

„Tröſtet euch, guter Mann; ich habe euern Kummer getheilt, als ich euch ſo fruchtlos arbeiten ſah: aber ihr kennet noch nicht genugſam die Köder, womit man die Fiſche heranzieht: laßt euer Netz liegen, nehmet eine Angel, und etliche Schritte von hier werdet ihr einen Fiſch einziger Art finden. Ich werde ein wenig Erde aufheben, daraus eine kleine Kugel drehen, und ſie mit einem wunderkräftigen Waſſer beſprengen: dieſen Köder laßt nun an eurer Angel von dem Felſen herab, und mit ein wenig Geduld werdet ihr einen wunderſchönen Fiſch fangen. Dieſe ſeltene Art zeigt ſich nur von Zeit zu Zeit in dieſen Flüſſen; gegenwärtig iſt ihre Zeit: ſie wird Sultan Jbraïm genannt, nach dem Patriarchen, welcher dieſe Fiſchart bewahrte. Wenn ihr den Fiſch gefangen habt, müßt ihr ihn nicht dem Chalyfen bringen; dieſer in allen andern Dingen ſo prächtige Fürſt begnügt ſich ſelber jedoch mit zu einfacher Koſt: ſondern verkaufet ihn an den Prinzen Simuſtapha, der euch ſoviel dafür geben wird, als ihr fordert. Befolget meinen Rath. Jch habe heute nicht Zeit, mich aufzuhalten, um Zeuge eures Fanges zu ſein, ich muß nach meinem Laden zurückkehren. Jch bin gleich der erſte Porzelanhändler zur Rechten, wenn ihr in das große Thor des Baſars eintretet. Kommet Morgen früh zu mir, ich will euch ein oder zwei Fläſchchen von meinem Waſſer geben, und vielleicht können wir den Nachmittag zuſammen fiſchen.

Mit dieſen Worten gab er ihm noch ein Goldſtück, und fügte hinzu:

„Da habt ihr etwas zur Entſchädigung, wenn ich euch um eure Zeit gebracht habe; oder es kann euch auch zum Handgeld auf dasjenige dienen, was ihr Morgen durch mich erwerben ſollt.“

Hierauf verließ er den Fiſcher, der ſogleich den Felſen beſtieg, und geduldig den Erfolg von Naraës Verheißung erwartete.

Simuſtapha und ſeine Gemahlinn verſahen ſich keinesweges, daß ſich am Ufer des Stromes ein gefährlicher Anſchlag gegen ſie entſpann. Sie hatten eben, mit Einwilligung des Chalyfen, bei der liebenswürdigen Geiſterkönginn einen Beſuch gemacht, die ſie mit Huld überſchüttete. Ilſetilſone hatte in dem Palaſt der Fee einen Vogel bemerkt, der durch den Glanz und die Mannigfaltigkeit ſeines Gefieders ſehr anzog: er war zum Bewohner des irdiſchen Paradieſes erſchaffen; weil er aber Salomon die Huldigung verſagt, und ſie dem Kokopileſobeh geleiſtet hatte, ſo war er nach Dſchinniſtan verwieſen. Freundlich, zutraulich und anmuthig, wie er war, hatte dieſer ſchöne Vogel Erinnerung des Vergangenen, erkannte das Gegenwärtige, und ahndete das Zukünftige. Er ſprach wenig, aber ſehr verſtändlich für diejenigen, die gewohnt waren, ihn zu hören.

Die ſchöne Prinzeſſinn von Indien liebkoſte dieſem Vogel gar ſehr. Setelpedur ergriff mit Vergnügen dieſe Gelegenheit, ſich ihren Schützling von neuen zu verbinden, und bat ſie, den Vogel von ihr anzunehmen:

„Ich ſchenke euch,“ ſagte die Königinn zu ihr, „ein ſehr anziehendes kleines Thier; es ſcheint mir geneigt, euch anhänglich zu werden, und kann euch heilſame Weiſungen geben; vernachläßiget keine davon, und gebet auf alles Acht, was er ſagt. Uebrigens wird er bei euch, unter euren ſchönen Händen, ſich nicht in der Verbannung wähnen; denn er hat ſich, ich weiß nicht, warum, in ſeinen kleinen Kopf geſetzt, daß er nur durch eine Reiſe auf Erden wieder in ſeine Heimat gelangen kann. Hier iſt ſein Käfig, er iſt nicht verſchloſſen; denn die Freiheit dieſes Vogels iſt nicht zu feſſeln, er bleibt wo es ihm gefällt. Aber bevor ich mich von ihm trenne, muß er mir noch etwas von ſich hier laßen. — Wohlan, mein kleiner Vogel, gieb mir zwei von deinen niedlichen Federn.“

Der Vogel gehorchte, ſpreizte ſeinen Schwanz aus, und ohne ſie ſich erſt ausziehen zu laßen, blieben zwei Federn in den Händen der Königinn.

Nachdem die beiden Gatten der Fee gedankt hatten, begaben ſie ſich, mit dem Vogel in ſeinem Käfig, wieder nach dem Palaſte des Chalyfen. Sie kamen in ihre Wohnung, als der Verſchnittene Haſchim, ihr Küchenmeiſter, eben einen prächtigen, noch lebenden Fiſch gekauft hatte: „er heißet Sultan Hibraïm,“ ſagte er, „weil dieſer Patriarch den Propheten Mahomed damit zu Medina bewirthet hat.“ Der gute Koch berichtete ſehr ſchlecht die Abkunft dieſes Fiſches, welche der Fiſcher ihm ſchon verwirrt überliefert haben mochte; aber er hatte ſechzig Zeckienen für den Fiſch bezahlt.

Man war neugierig, dieſes Thier zu ſehen; er ſchwamm in einem großen Silberbecken in dem Waſſer des Fluſſes, darin er gefangen war. Dieß Waſſer um ihn erſchien wie mit Topaſen, Rubinen und Smaragden erfüllt: der Kopf des Fiſches ſah aus wie ein goldner Helm, deſſen Zierat mit Perlen beſetzt war; die Schuppen der oberen größeren Hälfte ſeines Leibes waren purpurfarbig mit Goldrändern, und bildeten einen prächtigen Mantel; ſeine korallenfarbigen Floßfedern waren mit aſurblauen Sternen beſäet.

„Ah! wie ſchön iſt dieſer Fiſch! wie prächtig!“ riefen wechſelweiſe Simuſtapha und Ilſetilſone.

„Fi, fi, fi, fi!“ rief dazwiſchen der Vogel in ſeiner Sprache, und mit einem die Ohren durchdringenden Tone.

„Der ſchöne Vogel hat ein garſtiges Geſchrei!“ ſagte die Prinzeſſinn; er verurſacht mir Kopfweh . . . Aber wie ſchön iſt dieſer Fiſch! betrachte ſein Auge, er hat etwas zärtliches.“

„Falſch, falſch, falſch, falſch!“ ſchrie der Vogel mit noch ſchneidenderem Tone.

„Mein lieber Simuſtapha,“ ſagte die Prinzeſſinn, „wenn dieſer Vogel ein ſo durchdringendes Geſchrei hat, ſo kann ich ihn nicht behalten: dieſer Fiſch iſt mir viel lieber.“

„Schlimm, ſchlimm, ſchlimm, ſchlimm!“ ſchrie der Vogel, ſtäts die gellenden Töne verſtärkend, die er aus ſeiner kleinen Kehle hervorſtieß.

„Oh! der häßliche Vogel mit ſeinem ſchönen Gefieder! ſagte Ilſetilſone. „Wir haben in unſerm Bädern ein Waſſerbehälter, da will ich meinen niedlichen Fiſch hineinſetzen; ich will ihn mit meinen eigenen

Händen füttern. — Man nennt dich Sultan? Du ſollſt mein Sultan ſein."

„Nein, nein, nein, nein!" ſchrie abermals der Vogel, außer ſich vor Wuth. Zugleich ſchwang er ſich aus dem Käfig, ſchoß in das Becken nieder, auf die Gefahr darin zu verſinken, und hackte dem Fiſche die beiden Augen aus; dann griff er ihm beim Kopf an, ſo daß die Perlen von ſeinem Helmzierat zerſtoben. Der Fiſch vertheidigte ſich, und Ilſetilſone kam ihm zu Hülfe; aber der Vogel entſchlüpfte ihr, flog wieder auf den Fiſch los, und hackte ihn an allen empfindlichen Stellen des Leibes. Die Prinzeſſinn ergriff den Vogel endlich, und aus Furcht, ihn wieder entſchlüpfen zu laßen, drückte ſie ihn ſo ſtark in ihren Händen, daß er erſtickte.

Dreihundert und vier und vierzigſter Tag.

Simuſtapha, der bei dieſem Vorgange zugegen war, wußte nicht, was er von dem Vogel und dem Fiſche denken ſollte. Dieſer kämpfte mit dem Tode; aber das Becken füllte ſich mit Blut, und der Fiſch war nicht mehr zu ſehen. Der Prinz, über dieſes Wunder erſchrocken, rief den Geiſt des Ringes. Dieſer erſchien ſogleich.

„Sage mir,“ ſprach Simuſtapha zu ihm, „woher kömmt die Menge Blut, welche dieſer Fiſch verloren hat, und noch verliert?“

„Dieſer Vogel,“ antwortete der Geiſt, „hat euch von einem Menſchen befreiet, der hieher kam, euch zu ermorden: es iſt der Aegypter Naraës, Mamuks Sohn, der letzte deiner Feinde, der ſich in einen Fiſch verwandelt hatte, und ſich von einem armen Fiſcher fangen laßen, der ihn euch gebracht hat.“

„Trag ihn in eben dieſem Becken,“ ſagte der Prinz, „hin zu der Geiſterköniginn, damit ſie nach Gefallen mit ihm ſchalte.“

Der dienſtbare Geiſt verſchwand auf der Stelle, den Befehl ſeines Herrn zu vollziehen.

Simuſtapha hatte hierüber noch nicht Zeit gehabt, die Augen auf ſeine Gemahlinn zu richten: er ſah ſie traurig beſchäftigt, den Vogel, den ſie getödtet hatte, ins Leben zurück zu rufen; ſie ſuchte ihn an ihrem Buſen wieder zu erwärmen, und ihre Augen waren in Thränen gebadet.

„Was fehlt dir denn?“ fragte ſie der Prinz.

„Ich bin recht unglücklich!“ antwortete ſie; „ich habe dieſen lieblichen, dieſen trefflichen Vogel getödtet, der ſein Leben für die Erhaltung des meinen aufopferte, und deſſen die Königinn ſich beraubt hat, um ihn der mörderiſchen Hand einer Unverſtändigen, Wunderlichen zu überliefern. Ich wage es nicht, vor unſerer Wohlthäterinn wieder zu erſcheinen. Wie beklage ich dich, mein lieber Simuſtapha! Die Königinn, die Büchſe, der Ring, und deine Klugheit können dich gegen deine Feinde ſchützen: wer aber kann dich vor meinem Eigenſinn ſicher ſtellen?"

„Deine verſtändigen Betrachtungen," antwortete der Prinz, mehr bewegt von der Betrübnis ſeiner Gemahlinn, als von der Gefahr, worin er geſchwebt hatte. „Warum wollteſt du übrigens dir alle Schuld allein beimeſſen? habe ich mir nicht vorzuwerfen, daß ich dir nicht mit meinem Rathe zu Hülfe gekommen bin? Durfte ich, bei unſrer Lage, da wir von gefährlichen Nachſtellungen bedroht ſind, mein Ohr dem lächerlichen Mährchen leihen, welches der Verſchnittene uns von dieſem Fiſch erzählte? ich, der ich ſchon durch meine eigene Erfahrung gewitzigt worden, da ich mich durch die Schönheit einer Frucht verführen ließ, ſie ſelber in mein Haus zu tragen? Warum verſäumte ich, meine Büchſe zu befragen, anſtatt mit dir die glänzenden Schuppen des verkappten Ungeheuers zu bewundern? Mäßige deine Betrübnis, meine geliebte Ilſetilſone, damit ich ſelber in meinen Augen weniger ſchuldig erſcheine. Es iſt meine Pflicht, hinzugehen und mich der Geiſterköniginn zu Füßen zu werfen, um Verzeihung für meine ſtrafbare Fahrläßigkeit zu erhalten."

„Ihr dürft nicht weit danach gehen,“ ſprach Setelpedur zu ihnen, indem ſie ſich plötzlich den beiden Gatten zeigte; ihr rüget ſelber eure Fehler ſo ſtark, daß es grauſam wäre, ſie euch noch mehr empfinden zu laßen. Umarmet mich beide, und laßt uns inskünftige vorſichtiger ſein!“

„Aber dieſer ſchöne Vogel!“ ſagte traurig die Prinzeſſinn.

„Ich bin ſchon darauf bedacht geweſen,“ ſagte die Königinn; hier ſind die zwei Federn, welche ich zurückbehalten hatte, für den Fall, daß ſein Muth ihn zu ſehr in Gefahr ſtürzen würde. Für die Vögel der Feen giebt es immer noch Hülfe.“

Zu gleicher Zeit nahm Setelpedur das Thierchen, und ſteckte ihm die beiden Federn wieder ein: alsbald ſtand der Vogel wieder auf, er ſpreizte ſeine Flügel, ſchüttelte ſie, ſtieß ein Freudengeſchrei aus, und flog im Zimmer umher, indem er ſich wechſelsweiſe, bald auf die Schulter der Fee, bald auf Simuſtapha's Finger, bald auf den Buſen der Prinzeſſinn ſetzte, und dabei in ſeiner Sprache zwitſchernd, ſich des Vergnügens der Wiederbelebung erfreute. Dann flog er wieder in ſeinen Käfig, fing an zu freſſen, und ließ darnach den wohllautendſten Geſang hören.

Allgemach kehrte hiemit die Freude in Ilſetilſonens Herz zurück.

„Meine geliebten Freunde,“ ſprach die Königinn, „wir wollen zuſammen eſſen und einen Theil der Nacht bei einander bleiben; ich darf mich nicht lange von Dſchinniſtan entfernen; und will die Zeit, die ich mich losmachen kann, aufs beßte benutzen. Simuſtapha wird uns durch Dſchemal und ſeinen kleinen Stummen bedienen laßen; und wir wollen allen Prunk denjenigen überlaßen, die den Werth der Freiheit nicht kennen. Ueberdieß darf ich mich nicht von jedermann ſehen laßen; meine Unterthanen beklagen ſich ſo ſchon, daß ich mich zu viel mit der Welt abgebe; und wir haben nur über Gegenſtände zu reden, welche Geheimhaltung und Stillſchweigen erfordern.“

Setelpedur ſetzte ſich zwiſchen den beiden Gatten, welche ſie mit Freundlichkeiten und Liebkoſungen überhäufte. Sie erzählte ihnen ihre Rache an dem Schwarzkünſtler Naraës. Sie hatte ihn mit Danßuk, einem ſcheußlichen Geiſt, und Gehülfen und Mitſchuldigen aller Unthaten des Aegypters, binden, und beide in einen Schwefelpfuhl ſtürzen laßen, in welchem ſchon der Vater des Naraës ſein Leben geendigt hatte.

„So ſind die Gefahren vermindert,“ fügte die Königinn hinzu, „aber ihr ſeid noch nicht vor allen geborgen: in demſelben Maaße, wie ich euch von euren Feinden befreie, erweckt meine Theilnahme für euch, unaufhörlich neue Feinde.

Bisher hatte ich nur die natürliche, dem Herzen meiner Unterthanen angeborne Bosheit zu bekämpfen: gegenwärtig ſind auch noch ihre argliſtigen Entwürfe zu vereiteln. Sie vernachläßigen gefliſſentlich meine Befehle, und brüten verderbliche Anſchläge: ich werde ſie unterſuchen, und es iſt nicht unmöglich, daß aus dieſen finſteren Umtrieben bald ein helles Licht hervorbreche. Ich ſage heute nicht mehr: ich muß vor allem auf meine Sicherheit bedacht ſein, und mich über die Gefahren aufklären, welche mich bedrohen. Das wichtigſte für mich aber iſt, mein theurer Simuſtapha, mich eures Herzens zu verſichern.“

„Es gehört euch ganz,“ ſagte der Prinz, in der erſten Bewegung, deren er faſt nicht Herr war.

„Ich werde niemals die geliebte Ilſetilſone daraus verbannen,“ fuhr Setelpedur fort.

„Ich will darin bleiben,“ ſagte die junge Prinzeſſin, „um es euch vollends zu erobern: vermählet euch mit Simuſtapha, behauptet euern Thron, und meine Wünſche ſind erfüllt.“

„Was ſagt ihr dazu, Prinz?“ fragte die Königinn.

„Ich gehöre Ilſetilſone'n an; ſie kann nach Gefallen über mich ſchalten,“ antwortete Simuſtapha.

„Bezaubernde Gatten!“ rief Setelpedur aus: „der eine hat mich gelehrt, daß man leidenſchaftlich einen Sterblichen lieben kann; und die andre verſöhnt mich mit allen Frauen. Ihr beide gebt mir die Macht des

Edelmuths in tugendhaften Herzen zu erkennen! — Lebet wohl," ſagte ſie, indem ſie aufſtand, „bleibet ſtäts gefühlvoll, edel und großmüthig; ihr habt mir hier den ſüßeſten Genuß gewährt: kein Misbrauch von meiner Seite ſoll ihn jemals trüben."

So verließ ſie Setelpedur, und nahm die Liebe der beiden Gatten mit, die einander nicht minder theuer waren.

Dreihundert und fünf und vierzigſter Tag.

Wir übergehen hier die Empfindungen der drei Liebenden bei ihrer Trennung, und ihre täglichen Beſuche, ſo oft Setelpedur ſich von dem Zwange ihres Hofes los machen konnte.

Monden verliefen, ohne merkwürdige Ereigniſſe, ohne eine merkliche Veränderung, weder in den Leidenſchaften, noch in den Verhältniſſen.

Simuſtapha ſah den Kreis ſeiner reizenden Familie zunehmen, die ſich um eine Tochter vermehrt hatte. Er war mit den Staatsangelegenheiten beſchäftigt, deren Laſt großentheils auf ihm ruhte; und wenn er nicht in Dſchinniſtan Beſuch machte, ſo vergnügte er ſich mit den Leibesübungen der Jagd.

Die Vergeſſenheit der Gefahren, denen er entgangen war, machte ihn fahrläßig bei den Schlingen, welche ihn bedrohten. Er ſetzte vielleicht zu viel Stolz darin, ſeine Sicherheit nicht ſtäts von der Hülfe abhangen zu laßen, welche er von ſeinem Ring und von ſeiner Büchſe erwarten durfte. Bewaffnet mit ſeinem guten Schwert und auf ſeinem ſtolzen Renner ſitzend, liebte er es, ſein Glück der Stärke ſeines Arms, ſeinem unbegränzten Muthe anzuvertrauen. Er hatte in den Lehren Benalabs einen Spruch geleſen, der ſeine Entſchloſſenheit noch erhöhte: „Was der Menſch durch ſich ſelber ausrichten kann, dazu muß er kein Wunder in Anſpruch nehmen.“ Der Weiſe hätte hinzufügen ſollen: „Wenn das Wunderbare einmal deine eigenthümlichen Kräfte verſtärkt hat: ſo laß niemals die Waffen aus den Händen.“ Aber Benalab hatte nicht alles vorausgeſehen; Benalab konnte nicht alles aufſchreiben.

Eines Tages, als Simuſtapha auf der Jagd war, ſtieß ihm ein Rothwild auf; er jagte dem nach, es floh mit großer Schnelligkeit, aber das Roß des Prinzen holte es bald ein; er ſchoß, und das Thier wurde in die Schulter getroffen. Der Wurfſpieß, der durchhin gefahren war, blieb indeſſen auf eine ſolche Weiſe ſtecken, daß es den Lauf des Thieres nicht hindern konnte, welches nun ſeine Schnelligkeit verdoppelte. Der nachjagende Renner blieb nicht einen Daumbreit dahinter zurück: es war, als wenn ein Blitz dem andern folgte. Der Prinz verlor den Athem, aber die

Glut, die ihn beſeelte, verſtärkte ſeine Kräfte, und er befand ſich bald weit weg von ſeinen Leuten.

Endlich, mit ſinkendem Tage, hielt das Thier an, und verſchwand plötzlich vor Simuſtapha's Blicken; ein wüthender Sturm erhub ſich, der Prinz wurde vom Pferde geſtürzt, und lag zu den Füßen eines ſcheußlichen Unthiers. Die Ohren dieſes Ungeheuers hingen ihm über die Bruſt hinab; ſein furchtbares Maul ging von einem Ohr bis zum andern, ſeine Lippen waren zwei dicke Wülſte, und ſtießen an gequetſchte Naſenlöcher, die einen verpeſteten Dampf ausſchnoben. Mitten auf der breiten Stirn hatte er ein Auge, welches den ſinkenden Tag erſetzte, indem es ein düſteres Licht verbreitete, ähnlich demjenigen, welches aus dem brennenden Schwefel eines Vulkans aufſteigt.

Das erſte, was Simuſtapha beim Anblicke dieſes entſetzlichen Geſpenſtes that, war, ſeine Seele zu Gott zu erheben, und Mahomed anzurufen; das zweite, ſich ihm beherzt entgegenzuſtellen. Das Ungethüm ſchien verwundert über dieſe Kühnheit, war aber nicht minder ſeines Sieges über einen einzelnen und faſt wehrloſen Menſchen gewiß.

„Elender Muſelmann,“ rief ihm das Geſpenſt zu, „Sklave eines Sklaven! komm her und empfange die Strafe, welche ſchon längſt deinem Lehrer Benalab beſtimmt war; komm und leide die gebührende Züchtigung für deinen Hochmuth, daß du dir anmaaßteſt, Geiſtern zu gebieten, deren Befehlen zu gehorchen du nicht würdig biſt; komm und büße hier den Uebermuth, die Ungerechtigkeit und die Grauſamkeit deiner falſchen Königinn Setelpedur gegen den großen Fürſten Bahlisbull, meinen Herrn: fall und ſtirb, als ſein Opfer und ſein Sklave!“

Bei dieſen Worten ſchwang das widrige Ungeheuer ſeine gewaltige Keule, deren Knoten ſpitzige Diamanten waren, und war im Begriff, Simuſtapha zu zerſchmettern: der tapfre Prinz aber wich dem Streiche aus, und ſpaltete zugleich mit ſeinem Schwerte das Ungethüm vom Scheitel bis zum Gürtel.

Augenblicklich erklang in Simuſtapha's Ohren entſetzliches Geſchrei und Geheul, welche das Grauen der Finſterniß, die ihn umhüllte, noch fürchterlicher machte. Aber der Sieger des Geſpenſtes konnte dadurch nicht erſchreckt werden; ſein muthiges Roß hatte ſich ihm genähert, und bezeugte durch ſein Gewieher und ſeine Liebkoſungen ſeine Freude über Simuſtapha's Sieg. Das Geheul hörte auf, und die Täuſchung verſchwand: aber unglücklicherweiſe ſah ſich der Prinz von Indien noch Gefahren ausgeſetzt, welche weder Täuſchung, noch Bezauberung waren.

Umgeben von den Schatten der Nacht, hatte Simuſtapha die Gegenden nicht beachten können, welche er mit der Schnelligkeit ſeines Renners durchmeſſen, und wußte durchaus nicht, wo er ſich befand: es war ihm unmöglich, zu beurtheilen, wie weit er von Bagdad entfernt wäre. Ueberdieß von den Anſtrengungen erſchöpft, ſtreckte er ſich auf dem Raſen hin, und erwartete den Aufgang der Morgenröthe, welche ihm die Richtung ſeines Rückweges nach Bagdod andeuten konnte. Sein Roß ließ er frei neben ſich weiden.

Jetzo fühlte der Prinz die ganze Unvorſichtigkeit, welche er begangen, indem er ſich allein, ohne ſeine Büchſe und ohne ſeinen Ring, ſo weit gewagt hatte: aber die Macht, welche ihn zum Sieger des Ungethüms gemacht und ihm die Stärke verliehen hatte, ein geiſtiges Weſen mittendurch zu hauen, tröſtete ihn wieder: er ſchlief ein, unter dem Schutze dieſer Macht, welche vermittelſt des geringſten Urtheilchens der Schöpfung die Ausgeburten der Hölle vernichtet.

Dreihundert und ſechs und vierzigſter Tag.

Simuſtapha war weit entfernt zu glauben, daß er ſich in ſolcher Entfernung von der Prinzeſſinn befände, daß er Jahre bedürfte, um auf gewöhnlichem Wege wieder zu ihr zu gelangen: ein mächtiger Zauber hatte ihn bis auf den Gipfel des Berges Kaukaſus geführt.

Der von Bahlisbull zur Vertilgung des Indiſchen Prinzen ausgeſchickte Geiſt hatte ſich in ein Rothwild verwandelt, und ihn zur Verfolgung gereizt; er ließ ſich von dem Wurfſpeere des Prinzen treffen, bezauberte aber auf der Stelle die Hand, welche es geſchleudert hatte: und ſo wurde der Gatte der ſchönen Ilſetilſone von dieſem Zauber mit derſelben Gewalt fortgeriſſen, wie der Urheber dieſer Bezauberung.

Während Simuſtapha ſich der Süßigkeit des Schlafs überließ, waren die Geiſter, welche Zeugen des Kampfs geweſen, worin ihr Meiſter erlegen war, und die durch ſeine Niederlage ſelber unmächtig geworden, eiligſt wieder nach den Wüſten Ober-Aegyptens geflüchtet, wohin ihr Fürſt ſich zurückgezogen hatte. Die Verwirrung einer ſo ſchleunigen Flucht ſetzte Bahlisbull in Beſtürzung, und bei dem Berichte von den näheren Umſtänden des Zweikampfes, worin Raſtras von dem Indiſchen Prinzen mittendurch gehauen worden, gerieth er in unbeſchreibliche Wuth. Weil die Bezauberungen ohne Wirkung blieben, ſo mußte man nun den Helden mit den gewöhnlichen Gefahren eines faſt unfahrbaren Weges umgeben; Anſtrengung und Mangel ſollten ihn hier bis zur Erſchöpfung bringen, und die Verzweiflung ſich dieſen beiden Peinigern zugeſellen; er ſollte den reißenden Thieren zur Beute werden, wenn die Erſchöpfung ſeiner Kräfte ihn wehrlos gemacht hätte. Aber Setelpedur durfte den Ort und die Zeit ſo vieler Grauſamkeiten nicht erfahren.

Augenblicklich berief der alte Geiſt die in dieſelbe Gegend verbannten Geiſter, welche ihn gleich bei ſeiner Ankunft als ihr Oberhaupt anerkannt hatten.

„Eilet hin,“ ſprach er zu ihnen, „und hüllet den Prinzen von Indien, den ihr am Abhange des Berges Kaukaſus treffen werdet, in einen dichten Nebel, welcher ihn dem geſammten Dſchinniſtan verberge.“

Die Geiſter gehorchten mit Freuden den Befehlen des boshaften Fürſten, und während ſie Simuſtapha den Blicken der ihn beſchützenden Geiſter entzogen, ſah Setelpedur alle Reiterſchaaren von Bagdad im Felde umher zerſtreuet, die Städte, Flecken, Höfe, und Wälder durchſtreifen und überall nach ihm forſchen. Der Chalyf ſetzte alles in Bewegung, um einen Schwiegerſohn wiederzufinden, der ſeinem Herzen theurer war, als das geliebteſte Kind. Er verbreitete in den Frauen-Zimmern das Gerücht, daß Simuſtapha, in ſeinem Auftrage, wegen einer geheimen und äußerſt wichtigen Angelegenheit ſchleunig hätte abreiſen müßen. Sobeïde und ihre Tochter mochten dieß für baare Münze annehmen, aber Setelpedur konnte ſich dadurch nicht täuſchen laßen.

Die Geiſterköniginn ſchickte ſogleich ihre thätigſten und erfahrenſten Geiſter aus, welche ſie für ihre anhänglichſten hielt, um einen Liebling zu retten, deſſen

Untergang ſie insgeheim wünſchten. Die ganze Erde wurde durchlaufen, aber man brachte keine Anzeige zurück, welche die Unruhe der Königinn beſänftigen konnte; ſie hatten zwar den Nebel am Fuße des Kaukaſus geſehen, aber niemand hatte ſich die Mühe gegeben, ihn zu unterſuchen; Setelpedur war untröſtlich.

An dem Hofe der Geiſterkönіginn befand ſich eine alte Elfinn, namens Bakbak; ſie war eine Menſchen-Freundinn, und ohne Bosheit: ihr einziger Fehler war, daß ſie alles wiſſen wollte, unaufhörlich ſprach, und über alles ſprach. Seit langer Zeit hatte ſie ſich aus dem Divan entfernt, weil darin jeder nur nach der Reihe reden durfte. Sie hatte einen noch ſehr jungen Urneffen, der Dſchaſſel hieß; ſie erzog ihn ſo gut, wie man ein Kind erziehen kann, welches man unaufhörlich vom Morgen bis zum Abend lobt oder tadelt.

Dieſe Elfinn hatte weder für, noch gegen Setelpedur Partei genommen, um ohne Leidenſchaft ihr Betragen bei allen Gelegenheiten zu beurtheilen. Sie hörte jetzo von den Sendungen nach allen vier Enden der Erde reden, um die Spur des Prinzen von Indien zu entdecken.

„Mach' dich auf,“ ſprach ſie zu Dſchaſſel, „du mußt dir was verſuchen; deine Flügel ſind noch ganz neu, und werden dich ſobald nicht in Stich laßen; eile von einer Seite zur andern, ſchwebe auf den

Höhen umher, ſo kannſt du deſto weiter ſchauen; ſtreife nahe an der Erde hin, und bringe mir Neuigkeiten; höre im Vorbeifliegen auf die Menſchen; ſie wiſſen nicht, was ſie ſagen, aber ein Geiſt muß aus allem Vortheil zu ziehen wiſſen. Darnach komm und erzähle mir alles, was du geſehen und gehört haſt; und wenn ich mit dir zufrieden bin, will ich dich noch ein Geheimnis lehren, der Elfinn zu gefallen, welche du am meiſten liebſt. Komm her, ich will einen Balſam auf deine Flügel ſtreichen, wodurch du viermal geſchwinder fliegen kannſt, als die Anderen.

Dſchaſſel flog mit den anderen Geiſtern hinweg, vergnügt, ſeine neuen Flügel zu verſuchen. Er ſchwang ſich über Alle empor, und ſah, wie ſie ſich zur Erfüllung ihres Auftrags theilten. Keiner von ihnen näherte ſich der Erde genugſam, um alles genau zu erſpähen; ſie ließen ſich nieder, um ſich auszuruhen; ſie näherten ſich den Menſchen, um ihnen einige Streiche zu ſpielen: aber keiner ſuchte etwas auszuforſchen.

Der Zufall führte Dſchaſſel auf die Bahn derjenigen, die den Kaukaſus durchſpähen ſollten. Er bemerkte den Nebel; er wollte hindurch blicken, aber der Schleier war für ſeine noch ungeübten Augen zu dicht: die Abgeſandten Setelpedurs ſchwebten weit darüber hin, ohne es zu unterſuchen. Er entdeckte endlich am Fuße des Berges Leute, die mit einander ſprachen, und hielt an, ſie zu behorchen.

„Das iſt," ſagten ſie, „ein recht dichter, ein recht giftiger Nebel! Wie hat der nur aus dem Sande aufſteigen können, wo es keinen Tropfen Waſſer giebt? Das iſt eine ſehr außerordentliche Erſcheinung; da ſteckt gewiß etwas Böſes dahinter, es iſt ein Vorzeichen von Unheil!"

Dſchaſſel nahm im Vorüberfliegen dieſe kleine Beobachtung mit, und verfolgte ſeinen Weg; er vermehrte ſie hie und da mit anderen unbedeutenden Umſtänden, um ſeiner alten Großmuhme etwas erzählen zu können; denn das ihm verheißene Geheimnis lag ihm ſehr am Herzen. Als er nun die Boten Setelpedurs zurückkehten ſah, flog er auch heim zu Bakbak, und gab getreuere Rechenſchaft von ſeiner Fahrt, als jene von der ihrigen vor ihrer Königinn ablegten.

Dreihundert und ſieben und vierzigſter Tag.

Die Elfinn erwog alle Umſtände, und ſagte dann: „So werden jetzo die Angelegenheiten unſrer Königinn betrieben, ſeitdem ſie ſich die Liebe in den Kopf geſetzt hat! . . . Iſt es denn aber ein ſo großer Fehler? ich glaube, ich ſelber würde ihn mir verzeihen . . . Aber nein, nein, nein, . . . einen Menſchen!

ſi, einen Menſchen! . . . Zwar, es giebt einen und den andern darunter . . . — Aber, Dſchaſſel, ſagteſt du mir nicht, daß jene Landleute von dem dichten Nebel als von einer Erſcheinung ſprachen, hinter welcher etwas Böſes ſtäke? Ich will es unſrer Königinn melden.“

Und auf der Stelle trabte die Alte hin, Setelpedur die Entdeckungen, welche der junge Elfe auf ſeiner Reiſe gemacht hatte, mitzutheilen.

Die Königinn hörte ſie geduldig an. Als ſie aber aus dem Geſchwätze der alten Bakbak die Nachläßigkeit ihrer Boten erkannte, argwöhnte ſie mit Recht eine Liſt, und der Nebel ward ihr verdächtig. Sie rüſtete ſich ſogleich mit ihrer ganzen Macht und mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln: wenn gleich ein großer Theil ihrer Unterthanen ſie verrathen hatte, ſo blieb ſie doch immer für ſie, ſo wie für die Elemente, die Enkelinn Kokopileſobehs.

Der Chalyf ſeinerſeits, beunruhigt durch alle vergeblichen Nachforſchungen, welche er hatte anſtellen laßen, mochte jedoch ſeine Befürchtungen Sobeïde'n und ſeiner Tochter noch nicht mittheilen, und benutzte das jährliche Haraphat-Feſt,*) um feierlicher als gewöhnlich die Opfer darzubringen, durch welche man die Gunſt des Himmels und den beſondern Schutz des großen Propheten auf die frommen Muſelmänner herabzuziehen trachtet. Harun, umgeben von dem Mufti und den höchſten Beamten des Gottesdienſtes, ſchlachtete eigenhändig zwei gelbe junge Kühe von funfzehn Monaten, und zwei Hämmel von der größten Art.*) Er begleitete dieſe Handlung der Andacht mit den heißeſten Gebeten für das Leben und die Wiederkehr Simuſtapha's; das Volk ſtimmte durch ſeine Wünſche darin ein.

---

*) Haraphat heißt ein Berg in Arabien, auf welchem die Wallfahrer von Mekka gewöhnlich Opfer darbringen: man ſchlachtet die Thiere, und ſtürzt ſie hinab.

Unterdeſſen wohnte Traurigkeit in dem Palaſt. Sobeïde verbarg ihrer Tochter den Kummer, welcher ſie verzehrte, und die Prinzeſſinn ſelber war einſam und troſtlos; die Geiſterköniginn beſuchte ſie nicht mehr; ſie ſah ſich nur von trauernden Geſichtern umgeben; Thränen entfloſſen aller Augen, und Namuna ſchluchzte laut. Ilſetilſone widerſtand nun auch nicht länger, ſie ließ ſich auf ein Sopha ſinken, und brach in Wehklagen aus.

„Ruhe! Ruhe! Ruhe!“ rief da der kleine Vogel.

„Ruhe?“ ſagte ſie darauf. „Ach! es giebt keine mehr für mich: Simuſtapha iſt todt!“

---

*) Die Fettſchwänze dieſer Hämmel wiegen bis auf funfzig Pfund.

„Nein! nein! nein!“ rief abermals der Vogel.

„Wie, mein Vögelchen, er ſollte nicht todt ſein? Lebt er noch für mich? werde ich ihn widerſehen?“ —

„Ja! ja! ja!“ —

„Wann wird denn der glückliche Augenblick kommen? ſag' es mir!“ —

„Bald! bald! bald!“ —

„Wie ſehr du mich beruhigeſt! — Weine doch nicht mehr, meine gute Namuna, wir werden Simuſtapha wiederſehen.“

Hierauf nahm ſie ihren niedlichen Vogel und liebkoſte ihm: „du giebſt mir das Leben wieder, liebſter Vogel,“ ſprach ſie zu ihm, „und ich hatte alles gethan, dir das Deine zu rauben; kann ich es mir je verzeihen?“

Es iſt wohl zu bemerken, daß bei aller Unruhe der Prinzeſſinn doch niemals ein Gedanke von Eiferſucht ſich einmiſchte: ſie hatte während der Abweſenheit ihres Geliebten die GeiſterkönigInn nicht geſehen, und es fiel ihr nicht ein, das ſie fähig wäre, ihr ihren Gatten zu entführen. Sobeïde war in dieſer Hinſicht nicht ſo ruhig, ſie wollte aber ihre Befürchtungen nicht mittheilen. Den Chalyfen anlangend, ſo war er durch ſeine und ſeines Schwiegerſohns Religion beruhigt.

Der Stern der ſieben Meere erreichte bald den Gipfel des Berges Kaukaſus: ſie bemerkte den Nebel, das Werk des boshaften Bahlisbull. Der Wind, den ſie erregte, zerſtreute auf einmal dieſe Dünſte, und ſie erblickte endlich den Abgott ihres Herzens, bleich, abgemattet, niedergeſchlagen, und in einem Zuſtande, welcher auch das unempfindlichſte Herz gerührt hätte..

Seit zehn Tagen irrte Simuſtapha in graunvollen Einöden umher, und konnte ſeinen Weg nur nach den Geſtirnen richten; er wußte nicht, in welcher Gegend der Erde er ſich befand; er durchwühlte ſie mit ſeinem Säbel, um ſich einige Wurzeln auszugraben, oder kletterte auf die Bäume, um ſich wilde und unbekannte Früchte abzubrechen, und befreite ſich ſo von dem quälenden Hunger. Er ritt den ganzen Tag hindurch, und beſchleunigte durch ſeine Ungeduld noch die ſeines braven Renners; eine unermeßliche Wüſte hatte er zurückgelegt, da lag wieder eine andere gränzenlos vor ihm; Nachts ſchlief er auf der Erde, und am Tage kämpfte er mit den Beſchwerden und Einflüſſen eines brennenden und wüſten Himmelſtrichs.

Von ſo viel Mühſeligkeiten ermattet, hielt der Indiſche Prinz bei einer Quelle an, um dort ſeine brennenden Lippen zu laben; er wollte ſich eben über dem Bache niederbücken, als plötzlich aus dem nahen Walde ein Löwe hervorkam, und auf den Renner des Helden losſtürzte. Simuſtapha zog alsbald ſein Schwert und ſpaltete mit dem erſten Streiche den Schädel des Löwen, daß er todt zu ſeinen Füßen ſtürzte. Das Pferd ſprang vor Freuden; aber der Prinz von dieſer letzten

Anſtrengnug erſchöpft, ſank leblos auf den Raſen nieder: und in dieſem Zuſtande erblickte ihn die Königinn.

Dreihundert und acht und vierzigſter Tag.

Beim Anblicke der Gefahren, welchen der Prinz von Indien durch die boshaften Zaubereien Bahlisbulls ausgeſetzt geweſen, wollte Setelpedur von Rache und Liebe beſeelt, beide Leidenſchaften zugleich befriedigen: jedoch überwältigte ſie die letzte; ſie ſtürzte zu dem Prinzen hin auf den Boden, und die innigſten Liebkoſungen riefen denjenigen wieder ins Leben, den ſchon die Schatten des Todes zu umhüllen ſchienen.

Sie belebte den Geliebten allein durch die Beweiſe ihrer Zärtlichkeit, und wandte keinen andern Zauber an, als den der Liebe. Bald ſah ſie dieſe Augen wieder glänzen, deren Licht ſie über alle die ſtrahlenden Weſen ſchätzte, von welchen ſie beſtändig umringt war; ſie bemühte ſich, ſie noch mehr zu beleben, um ihre Wonne noch zu erhöhen. Sprache und Beſinnung kehrten Simuſtapha wieder: er ſah ſich in den Armen derjenigen, die er einige Augenblicke zuvor vergeblich angerufen, weil er die Mittel vernachläßiget hatte, ſich mit ihr in ſtäter Verbindung zu erhalten: ſein ſchweres Athmen vergönnte ihm noch nicht, den Ausdruck ſeiner Erkenntlichkeit über ſeine Lippen zu bringen.

„Ich verſtehe euch genugſam,“ ſagte die gefühlvolle Königinn; „aber laßt uns gegenwärtig nur an die Herſtellung eurer Kräfte und eurer Geſundheit denken.“

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf: der nächſte Baum bot ihr eine Ruthe dar, ſie zog damit einen Kreis um Simuſtapha, die zu ihrer Bezauberung nöthigen Kräuter waren bei der Hand, und die Worte, welche ſie darüber ausſprach, erſetzten die ihnen etwa abgehenden Kräfte. Augenblicklich verſpürte der indiſche Prinz eine heilſame Umwandlung; bald darnach hatte er all ſeine Kräfte wieder erlangt; er ſtand auf, und küßte mit Inbrunſt die wohlthätigen Hände, denen er eine ſo erwünſchte Hülfe verdankte: alle Empfindungen ſeines Herzens möchten ſich gern auf einmal Luft machen, ſie ſtrömten in Verwirrung über, und waren derjenigen, an die ſie gerichtet waren, nur um ſo ſüßer. Aber zu gleicher Zeit bezeigte er die lebhafteſte Unruhe in betreff Ilſetilſonens.

„Beruhiget euch, mein geliebter Simuſtapha,“ ſagte Setelpedur zu ihm; „ich habe mich, ſeitdem ihr in Gefahr ſchwebt, nur mit euch allein beſchäftigen können; wenn ich mich zu weit von meinem Palaſt entfernte, ſo mußte ich befürchten, Ränke ihr Weſen treiben zu laßen, welche euren Feinden Vorſchub leiſten konnten. Weil übrigens eure Gattinn faſt immer bei ihrer Mutter iſt, ſo habe ich mich begnügt, bei ihr ein verſtändiges Weſen zu laßen, welches gewiß nicht ermangelt hat, ſie zu tröſten; das iſt mein kleiner Vogel: ſein Rath iſt nie läſtig, denn er ſpricht nie mehr als ein Wort, und dieſes Wort iſt Wahrheit. Gegenwärtig habt ihr euch erholt, und wir können uns nach meinem Palaſt begeben; ihr müßt nach der langen Entbehrung, zu welcher ihr hier gezwungen ſeid, Nahrung bedürfen; darnach will ich euch zu eurer liebenswürdigen Gattinn bringen."

Hierauf befahl die Königinn ihrem Wagen, ſich der Erde zu nähern: drei mit allen Farben des Regenbogens ſchillernde Wolken ſenkten ſich hernieder, und bildeten zwei Sitze, welche bequemer waren, als nur irgend ein Sopha erdacht werden kann. Setelpedur und der Prinz ſetzten ſich hinein. Er war wegen ſeines Roſſes beſorgt; aber ſeine Sorge war ſchon zuvor bedacht und beſeitigt, er ſah ſein Roß von goldigen Flügeln beſchwingt: ſich in die Lüfte empor heben, und neben dem ätheriſchen Sitze dahin fliegen, auf welchem das liebende Paar nach Dſchinniſtan ſchwebte.

Unterweges wollte Simuſtapha ſeine Abenteuer erzählen. Setelpedur unterbrach ihn:

„Laßt uns jetzo die Schlingen vergeſſen, welche man euch gelegt hat; ich kenne ihre ganze Schwärze; die Bosheit eurer Feinde, und die Qualen, welche ſie euch verurſacht haben, ſind mir nicht unbekannt: aber wir ſind hier, mein geliebter Simuſtapha, mitten in der erhabenen Natur, und ich würde das Gelübde thun, hier immerdar mit euch zu bleiben, wenn ich dadurch nicht zwei Herzen verletzte, deren Glückſeligkeit mir eben ſo werth iſt, als die meinige: redet von eurer Liebe mit mir, und laßt uns der Treuloſigkeiten vergeſſen, welche an uns verübt worden, und ſelbſt unſerer Rache."

„Und was vergäße man nicht," ſagte der Prinz, von Liebe entzückt, „bei dem allerſchönſten Weſen, ſo es unter dem Himmel giebt, die ſich begnügt geliebt zu werden, während ſie Altäre verdiente, die nur thätig iſt, um gefällig zu ſein, die alle Opfer auf ſich nimmt?"

Die Wolken hielten in der Vorhalle des Palaſts an. Simuſtapha wurde darin mit allerlei Säften unter den reizendſten Formen und den lieblichſten Farben bedient; der Magen wurde dadurch geſtärkt, ohne ſich zu beladen, und verkündigte die Wiederkehr der nöthigen Eßluſt.

„Laßt uns aufbrechen," ſprach Setelpedur, „und bei unſrer geliebten Ilſetilſone zur Nacht ſpeiſen; wir wollen ihr von dieſen Gerichten mitbringen, es ſoll mir eine Freude ſein, ihr den Genuß derſelben zu verſchaffen: ich habe nichts, was ich nicht mit ihr theilen möchte, und willig würde ich meine Macht hinzufügen, wenn ich mehr Werth darauf legte.“

„Laßt uns hin reiſen,“ erwiederte Simuſtapha; „aber zuvor müßt ihr mir ſagen, warum ihr eine Macht herabſetzet, welche euch ſo viele Freuden gewährt?

„Wir wollen erſt unſern Wagen beſteigen,“ antwortete die Königinn, „das läßt ſich nur ins Ohr flüſtern: . . . Es geſchieht, weil ſie mich hindert, mich mit einem Menſchen zu vermählen, den ich leidenſchaftlich liebe.

Dreihundert und neun und vierzigſter Tag.

Die Ankunft des Prinzen und der Fee wurde auch in dem Palaſt zuvor verkündigt; der niedliche Vogel übernahm dieſes Amt. Sobeide hatte ſo eben das Gemach ihrer Tochter verlaßen, als das reizende Thier anfing zu ſchreien: „Simuſtapha!“ —

„Simuſtapha!“ wiederholte Namuna.

„Was ſagſt du, mein Vögelchen?“ fragte die Prinzeſſinn.

Aber der kleine Schwätzer antwortete nichts anderes, als: „Simuſtapha! Simuſtapha!“

„Wo, von welcher Seite?“ fragte Ramuna, indem ſie, wie wahnſinnig, nach der Thüre lief, welche nach dem Eingange des Palaſtes führte.

Unterdeſſen war die von dem Vogel angemeldete Geſellſchaft ſchon durch das Fenſter angelangt. Simuſtapha lag in Ilſetilſonens Armen, die ihn mit Thränen und Küſſen bedeckte; zugleich umarmte ſie die Geiſterköniginn, und der kleine Vogel ſchlug mit den Flügeln, und ſchrie dazwiſchen: „Schön! ſchön! ſchön!“

Ramuna, die einen vergeblichen Gang gemacht hatte, kam bald, von dem Geräuſch angezogen, zurück, und horchte hinter der Thüre.

„Komm herein, gute Alte!“ ſagte Setelpedur zu ihr, eben nicht von ihrer Neugier überraſcht: „du biſt neugierig, mich zu ſehen?“ —

„Ja, Herrinn, ich ſehe daß ihr eben ſo gut, als ſchön ſeid.“ —

„Du biſt ſehr gütig, Ramuna, und ich wünſche, dir wohlzuthun.“ —

„Ach! Herrinn, das wäre euch ſehr leicht, euch, die ihr alles könnet: verjünget mich!“

„Ich will dir einen beſſern Dienſt leiſten, nämlich, dir ſtäte gute Geſundheit wünſchen; und mein kleiner Vogel wird dich das Geheimnis dazu lehren.“

„Schlaf! ſchlaf! ſchlaf!“ ſprach der Vogel. —

„Ich bin eben ſo klug, als er,“ ſagte Ramuna; „gleichwohl, Herrinn, bin ich keine Hexe.“ —

„Aber wenn ich dir einen Schlaftrunk ſchenkte, der dir die Friſche der Jugend wiedergäbe?“

„Gebet mir nur den hundertſten Theil der eurigen, Herrinn, und ich werde mich ſchöner dünken, als der Mond am vierzehnten Tage.“

„Still, Namuna, ſchweig: du haſt Luſt zu ſcherzen. Ich aber will dir mehr Anmuth verleihen, als du jemals gehabt haſt; du ſollſt Grübchen in den Wangen haben, einen reizenden Wuchs, und einen niedlichen Fuß.“

„Tauſend Dank, Herrinn.“ —

Ilſetilſone entließ ihre Hofmeiſterinn; das Mahl war geendigt, und die Geiſterkoniginn kehrte nach Dſchinniſtan zurück.

Simuſtapha war in den Palaſt heimgekommen, nachdem der Chalyf ſich ſchon in ſeine Zimmer begeben hatte, und man verſchob die gute Neuigkeit, die man ihm zu bringen hatte, bis morgen. Indeſſen hatte ſich die Freude ſchon durch die ganze Wohnung des Prinzen verbreitet: die Verſchnittenen weckten alle Sclaven, die ſogleich aufſtanden, und ſich von Namuna alles erzählen ließen, was ſie geſehen hatte: alle überließen ſich dem Entzücken der Freude; und dieſe war ſo ſtark, daß ſie eine glückliche Umwandlung in den Sprachwerkzeugen des kleinen Stummen hervorbrachte, und ihm die Sprache wiedergab.

Sobald der Chalyf die Augen geöffnet hatte, lag Simuſtapha zu ſeinen Füßen: beide überhäuften ſich gegenſeitig mit Liebkoſungen. Harun ließ auf der Stelle Sobeiden eine Neuigkeit mittheilen, welche ſo wichtig für ihre Ruhe und für ihr Glück war.

Alsbald ſtanden die Müeßins *) auf den Minaretthürmen und riefen das Volk in die Moſcheen. Für dieſe Gnade mußte dem Allmächtigen und ſeinem großen Propheten Dank dargebracht werden: das Reich der Muſelmänner hatte denjenigen wiedererlangt, dem es all ſeinen Glanz verdankte.

Erlaßung von Abgaben, Spendung von Almoſen, Befreiung der Gefangenen, der Schall der Kriegsinſtrumente, und kriegeriſche Feſte beſchloſſen die Freudenbezeugungen des Beherrſchers der Gläubigen, und erhöhten die Freude des Volks, das endlich ſeinen Helden wiederſah.

Simuſtapha theilte den Seinigen die Abenteuer mit, welche ihn ſo unglücklicherweiſe von Bagdad verlockt hatten; er geſtand ſein Unrecht, die übernatürlichen Mittel, womit ſeine Beſchützerinn und der Perſiſche Weiſe ihn ausgerüſtet, vernachläſſigt zu haben, und er erzählte, auf welche Weiſe die wohlthätige Fee ihn aus den Schlingen, worin er durch ſeine Unvorſichtigkeit

---

*) Was bei uns die Thürmer: ſie rufen, in Ermangelung der Uhren, die Stunden aus, beſonders zum Gebet.

gefallen war, gerettet hatte: er verweilte bei den geringſten Umſtänden, und ſprach davon mit einem Feuer, welches Sobeïde'n beunruhigte.

Sie ergriff den erſten gelegenen Augenblick, mit ihrer Tochter davon zu reden:

„Fühlſt du keine Unruhe," ſprach ſie zu ihr, „über die Anhänglichkeit, welche die Geiſterköniginn für deinen Gatten hegt, und über die unmäßige Dankbarkeit, von welcher er durchdrungen ſcheint?"

„Ich, liebe Mutter!" erwiederte Ilſetilſone; „ich ſollte auf die Huld eiferſüchtig ſein, womit die Königinn uns überſchüttet! — Ah! wenn ſie, abgeſehen von ihrer Macht und ihren liebenswürdigen Eigenſchaften, in meinen Augen nur das Verdienſt hätte, Simuſtapha's Werth zu erkennen, ſo würde ſie ſchon der Abgott meines Herzens ſein: gäbe es nur einen einzigen Stern am Himmel, der von den Reizen und Tugenden meines Gatten bezaubert wäre, er würde meine Sonne werden.

„Entweder hat die Liebe auf meine Tochter eine ganz eigene Wirkung," ſagte Sobeïde für ſich, „oder ſie artet viel weniger nach mir, als nach ihrem Vater; denn ich, an ihrer Stelle, würde nicht ſo zufrieden ſein."

Dreihundert und funfzigſter Tag.

Der Chalyf hatte die letzten Abenteuer Simuſtapha's mit großer Aufmerkſamkeit angehört; er ließ ſich auch alle die vorhergehenden wiederholen, ſeit der Vermählung des Prinzen mit ſeiner Tochter, und befahl ſie aufzuzeichnen und in ſeinem Archiv niederzulegen.

Der Prinz von Indien nahm ſeine Stelle im geheimen Rathe des Chalyfen und im Divan wieder ein; er verband, wie zuvor, mit ſeinen gewöhnlichen Geſchäften das ſüße Vergnügen, die liebenswürdige Feenköniginn zu beſuchen, und ihr ſeine Huldigungen darzubringen. Dieſe empfing niemals den Beſuch des Paares, ohne ihn in der folgenden Nacht zu erwiedern, und war unablässig darauf bedacht, ſie mit neuen Gunſtbezeugungen zu überſchütten. Sie wünſchte, daß Ilſetilſone etliche Tage bei ihr in ihrem Palaſte bliebe; dazu bedurfte es der Einwilligung des Chalyfen, welcher ſie mit Freuden gab.

Harun wollte aber ſeine Tochter, die mit Geſchenken der Feenköniginn überhäuſt war, nicht mit leeren Händen vor ihr erſcheinen laßen; er wollte eben ſo wenig, daß ſie von ſeinem Hofe auf übernatürliche Weiſe verſchwände, was das Volk beunruhigt, und ihm über Dinge die Augen eröffnet hätte, deren Unwiſſenheit ihm ohne Zweifel heilſam war. Der Chalyf befahl alſo, ſeine Schätze für Simuſtapha aufzuthun, und zugleich alle nöthigen Anſtalten zur Abreiſe ſeiner Tochter zu machen, welche die ſchöne Jahreszeit in Kaſſer-il-Harais, ſeinem Luſtſchloſſe, drei Tagereiſen von Bagdad, zubringen ſollte.

Kaſſer-il-Harais iſt ein prächtiges Schloß an den Ufern des Fluſſes Addſchala, zu welchem der große Prophet den erſten Grundſtein legte. Die Hauptſeite nach dem Garten hatte dreihundert fünf und ſechzig Fenſter; das Aeußere war mit Alabaſter und morgenländiſchem Marmor bekleidet, oben mit Kranzleiſten vom koſtbarſten Jaspis geſchmückt; die Thüren von Aloë- und Sandel-Holz drehten ſich in goldenen Angeln. Innen war der Boden und die Decke mit Roſenholz getäfelt; die Schönheit des Geräths, und der Reichthum der Einrichtung war mit nichts zu vergleichen: Rubinen, Smaragden, Topaſen waren dabei verſchwendet. Mahomed begann und vollendete dieſes prächtige Gebäude bei Gelegenheit der Vermählung ſeiner Tochter Fatme mit Omar-Ilalab. In den letzten Tagen ſeines Wohnens auf Erden, begab der große Prophet ſich häufig nach dieſem Palaſt, um daſelbſt, vermittelſt des Engels Gabriel, die Eingebungen von oben zu vernehmen. Die Feder, womit er die zwölf letzten Hauptſtücke des Korans geſchrieben, wird noch daſelbſt in einer mit Diamanten geſchmückten Büchſe von Bergkryſtall aufbewahrt.

Der zu dieſem Luſtſchloſſe gehörige Garten übertraf an Schönheit alle übrigen auf Erden. In dieſem Wohnſitze ſtäter Segnungen war die Luft beſtändig rein; kein Wölkchen verdunkelte die Sonne. Die Bäume ſtanden hier in ewiger Jugend, wurden nimmer von ätzendem Mooſe verzehrt, und Schmarotzerpflanzen beraubten ihre Zweige nicht der Fülle ihrer Säfte; die Blätter, Blüten und Früchte theilten die Unſterblichkeit ihrer Stämme, und erneuten ſich unaufhörlich, ohne abzufallen, noch zu vertrocknen. Die Düfte, welche die Blumen aushauchten, erſchöpften nimmer ihre Kelche, ſie durchbalſamten die Luft, und waren vor allem ſchädlichen Gewürm, und giftigen kriechenden Gethier geborgen: heilkräftige Gewäſſer erhielten ſtäte Friſche und Fruchtbarkeit in dieſem paradieſiſchen Aufenthalte.

Vögel, mit dem glänzendſten Gefieder geſchmückt, ließen hier ihre wohllautenden Stimmen hören. Endlich, was ſo vielen Wundern die Krone aufſetzte, alles dies wechſelte täglich ab, ohne Verwirrung für die Landſchaft, ohne Störung in den Gebilden.

Der Eintritt dieſes Gartens war jedem andern verſagt, außer dem rechtmäßigen Nachfolger Mahomeds und ſeinem Geſchlechte: wäre ein Ungeweihter hineingetreten, ſo würde er nur eine furchtbare Wüſte erblickt, und das Gebrüll reißender Thiere ihn daraus vertrieben haben.

Nach dieſem Orte ſollten Simuſtapha und ſeine Gemahlinn ſich begeben; ſie hatten hier volle Freiheit, die Geiſterkoniginn zu beſuchen, ohne von dem Palaſt entfernt zu ſcheinen: man konnte ſie hier mit den Vergnügungen des prächtigen Gartens beſchäftigt, mit himmliſcher Nahrung geſpeiſt und getränkt wähnen.

Setelpedur beſchäftigte ſich mit den Anſtalten zu dem Empfange der beiden Geliebten in Dſchinniſtan: aber ſie hatte Grund zu fürchten, daß Bahlisbull die glücklichen Augenblicke ſtören könnte, welche ſie ihnen hier zu bereiten wünſchte. Dieſes Ungeheuer war freilich geſtürzt, und in den entlegenſten Wüſten Oberaegyptens; aber ſie hatte ihn nicht ſeiner ganzen Macht berauben können: er war ein geborner Fürſt, und erfreute ſich überall, wie unwürdig er derſelben auch war, der Vorrechte ſeiner erlauchten Abkunft.

Dreihundert und ein und funfzigſter Tag.

Oberaegypten war mit boshaften Geiſtern bevölkert, welche ein Auswurf Dſchinniſtans, und ein Abſcheu des Himmels und der Erde waren: ſie hatten ſich mit Freuden unter den Befehlen eines zum Herrſchen geſchaffenen Geiſtes verſammelt. Die erſte Unternehmung, welche ſie, kraft ſeiner Befehle, auf dem Berge Kaukaſus ausgeführt, war freilich nicht glücklich ausgeſchlagen: aber ſie würden ſelbſt durch eine vollſtändige Niederlage nicht entmuthigt ſein; die Wuth hielt ſie empor, und verblendete ſie über alle Gefahren. Geſchaffen zur Thätigkeit, waren ſie ſelbſt durch ihre Natur gezwungen, ſtäts etwas neues zu unternehmen.

Setelpedur kannte wohl die neuen Hülfsquellen ihres Feindes, und ſuchte ihm eine Schlinge zu legen, in welcher er ſich ſelber fangen ſollte. Sie ließ die Dürre der verfluchten Gegend, welche Bahlisbull zu ſeinem Aufenthalte gewählt hatte, verdoppeln; dies zwang ihn, ſie zu verlaßen: er begab ſich von hier nach einem andern Ort, der aber noch dürrer war, und nirgends fand er Ruhe.

Endlich erblickte er ein wenig grünen Raſen im Schatten einer Granitſäule, die ihm vor den brennenden Strahlen der Sonne Schutz bot; er näherte ſich und ſetzte ſich. Sechs Fuß über der Erde, am Fuße eines Denkmals, ſah er eine Hieroglyphe, und bemühte ſich, ſie zu leſen:

„Säule, vollzieh den Befehl der Königinn Setelpedur!“

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als eine Eiſenkette ihm den Leib umſchlang, und ihn an der Säule feſſelte. Die Wüſte erſcholl alsbald von ſeinem Gebrülle; die Ungeheuer, welche ſie bewohnten, wurden dadurch aufgeſchreckt und genöthigt, ihre Schlupfwinkel zu verlaßen. Die Geiſter, die ihm gefolgt waren, entflohen voll Schrecken: ſo blieb er an dieſem graunvollen Orte allein; auf eine ohnmächtige Wuth folgte ein dumpfes Hinbrüten. Er warf endlich ſeine Augen auf ſeine Kette, und auf die verhängnisvolle Inſchrift, deren Kraft ihn damit belaſtet hatte; er hatte noch nicht alle hieroglyphiſchen Schriftzüge derſelben durchlaufen, als ſchon der Sinn derſelben ſeine Verzweiflung auf's höchſte trieb. Folgenden furchtbaren Ausſpruch enthielten ſie:

„Du kannſt nur durch einen noch boshaftern Geiſt befreit werden, als du biſt!“

Und wenn die Welt in das Chaos zurückkehrte, und wenn die Schlünde des Abgrundes ſich aufthäten, könnte noch ſeinesgleichen daraus hervorgehen? Wäre noch ein andrer Kokopileſobeh zu finden, als der Ahnherr und Beſchützer des Geſtirns der ſieben Meere?

Als Setelpedur ihre Ruhe geſichert hatte, wollte ſie auch den Dienſt belohnen, welchen ihr die alte Elfinn geleiſtet, und rief ſie herbei:

„Sage mir, Bakbak, was kann ich für dich thun?“

„Königinn,“ antwortete die Alte, „ihr könntet gar viel thun; aber was ihr thätet, könnte viel Gefahr mit ſich bringen: man ahndet nicht, daß ich es bin, der euch davon geſagt hat, weil man wohl weiß, daß ich, obſchon ich gern reden mag, doch verſchwiegen bin, und nicht plaudere, oder doch ſehr wenig. Dennoch giebt es einen kleinen Gefallen, welchen ihr mir erzeigen könntet, und der keine Folgen nach ſich ziehen würde: weil mir die Zähne fehlen, ſo murmele ich, und habe nicht die Genugthuung, mich ſelber zu hören; verſchaffet mir zwei und dreißig Stück Zähne.“

„Dieß Geſchenk würde in die Augen fallen,“ antwortete die Königinn, „und dir alle die Feinde zuziehen, welche du fürchteſt; ich kann vorſichtigerweiſe dir nur vier recht feſte Zähne hinten im Munde gewähren.“

„Setzet ſie mir immer ein,“ ſagte die Alte; „dieſe vier Zähne da werden nicht gegen euch arbeiten.“

Wir laſſen hier die alte Bakbak durch eine Zauberei die gewöhnlichen Hülfsmittel des Putztiſches erſetzen, und beſchäftigen uns nun mit den Vorbereitungen der Reiſe, welche Simuſtapha mit ſeiner Gattinn antreten ſoll.

Die Schätze des Chalyfen waren vor den Augen des Prinzen aufgethan; die Vereinigung der Reichthümer aller Fürſten der Erde gewährten nicht ihres gleichen: dennoch ſah er darunter nichts, ſo mit dem zu vergleichen wäre, was er in Dſchinniſtan geſehen hatte. Er fand hier ein Schwert, deſſen Griff mit ſo vollkommenen und ſo ſchön gefaßten Diamanten geſchmückt war, daß ſie nur einen einzigen Stein zu bilden ſchienen. Es fiel ihm weniger durch ſeinen Glanz, als durch ſeine Größe auf: dieſes Schwert mußte einem Helden weit über gewöhnlichen Wuchs gehört haben; er wollte verſuchen, ob er es zu führen vermöchte, er zog es aus der Scheide, ſchwang es in der Luft, und ſchien plötzlich von Blitzen umringt, ſo funkelte der Stahl der Klinge; er ſuchte nach einem Zeichen auf derſelben, und fand hieroglyphiſche, ihm unverſtändliche Züge. Sogleich rief er den Geiſt der Büchſe herbei, ſie ihm zu erklären. Dſchemal erſchien.

„Betrachte dieſe Zeichen,“ ſprach der Prinz zu ihm.

„Unſre Königinn allein,“ antwortete der Geiſt, „kann euch dieſe Bilderſchrift deuten, es ſind mächtige Zeichen; aber ich kenne dieſes Schwert: es entſank den furchtbaren Händen Kokopileſobehs in dem großen Kampfe, den er gegen Mahomed verlor; dieſer hat es dann ſeinem Nachfolger hinterlaſſen.“

Der Prinz von Indien nahm das Schwert, und zeigte es dem Chalyfen als das einzige Geſchenk, welches würdig wäre, der Geiſterköniginn dargebracht zu werden.

Unterdeſſen verkündigte das Gefolge, welches die beiden Gatten nach dem Schloſſe Kaſſer-il-Harais begleiten ſollte, durch den Schall kriegeriſcher Inſtrumente, ſeine Ankunft vor dem Palaſte des Chalyfen; man zählte zweitauſend Reiter, die aus der ſchönſten jungen Mannſchaft in Haruns Heer erwählt war; ſechshundert vollſtändig gewappnete Ritter, die Lanze in der Hand, den breiten Schild am Arm, folgten ihnen, und begleiteten die Sänfte der Prinzeſſinn, welche von ſechs der ſchönſten Elephanten getragen wurde, ſo man jemals in Indien geſehen hat; zwölf Kameele trugen das Gepäck, und die Verſchnittenen beſchloſſen den Zug.

Simuſtapha, auf ſeinem ſtolzen Renner, ritt zur Seite der Sänfte; er trug eine Rüſtung, deren Schienen mit Goldranken geziert und mit Diamanten beſetzt waren: das von zwei Schildknappen gehaltene Roß wieherte vor Freuden, und ſchüttelte ſeine prächtigen Mähnen. Ilſetilſone bewunderte die Anmuth ihres Gatten, und die Gewandtheit, womit er das auf ſeine Laſt ſtolze Roß lenkte.

Dreihundert und zwei und funfzigſter Tag.

Dieſer glänzende Zug bewegte ſich nach dem Luſtſchloſſe: die Wege waren geebnet, und kein Hindernis hielt ihre Fahrt auf. Die zu dem Schloſſe gehörigen Gebäude waren unermeßlich, und boten dem ganzen Gefolge bequeme Herberge dar.

Simuſtapha und die Prinzeſſinn allein durften den Garten betreten; die Schönheiten, welche er enthielt, ſetzten ſie in Entzücken: aber für die Prinzeſſinn war hier eine vor allen anziehende Seltenheit, nämlich ein Baum, deſſen verhängnisvolle Frucht das Menſchengeſchlecht verderbt hat. Eine Schlange umwindet den Stamm, von welchem ſie ſich nimmer zu löſen vermag, dichtes Dunkel verhüllet ihre Augen; ein aſurfarbiger Vogel mit goldfarbigem Kopf und Füßen, umkreiſet beſtändig den Baum, indem er ſich nach einander auf alle Zweige ſetzt; er hat keinen Geſang, aber er ſpricht ſeine Gedanken im reinſten Arabiſch aus.

Sobald dieſer Vogel die beiden Gatten erblickte, breitete er, zum Zeichen der Freude, ſeinen Schweif aus, und bewillkommte ſie mit dem gewöhnlichen Gruße: Heil dem Menſchengeſchlechte! Es giebt nur Einen Gott, und Mahomed iſt ſein Prophet!“

Ilſetilſone war von ſeinem deutlichen Ton und von der Reinheit ſeiner Sprache bezaubert. Sie brannte vor Verlangen, ihn zu befragen:

„Reizender Vogel,“ ſprach ſie zu ihm, „macht es dir Freude, uns hier zu ſehen?“ —

„Ihr ſeid Kinder des Propheten, ihr ſeid durch die gute Thüre hereingekommen, ihr müßt durch die zum Himmel führende wieder hinausgehen.“ —

„Aber wir gehen nach Dſchinniſtan.“ —

„Dieſe Reiſe macht der Menſch täglich auf Erden.“ —

„Misbilligſt du die unſrige?“ —

„Nein, weil du mir meine Gattinn wieder zuführen wirſt, und wir beide vereint unſern Sohn hieher zurückbringen können, den du im Schloſſe gelaßen haſt.“ —

„Wie! du biſt der Vater des ſchönen Vogels, den ich habe, und der ſo gut iſt?“ —

„Er muß es noch mehr werden.“ —

„Warum ſpricht er nicht eben ſo gut, wie du?“ —

„Weil er ſich nicht die Zeit genommen hat, es zu lernen, ſondern dem Lichte den Rücken zugekehrt hat, indem er dem großen Auserwählten Gottes die Huldigung verſagt.“ —

„Und deine Gattinn?“ —

„Meine Gattinn iſt in Dſchinniſtan; ſie war fürwitzig, und leidet dafür die Strafe: man kömmt eher dorthin, als man will; aber man kann nicht zurück, wenn man will.“ —

„Sie iſt doch bei Setelpedur?“ —

„Eben dort.“ —

„Liebſt du Setelpedur?“ —

„Ich liebe alles, was unberührt aus der Hand des Allmächtigen hervorgegangen iſt; ich werde Setelpedur ſehen, wenn ſie nicht mehr Fee iſt.“ —

„Kann ſie aufhören, es zu ſein?“ —

„Sie darf es nur wollen.“ —

„Thue ich Unrecht zu ihr zu gehen?“ —

„Du erfüllſt deine Beſtimmung, ohne es zu wiſſen.“ —

„Du entzückſt mich, ſchöner Vogel; ſoll ich dir dein Kind herbringen?“ —

„Es iſt noch Fee, ich würde es tödten; ich darf es nur zur geſetzten Zeit ſehen, und zugleich mit ſeiner Mutter.“ —

„Darf ich von der Frucht dieſes Baumes eſſen?“ —

„Du haſt da ein Weibesgelüſt; ebenſo zog eure Stammmutter den Zorn des Himmels auf euch herab: übrigens iſt dieſe Frucht nur Schein, du würdeſt nichts eſſen, und die Schlange, welche du hier ſiehſt, würde dich in die Ferſe ſtechen; und ſo hätteſt du ein wirkliches Uebel, ohne einigen Genuß.“ —

„Dieß iſt alſo der Baum der Erkenntnis?“ —

„Er iſt das Sinnbild davon.“ —

„Und wo iſt der Baum des Lebens?“ —

„In dem Garten des großen Propheten.“ —

„Weil du alles weißt, mein ſchöner Vogel, ſo ſage mir, warum und wann das Meer gemacht iſt.“ —

„Nur der Schöpfer weiß alles; das Meer wurde an dem Tage der Empörung und der Beſtrafung Kokopileſobehs geſchaffen: die abtrünnigen Geiſter wurden verurtheilt, ſein Bette auszugraben.“ —

„Liebenswürdiger Vogel, darf ich von den anderen Früchten eſſen, die hier ſind?“ —

„Geh in das Gartenhaus am Ende dieſes Ganges, dort wirſt du bedient werden: das iſt der Ort, wo Mahomed ſein Gebet und ſeine Abwaſchung verrichtete.“

Aus dieſem ganzen Geſpräch erkannte Simuſtapha mit Leidweſen, daß die liebenswürdige Setelpedur als Königinn der Geiſter, dem großen Propheten nicht lieb ſein konnte: die Religion kämpfte in ſeinem Herzen mit der Liebe zu dieſer Königinn.

Die beiden Gatten traten in das Gartenhaus Mahomeds; ſie fanden hier alle erſinnlichen Früchte, welche Schönheit mit dem köſtlichſten Geſchmack vereinten.

Nachdem ſie davon gekoſtet hatten, ließ Simuſtapha Ilſetilſone'n ſich ferner mit dem Vogel unterhalten, und ging nach dem Schloſſe zurück, um dem Oberſten der Verſchnittenen anzudeuten, daß er mit ſeiner Gattinn ſechs Tage lang in dem Gartenhauſe verweilen werde, *während welcher Zeit ſie nichts* weiter bedürften. Ein Vorſatz der Andacht iſt ſtäts löblich, und die Sklaven waren weit entfernt, etwas anderes zu argwöhnen.

Simuſtapha kam zu ſeiner Gattinn bei dem Baume zurück, und wollte den Vogel über ihre Reiſe zu Rathe ziehen.

„Soll ich dazu,“ fragte er ihn, „den Geiſt der Büchſe oder den des Ringes gebrauchen.“

„Was ſelber unſicher iſt,“ antwortete der weiſe Vogel, „hat hier gar keine Macht, und ſein größter Gewinn wäre hier, Sklave zu werden: aber du bedarfſt keiner Hülfe dieſer Art. Nimm eine von meinen Federn, ſie allein wird dich zu Setelpedur bringen; gieb dieſelbe meiner Gattinn, ſie wird ſie an mich erinnern und ihr Mittel verſchaffen, wieder zu mir zu kommen. Sie muß ſie ſorgfältig in ihrem Schweife verbergen: alles was von mir kömmt, erregt dort Verdacht. Was ich euch hier gebe, ſcheint nur ein ſehr geringes Mittel: aber in der Hand des Schöpfers iſt nichts unwirkſam.“

Dreihundert und drei und funfzigſter Tag.

Der göttliche Vogel breitete ſeinen prächtigen Schweif aus; eine Feder fiel daraus nieder, die ſich augenblicklich in einen bequemen und glänzenden Wagen verwandelte. Die beiden Gatten beſtiegen ihn, und wurden darin zu Setelpedur an die Stufen des Throns getragen. Sie flog herab, in ihre Arme, und entließ ihren Divan, mit dem ſie nicht Urſach hatte zufrieden zu ſein. Die Geiſter entfernten ſich, nicht ohne verächtliche Blicke auf die Ankömmlinge zu werfen; die Königinn gewahrte es wohl, mäßigte aber für den Augenblick die Empfindungen des Zorns, der ſie erfüllte.

„Ich würde euch einladen, meinen Thron einzunehmen,“ ſprach ſie zu ihren Gäſten; „aber ich fürchte, ihr möchtet dort eben ſo unbequem ſitzen, als ich. Meine Unterthanen tragen die Empörung im Herzen; meine Anhänglichkeit für euch ergrimmt ſie, ſie ſchreiben ihr alle Entſcheidungen zu, welche von mir ausgehen. Wenn ich ſie verhindere, die Erde umzukehren, auf deren gewaltſame Beherrſchung ſie Anſpruch machen; wenn meine Mäßigung den Stürmen und Kriegen vorbeugt, ſo iſt es meine Liebe zu Simuſtapha, welche ſie verhindert, ihre Anſchläge auszuführen. Ich habe den Bahlisbull mitten in einer Wüſte anketten laßen, aber ſein Geiſt wirkt hier gegen mich. Dieſe Schwierigkeiten ſollen euch jedoch nicht abhalten, euch lieb zu haben; ich will alle Bande, welche mich mit jenen verknüpfen, auflöſen, ich will ſie zerbrechen; ſie haben ſie entweihet, und nichts ſoll mich mehr mit ihnen verbinden. Ich ſehne mich nach dem Augenblicke, welcher die unſrigen noch feſter verknüpfen ſoll; mein Herz hat ſich ſchon von jeder andern Feſſel frei zu machen gewußt: aber ihr müßt mir helfen, auch meinen Geiſt zu bezwingen. Kommet und belebet durch eure zärtlichen und unbefangenen Liebkoſungen eine durch die Verwirrungen, welche mich umgeben, und durch die Kämpfe, welche ich zu beſtehen habe, ermüdete Seele. Ich weiß, daß ihr von Kaſſer-il-Harais kommet. Die hier befindlichen Wunder können euch für die unſchuldigen Freuden, welche ihr verlaßen habt, nicht entſchädigen; die Gefährtinn des Vogels, den ihr dort geſehen habt, unterhält mich unabläßig von den hinreißenden Wundern des Gartens Kaſſer-il-Harais.

„Von dort,“ ſagt er zu mir, „ging das Licht der Wahrheit aus, welches die Welt erleuchtet; es ſtrahlt dort fortwährend unter den mannigfaltigſten Sinnbildern.“ Warum kann ich nicht heute ſchon mich mit euch nach dieſem paradieſiſchen Aufenthalt zurückziehen! Wenn ich zu meinem Vogel von Glückſeligkeit ſpreche, ſo ſchwebt ihm immer nur das Wort Kaſſer-il-Harais auf der Zunge; aber er ſagt mir, daß der Garten ſich nur für eine Muſelmänninn öffnet, die mit dem Statthalter Gottes auf Erden verbunden iſt. Es iſt alſo nicht genug, daß Simuſtapha mir die Hand reiche; wenn die edelmüthige Ilſetilſone ſich nicht mit mir vermählt, ſo ſind Belehrung, Glück und Ruhe auf immer fern von mir.“

„Ich ſollte mich weigern, euch zu meiner Schweſter anzunehmen!“ ſagte die Prinzeſſinn; „eure Zweifel zerreißen mein Herz; ihr habt es erobert, es gehört eben ſo wohl euch, als Simuſtapha. Wie glücklich bin ich, daß ich euch die Hälfte meiner ſelbſt geben kann, um zu empfinden, wie viel euch das Ganze verdankt!“

„Meine geliebten Freunde,“ fuhr Setelpedur fort, „alles iſt für unſern Zweck zwar weit vorgerückt, aber noch nicht abgethan: ich herrſche noch. Ich habe weder die Zauberruthe zerbrochen, welche mir zum Zepter dient, noch den Talisman, welchen ich von meinem Großvater habe: hier aber muß ich meine Herrſchaft niederlegen, hier muß ich meine Krone unter die Füße treten: wenn ich es anderswo thun wollte, würde meine von der erforderlichen Oeffentlichkeit entblößte Handlung mich mit Schmach bedecken; ich würde mich in

Gefahr ſetzen, Bahlisbulls Stelle an der Säule einzunehmen, wo ich ihn in der Thebaiſchen Wüſte angekettet habe, und würde mich der Rache aller meiner Unterthanen überliefern.

Aber wenn ich dieſen großen Entwurf ausgeführt habe, wer vermag, mich von dieſem gefährlichen Orte wegzuführen und nach Kaſſer-il-Harais zu bringen?“

„Das bin ich,“ ſagte die Prinzeſſinn, indem ſie die niedliche Feder des Vogels in die Hand nahm; „ſeht hier den Wagen, der uns hergebracht hat: dieſe Feder hat mir der Gatte des Vogels gegeben, der ſich bei euch befinden muß, und den ich noch nicht geſehen habe.“

„Er iſt in der That hier,“ ſagte die Königinn, „und iſt nicht weniger kundig, als der, welchen ihr zu Kaſſer-il-Harais geſehen habt, deſſen Gefährtinn er war, und ſtäts ſein wird. Ihr Sohn, den ich euch geſchenkt habe, hatte ſich, nach ſeinem Ungehorſam, zu mir begeben, und ergetzte mich durch ſein einſylbiges, aber ſtäts wahrhaftes Geſchwätz; wenn er unwiſſend wäre, ſo würde er aus der Art ſchlagen; aber, obgleich ſeine Kunde ſich über das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige erſtreckt, ſo weiß er von jeglichem Dinge doch nur Ein Wort. Seine Mutter iſt ohne Zweifel deshalb hieher gekommen, ihn aufzuſuchen und ihn zu unterrichten; denn ſie ſprach unaufhörlich mit ihm. Ich beobachtete dieſe Unterhaltungen, obwohl ich ſie nicht verſtand; ſie endigten ſich immer mit der Antwort, welche ausdrücken ſollte, daß er es nicht verſtanden hätte: „Nichts! nichts! nichts!“ Es ſcheint, daß Widerſtreben gegen Belehrung den Sinn verſtocken kann.

Endlich ward die Mutter ungeduldig. Ich ſchenkte euch den Sohn, der euch nützlich geworden iſt: ſie bezeigte kein Leid über ſeine Entfernung. Seitdem ich mich zauberiſch zu euch hingezogen fühlte, trug ich Verlangen, mich zu unterrichten, und ich bat dieſen göttlichen Vogel um Belehrung. „Wenn eure Stirn nicht mehr ſo ſtrahlt,“ ſprach er zu mir, „und wenn ich meinen ſchönen Schweif wiederhabe, dann wollen wir von Belehrung reden.“

Hieraus ſchloß ich, daß meine Krone ihn zurückhaltend machte, und ihn zu ſchweigen zwang. Und ſeinen Schweif betreffend, hatte ich bemerkt, wenn er flog, daß derſelbe nicht ſpitz auslief, wie bei den anderen Vögeln; und ich war um ſo wohlwollender gegen ihn. Die Feder, welche ihr mitgebracht habt, könnte wohl die ihm fehlende ſein; wir wollen ſie ihm darbieten, und verſuchen, ihn zum Sprechen zu bringen.“

Man muß ſich vorſtellen, daß während dieſer langen Unterhaltung die Königinn ſchon für alle Bedürfniſſe ihrer Gäſte geſorgt hatte. Es fanden Unterbrechungen dabei ſtatt, und alle dieſe Dinge wurden im Saale des Divans bei Tiſche, und in den Gärten geſprochen, wo Setelpedur jetzo ſchon keine Annehmlichkeiten mehr fand. Endlich verkündigten leichte Schatten die herannahende Nacht.

„Dies iſt der Augenblick, der meinem Vogel am liebſten iſt; anderswo floh er die Dunkelheit, hier iſt das Licht ihm läſtig; aber ich fange an, ſeinen Grund einzuſehen.“

Sie ließ den Käfig des Vogels bringen, Ilſetilſone trat heran, und ſagte zu ihm:

„Mein ſchöner Vogel, dein Gatte hat mir ſeine ſchönſte Feder gegeben, ſie dir zu überbringen.“

„Heil der Tochter des Propheten!“ erwiederte der Vogel: „Heil der Abkömmlinginn des Abgeſandten Gottes! Heil der Erbinn der Tugenden ſeines Stellvertreters auf Erden! die Vögel des Himmels müſſen ihr dienen, und mein Gatte hat nur ſeine Pflicht gethan. Seine ſchöne Feder iſt für mich, was eine Krone für eine Königinn.“

Mit dieſen Worten nahm der Vogel ſie in ſeinen Schnabel, und ſteckte ſie in ſeinen Schweif, der um viel länger und glänzender erſchien.

„Warum biſt du nicht bei deinem Gatten?“ fragte die Prinzeſſinn.

„Jeder von euch hat ſein Geſchäft.“ —

„Wird das deine bald abgethan ſein?“ —

„Ihr ſeid euer drei hier.“ —

„Wirſt du heute der Königinn antworten, wenn ſie dich um Belehrung anſpricht?“ —

„Es iſt erſt die Hälfte gethan.“ —

„Wovon hängt die andere Hälfte ab?“ —

„Von oben und von unten?“ —

„Willſt du mir beantworten, weiſer Vogel, was ich dich frage?“ —

„Ich bin dir Wahrheit ſchuldig, ſo viel ich weiß.“ —

„Dein Gatte hat mich belehrt, wann das Meer geſchaffen worden: aber zu welcher Zeit wurden die Sterne geſchaffen?“ —

„Zu eben derſelben Zeit, um am Himmel die Zahl der Abtrünnigen zu erſetzen, welche daraus vertrieben worden.“ —

„Wer iſt dieſer glänzende Stern, den man von zehn kleineren umgeben ſieht?“ —

„Der größte iſt Mahomed, die übrigen ſind die zehn vornehmſten Propheten.“ —

Dreihundert und vier und funfzigſter Tag.

Setelpedur war keinesweges unwillig über die Antworten des Vogels, ſondern lächelte wohlgefällig dazu. Simuſtapha bemerkte es, und war jetzo ſo dreiſt, ihr das mitgebrachte Geſchenk, das Schwert Kokopileſobehs, darzubieten.

„Theurer Prinz,“ erwiederte ihm die Königinn, „wäre ich noch Herrinn meines Herzens und ruhte mein

Vertrauen auf mir ſelbſt, ſo würde ich den Werth eines Reichs dafür hingegeben haben, um die furchtbare Waffe zu beſitzen, welche ihr mir anbietet: aber gegenwärtig kann ſie nur in eurer Hand mir Sicherheit gewähren, und ſie iſt mir um ſo koſtbarer, als ſie mir ſo zugleich eure Sicherheit verbürgt. Laßt ſie nicht mehr von euch, als bis die ſtürmiſchen Zeiten vorüber ſind, welche uns bedrohen. — O meine liebe Ilſetilſone! wann werden wir alle drei keinen andern Zauber mehr kennen, als den der Liebe?"

Unſere Liebenden verbrachten drei Tage in den ſüßeſten Herzensergießungen: aber dieſe ſeligen Augenblicke wurden durch Befürchtungen getrübt, welche nicht ohne Grund waren.

Setelpedur, obſchon ſehr mächtig, als Beherrſcherinn der Heerſchaaren Kokopileſobehs, herrſchte jedoch nur in ſeinem Namen: ihr Benehmen war den in Dſchinniſtan herkömmlichen und durch den Gebrauch geheiligten Geſetzen zuwider. Man konnte hier nur herrſchen, wenn man ſich dem Kokopileſobeh, oder Bahlisbull gänzlich unterwarf: ſie dagegen hatte aus eigener Macht den Muſelmann Benalab ſo hoch erhoben, der nur vor Gott und ſeinem Propheten das Knie gebeugt hatte. Uebrigens herrſchte ſie ſo ruhmvoll, und entfaltete ſo glänzende Eigenſchaften, daß ihre Unterthanen, in der Begeiſterung, ſie das Geſtirn der ſieben Meere benannten, und ſo dem ſtrahlenden Geſtirne Mahomeds entgegen ſtellten; ſie ſagten in ihrem Stolze: „Kokopileſobeh iſt der König der Könige; Setelpedur iſt ſein Statthalter.“

Aber Benalab hatte ſeine Macht mit Vorſicht gebraucht: auch war die Königinn nicht in ihn verliebt geweſen, und hatte ihn nicht an allen Feſten, noch an allen Geheimniſſen des Hofes und des Reichs Theil nehmen laßen; kurz, ſie hatte ihn nicht zu ihrem Herrn gemacht, während ſie gegenwärtig für Simuſtapha alles aufopferte, ja jetzt eben noch etwas viel Außerordentlicheres that.

Sie empfing eine Frau bei ſich, welche ſie nicht nur ganz als ihresgleichen behandelte, ſondern ſie auch bei jeder Gelegenheit nöthigte, ſich an ihre Seite zu ſetzen. Und, um ſterbliche Weſen ungeſtraft triumphieren zu laßen, hatte ſie Bahlisbull und Asmonſchar verbannt, und den älteſten und mächtigſten der Geiſter nächſt Kokopileſobeh, anketten laßen. Die Kunde von allem dieſem war durch die tiefen Höhlen gedrungen, in welchen der hochmüthige König der Geiſter verſenkt war: der Aufruhr war dem Ausbruche nahe.

Setelpedur war zu ſcharfſichtig, als daß ſie dieß nicht hätte erwarten und ihm zuvorkommen ſollen. Voll Bangigkeit über ihr Vorhaben, umarmte ſie die jungen Gatten, und ſprach zu ihnen:

„Kehret wieder heim nach Kaſſer-il-Harais, ich werde nicht ſäumen, euch für immer dahin zu folgen; aber Simuſtapha muß auf das erſte Zeichen bereit ſein, mir zu Hülfe zu fliegen. Bedienet euch der Vogelfeder zu eurer Fahrt, und laßt uns fortan auf alle aus Kokopileſobehs Macht herfließende Hülfe verzichten.“

Simuſtapha und ſeine Gattinn kehrten zurück in den Garten von Kaſſer=il=Harais, und erwarteten hier voll Unruhe die Folge dieſes großen Ereigniſſes. — Sie gaben dem Vogel die Feder wieder, und dieſer ſagte:

„Meine Gattinn hat ihre Pflicht gethan; meine Feder iſt ſtäts zu euren Dienſten: halt dich bereit, Simuſtapha, du wirſt ihrer bald bedürfen.“

Die Königinn war zu vorſichtig, um das Ungewitter anwachſen zu laßen, ohne es zu beſchwören. Schon hatten die alte Bakbak und ihr Neffe Dſchaſſel, aus Furcht vor einigen verſteckten Drohungen, welche man unvorſichtig gegen ſie fallen laßen, ſich zu ihr geflüchtet; und die Königinn ſah, daß ſie keinen Augenblick mehr zu verlieren hatte.

Gleich am Tage nach der Abreiſe der beiden Gatten, berief ſie einen allgemeinen Divan, und ſandte durch Dſchaſſel, vermittelſt einer andern Feder des Vogels, folgendes Schreiben an Simuſtapha:

„Theurer Prinz, eilet ſchleunig herbei, auf dem Fahrzeuge, welches ich euch ſende, und bringet den Koran und den Säbel meines Großvaters mit. Ihr könnt mein Vorhaben wohl ahnden, und mein Benehmen wird es euch vollends erklären. Unſere theure Ilſetilſone kann uns an dem Baume von welchen ſie mir erzählt hat, erwarten: der weiſe Vogel wird nicht zugeben, daß ſie ſich eitler Furcht hingebe.“

Simuſtapha war zu hochherzig, um einen Augenblick zu ſchwanken. Er nahm das göttliche Buch, bewaffnete ſich mit dem furchtbaren Schwerte, und wenn die Feder der Fee ihn nicht ſo ſchnell dahin getragen, hätte er auf Flügeln der Liebe nach Dſchinniſtan fliegen können.

Der Divan war verſammelt. Setelpedur ſaß auf ihrem Throne. Die Geiſter beobachteten unruhig ihre Haltung, und waren über ihre Feſtigkeit erſtaunt. Sie hub folgendermaßen an:

„Ich weiß, daß man mein Benehmen tadelt, und daß man Ränke gegen mich ſchmiedet; ich hätte dreiſt ſehr harte Strafen dafür verhängen können, aber ich verſchmähe alle geheime Unthaten. Wenn man ſich gedemüthigt fühlt, meinem Willen zu gehorchen, ſo fühle ich mich noch mehr erniedrigt, Geſetzen unterworfen zu ſein, deren Weisheit ich nicht einſehe; und ich will lieber ein Knecht der Wahrheit ſein, als durch die Lüge über verderbte Unterthanen herrſchen.“

In dieſem Augenblick erſchien Simuſtapha, zum großen Erſtaunen der ganzen Verſammlung; ſie rief ihn herbei, und ließ ihn neben ihr ſitzen.

„Kommet und helfet mir,“ ſprach ſie zu ihm mit ſteigender Feſtigkeit, „den letzten Divan halten, bei welchem ich den Vorſitz führen will. Und ihr, Empörer! höret mich an. Ich will es euch nicht vorwerfen, daß ihr euch gegen mich aufgelehnt habt, ihr ſeid nur dem Hange eurer Herzen gefolgt: aber wenn ich eure Empörung vergeſſen ſoll, ſo ſchwöret mit mir die Macht ab, welche wir durch Kokopileſobeh haben; laßt uns die Frevel meines Ahnherrn und die, zu welchen er uns verführte, dem verhängnisvollen Schickſale beimeſſen, welches uns dazu hinriß; und ſchwöret mit mir auf den göttlichen Koran, daß ihr fortan Diener Gottes und des großen Propheten ſein wollet."

Dreihundert und fünf und funfzigſter Tag.

Und wenn eine Donnerwolke ſich mitten im Divan entladen hätte, ſo würde ihre Wirkung minder fühlbar geweſen ſein, als dieſe unerwartete Rede Setelpedurs. Das Schrecken lähmte Allen die Zunge; Schwefelflammen fuhren aus ihrem Munde, und ihr Peſthauch erfüllte den Saal. Auf einmal ließ ein entſetzliches Getöſe ſich hören: es wurde durch die Ankunft Bahlisbulls verurſacht, der durch Kokopileſobeh ſelber von ſeinen Feſſeln befreiet war.

Dieſer furchtbare Geiſt, von ungeheurer Größe und ſcheußlicher Geſtalt, in glühender Rüſtung, fuhr plötzlich herein, und wollte mit einer feurigen Lanze Setelpedur durchbohren. Simuſtapha aber zückte ſein Schwert, und wehrte den tödlichen Stoß ab; der Blitz von dem ſtrahlenden Schwerte des Indiſchen Prinzen blendete augenblicklich ſeinen Widerſacher und deſſen Genoſſen: alle ſchienen wie vom Donner gerührt.

Graunvolle Nacht umhüllte plötzlich Dſchinniſtan, die Sonne erſchien niemals dieſem unſeligen Aufenthalt; das zuvor hier herrſchende Licht war die Wirkung einer ſtätigen Bezauberung, deren Kraft von der Krone ausging, welche Setelpedur unter ihre Füße getreten hatte.

Simuſtapha und Setelpedur drangen mühſam durch dieſe Finſternis; ſie gelangten zu dem Gemache, wo der Paradiesvogel ſich befand, deſſen leuchtender Kopf alles um ihn her erhellte; ſo oft er ihn bewegte oder ſeine Flügel ſchüttelte, ſtrahlte er neuen Glanz aus.

„Laßt uns von hinnen eilen, meine theure Herrinn,“ ſagte der ſchöne Vogel; „alle meine Federn ſind zu euren Dienſten; aber nehmet die alte Bakbak und ihren Neffen mit; ſie ſind, beide von Furcht entſeelt: ich weiß nicht, wer ſie geheißen hat, ſich unter meinen Käfig zu flüchten, aber man hat ihnen gut gerathen.“

Bakbak und Dſchaſſel lagen in Ohnmacht; beide wurden vorn auf dem Wagen gebunden, welchen die Federn des Vogels bildeten, und das ſiegreiche Paar ſchwebte ſo, von aller Gefahr befreiet, nach Kaſſer-il Harais.

Die Feder, welche Simuſtapha nach Dſchinniſtan getragen hatte, löſte ſich ab, Ilſetilſone'n die Ankunft zu verkünden. Sie nahte ſich der Prinzeſſinn in Geſtalt einer weißen Taube, ſetzte ſich auf ihre Schulter, und ſprach zu ihr:

Herrinn, Simuſtapha und Setelpedur werden ſo gleich hier ſein: aber ihr könnt die Königinn nicht in dem Garten empfangen; ſie darf ihn noch nicht betreten: kommet in den großen Saal des Palaſts, dort werdet ihr ſie finden."

Die Prinzeſſinn flog dahin, und der Vogel folgte ihr: die drei Liebenden umarmten ſich, ſie konnten ihr Entzücken nicht genugſam ausdrücken; die Vorſtellung einer Vereinigung, welcher kein Hindernis mehr entgegen ſtand, ſchien ſie auf den Gipfel des Glücks erhoben zu haben.

Ein andrer Auftritt der Wiedervereinigung ging auf einem Leuchtergeſtelle vor, wo Simuſtapha den Koran hingelegt hatte. Die beiden Vögel hatten jedes ihren Käfig verlaßen, waren einander entgegengeflogen, und hatten ſich auf das heilige Buch niedergeſetzt; nachdem ſie daſſelbe mit den Schnäbeln und Flügeln ehrerbietig begrüßt hatten, machten ſie einander die rührendſten Liebkoſungen. Auf einmal kam der kleine Vogel herbei, welchen Setelpedur der Tochter des Chalyfen geſchenkt hatte, und der ſtäts im Schloſſe geblieben war, weil er nicht in den Garten kommen durfte; er wagte es nicht, ſich auf dem Koran zu ſetzen, ſondern blieb auf dem Leuchter, und wartete bis ſein Vater und ſeine Mutter ihn heran riefen. Sie halfen ihm auf das Buch, und liebkoſten ihm; und das kleine Thier ſchrie nun in ſeiner bisher ſo übel abgekürzten Sprache: „Wahr! wahr! allein wahr!“ Dießmal brachte er ſchon zwei Wörter hervor; der auf ihm ruhende Fluch war nun aufgehoben, und er konnte fortan, von Vater und Mutter belehrt, und gläubig, wie ſie, aller Vorrechte der Paradiesvögel genießen.

Mit Vergnügen verweilten die Blicke der drei Liebenden bei dieſem anziehenden kleinen Schauſpiele; aber es war Zeit, ſich darüber zu beſprechen, was ſie ſelber betraf.

Setelpedur erzählte Ilſetilſone'n, wie ſie ihre Krone niedergelegt, und wie tapfer der Held ſich gegen den Angriff des gräulichen Bahlisbull vertheidigt hatte: die Erinnerung an dieſen Auftritt begeiſterte ihre Blicke, ſie ſchien im Siegesglanze zu ſtrahlen.

Ilſetilſone lud ihre neue Gefährtinn ein, mit ihr die Freuden des Gartens zu theilen.

„Meine theure Prinzeſſinn,“ antwortete Setelpedur, „weder ihr noch Simuſtapha vermöget allein mir die Thore dieſes wonnevollen Aufenthalts zu eröffnen; ſelbſt die Gattinn Simuſtapha's kann ihn nicht eher betreten, als bis der Statthalter Gottes auf Erden, der große Chalyf Harun-Alraſchid ſie als Tochter annimmt, und ihr alle Rechte derſelben gewährt. Ich verdanke Simuſtapha das Glück, Muſelmänninn zu ſein; und es iſt nun an euch, der vormaligen Königinn des Götzendienſtes, alle Mittel zu verſchaffen, wodurch ſie zu der vollkommenen Bekehrung gelangt, welche ſie für immer zum Diener Gottes und zum Verkündiger des Vertilgers der Götzen macht. Ich will mich in das heilige Buch verſenken, von welchem ich bisher meine Blicke abgewandt hatte; die Engelsſtimme dieſer Vögel hier wird mir zum Ausleger dienen. Gehet hin, eure Aeltern wiederzuſehen, deren Glück ihr ausmacht, und eure Kinder, die das ihrige von euch erwarten, und euch ihre Arme entgegen ſtrecken. Redet wegen meiner mit dem Chalyfen; ſaget ihm, daß Setelpedur ſchmachtet, wie die von dem Ulmbaume gelöſte Rebe, ſo lange ſie noch nicht die Gemahlinn Simuſtapha's iſt; daß der Prinz von Indien nur die von dem Beherrſcher der Gläubigen angenommene Tochter heirathen darf; aber wenn ſie ſich dieſes Ranges auch noch ſehr rühmt, ſie wird gleichwohl ſtäts der liebenswürdigen Ilſetilſone an Tugenden und Reizen nachſtehen."

„Große Königinn," erwiederte Ilſetilſone, „ich ſinke zu euren Füßen."

„Es giebt hier keine Königinn mehr," ſagte Setelpedur, indem ſie ſie aufhub, „mein Thron iſt fortan in euerm und in Simuſtaphas Herzen."

Dieſe Erklärungen wurden mit den zärtlichſten Liebkoſungen zwiſchen den drei Liebenden beſiegelt, und wenn dieſelben etwas nachzulaßen ſchienen, ſo ſchrie der kleine Vogel: „Nochmals! nochmals! nochmals!“

Dreihundert und ſechs und funfzigſter Tag.

Endlich machten ſich Simuſtapha und Ilſetilſone wieder auf den Weg nach Bagdad, mit demſelben Gefolge, welches ſie her begleitet hatte. Als ſie in dem Palaſt ankamen, eilten ſie, Harun und Sobeïde'n alle die Wunder mitzutheilen, welche ſie erlebt hatten, und die Gefühle, welche in ihnen erregt worden.

Die großmüthige Prinzeſſinn bat ihren Vater, Setelpedur als Tochter anzunehmen, damit ſie Simuſtapha's Gemahlinn werden könnte. Sobeïde konnte die Verblendung ihrer Tochter nicht begreifen, welche ſich muthwillig eine Nebenbuhlerinn zu erbitten ſchien.

„Ah! liebe Mutter,“ erwiederte ihr Ilſetilſone, „eine Frau, die meinen Simuſtapha eben ſo ſehr liebt, als ich, kann nicht meine Nebenbuhlerinn ſein; ſie kann mir nur helfen ſein Glück zu machen.“

Der Chalyf, kundiger als Sobeïde, begriff wohl die Beweggründe ſeiner Tochter; er hegte überdies die höchſte Achtung für Setelpedur, und alles beſtimmte ihn, ſelber nach ſeinem Schloſſe Kaſſer-il-Harais zu reiſen, ſobald die Staatsgeſchäfte es ihm verſtatteten.

Unterdeſſen begann Setelpedur eine Umwandlung, deren ſie bedurfte, um das göttliche Geſetz des Propheten anzunehmen; ſie ſuchte ſich von den neuen ihr unbekannten Lehren zu erfüllen, ſie mäßigte ihren hochſtrebenden Herrſchergeiſt; zuvor ſchon großmüthig und wohlthätig, ſtrebte ſie nach einer einfacheren und reineren Tugend, welche jeden eigennützigen Beweggrund verwirft, und die der Geſellſchaft ſo nachtheilige Selbſtſucht verbannt, nämlich, nach der wahren Menſchenliebe: dieſe erſtreckt ſich über alles und zeigt ſich durch allerlei Mittel; oft hat man nicht nöthig, die Hand zu öffnen, um viel zu geben.

Setelpedur hatte Bakbak und ihren Neffen Dſchaſſel der Rache der Geiſter entzogen: aber was ſollte nun aus beiden werden, da ſie Fremdlinge auf Erden, aus Dſchinniſtan verbannt, und vom Himmel verſtoßen waren? Sie unternahm es, ihnen denſelben Schutz zu verſchaffen, welchen ſie ſelbſt geſucht hatte. Die Alte, die ihre Königinn ſo eifrig leſen ſah, fragte ſie:

„Herrinn, iſt das der Koran, worin ihr leſet?“ —

„Ja, Bakbak, und ich wünſchte, daß auch du darin leſen könnteſt; verlangſt du ihn kennen zu lernen, und dich, nebſt deinem Neffen, den Wahrheiten, die er enthält, zu unterwerfen?“ —

„Niemand liebt mehr die Wahrheit, als ich; ich habe mir ſogar einen übeln Ruf gemacht, indem ich ſie überall ſuchte, und vom Morgen bis zum Abend ſie ſtäts im Munde führte; ich habe ſie mir nie abſtreiten laßen. Freilich giebt es bei dem, was man Wahrheit nennt, viel dafür und wider zu ſagen; aber man darf auch nur das Für und Wider ausſprechen, und damit iſt alles geſagt." —

„Kannſt du leſen, Bakbak?" —

„Ja, Herrinn, wenn es nur nicht zu klein geſchrieben iſt." —

Mit dieſen Worten richtete ſie ihre Augen auf die erſte Seite des Korans.

Es iſt zu wiſſen, daß man ſich in Dſchinniſtan weit von der urſprünglichen Sprache entfernt hatte; man redete dort ein verderbtes Arabiſch, und ein ſolches führte auch die Alte im Munde. Setelpedur hatte die Geduld, ihr alle Buchſtaben der erſten Zeile einzeln vorzuſagen: „Es giebt nur Einen Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet."

Als Bakbak dieſe Worte oft genug wiederholt hatte, rief ſie aus:

„Ah! wie ſchön iſt das! man ſoll mich davon reden hören; es wird Aufſehn machen, dafür ſtehe ich. Da ſind unten im Vorzimmer die beiden Spitzbuben, die Geiſter der Büchſe und des Ringes, die Faullenzer mit ſtäts verſchränkten Armen: das hat noch nie die Naſe in ein Buch geſteckt; ah! die ſollen davon hören. . . . Laßt ſehen, wir wollen's nochmal zuſammen leſen. . . . „Es giebt nur Einen" . . . . Oh! wie das ſchön geſagt iſt. . . . „Es giebt nur Einen Gott.“ . . . Ja, das iſt ſchon genug! Ich gehe den ganzen Tag nicht eher von ihnen, als bis ich ſie mit mir habe leſen laßen.“

Setelpedur lächelte über den Bekehrungseifer der Elfinn, und dieſe ſtieg ſogleich ins Vorzimmer hinab. —

„Kommt her, kommet her, ihr Ungläubigen! die ihr die Geiſter nur liebt, weil ihr ſelber zwei von ihnen ſeid! hier iſt das Buch, welches unſre Königinn ſo groß, ſo gut, ſo ſanft gemacht hat, und zugleich ſo furchtbar, daß die Geiſter darüber erſtaunt, und bei hellem Tage in die Finſternis geſtürzt ſind: ſehet, wie dieß hier geſchrieben iſt! Die Feder war aus dem Flügel eines Engels gezogen! ihr hättet nimmer eine ſolche geliefert, ihr Fledermäuſe! Und dieſe Dinte iſt aus dem Augenſchwarz des Raben gemacht, der zuerſt aus der Arche Noahs kam: aber das iſt noch alles nichts, man muß auch, ſo wie ich, alles Wort für Wort leſen, was hier geſchrieben ſteht. . . . . „Es giebt nur . . . . Es giebt nur einen Gott, der iſt, ... Einen einzigen . . . . und Muhamed iſt nur . . . nur ein Prophet.“ Was ſagt ihr dazu, ihr Taugenichtſe? ihr habt niemals etwas löbliches gethan, und ihr werdet ebenſo fortfahren: indeſſen muß man das Ende bedenken; denn, wie das Buch ſagt: „Es giebt nur Einen Gott, und nur Muhamed, der ein Prophet iſt.“

Dſchemal, mit ſeiner traurigen Lage beſchäftigt, und mit der Unthätigkeit, in welche er durch die Abdankung ſeiner Königinn verſetzt war, gab keine Antwort hierauf, ſondern ſagte zu der Alten:

„Ich finde dich ſehr verfallen Bakbak, ſeitdem du hier biſt, und du haſt übel gethan, deine falſchen Zähne zu vergeſſen!

„Ich verfallen!“ antwortete ſie: „Was will dieſer ſpindelbeinige Kauz da ſagen? Es ziemt dir auch recht, von meinen falſchen Zähnen zu ſprechen, du, dem gar nichts gehört, was du an dir trägſt, nicht einmal dein Geſicht! Nimm dich in Acht, denn wenn ich dich eines Tages verwünſche, ſo wirſt du wieder Nansrak und ſetzeſt dein böſes Leben fort: aber bedenke, daß dieß auch einſt ein Ende nimmt; denn wenn Gott Gott iſt, ſo iſt Muhamed ſein Prophet!“

Hierauf ging Bakbak mit ihrem Buche wieder weg.

„Nun!“ fragte ſie Setelpedur, „haſt du die Bekehrung vollbracht?“

„Oh! Herrinn,“ antwortete die Alte, „man kann dieſen Spitzbuben keine Vernunft beibringen: ich mochte ihnen noch ſo viel predigen, daß es nur einen einzigen Propheten giebt, und nur einen Mahomed der Gott iſt. . . .“

„Halt inne, Bakbak, du läßt da den Koran Unſinn ſagen; es heißt: Es giebt nur Einen Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet.“

Dreihundert und ſieben und funfzigſter Tag.

Dieſes Geſpräch wurde durch einen angenehmen Beſuch unterbrochen, es war der ſchöne Simuſtapha auf ſeinem Renner. Er war am Morgen aus Bagdad geritten, und niemand hatte ihm folgen können. Er fand Setelpedur bei ihrem Buche und bei ihren Vögeln. Mit einem Vergnügen, von welchem ihre erröthende Stirn zeugte, vernahm ſie, daß der Chalyf ſie als ſeine Tochter, Ilſetilſone ſie als ihre Schweſter, und beide ſie als die Gattinn des Ueberbringers einer ſo freudigen Botſchaft anerkennen wollten; und daß Harun bald ſelber herkommen würde, ein Bündnis zu weihen, welches ihm ſo viel Freude erregte.

Man befragte die Vögel, ob nichts dieſe Vermählung ſtören würde. Setelpedurs Vogel antwortete, er wäre nur deshalb in Dſchinniſtan geweſen, um dieſelbe zu befördern. Der Vogel des Baums ſagte, dieſer Erfolg würde ihm die lange Trennung von ſeiner Gattinn vergüten; und ihr beider Kind, deſſen Zunge ſich gänzlich gelöſt hatte, behauptete, daß eine Vermählung, welche ſein Heil bewirkt, nur glückſelig ſein könnte. Die

Liebenden ließen ſich hundert und hundert Mal dieſe frohen Verkündigungen wiederholen.

Endlich mußte Simuſtapha das Luſtſchloß Kaſſer-il-Harais wieder verlaßen; Pflicht und Liebe riefen ihn nach Bagdad zurück, wo er noch einen Monat zubrachte, bevor Setelpedurs Wünſche erfüllt wurden.

Der erſehnte Augenblick kam endlich: der Chalyf, ſeine Gemahlinn und ſeine Tochter machten ſich auf den Weg nach dem Schloſſe, in der Mitte von viertauſend Rittern und zwanzigtauſend Mann Reiterei, voran kriegeriſche Muſik, kurz, in einem der großen Feierlichkeit des Gegenſtands entſprechendem Aufzuge. Am Morgen der letzten Tagereiſe, eilte Simuſtapha voraus, Setelpedur den nahen Beſuch anzukündigen. Die ſchöne Feenköniginn eilte den Sänften bis in den erſten Schloßhof entgegen, und weil ſie den Huldigungen nicht zuvorkommen konnte, war ſie genöthigt, dieſelben anzunehmen. Ihre Schönheit erſtaunte den Chalyfen, beunruhigte Sobeïde'n, bezauberte Ilſetilſone'n und Simuſtapha, und war die Bewunderung des ganzen Hofes des Beherrſchers der Gläubigen.

Wir wollen uns nicht bei den Feſtlichkeiten des prächtigen Gaſtmahls aufhalten, zu welchem die Schätze des Chalyfen aufgethan, und deſſen köſtlichſtes die Früchte des Gartens waren; wir wollen nicht bei den Feierlichkeiten des Muftis, noch bei dem Förmlichkeiten der Geſetzbeamten verweilen; wir wollen ſelbſt nicht die Freuden einer Hochzeit ſchildern, welche zum erſtenmal drei Herzen mit einander verband; wir enthalten uns aller Betrachtungen über die allgemeine Glückſeligkeit des Hauſes des Chalyfen, des Prinzen von Indien, und des Luſtſchloſſes Kaſſer-il-Harais; denn wir ſind durch die unermeßlichen Räume, welche wir durchlaufen mußten, durch die Menge und Mannigfaltigkeit der Begebenheiten dergeſtalt fortgeriſſen, daß wir die Zeit, die allgemeine Ordnung der Dinge hienieden, ganz aus dem Geſichte verloren haben: Wir wollen uns alſo wieder zu den Gegenſtänden wenden, an welchen ſie ſo merkliche Spuren zurückläßt, daß wir uns bei ihrem Anblick unmöglich über ihren Verlauf täuſchen können.

Der Bart Harun Alraſchids war allmählig weit ehrwürdiger geworden; daſſelbe Feuer belebte noch ſeinen Blick, aber tiefe Runzeln furchten ſeine erhabene Stirn. Er hatte ſeit zehn Jahren ſeine nächtlichen Wanderungen in Bagdad eingeſtellt, durch welche er ſo heilſam ſich über das Betragen ſeiner Beamten aufzuklären, und über das Glück der Muſelmänner zu wachen wußte. Er gewahrte die zu raſchen Schritte des Todesengels nach ihm: aber er ſah ſich in der lieblichſten Nachkommenſchaft wieder aufleben. Sein Enkel Harun-ben-Alraſchid vereinigte in einem Alter von zehn Jahren ſchon alle Vollkommenheiten, welche an dem Prinzen von Indien und an ſeiner Gattinn Gegenſtand unſrer Bewunderung geweſen ſind. Andere nicht minder liebliche Sprößlinge tröſteten ſein Alter; er ſah ſich in der glücklichen Fruchtbarkeit ſeiner angenommenen Tochter wieder verjüngt, in einen kleinen Simuſtapha, der eben ſo ſchön war, wie ſein Vater.

Aber nicht alle Väter ſind glücklich: der Vater des Prinzen, weit entfernt, die Freuden des Chalyfen zu theilen, fühlte ſich ſehr unglücklich, und ſeine Gemahlinn theilte ſeinen Schmerz.

Es waren bald zwölf Jahre abgelaufen, daß ſie ihren geliebten Sohn, ihre einzige Hoffnung, aus dem Geſichte verloren hatten. Zu ihrer Beruhigung grünte der Roſenbuſch noch, welchen Benalab ihnen zurückgelaßen; er hatte je länger, je mehr geblühet, und verſchönte ſich noch immer. Sie tröſteten ſich durch den Anblick dieſes Buſches, der ihnen die Wohlfahrt ihres Sohnes verbürgte, und erwarteten jeden Augenblick, ihn wiederzuſehen.

Simuſtapha hatte abſichtlich, um ſeine erſte Unternehmung, deren Erfolg ſehr zweihelhaft war, zu verſchleiern, ihnen ſeine erſten Abenteuer verborgen, von denen er ſich nicht wollte ablenken laßen. Als es ihm nach Wunſche geglückt war, verſchob er die Mittheilung an ſeine Aeltern auf morgen; und indem er über einen Aufſchub erröthete, welcher ihm durch nichts zu entſchuldigen ſchien, fuhr er dennoch fort, ſich deſſelben ſchuldig zu machen. Wie gefährlich iſt es, ſtäts auf den folgenden Tag zu verſchieben!

So kam indeſſen der Tag, wo dieſes Stillſchweigen Simuſtapha's für die Seinigen ſehr ſchmerzlich war. In dem Augenblicke, da Setelpedur ſich dem Geſetze des Propheten unterwarf, und die Macht Kokopileſobehs gänzlich abſchwur, verſchwanden alle Bezauberungen, welche von ihr herrührten, oder in ihrem Namen geſchehen waren: der ſchöne Roſenbuſch des Königs von Indien verdorrte; Trauer und Troſtloſigkeit erfüllte den Palaſt, und der Tod drohte, ihnen zu folgen.

Da kam ein Vogel, als Bote der guten Geiſter, aus Indien über Kaſſer-il-Harais geflogen, er erzählte dieſe Neuigkeit den Paradiesvögeln dort. Der Vogel des Baumes ſagte darauf zu ſeiner Gattinn:

„Eile hin in die Zimmer der Prinzeſſinnen, und hole mir ein ganz kleines Fläſchchen, fülle es mit Waſſer aus dem Becken hier im Garten, und binde es mir mit einem kleinen Bande um den Hals; unſer Sohn ſoll mich begleiten. Ich fliege nach Indien; frägt man nach uns, ſo ſage, ich habe meinen Sohn mit mir auf den Baum genommen, ihn zu belehren.“

Das gute kleine Weibchen that alles, was ihr geſagt wurde.

Dreihundert und acht und funfzigſter Tag.

Die beiden Vögel eilten auf ſchnellen Flügeln dahin. Bei ihrem Erwachen fanden Simuſtapha's Aeltern den Roſenbuſch wieder verjüngt, und ſchöner als zuvor. Es ſtieg ein neuer Stamm auf, der aus dem erſten zu entſprießen ſchien: die beiden Zweige verſchlangen ſich, und ließen zweifeln, welcher von ihnen beiden die glänzenden Blüten hervortrieb, womit ſie bedeckt waren.

Die Hoffnung wurde durch dieſes Wunder alsbald wieder belebt: der König und die Königinn von Indien ließen ihre Sterndeuter entbieten, ihnen dieſe Erſcheinung des Abſterbens und der plötzlichen Wiederbelebung des Roſenbuſches zu erklären. Die Weiſen zauderten nicht, zu verkünden, daß der Prinz in der größten Lebensgefahr geweſen, aber glücklich daraus befreiet worden: „alle Roſen, welche der Buſch trägt, ſind die Tugenden, welche er erworben, die Wiſſenſchaften, womit er ſich geſchmückt hat; eine Tugend erzeugt die andre, und ſo verflechten ſich alle dieſe Vollkommenheiten.“ Dieß war die Auslegung des doppelten Stammes: „man weiß nicht mehr, welcher von ſeinen trefflichen Eigenſchaften man die glänzenden Blüten zueignen ſoll, welche ſie hervorbringen.“

Alle dieſe Deutungen, die eben ſo klar als paſſend ſchienen, ſtimmten vollkommen zu der Beobachtung der

Geſtirne bei der Geburt des Prinzen Simuſtapha, welcher dereinſt das vollkommene Muſter aller Könige der Erde werden ſollte. Wie tröſtlich war dieſes geheimnisvolle Sinnbild des Roſenbuſches! Und wie weit war die Wirklichkeit noch über dieſem Zaubergebilde!

Der König von Indien und ſeine Gattinn waren endlich müde, vergeblich nach allen vier Weltgegenden Boten zur Entdeckung ihres Sohnes auszuſenden, und entſchloſſen ſich, ihn ſelber aufzuſuchen; ſie zweifelten nun nicht mehr an ſeinem Leben in der bewohnten Welt, und machten ſich auf den Weg.

Wenn ein ſtrenger Richter das Schweigen Simuſtapha's gegen die Seinigen, die ihm ſo theuer ſein mußten, zu ſeltſam fände, und ihm der Eigenſinn des Schickſals auffiele, daß es alle angeſtellten Nachforſchungen der Aeltern vereitelte, ſo giebt man ihm zu bedenken, daß, wenn der Prinz von Indien ſich früher zu erkennen gegeben hätte, er zur Zeit ſeiner Vermählung mit Ilſetilſone'n in die Staaten ſeines Vaters heimgerufen worden, und dann Setelpedur, die eines beſſern Schickſals würdig war, Königinn des graunvollen Dſchinniſtans geblieben wäre: und ſo wird man auch hier die höhere Weisheit der Vorſehung bewundern, welche durch die blinden Handlungen der Sterblichen die Erfüllung ihrer tiefen Beſchlüſſe herbeiführt.

In Bagdad und Kaſſer-il-Harais lebte alles fortwährend in Gedeihen und Glückſeligkeit. Die kluge

Sobeïde beurtheilte, ſeitdem ihre Tochter Simuſtaphas Herz mit Setelpedur theilte, das Glück derſelben weit richtiger, und geſtand endlich, daß aus der Verbindung eines Mannes mit zwei Frauen allerdings ein großer Vortheil für alle drei erwachſen könnte, zumal wenn die eine davon die Gaben einer Fee hatte.

Da kam ein Kriegsgeſchrei ins Land, dieſe glückliche Vereinigung zu trennen. Aus Baßra wurde geſchrieben, eine unzählbare Flotte drohete mit einer Landung. Der Chalyf wähnte, die Ungläubigen kämen, ihre Niederlage vor Damask zu rächen; er befahl in ſeinem ganzen Reiche Truppen auszuheben, zweimal hunderttauſend Mann ſollten Baßra und den übrigen einem Angriffe ausgeſetzten Städten zu Hülfe zu eilen; Simuſtapha hatte den Oberbefehl derſelben.

Das Heer verſammelte ſich, und ſetzte ſich in Bewegung; bald erreichte es Baßra; alle zur Landung gelegenen Stellen wurden befeſtigt. Man beobachtete die Richtung der Flotte; der Wind ſchien ihre Annäherung ans Land zu begünſtigen, und ſie konnte ſich auf der Rheede von Baßra vor Anker legen. Der Anblick der Schiffe, aus welchen ſie beſtand, zeigte eine furchtbare Zurüſtung; indeſſen hatte ſie noch keine Feindſeligkeiten ausgeübt; die Fiſcher, welche in ihre Nähe gekommen, waren nicht beunruhigt worden, und man konnte ſicher ſein, daß die Flotte nicht von Ungläubigen bemannt war: ſie führte die Indiſche Flagge.

Bei dieſem Zeichen fühlte Simuſtapha ſein Herz bewegt. Ein Boot wurde von dem Hauptſchiffe niedergelaßen, und näherte ſich mit vollen Rudern dem Lande. Simuſtapha beſtieg mit dem jungen Harun, ſeinen Sohn, eins ſeiner Fahrzeuge, und ruderte dem Indiſchen Boot entgegen. Als beide ſich ſo nahe gekommen, daß ſie einander zurufen konnten, bat der Indiſche Befehlshaber um Erlaubnis, bei Baßra landen zu dürfen; er machte kund, daß der König von Indien am Bord des Hauptſchiffes wäre, um überall ſeinen Sohn Simuſtapha zu ſuchen, und daß er jetzo ſeinem Freunde und Verbündeten, dem Chalyfen Harun-Alraſchid ſeine Huldigung darbringen, und zugleich die Nachſpürung ſeines Sohnes fortſetzen wollte; er fügte hinzu, daß die Gemahlinn des Königs von Indien ihn begleitete.

Simuſtapha ſuchte ſeine Freude und ſeine Thränen zu verbergen: „Rudert nach dem Schiffe zurück, ſagte er zu dem Befehlshaber; ich will in euer Boot ſteigen und mit euch hinfahren.“

Zu gleicher Zeit befahl er ſeinem Sohn, alsbald die Schaluppe des Chalyfen in den Stand ſetzen, und ſie von allen übrigen im Hafen begleiten zu laßen. Darnach beſtieg er die Indiſche Schaluppe, und ließ ſich nach ihrem Schiffe bringen.

Dreihundert und neun und funfzigſter Tag.

Unterdeſſen beobachtete der König von Indien, was bei der Begegnung der beiden Schaluppen vorging; er ſah einen Krieger in glänzender Rüſtung die zurückkehrende Schaluppe beſteigen; er ließ ſeine Leute an den Treppen aufſtellen, um ihn an Bord zu helfen, und erwartete ſelber ihn auf dem Verdecke.

Simuſtapha ſtürzte ſich ſogleich ſeinem Vater zu Füßen, noch ehe er von ihm erkannt war, und badete ſie mit ſeinen Thränen. Der König, über eine ſo auffallende Huldigung in einem fremden Lande verwundert, hub den vor ihm niedergeſunkenen Mann auf: die überſtrömenden Thränen vermochten jedoch nicht, die ſeinem Herzen und ſeinem Geiſte ſo gegenwärtigen Züge zu verſchleiern; die Natur ſprach mächtig in ihm, die plötzliche Ueberraſchung bewältigte ſeine Sinne, er taumelte an den Maſtbaum des Schiffes, und rief aus: „Ja, das iſt mein Sohn!“

Dieſer Ruf, und der ganze Vorfall zog die Königinn herbei, die nun ihre Thränen und ihre Umarmungen mit denen ihres Sohnes und ihres Gatten vermiſchte; alle drei überließen ſich den ſüßeſten Gefühlen der Natur.

Dieſe Empfindungen belebten ſich von neuen bei dem Anblick des Jünglings, der jetzt ankam: der junge reizende Harun, eilf Jahr alt, in vollſtändiger Waffenrüſtung, voll Anmuth und Hoheit der Unſchuld, wurde von den angeſehenſten Befehlshabern des muſelmänniſchen Heeres an Bord geführt, und befand ſich auf einmal in den Armen der Groß-Aeltern, von denen Simuſtapha ihm ſo oft erzählt hatte. Wer könnte je die Freude dieſer glücklichen Aeltern und Kinder ſchildern?

Der König von Indien ſchiffte ſich nun in Baßra aus; der Chalyf war nicht mehr in Unruhe über dieſe Flotte; die Hoffnung, ſeinen alten Freund wiederzuſehen, erheiterte ſeine alten Tage.

Dieſe große Neuigkeit kam auch nach Kaſſer-il-Harais, und die herzliche Freude der Prinzeſſinnen theilte ſich ihren Kindern mit; ſelbſt die Vögel ſchienen ſie zu theilen: es war ein allgemeines Entzücken.

Das Heer des Chalyfen wurde wieder entlaßen. Das Schiffsheer des Königs von Indien blieb zu Baßra; er ſelber begab ſich nach Bagdad, im Geleite ſeines Sohnes Simuſtapha, und der Chalyf kam ihnen mit dem prächtigſten Gefolge entgegen, und vereint zogen ſie ein.

Bagdad hatte ganz ſeine Geſtalt verwandelt: der Indiſche König zog überall durch Ehrenbogen; der Chalyf entfaltete alle ſeine Herrlichkeit, um ſeinen Freund und Bundesgenoſſen würdig zu empfangen; die feierlichſten Handlungen der Religion weihten dieſes glänzende Gepränge, und öffentliche Freudenfeſte krönten es.

Dem König und der Königinn von Indien ſtand noch eine anziehende Reiſe bevor, die nach Kaſſer-il-Harais, wo die beiden Prinzeſſinnen, Simuſtapha's Gemahlinnen, mit ihren Kindern wohnten. Der Chalyf ließ ſchleunig alle Anſtalten dazu machen, welche in nichts denen nachgaben, von welchen Bagdad ſo eben Zeuge geweſen war. Die Prinzeſſinnen wurden davon benachrichtigt, und bald ſah man die Fahnen des Chalyfen und des Königs von Indien in den Lüften wehen. Boten eilten dem Zuge voraus; endlich langten die Gäſte an, und die vereinte vielverſchlungene Familie wurde unter gegenſeitigen Herzensergießungen, von den ſüßeſten Gefühlen der Natur beſeligt. Die Königinn von Indien erkannte jetzt alle Blüten des Roſenbuſches, und konnte ſich nicht ſättigen ſie anzuſchauen, und zärtlich an ihren Buſen zu drücken.

Nach einem prächtigen Gaſtmahle, gingen alle in den Wundergarten, wo ein eben ſo reizendes als unverhofftes Feſt ſie erwartete. Auf Befehl der drei Paradiesvögel hatten alle übrigen Vögel ſich verſammelt, und ſtimmten zuſammen einen wohllautenden Geſang an; ſie ließen ſich auf den Raſen nieder, und ſtellten hier dem Auge ein Beet voll lebender Blumen dar.

Beim Klange dieſes Geſanges, ſchienen die Gaſellen und andere kleine Thiere vor Freuden zu hüpfen und ländliche Tänze darzuſtellen. Die ſilberblinkenden Fiſche der Waſſerbecken ſtiegen aus dem klaren Sandgrunde empor, und ließen ihre bunten Schuppen in den Strahlen der Sonne ſpielen; das Waſſer erſchien wie ein flüſſiger Regenbogen, deſſen liebliches Farbenſpiel die Augen entzückt. Die ſeligen Liebenden irrten in den reizenden Gebüſchen umher, unterhielten ſich von ihren Freuden, und theilten ſie mit einander.

Aber es war Zeit, daß der König von Indien auch ſeine Unterthanen an dem glücklichen Erfolge ſeiner Reiſe theilnehmen ließ; er ſollte Simuſtapha und deſſen beide Gemahlinnen mitnehmen. Zur Entſchädigung für dieſe Entführung, behielt der Chalyf den jungen Harun-ben-Alraſchid bei ſich, der mit der einzigen Tochter eines verſtorbenen Sohnes des Beherrſchers der Gläubigen vermählt, und zugleich zu ſeinem Nachfolger ernannt wurde.

Simuſtapha, Ilſetilſone und Setelpedur mit den Ihrigen ſchifften ſich nun nach Indien ein; unter Thränen ſchieden ſie von dem jungen Harun: dieſer begleitete ſeine Aeltern bis ans Meer; und nachdem er ſie umarmt hatte, ſprach er zu ſeinem Vater:

„Vater, rüſte ein Kriegsheer aus; ich will mir auch eins von dem Chalyfen erbitten, und vereint wollen wir dann alle Ungläubigen bändigen und uns wieder unterwerfen. So werde ich die Freude haben, dich wiederzuſehen; ich will auch meine kleine Gemahlinn Jalideh mitbringen; wir werden uns ſehen, uns umarmen, ich werde meine Mutter und meine Schweſtern herzen, und wir Alle werden glücklich ſein.“

Schon hatten die Schiffe das Meer von Baßra verlaßen; ſie ſegelten nach den Küſten Indiens, wo ſie nach einer glücklichen Fahrt anlangten. Die Wünſche des Volks gingen nun in Erfüllung: Setelpedur fand hier den Frieden und das Glück, welches allen Kronen Dſchinniſtans weit vorzuziehen war; und Simuſtapha ärntete endlich den Preis der Tugenden, deren Keim der Perſiſche Weiſe in ihm gepflegt hatte.“

Nachdem die Amme die Geſchichte Simuſtapha's hiemit beſchloſſen hatte, fragte die Prinzeſſinn:

„Iſt die Geſchichte ſchon aus? ſie hat mich ſehr angezogen, beſonders wegen der Vögel.“

Es thut mir leid, daß ſie nicht alle drei mit nach Indien gezogen ſind: ſie würden nicht wenig dazu beigetragen haben, den Hausfrieden zu erhalten. — Ich wünſchte ſelber wohl einen ſolchen Paradiesvogel zu fangen.“

„Dieß Gelüſt wäre ſehr gefährlich,“ antwortete die Amme; „die Vögel des Paradieſes laßen ſich nicht fangen: ihr könntet andere aus Dſchinniſtan dafür nehmen, welche euch eben ſo ſchön erſchienen, aber ſo wohl außen als innen nur Lug und Trug ſind. Weil es noch Zeit iſt, ſo könnte ich euch eine nur kurze, aber ſehr unglückliche Geſchichte erzählen, welche dazu dienen würde, euch vor dem Verkehr mit dergleichen wunderbaren Vögeln zu warnen: es iſt die Geſchichte Ali-ben-Dſchads, Sultans von Irak.“

„Ich will ſie gern anhören,“ antwortete die Prinzeſſinn, und die Amme begann alſo:

Geſchichte

Ali-Ben-Dſchads, Sultans von Irak,

mit den

falſchen Paradiesvögeln.

„Ali-ben-Dſchad, Sultan von Irak, ein Abkömmling Ali's, kriegte gegen den Chalyfen Moavia. Er glaubte ihm eine Schlinge zu legen, indem er ihn in eine Schlucht lockte, deren Höhen er beſetzt hielt. Moavia ließ ſein Heer langſam vorrücken, um ſeinen Feind wähnen zu läßen, daß er ohne Mistrauen in die ihm geſtellte Falle ginge: aber plötzlich wandte er ſich, Ali-Ben-Dſchads Heer wurde in Stücken gehauen, und dieſer ſelber gefangen. Er wurde in einer Veſtung am Fluß Addſchala, einige Meilen von Kaſſer-il-Harais, eingeſperrt.

Dieſer Gefangene, ein Menſch von wilder Gemüthsart, hatte während ſeiner Regierung viele Leute ins Unglück geſtürzt, und konnte nun das ſeinige nicht ertragen: er ging beſtändig von feiger Verzagtheit zu einer Heftigkeit über, welche an Wahnſinn gränzte.

Er hatte keine andre Geſellſchaft, als einen Verſchnittenen von funfzehn Jahren, der bei ihm eingeſperrt war, und verbrachte ſeine Zeit im Geſchwätze mit dieſem eben ſo einfältigen als unwiſſenden Jungen. Er verwunderte ſich mit ihm, wie Moavia, der ſeine Zeit mit beten zubrächte, im Kriege plötzlich einen Streich ausführte, der ſeine Feinde in Verwirrung ſetzte, und wie er feindliche Entwürfe vereitelte, ohne daß er ſie beachtet zu haben ſchiene.

„Unſer Chalyf,“ ſagte der Verſchnittene, „braucht weder Kundſchafter, noch ſich viel Mühe zu geben: wenn man ihm meldet, daß die Feinde heranziehen, beſteigt er ſein Kameel, und nimmt einigen Vorrath mit; ſein Paradiesvogel fliegt vor ihm her, und verräth ihm die ſchwachen Stellen des Feindes; ſeine Entwürfe und ſeine Mittel.“

„Was iſt das für ein Vogel?“ fragte Ali-Ben-Dſchad.

„Habt ihr niemals von den Vögeln gehört,“ antwortete der Verſchnittene, „welche in dem Garten Kaſſer-il-Harais hier ganz in der Nähe ſind? Mahomed hat ihre Art in dieß Luſtſchloß gebracht, und ſie verlaßen es nie, außer, um einem Propheten zu dienen. Man ſpricht oft davon im Palaſte, weil die Frauen ſie geſehen haben: dieſe Vögel ſind heilig, ſie wiſſen den Koran auswendig, und ſprechen ſehr deutlich. Man ſagt, daß ſie allerlei Dinge thun. Ich habe mehr als hundert Geſchichten davon erzählen gehört, dergeſtalt, daß ich manchmal von ihnen träume: aber ich habe ſie auch immer nur im Traume geſehen. Sie ſind ſehr ſchön, wenn ſie in der Luft ſchweben; man könnte ſie für ein fliegendes Bündel Seide halten, ſo fein und leicht ſind ihre Federn.

Unſer großer Chalyf hat ſicherlich einen ſolchen Vogel, der ihm dient und ihm alles ſagt: aber er allein nur ſieht und hört ihn; auch weiß er alles, was in dem Palaſt vorgeht. Wir hatten einen Schwarzen unter uns, der ſich rühmte, einen dergleichen Vogel zu beſitzen, durch welchen er alle verlorenen Sachen wiederfände: aber ſein Vogel bewahrte ihn nicht davor, in dem Jlfara zu erſaufen."

Dreihundert und ſechzigſter Tag.

Der ſo ſchon ſchwache Kopf des Sultans wurde durch die Erzählung von dieſen Wundern und vielen anderen, womit der Verſchnittene ihn unaufhörlich unterhielt, täglich mehr erhitzt: „Könnte ich," ſprach er bei ſich ſelber, „einen ſolchen Vogel kriegen, wie Moavia hat, der würde mir hier heraushelfen; ich würde durch ſeine Hülfe wieder meine Staaten erreichen, ein neues Heer aufbringen, und herkommen, den Chalyſen zu bekriegen; die Macht würde dann an natürlichen und wunderbaren Mitteln auf beiden Seiten gleich ſein, und wir würden ſehen, wer von uns beiden den Sieg davon trüge. Es iſt nicht weit von hier nach Kaſſer-il-Harais; wenn meine Stimme bis dorthin dringen könnte, ſo würde ich einen der Bewohner des Gartens vermögen, mir zu helfen:

„Kommt her, kommt her zu mir!“ rief der Sultan in ſeiner Begeiſterung aus, „kommt herbei, ihr himmliſchen und mächtigen Vögel! der Thron von Irak und das mächtigſte Reich, ſo ich erobern kann, ſoll euer Käfig ſein.“

Ali-ben-Dſchad war von dieſer Vorſtellung ſo eingenommen, daß er ſein Abend- und Morgen-Gebet darüber vergaß. Er war ſonſt, obwohl ein Ungläubiger, ſehr ſtrenge hierin: aber jetzo richtete er ſeine Andacht nur auf die wunderbaren Vögel; ſie allein beſchäftigten ſeine Gedanken.

„Ich habe dieſe Nacht einen geſehen,“ ſagte eines Tages der Verſchnittene zu ihm, „es war mir, als ſpräche er mit mir im Traume.“

„Ah! wie glücklich biſt du!“ ſagte der Sultan darauf: „ich möchte die Hälfte meines Bluts hingeben, um ſie nur im Traume zu ſehen.“

In der Nacht hielt dieſer Gedanke den Sultan wach; dieß war nicht das Mittel, den gewünſchten Traum zu haben: aber plötzlich hört er um Mitternacht an ſein Fenſter klopfen, welches außen wohl hundert Fuß über der Erde hoch war. Er ſchaute hin, und es erſchien ihm erhellt, wie vom Tageslichte: er betrachtete es näher, und ſah einen ſchönen Vogel draußen auf dem Gitter ſitzen.

Bei dieſem Anblick war Ali-Ben-Dſchad hingeriſſen von Freuden und Erſtaunen. Er lud den Vogel ein, hereinzukommen.

„Ich kann nicht,“ antwortete das wunderbare Thier, aber ſo verſtändlich, daß es ihm vorkam, als wenn ihm jemand ins Ohr ſpräche: „wenn du indeſſen mich zu haben wünſcheſt, ſo werden wir leicht über die Bedingungen einig werden.“

Nach dieſen wenigen Worten, verſchwand der glänzende Vogel, und Ali-Ben-Dſchad wähnte ſich auf dem Sprunge, der glücklichſte der Menſchen zu werden.

Der Verſchnittene hatte geſchlafen und nichts geſehen, der Sultan theilte ihm ſein gutes Glück mit; und in der folgenden Nacht blieben beide wach, aber ſie hatten nichts weiter davon, als eine ſchlafloſe Nacht.

Mehrere Tage verfloſſen ſo, in Erwartung, Ungeduld und Schlafloſigkeit: endlich erſchien der Vogel abermals um Mitternacht.

„Ich war," ſprach er zu dem Sultan, „aus eigener Bewegung, und angezogen durch deine Bitten, welche ich in dem Garten Kaſſer-il-Harais hörte, zu dir gekommen: nunmehr habe ich die Erlaubnis erhalten, mit dir zu verkehren; wollen wir nun unſern Vertrag mit einander machen?"

„Von ganzem Herzen," antwortete Ali-Ben-Dſchad.

„Wenn das iſt, ſo ſteh auf und laß mich hinein." Der Sultan ſtand auf. „Stelle dich mitten ins Zimmer," fuhr der Vogel fort, „und wiederhole Wort für Wort alles, was ich dir vorſagen werde:

Zimmer, öffne dich! ich befehle es dir im Namen Mahomeds. Vogel, komm her zu mir! ich befehl es dir im Namen des Fürſten der Erde."

Ali-Ben-Dſchad, außer ſich vor Freuden, ſprach dieſe Worte nach, und alsbald ſaß der Vogel auf ſeiner Schulter: das Licht, welches er ausſtrahlte, warf einen hellen Schein ins Zimmer: der erſchrockene Verſchnittene ſtürzte langhin auf den Boden.

„Was willſt du von mir," fragte der Vogel, „und von dem Herrn, dem ich angehöre?"

„Ich will hier heraus," antwortete der Sultan, „nach Irak heimkehren, meinen Thron wieder beſteigen, und mich an Moavia rächen." —

„Das alles wird mit der Zeit geſchehen, aber wir müſſen damit beginnen, hier heraus zu kommen. Befiehl dem Eiſengitter, welches uns aufhält, im Namen Mahomeds niederzuſinken."

Ali = Ben = Dſchad zauderte nicht, zu gehorchen. —

„Befiehl mir weiter im Namen des großen Gottes der Erde, dir einen Wagen zu machen, der dich noch vor Ende des Tages nach Irak bringe."

Ali = Ben = Dſchad, voll Freuden und Hoffnung, gab dieſen neuen Befehl mit Vergnügen, nachdem er ſchon das Gitter vom Fenſter verſchwinden geſehen hatte.

„Du haſt genug an der Mütze des Turbans: Gib mir die Mußelinbinde deſſelben: daraus ſoll der Wagen gemacht werden, der dich mit dem Verſchnittenen hinweg führen ſoll."

Der Sultan beeiferte ſich, auch dieſer Forderung zu genügen.

„Nunmehr," ſagte der Vogel, „gehe ich ans Werk." Er nahm den einen Zipfel der Binde in den Schnabel und flog damit zum Fenſter hinaus. Einen Augenblick darnach, erblickte Ali = Ben = Dſchad draußen vor dem Fenſter einen ſehr bequemen Wagen, an welchem der Vogel mit einem leichten Bande von Gold und dunkelrother Seide geſpannt war. Er trat dreiſt von ſelber hin ans Fenſter, und bückte ſich, hindurch zu ſchlüpfen und in den Wagen zu ſteigen.

„Noch einen Augenblick," ſagte der Vogel: „indem du den Fuß in den Wagen ſetzeſt, mußt du das Glas bensbekenntnis nachſprechen, welches ich dir vorſagen werde."

„Unbedenklich," antwortete der Sultan, ſehr begierig von hinnen zu kommen. —

„Wenn du aber ein Wort davon auslaͤßt, ſo findeſt du in dem Abdſchala die letzte deiner Abwaſchungen. Steig nun ein, und ſprich, bevor du dich niederſetzeſt, ſehr deutlich:

Im Namen des groſſen Kokopileſobeh, des alleinigen Gottes der Erde! Ich will von hinnen nach Irak."

„Was ſagſt du da, Vogel?" fragte Ali-Ben-Dſchad: „es giebt nur Einen Gott und Mahomed iſt ſein Prophet."

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als der Wagen ſich aufloͤſte, und wieder zu Mußelin ward; der Vogel flog davon, und Ali-Ben-Dſchad ſtuͤrzte mit dieſem leichten Stoffe durch ſeine Schwere zu Boden: er fiel auf die Felſen, welchen die Fluten des Stroms am Fuße des Thurmes beſpuͤlten: aber er wurde nicht zerſchmettert; denn es haftete noch einige Zauberkraft in der Binde des Turbans. Indeſſen war Ali-Ben-Dſchad von dieſem Falle dermaßen betaͤubt, daß er den wenigen geſunden Verſtand, der ihm noch geblieben war, vollends verlor; er ward ganz bloͤdſinnig. Fiſcher fanden ihn, huben ihn auf, und brachten ihn zu Moavia.

Dreihundert und ein und ſechzigſter Tag.

Der Chalyf war durch den jungen Verſchnittenen, der noch nicht den Fuß auf den Wagen geſetzt hatte, als er wieder verſchwand, von dem Abenteuer unterrichtet, und glaubte in dieſer Beſtrafung des Sultans von Irak, den Willen Gottes und die Lenkung Mahomeds zu erkennen: er gab nun demjenigen die Freiheit des Leibes, den ein höherer Rathſchluß der Freiheit des Geiſtes beraubt hatte.

Der Verſchnittene führte ihn, wie zur Schau, in Bagdad umher, und verdiente ſich einiges Geld, indem er ihn den Fremden in den Chans als den Sultan des Vogels zeigte. Ali = Ben = Dſchad, durchaus unempfindlich, beantwortete alle Fragen, welche man ihm thun mochte, nur durch Lachen.“

„Haſt du geendigt?“ ſagte hierauf die Prinzeſſinn zu der Amme: „deine Geſchichte iſt anzüglich: hältſt du mich denn für einen Schwachkopf, weil ich die Vögel liebe?“

„Erhabene Prinzeſſinn,“ antwortete die Amme, „ich habe euch nur warnen wollen.“ —

„Genug davon; aber laß dir ein für allemal geſagt ſein, ich liebe es nicht, daß man ſich über meine Liebhaberei luſtig macht; und ſei künftig vorſichtiger in der Wahl deiner Geſchichten.“

„So will ich euch denn eine Geſchichte ganz andrer Art erzählen,“ ſagte die Amme, und hub alſo an:

Habib und Dorat-il-Goas
oder
Geſchichte des fahrenden Ritters.

Den zahlreichſten und tapferſten der arabiſchen Stämme, genannt Ben-il-Helal,*) beherrſchte vormals der Emir, Ben-il-Helal-Salamis, der berühmteſte Mann ſeiner Zeit, durch ſeinen Muth, ſeine Tapferkeit, ſeine Frömmigkeit, ſeine Redlichkeit, mit Einem Worte, durch alle Tugenden, welche einen Helden und Fürſten auszeichnen. So viele vereinigte Eigenſchaften hatten ihn zum Oberhaupte von ſechs und ſechzig Stämmen gemacht, welche er mit Weisheit beherrſchte, und deren Zutrauen er ſich erworben hatte. Das Glück und die Wohlfahrt, welche häufig die Früchte eines guten Wandels ſind, hatten ihn im Kriege begleitet, und verließen ihn auch nicht in den Zeiten des Friedens. Zu reiferem Alter gelangt, wünſchte ſich dieſer Fürſt, zur Vollendung ſeiner Glückſeligkeit, nur noch einen Erben: eine Gunſt des Himmels, welche ihm noch nicht zu Theil geworden war.

---

*) Dieſer bei Herbelot (Orient Bibl.) Beni-Helal genannte Stamm bewohnte eine an Palmen fruchtreiche Gegend zwiſchen Medina und Kufa.

Während des Haraphat-Feſtes hörte Salamis nicht auf, den Altar mit Opfern zu bedecken; auf den Stufen des Heiligthums kniend, ſchickte er heiße Gebete zu dem großen Propheten empor, und erwartete mit Ergebung und Ehrfurcht eine zu ſeinem Glücke ſo nothwendige Gnade.

Eines Tages, als er den Weihrauch ſeiner Opfer verdoppelt hatte, empfand er plötzlich eine wohlthätige Beruhigung, welche ihn mit der ſüßeſten Hoffnung erfüllte. Dieſe wurde nicht getäuſcht: einige Zeit darauf fühlte ſeine Gemahlinn Amirala*) ſich ſchwanger, und nach neun Monden gebar dieſe Fürſtinn einen Knaben, an Schönheit dem Geſtirne vergleichbar, welches uns in den Sommernächten für die Abweſenheit der Sonne entſchädigt. Amirala nahm ihr Kind in die Arme, liebkoſte ihm mit Zärtlichkeit und Entzücken, und ſprach:

---

*) In Cauſſins Ergänzung von 1001 Nacht heißt ſie Kamar-Alaſchraf d. i. Mond der Edlen. H.

„Liebliches Kind, du ſchönes Bild des Stammes, deſſen Frucht du biſt, mögen die Küſſe meines Mundes dir eben ſo gedeihlich ſein, als die Strahlen der Sonne der jungen aufkeimenden Pflanze ſind! Komm an meine Bruſt, die erſten Früchte meiner Zärtlichkeit zu koſten.

Und du, großer Prophet, dem der Allmächtige den Schlüſſel zu den Gnaden des Himmels anvertraut hat! du, dem wir dieſen koſtbaren Schatz verdanken, ſende auf ihn die Einflüſſe deines göttlichen Geiſtes hernieder! Laß durch dein mächtiges Gebot, das gewaltigſte, das glänzendſte, und zugleich mildeſte der Geſtirne ſeine Beſtimmung leiten!

Heil euch, ihr Stämme der lachenden Gefilde Arabiens! für euch iſt unſer Habib*) uns geſchenkt worden! Kommet herbei, das Haupt meiner jungen Ceder zu ſchauen! ihr werdet es über alle anderen hervorragen ſehen. Frohlocket, ihr glücklichen Stämme, eines Tages wird er euch mit ſeinem Schatten beſchirmen!“

Während Amirala ſo die Wohlthat des Allerhöchſten feierte, hatte der Emir alle Sterndeuter des Volks verſammelt, und ließ die Sterne über die Beſtimmung ſeines Sohnes befragen. Zur geſetzten Stunde waren die Augen der Sterndeuter auf das tiefblaue Himmelsgewölbe gerichtet: es war, als ob ein Kampf an demſelben vorginge; ein Geſtirn ſchien ſich dem andern zu widerſetzen; ein ſehr glänzender Stern wurde verdunkelt, verſchwand, oder erloſch, gleich den feurigen Erſcheinungen, welche zuweilen vom Nachthimmel niederfahren; der Stern verließ indeſſen nicht ſeine Stelle, und einige Augenblicke darnach ſtrahlte er in neuem Glanze und zeigte ſich in der günſtigſten Stellung zu den übrigen Geſtirnen.

---

*) Habib bedeutet der Vielgeliebte.

Jetzo nahm der älteſte unter den Sterndeutern das Wort, und ſprach zu Salamis:

„Mein Fürſt, dein Sohn wird mit hohem Ruhm und Bewundrung leben: aber niemals wird ein Sterblicher ſo viel Gefahren zu beſtehen haben, als er; Zufälle und Unfälle erwarten ihn, aber ſeine Hülfsmittel ſind unverſieglich: die Liebe und der Ruhm werden ſeine Anſtrengungen krönen, wenn ſein Muth und ſeine Seelenſtärke alle dieſe Prüfungen überwindet.“

„Welche wunderſame Beſtimmung!“ erwiederte der Emir: „kann nichts ihre Strenge mildern?“ —

„Mein Fürſt, wir haben uns augenſcheinlich überzeugt, daß das große Geſtirn und die ſieben es umgebenden Wandelſterne, nicht im Einklange ſind; ſie ſchienen uns alle ihre Kräfte aufzubieten, dem Geſtirne deines Sohnes zu Hülfe zu kommen, oder die böſen Einflüſſe von demſelben abzuleiten; der Anblick dieſer Kämpfe war furchtbar: aber da Habibs Stern wieder zum Vorſchein gekommen iſt, ſo darfſt du einige Hoffnung hegen. Die Gefahren ſind uns ſehr deutlich gezeigt worden: aber, wie der Menſch zum Theil den Schlägen des Schickſals ausweichen kann, ſo vermag auch Habib durch ſeine Tugenden jene böſen Einflüſſe zu mildern und ſeinen Stern zu zwingen, ihm günſtig zu ſein.“

Salamis war der muthvollſte und zugleich der ergebenſte Mann: „die Unfälle, die meinen Sohn bedrohen,“ ſprach er bei ſich ſelber, „werden zweifelsohne menſchliche Kräfte nicht überſteigen: man muß alſo einen Mann aus ihm bilden, und die Keime aller Tugenden in ihm pflegen; Amirala wird mir dabei helfen, und wir werden ihn durch unſer Beiſpiel und unſere Lehren in den Stand ſetzen, die ihm drohenden Gefahren ſiegreich zu beſtehen.“

Dreihundert und zwei und ſechzigſter Tag.

Kaum konnte Habib, nachdem er beſchnitten war, einige Worte hervorbringen, als ſeine zarte Stimme, anſtatt ſinnloſe Töne zu ſtammeln, ſchon ſein Glaubensbekenntnis ausſprach: er pries ſchon den Schöpfer, Mahomed ſeinen Propheten, den Himmel, die Erde, die darin wohnenden Weſen, die unermeßlichen Räume, welche ſie trennen. Die Buchſtaben des Abc waren ſein Spielzeug, er ſetzte ſie zuſammen, und bildete daraus Wörter, welche bald ein Sinn verband; beim Spiele mit Rohrſtäben baute er daraus, anſtatt einer Hütte, eine Moſchee: ſeine Spiele, ſein Sinn, ſeine Neigungen verkündigten frühzeitig ein über das Gemeine erhabenes Weſen.

So bald ſein Leib erſtarkte, waren die Stunden ſeiner Mahlzeit nicht mehr beſtimmt: er ſollte ſich mit den Drängern der Menſchheit, den Bedürfniſſen vertraut machen; man fing damit an, ihn die erſten Wirkungen derſelben fühlen zu laßen, um ihn abzuhärten, ſie dereinſt ohne Murren zu ertragen. Er mußte ſich an alles gewöhnen: die Matte, worauf er lag, wurde ihm entzogen, und er ſchlief eben ſo ruhig auf dem härteſten Boden; er wurde dem Unwetter der Jahrzeiten ausgeſetzt, damit ſein Leib nie ihre Strenge empfände.

Man ließ ihn junge unbändige Pferde beſteigen: aber ſeine ſchon durch minder gefährliche Spiele erworbene Geſchicklichkeit, ließ ihn auf der Stelle das Gleichgewicht finden; und wenn er es zufällig einmal verlor, ſo nahm ſein ſchlanker und gewandter Leib bald ſeine Stellung wieder ein.

Auf ſolche Weiſe übte Amirala ihren Zögling: In einem Alter von ſieben Jahren übertraf er an Kraft und Gewandtheit alle übrigen Knaben. Dabei wurde auch ſein Geiſt nicht vernachläßigt; er konnte alle Kapitel des Korans herſagen, und den Sinn derſelben auslegen. Durch ſeine Mutter gewöhnt, die Wunder der

Natur mit einer Art von Begeiſterung anzuſchauen, ſchilderte er ſelbſt ihre Schönheiten.

Es war nun Zeit, daß Salamis eine ſo glücklich begonnene Erziehung vollendete; aber dazu mußte er einen eben ſo geſchickten Lehrer für den Jüngling finden, als Amirala für ſeine Kindheit geweſen war. In ſeinem Lager befand ſich ein alter Weiſer, namens Ilfakis, aller Wiſſenſchaften kundig und von tadelloſem Wandel; aber er war von einer Krankheit befallen, welche ihn langſam dem Grabe zuführte.

„Ah! wenn Gott mir den weiſen Ilfakis wiederſchenken wollte!" ſprach Salamis in Gegenwart eines ſeiner Leute.

„Was wolltet ihr mit ihm machen?" fragte dieſer hierauf: „ich komme eben aus ſeinem Zelt; er ſagte mir, er habe einen Trank eingenommen, welcher Wunder gewirkt: ich fand ihn aufrecht ſtehend, er that vor mir einige Schritte mit feſtem Fuß, und ich zweifle nicht, wenn ihr ihn zu ſehen wünſchet, daß er im Stande ſei, hieher zu kommen."

„Geh hin, und bitte ihn darum," ſagte der Emir; „ich betrachte ſeine Wiederbelebung als ein Wunder, welches noch mehr zu meinem Gunſten bewirkt worden, als zu dem ſeinen."

Ilfakis erſchien auf Befehl des Emirs; er nahm den Antrag deſſelben an; der junge Habib wurde ſeinem neuen Lehrmeiſter übergeben, und beide wohnten fortan unter demſelben Zelte. Die Bemühungen des Lehrers*) fanden einen ſo gedeihlichen Boden, daß alles darin ohne Schwierigkeit aufkeimte. Habib konnte ſchon alle Geſtirne des Himmels nennen, den Lauf der Wandelſterne beſchreiben, ihre Größe und ihren Abſtand berechnen. Er kannte die verſchiedenen Arten von Bäumen und Pflanzen und ihre Eigenſchaften; er wußte, wie die Hitze und die Feuchtigkeit auf die Fruchtbarkeit einwirken. Er berechnete die Gewäſſer, welche die Ströme in das Meer ergießen; er verfolgte die Dünſte, welche die Sonne daraus auf die Gipfel der Gebirge emporhebt, um ſie in befruchtenden Quellen wieder herabfallen, und ſo den bewundernswürdigen Haushalt der Natur im ſtäten Kreislaufe zu ſehen. Es gab kein Thier, welchem er nicht ſeine Stelle anzuweiſen wußte; und wenn er über die mannigfaltigen Wunder ihrer dunkeln Triebe erſtaunte, ſo erkannte er ſie doch ſtäts den Wundern der Vernunft unterworfen.

Während er ſo mit Ilſakis beſchäftigt war, dieſe Fülle von Vorſtellungen zu ordnen, bemühte er ſich zugleich, ſie feſtzuhalten, und er lernte die ſiebenfache Art der Schreibkunſt.

---

*) Die Araber ſind die erſten, welche uns die Wunder der Natur kennen und ergründen gelehrt; wir verdanken ihnen die Ueberſetzungen der Griechiſchen Philoſophen: demnach darf alles, was hier von den reißenden Fortſchritten des jungen Habib geſagt wird, niemand befremden. C.

Eines Tages forderte Salamis ſeinen Sohn auf, von ſeinen Kenntniſſen etwas mitzutheilen. „Mein Vater“ erwiederte dieſer, „du mußt meinen Lehrer darüber befragen, er vermag davon zu reden: ich dagegen muß noch lange Zeit ganz Auge und ganz Ohr ſein, die Uebung der Hand muß noch lange dem Gebrauche der Zunge vorausgehen; die Schriftzüge müſſen aus meiner Hand ſo rein hervorkommen, wie die Perlen aus dem Waſſer.“

Salamis, von dieſer Antwort entzückt, fragte den weiſen Lehrer, ob er den Prinzen noch etwas zu lehren hätte.

„Der junge Prinz,“ antwortete Jlfakis, „könnte ſich alle Fragen, welche er mir noch thut, ſchon ſelber beantworten. Jch habe vor ſeinen Augen das große Buch der Welt eröffnet, jeder Schritt, welchen er nunmehr allein darin thut, wird ihn beträchtlich vorwärts bringen; der Unterricht, wodurch häufig die vor allen wichtige Selbſtthätigkeit ausgeſchloſſen wird, würde nur ſeine Fortſchritte hemmen. Es iſt Zeit, mein Fürſt, daß mein Zögling ſich mit den für einen Prinzen nothwendigen Künſten beſchäftige, der einſt ſechs und ſechzig kriegeriſche Stämme beherrſchen ſoll; meine Hülfe würde ihm hiebei nicht mehr förderlich ſein, und mein Leib, welchen die Erde zurückfordert, ſehnt ſich nur nach ſeiner Ruheſtätte.“

„Welche trübe Vorahndung!“ erwiederte der Emir. „Du kannſt dir noch lange Jahre verſprechen, und durch meine Schätze ſollſt du dich ihrer im Ueberfluß erfreuen.“

„Mein Fürſt,“ ſagte der Weiſe, „ein Sandkorn und alle Reichthümer der Erde gelten in meinen Augen gleich; ich bin ſeit langer Zeit allen Bedürfniſſen abgeſtorben. Dieſer gebrechliche Leib, den ich nicht mehr zu erhalten trachte, verdankt die Verlängerung ſeines Daſeins nur den geheimen Abſichten der Vorſehung zu euern Gunſten; heute iſt ihm ſeine Auflöſung beſtimmt ... Ich habe meinen Lohn in der Erfüllung meiner Pflichten gefunden, und verlange hienieden keinen andern.“

„So fahr denn wohl, tugendhafter Ilſakis,“ ſagte der Emir, „laß dich von meinem Sohn und von mir umarmen; deine Entfernung wird uns viel Thränen koſten, aber wir wollen uns die Bitterkeit derſelben dadurch verſüßen, daß wir dich oft in deinem Zelte beſuchen ....“

„Ihr werdet nicht wieder dahin kommen,“ antwortete der Alte, „mein Zelt iſt, wie ein Dunſt, welchen der Wind zerſtreuet, und ich bin gleich dem Staube, welchen er fortweht. Lebe wohl, Salamis, lebe wohl mein theurer Habib, gedenket meiner in den Trübſalen, welche euch zuſtoßen werden.

Dreihundert und drei und ſechzigſter Tag.

Höchſt gerührt war der junge Habib von dieſer Trennung: aber bald wurde ſein Gefühl auf eine noch härtere Probe geſtellt. Sein weiſer Lehrer ſtarb gleich nach ſeiner Rückkehr in ſein Zelt; der Leichnam wurde auf der Stelle beerdigt, um das Lager vor dem Peſthauche zu bewahren, welchen er ſeit dem Augenblick verbreitete, daß die Seele ihn verlaßen hatte. Sein junger Zögling weinte ſich am Buſen ſeiner Mutter aus; Amirala freute ſich ſeines innigen Gefühls, indem ſie ihn zu tröſten ſuchte; ſie ermahnte ihn, ſeine Blicke über dieſe für unſre Glückſeligkeit ungenügende Erde zu erheben. Dieſe tröſtlichen Vorſtellungen beruhigten den jungen Habib; aber er wollte ſeinem Wohlthäter die letzte Pflicht erweiſen, einige Blumen auf ſein Grab ſtreuen, und dem Allerhöchſten ſeine Gebete darbringen.

Er ging nach Ilſakis Zelte, mit drei Kränzen von bedeutſamen Blumen in der Hand. Eine ſüße Schwermuth bemächtigte ſich ſeiner Seele, und ließ den Thränen, die ſeine Wangen überſtrömten, freien Lauf; er ſtand einen Augenblick ſchweigend da, einer Trauer hingegeben, welche nichts peinliches hatte; endlich erhub er die Stimme, und rief aus:

„Ich betrete die Erde, unter welcher die Leiche meines theuern Ilſakis ruhet. Ihr Engel des Todes! als ihr euch ihm nahetet, ſeine Seele abzufordern, waret ihr da nicht eben ſo gerührt, als ich?

O großer Prophet! Du haſt dieſen tugendhaften Muſelmann in deinen Schooß aufgenommen. Du reichteſt ihm die unvergängliche Krone: mache auch dieſe Kränze unſterblich, welche ich hier ſeiner Aſche darbringe.

Die Seele meines theuern Ilſakis weilet nicht mehr an dieſem Orte: ſie würde auf dieſem dürren Boden Kräuter und Blumen hervortreiben; ſo wie ein einziger ſeiner Blicke und ein Wort ſeines Mundes in meinem Herzen die Schätze der Weisheit und den Schmuck der Tugend aufgehen ließ.

Schlaf ſelig, ruhe in Frieden, wohlthätige Seele! Empfang die Huldigung meiner Dankbarkeit, ich komme, deine kalten Ueberbleibſel zu bekränzen! Du lehrteſt mich die Vernunft erkennen, meine Pflichten lieben, die Süßigkeiten der Freundſchaft empfinden: nimm hier den Lohn meiner Liebe.“

Salamis erwartete die Rückkunft ſeines Sohnes. „Habib,“ ſprach er zu ihm, „nachdem du nun den natürlichen Pflichten der Dankbarkeit genügt haſt, mußt du jetzo darauf denken, dir die Kenntniſſe zu erwerben, welche beſtimmter deinem Stande entſprechen. Du biſt mein Sohn, der Himmel beſtimmt dich zu meinem Nachfolger als Fürſt der tapferen Stämme, welche unter meiner Herrſchaft ſtehen; du biſt berufen, bei allen Feldzügen an ihrer Spitze zu ſtehen: du mußt alſo lernen, ſie anzuführen, dich zu allen Beſchwerden abhärten, und dich in den Stand ſetzen, jeden Feind zu Boden zu ſtrecken, der es wagte, dir zu widerſtehen; Stärke mit Geſchicklichkeit verbunden müßen dich zum unerſchrockenſten Krieger deiner Heere machen. Du haſt angefangen dich an das Tragen der Waffen zu gewöhnen: nur der Feige erliegt unter ihrem Gewichte, der beherzte Mann macht ſich mit ihnen vertraut. Ah! warum kann ich unter allen meinen Kriegern keinen Mann finden, der ſo geſchickt wäre, dich in dieſer Kunſt zu unterrichten, als Jlfakis dich in den Wiſſenſchaften unterwies. Ein vollkommener Kriegsmann iſt ſo ſelten, als ein Phönix. Der große Prophet that zu unſeren Gunſten ein Wunder, indem er uns Jlfakis im Leben erhielt, und nur er könnte mir den außerordentlichen Mann ſenden, dem ich dich anvertrauen möchte."

„Mein Vater," ſagte Habib, „ich bändige in meinen Spielen deine muthigſten Roſſe; Stärke und Muth verlaßen mich niemals: verwandle dieſen leinenen Rock, den ich trage, in ein Panzerhemd, und mit dem dickſten Schild am Arm, mit der ſtärkſten Lanze in der Hand, werde ich dir ein würdiger Waffengefährte ſein! Ah! wann ſoll ich endlich dieſe Kleider ablegen, welche mein Geſchlecht faſt zweideutig machen, und nichts von der Stärke ahnden laßen, womit die Natur mich begabt hat? ſie bedarf der Unterweiſung, und ich dürfte darnach, die Kunſt kennen zu lernen, wodurch ihre Anwendung geleitet wird.“

„Würdiges Geſchenk des Himmels!“ rief der Emir aus, indem er ſeinen Sohn umarmte; „glückliches Kind! Hoffnung meiner Stämme! Derjenige, der ſo rühmliche Neigungen in dir legte, wird uns auch Mittel finden laßen, ſie auszubilden.“

Kaum war dieſes Geſpräch geendigt, als an den Schranken des Lagers ein Krieger erſchien; er bat um die Ehre, Salamis vorgeſtellt zu werden.

„Man laße ihn herkommen,“ ſagte der Emir; „mein Herz, das dafür eifert, Gerechtigkeit und Frieden auf Erden herrſchen zu ſehen, wünſcht nur in Geſellſchaft der Tapfern zu leben, die beides beſchützen.“

Der Fremde erſchien. Das ſtolze Roß, das ihn trug, bedeckte ihn mit der Fülle ſeiner ſchönen Mähnen und ließ faſt nur ſeinen Helmſchmuck mit dem darüber wehenden Federbuſch erkennen: ſo nahte er dem Zelte, und ſtieg ab. Habib, der ihm entgegen gegangen war, faßte das Roß beim Zügel, und übergab es einem Stallmeiſter des Emirs.

„Tapfrer Ritter,“ ſprach dieſer zu dem Fremden, „welche Abſicht führt dich hieher?“

„Ich komme,“ antwortete der Unbekannte, „den Tugenden, dem Muthe und der Macht des großen Emirs Ben-il-Helal-Salamis meine Huldigung darzubringen, und den jungen Habib zu bitten, daß er die

Gunſt, womit die reizende Tochter Yemens ihn überſchüttet, mit mir theile: der Krieger, der ſie aus ſeiner Hand empfängt, wird, von ihrem Genuſſe berauſcht, bald der beſtandenen Gefahren vergeſſen.“

Der Emir, der von dieſer Anrede kein Wort verſtanden hatte, verlangte von ſeinem Sohne die Erklärung derſelben.

„Mein Vater,“ antwortete Habib mit zärtlicher Theilnahme, „dieſer edle Ritter wünſcht euern Gruß zu erwiedern, und meine Taſſe Kaffee mit mir zu theilen.“

Hierauf wandte er ſich zu dem Fremden und ſagte: „Ritter, nach der Gunſt der Tochter Yemens verlangen, heißt ſich der Freuden würdig beweiſen, womit ſie den Ruhmliebenden beglückt; nichts ſoll dir hier verſagt ſein: der Held, den du vor dir ſiehſt, iſt Salamis, und ich bin ſein Sohn Habib.“

Dreihundert und vier und ſechzigſter Tag.

Hierauf begrüßten ſich die beiden Helden. Salamis hatte niemals einen Mann von ſchönerem Wuchſe, von einer zugleich ſo königlichen und anmuthigen Geſtalt geſehen. Der Stahl ſeiner Rüſtung warf die Sonnenſtrahlen ſo lebhaft zurück, daß ſie mehr Glanz aus ihm zu empfangen, als ihm zu verleihen ſchien;

gleich den feurigen Lufterſcheinungen, leuchtete und funkelte ſein Helm, und weithin flammte die Klinge ſeines Schwertes. Weder Gold, noch Diamanten ſchmückten irgend einen Theil ſeiner Rüſtung, ſie verdankte ihren Glanz allein ihrer Einfachheit und der Sorgfalt des Helden.

Während der Unbekannte den ihm dargebotenen Kaffee trank, war Salamis neugierig, aus ſeinem Munde die Beweggründe zu vernehmen, welche ihn in dieß Lager geführt hatten.

„Mächtiger und ruhmvoller Emir,“ antwortete der Ritter, „ich bin ein Parther von Geburt und ſtamme tief aus Indien. Von Kindheit an liebte ich den Ruhm, und ſuchte ihn in dem Waffenhandwerke: der Ruhm, welchen du dir in Arabien erworben haſt, erweckte meine Nacheiferung; mich verlangte, denjenigen näher zu kennen, der mir zum Vorbilde diente. Bei meiner Ankunft bei dem erſten Stamme deiner Herrſchaft, vernahm ich, daß du einen Lehrmeiſter für den jungen Habib ſuchteſt; und obwohl dieſer alles von ſeinem Vater Salamis lernen kann, ſo glaubte ich jedoch, da er eines ſtäten Aufſehers bei allen ſeinen Uebungen bedarf, daß meine Dienſte ihm nützlich ſein könnten; und ich komme, ſie euch anzubieten.“

„Ritter,“ erwiederte der Emir, „dein edles Erbieten rührt mich, und deine Biederkeit beſtimmt mich, es anzunehmen. Weil aber mein Sohn dereinſt die Länder meines Reichs beherrſchen ſoll, die mein Arm erobert hat, ſo kann nur derjenige, der mich im Zweikampfe beſiegt, darauf Anſpruch machen, ſein Lehrmeiſter zu werden. Laß uns alſo unſere Kräfte gegen einander meſſen und ehrlich um den Sieg kämpfen: ich wünſche nichts mehr, als beſiegt zu werden, um einen Mann zu finden, dem ich meinen Sohn anvertrauen kann.“

„Das iſt eine Ehre, um welche ſich die ruhmvollſten Helden bewerben möchten,“ antwortete der Unbekannte; „ich nehme die Ausforderung des großen Salamis an, und werde ohne Beſchämung denjenigen für meinen Sieger erkennen, der niemals beſiegt worden iſt.“

Die bei dieſer Ausforderung gegenwärtigen Beamten wollten ſie Salamis ausreden, und ſtellten ihm vor, daß er Unrecht thäte, ſich mit einem Menſchen einzulaßen, deſſen Stand und Herkunft ihm unbekannt wäre.

„Was gelten hier Rang und Geburt?“ antwortete ihnen der Emir; „ich ſuche einen Helden, und keinen König; wenn die Anmaaßung dieſen Ritter verblendet, ſo bin ich dadurch nicht bloßgeſtellt: wenn aber ſeine Tapferkeit ſeinem edlen Selbſtvertrauen entſpricht, ſo iſt es keiner von uns beiden, und ich bin mit meinesgleichen in die Schranken getreten.“

Hierauf wandte er ſich zu dem Fremden, und fuhr fort:

„Ritter, ruhe dich etwas aus, und laß dein Roß verſchnaufen; du ſollſt nicht im Nachtheile mit mir kämpfen: wenn ich mit dir mich zu meſſen wünſche, ſo geſchieht es nicht, um dir meine Achtung zu verſagen, ſondern, um dich in den Stand zu ſetzen, ſie zu erwerben: übermorgen wollen wir den Kampfplatz betreten.“

Habib führte den Unbekannten in ein für ihn bereitetes Zelt. Gerührt von der Freundlichkeit und Aufmerkſamkeit, welche man ihm bewies, ſagte der Gaſt zu dem Jüngling, indem er ihn herzlich anblickte:

„Die junge fruchtbeladene Rebe fordert den Vorübergehenden auf, ihm eine Stütze zu geben! Wenn die Traube zur Reife gelangt, ſo bietet ſie ſich von ſelber der Hand des Reiſenden dar.“

Hierauf ſchieden ſie mit einem Gruße, und Habib begab ſich wieder in das Zelt ſeines Vaters.

Sobald der Tag anbrach, eilte er nach dem Zelte desjenigen, der ſchon Ilfakis Stelle in ſeinem Herzen einzunehmen begann. Er fand ihn beſchäftigt, ſeine Waffen zu putzen, und die Rüſtung ſeines Roſſes zu muſtern.

„Wie!“ ſagte der junge Prinz zu ihm, „du ſelber thuſt das?“ —

„Ja, mein Prinz! wenn man auf ſeinen Ruhm eiferſüchtig iſt, ſo darf man nicht das Geringſte vernachläßigen, was dazu gehört: der wahre Ritter hat keinen andern Spiegel, als ſeine Waffen.“

Unterdeſſen war der Kampfplatz, wo Salamis mit dem Unbekannten in die Schranken treten wollte, bereitet; der kriegeriſche Ton der Drommeten rief alles herbei; eine zahlloſe Menge von Zuſchauern umringte die Schranken: die Kämpfer erſchienen, und beide in ſo gleicher Ausrüſtung, daß es unmöglich war, voraus zu entſcheiden, auf welcher Seite ſich die Waage neigen würde. Die Lanzen, welche ſie führten, waren gleich an Gewicht, die Roſſe gleich an Geſtalt und Feuer; ſie ſtürzten wie der Blitz auf einander los. Trotz dieſem erſten gewaltigen Anlaufe, blieben die Ritter unbeweglich im Sattel, und ihre Lanzen flogen in Splittern davon. Salamis, der niemals ſolchen Widerſtand erfahren hatte, war erſtaunt, vergeblich einen ſo gewaltigen Stoß geführt zu haben; und ſein Gegner war, aus anderen Gründen, welche ſpäter enthüllt werden ſollen, noch mehr überraſcht: der Emir winkte ſeinem Gegner, daß er mit ihm reden wollte; der Unbekannte hielt an, ſtieg vom Pferde, und nahte ſich ihm.

„Tapferer Ritter,“ ſprach der Emir, „du haſt mir hier einen ſtarken Beweis deiner Tapferkeit gegeben: ſie läßt mich hoffen, morgen auch in dem Schwertkampf einen würdigen Gegner zu treffen.“

„Großer Fürſt,“ antwortete der Unbekannte, „noch kein Sterblicher hat über mich einen Vortheil davon getragen; ich habe hier, zu meinem größten Erſtaunen, erfahren, daß es Männer giebt, die mir zu widerſtehen vermögen. Ich ſchätze die mir erbotene Ehre zu hoch, um deine neue Ausforderung auf morgen auszuſchlagen.“

Nachdem die beiden Kämpfer ſich hierauf die Hand gedrückt, trennten ſie ſich, und ließen ſich entwaffnen.

Habib begab ſich zuerſt nach dem Zelte ſeines Vaters, ſich der Pflichten zu entledigen, welche die kindliche Liebe ihm unter dieſen Umſtänden auferlegte; und alsdann dem Zuge der Freundſchaft folgend, eilte er zu dem Zelte des Fremden, der ſich durch die zu ſeinem Dienſte beſtellten Leute entwaffnen ließ.

„Endlich,“ ſagte Habib zu ihm, „verſchmäheſt du doch nicht mehr, dich der Leute zu bedienen, die deinen Befehlen gewärtig ſind?“

„Nein, mein liebenswürdiger Prinz! Ich will dir ein Gleichnis ſagen, deſſen Sinn ich nur auf das Handwerk anwende, zu dem ich mich bekenne, und welches das erſte in der Welt iſt.

Wenn die Sonne emporſteigt, bedient ſie ſich keiner anderen Hände, als der ihrigen, mit den Strahlen zu ſchmücken, welche ſie umleuchten ſollen: wenn ſie aber niederſinkt, ſo überläßt ſie es den Fluten des Meeres, worin ſie hinabtaucht, ſie auszulöſchen.“

„Ich will durch ein andres Gleichnis antworten,“ ſagte Habib, „oder vielmehr durch eine Wahrheit, mit welcher du auch durchdringeſt.

Der Held, der ohne zu wanken, die ungeheure Gewalt der Lanze meines Vaters ausgehalten, hat durch ſeinen Glanz meine Augen geblendet, und der Glanz, worin ich ihn jetzt noch ſtrahlen ſehe, wird nimmer erlöſchen.“

„Ein junger Adler,“ hub der Unbekannte wieder an, „noch nicht mit dem erſten Flaume bedeckt, öffnete ſeine Augen zum erſtenmale dem Lichte: er erblickte einen Glühwurm auf einem nahen Blatt, und wurde davon geblendet: der König der Vögel ahndete damals noch nicht, daß er eines Tages feſt in die Sonne ſchauen würde.“

„Ohne Zweifel ſteigt der Phönix, der mit mir redet,“ erwiederte Habib, „ganz friſch aus der Aſche empor und miskennt noch ſeine Vorzüge.“

„Ich habe keine Vorzüge vor dir, mein edler Habib,“ ſagte der Held, indem er ihn umarmte, „es ſei denn, daß die herzliche Zuneigung, welche du mir eingeflößt haſt, mir einen Vorzug in der Liebe gebe.“

„Könnte ich dir mein Herz öffnen,“ ſagte Habib, „ſo würdeſt du dich darin übertroffen bekennen. Aber mein Vater darf nicht länger des Vergnügens beraubt ſein, dich zu ſehen; ich weiß, er liebt die Helden, und du biſt einer, obwohl du es nicht geſagt haſt.“

„Vielleicht,“ antwortete der Fremde, „daß noch einſt aus einem von uns beiden ein Held werde: für jetzt ſehe ich noch keinen hier.“

Indem ſie alſo ſprachen, gingen beide Hand in Hand nach Salamis Zelte. Der Emir ſah mit Vergnügen eine gegenſeitige Zuneigung entſtehen, welche er zu befördern entſchloſſen war.

Dreihundert und fünf und ſechzigſter Tag.

Sobald Salamis den unbekannten Ritter erblickte, trat er ihm mit den Aeußerungen der höchſten Achtung entgegen.

„Ich bin überzeugt,“ ſprach er zu ihm, „daß es dir ein Spiel iſt, alle Proben zu beſtehen, und nicht um meine Meinung von dir erſt zu begründen, verlange ich noch weiter, deinen Muth und deine Kraft an mir zu meſſen: aber ich herrſche über ein kriegeriſches und auf ſeinen Ruhm eiferſüchtiges Volk, und will ihm keinen Zweifel über das vorragende Verdienſt desjenigen laßen, dem ein Vorzug vor allen eingeräumt werden ſoll. Ja, ich will dieſem Ehrgefühl in dem Maaße genug thun, (und du wirſt es mir Dank wiſſen), daß ich, nach Beendigungen deiner Proben mit mir, einem jeden die Schranken eröffne, der ſich berechtigt glaubt, dir den Sieg ſtreitig zu machen. Unterdeſſen laß uns des gegenwärtigen Augenblicks genießen; morgen wollen wir ſelbſt den Neid zwingen, uns zu bewundern.“

Der folgende Tag beſchien den erſtaunlichſten Zweikampf, von welchem die Araber jemals Zeuge geweſen waren. Die beiden Helden, Schild an Schild geſtemmt, führten die furchtbarſten Streiche auf einander; dieſe waren eben ſo ſchnell errathen als erdacht, und ſie wurden ſtäts aufgefangen, bevor ſie niederfielen.

Hierauf warfen die Kämpfer Schild und Schwert weg, und begannen mit einander zu ringen: die ſtürmenden Winde würden eben ſo vergeblich die Cedern des Libanons zu erſchüttern ſtreben; die Erde erbebt unter ihnen, aber keine Gewalt vermag ſie zu entwurzeln.

Der Emir Salamis fand es unnöthig, das Erſtaunen der Zuſchauer noch zu verlängern. Vergnügter, ſeinesgleichen gefunden zu haben, als er es über einen Sieg geweſen wäre, ſprach er zu ſeinem Gegner:

„Laß uns einen Augenblick innehalten, tapferer Ritter! Meine Ueberraſchung verdoppelt ſich mit jedem Augenblick; ich hatte bisher niemand gefunden, der mir widerſtanden; ich war weniger ſtolz auf meine Siege, als gedemüthigt von der Schwäche unſrer menſchlichen Natur in Vergleich mit gewiſſen Thieren. Jetzo komme ich von meinem Vorurtheile zurück, und preiſe minder die Stärke des Löwen, ſeitdem ich die deine erfahren habe. Wir wollen uns von dem ſchweren Kampfe erholen, den wir beſtanden haben, unſere Roſſe ſatteln laßen und uns mit dem Wurfſpeere gegen einander verſuchen.“

Dieſer neue Wettkampf war ein neuer Triumph für die beiden Kämpfer: alle Mittel, welche Gewandtheit, Liſt und Stärke gewähren konnten, wurden bei dieſer Gelegenheit entfaltet. Indeſſen begann der Emir aus dem Vortheil zu kommen; die Jugend ſeines Gegners war ein Hindernis, welches er trotz ſeiner Tapferkeit nicht zu überwinden vermochte. Hinlänglich überzeugt, daß der Unbekannte im höchſten Grade alle zu dem ihm beſtimmten Amte erforderlichen Eigenſchaften beſäße, ſetzte er weislich dem Zweikampf ein Ziel. Er hielt inne, und winkte dem Fremden, desgleichen zu thun: ſie faßten ſich bei der Hand, und gingen nach dem Lager zurück.

„Ritter!“ ſprach Salamis, „mein Sohn wird in dir einen zweiten Vater wiederfinden; du weißt, wie ſehr deine Kräfte durch ſtätige Uebung geſtärkt worden, was es gekoſtet hat, ſo viel Gewandtheit damit zu verbinden; und wie ſehr man ſich an Gefahren gewöhnen muß, um niemals die Kaltblütigkeit zu verlieren. Ich übergebe dir den einzigen Gegenſtand meiner Hoffnungen; lehre ihn den wahren Ruhm kennen, und alle Mittel, welche den Krieger dazu führen.“

Der junge Habib war ſchon längſt durch ſeine Wünſche und Neigung den Abſichten ſeines Vaters zuvorgekommen; und mit Entzücken folgte er ſeinem neuen Lehrmeiſter.

„Endlich werde ich mich deiner Lehren erfreuen,“ ſprach er zu ihm; „ich ſoll meinem Vater und dir nacheifern: möge ich nur nicht zu weit hinter meinen Vorbildern zurückbleiben!“

„Wir werden unſere Beſchäftigungen mit einander theilen, mein lieber Habib," ſagte Il-Habul (ſo hieß der Indiſche Ritter) zu ihm: der Tag iſt dazu beſtimmt, dich in der Kunſt zu vervollkommnen, welche dich eben ſo ſtark, eben ſo gewandt, als tapfer machen ſoll. Am Abend werden wir uns von den Eigenſchaften unterhalten, welche dir nothwendig ſind, um das unabhängigſte Volk auf Erden zu beherrſchen. Es opferte jederzeit die Freuden der Ueppigkeit der Freiheit auf; der von der Weisheit geleitete Muth iſt ſein Abgott. Durch dieſe Eigenſchaften beherrſcht der Emir dein Vater sechs und ſechzig Stämme: du wirſt ſeine Macht nicht erben, wenn du dir nicht ſeine Tugenden aneigneſt."

Dieß war der Entwurf, welchen Il-Habul bei Habibs Erziehung befolgte: ſie brachte bald die erwünſchteſten Früchte. Der Emir Salamis hatte einen Krieg auszufechten, in welchem der junge Prinz Wunder der Tapferkeit that. Bei der Ausführung eines bedenklichen Auftrags zeichnete er ſich durch ſeine Vorſicht und Feſtigkeit aus; in den Rath ſeines Vaters berufen, verwunderte er die Veſyre durch die Weisheit ſeiner Ausſprüche.

Il-Habuls Werk war vollendet; eine unvermeidliche Nothwendigkeit zwang ihn, ſich von ſeinem Zöglinge zu trennen, und er mußte ſich hierüber gegen ihn erklären.

„Mein Sohn,“ ſprach er zu ihm, „ich muß dich verlaßen, höhere Befehle rufen mich nach einer andern Gegend.“

„Wie! du willſt mich verlaßen?“ erwiederte Habib. —

„Ich bin dir hier nicht mehr nöthig; überdies muß ich der Macht des Verhängniſſes weichen.“

„Wie unglücklich bin ich!“ rief der junge Zögling aus: „der Tod raubte mir meinen erſten Lehrer Ilfakis, und noch bin ich nicht darüber getröſtet, ſo will ein ſtrenges Gebot mich nun auch wieder von dir trennen! Aber ſoll es denn auf immer ſein? . . . darf ich nicht den Grund davon wiſſen? . . . Könnte mein Vater deinen Entſchluß nicht ändern?“

„Alle menſchliche Macht vermag hier nichts,“ antwortete Il-Habul; „aber ich hoffe, wir werden uns einſt wiederſehen. Indeſſen kann ich, mein theurer Habib, einen Theil deines Kummers lindern: derjenige, den du unter dem Namen Ilfakis geliebt haſt, iſt dir noch ſtäts zugeſellt, er iſt nicht todt.“

„Wie!“ verſetzte Habib; „ich habe ſelber ſeine Leiche begleitet, und habe Thränen auf ſeinem Grabe vergoſſen!“

„Mein Sohn,“ fuhr Il-Habul fort, „die Geſchichte des Todten, von dem du redeſt, hängt mit vielen anderen Geſchichten zuſammen, welche dich angehen, vielleicht ſelbſt mit der meinigen. Höre, was ich dir erzählen will; erinnere dich der Beobachtung der Geſtirne bei deiner Geburt, und du wirſt nicht verwundert ſein über das, was du vernimmſt.

Wiſſe zuvörderſt, daß derjenige, der mit dir redet, nicht ein menſchliches Weſen, ſondern ein Geiſt iſt, dem es aufgetragen, deine erſten Schritte zu deiner hohen Beſtimmung zu leiten.

Geſchichte

Illabuſatru's, des Königs Schal-Goas und Kamarilſamans.

Dreihundert und ſechs und ſechzigſter Tag.

Dir iſt nicht unbekannt, mein theurer Prinz, daß unter den Geiſtern vom Geſchlechte Eblis mehrere ſind, die vor dem großen Salomon ihr Knie gebeugt haben: Illabuſatru iſt einer der erſten von ihnen; ich ſtamme von dieſem Geſchlecht, ich habe daſſelbe gethan, und bin durch die Gnade Gottes und Salomons unter den Meinigen, was man hier einen Kadi nennt. Um uns der Ahndung und der Rache derjenigen zu entziehen, deren Partei wir verlaßen haben, und um den Propheten, dem wir unterworfen ſind, zu vermögen, daß er das uns auferlegte Joch erleichtere, verbinden wir uns mit den Kindern Adams, und genießen durch ſie der irdiſchen Freuden.

Illabuſatru hatte von einer ſterblichen Gattinn eine Tochter von großer Schönheit, welche er Kamarilſaman genannt hatte: er wünſchte ihre Ruhe und Glückſeligkeit durch Vermählung mit einem mächtigen Fürſten der Erde zu ſichern.

Zu jener Zeit herrſchte auf den Inſeln mitten in den ſieben Meeren, im äußerſten Aufgange, ein mächtiger König, namens Schal-Goas. Illabuſatru erſchien ihm unter der Geſtalt eines Greiſes, und trug ihm eine Verbindung an, deren Unterpfand die ſchöne Kamarilſaman ſein ſollte: der König ſah die Prinzeſſinn, entbrannte in Liebe zu ihr, und heirathete ſie.

Ein großer Theil der dem Illabuſatru unterwürfigen Geiſter ließ ſich in den von Schal-Goas beherrſchten Ländern nieder; das Meer ringsumher wurde davon bevölkert, und nirgends unter dem Himmel lebten die Geiſter mit den Kindern der Menſchen in ſo gutem Einverſtändniſſe. Dieſes Glück ſchien ſich noch durch die Geburt der reizenden Doratil-Goas*) zu verdoppeln, welche die erſte Frucht der Vereinigung des Schal-Goas mit Kamarilſaman war.

Wenn die Geſchenke des Himmels auf dieſer Welt immer Bürgen der Wohlfahrt wären, ſo dürfte niemand einer vollkommneren Glückſeligkeit genießen, als dieſe liebenswürdige Prinzeſſinn. Sie ſchien die Wiege zu verklären, welche ſie umfing; jeder Tag ſah in ihr neue Vollkommenheiten ſich entfalten. Aber als ihr Vater und Großvater die Geſtirne über ihre Beſtimmung befragten, ſo zeigte ſich dieſelbe Verwirrung, welche bei deiner Geburt die Kreiſe der Wandelſterne ſtöhrte, ſo übereinſtimmend, daß daraus kund ward, du wäreſt der Arabiſche Prinz des von dem Propheten vor allen geliebten Stammes, welchem das Schickſal ſie mitten unter den größten, beiden den Untergang drohenden Gefahren beſtimmte; und dieſe Verbindung allein könnte ihre Ruhe, ihre Glückſeligkeit, und die deine ſichern.

---

*) Bei Cauſſin Dorrat-Algoas, d. h. Perle des Tauchers.

Von dieſem Augenblick an übertrug mir Illabuſatru die Sorge deiner Erziehung, aber die Gebote Salomons erlaubten mir noch nicht, mich dir zu nähern. Ich konnte nicht eher Erlaubnis dazu erhalten, als in dem Augenblicke, wo du aus der Kindheit trateſt und man einen Lehrer für dich ſuchte. Ilfakis, auf welchen der Emir dein Vater vergeblich ſein Auge geworfen hatte, lag auf dem Sterbebette: ich ergriff den Augenblick, wo der Engel des Todes ſeine Seele entführte, und mein Geiſt nahm ihre Stelle ein; vermittelſt eines kräftigen Heiltranks belebte ich den Leib wieder, deſſen ich mich bemächtigt hatte, und dieſem erſten Wunder verdankteſt du deinen Lehrer.

Als ich ſah, daß es Zeit wäre, dich mit anderen Uebungen zu beſchäftigen, trug ich den Leib des Ilfakis in ſein Zelt zurück, ich überließ ihn wieder dem Laufe der menſchlichen Natur, welcher in ihm gehemmt worden, und in einem Augenblick war er zerſtöhrt.

Ich ließ es mir nun angelegen ſein, einen tapfern Ritter für dich zu ſuchen. Ich fand einen, der ſo eben auf dem Schlachtfelde verſchied, welches er zuvor mit Leichen beſäet hatte; ich bemächtigte mich ſeines Leibes, ich ſtillte das Blut, welches ſeinen Wunden entſtrömte, ich heilte ſie durch einen Balſam, kräftiger als jener von Mekka, ich ſtellte ihn in ſeiner ganzen vorigen Kraft her, ich bewaffnete ihn mit dem Schwerte, welches einſt Salomon geführt hatte, — und du ſiehſt hier vor dir dieſen Ritter: unter dieſer Geſtalt ſtellte ich mich dem Emir Salamis dar, ſo bat ich dich, die Gunſt der Tochter Yemens mit mir zu theilen, und ſo wurdeſt du abermals mein Schüler.

Mein theurer Habib, du haſt unter beiden Geſtalten zärtliche Freundſchaft für mich gefaßt; dein Herz hat dich nicht betrogen: niemals hat ein Weſen meiner Art eine ſo zärtliche Zuneigung für ein Kind Adams empfunden, als ich für dich empfinde; du darfſt ohne Mistrauen ſein. Erinnere dich der Lehren, welche ich unter Ilſakis Namen dir gegeben habe; indem ich dir die Kenntnis der Talismane mittheilte, erklärte ich dir ihren Gebrauch, aber hieß dich zugleich auf deiner Hut ſein gegen die Geiſter, welche dir dadurch dienſtbar werden möchten. Die Abkömmlinge von Eblis ſind insgemein ſehr boshaft und verderbt: glücklich derjenige von uns, dem der große Salomon ſein Siegel aufgedrückt hat! die übrigen ſind nur mit unſerm und euerm Verderben beſchäftigt. Deshalb verfolgen ſie in der ſchönen Doratil-Goas diejenige, welche ſie von dem Fluche, der ſie getroffen hat, befreien könnte, da ſie die Tochter eines Menſchen und eines Geiſtes iſt. Deshalb biſt auch du ihnen ſchon verdächtig, als ein frommer Muſelmann, und als der dazu beſtimmte Held, ihre Unternehmungen und Verräthereien gegen Doratil-Goas zu rächen.

Dieſe Prinzeſſinn iſt durch den Tod ihres Vaters Königinn geworden. Illabuſatru, ihr Großvater, hat ihr die erfahrenſten Geiſter zu Veſyren gegeben: aber die Inſel, auf welcher die Hauptſtadt liegt, iſt die einzige, wo Ruhe herrſcht; die ſechs anderen Inſeln, ſammt den ſieben Meeren, welche ihr Reich ausmachen, ſind entweder in Aufruhr oder in Gährung: es giebt nur eine einzige Rettung für ſie, und die Geſtirne führten ſie herbei; es iſt der Augenblick, wo der junge Habib, dem ſie ihr Herz geſchenkt hat, zu ihr gelangen kann, ſie von ihren Feinden zu befreien.“

Fortſetzung der Geſchichte Habibs und Doratil-Goaſens.

Dreihundert und ſieben und ſechzigſter Tag.

Dieſe ganze Erzählung Il-Habuls hatte der junge Prinz, wechſelsweiſe von Hoffnung zu Furcht, von Ueberraſchung zu Ueberraſchung, von Wunder zu Wunder übergehend, mit ſtarrem Auge und verhaltenem Athem angehört; bisher unbekannte Empfindungen beſtürmten auf einmal ſein Herz und ſeinen Geiſt. Von ſeiner Beſtimmung zum Throne der ſieben Meere und zum Gemahl einer Prinzeſſinn berufen, deren Glückſeligkeit von ihm allein abhing, fühlte er eine unwillkührliche Aufregung, er brannte ſchon vor Verlangen, ſich den Gefahren auszuſetzen, womit er bedroht war, und die Glut der Liebe und der Durſt nach Ruhm befeuerten ihn zu einer Unternehmung, deren Erfolg ihm eine doppelte Krone verhieß.

„Theurer und mächtiger Geiſt,“ ſprach er zu ſeinem Beſchützer, „welchen Weg ſoll ich einſchlagen? Würdige mich, bevor du dich von mir trenneſt, mir die wirkſamſten Mittel anzuzeigen, um derjenigen zu Hülfe zu fliegen, die alles von meiner Tapferkeit erwartet.

Das Opfer meiner Ruhe und meines Lebens iſt viel zu gering, um die Neigung, welche ſie zu meinen Gunſten beſtimmt, und die Beſchlüſſe des Schickſals, welches uns mit einander vereinigen will, zu rechtfertigen.“

„An dieſem Aufſchwunge des Ruhms,“ antwortete Il-Habul, „erkenne ich meinen Zögling und den Sohn des großen Emirs Salamis; aber erinnere dich, mein geliebter Habib, daß die Geiſter, als deine Nebenbuhler bei Doratil-Goas und deine erklärten Feinde, dir entgegenwirken werden; ſie werden die verderbten Menſchen aufwiegeln, die ihnen gehorchen, ohne es zu wiſſen; die Thiere, die Elemente, kurz die ganze Natur, werden ihren feindſeligen Umtrieben dienen.“

„Gott und mein Muth werden mich nicht verlaßen,“ ſagte Habib, „und du ſelbſt wirſt mein Unternehmen fördern.“

„Ah! ſicherlich,“ erwiederte der Geiſt, „ich könnte dir von großem Nutzen ſein, wäre ich nicht genöthigt, der Erde die ſterbliche Hülle des Indiſchen Ritters wiederzugeben: aber ich bin einem ſtrengen Geſetz unterworfen, welches ich nicht umgehen kann. Beharre muthig in deinen edelen Vorſätzen; erwarte nicht, daß ich dir gegenwärtig den Weg anzeige, welchen du einſchlagen ſollſt: du biſt durch die ganze Ausdehnung der Erde von deiner Geliebten getrennt, und nur die Gebote des Schickſals können dir ihr Reich eröffnen, welches die Bosheit ihrer Feinde unzugänglich macht.“ —

„Du haſt mir einſt geſagt, mein theurer Il-Habul, daß der beherzte Mann das Schickſal zu zwingen vermag.“ —

„Du kannſt allemal das äußerſte Mittel ergreifen, wenn dir keine andre Wahl übrig bleibt; aber jetzo warte ab, daß irgend ein Ereignis dich über das belehrt, was du thun ſollſt; denn ich glaube, was du gegenwärtig auch unternehmen möchteſt, würde nur gegen dich ausſchlagen. Geh unterdeſſen auf die Löwenjagd; du haſt ſchon ohne meine Hülfe mit deinem Dolch einen Löwen erlegt; mache dich ſo mit den Gefahren vertraut, und bereite dich auf diejenigen vor, welche dich erwarten.... Lebe wohl, mein theurer Habib, ich werde nicht mehr in Salamis Lager zurückkehren, ich muß allen Erklärungen mit ihm ausweichen; und wenn er auch von dir vernehmen darf, wer ich geweſen und wer ich bin, ſo muß es doch ſonſt aller Welt ein Geheimnis bleiben. Rechne ſtäts auf die Anhänglichkeit desjenigen, der nicht immer ein Freund von deinesgleichen war: aber du haſt mich mit den Menſchenkindern ausgeſöhnt .... Umarme mich.“

Mit dieſen Worten beſtieg er ſeinen Renner und ritt hinweg.

So bald er den jungen Prinzen aus dem Geſichte verloren hatte, ritt er tief in eine Wüſte hinein, und hielt am Fuß eines Hügels an: er ſtieg ab vom Pferde, und nachdem er ſich eine tiefe Gruft gemacht, ſtreckte er den menſchlichen Leib darin aus, den er angenommen hatte. Von dieſer ſterblichen Hülle befreiet, benutzte er nun noch die beiden letzten, von Salomons Geboten ihm verſtatteten Tage, und begab ſich ſogleich nach den Gränzen von Doratil-Goaſens Reiche.

Eine ſchwarze ſchlagfertige Schaar verwehrte ihm den Eingang; aber er vernahm durch einen Ueberläufer, daß die Weiße, die Gelbe, die Grüne, die Rothe und die Blaue Inſel von dem abtrünnigen Geiſt Abarikaf unterjocht waren, der anfangs nur Herr der Schwarzen Inſel, ſich allgemach aller übrigen Inſeln und der Meere zwiſchen ihnen bemächtigt hatte.

Die Königinn, in ihrer Hauptſtadt Medinas-ilbalor*) eingeſchloſſen, war nur noch Herrinn des Landes, in welchem dieſe Stadt lag. Das war alles, was der Schutz ihres Großvaters Illabuſatru und die Anſtrengungen der Geiſter, die ihre Veſyre waren, vor den Angriffen des Empörers retten konnten, der aus den Abgründen des Meeres eine große Schaar abtrünniger Geiſter zuſammengebracht hatte. Die ſechs von dieſen Böſewichtern überwältigten Inſeln wurden von noch boshafteren und grimmigeren Geiſtern beherrſcht; die Völker waren das Schlachtopfer ihrer Frevel, und der ſtäte Spielball ihrer ſchwarzen Zaubereien. Doratil-Goas ſehnte ſich vergeblich nach dem ihr vom Schickſal angekündigten Befreier, alle Ausgänge waren bewacht, und der Zugang zu ihr war für Menſchen undurchdringlich; die ganze Natur ſchien dieſen boshaften Geiſtern dienſtbar geworden zu ſein.

---

*) Das heißt Stadt von Kryſtall.

Il-Habul ſeufzte im Stillen über die gefährlichen Hinderniſſe, welche ſich der Tapferkeit ſeines Zöglings entgegenſtellten: aber für jetzo zur Unthätigkeit und zum Stillſchweigen gezwungen, erwartete er ungeduldig den Augenblick, wo ſein Schutz ihm nöthig ſein würde. Er unterzog ſich wieder ſeinen früheren Obliegenheiten, nahm ſeine vorige Stelle wieder ein, und hatte ein wachſames Auge auf die Ereigniſſe.

Dreihundert und acht und ſechzigſter Tag.

Unterdeſſen eilte Habib, nach der Entfernung ſeines Lehrmeiſters, zu Salamis und Amirala, und theilte ihnen die überraſchenden Dinge mit, welche er ſo eben erfahren hatte; das Feuer ſeiner Blicke, die Erhebung ſeiner Stimme, die Verwirrung ſeiner Reden, malten zugleich die Gefahren und die Reize Doratil-Goaſens, ſeine Beſorgnis und ſeine Hoffnung.

„Nur auf mich allein ſoll ſie ſich verlaßen,“ ſagte er mit edlem Selbſtvertrauen; „es giebt für mich keine Ruhe mehr, bis ich ſie befreiet habe; die Augenblicke ſind koſtbar, und niemand kann mir den Weg bahnen, welcher zu ihr führt! . . . Was ſoll ich in dieſer Ungewißheit beginnen?“

Seine Aeltern erkannten wohl, daß dieſe außerordentliche Leidenſchaft weniger die Wirkung des Mitgefühls, als der Macht der Geſtirne war, denen ſie nicht entgegenarbeiten konnten; auch begnügten ſie ſich, anſtatt ſeinen Entſchluß zu bekämpfen, ihm ſeine Pflichten vorzuhalten, und ihn an die weiſen Lehren ſeines Hofmeiſters zu erinnern. Der junge Prinz, ſowohl um ſich dem zu fügen, als um einer ihm verhaßten Unthätigkeit auszuweichen, verließ die Zelte, und ſuchte die einſame Freiſtätte auf, welche er ſich mit Il-Habul in einem kleinen ländlichen Thal erwählt hatte, welches die Berge in der Nähe des Lagers einſchloſſen.

Hier war es, wo ſie, zur Erholung von ihren kriegeriſchen Uebungen durch eine ſanftere Beſchäftigung, den Lauf eines kleinen Baches durch einen Damm gehemmt hatten; ſeine Gewäſſer hatten ſich in einem von der Natur gebildeten Becken geſammelt; Bäume überſchatteten daſſelbe lieblich, und ihre dichten Zweige ließen das Auge kaum auf die Hügel umher hindurchblicken. Die mannigfaltigſten Blumen, die ſeltenſten Gewächſe, die duftendſten Kräuter wuchſen in Ueberfülle an den Ufern des Baches, und die Erde, durch das friſche Waſſer gegen die Sonnenhitze bewahrt, breitete verſchwenderiſch die Reichthümer der Natur aus. Weiterhin ſtand eine Hütte, oder vielmehr ein Landhaus, von Baumzweigen errichtet, gedeckt mit Binſen, und innen mit Matten behängt; die Häute der wilden Thiere, welche ſie erlegt hatten, bedeckten ihre Sopha's. Eine Umzäunung von engverbundenen Pfählen verwahrte dieſe abgelegene Freiſtatt vor dem Anlaufe der Feinde.

Indem Il-Habul ſeinen Zögling zur Anlage dieſer Einſamkeit aufforderte, lehrte er ihn zugleich die Mittel, ſich eines Tages ſelbſt genug zu ſein. An der Thüre dieſer eigenthümlichen Wohnung ſitzend, machte er ihn aufmerkſam auf die ſchöne Umgebung welche ſein Blick beherrſchte:

„Gewährt es dir nicht Vergnügen," ſprach er zu ihm, „nur dir ſelber die kleinen Freuden zu verdanken, deren wir hier genießen? So können wir nur durch uns ſelbſt vollkommen glücklich werden."

Dieſer Aufenthalt, der Habib ſehr gefiel, war ganz geeignet, ſeine aufkeimende Leidenſchaft zu nähren. Hieher zog er ſich zurück, um von dem einzigen Gegenſtande ſeiner Gedanken zu träumen, und von den Mitteln ihn zu erreichen.

Eines Tages, als er ſich hier ſeinen Träumereien überließ, die Augen auf den Koran geheftet, ohne darin zu leſen, und tief in ſeine verliebten und kriegeriſchen Gedanken verſenkt, hörte er plötzlich ein ungewöhnliches Geräuſch in den Lüften; er bückte ſich nieder, bog leiſe die ſeinen Blick beſchränkenden Zweige zurück, und erblickte einen großen Schatten auf dem Waſſerſpiegel.

Derſelbe kam von oben herab, und nachdem er eine Strecke fortgezogen, ließ ſich der Gegenſtand, der ihn verurſachte, am Ufer des Waſſers nieder: es war ein ſchwarz und grau gefiederter Vogel von ungeheurer Größe; auf ſeinem Rücken trug er ein Zelt, deſſen Wände von Flor ſchienen; die Thüren und Fenſtern waren mit Blumen eingefaßt.

Als der Vogel ſich niedergeſenkt hatte, öffnete ſich das Zelt; eine goldene Leiter fiel daraus herab, und oben an derſelben erſchien eine Geſtalt, von anderen nicht minder durch ihre Schönheit ausgezeichneten Frauen umgeben.

Um ihr Haupt wand ſich eine Binde aus den Flechten ihrer Haare, mit Perlſchnüren durchzogen: Lilien, im Widerſcheine von Roſen erglimmend, war die Schönheit ihrer Geſichtsfarbe zu vergleichen; der Glanz ihrer Augen, und die Grübchen neben ihren Roſenlippen ſchienen wechſelsweiſe die Anmuth des Lächelns und die Glut der Empfindung zu beſeelen. Sie hub die Augen zum Himmel empor, und die Sonne wurde dadurch verdunkelt; ſie ſenkte ſie zur Erde, und dieſe wurde mit Blumen bedeckt; ſie lächelte, und die ganze Schöpfung um ſie her ſchien zu lächeln.

Aber wie ward Habib, als er ſie gehen und ſich bewegen ſah, und ſie keine Gebärde machte, welche nicht von eben ſo viel hinreißender Anmuth, als Hoheit begleitet war?

Endlich nahte ſie ſich, geſtützt auf eine ihrer ſchönen Gefährtinnen, dem Orte wo Habib lauſchte, und ſetzte ſich auf eine Raſenbank, zwei Schritte von ihm, ohne ihn zu gewahren.

Sie blickte nach beiden Seiten umher, und ſeufzte:

„Er iſt nicht hier,“ ſprach ſie; „man hat mich getäuſcht, er weilet hier nicht! . . . . Aber dieſe lachenden Gebüſche, das ſüße Murmeln dieſer Gewäſſer, dieſe Blumen, welche Kunſt und Natur im Bunde erzielen, alles hier iſt ſein Werk! . . . Aber er iſt nicht hier! . . . . O ihr Wieſen und Gebüſche, die ihr euer Gedeihen der Sorgfalt meines geliebten Habibs verdankt, höret mich, und ſaget es meinem Geliebten, wenn er ſeinen Fuß wieder in dieſe liebliche Einſamkeit ſetzt, daß die zärtliche Doratil=Goas gekommen iſt, ihren Helden tief in Arabien aufzuſuchen, um ihm einen Thron und ihr Herz darzubieten und dadurch ihre Beſtimmung zu erfüllen! . . . . Sollte ſie denn genöthigt ſein, dieſe Gegenden wieder zu verlaßen, ohne den Abgott ihrer Seele geſehen zu haben!“

So ſprach die untröſtliche Prinzeſſinn, indem ſie ihre Hände zu ihren Augen erhub, als wenn ſie die hervorbrechenden Thränenſtröme zurückhalten wollte.

Habib ergriff dieſen Augenblick, und ſtürzte ſich zu ihren Füßen; er badete ſie mit ſeinen Thränen, bevor ſie noch dieſer Bewegung inne werden und ihr zuvorkommen konnte.

„Du biſt es alſo, den ich hier vor mir ſehe!“ rief ſie aus, indem ſie zugleich ihre Augen auf den zu ihren Füßen Liegenden und auf das Bildnis warf, welches ſie ſtäts in ihrem Buſen trug. „Iſt es keine Täuſchung, mein geliebter Habib?“

„Es iſt dein Geliebter, dein Befreier, o Königinn meines Lebens!“ antwortete er, indem er ihre Hände mit Küſſen bedeckte. Das Schweigen war jetzo der einzige Ausdruck der Liebe und der Bewundrung.

Dreihundert und neun und ſechzigſter Tag.

Aber dieſer eben ſo ſüße als reine Genuß dauerte nur einen Augenblick: ein plötzliches Geräuſch ließ ſich hören, und ein Vogel erſchien in den Lüften; er näherte ſich, verwandelte ſich auf der Stelle, und man erblickte einen Geiſt in Menſchengeſtalt, der zu Doratil-Goas herantrat.

„Wie! du biſt es Ilbarakas?“ ſprach ſie zu ihm: „welche dringende Urſache hat dich bewogen, Medinas-ilbalor zu verlaßen, und mich hier aufzuſuchen?“

„Königinn,“ antwortete der Geiſt, „deine Abweſenheit bedrohet dich mit dem gänzlichen Verluſte deines Reichs. Der Empörer Abarikaf benutzt ſie, um die einzige dir noch übrige Inſel anzugreifen; dein Groß-Veſyr widerſetzt ſich vergeblich den zahlloſen Feinden, von denen deine Küſten überſchwemmt ſind: alle abtrünnigen Geiſter haben ſich unter den Fahnen deines Widerſachers geſammelt, die Fluten des Meeres erſcheinen ſchwarz davon, und die Geſtade ſind von ihnen bedeckt; das Gebrüll der Seelöwen, der Meerkälber, der Flußpferde, erſchreckt deine Wälder; der Widerſacher davon trägt das Schrecken bis in deine Hauptſtadt. Eile, und beſchwör durch die Kraft ſeines Talismans dieſen Sturm; benutze den einzigen Zugang, der dir noch übrig iſt, indem du über der mittleren Luftſchicht dahin ſchwebeſt.“

Bei dieſer Erzählung kochte dem jungen Habib das Blut in den Adern; ſeine Blicke flammten, ſein Wuchs ſchien ſich über ſeine gewöhnliche Höhe zu erheben, ſeine tönende muthvolle Stimme erklang furchtbar:

„Auf, dieſen Ungeheuern entgegen!“ rief er aus: „ich will die Erde und das Meer von ihnen reinigen, ich will den Himmel und die Königinn an ihnen rächen.“

„Prinz,“ antwortete Ilbarakas erſtaunt, „wenn du bewaffnet wäreſt, wie ſichs gehört, ſo würdeſt du dieſer Unternehmung gewachſen ſein: aber die Feinde des großen Salomon können nur durch Salomons Waffen beſiegt werden; du mußt dieſe auf den Höhen des Kaukaſus ſuchen, und tauſend Gefahren ſind auf dem Wege dahin zu beſtehen.

Hierauf wandte er ſich zu der Königinn, und ſagte: „Laßt uns eilen, Herrinn, die Zeit iſt koſtbar, ein einziger durch Unthätigkeit verlorner Augenblick kann dem frevelhaften Abarikaf den Sieg verſchaffen.“

Die beiden Liebenden trennten ſich, nachdem ſie ſich zärtlich umarmt hatten, mit einer ihres großen Herzens würdigen Standhaftigkeit. Doratil-Goas begab ſich wieder in ihr Zelt, der Vogel Rock erhub ſich in die Lüfte und verſchwand. Habib folgte ihm mit den Augen, und überließ ſich darnach mit mehr Leidenſchaft, als je, der Glut der Liebe und der Begierde des Ruhms.

„Lebe wohl, heilbringende Quelle,“ rief er aus, „die du mich mit deinem Waſſer erquickteſt, und durch dein Bad ſtärkteſt! du kannſt mir fortan nicht mehr Labung gewähren; mein Herz, mein Blut, meine Eingeweide brennen von einem Feuer, welches du nimmer löſchen kannſt. Lebe wohl, du Raſen, den meine Geliebte betreten hat! bewahre für immer den Eindruck ihrer Tritte, wenn meine Augen dich einſt wiederſehen ſollen. Lebet wohl, ihr Gebüſche, die ihr ſie überſchattet habt! rühmet euch immerdar ſo viel Reize umhüllet zu haben. Lebe wohl, du Erde, Zeuge meiner Glückſeligkeit! fürchte nicht, daß Habib dein jemals vergeſſen werde. Alle Paläſte der Erde werden in meinen Augen ſtäts gering in Vergleich mit dir ſein: hier war es, wo meine Seele ſich der Glückſeligkeit erſchloß, wo ich zum erſtenmale die heiße Glut der Liebe fühlte! .... Aber hier war es auch, wo ich das grauſamſte Herzeleid erfuhr; hier wurde Doratil-Goas mir entführt!... Ja, ich will der Hölle Trotz bieten, welche ſie mir ſtreitig macht! Großer Prophet, bahne mir den Weg, welcher mich dahin führen kann! Ich will dort dem Verräther Abarikaf das Herz durchbohren. Und du, großer Salomon! wenn ich nicht unwürdig bin, die Werkzeuge deines Ruhms zu führen, ſo verleih mir Flügel, damit ich auf den Kaukaſus fliege. Möchte ich doch, mit deinem Schilde bedeckt, die Feinde der Königinn meines Herzens zu Boden ſtrecken!“

Nachdem Habib hierauf ſein Gebet und ſeine Abwaſchung verrichtet hatte, ging er wieder zu den Zelten ſeines Vaters, entſchloſſen, ſich nach dem Kaukaſus aufzumachen, ſobald er die Erlaubnis dazu erlangt hätte. Man kann ſich vorſtellen, mit welcher Lebhaftigkeit er ſeinem Vater und ſeiner Mutter alle Umſtände ſeines letzten Abenteuers ſchilderte; alle ſeine Worte waren eben ſo viel ſprechende Gemälde: aber wie groß war die Ueberraſchung ſeiner Aeltern, als er vor ihnen das feierliche Gelübde ablegte, daß er ſein Haupt unter keinem andern Zelte mehr niederlegen wollte, als welches auf dem Berge Kaukaſus aufgeſchlagen wäre!

„Welche verzweifelte Unternehmung, mein Sohn!“ ſagte der Emir zu ihm: „iſt dir unbekannt, daß dieſes Gebirge am äußerſten Ende der Erde liegt, und daß man, um dahin zu gelangen, graunvolle Wüſten durchziehen muß? du vermagſt Männer zu beſiegen: aber wie willſt du den Grimm der Himmelsſtriche ertragen, welche du nicht kenneſt? Welche Hülfsmittel haſt du gegen den gänzlichen Mangel in den unermeßlichen

Wüſten, welche du durchlaufen mußt? Dieß ſind Feinde, welche du nicht zu beſiegen vermagſt."

„Ah! mein Vater," erwiederte Habib, „kann irgend eine Furcht mich zurückhalten, wenn die Liebe, der Ruhm und die Beſtimmung mir gebieten? Und hätte ich dieſe auch nicht für meine Gebieter erkannt, ſo beſeelt der Haß gegen die Unterdrücker mein Herz: ich würde die Eingeweide der Erde durchwühlen, um Abarikaf darin zu finden."

Salamis war genöthigt, den Geſinnungen nachzugeben, welche er ſelber in dem Herzen ſeines Sohns genährt hatte: und was konnte er erwiedern, das nicht ſeine eigenen Lehren widerſprochen hätte? Er wählte demnach zwanzig Ritter aus, deren Muth und Behutſamkeit ihm wohl bekannt waren, geſellte ſie ſeinem Sohne zu, und rüſtete ſie mit allem Nöthigen auf die leichteſte Weiſe aus: zwei Kameele ſollten ihre Zelte und ihr Gepäck tragen.

Als der Tag der Abreiſe gekommen war, mußte er ſich den Armen ſeines zärtlichen Sohnes entreißen: die Trennung war leidvoll und ſchmerzlich; die betrübte Amirala rief weinend aus:

„Meine Ceder, von ſtarken Wurzeln gehalten, überragte an Schönheit die Cedern vom Libanon; die Vögel des Himmels bauten ihr Neſt in ihren Zweigen, unſere Heerden weideten in ihrem Schatten: und ſiehe, jetzt iſt ſie plötzlich mitten in brennende Sandwüſten verſetzt!

Ihr ungeſtümen Winde, ſtrebet nicht, ſie zu erſchüttern! ſie war geſchaffen, eure Wuth zu brechen. Ihr düſteren Gewölke, Blitze, Stürme, Vorläufer des Donnerſtrahls, ehret, ſcheuet den Stamm, dem das Siegel des großen Propheten aufgedrückt iſt!“

„Es iſt genug, meine theure Amirala,“ ſagte Salamis zu ihr, „der Vorſatz unſers Sohnes iſt edel, ſein Gelübde verbindet ihn zu dieſer Unternehmung. Die Löwinn ſäugt ihre Jungen nicht für ſich allein: wenn das Alter und der Feind ſie zum Kampfe rufen, ſo hetzt ſie ſelber ſie gegen die Tieger.“

Dreihundert und ſiebenzigſter Tag.

Endlich reiſte Habib mit ſeinem Gefolge ab. Er trug einen Davids-Harniſch;*) ſein Schild, der ihm leicht dünkte, würde den kräftigſten Arm ermüdet haben; ein Baum von der Stärke ſeiner Lanze würde ſchon Schatten gewährt haben, und das Gewicht ſeines

---

*) Laut des Korans (Surat 34, V. 10), erweichte Gott das Eiſen zwiſchen Davids Fingern. Daher heißen Bruſtharniſche im Arabiſchen daûdi. (Cauſſin.)

Schwertes würde den Feind zerſchmettern, welchen die Schärfe der Klinge nicht zerſtückt hätte.

Die Mühſeligkeiten der Reiſe waren nichts in den Augen desjenigen, deſſen Ziel der Ruhm und Doratil-Goas war; die Pfade ſchienen ihm mit Blumen beſäet. Indeſſen befand ſich Habib nun mitten in der Wüſte, von jeder Gemächlichkeit entblößt, und der Quaal des Durſtes und des Hungers ausgeſetzt. Von Zeit zu Zeit bot der Zufall ihm einige wilde Früchte und das Waſſer einzelner rieſelnder Quellen: dieſe kleinen Erquickungen ließen ihn bald des Ungemachs vergeſſen, welches er erfuhr.

Aber die Kriegsmänner, die den jungen Prinzen begleiteten waren weder Verliebte, noch Helden; zweimonatliche Anſtrengungen fingen an, ſie zu ermüden: anfangs waren ihre Klagen noch gemäßigt. Ein glücklicher Zufall führte ſie in eine Gegend, wo Hirten wohnten, und wo ſie Milch fanden, und etliche Schläuche damit füllten. Habib wähnte, daß dieſes unverhoffte Labſal ihren Muth erfriſchen und ihre üble Laune zerſtreuen würde: aber ſeine Gefährten erachteten es für unmöglich den Kaukaſus zu erreichen, ohne dem Hungertode und der Erſchöpfung zu erliegen. Sie äußerten dem jungen Prinzen ihre Gedanken hierüber.

„Ich wähnte, daß mein Vater mir Männer zu Gefährten gegeben hätte," erwiederte er ihnen, „aber ich ſehe, ihr ſeid Weiber im Harniſch: ich will die

Schwäche eures Geſchlechts nicht mißbrauchen. Indeſſen gebe ich euch zu bedenken, daß ihr ſchon zu weit gegangen ſeid, als daß ihr ohne Gefahr umkehren könntet: weil ihr jedoch die Gefahren, welche ich noch zu beſtehen habe, für größer achtet, ſo gebet mir meinen Antheil des Schatzes, welchen mein Vater euch anvertraut hat. Nehmet euer Gepäck und eure Kameele mit euch. Ich kann unter freiem Himmel mich hinſtrecken und ſchlafen. Es geſchah nicht meinetwegen, daß ich einwilligte, euch mitzunehmen: ich wähnte, ihr wäret für den Ruhm gemacht und liebtet ihn. Ich beeiferte mich, meinen Ruhm mit tapferen Arabern und Brüdern zu theilen: dieſer Ehrenname kommt euch nicht mehr zu, drum trennen wir uns! Kehret zu Salamis heim; ſaget ihm, daß ihr ſeinen Sohn auf der Bahn des Ruhmes verlaßen habt, gewaffnet mit Kraft und Muth, unter dem Schutze des großen Propheten, und voll Hoffnung des Erfolgs."

Die Feſtigkeit dieſer Rede ſetzte die Reiſegefährten des jungen Prinzen in Erſtaunen, erſchütterte ſie jedoch nicht; ſie betrachteten ihn als einen hartnäckigen Narren, der ſeinen Hirngeſpinnſten alles aufopferte."

„Wir ſind unſeren Frauen und Kindern für unſer Leben verantwortlich," ſprachen ſie unter einander, „und wir wären unſinnig, den Einfällen eines jungen Thoren zu folgen, der den Tod ſucht, indem er dieſem

Gebirge Kaukaſus nachrennet, das vor uns zu fliehen ſcheint: unſer Reiſezeug vernutzt ſich, unſere Pferde verkommen, wir werden mitten in den Wüſten ohne alle Hülfsmittel ſein. . . . . Indeſſen," fügten ſie hinzu, „wenn wir ohne ihn nach Arabien heimkehren, wird Salamis uns als Feiglinge anſehen, die ſeinen Sohn verlaßen haben, und wir werden ſeiner Rache nicht entgehen können. . . . . Wenn dieſer Habib hier umkäme! . . . . Es mangelt nicht an Kräutern ihn einzubalſamieren; wir würden ſeinen Leichnam auf eins unſerer Kameele legen, und ihn ruhig ſeinem Vater heimbringen."

Die Feigheit führt zur Undankbarkeit, und dieſe bahnt dem Verbrechen den Weg: die treuloſen Gefährten langten bald bei dem letzten an, und machten einen Anſchlag gegen Habibs Leben. Wie ſollten ſie aber dem wachſamen Helden beikommen? Stäts gewaffnet, ſtäts bereit, ſein Leben gegen jeden, der es anzutaſten wagte, theuer zu verkaufen, ſchlief er Nachts auf ſeinem Schilde; er erwachte bei dem leiſeſten Geräuſche, ſeine Tapferkeit und Thätigkeit verſenkten ſich nimmer in tiefe Ruhe.

Unter den Verſchworenen war einer, dem der Anſchlag zuwider war: aber er wagte nicht, ſeine wahre Geſinnung kund zu geben; er fürchtete, ſich der Rache der übrigen auszuſetzen, um ſo mehr, da er eben ſo wie ſie gemurrt hatte. Wenn er den Anſchlag Habib entdeckte, ſo gab er die ganze Bande ſeiner Rache preis, wo ſetzte ſein eigenes Leben aufs Spiel; wenn der Held Sieger blieb, ſo blieb er nothwendigerweiſe ſein einziger Gefährte.

In dieſer Ungewißheit ſprach er zu ſeinen Genoſſen alſo:

„Warum wollt ihr euch einem gefährlichen Kampf ausſetzen? Habib läßt niemals ſeinen Dolch von der Seite, und wenn ihr auch mit euren Harniſchen bedeckt wäret, würde ſeine Hand doch, bevor ihr ihn des Lebens beraubt, leichtlich den Weg zu eurem Herzen zu finden wiſſen. Es giebt aber ein minder blutiges und ſichereres Mittel: ich kenne ein beſonderes Kraut, welches in dieſer Gegend wächſt; die Blätter deſſelben ſind mit einem weißen Staube bedeckt, welcher noch ſtärker als Opium wirkt; ich will etwas davon ſammeln, und da mir beſonders die Beſorgung des Abendeſſens obliegt, ſo werde ich Gelegenheit finden, ihm dieſes Schlafpulver einzutränken; und ihr könnt alsdann um ſo gefahrloſer euern Anſchlag ausführen. Gelingt es uns, ihn in Schlaf zu verſenken, und unſern Vorſatz ins Werk zu richten, warum ſollten wir unſere Hände in ſein Blut tauchen? Er hat niemals einen von uns beleidigt; wenn er uns nöthigt, unſer Leben für ein Hirngeſpinnſt unnütz in Gefahr zu ſetzen, ſo ſchont er des ſeinigen nicht mehr; ſeine Verſtandesverwirrung reißt ihn in einen unvermeidlichen Untergang, und wir können auf unſere Sicherheit bedacht ſein, ohne ihm nach dem Leben zu trachten. Er iſt der Sohn des tapfern Salamis; unſere Weiber und unſere Kinder wohnen friedlich in ſeinem Reiche; unſere Heerden weiden ſicher unter dem Schirme ſeines Schildes; er war gegen uns ſtäts ein gütiger Vater: iſt einer unter uns, mit dem er nicht gern alles bis aufs Aeußerſte getheilt hätte? Laßt uns alſo unſere Hände nicht mit unſchuldigem Blute beflecken; der große Prophet würde es dereinſt von uns fordern. Wir wollen Habib in dieſer Wüſte verlaßen: wenn wir ihn ſeiner Waffen und aller Hülfe beraubt haben, ſo dürft ihr nicht mehr fürchten, daß er uns jemals unſere Undankbarkeit vorwerfen werde.“

Dreihundert und ein und ſiebenzigſter Tag.

Die Verſchworenen folgten dem Rathe Rabirs (ſo hieß dieſer Ritter), und übertrugen ihm die Ausführung des Anſchlags. Er ſammelte von dem ihm bekannten Kraute das gefährliche Gift; er nahm ſorgfältig nur ſo viel davon, daß es ihm keinen plötzlichen Tod zuziehen konnte, und hielt es für die Gelegenheit bereit, welche ſich noch denſelben Abend darbot.

Die Reiſegeſellſchaft gelangte am Abend in eine Ebene, wo ein Bächlein eine treffliche Weide unterhielt; Habib ließ ſich bereden hier auszuruhen, und mehr aus Vorſicht, als aus Bedürfnis befolgte er ihren Rath. Er begab ſich ſorglos in ſein Zelt, nahm einige Erfriſchung zu ſich, und verſchluckte mit einem Zuge das für ihn bereitete Gift, welches man in eine Schale voll Milch gethan hatte. Die Verſchworenen benutzten nun den Todesſchlaf ihres Herrn, nahmen alles was ſie konnten mit ſich hinweg, und verließen ihn ſchleunig: ſie ließen dem jungen Habib nur ſeinen Schild, der ſeinen Kopf ſtützte, den Mantel auf welchem er lag, und den Dolch der tief in ſeinem Gürtel ſtach. Auf ſolche Weiſe verließen die zwanzig von Salamis zur Begleitung ſeines Sohnes erwählten Ritter, ihren Herrn. Sie kehrten nach Arabien heim, und nach vielen Mühſeligkeiten, ſahen ſie endlich wieder die Wimpel auf den Zelten des Emirs wehen.

Dieſer Augenblick, der ihnen die Erfüllung ihres Glücks verkünden ſollte, ward für ſie der Beginn der Verlegenheit, der Unruhe und der Reue.

„Wie ſollen wir vor Salamis erſcheinen?“ ſprachen ſie unter einander: „was ſollen wir ihm von dem Ende ſeines Sohns ſagen? — Rabir, der du unſern Anſchlag ſo gut begonnen und durchgeführt haſt, hilf uns nun auch ihn glücklich vollenden.“

„Ihr habt euch über meine wahre Abſicht getäuſcht,“ antwortete er: „als ich euch entſchloſſen ſah, Habibs Blut zu vergießen, ſuchte ich euch von einer Unthat abzulenken, indem ich euch dabei zu rathen ſchien; und deshalb allein trat ich als euer Mitſchuldiger auf: gegenwärtig nagen mich Gewiſſensbiſſe; ich wäre nicht im Stande, eine Lüge zu erſinnen, um unſern Verrath zu verſchleiern; meine Blicke, meine Gebärden, mein Schweigen, meine Verwirrung, alles würde nur dazu dienen uns zu verrathen. Erfindet ihr ſelber ein Mährchen; der keckſte unter euch mag es erzählen, ich will euch nicht Lügen ſtrafen: aber es iſt mir unmöglich, euch dabei zu helfen."

„Wohlan!" ſprach einer von den übrigen, „ſo will ich es übernehmen."

Der Zug langte in Salamis Lager an: der Emir und ſeine Gemahlinn Amirala kamen ihnen entgegen, voll Verlangen, ihren Sohn wiederzuſehen: aber wie groß war ihre Ueberraſchung! ſie ſahen nur Thränen fließen, ſie hörten nur Seufzer ſtöhnen. Derjenige, der ſich zum Wortführer erboten hatte, trat hervor, und ſprach zu Salamis:

„Mächtiger Emir! wir kommen heim von Schmerz durchdrungen über die traurige Botſchaft, welche wir dir zu bringen haben: aber was könnten hier Umſchweife nützen? du ſuchſt deinen Sohn, und der Himmel hat ihn deinen Hoffnungen entriſſen. Die Wüſten, die wir durchzogen haben, wimmeln von giftigen Schlangen; das Gewürm hält ſich im Sande verborgen. Eines Abends wollte der junge Prinz ſein Gebet verrichten, und breitete ſeinen Mantel auf der Erde aus, um darauf zu knien: in dem Augenblicke da er ſich bückte, ſchoß eine Schlange auf ihn zu, und ſtach ihn ins Geſicht;

die ſchrecklichſten Zufälle ſtellten alsbald ſich ein, und der Tod endigte ſie. Wir wollten ſeinen Leichnam balſamen, um ihn mit uns heimzubringen, aber die Wuth des Giftes hatte ihn dergeſtalt zerſtört, daß wir genöthigt waren, ihn mit Sand zu bedecken, um die Verpeſtung abzuwehren, mit welcher er uns bedrohte.“

Bei dieſer Nachricht zerriß der Emir ſeinen Rock, zerraufte ſich den Bart, und beſtreuete ſeinen Leib mit Staub. Die untröſtliche Amirala ließ das Lager von ihrem Klagegeſchrei wiederhallen, und die sechs und sechzig Stämme des Emirs waren in Trauer verſenkt.

Was machte unterdeſſen der junge Habib? hat er die Augen dem Lichte wieder geöffnet, oder hat die Wirkung des Gifts die Königinn der ſieben Meere ihrer ſüßeſten Hoffnung beraubt?

Die Sonne ſtieg im Oſten in all ihrer Pracht empor, an einem von allen Dünſten freien Geſichtskreiſe: ihre brennenden Strahlen trafen Habibs Augenlieder; die von ihr erweckten Vögel ließen auf den Bäumen, welche die Wieſen beſchatteten, ihr Gezwitſcher hören; der Duft der Blumen drang in das Innere des jungen Helden: während ein leichter Morgenwind in ſeinen Locken ſpielte, und ſeine Wangen kühlte, ſchien die ganze ſchon erwachte Schöpfung umher ihn ſelber aus dem Schlafe zu wecken, und die verdunſtete Kraft des Getränks konnte dieß nicht länger verhindern. Er ſchlug die Augen auf, und entzückt von dem Schauſpiele rings um ihn her, wähnte er ſich noch in die Täuſchungen eines zauberiſchen Traumes verſenkt.

Aber ſein Irrthum klärte ſich bald auf. Er ſtand auf, beſann ſich, und dachte nach, an welchem Ort er ſich wohl befinden möchte. Schweigen herrſchte rings um ihn her; er blickte weit hinaus in die Ferne, und ſah nichts als die Wüſte; er rief nach ſeinen Gefährten, ſeinen Waffen, ſeinem Roſſe: alles war verſchwunden.

„O Verrath!“ rief er nun aus: „meine unglückliches Arabien! deine Ritter ſind ohne Tugend; ſie fürchteten die Anſtrengungen und den Tod; um der Gefahr zu entgehen, ſind ſie in Ehrloſigkeit geſtürzt!

Du haſt deinen Ruhm eingebüßt, unglückliches Arabien! zerraufe deine Haare, beſtreue dich mit Staub, bade dich in deinen Thränen! Schrei, ſtöhne, heule, brülle, daß die Tieger und die Panther darob erſchrecken! Du haſt jetzo das Scheuſal Falſchheit geboren! Ah! wer ſoll fortan auf Erden redlich ſein, wenn der Arabiſche Ritter aufgehört hat, es zu ſein? Ihr Männer! ihr ſeid für immer entwürdigt; der große Prophet hat die Seinen verworfen. Ihr reichen Gefilde unſers Landes! eure Saaten werden verdorren; ihr werdet nur noch wilde Früchte hervorbringen. Ihr fruchtbaren Heerden unſerer Thäler! eure ſchwellenden Euter werden vertrocknen. Du thätiges und fleißiges Volk, das den Ueberfluß bis in die dürren Steppen Heſebons und Philarioths mitbrachte, und zu der Wüſte ſprach:

„du ſollſt nicht mehr Wüſte ſein!“ ſieh die Wimpel unſerer Zelte im Winde wehen; genieße deines wohlerworbenen Glücks. Aber du einſt glückliches Volk! verlaß dieſes Land, wo du alles beſaßeſt; wirf deine Waffen weg, deine Schilde, deine Lanzen beſchweren unnütz deine Arme; bereite dich zur Flucht, oder zur Knechtſchaft! Die Lanzen, die ihr ſchwinget, die Pfeile, die ihr vom Bogen abdrücket, ſind zerbrechliches Rohr, ſeitdem die Ehre aus Arabien entſchwunden iſt! Bietet eure Hände den Feſſeln dar: da wo es keine Tugend mehr giebt, hat die Freiheit ihre Herrſchaft verloren.

Schmähet fürder nicht die Weichlichkeit Aegyptens, ſpottet nicht mehr des Syrers, der ſich der Unbeſtändigkeit der Wogen hingibt, um Reichthümer zu erwerben: bedenket, daß ihr keine Vertheidiger mehr habt!

O Salamis! o mein Vater! wenn du jenen Elenden den ihnen anvertrauten Schatz wieder abforderſt, wenn deine furchtbare Stimme frägt: „wo iſt mein Sohn?“ . . . Ha! wie werden ſie voll Entſetzen ſein! die Eingeweide der Erde werden zu ſpät ſich aufthun, ſie zu verſchlingen. Ihr Feiglinge! kehret nicht heim nach Arabien, betrübet nicht durch eure verhaßte Gegenwart diejenigen, welche durch euch entehrt werden! Ihr habt in meinem Gefolge Mühſal, Mangel und den Tod gefürchtet: möge der Tod, Mangel und Elend euch von Wüſte zu Wüſte verfolgen!

Und du Geſtirn, das bei Habibs Geburt leuchtete und ihn mitten durch tauſend Gefahren zu hoher Beſtimmung berief: blick' auf ihn hernieder! Er verachtet die gegenwärtigen Gefahren, und geht getroſt anderen entgegen. Möge ſo dein Einfluß allen Hinderniſſen trotzen und ihn auf ſeiner Bahn fördern! — Bollwerk der Muſelmänner, fall ihm zu Füßen!"

Dreihundert und zwei und ſiebenzigſter Tag.

Mit dieſen Worten kniete Habib neben einer Quelle nieder, verrichtete ſeine Abwaſchung, und richtete ſein Gebet zu Gott und zu dem großen Propheten, mit mehr Inbrunſt ohne Zweifel, aber mit eben ſo viel Seelenruhe, als wenn er unter den Zelten ſeines Vaters geweſen wäre.

Er richtete ſeine Blicke nach dem Geſtirne des Nordens, welches fortan ſein Leitſtern ſein mußte; er erblickte ein hohes und ſteiles Gebirge, welches er zu überſteigen beſchloß. Da ſah er neben ſich ſeinen Mantel und ſeinen Schild, und rief aus:

„Theure Geſchenke des Himmels! ihr wurdet den Händen der Treuloſen entriſſen, ihr ſollt mein Bollwerk und meine Schutzwehr ſein!"

Da fand er auch ſeinem Dolch in ſeinem Gürtel, und fuhr fort:

„Fürchte nichts, meine geliebte Doratil-Goas! dein Ritter iſt nicht mehr wehrlos, man hat ihm noch etwas gelaßen, womit er dich an deinen Feinden zu rächen vermag!“

Bevor er fürder ging, verſorgte er ſich mit etlichen Kräutern, welche Il-Habul ihn kennen gelehrt hatte, und deren Wurzeln ihm zur Nahrung dienen konnten; ſo machte er ſich endlich auf den Weg, ſeinem Ziele entgegen, mit minder Beſorgnis, als da er von zwanzig Misvergnügten begleitet war: er ertrug, mit entblößtem Haupte, die volle Glut der Sonne, und trotzte dem Ungemach. Seine Gewandtheit bei ſeiner Stärke führte ihn reißend vorwärts: er hielt nur an, um ſeine drei Gebete zu verrichten, und erfriſchte von Zeit zu Zeit ſeinen Mund durch die Wurzeln, womit er ſich verſorgt hatte.

Er erſtieg vor Anbruche der Nacht ein Drittel des Gebirges, das er am Morgen vor ſich geſehen hatte: er fand hier einen Gießbach, aber ſo tief unten in der Felsſchlucht ſtrömend, daß er nur künſtlich dazu gelangen konnte. Ein Baum neigte ſich über die Schlucht, welche der reißende Sturz des Waſſers gebildet hatte; er entwurzelte mit ſeinem Dolch einen andern Baum, verband ihn mit dem erſten, und ließ ſich allmählich auf den Grund des Baches hinab, um ſeinen brennenden Durſt zu löſchen. Indeſſen, gerührt von der ihm unerwartet wiederfahrenen Gnade, ſtillte er nicht eher ſein

Bedürfnis, als bis er andächtig ſeine Abwaſchung verrichtet, und dem Urheber der Schöpfung und ſeinem Propheten Mahomed Dank geſagt hatte. Darnach ſtieg er wieder empor aus der Schlucht.

Er mußte an dieſem Orte die Nacht zubringen, und ſich gegen die wilden Thiere ſchützen: er erblickte einige Schritte von ihm einen vom Waſſer ausgehöhlten Felſen; da wälzte er bald ungeheure Blöcke heran, und baute ſich eine Art von Höhle, worin er ſicher ſchlafen konnte; er breitete darin ſeinen Mantel aus, legte ſeinen Schild unter ſeinen Kopf, und überließ ſich dem Schlummer, nicht ohne Betrachtungen über ſeine Lage.

„Der Beherzte,“ ſprach er bei ſich ſelber, „findet ſein Zelt überall, während der Verzagte nicht weiß, wo er ſein Haupt hinlegen ſoll. Glücklich derjenige, der im Lager gelernt hat beim Schmettern der Trompeten einzuſchlafen! er erwacht nicht beim Rollen des Donners! Il-Habul und mein Vater lehrten mich, ein Mann zu ſein; und hier bin ich der von Salamis und Il-Habul gebildete Mann. Salamis! Il-Habul! Doratil-Goas! ſehet hier euern Sohn, euern Zögling, euern Geliebten! Er ruhet in Frieden unter einem Felſen, und erwartet, daß der Ruhm ihn wecke.

Ihr unſerm Glücke feindſeligen Geſtirne! ihr widerſetzet euch den Beſchlüſſen des Himmels: dereinſt werdet ihr von ihm verbannt ſein; ich trotze euch, unter dem Schirme des Gebirges, welches mich bedeckt: ein

Dach von Menſchenhänden würde mich euren Schlägen preisgeben.“

Mit dieſen Worten ſchlief Habib ein. Die wilden Bewohner der Wälder, kamen, von der Spur des Reiſenden nach dieſem Felſen gelockt, herbei, und ſtreiften um ſeine Höhle her; ſie ſtießen ein furchtbares Gebrüll aus, und machten ſich zum voraus den Raub ſtreitig, welchen ſie ſchon in ihrer Gewalt wähnten. Die Liebe konnte den Geliebten Doratil-Goaſens wach erhalten, aber die Furcht vermochte nicht, ſeinen Schlaf zu ſtöhren. Er bedurfte der Ruhe, und trotz dem entſetzlichen Gebrülle der Löwen und der Tieger, ſchüttelte der wohlthätige Schlummer über ihn ſeine Mohnhäupter.

Endlich drang die Sonne durch die Spalten der ungeheuren Felſenburg, welche Habib um ſich aufgethürmt hatte; er ſtieg daraus hervor, ließ ſich wieder zu dem Bache hinab, verrichtete dort ſeine Abwaſchung und ſeine Gebete, erfriſchte die wenigen ihm noch übrigen Wurzeln, ſtieg wieder herauf, nahm ſeinen Mantel und Schild, und machte ſich auf den Weg.

Kaum war er auf dem Gipfel des Berges angelangt, als ein andrer, noch unzugänglicherer Berg ſich ihm darſtellte. Keine Straße, kein gangbarer Weg bot ſich ſeinen Augen dar; er mußte von Felſen zu Felſen klimmen. Kam er wieder in eine Ebene, ſo watete er durch tiefen und brennenden Sand; kein Gras, kein Blatt war auch an den zumeiſt gegen die Sonnenhitze geſchützten Stellen zu finden, kein Tropfe Waſſers: der Himmel hatte dieſen furchtbaren Landſtrich völlig ausgedörret, und ſchien dem Wanderer den Pfad zur Hölle zu weiſen.

Habib, von Anſtrengung erſchöpft, von Durſt und Hunger verzehrt, ſah ſeinen Wurzelvorrath ſchwinden; er verdoppelte ſeine Schritte, um noch vor der Nacht den vor ihm liegenden Berg zu erreichen: er langte endlich, nach vieler Anſtrengung, daſelbſt an, fand aber weder Quellen noch Gießbäche. Er baute ſich eilig wieder eine Hütte aus Felsſtücken, und verſchloß ſich darin, gequält von Müdigkeit und Mangel. Indeſſen ergriff er das einzige ihm noch übrige Mittel ſeine Zunge und ſeinen Gaumen zu erfriſchen, welche die Sonnenhitze und der Staub ganz ausgedörret hatten: er hatte bemerkt, daß es in dieſen Gegenden ſeiner Wanderung Nachts ſehr ſtark thaute, er breitete alſo außen vor ſeiner Höhle ein Tuch auf einem Felſen aus, um den Thau auszudrücken, wenn es hinlänglich davon getränkt wäre.

Dreihundert und drei und ſiebenzigſter Tag.

Durch dieſe Vorſicht, vor ärgerem Uebel bewahrt, legte er ſich nieder, nachdem er zuvor die Pflichten des Muſelmanns erfüllt hatte. Aber er konnte nicht einſchlafen, bevor er ſich nicht mit ſich ſelber unterhalten hatte.

„Rede," ſprach er, „antworte, Habib! Hat das Schickſal dir auf dem Pfade zum Ruhme, mitten durch Gefahren, Gemächlichkeiten verheißen?

Du befindeſt dich in der Wüſte; frage Mahomed, warum nicht Moſes befohlen hat, auf dich Milch und Manna herabzuregnen, wie er den Kindern Abrahams that? Zum Kampfe gebohren, kämpfeſt du jetzo! Sei ſtandhaft, Habib! der Himmel iſt für dich, aber du mußt ihm entgegen kommen.

Der Beifall Salamis, Amirala's, Il-Habuls, des Himmels ſelber, das Herz und die Hand Doratil-Goaſens, der Thron der ſieben Meere, ſind der Preis deiner Anſtrengungen: ſchreite über das Feuer hin, ohne zu wanken; du gehſt dem Ruhme entgegen!"

Unter ſolchen Ermunterungen ſeiner Geduld und ſeines Muthes, ſchlief Habib ruhig ein. Er erwachte mit der Morgenröthe, ſtieg aus ſeiner Felſenburg hervor und griff nach ſeinem Tuche. O gütige Vorſehung! dieß Tuch, deſſen Feuchtigkeit er in einem hohlen Kieſel ausdrückte, gewährte ihm einen Segenskelch voll des köſtlichſten Getränks, weil es von dem Bedürfniſſe gewürzt war.

Berauſcht von Dankbarkeit, rief er aus, indem er ſeinen Weg kräftiger als jemals fortſetzte:

„Derjenige, der mir den Thau ſchenkte, lehrte mich, ihn ſammeln! Geheiligt ſei der Urheber des Weltalls! Ihr ſchroffen, von der Sonne verkalkten Felſen, auf das Gebot des Schöpfers würdet ihr euch in Springquellen verwandeln! der Durſt und der Hunger entfliehen vor dem Herrn der Schöpfung; die Schätze des Ueberfluſſes eröffnen ſich vor ſeinem Willen.“

Mitten zwiſchen zwei Felſen ſtieß der Wanderer auf eine Tiegerhöhle; das Weibchen hatte eben ihre Jungen geworfen: beim Anblicke des Fremdlings funkelten ihre Augen von verdoppelter Glut; ihr Haar ſträubte ſich empor, ſie peitſchte die Luft mit ihrem Schwanze, und der Wiederhall verſtärkte ihr Gebrüll. So ſtürzte ſie auf den Helden los; dieſer hielt ihr ſeinen Schild entgegen, zuckte ſeinen Dolch und ſtieß ihn mit ſicherer und kräftiger Hand dem Thier ins Herz. Der Tieger ſtürzte todt nieder, und Habib benutzte die ihm gebotene Wohlthat, er machte ſich aus der Haut einen Mantel, ſchnitt ſich die zur Nahrung dienlichen Stücke Fleiſch ab, und dankte dem Himmel und Mahomed für ſeinen Sieg.

Es war ſchon ſpät, und er mußte an eine Zuflucht für die Nacht denken: die Tiegerhöhle bot ihm eine ſchon ganz fertige dar. Nachdem er die junge Brut erwürgt, und das Innere der Höhle für ſich eingerichtet hatte, verrammte er den Eingang durch ein ungeheures Felsſtück; er breitete darauf wieder ſein Tuch zum Einſaugen des Thaues aus, und ſtreckte ſich in der Höhle auf der Tiegerhaut hin.

Gegen Ende der Abenddämmerung war das Tuch vom Thau getränkt; er nahm es wieder hinein, und drückte es in dem Tiegerſchädel aus: dieß und einige Stücke des am Tage in der Sonne gedörrten Fleiſches, verſchafften ihm ein köſtliches Mahl. Er ſtillte reichlich ſein Bedürfnis, und um ſich völlig von allen Beſchwerden zu erhohlen, legte er ſich nieder, und ſchlief ein, nachdem er ſeine Seele zu höheren Gedanken erhoben hatte.

„Deine Wohlthaten, du Allmächtiger, ſind in der ganzen Schöpfung verbreitet; ſie wagte es, damit zu geizen, aber der erfindſame Menſch hat ſie gezwungen, von denſelben Rechenſchaft abzulegen.

Dank ſei dir dargebracht, o Mahomed! du warfſt deine Blicke auf den von den Seinen verlaßenen Habib! du gabſt ihm einen der Geiſter, denen du gebieteſt, zum Schutze!

Alles iſt mir leicht geworden: der Feind trat mir entgegen, er ſank unter dem erſten Streiche; ſeine Haut dient mir zur Kleidung, ſein Fleiſch nähret mich, und ich trinke aus ſeinem Schädel.

Zittert, ihr verwegenen Feinde Dorat-il-Goaßens! ihr Ritter hat ohne Waffen geſiegt; er ſchreitet, unter dem Schutze des großen Propheten, zur Eroberung der Waffen Salomons!"

Habib, von Muth und Kraft erfüllt, eilte dem Tage zuvor, und ſetzte ſeinen Weg rüſtiger, als jemals, fort. Indeſſen erſah er noch nicht das Ziel ſeiner Anſtrengungen; die Schwierigkeiten und Gefahren ſchienen unter ſeinen Tritten zu wuchern. Steile Felswände ſchienen jeden Ausgang zu verſperren; von ihren ſchwindligen Gipfeln erblickte man weit umher, nur Wüſten. Auf dieſen Wegen, welche noch kein menſchlicher Fuß betreten hatte, ſah man nur reißende Thiere, welche ſcheu entflohen, oder die Habib mit dem Dolche bekämpfen mußte; hier krochen nur ſcheußliche Schlangen, welche er mit Felſen zerſchmettern mußte; und der von der Ungewißheit des Erfolges gelähmte Muth erſchlaffte die Leibeskräfte des Helden.

Dreihundert und vier und ſiebenzigſter Tag.

Beim Herabſteigen von einem der höchſten Berge, ſo er noch überſtiegen, und als er nur noch wenige Wurzeln übrig hatte, erblickte er eine Sandebene welche nur durch den Geſichtskreis begränzt wurde: dieſen unermeßlichen Raum ſollte er durchwandern, ohne Hoffnung, darauf irgend eine Erquickung zu finden; das wäre für einen gewöhnlichen Menſchen Grund zur grimmigen Verzweiflung geweſen, aber Habib dachte nur auf Mittel, dieſe neue Schwierigkeit zu überwinden.

Er konnte am Tage nicht fort wandern, ohne von den Strahlen der Sonne verbrannt zu werden, und ohne ſeine Füße in dem glühenden Sande unbrauchbar zu machen; dabei durfte er nicht hoffen, zur Stillung ſeines Durſtes Waſſer anzutreffen. Und des Nachts, wie ſollte er ſich mitten im Sande eine ſichere Ruheſtätte bereiten? Die Tieger und Panther, welche am liebſten zur Nachtzeit umherſtreifen, konnten ihn ſo ſchutzlos überfallen und zu ihrer Beute machen. Habib faßte demnach den Entſchluß, am Tage zu ruhen, und beim Lichte des Geſtirns, welches ihm in der Nacht zum Wegweiſer diente, fortzuwandern.

Im Angeſichte des Sandmeeres, welches vor ihm lag, gerade als die Sonne im Mittage ſtand, hielt er an: mit Hülfe ſeines Dolchs ſtellte er ſeinen Schild ſo, daß er ihm den Kopf gegen die Sonne ſchirmte; dann ſtreckte er ſich auf die Tiegerhaut hin, und ſchlief ein.

So bald die Nacht ihren Schleier ausbreitete, entriß er ſich den Armen des Schlafs, und machte ſich auf den Weg: das zum Auffangen des Thaues beſtimmte Tuch war an ſeinem Halſe befeſtigt und flatterte um ſeine Schultern: ſo konnte er zwar ſeinen Durſt löſchen; wie ſollte er aber ſeinen Hunger ſtillen? Er hatte nur noch zwei Wurzeln übrig, und er wußte nicht, wann die Vorſehung ihm andere Hülfsmittel beſcheren würde. Gleichwohl überließ er ſich im Fortwandern der Bewunderung des Schauſpiels, welches der Himmel vor ſeinen Blicken ausbreitete:

„Das prächtige Himmelsgewölbe umhüllet die ganze Erde; es bedeckt die Blößen der Wüſte. Gibt es einen einzigen Winkel der Erde, wo der Menſch nicht genöthigt wäre, die Wunder des Schöpfers anzuſtaunen? Wühle ich in ihren Eingeweiden, ſo finde ich darin Gold und Rubienen, und die noch viel köſtlicheren Quellen. Der Mond erhebt ſich am Himmel, und nimmt die Stelle der Sonne ein; die thauträufelnden Geſtirne ſind ſchon vor ihm hergegangen.

Ihr werdet erfriſcht werden, ihr Sandwüſten; aber die auf euch niederſtrahlende Sonne vermochte nicht, euch zu beleben; nichts wird jemals eure Unfruchtbarkeit aufheben. Das Herz des Undankbaren iſt gleich dem Sande der Wüſte: die Gnaden des Himmels regnen auf ihn hernieder, ohne daß Spuren ihrer Wohlthaten darauf zurückbleiben.

Muthig, Habib! du verkannteſt niemals, was für dich gethan wurde. Betrachte die Bewegung, welche am Himmel vorgeht! Dort iſt es, wo in dieſem Augenblick deine Geſchicke abgewogen werden! Entferne drum allen Anſchein von Furcht! Setze einen feſten und kräftigen Fuß in die Waage, und du wirſt ſie auf deine Seite neigen! Sieh die furchtbare Ruhe, welche den höchſten Himmel einnimmt: dort ſitzen deine Richter;

Mahomed und ſeine ſieben Propheten bitten dort für dich! Großer Prophet, Freund Gottes! ein Muſelmann ſchreiet in der Wüſte zu dir; vernimm ſeine Stimme, erhöre ſie!

Sein Ziel iſt eines Helden würdig; und du warſt das Muſter aller Helden. Der Ruhm und die Liebe entflammen ſein Herz! Du verſchmähteſt auf Erden nichts, als was nicht das hohe Gepräge der Tugend trug.

Auf ſolche Weiſe vergaß Habib im Gehen der Beſchwerden und des Mangels.

Gegen Morgen glaubte er, bei Durchſpähung des fernſten Geſichtskreiſes, einen kleinen ſchwarzen Fleck zu erblicken.

„Endlich,“ ſprach er, „hat die Ebene, welche ich durchwandere, ihre Gränze, ich ſehe ein Ende ab; was ich dort erblicke, iſt ohne Zweifel ein Berg oder irgend eine Anhäufung von Dünſten über bewohnten Gegenden.

Du wirſt wieder Menſchen ſehen, Habib; die Leidenſchaften mögen uns noch ſo ſcharf gegen einander bewaffnen, der Menſch erfreut ſich immer beim Anblicke von ſeinesgleichen. Jene dort haben vielleicht niemals ein Kind der Vorſehung geſehen: ich will es ihnen zeigen, und ſie nöthigen an die Vorſehung zu glauben. Ich werde nicht zu ihnen ſagen: „Ich brauche Gold und Silber, Heerden und Zelte und Sklaven!“ Ich werde ſie um einen Krug Waſſer, um eine Hand voll

Reis bitten, und nach dem Weg auf den Kaukaſus fragen.“

Vergeblich machte Habib die wunderwürdigſten Anſtrengungen, um jenem ſchwarzen Flecke zu nahen: derſelbe erſchien ſtäts in gleicher Entfernung. Von glühender Hitze überwältigt, hielt er an, und legte ſich nieder; ſeine mit hochfliegenden Hoffnungen erfüllte Einbildungskraft, wiegte ihn bald in wohlthätigen Schlummer.

Die Kühle des Abends erweckte ihn; er war von ängſtlichen Träumen beunruhigt worden: ein Bach ſtrömte zu ſeiner Quelle zurück, und verſagte das Waſſer ſeinen brennenden Lippen; man bot ihm Speiſen im Ueberfluſſe dar, und plötzlich wurden ſie durch unſichtbare Hände ihm wieder entriſſen.

Von Mühſal belaſtet, ſtand er auf, und ſchmeichelte ſich, indem er die ganze Nacht fortwanderte, mit Anbruche der Morgenröthe, das Ziel zu erreichen, worauf ſeine Augen ſtäts geheftet waren, und auf welches ſein Herz ſchon ſeine Hoffnung gegründet hatte. Er ſtrengte alle ſeine Leibeskräfte an, er bot alle ſeine Hülfsmittel auf, um ſo viel Mühſeligkeiten zu widerſtehen, und durch ſeinen Muth geſtärkt, überwand er nochmals, und erhub ſich über ſich ſelbſt.

Dreihundert und fünf und ſiebenzigſter Tag.

Der Tag brach an, um eine unerhörte Wanderung zu beleuchten: aber in dem Maaße, wie er vorwärts ſchritt, ſchien der ſchwarze Fleck zu entweichen, und blieb ſtäts in derſelben Größe, wie er ihn zuerſt entdeckt hatte. Unterdeſſen war Habib ohne Schuhe; der von der Sonnenhitze durchglühete Sand hatte ſeine Füße verbrannt; die Wüſte bot überall nur ein Sandmeer dar; ſeine Kräfte erſchöpften ſich gänzlich; alles ſchien ihm zu mangeln, außer der Hoffnung. Er breitete ſeine Tiegerhaut auf dem Boden aus, ſank auf ſeine Knie, verrichtete ſeine Abwaſchung mit Staub, und die Hände emporhebend richtete er ein inbrünſtiges Gebet zum Himmel, und rief mit einem von Schmerz und Vertrauen gemiſchten Ton der Stimme aus:

„Ich bin auf ein Sandmeer verſchlagen, deſſen Schranken meine Augen nicht abſehen können; das Land fliehet vor mir, wie ein Gewölk. Ich habe dem brennenden Sande geboten mir als Waſſer zu meiner Abwaſchung zu dienen, er hat gehorcht, und ich bin gereinigt: der Schöpfer wird mir das Land näher bringen und es zwingen, meine Bedürfniſſe zu befriedigen.

Siehe, meine Füße verſagen mir den Dienſt, meine Beine wanken, meine Knie ſinken zuſammen, und ich muß auf dem Bauche bis zu dem Orte fortkriechen, wohin der Ausſpruch des Schickſals mich berufen hat:

aber was wirſt du ſagen, großer Prophet, wenn du einen Sprößling deines Stammes wie einen Wurm kriechen ſiehſt?“

Während er alſo ſprach, und ſeine Augen ſtäts auf das Ziel geheftet waren, dem er vergeblich nachzuſtreben ſchien, gewahrte er, wie ein Fleckchen ſich davon ablöſte, ſich in die Lüfte erhub, und auf ihn zukam; es ſchwebte einige Zeit über ihm, und ließ ſich dann nieder: es war ein Vogel von ungeheurer Größe, nämlich ein Rok, der ſich funfzig Schritte von ihm geſetzt hatte, und dort blieb, ohne ſich zu bewegen.

Habib ſtand auf, und ging auf den Vogel zu. So bald er ſo nahe war, daß derſelbe ihn hören konnte, ſprach er zu ihm:

„Vogel, du biſt ein Geſchöpf des Herrn, und ich ehre dich als ein Werk ſeiner Vorſehung: biſt du hergeſendet, um einem unglücklichen, aber frommen Muſelmann zu Hülfe zu kommen, den ſeine Brüder treulos verlaßen haben, ſo gebiete ich dir im Namen Gottes und ſeines Propheten, ein Zeichen zu geben, welches mich deine Sendung erkennen laße.“

Alsbald breitete der Rok ſeine Flügel aus, that drei Schläge damit, und neigte ſein Haupt vor Habib. Der junge Prinz nahte ſich ihm, da ſah er an ſeinen Füßen an Seidenſtricken ein Kiſſen von Damaſt befeſtigt: er ſetzte ſich darauf, hielt ſich an den Stricken, und kaum hatte er dieſen Sitz eingenommen, als der Vogel ſich in die höchſten Lüfte emporſchwang.

„Die Erde, die vor mir zurückwich, entfliehet jetzt unter meinen Füßen," ſprach Habib, über die Wolken emporgetragen.

„Ihr furchtbaren Sandhaufen, ihr ſeid gegenwärtig in meinen Augen nur ein Sandkorn! Bietet den Mangel und den Tod den Ungeheuern, dem giftigen Gewürm: ihr vermöget nun nichts mehr gegen den Knecht Gottes und den Diener des großen Propheten; ihm iſt der Weg durch die Lüfte eröffnet. Du Vogel, Bote des Allerhöchſten, gehorche den Befehlen eines frommen Muſelmanns, trag ihn auf den Berg Kaukaſus zu der Rüſtkammer des weiſen und mächtigen Salomon."

Der gehorſame Rok brachte den jungen Habib auf den Berg, der das Ziel ſeiner Reiſe war. Die reißende Schnelligkeit des Fluges hatte Habib alle Sinne benommen und ſeine Ermattung noch vermehrt. Il-Habul empfing ihn hier, und brachte ihn ſogleich an einen Ort, wo eine ſanfte und durchdringende Wärme ihn bald wieder belebte.

So wie er ſeiner Beſinnung und Kräfte wieder mächtig ward, flog der Ausdruck der Dankbarkeit über ſeine Lippen:

„Wie! du biſt es, mein theurer Il-Habul! du haſt mich alſo nicht verlaßen?"

„Höhere Befehle als die meinen, o tapferer Prinz," antwortete der Geiſt, „haben dich hieher geführt. Ein Vogel des großen Salomon hat dich hergetragen, meine Pflicht iſt, dich hier zu empfangen, und du kannſt ermeſſen, mit welchem Vergnügen ich mich derſelben entledige. Nicht unbekannt iſt mir der Verrath, den man an dir verübt hat, noch die Leiden, welche du in den Wüſten ausgeſtanden haſt, noch die grimmige Verzweiflung, der dein Vater Salamis preisgegeben iſt: als Hüter der Schätze Salomons, welche in den Eingeweiden der Erde verſchloſſen ſind, durfte ich nicht, ohne ſeinen Befehl, von hier mich entfernen, und konnte dir nicht zu Hülfe kommen. Der Himmel will, daß die Tugend durch Unfälle geprüft werde, und du haſt jetzt eben ſehr ungewöhnliche erfahren; die Leiden des Emirs Salamis und Amirala's ſind den deinen gleich; die Kränze des Sieges erwarten euch; aber ſie ſind nur durch Kampf zu erringen: das iſt das Loos der Begnadigten unter den Kindern Adams."

Während er alſo redete, bereitete ſich ein Mahl auf einem Tiſche: es beſtand aus Speiſe, welche einen durch das ſtrengſte Faſten geſchwächten Magen nicht beſchweren konnten. Habib genoß davon, und verwunderte ſich zugleich, eine ſo köſtliche und reichliche Bewirthung mitten in der grauenvollſten Wüſte der Erde anzutreffen.

„Du biſt hier in dem Wohnſitze der Bezauberungen“ ſagte Il=Habul; „durchaus nichts kann dem großen Salomon mangeln, der ſich durch ſeine tiefe Weisheit die ganze Natur unterworfen hat. Bevor er ſeinen Platz bei dem höchſten Propheten einnahm, verſenkte er hier ſeine Schätze, um ſie der frechen Habgier der Menſchen zu entziehen, die nur im Mißbrauche Genuß finden; hier liegen auch die Waffen verwahrt, mit welchen er die abtrünnigen Geiſter und Menſchen ſchlug. Illabuſatru, der Vater Doratil=Goaſens, ich und die Geiſter vom Stamme Eblis, wir erkannten zur rechten Zeit ſeine Ueberlegenheit und unterwarfen uns ohne Widerſtand; andere waren minder vorſichtig, und die Höhlen, worin ſie verſperrt liegen, ſind nicht weit von hier. Der furchtbare Abarikaf, den du bekämpfen ſollſt, und eine Unzahl anderer Empörer, entzogen ſich der Knechtſchaft durch die Flucht, durch Liſt, und ſelbſt durch Gewalt.

Bis hieher, mein theurer Habib, haſt du Feſtigkeit und Standhaftigkeit bewieſen, du haſt im Kampfe gegen die wilden Thiere muthvoll deine Kräfte aufgeboten; Hinderniſſe und Mangel haben deinen Standmuth nicht erſchüttert: das Auge, das über dich wachte, hat dir Hülfe geſendet, als du nichts mehr durch dich ſelber vermochteſt; als der Vogel Rok vor dir erſchien, blieben dir noch fünf Eisberge zu überſteigen, bevor du auf den Gipfel des Kaukaſus gelangteſt, welchen du in einer Entfernung von zweihundert Stunden erblickteſt. Aber die Gefahren, welche dir nunmehr bevorſtehen, ſind von andrer Art: dieſen haſt du keine Gewalt mehr entgegenzuſetzen; nur durch kaltblütige Ruhe, durch unerſchrockenen Muth, ſind aus den Schätzen Salomons die furchtbaren Waffen zu gewinnen, denen keine Macht widerſteht. Sobald du dich ausgeruhet und wieder geſtärkt haſt, werde ich dir mittheilen, was du nun zu thun haſt, und welche Mittel du anwenden mußt."

Dreihundert und ſechs und ſiebenzigſter Tag.

Darnach führte Il-Habul ſeinen Zögling in das Innere ſeiner Höhle, wo dieſer alles fand, was zur Erholung von ſeinen Anſtrengungen nöthig war.

Habib bedurfte, in ſeiner Erſchöpfung, mehr als einen Tag, um ſich herzuſtellen und ſich in den Stand zu ſetzen, ſeine mühſelige Unternehmung zu vollenden. Ohne die Herrſchaft, welche der Geiſt von früheſter Jugend über Habib gewonnen, würde es ihm ſchwer geweſen ſein, einen leidenſchaftlich Liebenden zurückzuhalten: aber der weiſe Il-Habul gebrauchte ſeine durch lange Gewohnheit befeſtigte Gewalt, und vermochte ſeinen Zögling, ſich nicht eher neuen Prüfungen auszuſetzen, als bis er völlig wieder zu Kräften gekommen wäre. Er benutzte dieſe Zwiſchenzeit, ihn zu unterrichten, was er zu thun hätte, um den Zweck ſeiner Reiſe auf den Berg Kaukaſus zu erreichen.

„Mein theurer Habib,“ ſprach er zu ihm, „du biſt vom Schickſale berufen, Doratil = Goaſen an dem heilloſen Empörer Abarikaf zu rächen. Die Länder dieſer Königinn ſind noch ungeheuer weit von hier; eben ſo unermeßliche Wüſten, wie diejenigen, welche du durchwandert haſt, trennen dich von den Meeren, welche ſie umgeben, und wenn du von hieraus das Geſtade aufſuchen wollteſt, um dich einzuſchiffen, ſo wäre der Weg dahin nicht kürzer und bequemer; es iſt dir nur möglich, durch den Mittelpunkt der Erde dahin zu gelangen. Aber welche Vorſicht, welche Aufmerkſamkeit wird dazu erfordert! Welche Seelenſtärke gehört dazu, mein theurer Prinz, um dieſe gefährliche Reiſe mit Erfolg zu unternehmen! Wenn vierzig eherne Pforten, von boshaften, mit übernatürlicher Stärke und Macht ausgerüſteten Geiſtern bewacht, dich aufzuhalten vermögen; wenn ein einziger Augenblick der Vergeſſenheit oder der Zerſtreuung dich überraſcht, ſo biſt du den größten Unfällen ausgeſetzt!

Du mußt durch alle Säle gehen, in denen Salomon ſeine Schätze verwahrt hat. Der erſte enthält die koſtbarſten, die echten Waffen, durch welche er dieſe hohe Stufe der Macht erreichte, worüber die Erde erſtaunte. Dieſer Raum iſt am wenigſten bewacht, und den Nachforſchungen der Menſchen am meiſten ausge=

ſetzt: wie glücklich wären ſie, wenn ſie dorthin gelangen könnten, und ſich damit begnügten, ohne noch weiter dringen zu wollen!

Salomon übertraf durch ſeine Weisheit alle Menſchen der Erde. Er hat die Grundſätze und Auslegungen derſelben in dreihundert ſechs und ſechzig Hieroglyphen (Schriftbildern) verfaßt, deren jede für den geübteſten Geiſt einen ganzen Tag erfordern würde, um den geheimen Sinn derſelben zu enthüllen: willſt du dir die Mühe geben, ſie zu durchdringen?“

„Ich liebe Doratil-Goaſen,“ antwortete Habib, „ſie ſchwebt in Gefahr, und ich bedarf der Waffen, um Abarikaf zu bekämpfen! Wenn ich geſiegt habe, will ich mich zu belehren ſuchen.“

„Man könnte weniger zu entſchuldigen ſein, als du,“ verſetzte der Geiſt; „aber ſeitdem Salomon von dieſer Erde verſchwunden iſt, ſind fünfhundert Ritter in dieſe Wüſten eingedrungen; alle haben die Erforſchung der Weisheit verſchmäht, welche ich auch dir vorſchlage, und ſind nach den Schätzen geeilt, welche in den Gewölben dieſer unermeßlichen Höhlen verborgen liegen; ſie wollten vor allen Dingen ihre Leidenſchaft befriedigen, ſo wie auch du der deinigen nachgibſt: nicht einer von ihnen iſt zurückgekehrt; ihre Unwiſſenheit hat ihnen den Untergang bereitet. Wir wollen uns indeſſen bemühen, dich vor demſelben Unglücke zu bewahren.

Ich will dich bis an die erſte Thüre führen; dort wirſt du einen goldenen Schlüſſel finden, nimm ihn auf, und öffne damit. Die Feder des Schloſſes wird bei der geringſten Anſtrengung aufſpringen. Bewege die Thüre vorſichtig, damit ſie ſich hinter dir ohne das mindeſte Geräuſch wieder ſchließe.

In dem erſten Saale wirſt du einen rieſengroßen ſchwarzen Sklaven finden; die vierzig Schlüſſel der übrigen Zimmer, welche du durchſchreiten mußt, hangen an einer Demantkette, welche er in der linken Hand hält. Bei deinem Anblicke wird er ein furchtbares Geſchrei ausſtoßen, daß die unterirdiſchen Gewölbe davon erbeben, und zugleich wird er die Klinge eines ungeheuren Schwertes über dir ſchwingen: aber verbanne jegliche Furcht aus deiner Seele, und wirf die Augen auf ſeinen Säbel; ich habe dich hinlänglich in der Kenntnis der talismaniſchen Schriftzüge unterrichtet: ſprich es laut aus, was du auf dieſer Stahlklinge lieſeſt, und grab dieſe Worte ſo tief in dein Gedächtnis; daß ſie nimmer darin erlöſchen, welche Stürme du auch je zu beſtehen haſt: deine Sicherheit hängt davon ab.

Alsbald wird der Sklave ſich dir unterwerfen; entwaffne ihn, und nimm die Schlüſſel und das Schwert des großen Salomon; aber vergeblich wirſt du dann noch die geheimnisvollen Schriftzüge darauf ſuchen: ſie ſind verſchwunden, indem du die Worte ausſpracheſt, welche ſie bilden. Oeffne hierauf die erſte der vierzig

Pforten, und ſchließ ſie wieder mit derſelben Vorſicht: hier wirſt du die Rüſtung Salomons finden; aber berühre weder ſeinen Helm, nach ſeinen Harniſch, noch ſeinen Schild: du haſt ja ſein Schwert, und nicht Eiſens bedarf es, dich zu waffnen. Salomon ſiegte durch Muth, durch Stärke, durch Ausdauer und Weisheit. Vier mit Bilderſchrift bedeckte Standbilder werden dir dieſe vier Tugenden vor Augen ſtellen: denke lange nach über dieſe tiefen Sinnbilder, und ſuche, dir die Bedeutung derſelben zuzueignen; das wird dir Waffen verleihen, welche man dir niemals entreißen kann. Erforſche eben ſo ſorgfältig dieſe Waffen des Propheten, wie das Schwert in der Hand des Sklaven; die Erleuchtung, welche dir daraus zu Theil wird, ſetzt dich in den Stand, alle Feinde zu beſiegen, welche dir entgegentreten: aber ohne dieß, und wenn du die auf dem Schwerte eingegrabenen Schriftzüge vergiſſeſt, ſo wiſſe, daß du nur eine Stahlklinge in der Hand hältſt, welche der Roſt und die Zeit verzehren werden.

Nachdem du in dieſem erſten Saale ſo lange verweilt haſt, als dir angemeſſen ſchien, ſo ſetze mit einen Sprung über die Kluft, welche den zweiten Saal davon trennet, deſſen Thüre du mit derſelben Vorſicht öffnen und hinter dir ſchließen mußt: die Waffe an deinem Wehrgehenke, die von dir ausgeſprochenen Worte machen dich zum Herrn der dort hütenden Sklaven, welcher Art ſie auch ſein mögen. Ich will hier nicht die unermeßlichen Reichthümer einzeln herzählen, welche du darin finden wirſt; in Salomons Augen waren Gold und Edelgeſtein das Geringſte, und obwohl er ſich derſelben bediente, um Werke aufführen zu laßen, deren Gedächtnis ewig dauern wird, ſo gab er ſie jedoch willig den Eingeweiden der Erde zurück, aus welcher ſeine Wiſſenſchaft ſie hervorgezogen hatte: er achtete ſie nicht nothwendig für das Glück der Sterblichen.

Sollte bei der Durchwanderung dieſer vierzig Säle ſich irgend ein Gegenſtand finden, deſſen Erklärung ſich deinem Verſtändnis entzöge, ſo reib die Klinge deines Schwertes, und wiederhole die Worte, welche darauf geſtanden haben, und du wirſt alsbald den Sinn des dir vorliegenden Räthſels finden.

Ich habe nicht nöthig, mein wackerer Prinz, dich vor Begehrlichkeit und Fürwitz zu warnen, welche die Urſache des Untergangs der Ritter war, die vor dir dieſes gefährliche Abenteuer verſuchten. Du haſt unter den Zelten des Emirs Salamis gelernt, worin der wahre Reichthum und die wahre Macht beſteht; das Gold verlieh dort ſeinem Gezelte keinen Glanz, er hatte nicht nöthig, Gold aufzuhäufen und auszutheilen; ein furchtbares Heer zog auf ſeinen erſten Wink aus; die gute Auswahl des Nützlichen und Verſchmähung des Ueberflüſſigen bildeten ſeinen Reichthum.

Die Neugier iſt ebenfalls ein Fehler, dem man vorbeugen muß. Sei eingedenk, daß alles, was auf dem dir bevorſtehenden Wege ſie erwecken kann, demjenigen durchaus gefährlich iſt, der nicht jene dreihundert ſechs und ſechzig Wahrheiten, die einzige Grundlage der Weisheit Salomons, kennet.

Vor allen hüte dich, wenn du die vierzigſte Thüre geöffnet haſt, und du am Ziele deiner unterirdiſchen Reiſe ſtehſt, mit deinen Blicken bei dem zu verweilen, was du dort ſehen wirſt. Dort hängt ein ſeidener Vorhang, und goldene Schriftzüge auf demſelben werden dir in die Augen blitzen: wende ſie ab; du würdeſt dein Todesurtheil darin leſen, und daſſelbe auf der Stelle vollſtreckt werden. Aber hebe den Vorhang auf, und du wirſt von dem ſchönſten Schauſpiele überraſcht werden, wenn du bis dahin die Klugheitsregeln beobachtet haſt, welche ich dir gegeben habe: du wirſt das erſte der ſieben Meere erblicken, welche du durchfahren mußt, um zu Doratil-Goaſen zu gelangen, und dort alle nöthigen Mittel dazu bei der Hand finden. Wenn du aber in einem einzigen Stücke die dir ertheilten Vorſchriften vernachläßigt haſt, ſo ſiehſt du dich den furchtbarſten Gefahren ausgeſetzt."

„Es iſt vielleicht ein Unglück für mich," unterbrach Habib, „daß ich das Gefühl der Furcht nicht kenne, und ich muß mich dieſerhalb an dich, an Salamis und Amirala halten: ihr bemühtet euch, mich gegen jegliche

Furcht zu waffnen, ſo daß ich mich vielleicht zu ſehr auf mich ſelbſt verlaße; aber ich will mich bemühen, deine weiſen Lehren zu befolgen.“ —

„So zieh denn hin, tapfrer Held, unter der Obhut des großen Salomon: möge ſein Geiſt dich geleiten! dir folgen meine heißeſten Wünſche für das Gelingen deines Unternehmens; ich werde darin den Lohn für alle die Arbeiten finden, welche mir deinetwegen aufgetragen worden.“

Dreihundert und ſieben und ſiebenzigſter Tag.

Il-Habul behielt in ſeiner Höhle die Tiegerhaut, den Schild und den Dolch des Prinzen; er kleidete ihn auf einfache und bequeme Weiſe für die ihm bevorſtehende Wanderung; ſodann faßte er ihn bei der Hand, und führte ihn durch einen unterirdiſchen Irrgang zu der erſten ehernen Thüre, deren Schlüſſel ſie dort fanden.

„Nimm dieſen Schlüſſel,“ ſprach ſein Führer zu ihm; „und vergiß nicht, ſo bald du den Sklaven den Säbel gegen dich emporſchwingen ſiehſt, die talismaniſchen Schriftzüge, welche du auf der Klinge leſen wirſt, laut auszuſprechen; präge ſie dir dergeſtalt ein, daß du ſie nimmer wieder vergeſſen kannſt; ſprich ſie bei jedem Anſcheine von Gefahr abermals aus, ſo wohl innerhalb als außerhalb der unermeßlichen Gewölbe, welche du durchwandern mußt. Oeffne und ſchließ alle Thüren mit der größten Vorſicht; bedenke, daß alles in dieſem Aufenthalte ſinnbildlich iſt, und daß deine Handlungen dem gemäß ſein müßen. Vergiß auch nicht meine übrigen Lehren; aber ich mahne dich vor allen nochmals an diejenigen, welche die wichtigſten für dich ſind. Umarme mich, mein theurer Habib! ich kehre dahin zurück, wo meine Pflicht mich ruft.“

Il = Habul ſchied. Habib öffnete die erſte Pforte, und verſchloß ſie leiſe wieder. Er erblickte einen ſchwarzen Rieſen von furchtbarer Geſtalt, der bei ſeinem Anblick ein Geſchrei ausſtieß, daß die Gewölbe dieſer erſten Höhle erbebten. Das Ungeheuer zuckte das ſchreckliche Schwert; Habib warf ſchleunig die Augen auf die Klinge, und ſprach mit lauter Stimme das Wort Macht aus, welches mit goldenen Buchſtaben darauf eingegraben ſtand: augenblicklich war der Sklave entwaffnet; das Schwert und die Schlüſſel entſanken zugleich ſeinen Händen, und er neigte ſich vor ſeinem Sieger.

Der junge Prinz bemächtigte ſich der furchtbaren Waffe, und ſchritt auf die zweite Thüre zu; er öffnete ſie, und ſieben verſchiedene Wege ſtellten ſich ſeinen Blikken dar, aber keiner derſelben war erhellt. Ungewiß, welchen er wählen und einſchlagen ſollte, ſprach er mit ſtarker Stimme das obige Zauberwort aus: da erſchien am Eingange des vierten Weges ein bleiches und unſtätes Licht; er folgte demſelben, und ſtieg vierzehnhundert und neunzig Stufen auf einer halbdunkeln Treppe hinab.

Er kam an die dritte Thür, und beobachtete ſtäts dieſelbe Vorſicht. Hier wurde er von zwei Ungeheuern, halb Mann, halb Weib, empfangen, welche zwei große Eiſenhaken nach ihm warfen, ihn damit an ſich zu reißen: er aber ſprach das Wort Macht aus, und das Eiſen erweichte ſich, und die Ungeheuer verſchwanden.

Habib wurde hierauf durch ein wundervolles Schauſpiel überraſcht: ein Kronleuchter von Karfunkeln erhellte einen runden Saal, der von Jaspisſäulen getragen wurde. Die Rüſtung des großen Salomon ſtand in der Mitte als Siegesdenkmal aufgeſtellt, der Phönix breitete als Helmſchmuck ſein ganzes Gefieder darüber aus; die Augen konnten den Glanz des Harniſches und des Schildes nicht aushalten, der Stahl der Lanze funkelte wie Feuer; das Schwert war nicht dabei; aber Habib bemerkte mit Vergnügen, daß dasjenige, deſſen er ſich bemächtigt hatte, den übrigen Waffenſtücken völlig entſprach. Alle waren mit geheimnisvollen Schriftzügen bedeckt, deren Sinn er zu durchdringen trachtete. Er las auf dem Bruſtharniſch:

„Die Feſtigkeit der Seele iſt der wahre Bruſtharniſch des Menſchen.“

Er fuhr fort, und las auf den übrigen Waffenſtücken: „die Geduld iſt ſein Schild. — Die Zunge iſt ſeine ſtärkſte Lanze. — Die Weisheit ſoll ſein Helm ſein, die Vorſicht ſein Viſier. — Ohne die Tapferkeit iſt ſein Arm entblößt; ſeine Beine ſind unnütz ohne die Standhaftigkeit.“ —

„O großer Salomon!“ rief der Held aus: „der Phönix entfaltet noch immer mit Stolz ſein Gefieder über deinem Helm! — bedecket euch mit ehernen Schienen, ihr ohnmächtigen Krieger der Erde! der Prophet des Allmächtigen ſchritt in der Rüſtung der Tugenden zum Siege einher.“

Habib betrachtete ſodann die dreihundert ſechs und ſechzig Hieroglyphen (Schriftbilder), welche die Wände des Saals zierten: eine darunter war einzig durch ihre Einfachheit, aber ihr Verſtändnis war nicht hinreichend, ſie zu erklären; eine andere, mehr zuſammengeſetzte enthüllte augenblicklich ihr Geheimnis: und ſo erklärten ſich wohl die dreihundert ſechs und ſechzig Hieroglyphen, konnten jedoch nur aus jener einzigen völlig verſtanden werden.

„Wiſſenſchaft!“ ſprach Habib, „du biſt für mein Herz gemacht, ich fühle es: aber mein Geiſt iſt ferne von dir. Wer will mir die Augen des Luchſes verleihen, um in deine Geheimniſſe einzudringen? Gegenwärtig zwingt der Glanz, mit welchem du mir in die Augen ſtrahleſt, ſie niederzuſchlagen. — Auf, Habib! folge dem Rufe deiner Beſtimmung; ſie hat dir Ruhm verheißen. Aus dem höchſten der Himmel kömmt die

Weisheit hernieder: trachte fürder darnach, und verfolge deine Laufbahn unter der Begünſtigung deines Geſtirns!"

Indem er alſo ſprach, trat er an die Thüre, welche ihm die Räume eröffnete, worin die Reichthümer Salomons verwahrt lagen. Er mußte ſtäts von neuen viele Stufen hinabſteigen, und auf viel verſchlungenen Pfaden gelangte er zu den verſchiedenen Thüren, welche er öffnete und ohne Geräuſch wieder verſchloß; überall traf er Ungeheuer, welche durch ihre ſcheußliche Geſtalt, ihr Geſchrei und ihre Drohungen ihn abzuſchrecken ſuchten. Der Kopf des einen hatte einen Menſchenſchädel, war mit Hörnern bewaffnet und endigte in einen Schnabel; das andere vereinigte in ſich die drei Geſtalten des Löwen, des Tiegers und des Elephanten; jenes trug den Rachen eines Krokodils auf menſchlichen Schultern; und ein Drache mit drei Weiberköpfen ſchüttelte vor dem Helden ſeine Schlangenhaare.

Dreihundert und acht und ſiebenzigſter Tag.

Aber Habib, voll feſten Muths, und eingedenk der Lehren des Geiſtes, beſchwichtigte mit Einem Worte alle dieſe drohenden Ungethüme, und warf gleichgültige Blicke auf die Haufen von Gold und Diamanten, auf die zerbrochenen koſtbaren Götzenbilder: er ſchritt unaufhaltſam von einer Thür zur andern, ſobald die Gegenſtände, welche er antraf, ihm kein ſinnbildliches Zeichen der Siege des Propheten darboten: indeſſen verweilte er an einem einzigen Orte.

Es war ein unabſehlicher Saal, in welchem ringsumher eine Unzahl von Weſen in menſchlicher Geſtalt ſaß; ſie ſchienen dem ehrwürdigſten unter ihnen zuzuhören, der auf einem erhabenen Stuhle vor einem Pulte ſaß und las. Als Habib eintrat, erhub ſich die Verſammlung und verneigte ſich vor dem Helden; die Ehrerbietung unterbrach die Vorleſung, und der Prinz wandte ſich zu dem Vorleſer und ſprach:

„Wenn es euch verſtattet iſt, mich zu belehren, ſo ſaget mir, wer ihr ſeid, und was ihr leſet?“

„Ich bin ein Geiſt und Knecht Salomons,“ antwortete der Vorleſer, „und von ihm dazu beſtellt, die Brüder zu unterweiſen, welche du hier ſieheſt: ſie werden frei, ſobald ſie die nöthigen Kenntniſſe erworben haben, ſich ſelbſt überlaßen zu bleiben. Das Buch, welches ich vorleſe iſt der Koran; Leider! ſind ſchon zwei Jahrhunderte verfloſſen, daß ich ihnen denſelben erkläre, und doch verſteht ein Achtel von ihnen noch nicht die erſte Zeile davon! Geh weiter, junger Muſelmann, du haſt hier nichts, weder von ihnen, noch von mir zu lernen: folge unverrückt deiner Beſtimmung, und ſei ſtäts ſo umſichtig, wie du es bisher geweſen biſt.“

Habib verließ dieſen Lehrſaal, indem er darüber nachdachte, wie ſchwer es iſt, die Wahrheit zu faſſen, wenn man nicht geneigt iſt, darauf zu achten; er ſegnete Gott und ſeinen Propheten, ihn ſo früh in den Wahrheiten des Korans unterrichtet zu haben.

Schon hatte der junge Prinz neun und dreißig Thüren geöffnet und wieder zugemacht; ſchon war er fünf Tage lang dieſe unterirdiſchen Wohnungen durchwandert, wo die Sonne keine Stunden anzeigte; wo die Zeit, durch nichts abgetheilt, verfließt, ohne daß man ſie zu berechnen vermag; wo Jahrhundert über Jahrhunderte hingehen, ohne daß man ihren Ablauf bemerkt; und wo jene wohlthätigen Geiſter wohnen, deren rege Thätigkeit nur mit dem Glücke der Gläubigen beſchäftigt iſt, und die nicht der Gewalt des Bedürfniſſes unterworfen ſind.

Habib war nicht in die anderen Höhlen dieſer Unterwelt gekommen, wo die boshaften Geiſter unter ganz widerſprechendem Geſetze leben: die Sichel der Zeit drückt auf ſie mit unermeßlicher Schwere; alle Laſter der Welt keimen und gähren in ihren verderbten Seelen, und es gibt kein Bedürfnis, deſſen Pein ſie nicht fühlten.

Unſer Held hatte die Thüren, durch welche er ſchon gegangen war, nicht gezählt: ſo wie ſich eine neue Thüre darſtellte, löſte der Schlüſſel, welcher ſie öffnete, ſich von ſelber von dem Ringe, den er in der Hand hielt, und fuhr in das Schloß hinein. Endlich ſtand er der vierzigſten Thüre gegenüber: ſie öffnete ſich, und er erblickte den verhängnißvollen ſeidenen Vorhang, von welchem der Geiſt ihm geſagt hatte. Die ſtrahlenden Schriftzüge, welche er nicht leſen durfte, blenden ſeine Augen; er zieht ſchleunig den Vorhang weg, und erblickt nun das Meer, welches er durchſchiffen ſoll, um endlich das Ziel ſeiner Mühſeligkeiten zu erreichen, und ungeſtüm ſpringt er hinaus, um ans Ufer zu gelangen. Aber in demſelben Augenblick rollt die Thüre, welche er vergeſſen hat, wieder zu ſchließen, in ihren Angeln, mit ſo furchtbarem Getöſe, daß der Kaukaſus in ſeinen Grundveſten davon erbebt.

Alle Thüren, durch welche er gekommen war, und alle Thüren der anderen Höhlen ſpringen auf und zerſchmettern mit einem Gekrache, daß es ſelbſt die Gewölbe des Himmels zu erſchüttern ſcheint; zahlloſe Geiſterſchaaren von den ſcheußlichſten Geſtalten ſtürmen hervor, und ſtürzen auf Habib los; die ſchrecklichſten Gebärden, die fürchterlichſten Drohungen begleiten ihren Anfall.

Habib drehte ſich um, ihnen die Stirne zu bieten; wäre er eben ſo der Furcht fähig geweſen, wie der Zerſtreuung, ſo wäre es um ihn geſchehen. Aber die äuſſerſte Gefahr, machte ihn wieder kaltblütig; er erinnerte ſich jenes furchtbaren Wortes, und indem er den Stahl Salomons ſchwang, ſprach er das Zauberwort aus: und alsbald ſtürzten ſich die grimmigen Schaaren voll Schrecken in ihre Höhlen zurück, die Pforte nach dem Meere ſchlug donnernd hinter ihnen zu.

Indeſſen waren doch nicht alle böſe Geiſter wieder darin verſperrt. Ein Theil derſelben hatte ſich ins Meer geſtürzt; ſie rührten die Abgründe deſſelben auf, daß die Wogen hoch in die Lüfte emporſtiegen; andere trieben fernher alle Dünſte zuſammen und thürmten ein fürchterliches Gewölk auf: der Tag erloſch, die Sonne verdunkelte ſich, die Donner rollten, die zuſammengepreßten Wolken kämpften mit den losgelaßenen Sturmwinden, und die dumpf aufrauſchenden Wogen des Meeres wälzten ſich gegen einander, und ſtellten eine ſchwarze Maſſe dar, welche durch das Feuer der Blitze von Blut geröthet erſchien.

Der Orkan bricht von allen Seiten los; die eingeengten Winde und Blitze dringen überall hervor; das Meer fliehet vor ihnen in die Abgründe welche es ſich ſelber ausgewühlt hat; das Geräuſch der Wogen, das Sauſen der Stürme erſchüttern die Felſen im Grunde, und die ſchmetternden, ſtäts ſich verſtärkenden Donnerſchläge ſcheinen dem Erdball die Rückkehr in das anfängliche Chaos anzukündigen.

Es war nicht alles natürlich bei dieſem Aufruhre, welches die Elemente gegen einander empörte. Il-Habul, der zur Bewachung der Waffen und Schätze des Propheten beſtellt war, hatte in dem Augenblick, wo die abtrünnigen Geiſter hinausgebrochen waren, ſeine gewöhnliche Stelle, an der Spitze der ihm untergebenen Geiſter, verlaßen; und die Erde, das Meer und die Luft waren der Schauplatz von drei hartnäckigen und fürchterlichen Kämpfen geweſen.

Dreihundert und neun und ſiebenzigſter Tag.

Habib, erſtaunt über die Verwirrung, welche ihn umringte, konnte die Schuld davon nur ſeiner Unvorſichtigkeit beimeſſen: als er den verhängnisvollen Vorhang aufhub, erſchien Himmel und Erde heiter, das Meer ruhig.

Er warf ſich mit der Stirn auf den Boden und rief aus:

„Wo iſt einer, der ſich weiſe dünkt? er betrachte mich, und zittere bei ſeinem Dünkel.

Wo iſt einer, der ſtäts vorſichtig zu Werke geht? er nahe mir, und beſchäme mich. Meine Augen hatten das Glück erblickt, und es iſt entſchwunden; ich hielt den Schlüſſel meines Schickſals in der Hand, und er iſt mir entſchlüpft. Doratil-Goas, dein Geliebter liebt dich, wie ein Unſinniger, er iſt deiner nicht würdig.

Wie ſoll ich in der Lage, worin ich mich befinde, die Mächte der Erde um Hülfe anſchreien? Suche ich den Himmel zu bewegen, ſo höre ich eine Stimme im Grunde meines Herzens rufen: „gib ihm Rechenſchaft von ſeinen Wohlthaten!“ Die Araber meines Stammes haben mich verrathen: was darf ich ihnen vorwerfen, wenn ich ſelber mich verrathen habe? Salamis, Amirala, Il-Habul! ihr habt auf einem unfruchtbaren Boden geſäet: wie wollt ihr da Früchte einärnten? Ich werde Thränen vergießen wie feige Seelen; die Beſchämung wird meine Augen verhüllen, nachdem ich die Binde des Hochmuths davon weggenommen habe.

O großer Prophet! ein Schuldiger wagt nicht ſeine Stimme zum Himmel zu erheben. Aber du bewieſeſt deine Gnade an Habib, als er kein Verdienſt hatte: gegenwärtig da er ſeine Schuld erkennt, verzeih ihm! wende deine Antlitz auf ihn!"

Nachdem Habib dieſes Gebet verrichtet hatte, ſtand er auf, und ſchaute ſich um, wo er ſich befände. Er ſtand auf dem Gipfel der Klippen, an deren Fuße die Meereswogen ſich mit Gewalt brachen; auf der andern Seite ſchienen ſchroff abſtürzende Felſen ihn von der ganzen übrigen Welt zu trennen. Er ſprang von Klippe zu Klippe, wohl tauſend Schritte weit. Das Sonnenlicht war durch dichtes Gewölk verhüllt; die daraus hervorblitzenden Strahlen gaben allen Gegenſtänden, worauf ſie fielen, einen glühenden und kupferfarben Schein. Giftige und ſalzige Dünſte verpeſteten die Luft, welche er einathmen mußte.

Der Tag der dieſes ſchauervolle Gemälde beleuchtete diente nur dazu, das Grauen deſſelben zu erhöhen. Habib betrachtete eine Weile die Zerſtörung, welche ihn umgab; ſodann blickte er auf ſein Schwert, und ſah die darauf eingegrabenen talismaniſchen Schriftzüge glänzender als zuvor blitzen. Er hatte von Il-Habul gelernt, daß die Vorſehung niemals ohne Abſicht Wunder wirket; der neue Glanz des Talismans mußte alſo denjenigen, der ihn trug, beſtimmen, die Kräfte deſſelben anzuwenden, um den Aufruhr der gegen ihn verſchworenen Elemente zu beſchwichtigen: er zuckte alsbald die geheimnisvolle Klinge, und indem er ſie dreimal durch die Lüfte ſchwang, rief er aus:

„Ihr Mächte des Feuers, der Erde, der Luft und des Waſſers! ich gebiete euch, in eure gewöhnlichen Schranken zurückzukehren, ſonſt werde ich euch zur Ruhe zwingen.“

In demſelben Augenblicke ſah man das Schwert einen Glanz ausſtrahlen, welcher die Blitze überleuchtete; man hörte ein verworrenes Getöſe, wie wenn Sandberge ſich an einander zerrieben; das Meer ward ſtill und ruhig; die Stürme verwehten; der Hauch des Weſtwinds folgte den grimmigen Nordſtürmen, und das glänzende Tagesgeſtirn vergoldete mit ſeinen Strahlen die furchtbaren Felſen, deren Gipfel der Zufluchtsort des Helden war.

Bei dieſem erſtaunlichen Wunder konnte der Prinz ſich eines gewiſſen Grauens nicht erwehren, welches die Freude begleitete:

„Welche Macht,“ rief er aus, „bedient ſich meiner ſchwachen und ſchuldvollen Hände, um hier ihre Wirkung zu beweiſen? Wie konnten die Elemente meiner Stimme gehorſam ſein? Schöpfer der Welt! du haſt dein Antlitz nicht von mir abgewendet. Großer Prophet! Habib iſt in deinen Augen noch ein Sprößling des Stammes Ben = il = Helal!“

Indem er, mit zu Boden geſenkter Stirne, dieſes Gebet ausſprach, gewahrte er, daß ſich etwas neben ihm bewegte; er blickte auf, und ſah Il = Habul.

„O mein Beſchützer! o mein Meiſter!“ ſprach er zu ihm: „du biſt es ohne Zweifel, der alle die Wunder gewirkt hat, welche ich hier geſehen habe?“

„Nein, mein theurer Habib,“ antwortete der Geiſt, „ſie ſind Wirkungen der Macht des großen Salomon, deſſen Werkzeug du geworden biſt. Du weißt nicht, welche Verwirrung deine Vergeſſenheit meiner Lehre und deine Nachläßigkeit verurſacht hat. Ohne dich würde das Unheil, welches du angerichtet haſt, ſchwer wieder gut zu machen ſein.

Als du, anſtatt die vierzigſte Thüre zu verſchließen, ans Geſtade des Meeres hinaus ſtürzteſt, ſprangen die Thüren der Höhlen, welche die abtrünnigen Geiſter verſperrt halten, plötzlich auf, und ſie ſtürmten ſchaarenweiſe hinaus: du wäreſt ihr erſtes Schlachtopfer geworden, hätteſt du nicht von dem Talisman Gebrauch gemacht, kraft deſſen ſie vormals unterworfen wurden:

durch ſeinen Anblick erſchreckt, ſchwangen ſie ſich in die Lüfte empor, ſtürzten ſich in die Fluten hinab, und erregten den Orkan, von welchem du Zeuge geweſen biſt.

Ich, an der Spitze meiner Schaaren, verfolgte ſie; wir begannen den gewaltigen Kampf, deſſen Wirkungen du geſehen haſt, ohne ſie zu begreifen: nunmehr wandteſt du das einzige Mittel an, welches in deiner Gewalt war; ſein Erfolg in den Händen eines gläubigen Muſelmanns war nicht zweifelhaft. Auf der Stelle entſanken die Waffen den Händen der böſen Geiſter; von plötzlicher Betäubung ergriffen, ſtürzten ſie, wie lebloſe Erdklöße zu Boden; meine Krieger ſchlugen ſie in Feſſeln, und verſperrten ſie wieder in den Höhlen, welche ſie ausgeſpien hatten: aber ohne deine Hülfe würde der Kampf noch fortdauern.

Ich will dir keine Vorwürfe über die Zerſtreuung machen, welche dich vom Ziele entfernet und dich unerhörten Mühſeligkeiten ausſetzt, um es zu erreichen. Die Liebe hat mehr Schuld daran, als du ſelber; und deine Leidenſchaft iſt die Einwirkung deines Geſtirns.

Sei eingedenk der Kenntniſſe, welche du bei Betrachtung der Schätze des großen Salomon dir mußt erworben haben. Du wirſt überall, und in dir ſelber die Waffen finden, welche dem wahren Ritter den Erfolg verbürgen: er weiß, daß ſie ſich eher in Widerwärtigkeiten, als bei glücklichen Umſtänden darbieten.

Die Weiſungen, welche ich dir hier gebe, ſind die letzten, welche du von mir empfängſt. . . . . Du biſt in einer Laufbahn, wo man erröthen muß, kleinen Mitteln den Erfolg zu verdanken; nur vom Himmel kann man ihn ohne Schaam annehmen, und ihn darf man unabläßig darum anflehen, wenn man nur gute Abſichten hat, und ohne Hochmuth nach dem Siege trachtet. Lebe wohl, mein theurer Habib; ich verlaße dich von Noth bedrängt und neuen Abenteuern preisgegeben: aber ich vertraue, daß dein Muth allem Genüge leiſten wird.“

Dreihundert und achtzigſter Tag.

Il-Habul verließ Habib auf einem Felſen: das Meer war zurückgewichen, und brach nicht mehr ſeine Wogen am Fuße des Felſens: er konnte hinabſteigen, und auf einem beſchränkten Raume von einer Klippe zur andern ſpringen; aber er fand hier nirgend Schutz für die Nacht, keine Mittel, ſeinen Durſt und ſeinen Hunger zu ſtillen: ſo war die Lage des Helden beſchaffen, als ſein Schutzgeiſt verſchwand.

Eine weniger hohe Seele als die ſeinige, würde ſich der Beſorgnis hingegeben haben; aber das Schwert des großen Salomon hing ſtäts an ſeiner Seite, und bedrohte fortwährend die Feinde des Allerhöchſten; er hatte keinen andern Gegner mehr zu fürchten, als ſich ſelbſt.

„Mein Vergehen hatte mich niedergeſchlagen,“ rief er aus, „aber die Hand Gottes richtet mich wieder auf. Kaukaſus, überhebe dich nicht deiner ungeheuren Größe und der Feſtigkeit deines Geſteins: Gott wollte es, und ich durchdrang deine Eingeweide! Erde, du ſtehſt hinter mir, wie eine furchtbare Mauer. Meer, du ſcheineſt gränzenlos, und meinen Blicken nur Abgründe darzubieten: aber die Hoffnung durchſchwimmt alle deine Gewäſſer, ſie leuchtet mir mitten durch die Gewölke, welche dich umhüllen!“

In der That ſah Habib jetzo Land, ohne es zu wiſſen: es war die äußerſte Spitze der Weißen Inſel, welche zu dem Reiche Doratil-Goaſens gehörte. Unterdeſſen kam die Nacht heran, und um ſich ihrer empfindlichen Kälte zu entziehen, ſuchte er ſich eine Lagerſtatt zwiſchen drei Felſen, wo er gegen einen ſcharfen Wind geſchützt war, deſſen unabläßiges Wehen ſeinen Leib erſtarrt hätte.

Mit Anbruche des Tages verrichtete der junge Muſelmann ſeine Abwaſchung und ſein Gebet. Hierauf durchlief er emſig das Geſtade umher, um ſich Lebensmittel aufzuſuchen: er fand einige Höhlen voll Muſcheln; und die Fluten hatten Bruchſtücke von Kräutern angeſpült, welche er von der Luft trocknen ließ: ſo konnte er ſeine Bedürfniſſe befriedigen, in Erwartung daß ſeine

Beſtimmung ihn zu anziehenderen Abenteuern abrufen würde.

Eines Morgens, als Habib auf den äußerſten ins Meer vorragenden Felſen geklettert war, um, wo möglich, irgend ein Fahrzeug zu entdecken, ließ er ſich von einem leichten Schlummer beſchleichen: da erhuben drei Meerfräulein plötzlich ihre Köpfe über dem Waſſer empor.

„Er ſchläft, meine Schweſter,“ ſagte eine der Nixen zu den beiden anderen: „wir wollen uns ihm nähern, um zu erforſchen, wer er iſt. Sein Anblick wird euch erfreuen, er iſt ſchön, wie der erſte Strahl des Tages. Geſtern ſah ich ihn, wie er ſich über das Waſſer bückte, ſeine Abwaſchung zu verrichten; ſein auf den Perlmutterſchalen ſich ſpiegelndes Antlitz ſchien ſie noch lebhafter zu färben; es war, als wenn der Boden des Meeres mit Roſen beſtreuet wäre. Damit wir ihn aber gemächlicher betrachten können, müßen wir ihn dermaßen einſchläfern, daß das Geräuſch, welches wir um ihn machen, ihn nicht erwecke; gebet mir die Hand, wir wollen um ihn her tanzen, bis er tief eingeſchlafen iſt.“

So bald die Meerfräulein ſich der Wirkung ihres Zaubers verſichert hatten, entſtiegen ſie dem Waſſer: ſie ließen ihre in Flechten gefeſſelten blonden Haare frei um die Schultern wallen; das ſanfte Spiel der Lüfte gab dieſen feuchten Locken bald ihre volle Anmuth und Leichtigkeit; ein von Meerpflanzen ſo fein wie Flor gewebtes Gewand fiel ihnen von den Schultern und umgürtete ihre Hüften; ihre Beine waren mit Bändern von Perlen, ihre Arme mit Korallenſpangen geſchmückt, und vollendeten ihre eben ſo reizende als verführeriſche Erſcheinung. Alle drei warfen einen Blick auf ihren Waſſerſpiegel, und zufrieden mit ſich ſelber und mit ihrem Putz, umringten ſie den Ritter.

„Welch ein ſchöner Jüngling!“ ſagte die älteſte der drei: „wenn es doch ein Ritter wäre!“

„Es iſt ſicherlich einer,“ ſagte die Jüngſte: „ſehet nur ſein Schwert; aber rühret es ja nicht an; denn ich wollte mit der Hand den Griff anfaſſen, und er hat mich verbrannt.“

„Ilſaïde,“ ſagte die Aelteſte zu der Jüngſten, „wir müßen wiſſen, wer es iſt und woher er kömmt. Er kann vom Sturme hieher verſchlagen ſein; indeſſen verräth nichts in ſeinem ganzen Aufzuge, daß er Schiffbruch gelitten hätte: hole mir eine der größten Muſcheln, ſo auf dem Strande zu finden iſt, und fülle ſie mit Waſſer.“

Ilſaide gehorchte, und brachte die Muſchel; die älteſte der Meerfräulein zog hierauf Habib ſanft ein Haar aus, und ſagte:

„Wir wollen dieß Haar hier zum ſprechen bringen, es wird uns alle Geheimniſſe des Hauptes erzählen, auf dem es gewachſen iſt.“

Sie tauchte es alsbald ins Waſſer und drehte es n der Muſchel im Kreiſe umher, und ſagte zu ihren Schweſtern:

„Rühret das Waſſer recht auf; je trüber es iſt, je beſſer kann ich darin ſchauen."

„Sieh doch, Schweſter," ſagte Ilſaïde, „ich glaube das Haar iſt auf den Grund geſunken; man ſieht Sterne drunten und nicht mehr den Grund der Muſchel."

„Deſto beſſer," verſetzte die Aelteſte: „auf die Nacht folget der Tag. Bücke dich und betrachte das Gemälde, welches ſich bildet: da iſt ein mit Bäumen beſetztes Gefilde, unter deren Schatten Heerden weiden! .... Da ſind Zelte! .... Er iſt in Arabien geboren."

„In Arabien! liebe Schweſtern," ſagte diejenige von den dreien, die noch nicht geſprochen hatte: das iſt das Land, aus welchem unſre Königinn Doratil-Goas ihren Befreier erwartet! Wie glücklich wären wir, wenn wir hier ihren tapfern Ritter vor uns ſähen! Er würde uns ſicherlich von Rakaſchik und ſeinem ganzen Gezüchte befreien. .... Aber das Waſſer beſagt nichts davon: trübet es von neuen, um zu erfahren, welche Fahrt er gemacht hat."

„Ah, Schweſter," ſagte Ilſaïde, „das Waſſer wird ſchwarz, ganz ſchwarz!"

„Das iſt gut," hub die Aelteſte wieder an, „die Wahrheit wird um ſo klarer daraus hervorgehen. Verdoppelt die Bewegung!"

„Schweſter,“ ſagte die zweite, „ſieh, das Waſſer wird weiß: oh! wie traurig iſt das, was man darin ſieht!“

„Es ſind Gebirge und Sandwüſten,“ fuhr die Aelteſte fort; „er hat dieß alles ohne Gefährten durchwandert; denn ich ſehe ihn ganz allein darin. . . . . Trübet nochmals das Waſſer! denn der Weg, welchen ich ihn nehmen ſehe, hat ihn nicht hieher führen können. . . . O Himmel!“ rief ſie aus, „ich ſehe die Eingeweide der Erde. Es iſt genug, meine Schweſtern; denn das Waſſer wird uns, ſo viel ich ſehe, nichts von den Geheimniſſen ſeines Herzens verrathen: aber ich weiß ein natürlicheres Mittel, ſie zu erfahren. Es iſt, wie ihr wißt, für uns von der größten Wichtigkeit, ſie zu kennen; wir wiſſen, daß wir von unſeren Leiden und von unſeren Bedrückern nur durch einen vollkommenen Liebenden, der nicht der unſrige iſt, befreiet werden können.“

„Gewißlich kann dieſer Ritter, wer er auch ſei,“ verſetzte lebhaft Ilſaïde, „nicht unſer Geliebter ſein, weil wir ihn niemals geſehen haben.“

„Aber ſo bald er die Augen öffnet,“ fuhr die Aelteſte fort, „muß er uns wohl ſehen: und dann unterlaß ja nicht, meine Schweſter, die deinen niederzuſchlagen; denn du haſt eine mächtigere Zauberkraft darin, als wir; und wenn er ſich in dich verliebte, ſo wäre alle Hoffnung verloren.“

„Liebe Schweſter,“ erwiederte Jlſaïde, „er wird dich eher lieben, als mich.“

„Salomon bewahre uns, eine wie die andre, davor!“ fügte die Aelteſte hinzu; „aber mich dünkt, wir ſind ſtark in Gefahr: da wir uns indeſſen in ſeine Gunſt ſetzen müßen, um Anſpruch auf ſeine Dienſte zu machen, ſo laßt uns darüber nachdenken, was wir dazu zu thun haben.

Zuvörderſt ſehe ich, daß es ihm hier an allem mangelt: der Strand, auf welchem er ſich befindet, hat ihm nur etliche Seegewächſe und Muſcheln geboten, welche er roh verzehrt hat: laßt uns ihm, zu ſeinem Erwachen, ein Mahl bereiten, wie unſer Bereich es zu gewähren vermag. Eile, Jlſaïde, du biſt behender, als jene Gemſe, die von Klippe zu Klippe ſpringt; zwing ſie, dir von ihrer Milch zu geben; fülle damit eine Muſchel, welche du unten und oben mit würzigen Kräutern verſchließen mußt. Durchdringe die Schluchten des Gebirges, du wirſt an heimlichen Stellen Blumen und Früchte finden; wähle davon, was dir das Köſtlichſte von Geſchmack, Anſehen und Duft erſcheint; ich und die andre Schweſter, wir wollen das Uebrige beſorgen; wir werden genug zu thun haben, um ihm eine ſo gute Mahlzeit zu bereiten, als in dieſen Wüſten möglich iſt.“

Dreihundert und ein und achtzigſter Tag.

Kaum war Ilſaïde hinweg geeilt, als die älteſte Schweſter der andern, bei ihr zurückgebliebenen ihren Entwurf mittheilte.

„Ich weiß," ſprach ſie, „im Grunde des Meeres Korallenbäume, deren zwei eine Kameellaſt ausmachen würden: wir wollen hingehen und welche davon holen; wir richten viere derſelben im Viereck auf, behängen ſie mit Zeugen, denen ähnlich, womit wir bekleidet ſind; ſo machen wir eine Art Gezelt; alsdann ſammeln wir Seemoos, trocknen es und machen es wohlriechend, daß es zum Sopha dienen kann; aus Steinen errichten wir einen Tiſch, und bedecken ihn mit einem ungefärbten Gewebe; wir beſetzen ihn mit den beßten Seefiſchen, die an der Sonne getrocknet und geſotten ſind; Vogeleier, welche ich in den Neſtern zu ſuchen gehe, und Früchte und Milch, die unſre Schweſter bringen wird, werden das gute Mahl vollenden."

So bald ein Geiſt außer ſeinem Elemente iſt, iſt ſeine Macht beſchränkt. Hier mußte die Erfindſamkeit das Vermögen erſetzen, die Ordnung und der Geſchmack den Ueberfluß vertreten: das Bedürfnis macht alles ſchätzbar, die Erkenntlichkeit verleihet auch Kleinigkeiten Werth.

Ilſaïde kam zurück; das Gezelt ſtand aufgerichtet und geſchmückt; der [illegible] war beſetzt: es kam nur noch darauf an, den Zauber, welcher den Schlummer Habibs verlängerte, wieder aufzuheben; aber er ſollte auf dem Sopha, neben welchem der Tiſch errichtet war, erwachen, den drei Schweſtern gegenüber.

„Wir wollen gleich erfahren, meine Schweſtern,“ ſprach jetzo die Aelteſte, „ob dieß der Arabiſche Ritter, der Geliebte Doratil-Goaſens iſt. Ich weiß ein untrügliches Mittel: hebet die Hände empor, und beweget ſie ſo lange, als ich ſpreche: „Kraft des großen Propheten Salomon, Ritter, ich erwecke dich im Namen Doratil-Goaſens!“

„Doratil-Goas!“ rief Habib aus, indem er erwachte und ſich emporrichtete; er blickte um ſich her, und war zugleich geblendet und erſtaunt: drei junge Schönheiten, beinahe halb nackt, eine mit einladenden Speiſen beſetzte Tafel, Früchte, Blumen, ein Gezelt, wo alles von Purpur und Korallen iſt, und der Name Doratil-Goas, brachten dieſe Wirkung hervor.

„Doratil-Goas!“ rief er aus, indem er ſich wieder niederſetzte und um ſich her blickte: „wo iſt meine geliebte Doratil-Goas?“ —

„Sie iſt nicht hier, Herr Ritter,“ antwortete die älteſte der Schweſtern; „aber ihr ſeid hier im Angeſicht einer der Inſeln, welche die empörten Geiſter ihr entriſſen haben: ihr könnt das Land jenſeit dieſes Meerarms entdecken; es iſt dieſer bläuliche Streif an der Gränze des Geſichtskreiſes.“

„Seid ihr von ihrem Gefolge? Wohin bin ich verſetzt?" fragte der junge Prinz mit Bewegung.

„Wir ſind," antwortete die älteſte der Meerfräulein, „im Grunde des Herzens noch ihre Unterthanen, obwohl gegenwärtig wider unſern Willen von dem Empörer Abarikaf unterjocht, und in der unmittelbaren Gewalt des Ungeheuers Rakaſchik."

„Wo ſind ſie?" fragte Habib, von Zorn entbrannt; „ich will die Erde von ihnen reinigen."

„Herr," antwortete die älteſte der Meerfräulein, „weder den einen, noch den andern kann euer Schwert erreichen: Abarikaf iſt auf der Schwarzen Inſel, und ihr müßt ſechs andere Inſeln durchdringen, um zu ihm zu gelangen; Rakaſchik iſt auf der Weißen Inſel, welche man von hier ſieht."

„Ich will ihn auf der Stelle angreifen," ſagte Habib. —

„Dieß wäre möglich, aber es gehören dazu neue Hülfsmittel." —

„Die werden leicht zu finden ſein," verſetzte der Held; „denn ich bin hier umgeben von Bezauberungen, welche ich ohne Zweifel der Güte Il-Habuls oder Dokatil-Goaſens ſelber verdanke. Aber wo bin ich?" —

„Auf demſelben Felſen, wo ihr eingeſchlafen waret; wir haben uns bemühet, ihn euch bequemer zu machen."

„Ich danke euch dafür," ſagte Habib; „eure Macht ſcheint auf mehrfachen Zauber gegründet: aber, wenn ihr mir fürder eure Huld beweiſen wollet, könntet ihr da nicht die geringſte eurer Zauberkräfte anwenden, dieſes Gezelt in ein Fahrzeug zu verwandeln, welches mich ſofort nach der Inſel brächte, welche der Feind der Königinn Doratil-Goas beherrſchet?"

„Ritter," antwortete die älteſte der Meerfräulein, „obwohl wir drei Schweſtern Geiſtertöchter, und ſelber Geiſter ſind, ſo gibt es hier jedoch keine Zauber, noch Bezauberung. Dieſes Gezelt und dieſes einfache Mahl ſind nur durch ſehr natürliche Mittel herbeigeſchafft; die Mühſeligkeiten welche ihr hier und ſeit eurer Abreiſe aus Arabien beſtanden, müßen eure Kräfte erſchöpft haben; bedienet euch vertrauensvoll dieſer Speiſen, welche freundliche Hände euch bereitet haben. Unſer Dienſteifer kann euch nicht verdächtig ſein, wenn ihr vernehmet, daß ihr durch eure Rache der Königinn an dem Unterdrücker Rakaſchik noch mehr für uns thun würdet, als wenn ihr uns die Freiheit und Ruhe wiedergegeben hättet. . . . . . Aber ich werde nichts mehr ſagen, wenn ihr euch weigert, von den Speiſen zu genießen, welche wir euch darbieten."

Habib gab ihren Bitten nach, und das Waſſerfräulein fuhr alſo fort:

Dreihundert und zwei und achtzigſter Tag.

„Seitdem Abarikaf ſeinen Anſchlag ausgeführt hat, indem er in allen von Doratil-Goaſen beherrſchten Ländern Empörung geſtiftet, hat er die Weiße Inſel, die Gränze ſeines Gebiets, den Befehlen Rakaſchiks übergeben, dem grimmigſten und ſcheußlichſten der verruchten ihm unterworfenen Geiſter.

Ehe dieſes Ungeheuer unter Abarikafs Fahnen trat, durchſtrich es unter der Geſtalt eines ungeheuern Hayfiſches die Meere; er verfolgte die Schiffe und bezauberte durch ſeine giftigen Blicke alle Matroſen oder Reiſende, denen er ſich zeigte: wehe denjenigen, deren Blicke er feſſelte! der Kopf ward ihnen ſchwindlig, ſie ſtürzten ins Meer, und das Ungeheuer riß ſie in die Tiefe hinab, um ſie zu verſchlingen. Noch ſtäts iſt er von derſelben Wuth beſeſſen, und wenn die Fremdlinge ſeiner Gefräßigkeit nicht genügen, ſo ſättigt er ſich an den Unterthanen der Königinn. Der Zwingherr Abarikaf beſtärkt ihn darin, und einer wie der andre haben geſchworen, das Geſchlecht Adams auszurotten.

Was uns betrifft, ſo kann er uns zwar nicht tödten, aber uns ſind härtere Qualen aufbehalten, als der Tod wäre. Er wählt aus uns ſeine Weiber und Sklavinnen; mit jedem Neumonde nimmt er neue, und meine Schweſtern und ich ſollen beim nächſten Mondswechſel in einen großen Weiher voll ſalzigen Waſſers kommen, der ihm zum Harem dient; übermorgen iſt der beſtimmte unſelige Tag! Wenn ihr nun das Ungeheuer angreifet, welche heiße Gelübde werden wir nicht für euern Sieg thun! Indeſſen dürfen wir euch nicht die Gefahren verhehlen, in welche ihr euch begebet.

Um am Lande zu wohnen, hat das Ungeheuer Menſchengeſtalt angenommen, dabei aber ſeinen Haykopf behalten, wegen der drei Reihen Zähne, womit ſein Rachen bewaffnet iſt; er würde ihn ablegen, wenn er einen noch gefräßigeren zu erſinnen wüßte. Sein Rieſenleib iſt mit gefaieten Schuppen gepanzert, die ihm anſtatt Rüſtung dienen; die Schale einer Rieſen-Schildkröte iſt ſein Schild; eine ungeheure Schnecke in Geſtalt eines Helms trägt er auf dem Kopfe, und das Horn eines Schwertfiſches, ſechs Ellenbogen lang, dient ihm zur Lanze. Er reitet ein Seepferd, das eben ſo fürchterlich iſt, als er; und wenn beide ſich gegenſeitig zum Kampfe anfeuern, ſo iſt das Geſchrei des Reiters noch graunvoller, als das des Roſſes.

Als Säbel führt er eine Wallfiſchrippe, welche er ſchärfer als Stahl geſchliffen hat; ſein Arm und ſeine Waffen ſind ſo gewaltig, daß er niemals zuſchlägt, ohne zu zerſchmettern; menſchliche Kraft vermag nichts gegen ihn, weil alles, womit er ſich ausgerüſtet hat, gefaiet iſt."

„Meine Freundinn," unterbrach Habib ſie lebhaft; „kann ich nicht vor übermorgen auf die Inſel gelangen, welche Rakaſchik ſo verwüſtet? Verſchaffet mir alsbald die Mittel dazu; ich ſtehe auf, und ſchwöre mich nicht eher wieder zu ſetzen, als bis ich die Rache des Himmels an dieſem gräulichen Feinde des Menſchengeſchlechts vollſtreckt habe.“

Indem Habib dieſen Schwur ausſprach, begeiſterte ſich ſein Antlitz und nahm einen ſo hohen Ausdruck an, daß er einem ganzen Heere Vertrauen mitgetheilt hätte. Er that unter dem Gezelt einige Schritte, und ſeine königliche Haltung, die edle und ſtolze Anmuth ſeiner Bewegungen erhöhten noch den Ausdruck ſeiner Züge.

Ilſaide ſagte, indem ſie ihr Geſicht hinter den Kopf ihrer älteſten Schweſter verbarg:

„Das iſt ein Held! meine Schweſter: ich hatte noch niemals einen geſehen. . . . . Was für ein ſchönes Weſen iſt doch ein ſolcher Held! . . . . Ich zittere . . . . ihn zu lieben.“

„Ich beſorge,“ erwiederte die Aeltere, „daß dieſe Furcht für dich ſchon zu ſpät kömmt.“

„Tapfrer Ritter,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu dem Prinzen wandte, „es liegt uns noch mehr daran als euch, euch die Mittel zu verſchaffen, damit ihr uns von unſerm Unterdrücker befreiet. In eine der Buchten dieſes Gebirges iſt ein Sumpf, worin Rohr von außerordentlicher Länge und Dicke ſteht; wir wollen daraus ein Floß zimmern, auf welchem wir ſelber euch, bei Windſtille, nach der Weißen Inſel führen wollen: aber jetzo ruhet euch noch aus, und beendigt gemächlich euer Mahl.

Meine Schweſter,“ ſagte ſie hierauf zu Jlſaide'n, „komm und laß uns auf der Stelle dieſes Floß anfertigen.“

„Jch will euch folgen,“ verſetzte Habib, „es fehlt mir weder an Geſchicklichkeit, noch an Kraft, und ich will eure Arbeit theilen.“

„Meine Schweſtern und ich ſind hinreichend dazu,“ erwiederte die Aelteſte; „wir müßen an einer Stelle durchs Waſſer, wo ihr uns unmöglich folgen könntet. Binnen kurzer Zeit ſehet ihr uns wieder: wir brennen vor Verlangen, dich des gethanen Gelübdes zu entledigen, und morgen früh wollen wir nach der Weißen Jnſel abfahren.“

Mit dieſen Worten entfernten ſich die drei Schweſtern; ſie ſchwangen ſich von Klippe zu Klippe, und gelangten ſo an eine kleine Erhöhung am Geſtade des Meeres: hier legten ſie ihr Gewand ab und flochten ihre Haare, um durchs Waſſer zu ſchwimmen; und dabei ſagte die jüngſte Schweſter zu ihren Gefährtinnen:

„Er wird ſich allein recht langweilen!“

„Du hätteſt ihm wohl gern Geſellſchaft geleiſtet,“ erwiederte ihr die Aelteſte; „und während wir anderen beide das Floß gezimmert, hätteſt du dich bemühet, ihn wankend zu machen. Meine Schweſter! du haſt zwar ſchon vielfach das Meer durchſtrichen, kenneſt aber noch nicht alle Klippen deſſelben.

Auf! wohin unſere Pflicht uns ruft!“

Damit ſtürzten ſich alle drei ins Meer und ſchwammen dahin, das Floß zu bereiten.

Da Habib ſeine Mahlzeit vollendet hatte und den Tag ſich neigen ſah, verrichtete er ſeine Abwaſchung und ſein Gebet und ſchlief, in Erwartung der drei Meerfräulein, ruhig ein.

Die erſten Strahlen der Sonne trafen bald wieder ſeine Augenlieder; ſeine Blicke richteten ſich zuerſt nach der Meeresfläche, welche ihn von der Weißen Inſel trennte; ſeine Augen maaßen ſehnſüchtig die Ausdehnung derſelben. Indem bemerkte er auf dem Meer, welches ein ſanfter Weſtwind kaum ſtreifte, eine ungewöhnliche Bewegung: er unterſchied einen Gegenſtand, der mit reißender Schnelligkeit ans Geſtade trieb, und daneben mehrere Köpfe über dem Waſſer, die ihm zuriefen:

„Kommt zu uns herab, Herr Ritter, und beſteiget dieſes Floß!“

Da erkannte er die Stimme der Meerfräulein, er ſprang hin auf das Floß, und das gebrechliche Fahrzeug ſchwamm auf den Wogen dahin.

Acht Delphine waren an das Floß geſchirret; die älteſte der Nixen-Schweſtern, bis zum Gürtel über das Waſſer erhoben, und mit beiden Händen auf das Hintertheil des Fahrzeugs geſtützt, diente ihm als Steuerruder; die beiden jüngeren, jede auf einer Seite ſchwimmend, hielten es mit ihren Händen im Gleichgewicht; und Habib, von ſeinem Unternehmen erfüllt, ſtand auf dem Floſſe.

Dreihundert und drei und achtzigſter Tag.

Bald entdeckte man die Weiße Inſel; der Palaſt des Zwingherrn ſtand, von Korallen und Muſcheln erbauet, auf der äußerſten Spitze der Inſel. Als die Schildwachen von fern den Helden erblickten, machten ſie Lärmen und verkündigten dem Rakaſchik ſeine Ankunft. Das Ungeheuer wähnte ſchon eine neue Beute gepackt zu haben, und ſagte:

„Man laße ihn herankommen, und fraget ihn, was er will? Er wird ohne Zweifel auf ſeine Koſten erfahren, daß kein Fremdling hier anlanden darf, ohne ſich mit mir zu meſſen; ich gehe, mich zu waffnen, um ihn gebührend zu empfangen.“

Unterdeſſen erreichte das Floß die Inſel, und Habib ſprang hurtig ans Land. Eine der Schildwachen, auch ein Seeungeheuer, nahte ſich ihm und befragte ihn, ſeinen Befehlen gemäß.

„Geh und ſage deinem Herrn,“ antwortete ihm Habib, „daß ich herkomme, mit ihm zu kämpfen.“ —

„Du biſt ja ungewaffnet," erwiederte das Ungeheuer, „und haſt kein Streitroß."

„Du verſtehſt dich nicht darauf," entgegnete der Prinz: „mein Turban iſt mein Helm; mein Schwert dient mir zum Harniſch und zum Schilde; und ich bedarf keines Roſſes. Möge dein Herr es wagen, mich anzugreifen! ich fordre ihn und ſeine ganze Macht auf einmal heraus."

Dieſe Botſchaft wurde überbracht, und Rakaſchik ward wüthend. Bedeckt mit ſeinen Schuppen, ſprengte er auf ſeinem furchtbaren Seepferde, deſſen ſchwerfälliges Galopp eine Staubwolke vor ihm aufregte, nach dem Geſtade, und erblickte den Helden.

„Verächtliches Gezücht Adams!" ſprach er zu ihm, „niedriger Knecht Mahomeds! du biſt ſehr vermeſſen, weil du nicht, wie das übrige Gewürm am Boden kriechſt, ſondern dich drei Ellen über den Koth erhebſt, aus welchem du gebildet biſt! Du wagſt es, den mächtigen Geiſt Rakaſchik zu ſchmähen und ihm zu trotzen? So nimm denn die Strafe deiner Tollkühnheit."

Und zu gleicher Zeit ſpornte er ſein Roß gegen Habib an, und ſchwang die furchtbare Lanze, ihn damit zu durchbohren.

Der junge Held zuckte ſein Schwert, und die Lanze ſeines Gegners flog in Stücken davon, bevor ihr Stoß ihn erreichte: die Gewalt der Erſchütterung lähmte den Arm des Ungethüms, ſein Roß bäumte ſich, es gehorchte nicht mehr der Hand des Reiters, ſprang mit ihm aufs Geſtade hin, und überſchlug ſich mit ihm.

Rakaſchik erkannte die Gefahr, worin er ſchwebte, und rief alle ihm zu Gebote ſtehenden Mächte herbei. Augenblicklich trübte ſich das Meer und ſpie ſie aus: Seekälber und Seelöwen bedeckten den Strand, Wallfiſche nahten ſich, und ſpien Waſſerſtröme aus, welche eine Scheidewand zwiſchen dem Prinzen und ſeinem Feinde zu bilden ſchienen; das Geſtade hallte wider von dem entſetzlichen Gebrülle. Alle dieſe Ungeheuer ſtürzten zugleich auf den Helden los: er bekämpfte ſie eine Zeitlang mit ſeinem Schwerte, aber von der Menge bedrängt, und bald die Unzulänglichkeit ſeiner Kräfte fürchtend, ſchwang er das Schwert dreimal durch die Lüfte und ſprach zuverſichtlich das furchtbare Wort Macht! aus. Die Wirkung war augenblicklich; die Ungeheuer, die dem Schwerte widerſtanden hatten, ſtürzten ſich jetzo, von einer höhern Gewalt fortgeriſſen, in die Schlünde, welche ſie ausgeſpien hatten. Rakaſchik wagte es nochmals, ſich ihm entgegen zu ſtellen, und verſuchte ſeine Wallfiſchrippe, die ihm als Schwert diente, gegen das furchtbare Schwert Salomons; ſie zerſprang aber in tauſend Stücke, und ſein beſchuppter Leib, ſeine gefaiete Rüſtung, wurden in Staub verwandelt.

„Hinweg, Verruchter!“ rief Habib, „hinweg, und wehklage durch alle Ewigkeit in den Höhlen des Kaukaſus!“

In demſelben Augenblicke verſchwanden alle Trümmer der zerſtückten Ungeheuer, das Geſtade ward frei und einſam, und Rakaſchik lebte nur noch in dem Andenken der Empörer.

Ein düſteres Schweigen folgte auf dieſen furchtbaren ſtürmiſchen Auftritt. Habib, als Sieger, erkannte den Willen des Schickſals, warf ſich vor dem Geſtirne, das ihn beleuchtete, auf beiden Knien nieder, und rief aus:

„O Allmächtiger, dem nichts widerſteht! deine Feinde ſind zu Boden geſtürzt; dein Odem hat ſie zerſtäubt: wo ſind ihre Ueberbleibſel?

Das Feuer, welches die Spreu der Aernten verzehrt, läßt doch Spuren davon übrig: deine Feinde ſind verzehrt, wo aber iſt ihre Aſche?

Das ſchwache Rohr, in der Hand des Knechtes Gottes, hat mehr Gewalt, als die Eiche in der Fauſt des Gottloſen! Ich war der Pfeil auf dem Bogen Mahomeds und Salomons: ſie haben mich abgedrückt auf dieſes verfluchte Gezücht, und ich habe alles vernichtet!“

Habib ſtand auf, voll Demuth bei der Gnade, welche ihm zu Theil geworden war, und gewahrte nicht die Verſuchung, welche die Dankbarkeit ſeiner Beſcheidenheit bereitete.

Das Geſtade war bedeckt mit Meerfräulein: mit Seeblumen gekränzt und umgürtet, kamen ſie, ihrem Befreier ihre Huldigung darzubringen und die Reichthümer ihres Elements zu ſeinen Füßen niederzulegen; der Wohllaut ihrer Geſänge und die Anmuth ihrer Gebärden würden auch das unempfindlichſte Herz erweicht haben. Sie umringten den Helden, und warfen ſich ihm zu Füßen; die junge Ilſaïde und ihre Schweſtern waren eifriger dabei, als die übrigen: Habib aber, beſchämt, weigerte ſich, dieſe Huldigungen anzunehmen:

„Ich habe nichts für euch gethan,“ ſagte er zu ihnen, „und ihr verdanket einem Manne nichts, der kaum ſeine Pflicht erfüllt hat. Gibt es hier Moſcheen, worin die Gottheit angebetet wird, ſo laßt uns dahin gehen; ich gehe euch voraus. Gibt es hier keinen getreuen Unterthan eurer Königinn Doratil-Goas? ihm will ich die Geſchenke übergeben, welche ich nur für ſie in Empfang nehmen darf.“

Dreihundert und vier und achtzigſter Tag.

In demſelben Augenblicke trat ein alter Geiſt in ſeiner natürlichen Geſtalt hervor: ſein Haupt war gebeugt unter der Laſt der Jahrhunderte, ſeine Flügel zerbrochen, und ſein Leib von den Ketten zerſchunden, womit der Wüthrich ihn belaſtet hatte; ſein Name war Balaſan.

„Herr,“ ſprach er, „zu der Zeit, als die Königinn Kamarilſaman hier herrſchte, hatten wir drei Moſcheen, Rakaſchik aber hat ſie entweihet und zerſtört. Dieſe Steinhaufen, die du hier ſiehſt, ſind die Trümmer einer Stadt, welche er verwüſtet und deren Einwohner er verſchlungen hat; die Inſel iſt alles Handels und Landbaues beraubt. Illabuſatru hatte mir die Verwaltung derſelben anvertrauet. Rakaſchik aber ließ mich bei ſeiner Ankunft hieſelbſt in das Gefängnis werfen, aus welchem ich jetzo durch deine Macht befreiet bin. Ich komme, dem Abgeſandten Salomons zu huldigen, der hier das Schwert dieſes Propheten blitzen läßt, und mich dem Befreier der Kinder Gottes und dem Rächer Doratil-Goaſens zu unterwerfen."

„Wohlan, Balaſan," erwiederte Habib, „ich gebe dir im Namen des großen Propheten und der Königinn Doratil-Goas, deren Ritter ich bin, alle die Macht wieder, womit du zuvor bekleidet wareſt: nimm dieſe Schätze, die du zu meinen Füßen ſiehſt, laß die Moſcheen wieder aufbauen, und von ihren Minaretthürmen herab ſoll der Müeßin[*]) die gläubigen Unterthanen wieder zuſammenrufen, welche die Furcht zerſtreuet hatte! Verwalte hier alles im Namen Mahomeds, des großen Salomon und deiner Königinn; ſtelle die Ordnung überall her, und verſchaffe mir Mittel, mich nach Medina-il-balor zu begeben."

---

[*]) Der vom Thurme die Stunde, beſonders des Gebets, ausruft, in Ermangelung der Glocken und Uhren.

„Edler und tapferer Ritter,“ erwiederte Balaſan, „vertrauensvoll empfange ich deine Befehle, und unterwerfe mich ihnen im Namen des mächtigen Schöpfers aller Dinge. Aber es iſt mir unmöglich, Herr, dir behülflich zu ſein, daß du den Ort deiner Beſtimmung erreicheſt: die Inſel iſt von allem entblößt, was zur Schiffahrt gehört. Der Weg durch die Lüfte iſt auch verſperrt; denn meine Flügel ſind zerbrochen, wie du ſieheſt. Aber hätten ſie auch noch ihre ganze Stärke, Abarikaf hat ſich der Wege dort oben dergeſtalt bemeiſtert, daß meine Hülfe zu nichts dienen würde. Du mußt von Inſel zu Inſel auf dieſelbe Weiſe fortſchreiten, wie du hieher gekommen biſt; benutze die Begeiſterung, welche deine Erſcheinung und deine Thaten bei den Meergeiſtern hervorgebracht haben; mache, daß ſie der Gefahren vergeſſen, denen ſie, mit dir verbunden, ſich ausſetzen, und es iſt möglich, daß ſie dich bis in die Mitte deiner Feinde bringen: das Uebrige wird deine Tapferkeit und der Beſchluß des Verhängniſſes vollführen.

Das Schrecken hat ſich ſchon über die Gelbe und Rothe Inſel verbreitet. Mokilraß, der Seetieger, beherrſcht dieſe beiden; er iſt ein Sohn des ſcheußlichen Wüthrichs, von welchem du uns befreiet haſt. Unterrichtet von der Niederlage ſeines Vaters, hat er ſchon alle Vorkehrungen getroffen, welche die Furcht erheiſcht. Schwierigkeiten erwarten dich dort; wenn es dir aber gelingt, ſie zu überwinden, ſo bemächtige dich der Haut dieſes Ungeheuers, mache daraus eine Fahne, und bei ihrem Anblicke wird die Rothe Inſel ſich unterwerfen.“

Habib wandte ſich hierauf an die älteſte der Meerfräulein und ſagte zu ihr:

„Wenn ich hier nur ein Fiſcherboot, oder einen kleinen Nachen finden könnte, ſo würde ich mich auf der Stelle nach der Gelben Inſel einſchiffen: aber in Ermangelung dieſer Mittel, werden mir wohl die Geiſter deines Elements nicht ihre Hülfe verſagen?“

„Wenn die Furcht ſie davon abhalten ſollte,“ antwortete ſie, „wenn ſie verkenneten, welchen hohen Grad des Vertrauens ein Ritter, wie ihr verdiente, ſo würden meine Schweſtern und ich ihnen ihre Pflicht zeigen. Die Delphine können euer Floß noch bis auf eine Stunde vom Ufer ziehen; weiter zu ſchwimmen, würde für ſie zu gefährlich ſein, wegen der Vorkehrungen, welche Mokilraß getroffen hat.“

„Was iſt eine Stunde zu ſchwimmen,“ ſagte Habib darauf, „für einen Mann, der entſchloſſen iſt, alles zu wagen, um ſeiner Pflicht zu genügen?“

„O edelmüthiger Ritter,“ erwiederte das Meerfräulein, „wer könnte ſich weigern, euch zu folgen, wäre es auch nur, um euch zu hören und zu bewundern? Aber fürchtet ihr nicht ſelber von den Meerungeheuern verſchlungen zu werden?“

„Ich fürchte nichts, holdes Fräulein, als meinem Geſtirne nicht genug zu thun, indem ich eurer Königinn nicht ſo diene, wie ich ſoll.“ —

„So verlaßet euch auf mich, tapferer Held; meine Schweſtern und ich, wir behalten uns ſelber die Ehre vor, euch zu dienen.“

Auf der Stelle fuhr das Floß ab, und ſchien über die Wogen dahin zu fliegen. Schon unterſchied man die Bewegungen, welche auf der Gelben Inſel vorgingen; es war nur noch eine Stunde bis dahin, als die Delphine, durch ihren Inſtinkt gewarnt, plötzlich anhielten, und ſich anſtrengten, die Seile zu zerreißen, womit ſie an das Floß geſchirret waren. Eine der Schweſtern ſchwamm vorn hin, und ſchnitt ſie ab: das Fahrzeug ſtand nun unbeweglich. Bald aber ſtürzte eine Woge heran, welche von den Seeungeheuern erregt wurde, und drohte das Floß zu verſenken: Habib ſah, daß er keinen Augenblick mehr zu verlieren hatte, ſeine liebenswürdigen Gefährtinnen von der drohenden Gefahr zu retten; er nahm ſein Schwert in die Hand, ſprang ins Waſſer, und ſprach das furchtbare Zauberwort aus.

Alsbald war es, als wenn die Gewäſſer ſich von ſelber getheilt hätten, um ihm einen ſichern Weg durchhin zu bahnen; die Wogen verſanken, die Fluten ebneten ſich, und der Held gelangte an eine Stelle des Geſtades, wo er ohne Widerſtand ans Land treten konnte.

Seine Feinde, in Haufen zerſtreuet, ſchienen nur ſeinen Anblick zu erwarten, um ſich auf die Flucht zu begeben. Er drang vor, wo der Haufe am dickſten war; wie der Vorbote des Blitzes, ſtürzte er mit ſeinem Schwert auf ſie ein, und alles was der Schärfe deſſelben widerſtand, wurde im Augenblicke zerſtreuet.

Mokilraß, ein ungeheurer Tieger, hielt auf ſeinen Hinterbeinen, noch Stand; er ſchleuderte die plumpe Keule, womit er bewaffnet war, nach dem Helden, nahm dann aber ſchleunig ſeine Tiegerart wieder an, und entfloh auf ſeinen vier Pfoten. Habib verfolgte ihn; aber ſeine nur menſchlichen Kräfte reichten nicht hin, ihn einzuholen; er ſprach mit lauter Stimme wieder jenes verhängnisvolle Wort aus, und rief dabei:

„Mokilraß! ich banne dich feſt, im Namen Salomons!“

Auf der Stelle ſtand das Ungeheuer unbeweglich. Ein Schwertſtreich ließ ihm den Kopf vom Rumpfe fliegen, und alsbald wurde ihm die Haut abgeſtreift.

Dreihundert und fünf und achtzigſter Tag.

Sobald der Zwingherr der Gelben Inſel vertilgt war, traten alle Elemente wieder in die gewohnte Ordnung zurück, und dem furchtbare Aufruhre, welcher ſie empörte, folgte tiefes Schweigen.

Unterdeſſen hatten die drei Meerfräulein ſich wieder bei dem Floſſe eingefunden. Die junge Ilſaide ſtand auf dem Fahrzeuge, ſie ſetzte eine lange Seeſchnecke an den Mund, und rief die erſchreckten Delphine aus der Ferne herbei; ihrem Rufe folgſam, kamen dieſe in Schaaren zurück; alle Bewohner der Gewäſſer ſchwammen heran, in dieſen Jubel einzuſtimmen, die Lüfte hallten wider von Siegesgeſängen, und das ganze Gefolge kam eben ans Geſtade, als der Held dem Mokilraß die Haut abgezogen hatte.

Habib kam damit zurück; er lehnte die an Anbetung gränzenden Huldigungen ab, und ſagte zu ihnen:

„Geſchöpfe des Allerhöchſten! erhebet die Augen zum Himmel! dort iſt der einzige Gegenſtand eurer Dankbarkeit. Unterthanen Doratil-Goaſens! ihr allein gebührt eure Ehrfurcht, Huldigung und Unterwerfung: ihr Ritter behält ſich nur das Recht vor, ſeine Wünſche mit den eurigen zu vereinigen, und eure Befreiung zu theilen.“

Während er alſo ſprach, ſtrömte von allen Seiten das Volk herbei, und drängte ſich, ſeinen Triumph und ſeine Verlegenheit zu vermehren; alle wollten ihm Gehorſam ſchwören, alle verlangten neue Geſetze: glücklicherweiſe erſchien der alte Balaſan.

Sobald auf der Weißen Inſel alles wieder unter die Gebote dieſes Geiſtes zurückgekehrt war, ſuchte dieſer ſich in die Luft zu erheben, um, wo möglich, den

Siegen des jungen Habib zu folgen; und mit vieler Mühe gelang es ihm, denſelben auf der Gelben Inſel einzuholen, gerade in dem Augenblick, wo die Völker dieſer Gegenden ihm ihre Huldigungen darbrachten.

„Unterthanen Doratil-Goaſens," ſprach der alte Geiſt bei ſeiner Ankunft, „dieſer tapfere Ritter genehmigt die Ausdrücke eurer Erkenntlichkeit, kehret zu euren Beſitzthümern zurück: von heut an ſtehet ihr wieder unter den Geſetzen eurer Königinn. — Und du Ritter," ſprach er zu Habib, „ruhe einen Augenblick aus: die Unterwerfung der Rothen Inſel iſt keine deiner würdige Eroberung; ich allein will das Floß beſteigen, welches dich hieher gebracht hat, und die Haut des Mokilraß und ſeine Waffen mit mir nehmen: beim Anblicke des ſchreckbaren Siegeszeichens, welches ich daraus bereiten will, werden die Empörer von ſelber ihre Hände den Feſſeln darbieten, welche ich ihnen bringe. Sparet eure Kräfte zum Angriffe der Grünen und Blauen Inſel, und beſonders für die Schwarze Inſel!"

Habib kannte keinen Sieg ohne Gefahr; er überließ dieſe Unternehmung Balaſan auszuführen, und vergönnte ſich die nöthige Ruhe für die ihm bevorſtehenden Arbeiten.

Er ſchlief noch, als Balaſan von der Rothen Inſel zurückkam, mit zwei Bocksſchläuchen in der Hand:

„Ritter," ſprach er zu Habib, indem er ihn aufweckte, „hier ſind die Ueberbleibſel der einzigen gefährlichen Feinde, die in dem Lande waren, welches ich den Geboten der Königinn wieder unterworfen habe; ich habe ſie in dieſe Bocksſchläuche verſperrt, und will ſie auf der Stelle nach den Höhlen des Kaukaſus ſchicken. Morgen kannſt du dich, ohne Widerſtand, nach der Rothen Inſel begeben, und dort auf Mittel denken, deine Eroberungen fortzuſetzen: aber es iſt unmöglich, dir die Gefahren zu beſchreiben, welchen du entgegen gehſt. Niſabik, beherrſcht die Grüne Inſel, und ſeine Gewalt erſtreckt ſich auch über die Blaue Inſel: dieſer Geiſt iſt an Zauberei vielleicht dem Abarikaf gleich. Es iſt vergeblich, zum voraus auf die Mittel zu ſinnen, welche man ſeinen Angriffen entgegenſtellen ſoll, weil er dieſe unaufhörlich wechſelt; und wenn die Wirkungen davon auch ſichtbar ſind, ſo muß dein Geiſt doch auch dem begegnen, was er dir verbirgt: dieß würde für uns unmöglich ſein; aber nichts iſt es für den Ritter Doratil-Goaſens."

Der Widerſtand und die Schwierigkeiten entflammten den Muth des Arabiſchen Prinzen; er benutzte die erſten Strahlen des Tages zur Abfahrt, und die Delphine führten ihn nach der Rothen Inſel. Er ſchiffte an der Landſpitze derſelben vorüber, um ſich der Grünen Inſeln zu nähern, welche er am folgenden Morgen angreifen wollte.

Die Meerfräulein hatten ihren Befreier nicht verlaßen, ſondern ſorgten unabläßig für alle ſeine Bedürfniſſe.

Der Held, in Betrachtungen vertieft, erinnerte ſich der Lehren des weiſen Il-Habul: „Ich fürchte für dich weniger die offene Gewalt, als die Hinterliſt,“ hatte ſein Lehrmeiſter zu ihm geſagt. Demzufolge war er auf ſeiner Hut gegen die Argliſt des Geiſtes, welchen er bezwingen ſollte. Im Vertrauen auf den Arm der Vorſehung, ſchlief er ein, und erhub ſich am Morgen, das Herz voll Kampfluſt und Hoffnung.

Der Held ſchiffte ruhig ſeiner Beſtimmung entgegen: plötzlich ſtießen die drei Schweſtern ein Geſchrei aus; der Kopf und die Hände Ilſaïdens, die neben dem Floſſe ſchwamm, verſchwanden. Habib zuckte ſein Schwert und ſprang ins Waſſer: da fühlte er ſich ſogleich von Netzen umſchlungen: er ſprach aber das furchtbare Wort aus, indem er zugleich ſein Schwert gebrauchte, und die Netze wichen überall. Er ergriff Ilſaïden, ſetzte ſie auf das Floß, und flog nun ihren Schweſtern zu Hülfe. Nachdem er ſie auch gerettet hatte, gewahrte er, daß das Floß ſich bewegte, ohne fortzurücken, und daß die Delphine in dieſelben Netze verſtrickt waren; er ſchwamm um ſie her, und befreite ſie ebenfalls. Um ſeine Fahrt zu ſichern, beſtieg er den erſten Delphin, und drang ſo nach dem Lande vor, indem er rechts und links die auf ſeinem Wege geſpannten Netze durchhieb.

Dreihundert und ſechs und achtzigſter Tag.

Von der Zinne eines der höchſten Thürme ſeiner ſtählernen Burg, beobachtete der Zwingherr den zum Ufer herandringenden Gegenſtand. Er ſah die Zaubernetze durchfahren, womit er das Meer verſperrt hatte; er erblickte den Prinzen von Arabien nicht, aber er ſah auf einer reißend ſchnell daher fahrenden Bühne eine Gruppe von drei faſt nackten Frauen, und konnte nicht klug werden, gegen welche Art von Gefahr er ſich verwahren ſollte. Man würde ſeine Art ſchlecht kennen, wenn man ihn durch die Schönheit zu bethören wähnte; und die Vorkehrungen, welche er ſchon getroffen hatte, machten ihn ſicher gegen jegliche Bezauberung. Die Burg, darin er hauſete, war von gediegenem Stahle; man gelangte dahin nur durch ein in den Felſen gehauenes Gewölbe, welches mit eiſernen Spitzen geſpickt und durch einen Schlußſtein zuſammengehalten war, der nur an einem Faden hing. Dieſe Befeſtigung konnte weder durch Beſchwörungen noch durch irgend eine Art der Zauberei überwältigt werden.

Alſo auf ſeine Macht trotzend verließ Niſabik die Burg, ſchritt durch das furchtbare Gewölbe, und trat ſeinem Widerſacher entgegen. Die Gruppe, welche er entdeckt hatte, näherte ſich dem Lande, und der Ritter ſprang ans Ufer. Das Ungeheuer verachtete einen ſolchen Gegner, weil es vom Kopfe bis zu den Füßen geharniſcht war, und aus den über ſein Schickſal befragten Geſtirnen wußte, daß man, um ſich ſeiner Perſon zu bemeiſtern, zuvor Herr ſeiner ſtählernen Burg ſein mußte. Es dünkte ihn unmöglich, daß ſein Gegner der Gefahr des geheimnisvollen Gewölbes entrinnen könnte; und wenn er auch ſo glücklich ſein ſollte, ſo fände er doch kein Mittel, die Veſte zu zerſtören, vor welcher er ſich befände, nachdem er durch das gefährliche Gewölbe gedrungen wäre.

Niſabik, mit einer ſtählernen Keule von ungeheurer Wucht in der Fauſt, trat Habib entgegen, und redete ihn an:

„Wer biſt du, Tollkühner? Welche Raſerei treibt dich an, hier dein Leben zu enden?“

„Ich bin der Ritter Doratil-Goaſens,“ antwortete Habib; „und ich komme, die Empörer gegen Gott und den Propheten Salomon zu züchtigen.“

„Elender Wurm!“ erwiederte der Geiſt wüthend, „du haſt nur Ein Leben zu verlieren, und du wagſt es, ohne Waffen, Niſabik Trotz zu bieten! So ſtirb denn den Tod, welchen ich ſonſt nur für meine Sklaven aufſpare.“

Zu gleicher Zeit ſchwang er mit unglaublicher Geſchwindigkeit ſeine Keule und ſchmetterte ſie auf das Haupt des Helden nieder. Der Arabiſche Prinz hielt ihrem Schwunge nur die Klinge ſeines Schwertes entgegen; die Wirkung war fürchterlich; die Keule entfuhr

Niſabiks Händen, und riß ihn mit ſich fort. Der Talisman verſchwand, und Niſabik ſah, daß er in die Hand ſeines Feindes fallen würde; da nahm er zu nächtlichen Beſchwörungen ſeine Zuflucht. Habib näherte ſich, den niedergeſtürzten Geiſt zu durchbohren, fand aber nur ſeine Rüſtung, und ſah daß er ſich nur der Schale eines Kriegers bemächtigt hatte.

Niſabiks leibliches Weſen war verſchwunden, und der Arabiſche Prinz ahndete nicht, daß dieſe Beute ihm wichtiger wäre, als der Geiſt ſelber; denn ſie erfüllte in der That jene Weiſſagung, daß man, um ſich des Empörers zu bemächtigen, „zuvor Herr ſeines ſtählernen Hauſes ſein müßte,“ womit dieſer Spruch die Rüſtung gemeint hatte, auf welche der Geiſt ſein ganzes Vertrauen geſetzt zu haben ſchien.

Habib zertrat dieſe Rüſtung, deren Maaße die gewöhnliche Größe weit überſchritten; mit vier Schwertſtreichen vernichtete er die Bänder derſelben, zerſtreute die Scherben, und erfüllte ſo im andern Sinne die Weiſſagung: „die Niſabik unterworfenen Mächte ſollen aufgelöſet und zerſtreuet werden.“

Das Ungeheuer hatte, indem es ſich unſichtbar gemacht, und ſich unter das Gewölbe am Eingange ſeines Schloſſes begeben, das letzte Mittel ſeiner Macht ergriffen. In ſeiner natürlichen Geſtalt trat er mit ſeinem Schwerte hervor, und erwartete Habib am Eingange des Gewölbes, als wenn er ihn zum Zweikampfe herausforderte. Der junge Prinz ließ ſich in die Schlinge locken; der Geiſt trat zwei Schritte zurück, und zerhieb den Faden, woran der Schlußſtein des Gewölbes hing: die Felſen ſtürzten auf der Stelle mit entſetzlichem Krachen zuſammen.

Sobald der Prinz das erſte Getöſe vernahm, ſprach er ſtandhaft das furchtbare Zauberwort aus, und hielt dem Felſenſturze die blitzende Klinge entgegen: ſogleich glitten die fallenden Trümmer rechts und links ab, ohne ihm den geringſten Schaden zuzufügen, und er hörte um ſich her nur Geſtöhne und Geſchrei: es war Niſabik ſelber, der es ausſtieß.

„Araber!“ ſprach der Geiſt zu ihm, „ich bin durch das Unglück gewitzigt worden, ich erkenne deine und meine Beſtimmung: ich glaubte an Weiſſagungen, welche mich getäuſcht haben; ich erwartete dich lange, und habe dich doch nicht erkannt; du verbargeſt deine Macht unter ſchwachem Anſchein; ich habe mich unvorſichtig dir überliefert, und du haſt mich beſiegt. Misbrauche deinen Sieg nicht: ich liege unter dieſen Trümmern zerſchmettert, mein Bleiben hier würde entſetzlich ſein: laß mich nach den Höhlen des Kaukaſus bringen; dort werde ich wenigſtens nicht allein jammern.“

„Geiſt!“ antwortete Habib, „du haſt dich großer Verbrechen ſchuldig gemacht: aber mein Ritterſinn hört auch den Feind an, der um Gnade bittet. Indeſſen kann ich mich ohne Berathung nicht entſcheiden, und dir erſt Antwort geben, nachdem ich drei Gebete gethan habe.“

Habib war wie in einem Felſenſchlunde vergraben; kaum aber hatte der Staub ſich zerſtreuet, als er es über ſeinem Haupte wie zwei Sterne leuchten ſah: es waren die reizenden Augen des jüngſten Meerfräuleins.

„Ihr ſeid es, Herr!“ rief ſie ihm zu; „wie glücklich ſind wir! Wir zitterten für euer Leben, als wir dieſen Berg über euch zuſammenſtürzen ſahen! Faſſet hier meine Haare, Ritter; fürchtet nicht, mir wehe zu thun, ich habe Kraft und Muth.“

Indem ſie dieſes ſagte, ließ ſie ihre Flechten zu ihm hinab: er ergriff das Ende, hielt ſich feſt, und ſo zog ſie ihn aus dem Schlunde empor.

Das erſte was Habib that, war, ſeiner Befreierinn Dank zu ſagen.

„Ich habe nichts für euch gethan,“ erwiederte ſie ihm: „danket mir alſo nicht: ich möchte euch gern zum glücklichſten der Menſchen machen!“

Zu gleicher Zeit reichte ſie ihm die Hand, und half ihm von Felſen zu Felſen, bis ſie endlich an den äußern Wall um die Gräben der ſtählernen Veſte gelangten, welche ſonſt Niſabiks gewöhnlicher Sitz war.

Dreihundert und ſieben und achtzigſter Tag.

Kaum waren ſie dort angekommen, als ſie die beiden anderen Schweſtern am nahen Geſtade erblickten.

„Kommet, meine Schweſtern,“ rief ihnen Ilſaïde zu: „hier iſt er!“

Nur eine mächtige und wahrhafte Leidenſchaft konnte unſern Helden gegen die Angriffe Ilſaïdens ſichern, welche um ſo gefährlicher waren, als ſie unſchuldig waren: aber er war ſchon von ſeiner Beſtimmung beſiegt, und die Königinn durfte nichts fürchten.

Indeſſen war die Eroberung der Grünen Inſel noch nicht vollendet: die ſtählerne Burg war unzugänglich, die Befeſtigungen waren beſetzt, und die Thore und Brücken waren geſperrt.

„Noch weiß ich nicht,“ ſprach Habib, „wie ich eine ſo ſchwierige Unternehmung anfaſſen ſoll: hier ſteht eine unangreifbare Veſte, menſchliche Kräfte vermögen nichts dagegen; ich vertraue nicht mehr auf mich ſelber, ſondern auf die Rathſchlüſſe des Himmels, welche mich leiten. Es wäre möglich, daß Niſabiks Geſtändnis ſeiner Niederlage nur eine Schlinge wäre, mich in neuen Kampf zu verwickeln, und daß mich hier Gefahren erwarteten, welche ihr nicht theilen dürfet: kehret in euer Element zurück, betet für den Ritter Doratil-Goaſens, und beruhiget mich wenigſtens durch eure Entfernung über eure Sicherheit.“

„Wir werden euch nimmer verlaßen,“ antworteten die Meerfräulein; „mit euch läuft man nirgends Gefahr.“

„Wenn ihr immer an meiner Seite wäret,“ fügte die jüngſte hinzu, „ſo würde ich den Stürmen Trotz bieten, welche die Felſen niederſchmettern.“

Habib näherte ſich mit geſchwungenem Schwerte der Zugbrücke, und rief aus:

„Im Namen Salomons! und kraft ſeines Talismans, befehle ich dir, Brücke, dich niederzulaßen!“

Auf der Stelle drehte ſie ſich in ihren Angeln, und der Eingang war eröffnet. Der Held zerhieb mit ſeinem Schwerte die beiden Ketten, wodurch die Brücke aufgezogen wurde, und drang in den Hof der Feſtung.

Mitten auf dieſem Hofe erhub ſich eine Säule, auf deren Gipfel ein eiſerner Käfig ſtand; dieſes Denkmal war ganz mit Talismanen bedeckt, und man las darauf folgende Inſchrift: „Du kannſt nur durch die Kraft Arabiens zerſtört werden.“

Habib zerhieb mit ſeiner Klinge alle Talismane: da erſcholl plötzlich ein Getöſe aus den unterſten Tiefen bis in die höchſten Gewölbe. Die Säule ſtürzte zuſammen, und die hier in Banden gehaltenen Unterthanen Doratil-Goaſens kamen allzumal aus den Löchern hervor. Der Käfig von der Säule ſtand nun auf dem Boden, und Habib erblickte darin einen ſeltſamen Gegenſtand, deſſen Beſchaffenheit er kaum erkennen konnte:

es war eine nackte Frau, deren Geſicht mit ihren Haaren bedeckt war.

„Wer ſeid ihr, ſchöne Frau?“ fragte ſie der Held.

„Herr,“ antwortete ſie, „befreiet mich aus meinem Gefängnis, und gebet mir etwas Kleidung, um anſtändig vor euch zu erſcheinen. Dieſer Käfig iſt durch einen Talisman verſchloſſen, welchen der gräuliche Niſabik ſtäts bei ſich trägt: bemühet euch, ihn zu öffnen, gebet mir die Freiheit wieder, und ich werde nicht aufhören, Gott, Mahomed und euch zu ſegnen.“

„Ihr werdet auch des großen Salomons nicht vergeſſen,“ verſetzte der Ritter, „in deſſen Namen ich alle Eiſenſtäbe zerbreche.“

Zu gleicher Zeit zerhieb er ſie mit ſeinem Schwerte. Die drei Meerfräulein hatten ihre Umgürtung getheilt, und bedeckten damit die Gefangene dergeſtalt, daß ſie ſich den Blicken des Ritters zeigen konnte, ohne daß ihre Schamhaftigkeit darunter litt.

Sobald die Unterthanen Doratil-Goaſens aus ihren Ketten befreiet waren, warfen ſie ſich vor der unbekannten Frau nieder, und gaben ihr alle Beweiſe einer Anhänglichkeit und einer Ehrfurcht, deren Beweggründe Habib verborgen waren.

„Was macht ihr da?“ fragte er ſie: „wer iſt dieſe Frau?“

„Ach, Herr,“ antwortete einer darunter, „es iſt die Fürſtinn mit den ſchönen Haaren: ſie war unſre Königinn vor Abarikafs Empörung, und iſt eine Verwandte der ſchönen Doratil-Goas.“

„O Himmel!“ rief der Arabiſche Prinz aus: „eine Königinn, eine Verwandte Doratil-Goaſens! wie kann ich ihr alles wiedergeben, was ſie verloren hat?“

„Nichts iſt in dieſer Rückſicht für euch ſchwer,“ antwortete der, den er gefragt hatte: „der Empörer hat in dieſer Feſtung, ſammt den Reichthümern unſrer Königinn, auch alle Reichthümer der Inſel aufgehäuſt, deren er ſich bemächtigt hat; und ſeitdem ihr Herr der Burg geworden, ſeid ihr im Ueberfluſſe. Die Frauen, welche ihr im Hintergrunde des Hofes ſehet, und welche ihr Zuſtand hindert, euch zu nahen, waren in ihrem Dienſte; ſie bezeigten, nach ihrem Unglücke, zu große Anhänglichkeit für ſie, und ein Gefängnis war der Lohn ihrer Treue.“

„Suchet hier,“ ſagte Habib, „alle diejenigen auf, die ſonſt um eure Fürſtinn waren, und dieſe nehme wieder Beſitz von einem Palaſt, worin alles ihr angehört.“

„Ich ſelber war in ihren Dienſten,“ erwiederte der, mit dem Habib ſprach, „und zwar in einer Stelle, welche ihr Vertrauen vorausſetzte.“

„Du ſollſt ſie wieder einnehmen,“ ſagte Habib, „wenn ſie es für gut befindet. Unterdeſſen verſammle hier alles um ſie, was zu ihrer Bequemlichkeit dienen kann; und wenn du die Gemächer dieſes Schloſſes kenneſt, ſo begleite mich, nachdem du alle Leute zu ihrem

Dienſte herbeigerufen haſt, damit ich ſie in das prächtigſte Zimmer führen kann."

In einem Augenblicke hatten ſich alle, die zur Bedienung der Fürſtinn mit den ſchönen Haaren gehörten, verſammelt; Habib ſtellte ſie ihr vor, und bat ſie, dieſelben aus ſeiner Hand anzunehmen.

„Ihr ſeid in alle eure Rechte wieder eingeſetzt Fürſtinn," ſprach er zu ihr; „vergönnet dem Ritter Doratil-Goaſens die Ehre, euch wieder in euern Palaſt zu führen."

Dreihundert und acht und achtzigſter Tag.

Die Fürſtinn mit den ſchönen Haaren ſchlug die Augen nieder, und ließ ſich in ein Gemach führen, welches der Empörer für ſie bereitet hatte, welchem ſie aber den Käfig vorgezogen, aus dem ſie nun befreiet war: alles darin glänzte von Pracht; Reichthümer aller Art waren darin aufgehäuft, und die Fürſtinn fand auf der Stelle weit mehr, als nöthig war, ſie und ihren ganzen Hofſtaat zu kleiden.

Die drei Meerfräulein waren ihr gefolgt, und als Gefährtinnen des Arabiſchen Ritters, baten ſie ſie um die Gnade, ihr die ſchönen Haare ordnen zu dürfen.

„Ach!" ſagte ſie zu ihnen, „ſie waren die Urſache meines Unglücks; indeſſen weil ſie ſelbſt in meinem

Jammer mein einziger Troſt geweſen ſind, ſo kann ich mir über meine zu große Vorliebe für dieſelben keine Vorwürfe machen: ich überlaße ſie euch alſo mit Vergnügen."

Der Fürſtinn wurde nun aus ihren ſchönen Haaren ein Geflecht in Geſtalt eines Diadems, mit Perlen und Rubinen geſchmückt, um das Haupt gelegt; und zwei andere Flechten fielen ihr auf dem Rücken bis über die Hüften hinab.

Kaum war ſie angekleidet, als Bediente eintraten und meldeten, daß aufgetragen wäre.

Habib nahm ſie bei der Hand, und führte ſie hin; ſie lud die liebenswürdigen Meerfräulein ein, mit ihr zu ſpeiſen: und ſo befand ſich der Arabiſche Ritter zum erſtenmale mit Frauen am Tiſche; und zum erſtenmale, ſeit ſechs Monaten, einem Mahle gegenüber, welches nicht das abgenöthigte Werk ſeiner eigenen oder fremder Erfindung war. Man hatte in den Küchen und Speiſekammern Niſabiks alles Erforderliche gefunden.

Die Fürſtinn mit den ſchönen Haaren war jung, wohlgeſtalt und vollkommen ſchön. Ueberdieß athmeten ihre feurigen Blicke eine anziehende Sehnſucht; und ein Herz, das noch nicht eingenommen geweſen wäre, würde leicht für ſie leidenſchaftlich entbrannt ſein: niemand aber konnte ſich der Theilnahme erwehren, welche ihre Perſon und ihr Unglück einflößen mußten. Habib warf herzliche Blicke auf ſie. Jlſaïde belauſchte ſie unwillführlich; und empfindlich, ohne es zu ahnden, war ſie eiferſüchtig, ohne es zu wiſſen.

Das Mahl ging unter gegenſeitigen Aufmerkſamkeiten zu Ende. Nach demſelben begab ſich die Geſellſchaft in einen andern Saal, und Habib bat die Fürſtinn, wenn es ſie nicht zu ſehr beſchwerte, ihm die Geſchichte ihrer Leiden zu erzählen.

Die Fürſtinn ſtieß einen neuen Seufzer aus, fuhr mit der Hand über ihre ſchönen Augen, um die Thränen darin zu trocknen, und begann alſo:

Geſchichte
der
Fürſtinn mit den ſchönen Haaren.

„Mein Vater verdankte die Krone der Grünen und der Blauen Inſel der Güte ſeines Bruders, des Vaters Doratil-Goaſens, und entrichtete ihm, als Oberherrn, eine jährliche Abgabe. Ich war, wie Doratil-Goas, die einzige Frucht der Ehe eines Fürſten mit einer Gattinn aus dem Geiſterreiche.

Illabuſatru, der Vater meiner Baſe **Kamarilſaman**, hatte den Entwurf gemacht, in dieſer Gegend alle dem Salomon unterwürfigen Geiſter zu verſammeln, zu deren Oberhaupt dieſer Prophet ihn ernannt hatte; und um ihrer Unbeſtändigkeit und ihren Rückfällen vorzubeugen, wollte er ſie dahin bringen, ſich mit den Kindern Adams zu vermählen. Mehrere von ihnen weigerten ſich deſſen, unter anderen Abarikaf, Mokilraſcham mit den Seinigen, und Niſabik; ſie gaben ihrer Weigerung einen ſcheinbaren Anſtrich, der wahre Grund aber war die ſchon in ihrem Herzen aufgegangene Empörung, welche ausbrechen ſollte, ſo bald ſie ſich ſchmeicheln durften, ſich dadurch mächtig zu machen.

Ich verlor die Urheber meiner Tage faſt zu derſelben Zeit, als Doratil-Goas die ihrigen verlor. Ich ward Königinn, unter der Vormundſchaft eines alten Veſyrs, welchen mein Vater dazu erwählt hatte. Der freche Niſabik, einer der Günſtlinge Abarikafs, hatte ſich, nicht in mich, ſondern in meine Haare verliebt. Unaufhörlich mit Zauberei und Sterndeuterei beſchäftigt, hatte er ſich überzeugt, daß er, wenn er mich heirathen könnte, ſeiner Macht eben ſo viel Geiſter unterwerfen würde, als ich Haare auf dem Haupte hätte: dieſe ſollten ihm dazu dienen, die Geiſter an ihn zu feſſeln, und jede Beſchwörung hätte mich ein Haar gekoſtet.

Ich kannte ſein ausſchweifendes Unternehmen von Grund aus, weil er die Frechheit hatte es mir auseinander zu ſetzen, um mich durch die Vorſpiegelung der Macht, deren ich einſt mich erfreuen könnte, zu verleiten.

Ich verwarf ſeine Anerbietungen, und gab meine Hand dem Prinzen Dal-Ilſcha, dem ich ſchon mein Herz geſchenkt hatte. Kaum waren wir vermählt, als Abarikafs Empörung ausbrach. Er riß alle Einwohner der Schwarzen Inſel, deren Statthalter er war, mit hinein; zahlloſe Schaaren abtrünniger Geiſter kamen aus den entlegenſten Gegenden der Erde herbei, und geſellten ſich zu ihm. Illabuſatru konnte ſich mit ſeiner Enkelinn kaum auf der Inſel von Medinas-ilbalor halten, und dieſen Inſeln hier keine Hülfe gewähren, die Mokilraſcham und Niſabik, unter Abarikafs Befehlen, überwältigten.

Dal-Ilſcha, mein Gemahl, wurde beſiegt und nach der Schwarzen Inſel geſchleppt, wo der abtrünnige Abarikaf ihn als Geiſel bewahrte; und der verruchte Niſabik kam abermals und bot mir ſeine verhaßte Hand an.

„Königinn,“ ſprach er zu mir, „deine Hand iſt erledigt, du kannſt ſie nicht für meinen Sklaven bewahren, ſie muß in die Hand des Siegers übergehen.“

„Schnöder Empörer!“ erwiederte ich ihm: „die Geſtirne werden es einſt verantworten müßen, daß ſie dir den Sieg verliehen haben.“

Wüthend entfernte er ſich, und machte mich in meinem eigenen Palaſt zur Gefangenen.

Jeden Tag kam und erneuerte er ſeine Unverſchämtheit; ich aber ſann recht darauf, ihn mit Verachtung abzuweiſen. Dennoch wollte er, verblendet wie er war, durchaus meine Hand, welche durch die Sterndeuterei ihm ſo wichtig geworden war.

Endlich, am Erfolge verzweifelnd, beſchloß er gegen mich die äußerſte Härte zu gebrauchen. Ich drohte ihm, mir die Haare Stück für Stück auszuraufen. Er ſchäumte vor Wuth, und ſagte zu mir:

„Ich will dich ſchon daran verhindern: ſie ſollen dein einziger Troſt werden.“

Dreihundert und neun und achtzigſter Tag.

Da geſchah es, daß dieſes Ungeheuer beſchloß, mich in einen Käfig zu verzaubern, aus welchem ihr mich befreiet habt, wo er mich mit Luft ſättigte, und mich mit meinen Thränen tränkte; meine Haare waren die einzige Hülle, welche mir übrig blieb, mich gegen die rauhe Jahrszeit und üble Witterung und vor der Beſchämung zu ſchützen, daß ich ganz nackt allen Blicken blosgeſtellt war. Ich konnte ſie nur mit meinen Fingern kämmen: ſo zwang er mich, meine Haare zu erhalten, welche der Urſprung meines Unglücks und ſeiner thörichten Hoffnungen waren.

Jeden Morgen kam er an den Fuß der Säule, und fragte mich, ob ich nicht müde wäre ſo zu leiden, und ihm endlich meine Hand geben wollte. Ich bat ihn inſtändig um den Tod; er aber antwortete mir, indem er mit der Hand Waſſer in die Luft emporſpritzte.

„Lebe, leide, ſeufze, weine, und kämme dich.“ Jeden Abend kam er wieder und drang in mich, ſeine

Bette zu beſteigen, und wiederholte dieſelbe Gebärde mit denſelben Worten.

„Da habt ihr, Herr Ritter, meine trübſelige Geſchichte. Es iſt mir unmöglich, euch zu ſagen, wie lange meine Leiden gedauert haben: ich war in die Betrachtung meines Jammers verſunken und gänzlich davon verſchlungen. Ihr habt einem Theile meiner Leiden ein Ende gemacht; getrennt von einem Gatten, den ich zärtlich liebe, bekümmert durch die ſchrecklichen Qualen, welche er ohne Zweifel erduldet, bin ich noch weit entfernt, mich der Freude überlaßen zu können, welche mir der Anblick meines Befreiers und die Veränderung meines Schickſals gewähren ſollte.“

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen,

Siebenter Band.

Tausend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Aus dem
Persischen, Türkischen
und
Arabischen
nach
Petis de la Croix, Galland, Cardonne,
Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus
und Anderen,
überſetzt
von
F. H. von der Hagen.

Siebenter Band.

Prenzlau,
Druck und Verlag der Ragoczyſchen Buchhandlung.
1828.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Inhalt des ſiebenten Bandes.

Seite

Fortſetzung und Beſchluß der Geſchichte Habibs und Doratil = Goaſens. = = = = = = = = 1

Dreihundert und neunzigſter Tag = = = = = = 4

391ſter Tag = = = = = = = = = = = 9

392ſter Tag = = = = = = = = = = = 14

393ſter Tag = = = = = = = = = = = 19

394ſter Tag = = = = = = = = = = = 25

395ſter Tag = = = = = = = = = = = 30

396ſter Tag = = = = = = = = = = = 35

397ſter Tag = = = = = = = = = = = 39

398ſter Tag = = = = = = = = = = = 44

399ſter Tag = = = = = = = = = = = 48

400ſter Tag = = = = = = = = = = = 53

401ſter Tag = = = = = = = = = = = 58

402ter Tag = = = = = = = = = = = 62

403ter Tag = = = = = = = = = = = 67

404ter Tag = = = = = = = = = = = 72

405ter Tag = = = = = = = = = = = 76

Seite
406ter Tag 81
407ter Tag 85
408ter Tag 89
409ter Tag 93
410ter Tag 98

Geſchichte des Mograby, oder der Schwarzkünſtler.

411ter Tag 103
412ter Tag 107
413ter Tag 112
414ter Tag 116
415ter Tag 121
416ter Tag 127
417ter Tag 132
418ter Tag 137
419ter Tag 141
420ſter Tag 146
421ſter Tag 152
422ſter Tag 157
423ſter Tag 161
424ſter Tag 166
425ſter Tag 171
426ſter Tag 176
427ſter Tag 181
Geſchichte Halajaddins, des Prinzen von Perſien 182
428ſter Tag 187

Seite
429ſter Tag 193
430ſter Tag 199
431ſter Tag 204
432ſter Tag 209

Geſchichte Jamaladdins, des Prinzen von Groß-Katai.

433ſter Tag 216
434ſter Tag 222
435ſter Tag 228
436ſter Tag 234
437ſter Tag 239
438ſter Tag 244
439ſter Tag 248
440ſter Tag 253
441ſter Tag 258
442ſter Tag 262
443ſter Tag 268
444ſter Tag 272

Geſchichte Baha-Ildins, des Prinzen von Cinigaé 275

445ſter Tag 278
446ſter Tag 283

Geſchichte Badvildins, des Prinzen der Tatarei.

447ſter Tag 290

Seite
448ſter Tag 295
449ſter Tag 299
450ſter Tag 304
451ſter Tag 309
452ſter Tag 314
453ſter Tag 319
454ſter Tag 323
455ſter Tag 327

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Fortſetzung der Geſchichte Habibs und Doratil-Goaſens.

Indem ſie dieſe letzten Worte ausſprach, zerſchmolz ſie in Thränen, und mit einer gewohnten unwillkührlichen Bewegung fuhr ſie mit den Fingern in ihre ſchönen Haare, als wenn ſie ſie kämmen wollte.

Habib hatte bisher keine anderen Leiden gekannt, als die ſeinen: die Erzählung der Fürſtinn durchdrang ihn mit neuen Gefühlen für ſie: ſein Herz ward bewegt, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. Ilſaïde fing an zu ſchluchzen, und ſtand vom Tiſche auf. Ihre ältere Schweſter folgte ihr, und fragte ſie:

„Was fehlt dir? mäßige dich.“

„Ich vermag es nicht,“ antwortete die jüngere Schweſter: „die Fürſtinn verurſacht dem Arabiſchen Ritter zu viel Herzeleid. Du biſt nicht, wie ich, meine Schweſter: ich wollte, daß man ihm nur Vergnügen gewährte.“

Ilſaïde wurde, während ſie dieſe Antwort gab, wieder zu Tiſche zurückgeführt.

Die Fürſtinn mit den ſchönen Haaren bemerkte den Eindruck, welchen ſie hervorbrachte, und faßte ſich; und Habib, nachdem er ſeiner innern Bewegung Herr geworden, konnte wieder reden, und ſagte zu ihr:

„Fürſtinn, ich ſchwöre bei dem mir anvertrauten Schwerte, daß ihr euern Gemahl wiederhaben ſollt, und daß ich die gegen Doratil-Goas und gegen euch verübten Frevel auch an dem Kopf des letzten Empörers rächen will, der euch beleidigt hat.

Niſabik leidet ſchon, wenn ich ihm ſelber glauben darf, zum Theil die Strafe für ſeine abſcheulichen Felſenhaufen, womit er mich bedecken wollte; ich bin für das Böſe, welches er mir zugedacht, mehr als gerochen: aber der Himmel, Doratil-Goas, und ihr, Herrinn, ſeid es noch nicht genugſam. Wir wollen zuſammen nach dieſem Steinhaufen gehen, unter welchem er mich zu zerſchmettern wähnte, und ich will zu ſeiner Beſtrafung daſſelbe Mittel anwenden, welches er erſonnen hatte, um ſich, ſeiner Sterndeuterei zufolge, über ſeinesgleichen emporzuſchwingen. Geruhet, mich zu begleiten, Herrinn; in Erwartung, daß ich, unter Begünſtigung des Himmels und ſeiner Lieblinge, allen euren Leiden ein Ziel ſetzen könne, will ich euch jetzo ſchon das Vergnügen der Rache ſchmecken laßen.“

Indem er dieß ſagte, ging er mit der Fürſtinn Schönhaar und den drei Meerfräulein nach den zuſammengeſtürzten Felſen, welche den durch den Berg gehauenen Weg verſperrten, der von der Bruſtwehr des Schloſſes nach dem Ufer des Meeres führte.

So bald ſie dort angekommen waren, zog Habib ſein Schwert und ſchlug dreimal damit auf die über einander gerollten Felsblöcke, und rief dann mit lauter Stimme:

„Niſabik, wenn du unter dieſen Steinlaſten ſtöhneſt, ſo gib ein Zeichen von dir: der Arabiſche Ritter kömmt, dir ſein Wort zu halten.“

In demſelben Augenblick ſchien der Felſenhaufe ſich etwas zu lüften, und ein gräßliches Geſtöhne ſtieg daraus hervor: die Fürſtinn mit den ſchönen Haaren erkannte die Stimme, und zitterte. Habib fuhr fort:

„Abtrünniger Geiſt! ich kannte noch nicht alle deine Frevel, und bevor ich dich, ſie zu büßen, nach den Höhlen des Kaukaſus entſende, mußt du noch vor den Augen einer Königinn beſtraft werden, welche du ſo ſchmählich beleidigt haſt.“

Nach dieſen an den Geiſt gerichteten Worten, hielt der Ritter inne, und wandte ſich wieder zu der Königinn:

„Herrinn, dieſer Gottloſe wollte ſich eurer Haare bedienen, um andere geiſtige Weſen zu unterjochen und zu feſſeln. Sein Hochmuth und ſein unſinniges Verlangen muß durch eben den Gegenſtand beſtraft werden, welcher ihm zum Mittel dienen ſollte.

Habib ſchlug abermals auf die Felſen, erhub die Stimme, und rief:

„Du ſollſt drei von den verlangten Haaren haben, unſeliger Böſewicht! ſie ſollen aber drei Eiſenketten werden, welche dich am Halſe, an den Händen und an den Füßen feſſeln.“

Hierauf warf er die drei Haare in die Luft, und ſprach mit feierlicher und verſtärkter Stimme die Worte aus:

„Edle Geſchöpfe Gottes, erhaltende Geiſter der Urſtoffe, Diener des großen Mahomed, und Freunde Salomons! feſſelt den Frevler, werfet ihn zu Füßen der von ihm beleidigten Fürſtinn, und ſchleppet ihn dann in die Gefängniſſe des Kaukaſus!“

Dreihundert und neunzigſter Tag.

Ein furchtbares Geſchrei erſcholl aus der Tiefe; die Felſen thaten ſich auf. Niſabik, mit Ketten belaſtet, erſchien einen Augenblick, mit zu Boden geneigter Stirne, vor der Fürſtinn mit den ſchönen Haaren: und plötzlich verſchwand dieß Geſicht wieder.

Während der Zeit, daß der fürchterliche Geiſt ſich aller Blicken zeigte, hielt Ilſaïde ſich hinter dem Ritter verſteckt. Die Fürſtinn mit den ſchönen Haaren konnte ſich einer Anwandlung des Entſetzens und der Furcht nicht erwehren; Habib ſprach zu ihr:

„Beruhiget euch, Herrinn; ihr ſehet, daß eure Locken ein koſtbarer Schatz ſind; eure Haare ſollen euch dieſen Abend noch von allen den Feinden befreien, welche die Gefängniſſe eurer Burg mit ihrem unreinen Athem verpeſten, und ſelbſt von denjenigen, welche vor meiner Rache entflohen ſind, wenn ſie ſo unklug geweſen, auf dieſer Inſel eine Zuflucht zu ſuchen.

Wir wollen noch mehr thun: ich ſehe hierin ein ſicheres Mittel, alle Empörer der Blauen Inſel zu unterwerfen, ohne daß man die Mühe habe, ſie aufzuſuchen. Warum darf ich mir nicht ſchmeicheln, mich eben dieſes Mittel gegen Abarikaf ſelber zu bedienen, und auf Koſten aller Feinde Doratil-Goaſens und der eurigen, die Sterndeutung zu erfüllen, welche eure Haare zu Feſſeln zahlloſer Geiſterſchaaren beſtimmte! Ihr dürft ſie nicht ſparen, Fürſtinn, überliefert ſie ihrer Beſtimmung, und ihr werdet darnach nur um ſo ſchöner geſchmückt ſein.“

Die Fürſtinn mit den ſchönen Haaren begab ſich wieder in ihr Gemach, und die drei Meerfräulein bedienten ſie abermals bei ihrem Anzuge für den Abend. Voll Vertrauen auf die Weisheit des Ritters raufte ſie ſich eine Handvoll ihrer ſchönen Haare aus, ſich glücklich preiſend, dieſelben zu einem ſo edlen Zwecke dienen zu ſehen. Jlſaïde nahm ſie, ging damit zu Habib, und übergab ſie ihm. Dieſer ließ ſich nun nach dem Eingange der Gefängniſſe führen; er wiederholte dort dieſelbe Handlung, wie bei dem Felſenſturz, und alle Empörer wurden auf der Stelle emporgehoben und gefeſſelt in die Gewölbe des Berges Kaukaſus gebracht.

Er beſtieg hierauf die Zimmern des Schloſſes und ſtreute von den Haaren einige in die Lüfte, indem er ſie den Dienern des Propheten anvertraute, damit ihre Wirkung ſich über alles erſtreckte, was noch von Feinden auf der Grünen Inſel übrig wäre, ſo wie über diejenigen, welche noch die Blaue Inſel in Beſitz hatten. Ein Getöſe, welches von entferntem Geächze herrührte, ließ ſich vernehmen und verſicherte Habib des völligen Erfolges ſeiner That.

Jetzo hielt er einen Augenblick inne, ſich ſeines Weges zu erfreuen, und nachzudenken:

„Wenn ich gegenwärtig vor dir erſchiene, mein theurer Jl-Habul, ſo würde ich weniger gedemüthigt ſein, als zuvor; aber ich würde nicht ſtolz ſein.

Hohe Worte gingen über meine Lippen, Wunderwerke folgten ihnen. Ich habe geſiegt: ſoll ich mich deſſen rühmen? Meine Worte ſind Wind, ich habe nicht die Kraft eines einzigen dieſer Haare, die ich hier in der Hand halte.“

Indem er dieß ſagte, ſchob er vorſichtig alle ihm noch übrigen Haare der Fürſtinn in ſeinen Buſen, und begab ſich wieder zu ihr in den Saal, wo ſie ſich mit den drei Meerfräulein befand.

„Beruhiget euch, Herrinn,“ ſprach er zu ihr, indem er ſich ihr näherte; „ihr ſeid von euren Feinden befreiet. Wenn ihr, für den Thron geboren, meiner Hülfe bedurft habt, ſo iſt nunmehr mein Rath für euch überflüſſig: mein Geſtirn und meine Pflicht zwingen mich morgen mich von euch zu trennen; aber wenn der Himmel meine Waffen begünſtigt, ſo ſeid verſichert, daß ich eure mir theure Angelegenheit nicht aus dem Geſichte verlieren werde. Ich will morgen der Blauen Inſel eure Befehle überbringen, wenn ihr mich damit beehren wollt. Ich entführe euch meine liebenswürdigen Gefährtinnen: aber ich habe noch zwei Meere zu durchſchiffen, und in einem Gebiete, wo die Zwingherrſchaft jegliche Schiffahrt vernichtet hatte, werde ich noch ferner ihrer freundlichen Hülfe bedürfen.

Die Fürſtinn mit den ſchönen Haaren vernahm mit Bedauern, daß der junge Held, dem ſie ſo große Verpflichtungen hatte, ſich von ihr ſo ſchleunig trennen wollte: aber ſie konnte nicht anders als mit Ehren den erbetenen Urlaub gewähren, deſſen Beweggrund ſie ſo ſehr billigen mußte; und beide nahmen mit den Verſicherungen der vollkommenſten Hochachtung Abſchied von einander.

Der anbrechende Tag ſah Habib mit ſeinen Gefährtinnen abreiſen; ſie flogen über die Gewäſſer dahin, und erreichten gegen Mittag das Geſtade der Blauen Inſel. Die daſelbſt verſammelten Einwohner überließen ſich der Freude ihrer unerwarteten Befreiung; ihre Unterdrücker waren faſt ſichtbarlich vor ihren Augen zu Boden geſtürzt und durch die Lüfte hinweggeführt worden. Habib kam, ihre Freude noch zu vermehren, indem er ihnen die glückliche Befreiung ihrer ſchönen Königinn verkündigte; und da ſie die nächſten Anwohner der Schwarzen Inſel waren, ſo ſuchte er ſich bei ihnen zu erkundigen, ob ſie nichts von dem erfahren hätten, was dort vorginge; und von dem Erfolge des Angriffs, welchen Abarikaf gegen die der Königinn Doratil-Goas treugebliebene Inſel unternommen hatte.

„Herr!“ antworteten ihm die Einwohner, „ſeitdem die Empörer ſich dieſer Inſel bemächtigt, haben ſie auch nicht einmal eine Fiſcherbarke übrig gelaßen. Selber im Beſitz aller Mittel der Verbindung unter einander, haben ſie uns jeglicher Mittel des Verkehrs mit anderen lebenden Weſen unſrer Art beraubt; wir können uns nicht von unſrer Küſte entfernen, und es iſt uns unmöglich, etwas von dem zu erfahren, was auf ihrer Inſel vorgeht: aber der Meeresarm, der uns davon trennt, iſt ſeit einigen Tagen viel ſchwärzer, als gewöhnlich geworden, ohne daß ſolches die Wirkung eines nahen oder fernen Sturmes ſein könnte; die Fluten des Meeres ſind in ungleicher Bewegung, ohne daß der Wind oder eine Seeſtrömung ſie aufregte; und wir glauben, ohne den wahren Grund dafür angeben zu können, daß die Ueberfahrt von hier nach der Schwarzen Inſel gegenwärtig höchſt gefährlich iſt, wenn nicht ohne dieß ſchon die Wuth des dort herrſchenden Ungeheuers Alle abſchreckte, welche ſie unternehmen wollten."

Der Arabiſche Ritter ſetzte ſich vor, am nächſten Tage mit eigenen Augen zu ſehen, was man ihm berichtete, und nahm die ihm erbotene Gaſtfreundſchaft an: und ohne etwas von ſeinem Vorhaben kund zu geben, überließ er ſich den Ergetzungen eines Feſtes, zu welchem die Befreiung der Inſel Gelegenheit gegeben hatte.

Er entwand ſich, vor Wiederkehr der Sonne, dem Lager, beſtieg ſein Floß, fuhr längs der Küſte der Blauen Inſel hin, bis an ihre äußerſte Spitze, und ſuchte über die Meerenge, welche ſie von der Schwarzen Inſel ſchied, weiter zu ſchiffen: aber das Meer vor ihm ward ſo ungeſtüm, daß die Delphine, welche ſein Floß zogen, in Schrecken geriethen und auf den Strand der Blauen Inſel zurückgeſcheucht wurden.

Dreihundert und ein und neunzigſter Tag.

Habib ſchlug vergeblich mit ſeinem Schwert in die Fluten; vergeblich ſprach er jenes Machtwort aus, wodurch es bisher alle Zaubereien beſiegt hatte: der Zauber, welchen er hier bekämpfte, wirkte nicht in der Luft, und die Gewalt, welche ſein Fahrzeug auf den Strand warf, war durchaus natürlich, obwohl durch eine Urſache in Bewegung geſetzt, welche nicht natürlich war.

Alle Fiſche und Ungeheuer, welche die Meere umher bewohnten, waren in der Meerenge verſammelt, die er überſchiffen mußte. Die Fluten darin wimmelten von ihnen; ihre ungeheuren Maſſen, von der ihnen mitgetheilten Unruhe bewegt, würden ein großes Schiff in Gefahr des Verſinkens gebracht haben; das Meer, worin ſie ſich drängten, war fürchterlich.

So gewohnt die Meerfräulein des Anblicks der gräulichſten Seeungeheuer waren, und obgleich die Gegenwart eines Helden ſie beruhigte, der gemacht war, die Unerfahrenheit und Furchtſamkeit ſelber zu ermuthigen, ſo wurden ſie von dieſem fremden und ihnen ganz neuen Schauſpiele doch dermaßen erſchreckt, daß ſie ſchleunig ans Land flohen, und auf dem Geſtade ſich um den Arabiſchen Ritter ſtellten, der einen Augenblick in Gedanken vertieft ſtand.

„Welche Gefahr,“ ſprach er, „hat die Delphine und die Fräulein erſchreckt? Was iſt das für ein Hindernis, welches das Ausſprechen des mir verliehenen Machtwortes nicht zu heben vermochte? Das Schwert Salomons iſt unnütz in der Hand desjenigen, der nicht ſeine Weisheit hat. O, mein theurer Il-Habul! wo biſt du? belehre mich. . . . .

Man muß die Gefahr näher ſehen, um ſie zu beurtheilen; durch den Verſuch der Gegenmittel ermißt man ihre Größe. Schwert Salomons, öffne mir die Abgründe des Meeres, wenn ich ſie durchdringen ſoll! laß mich die Fluten deſſelben überwinden, wenn es nöthig iſt."

Der Held ſtand jetzt auf der Spitze eines ſteilen Felſens: er ſtürzte ſich, mit dem Kopf voran, ins Meer, und war ſogleich auf allen Seiten von Seethieren umringt, welche ihn drängten, ihm jedoch keinen Schaden thaten.

Ueberall, wo das Schwert ſie erreichte, tödtete es; und bald war das Meer von Blute geröthet: aber ihr Gedränge mehrte ſich, anſtatt ſie zu zerſtreuen; ſie wurden durch Schranken verhindert, zu entfliehen, und Habib war auf allen Seiten von ihnen eingeengt.

Der Held bedeckte das Meer mit ſchwimmenden Leichen, und mühte ſich ab, während die ſchuppengepanzerten Schaaren um ihn her ſich ſtäts zu verſtärken ſchienen. Er erhub ſich einen Augenblick über Leichenhaufen, die ihn umgaben, und rief aus:

„Im Namen Salomons! durch welche Macht auch immer dieſe Seethiere hier zuſammengepreßt ſind, ich gebiete, daß ſie ſich in die entfernteſten Meere dieſes Welttheils zurückziehen!"

Dieſem Befehle folgte die ſchleunigſte Wirkung: es entſtand in den Fluten eine gewaltige Bewegung, und das Gedränge der Seethiere zerſtreute ſich. Der Ritter ſchwamm nun mitten in einem offenen Meere, auf welchem nur noch lebloſe Thiere umhertrieben; alles was Leben hatte, war daraus entwichen.

Die drei Meerfräulein beobachteten von dem Felſen herab alles was vorging. Jlſaïde hatte das Meer mehrmals ſich röthen geſehen, und jedesmal einen Schrei des Schreckens ausgeſtoßen. Als ſie aber den Arm mit dem Schwerte ſich über dem Waſſer erheben ſah, beruhigte ſie ſich wieder, und ſagte:

„Da iſt wohl Blut, aber nicht das ſeinige.“

Endlich ſchien ihr das Meer ſtiller zu werden, und ſie ſah den Helden ſchwimmen, aber ins offene Meer hinaus: „da iſt er!“ ſagte ſie; „er wagt's, das Meer zu durchſchwimmen: er wird ertrinken!“

Und damit ſtürzte ſie ſich in die Fluten. Jhre Schweſtern riefen ihr vergeblich, und ſprangen ihr endlich ſelber nach ins Meer.

Zwei von dem Floſſe gelöſte Delphine, die gewöhnlich mit ihr ſpielten, ſchwammen ihr zur Seite, ihre Anhänglichkeit trieb ſie dazu, und die beruhigten Fluten ſetzten ſo geübten Schwimmern keine Hinderniſſe mehr entgegen.

Jlſaïde gedachte bald im Stande zu ſein, dem Helden, deſſen Schickſal ſie beunruhigte, Hülfe zu leiſten: aber auf einmal ſah ſie ihn untertauchen und verſchwinden. Sie tauchte auch hinab, und ward drunten Zeuge eines furchtbaren Kampfes. Habib war handgemein mit Abarikaf, der den Leib eines Wallfiſches angenommen hatte und darin ungeheure Anſtrengungen machte. Als der Held ſich ihm nähern wollte, öffnete das Unthier einen unermeßlichen Rachen, und ſpie einen Waſſerſtrom aus, der ihn zurücktrieb. Habib erſchien wieder über dem Waſſer, tauchte abermals hinab, ſchwang ſich auf den Rücken des Ungeheuers, und ſein Schwert, dem nichts Widerſtand leiſten konnte, drang durch die Seiten bis in das Innere der ungeheuren belebten Maſſe, mit welcher er kämpfte.

Das Rieſenthier zappelte, bedeckte das Meer mit Blut und Schaum, und ſenkte ſich in die Abgründe hinab. Habib war genöthigt, nochmals über der flüſſigen Umgebung Athem zu ſchöpfen, beobachtete jedoch ſtäts die blutige Spur, welche dem von ihm durchbohrten Leibe entſtrömte: aber die Kräfte begannen ihm zu ſchwinden, als er Ilsaïde'n herbei kommen ſah.

„Beſteiget einen Delphin, Herr Ritter,“ ſagte ſie zu ihm; „ihr waget euch zu ſehr. Wie! ihr, der ihr doch nur ein Menſch ſeid, ihr könnt euch ins offene Meer hinauswagen, und darin alle dieſe Thaten verrichten?“

Dreihundert und zwei und neunzigſter Tag.

Der Arabiſche Ritter erkannte in der ihm geſendeten Hülfe die Obhut des Himmels; er befolgte Ilſaïdens Rath, und bald war er mit ihrer Hülfe, auf dem Delphin reitend, im Stande, gemächlicher die Folgen des furchtbaren Kampfes zu beobachten, aus welchem er ſiegreich hervorgegangen war.

Als Abarikaf ihn angriff, war dieſer Empörer von ihm ähnlichen und anderen noch ſcheußlicheren Ungeheuern umgeben, die alle von ihm und den Genoſſen ſeiner Frevel unterjocht waren: ſeine Gefahr hatte ſie aber alle von ihm verſcheucht.

Von Schrecken verblendet, wähnten ſie ihre Sicherheit in der Flucht zu finden; ſie wollten ſelbſt die Leiber der Schwertfiſche, der Sturmfiſche, der Seelöwen verlaßen, welche ſie durch Zauberei angenommen hatten: aber ein mächtigerer Zauber hielt ſie darin zurück.

Dieß waren die Haare der Königinn von der Grünen und Blauen Inſel, von welchen Habib, in einem Augenblick der Ungeduld, einen Theil ins Meer geworfen, und dabei geſagt hatte:

„Mögen dieſe Haare durch Salomon eben ſo viel Sklaven Gottes machen, als der verruchte Niſabik ſich ſelber Sklaven dadurch zu machen wähnte, um ſeine eigene Macht zu gründen!“

Der mit den Haaren verknüpfte Zauber hatte ſeine Wirkung gethan; und von dem Augenblick an waren die Geiſter in den Leibern der Meerbewohner feſtgebannt, welche eine Bezauberung ihnen undienſtbar gemacht hatte.

Der Wallfiſch, in welchen Abarikaf ſich befand, war endlich durch den völligen Blutverluſt erſchöpft, und erſchien wie ein entſeelter Leichnam auf der Oberfläche des Waſſers, und ſchwamm darin, wie eine Inſel. Der Arabiſche Ritter ſchwang ſich von ſeinem Delphin auf den Rücken des beſiegten Feindes, und dankte auf dieſer Stelle demjenigen, der den Sieg verleihet:

„Ich hatte mein Vertrauen auf ihn geſetzt,“ ſagte er, „und ich habe mich nicht gefürchtet, in die Tiefen des Meeres hinabzutauchen; er hat mir dort die Augen offen und die Arme frei erhalten. Ich bekämpfte ein rieſengroßes Ungeheuer, er hat mein Schwert bis in das Herz meines Feindes dringen laßen. Als meine Kräfte erſchöpft waren, hat er mir Ilſaïde'n zu Hülfe geſandt: ein Kind, das in ſeinem Namen kömmt, wiegt ein ganzes Heer auf.“

In dieſem Augenblick hatte ſich auch Ilſaïde, durch das Beiſpiel des tapfern Ritters ermuthigt, auf den Rücken des ungeheuren Fiſches geſchwungen; ihre Schweſtern ſahen ſie dort, eilten im Gefolge von ſechs anderen Delphinen herbei, und erkühnten ſich, ihrem Beiſpiele zu folgen.

Unterdeſſen war die lebloſe Maſſe, welche ſie alle trug, von einer Seeſtrömung ergriffen, aus dem Meeresarme getrieben, über welchen die Fahrt zu der Schwarzen Inſel ging. Habib, nachdem er mit Dankbarkeit und Beſcheidenheit die Glückwünſchungen der Gefährtinnen ſeiner Abenteuer angenommen, fragte ſie, was das für ein Land wäre, welches fern am Geſichtskreiſe erſchien.

„Es iſt,“ antwortete ihm die Aelteſte, „die Inſel von Medinas-Ilbalor, in deren Hauptſtadt unſre Königinn wohnt.“

Bei dieſen Worten hatte Habib Mühe, ſeine Freude zurückzuhalten:

„Wie!“ ſagte er, „ich habe endlich das Glück, dieſes erſehnte Land zu ſehen? Wenn ich mit dem Ungeheuer unter unſeren Füßen dorthin gelangen könnte, wie angenehm würde ſein Anblick eurer Königinn ſein! denn ich zweifle nicht, daß der Empörer Abarikaf in den Eingeweiden des Wallfiſches gefeſſelt liege.“

„Das könnt ihr wohl,“ ſagten die drei Schweſtern; „es wird zwar ein etwas plumpes Floß ſein, aber wir wollen aus dem Grunde des Meeres Gewächſe heraufholen, aus welchen wir Geſchirre für die Delphine machen können.“

Auf der Stelle ſprangen ſie hinab in die Fluten, und verſchwanden. Ihre Gewandtheit und ihr Eifer vollführten im Augenblick ihr Vornehmen: die Delphine waren angeſchirrt, und der Leichnam des Wallfiſches folgte nicht fürder der Seeſtrömung, ſondern nahm ſeine Richtung nach dem großen Hafen von Medinas-ilbalor.

Jetzo hörte man aus dem Bauche des Wallfiſches ein Geſtöhn hervorgehen, welches dem Geräuſche der Fluten glich, wenn ſie aus einem tiefen Felſenſchlunde der Küſte wieder herausgurgeln. Abarikaf ſah, daß er der Rache Illabuſatru's und Doratil-Goaſens überliefert werden ſollte, und hatte keine Schonung zu hoffen.

Unterdeſſen hatte die Erſcheinung einer ſo ungeheuren ſchwimmenden Maſſe, welche ſich gegen die Inſel von Medinas-ilbalor heran bewegte, die Blicke des Ilbarakas auf ſich gezogen, dem es aufgetragen war, unabläßig über Doratil-Goaſens Wohlfahrt im ganzen Umfange des Landes und der Meere der Schwarzen Inſel zu wachen. Dieſer Veſyr hielt ſich, als Vogel verwandelt, in der mittleren Luftſchicht auf, weil die untere rings um Medinas-ilbalor durch die Wachen des Empörers verpeſtet war.

Ilbarakas hatte einige Bewegungen im Meere bemerkt, aber von ſeiner Höhe herab nicht die Urſache derſelben durchdringen können; da ſah er plötzlich etwas empor kommen und auf den Wellen daher ſchwimmen. Er wagte es, vorſichtig von ſeiner Höhe herabzuſchweben, und die Luft ſchien ihm jetzo ganz frei zu ſein; ſtäts auf ſeiner Hut gegen etwanige Schlingen, näherte er ſich der Erde noch mehr; die Nebel, welche die Küſten und das Meer von Medinas-ilbalor umhüllten, hatten ſich alle auf die Schwarze Inſel geworfen, und ſich dermaßen darauf herabgeſenkt, daß ſie davon erdrückt ſchien.

Allmählich dehnte der Gegenſtand ſich aus, den er mit den Augen verfolgte, und erſchien wie eine kleine ſchwimmende Inſel, welche den Hafen von Medinas-ilbalor zu verſperren drohte, dem ſie, wie er wähnte, von der Seeſtrömung zugetrieben wurde; und dieſe Inſel war nicht unbewohnt, obwohl ſie übrigens durchaus kahl erſchien. Ilbarakas flog eilig hin, Doratil-Goaſen ſeine Entdeckung zu verkündigen.

„Große Königinn,“ ſprach er zu ihr, „ich habe dich ſchon benachrichtigt, daß ich auf der Schwarzen Inſel und auf dem Meere, welches uns davon ſcheidet, ungewöhnliche Bewegungen wahrgenommen: heute, bei Sonnenaufgang, habe ich dieſe Fluten wieder gewaltig empört geſehen, ohne daß es von Winden herrührte, und dieſe Aufwallungen ſchienen ſich zu widerſtreiten. Auf einmal erhub ſich ein Eiland aus ihrem Schooße, und dieſes wird jetzt, ich weiß nicht wie, an deine Küſten und auf deinen Hafen zu getrieben, welchen ſie verſperren kann; und auf ihrer Oberfläche habe ich menſchliche Geſtalten unterſchieden. Uebrigens hat Abarikaf alle ſeine Wachen eingezogen; alle ſeine Streitkräfte ſcheinen ſich auf der Schwarzen Inſel verſammelt zu haben, wo ſie das Tageslicht verdunkeln müßen. Das heranſchwimmende Eiland könnte ein verſteckter Angriff ſein, deſſen Anſchein zwar nichts Drohendes hat: da es aber das Werk einer Bezauberung ſein muß, ſo darf deine Weisheit nichts verabſäumen, um ihren Wirkungen zuvorzukommen und ſie zu vereiteln."

Dreihundert und drei und neunzigſter Tag.

Doratil-Goas ließ ihre beiden Miniſter und ihren Großvater Illabuſatru hievon benachrichtigen: und in einem Augenblicke war die Küſte mit allen Truppen des Landes beſetzt. Illabuſatru verſammelte um ſich die ihm treugebliebenen Geiſter, um im Stande zu ſein, die Angriffe zurückzuſchlagen, welche Abarikaf an der Spitze der von ihm aufgewiegelten Empörer verſuchen könnte. Alles in Medinas-ilbalor war in Bewegung, um ſich zur tapferſten Gegenwehr zu rüſten, im Falle, daß die ungeheure ſich nähernde Maſſe in ihrem Bauche zahlreiche Kriegesſchaaren verbürge, und ſie auf einmal ans Land ſpeien würde.

Habib, der ſtäts die Augen auf dieſes ſo heiß erſehnte Land geheftet hielt, erkannte bald an dem was er dort vorgehen ſah, die Unruhe, welche er erregte. Der Zufall führte ihn, bei der Einfahrt in die Rheede von Medinas-ilbalor dicht an einer mit Mandelbäumen bewachſenen Inſel vorbei: er ergriff einen Aſt davon, hieb ihn mit dem Schwerte ab, gab ihn Jlſaïde'n, und ſagte zu ihr:

„Geh ans Land, mein holdes Kind, zeige dich mit dieſem Zweige, als Friedenszeichen, laß dich zur Königinn Doratil=Goas führen, und ſage ihr, daß ein Arabiſcher Ritter, der ihr zeitlebens geweihet iſt, ſie um Erlaubnis bittet, ſich ihr zu Füßen zu werfen."

Jlſaïde nahm den Zweig und ſchwamm damit unter dem Waſſer nach einem Felſen am Eingange des Hafens. Hier ordnete ſie ihren Anzug, und zeigte ſich plötzlich, ihren Friedenszweig in der Hand, denjenigen, welche die Küſte bewachten, und bat ſie, ſie zur Königinn zu führen.

Man kann ſich denken, von welchem freudigen Entzücken Doratil=Goas beim Anblick und bei der Rede eines ſo anmuthigen Geſandten ergriffen wurde. Indeſſen hielt ihr Groß=Veſyr ſie noch zurück, als ſie ſogleich nach dem Ufer fliegen wollte, und ſagte zu ihr:

„Herrinn, euer Feind iſt unterrichtet, daß die Geſtirne dir die Hülfe eines Arabiſchen Ritters verheißen; er könnte wohl dieſe unſchuldigen Lippen misbrauchen, um dir eine Schlinge zu legen: laß mich alſo dieſem Abgeſandten einige Fragen vorlegen.

„Junges Meerfräulein, — denn ich ſehe wohl, daß du eine ſolche biſt, — kannſt du uns wohl ſagen, durch welches Mittel der angekündigte Ritter hieher zu kom=

men gedenkt? Er könnte mit dem Eilande, worauf er daher ſchwimmt, nicht ohne Gefahr, den Hafen zu verſchütten, hier anlanden.

„Haltet ihr denn das für Land,“ erwiederte Jlſaïde, was nur ein ſchnöder großer Wallfiſch iſt, den ich ihn tödten geſehen habe, und welchen wir, ich und meine beiden Schweſtern, mit ihm beſtiegen haben? Er ſagte, dieſes gräuliche Ungeheuer wäre der grimmigſte Feind der Königinn, welchen er ihr nun darbringen will.“

„Und du erkennſt nicht Habib an dieſer That?“ ſagte lebhaft die Königinn zu ihrem Miniſter.

„Noch nicht, Herrinn, antwortete der Miniſter; „Abarikaf könnte unter der Geſtalt eines Wallfiſches herkommen, ſich deines Hafens zu bemächtigen, und dir dann in ſeiner eigenen Geſtalt Geſetze vorſchreiben.“

„Abarikaf!“ verſetzte lebhaft Jlſaïde, „er, ſammt den Seinigen, hat uns viel Böſes gethan: aber ich meine, er kann uns fürder nicht ſchaden. Jch glaube, er iſt es, den man in dem Bauche des Wallfiſches wimmern hört; wenigſtens ſagt der Held es.“

„Und wer iſt dieſer Held, mein ſchönes Kind?“ fragte der Veſyr.

„Er iſt,“ antwortete Jlſaïde noch lebhafter, „derjenige, der jenen grimmigen Hay Jlraſcham-Scham, ſeinen Sohn den Tieger, und einen ganz ehernen Rieſen getödtet; der die Fürſtinn mit den wunderſchönen

Haaren befreiet, und alle die Ungeheuer vertilgt hat, die unſere Plage waren. Er thut alles im Namen unſrer Königinn Doratil-Goas; meine Schweſtern ſagen, er iſt ein Held; ich weiß nicht, was ein Held iſt: aber wenn Du ihn eben ſo liebteſt, wie ich, ſo würdeſt Du bald hineilen, ihn zu ſehen.“

Doratil-Goas freute ſich, ungeachtet ihrer Ungeduld, dieſe unſchuldigen Lobpreiſungen des Abgottes ihres Herzens zu hören. Sie wandte ſich jetzo zu Ilbarakas, und ſagte:

„Flieg hin, du kennſt ja Habib, empfang ihn in deiner natürlichen Geſtalt, und laß ihn durch zwei deiner dienſtbaren Geiſter gemächlich hieher bringen; den Wallfiſch laß auf den Strand laufen.“

„Und meine Schweſtern, Herrinn,“ ſagte Ilſaïde, „mußt du auch her kommen laßen; ſie ſind ſtäts bei dem Helden geweſen, und werden ihn nicht verlaßen wollen.“

„Ja, mein holdes Kind,“ ſagte die Königinn, „deine Schweſtern ſollen, ſo wie du, hier willkommen ſein, wir wollen euch mit Liebkoſungen überhäufen.“

Ilbarakas flog hinweg; dieſer alte Staatsmann war beruhigt, da er den anmuthigen Abgeſandten als Geißel zurückbleiben ſah: die Wahrheit der überbrachten Botſchaft ſchien faſt nicht mehr zu bezweifeln.

Da kam auch Illabuſatru, und ſagte: „Es iſt dein Arabiſcher Ritter, meine Tochter, den wir jetzt empfangen wollen; ich habe mich ſo eben davon verſichert, und weiß, daß er alle dir geraubte Kronen wieder auf dein Haupt geſetzt hat."

Die ſchöne Königinn war vor Entzücken ganz außer ſich; ſie befahl ihrem Veſyr, und bat ihren Großvater, alle Anſtalten zu treffen, um ihren Ritter, ihren Rächer, ihren Helden, ihren Geliebten, ihren Gemahl, als Sieger frohlockend zu empfangen; und von der unbefangenen Ilſaïde ließ ſie ſich alle näheren Umſtände erzählen, wobei ihr freudiges Entzücken mit zärtlicher Beſorgnis wechſelte.

Ilbarakas kam unterdeſſen zu dem Helden, begrüßte ihn, und erbot ſich, ihn auf der Stelle nach dem Palaſte der Königinn bringen zu laſſen.

„Ich muß hier zuvor noch," antwortete Habib, „für die Sicherheit der Königinn ſorgen. Du ſollſt den Wallfiſch hier ſtranden laſſen, und ich muß dabei zugegen ſein; ich habe einmal die nöthige Vorſicht verſäumt, und das hat mir für die Folge zur Lehre gedient. Ich argwöhne, daß der grimmige Feind eurer Königinn noch in den Eingeweiden dieſes Ungeheuers ſteckt, welches er gegen mich belebt hatte. Ich muß mich davon verſichern, um mich gegen ihn als ein Werkzeug Salomons zu gebrauchen, gegen den er ſich empört hatte, und zugleich die Ruhe eurer Herrſcherinn ſicher ſtellen."

Ilbarakas ließ den Wallfiſch nach einer Gegend des Strandes ziehen, wo es leicht war, ihn mit verdoppelten Kräften ans Land zu ziehen. Worauf Habib ſich näherte und mit lauter Stimme das Ungeheuer anredete:

„Schnöder Feind Gottes! Frevler gegen ihn, und gegen ſeinen Propheten, Abtrünniger des Geſetzes, dem du dich unterworfen hatteſt, biſt du in dieſer Hülle verborgen?"

Man hörte hierauf ein gräßliches Zähneknirſchen, welches aus dem Bauche des Thieres hervorzukommen ſchien.

„Sprich," fuhr Habib nachdrücklich fort, „oder ich überliefere dich den grimmigſten Qualen."

Jetzo hörte man aus dem Rachen ein ſchmerzliches und klägliches Ja herauftönen.

Habib zog nun aus ſeinem Buſen die noch übrigen Haare, und ſprach:

„Ich gebiete, daß die Anſchläge jener Unſinnigen hiemit vollends auf ſie ſelber zurückfallen; daß dieſe Haare zu ehernen Banden werden, welche dich aller Thätigkeit berauben: werde du, ſammt allen den Deinigen, den dienſtbaren Geiſtern Salomons überantwortet, und in die tiefſten Höhlen des Kaukaſus hinabgeſtürzt!"

Indem Habib dieſes Gebot ausſprach, knüpfte er die Haare an die Barten des Wallfiſches, und das Ungeheuer machte noch eine Anſtrengung, als wenn es ſich aufrichten wollte; aber es ließ bald nach, und die dem Haupte der Fürſtinn mit den ſchönen Haaren geraubte Zierde entſchwand auf der Stelle, ohne Zweifel um anderswo gebraucht zu werden.

„Meine Königinn iſt in Sicherheit,“ ſagte Habib zu Ilbarakas; „nunmehr kann ich mich dem Vergnügen hingeben, ſie zu ſehen; und ich bitte dich, mich zu ihr zu führen.“

Dreihundert und vier und neunzigſter Tag.

Während der Arabiſche Ritter beſchäftigt war, die Ruhe Doratil-Goaſens zu ſichern, machte man in dem Palaſt und in der Stadt Medinas-ilbalor alle Anſtalten, um einen ſiegreichen Befreier, einen Rächer, der bald ihr Beherrſcher ſein ſollte, mit Siegesgepränge zu empfangen. Und die ſchöne Königinn beſchwichtigte ihre zärtliche Ungeduld dadurch, daß ſie ſich von Ilſaïde'n die Thaten wiederholen ließ, deren Zeuge ſie geweſen war, bis auf die geringſten Worte, welche das junge Mädchen von ihrem geliebten Retter behalten hatte.

Da es hierüber Nacht geworden war, geſchah es bei dem Glanz einer prächtigen Erleuchtung, daß Habib nach dem Saale gelangte, wo er erwartet wurde. Man kann ſich die königliche Pracht vorſtellen, welche rings um ihn her entfaltet wurde: aber ſein und der gefühlvollen Königinn inniges und erhebendes Entzücken iſt über allen Ausdruck, über alle Beſchreibung.

Niemals hatte eine durch die Beſtimmung bewirkte Liebe in zwei Herzen gewurzelt, die ſo vollkommen für einander geſchaffen waren; noch nie waren ſo viel Schönheit und ſo viel äußere Vorzüge mit ſo viel Verdienſten und Tugenden vereinigt geweſen.

Habib war vom Uebermaaße ſeines Glücks ganz in Verzückung, und Doratil-Goas rief aus:

„Und ich kann dir nichts weiter ſchenken, mein geliebter Habib, als mein Herz, meine Krone und meine Hand: welch ein geringer Lohn für ſo große Dienſte! welch ein Preis für ſo viel Mühſeligkeiten und Heldentugend!“

Derſelbe Abend, der Zeuge ihres Wiederſehens war, ſollte auch Zeuge der Feierlichkeit ſein, welche ihre Vereinigung vollendete; dieſelbe Nacht ſah ſie als Liebende und glückliche Gatten; und am Morgen beleuchtete die Sonne, mit den Entzückungen ihrer Glückſeligkeit, zugleich den freudigen Jubel der ganzen Inſel von Medinas-ilbalor.

Aber Habibs Glück ließ ihn nicht die übernommenen Verbindlichkeiten aus den Augen ſetzen. Der Fürſt Dal-Ilſcha, Gemahl der Fürſtinn mit den ſchönen Haaren, mußte noch in den Gefängniſſen der Schwarzen Inſel ſchmachten, und dieſes unglückliche Land, wenn es auch nicht mehr von der Gegenwart und den Freveln Abarikafs verpeſtet war, mußte jedoch großen Verwirrungen preisgegeben ſein.

Er hatte der Fürſtinn mit den ſchönen Haaren ſein Wort gegeben, ihren Gemahl zu befreien, und er war der von den Geſtirnen auserſehene Friedensſtifter aller Länder Doratil=Goaſens. Er bediente ſich dazu keiner anderen Mittel, als der von dem Schickſal ihm in die Hände gegebenen, um ſeine Unternehmungen zu beginnen und zu vollführen. Die drei Meerfräulein waren bei Doratil=Goas, von der ſie mit Wohlthaten überhäuft wurden. Er wandte ſich zu der älteſten und ſprach:

„Wir haben hier etliche Fahrzeuge, welche ich könnte ins Meer bringen laſſen, um nach der Schwarzen Inſel überzuſchiffen: aber ich ziehe eure Erfindung vor, welche uns bisher ſo glücklich gedient hat. Wenn eine Sache vom Schickſal beſtimmt iſt, ſo gefällt es ſich, den Erfolg von den kleinſten Mitteln abhängig zu machen, damit der Menſch wiſſe, wem er die Ehre geben ſoll. Laßt uns, meine holden Fräulein, unſer Floß wieder aufſuchen; wenn es euch etwa nicht leichter iſt, ein neues zu bauen. Ich habe eher keine Ruhe, als bis ich die Thränen der Fürſtinn mit den ſchönen Haaren getrocknet, und die Verwirrungen abgeſtellt habe, welche die Ruhe meiner noch übrigen Unterthanen auf der Schwarzen Inſel ſtören mögen.“

Die drei Schweſtern vernahmen dieſe Aufforderung mit Freuden. Sie ſahen ſich als Mitgenoſſen des Ruhms, deſſen ſich Habib erfreute. Ilſaïde war etwas ernſthafter geworden, ſeitdem ſie die Hochzeit des Helden erlebt hatte: aber da ihre Neigung zu ihm wahrhaft war, ſo liebte ſie ihn noch von ganzem Herzen, obgleich ſie wohl ſah, daß er einer andern angehörte, der ſie nichts ſtreitig machen konnte.

Habib ging nun mit ſeiner ſchönen Königinn und ſeinen liebenswürdigen Gefährtinnen zu Rathe, und es wurde beſchloſſen, daß er abfahren ſollte, ſo bald das Floß fertig wäre. Aber Doratil-Goas nahm ſich vor, auf ihrem Vogel Rock über dem Fahrzeuge zu ſchweben, deſſen Lauf zu bewachen und vor Gefahren, zu warnen, wenn dergleichen aufſtoßen ſollten; und Ilbarakas, der anhänglichſte aller ihrer Geiſter und ihr Liebling, ſollte mit zwei andern Geiſtern ſie begleiten.

Am folgenden Morgen war das Floß bereit, und Habib ſchon vor Sonnenaufgang auf der See. Die vorgeſpannten Delphine ſchienen ihre Stärke und Schnelligkeit zu verdoppeln, und bald erſchien die ganze Küſte der Schwarzen Inſel.

Ilbarakas bemerkte mit Vergnügen, und machte Doratil-Goas darauf aufmerkſam, daß die Küſten völlig frei waren von jenem ſchwarzen Wolkenvorhange, der in den vorhergehenden Tagen den Anblick derſelben ſo grauenvoll machten.

Habib landete mit der gröſsten Bequemlichkeit, und erblickte einige von Magerkeit entſeelte Einwohner, die am Geſtade umherſchweiften. Er rief ihnen, und ſie kamen heran. Er fragte ſie, welche Neuigkeiten ſie von Abarikaf, ihrem Zwingherrn, hätten.

„Er iſt beſiegt worden,“ antworteten ſie; „wir müſſen es glauben, nach dem entſetzlichen Geſchrei, welches alle die Seinigen ausgeſtoßen haben. Vorgeſtern waren wir genöthigt, in die Gebirge zu fliehen; denn plötzlich bedeckten die fürchterlichſten Meerungeheuer alle unſere Küſten. In der Wuth, von welcher ſie befallen waren, zerriſſen ſie ſich unter einander, und der Strand iſt noch von ihrem Blute beſudelt, welches ſie ſelber dort vergoſſen haben.

Wir anderen armen, ſeit ſo langer Zeit von allen dieſen Ungeheuern unterjochten Sclaven ſuchten uns ihrer Wuth und dieſem ſcheußlichen Anblicke zu entziehen. Ihr Gebrüll, ihr Geheul, von dem Wiederhall ringsumher verſtärkt, tönte noch in unſeren Ohren, und fuhr fort, uns zu entſetzen, als wir plötzlich einen Lichtglanz, wie von etlichen Blitzen, zu erblicken glaubten, und das Getöſe ſchwieg. Wir haben noch vorige Nacht in Unruhe und Schrecken zugebracht, in welche wir verſetzt waren: aber dieſen Morgen ſahen wir nichts weiter, als einen verpeſteten Dampf, der aus dem vergoſſenen Blute aller der Ungeheuer emporſtieg. Glücklicherweiſe hat die Glut der Sonne ihn aufgeſogen, und die Winde haben ihn verwehet: ſonſt würde der Aufenthalt hier tödtlich ſein."

Dreihundert und fünf und neunzigſter Tag.

Während Habib ſich mit den Einwohnern beſprach, ſchwebte der Rock in einer gewiſſen Höhe über der Inſel, und ihre unglücklichen Bewohner, von ſo viel Wundern eingeſchreckt, erhuben nur mit Beſorgnis ihre Augen zu dieſer neuen Erſcheinung.

Der Held beruhigte ſie, und ſagte zu ihnen:

„Ihr ſehet hier nichts, das euch feindſelig wäre. Ich bin der Gemahl eurer Königinn Doratil-Goas, und fortan euer Herrſcher. Die in der Luft ſchwebende Erſcheinung iſt ein Vogel Rok, auf deſſen Rücken meine Gemahlinn ſitzt, die mich begleitet, um euch die nöthige Hülfe zu bringen und hier unter euch die Ordnung und den Frieden wieder herzuſtellen. Aber wo iſt der Palaſt, welchen Abarikaf bewohnte?"

„Herr," antworteten die Einwohner, „wir ſind in Betreff dieſes Palaſtes höchſt erſtaunt: er ſtand auf dieſer Ebene hier, und gegenwärtig ſehen wir ſelbſt nicht einmal Trümmer davon. Alles daran war geſpenſtiſch, ſo wie die Geſtalten, welche Abarikaf täglich annahm; denn auf der Erde war er manchmal eine Dogge von furchtbarer Größe, in der Luft war er ein ungeheurer Vogel, und im Waſſer ein Wallfiſch.“

„Er hatte Viele ins Gefängnis geworfen,“ fuhr Habib fort, „was iſt aus denen geworden?“

„Herr,“ antworteten die Einwohner, „ſie müſſen hier irgendwo ſtecken und in großem Elend ſchmachten: der Wüthrich hielt ihren Tod auf, ließ ſie aber auch nicht leben.“

„Kennet ihr den Fürſten Dal-Ilſcha?“ fragte Habib weiter. —

„Wir haben von ihm reden gehört, Herr. Abarikaf belaſtete ihn mit Ketten, wegen der ſchönen Haare ſeiner Gemahlinn, deren er und ſeine Genoßen ſich bemeiſtern wollten. Er hat nie eingewilligt, ſie ihm zu überlaßen.“

„Gehet,“ ſagte hierauf Habib zu ihnen, „und verbreitet euch überall: ich verheiße demjenigen reiche Belohnung, der mir zur Auffindung dieſes unglücklichen Fürſten verhilft.“

Die Einwohner gehorchten, und fanden Dal-Ilſcha auf dem Graſe hingeſtreckt, nahe bei dem Orte, wo die durch Abarikafs Zaubereien erbauten Gefängniſſe in der Nähe ſeines Palaſts geſtanden hatten; ſie machten in der Eile einen Trageſtuhl, und brachten den verſchmachteten und faſt ſterbenden Fürſten zu Habib.

Die Meerfräulein waren um dieſe jammervolle Erſcheinung hülfreich geſchäftig. Doratil-Goas bemerkte von ihrer Höhe die Bewegung, welche dieſer Gegenſtand veranlaßte: neugierig die Urſache davon zu wiſſen, und durch die Gegenwart ihres Helden gegen jegliche Furcht geſichert, lenkte ſie ihren Rock abwärts, und ließ ſich neben der Gruppe nieder, deren Geſchäftigkeit ſie ſo anzog.

Auf der Stelle vereinigte ſie ihre Sorgfalt mit der der drei Schweſtern. Jlbarakas half auch dabei, und heilkräftige Tränke gaben dem Gatten der Fürſtinn mit den ſchönen Haaren bald wieder ſo viel Kraft, daß er aufſtehen, ſich bewegen, ſprechen, und für die ihm geleiſtete Hülfe danken konnte.

Er vernahm nun die Befreiung ſeiner Gattinn und ſeiner Unterthanen; erkannte, daß er alles dem vor ihm ſtehenden Ritter, dem Gemahle ſeiner Verwandtinn Doratil-Goas, verdankte, und bezeugte ihnen ſeine überſchwängliche Dankbarkeit, und das Vergnügen ſie zu ſehen, ſo wie die Ungeduld, in die Arme ſeiner Gattinn zu eilen.

Doratil-Goas und Habib mußten erſt für die Regierung der Schwarzen Jnſel ſorgen, und dieſe wurde Jlbarakas übertragen. Es bot ſich hiebei aber eine Gelegenheit dar, die Dienſte der Meerfräulein zu belohnen, und der Arabiſche Ritter benutzte dieſelbe und gab die älteſte der drei Schweſtern dem neuen Statthalter zur Gemahlinn.

Jlſaïde wünſchte, ohne Neid, ihrer Schweſter Glück zu dieſer Erhebung. Sie begriff nicht, wie man Luſt haben könnte ſich zu verheiraten, wäre es nicht mit einem Helden. Sie vergnügte ſich recht herzlich bei der Hochzeit ihrer Schweſter, ohne jedoch ihren Lieblingswunſch, nämlich einen Helden zu heiraten, aus den Augen zu verlieren.

Die Jnſel war während der Herrſchaft der abtrünnigen Geiſter ganz verwüſtet; ihre Gebieter beriethen ſich nun mit dem ihr gegebenen Statthalter, um die Bewohner wieder zum Vertrauen und Wohlſtande zurückzuführen; und nach dieſen Vorkehrungen beſchloß Doratil-Goas, auch die übrigen ihrer Herrſchaft wieder unterworfenen Jnſeln zu beſuchen, und ſelber den Prinzen Dal-Jlſha nach der Grünen Jnſel zu bringen, und ſeiner Gattin wieder zuzuführen, aber den Weg dahin über die Blaue Jnſel zu nehmen, damit er ſich über die Mittel verſtändigen könnte, die Schiffart zwiſchen beiden ihm untergebenen Jnſeln wieder herzuſtellen.

Am folgenden Morgen war Habib mit den beiden Meerfräulein wieder auf dem Floſſe und ſchwamm auf dem Meere dahin. Der Rok mit Doratil-Goas, ſchwebte über ihm in den Lüften; Dal-Jlſha, von ſeinen langen Leiden etwas hergeſtellt, leiſtete der Königinn Geſellſchaft; und von der in dieſer Jahreszeit öhnlichen Heiterkeit begünſtigt, war die Ueberfahrt ſchleunig vollendet.

Das Herrſcherpaar und der ihnen dienſtpflichtige Fürſt fanden die Bewohner der Blauen Inſel in voller Thätigkeit, ihre Wohnungen wieder aufzubauen, und voll Verlangen, ſich, unter dem Schutze der weiſen Geſetze, deſſen ſie vor der Empörung genoſſen, von den Zerrüttungen zu erholen, welche unter ihnen gewüthet hatten.

Eine Fiſcherbarke, die einzige, ſo auf der Grünen Inſel noch übrig war, hatte die Fürſtinn mit den ſchönen Haaren an ſie abgeſchickt, mit der Zuſicherung, daß ſie die in dem ſtählernen Schloſſe des Wüthrichs gefundenen Schätze mit ihnen theilen wollte, ſobald ein Fahrzeug, welches ſie eben bauen ließe, das Meer beſchiffen könnte.

Dal-Ilſha erkannte hierin die weiſe Vorſorge ſeiner Gattinn. Habib und Doratil-Goas prieſen dieſelbe, und Alle entſchloſſen ſich, ſogleich nach der Grünen Inſel überzufahren.

Die Thränen der Fürſtinn mit den ſchönen Haaren wurden getrocknet: ſie ſah ihren ſo grauſam ihr entriſſenen Gemahl wieder. Die beiden reizenden Muhmen vergoſſen bei ihrer Umarmung Thränen der Zärtlichkeit, und theilten das ſie durchdringende Gefühl ihrem tapfern Befreier mit.

Von hier ging die Fahrt zur Weißen und Gelben Inſel. Die beiden Muhmen wollten ſich nicht eher trennen, als hier, wo das Ziel ihrer Reiſe zu ſein ſchien.

Dreihundert und ſechs und neunzigſter Tag.

Als die Reiſenden auf der Weißen Inſel waren, erblickte Doratil-Goas, der Habib unaufhörlich alle einzelne Umſtände ſeiner Abenteuer und Mühſeligkeiten wiederholen mußte, den Gipfel des Kaukaſus, der ſich in die Wolken verlor.

„Wie!“ ſprach ſie, „dort wohnt unſer treuer Il-Habul? Ah! Habib, du hätteſt mich nicht ſo weit führen ſollen, wenn ich den Aufenthalt unſers beßten Freundes nur von fern erblicken, und wieder umkehren ſoll, ohne der Dankbarkeit für ſo viele uns geleiſtete Dienſte, unſre Schuld abzutragen. Laß dein Floß mit den Meerfräulein hier, beſteig mit uns den Rok, und laß uns, zur Abwechſelung unſerer Freuden, auch der Süßigkeit der Freundſchaft genießen.“

Dieß Verlangen der ſchönen Königinn ſtimmte mit den heißeſten Wünſchen ihres Gatten, und die Reiſe wurde ſogleich begonnen.

So wie ſich der Rok dem ſchroffen Meeresufer am Kaukaſus näherte, zeigte Habib der Königinn die

Stelle, wo ihm, nach ſeinem Hervortreten aus den Höhlen des Kaukaſus, die Meerfräulein zu Hülfe gekommen waren. Die zärtliche Doratil-Goas ſchauderte bei der Vorſtellung, welche dieſer ſchreckliche Aufenthalt ihr von der Lage ihres Geliebten gab.

Als ſie über dem Kaukaſus ſchwebten, zeigte er ihr einen Theil der Wüſten, welche er durchwandert hatte, und ſagte dabei:

„Es freuet mich, daß meine Geliebte ſieht, um welchen Preis ich mein Glück erkauft habe. Dieſes iſt ſo groß, daß es mich alles vergeſſen läßt, was es mich gekoſtet hat.“

Unterdeſſen überflog das luftige Fahrzeug den Gipfel des Kaukaſus, der Rok ſenkte nun ſeinen Flug abwärts, und ließ ſich am Eingange der Höhle Il-Habuls nieder.

Dieſer gute Geiſt war ſchon benachrichtigt worden, daß man in der Luft einen Gegenſtand bemerkt, der zu ihm zu kommen ſchien; denn wem anders, als ihm, konnte ein Beſuch in dieſer den Menſchen unzugänglichen und für ſie unbewohnbaren Gegend gelten?

Er befand ſich bei dem Felſen, der den Eingang ſeiner Höhle verdeckte, und durchräucherte, ſeiner Gewohnheit nach, die Luft aus einem Rauchfaſſe, deſſen Zauberdüfte ihr die übermäßige Strenge in dieſem ſtäts eiſigen Himmelsſtriche benahm. Er vernahm bald durch einen ſeiner Boten, daß Habib und Doratil-Goas die ihm nahenden Gäſte wären. Dieß verkündigte ihm zugleich die Vereinigung der beiden Liebenden.

Er ging der Königinn entgegen, half ihr von ihrem Rok abſteigen, drückte Habib zärtlich die Hand, und bezeugte dem Prinzen Dal=Ilſha und deſſen Gemahlinn ſeine Freude, ſie bei ſich zu ſehen, führte ſie alle in das Innere ſeiner Wohnung, und ſetzte ſich mit ihnen an eine ſchon für ſie bereitete Tafel.

Der auf dem Kaukaſus ſelber geborene Rok war hier kein Fremdling. Il=Habul hatte bald die wichtigſten Begebenheiten des glücklichen Feldzuges ſeines jungen Zöglings gegen die empörten Geiſter vernommen. Den größten Theil davon wußte er ſchon. Seit einiger Zeit hatten die nach der Meeresküſte führenden Pforten der Höhle nicht aufgehört ſich zu öffnen, um die auf Habibs Gebot dorthin geſendeten Gefangenen aufzunehmen. Der Böſewicht Abarikaf und alle Oberhäupter ſeiner Empörung waren darunter.

Als er von ſeinen Gäſten vernommen, was er zu wiſſen wünſchte, ſich mit ihnen der Süßigkeiten der Freundſchaft und Traulichkeit erfreuet, und nachdem er Doratil=Goas und die Fürſtinn mit den ſchönen Haaren in ein für ſie eingerichtetes bequemeres Gemach geführt hatte, nahm er Habib und Dal=Ilſha bei Seite und ſprach zu dem erſten alſo:

„Mein theurer Zögling, — denn ich ehre mich fortan durch den Namen deines Lehrers, — du haſt bis hieher deine edle und mühſelige Beſtimmung erfüllt. Es bleibt dir nur noch übrig, den Gefühlen und Pflichten der Natur Genüge zu leiſten. In deiner Geſchichte giebt es eine für dich ſehr betrübende Stelle, welche ich dir enthüllen muß.“

Habib bezeugte ſein Erſtaunen und Unruhe hierüber.

„Fahre fort,“ ſprach der Geiſt zu ihm, „dich Doxatil-Goaſens, des großen Salamis, deines Vaters, der Gnade des Himmels und des beſondern Schutzes des Propheten Salomon, würdig zu beweiſen, waffne deine Seele mit neuem Muthe. Stähle ſie gegen zu große Empfindlichkeit. Nur derjenige erträgt ſtandhaft das Unglück, der ihm die Stirne bieten und es beſiegen kann.“

Nach dieſem Eingange unterrichtete Il-Habul ſeinen Zögling von der Lüge, womit die vier und zwanzig Ritter, bei ihrer Heimkehr, Salamis getäuſcht hatten, von der Verzweiflung dieſes zärtlichen und tugendhaften Vaters, bei der Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes, des einzigen Gegenſtandes, welcher ihn an das Leben feſſelte. Der Schmerz dieſes Fürſten war ſo lebhaft geweſen, daß er ſeine Augen in zwei Bäche verwandelt, deren Schärfe ihn des Geſichts beraubt hatte.

Durch dieſes Gebrechen war er unfähig geworden, einen der Stämme, welchen er vormals mit gewaffneter Hand gebändigt hatte, wie bisher durch ſeine

Thätigkeit, Kraft und Muth, in Zaum zu halten, derſelbe hatte alſo die Fahne des Aufruhrs gegen ihn erhoben, und andere Stämme mit in ſeinen Aufſtand verwickelt. Die dem Emir treu verbliebenen Stämme hatten ſchon mehrere Schlachten verloren, und wenn ihm keine ſchleunige Hülfe kam, ſo befand er ſich in Gefahr, ſeinen Feinden in die Hände zu fallen.

Dreihundert und ſieben und neunzigſter Tag.

Bei dieſer Erzählung Il-Habuls ging eine gewaltige Bewegung in Habibs Seele vor, wo die heftigſten, ſo wie die edelſten Leidenſchaften herrſchten; aber er hatte ſich zum voraus gegen ſie gewaffnet, und ſagte zu ſeinem Lehrer:

„Gib mir deinen Rath, o mein theurer Schutzgeiſt, und du wirſt ſehen, daß ich nur meine Pflicht kenne.“

„Hier iſt er,“ antwortete Il-Habul: „reiſe auf der Stelle nach Arabien ab. Dein Vater hat zwar gänzlich das Geſicht verloren, aber ſeine Augen ſind noch nicht zerſtört. Das Mittel, welches ſie herſtellen kann, muß von derſelben Hand aufgelegt werden, welche Urſache ſeines Unglücks iſt, und das iſt die Hand Doratil-Goaſens.

Dieſes geheimnisvolle Mittel befindet ſich unter den Schätzen Salomons, und du mußt dorthin, es aufzuſuchen. Ihr Zugang kann keine Gefahr mehr, noch Schwierigkeit für dich haben: du führeſt den Schlüſſel dazu auf der Zunge; er iſt das auf dem Talismann geſchriebene Wort. Ueberdieß hat das Rüſtzeug des Propheten alle Vorrechte bei ihm.“

„Aber,“ verſetzte Habib, „wenn ich mit meiner Gattin abreiſe, was ſoll aus Dal-Ilſha und ſeiner Gattinn werden? Können ſie uns begleiten, während ſie ſo nothwendig in ihren Staaten ſind? und wer wird in den meinigen die Beunruhigung ſtillen, welche dort unſere Abweſenheit verurſachen muß?“

„Als du ſo mühſelig zum Kaukaſus her wanderteſt, mein theurer Habib, was ſchickte ich dir da zu Hülfe? Mir ſtehen noch dieſelben Mittel zu Gebote, die Fürſtinn mit den ſchönen Haaren ſammt ihrem Gemahl heimzuſenden. Derſelbe Sklave des Propheten, der ſie auf dem Rok zurückgeleitet, ſoll auch euerm Großvater Illabuſatru und euren Veſyren Nachricht von euch überbringen, und du kannſt dich ruhig nach Arabien auf den Weg machen.

Ich kann euch nicht begleiten, meine Pflichten halten mich hier zurück, um ſo mehr, als ſeit deinem Feldzuge meine Geſchäfte ſich faſt verdoppelt haben. Es iſt mir ſogar unmöglich geweſen, den Kummer deines tugendhaften Vaters durch Kunde von dir zu beſchwichtigen.

Weil du dich nun," fuhr Il-Habul fort, „nach meiner Weiſung richten willſt, ſo mußt du dich mit dem Rok nicht auf dem Gebiete deines Vaters niederlaſſen, ſondern bringe deine Gemahlinn nach unſrer kleinen Einſiedelei in den Bergen. Da ſich dort nichts findet, was die Habgier reizen kann, ſo iſt ſie in den Unruhen der Empörung unverletzt geblieben. Das Geräth, welches Doratil-Goas in ihrem Gezelt auf dem Rok mitführt, iſt hinreichend zur Bequemlichkeit darin, und du darfſt dich nicht beunruhigen, wie die Enkelinn eines Geiſtes an einem Orte leben könne, wo es Fiſche, Wildprett und Früchte gibt.

Du wirſt genöthigt ſein," fügte der Geiſt noch hinzu, „beim Eintritt in die Schatzkammer Salomons, das Schwert, welches dir zur Bekämpfung ſeiner Feinde verliehen war, ſeiner dort zum Siegesmal aufgeſtellten Rüſtung wiederzugeben. Es iſt kein gewöhnliches Schlachtſchwert, und du wirſt keinen anderen Vortheil über deinesgleichen haben wollen, als den, welchen dir die Umſicht, die Erfahrung, die Stärke, welche du dir im Kampfe erworben, und dein Muth dir gewähren. Aber du ſollſt nicht waffenlos zu deinem Zelte kommen; es hat allen Anſchein, daß du zu kämpfen haben wirſt, und ich will dir zwei vollſtändige Rüſtungen geben, von der Art wie die Parther ſie führen, und derjenigen ähnlich, welche ich trug, als ich an den Schranken euers Lagers erſchien; Roßharniſche und Geſchirr ſoll dabei ſein, und du wirſt davon den Gebrauch machen, welchen deine Einſicht dir eingiebt.“

„Theurer Il-Habul,“ ſagte Habib, „ich bin im Innerſten aufgeregt. Ich lebe erſt wieder in dem Augenblicke, wo ich meinem Vater Hülfe leiſten kann. Oeffne mir noch einmal die Pforte, welche zu dem Talismann führt, der dem theuern Urheber meines Lebens das Geſicht wiedergeben ſoll. Die Verzögerung eines Augenblicks iſt eine ungeheure Laſt auf meinem Herzen, und ich zweifle nicht, daß meine geliebte Doratil-Goas meine Ungeduld theile.“

Unbedenklich war die reizende Königinn nur zu geneigt, in die Abſichten eines Gatten einzugehen, mit dem ſie alle Empfindungen theilte. Man machte Anſtalten zur Reiſe.

Habib ſtieg zu der Höhle hinab, wo die Waffen Salomons bewahrt wurden. Niemand trat ihm entgegen, ihm den Eingang ſtreitig zu machen. Als er ſich der zuſammengeſtellten Rüſtung näherte, um das Schwert wieder hinzu zu fügen, bemerkte er auf dem Viſiere des Helmes zwei flache Opale, die in der Weite der Menſchenaugen durch einen Goldfaden mit einander verbunden waren. Sie ſtrahlten in blendendem Glanze. Er erkannte ſie für den angedeuteten Talismann, nahm ſie, und kehrte damit zurück, bedauernd, daß er nicht länger an einem Orte verweilen durfte, wo er ſo viel Belehrung ſchöpfen konnte: aber das Gefühl der kindlichen Liebe erſtickte damals alle anderen Leidenſchaften. Er wünſchte nur, Dal-Ilſcha mit ſeiner Gattinn abreiſen zu ſehen, um auf der Stelle dorthin zu fliegen, wo ſeine Zärtlichkeit und ſeine Pflicht ihn riefen.

Aber eine Sorge beſchäftigte ihn noch: er hatte die Meerfräulein auf der Weißen Inſel gelaſſen; er machte es alſo den beiden Gatten zur Pflicht, dort anzuhalten, und ſie mit ſich zu nehmen.

Die Morgenröthe des nächſten Tages ſah die beiden Roke ſich in die Lüfte erheben, und in entgegengeſetzter Richtung dahin fliegen.

Gegen Abend des dritten Tages konnten die Kinder des Emirs Salamis ſeine Zelte entdecken, und der Vogel, der ſie trug, ließ ſich in der Nähe der Verzäunung nieder, welche die von Habib und Il-Habul angelegte Einſiedelei verſchloß.

Das glückliche Paar ging hinein. Der den Rok leitende Geiſt, entledigte ihn ſeiner Laſt und ließ ihm Freiheit, ſeine Nahrung zu ſuchen. Habib und Dorathil-Goas ſchlugen hier ihr Nachtlager auf, und ſo bald der Tag erſchien, machte Habib ſich auf, ihn zu benutzen.

Dreihundert und acht und neunzigſter Tag.

Habib mußte unerkannt zu den Zelten ſeines Vaters kommen, um ihn und Amirala der Gefahr einer zu plötzlichen Erkennung zu überheben. Augenblicklich ſetzte er ſeine Verkleidung ins Werk.

Der Zufall ließ ihn unter ſeinem alten Geräthe dort ein Paar alte Schuhe finden, welche ihm bei der Arbeit gedient hatten: dieſe zog er an.

Seine Schultern bedeckte er mit einer Gemshaut; mit einer andern umgürtete er ſich: das war ſeine Kleidung. Er rieb ſich das Geſicht und den Hals mit einer dunkelgelben Erde, welche ſeine blühende Geſichtsfarbe verdeckte, machte ſich den Bart und die Haare ſtruppicht; und alſo angethan, ſeinen Dolch im Gürtel und einen Stock in der Hand, ging er, mit einem Körbchen voll Früchte, durch die Schranken des Lagers, und gelangte an den Eingang der Zelte, worin die Sklavinnen ſeiner Mutter wohnten.

Dort lag ein breiter und bequemer Stein, auf welchen er ſich niederſetzte, als wenn er ſich ausruhen wollte, ſeinen Fruchtkorb zu ſeinen Füßen hinſtellte, und that, als wenn er ſchliefe.

Mehrere Sklavinnen gingen vorüber, aber er ſah darunter nicht diejenige, die er in ſein Vertrauen ziehen durfte. Endlich erſchien ſie; es war ſeine alte Wärterin; er rief ihr beim Namen: „Eßeka!“

„Kennſt du mich, junger Menſch?“ fragte ihn die gute Alte.

„Ja,“ antwortete Habib; „und wenn du mit mir hinter dieſen dicken Baum treten willſt, ſo will ich dir eine Neuigkeit kund thun, welche unſrer Herrſchaft viel Vergnügen machen wird. Setze meinen Korb in dein Zelt, und wenn du mit dem, was ich dir ſagen will, nicht zufrieden biſt, ſo ſoll er ſammt den Früchten dein ſein.“

Die Sklavinn, noch neugieriger, als begehrlich, nahm jedoch die Früchte, und trat hinter den Baum, der dicht an dem Gezelte ſtehend, ihre Unterredung dort fremden Blicken entzog.

„Jetzt können wir mit einander reden: laß hören, was haſt du mir zu ſagen?“ —

„Verſprichſt du mir, wenn das, was ich dir ſage, dir auch noch ſo viel Vergnügen machte, es doch nicht laut werden zu laſſen und nicht den geringſten Lärmen zu machen?“

„Ei, ſeht doch den Schwarzkünſtler!“ ſagte die Alte: „du wähnſt alſo wohl Gold im Munde zu führen? Es iſt doch eben nicht an deinem Mantel, noch an deinem Fußwerke zu ſehen. Haſt du ſchon viele Frauen zum Schreien gebracht, bloß dadurch, daß du mit ihnen ſpracheſt?“ —

„Nein, meine Gute. Wenn du dich aber nicht in Acht nimmſt, ſo biſt du die erſte.“

„Nun ſeht mir den Landſtreicher mit ſeinem Pflaumenkorbe,“ ſagte die Alte, „der mich ſeine Gute nennt, und mir gar nicht misfällt. Wirſt du mir endlich das erſtaunliche Vergnügen beſcheeren, welches ich ungeduldig erwarte?“

„Du liebteſt wohl den armen Habib recht ſehr?“ —

„Kömmſt du her, um mich zum Weinen zu bringen?“ —

„Im Gegentheil; wenn du ihn liebſt, ſo tröſte dich, er iſt nicht todt.“

Indem er dieß ſagte, hielt er ihr die Hände vor den Mund, und hinderte ſie, laut aufzuſchreien:

„Still, ſtill!“ fuhr er fort; „gib keinen Laut von dir: ich ſelber bin Habib. Ich will dir das Mal an meinem Halſe, und das auf meiner Bruſt zeigen; ich will dir das Liedchen ſingen, welches ich für dich gemacht hatte.“

„Wie? wie?“ ſagte die gute Alte, welche ſchon der Ton ſeiner Stimme durchdrang; und Habib hielt ihr mit der Hand den Mund zu:

„Nimm dich in Acht! du könnteſt meiner Mutter durch die plötzliche Ueberraſchung den Tod bringen. Ich komme, meinen Vater aus den Händen ſeiner Feinde zu befreien, und du würdeſt meinen Anſchlag vereiteln, wenn du es ruchtbar machteſt, daß ich hier bin.

Schweig! ſchweig! zwing dich, um Gottes willen, meine Gute. Zeige mir ein Zelt, worin ich mich verbergen kann. Wenn ich nicht durch die Thür eintreten darf, ſo will ich durch die Seitenwände hineinſchlüpfen; dort will ich dir anzeigen, wie du dich zu verhalten haſt, damit die Kunde von meiner Heimkehr, welche du überbringen ſollſt, keinen Aufſtand verurſache, ſondern unter uns Vieren geheim bleibe: das iſt durchaus nothwendig zu unſerer Sicherheit, ſo viel wir unſer ſind.“

Die gute Alte war faſt erſtickt; jetzo konnte ſie nicht mehr reden, ſondern nur weinen. Es war niemand in ihrem Zelte, ſie führte alſo ihren Pflegling hinein. Nachdem er ſie unterrichtet hatte, wie ſie ſeiner Mutter die Nachricht beibringen ſollte, verbarg er ſich hier ſo, daß er nicht entdeckt werden konnte, und ſeine gute Pflegerinn ging hin, den Augenblick wahrzunehmen, wo ſie mit Amirala ſprechen konnte, die ihren Gatten Salamis faſt gar nicht mehr verließ.

Habib blieb allein zurück, in ſchmerzlichen Betrachtungen, indem er den vormaligen Ehrfurcht gebietenden Zuſtand des Lagers ſeines Vaters mit demjenigen verglich, worin er es gegenwärtig wiederfand.

Es war um dreiviertel zuſammengeſchmolzen. Nicht mehr umgaben es bloß einfache Schranken, ſondern verſchanzte Umpfählungen; und wenn man noch, ſo weit er es durchſchritten hatte, mit kriegeriſchen Vorkehrungen beſchäftigt war, ſo geſchah es ſichtlich bloß zur Vertheidigung.

Man kann ſich nicht vorſtellen, wie groß die Ungeduld des Helden war, ſeinen Vater und ſeine Mutter zu umarmen, ſie zu tröſten, dem verehrungswürdigen Urheber ſeiner Tage das Geſicht wiederzugeben, und ſich mit den Undankbaren und Nichtswürdigen zu meſſen, welche die Krankheit ihres Beherrſchers misbraucht hatten, ſich zu empören, und den Frevel ſo weit trieben, daß ſie ſogar ſeine Freiheit bedrohten. Glücklicherweiſe kürzte die baldige Rückkehr der guten Alten dieſe traurigen Betrachtungen ab.

Dreihundert neun und neunzigſter Tag.

Der Schlummer hatte für einige Stunden die Augen des Emirs geſchloſſen, und Amirala war in ihr eigenes Zelt gegangen, um darin Erfriſchungen und Ruhe zu genießen. Die Alte folgte ihr, ſchloß ſich mit ihr ein, und ſprach zu ihr:

„Herrin, ihr habt viel Vertrauen auf meine Träume. Seit langer Zeit habe ich nur traurige Träume gehabt, und unglücklicherweiſe ſind ſie eingetroffen: aber derjenige, den ich euch jetzt erzählen will, hat mich mit Troſt und Hoffnung erfüllt.

Die zwanzig Ritter, die unſern jungen Herrn in die Wüſte begleitet haben, ſind Böſewichter und Lügner. Unſer theurer Habib iſt nicht todt; er befindet ſich wohl. Ich habe die Male geküßt, welche er auf der Bruſt und am Arme trägt."

„Und wenn du auch dieſe Male im Traume geküßt haſt," ſagte Amirala, „kann das jene Ritter zu Lügnern und unſer Kind lebendig machen?"

„Oh, Gebieterinn!" antwortete die Alte, „meine Lippen haben feſt darauf gehaftet, und er hat mich kräftig an ſein Herz gedrückt, welches lebhaft klopfte. Das war nicht das Herz eines Todten, Herrinn, ich verſichere es euch." —

„Aber wo und wann haſt du dieſen Traum gehabt?"

Jetzt eben, Herrinn; — aber trinket erſt dieſe Schale friſchen Waſſers, dann will ich euch mehr ſagen."

Amirala trank aus Gefälligkeit. „Gut," fuhr die Alte fort, „jetzo darf ich ohne Gefahr deutlicher zu euch ſprechen. Faſſet euch, Herrinn, damit ihr nicht vor Freuden des Todes ſeid.

Ich habe nicht geträumt, ich habe unſern Habib leibhaftig geſehen und zärtlich umarmt. Er iſt wieder gekommen nach ſeiner kleinen Einſiedelei, wie er es nennt, und hier iſt ein Korb voll Pflaumen, die er mir von dort mitgebracht hat; verkleidet als ein Armer, das Geſicht mit Erde beſchmiert, hat er ſich in das Lager eingeſchlichen. Er will von niemand erkannt ſein, als von ſeinem Vater und von uns. Dieſes, ſagt er, iſt höchſt wichtig für die Wohlfahrt ſeines Vaters, und ihr wißt, daß unſer Habib verſtändig iſt: wir müſſen thun, was er ſagt."

Ungeachtet der Vorſicht mit dem Trunke Waſſer, war Amirala doch ſehr ergriffen. Sie warf die Augen auf den Korb mit Früchten, und konnte nur die Worte hervorbringen: „das ſind Früchte aus ſeinem Garten." Da hielt die Alte ihr wohlriechendes Waſſer vor, und ſagte zu ihr:

„Erholet euch, Herrinn, ein großes Glück ſteht uns bevor und wird uns alle unſere Leiden vergüten; mein Habib hat es mir verkündet, ihr werdet heute Abend mit allen euren Augen keinen Stern erblicken, der nicht uns günſtig ſchiene."

„Aber wo iſt er?" fragte Amirala, nachdem ſie ſich etwas erholt hatte. —

„In meinem Zelte hinter jenem großen Binſenkorbe, welchen ihr einſt mit Stoffen aus China bekommen habt. Faſſet euch, ſammelt eure Kräfte, Herrinn, und kommet mit mir zu ihm. Wir wollen uns mit ihm einſchließen, wollen ihm die Haare kämmen, ihm das Geſicht abwaſchen, und ich wüßte mich ſehr täuſchen, oder wir umarmen ihn noch weit ſchöner, als je zuvor."

Amirala verſuchte ihre Kräfte. Sie trugen ſie ſchon bis zum Zelte der guten Alten. Hier wurde, nach der nöthigen Vorſicht gegen Ueberraſchung oder Störung, der Korb weggeſchoben, und Habib lag zu den Füßen ſeiner Mutter, die auf dem Bette der Alten ſaß. Dieſe mußte abermals wohlriechendes Waſſer zur Hülfe nehmen, um Mutter und Sohn aus gemeinſamer Ohnmacht zu erwecken.

Endlich kamen beide, einander in den Armen liegend, wieder zu ſich.

„Und welche Gnade des Himmels ſchenkt dich uns wieder, mein geliebter Habib?“ ſprach Amirala. —

„Diejenige, die mir durch die Sterne verheißen war, geliebte Mutter: du ſiehſt hier vor dir den glücklichen Gatten Doratil-Goaſens, den König der ſieben Meere, das zwar unwürdige Werkzeug des großen, Salomon, den Beſieger der Feinde Gottes und ſeiner Propheten; der aber all dieſes Glück beweinen würde, wenn er nicht den Arzt mitbrächte, welcher ſeinem Vater auf der Stelle das Geſicht wiedergeben wird.“

„Wie! meinem geliebten Salamis das Geſicht wiedergeben!“ rief Amirala aus.

„Ja, liebe Mutter,“ antwortete Habib; „und dieſer Arzt iſt meine Gattinn ſelber, welche durch den Rathſchluß des Himmels dazu beſtimmt iſt, unfehlbar dieſes Wunder zu wirken.“

„Deine Gattin!“ wiederholte Amirala: „und wo iſt ſie?“

„In meinem Gartenhauſe. Sie erwartet dort eine Arabiſche Kleidung. Sende deren zwei hin, eine für ſie und eine für mich, damit ſie ihr Geſchlecht verbergen und ich unerkannt bleiben kann.

Es kömmt darauf an, liebe Mutter, im Angeſicht des ganzen Lagers, einen Arabiſchen Arzt mit ſeinem Sklaven zu meinem Vater zu führen. Befiehl demjenigen unter den Knappen des Emirs, auf deſſen Verſchwiegenheit du am meiſten vertraueſt, daß er mir mit drei Maulthieren nach meiner kleinen Einſiedelei folge, wohin ich mich ſogleich wieder begeben will; er muß es aber am Thore des Lagers beſtellen, daß es ihm bei der Rückkehr wieder geöffnet werde.

Du verkündigſt zugleich deinem Sklaven, daß du nach einem Arzte geſandt habeſt, dem zur Nacht ein Zelt bereitet werden müße. Wir werden gegen Sonnen-Untergang hier ankommen, und du beſtelleſt allein dieſe vertraute Alte zu unſerer Bedienung.

Unterdeſſen, liebe Mutter, bereite meinen Vater durch irgend ein Mährchen vor, welches ſeine Hoffnungen in Betreff meiner wieder belebe. Flöße ihm Vertrauen zu einem geſchickten Arzt ein, der nur ſeine Augen zu ſehen und ſie leiſe mit dem Finger zu berühren verlange, und ſich ſchmeichele, ihm auf der

Stelle das Geſicht wiederzugeben. Erſt nach der Heilung, werde ich mich zu erkennen geben.“

Vierhundertſter Tag.

Alles was Habib anordnete, wurde ausgeführt, und er begab ſich auf der Stelle wieder nach ſeiner Einſiedelei, indem er, ohne ein Wort zu ſagen, dem Knappen ſeines Vaters voranging.

Als ſie an die Umzäunung kamen, rief er ihm bei Namen; der Knappe ſtutzte bei dem Tone der Stimme.

„Erhole dich von deinem Erſtaunen,“ ſprach Habib zu ihm, „ich rief dir mit Habibs Stimme, weil ich Habib ſelber bin. Du wirſt da drinnen etwas ſehen, was dein Erſtaunen noch vermehren wird, nämlich, die Königinn, meine Gemahlinn; ſei gewärtig, alles auszurichten, was wir dir zum Dienſte deines Emirs, meines Vaters, befehlen.“

Der Knappe wähnte zu träumen; aber die Arbeit, welche ihm aufgetragen wurde, überzeugte ihn bald, daß es keine Täuſchungen eines Traums wären. Habib befahl ihm, die Rüſtungen und das Pferdegeſchirr, welches er von Il-Habul mitgebracht hatte, auf die beiden Maulthiere zu packen. Er ſelber und Doratil-Goas legten ihre Verkleidung an.

Der junge Arzt beſtieg das beßte der drei Maulthiere. Sein Sklave führte, zu Fuße, das eine der bepackten Maulthiere, und der Knappe das andre. Die Waffenrüſtung wurde mit Löwen- und Tiegerhäuten bedeckt, welche in der Hütte zum Geräthe gedient hatten, und ſo erſchien der kleine Zug, mit einbrechender Nacht, am Thore des Lagers, und wurde eingelaßen.

Während dieſer Zeit war Amirala und die Alte um Salamis beſchäftigt, der erwacht war. Sie nahten ſich ihm mit minder traurigem Ton, als bißher. Der gute Emir ſchien darüber zufrieden, und ſagte zu ihnen:

„Der Himmel hat mich gedemüthigt, ich war von ſeinen Wohlthaten zu hochmüthig geworden, und er hat ſie mir alle wieder entzogen, damit ich mein Nichts erkenne. Ich ſegne ihn, o meine theure Amirala! wenn ich dich eben ſo ergeben ſehe, wie ich bin.

Meines Ruhms und meiner Macht, ſo wie des erfreulichen Lichts, beraubt, wie ich bin, könnte ich ſelbſt der Knechtſchaft Trotz bieten, womit man mich bedrohet, ſobald du mir alles ertragen hülfeſt. Meine niederträchtigen Feinde fürchten nicht mehr meine Lanze; aber ſie werden nicht der Lanze des großen Propheten entrinnen, und wir werden gerochen ſein; er wird uns mit unſerm Habib wieder vereinigen, und wir werden glücklich ſein.“

„Oh, wahrlich!“ ſagte die Alte; „nach dem Traume, welchen wir gehabt haben, die Gebieterinn und ich, bin ich verſichert, daß wir unſern Habib wiederſehen werden!“

„Was iſt das für ein Traum?“ fragte Salamis: „wer hat jemals von einem Traume gehört, welchen zweie gemeinſchaftlich gehabt haben?“

„Gleichwohl haben ihn zweie gehabt,“ antwortete die Alte, „und die eine genau, wie die andre. Wir haben Habib geſehen; er war ſchön, er war König, er hatte eine Gemahlinn, ſchön wie die Huri's. Er liebte ſeinen Vater und uns mit aller Zärtlichkeit ſeines Herzens; er gedachte, hieher zu kommen, ſich euch zu zeigen. . . .“

„Sich mir zu zeigen?“ fiel Salamis ein: „das wird alſo nicht hier auf Erden ſein; meine Augen ſind hier für immer verſchloſſen.“

„Ihr möchtet euch vielleicht doch, Herr,“ fuhr die Alte fort, „in dieſer Hinſicht auf höchſt angenehme Weiſe täuſchen: man hat uns einen Arzt, einzig in ſeiner Art, angekündigt. Sobald der Augenſtern nicht erloſchen iſt, vermag er in einem Augenblicke das Geſicht wiederzugeben, und zwar ohne Schmerz zu verurſachen.“ —

„Ich bin ſchon mehr als zu viel das Opfer der Pfuſcher und Sterngucker geweſen.“ —

„Dieſer Arzt aber iſt weder das eine noch das andre. Er erbietet ſich, tauſend Goldſtücke niederzulegen, bevor er die Heilung beginnt. Gelingt ſie ihm nicht, thät er euch im geringſten wehe, ſo will er das Geld verlieren.“

„Man laße ihn kommen und das Pfand niederlegen,“ ſagte Salamis; „ich will zum Beſten derjenigen von meinen armen Unterthanen, denen man die Heerden geraubt hat, tauſend Goldſtücke gewinnen. Es wird mich nur ein wenig Geduld koſten, und der Wundermann wird für ſeine Großprahlerei beſtraft.“

Dieſe Gefälligkeit von Seiten Salamis, war alles, was Amirala nur verlangen konnte.

Habib und Doratil-Goas waren angekommen und wurden in das Gemach des Emirs geführt, wo der Knappe auch die mit den Fellen bedeckten Waffenrüſtungen niederlegte.

Der Heilungsverſuch an den Augen des Emirs ſollte beginnen; aber alle Neugierigen, wer ſie auch waren, drängten ſich vergeblich herzu; ſie wurden entfernt. Es war ein Abendmahl bereitet, wobei allein die alte Vertraute aufwarten durfte, und der Knappe war an die Thür des Zeltes geſtellt und hielt Wache, damit niemand hereinträte.

Amirala kündigte nun ihrem Gatten den Beſuch des Arztes an, und gab ihm zugleich eine Börſe voll Gold in die Hand.

„Nimm hin, Emir," ſprach ſie zu ihm, „und wäge, ob das Unterpfand, welches der Arzt dir gibt, hinreichend iſt; behalt es, um damit nach Gefallen zu ſchalten, im Falle das Unternehmen des Arztes mislingt. Aber, weil du ein Fürſt biſt, ſo findet er, daß deine Perſon nicht für einen ſo geringen Preis als dieſer da, aufs Spiel geſetzt geſetzt werden darf, und um einigermaßen ein Verhältnis herzuſtellen, ſo bittet er dich um die Erlaubnis, ſein Haupt zum Pfande zu ſetzen."

„Meine theure Amirala," ſagte Salamis, „willſt du mich eben ſo träumen laßen, wie ihr beide, du und die Alte, eben erſt geträumt habt? Soll es ein Traum zu Dreien werden?" —

„Ich hoffe, mein theurer Emir, es wird bald ein Traum zu Fünfen ſein, und zwar der lieblichſte und mindeſt täuſchende, welchen wir je haben können. Aber hier iſt nun der Arzt."

„Komm näher," ſagte der Emir zu ihm. „Iſt es wahr, daß du ſolcher biſt, mich zu heilen?" —

„So ſicher, als ich es von meinem Daſein bin." —

„Du haſt die Stimme eines Engels, und nicht eines Arztes. Sollteſt du mir eine Gnade vom Himmel herab bringen? nur von ihm erwarte ich ſie, und kann ich ſie erwarten." —

„Du täuſcheſt dich über mein Weſen; aber du ſprichſt richtig meinen Auftrag aus." —

„Ich weiß nicht, wie, aber deine Worte bezaubern mich, und erfüllen mich mit Hoffnung. Betrachte meine Augen.“ —

„Ich ſehe ſie. Vergönnet, daß ich ſie berühre und die Däume meiner Hände darauf drücke.“ —

„Ich fühle eine angenehme Wärme. . . . Oh! welch ſüßes Gefühl! Es geht wahrlich eine völlige Umwandlung in meinem Haupte vor; ſie theilt ſich allen meinen Nerven mit; es iſt mir, als wenn alle meine Gliedmaßen und mein ganzer Leib ſich neu beleben. . . .“

Vierhundert und erſter Tag.

„Die Heilung muß geſchehen ſein, Herr,“ ſagte Habib, „öffnet ohne Furcht die Augen; die Strahlen der Sonne werden euch jetzt minder wehe thun, als jemals.“

„Himmel! ich ſehe,“ rief der gute Emir aus; und bevor er etwas anſah, ſtürzte er ſich mit dem Antlitz auf den Boden, um dem Himmel zu danken.

Nachdem er ſein Gebet gethan, richtete er ſich wieder auf, und ſprach, in einer Art von Verzückung:

„Wo iſt mein Arzt? wo iſt der Abgeſandte Gottes?“

„Ich bin es.“ —

„Himmliſches Weſen!“ —

„Ich bin kein himmliſches Weſen, mein verehrungswürdiger Vater! ich bin Doratil-Goas, deine Tochter, der das Schickſal dich aufgeopfert hatte: ich bin die Gattin deines theuern Habib.“ —

„Gattinn Habibs! . . . komm näher . . . Amirala! unterſtütze mich . . . . mein Sohn iſt verheiratet und lebt! wo iſt er?“

„Zu euren Füßen,“ ſagte Habib, indem er ſich vor ihm niederwarf.

„O Himmel!“ rief Salamis aus: „ich fühle, daß du mir meine Kräfte wiedergegeben haſt: aber es fehlt mir noch viel daran, um das Uebermaaß meines Glückes ertragen zu können!“

Und er lag wie beſinnungslos in den Armen der beiden jungen Gatten, ſeiner Kinder.

Doch war dieß nur ein augenblicklicher Uebergang, welcher zwei Strömen von Thränen der Zärtlichkeit den Weg eröffnete, die ſeinen Augen entquollen. Sie vermiſchten ſich bald mit den Thränen, welche die Wangen ſeiner Kinder und ſeiner Gattinn überſtrömten; und die gute Alte, von ihrer Anhänglichkeit fortgeriſſen, miſchte zutraulich auch die ihrigen ein.

Die Natur behauptete alle ihre Rechte, und das Gefühl der Zärtlichkeit unterdrückte lange den Reiz der Neugier.

Endlich erinnerte ſich Amirala daß man ſich mit etwas erfriſchen müßte, und die Alte verrichtete auf ihren Befehl dabei den Dienſt. Der Vater ſaß nun zwiſchen ſeinen beiden Kindern zu Tiſche; Amirala gegenüber, war vollkommen glücklich im Anſchauen einer Gruppe, welche alle Gegenſtände ihrer Zärtlichkeit in ſich vereinigte.

Bisher war ſeit langer Zeit ihr Athem von Seufzern beſchwert; ihr Mund öffnete ſich nur zu Klagen; ihr Herz war in Gram verſunken, ihr Geiſt von Schreckbildern gequält; ſie weinte herzzerreißende Thränen; ſie war todt für jegliche Freude, und lebte nur, um den Stachel des Schmerzes zu empfinden: das Unglück ſchien alle ihre Schritte zu bezeichnen.

Dieß alles war nnn in Einem Augenblick verwandelt, und der Thränenſtrom welchen ſie vergoß, war ein ſeliger Genuß. Eine hohe Begeiſterung ergriff ſie, und ergoß ſich über ihre Lippen:

„Oeffne dich der Freude, mein Herz, es iſt nicht mehr Zeit, dich gegen die Eindrücke zu verſchließen, gegen welche du dich bisher verwahren mußteſt! In dieſem Augenblick, öffne dich, und laß die Thränen in Fülle überſtrömen.

Als ich keine Thräne vergoß, welche mir nicht einen Schmerzeslaut auspreßte, konnte ich damals denken, daß ich eines Tages noch ſo große Wonne im Weinen finden würde? O Lachen! du biſt trügeriſch; du vermagſt nicht das Glück der Seele auszudrücken; du haſt nichts mit dem Gefühle zu ſchaffen: Geh hin, male deine thörichte Freude auf das Angeſicht der gefühlloſen Weſen, welche dich ſuchen. Entferne dich von denen, welche die Süßigkeit zu ſchmecken wiſſen, die in den Thränen zu finden iſt. Doratil=Goas! Habib! o wie ſchön ſind eure Thränen! wie verklären ſie die himmliſche Bildung eures Antlitzes!"

Amirala hätte noch länger in dieſer Begeiſterung fortgeſprochen, denn die Freude, welche ſie empfand, beſeelte ſie wieder mit all ihrem Jugendfeuer: aber die Gruppe, welche ihr am Tiſche gegenüber ſaß, löſte ſich nun auf: das Mahl war nur kurz; die Alte zog ſich zurück; und es war nun Zeit, daß Salamis aus dem Munde ſeines Sohnes ſelber vernahm, wie er ihm von dem Himmel wiedergeſchenkt worden.

Der junge Held erzählte ſeine Geſchichte, von ſeiner Abreiſe nach dem Kaukaſus an, ſchilderte das Betragen der zwanzig Ritter bis zu dem Augenblicke, wo ſie ihn in der Wüſte verließen und ihn dem Grimm der Witterung, dem Hunger, dem Durſte und den wilden Thieren preisgaben."

Er ſchilderte gemüthlich ſeine Mühſeligkeiten und Thaten, bis zu ſeinem, wie er ſagte, unverzeihlichen Fehler in den Gebirgs=Höhlen, welche er durchwandern mußte, und die Folgen, welche derſelbe nach ſich gezogen hatte.

Er kam auf ſeine, ohne Zweifel vorherbeſtimmte Begegnung der Meerfräulein, deren Hülfe ihm alle

Unternehmungen erleichtert, und ihm gewiſſermaßen das Leben gerettet hatte. Endlich ſchilderte er das Glück, welches ihm zu Theil geworden, als das Schickſal ihn wieder mit ſeiner geliebten Doratil-Goas vereinigt hatte.

Er ging dann zu den Gründen über, welche ihn nach dem Kaukaſus zurückgeführt, wo er zuerſt durch Il-Habul das Unglück und die Bedrängnis ſeines Vaters, ſeiner Mutter und ſeines Stammes vernommen, und auf der Stelle den Entſchluß gefaßt, nach Arabien heimzukehren.

Salamis hörte alles an, ohne ihn zu unterbrechen; ſobald Habib aber geendigt hatte, ſprach er zu ihm:

„Gedenkeſt du nicht, mein Sohn, an den nichtswürdigen Rittern Rache zu nehmen, die deinen völligen Untergang beſchloſſen hatten?“

Vierhundert und zweiter Tag.

„Mein Vater, antwortete Habib, „ich halte dieß für ſehr überflüßig: ich überlaße ſie ihren Gewiſſensbiſſen und der Rache des Himmels; dergleichen Ungeheuer ſind zu tief unter mir, als daß die Rache, welche ich an ihnen nehmen könnte, mich nicht herabwürdigen ſollte.“

„Was du da ſagſt, mein Sohn, iſt hochherzig,“ antwortete Salamis; „du denkeſt, wie ein Held: aber du mußt auch denken, wie ein König. Dem gebornen Rächer des Frevels dürfen Miſſethäter kein Gegenſtand der Schonung ſein. Soll ich's dir noch ſagen? ſeit ihrer niederträchtigen Verrätherei iſt ihre Feigheit, nachdem ich mein Geſicht verloren, die Urſache der gegenwärtigen Zerrüttung unſers Stammes geweſen: nicht einer von ihnen hat es gewagt, dem Feinde entgegen zu treten.

Sie haben ſich hier, ich weiß nicht durch wie viel Ungerechtigkeiten befleckt. Der Frevel, welchen ſie gegen dich und gegen mich begangen, hat in ihrem Herzen gehaftet und herrſcht noch darin, und du ſetzeſt unſern Stamm in Gefahr, wenn du ſie am Leben läßt. Ueberdieß wird ihre Treuloſigkeit, ſobald als du erſcheinſt, offenbar werden, und du biſt ihre Beſtrafung den Geſetzen ſchuldig. Und wenn ich nicht wüßte, wie ſehr du über alle Furcht erhaben biſt, ſo würde ich hinzufügen, daß ſie für uns noch gefährliche Feinde werden können.“

Habib ließ ſich überzeugen. Er bat hierauf ſeinen Vater, ihn von den näheren Umſtänden der Umwälzung in Arabien zu unterrichten, welche Il-Habul ihm nur angedeutet, und deren traurige Folgen er bei ſeiner Ankunft erfahren hatte.

„O mein Sohn,“ fuhr der biedere Emir fort, „ich fordere dich zur Beſtrafung von Ungeheuern auf, deren Daſein der Menſchheit verderblich iſt, und wenn ich dich zwinge, deinem Edel-Sinne Gewalt anzuthun, um die Ruhe deiner Unterthanen zu ſichern, wie widerſtrebend iſt es mir dagegen, dir von dieſen eine empörende Schilderung zu machen, die aus deinem Herzen das Gefühl des Wohlwollens gegen ſie entfernen könnte, welches einen echten Muſelmann beſeelen ſoll!

Als meine Augen des Tageslichts beraubt waren, als die Araber ſich nicht mehr ſchmeicheln konnten, mit mir und durch mich zu ſiegen, blieb ich in ihren Augen nur noch eine unnütze Laſt auf Erden. Die mir ihre Erhebung verdankten, alle entfernten ſich von mir. Die Zwietracht kam unter ſie, und ſie achteten auch nicht einmal mehr auf meinen Rath.

Unter meinem Befehle, durch meine Anſtrengungen, durch meine Leitung und Ausführung war es ihnen gelungen, den zahlreichen und furchtbaren Stamm Kleb zu unterwerfen, welcher ganz aus Ungläubigen, Anbetern der Sonne und der Geſtirne beſtand. Wir waren genöthigt geweſen, ſie in Knechtſchaft zu erhalten, indem wir ihnen eine ſtarke jährliche Abgabe auflegten, welche ſie unwillig ertrugen.

Unter ihnen hat ſich ein Kriegsmann, namens Sir, erhoben, ein Menſch von faſt ungeheurer Geſtalt, von außerordentlicher Stärke, ehrgeizig, aufrühreriſch, verwegen, tapfer und grauſam.

Dieſer Sir hat ſeine Stammgenoſſen aufgewiegelt; ſie haben die Waffen ergriffen. Während die unter einander zwieträchtigen Emire ſich die eitle Ehre des Oberbefehls ſtreitig machten, hat er ſie beſiegt, zerſtreuet, ihre Heerden fortgetrieben, und diejenigen, die er nicht völlig unterjocht hat, irren in den Wüſten umher.

Von allen Feinden befreiet, welche ihn hätten beunruhigen können, hat nun der furchtbare Sir ſich gegen mein Lager gewendet, um noch den wichtigſten Streich ſeines Anſchlags auszuführen. Der Stamm Ben-Hilak, welcher unſerm heiligen Propheten ſo wichtige Dienſte leiſtete, iſt den Augen der Ungläubigen der verhaßteſte. Sir will ihn in der Knechtſchaft unterwerfen, aus welcher er ſeinen Stamm befreiet hat, und wo möglich, ſeine Spur von der Erde vertilgen.

Die vortheilhafte Stellung unſers Lagers zwiſchen zwei ſteilen Hügeln, die Wachſamkeit, welche ich darin beobachten laße, die Mittel, welche ich angebe, die Angriffe zu erſchweren und Ueberfälle zu vereiteln, haben bisher meine Niederlage aufgehalten: aber wir zehren uns mit jedem Tage mehr auf, und was uns von Heerden noch übrig iſt, findet in der Umgegend kaum noch Nahrung.

Ohne deine Ankunft, mein Sohn, ohne die Gnade des Himmels, welche mir das Geſicht wiedergeſchenkt hat, blieb uns nur die Erwartung des Todes oder der ſchimpflichſten Knechtſchaft.

Wenn ſchon der Feind, der unſre Lage kennt, aufgehört hat, uns in unſerm feſten Lager anzugreifen, ſo zeigt er ſich doch jeden Morgen an unſeren Thoren, um durch Ausforderungen die Feigheit unſerer Krieger zu verhöhnen. Nicht einer, nein, auch nicht einer der Meinigen wagt es, ihre Beſchimpfungen zurückzuweiſen; es iſt, als wenn der Stamm Ben-Hilak nur noch aus Kindern und Weibern beſtehet.“

Dieſe Erzählung machte auf Habibs Herz eine zerreißende Wirkung: ſein Vater verlaßen, ſein Stamm herabgewürdigt, das waren unerträgliche Vorſtellungen für ihn. Aber der empörende Spott, welchen ihr Feind, das Oberhaupt des Stammes Kleb, mit den Seinen trieb, erfüllte ihn mit Grimm.

„O mein Vater,“ ſprach er, „ich vertraue, die erſten Strahlen der nächſten Sonne ſollen ſchon die Streiche beleuchten, welche unſre beginnende Rache führt.

Unter dieſen Tiegerhäuten, welche deine Aufmerkſamkeit noch nicht angezogen haben, ſind Waffenrüſtungen von ungewöhnlicher Bildung verborgen, welche Il-Habul, bei meinem letzten Beſuche des Kaukaſus mir gegeben hat. Dein Schildknappe ſoll mir ein

Streitroß zurüſten, und ich will darauf morgen früh die Ausforderung der Unverſchämten annehmen, wenn ſie wiederkommen. Erſcheinen ſie aber nicht, ſo werde ich zu den Zelten Sirs hinreiten, und ihn ſelber herausfordern.“

„Und was müßte aus Salamis geworden ſein,“ rief der hochherzige Greis aus, „wenn er nicht ſeinen Sohn bei einem ſo edlen Unternehmen begleitete! Da ſind ja zwei Rüſtungen unter den Tiegerhäuten: iſt die eine denn etwa für deine Gattinn, oder für meine Gattinn hergeſandt worden? Iſt einer von unſeren Arabern würdig ſie zu tragen? Wer unter ihnen vermöchte es, dieſe Lanze emporzuheben?“

Vierhundert und dritter Tag.

Zu gleicher Zeit ſchwang er die Lanze in der Luft, auf eine Weiſe, welche Schrecken einjagte. Trotz ihrer ungeheuren Schwere, war ſie in ſeinen Händen nur wie ein Rohr in den Händen eines Kindes.

„O Mahomed!“ rief er aus: „du gibſt jetzo deinem geliebten Stamme wieder zwei Häupter: du wirſt ihm auch die Tapferkeit und Kraft wieder verleihen!“

Amirala und Doratil-Goas, anſtatt ſich hiebei zu beunruhigen, freuten ſich vielmehr, als ſie ihre Gatten ſich gegenſeitig beim Anlegen der Waffen helfen, und wechſelsweiſe das Gewicht und die Güte derſelben prüfen ſahen.

Als beide ſich mit den Rüſtungen bekleidet hatten, umarmten ſie ſich, und Salamis ſprach:

„Du warſt mein Sohn, ich war dein Vater: fortan ſind wir Brüder und Mitbewerber der Ehre. Warum haben wir nur gegen Knechte zu kämpfen? Aber wir wollen uns tröſten, weil es darauf ankömmt, unſerm großen Propheten zu dienen: wir müßen unſern Ruhm in dem ſeinen finden.“

Alsbald ließ Salamis ſeinen Stallmeiſter rufen und ſagte zu ihm:

„Nimm zwei der beßten Streitroſſe, lege ihnen dieſe Harniſche auf und führe ſie vor dein Zelt. Mit Anbruche des Tages halt ſie bereit. Dort wollen wir ſie dann beſteigen.

Gott hat mir, wie du ſiehſt, mit dem Geſichte meine Kräfte wiedergeſchenkt. Mein Sohn und ich, wir wollen morgen früh die Ausforderung der ſogenannten Ritter von Sirs Heerhauſen annehmen. Wenn wir von deinem Zelte wegreiten, kannſt du uns in einiger Entfernung folgen; und wenn man dich im Lager frägt, wer wir ſind, ſo antworte: „es ſind zwei fremde Ritter, die gekommen ſind, Salamis ihre Dienſte anzubieten.“

Der Knappe ging hin, den ihm ertheilten Befehlen zu gehorchen, und benutzte die Dunkelheit und die

Ruhe, welche im Lager herrſchten, ſie unbemerkt in Ausführung zu bringen.

Die Wache bei den Zelten des Emirs ſah zwei Roſſe von einem bekannten Diener deſſelben heraus- und hereinziehen, und machte nicht die geringſte Bewegung.

Mit Anbruche der Morgenröthe traten die beiden Helden, ganz geharniſcht, nachdem ſie ihre Gattinnen umarmt hatten, an einer unbewachten Stelle hinaus. Sie gingen zu dem Zelte des Knappen, ſtiegen zu Pferde, und ritten hin, innerhalb des Lagers die von Sir ausgeſandten Ritter und die gewöhnliche Wiederholung ihrer Prahlereien zu erwarten.

Dieſe ließen auch nicht auf ſich harren. Man ſah ihrer ſechs ankommen, vollſtändig gerüſtet, und von einem kleinen Gefolge, vermuthlich zu ihren Dienſten, begleitet; ſo näherten ſie ſich den Thoren des Lagers. Einer von ihnen ſtieg ab, und führte gegen die da drinnen alſo das Wort:

„Männer Arabiens, ſeid ihr denn von Sinnen gekommen, daß ihr hier ſo ſchmählich verſperrt bleiben wollt, wie euer Vieh, welches ihr vollends aufzehrt? Wollt ihr drinnen bei einem alten Blinden Hungers ſterben? Die Eiſen, welche wir euch darbieten, ſind ehrenvoll: wir beſtimmen ſie den tapferſten Völkern der Erde, und indem ihr euch ihnen unterwerfet, theilet ihr nur ein gemeinſames Loos. Eilet, ſie aufzunehmen, und ihr werdet den Vortheil haben, einer der Fußtritte zu dem Throne des großmächtigen Emirs Sir, unſers ruhmreichen Beherrſchers, zu ſein. Verlaßet einen unmächtigen Alten, welcher nur Schwachheit, Mangel und Schmach mit euch zu theilen hat. Wir wollen euch unſeren Stämmen einverleiben und ihr werdet darin der Schmach des eurigen vergeſſen. Was machet ihr noch bei einem ſo verlaßenen Manne, daß ihm nicht mehr ein einziger Ritter übrig geblieben iſt, der im Stande wäre, dem ſchwächſten von den unſeren die Stirne zu bieten?“

„Das lügſt du, ſchnöder Knecht eines empörten Knechts!“ ſprach Habib, indem er plötzlich aus der Verzäunung hervorritt, und aus aller Macht einen ſeiner Handſchuhe gegen den Helm des Ritters ſchleuderte. „Da iſt mein Unterpfand des Kampfes,“ fuhr er fort; „wage, es aufzuheben, und einen Ritter des großen Emirs Salamis, zu Fuß oder zu Roſſe, zu erwarten!“

Zu gleicher Zeit ſprang der tapfere Gatte Dora-til-Goaſens über die Schranken hinaus, und erreichte ſeinen Gegner, bevor dieſer noch Zeit hatte, wieder zu Pferde zu ſteigen, oder ſeinen Schild zu ergreifen.

Habib, jeden Vortheil verſchmähend, warf ſeinen Schild auch von ſich, und der Kampf begann auf der Stelle: aber er war ſehr bald beendigt. Der Sohn des Emirs Salamis that keinen Streich, der nicht tief durch die Rüſtung ſeines Gegners drang, und dieſer lag todt zu ſeinen Füßen hingeſtreckt, bevor noch die anderen Ritter vom Stamme Kleb herbeigekommen waren, ihrem Waffengefährten Hülfe zu leiſten.

Der zuerſt herangekommene ſprengte, uneingedenk der Geſetze des Kampfes, auf Habib ein, um ihn mit der Bruſtwehr ſeines Pferdes niederzurennen: der tapfere Sohn des Emirs Salamis aber entwich dem Anlaufe, verſetzte ſeinem Gegner den Todesſtreich, und ſtürzte ihn zu Boden.

Salamis ritt nun auch hervor, dem dritten Ritter entgegen, und ſtreckte ihn auf den Sand. Sein Sohn, dem der Knappe unterdeſſen ſein Roß zugeführt hatte, geſellte ſich zu ihm, und beide ſprengten den drei noch übrigen Rittern vom Stamme Kleb entgegen.

Dieſe wären entflohen, wenn die Schaam vor ihren gegenwärtigen Leuten ſie nicht zurückgehalten hätte. Aber der Schreck hatte ſie ergriffen, ſie waren beſtürzt und die fürchterlichen Hiebe, welche auf ſie geführt wurden, machten ihnen bald den Garaus.

Salamis und ſein Sohn ritten darnach in ihr Lager zurück. Alles was im Stamme Ben-Hilak den Namen Ritter führte, umringte ſie, halb bewaffnet. Freude, mit Eiferſucht und Beſchämung gemiſcht, bedeckte das Antlitz dieſer entmuthigten Krieger. Sie wollten wiſſen, wer diejenigen wären, die daher kämen, ſich für ſie mit ſo viel Zuverſicht und Unerſchrockenheit hervorzuthun, und ihrer zwei gegen ſechs einen eben ſo ſchleunigen, als ungleich beſtrittenen Sieg davonzutragen.

Vierhundert und vierter Tag.

Die beiden Ritter aber lüfteten nicht das Viſier ihres Helms. Sie verneigten ſich höflich gegen diejenigen, die ſie mit Lobeserhebungen überhäuften. Ihr Mund war ſtumm, und der Knappe, der für ſie ſprach, ſagte nichts weiter, als daß dieſe beiden edelen und tapferen Fremdlinge eben erſt angekommen wären, dem Emir ihre Dienſte anzubieten, zu deſſem Gezelte ſie nun geführt zu werden wünſchten, um ſich ihm zu erkennen zu geben und ſich in ſeine Dienſte aufnehmen zu laßen.

Die beiden Helden beſtiegen wieder ihre Roſſe, und ritten nach dem Zelte des Emirs. Der Knappe ritt voran, ging vor ihnen ins Zelt, als wenn er ſie anmelden wollte, und einen Augenblick darnach wurden ſie geheimnißvoll hinein geführt.

Hier ſanken ſie in die offenen Arme Amirala's und Doratil-Goaſens. Das Eiſen, das ſie umkleidete, ſchien ſich zu erweichen und der Gewalt und der Zärtlichkeit der Umarmungen nachzugeben.

Ein Ritter als Sieger iſt ein hinreißender Anblick für ſeine Herrinn. Und wie viel Grund hatten nicht dieſe beiden Frauen zu den ſüßeſten, ja zu den überſchwänglichſten Liebkoſungen! Die beiden glücklichen Paare überließen ſich ihnen jetzt ohne Rückhalt: aber die durch die Tugend verklärte Liebe geht über alle Schranken hinaus, ohne jemals zum Uebermaaß auszuſchweifen.

Unſere beiden Helden wurden von ihren Gattinnen entwaffnet, und ein Mahl wurde aufgetragen, deſſen ſie wohl bedurften. Salamis vernahm, daß ſein Zelt von Neugierigen aller Stände umringt war. Er ließ ihnen ſagen, daß er, weil er die Nacht ſchlecht geſchlafen, Ruhe nöthig hätte. Zugleich befahl er, in dem ganzen Lager bekannt zu machen, daß er nach dem Mittags=Gebete mit ſeiner geſammten Ritterſchaft eine Rathsverſammlung halten würde.

Das Gerücht von dem Arzte welcher die Heilung der Augen des Emirs verſuchen wollte, hatte ſich verbreitet; aber dieſer Menſch, ſammt ſeinem Sklaven war verſchwunden, und man wähnte, der Emir hätte, ohne Vertrauen zu der ihm angetragenen Heilung zu faſſen, den Menſchen, der ſich zu dem Verſuche erboten, unwillig wieder weggeſchickt.

Auf der andern Seite fragte man ſich, zu welcher Stunde, und durch welches Thor zwei vollſtändig gerüſtete Ritter in das verſchloſſene Lager kommen und bis zu dem Gezelte des Emirs gelangen konnten, ohne von jemand bemerkt zu werden, ſelbſt von der Wache nicht.

Während man ſich über dieſe beiden Begebenheiten in Muthmaßungen erſchöpfte, genoſſen Salamis, Almirala, Habib und Doratil-Goas die Erquickungen einer Ruhe, welche ihnen durchaus nothwendig war.

Alles was zu der angekündigten Rathsverſammlung Zutritt hatte, war darauf geſpannt, dort eine Neuigkeit, von welcher Art ſie auch ſein möchte, hervorbrechen zu ſehen, und niemand verſäumte, ſich zur geſetzten Stunde einzufinden.

Salamis empfing die Ritter auf dem Sopha ſitzend, die Stirn auf die Hand geſtützt, um nicht das friſch wieder angefachte Feuer ſeiner Augen blicken zu laßen.

Sobald die Verſammlung vollzählig war und ein jeder ſeinen Sitz eingenommen hatte, hub Salamis alſo an:

„Emire und Ritter, die ihr den Ruhm des Stammes Ben-Hilak ausmachtet, bevor er noch dem Zorne des großen Propheten verfallen war, ich ſchmeichelte mir nicht mehr, jemals den Grund zu vernehmen, der ſo viel Unheil über uns gebracht hat, noch die traurigen Fortſchritte deſſelben gehemmt zu ſehen.

Stäts mein Vertrauen auf Gott ſetzend, habe ich mich ganz in ſeinen Willen ergeben, und er hat ihn mir jetzt eben kund gethan, indem er mir zugleich die ſcheußliche Freventhat enthüllt, deren einige Kinder dieſes Stammes ſich ſchuldig gemacht haben: ſie haben den Zorn des Himmels dermaßen gereizt, daß ſie uns alle die Unfälle zugezogen, deren Opfer wir geweſen ſind.

Emire! und vor allen ihr, Arabiſche Ritter, die ihr mich höret! ihr berget unter euch feige und falſche Herzen; Seelen, die ſich mit Hochverrath, mit dem frevelhafteſten Treubruche befleckt haben.

Von dem Augenblick an, wo ſie ſich deſſen ſchuldig gemacht, hat Mahomed uns ſeine Blicke entzogen, der Himmel hat ſich von uns abgewandt, die Geſtirne ſind uns feindſelig geworden, und wir ſind den Ungläubigen in die Hände gegeben.

Ich, obſchon unſchuldig, jedoch euer Oberhaupt, ich wurde mit Blindheit geſchlagen, auf daß ich, dadurch unfähig zur Thätigkeit, ſogar meine Rathſchläge verachtet ſähe. Das Vertrauen auf eure eigenen Kräfte iſt euch benommen worden; ihr habt nicht mehr gewagt, dem Feinde die Stirne zu bieten: ihr ſeid ihm zum Gelächter geworden; und diejenigen, die vormals alles von der Stärke ihres Arms erwarteten, haben ihre Knie unter ſich wanken gefühlt, und ſich hinter die Bruſtwehren verborgen.

Die Stämme, welche uns unterworfen waren, haben ſich von uns losgeriſſen, ohne jedoch dem Fluche des Unheils zu entgehen, welches der Frevel über die Zelte der Araber gebracht hat; eben ſo muthlos als wir, aber noch unkluger, unter ſich entzweiet, haben ſie ihre Brüder unter den Schwertern aufrühriſcher Knechte fallen ſehen; und diejenigen, die in der Empörung nicht ihren Gewinn betrieben, haben zu den grauenvollſten Wüſten ihre Zuflucht genommen und dort eine ſchmähliche Sicherheit geſucht.

Unſer faſt aufs höchſte geſtiegenes Unglück hat endlich die Blicke des Erbarmens auf uns gezogen, und die göttliche Gerechtigkeit erwartet von uns nur noch die Beſtrafung des Verbrechens, welches ſie ungern an Unſchuldigen heimſucht, um auch über das feindliche Lager ihr Strafgericht zu verhängen.

Williget ihr ein, auf der Stelle diejenigen der Strafe zu überantworten, die überwieſen werden, die ſchrecklichen Unfälle über die gläubigen Muſelmänner Arabiens gebracht zu haben, von welchen ſie heimgeſucht worden?“

Vierhundert und fünfter Tag.

Der Emir hatte dieſe Rede mit einem Ton von Feſtigkeit und Würde gehalten, wie man nicht von dem niedergeſchlagenen Zuſtande erwartete, in welchem man ihn noch wähnte; die Verſammlung war erſtaunt darüber; einige ſchlugen die Augen nieder: aber alle erklärten, wie es ſchien, einſtimmig, daß das ſchreckliche Verbrechen, deſſen Rache der Himmel verfolgte, auf der Stelle mit dem Tode derjenigen beſtraft werden müßte, die der That überwieſen würden.

„Hier iſt der lebendige Beweis,“ ſagte der Emir, indem er ſich erhob, und Habib hinter einem Vorhange, wo er verborgen geſtanden, vortreten ließ: „erſcheine, mein Sohn, komm und überführe neunzehn hier gegenwärtige Ritter von der Falſchheit des Berichts, welchen ſie von deinem Tode mir und dem ganzen Stamme heimgebracht haben.“

Hierauf wandte er ſich zu den Schuldigen: „Niederträchtige und grauſame Betrüger, waget es zu leugnen, daß ihr, vor allen von mir auserwählt und beauftragt, euern Prinzen zu geleiten, von der Feigheit zur Bosheit überginget und beſchloſſet, ihn zu verlaßen, um euch gegen unſre ſchmähliche Rache ſicher zu ſtellen, und daß ihr ihn wirklich verließet, nachdem ihr ihn im Schlaf aller Hülfsmittel beraubt, bis auf die Waffen, ihn zugleich dem Hunger, dem Durſte, dem Grimm der Elemente und der Wuth der reißenden Thiere preisgebend!“

Habib trat hervor; die ſchuldigen Ritter ſtanden wie vom Blitze gerührt da, und Salamis fuhr fort in ſeiner Rede:

„Ritter des Stammes Ben-Hilak, die Verurtheilung und Beſtrafung dieſer Verbrecher ſteht euch zu;

es iſt eure Sache, alle Kinder Mahomeds an denjenigen zu rächen, die in das Herz ſeines Lieblingsſtammes Entehrung gebracht, und die Zornruthe des Himmels über ihn und alle die übrigen Stämme herabgezogen haben.“

Die Schuldigen brachten nicht ein Wort hervor; was hätten ſie zu ihrer Entſchuldigung anführen können? Auf der Stelle wurden ſie umringt, gebunden, und ihnen die Rüſtung Stück für Stück abgeriſſen. Die Nachrichter bemächtigten ſich ihrer, und führten ſie vor das Lager hinaus, wo der Säbel ihre Köpfe vom Rumpfe fliegen ließ; ihre Leichnam blieben dort liegen, den wilden Thieren zum Raube.

Rabir war ſchon, bald nach ſeiner Heimkehr, durch den Tod vor dieſer ſchimpflichen Hinrichtung bewahrt. Die Vorſtellung des Verbrechens, in welches er eingewilligt, hatte ihm keine Ruhe gelaßen, und ſeinen Tod beſchleunigt, der unter allen anderen Umſtänden als zu frühzeitig erſcheinen mußte.

Nachdem die Ritter ſo die ihren Beherrſchern ſchuldige Gerechtigkeit ausgeübt hatten, beeiferten ſie ſich, ihre Freude über Habibs Heimkehr zu bezeugen.

Während Salamis zu ihnen geſprochen, hatte die Wichtigkeit ſeiner Rede ganz ihre Aufmerkſamkeit gefeſſelt, und ihnen nicht verſtattet, das Feuer zu bemerken, welches wieder in ſeinen Blicken glänzte. Aber nach ihrer Rückkehr von der Hinrichtung redete Salamis ſie einzeln an, und ſie gewahrten mit Erſtaunen, daß er ſein Geſicht wiedererlangt hatte.

„Ihr müßt,“ ſprach der Emir zu ihnen, „von einem Arzte gehört haben, den man zu mir geführt; durch die Gnade Gottes und ſeines Propheten hat ſeine Kunſt mich geheilt: aber dieß iſt nicht die einzige Gnade, welche uns zu Theil geworden iſt.

Der Sieg, der uns dieſen Morgen gewährt worden, mir und meinem Sohn, iſt das Unterpfand aller nachfolgenden Siege, welche wir erwarten dürfen. Tapfere Araber! der Flecken des Frevels haftet nicht mehr auf euch; ergreifet, mit dem Vertrauen auf eure Kräfte, auch wieder all eure Tapferkeit und euern gewohnten Eifer; rüſtet euch, gegen das Lager des Empörers Sir aufzubrechen. Ich will nur die Reiterei dorthin mitnehmen; die übrigen Krieger ſollen zum Schutze der Heerden auf den entlegenen Weiden zurückbleiben, zu welchen man ſie führen wird, und das Lager ſoll ſorgfältig bewacht werden.

Denjenigen von unſeren Stämmen, die in der Wüſte umherirren, mache man kund, daß morgen das Schrecken unter den Zelten unſerer Feinde wohnen und aus den Herzen derjenigen verbannt ſein ſoll, die ſich unter Salamis Fahne vereinigen.

Unterdeſſen bis wir ſo bedeutende Streitkräfte geſammelt haben, deren Anblick ſchon das Herz unſerer Feinde entmuthigen, und uns den Widerwillen erſparen kann, einen zu blutigen Krieg zu führen, erfreuet euch mit mir, und laßt, wo möglich, alle der Verehrung des wahren Gottes getreue Araber der Gnaden ſich erfreuen, welche ich von ihm empfangen habe.

Habibs Heimkehr und das Glück des wiedergeſchenkten Geſichts ſind nicht die einzigen Gnaden, welche mir zu Theil geworden ſind: es iſt überdieß die Königinn der ſieben Meere im äußerſten Aufgang, es iſt Doratil-Goas, die Gattinn, welche die Geſtirne meinem Sohne verheißen, und welche der Himmel auserwählt hat, hieher zu kommen und mir, mit der Stärke meiner ſchönſten Jahre, die Kraft wiederzugeben, daß ich meine von dem Dunkel, welches ſie umnachtete, befreiten Augen zum Himmel emporheben kann.

Die Kunde davon erſchalle in allen dem Geſetze des Korans unterworfenen Ländern, damit Gott und ſeinem Propheten Dank dafür geſagt werde.

Ueberall ſtelle man gottesdienſtliche Feier an. Nicht ſind es die Leiber, es ſind die Seelen, welche ſich der wieder über uns verbreiteten Segnungen erfreuen ſollen, die uns durch ſo außerordentliche Gnaden, durch ſo erſtaunliche Wunder angekündigt werden.

Laßt die Ausbrüche unſrer Dankbarkeit laut werden, und ihre Stimme in den Zelten Sirs wiederhallen, damit alle Herzen erſchüttert werden, die ihm zugethan blieben."

Vierhundert und ſechſter Tag.

Einſtimmig und öffentlich wurden in dem ganzen Lager des Emirs Salamis die Dankſagungen dargebracht, mit einer Feierlichkeit und einer Pracht, welche zu der glücklichen Veränderung ſtimmte. Doratil-Goas empfing die Ehrenbezeigungen und Huldigungen des ganzen Stammes Ben-Hilak, und das Lager erſcholl von freudigem Zujauchzen, welches ſich mit dem lauten Getöſe der Freudenfeſte vermiſchte.

Das Lager hatte wieder den Anſchein der größten Wohlfahrt angenommen. Die freudigen Neuigkeiten verbreiteten ſich ſchnell, und zogen allmählich die Ritter der übrigen Stämme herbei, welche das Unglück von dort entfernt hatte.

Salamis nahm ſie auf, und bat Habib und ſeine Gattinn, ſie auch gütig zu empfangen. Er ſelber kam ihren Entſchuldigungen zuvor, und erſparte ihnen die Beſchämung, indem er das ganze Benehmen gegen ihn als eine vom Himmel verhängte Strafe betrachtete.

Binnen vierzehn Tagen ſah der Emir ſich von einer zahlreichen Ritterſchaft umgeben, die vor Begierde brannte, durch Waffenthaten die Schmach wieder auszutilgen, womit auf der einen Seite der Abfall und auf der andern die Unthätigkeit ſie bedeckt hatten.

Dem Empörer Sir konnte dieſe Umwälzung, und die Niederlage ſeiner ſechs Ritter, welche ſie eingeleitet hatte, nicht unbekannt bleiben; drei von dieſen waren todt auf dem Kampfplatze geblieben, und die drei anderen noch Gefangene in Salamis Lager; dieſe letzten theilten ihrem Stamme die Neuigkeiten mit, welche bis in ihr Gefängnis drangen; und Sir ging von einem Erſtaunen zum anderen über, als er mit der plötzlichen Heilung des Emirs Salamis, auch die Heimkehr Habibs mit einer Königinn vernahm, deren Gemahl er geworden.

Er erkannte nun wohl, wer die beiden Ritter geweſen, welche ſeine ſechs Ritter bekämpft hatten, und er machte ſich Vorwürfe, daß er nicht ſelber vor den Schranken ſeines Feindes erſchienen wäre, um dort einen Kampf zu beſtehen, in welchem die Seinigen ſolchen Ungewinn gehabt hatten.

Die Meinung, welche er von ſich ſelber hegte, ließ ihn nicht zweifeln, er würde als Sieger daraus hervorgegangen ſein; und er ſetzte ſich vor, die Schmach, welche ſo auf ſeine Waffen gekommen war, wieder abzuwaſchen, und ſelber hinzureiten, den Emir Salamis im Angeſichte ſeines Lagers herauszufordern.

Jemana, ſeine Schweſter, eine ſchöne und verſtändige Prinzeſſinn, obwohl ſie die Stärke und den Muth ihres Bruders für übermenſchlich hielt, theilte jedoch nicht ſeine Meinung.

„Mein Bruder,“ ſprach ſie zu ihm, „du betrachteſt vielleicht mein Gefühl als eine Folge der Anhänglichkeit an Grundſätze, welche nicht die deinigen ſind. Wie groß auch die Stärke desjenigen mag geweſen ſein, den wir ſo lange den großen Salamis genannt haben, und wenn ich auch dem Glücke dabei etwas einräumte, doch würde ich dich für geeignet achten, daſſelbe zu zwingen, zwiſchen euch beiden zu ſchwanken. Aber ich ſchreibe vieles den Geſtirnen zu. Ihre bösartigen Einflüſſe hatten den Stamm Ben-Hilak niedergedrückt; er und alle andere ihm unterworfene Stämme waren dir in die Hände gegeben, und du haſt geſiegt.

Aber, mein Bruder, der Himmel drehet ſich, und der Einfluß der Geſtirne wandelt mit ihm. Es iſt bekannt, daß einem Unglücke faſt immer ein anderes folgt; man ſpricht von einem Glücke, welches nie allein kömmt: doch niemals geht man bei Erforſchung der Gründe auf die wahre Urſache davon zurück.

Erwäge gegenwärtig die glücklichen Begebenheiten, die faſt an ein Wunder gränzen, und die ſich zu Gunſten deiner Feinde hinter einander gedrängt haben, und denke auf Mittel, dein Schickſal ſammt dem des Stammes Kleb, deſſen wahre Stärke du allein biſt, zu ſichern, ohne deinen Ruhm aufs Spiel zu ſetzen.“

„Ich will daran denken, meine Schweſter,“ antwortete er, „wenn ich Salamis beſiegt habe; ſein Ruhm erboſt mich mehr, als ſeine Macht: ich habe ihn niedergeſchmettert geſehen, und er ſteigt aus ſeiner Aſche wieder empor. Mit ihm erhebt ſich ſein Sohn, um der Ausbreitung meines Ruhms wo möglich noch ein neues Hindernis entgegen zu ſetzen. Ganz Arabien wird mir ſchon zu enge; alſo magſt du ermeſſen, ob ich die Vorſtellung von zwei Nebenbuhlern darin ertragen könnte. Liebe Schweſter, deine Geſtirne mögen ſich erklären, für wen ſie wollen: aber wenn ſie mir entgegen ſind, ſo will ich ſie zwingen, daß ſie aus Furcht für die Kämpen, welche ſie mir vorziehen, erbleichen."

Während Jemana mit ihrem Bruder dieſes Geſpräch führte, rückte der Emir Salamis, an der Spitze ſeiner Vaſallen, gegen die Zelte des Stammes Kleb heran, die nur drei Meilen von den ſeinigen entfernt ſtanden.

Dieſer Zwiſchenraum war bald zurückgelegt; Sir, von dieſem Anzuge unterrichtet, hatte ſeine Krieger, ungefähr in gleicher Anzahl, ausrücken laßen, und die beiden Heere ſtanden nur etwas über einen Pfeilſchuß aus einander.

Sir, der durch ſeine Größe kenntlich war, ſprengte an der Spitze ſeiner Reiterſchaaren auf ſeinem Roſſe hochmüthig daher. Salamis wollte heranreiten, ihn herausfordern und mit ihm kämpfen; der junge Held aber ſagte:

„Nein! mein Vater, nein! der Himmel, der mich erhalten und dir wiedergegeben, hat mir die Vollſtreckung deiner Rache anvertrauet.“

„Du biſt zu jung, Habib!“ erwiederte der zärtliche Vater; „deine Glieder haben noch nicht völlig die nöthige Stärke erlangt, dich mit einem Rieſen zu meſſen.“

„Ah!“ ſprach hierauf Doratil-Goas, „du, unſer tapferer Vater, ſollteſt zweifeln, daß der von dir erzeugte Held deiner nicht würdig wäre! Ruhe du auf dem ſchon erworbenen Ruhme, und vertraue meinem Habib deinen Streit, und du wirſt ſehen, daß es für ihn keine Rieſen gibt.“

Vierhundert und ſiebenter Tag.

Die Bitten Habibs, Amirala's und Doratil-Goaſens bewogen endlich den tapfern Emir, ſeinem Sohne die Ehre des Zweikampfs abzutreten. Habib verſchmähte nun die nach Parthiſcher Art gebildete Lanze und nahm eine Arabiſche, um mit ſeinem Feinde gleiche Waffen zu führen: ſo ſprengte er, mit offenem Helme, hervor, und rief dem Gegner die Ausforderung zu.

Sir ritt heran, und ſagte mit ſpöttiſchem Tone zu ihm:

„Du haſt ja eine rechte Silberſtimme: ſollteſt du nicht ein Weib ſein?"

„Du ſollſt mich bald kennen lernen, wer ich bin," antwortetete Habib ſtolz. —

„Ah! ich kenne dich, mein hübſches Kind! ich habe dich auf Amirala's Schooße geſehen, du warſt ein artiges Bübchen: dein Vater ſendet dich wohl nicht, um mit mir zu fechten; man muß wiſſen, daß ich die Jugend liebe: geh hin und ſag' ihm, daß ich ihn ſelber erwarte, und daß ich mich nur mit Männern meſſe."

„Mein Vater," verſetzte Habib, „iſt nicht gemacht, mit einem empörten Sklaven zu fechten; ich lernte auf dem Schooße meiner Mutter die Großſprecher verachten." —

„Aber, junger Menſch, ich würde deine Mutter abermals in Trauer verſetzen, und du mußt bedenken, daß ſie dieſelbe nie wieder ablegen würde. Geh, ſage ich dir, und hole deinen Vater: wie eingebildet er auch auf ſeine alten Siege ſein mag, ſollten die Trophäen meiner Waffen, wenn er ſie zu erringen vermag, nicht prächtig genug ſein Zelt von außen ſchmücken?" —

„Ich habe dir ſchon geſagt, Sklave, daß mein Vater dir nicht die Ehre anthun kann, deine Ausforderung anzunehmen. Du biſt ihm dreißigmal unter Siegesliedern über würdigere Gegner, als du biſt, in den Kampf gefolgt: deine Beſiegung würde ſeinem Ruhme nichts hinzufügen. Ich will dich der Mühe überheben, meiner Mutter ein Trauerkleid zu ſchicken. Deiner Mutter könnte ich ein ähnliches Geſchenk nicht machen; denn man weiß, daß du ſie nie gekannt haſt: aber ich verſpreche ein recht reichliches deiner Schweſter Jemana.“

„Tollkühner!“ rief jetzo Sir, indem er ſich wüthig auf ſeinem Roſſe gebärdete, „es iſt wahr, ich bin unter Siegesliedern deines Vaters zum Kampf geführt worden, der Stamm Kleb war damals in Knechtſchaft und die Sklaven werden zum Singen gezwungen: eben ſo ſoll morgen deine Mutter und deine Landſtreicherinn, die Königinn, welche du in der Wüſte aufgeleſen haſt, meine Siegeslieder ſingen; ſie ſollen meine Feſſeln tragen, ſich unter meinen Willen beugen, oder ich will mit ihrem Blute dieſelbe Erde tränken, welche das deinige und das deines Vaters getrunken hat.“

Indem er dieß ſagte, ſchleuderte er aus aller Macht ſeine Lanze auf Habib.

Der junge Held ſah die Richtung des Wurfes voraus, er ließ ſein Roß eine raſche Schwenkung machen, bog ſelber eben ſo gewandt aus, und die Lanze flog an ihm vorüber und fiel dreißig Schritte von ihm nieder.

Habib ritt nun mit aufgehobener Lanze heran, und ſprach zu ihm:

„Du haſt dich erfrecht, den Namen meiner Mutter und meiner Gemahlinn auszuſprechen, du haſt ſie beſchimpft, was nur ein Schurke gegen Frauen thut! Deine Schweſter iſt ein ſchwaches Weſen, ſie wird es nach deinem Tode noch mehr ſein, und das gibt ihr alle Anſprüche auf mein Mitleid.

Sodann gab er ihm mit ſeiner Lanze drei leichte Schläge auf die Schulter, und ſagte dabei:

„Geh hin und hole dir deine Lanze wieder, wo ſie deine Ungeſchicklichkeit hingeſchleudert hat. Warum bindeſt du ſie dir nicht an die Fauſt, da du deines Wurfeſt ſo unſicher biſt? Bewaffnet, verachte ich dich, und unbewaffnet, biſt du für mich ein Gegenſtand des Spottes.“

Sir, außer ſich vor Wuth, rannte nach ſeiner Waffe, raffte ſie auf, eilte damit wieder zu Habib, und ſchleuderte ſie auf ihn mit aller Macht, welche der Ingrimm noch ſeiner natürlichen Stärke verlieh, die für ungeheuer groß galt.

Habib wich mit der größten Gewandtheit aus, indem er ſich mit geſchloſſenen Beinen ſeitwärts von ſeinem Roſſe hinabſchwang. Der Wurf fuhr einen halben Fuß hoch über den Sattel hin, und die Lanzenſpitze durchbohrte einen Baumſtamm einige Schritte von dort.

Jetzo warf Habib ſeine eigene Lanze weg, und Sir, nur noch wüthender durch dieſe Schonung, welche er für ein Zeichen der Verachtung anſah, riß ſein

Schwert heraus und ließ auf den Leib ſeines Gegners einen Hagel von ungemeſſenen Schlägen niederfallen.

Hier mochte die Stärke der beiden Kämpfer gleich ſein; aber keineswegs waren ſie ſich gleich an Kaltblütigkeit, noch an Gewandtheit. Alle Streiche Sirs wurden vorhergeſehen und abgewehrt; während ſein Gegner keinen Schlag that, der nicht ein Stück von Sirs ſtarker Rüſtung mit hinwegnahm: bald bot ſie auf allen Seiten Blößen dar, und in dem Augenblick, daß Sir den Arm emporhub, um Salamis Sohn zu treffen, kam die Hand des jungen Helden ihm mit einem jähen Streiche zuvor und hieb ihm die Fauſt ab. Jetzo wollte Sir ſein Heil in der Flucht ſuchen, aber mit einem zweiten Streiche flog ſein Kopf zu den Füßen ſeines Siegers herab.

Vierhundert und achter Tag.

Die beiden Läger, und ſelbſt die Frauen waren Zeuge des Zweikampfs zwiſchen Habib und Sir. Die beiderſeitige Ritterſchaft hatte mit Bewunderung die Reden, das Benehmen und die Thaten des tapfern Sohnes Salamis angehört und mit den Augen begleitet: „Welche Kühnheit!“ ſagte man: „welche Mäßigung! welche Zurückhaltung! welche Geſchicklichkeit!

wie viel Stärke mit Anmuth gepaart! Nichts kann dieſem Helden widerſtehen.“

Aber wenn gleich bei der Beurtheilung dieſes Zweikampfes die Stimmen nicht getheilt, ſo waren jedoch die Wirkungen, welche der Ausgang deſſelben hervorbrachte, ſehr verſchieden. Der Stamm Kleb war beſtürzt; er fühlte ſich in einem einzigen Mann, und durch einen einzigen Kämpfer beſiegt. Alle Ritter Sirs kehrten, wie verabredet, in ihr Lager zurück, und dachten auf Mittel und Wege, ihre beſte Habe der Plünderung zu entziehen, welche die unvermeidliche Folge einer völligen Niederlage war, der ſie ſich ausgeſetzt ſahen.

Das Volk verbreitete ſich ſchon truppweiſe auf dem Felde, und ſuchte einer noch härtern Knechtſchaft zu entfliehen, als diejenige, von welcher ſie ſich hatten befreien wollen. Auf der andern Seite brach das von Salamis befehligte Heer in voller Ordnung auf, um den Vortheil zu benutzen, welchen der Sohn ſeines Emirs ihm verſchafft hatte, und die Verwirrung, welche ſie vor ſich ſahen.

Habib ſelber, voll Vertrauen auf ſein Glück, auf ſeine Stärke und auf ſeinen Muth, ritt in das Lager des Stammes Kleb, hinter die Ritter drein, deren keiner ſich umwandte, ihm die Stirn zu bieten, und ließ ſich nach dem Zelte der Prinzeſſinn Jemana führen.

Die Prinzeſſinn hatte, im Geleite von funfzig Mann ihrer Leibwache, von einem hohen und bequemen Sitz auf ihrem Kameele, dem Kampf aus der Ferne zugeſehen. *)

Kaum ſah ſie ihren Bruder zu Boden geſtreckt, als ſie nach dem Lager zurückkehrte; ſie ritt nach ihrem Zelte, um ihre Koſtbarkeiten mit ſich zu nehmen. Sie empfing dieſe gerade aus den Händen ihrer Leute, als Habib zu ihr heran kam. Die Wache, welche ſie umringte, ſetzte ſich in Bereitſchaft, ſie zu vertheidigen.

„Wer ſeid ihr,“ ſprach ſie aber zu ihnen, „daß ihr dem Sieger meines Bruders, dem Lieblinge des Himmels widerſtehen wollet? Sparet euer Leben, welches ihr nur umſonſt aufs Spiel ſetzen würdet. Ich will lieber freiwillig ſeine Sklavinn ſein, als eine mit Gewalt unterjochte Prinzeſſinn.“

Hierauf wandte ſie ſich zu Habib, und fuhr fort:

„Tapferer Emir, wer die Ceder niedergeſtürzt hat, verſchmähet, ſeine Axt an den ſchwächſten Zweig

---

*) Die Frauen reiten auf Kameelſtuten, genannt Hernakka; auf dem Rücken derſelben werden zuſammengerollte Teppiche im Kreiſe befeſtigt, in deren Mitte die Frau mit ihrer Sklavinn einen bequemen Platz hat: dieſes nennt man Hodadſche.

des königlichen Baums zu legen, welchen er umgehauen hat.“

Zu gleicher Zeit ſtieg ſie, mit Hülfe ihrer Stallleute, von ihrem Kameele herab, näherte ſich Habib, faßte ſeine Hand und ſagte zu ihm:

„Prinz, ihr ſehet hier eine jammervolle Frau vor euch, die im Vertrauen auf eure Tugenden, ſich auf Gnade und Ungnade unterwirft.“

Der Held hub ſie mit Zeichen der Ehrerbietung auf, und antwortete ihr:

„Niemals, Prinzeſſinn, hat der Sohn des Emirs Salamis von ſeinem edelmüthigen Vater das Unglück einer Frau misbrauchen gelernt: ich gebe euch, in ſeinem Namen, euern Rang zurück, und ich ſchmeichle mir, ſeinen Beifall damit zu verdienen. Ihr ſeid frei, Prinzeſſinn, und Fürſtinn eures ganzen Stammes; zur Beherrſchung dieſes Volkes geboren, heilet es von ſeiner Unruhe, und kläret es über ſeine Pflichten auf; mein Vater, — ich ſage es mit Erhebung, — trachtet, als tugendhafter Muſelmann, nur das Glück ſeiner Unterthanen zu machen, und ſelbſt derjenigen, welche zum Aufſtande gegen ihn verblendet worden.

Helfet mir, Fürſtinn, die Verwirrung ſtillen, welche ich hier ſehe; ſie würde nur die Plünderung begünſtigen, welche ich verhindern will; befehlet eurer Wache, während ich ſelber euch anſtatt derſelben diene, eure Krieger und alle eure Leute, bis auf die Frauen, welche vor Schrecken fliehen, um euch zu verſammeln; gebietet ihnen als Fürſtinn, und laßt eure Zelte wieder den Glanz, die Würde und alle die Zierden ſchmücken, deren man ſie zu berauben eben bemüht iſt.

Jemana, über ein ſo heldenwürdiges Betragen verwirrt, jedoch weniger überraſcht, als jede andre, weil ſie eine hohe Seele hatte, nahm alsbald den Ton der Gebieterinn an, wozu Habib ſie ermächtigt hatte, und ertheilte alle nöthigen Befehle zur Herſtellung der Ordnung in ihrem Lager.

Vierhundert und neunter Tag.

Der Vortrab des von Salamis geführten Heeres langte bei dem jungen Fürſten an; Habib ließ einen Theil davon bei Jemana bleiben, die anderen ſchickte er hin, die Plünderung zu verhindern, und denjenigen ſeiner Leute die Beute wieder abzunehmen, die ſchon damit beladen wären. Salamis ſah die zerſtreuten Haufen des Stammes Kleb ſich friedlich wieder zu ihren Zelten begeben, als er eben im Begriff ſtand, den Befehl zu ihrer Verfolgung zu ertheilen.

Da vernahm er, dieß wäre die Wirkung der von ſeinem Sohne hergeſtellten Ordnung; er zog mit Amlrala und Doratil-Goas in das eroberte Lager ein, und wurde nach Jemana's Zelten geführt. Als die

Fürſtinn des Stammes Kleb ſie ankommen ſah, ſtand ſie auf und ging ihnen mit demüthiger Gebärde entgegen; aber Habib verhinderte ſie, ſich niederzuwerfen, er trat vor ſeinen Vater hin, und ſprach zu ihm:

„O mein ruhmreicher Gebieter, ich habe Jemana, der Fürſtinn des Stammes Kleb, deine Huld verheißen; ſie beſitzt alle erforderlichen hohen Eigenſchaften, ihn zu beherrſchen. Wenn auch ihr Bruder ſich von ſeiner Pflicht losriß, und uns beleidigte, ſo nahm ſie doch niemals den geringſten Theil daran, und ich darf ſagen, daß ſie ſo viel Anſprüche auf deine Huld hat, daß ich ſie ihr in deinem Namen verheißen habe, ſo wie im Namen meiner Mutter und meiner geliebten Doratil=Goas.“

Salamis, zum voraus für Jemana eingenommen, billigte alles, was ſein Sohn zu Gunſten dieſer Fürſtinn gethan hatte; er wußte, daß ſie keinen der Fehler ihres Bruders theilte, und daß ſie ſogar geneigt war, ſich den Vorſchriften des Korans zu unterwerfen.

„Ich unterſchreibe,“ ſprach er zu ihr, „mit Freuden alles was mein Sohn für euch gethan hat, und achte euch dieſer Begünſtigung ſo würdig, daß ich ſie, wo möglich, noch erhöhen werde.“

Zu gleicher Zeit umarmten Amirala und Doratil=Goas die neue Fürſtinn von Kleb mit allen Aeußerungen der aufrichtigſten Zuneigung.

Man hätte ſie gern mit nach den Zelten des Stammes Ben=Hilak geführt, um ſie durch Freundlichkeiten zu erheitern, daß ſie den Verluſt ihres Bruders, dem ſie ſehr zugethan war, um ſo eher verſchmerzen möchte: aber ſie mußte die Befehle zu ſeinem Leichenbegängniſſe ertheilen, die bei ſeinem Stamme herkömmlichen Trauerfeierlichkeiten veranſtalten, und für die Herſtellung der Ordnung unter ihren Leuten ſorgen, weil es ihr nunmehr oblag, dieſelbe aufrecht zu erhalten.

Habib ließ, um ſie hierin zu unterſtützen, hundert Ritter zu ihrem Befehle dort; und der ehrwürdige Emir, nachdem er von ihr Abſchied genommen, kehrte mit den Seinigen nach den Zelten von Ben=Hilak zurück, wo er mit Siegesgeſängen empfangen wurde.

Von allen Seiten hörte man den Namen Habibs in Liedern erſchallen, die ſeinen Sieg über Sir beſangen. Da ſagte Doratil=Goas:

„Aber, was hat denn mein Gatte gethan, das man nicht von dem Sohne des großen Salamis hätte erwarten ſollen? Leute! ihr irret euch: wenn ihr eine köſtliche Frucht eſſet, ſo müßt ihr für den Genuß derſelben dem Baum euern Preis darbringen, der ſie hervorgebracht hat.“

Man ſah zehn Tage hindurch in dem Lager von Ben=Hilak nichts als Freudenfeſte. Die Araber, die aus Furcht, in die Knechtſchaft des Empörers Sir zu fallen, entwichen waren, ſammelten ſich wieder um ihren alten Emir; ihre Läger näherten ſich wieder dem ſeinigen; er ſtand von neuem an der Spitze von ſechs und ſechzig Stämmen, und der Himmel, der ihm ſeine vorige Kraft wiedergeſchenkt hatte, ſetzte ihn in den Stand, ihnen mit mehr Anſehn als jemals zu gebieten.

Nach Verlauf von zehn feſtlichen Tagen, kam Jemana, an der Spitze der Vornehmſten ihres Stammes, ihrem Oberherrn ihre Huldigung darzubringen. Sir war noch in Trauer gekleidet, und erſchien darin nur um ſo ſchöner. Sie wurde von dem Emir und von Habib mit allen ihrem Geſchlecht und ihrem Range gebührenden Ehren, und von Amirala und Doratil-Goas mit allen Beweiſen der herzlichſten und aufrichtigſten Theilnahme empfangen.

Salamis hatte einen Neffen, ſeines Bruders Sohn, namens Saphé, einen jungen Krieger von den größten Hoffnungen: da faßte der Emir den Gedanken, ihn Jemana zum Gemahl zu geben und ihn zum Emir des Stammes Kleb zu machen. Jemana nahm mit Dank dieſe neue Wohltbat aus ſeiner Hand an, und die Erlaßung der jährlichen Abgabe ihres Stammes war das Hochzeitgeſchenk.

Neue Freudenfeſte begleiteten dieſe Vermählung, welche allen Anſchein der Knechtſchaft des Stammes Kleb aufhob. Die Ritter, welche ihre Fürſtinn begleitet hatten, waren voll Erſtaunen über eine ſo unerwartete Gnade.

„Das iſt die Weiſe,“ ſagte ihre Fürſtinn zu ihnen, „wie ein echter Muſelmann ſich rächt!“

Und von dieſem Tage an zeigten ihre Unterthanen weniger Abneigung gegen ein Geſetz, welches zu ſo tugendhaften Handlungen aufforderte; fortan entſagte der Stamm Kleb der Unwiſſenheit und der Wildheit; man hörte auf, dergleichen Helden, wie Sir, zu bewundern, deren ganzes Verdienſt in der Stärke und Gewaltthätigkeit beſteht, und die da wähnen, daß man nur in dem Maaße groß ſein kann, als man gefürchtet wird.

Als Jemana mit ihrem jungen Gemahle nach ihrem Lager heimgezogen war, empfanden Doratil-Goas und Habib einige Ungeduld, nach ihren Staaten zurückzukehren, um für ihre Völker dort zu ſorgen, welche kaum erſt durch die Niederlage Abarikafs vom ſchweren Joche erlöſt waren.

Salamis erkannte zu gut die Pflichten eines Herrſchers, als daß er ihre Abſicht misbilligt und von ihnen verlangt hätte, das Glück ihrer Völker ſeinen Wünſchen zum Opfer zu bringen.

Vierhundert und zehnter Tag.

Habibs und ſeiner Gattinn Abreiſe wurde feſtgeſetzt; ſie ſollten erſt nach ihrer kleinen Einſiedelei zurückkehren, und von dort insgeheim auf dieſelbe Weiſe abreiſen, wie ſie angekommen waren.

Salamis und Amirala hätten ſie gern bis dorthin begleitet, um ſie deſto ſpäter von ſich ſcheiden zu ſehen: aber das hätte zu viel Aufſehen erregt; und es gibt viele Dinge, worüber man das Volk in Unwiſſenheit laßen muß; es entzündet ſich leicht für das Außerordentliche und ſetzt ſeine Pflichten aus den Augen.

Die jungen Gatten ſchieden mit Thränen in den Augen von dem edeln Emir und ſeiner Gattinn, und nachdem ſie die Mittel und Wege einer ſtätigen Mittheilung verabredet hatten, welche ihnen allen vieren die Trennung erträglich machte, beſtiegen beide ein Kameel, und begaben ſich, in Begleitung des vertrauten Stallmeiſters, nach der kleinen Einſiedelei, von wo ſchon am folgenden Morgen, vor Tages Anbruch, der Rok ſeinen Flug nach den Höhen des Kaukaſus zurück nahm.

Sie ſahen ihren getreuen Il-Habul wieder, und erfreuten ihn höchlich durch die Erzählung ihrer glücklichen Abenteuer. Habib trug den Talisman in die Schatzkammer Salomons zurück.

Als er dieſen geheimnißvollen Ort betrat, zog eine zuvor nicht bemerkte Bilderſchrift ſeine Aufmerkſamkeit an, und verſenkte ihn in tiefes Nachdenken. Die Geſtalt dieſes Sinnbildes war folgende: an einem reinen und lichtſtrahlenden Himmel ſchien ein Adler ſich zur Sonnenſcheibe emporzuſchwingen, während unten auf der Erde eine kriechende Schlange ſich zum Neſte des Vogels aufrichtete und ſeine Eier verzehrte.

Habib kam gedankenvoll zu ſeinem Lehrer zurück, und erzählte ihm von dem Bilde, welches ſeine Blicke angezogen und ſeinen Geiſt gefeſſelt hatte.

„Du beſchreibſt mir das Bild,“ ſagte Il-Habul; „aber es kömmt darauf an, den Sinn deſſelben zu deuten.“

„Ich glaube, ihn gefunden zu haben,“ erwiederte Habib, „höre, was es mir bedeutet: Wer ſich zu hoch erhebt, läuft Gefahr, von ſeinem Glücke verblendet zu werden und ſeinen wahren Vortheil aus den Augen zu verlieren.“

„Daran erkenne ich meinen alten Zögling,“ ſagte Il-Habul; „er wird niemals ohne einen Gewinn mit heimzubringen, die Thüre durchſchreiten, welche die Schätze Salomons verſchließt. Wie ſchade iſt es, daß man die Wahrheiten dort nur eine nach der andern erlernt, weil man ſie nicht in ihrem Urgrunde zu faſſen vermag!“

Nachdem die beiden Gatten zwei Tage bei dem ehrwürdigen Pförtner des Propheten, der Freundſchaft geweihet hatten, flog der Rok wieder nach der Weißen Inſel, und dann nach der Gelben Inſel, wo man ſchon, durch die Sorgfalt des alten Geiſtes Ilbahis wieder Zeichen der Wohlfahrt wahrnahm.

Endlich gelangten die beiden Gatten an den kleinen Hof der Fürſtinn mit den ſchönen Haaren und ihres Gemahls Dal=Ilſcha. Alles zeigte hier von Ueberfluß; die beiden Meerfräulein waren hieher geführt, und erwarteten mit großer Ungeduld die Rückkehr des Helden, dem ſie ſo freundlich ihre Dienſte gewidmet hatten, und beſonders Ilſaïde, die bis dahin die Langeweile noch nicht gekannt hatte, und ſich nun verwunderte, ſie überall zu finden, wie eifrig ſie ſich auch bemühete, ſie zu fliehen.

Habib und Doratil=Goas blieben einige Tage bei ihren Verwandten; dann begaben ſie ſich nach Medinasilbalor, und nahmen Ilſaïde und ihre Schweſter mit, auf einem Wege, wo ihre Delphine ihnen nicht folgen konnten.

Alles hatte in der Hauptſtadt des Reichs Doratil=Goaſens das Anſehen des Glücks gewonnen, und die Heimkehr ihres Herrſcherpaares ſetzte ihm die Krone auf: die beiden Gatten, immerdar zugleich Liebende, erhöhten ihre eigene Glückſeligkeit, indem ſie ſich bemühten, der Wohlfahrt ihrer Völker neue Quellen zu eröffnen.

Illabuſatru ſeinerſeits erfreute ſich des Glückes der Seinigen, und ſah mit Vergnügen ſeinen großen Entwurf der Erfüllung entgegengehen.

Jeder Tag machte ihn zum Zeugen der geſetzmäßigen Verbindung eines ſeiner Geiſter mit einem der Kinder Adams; er ſah ſie zu einem Looſe übergehen, welches das vortheilhafteſte für ſie war, obwohl, dem Anſcheine nach, zum Nachtheile ihrer Macht.

Bald heiratete auch eine der Meerfräulein einen Verwandten Doratil=Goaſens; und es war ſogar von Ilſaïdens Verheiratung die Rede.

„Mit wem denn?“ verſetzte ſie; „es gibt hier keine Helden; man muß mich erſt nach Arabien bringen, von dort kommen ſie her.“

„Mein holdes Kind,“ erwiederte Doratil=Goas, „wir wollen dich gern mit dahin nehmen, wenn wir wieder hinreiſen, unſere guten Aeltern zu beſuchen: aber du biſt im Meere geboren, und wie willſt du, an dieſes Element gewöhnt, in einem Lande deſſelben entbehren, wo es nur Sandflächen gibt?“

„Die Liebe begnügt ſich mit allem,“ antwortete Ilſaïde lebhaft, „die Elemente ſelber treten ihr die

Herrſchaft ab; wenn der Ritter, dein herrlicher Gemahl, ſich gefürchtet hätte, ihnen zu trotzen, ſo würdeſt du ihn heute nicht beſitzen: und ich will es an Herzhaftigkeit und Großmuth mit allen Rittern der Welt aufnehmen, wenn es darauf ankömmt, einen Helden zu erobern, der ihm gleich iſt.“

Geſchichte des Mograby,

oder

der Schwarzkünſtler.

Vierhundert und elfter Tag.

Dieſer Mograby *) war das verworfenſte Geſchöpf auf dem ganzen Erdboden. Satanaï, **) dem er ſich gänzlich ergeben, hatte ihm die Schatzkammer ſeiner Reichthümer, ſo wie ſeiner Bosheit, eröffnet, und ihn ſehr groß in Miſſethaten gemacht; auch gab es nimmer einen treuern Diener Satanaï's, und

---

*) Mograby bedeutet Barbar, eigentlich barbariſch.

**) Satanaï iſt ſo viel als Satan.

Mograby's Name, der bei ſeinem Leben Schrecken verbreitete, iſt noch heute ein Ausdruck der Verwünſchung. *)

Dieſer Böſewicht durchſtrich die Erde, und ſuchte überall für ſeinen Herrn Eroberungen zu machen, indem er abwechſelnd die verruchteſte Argliſt, und die feinſten Beſtrickungen ins Spiel ſetzte. Wenn ein Ehepaar, beſonders unter reichen Leuten, kinderlos war, da fand Mograby Mittel und Wege, ſich einzuſchleichen, und ſeine Hülfe zur Abſtellung der Unfruchtbarkeit anzubieten und annehmlich zu machen. Wenn es etwa gar darauf ankam, einem fürſtlichen Hauſe einen Erben zu verſchaffen, alsdann verdoppelte er ſeinen Eifer und ſeine Künſte.

Damals herrſchte Habed-il-Kalib in Syrien und hielt ſeinen Hof in der Hauptſtadt Thadmor. Noch als Götzendiener geboren, war er von Bein-Habas-Moſtaſer-Billas, dem achten Chalyfen, zum Lichte des Muſelmänniſchen Glaubens bekehrt, der ihn den Namen Sankir Balleyn hatte ablegen und den Namen Habed-il-Kalib annehmen laßen.

Dieſer Fürſt konnte dreimal hundert tauſend Reiter unter ſeinen Fahnen ins Feld ſtellen, und hatte deren ſtäts ſiebenzig tauſend zu ſeiner Leibwache um ſich;

---

*) Man flucht noch in der Provence und in Languedoc mit maugraby; und anderswo in Frankreich mit maugrebleu. — In dem Indiſch-Perſiſchen Religionsbuche Oupnekhata heißt maghreb Weſten.

ſeine Hauptſtadt war mit Denkmalen der Baukunſt aller Art geziert; die ausgeſuchteſte Pracht glänzte in ſeinem Palaſt; und alle Arten Bäume, auf welche die reiche Gegend von Damask ſtolz iſt, verſchönten ſeine Gärten.

Er hatte ſechzig Frauen, die aus den ſchönſten des ganzen Morgenlandes erleſen waren: aber all ſeine Macht und alle um ihn verſammelte Gegenſtände des Genuſſes, waren ihm überdrüſſig geworden; das Alter rückte heran, und trotz aller Bemühungen und Gebete, war er noch ohne Nachkommenſchaft.

Mograby ergriff dieſe Gelegenheit, ihm zu nahen und ſeine eigennützige Hülfe anzubieten. Er erſchien an dem Thore des Palaſts in der Verkleidung eines Landmanns; auf dem rechten Auge blind, das linke triefig, gewährte er einen höchſt lächerlichen Anblick.

Er hatte ein Körbchen am Arm, und rief mit lauter Stimme:

„Aepfel, Aepfel, die Weiber fruchtbar zu machen!"

Die Sklaven des Palaſts verſpotteten den Kaufmann, und ſagten zu ihm:

„Warum rufſt du nicht Pflaumen, anſtatt der Aepfel aus? die würden vielleicht noch mehr helfen."

Indem dieſes vorging, kam der Großveſyr nach dem Palaſt, um ſich mit dem König über Staatsgeſchäfte zu beſprechen. Er hörte den Mograby ſchreien, rief ihn heran, und fragte ihn:

„Was haſt du da zu verkaufen?“ —

„Herr, es iſt ein Obſt, welches die Weiber fruchtbar macht.“

„Du würdeſt alsbald reicher ſein, als alle Könige der Erde,“ erwiederte ihm der Veſyr, „wenn du dergleichen Früchte beſäßeſt.“

„Ich würde keinesweges ſo reich ſein, als ihr wähnet,“ ſagte der Mograby; „mein Baum trägt jährlich nur Eine Frucht; aber es iſt auch eine ſehr köſtliche und ſchöne.“

„Du trägſt ſie ohne Zweifel in dem Korbe an deinem Arme?“ fuhr der Veſyr fort: „laß ſie mich doch ſehen.“

Der Mograby gehorchte, und deckte den mit Laub belegten Apfel auf; der Veſyr ſchien ihn mit Wohlgefallen zu betrachten, als ein Verſchnittener, der im Palaſt den Hofnarren machte, das Wort nahm, und zu dem Miniſter ſagte:

„Herr, kaufet nichts von dieſem garſtigen Einäugigen: auf dem einen Auge ſieht er gar nicht, und mit dem andern ſchielt er: ſehet ihr nicht, daß er triefäugig iſt? ſein Augenſtern verderbt alles, was er anſtarrt.“

Hierauf wandte er ſich zu dem Einäugigen, und fuhr fort:

„Sprich, du Wunderhändler! haſt du kein Geheimnis, mich fruchtbar zu machen, mich?“

„Nein," antwortete der Mograby: „aber du haſt eine herrliche Naſe, und ich weiß ein Mittel, ſie fruchtbar zu machen, willſt du es verſuchen?"

„Sehr gern," antwortete der Verſchnittene; „denn mein bisheriges Geſicht langweilet mich ſchon."

„Nimm dieſe Haſelnuß," fuhr der Fruchthändler fort, „halte ſie an deine Naſenſpitze an der Stelle, wo die Nuß feſtwachſen ſoll, und ſprich dabei:

„Was es mich auch koſte und woher es auch komme, ich nehme von ganzem Herzen das Geſchenk des Mograby an! (denn das iſt mein Name mußt du wiſſen): da du ein Luſtigmacher ſein willſt, ſo wirſt du alsdann nur um ſo kurzweiliger ſein."

Vierhundert und zwölfter Tag.

Der Hofnarr wähnte, ſich eine neue Gelegenheit zu verſchaffen, den Einäugigen lächerlich zu machen, nahm die Nuß, und hielt ſie an ſeine Naſenſpitze: ſie aber haftete daran, und bildete dort die wunderliche Geſtalt einer kleinen Naſe, die aus der großen hervorgewachſen war.

Alle Gegenwärtigen brachen in lautes Gelächter aus: die Haſelnuß war zu Fleiſch geworden und hatte auf der Stelle, wo ſie angeſetzt worden, Wurzel gefaßt.

Der Verſchnittene war ſo thöricht geweſen, die von Mograby vorgeſagten Worte auszuſprechen, ſie hatten auf der Stelle gewirkt, und der Spaßmacher ſah ſich nun den Spöttereien aller derjenigen preisgegeben, welche der Lärm herbeigezogen hatte.

Der Veſyr, der von dem Abenteuer mit der Haſelnuß Zeuge geweſen war, ging in den Palaſt, und verkündigte dem Könige die unfehlbaren Wirkungen eines Apfels, welchen die Klugheit um jeglichen Preis zu kaufen gebiete.

„Es iſt nicht das erſtemal, Herr,“ ſprach er zu ihm, „daß die Könige ihre Zuflucht zur Zauberei genommen haben, um ſich zu verſchaffen, was ſie nicht anders erlangen konnten: die Wichtigkeit eures Zwekkes könnte eine Thorheit entſchuldigen. Vergeblich habt ihr die bei eurem Hofe angeſtellten Sterndeuter in Thätigkeit geſetzt; alle ihre Arbeiten waren fruchtlos: da bietet ſich ein Mann dar, geſchickter als ſie alle, und ihr dürfet ſeine Dienſte nicht verſchmähen; der Vortheil des Staates verpflichtet euch dazu, weil es darauf ankömmt eure Nachfolge auf dem Throne zu ſichern.“

Habed-il-Kalib gerieth bei dieſer Rede ſeines Großveſyrs in große Bewegung; er ſah ſich endlich mit der Erfüllung ſeiner heißeſten Wünſche geſchmeichelt: er befahl, auf der Stelle den Apfelhändler und den Hofnarren vor ihn zu führen.

Dieſer trat zuerſt heran, und ſagte zu dem Könige: „Wir bringen dir, Herr, hier einen boshaften Einäugigen; geſagt und gethan iſt bei ihm eins; wenn er einen Korb voll Aepfel hier hätte, ſo könnten alle deine Frauen ſich nach Ammen umthun.“

Die Geſtalt des Hofnarren, welche durch die Ausgeburt ſeiner Naſe vollkommen lächerlich geworden war, in Verbindung mit dieſer Anrede, brachten den König aus ſeinem Ernſt. Endlich nahm ſich der Fürſt wieder zuſammen, und ließ den Mograby in ein beſonderes Gemach eintreten, wo allein der Großveſyr mit zugelaſſen wurde.

„Kaufmann,“ ſprach hier der König zu ihm, „zeige mir deinen Apfel.“ —

„Hier iſt er, Herr.“ —

Niemals hatte der König eine ſo ſchöne Frucht geſehen, an Geſtalt, Feinheit, Durchſichtigkeit der Schale, Farbe und Geruch.

„Wenn man eine ſo köſtliche Waare zu verkaufen hat,“ ſagte der König, „muß man ſich auch auf eine Weiſe ankündigen können, welche Achtung erwirbt. — Veſyr,“ ſagte der König hierauf zu ſeinem Miniſter, „gib dem Großſchatzmeiſter Befehl, dem Manne, der mit mir handeln ſoll, einen anſtändigen Rock und Turban zu ſenden.“

Der vom Veſyr überbrachte Befehl litt keinen Aufſchub, und auf der Stelle wurde der Mograby in einem Seitengemache ſo gekleidet, wie es einem wichtigen Manne ziemte, der einer beſonderen Unterredung mit einem großen Könige gewürdigt wird.

„Nunmehr laß uns den Handel machen,“ ſagte Habed-il-Kalib; „gib mir deinen Apfel, und ſo bald du mir Gewähr leiſteſt, daß ich vermittelſt deſſelben, Erben bekommen werde, laße ich dir viertauſend Zeckienen dafür auszahlen.“

„Ich lege,“ erwiederte der Mograby, „einen Diamant von zehntauſend Zeckienen an Werth in die Hände Euer Majeſtät: wenn die Frucht, welche ich euch gebe, nicht die davon verheißene Wirkung thut, ſo ſoll dieſes Kleinod für mich verfallen ſein. Aber ich kann meinen Apfel nicht für Gold hingeben, deſſen ich nicht bedarf.“

„Und welchen andern Preis ſetzeſt du darauf?“ fragte der König. —

„Ihr fühlt euer Bedürfnis, Herr, und ich das meinige. Ich habe eine große, eine wichtige Erbſchaft zu hinterlaßen, und habe keine Erben; die Mittel, wodurch ich euch welche verſchaffen kann, ſind unzulänglich für mich ſelbſt. Höret alſo meine Bedingungen, und ich halte ſie nicht für läſtig: iſt das erſte Kind, welches euch geboren wird, eine Tochter, ſo gehört ſie euch; iſt es ein Knabe, ſo gehört er mir.“

Der König war im Begriff, bei dieſem Vorſchlag in Wuth zu gerathen; aber der Großveſyr zupfte ihn ſanft am Arm, und bewog ihn, ſich mit ihm nach einem Sopha zurückzuziehen, welches im Hintergrunde des Saales ſtand. Hier ſprach er ſo leiſe, daß der Fremde es nicht verſtehen konnte, Folgendes zu ihm:

„Der Antrag, welchen man euch gemacht hat, Herr, iſt ſehr unverſchämt, und der Menſch, der ihn ſo frech gewagt, verdiente den Tod: aber er erbietet euch das einzige Mittel, um nicht ohne Nachkommenſchaft zu ſterben; und geſetzt auch, ihr hättet eingewilligt, euern Sohn, wenn euch einer geboren würde, dieſem Menſchen zu geben, welche Macht ſtände ihm zu Gebote, denjenigen zum Worthalten zu zwingen, der mit dreimal hunderttauſend Reitern ins Feld rükken kann? Verlangt er einen Erben, ſo mag er her kommen, ſich ihn hier zu ſuchen; und wenn er nun euer Kind liebgewinnt, ſo werdet ihr euch dem nicht widerſetzen, daß er es mit den Schätzen überhäufe, wovon er, wie er ſagt, beläſtigt iſt. Verſtellet euch alſo, Herr, und nehmet euern Vortheil in Acht: die Verſprechungen der Mächtigen ſind ja nur Worte.“

Habed-il-Kalib, durch ſein eigenes Verlangen verblendet, ließ ſich leicht überzeugen und verleiten, den Handel mit dem Mograby einzugehen. Er willigt ein, ihm die erſte männliche Frucht zu überlaßen, welche ihm durch die Wirkung des Apfels zu Theil werden möchte, und auf der Stelle wurde ihm der Apfel übergeben: dabei mußte er aber von der Art ſeines Gebrauchs unterrichtet werden.

„Herr,“ ſagte der Mograby zu ihm, „damit die Frucht ihre Wirkung thue, muß Euer Majeſtät eine blühende Jungfrau heiraten; ihr begebet euch mit ihr ins Bad, und wenn ihr das Hochzeitbette beſteigen wollt, ſo ſchneidet den Apfel in zwei Hälften, und gebet die eine eurer Gattin, und indem ihr ſelber die andre eſſet, ſprechet ganz laut die folgenden Worte aus:

„Unumſchränkte Macht, die du ſolche Kraft dem Apfel mitgetheilt haſt, ſchaffe, daß ſie ſich zu unſern Gunſten entfalte, und gewähre uns ein Kind!“

Vierhundert und dreizehnter Tag.

Mit dieſen Worten verneigte ſich der Fremdling, um ſich zu beurlauben, und fügte noch hinzu:

„Herr, wenn euch nur eine Tochter geboren wird, ſo verſpreche ich euch einen zweiten Apfel; verlaßet euch auf mein Wort, ſo wie ich auf das Wort bauen darf, welches Euer Majeſtät mir gegeben hat.“

Der Anblick und Wohlgeruch des Apfels berauſchte Habed-il-Kalib, und ſein Veſyr ſagte zu ihm:

„Sehet, Herr, welchen Kauf Euer Majeſtät verfehlt haben würde! wenn man, — wie viele andere, minder vorſichtige, als ihr, gethan hätten, — auf euern Befehl einen Menſchen hingerichtet hätte, der euch einen ſcheinbar verwegenen Antrag machte, ſo würdet ihr durch Gewalt in den Beſitz eines Apfels gekommen ſein, der in euren Händen unnütz geweſen wäre, weil euch die Art ſeines Gebrauchs unbekannt geblieben."

Der König geſtand ein, er wäre vergnügt, daß er ſich habe mäßigen können; aber voll Ungeduld, das geheimnisvolle Mittel zu erproben, befahl er auf der Stelle dem Oberſten ſeiner Verſchnittenen, ihm in Thadmor eine ſolche Jungfrau zu ſuchen, wie der Fremde ſie ihm geſchildert hatte.

„Sie iſt ſchon gefunden," antwortete ihm der Verſchnittene: „es gibt in euern Staaten keine ſchönere, keine ſittſamere Jungfrau, keine, die der Ehre, eurer Krone einen Erben zu geben, würdiger wäre, als Elmennur, die Tochter euers Großveſyrs."

„Ich bin hocherfreut," ſprach hierauf der König zu ſeinem Veſyr, „daß du den Schatz beſitzeſt, deſſen ich bedarf: geh hin, und bereite deine Tochter darauf vor, daß ſie mir ihre Hand reiche; ich habe bisher noch kein Band geknüpft, von welchem ich mich mit ſchöneren Hoffnungen hätte ſchmeicheln dürfen."

Der Veſyr legte, zum Zeichen ſeines Gehorſams, die Hände auf ſein Haupt, und ging hinaus.

Der Mograby war noch an der Pforte des Palaſts, wo die Menge ſich um ihn und um den verſchnittenen Luſtigmacher geſammelt hatte, und der letzte ihn bat, ihn von der Zierde zu befreien, womit ſeine Naſe bereichert war.

„Ich werde es nicht thun, Narr,“ erwiederte der Mograby; „ich würde dich zu Grunde richten: macheſt du nicht Handwerk vom Luſtigmachen? du liefſt oft Gefahr, deinen Zweck zu verfehlen: gegenwärtig darfſt du dich nur zeigen, und es muß dir gelingen.“

Da die Luſtigmacher vom Handwerk nicht eben beliebt ſind, ſo brachen die zuſammen gelaufenen Neugierigen in ein ſo unbändiges Gelächter aus, daß der Mograby entſchlüpfen, und der Hofnarr ſich mit ſeiner Doppelnaſe in den Palaſt retten konnte.

Der Großveſyr kam, etwas gekränkt durch den ihm ertheilten Auftrag, in ſeinen Palaſt zurück. Elmennur war ſeine einzige Tochter, deren Glück er auf eine andere Weiſe zu machen gedachte, als ſie einem ſchon bejahrten Fürſten zu geben, deſſen ein und ſechzigſte Frau ſie werden ſollte.

Er beſorgte, ihr ein tiefes Herzeleid zu verurſachen, wenn er ihr kund thäte, wozu ſie unvermeidlich beſtimmt wäre; ſeine Unruhe, ſeine Verwirrung, ſeine Verlegenheit, ſein Verdruß, offenbarten ſich in ſeinen Blicken. Elmennur, die ihren Vater kannte, gewahrte, daß er von einem geheimen Kummer verzehrt würde, und wußte es ſo geſchickt anzuſtellen, daß ſie ihm ſein Geheimnis entriß.

„Wie! mein Vater,“ ſprach ſie darauf zu ihm, „du betrübeſt dich über eine Verbindung, in welcher ich nur Ehre und Vortheil für dich und für mich ſehe? Habed-il-Kalib iſt dreimal älter, als ich; aber er beſitzt Tugenden, welche ich hochachte; mein Herz iſt frei, und wird ſich ohne Zwang mit ihm verbinden. Wenn jener Wunderapfel, von dem du mir eben geſagt haſt, uns wirklich ein Kind verſchafft, ſo wird von Stund' an die ein und ſechzigſte Frau, als Mutter des Thronerben, die erſte von allen ſein, und ich werde die Genugthuung haben, dich zum Schwiegervater und Großvater von Königen gemacht zu haben; meine Unterwerfung wird dann zugleich dein Glück befeſtigen, und ich werde dich aller Unfälle überhoben ſehen, denen ein Hofmann und ein Miniſter ausgeſetzt ſind. Geh hin und melde dem Könige, daß deine Tochter Elmennur ſich ſehr geſchmeichelt fühlt durch die Ehre, welche er ihr anthut, indem ſein Blick ſie eines ſolchen Vorzuges würdigt.“

Der Veſyr entſchuldigte ſeine hierüber bezeigte Unruhe durch ſeine Zärtlichkeit; und vergnügt, daß er in der Neigung ſeiner Tochter keine Schwierigkeit gefunden hatte, ging er hin, und berichtete dem König mit welcher Zufriedenheit die Befehle aufgenommen worden, die Seine Majeſtät ihm aufgetragen habe.

Es wurden ſogleich alle Anſtalten zur Hochzeit gemacht, wobei die volle königliche Pracht ſich entfaltete. Nach allen Feierlichkeiten und Feſten kam endlich die Stunde des Beilagers: der Apfel des Mograby wurde vorſichtig in zwei Hälften getheilt, und jedes der beiden Gatten aß ſein Theil, nachdem Habed-il-Kalib gewiſſenhaft die Worte ausgeſprochen hatte, welche die Wirkung des Zaubers ſichern ſollten.

Die zur Hochzeit des Königs mit der ſchönen Elmennur angeſtellten Feſte waren kaum beendigt, als ſchon die erſten Anzeichen der Schwangerſchaft ſich einſtellten, welchen bald ſolche Zeichen folgten, die über die Gewißheit eines ſo lange erſehnten Ereigniſſes keinen Zweifel mehr ließen.

Vierhundert und vierzehnter Tag.

Die neun Monden verliefen endlich, und Elmennur gebar einen Prinzen, ſchön wie der Tag. Das Kind wurde einer erwählten Amme übergeben, und genoß der ſchönſten Geſundheit; es wuchs zuſehens, erlitt keine von den Krankheiten, welche die Kinder faſt beim Eintritt in die Welt ſchon in Lebensgefahr ſetzen, und alles an ihm gewährte ſo viel Zufriedenheit, daß nichts dem König und ſeinem Veſyr das immer etwas beunruhigende Andenken des Mograby zurückgerufen hätte, wenn nicht die Naſe des Hofnarrn von Zeit zu Zeit an ihn erinnert hätte.

Aber, indem ſo die Jahre verfloſſen und der Prinz, welcher beſchnitten und Habed-il-Ruman genannt worden, eben ſo an Geiſt als an Leibe zunahm, und je mehr und mehr zu den ſchmeichelhafteſten Hoffnungen in aller Hinſicht berechtigte, ſo beluſtigte man ſich bald nur noch an dem lächerlichen Geſichte des Verſchnittenen, ohne desjenigen zu gedenken, der es verurſacht hatte; und geſchah es ja einmal, ſo dachte man an ihn jedoch nur, wie an einen Mann, welcher in Betracht ſeines hohen Alters, nicht mehr unter den Lebendigen wandelte.

Es war nun Zeit, daß Habed-il-Ruman zur Schule gehalten wurde: ein Scheich, der gelehrteſte im ganzen Reiche, der zugleich Imam der großen Moſchee war, ſtand damals an der Spitze des Unterrichts zu Thadmor: ihm wurde der junge Prinz anvertrauet. Dieſer ehrwürdige Greis behielt ihn ſtäts bei ſich, und verſtattete ihm nur die Geſellſchaft der jungen Prinzen, Söhne der Kronvaſallen ſeines Vaters und anderer Großen des Reichs.

Der junge Habed hatte nun ſein vierzehntes Jahr erreicht; er übertraf alle ſeine Schulgenoſſen eben ſo weit in Fortſchritten aller Art, als durch äußere Vorzüge der Stärke, des Wuchſes und der Geſtalt. Er war der Abgott ſeines Vaters und ſeiner Mutter, und die Hoffnung des ganzen Volkes, durch die glücklichen Eigenſchaften, welche ſich in ihm entwickelten, als plötzlich ein unerwartetes Ereignis dieſe Ruhe und Sicherheit und faſt Aller Hoffnung ſtörte.

Der Mograby erſchien, in anſtändiger Kleidung, zum Theil nach Art der Schriftgelehrten, und der Beamten bei den Moſcheen, und bat um Zutritt bei Habed=il=Kalib, der ein ſehr zugänglicher Fürſt war; er bedeckte das Auge, auf welchem er blind war, mit der Hand, und der in ſeinem Dienſte noch neue Thürhüter kannte ihn nicht.

Nachdem der Beamte die Erlaubnis dazu erhalten hatte, führte er ihn zu dem Könige, der gerade auf ſeinem Throne ſaß, und ſeinen Großveſyr bei ſich hatte; und hinter ihm ſtand der Oberſte der Verſchnittenen mit der gewöhnlichen Palaſtwache.

Der Mograby trat heran, verneigte ſich dreimal tief, erhub ſich dann wieder auf, und zeigte ſein verhaßtes Angeſicht, welches dem König einen Schrei des Entſetzens auspreßte.

„Wer biſt du? was willſt du?“ fragte Habed=il=Kalib, über alle Beſchreibung beſtürzt: „wer hat dir die Erlaubnis gegeben, vor mir zu erſcheinen, ohne angemeldet zu ſein?“

„Ich weiß,“ antwortete der Mograby, „daß alle, deren Recht klar iſt, vor dir kommen dürfen, dich um Gerechtigkeit zu bitten, und wäre es gegen dich ſelbſt. Es ſind nun dreizehn Jahre und drüber, daß du mein Schuldner biſt: das Kind, welches Elmennur dir gebar, gehört mir. Ich habe dich lange genug deſſelben erfreuen laßen; du haſt es nach deiner Weiſe erzogen, ich muß es nunmehr nach der meinigen unterrichten; und wenn ich meine Pflicht als Lehrmeiſter erfüllt habe, wie du als Vater die deine gethan haſt, ſo kann ich dir ihn wiederſenden."

Der König biß ſich in die Lippen, ſeine Augen glühten vor Zorn: der Veſyr aber hielt ihn durch einen Wink zurück, und nahm das Wort für ihn:

„Wer du auch ſein magſt, o Fremdling," ſprach er zu dieſem, „du machſt dich der ſtrafbarſten Vermeſſenheit ſchuldig: wageſt du es, her zu kommen und von einem mächtigen Fürſten zu fordern, daß er dir ſeinen Sohn anvertrauen ſoll, der dem Staat angehört?..."

„Veſyr," verſetzte der Mograby, „ich habe mit deiner Rede nichts zu ſchaffen; ich ſpreche mit dem König, und nicht mit dir."

„Verwegener!" rief der Veſyr: „Hola, Wache! man haue dieſem Elenden auf der Stelle den Kopf ab!"

Die Wache umringte den Mograby, band ihn, und führte ihn in einen Hof des Palaſtes, der zu den Hinrichtungen beſtimmt war.

Habed=il=Kalib trat an ein Fenſter, um vor ſeinen Augen dieſen ihm ſo verhaßten Kopf fliegen zu ſehen. Ein Säbelhieb trennte ihn von dem Rumpfe, und er rollte auf der Erde hin: als aber der König ſich an dem Anblick eines todten Feindes zu weiden wähnte, ſah er nichts weiter, als einen in zwei Stücke gehauenen Kürbis.

Man näherte ſich dem Rumpfe, und ſah keinen Tropfen Blut; es war ſogar nicht mehr ein Leichnam, ſondern ein Sack voll geſchwefelten Reisſtrohs, welches ſich entzündete, flackerte und den ganzen Hof mit einem ſtinkenden Rauche verpeſtete: bald darauf verſchwand alles, und es blieb auch nicht die geringſte Spur der eben vollzogenen Hinrichtung übrig.

Habed-il-Kalib und ſein Miniſter ſtanden beſtürzt da; der Tag verging unter leeren Berathſchlagungen, und der König faßte den Entſchluß, am nächſten Morgen in die Moſchee zu gehen und durch heiße Gebete zu Gott und zu ſeinem Propheten Hülfe zu erflehen.

Als nun der König mit den erſten Strahlen der Sonne, zu Fuß, und zum größeren Zeichen der Demüthigung, ohne Schuhe, jedoch von ſeiner Leibwache umgeben, nach der Moſchee ging, kam ihm plötzlich ein Derwiſch in den Weg, trat ihm unter die Augen, und ſprach zu ihm:

„König, erkenne mich: ich bin der Mograby, ich komme, mir mein Kind abzufordern.“

„Ha! verfluchter Schwarzkünſtler,“ rief Habed-il-Kalib aus, „möge der Himmel mich von dir befreien!“

Und zu gleicher Zeit befahl er ſeiner Wache, über den falſchen Derwiſch herzufallen und ihn auf der Stelle zu erdroſſeln.

Die Wache gehorchte; der Leib, auf den man ſchlug, hatte nicht Raum genug für alle Streiche, die auf ihn gethan wurden; man trat ihn unter die Füße: aber bald gewahrte man, daß dieſer vermeinte Leichnam, den man zerſtampfen wollte, nur ein an beiden Enden offener Sack voll Erbſen war, deſſen Inhalt über den ganzen Platz auslief. Die Erbſen rollten überall dahin, und bald war auch nicht eine einzige mehr zu ſehen.

Vierhundert und funfzehnter Tag.

Der König, durch dieſes letzte Schauſpiel abgeſchreckt, gab den Vorſatz auf, nach der Moſchee zu gehen, und kehrte in den Palaſt zurück. Nachdem er ſich hier mit ſeinem Veſyr berathen hatte, wurden beide einig, auf der Stelle einen Sterndeuter holen zu laßen, der zu Thadmor wohnte und in dem Rufe der Zauberei ſtand, und ſo dieſe Kunſt durch ſich ſelber zu bekämpfen. Man entriß den Sterndeuter ſeinen Forſchungen, und nöthigte ihn, nach dem Palaſt zu kommen. Er kam, und vernahm die Wunder, deren er andere entgegen ſetzen ſollte, um ſie zu vernichten.

Dieſer Gelehrte war voll Eigendünkel, und ſagte zu dem Könige:

„Herr, ich werde eine Schlinge bezaubern, und wenn der Schwarzkünſtler wieder vor Euer Majeſtät erſcheint, ſo muß eine geſchickte Hand ſie ihm ſchleunig um den Hals werfen; und wenn dieſe Hand ſo hurtig iſt, einen zweiten Knoten zu ſchürzen, bevor er drei Worte ausſprechen kann, ſo iſt der Schwarzkünſtler in eurer Gewalt. Erneuet euern Vorſatz, morgen in die Moſchee zu gehen, und ich werde euch dahin begleiten.

Der König hatte bald den ihm nöthigen Menſchen gefunden, der die Schlinge überwerfen und in einem Augenblick noch einen Knoten mehr darin ſchürzen konnte: es war der Hofnarr, ein großer Taſchenſpieler von Handwerk.

Man ließ ihm einen Verſuch der von ihm erwarteten Geſchicklichkeit machen. Einem Sklaven, der zuvor davon unterrichtet war, und ſich dagegen wehrte, wurde dennoch die Schlinge übergeworfen, und darin ein dreifacher Knoten geſchürzt, bevor er noch den Namen Mahomed ausſprechen konnte; man zweifelte alſo nicht mehr an dem Erfolg der Erfindung für den nächſten Morgen.

Habed-il-Kalib war zu Pferde, als er ſich wieder nach der Moſchee begab; der Sterndeuter und der Hofnarr waren an ſeiner Seite. Keine menſchliche Geſtalt ließ ſich auf dem Wege blicken: aber plötzlich ſprang ein Eſel, von ſtarkem Wuchs, aus einem Stalle, an dem der König vorbeiritt, ſtellte ſich vor ihm hin, und brüllte mit ſchrecklicher Stimme:

„Gib mir mein Kind! ich bin der Mograby!“

Der gewandte Hofnarr hatte alsbald ſein ganzes Spiel vollzogen, und dem Sterndeuter den Strick in die Hand gegeben: aber augenblicklich iſt der Eſel in die Erde verſunken, und ein ſeltſames Schauſpiel bietet ſich den Blicken dar: der Hofnarr iſt in einen kleinen räudigen Eſel verwandelt, ohne Schwanz und ohne Ohren, die ſich an den Hintern und an den Kopf des Sterndeuters verſetzt finden, und dieſer hält das Ende des vermeintlichen Zauberſtricks in der Hand, welches der ſchäbige Eſel um den Hals hatte.

Der König war zu beſtürzt, die Wache und das Volk zu ſehr überraſcht, als daß jemand über dieſe ſo plötzliche und ſo ſeltſame Verwandlung hätte lachen können. Unterdeſſen hatte der Hofnarr allmählig ſeine eigene Geſtalt wieder bekommen, ohne daß man es gewahrt hatte; der Staub, welcher von ſeinem Fußtrampeln in die Luft emporſtieg, hatte die vorgehende Verwandlung den Blicken entzogen; der Schwanz und die Ohren des Gelehrten waren ebenfalls verſchwunden.

Der Syriſche Sterndeuter,“ ſagte die Amme, indem ſie ihre Erzählung unterbrach, und ſich zu der Prinzeſſinn von Kaſchemir wandte, „hatte ſich, wie ihr gehört habt, unterfangen, ohne es zu wiſſen, gegen den gelehrteſten, wie gegen den gefährlichſten

Schwarzkünſtler zu kämpfen, ſo damals auf Erden lebte.

Solches war der Mograby. Satanaï, deſſen getreuer Sklave er war, hatte ſelber ihm die acht und vierzig Pforten der Wiſſenſchaft eröffnet, deren Gewahrſam der Dom-Daniel zu Tunis war, bevor dieſer in der ganzen Barbarei berühmte Ort durch Sanate Kalifé zerſtört und ſammt allem was er enthielt, den Flammen übergeben wurde. *)

Der Mograby war alſo," fuhr die Amme fort, „unter den geſchickteſten Schwarzkünſtlern ſeiner Zeit, was das Licht des Mondes in der Nacht unter dem ſchwachen Schimmer der Sterne; er wollte den Sterndeuter, der gegen ihn aufgetreten war, und deſſen Genoſſen, den Hofnarrn, auf eine Weiſe züchtigen, welche ſie lächerlich machte, ohne ſie zu witzigen.

Während der augenblicklichen Verwandlung, welche er mit ihnen vorgehen ließ, konnten alle Zuſchauer wohl erkennen, daß er ſie als Eſel behandelte: ſie ſelber aber gewahrten keinesweges die lächerliche Maske, in welche er ſie ſteckte, und behaupteten gegen diejeni-

---

*) Sanate Kalifé wurde von den Arabiſchen Calyfen zur Eroberung Mauritaniens und der Küſten der Barbarei ausgeſchickt. Die Götzendiener dort waren gänzlich dem Aberglauben und der Zauberei ergeben, der öffentlich in einer Schule gelehrt wurde, genannt der Dom-Daniel.

gen, die ihnen davon ſprachen, daß ihre Augen behext geweſen.

Habed-il-Kalib war durch dieſen letzten fruchtloſen Verſuch, ſich von den Verfolgungen des Mograby zu befreien, ganz zu Boden geſchlagen, und beſchloß, ſeinen Weg nach der Moſchee fortzuſetzen, um dort die Hülfe Gottes und des großen Propheten anzuflehen.

Einer von ſeinen Thürhütern ging voran und entbot dem Oberhaupte der Jmame, alle Diener der Religion zu verſammeln, um dadurch den Gebeten noch mehr Nachdruck und Feierlichkeit zu geben.

Das Oberhaupt der Jmame war eben jener ehrwürdige Scheich, dem die Erziehung des Prinzen Habed-il-Ruman war anvertrauet worden. Der Scheich gehorchte dem empfangenen Befehle, legte ſein Feierkleid an, und verfügte ſich nach der Moſchee: ſeinen Zögling ließ er mit einigen ſeiner Schulgenoſſen beim Spiel in einem Hofe, deſſen ſämmtliche Thüren ſorgfältig verſchloſſen waren.

Dieſe Vorkehrungen gegen den Mograby waren zu ſchwach. Er ſaß in eine Nachteule verwandelt auf einem großen Baume mitten im Hofe, und erwartete den Augenblick, wo die Reihe an den jungen Prinzen kam, ſich hinter den Baum zu ſtellen, während man ein Tuch verſteckte, welches er ſuchen ſollte: da ließ der gefährliche Nachtvogel ihm aus einem Fläſchchen, welches er im Schnabel hielt, einen einzigen Tropfen auf das Haupt fallen und verwandelte ihn dadurch in eine Maus.

Das kleine Thier ſprang, ſeinem natürlichen Triebe gemäß, ganz erſchrocken hinter dem Baume hervor und ſuchte einen Winkel, ſich zu verbergen: da ſahen die Spielgenoſſen Habed-il-Rumans ganz deutlich, wie eine große Nachteule mitten im Hofe auf eine fliehende Maus herabſtieß, ſie ergriff und durch die Luft hinweg führte.

Habed-il-Kalib kehrte unterdeß, von Unruhe gepeinigt und von Furcht beklommen, in den Palaſt zurück, und ließ ſeinen Großveſyr rufen, um ſich mit ihm zu berathen, welches Mittel er in der ängſtlichen Lage, worin er ſich befand, ergreifen ſollte.

Vor der Ankunft des Miniſters, warf er einen Blick auf ſeinen Schreibtiſch, und erblickte da ein entfaltetes und beſchriebenes Blatt; er betrachtete es näher, und las Folgendes:

„Der Mograby an Habed-il-Kaleb den König von Syrien.

Wortbrüchiger Fürſt! nicht ich bin es, dem du wähnteſt das mir Schuldige vorzuenthalten, indem du mir das Kind verſagteſt, welches du mir geſchenkt hatteſt, ſondern es iſt die Macht ſelber, welche du anriefeſt, indem du den Apfel aßeſt: dein Sohn gehört ihr an, und ich habe mich ſeiner bemächtigt, um ihn ihr zuzuſtellen.“

Vierhundert und ſechzehnter Tag.

Als der König noch das ſchreckliche Blatt in der Hand hielt, trat der Großveſyr ein, und las es auch: Beſtürzung überfiel ſie, und in dieſer Geiſtesverwirrung befahlen ſie dem Oberſten der Verſchnittenen, mit der Wache hinzugehen und den jungen Prinzen aus dem Hauſe des Scheichs abzuholen, dem er war anvertrauet worden.

Hier traf man aber alles in Verwirrung: der ehrwürdige Erzieher Habed-il-Rumans raufte ſich mit vollen Händen den Bart und die greiſen Haare aus, indem er die Erzählung der jungen Spielgenoſſen ſeines Zöglings anhörte, wie dieſer ihren Augen entſchwunden, und plötzlich eine Nachteule erſchienen war, welche eine Maus ergriffen und entführt hatte.

Der Scheich begab ſich nach dem Palaſt, und kam, ſeine Thränen mit denen des Königs, des Veſyrs und der untröſtlichen Elmennur zu vermiſchen. Das erklärende Blatt fand ſich nicht mehr, aber der Inhalt deſſelben, der ihnen den erlittenen Verluſt ankündigte, blieb ihrem Gedächtnis eingegraben.

„O Himmel!“ rief der König aus, „welcher unmenſchlichen Macht habe ich meinen Sohn hingegeben! welchem ſchrecklichen Misgeſchick hat meine Unklugheit ihn überliefert!“

Der Großveſyr machte ſich im Stillen Vorwürfe, und ſagte bei ſich ſelber: „Ich bin es, der dieſem verfluchten Schwarzkünſtler Eingang verſchafft, und den Gebrauch ſeines unſeligen Mittels empfohlen hat; ich habe das Unglück meines Königs, meiner Tochter, mein eigenes, und das eines unſchuldigen Geſchöpfs geſtiftet.“

Elmennur, von ihren Seufzern erſtickt, konnte nichts als die Worte ausſprechen: „Mein Sohn! mein Sohn! mein lieber Sohn!“

Der Scheich ließ dieſen erſten Ausbrüchen des Schmerzes freien Lauf. Endlich nahm er eines Augenblicks wahr, um zu reden, und ſagte:

„Wir ſind alle mitſchuldig, und der Himmel beſtraft uns dafür: aber wähnet ihr, ſeine Gerechtigkeit werde es zulaßen, daß ein Muſelmann, welcher den ihm durch ſeine Beſchneidung auferlegten Geſetzen nachlebt, in die Gewalt eines andern falle, als des großen Propheten, deſſen Siegel er an ſich trägt? Mein theurer Zögling Habed-il-Numan birgt den Keim aller Tugenden in ſeinem Herzen; er iſt ein wohlgearteter Sprößling, der ſeine Zweige gen Himmel zu erheben ſtrebt, und der Thau von oben wird auf ihn hernieder ſteigen, an welchem Ort er auch ſein mag. Kann er den Augen des Ewigen entzogen werden, der ihn für ſeinen Dienſt bezeichnen ließ? Man muß alle Moſcheen öffnen laßen, und gegen eine übernatürliche und höllische Macht die Gewalt aufrufen, der nichts zu widerſtehen vermag.“

Die Rede des Scheichs brachte einigen Troſt hervor, indem er die Hoffnungen der betrübten Aeltern wieder etwas belebte; und in Thadmor, ja in ganz Syrien, wurden öffentliche Gebete angeordnet.

Unterdeſſen war der junge Habed-il-Ruman ſehr zu beklagen: der unmenſchliche Mograby hatte ſich mit ihm mitten in eine Wüſte geſchwungen; hier gab er ihm ſeine Geſtalt wieder, und erſchien vor ihm, einäugig, triefäugig und ekelhaft, wie er zum erſten Mal an dem Palaſtthore zu Thadmor erſchienen war:

„Kennſt du mich?“ fragte er den erſchrockenen Prinzen.

Von Natur ſanftmüthig, antwortete Habed-il-Ruman dem, der ihn ſo rauh fragte: „Nein; ich weiß nicht, wer ihr ſeid.“

„Du ſollſt es vernehmen;“ verſetzte der hartherzige Schwarzkünſtler, indem er ihm eine Maulſchelle gab: „ich bin der Mograby: haſt du niemals von mir reden gehört?“

Habed-il-Ruman, der zum erſtenmal in ſeinem Leben einen Schlag fühlte; der, als Königsſohn, ſelbſt bei Verweiſen über Fehler, immer nur mit der größten Schonung behandelt worden, gerieth hierüber in das höchſte Erſtaunen. Er beſann ſich und rieb ſich die Augen, um den unangenehmen Traum zu zerſtreuen, in welchem er ſich befangen wähnte.

Der Mograby errieth, was in ihm vorging, und ſagte zu ihm: „du ſchläfſt nicht; merk' auf die Frage, welche ich dir thue! ich bin der Mograby, haſt du niemals von mir reden gehört?“

„Ich habe,“ antwortete der junge Prinz, „meine Mutter, und noch öfter meine Wärterinn von einem Apfel erzählen gehört, welchen der Mograby meinem Vater gebracht hatte.“

„Was ſchwatzeſt du da von deinem Vater und von deiner Mutter? du biſt aus den Kernen meines Apfels erzeugt,“ verſetzte der Schwarzkünſtler.

„Ich verſichere euch,“ ſagte der junge Prinz, „daß ich von meiner Mutter geboren bin, und daß Habed-il-Kaleb mein Vater iſt: alle Welt hat es mir geſagt.“

„Alle Welt hat daran gelogen,“ erwiederte der Mograby, indem er ihm abermals eine noch ſtärkere Maulſchelle als die erſte gab; „dein vermeintlicher Vater und deine vermeintliche Mutter taugen nur dazu, Mauleſel für meinen Stall zu erzeugen: laß ſehen, ob du zu der Raße gehörſt, von welcher du zu ſein meinſt.“

Zu gleicher Zeit ſchöpfte der Mograby aus einer Felsſpalte in der Nähe etwas Regenwaſſer mit ſeiner hohlen Hand, ſpritzte es dem Prinzen ins Geſicht, und verwandelte ihn in ein Maulthier, welches er auf der Stelle beſtieg. Der junge Prinz mußte ſogleich ſeine Beine in Bewegung ſetzen, denn ein Hagel von Schlägen beſchleunigte ſeinen Lauf.

Habed-il-Ruman wollte die ganze Welt zu Hülfe rufen und den großen Propheten anflehen: er konnte aber nur Töne hervorbringen, welche ihn ſelber erſchreckten. Unterdeſſen ließ der grauſame Schwarzkünſtler ihm weder Tag noch Nacht Ruhe, bis er ihn ans Ziel ſeiner Reiſe getragen hatte.

Sie befanden ſich an dem Fuß eines entſetzlichen Gebirges, deſſen Gipfel ſich in die Wolken zu verlieren ſchien; eine Wüſte, noch furchtbarer, als alle die, welche ſie durchlaufen hatten, umgab ſie von allen Seiten. Hier ſtieg der Schwarzkünſtler ab, und band ſein Maulthier an einen Dornſtrauch am Ufer einer Quelle, welche aus den Bergſpalten hervorſprudelte.

„Elendes Vieh,“ ſprach er, indem er nochmals den unglücklichen Jüngling auf den Rücken ſchlug, „deine Erziehung hat dich verweichlicht; wir wollen bald ſehen, ob ich dich noch beſſern kann.“

Zu gleicher Zeit näherte er ſich der Quelle, und ſchöpfte Waſſer daraus.

Die vier Füße hatten dem ermüdeten, ausgemergelten und mit Schlägen bedeckten Leibe, worin der unglückliche Prinz von Syrien gebannt war, ihren Dienſt verſagt, und er war regungslos hingeſtürzt. Der Mograby näherte ſich ihm, ſpritzte ihm das Waſſer auf den Kopf, und ſprach dabei ganz laut:

„Unterthan Satanaï's, im Namen Satanaï's nimm deine Geſtalt wieder an!“

Vierhundert und ſiebenzehnter Tag.

Auf der Stelle konnte der arme Habed-il-Numan inne werden, daß er wieder Arme und Beine hatte, obgleich ſie mit Wunden und Blut bedeckt und entſtellt waren. Der Schwarzkünſtler tauchte ihn in den Bach, deſſen Friſche die Kräfte des Armen, der dem Tode nahe war, wieder etwas belebte; und nachdem ſein erbarmungsloſer Verfolger ihn hier aufgerichtet und mit dem Rücken an einen Felſen gelehnt hatte, ſprach er in etwas minder rauhem Tone zu ihm:

„Sprich Habed, weſſen Sohn biſt du?“

„Ach!“ antwortete der junge Prinz mit ſchwacher Stimme, „ich bin das Kind jenes Apfels, jener Kerne, von welchen ihr mir geſagt habt: ich bin der eurige; möge das Mitleid euer Herz für mich rühren!“ —

„Du haſt wohl gethan, zu antworten, wie du geantwortet; ich habe dich in dem Bache den letzten Tropfen des verhaßten Blutes verlieren laßen, welches du von einem undankbaren und meineidigen Manne und Weibe bekommen hatteſt, die mir dreimal nach dem Leben getrachtet haben, um mich für die Wohlthat zu belohnen, welche ich ihnen erzeigt hatte; du haſt die Strafe ihres Frevels gegen mich davon getragen; du haſt das allgemeine Geſetz erfahren, welches die Kinder der Buße für ihre Aeltern unterwirft; ungern habe ich mich genöthigt geſehen, dich einen Theil der Rache treffen zu laßen, welche ihre Treuloſigkeit auf ſie herabzog: ſei verſtändig und gehorſam in allem, und du wirſt an mir einen Vater finden, der dich ohne Schwachheit lieben, ohne Nachläßigkeit dich erziehen wird; und der, anſtatt dich von der Macht und der Größe bethören zu laßen, an welche, als an deine künftige Beſtimmung, du von deiner ganzen Umgebung unaufhörlich erinnert wurdeſt, dich mit einer Macht verbinden kann, auf welche alle Könige der Erde neidiſch ſind: willſt du unter dieſen Bedingungen mein Sohn ſein, Habed?“

„Ach ja!“ antwortete der junge Prinz, welcher fürchtete, bald gar nichts mehr zu ſein, weil er die völlige Entkräftung, worin er ſich befand, als den Vorboten des Todes anſah.

„Wir wollen alſo, mein liebes Kind,“ fuhr der Schwarzkünſtler fort, „nachdem durch die harte Behandlung, welche ich dich habe erfahren laßen, die unumſchränkte Macht, welche dein vermeinter Vater gegen ſich und gegen dich ſelber gereizt hat, beſänftigt worden, ſie gemeinſam anrufen, damit in ihrem Namen dieſer Berg ſich öffne, und uns freien Durchgang gewähre nach einem Orte der Wonne, wo alles Nöthige vorhanden iſt, um dich wieder herzuſtellen, wo du die Vergnügungen deines Alters, und endlich auch die Belehrungen findeſt, welche ein unwiſſender Scheich dir nicht geben konnte, der es ſich zur Pflicht machte, zu glauben, daß alle Geheimniſſe der Natur in einem einzigen Buche enthalten ſind, welches doch nur ein Gewebe von Träumereien iſt.“

Habed-il-Ruman fühlte ſich dem Tode nahe, und wünſchte doch zu leben: „Ich will alles thun, was ihr verlanget,“ ſagte er zu dem Manne, welcher jetzo, nachdem er ſich ſo grauſam, ſo furchtbar gezeigt hatte, für ihn die zärtlichſte Geſinnung anzunehmen ſchien.

Hierauf erhub ſich der Schwarzkünſtler, zog aus einem an ſeinem Gürtel hangenden Beutel ein kleines Buch, eine kleine Wachskerze und ein Feuerzeug; er raffte trockenes Laub zuſammen, ſchlug Feuer an, warf Räucherwerke hinein, murmelte mit leiſer Stimme Anrufungen und Beſchwörungen, und ſchloß mit folgenden lauten Worten:

„Allmächtiger Satanaï, König der ganzen Erde, zwei deiner Kinder verlangen den Durchgang, um an dem glückſeligen Orte auszuruhen, welchen ſie deiner Herrlichkeit verdanken: laß in deinem Namen die Erde ſich öffnen, um ihnen den Eingang zu verſtatten.“

Der junge Prinz konnte in ſeinem erſchöpften Zuſtande kaum mit Gedanken den Worten folgen, welche in ſeinen Ohren erklangen: plötzlich erbebte die Erde unter ihm, und er ſank wieder in Ohnmacht. Aber der Schwarzkünſtler nahte ſich ihm, und ließ ihn jetzt eine Eſſenz einathmen, welche ihm auf der Stelle einen Theil ſeiner Kräfte wiedergab; dann reichte er ihm die Hand, half ihm aufſtehen und führte ihn in eine Höhle, welche ſich eben in den Eingeweiden des Berges aufgethan hatte. Die Kerze, welche der Schwarzkünſtler in der Hand trug, leuchtete ihnen auf den verſchlungenen Pfaden, welche ſie betreten mußten, bis ſie auf eine herrliche Ebene kamen, auf ein Gefilde, wo unter einem heitern und ſanften Himmel die Fruchtbarkeit der Erde ſich durch die Kraft und Schönheit der Gewächſe verkündigte, welche ſie bedeckten, und durch die Fülle der kleinen Bäche, welche ſie benetzten.

Nach allen Seiten hin boten ſich angenehme Ausſichten dar. Hie und da ſah man Thiere weiden und umher laufen, und Vögel die Luft durchfliegen: aber keins von ihnen ſchien wild oder ſcheu zu ſein, unbeſorgt gingen ſie ihrem Vergnügen oder Bedürfniſſe nach.

„Wie findeſt du das Land, welches dir vor Augen liegt?“ fragte der Mograby den jungen Prinzen.

„Sehr ſchön,“ antwortete Habed-il-Numan.

„Wohlan, mein Sohn,“ fuhr der Schwarzkünſtler fort, „es gehört dir, ſo wie mir, wenn du artig biſt; und was du hier ſiehſt, iſt noch gar nichts.“

In dieſem Augenblick entdeckten ſie einen Palaſt von außerordentlicher Größe und Pracht.

„Wem, glaubſt du, gehört dieſes Haus, mein Kind?“ fragte der Schwarzkünſtler.

„Ohne Zweifel euch,“ antwortete der junge Prinz.

„Ja,“ ſagte ſein Führer, „es gehört dem Mograby, deinem Vater, und es iſt auch dein, wenn du ihm Zufriedenheit gewähreſt. — Als ich dich ſo mishandelte, mein Kind, würdeſt du nicht geahnet haben, daß ich dich liebte und dir ſo viel Schönes aufbewahrte. Die Kinder halten diejenigen, welche ihnen liebkoſen, für ihre beßten Freunde: aber ſo muß man nicht mit der Jugend verfahren; ſie muß fürchten lernen, bevor ſie erkennt, was ſie lieben ſoll.

Wenn du noch bei jenem Könige von Syrien wäreſt, würde man dir alle deine Einfälle hingehen laſſen, ſo daß du, wenn du zum Mannsalter gekommen, du überzeugt wäreſt, das Königreich umſtürzen zu dürfen und noch Dank dafür zu verdienen.

Hier dagegen darfſt du überzeugt ſein, daß dir kein Vergehen ohne ſtrenge Züchtigung nachgeſehen wird: ſo wie das Gute, welches du thueſt, dir täglich Belohnungen erwerben wird. Auf ſolche Weiſe erzieht man die Kinder, welche man liebt; Ungehorſam wird nicht verziehen, ſo wenig als Mangel an Vertrauen. Du glaubſt vielleicht, mein liebes Kind, daß wir in dieſem weitläuftigen Palaſte, welchen du hier ſiehſt, viel Leute antreffen werden: aber als ich beabſichtigte, meinen Sohn dahin zu führen, um ihn bei mir zu erziehen, habe ich Alle daraus vertrieben, damit er keinen Schmeichler dort finde.

Es wird dir darin an nichts fehlen, weil ich für alles zu ſorgen weiß, und weil ich für dich, den ich, ohne daß du es ahnen konnteſt, von der Geburt an liebte, mich in den Stand geſetzt habe, während der Zeit deines Unterrichts bei mir, die Stelle des ganzen Hausgeſindes zu vertreten, deſſen ich dich berauben zu müßen glaubte, damit du deſto beſſer bedient würdeſt."

Vierhundert und achtzehnter Tag.

Man kann ſich keine Vorſtellung von dem Eindrucke machen, welchen dieſe Miſchung von Härte und Liebkoſungen, von Drohungen und Verſprechungen, womit der Mograby ſeine Reden durchflocht, und vor allen der üble Anſtrich, welchen er der Erziehung des Prinzen im Palaſt zu Thadmor zu geben wußte, auf das Gemüth Habed-il-Rumans hervorbrachte.

Alles war für den jungen Prinzen neu, ſo wohl in den Handlungen, welche ihn betroffen hatten, als in den Verſprechungen, welche ihm jetzo gemacht wurden. Mehr von Furcht eingeſchüchtert, als durch einen andern Beweggrund getrieben, verbarg er ſo gut es ihm möglich war, ſeine Verwirrung; und dieſer Zuſtand würde noch länger bei ihm gedauert haben, wenn er nicht bald hierauf die anſcheinend einſame Wohnung des Mograby betreten hätte.

Die Bauart derſelben war großartig, edel, einfach und mächtig zugleich; aber dieß war nicht geeignet, die Blicke eines jungen Prinzen zu feſſeln, deſſen Augen an Pracht gewöhnt waren; er verwunderte ſich vielmehr, die Thüren offen und niemand zur Bewachung derſelben zu finden.

Der Schwarzkünſtler führte ihn von Säulengängen zu Säulenhallen, von Vorhallen zu Vorhöfen, von Sälen zu Sälen, nach einem Gartenhauſe, deſſen vier Ecken vier Springbrunnen von kryſtallhellem Waſſer zierten. In der Mitte des Gebäudes ſtieg eine Waſſergarbe aus einer Tafel von Jaspismarmor empor, und ſank in Abſätzen nieder, und verlor ſich unten, nachdem ſie das Schmelzwerk des Beckens umſpielt hatte. Eine der Höhe des Gebäudes angemeſſene Thüre ließ die Sonnenſtrahlen gerade auf dieſe Waſſergarbe fallen, welche dann einen beweglichen Regenbogen darſtellte. Das Gemach war ringsum mit prächtigen Sopha's geziert; vor jedem der vier großen Fenſter die es erleuchteten war ein Gitter von Golddrath, welche Vögel von dem glänzendſten und mannigfaltigſten Gefieder und von dem reizendſten Geſange belebten; ſie ſpielten zwiſchen den Blumen und duftenden Gebüſchen, womit der Boden beſetzt war.

„Sieh, mein Kind," ſprach der Mograby zu ſeinem Zögling, „dieß iſt dein Studierzimmer, wenn es dir dazu gefällt; denn, weil ich dich hier zum Herren über alles mache, ſo haſt du die Wahl. Setze dich auf einen dieſer Sopha's, du mußt der Ruhe bedürfen: während ich dir das Abendeſſen bereite, kannſt du hier wieder Kräfte ſammeln.

Hier neben an iſt ein Badezimmer; ich gehe hin, Holz anzuzünden, um es zu heizen: du haſt ohne Zweifel an den Händen und am Leibe noch Wundmäler der harten Behandlung, welche du erfahren haſt; wir wollen unſer beßtes thun, um allgemach den Schmerz und die Spuren davon zu vertreiben.

Aber, mein Sohn, mitten unter den Wohlthaten, welche man erfährt, iſt es nicht übel, wenn uns irgend etwas die Vorſtellung des Ungemachs, dem wir ausgeſetzt geweſen, vergegenwärtigt. Ich verlaße dich einen Augenblick, um alles zu bereiten, deſſen du bedarfſt."

Mit dieſen Worten ging der Mograby hinaus, und Habed-il Ruman blieb auf einem Sopha hingeſtreckt, wo er ſich mancherlei Betrachtungen überlaßen hätte, wenn nicht der wohllautende Geſang der Vögel, der eben die untergehende Sonne begleitete, ihn zur Zerſtreuung gezwungen hätte.

Sein Pfleger kam mit einem Korbe voll herrlicher Früchte wieder herein, und ſagte: „Wähle, und iß.“

Hierauf verſchwand er abermals, trat nach einiger Zeit wieder herein, und ſagte: „dein Bad iſt bereit, komm, dich deſſelben zu bedienen.“

Er führte ihn in ein Nebenzimmer, wo alles ganz köſtlich war, und nachdem er ſelber ihn entkleidet hatte, führte er ihn in die Badſtube, deren von den angenehmſten Wohlgerüchen duftende Luft ſanft erwärmt war.

Der Mograby trat ſelber in das Bad hinein, und umhüllte ſeinen Zögling mit den feinſten Seidenzeugen; er drückte ſanft die noch ſchmerzhaft ſcheinenden Quetſchungen, und in kurzer Zeit entfernte er daraus alle Empfindlichkeit, und vertrieb alle Entzündung, ſo daß man kaum noch die Narben davon gewahren konnte.

„Wenn mein Kind zu Thadmor wäre,“ ſagte der Schwarzkünſtler, „würde man ihn der Wartung eines Sklaven überlaßen: aber um wie viel heilkräftiger iſt die Hand eines Vaters! ſie gewährt eine ganz andre Behandlung. Du biſt jetzt wieder hergeſtellt, mein lieber Sohn; wir wollen nun in den Saal gehen, wo du ſpeiſen ſollſt.“

Zugleich ließ er ihn Beinkleider und einen Rock von Seide anziehen. Nachdem er ihn mit der größten Sorgfalt gekämmt und das Haupt mit Wohlgerüchen beſprengt hatte, führte er ihn in ein andres Zimmer, welches von hundert Kerzen auf prächtigen Kronleuchtern erhellt war, und ließ ihn ſich auf einen Sopha von der üppigſten Weichheit hinſtrecken.

„Ich werde dich nicht immer ſo weich ſitzen laßen,“ ſprach er zu ihm; „aber ich laße gern eine behagliche Ruhe auf eine große Anſtrengung folgen. Schlaf einen Augenblick; ich gehe unterdeſſen, unſer Mahl zu bereiten, alles dazu ſteht mir ſchon zur Hand; ich habe ſelber das Gemüſe geholt und das nöthige Vieh dazu geſchlachtet. Ich bin ein ſehr hurtiger Koch, und du ſollſt auch lernen, es für dich ſelber zu ſein.“

Mit dieſen Worten ging er wieder hinaus. Habed-il-Numan war über alles, was er hier ſah, mehr als jemals erſtaunt; aber die Ermattung und das Bad hatten ihn ſchläfrig gemacht, und er ſchlief ein.

Vierhundert und neunzehnter Tag.

Während er ſo ausruhte, bedeckte ſich vor ihm eine Tafel mit einem köſtlichen Mahle von Wildpret, Fiſchen und gewürztem Reis, und ein neben der Tafel aufgeſtellter Schenktiſch war mit Früchten, eingemachten Sachen und köſtlichen Weinen beſetzt. Der Mograby weckte nun den Prinzen:

„Auf, Habed!“ ſprach er zu ihm, „es iſt Zeit zu eſſen.“ Der junge Prinz richtete ſich auf; in ſeinem Alter iſt das Bedürfnis noch viel gebieteriſcher, als in jedem andern. Sein Wirth ſaß ihm gegenüber und bediente ihn mit der größten Aufmerkſamkeit, während er ihm ſtäts etwas Angenehmes zu ſagen ſuchte, auf eine Weiſe, welche ſelbſt der Ton der Stimme einſchmeichelnd machte.

Dieſe Veränderung in der Stimme ſeines Entführers war das erſte, was dem jungen Prinzen von Syrien auffiel; allgemach betrachtete er auch das Antlitz des Mannes, der mit ihm ſprach: es war noch vortheilhafter verändert, als die Stimme; es war das Antlitz eines ehrwürdigen Greiſes, deſſen Blicke von einem ungewöhnlichen Feuer funkelten, aber deſſen Züge ſonſt angenehm waren.

„Aber,“, ſagte auf einmal Habed-il-Ruman, in ſeiner Unbefangenheit herausplatzend, „ihr ſeid gewiß nicht jener boshafte Einäugige, der mich entführt, in einen Mauleſel verwandelt und ſo ſehr geſchlagen hat.“

„Oh! mein Kind, ich bin wohl häßlich, wohl einäugig für diejenigen, welche ich mit einem böſen Auge anſehen muß: aber für einen gehorſamen Sohn, wie du es ſein wirſt, bin ich immer ſo, wie du mich hier ſieheſt. Erkenneſt du mich gegenwärtig für deinen wahren Vater?“

Ein Blitz, der plötzlich den Augen des Mograby entfuhr, ließ Habed-il-Ruman in ſeiner Antwort nicht zaudern: „Oh, ſicherlich,“ ſagte er, „ſeid ihr mein Vater.“

Bei dieſen Worten ſtand der Schwarzkünſtler [illegible] umarmte ihn mit entzückter Zärtlichkeit und ſagte:

„Ach! ich dachte es wohl, daß das Blut reden würde. Geh nun in das Gemach, wo du ſchlafen ſollſt, mein Sohn: ich erwarte von dir einen großen Troſt für mein Alter, und werde nun nicht ſterben, ohne einen Erben zu hinterlaßen, deſſen Macht ihn über alle Herrſcher der Erde erhebt.“

Mit dieſen Worten nahm der Mograby den jungen Prinzen bei der Hand, und führte ihn in ein Gemach, wo ein prächtiges Bette für ihn bereit ſtand.

„Schlaf wohl,“ ſagte er zu ihm; „morgen werde ich dir hier meine kleinen Einrichtungen zeigen; und wenn du dich recht ausgeruhet haſt, wollen wir uns darüber beſprechen, was deinen Unterricht betrifft.“ —

Bei dieſer Stelle unterbrach ſich die Amme wieder einmal und ſagte:

„Bewundert, Prinzeſſinn, die hölliſche Liſt dieſes abſcheulichen Mograby! Wer ſollte nicht glauben, daß er dieſen Jüngling zärtlich liebt? Wer dächte nicht, daß er aufrichtig deſſen Glück will? Aber er will ihn nur durch die Furcht einſchüchtern, und durch die Vergnügungen anlocken, um ihn, wo möglich, ſich völlig zu unterwerfen, ſeine Seele zu verderben, und ihn eben ſo boshaft und dem Satanaï eben ſo ergeben zu machen, wie er ſelber iſt.

Er ſpielt bei ihm die Rolle des Sklaven, des Kochs, des Erziehers; er bietet ſich zu allem dar: Aber während er ſein Zutrauen zu gewinnen ſucht, legt er ihm, um ſich zu ſeinem unbeſchränkten Herrn zu machen, arge Schlingen, und entfernt ſich nur, um noch andere vorzubereiten.

Unterdeſſen war der junge Prinz von Syrien, dem der Gebrauch des Weins bisher unbekannt geweſen, davon betäubt und eingeſchlafen. Als die Sonne aufging kam ſein Wirth, mit aller erdenklichen Aufmerkſamkeit um ihn bemüht, und öffnete die Vorhänge ſeines Bettes.

„Auf, mein Sohn,“ ſagte er zu ihm, „der ſchöne Morgen ladet uns ein, zu luſtwandeln; wir wollen ihn nicht ungenoſſen vorüber gehen laßen. Laß uns jeder einen Bogen und Pfeile nehmen: du biſt ein Araber und ich ein Maure, wir müßen beide damit umzugehen wiſſen.

Während wir einige Merkwürdigkeiten unſrer Einſamkeit durchlaufen, wollen wir in der Luft, auf der Erde, und ſelbſt im Waſſer etwas für unſre Tafel aufſuchen: wir müßen mit Annehmlichkeit uns ſelbſt zu genügen lernen.“

Indem der Mograby alſo ſprach, half er Habed-il-Ruman ein für die Wanderung und für die Jagd bequemes Kleid anlegen.

Sie machten ſich auf den Weg: der Himmel erſchien in der größten Reinheit; dicke Wolken, die auf einer Bergkette ruhten, begränzten rings umher den Geſichtskreis: aber ſo weit der Blick reichte, ſchien die Sonne alles zu beleben, ohne daß ihre Strahlen brannten, und der Wind bewegte nur die Luft, um ſie noch leichter zu machen.

„Ich muß dich jetzt belehren, mein lieber Sohn,“ ſprach der Mograby, „an welchem Orte der Erde wir uns befinden: dieſe kleine Ebene iſt auf allen Seiten von den Gipfeln des Atlasgebirges umgeben; ſie war wüſt, dürr, unbewohnbar.

Als ich es unternahm, ſie anzubauen, um ſie zu meinem gewöhnlichen Aufenthalte zu machen, waren hier nur Sandflächen mit ſolchen Dünſten bedeckt, wie du am Geſichtskreiſe ſiehſt; aller Wachsthum war daraus verbannt; weder ein einziges Würmchen, noch das kleinſte Kraut war darauf zu finden; die Winde allein beherrſchten ſie mit ihrer Wuth und wühlten unaufhörlich den Sand um; die Luft war unerträglich; kein Tropfe Waſſers war vorhanden: kurz, die vereinten Kräfte aller Beherrſcher der Erde hätten nicht vermocht, hier die geringſte Anſiedlung zu bewerkſtelligen.

Aber nichts iſt denjenigen unmöglich, die ſo wie du und ich, das Glück gehabt haben, vom Augenblick ihrer Geburt an, dem großen Geiſt unterworfen zu ſein, der über die Schätze der Natur ſchaltet, wenn ſie ſich alle Kenntniſſe erworben haben, durch welche der Menſch ſich zur Kunde ſeiner Geheimniſſe erheben kann.

Mit ſo mächtiger Hülfe hatte ich bald aus den fruchtbarſten Gefilden, ſo nur auf Erden ſind, alles hergeſchafft, was nöthig war, dieſe Ebene mit den Wundern des Wachsthums zu ſchmücken, und aus der Erde Quellen hervorſteigen laßen, welche ſie befeuchten ſollten. Dieſelben Mittel gewähren mir die Annehmlichkeiten aller Art, deren wir uns gegenwärtig erfreuen.

Vierhundert und zwanzigſter Tag.

Während der Mograby durch die Erzählung der Wunder, womit er ihn bekannt machte, die Aufmerkſamkeit ſeines Zöglings feſſelte, befanden ſie ſich am Ufer eines lebhaften und klaren Stromes, der ſehr fiſchreich ſchien: da ließ eine Gaſelle ſich an dem Geſtade ſehen; der Mograby verſcheuchte ſie durch eine Bewegung mit der Hand, und drückte einen Pfeil auf ſie ab, der ſie auf dem Raſen hinſtreckte.

Habed-il-Ruman, dadurch zum Wetteifer geſpornt, erſah einen jungen Rehbock, der aus einem Gebüſche nach einem andern hinüber lief; er zielte darnach und traf ihn, das verwundete Thier machte noch einige Sätze, und fiel.

„Vortrefflich, mein Sohn,“ ſagte der Zauberer. Zu gleicher Zeit nahte er ſich dem Strome und durchbohrte einen Fiſch, der dicht an der Oberfläche ſchwamm; Habed ſprang hinein, und ergriff geſchickt den Fiſch, welchen der Strom mit ſich hinwegriß.

„Wir wollen,“ ſagte der Mograby zu dem jungen Prinzen, „die Ausbeute unſrer Jagd hier laßen; ich werde wieder her kommen und ſie abholen; wir haben nicht nöthig, uns gegenwärtig damit zu beladen, es würde uns nur bei unſerer Wanderung beſchweren. — Ich will dich heute,“ fuhr er fort, „noch einen beſonders zu unſerm Nutzen beſtimmten Gegenſtand kennen lehren, das iſt der Hühnerhof. Da ich mich oft von hier entfernen muß, ſo findeſt du darin reichlich alles, deſſen du bedarfſt, wenn deine Studien dich zu ſehr beſchäftigen und verhindern, dich dem Vergnüzen der Jagd hinzugeben.

Wir wollen heute nur dieſen Gegenſtand vornehmen; wir haben noch mehr als eine Wanderung mit einander zu machen, und es iſt gut, wenn jeden Tag ein neuer Reiz damit verbunden wird.“

Mit dieſen Worten führte der liebkoſende Schwarzkünſtler den Prinzen nach einem Vogelhauſe, mitten in einem Gehölze von Bäumen aller Art, deren Mannigfaltigkeit von Blüten und Früchten, womit ſie bedeckt waren, einen reizenden Anblick gewährte.

Das Vogelhaus hatte hundert Schritt ins Gevierte, und war hundert Fuß hoch; es war umſchloſſen von einem goldenen, mit ſanftem grünem Schmelz überzogenen Gitter, welches ſo fein gearbeitet war, daß man ſehr nahe heran treten mußte, um es gewahr zu werden.

Unter den Gewächſen und Bäumen, welche es ſchmückten, waren vor allen ſolche ausgewählt, deren Früchte und Saamen die Vögel aus allen Welttheilen gern fraßen. Um die Bäume, deren Höhe die Durchſuchung der Neſter beſchwerlich gemacht hätte, befanden ſich bequeme Drehleitern, auf welchen man bis hoch in den Gipfel ſteigen konnte.

Ein Springbrunnen ſtieg in der Mitte des Vogelhauſes empor und fiel in ein großes Becken herab, welches mit Raſen umkleidet war, von wo das Waſſer ſich in kleinen flachen Rinnen durch alle Räume des Vogelhauſes verbreitete.

Der Boden, an ſich ſelber fruchtbar, und durch dieſe ſtätige Befeuchtung und ſchöne Sonnenwärme befruchtet, bedeckte ſich üppig mit allen Gewächſen, welche zur Nahrung der mannigfaltigen, hier vereinigten Vögel, am meiſten geeignet waren.

Der Schwarzkünſtler beobachtete mit Vergnügen die Wirkung, welche dieſes Schauſpiel auf die noch ganz neue Seele ſeines Zöglings hervorbrachte; er mußte ihn von den Erinnerungen losmachen, welche ihm noch übrig bleiben mochten, damit er ihn leicht und gänzlich ſeinen eigenen Abſichten unterthan machen und ihn zu ſeinen verderblichen Entwürfen benutzen könnte.

Von jugendlichem Gelüſte getrieben, war Habed-il-Ruman bis in den Gipfel einer Ceder geklettert, um ein Neſt Ringeltauben auszunehmen; er ſteckte zwei Pärchen davon in ſeinen Buſen und ſtieg, vergnügt mit ſeinem Fange, wieder herab.

Hätte er eben dieſes zu Thadmor thun können, ſo wäre er wahrhaft fröhlich geweſen: aber, trotz den Liebkoſungen des Mograby, blieb das Herz des jungen Prinzen immer beklommen.

„Es ſcheint,“ ſagte der Schwarzkünſtler zu ihm, „daß dir an deinem Fange genügt, mein liebes Kind. Als du oben auf der Ceder wareſt, mußteſt du den Palaſt ſehen können: er iſt nicht weit von uns, trag dieſe Ringeltauben dahin. Geh und lege dieſes Kleid ab, welches dir für den übrigen Tag unbequem ſein möchte: ich aber gehe hin, die Ausbeute unſerer Jagd zu holen, und komme im Augenblick wieder, um unſer Mahl zu bereiten.“

Habed-il-Ruman ging allein hin, und würde ſich vielleicht allerlei Betrachtungen überlaßen haben: aber der Weg, der ihn zum Palaſt führte, ging durch ein Gebüſch von ihm unbekannten Bäumen, die mit mancherlei Früchten von hinreißender Schönheit beladen waren.

Er pflückte davon, und fand ſie köſtlich; er aß welche, und konnte ſich nicht daran ſättigen. Endlich nahm er einen Vorrath davon mit. Er kam in das Gartenhaus mit den Springbrunnen zurück, und legte ſeine Laſt ab. Es war, als wenn die Vögel in den Gittern an den Fenſtern ſich freuten, ihn wiederzuſehen, ſolche Fröhlichkeit bezeigten ſie, mit ſolcher Mannigfaltigkeit und Lieblichkeit erhuben ſie ihr Gezwitſcher.

Der Prinz von Syrien fand hier ein eben ſo reiches als zierliches Kleid; er zog es an, nachdem er das ſeinige abgelegt hatte. Darüber kam auch der Schwarzkünſtler heim, und ſagte zu ihm:

„Ach! mein Kind, du haſt dich ohne mich angekleidet? Es iſt nicht übel, daß du dich dazu gewöhneſt; aber es thut mir Leid, daß ich dir nicht die Mühe dabei erſpart habe.

So ſehr Habed-il-Ruman auch an Schmeicheleien gewöhnt war, ſo machte dieſe ihn doch erröthen; denn ſeine von der Vater- und Mutterliebe eingenommene Seele konnte ſich noch nicht den Liebkoſungen und zuvorkommenden Gefälligkeiten hingeben, womit er ſich überhäuft ſah.

Der Schwarzkünſtler bemerkte das Obſt auf dem Tiſche, und ſagte:

„Ach! da iſt Obſt: ich wollte wetten, daß du davon gegeſſen haſt.“

Der Prinz erröthete. „Meinſt du,“ fuhr der Schwarzkünſtler fort, „daß ich dir einen Vorwurf darüber mache? Du biſt mein Kind; alles was hier in meiner Gewalt ſteht, gehört dir. Ich bin keiner von jenen Vätern, die alles was ſie haben für ſich allein behalten; die, unter dem Vorwande, ſie unterrichten zu laßen, ihre Kinder weit von ſich entfernen, um ſich der Mühe zu überheben, für ſie zu ſorgen, und um nicht ihre Vergnügungen mit ihnen zu theilen.

Mein Sohn iſt hier eben ſo gut König, wie ich es bin; wenn er ſtäts meinem Willen folgen ſoll, ſo liegt es mir ob, ihn ſeine Pflichten zu lehren, und ihm die Ausübung derſelben zu verſüßen.

Höre mich, Habed! ich verbiete dir, dieſe Früchte hier zu eſſen, weil ſie dir die Eßluſt rauben würden, welche die erſte und beßte Würze des Mahles iſt, welches wir bald mit einander halten wollen. Ruhe dich auf einem Sopha aus; es iſt heute nicht Arbeitstag; ergetze dich an dem Geſange dieſer Vögel: dein Koch iſt zu eifrig, dich zu bedienen, als daß er dich lange ſollte warten laßen.“

Vierhundert und ein und zwanzigſter Tag.

Der Jüngling, der ungewiß und zerſtreut war, und gleichſam unwillkührlich allem dem nachdachte, was ihm war geſagt worden, ging umher zu allen Vogelhäuſern und ließ ſich an die Fingerſpitzen picken.

Kaum war eine halbe Stunde verfloſſen, da ſtand die Tafel beſetzt: der Fiſch, die Gaſelle, der Rehbock, die Tauben, alles war köſtlich. Der Schwarzkünſtler bezeigte ſich ſo aufmerkſam, ſo zuvorkommend, ſo einſchmeichelnd, daß der Zauber ſeiner Reden, ſeiner Handlungen und ſeines ganzen Benehmens über das unſchuldige Geſchöpf zu ſiegen begann, welches er mit ſeinen Schlingen umſtellte. Der junge Prinz war geneigt zu glauben, daß der Mann, der ihn ſein Kind nannte, in Wahrheit vermittelſt des Apfels, von welchem ihm ſo viel erzählt worden war, ſein Vater ſein könnte; und noch vor dem Ende des Mahles hatte er auf die Geſundheit des Mograby getrunken und ihn dabei Vater genannt. „Aber,“ fügte er hinzu, „Elmennur iſt doch immer meine Mutter?“

„Noch weniger, als es deine Amme war,“ antwortete ihm der Schwarzkünſtler. „Ich verbiete dir, an jene Leute nur zu denken, welche dich, um ſich deiner zu entledigen, einem alten Schwätzer überliefert hatten, der dich in beſtändigem Zwange hielt, und dich nur Albernheiten lehrte.

Wenn man dir einen Vogel gab, mein Sohn, ſo dachte man Wunder, welch ein Geſchenk man dir machte: ich gebe dir deren hunderttauſend. Man wiederholte ſtäts deinen Ohren, daß du zum Herrſchen beſtimmt wäreſt, und du mußteſt beſtändig einem alten Graubarte gehorchen, der dich unaufhörlich die Naſe in ein Buch ſtecken ließ, welches nur Narrheiten enthält.

Dein vermeinter Vater ließ ſich von ſechzigtauſend Mann Leibwache umgeben, als ein wer weiß wie wichtiger Menſch: dich dagegen, armer kleiner Unglücklicher! dich ließ man unter einer Rotte von Kindern, von denen ich dich weggenommen habe.

O mein theures Kind! ich zürne auf jene beiden Geſchöpfe, welche du deinen Vater und deine Mutter wähnteſt, mehr wegen des Böſen, welches ſie an dir gethan haben, und thun wollen, als wegen ihres Wortbruches, ihrer Treuloſigkeit, ihrer abſcheulichen Undankbarkeit gegen mich.

Ich hatte ſie mit Wohlthaten überhäuft, und dreimal haben ſie mir nach dem Leben getrachtet. Ich werde vielleicht Mühe haben, deine Rache zurückzuhalten, wenn du ſie erſt recht kennen gelernt haſt.“

Der Mograby mußte, ungeachtet ſeiner ſcheinbaren Gründe, doch zu weit gegangen ſein; denn, obſchon er mit eben ſo gerührtem, als heftigem Tone geſprochen hatte, ſo fühlte doch der junge Prinz eine ſolche Beklommenheit des Herzens, daß er die Augen niederſchlagen mußte und ihm einige Thränen entlockt wurden.

Der ſchlaue Schwarzkünſtler gewahrte dieß: er mußte nun die Vorſtellungen, welche er hervorgerufen, wieder zerſtreuen, die Gefühle wieder einſchläfern, welche er aufgeregt hatte. Ein Glas voll köſtlichen Brandweins, ein eben ſo verführeriſches als neues Getränk für den Prinzen, war das Mittel, welches er anwandte; die Wirkung davon ſtieg dem Jünglinge bald zu Kopfe, und der vorgebliche Vater nahm mit der größten Sorgfalt das Schlachtopfer ſeiner Argliſt und trug es auf ein Sopha.

Bei ſeinem Erwachen wurde der unſchuldige junge Prinz von neuen mit allen von Schmeichelei gewürzten Liebkoſungen überhäuft. Er ſank aus den Schlingen eines üppigen Schmauſes in die Arme des auf mehr als eine Weiſe herbeigerufenen Schlafs, und der anbrechende Tag bereitete ihm ein neues Schauſpiel.

Abermals wurde eine Luſtwanderung mit ihm angetreten. Die Höfe der Hausthiere, ſo wie die Gehäge der ſogenannten wilden Thiere öffneten ſich ihm. Die einen machten ihm tauſend Liebkoſungen, die anderen gehorchten auf ſeinen Ruf; und die Thiere, von denen man gewöhnlich nur als von Gegenſtänden des Schreckens ſpricht, kamen demüthig zu ſeinen Füßen herangekrochen.

„Sieh, mein Sohn," ſprach der Schwarzkünſtler, „das Vorrecht des unterrichteten Mannes: alle Weſen der Schöpfung hören auf ſeinen Ruf. Der Hund, welcher die Thüre deines graubärtigen Scheichs hütete, würde ihn ſelber gebiſſen haben, wenn er zu nahe heran getreten wäre, und wenn er ihm auch den ganzen Koran vorgeſagt hätte: ich dagegen will dich hier nur ein einziges Wort lehren, welches bewirken ſoll, daß die Ceder, der ſtolzeſte aller Bäume, ſich vor dir beuget. Du begreifſt nunmehr wohl, daß man dich ſehr unnützes Zeug gelehrt hat!"

Habed=il=Ruman kehrte, voll Bewunderung und Erſtaunen über alles, was er geſehen hatte, nach dem Gartenhauſe mit den Springbrunnen zurück. Das Mittagseſſen wurde ihm vorgeſetzt, und jede Rückſicht gegen ihn beobachtet. Bis auf die Aufmerkſamkeiten, welche keine Unterbrechung leiden, überließ man ihn, ſo zu ſagen, ſich ſelber.

Nachmittags beſchäftigte man ihn in dem Bücherſaale: hier eröffnete man ihm alle Quellen, ſeine Muße nützlich anzuwenden. Von der Tonkunſt bis zur Sterndeutung und den geheimen Wiſſenſchaften, gab es keine

Kenntnis, zu welcher der unermeßliche Saal, welchen er durchlief, ihm nicht die Mittel dargeboten hätte.

„Der Menſch iſt nichts ohne die Wiſſenſchaft,“ ſprach der Schwarzkünſtler; „er ſteht in Anſehung der Stärke und Hurtigkeit unter dem Thiere, und hat nur den geringen Vorzug, ſeine Empfindungen auf mancherlei Weiſe auszudrücken, ohne meiſtentheils zu wiſſen, was er ſagt; während dasjenige, was er ein Thier nennet, ſich ſtäts auf gleiche Weiſe und angemeſſen ausdrückt. Hier wirſt du deine Studien beginnen; du wirſt alles benutzen, was ich zuſammengebracht habe, alles was ich weiß; und ich werde dir anzeigen, wo du aufhören ſollſt, wenn ich mit deinen Fortſchritten zufrieden bin.

Zuvörderſt mußt du lernen, dich mit Leichtigkeit auszudrücken; ſodann die Kunſt ſtudieren, deine Gedanken beſtimmt und folgerichtig zu entwickeln: alle mögliche Gegenſtände werden dir hier nach einander vor Augen kommen, um deine Vorſtellungen zu bereichern.

Aber, mein liebes Kind, du kannſt nur durch meine Gegenwart und durch meine Hülfe zu dieſen Kenntniſſen gelangen, bis du durch deine unbedingte Unterwerfung und deinen unausgeſetzten Fleiß dich demjenigen angenehm gemacht haſt, der hier mit allen anderen Weſen ſein Spiel treibt, und zwar auf noch viel leichtere Weiſe, als du mit den Fangknöcheln ſpielen konnteſt, mit welchen du dich in dem verhaßten Loche ergetzteſt, wo dein alter Scheich dich gefangen hielt.

Laß dich die Menge der Gegenſtände, auf welche ich dich, ſie zu durchdringen und zu erforſchen, hinweiſe, nicht abſchrecken: die Wiſſenſchaft iſt nicht ſo ſchwer zu erwerben, als man wähnt, wenn nur die Anfangsgründe einfach dargeſtellt werden, und die Gegenſtände von denen ſie handeln ſoll, ſich nicht der Unterſuchung entziehen. Die Natur iſt nur für diejenigen ein unerklärliches Geheimnis, die ihr nicht, wie wir thun wollen, den Schlüſſel dazu entwunden haben.“

Vierhundert und zwei und zwanzigſter Tag.

Habed-il-Ruman hatte eine lebhafte Faſſungskraft, und war beſonders mit großer Emſigkeit begabt. Seine Wißbegierde war wunderſam aufgeregt, und er eilte von ſelber den argliſtigen Bemühungen zuvor, welche man anwenden wollte, ihn zu unterrichten.

Jetzt vereinigten ſich der Meiſter und der Jünger über die Folge, wie die Gegenſtände abgehandelt werden ſollten, und über die Eintheilung der Stunden, und die Arbeiten begannen auf beiden Seiten mit unglaublichem Eifer. Man mußte den jungen Prinzen von den Gegenſtänden ſeiner Nachforſchungen mit Gewalt losreißen, um ihn zum Vergnügen der Jagd oder des Fiſchfanges zu bewegen, und ſein Geiſt war, vermöge ſeiner natürlichen Kraft und in Folge ſeiner Hingebung, unerſättlich. Er machte beſonders in der Mathematik erſtaunliche Fortſchritte.

Der Mograby frohlockte, endlich ein Weſen gefunden zu haben, welches ihm in ſeinen Entwürfen helfen könnte, deren Umfang zu enthüllen noch nicht Zeit iſt. Aber wenn er ſeinen Zögling allmählich eben ſo boshaft machen wollte, als er ſelber war, ſo mußte er ihn ſtäts auf einer tieferen Stufe des Wiſſens und der Macht erhalten; und als er gewahrte, daß Habed, ſich ſelber überlaßen, zu weit ging, ſo warf er einen Gegenſtand der Zerſtreuung dazwiſchen ein:

„Komm, mein liebes Kind, laßen wir jetzt Aſtrolabium und Zirkel liegen,“ ſprach er dann zu ihm, „wir haben genug gearbeitet: wir wollen einmal unſeren Marſtall beſehen.“

Habed-il-Ruman gehorchte, und war überraſcht, an einem ſo abgelegenen Orte, ſo herrliche Pferde zu finden, und noch in größerer Anzahl, als er im Palaſt von Thadmor geſehen hatte.

„Es wird dir Vergnügen gewähren, mein geliebter Sohn,“ ſagte er zu ihm, „auf dieſen Pferden einen Luſtritt zu machen; wähle dir eins aus, welches dir gefällt; ich habe bald das meinige gefunden, und wir wollen zuſammen reiten.“

So bald der Prinz ſeine Wahl getroffen hatte, ſattelte und zäumte der Schwarzkünſtler das Pferd, that dem ſeinen aber nur einen grünen Seidenfaden in den Mund, und beide ſprengten im Galopp dahin.

Man hatte ſeit drei Jahren ſchon zu Thadmor den Prinzen täglich zu reiten gewöhnt; er ſaß feſt, und hielt ſich anmuthig: ſein jetziger Lehrer zeigte ihm noch natürlichere und leichtere Hülfsmittel, das von ihm beſtiegene Thier zu lenken; mit Einem Worte, er lehrte ihn, mit dem Pferde ſprechen und ſich ihm verſtändlich machen. Damit war nun Habed-il-Ruman etwas von dem Studium der Mathematik entfernt, in welcher er ſo reißende Fortſchritte machte: indeſſen da ſeine Neigung ihn immer wieder darauf zurückführte, mußten andere Mittel erſonnen werden, ihn zu beſchäftigen.

Der Mograby hielt ſogar Elephanten, und zwar in großer Menge. So bald der junge Prinz dieſe königlichen Thiere erblickte, verlangte er, die wunderbaren Wirkungen ihres Inſtinkts zu ſehen.

Nachdem er ſich genugſam an den Zügen von Verſtand und Gehorſam des Elephanten ergetzt hatte, führte der Mograby ihn in ſeine Küche, deren Geheimniſſe er ihm nunmehr enthüllen konnte, ohne ſein Erſtaunen zu befürchten.

Nichts war einfacher, als ſeine Zurichtung und Würze der Speiſen: er befahl der getödteten Gaſelle ſich ſelber die Haut abzuſtreifen und ſich zu vierteln; er ſchlug nur mit einer Ruthe auf ſie, und damit war alles abgethan.

Er legte das Stück, welches er wollte, in einen Tiegel, und ſagte zu ihm: „Tiegel, thu deine Pflicht!“ Das Feuer gehorchte ebenfalls dem Befehle; kurz, es hatte das Anſehn, als wenn er alles thäte, und er that gar nichts.

„Ich zeige dir hier, liebes Kind,“ ſagte er, „eine Kunſt, welche dir nöthig iſt; du wirſt, wenn ich nicht hier bin, daſſelbe thun, was du mich thun ſiehſt, indem du bloß die Worte ausſprichſt:

„Im Namen des großen Geiſtes, des Meiſters der Geiſter, gehorchet dem Kinde vom Hauſe!“

Ich kündige dir an, daß du mich morgen beim Erwachen nicht mehr hier finden wirſt. Ich habe Pflichten, die mich abrufen, ich muß hingehen, ſie zu erfüllen; alles auf Erden erkennt eine Unterordnung an; es gibt nur eine Unterordnung, die ſüß iſt, das iſt die kindliche, die deine. Gegenwärtig gebietet mir die meine, dich hier allein zu laßen, während meine Gedanken beſtändig bei dir bleiben werden; ſei verſichert, daß ſie hier ſind; ſtelle dir immer vor, daß ſie dir alles gebieten, was du zu deinem eigenen Frommen nothwendig thun mußt.

Setze alle deine Studien fort, mein Sohn, ſo wie deine Uebungen; laß ſie mit Vergnügungen abwechſeln, und hüte dich, durch zu ſtarke Anſtrengung des Geiſtes deine Geſundheit zu zerrütten, wenn ich nicht hier bin, dir Heilmittel zu reichen. Uebrigens durchſtreife den ganzen luſtigen Raum, deſſen Beſitzer wir ſind: im Namen desjenigen, den ich dir genannt habe, werden alle Thüren ſich dir öffnen. Wenn du jägeſt, wird das Waſſer, welches dir den Weg verſperrt, vor dir zurückweichen: das Kind vom Hauſe iſt Herr vom Hauſe."

Indem er alſo zu ihm ſprach, ließ er ihn in ſein Bette ſteigen, umarmte ihn mit den wärmſten Ausdrücken der Zärtlichkeit, und ſchien denjenigen zum Herrn alles des Seinigen zu machen, den er, zu ſeinem eigenen Nutzen, mit den härteſten Feſſeln der Sklaverei zu belaſten gedachte.

Vierhundert und drei und zwanzigſter Tag.

Am folgenden Morgen ſtand Habed=il=Ruman auf, und theilte ſein Tagewerk genau ſo ein, wie es ihm war vorgeſchrieben worden: er verließ ſeine Berechnungen und Werkzeuge der Sternkunde, um zu denen der Tonkunſt überzugehen. Dann ging er auf die

Jagd; er wollte lieber von ſeinem Wildprete leben, als die Vögel ihrer unſchuldigen Jungen berauben. Er holte Gemüſe und Obſt, und mit Hülfe ſeines guten Gedächtniſſes, wie ſeines leichtfaſſenden Verſtandes, ließ er ſich eben ſo leicht bedienen, als der Zauberer nur immer ſelber vermocht hätte. Die Beſchäftigungen des jungen Prinzen waren ſo mannigfaltig, ſeine Wißbegierde durch ſo mannigfaltige Gegenſtände bald befriedigt, bald von neuen gereizt, daß, wenn in ſeinem Herzen noch einige Erinnerung der Gegenſtände zurückblieb, welche ihn zu Thadmor beſchäftigt hatten, ſie doch darin wie eingeſchlummert lag.

Vor allen konnte er ſich nicht erwehren, mit Verachtung auf die Beſchäftigungen zurück zu blicken, mit welchen man ihn dort unterhalten hatte, auf ſeinen Unterricht, und den geringen Gewinn, welchen er davon gezogen hatte. Die Natur weigerte ſich zwar der ſüßen Regungen der Zärtlichkeit gegen den Schwarzkünſtler: aber die Ueberlegung ſprach zu Gunſten der Verpflichtungen, welche der Prinz ſo unabläßiger und eifriger Sorgfalt, und einer Behandlung ſchuldig war, welche das Gepräge des Wohlwollens trug.

Es war ihm nicht möglich, ſeine Erkenntlichkeit auf andre Art zu beweiſen, als durch einen ſtrengen Gehorſam in Befolgung der ihm vorgeſchriebenen Lebensweiſe. Dieß ſetzte Habed-il-Ruman ſich feſt vor, und er ſagte zu ſich ſelber überlaut:

„Du möchteſt gern unaufhörlich die Mathematik und Phyſik ſtudieren: aber man hat es dir verboten, und du kannſt für ſo viel Güte gegen dich nur durch einen blinden Gehorſam dankbar ſein.“

Wie wohl that der junge Prinz, ſo zu denken, und es laut auszuſprechen! Sein gefährlicher Späher, der Mograby, war unſichtbar um ihn: er hatte ſich nur geſtellt, als wenn er ſich entfernte, um die Geſinnungen ſeines Zöglings zu durchdringen. Nachdem er ihn in dieſem Stücke genugſam geprüft zu haben glaubte, zeigte er ſich wieder.

Dieß geſchah an einem Morgen, als Habed-il-Ruman bei den erſten Strahlen der Sonne, welche der Geſang der Vögel begrüßte, die Augen aufſchlug: ſein argliſtiger Meiſter half ihm ſeine Kleider anlegen, indem er ihn mit den zärtlichſten Liebkoſungen überhäufte, welche der Prinz nach Vermögen erwiederte; hierauf begann wieder der gewöhnliche Gang der täglichen Beſchäftigungen.

Ohne von den Fortſchritten ſeiner Studien zu ſprechen, machte der Schüler ſich ein Vergnügen daraus, zu beweiſen, daß er ſeine den Erholungen gewidmete Zeit wohl angewandt hätte, und zeigte mit dem Bogen, daß er im Schießen viel ſicherer geworden; beim Reiten hatte er alle Bewegungen des Roſſes in ſeiner Gewalt; er traf in der Ferne und in der Nähe, wie er wollte, mit der Lanze; und im vollen Laufe hieb er einen Apfel mit dem Schwerte mitten durch.

Er war übrigens überall wo er wollte, als Herr eingetreten, und hatte die Kleiderkammer gezwungen, ſeine Kleider zu erneuen, ſo oft er es nöthig zu haben glaubte; mit Einem Worte, er hatte alles gebraucht, und nichts misbraucht. Wer wußte dieß beſſer, als der argliſtige Schwarzkünſtler? Aber er ſtellte ſich, als wenn er jetzt erſt alles ſähe und mit Vergnügen vernähme.

Zwei Monate verſtrichen, und der Mograby hatte von keiner Entfernung geſprochen. Endlich nahte für Ihn der Augenblick, ſeinen großen Entwurf auszuführen. Ein kleiner Umſtand, — und nicht alle waren vorauszuſehen, — konnte ihn zwingen, ſeine Maske fallen zu laſſen; und wenn er erkannt wurde, ſo hätte Habed-il-Ruman auf der Stelle alle Bande, die ſie beide verknüpften, zerriſſen, oder aufgehört, das unſchuldige Schlachtopfer zu ſein, welches der Schwarzkünſtler dem Satanaï, ſeinem Herrn, darbringen ſollte, um noch höher in ſeiner Gunſt zu ſteigen.

Er mußte ſich alſo beeilen, den Prinzen in den Stand zu ſetzen, daß er an dem Orte dargebracht werden kennte, wo jener böſe Geiſt die Opfer annimmt, welche ſeine gottloſen Anbeter ihm pflichtig ſind, nämlich die Seelen derer, die ſie durch ihre Nachſtellungen dem

Dienſte des allmächtigen Schöpfers und dem Schutze des Propheten Mahomed entwendet haben.

Der zur Aufnahme dieſer heilloſen Opfer beſtimmte Tempel liegt unter dem Meere, welches die Küſte bei der Stadt Tunis beſpült: durch neun Pforten gelangt man in dieſen Dom-Daniel, und zu jeder derſelben führt eine Treppe von vierzehnhundert Stufen.

Alle Schwarzkünſtler, die ſich auf den Abwegen einer von dieſen neun unſeligen Pforten befinden, ſind genöthigt, ſich zu gewiſſen beſtimmten Zeiten dorthin zu begeben. Jeder tritt durch die ihm bekannte Pforte ein, der Mograby aber kann durch alle Zugänge hinein kommen. Dort hält Satanaï, oder ſein Stellvertreter, mit ſeinen Getreuen den Divan, *) und rathſchlagt über die Mittel, noch mehr Böſes als bisher auf Erden zu ſtiften, ſtäts unter dem Anſcheine des Guten.

An den Stufen dieſes Gräuel-Thrones ſollte nun der unſchuldige und unbefangene Habed-il-Ruman dargebracht werden, um daſelbſt, ohne darum zu wiſſen, ſeine Unſchuld gänzlich aufzuopfern, allen göttlichen Geſetzen zu entſagen, und ein willenloſes und blindes Werkzeug der grauſamſten und ſcheußlichſten Herrſchaft zu werden, während er wähnte, die Bahn des

---

*) Rathsverſammlung: hier im urſprünglichen Sinne, Verſammlung der Diven, Dämone.

Lichts und des Guten zu wandeln. Aber um zu den Stufen des Throns Satanaï's zu gelangen, mußte man durch den Dom-Daniel; und um dieſen Weg zu betreten, mußte man die Kenntnis der erſten zwölf von den vierzig Büchern beſitzen, welche die Pforten der geheimen Wiſſenſchaften benannt ſind. Niemand kann dieſelben einem andern auslegen, jeder muß ſelber den Schlüſſel dazu finden.

Dieſe zwölf erſten Bücher lehren Bezauberungen zu Stande bringen, das heißt Böſes thun; keins von ihnen lehrt aber, dieſelben wieder auflöſen: dieß letzte Geheimnis iſt in dem dreizehnten Buche enthalten, und kann nur denjenigen enthüllet werden, die bald Böſes, bald anſcheinend Gutes thun dürfen, zum Nutzen des Meiſters, dem ſie ſich überliefert haben; aber dazu muß ihnen durchaus der Schlüſſel mitgetheilt, oder der Weg gezeigt werden, denſelben zu finden.

Vierhundert und vier und zwanzigſter Tag.

Bald war der Schwarzkünſtler genöthigt, wirklich eine Reiſe zu machen, welche ihn in den Fall ſetzte, ſich ſo weit von ſeiner Wohnung zu entfernen, daß es ihm unmöglich war, über dasjenige zu wachen, was daſelbſt vorgehen möchte. Aber er war ruhig hierüber: da alles hier durch ſeine Bezauberungen beſtand, war denſelben alles unterworfen; und der unbefangene Habed-il-Ruman ſchien es noch mehr zu ſein, als alles übrige; ſeine Offenheit und ſeine Unwiſſenheit beruhigten über dasjenige, was er etwa von Einſicht und Geiſt blicken ließ. Zwar mußte der Schwarzkünſtler ihn nunmehr in den Stand ſetzen, einen Schritt weiter in der Wiſſenſchaft der Bezauberungen zu thun, aber Habed konnte davon an einem Orte keinen Gebrauch machen, wo alles ſchon bezaubert war.

„Mein lieber Sohn,“ ſprach der Mograby zu ihm, indem er ihn auf die Reiſe vorbereitete, welche er antreten mußte, „ich werde mich für einige Zeit, deren Dauer ich gar nicht beſtimmen kann, von dir entfernen: für meine zärtliche Liebe aber wird ſie immer zu lang ſein. Wohin ich auch gehe, überall werde ich mit dir beſchäftigt ſein. Erinnere dich der Weiſungen, welche mir meine Zärtlichkeit für dich eingegeben hat: dieſe iſt eben ſo eiferſüchtig, als ſie ſtark iſt; was ſie anräth, will ſie durchaus befolgt wiſſen, und ſchon der Gedanke des Ungehorſams iſt ihr unerträglich.

Gebrauche alles, was hier iſt, ſo wie du es bisher gethan haſt. Du kennſt noch nicht alle Hülfsquellen des Ortes, welchen du bewohneſt; und was du nicht geſehen haſt, iſt vielleicht noch wichtiger, als alles, was du zu ſehen vermochteſt. Aber ich will es dich durch den Zufall finden laßen, um deinen Luſtwanderungen ein anlockendes Ziel zu gewähren.

Bisher, mein Kind, habe ich dich zurückgehalten, wenn du dich zu eifrig den wiſſenſchaftlichen Arbeiten hinzugeben ſchienſt; ich fürchtete, du würdeſt dich zu ſehr an die ſitzende Lebensart gewöhnen: aber nunmehr iſt deine Leibesbeſchaffenheit, die ich ſchonen wollte, geſtärkt, und der Augenblick iſt gekommen, wo du deine Anſtrengungen verdoppeln mußt.

Wenn ich wieder zurückkomme, werde ich dich an einen Ort führen, zu welchem die Wiſſenſchaft dir die Pforten öffnen muß. Tritt mit mir in den Bücherſaal, deſſen Schlüſſel ich dir übergeben will.

Sieh hier dieſe Reihe Bücher, du wirſt ihrer vierzig Bände zählen: ich empfehle dir das Studium der zwölf erſten; aber du mußt dir dieſe Werke dergeſtalt zu eigen machen, als wenn du ſelber ſie verfaßt hätteſt; ſie werden dich eine Menge Geheimniſſe lehren, zu deren Kenntnis du durch dich ſelber gelangen mußt: aber ich verbiete dir durchaus, von denſelben ohne mich Gebrauch zu machen, und ich fordre von dir die Zuſage, daß du dich deſſen enthalten willſt.“

Habed-il-Ruman verſprach, alles zu thun, was man von ihm verlangte, und der Schwarzkünſtler verließ ihn, nachdem er ihn zärtlich umarmt hatte. Bald darauf ließ ein leichtes Erdbeben ſich ſpüren, und verkündigte jedem andern, außer ſeinem Lehrlinge, daß er der Erde Gewalt anthat, um ſeinen Aufenthalt zu verlaßen.

So war der junge Prinz von Syrien abermals allein; aber indem ihm geboten war, zu ſtudieren, hatte man ihm das beßte Mittel gewährt, die Langeweile der Einſamkeit zu vermeiden. Er nahm das erſte der zwölf Bücher zu Hand; der Anfang hielt ihn auf, aber er entſchleierte bald, daß das Verſtändnis der Berechnung unterworfen war; er wandte ſie an, und merkliche Fortſchritte krönten ſeine erſten Anſtrengungen. Je mehr er arbeitete, je leichter ward es ihm; und was ſelbſt für einen Menſchen von mehr als gewöhnlicher Faſſungskraft das Werk eines Jahres geweſen wäre, war für ihn das Werk weniger Tage.

Als er das Studium der zwölf Bücher vollendet hatte, wollte er zum dreizehnten übergehen, gereizt, dadurch die Menge der ſchon erworbenen Kenntniſſe zu vermehren: aber es war ihm unmöglich, darin auch nur eine Zeile zu entziffern: alle Geſchicklichkeit, welche er ſich in Berechnungen zu eigen gemacht hatte, ließ ihn hier im Stiche. Er mochte ſich noch ſo viel quälen, einen Sinn in das, was er vor ſich ſah, zu bringen, es war ihm unmöglich.

Endlich erinnerte er ſich, daß, als er noch bei dem Scheich, ſeinem alten Lehrer, in der Schule war, dieſer zu ihm zu ſagen pflegte: „Zerbrich dir nicht den Kopf, mein liebes Kind, wende dich an den großen Propheten; bitte ihn, dir das Verſtändnis zu eröffnen, und darnach ſetze dich wieder an die Arbeit.“ Er hatte nicht unterlaßen, zu thun, was ſein Lehrer ihm empfohlen, und es war ihm dann immer gelungen.

Seitdem Habed-il-Numan bei dem Schwarzkünſtler war, hatten die Reden, die Handlungen und Kunſtgriffe dieſes Menſchen alle ſolche religiöſen Vorſtellungen aus ſeiner Seele entfernt; glücklicherweiſe zwang die Noth den jungen Prinzen, wieder auf ſeine alte Weiſe zurück zu kommen; er erinnerte ſich der Gebetsformel, welche der Scheich ihm gelehrt hatte, und ſprach ſie von ganzem Herzen aus. Er war gerade im Begriffe zu Bette zu gehen; er legte ſich nieder und ſchlief ein.

Da erſchien ihm zwiſchen Wachen und Schlummer ein Geiſt in Menſchengeſtalt: „Mein Kind,“ ſprach die Erſcheinung zu ihm mit ſanftem Tone, „all deine Anſtrengung vermag nicht, dich zum Verſtändniſſe der Schrift zu führen, auf welches du ausgehſt: hier haſt du den Schlüſſel des Buchs.

Die erſte Zeile von der Linken zur Rechten geleſen, lautet alſo: „Dieſes erſte Kapitel wurde am dritten Monde des Monats Niſan verfaßt.“ Sie ſcheint dir ſo einen Sinn zu gewähren; aber dieß iſt nicht ihre wahre Bedeutung.

Zähle ſofort die Buchſtaben, aus welchen dieſe Zeile beſteht, unterwirf jeden Buchſtaben der Berechnung, und ſeine Zahl wird dir die Zeile angeben, welche du aufſuchen mußt; reihe die Zeilen an einander, und du wirſt das ganze erſte Kapitel vor dir haben, welches nur ſo viel Zeilen enthält, als die erſte Zeile Buchſtaben.

Denſelben Weg beobachte bei allen folgenden Kapiteln bis ans Ende, und damit beſchließ deine Forſchungen: dieſe hier ſind hinreichend für alles, was du zu thun haſt.

Wenn du deine Arbeit beendigt haſt, ſo geh in das Zimmer des Schwarzkünſtlers; dort wirſt du ein Standbild von weißem Marmor finden, gib ihm einen Schlag auf die rechte Backe, und ſprich dabei: „Thu deine Pflicht für das Kind vom Hauſe!“ Sie wird beiſeite treten, die Mauer wird ſich hinter ihr öffnen, und du wirſt Dinge ſehen, welche du kennen lernen mußt.“

Vierhundert und fünf und zwanzigſter Tag.

Nachdem Habed-il-Ruman dieſe lange Rede aufmerkſam angehört hatte, befand er ſich vollkommen wach, und es wäre ihm unmöglich geweſen, wieder einzuſchlafen: in dem Saale brannten noch Kerzen, er lief dahin, nahm eine, ging damit nach dem Bücherſaale, holte ſein Buch, und ſetzte ſich auf der Stelle an die Arbeit, mit ſolchem Eifer und ſolchem

Erfolg, daß der anbrechende Tag ihn im vollen Beſitze desjenigen fand, was er wiſſen wollte.

Ein Kapitel hatte ihn beim Leſen länger aufgehalten, als die übrigen; es handelte davon, wie man erkennen könnte, ob irgend ein Thier ein verwandelter Menſch wäre; und es war deutlich angegeben, auf welche Weiſe man ihm die Sprache wiedergeben könnte.

Der Prinz von Syrien dachte dabei an die vielen Thiere, zahme und wilde, welche er hier in den Ställen und Höfen geſehen hatte: „Ach!“ ſprach er, „dieſe Löwen, dieſe Tieger, die mir geliebkoſet haben, ſind vielleicht eben ſo wohl Menſchen, als ich! Ich will verſuchen, einen davon zum Sprechen zu bringen. Dieſe Verrichtung iſt nicht in den zwölf Büchern enthalten, von deren Geheimniſſen ich verſprochen habe, keinen Gebrauch zu machen: aber ich will nichts thun, bevor ich dem wohlthätigen Geiſte gehorcht habe, der mir befohlen hat, in das Zimmer des Schwarzkünſtlers zu gehen.“

Mit dieſen Worten ſtand er auf; aus Vorſicht ſteckte er ein Feuerzeug, eine Kerze und Räucherwerk zu ſich, bevor er ſich dem Zimmer ſeines gefährlichen Meiſters nahte.

Er fand das Marmorbild, und ließ ſich von ihm die Thüre öffnen. Dieſe führte in ein Vogelhaus, welches voll von Papageien, Nußhähern, Elſtern, Staaren und Amſeln war, die alle anfingen zu ſchreien, jedes in ſeinem eigenen Tone: „Wer iſt da? wer iſt da?“ Hierauf ſprach der eine Vogel dieſes Wort, der andre jenes, ohne daß es einen Sinn gab.

„Sicherlich,“ ſagte Habed, „gibt es hier keine verwandelte Menſchen, denn alle dieſe Vögel ſprechen.“

Indeſſen ſaß ein großer Hara *) aus Indien auf einer Stange mit einer Stahlkette am Fuße gefeſſelt; dieſer Vogel allein ſchwieg ſtill. Der junge Prinz näherte ſich ihm, und redete ihn an:

„Warum hat man dich angekettet, dich allein? biſt du etwa ſo böſe?“

Der Vogel ſenkte traurig den Kopf. „Sprich doch, wie die andern!“ fuhr der Prinz fort: „ſollteſt du etwa ein verwandelter Menſch ſein?“

Der Vogel ſenkte noch den Kopf, und nahm eine Stellung an, welche Mitleid anzuflehen ſchien.

„Ah!“ ſagte Habed-il-Ruman, „ich bin nicht umſonſt hieher geſchickt worden; Mahomed, an den ich mich gewandt habe, wird mich nicht täuſchen wollen.“

„Mahomed! Mahomed! Mahomed!“ ſchrien auf einmal alle Vögel, und ſchlugen mit den Flügeln; und der Hara, zwar ſtumm, bewegte ſich haſtiger, als die übrigen.

„Das iſt ſeltſam,“ ſagte der junge Prinz; „ich muß verſuchen, den Hara zum Sprechen zu bringen,

---

*) Arabiſch Darra, das allgemeine Wort für Papagei.

um zu erfahren, ob er ein Menſch iſt. — Komm her, Vogel, laß mich drei Federn von deinem Kopf nehmen.“ Und auf der Stelle ſtreckte der Hara ihm den Kopf hin.

Als Habed-il-Ruman die drei Federn in ſeinen Buſen geſteckt hatte, ſchlug er Feuer, zündete die Kerze an, ſetzte das mitgebrachte Räucherwerk in Brand, und warf die drei Federn ins Feuer, mit den Worten:

„Wenn du ein menſchliches Geſchöpf biſt, ſo gebe ich dir die Sprache wieder.“

„Ach ja! ich bin ein Menſch,“ antwortete der Hara mit traurigem Tone, „und zwar ein ſehr ſträflicher, weil ich mich habe verleiten laßen, mit dem Mograby, dem Sohne des Teufels, Böſes zu thun: aber ich bin zu glücklich, weil Gott ſich meiner erbarmt hat, und Mahomed uns allen in dir einen Boten ſendet.“

„Mahomed! Mahomed! Mahomed!“ wiederholten von neuen alle übrigen Bewohner des Vogelhauſes.

„Sage mir, Menſch, weil du einer biſt,“ fuhr der Prinz fort, „kann ich dir deine Geſtalt wieder geben?“

„Du kannſt es,“ antwortete der Hara, „wofern Gott dir Gewalt über den Böſewicht verleihet, der mich hier feſthält. Aber ich bin durch meinen eigenen Willen, vereint mit dem meines Feindes, hier angeſeſſelt; du mußt erſt Herr ſeiner Macht werden, bevor ich irgend hoffen kann meine natürliche Geſtalt wieder anzunehmen. Ach! junger Abgeſandter des Propheten, mich dünkt, du weißt nicht, wo du dich befindeſt. Auf welchem Wege hat Mahomed dich hieher geführt, um hier ſchon ein Wunder zu meinem Gunſten zu verrichten?‘,

Der Prinz erzählte mit wenigen Worten ſeine Geſchichte, und endigte mit der Erzählung von ſeiner Traumgeſchichte.

„O Vorſehung!“ rief der Vogel aus: „du bedienſt dich eines der Schlachtopfer, welches der verruchteſte aller Menſchen ſich bereitete, um den Tag der Rache herbei zu führen. — Junger Prinz, meine Gefangenſchaft dauert ſchon ſehr lange, aber die Hoffnung, ſie geendigt zu ſehen, wird mir Geduld verleihen, das Unglück derſelben noch länger als einen Tag zu ertragen. Es gibt hier noch unglücklichere Menſchen, als ich bin: Gott gebe, daß noch welche von ihnen übrig ſind, die dir helfen können, meine Feſſeln zu zerbrechen; denn jeden Tag ſehen einige von ihnen ihre Leiden durch den Tod abgekürzt. Dieß hier iſt der Schauplatz der langjährigen Grauſamkeiten des Mograby; anderswo aber verübt er noch ſchrecklichere.

Geh, mein theurer Prinz, und bereite auf der Stelle ein Mahl von ſehr leichten Speiſen. Bei deinen Beluſtigungen haſt du vielleicht auch gelernt, einen

Wagen zu lenken; — denn ich weiß, was alles unſer grauſamer Feind ſeinen vermeintlichen Zöglingen vorgaukelt, um ſie zu täuſchen und im Irrthume zu erhalten; — ſpanne die Pferde vor, verſieh dich mit einer Flaſche heilkräftiger Tropfen, und fahr gen Morgen bis an den Fuß eines Berges: dort wirſt du ein Standbild von ſchwarzem Marmor finden, gib ihm einen Schlag auf die linke Backe, es wird beiſeite treten und eine Fallthüre aufheben; da wirſt du eine Höhle vor dir ſehen, in welche du mit einem Lichte hinabſteigen mußt: und was du dann noch alles zu thun haſt, überlaße es deinem Mitleid und deiner Einſicht. Du biſt vielleicht ſo glücklich, einigen Unglücklichen das Leben zu retten, deren trauriges Schickſal du ohne Zweifel bald theilen ſollteſt; und wenn ihrer noch viere am Leben ſind, ſo kannſt du mich von hier befreien und den Mograby überwinden."

Vierhundert und ſechs und zwanzigſter Tag.

Dieſe letzten Worte erregten in Habed-il-Rumans Herzen einen Schauer: er war nicht im Stande, die innerliche Wirkung dieſes Gefühls zu hemmen; aber er ließ ſich nicht Zeit, darüber weiter nachzudenken; er verließ die traurige Behauſung der Thiere, in welcher er ungern den angekettenen Hara zurückließ, und flog nach dem Gemache, in welchem ſich die Tropfen befanden; und von dort nach der Küche, das Mahl zu bereiten. Er verſah ſich mit Räucherwerk, und ging hin, in den Schuppen des Palaſts, in welchem alles Mögliche zu finden war, einen Wagen zu ſuchen.

Er hatte an einem Orte, wo alles im Namen des Herrn und für das Kind vom Hauſe geſchah, die Pferde bald angeſpannt. Aber indem er dieſe Worte ausſprach, konnte er ſich nicht enthalten innerlich hinzuzuſetzen: „O großer Prophet! welch einem abſcheulichen Herrn diene ich! welches grauenvollen Hauſes Kind bin ich!“

Unterdeſſen vermehrten dieſe Betrachtungen nur ſeinen Eifer, nach dem bezeichneten Orte hin zu eilen: er mußte der Rückkehr des Schwarzkünſtlers zuvorkommen, oder von ihm eine Rache gewärtigen, deren bloße Vorſtellung ihm ſchon Schauder erregte.

In kurzer Zeit hatte, ungeachtet der ziemlich beträchtlichen Entfernung, Habed-il-Ruman den ihm von dem Hara bezeichneten Ort erreicht: er fand das Marmorbild und gab ihm einen Schlag auf die linke Backe; der Stein drehte ſich um, wie auf einer Spindel, ſchob ſich beiſeite, und zeigte, daß ſein Fußgeſtell den Eingang einer Höhle bedeckte, in welche eine Treppe hinabführte. Er zündete Feuer an, und machte ſich mit einer brennenden Kerze in der Hand auf den Weg.

Bald vernahm er Aechzen und leiſes Wimmern, welches aber hörbar von den tiefſten Schmerzen ausgepreßt war. Endlich gelangte er an die Oeffnung einer Art von Brunnen ohne Geländer: todte und halblebende Leichname waren darin mit dem Kopfe nach unten bei den Beinen aufgehenkt.

Habed zog ſchleunigſt einen davon heraus: er war todt, in ſeinen Kleidern zuſammengetrocknet, faſt nur noch Haut und Knochen.

Habed hakte einen andern los: dieſer athmete noch. Habed öffnete ihm den Mund, flößte ihm einige der mitgebrachten Tropfen ein, und gewahrte mit Vergnügen, daß er ſich wieder belebte.

Kurz, indem er rings um den Brunnen ging, fand er ihrer fünfe, die noch im Stande waren, Hülfe anzunehmen, und mehr oder minder merklich ins Leben zurückgerufen wurden. Er trug ſie einen nach dem andern an die friſche Luft, legte ſie auf den Wagen, und fuhr ſchleunig nach dem Palaſte zurück.

Die Tropfen hatten unterweges gewirkt: die Lebensgeiſter waren, mit Hülfe der friſchen Luft, wieder angefacht, und als man von dem Wagen ſteigen ſollte, halfen die minder entkräfteten ſich ſchon ſelber herab; die anderen trug ihr Retter unter die Vorhalle des Palaſts.

Habed-il-Ruman lief ſogleich nach dem Gemache der Heilmittel und holte davon. Mit Hülfe der Worte: „Dienet dem Kinde vom Hauſe!“ und an einem Orte, wo alles durch Bezauberung zuging, wirkten die Tropfen auf der Stelle, und die vom nahen Tode wieder ins Leben gerufenen hatten mit dem Leben auch alle ihre Seelenkräfte wieder erlangt: aber der Hunger verzehrte ſie, und ihr Befreier ließ ſie in den Saal treten, wo ſie ihn ſtillen konnten.

Der Heißhunger des ſo lange der Nahrung beraubten Magens würde ſie den Gefahren des Uebermaaßes ausgeſetzt haben: aber die heilſamen Tropfen wirkten in ihrer ganzen Kraft, und am Ende der Mahlzeit waren die Tiſchgenoſſen Habed-il-Rumans, bis auf die Magerkeit und Bläſſe, wieder völlig lebendige Weſen.

Nachdem ſie endlich genug gegeſſen und getrunken hatten, gingen ſie mit Habed-il-Ruman in den Saal der Springbrunnen. Hier ließ der Prinz von Syrien ſie ihre beſudelte Kleidung ablegen und neue und bequeme Kleider anziehen, und bat ſie dann, daß einer nach dem andern ſeine Neugier befriedigen möchte.

„Wie,“ fragte er ſie, „und warum ſeid ihr in jenes ſcheußliche Loch geworfen worden, aus welchem ich euch ſo eben befreiet habe?“

„Ach!“ antwortete einer von ihnen, „bevor wir euerm Verlangen genügen können, müßt ihr ſelber uns die Gnade erzeigen, uns zu ſagen, wer ihr ſeid, was ihr hier machet, und in welchem Verhältnis ihr zu dem abſcheulichen Menſchen ſtehet, der hier ſo furchtbar herrſcht, damit wir Vertrauen faſſen und uns überzeugen können, daß dieſem Augenblicke der Erlöſung, der uns zu Theil wird, nicht eben ſo grimmige Qualen folgen, wie diejenigen, in denen wir ſo lange geſchmachtet haben.

Ihr habt uns," fuhr er fort, „aus einem gräßlichen Zuſtande befreiet, in welchem wir, zwiſchen Schlaf und Wachen, unter den fürchterlichſten Traumbildern, tauſendfachen Tod litten, ohne jedoch ſterben zu können: iſt nun der gegenwärtige Augenblick nicht ein angenehmer Traum, durch welchen der Schwarzkünſtler uns die Qualen, womit er uns von neuen überhäufen wird, deſto ſchärfer will empfinden laßen? Euer Antlitz flößt Zutrauen ein; was ihr an uns gethan habt, erheiſcht Erkenntlichkeit: aber wir haben mit einem verruchten Menſchen zu thun, der ſich jeglicher Mittel bedient, um zu täuſchen."

„Er iſt ohne Zweifel mein Feind, ſo wie der eurige," erwiederte Habed-il-Ruman. Und auf der Stelle entwarf er ihnen ein flüchtiges Gemälde ſeiner Abenteuer, bis zu dem Augenblicke, wo ein geheimnißvoller Traum ihm angezeigt hatte, was er thun ſollte, und wo ein in einen Hara verwandeltes menſchliches

Geſchöpf ihn aufgefordert hatte, ihnen zu Hülfe zu eilen.

Vierhundert und ſieben und zwanzigſter Tag.

„Gott ſei gelobt und ſein großer Prophet Mahomed!“ ſagte hierauf der junge Mann, der zuerſt geredet hatte; „ich ſehe, daß ein Strahl der Sonne der Gerechtigkeit die Finſternis durchdrungen hat, in welche die Gräuelthaten gehüllt ſind, die hier begangen werden. Ich ſehe, daß ihr, vom Mograby zum Schlachtopfer beſtimmt, gleich uns, auch uns mit euch erretten werdet: Ach! wenn es uns vergönnt wäre, die Erde von dieſem Ungeheuer zu befreien! Aber um euch von der Wahrheit deſſen, was ich euch geſagt habe, zu überzeugen, will ich euch meine Geſchichte erzählen.“

Geſchichte

Halajaddins, des Prinzen von Perſien.

Birminvan-Schah, mein Vater, wurde mit ſiebzehn Jahren auf den Perſiſchen Thron erhoben, nachdem er das Unglück gehabt, meinen Großvater zu früh zu verlieren.

Während er ſich mit den Zurüſtungen zu ſeiner Hochzeit mit der Tochter des Sultans der Kurden beſchäftigte, erſchien ſein erſter Veſyr, der unter der Hand eine Empörung angezettelt hatte, und umringte den Palaſt, deſſen Wache er auf ſeine Seite gebracht hatte. Mein Vater hatte kaum ſo viel Zeit, ſich zu verkleiden, und auf dem beßten Renner ſeines Marſtalles allein in die Wüſte zu entfliehen.

Wohl befürchtend, daß er verfolgt würde, ſpornte er ſein Pferd über deſſen Kräfte, ſo daß es, nachdem es Tag und Nacht gerannt hatte, von Anſtrengung erſchöpft, in der Nähe einer Felſengrotte zu Boden ſtürzte. Mein Vater bemühte ſich, das Thier wieder aufzurichten und es in die Höhle zu führen, welche er bemerkt hatte, um es gegen die Sonne zu ſchützen.

Ein Mann, in der Tracht der gemeinen Leute, welche ſich den Karavanen zugeſellen, um die Wallfahrt nach Mekka zu machen, lag darin und ſchlief; er erwachte bei dem durch den Eintritt des Pferdes verurſachten Geräuſche, rieb ſich die Augen, und redete meinen Vater alſo an:

„Reiſender, ſo wie ich, in der Wüſte, wohin reiſeſt du? Du kannſt von Glück ſagen, daß du dieſe Höhle angetroffen haſt, um dich auszuruhen; denn ich kenne auf zwanzig Stunden in der Runde keine andre Zuflucht, und du ſcheinſt ermüdet.“

„Ich reiſe nirgend hin,“ antwortete mein Vater, der nicht anſtand, ſich einem einzelnen Manne zu entdecken: „ich fliehe; vorgeſtern noch war ich König, mein erſter Miniſter hat ſich meiner Krone bemächtigt, und ich ſuche mein Leben zu retten.“

„Es iſt hier in Sicherheit,“ erwiederte der Pilger.

„Ja,“ verſetzte mein Vater, „wenn ich, ausgehungert, wie ich bin, für mich und für mein Pferd etwas zu eſſen finden könnte.“

„Wir ſind nicht ſo ganz darohne,“ ſagte der Pilger, „ich habe Teig von Reis und Gerſte, Brot, Zwiebeln, Datteln, und eine Flaſche trefflichen Brandweins; ruhe dich aus; auch weiß ich eine Weide für dein Pferd, und will es dahin führen; in einem Schlauche werde ich Waſſer mitbringen, und ſo wollen wir leben, wie Reiſende leben können.“

Mein Vater, der nichts beſſeres zu thun wußte, ließ den Pilger in den guten Abſichten, welche er kund gab, gewähren. Der Mann kam mit dem Waſſer zurück, und holte aus einem Winkel der Grotte einen Schnappſack hervor: es befand ſich darin noch mehr, als man gedacht hatte, ein Ziegenkäſe, Nüſſe, mit Einem Wort, alles was in einem Lande, wo die Erde nichts hervorbringet, das Mahl eines Einſiedlers ausmachen kann.

„Du ſollteſt mir deine Geſchichte erzählen, armer König,“ ſagte der Pilger zu Birminvan-Schah; „ich kann dir vielleicht über eins und das andre eine Art von Troſt geben; ich habe einen großen Haß gegen die Thronräuber. Der deine iſt zuverläßig ein Böſewicht: du biſt noch zu jung, als daß du Zeit gehabt hätteſt, Böſes zu thun: du biſt das Schlachtopfer des Ehrgeizes und nicht der allgemeinen Wohlfahrt.“

„Du haſt es errathen, Pilger,“ ſagte mein Vater; „ich regierte erſt ſeit vierzehn Tagen, als mein erſter Veſyr, dem mein Vater die Macht des Reiches anvertrauet hatte, dieſelbe misbrauchte, ſich meines Thrones zu bemächtigen: er iſt ein Ehrgeiziger, der ſeine Leidenſchaft unter der Maske der abſcheulichſten Heuchelei zu verbergen gewußt hat." —

„Oh! die Heuchelei! die Heuchelei! mein Fürſt, das iſt ein abſcheuliches Laſter. Ich will nimmer mit meinen Augen die Kuppel der heiligen Moſchee ſehen," ſagte der Pilger, „wenn ich dich nicht ein Mittel lehre, dich an dem Heuchler zu rächen."

„Ei! welches Mittel dazu könnteſt du mich lehren?" fragte mein Vater.

„Hier iſt es," antwortete der Pilger; „höre mich an: kehre auf der Stelle nach deiner Hauptſtadt zurück, wir wollen die Kleider wechſeln, und du nimmſt in der Karavanſerei gleich am Thore deine Herberge."

„Aber, Pilger, mein Pferd wird mich kenntlich machen." —

„War es nicht ſchwarz, dein Pferd? von Stund' an, will ich, ſoll es weiß ſein, mit ſchwarzem Schweif und Mähne." —

„Du willſt es: aber iſt das hinreichend?" —

„O mein König! du haſt noch nicht lange genug regiert, um zu wiſſen, was es heißt, wenn ein König will; das iſt ungefähr ſo viel, als wenn ich will: was ich will, das will ich, und dein Pferd iſt weiß; da ich ihm ſeine ſchwarzen Ringe um die Augen gelaßen habe, ſo verliert es nichts bei der Farbe, welche ich ihm gegeben. Komm und laß es uns in Augenſchein nehmen.“

Mein Vater folgte dem Pilger; er ſah ein weißes Pferd am Ufer einer Quelle in einer Ebene zwiſchen zwei ſchroffen Felſen weiden; er wagte es, das Pferd bei dem Namen zu rufen, welchen er ihm gegeben hatte, und auf der Stelle kam das Thier zu ihm heran.

„Wir wollen uns hier niederſetzen,“ ſagte mein Vater zu ſeinem Wirthe; „ich ſehe wohl, daß du ein andrer biſt, als wofür du dich ausgegeben haſt. Mein Vater hat deinesgleichen immer ſehr geſchätzt, und meine Abſicht war auch, ſie zu begünſtigen; in der Lage, worin ich mich befinde, verlaßen, wie ich bin, würde ich gern jede Hülfe der Zauberei in Anſpruch nehmen.“

„Mein König,“ erwiederte der Pilger, „kann es etwas Verbotenes geben, wenn es darauf ankömmt, ſich an einem Heuchler zu rächen? ein ſolcher iſt verhaßt bis in die Hölle. Oh! das iſt eine abſcheuliche Art Menſchen; ſie iſt mir am meiſten zuwider: überall wo ich dergleichen finde, vertilge ich ſie. Du haſt ſchon einigen Begriff von meiner Macht; höre nun, wie ich dieſelbe für dich zu gebrauchen denke: deine gedemüthigten Feinde ſollen kommen und dich bitten, wieder deinen Thron zu beſteigen, und du ſollſt ſie unter deinen Füßen zermalmen.“

„Und wann darf ich die Erfüllung deines Verſprechens hoffen?“

„Binnen drei Tage,“ antwortete der Pilger, „wenn ich von dir eine anſtändige Belohnung erwarten darf; denn jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth.“ —

„Du haſt über alle meine Schätze zu gebieten.“

„Pfui doch!“ ſagte der Pilger, „Schätze, mir, der nur von Käſe und trockenen Früchten lebt. Ich bin alt, ich bedarf Troſt und Hülfe in meinem Alter; ich könnte ſie nur in der Geburt eines Sohnes finden, und darf nicht mehr hoffen, einen zu bekommen. Du kannſt bis ſechzig Frauen heiraten und von ihnen die zahlreichſte Nachkommenſchaft erwarten: überlaß mir dein erſtes männliches Kind, es ſoll mir angehören: du wirſt ſehen, daß ich nicht ſehr ungeduldig bin, dich deſſelben zu berauben; und wenn es dann auch in den Fall käme, in der Wüſte etliche Tage mit mir zu faſten, ſo würde es ihm ergehen, wie dir, es würde nicht davon ſterben, ſondern ſich nur um ſo beſſer befinden.“

Vierhundert und acht und zwanzigſter Tag.

Mein Vater erinnerte ſich, daß man ihm, in dem Augenblick, als er genöthigt war, die Flucht zu ergreifen, geſagt hatte, der Abgeſandte der Kurden wäre ſchon damit einverſtanden, daß **Laila**, die Kurdiſche Prinzeſſinn, den Sohn des Thronräubers heiraten ſollte. Birminvan-Schah war ſehr verliebt in ſie, und in ſeiner gegenwärtigen Lage waren ihm alle Frauen der Erde und die Kinder, welche ſie ihm gebären mochten, gleichgültig; was iſt ein Kind, welches man noch nicht kennt, und deſſen man zum voraus ſich entäußern ſoll, in Vergleichung mit einer Krone? in Vergleichung mit dem Vergnügen der Rache?

Er nahm den ihm gemachten Antrag an.

„In dieſem Falle," ſagte der Pilger, „will ich alles für dich daran ſetzen, und ſogar meine Pilgerfahrt aufgeben. Morgen früh wollen wir aufbrechen; und um uns in den Stand zu ſetzen, die Anſtrengung der Reiſe auszuhalten, wollen wir zuſammen eine ganze Flaſche **Schiras**-Wein ausleeren."

Der Tag verging ſchnell, ohne einen Augenblick Langeweile. Der Pilger hatte viel Verſtand, und ſprach von allen Dingen mit Annehmlichkeit. Am Abend war die Höhle bequemer eingerichtet; die Steine, welche als Sopha dienten, waren mit Moos bedeckt, und drei Lampen verbreiteten darin ein ſanftes Licht.

Der Pilger zog ſeine Vorräthe aus dem Sacke. Birminvan-Schah erwarette wieder einige Zwiebeln daraus hervorkommen zu ſehen, wie bei dem Mittagmahle: aber an ihrer Stelle erſchienen ein Faſan, Rebhühner und andere kalte Speiſen von köſtlichem Geſchmack.

„Der Schaffner für den Abend,“ ſagte jetzo der Pilger, „iſt minder knauſerig, als der für den Mittag; wir müßen der Mühe, die er ſich gegeben hat, Ehre anthun.“

Mit dieſen Worten zerſchnitt er geſchickt die Speiſen, legte zierlich vor, und lud meinen Vater zum eſſen ein, der ſich auch nicht lange bitten ließ.

Die Flaſche Schirazwein war in zwei Zügen ausgeleert, und eine andre nahm ihre Stelle ein, bis endlich der Schlaf den Gaſt und ſeinen Wirth befiel.

Die aufgehende Sonne weckte beide von ihrem Mooslager, worauf ſie ſich hingeſtreckt hatten.

„Laß uns aufbrechen, mein König,“ ſagte der Pilger, „das Pferd ſteht geſattelt; laß uns den Weg nach deiner Hauptſtadt nehmen.“

„Aber willſt du denn zu Fuße gehen?“ fragte Birminvan-Schah ſeinen Gefährten.

„Nein,“ antwortete dieſer; „ich würde deine Reiſe dadurch verzögern: aber ich will hinter dir auf dem Pferde ſitzen.“ —

„Da wirſt du erſchrecklich ſchlecht ſitzen.“ —

„Nicht ſo ſehr, als du wähneſt.“ —

„Wohlan, Blitz!“ ſprach jetzt der Pilger, indem er das Pferd anredete; „iſt das nicht dein Name? Verlängere dich nur um zwei Rippen, damit der Stallmeiſter deines Herrn Platz hat: es iſt der Mograby, der es dir beſiehlt..“

„Und wer iſt dieſer Mograby?“ fragte mein Vater.

„Es iſt dein Diener, der hier vor dir ſteht. Du haſt vielleicht ſchon von mir reden gehört; aber du wirſt mit der Zeit erfahren, daß man aller Welt Böſes nachſaget. Uebrigens erkennt man die Leute an ihren Werken, und du ſollſt ſehen, wie ich die Heuchler behandle. Ich verhehle dir keinen einzigen der Streiche, welche ich ihnen ſpielen will: ſie müßten ſehr hartnäckig ſein, wenn ſie ſich meinem Willen widerſetzen wollten.“

Unterdeſſen hatte das Pferd ſich wirklich verlängert, und trug ſie beide wie der Wind der Hauptſtadt zu; dergeſtalt, daß Birminvan-Schah und ſein Pilger, die mit Aufgang der Sonne aufgebrochen waren, ſich beim Untergang derſelben an den Stadtthoren befanden.

Der Pilger, jetzt in dem Stallknechtskleide, mit deſſen Hülfe mein Vater vor fünf Tagen ſich gerettet hatte, ſtieg ab, nahm das Pferd beim Zügel, und zog es in die nächſte Karavanſerei.

Wegen der Schönheit des Pferdes, welches mein Vater geritten hatte, hielt ihn jedermann für einen vornehmen Pilger, unter einer mehr als beſcheidenen Kleidung. Der ſchlaue Mograby hatte ſchon ein Zimmer für ihn gefunden und eingerichtet, ließ dahin zu eſſen bringen, nahm in der Eile ſelber etliche Biſſen zu ſich, und kündigte ihm an, daß er wegginge.

„Ruhe aus, mein König,“ ſprach er zu meinem Vater, „ich muß in dem Palaſt und in der Stadt mich auf Kundſchaft legen, die Wünſche der Herzen, die Stimmung der Gemüther erforſchen, und aus dem was man thut, abnehmen, was man zu thun geſonnen iſt.“

Mit dieſen Worten ging er hinaus, und kam erſt ſpät wieder.

„Was ſagſt du,“ ſprach er zu meinem Vater, „zu deinem thörichten Volke? Man beluſtigt es mit Feſten zur Hochzeit des Sohnes deines Thronräubers mit der Prinzeſſinn Laila, und es iſt zufrieden, es ißt und trinkt, es tanzt, es hat dich vergeſſen. Wüßten wir nicht, wie blödſinnig es iſt, wir würden auf Rache ſinnen: aber man muß ſich niemals, weder für noch gegen dieß Geſindel ereifern, es iſt nicht der Mühe werth; wenigſtens ſind es keine Heuchler. Ich haſſe nichts ſo ſehr, als die Larve der Weisheit. Dieſen Abend noch lege ich für dich die Hand ans Werk; aber ich muß Sicherheit haben: was gibſt du mir zum Unterpfande des Verſprechens, welches ich von dir fordere, und welches du mir hier erneuen mußt?“

Mein Vater war jetzo voll Ingrimm, Laila in den Armen eines andern zu wiſſen; die Eiferſucht verzehrte ihn, er hatte noch keine andre, als dieſe Prinzeſſinn geliebt; ſie war ſeine erſte Leidenſchaft; überdieß verblendete ihn das Verlangen der Rache.

„Ich weiß, was du verlangſt,“ ſagte er zu dem Mograby, „es iſt das erſte Kind, welches ich mit einer rechtmäßigen Frau erzeuge: ich gebe es dir, ich wiederhole es, und wenn du es willſt, mein Pferd zum Unterpfande, weil es das einzige iſt, was ich hier beſitze.“ —

„Dein Pferd? das iſt ein gutes Thier, ich bin's zufrieden; ich will es morgen beſteigen, um darauf unſre Angelegenheiten zu betreiben. Laß uns zu Nacht eſſen und dann ſchlafen: nicht Alle in dieſer Stadt werden ſo gut ruhen, als wir.“

Am folgenden Morgen ritt der Mograby weg, und blieb den ganzen Tag aus. Am Abend erſchien er wieder:

„Ich habe dir gute Zeitung zu bringen,“ ſagte er zu meinem Vater: „der König, ſeine Veſyre und Emire haben die vergangene Nacht entſetzliche Träume gehabt; Geſpenſter haben ihnen ihre Treuloſigkeit, ihren Abfall vorgerückt, und die fürchterlichſten Drohungen hinzugefügt; heute war großer Divan,*) und du würdeſt recht gelacht haben über ihre Beſtürzung, als ſie einander ihre Träume mittheilten.

---

*) Rathsverſammlung.

Der Thronräuber, als der ſchlaueſte, war am zurückhaltendſten mit Worten; aber er war beſtürzter als alle übrigen. Ich weiß nicht, welchen Beſchluß ſie gefaßt haben; wir werden morgen davon hören, und übermorgen wollen wir handeln.

Die einzige Neuigkeit, welche ich ſonſt vernommen habe, iſt, daß man Befehl gegeben hat, die Feſte zur Vermählung des Sohns des Thronräubers mit der Kurdiſchen Prinzeſſinn einzuſtellen; und man weiß, daß ſie acht Tage länger dauern ſollten. Das iſt ſchon ein kleiner Eingang zu einer völligen Umwälzung; man muß eine nachdrückliche Maaßregel ergreifen, um alle dieſe Leute zu entſcheiden, daß ſie zu ihrer Pflicht zurückkehren. Wir wollen uns morgen mit einander darüber berathen.“

Vierhundert und neun und zwanzigſter Tag.

Der Morgen kam; am Abend erſchien der Mograby wieder, dem Anſcheine nach, in übler Laune:

„Wir haben,“ ſprach er, „mit Leuten zu ſchaffen, die ohne alle Stätigkeit ſind, ausgenommen im Böſen. Eine ſchlimme Nacht hatte Alle auf ihre Pflicht zurück gewieſen: ſie haben wieder eine gute Nacht gehabt, und alle ihre guten Entſchließungen ſind verflogen. Ich ſehe, man muß derbe drauf ſchlagen, um ſie zu entſcheiden; und wenn es dir einige Genugthuung gewährt, deine Feinde in der grdßten Angſt zu ſehen, ſo kannſt du dich hier daran ergetzen; denn ohne daß einer von uns beiden geſehen werde, will ich ſie in deiner Gegenwart träumen laßen: ſogleich will ich, damit das Schauſpiel deſto ſtärkern Eindruck auf ſie mache, dieß ganze Zimmer ſchwarz ausſchlagen laßen; meine dienſtbaren Geiſter haben Befehl, ſie herbei zu holen, ſo bald ſie zu Bette gegangen ſind; wir wollen hier, auf dem Sopha hinter dieſem Vorhange, beobachten, was vorgeht."

Kaum hatte der Mograby ſeine Vorrichtungen beendigt, als ein großer Schwarzer von grimmigem Anſehn erſchien und zu dem Mograby ſagte:

„Mein Herr und Meiſter, der König iſt zu Bette gegangen, um die Nacht mit einer Circaſſierinn von großer Schönheit zuzubringen, welche ein Sklavenhändler ihm dieſen Morgen verkauft hat: deine Sklaven haben das Weib in Schlaf verſenkt und den König aufgehoben, den man dir ganz ſchlaftrunken vorführt."

Iladſch-Kadahé," ſagte der Mograby, „ſpiele deine Rolle gut. Laß den König herein bringen und ihn auf dieſen hölzernen Stuhl ſetzen; zünde Feuer an, dich deſſelben nöthigenfalls zu bedienen."

Der Schwarze brachte ein Becken voll glühender Kohlen, deren Glut ſein Athem noch mehr anfachte.

Sobald der Thronräuber niedergeſetzt war, redete der Schwarze ihn mit einer Donnerſtimme an:

„Wer biſt du, Elender?“

Der Schuldbewußte, von einer ſo drohenden Stimme befragt, ſuchte ſich zu ſammeln, und ſeine Sinne zu befragen, ob er denn wirklich erwacht wäre; dann antwortete er mit einem Tone, der ſein Grauen bezeugte:

„Bin ich denn nicht der König von Perſien?“

„Du! der König von Perſien? — Sklaven,“ ſprach der Schwarze zu den vier anderen, die den Thronräuber hereingebracht hatten, „gebet ihm hundert Stockſchläge auf die Fußſohlen, dieſem Sklaven des Vaters Birminvan-Schahs, der ſeinen Herrn durch eine abſcheuliche Heuchelei hinterging und ſich der ihm anvertrauten Macht des Reiches bedient hat, ſie gegen den Sohn ſeines Wohlthäters zu kehren: ſo lautet der Befehl Nakaronkirs.“ *)

Der Unglückliche ſtieß unter den Streichen der Baſtonnade ein ſo fürchterliches Geheul aus, daß es die ganze Karavanſerei aufgeſchreckt hätte, wenn der Mograby nicht Aller Ohren verſchloſſen hätte. Man erlöſte ihn von dieſer Strafe, um ihn einer andern preiszugeben.

---

*) Nakaronkir heißt ein Geiſt, welchen Mahomed den Schuldigen im Traume ſendet, um ſie zur Reue zu bekehren.

Der Schwarze befahl, ihn wieder auf den Schemmel zu ſetzen:

„Dieſer verruchte Heuchler will König ſein,“ ſprach er, „man gebe ihm das Scepter in die Hand, und ſetze ihm die Krone auf den Kopf.“

Beide waren von Eiſen und roth glühend gemacht.

„Er will das Scepter nicht nehmen,“ ſchrie der Schwarze, „man ſetze ihm die Krone auf!“

Und man näherte die Krone ſeinem Kopfe, ſo daß ſie ihm die Haare verſengte; er griff nun, das kleinere Uebel zu wählen, nach dem Scepter, und verbrannte ſich daran.

„Ach! Gnade! Gnade!“ rief er aus: „Nakaronkir, ich will nicht mehr König ſein.“

So viel Stunden du noch herrſchen wirſt, ſo viel feurige Kohlen wirſt du auf deinem Kopfe anzünden,“ ſprach der Schwarze.

„Ich will gar nicht mehr herrſchen, Nakaronkir; ich will nicht mehr König ſein: wo iſt Birminvan-Schah, daß er an meiner Statt wieder König ſei?“

„Das iſt deine Sache, ihn ſuchen zu laßen,“ antwortete ihm der Schwarze; „laß deinen ganzen Hof, die ganze Hauptſtadt, das ganze Reich Trauer anlegen; man ſuche den großen Fürſten überall, und ſobald man ihn dir verkündigt, ſo geh und fall ihm mit allen deinen ſchnödden Hofſchranzen zu Füßen, thu' es baarhaupt und baarfuß.“

„Ach! entferne nur dieß glühende Eiſen,“ ſagte der Thronräuber, noch mehr von Furcht als von Schmerz gequält, „und ich will alles thun, was Nakaronkir gebietet.“

„Für heute mag es genug ſein: hinweg mit ihm!“ ſagte der Schwarze Iladſch-Kadahé.

Die vier Sklaven ergriffen ihn augenblicks, verſenkten ihn in Schlaf, und legten ihn an die Seite der Circaſſiſchen Schönheit, welche jetzt aufwachte und nicht begreifen konnte, warum man ſie ſo lange hatte ſchlafen laßen, und woher ein brannſtiger, ſehr widriger Geruch käme.

Als der Mograby mit meinem Vater allein war, begann er damit, das Zimmer wieder aufzuräumen.

„Ich wollte dir zeigen,“ ſagte er, „wie ich meinen Freunden zu dienen weiß: wenn dieſem König übel mitgeſpielt iſt, ſo ſind ſeine Veſyre und die Befehlshaber ſeiner Truppen nicht beſſer daran; nur einen habe ich verſchont, das iſt der Sohn des Thronräubers, weil die ſchöne Laila ihn ſchon derbe gezüchtigt, und er ſich ſehr ehrerbietig gegen ſie betragen hat.“

Hier wurde die Aufmerkſamkeit meines Vaters ſehr geſpannt: „Was hat denn Laila gethan, das ſo ſehr deinen Beifall hat?“ —

„Die Neuigkeit iſt eigentlich ſchon alt; aber die Verſchwiegenheit hat verhindert, daß ſie außerhalb des Palaſts ruchbar geworden, und ſie iſt nur noch bis zu mir gelangt, und zwar heute erſt. In der Hochzeitnacht nahte ſich der junge Bräutigam, ſich der Umarmungen ſeiner Braut zu erfreuen: ſie aber ließ ihn heran kommen, und ſpie ihm ins Geſicht:

„Verwegener Sklave,“ ſprach ſie zu ihm, „der du es gewagt haſt, die Hand der Gemahlinn deines Herrn anzunehmen, ich erwartete dich hier, um dir deinen Lohn zu geben.“

Der Sohn des Thronräubers, der nicht nach ſeinem Vater ſchlachtet, trat beſtürzt zurück, blieb aber beſcheiden, und ohne ſich auf Entſchuldigungen einzulaßen, ſagte er:

„Erlaubet, Herrinn, daß ich zu euren Füßen ſchlafe; ich ehre euren Zorn, und das Zeichen welches ich davon trage, obwohl es mich demüthigt, entehrt mich doch nicht in meinem Herzen; ich kann dieſe Schmach ohne Murren ertragen: aber ich fürchte meinen Vater, und ich wollte lieber ſterben, als euch einen ſo gefährlichen Feind erwecken.“

„Ihr habt ein edles Herz,“ antwortete Laila, „ich verzeihe euch: verzeihet auch mir, und ſchlafet.“

Alle folgenden Nächte ſind ſo wie dieſe hingegangen, und deine Gemahlinn iſt deiner noch würdig: das iſt, wie ich meine, die beßte Neuigkeit, welche ich dir bringen kann, in Erwartung der Dinge, die morgen kommen werden.

Dieſe müßen ſehr ſeltſam ſein. Ich habe nicht allen Mitſchuldigen die Baſtonnade ertheilen laßen; ich will, daß ſie in dem Divan erſcheinen können, der ſich morgen verſammeln ſoll; ich werde, unter irgend einer Geſtalt, auch dabei gegenwärtig ſein, und dir treulich Bericht davon erſtatten. Aber die Nacht rückt vor, und du wirſt wohl thun, ſie zu benutzen."

Vierhundert und dreißigſter Tag.

Mein Vater befolgte dieſen Rath um ſo leichter, als dasjenige, was er ſo eben von dem Benehmen der Kurdiſchen Prinzeſſinn gegen den Sohn des Thronräubers vernommen hatte, ihm Stoff zu ſehr angenehmen Träumen gab.

Was den Mograby betrifft, ſo glaube ich, er ſchläft nur mit Einem Auge: er war, obwohl er ſich ſpät niedergelegt hatte, ſchon vor Tage wieder aufgeſtanden, und noch vor Aufſchluß des Thores aus der Karavanſerei gegangen.

Dieſen Tag kam er früher zurück, als gewöhnlich: „O Birminvan-Schah," ſprach er, „wie würdeſt du dich ergetzt haben, wenn du mit mir bei dem Divan hätteſt gegenwärtig ſein, und die Unterredungen eine nach der anderen anhören können!

Ich hörte, wie die vier Veſyre, welche das Grauen zutraulich und aufrichtig gemacht hatte, einander ihre vier Träume mittheilten, bevor ſie ihre Sitze einnahmen. Der Schreck malte ſich auf ihrem Antlitze, ſo wie das Erſtaunen über die Uebereinſtimmung ihrer Träume. Sie riefen die vornehmſten unter den anweſenden Schriftgelehrten herbei und hielten mit ihnen eine geheime Sitzung. Das Erſtaunen derſelben war nicht minder groß; das entſtellte und beſtürzte Anſehen derjenigen, die ihnen dieſe Wunderdinge erzählten, bezeugte die Wahrheit davon; ſie wurde bald noch mehr durch die Ankunft der Emire, der Befehlshaber der Truppen, beſtätigt.

Jetzo hätteſt du dieſe Verſammlung ſehen ſollen, die mit Inbegriff der Thürhüter und der Unterbeamten aus hundert Perſonen beſtand, wie ſie ſich haufenweiſe zerſtreute, und man ſich überall nur von Träumen und von Nakaronkir unterhielt: wenn dieſer Geiſt Gefallen daran findet, gefürchtet zu werden, ſo iſt er niemals beſſer bedient worden, als durch mich.

Endlich,“ fuhr der Mograby fort, „entſchieden die Vornehmſten der Verſammlung, verbunden mit den Aelteſten, nach einer langen verworrenen Berathung, man ſolle die Pforten des Divans verſchloſſen halten, um dem Willen Nakaronkir's gemäß verfahren zu können, der denſelben ſo gut kund zu geben wiſſe.

Man hatte vernommen, daß der König unpäßlich wäre; man zweifelte nicht, daß der Himmel ihn ebenfalls den Züchtigungen Nakaronkirs hingegeben hätte; und da nunmehr die Furcht, welche dieſes ſchreckbare Geſpenſt erregt hatte, jede andre Furcht beſiegte, ſo wurden drei Abgeordnete beauftragt, dem König anzukündigen, man müße Birminvan-Schah überall ſuchen laßen, um ihn wieder auf den Thron zu ſetzen.

Ich folgte den Abgeſandten," fügte der Mograby hinzu: „wäre der Geiſt des Herrſchers nicht ſchon durch die heftigen Erſchütterungen der Nacht darauf vorbereitet geweſen, ſo würden ſie ſehr übel empfangen worden ſein; aber bewundert die Verſtellung und Heuchelei: ſeine Haare, ſeine Stirn, ſeine Fingerſpitzen ſind verbrannt, er fühlt den heftigſten Schmerz davon; der Wille Nakaronkirs iſt niemand ſo nachdrücklich eingeprägt worden, als ihm: und gleichwohl läßt er, mit unglaublicher Geduld, ſich die Abenteuer der Anderen erzählen, verbirgt ſeine Verwirrung und ſein Grauen, und hält ihnen folgende Rede:

„Ich hatte," hub er an, „die Zügel des Staats ergriffen, aus Beſorgnis, daß die zu große Jugend Birminvan-Schahs ihn noch nicht in den Stand ſetzte, ſie feſtzuhalten; mein Vorſatz war, ſie ihm wieder zu übergeben, wenn das Alter und mein Beiſpiel ihn geſtärkt hätten; durch ſeine Flucht hat er ſich meinen guten Abſichten entzogen: weil aber der Himmel, der ihn beſſer kennt, als ich, ihn für fähig erklärt zu regieren, ſo bin ich bereit, mich der Bürde zu entladen, welche ich für ihn übernommen hatte; und er ſoll erkennen, daß, wenn ich eine Art von Gewalt habe gebrauchen müßen, um die Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten zu jungen Händen zu entreißen, ich eine noch viel größere Gewalt anwenden will, ihn wieder auf den Thron zu berufen, von welchem er ſich entfernt hat.

Ich laße," fuhr er fort, „meinen ganzen Palaſt Trauer anlegen, und befehle darin ein allgemeines Faſten, welches nicht eher aufhören ſoll, als bis man den König wiedergefunden hat, deſſen Werkzeug ich hier nur ſein wollte. Dieſer Befehl ſoll ſich auch über die ganze Stadt, über das ganze Land erſtrecken, und demjenigen eine Belohnung verheißen werden, der angeben kann, in welche Gegend der Erde Birminvan-Schah ſich zurückgezogen hat. Dieß war mein Vorſatz, bevor ich eure leidvollen Berichte angehört hatte; ſie vermehren die Niedergeſchlagenheit, worin ich mich befinde. Meldet dem Divan, daß ich mich nur erheben werde, um Trauer anzulegen, wie alle meine Unterthanen; aber die meine ſoll noch tiefer ſein, denn ich will ſo lange mit geſchorenem Haar und Bart einhergehen, bis ich die Genugthuung erlangt habe, euren rechtmäßigen Herrſcher wieder auf den Thron zu ſetzen. In dieſem Zuſtande will ich mich aller Geſchäfte enthalten, und ihr werdet in meinem Namen den Weſyren die Lenkung des Staates befehlen.“

Da ſiehſt du, mein theurer Fürſt,“ ſagte der Mograby zu meinem Vater, „den letzten Zug von Heuchelei des Thronräubers, deſſen Strafe dir nun aufbehalten iſt! Betrachte, mit welcher Kunſt er beſonders die Wirkung des Feuers an ſeinem Haar und ſelbſt an ſeinem Barte dem Volke zu verbergen ſucht! Oh! das iſt ein bodenloſer Böſewicht!

Nunmehr ſei unbeſorgt: laß das Volk ſich von ſelber aufregen, dich herbei wünſchen, nach dir verlangen, an allen Thoren dich erwarten; und wenn die Umwälzung ſo weit vorbereitet iſt, daß überall nur Eine Stimme für dich ertönt, ſo will ich dir das Pferd leihen, welches du mir verpfändet haſt. Auf demſelben, im ſtattlichen Anzuge, erſcheinſt du wieder; Jladſch-Kabahé, mein Schwarzer, ſoll deinen oberſten Verſchnittenen, und ich will deinen Sklaven vorſtellen. — Nur noch vier Tage Geduld, und alles iſt abgethan; zumal, da ich nichts verabſäume, dir zu dienen; nichts ſchwebt übrigens hiebei in Gefahr, denn deine Gemahlinn wird fortwährend ehrerbietig behandelt.“

Mein Vater ließ den Mograby gewähren. Am fünften Tage ließ der Schwarzkünſtler ihn, auf dem weißen Pferde mit ſchwarzen Mähnen, in Pilgertracht, aus einem Thore der Stadt hinaus reiten, und in ein andres wieder auf einem ſchwarzen Pferde, ſo wie es bei ſeiner erſten Flucht war, herein reiten. Ein Rock und ein Turban von gutem Stoff, ohne prächtig zu ſein, hatten die Stelle des Pilgerkleides eingenommen; Iladſch=Kadahé und der Schwarzkünſtler gingen ihm zur Rechten und zur Linken, die Hand hinten auf ſein Pferd geſtützt.

Die erſten Leute aus dem Volke, die meinen Vater erblickten, kamen herbei und warfen ſich ihm zu Füßen; die Thorwache gerieth in Bewegung; in einem Augenblick lief eine große Volksmenge zuſammen, und mein Vater war genöthigt, in das Haus eines Emirs zu treten: es erſcholl ein allgemeiner Ausruf: „Es lebe unſer König Birminvan=Schah!“

Vierhundert und ein und dreißigſter Tag.

Dieſer Ruf verbreitete ſich bald bis zu den Thoren des Palaſts, wo der Divan verſammelt war. Der König, deſſen Brandmale ſich etwas verzogen hatten, begab ſich in die Verſammlung, und hier trat er, mit bloßem und geſchorenem Haupte und baarfuß, an der Spitze der Veſyre und Emire, meinem Vater entgegen, und bat ihn, ſeine Stelle auf dem Thron wieder einzunehmen.

Ich übergehe die Erzählung der Feſtlichkeiten bei der Hochzeit meines Vaters mit der getreuen Laila, deren Beſchreibung unnöthig wäre; ich übergehe, wie mein Vater ſich an dem Thronräuber und deſſen Anhängern rächte, wobei allein der Sohn dieſes Böſewichts verſchont blieb, weil er ſich gegen die Kurdiſche Prinzeſſinn, obgleich er empfindlich von ihr beleidigt worden, ſo ehrerbietig betragen hatte: ich komme auf die Abreiſe des Mograby.

Als dieſes Ungeheuer, unter ſtäten Verwünſchungen gegen die Heuchelei, das Blut aller Mitſchuldigen hatte fließen ſehen, ſtellte er ſich völlig beruhigt über die Lage meines Vaters, und ſprach:

„Du biſt nunmehr auf deinem Throne befeſtigt; du bedarfſt meiner Hülfe nicht mehr; ich beurlaube mich: erinnere dich meiner, wenn dir ein Sohn geboren wird; denke daran, daß er der meinige iſt, dieſen Lohn habe ich wohl verdient; ich habe viel gearbeitet, ich werde hinfällig, und bedarf eines Stabes für mein Alter. Erzieh' ihn gut, damit er, nach mir, auch die Stütze deines Alters werden möge."

Nach dieſen Worten ließ er ſich ſein Pferd geben, und entſchwand. Mein Vater dachte damals, im Drange der Geſchäfte, und betäubt von Arbeiten ſo wie von Luſtbarkeiten, die mit ſeinem Range verknüpft waren, nicht weiter an die Bedingungen, unter welchen er denſelben wiedererlangt hatte, und die Reue ſtellte ſich erſt mit meiner Geburt ein.

Nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe preßte ſie ihm Thränen aus, als er bedachte, daß die erſte Frucht ſeiner Liebe zu der theuren Laila von ihm ſelber dem Mograby überlaßen war, einem Weſen, gegen welches er ſich des Verdachts nicht erwehren konnte, es für ſehr boshaft zu halten, trotz deſſen Eiferns gegen die Heuchelei.

Jedesmal daß er mich in ſeine Arme nahm, erneuten ſich ſeine Thränen. Meine Mutter hielt ſie anfangs für Ausbrüche der Zärtlichkeit: aber ſie trugen ein Gepräge von beunruhigender Traurigkeit.

„Du weinſt über dieß Kind,“ ſprach ſie zu ihm; „was ſiehſt du an ihm ſo betrübendes? es iſt ſchön wie der Tag, ein Königsſohn, beſtimmt zu herrſchen.“

„Laß uns nicht von ſeiner Beſtimmung reden, meine geliebte Laila,“ erwiederte mein Vater; „der Gedanke daran erfüllt mich jedesmal mit Grauen. Ich beſitze dich, und wir herrſchen, das iſt zweifelsohne ein großes Glück: aber wir ſollen es ſehr theuer bezahlen.“

Hierauf erzählte er ihr alle ſeine Abenteuer. Meine Mutter Laila war nicht ſo erſchrocken, als er wohl gedacht hatte: man iſt bei den Kurden ohne Zweifel ſehr der Zauberei ergeben.

„Nun wohl,“ ſprach ſie, „was hat der Mograby damit ſagen wollen, als er deinen Sohn zum Stabe ſeines Alters von dir verlangte? Er wird ihn ohne

Zweifel zu einem Zauberer machen, wie er ſelber iſt: und iſt das ein ſo groſſes Unglück für einen Prinzen? braucht er ihn deshalb von uns wegzunehmen? Es wird mich erfreuen, wenn unſer Sohn ſo ſchöne Kenntniſſe erwirbt, er wird in vielen Fällen nicht genöthigt ſein, ſich bei anderen Raths zu erholen. Ich finde, daß es die Würde eines Herrſchers erniedrigt, wenn er genöthigt iſt, die Hülfe ſeines Sterndeuters in Anſpruch zu nehmen.“

Mein Vater ließ ſich durch dieſe Betrachtungen verblenden; ich wurde mit aller erdenklichen Sorgfalt erzogen, und man war beſonders darauf bedacht, mich von den einzelnen Umſtänden meiner Geſchichte zu unterrichten, ſobald ich in dem Alter war, daß ich ſie verſtehen und verſprechen konnte, ſie geheim zu halten.

Obwohl ich mir nichts merken ließ, ſo konnte ich jedoch niemals von dem Mograby reden hören, ohne eine Beklemmung des Herzens zu empfinden. Indeſſen erreichte ich faſt mein funfzehntes Jahr, und die Beſorgniſſe meiner Aeltern, ſo wie mein Grauen, begannen zu verſchwinden, als eines Tages der Oberſtallmeiſter meines Vaters in den Palaſt trat, ihm die Ankunft des ſtolzeſten und ſchönſten aller Roſſe meldete, und ihm vorſchlug, es zu erkaufen.

Mein Vater hatte eine übermäßige Leidenſchaft für dieſe Thiere, und fragte ſeinen Stallmeiſter:

„Wo iſt dieſes Pferd?“

„Herr," antwortete jener, „ich ritt an der großen Tränke vorbei, da führte ein Menſch einen Apfelſchimmel heran, mit ſchwarzem Schweif und Mähnen, und einem vollkommen runden Streif um die Augen. Ich ſtieg ab, um dieſes prächtige Thier in der Nähe zu betrachten; ich bezeugte meinen Wunſch, es zu beſteigen; der Menſch, dem es gehörte, ſchien gern darein zu willigen. Niemals, Herr, iſt mir noch ein ſo gehorſames, ſo muthiges, ſo verſtändiges und ſo gewandtes Reitpferd vorgekommen; ich ſprach mit ihm, und es gehorchte aufs Wort: man ſollte glauben, daß das Perſiſche ſeine angeborene Sprache wäre.

Ich wollte es kaufen; der Führer aber antwortete mir, es wäre nicht zu verkaufen. „Es iſt für den König," ſagte ich. — „Wenn das iſt," wurde mir geantwortet, „ſo gehört es ihm." Ich nahm den Mann beim Worte, und er iſt mit ſeinem Pferde in dem Hofe des Palaſts."

Ich war bei meinem Vater, als der Stallmeiſter ihm dieſe Botſchaft brachte, und ich hatte großes Verlangen, das ſchöne Thier zu ſehen: aber Birminvan-Schah, über dieſe Nachricht betroffen, und nicht zweifelnd, daß es der Mograby wäre, der ihm ſein Pferd zurückbrächte, nahm mich bei der Hand und führte mich zu meiner Mutter.

„Meine geliebte Laila," ſprach er zu ihr, „jetzt iſt der Augenblick der Prüfung da: der Mograby hat unſer nicht vergeſſen, wie wir uns ſchon ſchmeichelten; er kömmt, unſer Kind abzufordern, und die Verweigerung ſetzt uns zahlloſen Gefahren aus.“

„Man muß ihn hier empfangen,“ ſagte Laila: „ich fürchte mich vor keinem Zauberer; man hatte meine Amme in Verdacht, eine Zauberinn zu ſein; ſie hat mir nie etwas zu Leide gethan, und gleichwohl erzählten die Sklavinnen meiner Mutter, ſie hätten ſie Haare in ein Waſſerkübel werfen und Fröſche daraus machen ſehen. — Wenn er kömmt, werde ich mit ihm reden.“

Vierhundert und zwei und dreißigſter Tag.

Man führte den Mograby herein, und er erſchien mit großer Ehrerbietung. Mein Vater erwiederte ſeinen Gruß ſo freundlich, als er vermochte; jedoch bemerkte man wohl den Zwang in ſeinem Benehmen.

„Sterndeuter oder Zauberer,“ ſprach Laila zu ihm, „denn du biſt zweifelsohne beides, du haſt unſer Kind in deinen Schutz genommen; du haſt uns verſprochen, ſein zweiter Vater zu ſein: du haſt dich jedoch ziemlich lange nicht um ihn bekümmert. Er iſt indeſſen in dem Alter, wo man Unterricht annimmt; aber du wirſt ihn gut vorbereitet finden, und wir hoffen, wenn du hier ihn ferner unterrichten willſt, du wirſt täglich zufriedener ſein mit der Sorgfalt, womit wir ihn erzogen haben. Uebrigens wirſt du hier von jedermann gern geſehen ſein, und beſonders von mir, der ich immer die Gelehrten geachtet habe; wir wollen dich zum Veſyr machen, nicht ſo wohl, um dich in unſeren Augen, als in den Augen anderer, zu erheben.“

Der Mograby lehnte dieſes freundliche Erbieten ab. Er käme nicht, ſagte er, um an meiner Erziehung zu arbeiten, noch ein fremdes Kind abzuholen, ſondern ſein eigenes, kraft eines ausdrücklichen Vertrages, wofür man von ihm das Pfand zurückgenommen habe. Man ſähe nur, fuhr er fort, Undankbarkeit und Wortbrüchigkeit auf Erden, und man vermeinte ſich aller Schuld zu entledigen, wenn man ſeinen Wohlthäter mit einem leeren Titel ehrte und ihn mit honigſüßen Worten abſpeiſete.

Mit dieſen Worten faßte er mich bei der Hand, welche ich ihm wieder zu entwinden ſtrebte. Meine Mutter, in Thränen zerfließend, ergriff mich bei dem Rocke, aber er blieb ihr in den Händen. Ich entſprang, in ein Windſpiel verwandelt, durch ein Fenſter; der Mograby aber folgte mir durch daſſelbe nach, und bald befanden wir uns beide im freien Felde. Er hielt eine Peitſche in der Hand, womit er mich unmenſchlich ſchlug, und die ſich in eben dem Maaße zu verlängern ſchien, wie ich mich anſtrengte, ſeinen Streichen zu entrinnen.

Ich vermag nicht zu ſagen, ob, während ich ſo dahin floh, das Licht des Mondes auf Erden die Stelle des Sonnenlichts eingenommen. Sterbend vor Hunger und Durſt, an allen Theilen meines Leibes voll Schmerzen, und ſtäts zum Laufen angetrieben, obſchon von Müdigkeit erſchöpft, ſtürzte ich endlich in die Quelle, welche ihr am Fuße des Berges geſehen habt, und röthete ſie mit dem Blute, das aus den Wunden hervorquoll, welche die Peitſchenhiebe auf meinem Leibe gemacht hatten.

Nachdem er mich gezwungen, einige Zeit darin zu bleiben, zog er mich in dem Augenblicke, wo die Friſche des Waſſers mir das Blut erſtarrte, wieder heraus und gab mir meine erſte Geſtalt wieder zurück. Ich wiederhole euch nicht die Läſterungen, welche er jetzt gegen mich und meinen Vater ausſpie, noch die Schmeichelreden, wodurch er mich dann zu gewinnen ſuchte, als er mich hieher gebracht hatte, um mich zu vermögen, die übrige Welt zu vergeſſen und mich ganz ihm zu überliefern: ihr habt dieß Gemälde ſeiner Argliſt ſchon entworfen. Er wechſelt ohne Zweifel darin nach den Umſtänden, nach Beſchaffenheit der Grundſätze, welche er zu zerſtören ſtrebt, und der Vorſtellungen, welche er ausrotten oder verwirren will.

Indeſſen fing ich an, mich in Geduld zu faſſen, als er mich allein gelaßen, und mir das Studium der Bücher empfohlen hatte, von welchen ihr auch Kenntnis genommen habt, und ich erſah, daß ich mich von Dingen unterrichtete, welche mir nützlich werden könnten.

In Erwartung ſeiner Rückkehr, frohlockte ich, daß ich alles gelernt hatte, was die erſten zwölf Bücher enthielten, und daß in denſelben keine Verrichtung gelehrt war, welche ich nicht im Stande war vorzunehmen, als er plötzlich erſchien.

Ich näherte mich ihm mit zutraulicher Miene, und kramte ihm meine Wiſſenſchaft aus. Er aber gab mir eine Maulſchelle, und ſagte zu mir:

„Unwiſſender, Faullenzer, der nichts thut, wenn er ſich ſelber überlaßen iſt! Wähnſt du, daß ich Zeit habe, dich immer wie einen Schüler anzuleiten?“

Ich war mir nichts Böſes bewußt, und wollte reden, um ihn von ſeinem Unrecht zu überzeugen. Er aber gab mir noch eine Ohrfeige, die mich faſt zu Boden ſtürzte:

„Man widerſpricht mir nicht,“ ſagte er; „ich komme nur auf kurze Zeit her, und gehe wieder weg. Wenn ich zurückkomme und nicht Urſache habe beſſer mit dir zufrieden zu ſein, ſo werde ich zu nachdrücklicheren Züchtigungen greifen.“

Mit dieſen Worten ging er in ſeinen Palaſt, ſtellte ſich, als ſuchte er darin etwas, das er brauchte, machte mir ein Zeichen, als wenn er Abſchied von mir nähme, und wirklich ſah ich ihn nicht mehr.

Ich warf mich auf mein Bette und badete es mit meinen Thränen; ich verwünſchte meinen Verfolger zu Nakaronkir, von dem ich meinen Vater und meine Mutter ſo oft erzählen gehört hatte; ich fühlte ein glühendes Verlangen, mich in die Arme derjenigen zu werfen, von denen ich ſo viel Liebkoſungen empfangen hatte. Da fiel mir die Wiſſenſchaft wieder ein, welche ich mir zugeeignet hatte: ich konnte mich vermittelſt derſelben in einen Vogel verwandeln; aber ich mußte ein Raubvogel werden, um mich ſehr hoch erheben zu können und nicht die Beute der anderen Vögel zu werden.

Ich beſchloß alſo, mich in einen Adler zu verwandeln:

„Ich will mich," ſprach ich bei mir ſelber, „den Blicken der Jäger entziehen, und mich nur niederlaßen, um Nahrung zu ſuchen. So werde ich die Hauptſtadt von Perſien erreichen: ich ſchlüpfe bei Nacht in das Schloß meines Vaters, am Morgen findet man mich auf der Terraſſe vor ſeinem Zimmer, und ich halte im Schnabel meinen Namen auf ein Stück Rinde geſchrieben."

Ich brachte die Nacht damit zu, meinen Entwurf auszubilden. Mit der Sonne ſtand ich auf; ich ſchrieb auf ein Stück Rinde, die ich tragen wollte, die Worte:

„Der arme Halajaddin, Prinz von Perſien.“ Sodann beſchäftigte ich mich mit meiner Verwandlung, und wollte lieber mein lebelang ein Vogel bleiben, als länger der Mishandlung des Schwarzkünſtlers unterworfen ſein. Die Bezauberung, die ich mit mir vornehmen wollte, fing ſchon an zu wirken; ſchon fühlte ich meine Naſe ſich in einen Schnabel verwandeln, meine Arme in Flügel, und ich ſah mich mit Federn bedeckt. Voll Freuden und Hoffnung nehme ich meinen Zettel, packe ihn mit einer meiner Krallen, und ſchwinge mich empor.

Aber da fühlte ich mich ungeſtüm bei dem Schwanze feſtgehalten, und einen ſolchen Schlag auf meinen Rükken, daß er hätte brechen mögen; es war der Schwarzkünſtler der mich anhielt; er hub kaltblütig den meiner Kralle entfallenen Zettel auf und las: der arme Halajaddin.

„Ja wohl arm,“ ſprach er, „wie ſein Vater und ſeine Mutter, aber arm an Gefühl, an Dankbarkeit, an jeder Art von Tugend. Du haſt dich zum Vogel gemacht, Undankbarer! aber Raubthiere kommen nicht in mein Vogelhaus, ich werde dir deinen Platz anweiſen.“

Ich war mehr todt, als lebendig; ich erhielt mein Bewußtſein nur wieder, um inne zu werden, daß ich an den Beinen zwiſchen Sterbenden und Leichnamen aufgehängt war, an dem Orte, wo ihr uns gefunden habt. Hier blieb ich ſeitdem in einen qualvollen Zuſtand verſenkt, ohne mir meiner Leiden deutlich bewußt zu ſein. Mir war, als wenn der Mogreby, einem Teufel ähnlicher als einem Menſchen, mich mit einer Peitſche voll eiſerner Stacheln verfolgte, die mich unaufhörlich traf, während ich dem Geſpenſte des Todes nachlief, das vor mir floh; und aus dieſem Traume erwachte ich nicht eher, als in dem Augenblicke, da ihr mich aus der Grube zoget."

Man kann ſich vorſtellen, welche Wirkung die Erzählung des Prinzen von Perſien auf den Geiſt und das Herz Habed-il-Rumans machte: aber er mäßigte ihren Ausdruck, ſelbſt in ſeinem Antlitze.

Er wandte ſich hierauf an einen andern ſeiner Unglücksgefährten, und bat ihn, auch ſeine Abenteuer umſtändlich zu erzählen. Dieſer Jüngling, der neunzehn Jahr alt ſein mochte, that es auf der Stelle, alſo:

Geſchichte Jamaladdins, des Prinzen von Groß-Katai.

Vierhundert und drei und dreißigſter Tag.

„Mein Großvater war Barbier in der Stadt Schiras; *) hier lebte er ganz gemächlich von ſeinem Gewerbe, weil er arbeitſam und geſchickt war. Er beſaß mehr Verſtand, als gemeinlich die Leute ſeines Standes haben; was ſeine Unterhaltung auch denen angenehm machte, die durch Reichthum oder andere Gaben über ihm ſtanden.

Ein geſchickter Sterndeuter, der in der Nachbarſchaft wohnte, kam häufig in unſer Haus. Eines Ta-

---

*) Hauptſtadt von Perſien.

ges ſah dieſer ſeine Frau haſtig ihren Schleier nehmen, um auszugehen: „Wo willſt du hin?“ fragte er ſie.

Der Frau unſers Freundes, des Barbiers, die in Wochen iſt, Hülfe leiſten.“

„Bringe mir doch,“ ſagte ihr Mann darauf, „wenn du zurückkömmſt, die Namen des Kindes, des Vaters, der Mutter, des Großvaters und der Großmutter mit; man befrägt uns nur bei der Geburt der Großen, als wenn ſie allein wichtig auf Erden wären. Unſer Freund, der Barbier, hat manchmal ſehr glückliche und geiſtreiche Einfälle, und es könnte wohl ſein, daß er ein Kind erzeugte, welches nicht zu den gewöhnlichen Menſchen gehörte.“

Die Frau verſprach den Auftrag auszurichten.

Meine Großmutter kam ſehr glücklich mit einem Sohn nieder, der Schaskar genannt wurde, und unſre Nachbarinn brachte ihrem Manne, dem Sterndeuter, was er von ihr verlangt hatte.

Der Sterndeuter begann ſogleich ſeine Arbeit, und beſtimmte genau die Stunde der Geburt. Mein Vater war unter dem Planeten Il-Marlik *) im Aufſteigen geboren, und in demſelben Augenblick erſchien dieſer Planet, durch das Aſtrolabium beobachtet, ſehr hell.

Indem er nun die Summe der Buchſtaben aller der Namen berechnete, welche er vor Augen hatte, ſah

---

*) d. i. der Saturn.

er, daß ſie verkündigte, das Kind würde einſt König werden; und ſein hellleuchtender Stern warf ſeine Strahlen auf eine weite Strecke des großen Reichs von China.

Aber der Stern begann in einem röthlichen Lichte zu ſchimmern; und das verkündigte für denjenigen, den ſein Einfluß beherrſchte, wenigſtens große Hinderniſſe auf ſeinem Wege zu einem ſo hohen Glücke.

„Ich habe es dir wohl vorausgeſagt," ſprach der Sterndeuter zu ſeiner Frau; „das Kind unſers Nachbarn, des Barbiers, wird einſt ein großes Glück machen: wir müßen hingehen und ſeinem Vater und ſeiner Mutter dazu Glück wünſchen."

Meinem Großvater ſchmeichelte die Sterndeutung ſeines Nachbarn ſehr. Er und ſeine Gattinn wandten alle mögliche Sorgfalt auf die Erziehung meines Vaters; der Sterndeuter war auch dabei behülflich, und als mein Vater ſechzehn Jahr alt war, gab es keinen Jüngling in ganz Schiras, der ſo gut unterrichtet war, als er: man ſtellte ihn den Kindern der beßten Häuſer zum Muſter auf.

„Da ſpiegelt euch," ſprach man zu ihnen, „an Schaskar, dem Sohne des Barbiers!"

Es iſt wahr, er verband damit eine ſchöne Geſtalt und eine glückliche Geſichtsbildung; von ſeiner Beſtimmung unterrichtet, ſuchte er ſich derſelben durch ſein Betragen und ſeine Haltung würdig zu zeigen.

Eines Tages, als Schaskar ins Bad ging, war er der erſte daſelbſt; nachdem er durch den Saal gegangen war, wo man die Kleider ablegt, und durch einen zweiten Saal, um in die Badſtube zu treten, glitſchte ſein Fuß, obwohl er ſonſt einen ſehr feſten Gang hatte, auf einer naſſen Marmorplatte aus. Er ſtampfte, um das Gleichgewicht wieder zu gewinnen, mit dem Fuße heftig auf die Platte: augenblicklich öffnete ſich dieſe, es ſtieg ein Dampf aus der Oeffnung, dieſer Dampf zog ſich zuſammen, und ſtellte den Augen Schaskars einen Geiſt in Menſchengeſtalt dar.

„Laß Alltagsmenſchen ſich baden,“ redete der Geiſt ihn an, „und reiſe du nach China; nimm deinen Weg dahin durch die Große Mauer; *) du wirſt zu Aſtrakan **) eine Karavane treffen, welcher du dich anſchließen kannſt; geh, nimm deine Kleider wieder, wo du ſie gelaßen haſt: man hat eine Summe Geldes dazu gelegt, welche ſich, ſo oft es nöthig iſt, erneuen wird.

Wenn du am Fuße der großen Mauer biſt, wirſt du andre Hülfe bekommen: aber vertraue das Geheimnis deiner Abreiſe niemand.“

---

*) Welche China im Norden gegen die Mongolei, Tatarei u. ſ. w. 150 Meilen lang (die vielen Krümmungen ungerechnet,) einſchließt, und vor 2000 Jahren gebauet iſt.

**) Stadt an der Wolga unweit des Kaspiſchen Meeres.

Mein Vater ging hin, nahm ſeine Kleider wieder, und fand dabei einen Beutel mit zweihundert Goldſtücken. Er nahm davon zwanzig, ſteckte ſie unter das Kopfkiſſen ſeiner Mutter, und verließ die Stadt; da begegnete er einem Manne, der mit Kameelen den ihm angedeuteten Weg zog, er kaufte eins davon, und begab ſich ſo ſchleunig als möglich nach Aſtrakan.

Die Karavane langte dort an, er geſellte ſich zu ihr, feſt entſchloſſen, ſich nicht von ihr zu trennen, als er an demſelben Tage, da man den Fuß der großen Mauer zu erreichen gedachte, des Morgens einſchlief.

Sein Kameel entfernte ſich unbemerkt von den übrigen, und als er erwachte, befand er ſich ganz allein mitten in einer Wüſte. Er beſchleunigte ſeinen Ritt, in der Hoffnung, ſeine Reiſegefährten noch einholen zu können: aber als die Nacht kam, gewahrte er durch Beobachtung der Sterne, daß er eine ganz entgegengeſetzte Richtung genommen hatte, und ritt die ganze Nacht durch, um wieder auf den verlornen Weg zu kommen.

Der Tag brach wieder an: er ließ ſein Kameel kaum einen Augenblick ruhen; kaum ließ er ihm ſo viel Zeit, etwas von dem kleinen, noch übrigen Mundvorrath zu freſſen; er trieb es den ganzen Tag vorwärts, ebenſo die folgende Nacht, und befand ſich, als die Sonne die Schatten derſelben zerſtreute, am

Fuße der großen Mauer, aber an einer Stelle, wo kein Durchgang war.

Er war erſchöpft von der Anſtrengung, und ſein Kameel vermochte ihn nicht mehr zu tragen. Er war im Begriff, ſich der Verzweiflung hinzugeben, als er einen Derwiſch erblickte, der mit einem Buche in der Hand, hinter einem Geſträuche hervortrat. Dieſer Anblick belebte ihn wieder, er ſtieg von ſeinem Kameel, und ging auf den Geiſtlichen zu.

„Heiliger Mann,“ ſprach er zu ihm, „ich bin ein Perſer, von Gewerbe ein Kaufmann, und von meiner Karavane verirrt, die nach China zieht; kannſt du mir nicht ſagen, ob ich nahe bei dem Thore bin, welches von der Seite der großen Tatarei hinein führt?“

„Du biſt fünf gute Tagereiſen davon entfernt, und gebrauchſt viel längere Zeit, um dahin zu gelangen,“ antwortete ihm der Derwiſch, „weil du nicht längs der Mauer hin reiſen kannſt: du mußt den Weg wieder aufſuchen, ſonſt würdeſt du in Sümpfe gerathen, welche dir zur Rechten und zur Linken ſind. Ueberdieß, haſt du einen Paß?“

„Nein,“ antwortete mein Vater.

„In dieſem Falle,“ ſagte der Derwiſch, „würde man dich nicht durchlaßen; kein Fremder wird in China eingelaßen, außer denjenigen, die mit den Karavanen ankommen, und ordentliche Päſſe haben.“

„So bin ich ſehr unglücklich,“ ſagte Schaskar ſeufzend.

„Es gibt für alles Rath, wie du weißt, mein Bruder,“ ſagte der Derwiſch, „außer für den Tod. Komm in meine Hütte, ſie iſt nicht weit von hier, du wirſt dort eine Quelle und Weide für dein Kameel finden. Ich thue hier Buße, du kannſt ſie mit mir thun, und wenn du mir dein Herz öffneſt, ſo erſinnen wir vielleicht ein Mittel, dir aus der Noth zu helfen.“

Mein Vater folgte dem Derwiſch, zog das Kameel am Halfter hinter ſich her, und ſo gelangten ſie an die Hütte; dieſe beſtand aus einer nicht ſehr tiefen Höhle, die außen mit einer Laube bedeckt war.

„Du wirſt hungrig ſein, mein lieber Gaſt,“ ſagte der Derwiſch; „ich habe hier Milch von einer Ziege, die ich unterhalte; auch habe ich eine friſche Honigwabe, welche ich heute in einem Baume gefunden, und einige getrocknete Früchte: das iſt mein ganzer Vorrath.“

Indem er dieß ſagte, ſetzte er auf einen Stein, der als Tiſch diente, die genannten Speiſen hin.

Vierhundert und vier und dreißigſter Tag.

Obgleich mein Vater in dieſem Augenblick wähnte, daß ſein Unſtern ihn irre geführt hatte, dennoch dankte er ihm für dieſe kleine Hülfe. Er aß, er trank, und betrachtete dabei den Derwiſch, der das Kameel ſpannte, um es im Freien weiden zu laßen.

Als der geſchäftige Derwiſch das Thier beſorgt hatte, kam er eilig wieder zu ſeinem Gaſt und ſagte zu ihm:

„Du mußt mit einem einfachen Mahle vorlieb nehmen; ohne Zweifel biſt du an einen beſſer beſetzten Tiſch gewöhnt; dein edles Ausſehn verkündigt, daß du nicht von gemeinem Stande biſt.“

„Ach nein!“ antwortete mein Vater, der von Natur ſehr offenherzig war; „du biſt ſo freundlich gegen mich, dein Stand flößt mir ſo viel Zutrauen ein, und ich fühle ein ſo ſtarkes Bedürfnis, mein Herz auszuſchütten, daß ich nicht anſtehen darf, dir aufrichtig meine Geſchichte zu erzählen.

Du ſiehſt in mir, was die Gelehrten, welche ſich mit der Sterndeutung abgeben, ein Sternenkind nennen; mein Geſtirn verſprach mir, laut ihrer Berechnungen, eine Krone; und wenn ich dich nicht angetroffen, hätte ich vielleicht morgen ſchon die Krone erhalten, welche Mahomed den Muſelmännern verheißt, welche, dem Uebermaaße des Unglücks erliegend, ohne Murren ſterben. Mein Name iſt Schaskar, und ich bin der Sohn eines Barbiers in Schiras.“

Nachdem mein Vater ſeinen Namen und Herkunft geſagt hatte, erzählte er treulich ſeine ganze Geſchichte, mit Auslaßung keines Umſtandes; und als er auf den Beutel mit zweihundert Zeckienen kam, welche man ihm gegeben hatte, warf er ihn auf den Tiſch:

„Da iſt er,“ ſagte er, „ich habe auf meiner Reiſe bis hieher mehr als vierhundert Goldſtücke ausgegeben, und des Morgens, wann ich erwache, iſt er immer wieder voll.“

Der Derwiſch hörte die Erzählung meines Vaters mit der größten Aufmerkſamkeit an, und ſagte dann:

„Ich kenne dieſen Beutel, ich weiß, woher er kömmt, er mahnet mich, daß ich gegen dich Pflichten von größerem Umfange habe, als gegen einen gewöhnlichen Gaſt. Du haſt dich mir vollſtändig zu erkennen gegeben, und ich muß mich nunmehr auch dir entdecken.

Du biſt, mein theurer Schaskar, ein Sternenkind, und ich bin durch meine Beſtimmung dem Dienſte derjenigen gewidmet, welche durch das Geſtirn begünſtigt ſind; und hat es dich hieher geführt, ſo hat es mir Befehl ertheilen laßen, dich hier zu erwarten.

Du befreieſt mich von einer großen Unruhe; denn weil es in den Befehlen, welche wir empfangen, immer Dunkelheiten gibt, und ich durch die meinigen genöthigt war, mich in Derwiſchtracht in eine von allen Straßen abgelegene Gegend an der großen Mauer von China zu begeben, ſo bin ich hier ſchon ſeit vier Tagen, ſchlecht bekleidet und beköſtigt, um dem empfangenen Befehle nachzuleben.

Der Endzweck meines Auftrags fing an, mich zu beunruhigen: aber ich erkenne nunmehr die Wichtigkeit deſſelben; es handelt ſich darum, dem Reiche von Groß-Katai *) einen Beherrſcher zu geben, und dieſe Krone ſoll auf dein Haupt fallen, Herr Schaskar."

Hierauf zog der falſche Derwiſch ein Stäbchen von Ebenholz aus einem Sacke, den er unter dem Arme trug, ließ es auf ſeinen Fingerſpitzen ſo geſchickt ſich drehen, daß es ſchien als wenn es darauf herum hüpfte.

„Wohlauf," ſprach er, „Medſchine, thu' deine Pflicht!"

Sogleich ließ eine unendlich liebliche Stimme ſich hören: „Was verlangt mein Herr, der mächtige Mograby, von ſeiner Dienerinn?"

„Hatte ich dir erlaubt, mich zu nennen, kleine Schmeichlerinn?" antwortete der falſche Derwiſch: „du ſiehſt doch, daß mein Gaſt ein Mann von der höchſten Wichtigkeit iſt; er hat ſehr ſchlecht gefrühſtückt, und befindet ſich hier ſehr ungemächlich: rufe meine Leute herbei, und laß ſchleunig ein beſſeres Gemach für uns bereiten, wo wir behaglich zu Mittag eſſen

---

*) Ein andrer Name für China. Katai heißen eigentlich die ſechs Nordprovinzen, im Gegenſatze von Maha-Tſchin, d. i. Groß-China, im Süden.

können; bedenke, daß mein Gaſt ein edler Perſer iſt, und daß wir eine Flaſche Schiraswein haben müßen."

Die feine Stimme ließ ſich nochmals hören: „Mein Herr," ſagte ſie, „ſoll ſogleich bedient ſein."

Mein Vater war etwas verwundert, jedoch weniger, als es ein andrer geweſen wäre, der nicht ſchon durch ein Wunder an den Fuß der Mauer von China geführt worden. Der falſche Derwiſch bemerkte es, und ſagte zu ihm:

„Meine kleine Schaffnerinn hat dir meinen Namen geſagt, Herr Schaskar: ich hoffe, dir Anlaß zu geben, daß du ihn zeitlebens nicht vergeſſen wirſt.

Während unſer Mahl bereitet wird, muß ich dich über das aufklären, was dir durch deine Beſtimmung aufbehalten iſt, wenn du dich dem Glücke nicht weigerſt, welches dich erwartet; denn unglücklicherweiſe hat es der Menſch ſtäts in ſeiner Gewalt, ſich ſelber Hinderniſſe in den Weg zu legen, und ich habe manchen durch die Schwäche ſeines Betragens ſeine Beſtimmung Lügen ſtrafen ſehen.

Es ſind dabei einige Opfer zu bringen, ich ſage es dir zuvor. Die Krone von Groß-Katai iſt erledigt durch den Tod des Herrſchers, der ihren Scepter führte, und der keine männliche Erben hinterlaßen hat; man muß binnen fünf Tagen durch eine Feierlichkeit und nach einem in dieſem Lande herkömmlichen Brauche, zur Wahl eines Beherrſchers ſchreiten. Es hängt jetzo nur von dir ab, König von Groß-Katai und Gemahl der ſchönſten Prinzeſſinn auf Erden, der einzigen Tochter des verſtorbenen Königs, zu werden: ihre Anmuth, ihre Reize, ihre Tugenden übertreffen noch beiweiten die Reichthümer, welche ihre Hand begleiten.“

Man kann ſich denken, welche Wirkung eine ſolche Eröffnung auf meinen Vater machte: von Kindheit auf mit ehrgeizigen Vorſtellungen genährt, ſah er ſich nun ſo nahe am Ziele, daß er es faſt im Augenblicke erreichen konnte; es war zwar nur ein als Derwiſch gekleideter Mann, der ihm dieſen Antrag gemacht hatte; aber er hatte das Stäbchen tanzen geſehen und die Stimme Medſchinens gehört.

„Herr Mograby,“ ſprach er zu ſeinem Wirthe, „ich habe die mühſelige Reiſe, welche ich gemacht, nicht unternommen, um am Fuße der Mauer von China ſtehen zu bleiben, und weigere mich keiner Forderung, vorausgeſetzt, daß es kein Verbrechen iſt.“

„Weit entfernt, daß dasjenige, was ich von dir fordre, für dich ein Verbrechen ſein ſollte,“ verſetzte der Mograby, „iſt es vielmehr in mancher Rückſicht, wie du ſelber einſehen wirſt, eine Handlung der Tugend, ein leichtes Opfer, ein Zeugnis deiner Erkenntlichkeit zu Gunſten desjenigen, der dir ſo gut gedient hat.“

Vierhundert und fünf und dreißigſter Tag.

Als der Mograby dieſe Worte ausgeſprochen hatte, erſchien ein Schwarzer von rieſenhafter Geſtalt, prächtig gekleidet und mit einer ſilbernen Keule in der Hand: „Ihr Herren,“ ſprach er zu dem Herrn der Hütte und zu meinem Vater, „es iſt aufgetragen.“ Beide ſtanden auf und folgten ihm.

Sie traten in ein Gezelt, das von außen mit großgemuſtertem Seidenſtoff überzogen war. Das Innere war noch zierlicher ausgeſchmückt; den Boden bedeckte ein grüner Teppich, und ihn durchrieſelte eine natürliche Quelle, über welcher das Gezelt aufgeſpannt ſtand; ein kleiner Raum an ihren Ufern war unbedeckt gelaßen, für den Blumenteppich, welcher ſie einfaßte.

Der Tiſch war mit mehr Geſchmack, als Ueberfluß, beſetzt; die Gerichte reizten zugleich die Augen und den Geruch. Die beiden Tiſchgenoſſen ſetzten ſich auf Sopha's von ausgeſuchter Weichheit und Bequemlichkeit; auf einen Wink des Schwarzen mit dem goldenen Halsbande, den er mit ſeiner Keule gab, erſchienen vier Sklaven, von denen zwei ſich meinem Vater zur Seite ſtellten, und die beiden anderen neben den Herrn des zierlichen Gezeltes. Das Mahl ging hin unter angenehmen Geſprächen über die Auswahl der

Speiſen auf dem Tiſche und unter Lobeserhebungen der Feinheit ihrer Zurichtung.

Als die letzte Tracht abgenommen wurde, ſprach der Mograby zu ſeinem Schwarzen:

„Iladſch-Kadahé, wir ſind hier im Kühlen; wir wollen ausruhen, aber mein Gaſt und ich, wir ſind Reiſende, ein Bad würde uns erquicken, bereite uns ein bequemes. Dieſen Abend wirſt du dafür ſorgen, daß das Nachteſſen beſſer ſei, als das Mittagsmahl, welches du aufgetiſcht haſt; und kündige Medſchinen an, daß ich meinem Gaſt eine angenehme Geſellſchaft zu geben wünſche.“

Der Schwarze entfernte ſich, meinen Vater überwältigte der Schlaf, und er überließ ſich demſelben auf ſeinem Sopha, ohne Zeit zu haben, über alles das nachzudenken, was er hier geſehen, gethan und gehört hatte. Nach zwei Stunden erweckte ihn ein Geräuſch. Sein Wirth war ſchon auf, und ſagte:

„Herr Schaskar, das Bad erwartet uns, und wir brauchen nicht weit darnach zu gehen, denn es iſt im Nebengemache.“

Die Oeffnung des Zeltes, welche ins freie Feld ging, hatte ſich geſchloſſen, und es zeigte ſich eine andre, durch welche man in ein von Kerzen erleuchtetes Zimmer ſah, wo zwei kleine Marmorkufen ſtanden, in welche zwei Löwenrachen von der einen Seite warmes, von der andern kaltes Waſſer ergoſſen.

„Wir wollen hier unſere Kleider ablegen,“ ſagte der Mograby, „und hinein ſteigen.“

Mein Vater folgte ihm und ſtieg in ſein Bad. Als beide darin waren, traten vier ſchwarze junge Mädchen mit Rauchfäſſern und Käſtchen voll Salben herein. Nachdem beide genug gebadet, ſtieg der Mograby wieder heraus; mein Vater folgte ſeinem Beiſpiele; die ſchwarzen Mädchen waren verſchwunden, an ihrer Stelle erſchienen vier weiße Verſchnittene, in Kleidern von den friſcheſten Farben und dem geſchmackvollſten Schnitte.

In der Kleidung, welche der Derwiſch jetzt angelegt hatte, war er den Augen meines Vaters faſt unkenntlich geworden, ſolch ein edles Weſen hatte er angenommen: er erſchien zwar ſehr bejahrt, aber ſein langer weißer Bart gab ihm ein ehrwürdiges Anſehen. Mit zufriedener Miene ſagte er zu meinem Vater:

„Ich ſehe an deinem ſehr friſchen Ausſehen, daß dieſes Bad dir gut gethan hat; ich kann dir nicht ſagen, wie es mich entzückt, daß ich dazu erwählt bin, dir dieſe kleinen Bequemlichkeiten zu verſchaffen; ich wünſchte nur, daß du noch größere Dienſte von mir verlangteſt.

Wir treffen nicht alle Tage Sternenkinder an; es iſt ein Vergnügen für uns, wenn wir dazu mitwirken können, ſie glücklich zu machen.

Du bedarfſt jetzo," fuhr er fort, „der friſchen uft; der Spaziergang hier um das Zelt iſt nicht ſehr ngenehm: aber hinter jenem Hügel iſt ein kleines Thal, in welchem dein Kameel weidet; man gelangt ahin über einen ſanften Raſen am Ufer dieſer Quelle, ie uns hier Waſſer gibt; und dort bietet die Ausſicht er zwar nur beſchränkten Gegend doch eine große Mannigfaltigkeit der Gegenſtände dar. Wer ſich mit inem Raſenbette zu behelfen weiß, findet darin eine gute Lagerſtatt; und wenn man nicht der Verſchwiegenheit der Vögel mistrauet, ſo iſt der Ort für trauiche Unterhaltungen geeignet."

Indem er ſo den Spaziergang beſchrieb, zu welhem er meinen Vater einladen wollte, führte er ihn chon unbemerkt dem Thale zu: es hatte keine große Tiefe, ein Felſen, der hoch empor ſtieg, ſchloß es im Hintergrunde. Der Bach ſtürzte in mehreren Fällen zwiſchen unförmlichen, von der Zeit aufgehäuften Marmorblöcken, hernieder; unter dieſen boten etliche einen bequemen Sitz dar, und hier entſpann ſich eine Unterhaltung, deren Koſten der Mograby faſt allein trug.

Er nöthigte meinen Vater, die Annehmlichkeit dieſer lieblichen Einſamkeit zu bewundern:

„Solltet ihr glauben," ſagte er zu ihm, „daß ich euch Leute beklage, die ihr vom Schickſale zur Regierung der großen Staaten berufen ſeid? Ihr entſaget gleichſam dem Genuſſe der Schönheiten der Natur und der Stille.

Betrachte dieſe vor aller Welt verborgene Einſamkeit; ſie hat gar ſehr meine Wünſche angezogen, ſeitdem ich in dieſer Gegend bin, um dich zu erwarten. Sollteſt du glauben, daß ich mich hier in dem Vorſatze beſtärkt habe, eines Tages hieher zurückzukehren, und das Derwiſchkleid wieder anzunehmen, unter welchem ich mich verborgen hatte, um dein Vertrauen zu gewinnen: wenn ich aber das Glück habe, es wieder anzunehmen, ſo lege ich es zeitlebens nicht mehr ab. Auf jener Stelle will ich mein Häuschen bauen; es hat dort die Morgenſonne, und ich lichte ein wenig dieſe Gebüſche, die mir zu viel Feüchtigkeit geben; ich beſetze die Ufer des Baches mit mannigfaltigeren und angenehmeren Gebüſchen. Dort wird meine kleine Ziegenheerde weiden, und hier ſoll mein Bienennenhäuslein ſtehen. So werde ich ruhig leben zwiſchen meinen Büchern und der Natur, während du auf einem Throne von der Schmeichelei und Lüge umlagert ſein wirſt.

Ich male dir deinen künftigen Stand nicht ſo, um ihn dir zu verleiden; die Erde bedarf der Beherrſcher, und du biſt dazu gemacht; überdieß biſt du noch ſehr jung, und mußt dich willig deiner Schuld gegen die Geſellſchaft entledigen.

Mich aber, mein theurer Gaſt, führt gegenwärtig die Liebe zu mir ſelber auch zu mir ſelber zurück: ich arbeite ſchon ſo lange, und bin es müde, für Andere Wunder zu thun, deren Zauber keine Gewalt mehr über mich hat, und ich wollte, daß es mir vergönnt wäre, mich zur Ruhe zu ſetzen.“

„Kannſt du ſie nicht,“ ſagte mein Vater, „von den übernatürlichen Weſen erlangen, über deren Macht du zu gebieten ſcheineſt?“ —

„O Schaskar, du wirſt es erfahren; man erlangt nichts ohne Opfer; ich könnte mich wohl in die Einſamkeit zurückziehen, wenn ich einen Jünger unterrichtet und gebildet hätte, der eben ſo gut als ich im Stande wäre, ſich der Pflichten zu entledigen, welche mir obliegen.

Um einer Beſtimmung von ſolcher Wichtigkeit zu genügen, dazu gehört ein, ſo zu ſagen, von der Mutter Bruſt vorbereitetes Kind; es muß in der größten Unſchuld erzogen und zur Mannbarkeit gelangt, durch Uebungen aller Art zu den Arbeiten, denen der Menſch unterworfen iſt, abgehärtet, und durch das Studium aller Wiſſenſchaften zu den Kenntniſſen vorbereitet ſein, welche er unter mir erlernen ſoll.

Es muß zur glücklichen Stunde geboren ſein; alſo iſt die Wahl des Blutes, aus welchen es entſpringen ſoll, nicht gleichgültig. Dieſe Bedingungen ſind ſchwer zu erfüllen; die ſchwierigſte aber iſt: es muß ein Königsſohn ſein."

Vierhundert und ſechs und dreißigſter Tag.

Mit dieſen Worten ſtand der vorgebliche Einſiedler auf, indem er einen tiefen Seufzer ausſtieß, der aus dem Grunde ſeines Herzens zu kommen ſchien.

„Wir wollen uns weiter darüber beſprechen, mein theurer Schaskar," ſagte er zu meinem Vater, und forderte ihn auf, den Spaziergang durch das Thal fortzuſetzen.

Mein Vater glaubte blindlings alles, was der Mograby ihm geſagt hatte; er hielt ihn für einen heiligen Mann. Unterdeſſen war bei ihrer Rückkehr aus dem Thale nach der kleinen Ebene, auf welcher das Zelt aufgeſchlagen war, die Nacht angebrochen; da erblickte mein Vater eine hell erleuchtete Stelle daſelbſt, und bezeugte darüber ſeine Verwunderung.

„Mein Bruder," ſagte ſein Gefährte zu ihm," ſeitdem ich mein Amt verwalte, habe ich gelernt, die Menſchen, mit denen ich verkehren muß, jeden nach ſeinem Stande zu behandeln: beginne hier, dich an das zu gewöhnen, was dir bevorſteht; binnen vierzehn Tagen wirſt du keinen Schritt mehr thun, ohne ſagen zu hören: da iſt der König! Du wirſt keinen Fuß in ein fremdes Haus ſetzen, ohne daß man es mit Weihrauch erfülle und erleuchte, und ſelbſt in deinem Palaſte wirſt du nicht von Feierlichkeiten verſchont bleiben.

Ich will dich," fuhr er fort, „noch auf einen andern Gegenſtand der Verwunderung vorbereiten: du wirſt in Geſellſchaft von Frauen eſſen; es gibt keine ſchöneren in Georgien, aus welchem Lande ſie kommen: eine ſchöne Frau iſt etwas ſehr liebliches; aber ich gehe mit ihnen um, wie mit den Blumen, welche ich ſehr liebe, und nicht abpflücke; auf ſolche Weiſe iſt es ihnen unmöglich, meine Grundſätze in Verwirrung zu bringen."

Während dieſer Unterhaltung hatte die Dunkelheit zugenommen; da erſchien der Schwarze mit dem goldenen Halsbande, die ſilberne Keule in der Hand, und zwanzig Fackeln gingen vor ihm her: „Meine Herren," ſprach er, „es iſt aufgetragen."

„Sind die Frauen angekommen?" fragte der Wirth meines Vaters.

„Sie ſitzen auf den Sopha's," antwortete Iladſch-Kadahé, „und man unterhält ſie mit Muſik."

„Ich miſche mich in dergleichen Dinge nicht," ſagte der Mograby zu meinem Vater, „es iſt die kleine Medſchine, die ihre Pflicht thut: ſie kennt ihre Leute, und läßt es an nichts fehlen."

Beide traten jetzt in ein großes Gezelt, deſſen Pracht meinen Vater erſtaunte. Die Tafel ſtand unter einem prächtigen Thronhimmel auf einer Erhöhung; zwei lange Sopha's von unſchätzbarem Reichthum waren einander gegenüber geſtellt; zwei Frauen ſaßen darauf, abgeſondert, auf jedem eine.

Bei der Ankunft des Herrn des Gezeltes ſtanden ſie auf; aber der Mograby trat raſch an ſie heran, und ſagte zu ihnen:

„Schöne Frauen, ich ſtelle euch hier den Fürſten Schaskar vor, einen meiner Freunde, deſſen Bekanntſchaft euch Vergnügen machen wird: ſo glänzende Geſtirne, wie ihr, ſind dazu gemacht, einen Perſer, ein Sternenkind, zu begünſtigen."

Mein Vater ſchilderte dieſe Frauen eben ſo ſchön, als prächtig geputzt; ſein Wirth lud ihn ein, ſich an die Seite der einen niederzulaßen, und ſetzte ſich ſelber neben der andern hin. Achtzehn Sklaven von großer Schönheit warteten bei Tiſche auf; ſieben und zwanzig andere, auf Stufen in drei Chöre getheilt, ſpielten und ſangen; Wohlgerüche durchdufteten die Luft, und noch vor Ende der Mahlzeit bedeckten Weine und Brandweine aller Art die Tafel.

Der Mograby bezeigte ſich ſehr aufmerkſam gegen ſeine Nachbarinn; mein Vater ahmte ihm nach, und begann eine Unterhaltung mit der ſeinigen: aber er erhielt nur einſylbige Antworten; dagegen warf ſie ihm ſehr einladende Blicke zu, trank und forderte zum trinken auf. Mein Vater hat das Uebrige vergeſſen: der Kopf war ihm von den Dünſten der Griechiſchen und Perſiſchen Weine, die er getrunken hatte, ganz betäubt; er öffnete erſt am andern Morgen ziemlich ſpät die Augen, und fand ſich auf demſelben Sopha hingeſtreckt, auf welchem er in ſo glänzender Geſellſchaft zu Nacht gegeſſen hatte.

Sein Wirth lag ihm gegenüber und ſchien noch zu ſchlafen; er trat leiſe hinaus, um friſche Luft zu ſchöpfen: aber der Mograby fand ſich bald bei ihm ein.

„Junger Mann,“ ſprach er zu ihm, „du weißt ſittſam mit Frauen umzugehen, und wirſt ein trefflicher Gatte für die Prinzeſſinn von Katai ſein. Ich will dir jetzo bekennen, daß ich dich auf die Probe ſtellen wollte; nimm es mir nicht übel, ſo heiſchte es mein Auftrag. Laß uns heute den geſtrigen Spaziergang wiederholen; wir wollen in meiner lieblichen Einſamkeit überlegen, was wir nunmehr zu thun haben.“

Meinem Vater war der Kopf noch von den Dünſten des geſtrigen Mahles eingenommen, und der Spaziergang war ihm willkommen. Beide gingen hin und ſetzten ſich wieder bei dem Waſſerfalle auf dieſelbe Stelle, wie geſtern Abend, und hier erſt knüpfte der Mograby das entſcheidende Geſpräch an.

„Schaskar, willſt du auf der Stelle nach Katai abreiſen? Du weißt, daß binnen fünf Tagen die Königswahl vor ſich geht.“ —

„Erlaube mir, dir zu erwiedern, Herr, daß ich nicht weiß, wie ich durch die Mauer kommen ſoll, wie viel Tagereiſen ich von der Hauptſtadt von Katai entfernt bin, und wie es mir, als einem Unbekannten möglich werden ſoll, mich erwählen zu laßen, da ich alle Großen des Landes zu Mitbewerbern haben muß.“

„Der Durchgang der Mauer,“ ſagte der Schwarzkünſtler, „iſt auf Fußſteigen, welche ich kenne, funfzig Stunden von hier; von dort könnte man die Hauptſtadt deines Reiches, auf einem Kameel, in vierzehn Tagen erreichen; und unter deinen Mitbewerbern gibt es ſogar Königsſöhne.

Wenn du mir aber das verſprichſt, was ich von dir fordre, ſo ſollſt du morgen ſchon auf dem Platze ſein, wo die Wahl vorgehen wird; morgen ſchon ſollſt einen daran ſtoßenden Palaſt bewohnen; und drei Tage darnach ſollſt du dich mitten unter deinen Mitbewerbern befinden, und wenn du dich vor ihnen nicht auf die auffallendſte Weiſe auszeichneſt, ſo magſt du ſagen, daß ich nicht der Mograby bin, und mit mir, wie mit deinen Sklaven ſchalten: ich ſchwöre es bei dem Beherrſcher der Geiſter, dem alle weltliche Macht unterworfen iſt. Aber wenn es mir gelingt, dich auf den Thron zu erheben, dir die reizendſte Prinzeſſinn der Erde zur

Gattinn zu verſchaffen, ſo bedinge ich mir dafür, daß das erſte männliche Kind, welches aus eurer Ehe geboren wird, mein ſei: ich habe dir alle meine Bewegründe dazu entdeckt, und du mußt mir auf Fürſtenwort und bei Mahomed ſchwören, es mir zu gewähren."

Vierhundert und ſieben und dreißigſter Tag.

Mein Vater war noch betäubt von dem Mahle des geſtrigen Abends, wo er ſich durch die argliſtigen Reden des Mograby hatte einnehmen laßen; in Verehrung für die Sterndeutung auferzogen, deren Weiſung er jetzo zu folgen wähnte, verwechſelte er ſie mit der Zauberei, vor welcher er eben nicht auf ſeiner Hut war; ohne Zweifel geſellte ſich zu den übrigen Bewegründen auch das ihm faſt angeborene Verlangen zu herrſchen: wie dem nun ſei, er ließ ſich den Schwur entlocken.

Des Mograby's Augen funkelten vor Freuden:

„Umarme mich," ſprach er zu meinem Vater, „unumſchränkter Beherrſcher von Groß-Katai!"

Hierauf ſich zu dem Thale wendend, welches ſie verließen, ſprach er:

„Ich werde dich alſo noch eines Tages wiederſehen, reizende Einſamkeit! aber es wird nur geſchehen, um dich nie mehr zu verlaßen."

Nachdem er dieſen Ausruf gethan hatte, erſchien der Schwarze, und meldete, daß das Frühſtück bereit ſtünde.

„Sehr gut, Iladſch-Kadahé; aber Medſchine ſoll uns dabei bedienen; du, begib dich nach Nantaka,*) verſchaffe uns einen Palaſt in der Nähe des großen Platzes, müßteſt du ihn auch kaufen, anſtatt zu miethen, und erwarte uns dort dieſen Abend.“

Auf dieſen Befehl verſchwand Iladſch-Kadahé.

Die beiden Reiſenden ſetzten ſich zu Tiſche und aßen.

„Wie findeſt du das Sopha, worauf du ſitzeſt?“

„Vortrefflich,“ antwortete mein Vater.

„Ich habe Luſt,“ fuhr der Schwarzkünſtler fort, „unſern Reiſewagen daraus zu machen; wir werden ganz bequem darin fahren.“

Mit dieſen Worten ſetzte er ſich neben meinen Vater, zog dann ſein Stäbchen hervor, ließ es auf ſeinen Fingerſpitzen tanzen, und ſprach:

„Auf, Medſchine, laß anſpannen und ſei hurtig!“

Einen Augenblick darnach ſchwebte der Sopha zum Zelte hinaus, und erhub ſich in die Luft über die Mauer weg. Mein Vater ſchlief darauf ein, und erwachte erſt von einem lauten Gelächter, welches ſein Beſchützer aufſchlug.

---

*) Wol Nanking, d. h. ſüdliche Hauptſtadt China's.

„Wo biſt du?“ fragte ihn dieſer.

Mein Vater öffnete die Augen, und ſah ſich in einem ſchönen Zimmer, welches ihm durchaus unbekannt war.

„Strecke den Kopf aus dem Fenſter, und ſieh, ob du den Ort erkenneſt.“

Mein Vater gehorchte, und ſah bei ſchönem Mondſcheine (denn es war jetzo Nacht) einen großen Platz, und eine Menge Leute, die unter den Bäumen der Abendkühlung genoſſen.

„Du biſt zu Hauſe, Schaskar,“ ſagte ſein Führer zu ihm; „denn der Palaſt, den du bewohneſt, iſt bezahlt; und dieß iſt der große Platz deiner Hauptſtadt. Sollte jemand ſich einfallen laßen, deine Wahl vereiteln zu wollen, ſo überlaß mir die Sorge, ihn zu beſtrafen. Das Abendeſſen ſteht bereit, wir wollen es einnehmen, und morgen früh gehe ich aus, zu ſehen, was hier vorgeht.“

Am folgenden Morgen, als mein Vater ſich allein befand, vertrieb er ſich die Zeit damit, aus einem Fenſter ſeines Palaſts ein Volk und deſſen Sitten und Gebräuche zu betrachten, welche ihm ganz neu waren. Weil er allein und ſein Kopf ſehr beſchäftigt war, aß er nur wenig, und erwartete mit einer Art von Ungeduld die Rückkehr ſeines Führers und ſeiner Stütze; endlich erblickte er ihn.

Der Mograby ſtellte ſich ermüdet und ſagte: „Man erfährt nichts ohne Mühe: oh! welche Springfedern ſetzen Ränke, Habſucht und Heuchelei in Bewegung! Das Spiel iſt gut abgekartet: morgen werden dem **Dagon** und ſeinem Sohne **Bil-il-ſanam** *) feierliche Opfer dargebracht; übermorgen wird man den Vogelflug befragen: der Vogel wird ſich auf das Haupt des Großveſyrs niederſetzen, und damit iſt er König."

„Und was iſt das für ein Vogel?" fragte mein Vater.

„Es iſt," antwortete der Mograby, „ein **Ter-il-bas**, **) welchen die Dagons-Prieſter ſeit dem Tode des letzten Königs wild zu machen ſuchen; man hat einem andern Vogel ſeiner Art, welchen die Landleute vor einigen Tagen feierlich herein gebracht, im Stillen den Hals umgedreht, weil er keine Gelehrigkeit hatte.

Es iſt die Pflicht dieſer guten Leute, den Vogel, den ſie gebracht haben, Tag und Nacht zu bewachen; das Volk bauet auf ihre Treue, und es hat Recht,

---

*) **Dagon** hieß der aus der Bibel bekannte Philiſter-Götze. Bei **Bil-il-ſanam** iſt etwa an **Baal-zephon** zu denken, wohin die Kinder beim Auszuge ans Rothe Meer kamen, und welches Jüdiſche Ausleger durch einen Aegyptiſchen Götzen erklären.

**) Eine Pfauen-Art.

denn ſie wachen, ſo lange ſie können: aber ſie haben einen Fehler, ſie merken nicht, daß man ſie berauſchet. Oh! ich will den Dagon und Bil rächen! ich will dieſes Gewebe zerreißen, oder nicht der Mograby ſein!

Morgen, mein Fürſt," fuhr er fort, „mußt du in den Tempel gehen; denn man muß dich zuvor ſchon irgendwo geſehen haben, und vor allen dort: Dagon darf nicht beſchuldigt werden, einen ihm unbekannten Menſchen erwählt zu haben. Du wirſt dort Prinzen von Korea, von Tunkin, von Cochin-China ſehen, und troß dem wird dein Anſehen dich bemerklich machen: Iladſch-Kadahé wird dafür ſorgen, daß du anſtändig gekleidet, und mit einem angemeſſenen Gefolge erſcheineſt; was mich betrifft, ſo habe ich bei dieſer Feierlichkeit nichts zu thun, und bin dir anderswo nützlich."

Am folgenden Morgen begab mein Vater ſich nach dem Tempel des Dagon, um keine Weiſung ſeines Führers zu vernachläßigen; und er ſah, daß er in der That aller Blicke auf ſich zog. Die Prieſter ſchienen nichts zu unterlaßen, die Gottheit gnädig zu machen; man opferte Stiere, junge Kühe, Schafe, Tauben und Sperlinge; jeder Stand wurde durch ſein Opfer vertreten.

Vierhundert und acht und dreißigſter Tag.

Nach der ſcheinbaren Andacht der Opferer, und nach den Gebeten zu urtheilen, welche die Prieſter an Dagon und Bil=il=ſanam richteten, hätte man glauben ſollen, daß ſie in der That von der Wahl ihrer Götter den König erwarteten, welcher am nächſten Tage dafür anerkannt werden ſollte; das Volk war auch davon überzeugt. Mein Vater aber durchſchaute alles, was er hier ſah, und ging voll Aerger über ſo viel Heuchelei hinweg.

Sein getreuer Rathgeber geſellte ſich bald wieder zu ihm und ſagte:

„Du haſt geſehen, was vorgeht: morgen werden aber alle dieſe Opferer höchſt beſtürzt ſein, wenn ſie ſehen, daß ihr Vogel alles vergeſſen hat, was ſie ihn gelehrt haben. Aber ſei getroſt, mein Fürſt, und beunruhige dich über nichts, was dir begegnen mag; ich werde dir zur Seite ſein, die Streiche abzuwehren, wenn man dich mit dergleichen bedrohete; und auf alle Fälle ſollſt du die kleine Medſchine bei dir haben.“

Kurz, der Augenblick der Wahl kam; man hatte mitten auf dem großen Platze von Nantaka einen ſehr hohen Altar errichtet; ringsumher waren Stufen und Sitze, welche ungefähr tauſend Menſchen faſſen konnten, und einen großen Kreis in mehreren Rängen bildeten.

Der Großveſyr und die ihm Untergebenen, die Prinzen, die Emire, die angeſehenſten Männer des Staats nahmen die nächſten Plätze um den Altar ein: die Opferprieſter ſtanden umher, und waren mit ihren Amtsverrichtungen beſchäftigt.

Der Ter-il-bas erwartete in einem vergoldeten und mit Blumengehängen bedeckten Käfige die Oeffnung deſſelben, und wurde noch ſtäts von den Landleuten bewacht, welche ihn in die Stadt gebracht hatten; man räucherte ſo viel, daß die Luft davon beinahe verfinſtert wurde.

Plötzlich verkündigte der Schall der geweihten Drommeten, daß Dagon und Bil nun ihre Wahl treffen würden. Der Oberprieſter näherte ſich dem Käfig, und öffnete dem Ter-il-bas die Thüre, dem die Wahl eingegeben ſein ſollte.

Kaum ſah der Vogel ſein Gefängnis halb offen, als er ſich mit Gewalt vollends Bahn machte, dem Oberprieſter gegen die Naſe flog, ihn mit dem Schnabel hackte, mit den Flügeln ihn ſchlug, und ſich in die Luft empor ſchwang. Er ſenkte ſich dann wieder herab, und flog im Kreiſe dicht über allen denjenigen umher, die man auf der oberſten Stufe ſitzen ſah; er ſchien durch ſein hin und her fliegen ſeine Wahl zu überlegen. Er verließ hierauf dieſen Kreis und begann daſſelbe Spiel über den unterſten Stufen, und ſchien zu ſuchen, aber nicht zu finden, was er ſuchte.

Beim Anblicke dieſer Bewegungen des Ter-il-bas ſtand das Volk in Bewunderung; die Prieſter waren in Erſtaunen; der Oberprieſter und Großveſyr ſaßen voll Unruhe auf ihren Stühlen; ſie erhuben ſich von Zeit zu Zeit und machten ſich Zeichen, durch welche ſie einander ihre Ueberraſchung bezeugten.

Mein Vater ſtand hinter den Stufen; der Ter-il-bas ſchwebte von Zeit zu Zeit in einer gewiſſen Entfernung über ſeinem Haupte umher; einige junge Prieſter, die den Altar verlaßen hatten, um dem Vogel zu folgen und ihn zu beobachten, machten um meinen Vater ſtarke Bewegungen, um den Ter-il-bas wegzuſcheuchen, und ihn näher nach dem Altar hinzutreiben: aber er gehorchte ihren Winken nicht. Plötzlich entſchied er ſich, ſetzte ſich auf das Haupt nieder, welches er ſo lange umſchwebt hatte, faltete ſeine Flügel und ſchlug mit ſeinem Schweife ein Rad.

Das Volk ſchrie Wunder; die Prieſter und die Veſyre ſchrien Gräuel. Dienſtbare Arme drängten ſich herbei, mit aller Gewalt den Vogel von ſeiner Stelle zu verſcheuchen, aber er hielt ſich feſt auf meinem Vater angeklammert.

Man ſtieß meinem Vater die Mütze ab; der Vogel war nun genöthigt ſeinen Fang fahren zu laßen, aber erhub ſich und ſetzte ſich wieder auf das bloße Haupt meines Vaters. Da erhuben ſich zwanzig

Arme, ihn von dort zu vertreiben; aber das Volk ſchrie:

„Das iſt der König, welchen der große Dagon uns gibt!“

„Daſt iſt falſch, das iſt falſch!“ riefen die unter der Menge verbreiteten Prieſter und Altardiener.

Einer von ihnen näherte ſich meinem Vater und ſagte zu ihm:

„Man kennet dich nicht, aus welcher Gegend von China biſt du?“

„Ich bin,“ antwortete ihm mein Vater, „aus keiner Gegend von China: ich bin ein Perſer.“

„Ein Perſer! ein Perſer!“ wiederholten zehn oder zwölf Stimmen zugleich: „man mache dieß unter dem Volke bekannt; Dagon hat keinen Fremden zu unſerm König erwählen können; es iſt hiebei Gaukelei im Spiele.“

Der Vogel war verſchwunden; mein Vater hatte ſeine Mütze wieder aufgehoben; es entſtand ein großes Gedränge um ihn: da zeigte ſich der Mograby.

„Wir wollen uns nach euern Palaſt zurückziehen,“ ſprach er zu ihm; „es gibt hier hitzige Köpfe: du biſt offenbarlich durch Dagon und ſeinen Sohn Bil erwählt worden, und du ſollſt König werden, oder ich will nicht länger der Mograby ſein.

Jene Leute ſollen durch mich inne werden, wie gefährlich es iſt, den Namen der Götter zum Deckmantel eines Betruges zu misbrauchen, und der offenbaren Abſicht derjenigen zu widerſtreben, die man von Amts wegen anrufet. Es iſt ein falſches, abgefeimtes, habſüchtiges, heuchleriſches und widerſpenſtiges Gezücht: ſie haben ſich einem Ehrgeizigen verkauft. Ich will jetzt ihren Handel ein wenig in Verwirrung bringen. Du aber, mein theurer König, — denn du biſt's, — beunruhige dich über nichts, was dir begegnen mag; ſei verſichert, daß alles zur größten Beſchämung deiner Feinde ausſchlagen wird."

Vierhundert und neun und dreißigſter Tag.

Mein Vater blieb in dem Palaſt; er gewahrte aber den Tag hindurch viele Leute, welche ſpähend umher zu ſchleichen ſchienen.

Am folgenden Tage, kaum zwei Stunden nachdem er aufgeſtanden war, ſah er eine bewaffnete Schaar heran kommen und ſeine Wohnung umringen. Ein Oberrichter trat herein, und redete ihn mit einer Donnerſtimme alſo an:

„Elender Fremdling! verruchter Hexenmeiſter! abſcheulicher Heiligthumsſchänder! du ſollſt in ein Gefängnis geworfen werden, wo die Folter dir das Geſtändnis deiner Frevel entreißen wird."

Zu gleicher Zeit wurde er hinweg geſchleppt.

Die Veranlaßung zu dieſem Gewaltſtreiche war, daß die Prieſter beim Eintritt in den Tempel des Dagon zur gewöhnlichen Stunde, die Bilder Dagons und Bil-il-ſanams herabgeſtürzt und zerſchmettert gefunden hatten: ſie waren voll Entſetzen zum Großveſyr gelaufen, und hatten es ihm berichtet; worauf dieſer Miniſter den Divan bei ſich verſammelt hatte.

Hier hatte der Oberprieſter die Thatſache vorgetragen, und einſtimmig hatte man dieſen Frevel dem Perſer zugeſchrieben, deſſen Zaubereien den Flug des Ter-il-bas verlockt hätten, und der nun durch ſeine Zauberkünſte in den Tempel gedrungen wäre, um durch eine offenbare Schändung des Heiligthums ſeinen übrigen Freveln die Krone aufzuſetzen.

Man berieth ſich auf der Stelle hierüber, und beſchloß, den Fremdling ins Gefängnis werfen zu laßen. Der Veſyr begab ſich wieder in ſein Zimmer, um ſchleunig das Urtheil ausfertigen und beſiegeln zu laßen, das ihn verdammte, den nächſten Tag verbrannt zu werden. Er ſetzte ſich auf ſein Staatsſopha, und befahl, ihm ſeine Pfeife zu bringen, welche die Geſtalt einer kleinen mit Schmelzwerk überzogenen Schlange hatte, die ſich in einem köſtlichen bergkryſtallenen Bekken voll Schneewaſſer badete.

Indem er anfing zu rauchen, brachte ein Diener ihm die Feder und das Schreibzeug, um das Todesurtheil des fremden Zauberers zu unterzeichnen.

Er tauchte ſeine Feder tief ein, um ſie recht zu füllen, zog ſie wieder hervor, und unterſchrieb; aber ſeine Schriftzüge waren hochroth, anſtatt ſchwarz zu ſein. Er erſchrak, und verſchüttete unwillkürlich den ganzen Inhalt des Schreibzeugs, das mit Hühnerblut gefüllt war, über das Todesurtheil und über ſeinen Aermel.

„O Himmel!“ rief er aus, „das iſt wieder ein Streich des verkappten Perſers; was wird das noch für ein Ende nehmen?“

Mit dieſen Worten ging er hinaus, die Kleider zu wechſeln.

Der Diener blieb, voll Erſtaunen, mit dem Papier und dem Schreibzeug in der Hand ſtehen, und ſtarrte nach der Thüre, durch welche der Veſyr hinaus gegangen war. Dieſer kam einen Augenblick darnach wieder herein, um einer unwiderſtehlichen Gewohnheit zufolge, trotz ſeiner Beſtürzung, ſeine Pfeife zu rauchen: aber der mit Saphieren und Smaragden ausgelegte Tiſch von Sandelholz, das Becken von Bergkryſtall, und die kleine Schlangenpfeife, alles war verſchwunden.

Der Diener ſtand noch in derſelben Stellung, das Schreibzeug und das blutige Papier in der Hand.

„Was thuſt du damit?“ ſagte der Veſyr zu ihm: „geh und wirf dieſen Unrath ins Feuer.“

Der Diener drehte ſich um, und wollte hinausgehen: „Warte noch,“ ſagte zu ihm der Miniſter, „wo iſt mein Tiſch und meine Pfeife?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Diener.

„Aber wo iſt,“ fuhr jener fort, „der Thronhimmel, der Sopha und die Fußbank dazu?“ —

„Es muß hier jemand ſein, der euch euern Hausrath entwendet, gnädiger Herr: was mich betrifft, ich zittere am ganzen Leibe.“

„O Dagon! o Bil! was geht mit uns vor?“ rief der Veſyr aus: — „Ich will mich ein wenig auf mein Bette werfen; geh und melde den Mitgliedern des Divans, daß ſie ſich morgen bei guter Zeit hier verſammeln; der Oberprieſter und die vier Oberhäupter der Prieſterſchaft ſollen ſich auch dabei einfinden: wir ſind in einer außerodentlichen und vielleicht ſehr gefährlichen Lage.“

Während der Großveſyr ſich ſo abängſtigte, pflegte mein Vater auf Koſten deſſelben ſeiner Bequemlichkeit. Man hatte ihn in einem von allen übrigen Gefängniſſen abgeſonderten Loche in einem Winkel des Gefängnishofes, auf halbverfaultes Stroh hingeworfen. Hier ſetzte ihm ein Gefangenwärter auf einen halbvermoderten Block, der als Tiſch diente, einen irdenen Krug voll Waſſer und ein Stück ſchimmeliges Brot. Dieſe trübſelige Umgebung aber vermochte nicht einmal die Augen des Gefangenen zu beleidigen: er war voll

Schlafs, als er in das Gefängnis trat; und kaum lag er auf dem Strohe, ſo ſchlief er ein.

Bei ſeinem Erwachen ſaß er bequemlich auf dem Staatsſopha des Großveſyrs, beide Arme auf Kiſſen von Eiderdaunen geſtützt; ein glänzend geſtickter Thronhimmel ſchwebte über ſeinem Haupte, und ſeine Füße ruhten auf einer mit dem reichſten Teppich belegten Fußbank.

Vor ihm lag die Pfeife auf dem mit Saphieren ausgelegten Tiſchchen; ein goldenes Gefäß in welchem Wohlgerüche brannten, ſtand daneben, mit den dazu gehörigen kleinen Zangen; und ein Seitenſtück zu dieſen Koſtbarkeiten war eine Chineſiſche Pagode, acht Zoll hoch.

„Mein Fürſt," ſprach die kleine Pagode zu ihm mit einer Stimme, deren Klang ihm bekannt vorkam, „erkenneſt du mich nicht in dieſer Verkleidung? Ich bin Medſchine, die kleine Dienerinn des Mograby, deines Wohlthäters. Man hat dich ins Gefängnis geworfen, und er hat mich abgeſchickt, dich zu tröſten und dich hier auf Koſten des Veſyrs, deines größten Feindes, mit allen Bequemlichkeiten zu verſehen. Rauche ſeine Pfeife, hier iſt ſie; ſie iſt mit dem köſtlichſten Opium gefüllt, welchen die Braminen an den Ufern des Ganges zu bereiten verſtehen, und deſſen er ſich bedient, um ſich angenehme Träume zu verſchaffen: gegenwärtig aber hat es mein Herr übernommen, ihn träumen zu laßen. Du ſitzeſt auf ſeinem Staatsſopha, und um dir die Langeweile zu vertreiben, biete ich dir hier die Wahl alles ſeines Beſitzthums, mit Inbegriff ſeiner Weiber.“

Vierhundert und vierzigſter Tag.

Mein Vater dankte der Pagode, und ſagte zu ihr: „Dein Herr hat mir eine reizende Gattinn beſtimmt, der ich mein Herz geweihet habe, und ich verlange nach keinen anderen Frauen. Aber ſage mir, weſſen man mich beſchuldigt, daß man mich ins Gefängnis geſetzt hat?“

„Mein Herr,“ antwortete die Pagode, „hat, um deine Feinde in Schrecken zu ſetzen, die Götzenbilder des Landes umgeſtürzt, und man denkt, daß dieſer Gräuel die Wirkung deiner Zauberei iſt. Sieh doch, wie gut man es hier meinet! man würde dich morgen verbrennen, wenn mein Herr es nicht hintertriebe: erinnere dich deſſen, wenn du König biſt. Alles Leid, was ſie dir haben zufügen können, beſteht darin, daß ſie dich ins Gefängnis geworfen haben; aber es ſoll dir nichts darin mangeln, weil ich ganz zu deinen Befehlen bin. Deine Haft wird auch nicht lange dauern; denn wir verlaßen dieſen Ort noch heut Abend, um nach unſerm Palaſt zurückzukehren.“

Mein Vater wurde durch das Geſpräch der kleinen Pagode völlig beruhigt: Er that ihr hierauf noch einige Fragen in Betreff des Mograby.

„Ich habe Befehl, Herr,“ antwortete ſie, „dir in allem gefällig zu ſein: aber ich bin ſo jung, daß du meinen Herrn beſſer kennen mußt, als ich, und ich wüßte dir nichts über ihm zu ſagen. Kann man einem Püppchen, wie ich bin, wohl ernſthafte Fragen thun? Man hat mich meinem Herrn geſchenkt, und ich diene ihm von ganzem Herzen. Er behandelt mich gütig; das iſt alles, was ich von ihm weiß.“

Mein Vater argwöhnte, wider Willen, mehr Schalkheit in der Pagode, als ſie blicken laßen wollte. Der Mograby ward ihm, nach allen den Geſtalten, welche er angenommen hatte, etwas verdächtig: aber er hatte nur noch einen Schritt zu thun, um den Thron zu beſteigen und ſich im Beſitze der ſchönſten Prinzeſſinn der Erde zu ſehen; welche Verſuchung für den achtzehnjährigen Sohn eines Barbiers!

Ich erinnere mich, wie er meinem Großvater von den kleinen Kämpfen erzählte, welche damals in ſeinem Innern vorgingen; er ſprach nicht weiter mit der Pagode, er verlangte zu eſſen, um ſich zu zerſtreuen; und als die Nacht vorgerückt war, ſagte die Pagode zu ihm:

„Setze mich auf deine Hand, wünſche, nach deinem Palaſte verſetzt zu werden, und augenblicklich werden wir dort ſein.“

Mein Vater that’s, und wurde bis in ſein Bette getragen, in welchem er in tiefen Schlaf ſank. Er lag noch um Mittag darin, als der Mograby zu ſeinen Häupten erſchien, und zu ihm ſprach:

„Ich komme, dir zu berichten, was im Divan vorgegangen iſt, und welche Beſchlüſſe man darin gefaßt hat. Als der Großveſyr herein trat, war alles in ſtürmiſcher Bewegung; der Kerkermeiſter deines Gefängniſſes brachte eine Klage über zwei ſeltſame Vorfälle an, worüber er viele Zeugen mitbrachte.

Am Morgen, als er nach dir ſehen, und ſelber dir Brot und friſches Waſſer bringen wollte, ſuchte er vergeblich dein Gefängnis: es befand ſich daſelbſt nur ein alter ganz offener Stall, und dreißig Menſchen waren darin, wie Eſel mit den Halftern an die Rauſe ringsumher gebunden, ihr Anführer an der Spitze, und ſchliefen auf einer ſchlechten Streu.

Der Kerkermeiſter mußte außerordentliche Mittel anwenden, um ſie aufzuwecken: da er die Halfter weder ablöſen noch zerreißen konnte, ſo war er genöthigt, ſie zu zerſchneiden; und als nun die Eſel aufgeſtanden waren, fand es ſich, daß es die Wache war, welche ausgeſchickt worden, von deinem Hauſe Beſitz zu ergreifen, aus welchem ſie aber, ohne zu wiſſen, wie, und ganz wider ihren Willen, mit leeren Bäuchen und Händen, wieder abgezogen waren.

„Die Leute da ſind Narren,“ ſagten hierauf die Einen; „ſie lügen,“ ſagten die Anderen.

„Welche Wahrſcheinlichkeit hat es,“ ſagte der Oberprieſter, „daß man ein Gefängnis geſtohlen habe? hat man jemals von einem irgendwo geſtohlenen Gefängniſſe gehört? und zwar eines Gefängniſſes, deſſen Mauern zehn Fuß dick waren?“

„Man hat mir gleichwohl,“ ſprach der Großveſyr, „meine Pfeife unter der Naſe weggeſtohlen, ſammt meinem eingelegten Tiſchchen, meinem Staatsſopha, der Fußbank, dem Thronhimmel und den ſchönſten Eiderdaunen-Kiſſen, die es in ganz China gibt!“

„Ei! warum läßt du deine Sklaven, die dich beſtehlen, nicht ans Kreuz ſchlagen?“ ſagte der Oberprieſter.“

„Da würde ich es gut machen,“ antwortete der Veſyr, „wenn ich meine Sklaven für die Streiche beſtrafte, welche uns hier ein tückiſcher Zauberer ſpielt! Du, Oberprieſter, glaubſt nicht an die Wirkungen der Zauberei; du ſchreibſt alle dieſe außerordentlichen Ereigniſſe ſolchen Geheimniſſen zu, wie die deinigen ſind: aber ich ſage dir, derſelbe Perſer, der deinen Ter-il-bas verführt, deine Götter von Erz umgeſtürzt, eine ganze Wache von einem Ende der Stadt nach dem andern und aus einem Palaſt in einen Stall verſetzt, der hat auch ein Gefängnis geſtohlen, wie er mir meine Pfeife entwandt hat. Du ſetzeſt was darein, ungläubig zu ſein: ich aber halte es für ein großes Unglück, zumal in dieſem Augenblicke, wo ein verſchmitzter Böſewicht uns verfolgt, und wo dieſer ſich vielleicht, nachdem er unſere Soldaten, wie Eſel, hat anhalftern laßen, ſich damit beſchäftigt, uns Maulkörbe anzulegen, wie den Bären."

„Aber wie iſt da zu helfen?" ſagte der Prieſter, etwas wankend gemacht.

„Wir werden," antwortete der Veſyr, „durch Nachſuchung in unſeren Archiven Mittel dazu finden; vor Alters ſchon wurde dieß Land von einem Zauberer geplagt: man nahm damals ſeine Zuflucht zu Feierlichkeiten, deren Beſchreibung bei uns, oder bei euch aufbewahrt liegen muß.

Was mich überzeugt, daß in dem Vorgegangenen nichts Göttliches obwalte, iſt, daß eine Gottheit ſich nicht darin gefallen würde, eine Pfeiſe zu entwenden: es iſt gewiß vielmehr das Werk eines gottloſen Zauberers, die in einem Tempel verehrten Götterbilder umzuſtürzen. Das iſt meine Meinung."

Vierhundert und ein und vierzigſter Tag.

Der Oberprieſter mußte den Gründen des Veſyrs beipflichten, und verſprach, die ganze Prieſterſchaft aufzufordern, ſich unverzüglich mit der Nachſuchung in den Archiven zu beſchäftigen. Beide theilten ihre Gedanken den drei anderen Veſyren, und alsdann der ganzen Verſammlung mit; worauf der Divan auseinander ging.

Da ſiehſt du, mein theurer Fürſt, den Vertheidigungsplan unſerer Feinde; ich halte ihn nicht für gefährlich, und er ſoll noch früher vereitelt werden, als man die Mittel beiſammen hat, ihn in Ausführung zu bringen. Verwundere dich nicht, wenn ich dich dieſen Abend verlaße; ich werde die ganze Nacht für dich kämpfen."

Der Mograby hielt Wort. So bald die vier Veſyre in ihren Betten lagen, ließ er ſie durch die ſeinem Stäbchen dienſtbaren Geiſter aufheben und auf den höchſten Gipfel des Gebirges Kaukaſus verſetzen. Hier waren ſie nackt, einander gegenüber, an Pfähle gebunden, und von einem düſteren Schimmer angeleuchtet, der ſie einander leichenblaß erſcheinen ließ, wenn auch die Schmerzen, welche ſie hier ausſtehen ſollten, ſie nicht bald wirklich erbleicht hätten.

Ein ſchneidender Wind, von den eiſigſten Schauern des Nordens durchdrungen, weckte ſie hier plötzlich auf:

eine Bezauberung ſchützte ſie gegen den Tod, und ließ ſie zu gleicher Zeit alle Schrecken und Aengſte deſſelben empfinden.

Plötzlich erſchien der Mograby mitten unter ihnen in einer blendenden Geſtalt:

„Kennet ihr mich, ihr elenden Wichte? Ich bin Bil-il-ſanam, der Sohn Dagons, eures Gottes.

Du wollteſt alſo,“ ſprach er zum Großveſyr, „König werden? Deine habgierigen Genoſſen hätten die Macht, ſo wie die Schätze deines Vorgängers, mit dir getheilt! Ihr habt den König verſchmähet, welchen wir erwählt haben; ich ſelber habe meines Vaters und mein eigenes Bild zertrümmert; wir wollen uns einem Volke entziehen, welches ihr verleitet habt. Bleibet hier, ihr Böſewichte, bis euer Ehrgeiz und eure Habſucht ſich abgekühlt haben.“

Hierauf verſchwand er, und überließ ſie ihren Gewiſſensbiſſen, und dem Grauſen, welches ſich bald durch ein allgemeines Zittern und Beben ausdrückte.

Bald darauf ließ der Schwarzkünſtler den Oberprieſter und drei andere Oberhäupter der Prieſterſchaft aufheben, und ſie mitten in die brennendſten Sandwüſten Libyens verſetzen.

Hier waren ſie, ebenfalls nackt und feſtgebunden, den glühendſten Strahlen der Sonne ausgeſetzt, welche ſie bald getödtet hätten, wären ſie ihnen nur mit ihren natürlichen Kräften preisgegeben: der Zauberer aber erhielt ſie am Leben, um ſie die grauſamſten Qualen erleiden zu laßen. Er erſchien ihnen eben ſo, wie den Veſyren, und ſprach zu ihnen:

„Verworfene Diener unſerer Altäre! ihr bringet meinem Vater und mir nur deshalb Opfer dar, um euch mit dem Fleiſche der Opferthiere zu mäſten. Ihr nennet euch die Verkündiger unſers Willens, und ihr waget es, ihm zu widerſtreben; ihr verkaufet die Königswahl durch ein Thier, deſſen Natur ihr verdorben habt; ihr Heuchler! ihr Tagediebe! ihr abgefeimte Betrüger! Aber ich will unſere Tempel dem Boden gleich machen, damit ihr fürder keine Herberge mehr darin findet: waget es fortan noch in unſerm Namen herrſchen zu wollen! Wiſſet, daß der Mann, den wir der Krone würdig achten, nirgendwo Fremdling iſt.“

Die Prieſter ſtießen ein ſchreckliches Geheul aus; aber ihre ausgetrocknete und am Gaumen klebende Zunge verſagte ihnen den Dienſt, ein einziges Wort auszuſprechen.

Als der Mograby nach ſeinem Gefallen diejenigen gezüchtigt hatte, deren Willen er ſich unterwerfen mußte, löſte er das ſchreckliche Traumgeſicht auf, womit er ſie geängſtigt hatte; denn alles war nur ein Traumgeſicht: ihre Leiber waren nicht aus ihren Betten gekommen, obwohl ſie die Male der ausgeſtandenen Leiden an ſich trugen; den Veſyren war von der bittern Kälte die Haut aufgeſprungen; den Prieſtern war ſie zuſammengeſchrumpft, als wenn ſie über glühende Kohlen gefahren wäre.

Nach dieſen ſchweren Leiden wurden ſie wieder in tiefen Schlaf verſenkt; dieſer mußte ihnen wieder Kräfte geben, damit ſie einander den Eindruck mittheilen konnten, welchen der fürchterliche Vorgang auf ſie gemacht hatte.

Nachdem ſie ſich unter einander berathen hatten, waren alle der Meinung, daß der Oberprieſter das Wort nehmen und alſo ſprechen ſollte:

„Gewaltige Prinzen, Emire und Schriftgelehrte, die ihr hier verſammelt ſeid! Wir haben uns geirrt, als wir die Wahl verwarfen, wodurch unſere Götter einen Fremdling zu unſerm Herrſcher berufen haben. Sie haben uns ihren Zorn darüber bezeugt, indem ſie ſelber ihre Standbilder umſtürzten; ſie haben uns außerdem noch beſonders bedrohet und ſchreckliches Unheil über uns und über euch verkündigt, wenn wir noch einen Augenblick zaudern, uns ihrem Willen zu unterwerfen: ſie ſind die Urheber der Wunder, welche uns erſchreckt haben; hüten wir uns, ihre furchtbare Rache zu reizen; laßt uns den Fremdling aufſuchen, den ſie uns zum Könige geben, und den Gemahl, den ſie der Tochter unſers ſeligen Königs beſtimmt haben.“

In demſelben Augenblick, als der Oberprieſter dieſe Rede geendigt hatte, verkündigte man in dem Divan, daß der Ter-il-bas ſich oben auf dem Hauſe meines Vaters zeigte und dort ſein Rad ſchlüge. Das zuſammen gelaufene Volk ſtaunte dieſes neue Wunder an, und fing ſchon an zu murren, als es den ganzen Divan feierlich daher kommen ſah, um demjenigen Scepter und Krone darzubringen, den es zu ſeinem Könige wünſchte.

Ich übergehe die Erzählung von dieſer unerwarteten Krönung, und von den Vermählungsfeierlichkeiten meines Vaters, weil ich davon weniger unterrichtet bin, als von den übrigen Umſtänden, welche man mir wohl hundertmal vorerzählt hat.

So bald die Feſtlichkeiten vorüber waren, verſchwand der Mograby, nachdem er meinen Vater nochmals an ihre gegenſeitige Verpflichtung erinnert hatte.

Vierhundert und zwei und vierzigſter Tag.

Meine Mutter ward ſchwanger; ſie kam mit mir nieder, und ich weiß, daß mein Vater bei meiner Geburt Thränen über mich vergoß, indem er ſich der unſeligen Verbindlichkeit erinnerte, welche er übernommen hatte.

Der Urheber meiner Tage, obwohl nur ein Barbiersſohn, ließ ſich jedoch nicht von dem Glanze ſeines großen Glückes verblenden, auf welches er frühzeitig vorbereitet war. Er wurde in Kriege verwickelt, und führte ſie mit Ruhm; er herrſchte gerecht; kurz, er war von ſeinen Unterthanen geliebt.

Als er ſich in ihren Herzen befeſtigt, von ſeinen Feinden gefürchtet, in ſeinem Reiche geehrt ſah, ſtand er nicht länger an, ſich den Troſt zu gewähren und meinen Großvater zu ſich zu berufen; er ſchickte eine Geſandſchaft nach Perſien, ihn von dem Könige zu erbitten.

Die Geſandſchaft wurde ſehr gut aufgenommen: mein Großvater und meine Großmutter waren noch nicht in ſo hohem Alter, um ſich vor der weiten Reiſe zu fürchten; ihr Freund, der Sterndeuter, verſicherte, ſie würde ſehr glücklich gehen, und erbot ſich ſelber ſie zu begleiten, obſchon er viel älter war, als ſie; aber er war Wittwer geworden, und hatte keine Kinder: wir ſahen ihn alſo mit nach Nantaka kommen.

Nichts würde nunmehr an dem Glücke meines Vaters und meiner Mutter gefehlt haben, wenn das Andenken an die mit dem Mograby eingegangene Verpflichtung in Betreff meiner, ſie nicht beiderſeits beunruhigt hätte; denn ſie hatten, außer mir, keine Kinder, ſahen ſich mächtig, faſt verehrt, und von allem umgeben, was ihnen auf Erden das Liebſte war.

Ich war acht Jahr alt, als alle die Meinigen ſo verſammelt wurden: mein Vater und meine Mutter machten es ſich zum Vergnügen mich ſelber zu unterrichten, ſo ſehr liebten ſie mich. Ich war bei ihnen, als der erſte dem alten Sterndeuter im Vertrauen erzählte, was der Mograby ſich von ihm dafür bedungen hatte, daß er ihn auf den Thron erhübe; denn er hatte dieſen betrübenden Umſtand meinem Großvater verſchwiegen, um nicht ſeine Freude zu ſtören.

„Ich fühle," ſagte mein Vater zu ſeinem alten Freunde, „wie unvorſichtig ich geweſen bin: aber ich gewahrte, daß die Börſe, welche man mir gegeben und welche mir während der Reiſe unerſchöpflich geſchienen hatte, damals beinahe leer war, und ich befand mich an dem Fuße der großen Mauer, welche überſtiegen werden mußte, um zur Herrſchaft zu gelangen. Wenn ich mich des Glückes erfreuen wollte, zu welchem mein Geſtirn mich berufen hatte, ſo dünkte es mich unmöglich, zurück zu treten. Du ſelber, mein Freund, hätteſt mir gerathen, es nicht zu thun."

„Es war damals nicht mehr Zeit, mich um Rath zu fragen," erwiederte der Sterndeuter; „du hätteſt zu mir kommen müßen, als der Geiſt, welchen du in dem Bade ſaheſt, dich aufgefordert hatte, die Reiſe zu unternehmen, und dir die Börſe gab, von welcher du redeſt; ich hätte die Börſe genommen, ſie mit Hülfe meines Sandes unterſucht, und herausgebracht, aus welcher Hand ſie käme.

Meine Sterndeutung bei deiner Geburt war untrüglich; die böſen Geiſter hatten davon Kunde, und es ſcheint, du biſt in eine Schlinge gefallen, welche ſie dir gelegt haben, dich irre zu führen.

Aber gib mir jene Börſe, die mir verdächtig iſt, weil ſie immer voll war, um dich bis an den Fuß der Mauer zu ziehen, aber leer geblieben wäre, wenn du dich entſchloſſen hätteſt, zurück zu treten. Ich will ſie nach den Regeln der Kunſt unterſuchen, und wir wollen auf Mittel ſinnen, dein Kind zu befreien, wenn die überſchwängliche Bosheit, welche ich hierin ahne, ſie nicht zum voraus vereitelt hat.

O Schaskar! Schaskar!" ſetzte der gute Sterndeuter hinzu, „mußteſt du auch abreiſen, ohne Vater und Mutter, ohne mir, der dich ſo herzlich liebte, Lebewohl zu ſagen? Mußteſt du ſo thörigt einem Throne nachjagen, welchen du ſo theuer bezahlen ſollteſt?"

Bei dieſen Worten zerſchmolz mein Vater in Thränen. Ich hatte mich in ſeine Arme geworfen, ihn durch meine Liebkoſungen zu tröſten, das gab aber ſeinem Schmerze nur neue Stärke. Meine Mutter kam dazu, und vermiſchte ihre Thränen mit denen ihres Gatten.

Der Sterndeuter ſagte ihnen alles, was er vermochte, ſie zu tröſten, und nachdem er ſich die Börſe hatte einhändigen laßen, begab er ſich damit in ſeine Werkſtatt, und wartete die zu ſeiner Arbeit günſtige Stunde ab.

Aber ach! er gewann daraus nur ſehr traurige Aufklärungen, die geeignet waren, meine zärtlichen Aeltern völlig niederzuſchlagen.

„Der Mograby,“ ſprach er zu ihnen, „iſt der mächtigſte und gefährlichſte Schwarzkünſtler, den es auf Erden gibt; ihm iſt das Kind im Namen Mahomeds abgetreten worden: es iſt unmöglich, die Wirkung dieſes Vertrages aufzuheben, und man wagt alles dabei, den furchtbaren Mann zu reizen, mit dem er geſchloſſen iſt. Bedenke wie er deine Feinde behandelt hat.

Aber es iſt dir nicht verwehrt, deinen Sohn beſchneiden zu laßen, was noch nicht geſchehen iſt, und ihn im Grunde deines Herzens Mahomed zu empfehlen, wenn der gefährliche Schwarzkünſtler kömmt, ihn euch abzufordern. Der große Prophet wird ihn nicht verlaßen: er vermag die Seinigen aus der Tiefe des Abgrundes zu ziehen.“

Weil mein Vater über Götzendiener herrſchte, ſo wurde ich im Geheimen von meinem Großvater beſchnitten, und die Meinigen waren um etwas beruhigter meinetwegen. Unterdeſſen wuchs ich heran, im Schooße einer Familie, die es ſich höchſt angelegen ſein ließ, mir Unterricht zu ertheilen; und da ich mich anſtrengte, denſelben zu benutzen, ſo darf ich wohl ſagen, daß ich ziemlich gute Hoffnungen erregte. Aber der Tod raubte mir meine Lehrer, einen nach dem andern. Im zwölften Jahre verlor ich meinen Großvater und den Sterndeuter, im dreizehnten meine Großmutter; endlich, im vierzehnten Jahre, erſchien der Mograby.

Ich konnte vor dieſem Ungeheuer die Beklemmung des Herzens nicht verbergen, welche ſeine Gegenwart mir erregte; mein Vater, gewohnt ſich zu zwingen, bezeigte ſo viel Freundlichkeit als möglich bei ſeinem Empfange.

Sollte man denken, daß der Unmenſch ſich ſtellte, als wenn er dadurch getäuſcht würde? er überhäufte meinen Vater und mich mit Liebkoſungen. Er war zu Pferde angekommen und hatte noch ein andres, ſchöneres Pferd zur Hand, welches für mich beſtimmt war; er führte es mir vor, und diente mir als Stallmeiſter. Bei allen dieſen Aufmerkſamkeiten ſchienen mein Vater und meine Mutter ſich ein wenig zu beruhigen. Sie umarmten mich, und ich ſchied von ihnen.

Mein Führer ritt vor mir, und wir verließen beide die Stadt, ohne mit einander zu reden. So bald wir an einem abgelegenen Orte waren, fühlte ich plötzlich mein Pferd unter mir zergehen, ich ſtürzte zu Boden und ſtand auf meinen beiden Füßen.

Der Mograby ſtand mir gegen über und blickte mich mit den Augen an, welche ihr auch an ihm geſehen habt, wenn die Wuth ihn befällt. Schrecken ergriff mich, ich ſchrie, und er gab mir eine entſetzliche Maulſchelle.

„Wie,“ ſprach er zu mir, „du ſchreieſt? biſt du denn nicht beſchnitten? was haſt du bei mir zu fürchten?“

Zu gleicher Zeit ergriff er mich beim Halſe, warf mich wie ein Pack Baumwolle unter ſeinen Arm, und ich fühlte mich mit reißender Schnelligkeit empor gehoben: endlich ſtürzte er mich, am Fuße des Berges, in daſſelbe Waſſer hinab, in welches er euch verſenkt hat.

Vierhundert und drei und vierzigſter Tag.

Unter ſeinem Arme war ich federleicht: ich ward ein Klumpen Blei in meinem Sturze, und ich fühlte meinen ganzen Leib zerſchmettert. Er zog mich wieder heraus, ſtreckte mich, faſt entſeelt, auf das Gras hin, und nahm ſeine gewöhnlichen Räucherungen vor. Endlich brachte er mich hieher.

Ich kürze hier eine für euch und für mich widerwärtige Schilderung ab, nämlich wie der Schwarzkünſtler acht Tage lang die ſorgfältigſte Pflege anwandte, um mich wieder ins Leben zu rufen, dem ſeine Grauſamkeit mich faſt entriſſen hatte. Er ſchlief auf Matten mir zur Seite, bewachte mich, half mir bei allen meinen Bedürfniſſen. Er konnte mich, ich weiß es, in einem Augenblick von allen den Leiden heilen, welche er mir abſichtlich zugefügt hatte: aber er verlängerte dieſelben, damit ich, durch ſeine ſcheinbar ſo liebreiche Pflege, alles das glauben möchte, was er mir von ſeiner Zuneigung zu mir vorſpiegeln wollte.

Ich habe ſeine Künſte hier ſchon ſo vollkommen ſchildern gehört, daß ich dem Gemälde davon nichts mehr hinzu fügen kann. Es gelang ihm ſo, mir einzubilden, daß er bei den Mishandlungen, welche er mir zugefügt hatte, wohl nicht durchaus Unrecht gehabt hätte, und daß ich nur freundliche Behandlung von ſeiner Seite erfahren haben würde, wenn mein Vater nicht, mit Hülfe eines Sterndeuters, an meinem Leibe Veränderungen vorgenommen hätte, welche die Erneuung deſſelben nothwendig gemacht.

„Der Barbiersſohn, den ich zum Könige gemacht habe," ſagte er zu mir in Beziehung auf meinen Vater, „iſt ſo undankbar, ſo verwegen geweſen, mir, ſeinem Wohlthäter, entgegen zu arbeiten! er wollte mich eines Sohnes berauben, welchen ich mir durch ſo viel Anſtrengungen erworben hatte! Denn du, Jamaladdin, biſt wohl das Kind der Prinzeſſinn von Katai, aber nicht der Enkel eines elenden Handwerkers: du biſt mein Kind, Dank den Geſtirnen! und diejenigen, die dich um alle deine Rechte auf einen weit höheren Stand, als den der Könige bringen wollten, ſollen mir dafür haften."

Auf ſolche Weiſe ſuchte er bei mir die Gefühle der Natur zu erſticken, in Erwartung, daß er auch Gelegenheit finden würde, die Grundſätze auszurotten, welche ich mir eingeprägt hatte, damit ich ihm gänzlich unterworfen wäre.

Als ich hergeſtellt war, führte er mich in allen den Bezauberungen umher, welche er euch hat kennen gelehrt; er ließ mich der angeblichen Vorrechte eines Kindes vom Hauſe genießen.

Nachdem er mich vollkommen mit ihm vertraut glaubte, gab er mir dieſelben Bücher in die Hand, deren Studium er euch empfohlen hat; ich verſchlang ſie faſt beim Leſen, und ich ſuchte um ſo eifriger in ihr Verſtändnis einzudringen, als ſie mich von Geheimniſſen unterrichteten, deren Kenntnis mir ſehr befriedigend ſchien.

Aber das dreizehnte Buch kam mir unerklärlich vor, ich gab es auf, in den Sinn deſſelben einzudringen, und wurde dafür, bei der Rückkehr meines Meiſters mit einer Maulſchelle beſtraft, welche mich auf den Boden hinſtreckte.

„Du Ungehorſamer,“ ſagte er, „du Faullenzer! werth, der Enkel eines Barbiers zu bleiben!“

Auf ſolche Weiſe prüfte er meine Geduld und meine Unterwürfigkeit. Ich ſtand, beſchämt und im Grunde meiner Seele verzweifelnd, wieder auf. Der Mograby nahm ſein kaltblütiges Weſen wieder an, er führte mich in das Studierzimmer zurück, und gab mir das dunkle Buch, deſſen Sinn ich durchdringen ſollte, wieder in die Hand.

„Ich bin nicht," ſagte er, „Herr meiner erſten Aufwallung, wenn derjenige, den ich bilden will, verſäumt, was er mir und ſich ſelber ſchuldig iſt. — Ich bin," fuhr er fort, „genöthigt, mich auf einen Monat von hier zu entfernen, ich gebe dir nur auf, ein einziges Buch zu ſtudieren, und du haſt alles zu hoffen oder alles zu fürchten."

Mit dieſen Worten verließ er mich.

„O Ungeheuer von Grauſamkeit und Ungerechtigkeit!" rief ich aus, als ich wähnte, daß er mich allein gelaßen hätte: „du ſollſt mich nicht wiederfinden, wenn du hieher zurückkömmſt, oder alles iſt erlogen, was ich in deinen Büchern geleſen und gelernt habe!

Man darf ja nur drei Zaubercharaktere zeichnen und drei Wörter ausſprechen, welche ich auswendig gelernt habe, um ſich zu verſetzen, wohin man will. Ja, ich will mich aus dieſer Gefangenſchaft befreien, und ſchon den Weg nach dem Reiche meines Vaters finden."

Nachdem ich dieſen Entſchluß gefaßt hatte, ging ich in den Marſtall: ich nahm eins von den Pferden, das am beßten ausſah, zog um daſſelbe einen Kreis, in deſſen Mitte die Charaktere ſtanden, welche ich mir wohl eingeprägt hatte; ich ſetzte mich dann zu Pferde, und ſprach die Zauberworte aus: augenblicks wähnte ich mich außerhalb des unſeligen Gebiets zu befinden, aus welchem ich entfliehen wollte, auf einem Wege, dem ich nur zu folgen brauchte, und mich dünkte, ich ſprengte raſch vorwärts.

Die Nacht ſchien bald hereinzubrechen; ich wähnte von ferne ein Haus zu erblicken, und eilte, es zu erreichen, um daſelbſt um Herberge zu bitten. Als ich nahe heran kam, entdeckte ich, daß es eine gänzlich verfallene Hütte war; aber ein Bächlein floß daneben, und mein Pferd konnte in einer nur halb zerſtörten Umzäunung ſicher weiden. Ich ſelber richtete mich, ſo gut es anging, ein, um in einem kleinen Winkel des Gemäuers die Nacht zuzubringen; hier verſank ich in einen tiefen Schlaf.

Wie groß aber war meine Ueberraſchung bei meinem Erwachen, als ich ſah, daß die Herberge, welche ich mir gewählt hatte, nur ein niedriges Gefängnisgewölbe ohne Thüre war! Der Tag fiel durch ein dreifach vergittertes Loch herein, und ließ mich die ungeheure Dicke der Mauern erkennen.

Vierhundert und vier und vierzigſter Tag.

Von den Gegenſtänden, welche ich am vorigen Abend erblickt hatte, erkannte ich nichts mehr, als einen dicken, mit Moos bedeckten Stein, welcher mir zum Kopfkiſſen gedient hatte, und mein Pferd, welches ich durch das Gitter ruhig in der Umzäunung weiden ſah, wo ich es hinein geſtellt hatte.

Ich brach ſogleich in Thränen aus, und überließ mich bald der Verzweiflung, als ich mich von Hunger und Durſt gequält fühlte.

Ich dachte, noch beſſer, als ſo ſchmählich umzukommen, wäre es, mich ſelber wieder der Gewalt des Schwarzkünſtlers zu überliefern, was mir dann auch geſchehen möchte. Ich zog mit meinen Fingern einen Kreis um mich, ſchrieb die Charaktere hinein, ſprach die mir bekannten Zauberworte aus, und wünſchte, wieder hieher verſetzt zu werden.

Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als ich mich auf demſelben Pferde und in demſelben Kreiſe befand, von welchem ich ausgeritten war; ich wollte ihn eben mit den Füßen verwiſchen, als ich den Schwarzkünſtler erblickte: ein Donnerſchlag über meinem Haupte hätte mich nicht ſo niedergeſchmettert.

„Zerſtöre nicht dein Werk,“ ſprach er mit höhniſcher Miene zu mir; „es iſt tüchtig ausgeführt, du haſt dadurch viele Länder geſehen, und gleichwohl haſt du nicht einen Schritt aus deinem Kreiſe gethan, würdiger Enkel eines elenden Barbiers von Schiras! Du würdeſt allzu glücklich ſein, wenn ich dich in die Barbierſtube deines Großvaters zurückkehren ließe: aber ich bedarf eine Rache andrer Art, und eines Opfers für denjenigen, den ich beleidigte, als ich ein ſo verächtliches Geſchöpf, wie du biſt, erwählte, um es ſeinem Dienſte zu weihen!“

Mit dieſen Worten ergriff er mich bei den Haaren, wand ſie ſich vier- oder fünfmal um ſeine Fauſt, und ſchwang mich empor, ſo daß mir nicht einmal ſo viel Kraft blieb zu ſchreien. Das Uebrige meiner Geſchichte wißt ihr, mein Prinz; ich weiß ſelbſt nicht einmal, wie lange ich unter den Qualen der gräßlichſten aller Bezauberungen geſchmachtet habe.“

Nachdem Jamaladdin die Erzählung ſeiner Geſchichte geendigt hatte, nahm der ihm zur Seite ſitzende das Wort:

Geſchichte Baha-Ildins,

des Prinzen von Cinigaé.

„Ich ſehe, meine Prinzen,“ ſprach er zu ſeinen Zuhörern, „daß unſere Unfälle einander ſehr ähnlich ſind; unſere Aeltern ſind das Opfer derſelben Argliſt geworden.

Ich heiße Baha-Ildin, und bin der Sohn des Königs von Cinigaé, eines Landes, das zwiſchen Aegypten und Aethiopien liegt. Mein Vater wurde von dem ſeinigen in einem Alter von ſechzehn Jahren mit der Tochter eines meiner Oheime vermählt: ſie war vier Jahre jünger, als er; er war ſterblich in ſie verliebt, und auf dem Gipfel des Glücks, als er ſich in ihrem Beſitze ſah.

Bald nach der Vermählung fühlte meine Mutter ſich ſchwanger; dieß machte ſie ſehr glücklich: aber weil ſie bei der Niederkunft noch zu jung war, befand ſie ſich, nach zehntägigen unſäglich ſchmerzhaften Geburtswehen, in der äußerſten Gefahr. Man hatte vergeblich die Aerzte des Landes und ſelbſt einen Araber zur Hülfe gerufen, welcher durch die häufigen glücklichen Erfolge in der Ausübung ſeiner Kunſt berühmt war. Ach! die Wiſſenſchaft war zu Ende und ließ die Natur erliegen! Vielleicht war die ſchwarze Bosheit, welche ihr endlich zu Hülfe kam, mit Schuld an dem Uebel, welches ſie ſo in Gefahr ſetzte.

Von dem Augenblicke an, wo meine Mutter in Lebensgefahr zu ſchweben ſchien, wiederholte ein Kaufmann, der mit Reiherbüſchen handelte, und ſich durch die Schönheit ſeiner Waare in den Palaſt Eingang verſchafft hatte, im Geſpräche mit den Frauen meiner Mutter, unaufhörlich die Worte:

„Es gibt hier nur Einen Mann, welcher der Prinzeſſinn helfen kann; es iſt ein Afrikaniſcher Arzt, welchen ich bei den ſchwerſten Geburten habe Wunder thun ſehen: er wohnte damals zu Maſſer, wo ich ihn in dem größten Rufe ſtehen ſah; er beſitzt einen Trank, von welchem man behauptet, daß er gegen alles hilft; man glaubt, daß er vermittelſt dieſes Geheimniſſes bis zu dem Alter gelangt iſt, worin er ſich befindet; denn er iſt wenigſtens hundert und funfzig Jahr alt."

Die Reden des Federhändlers machten anfangs keinen großen Eindruck; aber als er wieder in den Palaſt kam, wie wenn er durch Theilnahme und Mitleid mit der kranken Prinzeſſinn dahingeführt würde, ließ er die Worte fallen:

„Ach! wenn der Afrikaniſche Arzt nur nicht ſo alt wäre! wenn er ſich nur bis hieher ſchleppen könnte!“

Da die Gefahr aufs höchſte geſtiegen war, wagte die Amme, die den Tod der Prinzeſſinn vor Augen ſah, dem Vater und der Mutter von dem Afrikaniſchen Arzte zu ſagen; dieſe ſprachen darüber mit dem Könige, der die Kranke herzlich liebte, die ſeine Nichte, und nun auch ſeine Tochter war.

Man ließ den Federhändler rufen, man fragte ihn, wo der Afrikaniſche Arzt ſich aufhielte. Er gab deſſen Wohnung an, und ſagte:

„Sie iſt hier an dem großen Platze; aber er kann nicht mehr gehen.“

Ein Veſyr wurde abgefertigt, ihn zu holen.

Der Arzt war das Bild der Hinfälligkeit: ein Mann mußte ihn auf den Schultern nach dem Palaſt tragen, und hier ließ er ſich auf einem Haufen Kiſſen ans Bette der Kranken ſetzen.

„Ach!“ ſagte er, nachdem er eine Zeit lang den Puls befühlt hatte, „ſie iſt noch ſehr jung, und wenn man ihr nicht ſchleunig zu Hülfe kömmt, ſo wird ſie augenblicklich eben ſo alt ſein, als ich.“

Er zog hierauf aus ſeiner Taſche ein Fläſchchen, in welchem ungefähr zwölf Tropfen von jenem berühmten Tranke waren.

„Ich habe mich,“ ſprach er mit der Stimme eines ſterbenden Menſchen, „aus Maſſer geflüchtet, damit man mir nicht dieſe zwölf Tropfen entriſſe, welche aus den balſamiſchen Säften aller Theile der Erde gezogen ſind: ich kann nicht mehr die Welt durchſtreifen, um ſie zuſammen zu ſetzen; ſie allein erhalten mir das Leben: ich will mit der Kranken theilen, das iſt alles, was ich thun kann. Betrachtet mein Fläſchchen; es iſt aus einem einzigen Edelſtein geſchliffen: gleichwohl wiegt es nicht einen Tropfen des Saftes auf, welchen es enthält.“

Vierhundert und fünf und vierzigſter Tag.

Während er ſo ſprach öffnete er mit zitternder Hand ſein Fläſchchen, ließ einen Tropfen daraus in einen Löffel fallen, und bot ihn ſelber dem Munde der Prinzeſſinn dar, welche die wenige Arzenei hinunter ſchluckte. In den Zwiſchenräumen beim Eingeben der einzelnen Tropfen, bemerkte man, daß die Kranke ſichtlich an Kräften zunahm, und ſie gab davon deutliche

Beweiſe, indem ſie ſich begierig nach dem Löffel aufrichtete. Mit dem ſechſten Tropfen hatten ihre Schmerzen aufgehört, ſie hatte die Sprache ſo weit wieder bekommen, daß ſie ſagen konnte: „Ach! wie wohl befinde ich mich!“

Die Väter, die Mutter, der Gatte, alle Angehörigen waren entzückt: „Du haſt ſie uns alſo wiedergeſchenkt?“ ſagte der König zu dem Arzte.

„Ja, ſie wird am Leben bleiben, ich hafte dafür,“ antwortete der alte Arzt.

„Aber das Kind?“ fuhr der König fort.

„Ja!“ antwortete der vorgebliche Heilkünſtler, „dafür ſtehe ich nicht. Ihr könnt von mir nicht verlangen, daß ich auch noch die ſechs Tropfen aufopfern ſoll, welche mir noch übrig ſind: wollt ihr, daß ich mein Leben für das Leben eines Kindes hingebe, welches deſſelben noch nicht einmal genießt, deſſen Geſchlecht man noch nicht einmal weiß?“

„Ach!“ rief mein Vater aus: „guter Greis, gib meinem Kinde, weil es in deiner Gewalt ſteht, das Leben wieder, von welchem Geſchlecht es auch ſei, und ſollte ich es dir auch ſchenken!“

„Mir es ſchenken!“ wiederholte der Afrikaner: „ja freilich, damit wäre uns beiden geholfen; das läßt ſich hören. Du kannſt alle neun Monden einen Erben bekommen: ich aber, wenn du mich zwingeſt, um dir zu dienen, ſechs Monate früher in die Grube zu fahren, ich werde keinen haben.

Wehe dem,“ fuhr er fort, „der keinen Erben hinterläßt! Ich habe immer darnach getrachtet, dieſem Fluche auszuweichen; meine Erbſchaft iſt nicht ſo ſehr zu verſchmähen, wie man wähnen möchte.

Wenn dein Kind ein Knabe iſt, und du mir es im Ernſte ſchenkeſt, ſo will ich, nachdem ich mich der ſechs letzten Tropfen beraubt, welche dieſes Fläſchchen noch enthält, ihm daſſelbe zum Spielzeug hinterlaßen: es iſt das mindeſt koſtbare Kleinod, welches meine Wiſſenſchaft mir verſchafft hat; und ich will ihn lehren, wo die übrigen zu finden ſind. Laß uns ein Ende machen: ſoll der Neugeborene mein ſein?“

Die Prinzeſſinn, der die Tropfen unglaublich wohl gethan hatten, wünſchte nichts ſehnlicher, als ein Kind wieder belebt zu ſehen, welches ſeit ſieben Tagen ſich nicht geregt hatte: „Laß uns,“ ſprach ſie zu ihrem Gatten, „dem guten Alten einen Erben ſchenken.“

Mein Vater willigte ein. Mein Großvater und mein Oheim wähnten auch, daß man ein vielleicht todtes Kind nur einem ſterbenden Manne ſchenkte, und gaben ebenfalls ihre Einwilligung zu dem Vertrage.

Meine Mutter nahm die ſechs letzten Tropfen ein, und eine halbe Stunde darnach kam ich, ohne Krämpfe, noch Schmerzen zu verurſachen, zur Welt. Der alte Afrikaner nahm mich in ſeine Arme, und hängte mir an einem Bande das Fläſchchen um den Hals, deſſen Inhalt mir das Leben gerettet hatte.

„Top,“ ſprach er zu meinem Vater, indem er ſeine Hand forderte, „ſchlag ein in die Hand des **Mograby**, mit dem du einen guten Handel gemacht haſt: es hat keinen Anſchein, daß du mich je wiederſehen wirſt, es wäre denn, daß ich zurückkäme: indeſſen erzieh unſer Kind ſo gut, als wenn du mich alle Tage erwarteteſt; ich ſage dir zum voraus, daß es mir nur in ſo fern annehmlich ſein kann, als es gehorſam, verſtändig und wohlunterrichtet iſt. Du ſiehſt mich hier auf alles gefaßt, wenn es ſein muß, zu ſterben: aber ich bin ſicher, mit meinen Tropfen einen guten Tauſch getroffen zu haben.“

Nach dieſen Worten verlangte der verhaßte Betrüger wieder ſeine Stelle auf dem Rücken des ſtarken Aethiopiers einzunehmen, der ihn hergebracht hatte, und machte ſich den Spaß, auf dem Rückwege ſeine Laſt zu verdreifachen, um den armen Laſtträger zu erdrücken, der an der Thüre unter der Laſt hinſtürzte, und ſie fallen laßen mußte.

Seit dieſer Zeit verſchwand der Afrikaniſche Arzt und eben ſo der Federhändler aus Einigaé. Ich aber wuchs zuſehens heran: in meinem ſechſten Jahre hätte man mir neune gegeben; im elften konnte ich ſchon die gewaltſamſten Uebungen aushalten; man bildete ſorgfältig mein Gedächtnis und alle meine Seelenkräfte aus.

Mein Großvater war geſtorben, mein Vater war König. Man erinnerte ſich des Handels mit dem Mograby nur, als einer ſeltſamen Geſchichte, deren Andenken bei irgend einer außerordentlichen Begebenheit wieder aufgefriſcht wurde; meine Amme war die einzige, welche den Namen des Alten behalten hatte, als ein gelehrter Araber, auf der Reiſe nach den Quellen des Nils, am Hofe meines Vaters verweilte.

Er erzählte außerordentliche Dinge, von welchen er in den verſchiedenen Gegenden, die er durchreiſet hatte, von ungefähr Zeuge geweſen, und ſprach von den nützlichen Entdeckungen, welche er, beſonders in der Heilkunde, gemacht hatte.

Dieſe Unterhaltung brachte natürlich meinem Vater den Afrikaniſchen Arzt in Erinnerung, ſo wie ſeine Tropfen, welche meiner Mutter und mir das Leben gerettet hatten.

Meine Mutter, die bei dieſem Geſpräche gegenwärtig war, ſagte, daß der Beſitzer dieſes Saftes ſich der letzten ihm übrigen Tropfen deſſelben beraubt hätte, um ihrem Sohn das Leben zu retten, unter der ſeltſamen Bedingung, daß man ihm dieſes Kind ſchenken ſollte, welches er zu ſeinem Erben machen würde.

„Wir willigten darein,“ erzählte ſie, „um uns ſeiner Grille zu fügen. Nicht, daß ſeine Erbſchaft verächtlich ſein dürfte; denn nach einem Fläſchchen zu urtheilen, welches er uns zurückgelaßen, und das aus einem einzigen Diamant beſteht, muß er große Schätze beſitzen. — Leider!" fuhr meine Mutter fort: „dieſe Erbſchaft mag ſchon am nächſten Tage erledigt worden ſein; der arme Mann hatte, als er hier war, kaum noch einen Hauch des Lebens in ſich: als man ihn nach ſeinem Hauſe zurücktrug, war er ſo ſchwer, wie ein Todter; und ohne Zweifel iſt er auf der Stelle geſtorben, da er nicht mehr von ſeinen Tropfen nehmen konnte."

Vierhundert und ſechs und vierzigſter Tag.

Ich kam dazu, als meine Mutter dieſe Erzählung endigte: „Baha-Ildin," ſprach ſie zu mir, „geh und hole das Fläſchchen her, welches der Afrikaniſche Arzt dir zurück gelaßen hat, und frage deine Amme, wie er hieß; dein Vater und ich, wir haben es vergeſſen."

„Liebe Mutter," ſagte ich, als ich ihr das Kleinod brachte, „meine Amme ſagt, der alte Arzt, welcher dir und mir das Leben gerettet, nannte ſich der Mograby."

Der Arabiſche Gelehrte hatte meinem Vater und meiner Mutter mit großer Aufmerkſamkeit zugehört. Mein Vater bemerkte ſchon Unruhe in ſeinen Augen;

als der Gelehrte aber den unſeligen Namen ausſprechen hörte, konnte er ſich nicht erwehren auszurufen: „Gerechter Himmel! der Mograby!“

Dieſer Ausruf machte meinen Vater und meine Mutter beſtürzt: „Was hat denn,“ fragten ſie, „der Name dieſes unglücklichen Greiſes ſo Fürchterliches?“

„Ihr werdet es erfahren,“ antwortete er ihnen; „die Hinfälligkeit, welche er angenommen hat, um eure Augen zu täuſchen, iſt nur eine Larve, um euch zum Opfer ſeiner Argliſt zu machen. Der Böſewicht, ein Abſcheu des Himmels und der Erde, iſt nicht todt, und in dieſem Augenblick, da ich von ihm rede, haben vielleicht zehn Herrſcher der Erde ihre Kinder von ihm zu fordern. Ohne Zweifel führt er ſie in den Dom-Daniel bei Tunis, von welchem er eins der vornehmſten Werkzeuge iſt; er unterrichtet ſie in den Geheimniſſen der gefährlichen Kunſt, welche er ſelber treibt. Die Tieger, die Krokodile und das giftige Gewürm ſind nicht das gefährlichſte Gezücht Afrika's: es ſind die Schwarzkünſtler, welche es erzeugt und deren Wiege, Rüſthaus und Schlupfwinkel der Dom-Daniel iſt: Ach! wann wird doch unſer großer Prophet die Erde von dieſer Werkſtätte der Ungeheuer befreien!

Komm, junger Knabe,“ ſprach der Araber zu mir, indem er mich aufforderte, mich ihm zu nähern; legte mir dann die Hand auf das Haupt, und fuhr fort: „Ich ſtelle dich unter den Schutz Mahomeds.“

Mein Vater und meine Mutter widerſetzten ſich dieſer Handlung des gelehrten Arabers nicht, aber ſie theilten nicht ſeine Begeiſterung. Als er abgereiſt war, entfernten ſie aus ihrem Herzen alle Furcht, welche ſeine Reden ihnen eingeflößt hatten. Sie meinten, wenn der Mograby hätte kommen und mich abfordern wollen, ſo würde er längſt ſchon dieſen Schritt gethan haben. Ueberdieß betrachteten ſie die Zauberei nicht mit einem ſo ſtrengen Auge, wie der Araber, und dieſer Gelehrte ſchien ihnen zu ſtark gegen Afrika eingenommen.

Es konnte ihm als ein Vorurtheil ausgelegt werden, das ſich auf die Vorſchriften des Geſetzes gründete, zu welchem er ſich bekannte; und die Lehre Mahomeds iſt in Einigaé noch nicht bekannt: aber ſie ſoll es werden, ich lege einen Eid darauf ab, wenn wir das Glück haben, der Gefahr zu entrinnen, in welcher wir uns befinden; man hat mich unter den Schutz des großen Mahomed geſtellt, und ich rufe ihn hier von ganzem Herzen an.

Ich erreichte ruhig, im Schooße meiner Aeltern, das Alter von vierzehn Jahren, in welchem, wie ich ſehe, unſer Peiniger uns für ſeine Abſichten reif hält.

Eines Tages, als ich mich vergnüglich mit meinem Vater unterhielt, erſchien der Mograby, ohne ſich anmelden zu laßen, mit denſelben Runzeln im Geſichte, welche ihm das erſtemal zur Larve gedient hatten.

Er ſchleppte ſich, in einem Zuber von Binſen niedergehockt herein, indem er ihn durch zwei hölzerne Krücken in ſeinen Händen mit erſtaunlicher Schnelligkeit fortſchob.

„Da bin ich,“ ſprach er, „wider alle Hoffnung: ich komme wieder, und bin noch nicht geſtorben.“

Meinem Vater und meiner Mutter entſank bei dieſem verhaßten Anblicke das Herz, und es erfüllte ſie die Furcht, welche der Araber ihnen ſchon hatte einflößen wollen.

Sie wollten mit dem Mograby dingen, und luden ihn ein, bei ihnen im Palaſte zu bleiben: man würde hier, ſagten ſie, ſein Alter pflegen, er würde täglich das Vergnügen haben, ſeinen Erben zu ſehen; ſie aber könnten ihr Kind nicht von ſich laßen.

Die Augen des Schwarzkünſtlers ſchoßen Blitze; er warf die beiden Krücken, welche er in den Händen hielt, meinem Vater und meiner Mutter nach dem Kopfe, daß ich glaubte, ſie wären des Todes.

Während dieſer Zeit fühlte ich mich ſelbſt zerfließen und wie in Nichts auflöſen. Einen Augenblick darauf gewahrte ich, daß ich in Geſtalt eines Schmetterlings im Zimmer umherflatterte: der Mograby, in derſelben Geſtalt, noch kleiner als ich, ſaß auf meinem Rücken.

Ich flog aus einem Fenſter. In dem Maaße, wie ich mich erhub, fühlte ich meinen Leib ſich ausdehnen; endlich ward ich ein ungeheurer Hahn, noch halbmal ſo groß, als ein Vogel derſelben Gattung, der in den Höfen meines Vaters war, und auf deſſen Rücken ich täglich zur Kurzweil zu reiten pflegte: dießmal aber diente ich ſelber unſerm erbarmungsloſen Feinde zum Reitpferde. Ach! wie bald ward ich es inne! er ſchlug mich mit ſeinen Ferſen in die Seiten; er ſtachelte mich mit einer langen ſtählernen Nadel, daß mir allenthalben das Blut entſtrömte; er überhäufte mich mit Schimpfreden und Vorwürfen; und wenn gleich die Müdigkeit und die brennenden Schmerzen, welche ich erduldete, mich überwältigt und niedergeſtürzt hätten, ſo riß jedoch ſeine Grauſamkeit und die Verzauberung mich unaufhaltſam fort, meinen Flug zu beſchleunigen.

Wir gelangten an dieſelbe Quelle, in welcher ihr ſeid gebadet worden; ſie wurde von meinem Blute geröthet, wie von dem eurigen; und ich war, ſo wie ihr, das Opfer des erheuchelten Mitleids und der übrigen Ränke unſers Räubers, unſers Verderbers.

Auch ich wollte ihm entfliehen, ſo wie ihr uns erzählt, daß ihr es verſucht habt. Die Verwandlung in einen Vogel ſchien mir die vortheilhafteſte: aber um mich über die dicken Dünſte, welche die Höhen rings um uns her bedecken, erheben und mich ſchleunig nach dem Reiche meines Vaters begeben zu können, nahm ich die Geſtalt eines Loïs-il-Teras *) an, von welchem Vogel ich wußte, daß er jedes Jahr ſo leicht von Arabien nach Aethiopien zieht, und ſchwang mich ſo mit ungemeiner Leichtigkeit empor.

Ich ſah unter meinem Fluge ſchon jene Dünſte, über welche ich hinaus zu fliegen wünſchte; ich befand mich ſchon in freier Luft, und ſuchte an den Himmelsgegenden die Richtung meines Weges, als ein Adler erſchien und auf mich Jagd machte.

Ich wollte mich jetzt in den Wolken verbergen: aber er erhub ſich höher, als ich; ich ſenkte mich auf die Erde nieder, um in ein Geſträuch zu ſchlüpfen: aber mein Widerſacher ſtieß auf mich herab, und ich fühlte ſeine grauſamen Krallen mir faſt bis ins Herz dringen. Der ſchreckliche Raubvogel trug mich zu den übrigen Schlachtopfern ſeiner Wuth, und machte mich zum Unglücksgenoſſen derjenigen, welche der Himmel hier für einen Augenblick mit mir aufathmen läßt."

Hiemit endigte der Prinz von Einigaé ſeine Geſchichte.

„Ich hoffe," ſagte der vierte von denen, welche der Prinz von Syrien befreiet hatte, „daß wir alle auch außerhalb dieſes Ortes noch aufathmen, und vom Himmel die uns gebührende Rache erhalten werden. Von meinem mütterlichen Großvater, der mich zwei

---

*) Loïs-il-Teras heißt eine Art wilder Enten.

Jahre lang gewiegt, habe ich gehört, daß man im Unglücke nicht verzweifeln ſoll.

Als der Schwarzkünſtler mich in ſeinen Brunnen warf, war mein letztes Wort, bevor ich völlig den Kopf verlor, — obwohl er dort hing, wo die Füße ſtehen ſollten, — noch ein Trotz gegen dieſen Böſewicht, der mich in den Moder hinab ſtürzte:

„Wirf mir," ſagte ich, „wenn du willſt, zwanzig Fuß hoch Erde über den Leib: mein Herz ſagt mir, daß ich mich dennoch daraus befreien werde!"

Nun höret meine Geſchichte:

Geſchichte

Badvildins, des Prinzen der Tatarei.

Vierhundert und ſieben und vierzigſter Tag.

In einer der Vorſtädte von Samarkand lebte ein Holzhauer, namens Shamakda, der eine Frau mit drei Kindern zu ernähren hatte. Sein Beſitzthum beſtand in einem mit Stroh gedeckten Häuschen, drei Eſeln, einer Axt, und zweien der kräftigſten Arme, welche es in der ganzen Tatarei gab. Alle Morgen weckte er die Hähne mit ſeinem Geſange, zog mit ſeinen Eſeln nach dem Walde, und brachte ſchon ſein Holz zum Verkaufe, wenn die übrigen kaum die Hälfte ihrer Ladung hatten. Man ſah ihn fröhlich nach der Stadt zurückkommen, wo jedermann ihn kannte: „Ah!“

ſagte man, „da iſt Shamakda!“ Man drängte ſich, ihm ſein Holz abzukaufen, um zugleich einen von ſeinen Späßen zu hören; denn er war ein Spaßvogel.

Bei den Großen iſt ein ſolcher Ton, ſelbſt unter ihresgleichen, ein Fehler: bei den Armen aber iſt er eine Gnade, ein Beweis, daß ſie über ihren Stand erhaben, wenigſtens nicht davon niedergedrückt ſind.

Shamakda machte eines Tages, als er mit ſeinen Eſeln in den Wald ging, die Bemerkung, daß das leicht zu fällende Holz ſich je mehr und mehr von der Stadt entfernte: es ſtanden an ſeinem Wege noch Bäume von ungeheurer Stärke, aber ſehr ſchwer zu fällen.

„Meine Genoſſen die Holzhacker,“ ſprach er, „opfern ihre Zeit und ihre Beine, um ihre Arme zu ſchonen. Ich will das Eiſen meiner Axt in einen von dieſen Rieſen eindringen laßen; liegt er am Boden, ſo finde ich an ſeinen Zweigen einen ganzen Wald, und wenn der Stamm auch von Eiſen wäre, ſo ſoll er mir doch nützen.“

Alsbald that er ſeine Thiere auf die Weide, ſtreifte ſeine Aermel auf, und begrüßte den Fuß des Baums mit Hieben, daß dicke Spähne umher flogen, und der Wald davon widerhallte. Plötzlich ſchien der Stamm des Baumes zu wanken, er that ſich auf, und es zeigte ſich eine Thüre, wohl zwanzig Fuß hoch. Ein ſchwarzer Rieſe trat, ſich bückend, im Hemde, in Pantoffeln, und in der Nachtmütze, daraus hervor, und ſchrie mit fürchterlicher und aufgebrachter Stimme:

„Wer klopft da? was will man um dieſe Stunde von mir? ſoll ich denn nicht einmal ruhig ſchlafen? Ich hatte mich eben erſt aufs Ohr gelegt: es ſind noch keine dreihundert Stunden, daß ich zu Bette gegangen bin.“

Indem er dieſes ſagte, rieb er ſich die Augen, um ſie ſich erſt vollends zu öffnen.

Der Holzhauer, der von unerſchrockenem Gemüthe war, ſah und hörte das Ungeheuer, das ihm gegenüber ſtand, ruhig an; er merkte gleich, daß es ein Geiſt wäre, eine Art von Weſen, deren Launen man ſich fügen muß, um ſich nicht ihrem Zorn auszuſetzen. Der Anblick dieſes Rieſen hier würde jeden andern entſetzt haben: ſein Leib war ſo ſtark, wie einer der Thürme von Bagdad, und ſeine Nachtmütze glich der Spitze des höchſten Minaretthurms von Jahme-Ilaſahr, der großen Moſchee von Maſſer.

„Wer biſt du? was willſt du?“ fragte der Rieſe den Shamakda, indem er that, als wenn er ihn nicht ſähe: „weißt du nicht, daß die dreihundert und dreizehnte Stunde des Tages eine ungehörige Stunde iſt, an die Thüre der Leute zu klopfen, wie du thuſt?“

„Geſtrenger Herr,“ antwortete der Holzhauer, „es ſind ſchon funfzehnhundert und ſechzehn Minuten darüber: ihr könnt es am Monde und an den Sternen ſehen, und es iſt voller Tag."

„Ihr gemeinen Leute," erwiederte der Geiſt, „ſeid zudringliches Pack; wenn euch etwas einfällt, gleich kommt ihr, die Ruhe von Leuten meiner Art zu ſtören, unſer Schlaf muß durch eure Grillen unterbrochen werden. Laß hören, was willſt du?" —

„Geſtrenger Herr, ich wußte nicht, daß dieſes hier euer Haus wäre, und daß ein ſo großer Prinz, wie ihr, keinen Thürſteher hätte: ich komme, Holz zu holen, und meine drei Eſel damit zu beladen." —

„Wozu ſoll es, dieſes Holz?"

„Um das Brot für ſolche Herren zu backen, wie ihr ſeid." —

„Fehlt es uns denn an Brot? iſt nicht bei allen Bäckern fertiges Brot zu haben?"

„Ja, aber für morgen, geſtrenger Herr." —

„Was heißt das „morgen"? Morgen iſt für Leute euresgleichen gemacht: wir kennen nur die Gegenwart. — Dieſes Volk iſt unerträglich mit ſeinen kleinen Bedürfniſſen: Holz! Holz! ſie gebrauchen Holz; die Wälder ſind voll davon: was wollteſt du doch mit dieſem Holze machen?" —

„Meine drei Eſel damit beladen, damit nach der Stadt gehen, und es zu Geld machen, um meine Frau und Kinder zu ernähren."

„Ei! warum ernähren ſie ſich nicht ſelber? Man braucht ja nur zu eſſen, um ſich zu ernähren; ich ernähre mich, indem ich eſſe: aber was ihr für wunderliche Leute ſeid? ihr habt nicht die mindeſte Erfindſamkeit.“ —

„Es iſt wahr, geſtrenger Herr, wir ſind Schwachköpfe: aber wenn ich nicht mit meinen drei beladenen Eſeln nach der Stadt zurückkomme, ſo haben wir kein Geld, und ohne Geld kann ich mit den Meinigen nicht leben.“ —

„Und warum ſagteſt du das nicht gleich, anſtatt ſo anzupochen, als wenn du taub wäreſt? Geld alſo fehlt dir? Um mich von dir Ueberläſtigen zu befreien, will ich dir ſo viel Geld geben, daß du deine drei Eſel damit beladen kannſt; folge mir.“

Der Rieſe trat in ſeinen Baum zurück, und Schamakda folgte ihm.

Da ſah der Holzhauer ſich in einer prächtigen Vorhalle: ſie war von länglich runder Geſtalt, und ruhte auf Säulen von Jaspis, zwiſchen welchen Gefäße von vergoldetem Erze und herrliche Standbilder zu ſehen waren.

Vierhundert und acht und vierzigſter Tag.

Da er eilen mußte, dem Rieſen nachzukommen, durchlief er nur flüchtig dieſen Saal, und kam dann durch eine Reihe noch reicher geſchmückter Zimmer, bis beide in eine Kammer gelangten: hier lagen Geldſäcke in Haufen, unten ſechs Fuß ins Gevierte, in entſprechender Höhe aufgethürmt.

„Verlangeſt du nicht Geld?“ ſprach der Rieſe, indem er einen Beutel öffnete.

„Das iſt Gold da,“ verſetzte der Holzhauer.

„Gold oder Geld,“ ſagte der Schwarze, „iſt das nicht einerlei? Aber der Pöbel iſt von erſtaunenswürdiger Dummheit. Nimm dir hievon, was du brauchſt, und ſpute dich; denn ich falle faſt um vor Schläfrigkeit.“

Shamakda nahm furchtſam nur ein Goldſtück.

„Was, du willſt Stück für Stück die Laſt für drei ſolche Eſel nehmen, wie du biſt?“ ſagte der Schwarze, indem er vor Ungeduld mit dem Fuße ſtampfte. „Willſt du dich wohl ſputen, du Dummkopf!“

Der Holzhauer belud nun einen ſeiner Arme mit fünf Beuteln, zwei aber fielen wieder herunter:

„Ha! das iſt einmal ein ungeſchickter Tölpel, der mich noch zweitauſend Jahre früher ins Grab bringen wird!“ ſagte der Rieſe.

Er lief nach einem Gewölbe, holte einen großen Kaſten heraus, und füllte ihn mit einer Ungeduld, welche ſein Misvergnügen ausdrückte. Er trug dann dieſen Kaſten mit ſo wunderbarer Schnelligkeit hinaus, daß man hätte fliegen müßen, um ihm folgen zu können, und ſchleuderte ihn mitten aufs Feld hin.

„Da,“ ſagte er zu dem Holzhauer, „einmal für allemal, raff' es auf und geh' deine Wege. Können deine Eſel und du nicht alles tragen, ſo vergrab das übrige. Ich hatte nicht Luſt, meine Zeit mit deiner Rechnung zu verlieren: ich meine, du haſt jetzo nichts mehr hier zu thun. Betrachte wohl meine Thüre: wenn du binnen hier und neunhundert Jahren dich unterſtehſt, in dieſer Gegend den geringſten Lärmen zu machen und das Unglück haſt, mich aufzuwecken, ſo falle ich über dich her.“

„Ihr ſeid meines Gehorſams verſichert, geſtrenger Herr,“ ſagte Shamakda: „ich wünſche euch eine gute Nacht.“

„Schon gut,“ antwortete das ſchwarze Ungeheuer, indem er ſeine gewaltigen Arme ausreckte, und ſo übermäßig gähnte, daß ſein Rachen den ganzen auf dem Boden liegen gebliebenen Kaſten hätte verſchlingen mögen.

Wenn die Geiſter ſich auf ſolche Weiſe freigebig zeigen, wie gegen den Holzhauer, ſo hat uns alle, die wir hier beiſammen ſind, die Erfahrung gelehrt, daß ſie eine Abſicht darunter haben, der man zu mißtrauen Urſache hat. Ihr werdet gleich hören, wie das plötzliche Glück des Holzhackers Shamakda ihn zu der gefährlichen Ehre führte, mein Großvater zu werden.

Der kräftige, geſchickte und flinke Handarbeiter hatte bald die leeren Säcke losgebunden, welche den Rücken der Eſel bedeckten, um ſie zu ſchützen, daß das Holz ihre Haut nicht ſcheuerte; er füllte ſie, und band ſie ſorgfältig wieder auf. Es blieben aber noch drei volle Ladungen übrig: er machte ein Loch, grub ſie ein, und bedeckte ſie mit einem Steinhaufen. Sodann zog er fröhlich ſeiner Hütte zu.

Als er heim kam, vertraute er ſein Abenteuer ſeiner Frau, die ein verſtändiges Weib war; und nachdem beide die Zeit, daß ihre Kinder ſchliefen, wahrgenommen und ihren Schatz verborgen halten, beſchloſſen ſie, gleich in der folgenden Nacht beim Mondſcheine das Uebrige zu holen.

Ihr Entwurf wurde auch glücklich ausgeführt.

So waren ſie auf einmal ſehr reich: aber ſie wußten ihre Wohlhabenheit zu verbergen: ſie zeigten ſie nur allmählich; ſie ſchien die Frucht ihrer Betriebſamkeit; und da ſie nur beſcheidenen Gebrauch davon machten, ſo wurden ſie von niemand beneidet. Sie ſparten nichts an der Erziehung ihrer Kinder: drei derſelben widmeten ſich dem Handel auf ehrenvolle Weiſe.

Sie hatten auch eine Tochter, ſchön wie der Tag, und dazu geſchaffen, demjenigen, dem ſie zu ſehen vergönnt war, die heftigſte Leidenſchaft einzuflößen: aber kein Mann durfte ſich ihr nahen, und ſie ging nie anders aus, als mit einem Schleier bedeckt und in Begleitung: ihr Name war Billah-Dabil.

Eines Tages als die ſchöne Billah-Dabil von Sklavinnen begleitet ins Bad ging, wurde ſie genöthigt, ſich hinter einen Pfeiler zu flüchten, welcher das Thor eines Palaſts in der Mitte ſtützte, um ſich dem Gedränge von Pferden und Kameelen zu entziehen, welche eben die Straße verſperrten.

Der ſchöne Sultan Shaffa-Rikbin, Sohn des Königs von Samarkand, der mit ſeinem Gefolge auf die Jagd ritt, ſah ſich ebenfalls von den Kameelen einer ganzen Karavane aufgehalten. Die Bewegungen, welche er machte, die Hitze ſeines Roſſes zu bändigen, gaben ihm Gelegenheit, alle ſeine Geſchicklichkeit und ſeine Schönheit vor den Augen der Tochter Shamakda's zu entfalten, auf welche er von Stund' an einen ſo lebhaften Eindruck machte, daß ſie darüber gänzlich ihre Ruhe und Freiheit verlor.

War es eine reine Wirkung der Liebe? Ich kann es nicht glauben; mir muß alles bei Abenteuern verdächtig ſein, in welchen wir unſern abſcheulichen Verfolger unter einer neuen Verlarvung werden auf den Schauplatz treten ſehen.

Billah-Dadil, von einem Feuer entbrannt, welches ſie ihren Aeltern nicht zu geſtehen wagte, verging zuſehens, zehrte aus, und nahm vergebens zu den geſchickteſten Aerzten von Samarkand ihre Zuflucht: ſie ſahen in ihr ſchon ein dem Tode geweihtes Schlachtopfer.

Ihr Vater, ihre Mutter, ihre Brüder, alle waren untröſtlich.

Vierhundert und neun und vierzigſter Tag.

Seit ſechs Monaten hatte eine Frau, welche mit Wohlgerüchen, Salben, Schminke und anderen Beſtandtheilen des weiblichen Putztiſches handelte, ſich in Shamakda's Haus eingeſchlichen: ſie gab vor, ſie wäre aus Muſſul. Ihre Waaren hatten viel Abgang, ſie war bei allen Damen der Stadt beliebt, ihr Alter machte ſie ehrwürdig. Sie hatte liebkoſende Augen; ſie wußte ihre verbindlichen Reden auf eine Weiſe einzukleiden, daß man keine Schmeichelei argwöhnen konnte; ſie erzählte Mährchen oder Geſchichten, je nachdem man eins oder das andre gern hörte; und wenn ſie dabei etwa einen ſpöttiſchen Zug einfließen ließ, war er dergeſtalt verſteckt, daß man ihn nicht für abſichtlich halten konnte.

Gefällig gegen die Sklaven ihres Geſchlechts, überließ ſie ihnen faſt umſonſt, was ſie ihren Herrinnen ſehr theuer verkaufte, und hörte ihre kleinen Vertraulichkeiten ſichtlich mit Eifer und Theilnahme an; und im Nothfalle leiſtete ſie ihnen auch Dienſte.

Die Salbenhändlerinnn von Muſſul war auch der ſchönen Billah-Dabil wohl bekannt, welche ſie während ihrer Krankheit alle Tage unausgeſetzt beſuchte. Sie hielt ſich, bei den Berathungen der Aerzte, in einem Winkel, und wenn jene ihre Meinung geſagt hatten, zuckte ſie gegen die Sklavinnen der ſchönen Kranken die Achſeln, und ſagte zu ihnen:

„Dieſe Leute hier verſtehen gar nichts davon; ſie werden eure reizende Gebieterinn ſterben laßen.

So bald ich aber ſehe, daß ſie mit ihrer Weisheit gänzlich zu Ende ſind, kann ich nicht unterlaßen, ein geheimes Mittel anzuwenden, welches ich beſitze. Ich habe die Kunſt, ſo nützliche und ſo vollkommene Salben und Pommaden zuſammenzuſetzen, nicht erfunden, ohne mich ein wenig mit der Arzeneikunde zu befaſſen; und was gewiſſe Frauenkrankheiten betrifft, ſo verſtehe ich mehr davon, als alle dieſe gelehrten Herren hier.“

Indeſſen ward Billah-Dabils Zuſtand täglich betrübter; eine Neuigkeit, welche in ihrem Zimmer erzählt wurde, hatte ihn verſchlimmert, ohne daß man es ahnete. Es war die Rede von einem Geſandten von China, der gekommen war, einen Vertrag zwiſchen beiden Völkern abzuſchließen und die Hand der Prinzeſſinn von China, der Tochter ſeines Herrn, für den Prinzen Shaſſa-Mikdin anzubieten.

Dieſe Neuigkeit hatte die Kranke vollends niedergeſchlagen; ſie ſank in eine Ohnmacht, welche das Ende ihres Lebens zu ſein ſchien. Das ganze Haus gerieth dadurch in Unruhe. Als man durch allerlei Mittel die ſchöne Ohnmächtige wieder ins Leben gerufen hatte, blieb die Salbenhändlerinn von Muſſul dort und wachte bei ihr mit den zwei Sklavinnen, an denen die Reihe war. Als ſie ſo mit gekreuzten Beinen auf einem Teppich ſaßen, ſprach ſie zu ihnen:

„Nein, nunmehr werde ich es nicht leiden, daß die Aerzte durch ihre Quackſalbereien und Unwiſſenheit das reizendſte Frauenbild in Samarkand, ja in der ganzen Tatarei vollends tödten. So bald ſie etwas verlanget, ſo laßet mich an ihr Bett treten und ſie bedienen: und wenn ich von ihr weggehe, ohne ihr Linderung verſchafft zu haben, ſo ſoll die Schachtel, welche ihr hier ſehet, euer ſein; und ihr wißt, daß ich nur die koſtbarſten Waaren hieher bringe.“

Die Sklavinnen ließen die Salbenhändlerinn gewähren. Auf den erſten Wink näherte ſie ſich dem Bette der Kranken, und ſagte zu ihr:

„Ihr kennet mich wohl, ſchönes Fräulein? eure Mutter kann euch nicht zärtlicher lieben, als ich. Laßet mich eure Haut anfühlen. Oh! wie ſie brennt!

ihr habt ſtarke Hitze, von einem Feuer, das ihr verberget; euer Puls zieht ſich zuſammen, er zeigt mir die Gewalt, welche ihr euch ſelber anthut, nicht zu reden; eure Augen ſelbſt, welche ſo ſchön der Spiegel eurer reinen Seele ſind, verrathen eine Art von Verlegenheit, welche der gewöhnlichen Unbefangenheit eurer Blicke widerſpricht.

Wolltet ihr es mir verſagen, mir ein wenig Vertrauen zu ſchenken? mir, der ihr theurer ſeid, als meine eigene Tochter; mir, die ich noch dieſen Morgen zu den Füßen des Bildes des großen Aſtaroth *) eine Taube, ſo unſchuldig wie ihr, dargebracht habe?

Ach! indem ihr euch mir anvertrauet, entdecket ihr mir nichts, was ich nicht ſchon weiß, und was ich nicht gründlich heilen wollte und könnte.... Ihr ſeid verliebt!... Ihr erröthet! ich ſehe, daß ich es errathen habe; aber erröthen iſt mir noch nicht genug, um das treffliche Mittel anwenden zu können, welches ich im Sinne habe: ich muß auch wiſſen, in wen ihr verliebt ſeid.“ —

„Ich wage es nicht, zu bekennen.“ —

„Wir werden gleich hören, daß ihr in einen ſchönen Prinzen verliebt ſeid; und anſtatt daß ihr ſtolz darauf ſein ſolltet, eure Neigung ſo würdig verſchenkt zu haben, fällt es euch ein, darüber beſchämt zu ſein.“

---

*) Ein aus der Bibel bekannter Philiſter-Götze.

„Aber, Trauteſte, weil ihr meine Krankheit ſo gut errathen habt, wie wäre es möglich, daß er mich ſähe und liebte, wenn er ſich vermählt?“ —

„Das ſind drei Dinge, welche ich auf mich nehme,“ ſagte die Salbenhändlerinn. „Ich werde es bewerkſtelligen, daß derjenige, den ihr liebt, euch ſehe; und ich biete ihm Trotz, euch zu ſehen, ohne euch zu lieben. Anlangend die Chineſer, welche ihm eine Gemahlinn antragen, ſo will ich ſie mit einem Wohlgeruch bedienen, welcher ſie wieder dahin ſenden wird, wo ſie her gekommen ſind.

Stellet alle Quackſalbereien eurer Aerzte beiſeite, ſchönes Fräulein: laßt die Hoffnung eurer Herz einnehmen; das iſt der Balſam, deſſen es bedarf. Laßt Zufriedenheit der Seele die Lilien und Roſen auf eurem Antlitze wieder hervorrufen; und wenn ihr, folget ihr meinem Rathe, nicht binnen drei Monaten die glücklichſte der Sterblichen ſeid, ſo mögen alle Wohlgerüche meines Ladens auf der Stelle in Rauch verdampfen, und ſoll Muſſul, meine geliebte Vaterſtadt, mich niemals wiederſehen. — Ich ſehe, daß ihr euch ſchon wieder belebt; die Eßluſt wird alsbald zurückkehren; ihr werdet eſſen wollen: aber ohne eine Vorſicht zu gebrauchen, würde es euch nicht wohl bekommen; ich will euch drei Tropfen von meinem Safte geben, von welchem ich in eurer Gegenwart etwas nehme; er wird euch den Magen ſtärken, dermaßen, daß Speiſen, ſelbſt in Menge genoſſen, euch keinen Schaden thun werden. Ihr könnt verſichert ſein, daß ich euch keine Tropfen geben werde, welche ich nicht vollkommen kenne, weil ich ſie ſelber bereite.“

Vierhundert und funfzigſter Tag.

Die ſchöne Kranke überließ ſich gänzlich der Salbenhändlerinn. Der eingenommene Saft wirkte eben ſo kräftig, als der gute Rath; niemals ging eine Geneſung raſcher von ſtatten, als die ihrige, und drei Tage nach dieſem Geſpräche hatte ſie nicht allein ihre volle Blüte wieder erlangt, ſondern man ſagte ihr ſogar, daß ſie ſich noch verſchönert hätte.

Die Aerzte waren darüber erſtaunt, und das Anſehen, welches die Salbenhändlerinn aus Muſſul ſich jetzt in dem Hauſe erworben hatte, entfernte dieſelben gänzlich daraus.

Unterdeſſen wurde die Neuigkeit von dem Gegenſtande der Chineſiſchen Geſandtſchaft täglich in dem Hauſe wiederholt, und wie es gewöhnlich geſchieht, noch ehe der Geſandte die Unterhandlungen angeknüpft, hatten die Müßiggänger von Samarkand ſchon alle Stücke derſelben in Ordnung gebracht.

Die Salbenhändlerinn kam, und ſagte zu Willah-Dadll:

„Wie! ihr beunruhiget euch, mein ſchönes Fräulein! ihr zweifelt an meinem Eifer, an meiner Anhänglichkeit, an meiner Erfindſamkeit? Und während dieſer Geſandte noch damit beſchäftigt iſt, ſeine Stoffe auszupacken, ſeine Pagoden aus den Schachteln zu kramen, laßt ihr euch einbilden, daß er das Herz eures Prinzen zu Gunſten ſeiner Chineſiſchen Prinzeſſinn entſchieden habe? Es iſt ein ſchönes Schätzchen, dieſe Prinzeſſinn! mit ihren Brimborien, die in ihren durchborten Naſelöchern, Lippen und Ohren bummeln: ſie ſieht aus, wie die Bude eines Juweelenhändlers! das wäre auch die Nebenbuhlerinn, die euch euren ſchönen Prinzen entführen ſollte! Es ſind länger als acht Jahre, daß er nicht mehr mit Puppen ſpielt. Saget kein Wort, ſeid ganz ſtill; um euch von aller eurer Furcht zu heilen will ich euch, vielleicht morgen ſchon, ihn ſelber herbringen.“

Bei dieſer Zuſicherung ſchlug Billah-Dabil die Augen nieder, erröthete, und ſagte:

„Und meine Mutter? und meine Sklavinnen?“

„Alle dieſe,“ antwortete die verſchmitzte Salbenhändlerinn, „werden ſchon vorher eingeſchläfert. Könnte ich euch wohl in irgend eine Gefahr ſetzen? euch, die ich mehr liebe, als mich ſelbſt. Noch einmal, mein ſchönes Fräulein, erwartet mich dieſen Abend; ich komme, auf welche Art es auch ſei; und verſehet euch eines ſehr erfreulichen Beſuchs: vergeßt nicht, daß ihr von jemand bedient werdet, dem noch nie etwas fehlgeſchlagen iſt.“

Hier unterbrach Badvildin die Erzählung ſeiner Geſchichte, und ſagte zu ſeinen Zuhörern:

„Ihr errathet wohl, meine Prinzen, und ich erkenne es, nach euren Erzählungen, ganz deutlich, wer diejenige war, die ſich in Shamakda's Haus eingeſchlichen hatte. Es war ohne Zweifel derſelbe, der, in einen Rieſen verwandelt, ihm eben ſo närriſch als freigebig ſeine Schätze geöffnet; kurz, es war derjenige, dem alle Geſtalten willkommen ſind, ſo bald ſie ſeinen Betrügereien dienen können; mit einem Worte, ihr erkennet hieran den verruchten Mograby.

Während er dieſe Rolle in Shamakda's Hauſe ſpielte, vernachläßigte er ſein Werk auch im Palaſte nicht. Unter ſeiner Verkleidung als Salbenhändlerinn hatte er ſich das Zutrauen aller Frauen, aller Verſchnittenen erworben, war vertraute Freundinn der Amme und der Hofmeiſterinn des Prinzen geworden, und hatte ihnen die Prinzeſſinn von China mit ſo lächerlichen Zügen geſchildert, daß ſie ihnen einen außerordentlichen Widerwillen gegen die beabſichtigte Vermählung eingeflößt.

„Sehet,“ ſprach das argliſtige Geſchöpf zu ihnen, „ich kenne ſie, denn ich habe ihr Salben verkauft, um ihr zum Theil die Röthe zu vertreiben, welche ihre Naſenſpitze ziert. Ich will ſie euch leibhaft zeigen: aber ich muß mich zuvor gewiſſer Tropfen bedienen, um meine Augenlieder aufzuſchwellen, dergeſtalt, daß ſie faſt an einander kleben und daß die Anſtrengung, das Licht dazwiſchen herein zu laßen, die winzige Oeffnung, welche ich dazu laße, tief zurückzerret."

Nachdem ſie ſich ſo zugerichtet hatte, ſteckte ſie die Hände in ihre Aermel, verlängerte den Hals, und watſchelte ſo auf den Knöcheln ihrer Füße von einem Ende des Zimmers zum andern.

Die Frauen brachen bei dieſem Anblick in ein unmäßiges Gelächter aus. Der Prinz kam dazu, und fragte nach der Urſache ihrer Luſtigkeit.

„Kommet und ſehet eure Braut, die reizende Prinzeſſinn von China!" antworteten ſie ihm.

Shaſſa-Mikdin fand die Sache ſo ſpaßhaft, daß er ſich nicht erwehren konnte, ſelber darüber zu lachen. Die vorgebliche Salbenhändlerinn von Muſſul knüpfte ein Geſpräch mit ihm an; er kannte ſie ſchon, und indem er ſie beiſeite zog, fragte er ſie:

„Was ſpielſt du da für eine Poſſe? Kennſt du die Prinzeſſinn von China?"

„Ob ich ſie kenne?" antwortete das falſche Geſchöpf; „ich verſichere euch, mein Prinz, daß ſie nicht für euch gemacht iſt: ihr ſeid ſchlank, wie das Rohr des Nils, gebildet zum Entzücken, blühend wie die Roſe, und glänzend wie der Schmetterling; es würde euch freuen, Kinder zu erhalten, welche euch gleichen: und dieſer Breithut kömmt euch mit dem Antrage, euer edles Blut mit einer Art von Halbaffen zu vermiſchen!

Ei! was braucht ihr, ſchöner Prinz, um glücklich zu ſein, eine Königstochter zu heiraten? wenn die Vorhänge zugezogen ſind, will man da ſich auf Sceptern und Kronen wälzen? und iſt eine Fürſtentochter ihrem Manne unterwürfiger als eine andre? Oh! folget mir, machet das Glück des ſchönſten Fräuleins in eurem ganzen Reiche, die all ihren Ruhm darin ſetzt, die eurige zu ſein.

Ich kenne eine ſolche, welche die Sonnenſtrahlen noch nie erblickt haben, und auf welche ſie ſtolz ſein würden, ſie an eurer Seite glänzen zu laßen. Die Taube iſt nicht reiner, als ſie; gleichwohl hat ſie eben ſo viel Lebhaftigkeit des Geiſtes, als Feuer in den Augen; ihre Seele iſt gefühlvoll und ſtark: kurz, mein Prinz, ich kenne euch beide, und je mehr ich euch betrachte, je mehr ſehe ich, daß das Schickſal euch beide deshalb ſo vollkommen ausgeſtattet hat, um euch zu vereinigen.

Ich habe die Welt durchſtrichen, und ihr könnt euch hierin auf mich verlaßen: ich kenne keine, als die reizende Billah-Dadil, die Tochter eines der ſchätzbarſten Einwohner von Samarkand, welche würdig wäre, die Blicke des großen Prinzen Shaſſa-Rikdin auf ſich zu ziehen.“

Vierhundert und ein und funfzigſter Tag.

Das Lob der falſchen Salbenhändlerinn war nicht übertrieben; außerdem hatte ſie in dem Ton ihrer Stimme, in ihrer Geſtalt, in ihren Gebärden etwas Ueberredendes; der Prinz der Tatarei fühlte ſich aufgeregt, nicht von einer gewöhnlichen Neugier, ſondern von der heftigſten Leidenſchaft, die ſeltene Schönheit zu ſehen, welche man ihm eben geſchildert hatte. Er fragte die Salbenhändlerinn von Muſſul, ob ſie ihm dieſes Glück verſchaffen könnte.

Sie ſtellte ſich, als wenn ſie große Schwierigkeiten dabei fände; jedoch erbot ſie ſich, alles zu verſuchen, alles zu wagen, um ſie zu beſiegen, und verſprach, ſehr bald von dem Erfolge ihrer Bemühungen Bericht abzuſtatten.

Nach dieſem Geſpräche ging ſie wieder zu der ſchönen Kranken, ihre Hoffnungen zu beleben. So bald ſie dieſelbe beredet hatte, den Beſuch des Prinzen anzunehmen, wenn ſie ihr denſelben zuführte, ging ſie hin, für die Verkleidung zu ſorgen, welche der verliebte junge Prinz anlegen ſollte.

Am folgenden Morgen erſchien ſie wieder in dem Palaſt, und nachdem ſie, wie gewöhnlich, mit der Hofmeiſterinn und Amme geſchwatzt hatte, fand ſie Gelegenheit, ſich dem Prinzen zu nähern, der ſie ſchon ſuchte.

„Euer Handel iſt richtig,“ ſprach ſie zu ihm, „es koſtet mich nur eine kleine Lüge und ein Opfer. Das Haus, wohin ich euch heute Abend führen will, iſt dasjenige, in welchem ich die freundlichſte Aufnahme in ganz Samarkand gefunden; ich habe verlauten laßen, ich erwarte meine Tochter, die zwei Tagereiſen von hier wohnt; und man bezeigt große Ungeduld, ſie zu ſehen. Die Schöne, welche ich euch ſo gerühmt habe, iſt eben erſt von einer Krankheit geneſen, und ihre Aeltern ſind zufrieden, daß meine Tochter kommen und einen großen Theil des Abends in ihrem Hauſe bei ihrer geliebten Tochter zubringen wird.

Ich habe in meinem Korbe eine Frauenkleidung, ſie wird euch bewundernswürdig ſtehen; ihr müßt es ſo einrichten, daß wir, mit Anbruch der Nacht, durch eine geheime Thüre den Palaſt verlaßen können. Wir begeben uns dann nach dem Hauſe der Schönen, und wäre es möglich, daß ich mich bei der Schilderung getäuſcht hätte, welche ich euch von einem Fräulein gemacht, die mir eben ſo lieb iſt, als meine Tochter, ſo betraget ihr euch dort als meine Tochter, und gehet wieder weg, ohne euch zu erkennen zu geben.“

Alle Anſtalten wurden getroffen, die Zuſammenkunft hatte ſtatt, und Shaſſa-Rikdin empfand augenblicklich eben ſo heftige Liebe, als er erregt hatte. Bald war ſeine Verkleidung ihm läſtig, und die mehr als gewandte Vertraute half ihm, ſich zu erkennen zu geben, und brachte die beiden jungen Liebenden dahin, ſich gegenſeitig eine Zärtlichkeit, eine Hingebung, eine Treue ohne Ende zu ſchwören.

Der Prinz vernahm nun, daß die junge Schöne in Gefahr geweſen, aus Liebe zu ihm zu ſterben; dieß ward der Gegenſtand von tauſend zärtlichen Ergießungen; mit Einem Worte, beide würden ſich nicht getrennt haben, wenn die ſchlaue Unterhändlerinn ſie nicht auf die zarte Schonung aufmerkſam gemacht hätte, welche ſie einander ſchuldig wären.

Der Prinz der Tartarei wurde von ſeinem Vater zärtlich geliebt, und ſtand nicht an, ihm die Empfindungen ſeines Herzens zu entdecken, um den Anträgen zuvor zu kommen, welche der Chineſiſche Geſandte machen ſollte.

„Mein Vater,“ ſprach er zu dem König, „du haſt den Geſandten des Königs von China erſt zweimal vor dich gelaßen, und er hat dir noch nicht alles geſagt, was er hier zu verrichten hat; aber ſein minder ſchweigſames Gefolge ſpricht davon. Er macht dir Vorſchläge, welche Schwierigkeiten erregen, weil er noch darauf rechnet, dir die Hand der Tochter des Königs, ſeines Herrn, für mich anzubieten, um ſich vortheilhaftere Bedingungen zu verſchaffen.

Dieſe engherzigen Leute haben einen falſchen Begriff von Größe; ſie wähnen, ein Mann müße in ſeiner Verbindung mit einer Frau eine Ehre ſuchen: als wenn unſere Tataren mich einſt deshalb ehren ſollten, daß ich einen König zum Schwiegervater habe. Laß uns, mein königlicher Vater, mit dieſem geizigen, kleinlichen und erſchlafften Volke in Frieden leben, aber nicht zugeben, daß ſein ſchnödes Blut den Adel des unſrigen trübe; es könnte nur ein entartetes Geſchlecht daraus erwachſen. Es kömmt mir zu, der Gattinn, welche ich mir erwählt habe, die Verehrung des Volks zu erwerben."

Dem Könige ſchienen die Vorſtellungen des Prinzen ſeines Sohns zu gefallen, und er erwiederte ihm:

„Mein theurer Schaſſa-Rikdin, du denkeſt, wie ein echter Tatar, und ich werde mich wohl hüten, deine Wahl durch irgend eine Staatsrückſicht zu beſtimmen: aber es iſt Zeit, dich zu vermählen, und ich wünſchte wohl im Umfange meines Reichs die holde Schönheit zu kennen, welche dein Glück machen könnte."

„Ich kann ſie dich, mein Vater, mit vollem Vertrauen ſehen laßen, daß du meine Wahl billigen wirſt."

Der König bezeugte ſeine Ungeduld, Schaſſa-Rikdin verſchaffte ihm den Anblick Billah-Dadils, und der Fürſt, von den Reizen und von der Unterhaltung der Tochter Shamakda's bezaubert, verkündigte ſeinem ganzen Hofe die bevorſtehende Vermählung des Prinzen ſeines Sohns mit ihr.

Der Chineſiſche Geſandte ſah nun, daß ſeine Unterhandlung beendigt war, da man ſeinem Antrage des Preiſes, wodurch er vortheilhaftere Bedingungen zu erhalten gedachte, zuvorkam, um nicht genöthigt zu werden, ihn durch eine abſchlägliche Antwort zu kränken.

Ich habe euch, meine Prinzen, die Geſchichte der beſonderen Umſtände erzählt, welche der Vermählung meines Vaters mit meiner Mutter vorangingen; denn ich bin der Sohn Shaſſah-Rikdins und Billah-Dadils. Es wäre unnütz, hier auch umſtändlich die Hochzeitfeierlichkeiten zu beſchreiben: höret, was darauf folgte.

Obwohl man in der Leidenſchaft, welche die Urheber meiner Tage für einander erfüllte, etwas Uebernatürliches ahnen darf, weil der Mograby ſelber den Liebeshandel vorbereitet und eingeleitet hatte, ſo waltete jedoch ohne Zweifel auch die Liebe ſehr mächtig darin.

Vierhundert und zwei und funfzigſter Tag.

Als beide ſich vereinigt ſahen, hielten ſie ſich für das glücklichſte Paar auf Erden: aber, ohne es zu ahnen, waren ſie das Spielwerk unſers Feindes, der ſchon ſeit langer Zeit ſich ein Schlachtopfer vorbereitete, welches auch ſeit dem Augenblicke, wo es das Tageslicht erblickte, nicht aufgehört hat, es zu ſein. Seine unſelige Einwirkung hat mich von der Geburt an der ſüßen Liebkoſungen beraubt, der ich im älterlichen Schooße mich hätte erfreuen ſollen.

Oh! wenn ihr das ſcheußliche Ungeheuer noch nicht genugſam haſſet, ſo findet ihr neue Beweggründe des Abſcheus in der Bitterkeit, womit ſeine verruchte Argliſt die ſchönſten Tage meines Lebens vergiftet hat.

Um euch dieß zu erklären, muß ich hier eine Schilderug wiederholen, welche mich noch empört, und wider meinen Willen die ehrwürdigen Geheimniſſe des Ehebettes derjenigen verletzen, die mir das Leben gegeben haben.

Vergeblich blühte mein Vater in der vollen Kraft der Jugend, geſchmückt mit ihren köſtlichſten Gaben; vergeblich hatte die Liebe ſein Herz lichterloh entbrannt: ein über Kraft, Alter und Macht der Leidenſchaft ſiegender Zauber erkältete ihn und ſchläferte ihn ein, ſo bald er das bräutliche Lager beſtieg.

Man kann leicht denken, daß die hinterliſtige Salbenhändlerinn von Muſſul gleich am Morgen kam, den Erfolg ihres Sieges über Natur und Liebe zu erſpähen. Sie las ihn in den Blicken der beiden Liebenden: aber ſie durfte ſich nicht voreilig in ihr Vertrauen eindrängen: „es wird ſich noch einige Tage zurückhalten, die Verzweiflung muß es herbei führen." Mein Vater wurde auch bald dahin gebracht, ſich ihr zu entdecken.

„O Aſtaroth!" rief die treuloſe Vertraute aus, indem ſie die gefalteten Hände gen Himmel erhub, „das iſt ein Werk der unſeligen Chineſen! An dieſem Zuge erkenne ich ſie; dergleichen Hexereien machen ſie mit ihrem großen Drachen. Sehr mit Recht iſt dieſes ganze Gezücht verflucht; und ſehet auch, wie verkrüppelt es iſt! ſie ſind gegen die übrigen Menſchen, was der Pilz gegen die Melonen. Auch ſind ſie ſchnell abgereiſet, nachdem ſie ihren Streich ausgeführt haben. Aber Aſtaroth müßte kein Gott ſein, wenn der Ball, welchen ſie ausgeworfen haben, nicht auf ihr Haupt zurückprallen ſollte.

Ich könnte euch wohl, mein Prinz, eine Schleuder verſchaffen, womit ihr ſie erreichen würdet: aber ihr allein könnt nicht an einem Geſandten Rache nehmen, der von viertauſend Mann begleitet wird. Laßen wir alſo für einen Augenblick unſre Rache beruhen; man muß zuvörderſt für das Dringendſte ſorgen. Als eure Gemahlinn in Liebe zu euch ſchmachtete, brachte ich dem Aſtaroth einige Opfer dar, und er gab ihr die Geſundheit wieder. Ich habe im Sinne, hinzugehen und dieſe Nacht ſelbſt in ſeinem Tempel zu ſchlafen; ſeine Prieſter kennen mich, und die Andacht, welche mich täglich dahin führt, iſt ihnen nicht verdächtig. Ich will das beſte, was ich von Räucherwerk habe, mitnehmen, und nachdem ich es verbrannt, will ich mein Haupt auf ein Kiſſen voll weißer Mohnkörner niederlegen. — Beruhiget euch, mein Prinz, und bauet auf den Einfluß, die Kunde und die Hülfsmittel der Salbenhändlerinn von Muſſul.“

Mein Vater ging hin und erzählte es ſeiner Gattinn, und beide erwarteten, gleich verblendet, mit Ungeduld die Rückkehr der Salbenhändlerinn von Muſſul.

Sie kam den folgenden Morgen mit frohlockender Miene, und ſagte:

„Freuet euch mit mir; ich habe mein Räucherwerk nicht geſpart, aber es hat mir auch gute Dienſte geleiſtet; niemals habe ich einen angenehmeren Traum gehabt: der große Drache ſoll es auf ſeinen Fittigen und auf ſeinem Rücken fühlen. — Ihr müßt aber von allem dieſem,“ fuhr ſie fort, „niemand, außer dem Könige euerm Vater, etwas ſagen; es gibt Dinge, welche nicht für das Volk gemacht ſind. Es iſt nicht Aſtaroth ſelber, der mir erſchienen, ſondern der große Mograby, ſein Stellvertreter auf Erden. Ah! welch ein edles, ehrwürdiges Weſen iſt das! ihr werdet ihn einſt auch ſehen: nein, es gibt nichts ſo Ehrfurchtgebietendes auf der Welt! Er war ganz in Pergament von einer unbeſchreiblichen Weiße und Feinheit gekleidet; das Rauſchen der Falten ſeines Gewandes verurſachte, daß ich den Kopf nach ſeiner Seite drehte. Er nannte ſich mir, und ſprach zu mir:

„Aſtaroth nimmt dein Rauchopfer wohlgefällig an; der Prinz der Tatarei ſoll von den trübſeligen Wirkungen der Angriffe des großen Drachen befreiet werden; er ſoll an ſeinen Feinden gerochen, durch eine zahlreiche Nachkommenſchaft beglückt, und mit Jahren überhäuft werden: aber die hohe Gottheit, welche du anrufeſt, verlangt mehr, als Räucherwerk. Sie will ein Herz, welches ihr ganz geweihet ſei, und fordert ein beſtimmtes Pfand.

Der Prinz und die Prinzeſſinn der Tatarei müßen ihr die erſte männliche Frucht ihrer Umarmungen weihen, und du mußt mir das mit ihrem Eide beſiegelte Verſprechen derſelben herbringen.“

Zu gleicher Zeit ſchnitt er ein Stück von ſeinem Rocke, vorn an der Bruſt ab, er gab es mir, und ich bringe es euch hier.

Laßt uns in das Zimmer der Prinzeſſinn eurer Gemahlinn gehen, und machet ihr recht bemerklich, welche Ehre Aſtaroth euch erweiſet, und welcher Vortheil euerm Kinde daraus erwächſt, der angenommene Sohn einer ſo mächtigen Gottheit zu ſein.“

Mein Vater war in ſeiner ſo unangenehmen Bezauberung wohl zu entſchuldigen, wenn er davon befreiet zu ſein verlangte. Meine Mutter war nicht minder ungeduldig, ihn von den Wirkungen dieſes ſchmählichen Zaubers erlöſet zu ſehen. Beide waren, wie ich ſelber, von Kindheit an, in dem abergläubiſchen Dienſte Aſtaroths aufgewachſen.

Ihre Vertraute ſagte ihnen die Verſchreibung in die Feder, zog jedem von ihnen einen Blutstropfen aus dem Arm, miſchte ihr eigenes Blut dazu, und ließ ſie die förmliche Urkunde unterzeichnen, welche mich dem größten Feinde überlieferte, den wir nur haben konnten. Denn ihr ſeid nunmehr wohl hinlänglich aufgeklärt über den vorgeblichen Gott Aſtaroth, deſſen anerkannter Stellvertreter der verhaßte Mograby iſt.

Neun Monate nach dieſem unſeligen Vertrage kam ich zur Welt, und meine Aeltern ließen mich, in dem Wahne, daß ich ihnen nicht gehörte, ihrer Gottheit darbringen.

Der Oberprieſter empfing mich mit Gepränge, und bedeckte mich feierlich mit einer Windel von Linnen mit purpurnem Saume, um meinen doppelten Stand, als Prieſter und Königskind, zu bezeichnen. Eine Amme ſäugte mich in dem Tempel, von wo man mich von Zeit zu Zeit nach dem Palaſte trug. Dort empfing ich Liebkoſungen von meinen Aeltern, aber der Prieſter, der mich dahin begleitete, erlaubte nicht, mich ihnen hin zu geben.

Vierhundert und drei und funfziſtger Tag.

So bald ich im Stande war, aufrecht am Altar zu ſtehen, mußte ich allen Opfern beiwohnen; ein unüberwindlicher Widerwille entfernte mich von Stund' an von den Pflichten, welche man mir aufzuerlegen trachtete.

Unterdeſſen ſchienen mein Vater und meine Mutter in ihrer Ehe des gröſten Glückes zu genießen; ein reicher Kinderſegen war die Folge davon; ich habe drei jüngere Brüder in voller Geſundheit daheim gelaßen; und obgleich ich, als Aſtaroths Geweihter, vom Throne ausgeſchloſſen war, ſo durfte mein Vater doch nicht beſorgen, ohne Nachfolger zu bleiben.

Was mich betrifft, ſo war mir dieſer gezwungene Beruf ſehr zur Laſt; ich legte mich auf nichts, was mein Prieſterſtand erforderte, und wenn ich in dem, was man mich lehrte, unterrichtet ſchien, ſo war es allein der Natur zu verdanken, welche mich mit einer großen Leichtigkeit begabt hatte. Wenn ich dagegen den Händen meiner Wärter entſchlüpfen konnte, beſtieg ich das erſte beßte Pferd, oder rannte ins Feld hinaus, einen Bogen in der Hand. Unter dieſen verſchiedenen Beſchäftigungen, denen ich mich entzog, oder mit Unluſt überließ, erreichte ich mein funfzehntes Jahr.

Eines Tages, als ich, in Linnen gekleidet und mit Roſen bekränzt, dem Oberprieſter bei einem großen Opfer den Weihrauch darreichte, kam man, mir zu melden, daß mein Vater und meine Mutter mich nach dem Palaſte rufen ließen. Ich warf hurtig mein Rauchfaß weg, und, gekleidet wie ich war, flog ich dahin, wo ich erwartet wurde.

Da fand ich in dem Zimmer meiner Mutter jenen weißbärtigen Greis, mit demſelben Pergamentrocke bekleidet, welchen ich ſo oft beſchreiben gehört, wenn man mir die Beweggründe erklärte, warum man mich aus dem Palaſte entfernt hatte.

Bei meiner Ankunft ſtand er auf, und ich ſah, daß er mit der vollen Höhe ſeiner Stirn meinen Vater überragte. Ich fand meinen Vater ſehr ernſthaft, ich gewahrte einige Thränen in den Augen meiner Mutter.

„Mein Sohn," ſprach Shaſſa-Rikdin, „der Stellvertreter der Gottheit, der du gewidmet biſt, kömmt, dich abzuholen, um dich dahin zu führen, wo du deine Einweihungen empfangen ſollſt."

„Herr," ſprach der Mograby, „du hältſt mir dein Wort, und ich gebe dir deine Verſchreibung zurück. Iſt hier auch etwas, womit ich nicht Urſache habe zufrieden zu ſein, ſo kann ich mich deshalb doch nicht an dich halten. —

Junger Menſch," ſprach er, ſich zu mir umdrehend, „du wirſt dich fortan ernſtlicher beſchäftigen, als du bisher gethan haſt!"

Indem er dieß ſagte, hielt er mich bei der Hand, welche er nicht mehr losließ, während mein Vater und meine Mutter mich umarmten. Bald ging er hinaus, und führte mich mit ſich. Wir fanden vor dem Palaſt ein zu unſerer Reiſe beſtimmtes Kameel; man ließ mich den bequemſten Sitz einnehmen; und ein großer ſchwarzer Sklave ging vor uns her und führte das Kameel beim Halfter.

So bald wir außerhalb der Stadt an einem abgelegenen Orte waren, ſagte mein Herr und Meiſter zu dem Sklaven:

„Iladſch-Kabahé, halt an, wir wollen ein andres Fuhrwerk nehmen, dieß hier iſt zu langſam für uns.“

Mit dieſen Worten ſchwang er ſich leicht von dem Kameele, und der Sklave reichte mir den Arm, mir hinab zu helfen. Noch ehe der Schwarze mich auf die Erde geſetzt hatte, ſagte der Herr zu ihm:

„Weil du ihn in Händen haſt, ſo kleide ihn ſogleich bequem für die Reiſe.“

Der Schwarze fuhr mir hierauf mit ſeinen beiden Händen leicht über den ganzen Leib, und hielt bei der Stirne an, welche er unſanft knätete: allmählich ging nun in mir eine ſo ſeltſame Veränderung vor, daß es mir unmöglich iſt, ſie zu beſchreiben; ſie begann mit einem ſo ungeheuren Schwindel des Kopfes, daß ich das Gleichgewicht verlor und auf die Seite fiel. Aber wie groß war meine Ueberraſchung, als ich wahrzunehmen glaubte, daß ich, anſtatt ein Menſch zu ſein, nur ein kleines, kugelförmig gehauenes, und am Ende geſpitztes Stück Holz war, welches an der Spitze einen dicken goldenen Nagel hatte.

Ich ſage euch, ich glaubte, es wahrzunehmen, weil ich in der That aus den Büchern, welche ich ſeitdem geleſen, den wahren Gehalt der durch die Schwarzkunſt bewirkten Täuſchungen kennen gelernt habe, und gegenwärtig überzeugt bin, daß ich keinesweges ſah, was ich war, und nicht war, was ich ſah. Ich hatte nur einen Traum, der ſtärker war, als die gewöhnlichen Träume: aber es war zugleich Wirklichkeit darunter, wie ihr gleich ſehen werdet, und die Sinnenwerkzeuge waren nicht völlig in ſich verſunken.

„Wohlauf, Iladſch-Kadabé!“ ſprach mein Herr, der ſeinen Bart und ſeinen Rock abgelegt hatte und ſcheußlich anzuſehen war, „nimm eine Peitſche, und gib mir die andre, und laß uns dieſen ſchläfrigen Kreiſel aufwecken, das wird uns unterweges die Zeit vertreiben.“

Und ich fühlte einen Hagel von Schlägen auf mich herabfallen, der mir genugſam bemerklich machte, daß ich nicht von Holz war.

Man verſetzte mir mit den ledernen Riemen Streiche, welche mich empor und auf hundert Schritte weit weg ſchnellten: aber augenblicklich hatten meine beiden Spieler mich wieder eingeholt. Hohn geſellte ſich zu der Grauſamkeit:

„Ha! das war ein trefflicher Hieb, Iladſch-Kadabé! Aber unſer Kreiſel geht herrlich; ich wußte wohl, daß es manche Kreiſel in der Genoſſenſchaft unſerer Prieſter gibt: aber dieſer hier übertrifft alle Vorſtellung von Vollkommenheit.“

Mehr konnte ich nicht davon verſtehen, ich ſank in Ohnmacht, und kam nicht eher wieder zu mir, als in dem Bache, worin man meine Wunden auswuſch; denn es geſchah kein Schlag auf den Kreiſel, der mir nicht einen Blutstropfen abgezapft hätte.

Vierhundert und vier und funfzigſter Tag.

Dieſe Unmenſchlichkeit war eine Kleinigkeit gegen die, welche ich euch noch zu erzählen habe, und deren Schlachtopfer ich unglücklicherweiſe ein Jahr lang geweſen bin, ſo wie ich das Opfer ihrer erſten Wuth war.

Ich behielt noch ſo viel Beſinnung, ihre Reden zu verſtehen; aber ich war zu ſchwach, um es äußerlich kund zu geben.

„Iladſch-Kadabé!“ ſprach der abgefeimte Herr, „wir haben den Befehlen gehorſamt, denen wir nicht widerſtreben konnten, und haben dieſen jungen Tempeldiener Aſtaroths gezüchtigt, der ohne Fleiß, ohne Eifer, ohne Andacht, ſogar gedankenlos war: aber ich unglücklicher Vater! ich werde meinen Gehorſam theuer bezahlen müßen, denn ich werde mein liebes Kind, meinen einzigen Sohn verlieren!

Du weißt es," fuhr er nach einigem Schluchzen fort, „Iladſch-Kadahé; denn du warſt es, der den Shaſſa-Rikdin aus dem Bette Billah-Dadils nahm, um mich an ſeine Stelle zu legen, indem es kein andres Mittel gab, die Bezauberung des großen Drachen zu löſen.

Seit ſo langer Zeit trug ich dieſen jungen Menſchen in meinem Herzen; ich ſehnte mich darnach, frei zu ſein, um ſeiner vernachläßigten Erziehung die zärtlichſte Sorgfalt zu widmen. Aber da wo ich hin gehe, darf nichts Unreines eintreten; die Befehle der Götter ſind unwandelbar, und ihre Vollziehung wird mich vielleicht für mein ganzes übriges Leben zu Thränen verdammen."

Bei dieſen Worten vergoß der Böſewicht Thränen, daß es einen Stein hätte erweichen mögen.

Man hatte mich am Boden auf einen Haufen Moos gelegt; hier fuhren beide mit der Hand über meine Lippen: „Er athmet noch," ſagten ſie. Sie befühlten meinen Puls, und fanden ihn ſehr ſchwach.

„Wie wär' es, wenn ihr einen Tropfen eures Lebensbalſams daran wagtet?" ſagte der Schwarze.

„Er iſt ſehr ſtark," ſagte mein vorgeblicher Vater: „ich habe daheim ſo milden: aber ein Tropfen iſt kein Tropfen; wir wollen's verſuchen."

Man hub mir den Kopf auf: die Böſewichter kannten wohl die Wirkung des Mittels, welches ſie anwendeten; es gab mir mit meinen Kräften auch die Empfindlichkeit für alle die Schmerzen zurück, welche ſie mir zugefügt hatten. Es ſtand in ihrer Gewalt, ſie aufzuheben: es diente aber zu ihrer Abſicht, ſie mir in ihrer ganzen Schärfe empfinden zu laßen, und ich ſtieß ein ſchmerzliches Geſchrei aus.

„Ah! er leidet, er fühlt, ich werde ihn noch retten,“ rief der Mograby, wie entzückt vor Freuden; „ich will ihn nach meinem Hauſe tragen, wo der Tod nicht einzudringen vermag. Geh deines Weges, Iladſch-Kabahé, du weißt, du kannſt mir nicht folgen, wohin ich gehe: berichte meinen Gehorſam als treuer Sklave.“

Ich werde mich nicht weiter über das Benehmen dieſes Teufels gegen mich verbreiten. Ihr wiſſet ohnedieß, welchen Nutzen er aus einem Mährchen zu ziehen weiß, wenn er Mittel gefunden hat, ihm Eingang zu verſchaffen; ihr kennet alſo die Vortheile, deren er ſich bei mir bedienen konnte, um mich zu überreden, mein Vater wäre nicht mein Vater; und unglücklicherweiſe war die Zärtlichkeit meines Vaters gegen mich immer mit etwas Zurückhaltung begleitet geweſen.

Indeſſen, da meine Erziehung hier keine ſolche war, wie ſie meine Natur vertragen hätte, und ich, aus angeborener Unabhängigkeit, mich auf keine Arbeit des Fleißes legen konnte, ſo war ich, ungeachtet jener Ueberredung, nachläßig in dem, was mir mein vorgeblicher Vater befahl zu thun, und manchmal ungehorſam.

Dann erlitt ich die Mishandlungen, von welchen auch ihr einen Begriff habt. Einſt blieben mir von einer Maulſchelle die Lippen acht Tage lang aufgeſchwollen: ich bekam ſie, weil ich bei einer ſeiner vorgeblichen Abweſenheiten, anſtatt an einer Berechnung zu arbeiten, welche er mir aufgegeben hatte, ein Buch ſeiner Schwarzkunſt aus einem Winkel hervor geholt, worin er es verborgen hatte, ohne Zweifel abſichtlich ſo, daß ich es ſah: er erſchien plötzlich, entriß mir das Buch, und ſchlug mich.

Sechs Tage nach dieſem Abenteuer nahm er ſeine gewöhnliche Freundlichkeit gegen mich wieder an, und ſtellte ſich ſogar noch zutraulicher, als zuvor. Er ging mit mir auf die Dannhirſch-Jagd; wir waren beide mit Speeren bewaffnet, und ich war um ſo vertrauter mit dieſer Waffe, als man mir ihren Gebrauch ſelbſt in dem Prieſterhauſe verſtattet hatte.

Mein böſer Feind ging vor mir; da trat er auf einen dornigen Baumaſt, der im Graſe verborgen lag, und zog den Fuß blutig zurück; ein ſtarker Dorn war ihm durch das dünne Leder ſeines Halbſtiefels durch den Fuß gefahren. Er ſtieß einen Schrei aus, hielt an, und ſetzte ſich. Ich bezeugte mein Erſtaunen: „Es hat nichts zu bedeuten, mein lieber Sohn,“ ſagte er zu mir. Er legte meine Bewegung falſch aus, wenn er ſie dem Mitgefühle zuſchrieb: aber ohne Zweifel wollte er ſo getäuſcht ſcheinen. „Beunruhige dich nicht,“ ſprach er, „ich gehe nie ohne einen gewiſſen Balſam aus.“

Es befand ſich an dieſer Stelle ein aufgeworfener, mit Raſen bedeckter Erdhügel, der eine Art von Sitz bildete. Darauf ſetzte ſich der Mograby, entkleidete ſeinen Fuß, und zog aus ſeiner Taſche zwei Fläſchchen, das eine zum Blutſtillen, das andere zum Verbinden der Wunde. Sein Blut floß ſtark heraus, und erweckte in mir dieſe Betrachtung: „Er iſt ein Menſch, wie ich, ein Dorn verwundet ihn: ein Speer würde ihn tödten.“

Die Erinnerung der erſten Behandlung, welche ich von ihm erfuhr, kehrte in ihrer ganzen Stärke zurück, und wie ſcheußlich er mir erſcheinen war, als er mich mit Schlägen, Schimpfreden und Hohn bedeckte. „Er nennt ſich meinen Vater,“ ſprach ich bei mir ſelber, „erweiſet mir übertriebene Liebkoſungen, und drohet mir fürchterlich, wenn ich ihm nicht gehorche: ſein Aſtaroth werde mich vertilgen. Das ſoll aber nicht durch ihn geſchehen, denn ich will ihn ſelber vom Erdboden vertilgen, und ihn wohl hindern, ſich ſeines Balſams zu bedienen.“

Vierhundert und fünf und funfzigſter Tag.

Nach dieſem Selbſtgeſpräche ziele ich mit meinem Speere nach ſeinem Rücken, den er mir zukehrte, treffe ihn zwiſchen den Schultern, ſtürze ihn vorn über, und ſpieße ihn ſo an den Boden. Der Gedanke: „Was wird hier allein aus mir werden?“ fiel mir damals nicht ein. Ich fürchtete nur, er möchte wieder aufſtehen und ſeine ſchreckliche Rache an mir ausüben; ich ſchritt alſo über die Raſenbank, die uns trennte, um ihn vollends abzuthun: aber ich glitſchte dabei aus und fiel. Ich wollte wieder aufſtehen, fühlte mich aber an Füßen und Händen gefeſſelt; und der Mograby ſtand aufrecht mir gegenüber, mit jenem entſetzlichen Blicke, welcher ſein eigener iſt, ſo oft er ſich nicht verſtellt.

„Niederträchtiger Meuchelmörder!“ ſprach er zu mir, „du biſt ſogar fähig, einen Vatermord zu begehen! Ich habe dich entlarvt: du wirſt fortan keinen Frevel mehr auf Erden verüben.“

Der Schreck, der mich ergriffen hatte, verhinderte mich, auf die bittern Verhöhnungen, welche er gegen mich und alle meine Verwandten ausſtieß, Acht zu geben. Mein Großvater, der Holzhacker, wurde dabei nicht verſchont; und das Ungeheuer, welches mich jetzo peinigte, rühmte ſich der Stifter des Glücks geweſen zu ſein, welches die Familie meiner Mutter gemacht hätte.

Er ſchleppte mich nach ſeiner ſcheußlichen Todtengruft: ich weiß nicht, wie lange ich darin gelebt habe, wenn leiden ohne zu denken irgend noch leben genannt werden kann.“

Die fünf übrigen Prinzen hatten Badvildins Geſchichte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit angehört. Als er geendigt hatte, wandten ihre Blicke ſich auf den einzigen unter ihnen, der ſeine Geſchichte noch nicht erzählt hatte. Dieſer ſchickte ſich nun auch an, ihre Ungeduld zu befriedigen.

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Achter Band.

Tausend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Aus dem
Persischen, Türkischen
und
Arabischen
nach
Petis de la Croix, Galland, Cardonne,
Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus
und Anderen,
überſetzt
von
F. H. von der Hagen.

Achter Band.

Prenzlau,
Druck und Verlag der Ragoczyſchen Buchhandlung.

1828.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorbericht.

In dieſem Bande beginnen, mit der Geſchichte Moradbaks, die vom Grafen von Caylus bearbeiteten Erzählungen. Der durch mannigfaltige, die Alterthumskunde betreffende Werke rühmlich bekannte Verfaſſer (geſt. 1765.) hat dieſen Erzählungen, die in ſeinen Oeuvres badines complettes (Amsterd. et Paris 1787. 8.) T. VII. — VIII. und in dem Cabinet des Fées T. XXV, gedruckt ſind, folgende Zueignung vorgeſetzt, worin er erklärt, daß er dieſelben nur geſammelt habe: wozu er durch ſeine Reiſen im Morgenlande, namentlich in Klein-Aſien (1715 — 17), gute Gelegenheit hatte. Daß ſolches kein bloßes Vorgeben iſt, erhellet hauptſächlich aus dem echt morgenländiſchen Gepräge aller dieſer Erzählungen, welche auch manche Züge mit anderen ſchon bekannten dieſer Art gemein haben.

An Frau v. ...

Gnädige Frau, Sie lieben die morgenländiſchen Erzählungen ſo ſehr, daß Sie ſchon oft Sich derſelben angenommen haben, und mehr als einmal habe ich Sie mit Anmuth die Spöttereien mehrerer Perſonen beantworten hören, die, mit mehr Ernſthaftigkeit als Gründlichkeit, das Vergnügen verdammten, welches dieſe Scherze gewähren können. Solchen aus übler Laune entſprungenen Urtheilen Ernſt entgegenſetzen, würde ſie nachahmen heißen, nicht ſie widerlegen. Indeſſen muß man geſtehen, daß man für dieſe Erholung des Geiſtes nicht eher empfänglich werden kann, als bis man ſich an den Franzöſiſchen Romanen und kleinen Geſchichten, ſo zu ſagen übernommen hat. Die letzten haben gewöhnlich eine Verwickelung, einen Plan und ein Ziel, das ſich wohlgeordnet entfaltet: aber die Gewohnheit, dergleichen immer wieder zu leſen, läßt uns nur zu leicht ihre Entwickelung vorausſehen; dagegen die morgenländiſchen Erzählungen oft keinen andern Zweck haben, als durch Ueberraſchung zu wirken, indem man ſieht, wie die kleinſten Umſtände die größten Umwälzungen hervorbringen. Hierin beſteht faſt ihr ganzer Zauber; zugleich erhöhet die Darſtellung ihren Reiz: man fühlt die Wärme des Himmelsſtrichs, welche eine für Europäiſche Leſer ſo anziehende Eigenthümlichkeit hervortreibt. Das Wunderbare anlangend, welches ſich in einigen dieſer Erzählungen findet, ſo würde es unnütz ſein, daſſelbe mit anderem zu vergleichen: hierüber muß der beſondere Geſchmack entſcheiden.

Kurz, Gnädige Frau, die Natur hat Sie ſo glücklich begabt, daß Sie eine leichte Erheiterung den ſogenannten ernſthaften Sachen vorziehen; Sie haben mir mehr als einmal bewieſen, daß ein heiterer Geiſt ſich willig zu allem hergibt; und ich würde mich glücklich ſchätzen, Ihre Einbildungskraft auf einige Augenblicke zu vergnügen: dieß iſt mein Ziel bei Ueberreichung dieſer Erzählungen. Tauſend und Eine Nacht, Tauſend und Ein Tag, die vierzig Veſyre, Abdallah der Sohn Hanifs, und ſo viele andere lebensvolle Gebilde dieſer Art ſind Ihnen ſo gegenwärtig, daß ich Sie oft nach ſolchen verlangen gehört habe, die Ihnen noch unbekannt wären.

Ich rechne ſehr auf die Neuheit dieſer hier; ich könnte denſelben ſogar, ohne die Beſcheidenheit zu verletzen, eine noch ſtärkere Lobrede halten, weil ich an dieſer Sammlung keinen andern Theil habe, als eben den des Sammlers.

Ich ergreife dieſe Gelegenheit, Sie zu verſichern, wie ſehr mir alles am Herzen liegt, was Sie in Ihrer Abgeſchiedenheit ergetzen kann. Ich habe die Ehre zu ſein ꝛc.“

Inhalt des achten Bandes.

Seite
Geſchichte Shahadildins, Prinzen von Damaſk. 1
Vierhundert und ſieben und funfzigſter Tag 11
458ſter Tag 16
459ſter Tag 23
460ſter Tag 28
461ſter Tag 34
462ſter Tag 38
463ſter Tag 44
464ſter Tag 50
465ſter Tag 56
466ſter Tag 61
467ſter Tag 66
468ſter Tag 71

Liebesgeſchichte des Mograby mit Planeten-Schweſter, Tochter des Königs von Aegypten.

469ſter Tag 78
470ſter Tag 83

Seite
471ſter Tag 88
472ſter Tag 94
473ſter Tag 99
474ſter Tag 104
475ſter Tag 110
476ſter Tag 115

Geſchichte der Geburt des Mograby.

477ſter Tag 121
478ſter Tag 127

Fortſetzung der Geſchichte der Aegyptiſchen Königstochter, genannt Planeten-Schweſter . . . 131

479ſter Tag 133
480ſter Tag 138
481ſter Tag 144
482ſter Tag 149

Fortſetzung der Geſchichte Habed-il-Rumans und ſeiner Gefährten, und Ende des Mograby . . 151

483ſter Tag 154
484ſter Tag 159
485ſter Tag 165
486ſter Tag 170
487ſter Tag 176
488ſter Tag 181

Seite
Beſchluß der Geſchichte Habed-il-Rumans und der Prinzeſſin von Aegypten 185
489ſter Tag 186
490ſter Tag 192

Geſchichte Moradbaks.

491ſter Tag 199

Die Aepfelrechnung.

492ſter Tag 204

Die Weinquelle.

493ſter Tag 207

Geſchichte des Daklanos und der Siebenſchläfer.

494ſter Tag 212
495ſter Tag 217
496ſter Tag 222
497ſter Tag 226
498ſter Tag 229
499ſter Tag 233
500ſter Tag 237
501ſter Tag 242
502ter Tag 247
503ter Tag 252
504ter Tag 257

Seite
505ter Tag 262
506ter Tag 266
507ter Tag 270

Geſchichte der Geburt Mahomeds.

508ter Tag 272
509ter Tag 277
510ter Tag 282
511ter Tag 286
512ter Tag 290

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Geſchichte
Schahadildins, Prinzen von Damask.

„O meine Brüder!“ hub er an: „meine edlen und traurigen Unglücksgefährten! welche Empfindungen habt ihr in meinem Herzen aufgeregt! wie viel Licht habt ihr meinem Geiſte angezündet, das mich über meine eigenen Abenteuer aufklärt!

Ich errathe nunmehr die Dinge, welche mir unbegreiflich ſchienen, und ich erkenne unter den verſchiedenen Larven, deren Spiel ich euch erzählen will, denſelben Böſewicht, der unſer Verderben ſo ſchlau angezettelt hat, und werde ihm ſeinen wahren verruchten Namen geben, welcherlei Geſtalt er auch angenommen hat, ſeine frevelhaften Abſichten zu erreichen.

Um in die Ereigniſſe, welche mir alle innig mit einander verknüpft ſcheinen, nicht Verwirrung zu bringen, will ich, nach dem Beiſpiele des Prinzen der Tatarei, in meiner Erzählung etwas weit ausholen.

Meine Mutter verlor im funfzehnten Jahre die ihrige, die fünf und dreißig Jahre alt war, und blieb unter der Vormundſchaft ihrer Großmutter, meiner Urgroßmutter. Dieſe ſchien ſich damals meiner ſorgfältig anzunehmen, und ich glaubte, ihr viel Dank ſchuldig zu ſein: aber wenn ich an die hier gehörten Erzählungen zurück denke, ſo ſehe ich wohl, daß ich ihr mein ganzes Unglück zu verdanken habe. Ich ſehe ferner, daß ſie gegen mich unſchuldig, aber ſo wohl in Betreff meiner, als ihrer ſelbſt, im höchſten Grade verblendet war.

Ich muß euch eine getreue Schilderung derjenigen entwerfen, welche ich meine Urgroßmutter nannte; aber ſo, wie ihr mich gegenwärtig in den Stand geſetzt habt, ſie zu betrachten, nämlich, als Werkzeug des Mograby, zu meinem Verderben und vielleicht zum fortwährenden Unglücke meiner Familie. Ich will die verſchiedenen Züge, welche ich von ihr behalten habe, zuſammenfaſſen, und ſie euch vor Augen ſtellen, um euch weder über ſie, noch über mich zu täuſchen.

Sie hieß Haméné, und war, mit einer einzigen Tochter, ſehr frühzeitig Wittwe eines Kaufmanns zu Damask geworden.

Ich erinnere mich, daß ein Edelknabe, den der König, mein Großvater, liebte, einſt zu mir ſagte:

„Nimm dich in Acht, daß deine Urgroßmutter dich durch ihre Frömmigkeit nicht unter die Erde bringt, wie ſie es mit ihrem Mann und mit ihrem Schwiegerſohn gemacht hat.“

Ich zweifle nicht, daß der Edelknabe dieſe Bemerkung über meine Urgroßmutter anderweitig gehört hatte; indem man ſie nur die heilige Haméné, oder die Heilige von Damask nannte; und niemals trieb ein Menſch es weiter in den Aeußerlichkeiten der Heiligkeit.

Sie ging nie anders aus, als mit einem Schleier, der größer und dichter war, als ihn alle andern Frauen trugen; und ihre ganze Kleidung von düſtern Farben, ihre lange, dürre und, ungeachtet ihres Alters, gerade Geſtalt, hätten ſie ſchon genugſam kenntlich gemacht, wenn nicht das dicke Buch des Korans, welches ſie ſtäts unter dem Arme trug, und ein Roſenkranz, *)

---

*) Solche Roſenkränze, Masphaha genannt, tragen di Derwiſche und Santone um den Hals.

deſſen Kugeln ſo groß waren, wie Eier, ſie ausgezeichnet hätten.

Sie legte bei allen Leichenbegängniſſen Trauer an und folgte denſelben; ſie miſchte ſich unter die Angehörigen des Todten, und deren wahrhaftes Leid war nichts in Vergleich mit dem, wovon ſie ſich durchdrungen zeigte. Kurz, wenn man die Betrübnis einer Frau ſchildern wollte, welche ihren Mann verloren hatte, pflegte man zu ſagen:

„Sie weinet eben ſo herzlich, wie die Heilige thun würde.“

Eines Tages, als ſie bei dem Leichenbegängnis eines Kadi's, von welchem jedermann ſchlecht ſprach, untröſtlich war, ſagte ich zu ihr:

„Aber, liebe Urgroßmutter, warum betrübſt du dich ſo ſehr über den Tod eines Mannes, der nicht gut war?“

„Eben deshalb,“ antwortete ſie mir, „weil er nicht gut war: wenn ich nur die Menſchen beweinen wollte, welche gut ſind, ſo würde ich nicht eine Thräne zu vergießen haben; denn ſieh, die Männer taugen nichts, und die Weiber ſind noch hundertmal ſchlimmer; alles das ſtirbt dahin, wie die Fliegen, und verſinkt in den Unflat, wie die Schweine; der Engel des Todes kömmt, rafft ſie weg und führt ſie an einen Ort, woraus Mahomed ſie nicht erretten kann: nun ſieh, ob man da nicht weinen muß. —

Die Böſeſten," fuhr ſie fort, „ſind am meiſten zu beklagen. Ach! wie ſehr bedürfen ſie es, daß man hingehe, auf ihren Gräbern zu beten, um die Vögel der Hölle von ihnen zu verſcheuchen, welche an ihren Herzen und Eingeweiden nagen, ohne daß man es gewahrt."

Auch hätte ſie, durchdrungen von dem Gedanken, daß die Todten ihres Gebetes ſo ſehr bedürften, ſich nimmer zu Bette gelegt, ohne daß ſie um und auf den Grabſtätten umher geſtreift wäre, um ſich, wie ſie ſagte, der einzigen wahren Pflicht zu entledigen, welche denjenigen obläge, die noch auf Erden wandelten.

Dort erbaute ſie das Volk durch die andächtige Miene, womit ſie die gewöhnlichen Gebete verrichtete. Als die Fakire und Derwiſche, in deren Gewerbe ſie eingriff, ſahen, daß man ſich der Gebete wegen lieber an die Heilige, als an ſie wandte, und daß ſie Bezahlung dafür nicht verſchmähte, wurden ſie zugleich von Eiferſucht und Eigennutz getrieben, bei dem Nakib *) Klage zu führen.

---

*) So heißt das Oberhaupt der Kadi's, der Oberrichter.

Vierhundert und ſechs und funfzigſter Tag.

Die Oberhäupter dieſer beiden Genoſſenſchaften erſchienen nicht mit leeren Händen; ſie brachten Handſalbe für den Richter mit. Nachdem ſie denſelben gehörig unterrichtet hatten, daß ſie eines günſtigen Ausſpruchs von ihm bedürften, beſtieg er feierlich ſeinen Richterſtuhl, und forderte ſie auf, ihre Sache vorzutragen.

„Herr,“ ſprachen ſie, „ein altes Weib, welches eure Weisheit zu Schanden machen möge, begnügt ſich nicht damit, mit aufgelöſten Haaren allen Leichenbegängniſſen nachzulaufen, dabei ein Geheul auszuſtoßen, welches die Aufmerkſamkeit von unſern Gebeten abzieht, kurz, noch ein Scheuſal mehr im Gefolge des Todes zu ſein: ſie begibt ſich auch auf alle Todtenäcker von Damask, dringt in die Grabſtätten ein, und erfrecht ſich, dort ganz laut Il=fathea und Il=kathmé *) zu ſprechen, was eigentlich unſers Amtes iſt.

Verleitet durch ihre Grimaſſen und Verzuckungen, verſchmäht das Volk die Hülfe, welche wir den verſtorbenen Gläubigen gewähren können, und ſetzt ſein ganzes Vertrauen auf die Uebertreibungen dieſes ſcheinheiligen Geſchöpfs.

---

*) Il=fathea iſt der Eingang zum Gebete; Il=kathmé iſt das Gebet für die Todten.

Verbietet, Herr, der alten Haméné, die man nur aus Spott die Heilige nennen kann, ſich mit ſolchen heiligen Werken zu befaſſen; ihr werdet Gott und ſeinem großen Propheten damit einen Dienſt leiſten, und ein durchaus nothwendiges Werk thun, um die den heiligen Gebräuchen ſchuldige Ehrfurcht aufrecht zu erhalten."

Ich glaube jetzo, daß der Nakib, auch wenn man ihn nicht beſtochen hätte, eine ſo billige Forderung nicht abweiſen durfte; ſelbſt wenn er die wahren Beweggründe derſelben durchſchaute. Der Richter bedurfte aber noch ſtärkere Entſcheidungsgründe, ihn zu bewegen, daß er ſich das Misfallen des Volks zuzöge, indem er es der öffentlichen Gebete der Heiligen beraubte; das Gewicht des Goldes ſenkte völlig die Waage zum Nachtheile Haméné's, und es erging an ſie ein förmliches Verbot, künftighin die Gebete der Fakire und Derwiſche in den Grabſtätten zu ſtören, unter Androhung der ſtrengſten Züchtigung, wenn ſie ſich auch nur erdreiſtete, dort zu erſcheinen.

Oh! wie ſchlug dieſer Befehl ſie zu Boden! Sie hatte große Luſt, unter das Volk zu treten, um es aufzuwiegeln, daß es gegen den Nakib und deſſen Schützlinge ſeine Stimme erhübe, und zwar ſo laut, daß der König von Damask es hörte, als ſie durch die einladendſte Botſchaft von dieſem Vorhaben abwendig gemacht wurde.

„Seid ihr nicht die gute heilige Haméné?“ fragte ſie eine Sklavinn von ſehr gutem Ausſehen und vollkommen wohlgekleidet.

„Ja,“ antwortete ſie.

„Wenn das iſt,“ fuhr die Abgeſandte fort, „ſo würdet ihr meinen Herrn, einen reichen Armeniſchen Kaufmann, der hier nahebei im Chan *) wohnt, unendlich verbinden, wenn ihr ihm die Gnade erwieſet, zu ihm zu kommen: er bedarf höchlich eurer Gebete, und wird für die Gnade, welche ihr ihm erzeiget, ſehr erkenntlich ſein.“

„Hurtig ans Werk!“ ſprach meine Urgroßmutter bei ſich ſelber, „damit die Fakire uns nicht zuvorkommen: die Läden und Waarenlager des Chans von Damask wiegen wohl die Grabſtätten um die Stadt auf, und bis ich mich anderswo und auf andere Weiſe rächen kann, will ich den Kaufleuten, wenn ſie mich anhören, wie ſie ſollen, meine Feinde ſchon gehörig ſchildern.

Ich würde ſie zu Freunden haben, wenn ich mit ihnen hätte theilen und ihnen meine Thür öffnen wollen: aber ich habe eine Tochter zu erziehen und zu verheirathen; ſie hätten mein Haus in übeln Geruch gebracht, und ich gewinne mehr an meinem Rufe, wenn ich in meinem Stadtviertel einige wohlange-

---

*) Herberge und Waarenlager für fremde Kaufleute.

brachte Almoſen vertheile, als wenn ich täglich dreißig ſolche Tagediebe ernährte, wie ſie.“

Indem die alte Haméné ſo ihren Vortheil berechnete, gelangte ſie nach dem Chan. Sie fand dort auf einem reichen Sopha einen dem Anſcheine nach ſchon ſehr bejahrten Mann, von hoher Geſtalt, mit einem langen und dicken weißen, ehrwürdigen Bart, einem Turban vom größten Umfange, und in einem Armeniſchen Rocke mit weiten Falten. Dieſer Mann kam meiner Urgroßmutter, ſo bald er ſie erblickte, ehrerbietig bis an die Thüre ſeines Waarenlagers entgegen.

„Ich danke es, ehrwürdige Frau,“ ſprach er zu ihr, indem er ihr die Hand reichte, um ſie nach dem Sopha zu führen, „ich danke es meinem Glücksſterne, daß er mich nach Damask geführt hat, um hier in der Hülfe der heiligen Frau, welche mich mit ihrem Beſuche beehrt, ein Mittel gegen meine Beängſtigungen zu finden.“

„Nicht Alle, lieber fremder Herr,“ antwortete Haméné, „denken ſo, wie ihr; die Fakire und die Santone . . . “ —

„Bekümmern wir uns nicht, ehrwürdige Frau, wie jene Leute die Dinge anſehen; man iſt in dem Chan von ihren Ränken gegen euch unterrichtet: ſie haben wieder ihren bekannten Charakter bewährt, ohne dem eurigen ſchaden zu können; und das Vertrauen, welches ich in euch ſetze, iſt der Beweis davon.

Ich habe kürzlich das Unglück gehabt, meinen Bruder zu verlieren; er hat mir ſeine Erbſchaft hinterlaßen, mir, der ich ſelber ohne Erben bin. Sein Grab iſt zwar ſehr weit von hier, tief in den Armeniſchen Bergen: aber man kann überall beten, und ich habe euch, heilige Frau, zu mir einladen laßen, um hieſelbſt eure wirkſamen Gebete für ihn zu verrichten."

„Herr," antwortete meine Aeltermutter, „ich habe ſchon meine Abwaſchungen und meine beiden Morgengebete verrichtet, und bin bereit, euer Verlangen zu erfüllen. Ich wünſchte nur zu wiſſen, welches Gewerbe der Verſtorbene trieb, und zu welchen Fehlern er geneigt ſchien." —

„Er war Kaufmann, wie ich, hier ſind ſeine Handlungsbücher, welche mir übergeben worden. Uebrigens mochte er den Frauen etwas zu ſehr ergeben ſein; ich glaube ſogar, daß dieſes ſein Ende beſchleunigt hat: aber ich hoffe, daß Mahomed es ihm vergeben wird."

„Und ich auch," ſagte ohne Zweifel Haméné im Stillen. — „Reichet die Handlungsbücher von der Stelle herab, wo ich ſie ſtehen ſehe; ich will ſie mit meinem Roſenkranz umgeben. Der Menſch hat in dem Gewerbe, welches er treibt, eine fortwährende

Verſuchung, die ihn reizt, ſeine Pflichten zu überſchreiten: wenn etwa der Vorſtorbene ſolchen Verſuchungen unterlegen hat, ſo wollen wir Vergebung für ihn erbitten. Den Tod anlangend, ſo kömmt er immer zur beſtimmten Stunde; das Schickſal ſendet ihn, und weder das Schwert des Feindes, noch die Liebe der Frauen vermöchten ihn um einen Augenblick zu beſchleunigen."

„Göttlich," rief der Armeniſche Kaufmann aus: „hier ſind die Bücher!"

Haméné nahm hierauf ihre kleinen Feierlichkeiten vor, warf ſich auf die Knie, öffnete den Koran, und ſagte die Gebete laut her.

Der Armenier ſchien, während ſie ſo beſchäftigt war, ganz von Ehrfurcht erfüllt und in geiſtliche Betrachtungen verſunken.

Vierhundert und ſieben und funfzigſter Tag.

Als das Gebet beendigt war, zog er zwei Goldſtücke aus ſeiner Börſe, gab ſie Haméné, und ſagte zu ihr:

„Heilige Frau, eure Geſellſchaft würde mir in dem Zuſtande, worin mein Herz und mein Geiſt ſich befinden, eine große Tröſtung ſein: erzeiget mir die Ehre, mit mir zu Mittag zu ſpeiſen."

Meine Urgroßmutter konnte eine ſo verbindliche Einladung nicht ausſchlagen, und war bald ſehr zufrieden, daß ſie dieſelbe angenommen hatte; denn das Mahl war auserleſen.

„So lebe ich gewöhnlich,“ ſagte der Armenier; „aber ich habe nicht immer das Glück, deſſen ich mich heute erfreue, mich mit einer ſo erbaulichen Geſellſchaft unterhalten zu können. Wenn ich jemand aus dem Chan bei mir zu Tiſche lade, ſo wird nur von Handelsſachen geredet, und ich geſtehe, daß es mich ſehr glücklich macht, meiner gewöhnlichen Beſchäftigungen vergeſſen zu können. Ich kenne überdieß niemand zu Damask, noch kennet mich jemand hier, und ich ſcheue mich, neue Verbindungen anzuknüpfen.“

„Ihr habt Recht, lieber fremder Herr,“ ſagte meine Urgroßmutter; „es würde euch ſchwer werden, vielleicht unmöglich, hier jemand zu finden, der euch angemeſſen wäre; es ruhet ein Fluch auf dieſer Stadt. Ohne die Gebete einer und der andern frommen Seele, die ich nicht nenne, welche ſich aber Tag und Nacht zum Himmel erheben, würde Damask längſt durch die feurigen Pfeile des Himmels vertilgt ſein. Es gibt hier keine andre Religion, als die des Goldes, keine andre Gerechtigkeit, als die des Eigennutzes. Der Handel iſt eine faſt offenbare Spitzbüberei. Wenn Leute aus Damask in euer Waarenlager kommen, ſo müßt ihr auch Augen hinten am Kopfe haben; ſie haben ſo viel lange Finger, euch eure Kleinode zu ſtehlen, als eine Spinne Füße hat. Wenn ſie einen Tauſch mit euch machen wollen, ſo geben ſie euch gefärbtes Glas für einen Karfunkel aus.

Tretet ihr in ihre Läden, um ein Stück Zeug zu kaufen, ſo werden ſie euch mit Bewillkommungen und Höflichkeiten, mit Höflichkeiten und Bewillkommungen ſo lange in dem Gemache umherführen, bis ſie mit einem unvermerkten Schub ein Fenſter geſchloſſen haben, welches zu viel Licht auf die Mängel desjenigen werfen würde, was ſie euch vorlegen ſollen. So ſind die Männer hier beſchaffen; man muß ſie fliehen: und vertrauet ihr den Weibern, da kommt ihr noch ſchlechter an!"

„Ich habe ſagen gehört," erwiederte der Armenier, „daß ſie ſehr zutraulich und ſehr ſchön ſind."

„Zutraulich!" antwortete meine Urgroßmutter: „warum ſagt ihr nicht lieber verbuhlt? Aber alles iſt nur angenommenes Weſen bei ihnen; man weiß wohl, warum es ihnen zu thun iſt. Und wenn ſie hübſch ſcheinen, ſo iſt das mehr eine Wirkung der Kunſt, als der Natur. Ihr Geſicht iſt unten bleich und oben geſchminkt; und die ſchwarzen Fleckchen, welche ſie aus Uebermuth auf ihrer Haut zu verſtreuen ſcheinen, *) um den Glanz derſelben zu erhöhen, ſind abſichtlich dahin geſetzt, um die Spuren irgend einer Krankheit zu bedecken. Alles an ihnen, ſogar ihre Launen ſind berechnet. Es gibt kein Spiel, worin ſie euch nicht betrügen. Ich würde erröthen, von ihrem Geſchlechte zu ſein, wenn ich mich nicht frühzeitig bemüht hätte, alle Fehler deſſelben an mir zu verbeſſern.“

„Ehrwürdige Frau,“ ſagte der Kaufmann, „ihr gebt mir den höchſten Begriff von eurer Tugend durch die Stärke des Eindrucks, welchen die Fehler der Andern auf euch machen. Ungern trenne ich mich von euch, und nur in der Hoffnung, daß ihr, nachdem ihr dieſen Abend euch mit dem beſchäftigt habt, was meinem armen Bruder Noth thut, morgen wieder kommen werdet, um hier euer gutes Werk von neuem vorzunehmen.“

Die alte Heilige verließ den Chan, zum Theil getröſtet über das vom Kadi an ſie ergangene Verbot: „Ich lobe mir,“ ſprach ſie auf dem Heimwege bei ſich ſelber, „einen Armeniſchen Kaufmann! Dieſe Leute haben doch noch eine gründliche Religion und wiſſen die Tugend zu ehren, wie es ihr gebührt.“

---

*) Die Arabiſchen Frauen machen ſich kleine ſchwarze Flecke im Geſicht: unſere taftenen Schönpfläſterchen kamen aus Arabien.

Sie ſtellte ſich am folgenden Tage noch vor der Zeit ein, und wurde nur um ſo freundlicher empfangen. Die Gebete wurden mit verdoppeltem Eifer und ausgezeichneter Inbrunſt wiederholt.

„Mein armer Bruder!“ ſagte von Zeit zu Zeit der Armenier mit gerührter Stimme: „ich hätte nimmer erwartet in einer wegen ihrer Sitten ſo verrufenen Stadt, wie Damaſk, ſolchen Troſt zu finden!“

Hamènè verdoppelte bei dieſen Worten, die ihr nicht entgingen, ihre Geberden der Frömmigkeit.

Aber die Stunde des Mittageſſens kam; es war noch erleſener, als geſtern. Gegen das Ende hatte ein vierſchrötiger Sklave die Unbedachtſamkeit, eine Flaſche Wein auf den Tiſch zu ſetzen.

„Fladſch-Ka[illegible]hè,“ ſagte ſein Herr zu ihm, „du ſetzeſt die Ehrfurcht aus den Augen, du gibſt der heiligen Frau ein Aergernis.“

Der Afrikaner that, als ob er die Flaſche wieder wegnehmen wollte; meine Urgroßmutter aber ſagte zu ihm:

„Nein, laßt ſie nur ſtehen, fremder Herr; wehe dem, der Aergernis nimmt! Das Verbot Mahomeds betrifft nicht Leute von eurem Alter, ſondern nur ſolche, die von ungezügelten Leidenſchaften aufbrauſen. Mein Arzt hat mir den Wein als Arzenei verordnet, ſeitdem ich an Magenſchwäche leide: aber ich würde ihn zur Zeit des Ramaſan [*]) nicht anrühren, und ſollte ich auch davon des Todes ſein; denn zu jener Zeit iſt es beſſer, zu ſterben, als die Faſten zu brechen."

„Ihr beruhiget mich, heilige Frau," ſagte der Armenier, „und ich will mit euch davon trinken, in dem Vertrauen, nicht gegen die Vorſchrift zu handeln. Ich bewundere, welch ein Gewinn es iſt, mit unterrichteten Leuten zu leben, um ſich von ungegründeten Bedenken zu befreien."

Vierhundert und acht und funfzigſter Tag.

Während dieſer Geſpräche leerte man die Flaſche, und aus Vorſicht wurde noch ein Glas trefflichen Brandweins hinzugefügt, um die Vorſchriften des Arztes zu verſtärken. Das Mahl währte länger als geſtern, aber die Sitzung wurde auch doppelt bezahlt; denn die alte Heilige empfing vier Goldſtücke, mit einer ſehr freundlichen Einladung auf morgen.

Man kann leicht denken, daß meine Urgroßmutter mehr als pünktlich war, daß ſie ihre Pflicht mit einer Inbrunſt ohnegleichen erfüllte. Da ſie täglich in der Art zu beten ſich ſelber überbot, ſo blieb der Armenier auch nicht zurück in der Art ihrer Bewirthung, und Iladſch-Kabahé wurde nicht mehr geſcholten, als er den Wein ſchon um die Mitte des Mahles aufſetzte.

---

*) Des Faſten-Monats.

Man ſagte ſich gegenſeitig verbindliche Reden; und noch beſſer war das Ende davon, als der Armenier ſeine Börſe aufthat und acht Goldſtücke, anſtatt der geſtrigen viere, ſpendete. Nach abermaliger Einladung auf morgen, kehrte meine Urgroßmutter faſt ganz verdreht heim.

„Aber,“ ſagte ſie bei ſich ſelber, „es iſt nicht anders möglich, dieſer Mann muß in mich verliebt ſein..... Wenn er mich heiraten wollte.... Ei nun, ich würde ihn heiraten; es geſchähe nicht meinetwegen, ſondern um meiner Enkelinn Gutes zu thun.“

Als ſie am nächſten Tage wieder erſchien, ihr kleines Amt zu verrichten, hatte ſie ihre Kleidung ſorgfältig gewählt und ihre auffallendſten Runzeln verſteckt. Dem Armenier konnte nicht unbemerkt bleiben, welche Mühe man ſich gegeben hatte, ihm zu gefallen; ſeine verbindlichen Reden, der Ueberfluß ſeiner Tafel, und ſechzehn Goldſtücke ſchienen von ſeiner Empfindung Zeugnis zu geben: aber es entſchlüpfte ihm nichts von den Anträgen, welche man erwartete, endlich aus ſeinem Munde zu vernehmen.

Fünf Tage vergingen ſo, ohne daß von einer oder der andern Seite die geringſte Veränderung in beider

Benehmen gegen einander vorging, außer in einem einzigen Stücke: weil nämlich die Güte des Mahles und die Goldſtücke ſich täglich verdoppelten, ſo wankte meine Urgroßmutter, der der Wein etwas in die Beine geſchlagen war, unter der Summe, welche ſie nach Hauſe ſchleppte.

Sie trat wie gewöhnlich zu ihrer Enkelinn herein, der ſie ihr gutes Glück und ihre Hoffnungen nicht hatte verbergen können:

„Sieh," ſprach ſie zu ihr, „ob er mich nicht heiraten wird? nach und nach gibt er mir den Brautſchatz, und es wird nicht lange mehr anſtehen, ſo wirſt du den Armenier zum Stiefgroßvater haben."

Ich habe meine Mutter manchmal mit meinem Vater über die Thorheiten lachen gehört, welche ihre Großmutter dieſen Abend vornahm; was mich jetzt aber wundert, iſt, daß ſie alsdann hinzuſetzten: „Und gleichwohl iſt ſie eine Heilige; ganz Damask ſagt es; und ſie hat es wohl bewährt, ihr Roſenkranz hat Wunder gethan."

Nach neun Tagen war die Rolle meiner Urgroßmutter beendigt; es war nun an dem vorgeblichen Armenier, die ſeinige zu ſpielen.

Als ſie wieder in dem Chan erſchien, kam er ihr mit erheitertem Antlitz entgegen und ſagte zu ihr:

„Kommet, heilige Frau, den Lohn meiner Erkenntlichkeit zu empfangen; ſetzen wir uns: die Angelegenheit meines Bruders iſt abgethan, Dank euren Gebeten.

Ich will euch nicht verhehlen," fuhr er fort, „daß ich, aus Beſorgnis, euch zu große Schwierigkeiten bei dieſem Unternehmen blicken zu laßen, euch Umſtände verſchwiegen habe, welche ſehr ſchmerzlich für mich waren: denn in drei auf einander folgenden Träumen war mir mein Bruder, mit Ketten belaſtet und von ſchrecklichen Qualen gepeinigt, erſchienen.

Ohne daß ich wußte, welches Mittel ich ergreifen ſollte, ihm Linderung zu verſchaffen, wies eine geheime Stimme mich nach Damask. Ich glaubte, daß ſie mich zu der großen Wallfahrt aufforderte: aber ich habe hier mehr gewonnen, als ich auf jener Reiſe finden konnte; und dieſe Nacht iſt mir im deutlichſten Geſichte mein Bruder wieder erſchienen, gekleidet in Linnen von unendlicher Feinheit und glänzender Weiße; euer Roſenkranz bildete einen Heiligenſchein um ſein Haupt, und die Kugeln daran ſtrahlten, wie eben ſo viel Sterne.

Fordert von meiner Erkenntlichkeit, heilige Frau, alles was ihr wollt. Der ganze Nachlaß meines Bruders iſt euer: wir preiſen uns glücklich, wenn wir uns dadurch mit dem Himmel abfinden können, deſſen Werkzeug ihr ſeid." —

Meine Urgroßmutter hat nachmals ihrer Enkelinn geſtanden, daß ſie bis dahin ſich nicht geſchmeichelt hatte, ſo gut mit dem Himmel zu ſtehen: „Sieh," ſagte ſie zu ihr, „was es heißt, demüthig ſein! man glaubt immer, zu wenig werth zu ſein."

Obwohl ein wenig betroffen über ihr gutes Glück, faßte ſie jedoch bald den Entſchluß, ſich in alles, was ihr davon auf Erden beſcheert würde, ſo gut als möglich zu ſchicken; mit vergnügter Miene legte ſie ihren Roſenkranz und ihren Schleier auf den Tiſch, und ſagte:

„Gott iſt gütig, Herr, und er erweiſet Gnade, wenn es ihm gefällt; die, welche euer Bruder empfangen hat, iſt ſchon ein großer Theil meiner Belohnung: aber wir wollen uns zu Tiſche ſetzen, und uns über das beſprechen, was ſich weiter thun läßt."

Es wurde köſtlich geſpeiſet, und Jladſch-Kadahé wagte es, etliche Flaſchen Wein auf den Tiſch zu ſetzen, ohne deshalb geſcholten zu werden. Meine Urgroßmutter aß und trank, und machte ſich dabei ſo niedlich, als ihr immer möglich war; und es hat keinen Zweifel, daß ihr Wirth ſich höchlich daran ergetzte, wie er ſie ſo ſich zieren ſah. Aber der Augengenblick der gegenſeitigen Erklärungen kam endlich, als der Tiſch abgedeckt wurde.

Der Armenier faßte Haméné ehrerbietig bei beiden Händen, führte ſie auf ein Sopha, und ſprach zu ihr:

„Heilige Frau, zeiget mir nun ein Mittel, mich für die Verpflichtungen erkenntlich zu beweiſen, welche ich gegen euch habe."

„Aber," antwortete meine Urgroßmutter, „wenn das Alter ungefähr gleich iſt, wenn die Gemüther übereinſtimmen, wenn man dieſelben Grundſätze hat..." —

„Was wollt ihr mir zu verſtehen geben, ehrwürdige Frau? Ihr vermehret noch mein Leidweſen. Ach! ohne Zweifel wäre ich euch ſchon zuvorgekommen; aber vernehmet mein ganzes Unglück: als ich von dem unſeligen Zuſtande, in welchem mein Bruder ſich befand, unterrichtet wurde, und die Beſtrafung, welche er ſich zugezogen, ſeiner übermäßigen Frauenliebe zuſchrieb, in Anſehung welcher ich mir ſelber Vorwürfe zu machen hatte, da that ich das Gelübde, wenn es mir gelänge, ihn von der Strafe zu befreien, mich niemals wieder zu vermählen."

„Das iſt freilich ſehr ernſthaft," erwiederte meine Urgroßmutter: „aber auch hier gibt es Mittel; man wallfahrtet nach Mekka, um ſich von einem ſolchen Gelübde entbinden zu laßen, und ohne Bedenken, wenn es darauf ankömmt, eine verſtändige Verbindung zu knüpfen...."

„Sehr verſtändig, ohne Zweifel," antwortete der Armenier. —

„Ich will euch begleiten." —

„Sammt eurem Roſenkranz; das iſt nicht zu verabſäumen: aber unglücklicherweiſe iſt vor einem Jahre nicht daran zu denken; denn eben erſt iſt die diesjährige Karavane abgereiſet. Indeſſen, in Erwartung der

Karavane des nächſten Jahres, laßt ſehen, meine theure Heilige, was ich ſonſt für euch thun kann.“ —

„Mich rächen helfen an den Fakiren, den Derwiſchen, ihren Oberhäuptern und dem Nakib.“ —

„Soll man euch etwa von all dieſem Volk auf einmal befreien? Das würde zu ſehr das Anſehen einer Vertilgung haben; und ich gebiete nicht nach meinem Gefallen über die Geißel der Peſt. Jedoch wähnet nicht, daß ich die Rache misbillige; ſie iſt nothwendig für die Ruhe des Menſchengeſchlechts, und ich will es euch mit zwei Worten beweiſen.

Würde nicht, wenn heute jedermann ſeinen Feind umbrächte, morgen alles in Frieden auf Erden ſein? und wahrlich, es iſt nichts andres zu wünſchen, als das. Auch gedenke ich nicht, wenn ich es vermag, eurer Feinde zu ſchonen: aber es iſt eine heilſame Lehre, derjenigen zu ſchonen, die nicht gefährlich ſind; überdieß bedarf ich, um euch einen ſolchen Dienſt zu leiſten, einiger Zeit, bis ich heimkehre. Doch laßt ſehen, ob es mir nicht möglich iſt, etwas für euch zu thun, das nur euch ſelber betrifft. Solltet ihr keine Kinder haben?“

„Leider, Herr, iſt mir nur noch eine Enkelinn übrig.“ —

„Wie alt iſt ſie?“ —

„Sechzehn Jahre.“ —

„Sechzehn Jahre! das iſt ein ſchönes Alter; ſie muß nach euch ſchlachten, reizend ſein.“ —

„Ihr ſeid ſehr gütig: aber die Wahrheit zu ſagen, kein Auge möchte auf Erden noch eine erblicken, die ihr an Schönheit und Sittſamkeit gleich käme.“

Vierhundert und neun und funfzigſter Tag.

Der Kaufmann ſtand ruhig vom Sopha auf, ſtieg auf eine Leiter, nahm eine ſehr hoch ſtehende Schachtel herunter, öffnete ſie, und zog daraus ein Halsband von Perlen hervor, welche durch ihr Waſſer, ihre Geſtalt und Gleichheit von unſchätzbarem Werthe waren.

„Hier iſt,“ ſprach er, „ein Roſenkranz für eure ſchöne und fromme Enkelinn; berühret ihn mit dem eurigen, um ihm Werth mitzutheilen, dann wollen wir hingehen und ihn ihr bringen.“

Haméné, Wittwe eines Kaufmanns, der mit Perlen gehandelt hatte, ſah ein Geſchenk vor ſich, welches einer Königinn würdig geweſen wäre; ſie bedachte, daß ein Mann, der ihr ein Geſchenk von ſolchem Werthe gab, für ein Mädchen, welches er nicht einmal kannte, auf die er alſo keine Abſicht haben konnte, nicht anſtehen würde, die Reiſe nach Mekka zu machen. Die Freude funkelte in ihren Blicken.

„So kommt,“ ſagte ſie; „ihr bietet eure Gaben auf eine ſo freundliche Weiſe, daß es nicht möglich iſt, euch etwas abzuſchlagen. Ihr werdet der erſte Mann ſein, der meine liebe kleine Yatiſſa geſehen hat.“

Es iſt unnöthig, das Benehmen des Armeniers in dem Hauſe meiner Urgroßmutter zu ſchildern. Er überhäufte Haméné und ihre Enkelinn mit Ehrenbezeigungen und Artigkeiten; er bezauberte beide, und er kehrte nicht eher heim, als bis er meine Urgroßmutter eingeladen hatte, den folgenden Tag bei ihm zuzubringen.

Die Alte nahm mit Freuden eine Einladung an, ſchon als Abſchlag auf die künftige Wallfahrt. Sie verſäumte nicht, ſich bei guter Zeit einzufinden; der Armenier ſchloß eben einen Juweelen-Handel ab.

„Ich bin zu euren Dienſten, ehrwürdige Frau,“ ſagte er zu ihr, entließ augenblicklich die Kaufleute und machte ſeine Käſtchen zu. Darauf wandte er ſich zu ſeinem erſten Sklaven und ſagte zu ihm:

„Iladſch-Kadahé, du wirſt wiſſen, daß wenn dieſe ehrwürdige Frau hier iſt, kein Ueberläſtiger mich ſtören darf.“

Sie ſetzten ſich auf das Sopha: „Ihr habt mir,“ ſprach der Armenier zu meiner Urgroßmutter, „die Bekanntſchaft eines reizenden Weſens verſchafft. Ich hege dieſelben Geſinnungen gegen eure Enkelinn, wie gegen euch; der Gedanke, ihr Glück zu machen, iſt mir die ganze Nacht durch den Kopf gegangen, und nach Tiſche will ich euch alle meine Entwürfe mittheilen.“

Die Hoffnungen, welche eine ſolche Anrede in Haméné's Herzen erregte, war geeignet, ihr Heiterkeit und Eßluſt mitzutheilen: auch ließ ſie beides glänzen, jedoch mit einer gewiſſen Ungeduld, den Tiſch aufgehoben zu ſehen.

„Laßt uns auf unſre Enkelinn zurückkommen,“ ſprach der Armenier: „wißt ihr wohl, daß das ein Biſſen für den einzigen Sohn eines Königs wäre?“

„Wahrlich,“ erwiederte ſie, „ich glaube es wohl: aber die Könige müßen ſchon darauf Verzicht thun, weil wir uns nicht bis zu ihnen erheben können.“ —

„Und doch! meine gute Heilige, ich habe mehr Hülfsmittel, als ihr euch einbildet. Eure Anſtrengungen richten ſich gegen den Himmel, ich dagegen vermag etwas auf Erden: was gäbet ihr mir wohl, wenn durch meine Vermittelung eure Enkelinn die Gemahlinn des Erben eines mächtigen Königs würde?“ —

„Ich gäbe euch .... aber nach der Pilgerfahrt ſeid ihr ja Herr meines Leibes; ich habe alſo nichts mehr, als meine Seele euch zu geben.“

„Eure Seele, meine gute Heilige! ich kenne ſie, und nehme das Geſchenk an, im Namen desjenigen, für den alles geſchieht, was ich thue, dem ich alles verdanke, was ich beſitze und was ich vermag: gebet mir eine Kugel eures Roſenkranzes, ich habe ſie alsbald durch eine andre erſetzt.... So, nun bin ich zufrieden, wir werden euch ganz und gar beſitzen.

Nunmehr ſchlafet ruhig; eure Enkelinn gehört fortan uns beiden allein an. Ich reiſe ab, um unſere Angelegenheiten zu beſorgen; ich erkläre mich jetzo nicht weiter über meine Entwürfe, aber ihr werdet mich nicht eher wiederſehen, als in dem Augenblicke, wo ſie zur Reife gediehen ſind.“

Meine Urgroßmutter kam nach Hauſe, den Kopf voll ſo ſchmeichelhafter Hoffnungen, daß ſie hätte närriſch werden mögen.

„Meine liebe Yatiſſa,“ ſagte ſie zu meiner Mutter, von welcher ich euch bald mehr erzählen werde, als bisher geſchehen, „gib wohl Acht auf dich, iß kein grünes Obſt, um nicht deine ſchöne Farbe zu verderben; lege zwei Kiſſen unter deine Arme, wenn du einſchläfſt, damit deine Hände hoch liegen und ihre Weiße behalten.

Ich werde dir morgen eine Salbe für deine Haare geben, wodurch ſie wachſen ſollen, wie das Gras vom Thaue des Mai's. Bilde dir ein, daß du einem Königsſohne beſtimmt biſt; ſieh, hier bringe ich dir ein Halsband, welches ſchöner iſt, als das der Königinn von Damask; wir werden zuſammen die Wallfahrt nach Mekka machen, und ich kann dich dahin reiſen laßen, wie eine Indiſche Prinzeſſinn, auf einem weißen Elephanten.

Sei recht fromm, mein Kind; verrichte gewiſſenhaft die fünf Gebete; bedenke, daß du dieß alles der Inbrunſt der meinigen verdankeſt; und gib Acht, ob die Fakire, welche mich an denſelben verhindern wollten, nicht noch dafür beſtraft werden, wie ſie es verdienen?...

Sie werden es, meine Tochter, darüber können wir ganz ruhig ſein."

Sie ſprach dieß alles in der Verwirrung, worin die Freude ſie verſetzte; darnach wiederholte ſie alles noch umſtändlich.

Während dieſer Unterhaltungen, die einige Tage dauerten, ſchloß der Armeniſche Kaufmann, nachdem er ſeine Rechnungen berichtigt, ſein kleines Waarenlager, und reiſte von Damask ab.

Damask iſt eine Stadt, wo die Fremden von allen Seiten ab- und zuſtrömen. Während der Mann, von dem die Rede iſt, ſich durch eins der Thore daraus zu entfernen ſchien, kam ein andrer durch ein andres Thor herein, von noch ehrwürdigerem Anſehen, der jedoch nicht von der Beſchaffenheit war, mit der Heiligen von Damask in Verbindung zu ſtehen: es war ein Jüdiſcher Rabbin; man erkannte ihn an ſeinem bis an die Schläfe geſchorenen Kopf, an dem großen Thaleb, *) welcher denſelben bedeckte und bis auf die Schultern herab hing; ſeine Haare, die er über den Ohren lang hatte wachſen laßen, fielen auf ſeine Bruſt herab, und vermiſchten ſich mit einem Bart, der, weiß wie ſie, ihm bis auf den Leib reichte; ein Kameel, von einem Mohren von ungewöhnlicher Größe geführt, trug mit abgemeſſenen Schritten dieſen ehrwürdigen Mann.

Sobald er innerhalb der Stadtthore war, ſprach er zu dem Schwarzen:

„Iladſch-Kabahé, frage, wo der Herr Samuel wohnt, der Schatzmeiſter des Königs von Damask.“

Vierhundert und ſechzigſter Tag.

Samuel war ein Jude, welchen der König zum Obereinnehmer aller ſeiner Einkünfte beſtellt hatte; die Wohnung eines ſo wichtigen Mannes konnte alſo niemand unbekannt ſein, und der Rabbin hielt bald vor der ihm bezeichneten Thüre.

---

*) Thaleb heißt ein Stück Zeug, womit die Jüdiſchen Rabbinen ihren Kopf bedecken, anſtatt des Turbans oder Hutes.

„Iladſch-Kadabé, geh und melde dem Juden Samuel, daß Ben-Moſes, der demüthige Diener der Synagoge von Saphad,*) ſein Bruder, die Heerde von Damaſk auf einige Tage beſuchen will; bitte ihn um Herberge."

Samuel ſtürzte ſogleich aus ſeinem Hauſe hervor, um eine Ehre anzunehmen, auf welche Anſpruch zu machen er ſich nicht würdig geachtet hatte.

„Ich bin nicht zu dem Rabbin von Damaſk gekommen," ſprach der von Saphadnora; „denn ich will hier keine Amtsverrichtungen vornehmen, noch die ſeinigen ſtören: die Aerzte haben mir zu meiner Geſundheit eine Reiſe verordnet; die treffliche Luft von Damaſk iſt auf der ganzen Erde berühmt, und ich komme, ſie einzuathmen, und mich hier von der Laſt meiner gewöhnlichen Arbeiten zu erholen; und dein guter Ruf hat mich vor allen zu dir hingezogen."

Der Schatzmeiſter war entzückt von der Gnade, welche ihm von dem erſten und vornehmſten aller Rabbinen der Erde widerfuhr; er vergaß, daß er ein Jude war, und machte großen Aufwand, um ſich in den Stand zu ſetzen, einen Gaſt von ſolcher Wichtigkeit würdig zu bewirthen.

---

*) Der Rabbin von Saphad oder Kapharnaon iſt der erſte Rabbin der Welt.

Er verſammelte die Vornehmſten ſeines Glaubens, um ſeinen Gaſt deſto mehr zu ehren; einige unter ihnen erinnerten ſich, ihn zu Saphadnora geſehen zu haben; keiner aber kannte ihn näher. Er ſtellte ſich etwas angegriffen von den Beſchwerden der Reiſe, ſprach ſehr wenig, aber angemeſſen, und bat ſeinen Wirth, ihm nur ſeine Geſellſchaft allein zu ſchenken.

„Ich bin nicht her gekommen," ſprach er zu ihm, „um meine Lungen anders anzuſtrengen, als auf Luſtwanderungen; bringe mich nicht in den Fall, daß ich viel ſprechen muß, beſonders mit erhobener Stimme. Morgen wollen wir ausgehen; ich will meine kranken oder bedürftigen Brüder beſuchen, ich habe etwas mitgebracht, ſie zu erquicken.

Der Jude Samuel war gar nicht böſe darüber, daß man ihm den Aufwand erſparte, und daß der in der Meinung der Hebräer angeſehenſte Mann ſich mit ſeiner Geſellſchaft begnügen wollte.

Du haſt ſehr viel Geſchäfte," ſagte ſein ehrwürdiger Gaſt zu ihm; „laß dich ja nicht darin ſtören: du gibſt mir einen von unſeren Leuten mit, und der führt mich überall umher; denn ich will hier alles ſehen."

Am Abend kam der Rabbin wieder nach Hauſe, und unterhielt ſich mit Samuel von allem, was er den Tag über gethan und geſehen hatte. Dieſer wünſchte nun Aufklärung einiger dunkelen Stellen des Talmuds zu haben, und Moſes gab ſie ihm ſehr einleuchtend.

„Ich ſehe hier ſchöne Dinge, ich verlange Aufſchlüſſe über vieles,“ ſprach er zu ſeinem Wirthe; „ich werde dir Abſchrift von allen den Bemerkungen geben, welche ich zu meinem und zu unſerm gemeinſamen Nutzen aufzeichne; denn du weißt, daß wir unter die Menſchen verſtreut ſind, wie ein fremdes und ſchädliches Korn, welches man überall auszurotten trachtet: wir müßen alſo gelegentlich etwas zu unſrer Vertheidigung haben, und können wir durch unſre Perſon nicht Achtung gebieten, ſo müßen wir uns durch unſre Einſicht furchtbar machen.“

Samuel wußte nicht, was dieſe Bemerkungen enthalten möchten; er erfuhr es erſt am Tage vor der Abreiſe des Rabbinen. Iladſch-Kadahé, der Führer ſeines Kameels, trat herein, ſich Befehl wegen der Abreiſe zu holen.

„Morgen früh führſt du das Kameel her,“ ſagte er zu ihm. Hierauf wandte er ſich zu dem Schatzmeiſter des Königs, zog unter ſeinem langen und faltigen Rock eine anſehnliche Rolle hervor, übergab ſie ihm und ſagte dabei:

„Hier iſt die Geſchichte der allgemeinen und beſonderen Verwaltung eurer milden Stiftungen und Moſcheen, an welchen unſere Brüder ſehr geringen

Theil haben. Man würde ihrer gern gänzlich entrathen, wenn man anderswo wohlfeiler dazu kommen könnte: aber wenn die Unſrigen ſich mit einem ſehr geringen Gewinn begnügen, ſo haben ſie Mittel genug, ſich mancherlei Aufſchlüſſe über die Gewinne der Anderen zu verſchaffen.

Ich übergebe dir hier einen Schatz für den König von Damaſk; verſteht er ihn zu benutzen, ſo wird er der reichſte König in Aſien. Eure milden Stiftungen ſind prächtig; die zu ihrer Unterhaltung beſtimmten Reichthümer ſind das erſtaunlichſte unter den bekannten Wirkungen der Begeiſterung der Muſelmänner für ihr Geſetz. Die Stiftung für die Ausſätzigen *) hat allein ſo viel Einkünfte, daß man dreißig tauſend Reiter davon unterhalten könnte: und gleichwohl iſt die geſunde Luft und die Enthaltſamkeit die einzige Pflege, welche die Kranken darin finden, ſelbſt die Kranken von den Karavanen, welche doch dieſe Stiftung beſonders im Auge hatte! Alles wird geſtohlen, verſchleppt und ſchamlos von den Verwaltern und ihren Leuten unter ſich getheilt. Du haſt hier die klaren Beweiſe ihres Unterſchleifs in Händen; hier ſind die angeblichen Käufe, welche ſie zum Schein abſchließen, und die wirklichen Käufe, die ihren Beutel füllen.

---

*) Das Hospital der Ausſätzigen, von Omar-il-Aſchab, Mahomeds Nachfolger, gegründet; man erzählt Wunderdinge von den darin bewirkten Heilungen.

Ich habe nicht die Käufe aufgeführt, welche eben erſt geſchloſſen ſind, ſondern die, welche den früheren Rechnungen beigefügt waren; nebſt dem klaren Beweiſe des Vorſchubs, welchen die Richter dieſem Raube leiſten, deſſen Gewinn ſie, wie man ſieht, getheilt haben. Ilyatamé,*) die große Moſchee, und die übrigen, ſämmtlich ſo reich ausgeſtatteten Moſcheen, werden nicht beſſer verwaltet; das wirſt du hier ſehen, ſo wie die Urſache, weshalb die Fakire und Derwiſche die Anzahl der Armen in einer Hauptſtadt vermehren, wo es keinen Dürftigen geben müßte, dem die milden Stiftungen nicht das Nöthige gewährten.

Ein König, der die Betrüger beſtrafte, und ſie ihren Raub wieder ausſpeien ließe, würde unermeßliche Reichthümer erwerben, und zugleich Gerechtigkeit handhaben; und wenn er die Einkünfte der Stiftungen durch uneigennützige Hände verwalten ließe, ſo könnte er, während er viermal mehr gutes thäte, als bisher, ſeine Einkünfte wenigſtens verdoppeln; und die Karavanen würden ſeinen Ruhm bis jenſeit der entlegenſten Gebirge Armeniens ausbreiten.“

---

*) So heißt die große, ebenfalls von Omar geſtiftete Moſchee.

Vierhundert und ein und ſechzigſter Tag.

Nachdem der vorgebliche Rabbin dieſe Rolle dem Samuel übergeben hatte, umarmte er ihn und ſagte:

„Lebe wohl, mein Bruder; meine Heerde zu Saphad erwartet mich mit Ungeduld.“

Mittheilungen ſolcher Art dem Samuel machen, hieß ſeine Habgier erweitern. Er verſchlang faſt eine Denkſchrift, welche ſo kurz, ſo gut abgefaßt und ſo bündig war, daß man ſich nicht weigern konnte, den Gründen, worauf ſie ſich ſtützte, beizupflichten, wenn die Thatſachen, welche ſie anführte, bewieſen waren; und ſie waren es durch die eigenen Unterſchriften der Schuldigen. Welche Reichthümer ſollten nun in den königlichen Schatz fließen, deſſen Verwaltung er hatte! Wie viel Güter ſollten eingezogen werden, von welchen er ſeinen Theil zu erhalten ſich ſchmeichelte! ungerechnet, was ihm der Einfluß abwerfen konnte, welchen er bei der neuen Verwaltung haben würde. Er hatte dabei ſelbſt das Vergnügen, ſich an einigen ſeiner Feinde zu rächen. Dem Hebräer ſchwindelte der Kopf. Sobald nun der König einige Unzufriedenheit über die Beſchränktheit der Hülfsquellen ſeines Schatzes bezeugte, welche ſich ſeinen großen Entwürfen in den Weg ſtellte, und ihn ſogar nöthigte, bei ſeinen Belohnungen ſparſam zu ſein, ſo legte Samuel ihm das Gemälde und die Beweiſe der Veruntreuungen vor, welche in der Hauptſtadt vorgingen, und zeigte ihm, welche unermeßlichen Reichthümer er durch die Einrichtung einer neuen Verwaltung erwerben könnte.

Sineb-il-Murath, König von Damaſk, ließ ſich leicht verführen und blenden. Er ließ die Betrüger vorfordern und gebot ihnen, Rechnung abzulegen; ſie thaten es, auf den Grund der längſt vorbereiteten falſchen Belege: er hielt ihnen dagegen andere vor, welche ſehr geſchickte Hände, ohne ihr Wiſſen, ihren Mappen entnommen hatten.

Ihre Beſtürzung bei Anblick dieſer Beweisſtücke verrieth ſie; ſie verſtummten. Nun flogen die Köpfe, es hagelte Baſtonnaden; in allen Winkeln von Damaſk wurden Reichthümer eingezogen, und Häuſer geſchleift. Die Gründe der vollſtreckten Beſtrafungen wurden an allen Straßenecken angeſchlagen; die Kranken in den Krankenhäuſern freuten ſich darüber, ſo viel ihre vom Faſten ausgemergelten Leiber es zuließen; und das Volk, dem die Reichen ſtäts verhaßt ſind, weidete ſich an allen Demüthigungen, denen ſie unterworfen wurden.

Meine Urgroßmutter hatte das Vergnügen, den Nakib, und die Oberhäupter der Fakire und Derwiſche mit in dieſen Untergang verwickelt zu ſehen; ſie durchlief mit ihrem Roſenkranz die Straßen.

„Sehet,“ ſprach ſie zu allen, die ihr begegneten, „wie die Rache des Himmels auf die Böſen herab fällt, welche die guten Seelen verhindern wollen, für die Todten zu beten! aber hütet euch wohl, für diejenigen zu beten, welche der König beſtraft."

Der Jude Samuel frohlockte; er ließ ganze Wagen, mit Gold und koſtbarem Geräth beladen, in den Schatz fahren: aber während dieſer Zeit zog ſich in Bagdad ein Gewitter zuſammen, welches bald alle ſeine Entwürfe zertrümmern ſollte.

Die Genoſſenſchaften der Fakire und Derwiſche hatten ihre Klagen zu den Füßen des Chalyfen gebracht; unter den Geiſtlichen dieſes letzten Ordens gab es ſogar *Prinzen*; ſie hatten von den Armen, welche ſich, krank oder auch geſund, in den Krankenhäuſern zu Bagdad befanden, eine Bittſchrift unterzeichnen laßen. Die Bedrängten hatten ihre Unterſchrift nicht verweigert; Männer von der höchſten Bedeutung hatten die ihrige hinzugefügt, und alle ſtellten nun vor, daß die prächtigen Stiftungen des heiligen Omar-il-Aſchab zum Unterhalte der großen Moſchee und der Krankenhäuſer zu Grunde gingen, wenn ein König von Damask ſich eigenmächtig des Rechts anmaßen könnte, über die Einkünfte zu verfügen, welche der heilige Chalif dazu beſtimmt hätte; daß die Urkunde, wodurch ſie gegründet worden, gegen denjenigen den Fluch ausſpräche, der es wagte, die durch ſie vorgeſchriebene Verwaltung derſelben zu verletzen, indem der Chalif allein das Recht hätte, ſich von der

Verwaltung dieſer Stiftungen Rechenſchaft ablegen zu laßen, welche zu Gunſten aller Gläubigen auf Erden gemacht worden.

Dieſe Klage allein war vermögend, den König Sineb-il-Murath in große Verlegenheit zu bringen: aber ſie mußte ſein Haupt vollends in die größte Gefahr ſetzen, weil einer von ſeinen Verwandten die Tochter des Großveſyrs des Chalifen geheiratet hatte, und nun der Neuvermählte einer Krone bedurfte.

Bis dahin hatte Sineb-il-Murath nur überwieſene Schuldige beſtrafen laßen; er hatte zwar weitere Schritte zur Ungebühr im Sinne, aber noch nicht ausgeführt. Er hatte von allem, was er gethan, Rechenſchaft abgelegt: aber der Veſyr unterſtützte nur die gegen ihn eingereichte Bittſchrift und ließ ſeine Rechtfertigung ganz beiſeite. Das Gewitter zog ſich ſo drohend zuſammen, daß Sineb-il-Muraths Untergang faſt unvermeidlich ſchien. Seine Freunde in Bagdad ſetzten ihn davon in Kenntnis: aber wenn er jetzt auch in die Wüſte entflohen wäre, ſo würden ihn ſeine Feinde, die ihn bewachten, auch dort von allen Seiten umſtellt haben.

Alles war in Damask in Verwirrung; man hetzte das Volk gegen die Juden auf; und dieſe kamen und ſtellten den Schatzmeiſter Samuel deshalb zu Rede:

„Wer hat dich zu dieſem Unternehmen bewogen?“ fragten ſie ihn.

„Unſer großer Rabbin von Saphad,“ antwortete er ihnen.

„Ei, ja doch!“ erwiederten ihm die Juden: „ein ſolcher Menſch iſt niemals in Damaſk geweſen: der Ober-Rabbin, wir wiſſen es, hat nie ſeinen Wohnort verlaßen, und du machſt uns zum Schlachtopfer eines Betrügers.“

Vierhundert und zwei und ſechzigſter Tag.

Während Samuel ſich gegen dieſe Vorwürfe vertheidigte, ſchickte der König und ließ ihm, um den Volksaufſtand ſo viel als möglich zu beſchwichtigen, ſeinen Kopf abfordern: aber dieſes Opfer vermochte den Fürſten noch nicht zu beruhigen, als plötzlich meine Urgroßmutter in den Palaſt gelaufen kam und, mit ihrem koſtbaren Roſenkranz um den Hals, ſich dem Könige zu Füßen warf.

Aber ich muß euch, meine Prinzen, zuvor erklären, welcher Beweggrund die Heilige, die ich euch ſchon kennen gelehrt habe, zu den Füßen des bedrängten Fürſten führte.

Nachdem ſie ihre fromme Wanderſchaft um die Gräber gemacht, war ſie frohlockend über die Hinrichtungen, welche an ihren Feinden vollſtreckt worden, nach Hauſe gekommen. Sie hatte eben ihren großen Schleier abgenommen, ihren Koran auf den Tiſch gelegt, und wollte ihren Roſenkranz dazu legen, als ſie ihren Pilger eintreten ſah:

„Schon zurück?“ fragte ſie ihn. —

„Ja, der Eifer und das Verlangen, euch zu dienen, und die Gelegenheit, welche ſich dazu bietet, führen mich ſchon wieder her. Leget euern Roſenkranz nicht ab, meine Heilige, wir bedürfen bald noch ſeiner. Erlaubet, daß ich mit der Scheere ein kleines Ende von der Schnur abſchneide, worauf er gezogen iſt; ihr werdet ſehen, daß alles, was gut an ſich iſt, auch ſeinen Nutzen hat. Setzen wir uns und reden weiter davon.

Der König von Damask iſt verloren, wenn ihr ihm nicht zu Hülfe eilet: aber unter der Bedingung, wenn er ſeinen Sohn zum Gemahl eurer Enkelinn machen will, ſo könnt ihr ihm ſeinen Kopf und ſeine Krone verbürgen, und daß er an ſeinen Feinden vollſtändig ſoll gerochen werden.“

„Und worauf hin ſollte ich ihm dieſe Zuſicherung geben?“ fragte meine Urgroßmutter.

„Ihr müßt folgende Wendung dabei nehmen: er habe euch an euren Feinden, dem Nakib und den Oberhäuptern der Fakire und Derwiſche gerochen, und der Himmel habe euch zu erkennen gegeben, daß er euch dazu erkoren, ihn an den ſeinignn zu rächen.

Meine Gebete, Herr,“ müßt ihr ſagen, „und vor allen mein Roſenkranz, den ihr hier ſehet, ſind das

Mittel dazu; dieß iſt ein Zeughaus niederſchmetternder Waffen gegen alle diejenigen, die euch zu ſchaden trachten. Ich laße ihn in den Händen Euer Majeſtät; ſetzet auf alle Kugeln deſſelben euer Siegel, und laßt ihn zehn Fuß tief unter die Erde vergraben und ihn mit einer eben ſo dicken Mauer bedecken: und wenn ich morgen nicht wieder mit demſelben um den Hals vor euch erſcheine, ſo laßt mich ins Narrenhaus ſperren.

Wenn ich ihn aber wieder her bringe, ohne daß eine Kugel daran fehlt, und ihr mir eine freundliche Bitte, welche ich an euch thun werde, nicht verſaget, ſo verbürge ich euch mit meinem Kopfe, daß die Wohlfahrt eurer Herrſchaft ſelbſt eure Hoffnungen übertreffen wird.

Das iſt alles, was ihr zu thun und zu ſagen habt; gehet dreiſt hin, meine gute Heilige; ich bleibe zum Pfande hier in eurem Hauſe; ſchließet mich ein; und wenn man euch als eine Verrückte behandelt, ſo leiſte ich euch Geſellſchaft."

In Folge dieſer Aufmunterung war nun meine Urgroßmutter gekommen und hatte ſich Sineb-il-Murath zu Füßen geworfen. Sie befolgte hier Schritt für Schritt die ihr gegebene Vorſchrift. Der König, von Unruhe geängſtigt, ging gern dem ſchwachen Schimmer von Hoffnung nach, der ſich ihm zeigte; er nahm den Roſenkranz, begab ſich damit in ein abgelegenes Gemach, und hier bemühte er ſich, auf jeder Kugel mit der Spitze ſeines Dolchs ſeltſame Zeichen einzuritzen.

Dieß war am Abend ſein Geſchäft, welches er damit endigte, daß er das ihm zurückgelaßene Pfand in ein goldenes Käſtchen verſchloß, welches mit drei Stahlſchlöſſern verwahrt war und neben ſeinem Bette ſtand, wo es ihm nicht aus dem Geſichte kommen ſollte.

Während dieſer Zeit hatten der Pilger und die Pilgerinn ſich zu einem ſehr guten Abendeſſen niedergeſetzt. Iladſch-Kabahé, der unzertrennliche Gefährte ſeines Herrn, hatte dafür geſorgt. Meine Mutter Yatiſſa wurde dazu gezogen, und der Armenier benahm ſich ſo artig gegen ſie, daß ſie, wie ich ſie nachmals ſagen hörte, nicht begreifen konnte, wie ein Mann von ſo vielen Verdienſten, dem Anſcheine nach, ſich durch die Liebe zu einer ſo alten Frau, wie unſere Großmutter, konnte bethören laßen, und meinte, der Geruch der Heiligkeit müßte alle andere Rückſichten überwogen haben.

Als das Mahl geendigt war, ſtand der Armenier auf, und ſagte zu meiner Urgroßmutter:

„Meine ehrwürdige Frau, wir haben hier noch ein kleines Werk zu verrichten, um unſere Angelegenheiten zu fördern; wir wollen deshalb unſer Kind nicht entfernen.

Man ſucht den Kindern gewöhnlich die Gegenſtände zu entziehen, welche ihre Faſſungskraft überſteigen mögen: meine Weiſe aber iſt es, ſie ſo viel als möglich damit vertraut zu machen. Unſre ſchöne Patiſſa iſt verſtändig: aber ich möchte ſie lieber fürwitzig als unwiſſend ſehen. — Bringet," fuhr er fort, „ein Kohlenbecken her; ihr werdet wohl etwas Räucherwerk hier haben, nehmet davon eine Zange voll, werfet es in die Glut mit dem abgeſchnittenen Stücke von der Schnur des Roſenkranzes, welches ich euch aufbewahren hieß, und ſprechet ganz laut und feſt: „Im Namen desjenigen, der hier alles wirkt, zum beßten unſerer Abſichten, gebiete ich, daß mein Roſenkranz von dort, wo er ſich befindet, wieder zu mir her komme!"

Indem Haméné dieſe Worte ausſprach, deren Sinn wir alle hier verſtehen, umhüllte ſie rings der aufſteigende Rauch: ſobald ſich derſelbe zerſtreute, erblickte man den Roſenkranz wieder an ihrem Halſe.

Der Armenier machte ihr die Zeichen bemerklich, welche der König darauf gemacht hatte, um ihn deſto ſicherer wieder zu erkennen. „Sehet," ſprach er zu meiner Urgroßmutter, „wie alle Vorkehrungen zu unſern Gunſten ausſchlagen: ihr ſeid nun ausgerüſtet, euern Fürſten gegen Alle und Jede zu vertheidigen. Morgen früh müßt ihr hin eilen, bevor er aufgeſtanden iſt, ohne daß ihr befürchten dürfet, ſeinen Schlaf zu ſtören; denn er ſchläft nicht. Ihr müßt euch dann kurz faſſen, mit folgenden Worten:

„Mein Roſenkranz, den ihr hier ſehet, könnte alle eure Feinde erdroſſeln; Mahomed würde ihn den Rachegeiſtern in die Hände geben: aber ihr müßt mit Ruhm aus einer mit Gerechtigkeit begonnenen Unternehmung hervorgehen. Eure Hand iſt ſchwer auf einen Haufen Betrüger und Räuber niedergefallen: wollet ihr nunmehr in Frieden über Damask herrſchen und eure Krone auf eure Nachfolger vererben?“

Er wird ohne Zweifel ſagen, daß er dieß wünſche, und ihr fahret dann fort:

„Ich ſtrenge alle meine Kräfte an, euch zu dienen; ich will die Krone euch und eurer Nachkommenſchaft verſichern: dafür hoffe ich aber, werdet ihr mir eine Bitte nicht verſagen, nämlich, eurem Sohne meine Enkelinn Yatiſſa, die ſchönſte und ſittſamſte aller Jungfrauen in Damask, zur Gattinn zu geben? Schikket den Oberſten eurer Verſchnittenen nach meinem Hauſe: man wird dort einen ehrwürdigen Greis finden, der unſer Verwandter iſt. Der Oberſte der Verſchnittenen ſoll meine Tochter abholen und ſie verſchleiert in einer Sänfte herbringen; und der Verwandte ſoll die Erlaubnis haben, ihr zu folgen. Zu gleicher Zeit laßt den Kadi holen: und wenn unſere Kinder ſich gegenſeitig gefallen, ſo iſt alles abgethan.

Aber die Sache iſt zu ernſthaft für mich, als daß ich mich darauf einlaßen könnte, ohne dieſen Vortheil davon zu haben.“

Vergeſſet nichts von dem was ich euch geſagt habe,“ fuhr der Armenier zu meiner Urgroßmutter fort; „und befehlet, daß man in eurer Abweſenheit mich in euer Haus einlaße, wenn ich es nöthig habe.“

Vierhundert und drei und ſechzigſter Tag.

Die Alte führte glücklich alles aus, was ihr aufgetragen war. Sineb-il-Murath, voll Erſtaunen, ſie am nächſten Morgen mit demſelben Roſenkranze erſcheinen zu ſehen, den er gezeichnet und unter drei Schlöſſer verwahrt hatte, warf abwechſelnd einen Blick auf dieß wunderſame Halsband und auf das Käſtchen, worin er es verſchloſſen.

Dieß Wunder beſtimmte ihn, ſich in allem der Heiligen von Damask zu überlaßen, gegen welche er bisher eben nicht die größte Verehrung gehegt hatte; denn er konnte ſeinen Feinden und den Neidern ſeiner Krone nur durch ein Wunder entrinnen.

Er ging demnach auf alle Erbietungen ein, die ihm gemacht wurden, ſo wie auf den Preis, den man dafür forderte. Der Verſchnittene kam in feierlichem Aufzuge meine Mutter Yatiſſa abzuholen, deren

Anblick vollends jeden Schein von Bedenken hob. Sie trug am Halſe ihren prächtigen Perlenſchmuck, und wie ſie aus der Sänfte ſtieg und den Fuß auf die erſten Stufen des Palaſts ſetzte, gab ihre hohe Geſtalt, obſchon mit einem Schleier bedeckt, ihr das Anſehen, als wenn ſie von einem Throne herabſtiege, um ſich auf einen andern zu ſetzen.

Der Kadi verrichtete ſein Amt; man bekleidete den Armenier mit einem Pelze; und ſo war die Vermählung geſchloſſen. Die Umſtände erlaubten nicht, ſie mit Gepränge zu vollziehen, noch mit Feſten zu feiern. Aber während die jungen Gatten auf einem Sopha neben dem Könige Bekanntſchaft mit einander machten, und man an einer Tafel den Kadi und die Zeugen bewirthete, unterhielten ſich der Pilger und die Pilgerinn in einem Fenſter.

„Ihr ſeht jetzo,“ ſprach er, „die Angelegenheit eurer Enkelinn beendigt: ich übernehme nunmehr die Sache des Königs von Damaſk; ihr werdet aus der Folge ſehen, daß ich euch alle wie meine Blutsfreunde behandle: aber wir, wir beide, haben uns noch nicht dabei bedacht; ſollten wir ſo thöricht ſein, uns zu vergeſſen?

Bei der Heimkehr von unſrer Pilgerfahrt werden wir ſehr alt ſein, und folglich ohne Kinder und ohne Troſt: thut deshalb, was ich euch ſage. Wenn die jungen Gatten im Bette liegen, ſo werfet ihnen beiden euern Roſenkranz über den Kopf und ſprechet dabei:

„Meine geliebten Kinder, ich verbinde euch mit einander und mit uns durch das, was unſer aller Glück gemacht hat: gewährt mir eine Bitte; ſchenket mir und demjenigen, dem ich mich ergeben habe, das erſte männliche Kind, welches aus eurer Ehe geboren wird; ich bleibe hier, um es bei euch aufzuziehen.“

Wenn ſie nun eingewilligt haben, ſo umarmet ſie, und kommet und ſaget es mir; denn dieſes nur liegt mir noch am Herzen, und demnächſt die Pilgerſchaft.“

Meine Urgroßmutter war weit entfernt, etwas zu verweigern, was ihr von dem Manne befohlen wurde, der ſie ſeinem Willen ſo völlig unterworfen hatte; und mein Vater und meine Mutter, als ſie in der unſeligen Schlinge des Roſenkranzes gefangen waren, verſprachen alles mit den Worten, die ihre Aeltermutter ihnen vorſagte.

Der Armenier hatte nun keine Geſchäfte mehr in Damask; es war zu erwarten, daß er verſchwinden würde: aber er nahm nur eine andre Geſtalt an, und wir werden ihn bald wieder auftreten ſehen.

Während zu Damask eine ſehr ſtille Hochzeit gefeiert wurde, arbeitete der Großveſyr in Bagdad an dem Untergange des Königs Sineb-il-Murath. Der dieſem Fürſten beſtimmte Nachfolger bereitete ſich ſchon zur Abreiſe; als Ueberbringer des Firmans, *) welcher denjenigen verurtheilte, deſſen Stelle er einnehmen ſollte, ſollte er von der Hälfte der Leibwache des Chalyfen begleitet werden. Niemand ſprach zu Gunſten Sineb-il-Muraths, und er hatte in Bagdad alle gegen ſich, von dem Mufti bis zu den Müeſins; **) von dem Oberhaupte der Polizei bis zu deſſen niedrigſten Beamten.

Der Chalyf, ſonſt ein Herr von ruhiger Gemüthsart, und geneigt zur Billigkeit, ließ ſich von der Gewalt der rings um ihn herrſchenden Leidenſchaften fortreißen. Zurückgezogen in das Innere ſeines Palaſts, deſſen kleine Angelegenheiten hinreichten, ſeine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen, bedurfte es ſtäts eines außerordentlichen Anlaßes, ihn zu erwecken, und ihm ſeine Thatkraft wieder zu geben.

Seine einzige Tochter war nicht ſowohl krank, als hinwelkend; beſonders mangelte es ihr an Eßluſt.

„Aber, liebe Tochter,“ ſprach ihr Vater zu ihr, „du ſollteſt eſſen; ſinne doch auf etwas, wozu du wohl Luſt hätteſt.“

---

*) Befehl des Chalyfen.

**) Die auf den Thürmen der Moſcheen die Stunden des Gebets ausrufen.

„Das einzige, was ich zu eſſen vermöchte,“ antwortete ſie, „wäre Karmut, und niemand kann mir einen Karmut verſchaffen.“

Indeſſen ließen die Lieferanten des Palaſts in allen zehn Strömen *) die Netze auswerfen, ohne daß man den Fiſch fangen konnte, auf welchen die Prinzeſſinn ein Gelüſt hatte. Es war damals nicht die Jahreszeit, wo dieſer Fiſch in den Strömen herauf ſteigt, und die Erwartung der Lieferanten wurde immer getäuſcht.

Da trafen ſie am Ufer des Waſſers einen großen Mann, der eine Angelruthe auf der Schulter trug und unverwandt auf den Strom ſchaute, als wenn er jede vorüber rauſchende Welle zählte.

„Was machſt du da?“ ſprachen ſie zu ihm: „warum wirfſt du deine Angel nicht ins Waſſer?“

„Ich muß erſt wiſſen,“ antwortete der Fiſcher, „welche Art Fiſche ihr verlanget: nicht alle beißen an einerlei Köder.“

„Wir brauchen einen Karmut,“ antworteten die Hoflieferanten. —

„Wenn einer in dem Strome iſt, ſo ſollt ihr ihn haben: aber für wen iſt dieſer Fiſch?“

---

*) Man hat die beiden Flüſſe und den ſchönen Bach, welche die Gefilde von Bagdad bewäſſern, in zehn verſchiedene Betten geleitet.

„Für die Tochter des Chalyfen, die Prinzeſſinn Sad-il-Draïde.“ —

„Wohlan, ich ſtecke den Köder an, und werfe die Angel aus, im Namen der Prinzeſſinnn Sad-il-Draïde!“

Zwei Minuten darnach ſah man das Waſſer um die Angel aufrauſchen: der Fiſcher zog die Schnur an, und brachte einen Karmut ans Land, den ſchönſten, ſo man jemals geſehen hatte. Die Lieferanten jauchzten bei dieſem Anblick.

„Es darf euch nicht wundern,“ ſagte der Fiſcher zu ihnen, „daß er ſo ſchön iſt. Wenn es in dieſer Jahreszeit noch einen Fiſch dieſer Gattung in dem Strome gibt, ſo iſt das ein träger, der nur darauf denkt, ſich zu mäſten; daher ſind ſolche immer köſtlich, wenn man ſie fangen kann.“

Die Lieferanten wollten den Fiſcher bezahlen. „Laßt nur,“ erwiederte er ihnen; „wenn die Prinzeſſinn noch einen eſſen will, ſo findet ihr mich morgen wieder hier; wir verſuchen unſer Glück nochmals, und wenn es mir gelingt, ſo bezahlt ihr mir beide zuſammen.“

Die Palaſtbeamten, voll Freuden, ihrer Prinzeſſinn dieſe Befriedigung verſchaffen zu können, gingen weg, ohne den Fiſcher zu bezahlen, und ohne zu bedenken, daß man nichts annehmen muß aus einer Hand, welche man nicht kennt. Dieß iſt ein Sprüchwort, welches mir meine Urgroßmutter oft wiederholte, indem ſie zuweilen Reden führte, die klüger waren, als ihr Betragen.

Vierhundert und vier und ſechzigſter Tag.

Den Fiſcher betreffend, von welchem ich euch eben erzählt habe, meine Prinzen, ſo argwöhne ich gegenwärtig, daß er Eine Perſon iſt mit dem Armenier und dem Rabbin Ben-Moſes.

Er hatte kaum das Ufer des Stromes verlaßen, ſo trat er ſchon, da er ohne Zweifel alles zur neuen Vermummung bei der Hand hatte, in den Palaſt, faſt zu gleicher Zeit mit dem Fiſche, welchen er verkauft hatte.

Er hatte jetzo die Geſtalt eines Männleins, von einer mehr poſſierlichen, als angenehmen Geſichtsbildung, von leichtem und beweglichem Gliederbau; ſeine Haltung, ſeine Reden, ſein ganzer Aufzug verkündigten einen von jenen gewandten Balſamträgern, welche den Karavanen folgen, und deren vornehmſte Beſchäftigung iſt, durch ihre Taſchenſpielerkünſte die Reiſenden zu beluſtigen, und den Kameelen und anderen Laſtthieren Arzeneien einzugeben.

Dieſe Leute verrichten oft in den abgelegenen Karavanſereien Wunderdinge, oder vielmehr die Natur dient ihnen manchmal eben ſo gut, wie viel geſchickteren Aerzten als ſie.

Der Balſamkrämer, der die Welt kannte, drang vermittelſt eines Goldſtücks durch die Wache des äußerſten Hofes des Palaſts; im Umſehen hatte er ein ſchönes, aber haarſchlechtiges Pferd geheilt, welches man nur zum Staat in dem Marſtall behielt. Er beſchnitt zweien Hunden die Ohren, zweien Katzen die Schwänze, und half einem Papagei, der die fallende Sucht hatte. Ein alter Verſchnittener kam, und ließ ſich drei Zahnſtumpfen ausziehen; der Zahnbrecher hielt ſie in der Hand, zeigte ſie, und ſagte dabei mit einem mehr als ſpaßhaften Ton:

„Wer hat noch dergleichen zu viel? ich ziehe ſie aus: wem beliebt davon? ich habe Vorrath.“

Als der Fiſch, nachdem er dem Chalyfen gezeigt worden, in die Hände des Kochs überging, war der gewandte Marktſchreier, vermittelſt einer Menge kleiner Kunſtſtücke, ſchon bis in den dritten Hof des Palaſts gedrungen. Hier ward er auf der Stelle ein Gegenſtand der Beluſtigung für die jungen Edelknaben; ſie warfen alle Bälle nach ihm, womit ſie eben ſpielten; er fing ſie in der Luft auf und ſammelte ſie in ſeiner Mütze. Sie kamen heran und thaten als wollten ſie die Bälle wieder von ihm nehmen, hefteten ihm aber eine lange Feder hinten auf den Rücken. Das war ſein Triumph: er nahm ſich die Feder ab, ſtellte ſie auf ſeine Naſe, und ließ ſie da im Gleichgewicht ſchweben, indem er umhertanzte und überall den Händen entſchlüpfte, welche ihn feſthalten wollten, und dabei die Bälle in ſeiner Mütze trug.

Das laute Gelächter, welches er erregte, erſcholl bis in den Palaſt, wo ſich zu gleicher Zeit der Ruf von ſeinen kleinen Kunſtſtücken verbreitete. Ein ſchwarzer Verſchnittener kam zu ihm heran, zupfte ihn beim Aermel, öffnete eine kleine Thüre, und ließ ihn in ein ſauber eingerichtetes Gemach eintreten. Hier kam eine wohlgebildete und ſehr gut gekleidete Sklavinn zu ihm, die noch einige Anſprüche auf Jugend machen konnte, und ſagte zu ihm:

„Habt ihr etwa ganz fertige Gebiſſe von falſchen Zähnen?“

„Ob ich dergleichen habe?“ antwortete der Tauſendkünſtler; „es gibt keine dergleichen Hülfsmittel für Frauen, welche nicht in meinem Krame zu finden wären: aber euch, meine Schöne, ſcheint gar nichts zu mangeln.“ —

„Oh! ihr denkt, weil ich volle Wangen habe: aber ein Fluß hat mich um alle meine Zähne gebracht; das iſt mir ſehr verdrießlich; denn ich bin von Natur fröhlich, und jetzo wage ich nicht mehr zu lachen.“ —

„Ich will euch eure gute Laune und alle Anmuth derſelben wieder verſchaffen, ſie ſoll durch zwei und dreißig aufgereihte Perlen hervor leuchten: laßt mich mit dem Finger in euern Mund fühlen. —

Oh! welches Glück! es iſt kein einziger Stift ſtecken geblieben. Noch niemals hatte ich eine beſſere Gelegenheit, Ehre einzulegen. Setzet euch.“

Hierauf zog er aus einer Schachtel drei oder vier Gebiſſe, wählte eins aus, und ſagte:

„Dieß hier paßt gerade für euch. Als ich es verfertigte, dachte ich an einen ſo niedlichen Mund, als der eurige; ihr ſeht, daß ich zuweilen hübſche Gedanken habe.“

Indem er dieß ſagte, befeſtigte er ihr mit geſchickter Hand das Gebiß in dem Munde, welches durchaus für ſie gemacht ſchien; und es war, als wenn es darin Wurzel gefaßt hätte, ſo feſt ſchien es darin zu haften. Die Sklavinn nahm einen Spiegel, beſchaute ſich, und war entzückt:

„Wie,“ ſprach ſie, „und ich könnte auch damit eſſen?“

„Verſuchet es nur, hier ſteht Obſt und Kuchen auf dem Tiſche.“ —

„Aber.... wahrhaftig ich eſſe; ach! das iſt köſtlich. Ah! ich werde nimmer lachen, ohne an euch zu denken.“ —

„Das ſoll mich freuen; denn man denkt nicht immer mit Lachen an mich.“ —

„Ich bezahle euch jetzo nicht; denn ich will durchaus, daß ihr alsbald wieder hieher kommet.

Saget nur dem Verſchnittenen an der Pforte, daß ihr zu Thalidé wollet; ich bin die erſte Kammerfrau bei der Tochter des Chalyfen, und alle Pförtner ſollen Befehl erhalten, euch zu mir einzulaßen.

Jetzt verlaße ich euch; denn meine Herrinn wird ſich gleich zu Tiſche ſetzen, und ich muß gehen, ſie zu bedienen.“

Es war auch nicht Geld, was der ſchlaue Zahnarzt verlangte, er wollte nur Zutritt in den innern Palaſt: jetzo ſollte er ihn haben, man ſollte bald nach ihm verlangen; aber das war ihm noch nicht genug, er mußte auch noch auf ſich warten laßen.

Als Thalidé wieder zu ihrer jungen Gebieterinn kam, trug man ihr das Mittagsmahl auf, und der Karmut ſtand auf dem Tiſche. Die Sklavinnen erzählten der Prinzeſſinn die Späße des poſſierlichen Arztes, welche am Morgen die Jugend im Palaſt beluſtigt hatten. Als Thalidé, die gerade ihrer Gebieterinn gegenüber ſtand, von dem Schweben der großen Feder auf der Naſenſpitze hörte, brach ſie in ein ſo unmäßiges Gelächter aus, daß es ihr Gelegenheit gab, auf einmal den ganzen Reichthum glänzen zu laßen, womit ihr Mund eben erſt geſchmückt war.

„Was iſt das, Thalidé?“ ſagte die Prinzeſſinn; „ſind dir dieſe Nacht die Zähne wieder gewachſen?“

„Das iſt mir nicht über Nacht geſchehen, Herrinn, ſondern am Tage.“ —

„Komm her; wie! das ſind ja wirkliche Zähne; beiß einmal auf meine Fingerſpitze.... Wahrhaftig, ſie machen ſich ſehr fühlbar; das iſt außerordentlich: erkläre mir, wie iſt es damit zugegangen?“ —

„Derſelbe Mann, über den man ſich luſtig machte, Herrinn, hat mir in einem Augenblick dieſes Geſchenk gemacht; es ſitzt ein wenig feſter, als die Feder, welche man ihm auf die Schulter geheftet hatte.“

Die Neugierde der Prinzeſſinn hätte ſie ohne Zweifel noch weiter geführt, aber eine Gräte des Fiſches, welchen ſie köſtlich fand, und von welchem ſie mit zu großer Begier aß, blieb ihr in der Kehle ſtecken, und ſie war genöthigt, vom Tiſche aufzuſtehen.

Anfangs machte die Natur ſelber alle Anſtrengungen, um den fremdartigen Körper auszuwerfen, aber vergeblich. Hierauf wandte man allerlei kleine Mittel an, deren man ſich bei ſolchen Zufällen zu bedienen pflegt, aber gleichfalls fruchtlos.

Vierhundert und fünf und ſechzigſter Tag.

Der verſchnittene Wundarzt, zu Dienſten der Prinzeſſinn, verſuchte nun ſeine Geſchicklichkeit, und dann ſeine Werkzeuge: aber er verurſachte nur neue Schmerzen, und nicht die geringſte Linderung.

Endlich kam der Chalyf ſelber, im Gefolge aller Hofärzte: aber vergeblich wurden die Hülfsmittel der Kunſt erſchöpft; der Chalyf ſah ſich in Gefahr, ſeine Tochter zu verlieren, und war untröſtlich. Seine Gemahlinn, die Mutter der Sad-il-Draïde, vermehrte durch ihren unmäßigen Jammer noch die allgemeine Betrübnis über den verzweifelten Zuſtand der jungen und ſchönen Prinzeſſinn.

„Ach Gebieterinn,“ ſprach Thalidé zur Gemahlinn des Chalyfen, „wenn nur der Zahnarzt hier wäre, der dieſen Morgen her kam, und verſprochen hat, nach Mittag wieder zu kommen, er würde alsbald unſrer theuren Prinzeſſinn geholfen und alle unſere Beſorgniſſe zerſtreuet haben.“

„Wie iſt das wahrſcheinlich, was du ſagſt, Thalidé?“ erwiederte die troſtloſe Mutter: „verſteht jener Menſch denn mehr, als alle Aerzte des Palaſts, ja von ganz Bagdad, welche man hieher berufen hat? mit welchem Werkzeuge vermöchte er die Gräte zu faſſen, wo ſie ſteckt?“ —

„Mit ſeiner Hand, Gebieterinn; ſie iſt ſo klein und niedlich, daß ſie ſich in einem Ei umdrehen könnte; er hat ſo feine Finger, daß ſie ſich wie ein Stückchen Seide in ein Nadelöhr einfädeln ließen, und ſeine Haut iſt ſo weich, daß ſie alles zu liebkoſen ſcheint, was ſie berührt: dieſer Menſch muß gar keine Knochen haben.“

„Aber wo iſt er?“ fragte die Sultaninn.

„Es ſind vier Stunden,“ antwortete Thalidé, „ſeitdem er von hier weg gegangen iſt; es iſt ihm ſelber noch ſehr daran gelegen, wieder her zu kommen: aber da man ihm den Eintritt in den Palaſt verwehren könnte, ſo will ich ihm entgegen gehen, um alle Hinderniſſe zu heben.“

Mit dieſen Worten ging Thalidé nicht, ſondern flog hinaus, und trat bald darnach wieder herein, mit dem Künſtler an der Hand, der ſeine Geſchicklichkeit bewähren ſollte.

Es war wohl noch die leichte und ſchwanke Geſtalt von heute Morgen; aber ihre Haltung war ernſter geworden, und ihre Geſichtsbildung, weit entfernt, einen Ausdruck von Poſſierlichkeit zu haben, verkündigte einen verſtändigen Kopf.

„Iſt dieſer da,“ ſagte der Chalyf zu Thalidé, „der Mann, von dem du geſprochen haſt?“

„Ja,“ antwortete Thalidé; „er wird ſie retten, ich hafte mit meinem Kopfe dafür.“

„Dieſer Arzt, weil er denn einer iſt, müßte ſelber mit ſeinem Kopfe dafür haften,“ verſetzte der Chalyf.

„Herr,“ antwortete der Schützling Thalidé's, „mein Kopf iſt für mich ein ſehr ernſthaftes Ding, obgleich er vielen Leuten eures Hofes nur einem Schalksnarrn anzugehören ſchien. Euer Majeſtät erlaube, daß ich mich der Prinzeſſinn nähere, um zu ſehen, wie tief die Fiſchgräte eingedrungen iſt.“

„Wenn du es geſehen haſt,“ erwiederte der Chalyf, „wirſt du auch wie alle die andern reden.“ —

„Beherrſcher der Gläubigen, ich werde nur, wie ich ſelber reden; ich ahme niemand nach.“

Nach dieſer Antwort näherte ſich der geſchickte Mann der Prinzeſſinn, und betrachtete ſie; einen Augenblick darnach kam er wieder zu dem Chalyfen, und ſagte:

„Wenn ich dem mächtigſten Herrſcher der Erde meinen Kopf verpfände, daß ſeine eine einzige Tochter in einem Augenblick hergeſtellt ſein ſoll, darf ich da von eurer Gnade erwarten, daß ihr mir Kopf für Kopf bewilligt, und daß ich ein andres Haupt vom Tode rette, welches mir eben ſo theuer iſt, wie das meinige?“

„Ja,“ rief der Chalyf aus, „und wenn es das Haupt eines Verbrechers wäre, der ſich erfrecht hätte, die Hand gegen mich ſelber zu erheben.“

„Wir ſind weit entfernt," ſagte der Wundarzt, „einem Verbrecher das Leben retten zu wollen. Aber das iſt noch nicht alles, erhabener Fürſt: wenn die Prinzeſſinn in einem Augenblicke von der Gräte befreit, zu gleicher Zeit ihre Friſche, ihre Fröhlichkeit, ihre Eßluſt wieder erhielte, wäre es da nicht ſtatthaft, daß der Mann, deſſen Erhaltung das Ziel meines Beſtrebens iſt, wieder in eure Gunſt gelangte, wenn Ränke ihn daraus entfernt hätten, und ich den Beweis hievon führen könnte?"

„Ich weiß nicht," antwortete der Chalyf, „für wen du dich bei mir verwenden magſt: aber heile meine Tochter, und ich verſpreche dir alles." —

Ihr könnt euch mit mir wohl denken, meine Prinzen," unterbrach ſich hier der Prinz von Damask, „daß es dem Tauſendkünſtler leicht war, die Fiſchgräte da wieder herauszuziehen, wo er ſelber ſie hatte hinein fahren laßen; denn dieſen Wundermann, der unter Geſtalt eines Fiſchers den Karmut in den Palaſt geſchafft hatte, darf man wohl in Verdacht haben, daß er durch ſeine Künſte den Zufall hervor gerufen, welcher ihn in den Stand ſetzte, ſich zu gleicher Zeit ſo geſchickt und dienſtfertig zu zeigen.

Im Augenblicke hatte er die Gräte in der Hand; es war, als wenn dieſer fremde Körper ihm von ſelber entgegen gekommen wäre, ſo wenig Unbequemlichkeit empfand die Prinzeſſinn bei dem Herausziehen deſſelben.

Ein Glas Waſſer, welches man eingeſchenkt hatte, und einige Tropfen eines ſehr heilkräftigen Safts vollendeten die ſchleunige Herſtellung. Ein mit demſelben Safte getränktes Linnentuch vertrieb die Geſchwulſt der Augenlieder und die Röthe der Augen, und gab der Haut ihre ganze Friſche wieder.

Die Prinzeſſinn erſchien ſchöner, als jemals; ſie fühlte lebhaft ihre Eßluſt wiederkehren, welche der Unfall vertrieben hatte. Thalidé frohlockte über den Erfolg ihres Schützlings; der Chalyf und die Fürſtinn Mutter waren in Entzücken; die Hofärzte waren beſchämt und entfernten ſich; und Freudengeſchrei erſcholl durch den ganzen Palaſt.

Ein Menſch allein ſchien nicht berauſcht; nämlich der Urheber dieſes Kunſtſtücks, welches alle Köpfe verdreht hatte. Er wartete ab, bis der Chalyf zu wiederholten Malen ſeine Tochter umarmt und ihr Glück gewünſcht hatte, trat dann hervor und warf ſich zu ſeinen Füßen, ſobald er ſah, daß er es thun konnte, ohne beſchwerlich zu fallen.

„Beherrſcher der Gläubigen!“ ſprach er zu ihm, „ihr ſeid mir die Begnadigung eines Menſchen ſchuldig; ſie wird eurer Gerechtigkeit nichts koſten, wenn Euer Majeſtät einen Blick auf die Rechtfertigung desjenigen zu werfen geruhet, welchen Ränke eurem ganzen Zorne ausgeſetzt haben. Hier ſind die Beweisſtücke, von welchem eine Abſchrift an euern Großveſyr geſchickt worden: aber dieſer Miniſter wollte über den Thron von Damask ſchalten, um ſeinen Schwiegerſohn damit zu bedenken. In der That, mein Gebieter, hat der König von Damask nur die ungetreuen Verwalter beſtraft, welche die Einkünfte der milden Stiftungen unter ſich theilten, die von frommen Muſelmännern zur Unterſtützung der Armen und zur Verherrlichung des Gottesdienſtes gemacht ſind. Er mußte ſich der Rechnungsbücher einer betrügeriſchen Verwaltung bemächtigen, und die Verwalter abſetzen, um alles wieder zur Ordnung zurückzuführen: dieſen Augenblick hat man ergriffen, ihn zu verleumden. Ihr findet die Unterſchriften derjenigen, die ſolches gewagt haben, mitten unter den Namen der vornehmſten Betrüger, in den Beweisſtücken, deren Urſchriften ich hier zu euern Füßen niederlege. Gerechtigkeit, großer Fürſt, Gerechtigkeit meinem Herrn, dem Könige von Damask! Der niedrigſte ſeiner Sklaven, der ſich überglücklich fühlt, daß er euch zu dienen vermochte, kann auf keine andre Belohnung von euch Anſpruch machen.“

Vierhundert und ſechs und ſechzigſter Tag.

Der Chalyf ſtand erſtaunt da. Man hatte ihm einen Schalksnarrn angekündigt; und dieſer Narr hatte ihn durch ein Wort zu binden gewußt. Er hatte die

Krone von Damaſk dem Schwiegerſohne ſeines Weſyrs verſprochen, und derjenige, der ſie trug, konnte ſie nur mit dem Leben verlieren: nun aber machte man ihm bemerklich, daß er ſolches zu voreilig gethan, und man übergab ihm die Urkunden, welche ihn davon überzeugen ſollten. Er öffnete ſie und durchlief ſie. Er ſah die empörenden Spitzbübereien, über welche man es nicht angemeſſen befunden hatte, ihn aufzuklären.

Er ging in ſein Zimmer, und befahl demjenigen, der ſo eben ſeine Tochter hergeſtellt hatte, ihm zu folgen. Hier fragte er dieſen Unbekannten nach ſeinem Namen.

„Herr,“ antwortete dieſer, „ich heiße Békamar; ich bin Sklave und Wundarzt Sineb-il-Muraths.“ —

„Warum hat er dich hieher geſchickt? und warum hat er Papiere von ſolcher Wichtigkeit ſeinem Wundarzte übergeben?“ —

„Mein Herr hat mich weder abgeſchickt, noch mir die Papiere übergeben. Ich war zuvor Wundarzt bei einem Juden, namens Samuel; gegen dieſen wiegelte man das Volk auf, und er ſah, daß ſein Kopf ein nothwendiges Opfer für die öffentliche Ruhe war: er übergab mir dieſe Denkſchrift und dieſe Papiere. „Der König,“ ſprach er zu mir, „hat die Abſchriften davon; aber bewahre du dieſe Urſchriften: ſie könnten ihm eines Tages noch nützlich werden.“ Als ich vernahm, daß die Feinde meines Herrn ihn bei Euer Majeſtät anſchwärzten, beruhigte ich mich anfangs, und vertraute auf eure Gerechtigkeit und ſeine Unſchuld: aber bald verriethen mir der Uebermuth und die Zuverſichtlichkeit ſeiner Feinde, daß ſie ihres Sieges über ihn gewiß wären.

Da begab ich mich hieher; ich ſpielte eine Rolle, welche mich in den Stand ſetzen konnte, überall hinzugelangen, um euch zu unterrichten. Sie hat mir das Glück verſchafft, Euer Majeſtät nützlich zu ſein; und wenn ich von euch erlange, daß mein gütiger Herr Sineb-il-Murath in eure Gunſt hergeſtellt wird, ſo werde ich mich über mein Verdienſt und über meine Hoffnungen belohnt achten.“

„Bekamar,“ ſprach der Chalyf, „dein Herr iſt glücklich, einen ſo geſcheuten und ſo ergebenen Unterthanen zu haben, wie du biſt. Wenn deine Anhänglichkeit dich nicht an ſeiner Seite feſthielte, ſo würde ich dir an meinem Hofe alle die Vortheile anbieten, welche du dort vermiſſen möchteſt. Fürchte nicht, daß ich auf die von Damask mir zugeſandten Anklagen meine Entſcheidung übereilen werde; denn ich will nicht eher den Ausſpruch thun, als bis ich die Sache gründlich unterſucht habe, dergeſtalt, daß ich meinen Divan von der Verderbnis ſäubern kann, welche darin eingeſchlichen iſt; und der König von Damask ſoll erfahren, was du für ihn gethan haſt. — Aber welche Anweiſung ſoll ich dir auf meinen Schatzmeiſter geben?“

„Der kleinſte der Ringe, welche Euer Majeſtät getragen haben, genügt mir,“ antwortete Békamar; „eine andre Belohnung würde meine Selbſtzufriedenheit vermindern, daß ich euch einen Dienſt zu leiſten vermochte.“

Der Chalif zog einen koſtbaren Ring von ſeinem kleinen Finger, und reichte ihm denſelben.

„O Beherrſcher der Gläubigen,“ ſprach Békamar, indem er ſich tief verneigte, „ein minder ſchöner würde mich vollkommen belohnt haben: aber der hohe Werth des Geſchenks zeigt mir den Gebrauch, welchen ich davon machen ſoll.“

Mit dieſen Worten entfernte er ſich.

Thalidé wartete auf ihn an der Thüre des Zimmers des Chalyfen, um ihm noch zu danken, ſich mit ihm Glück zu wünſchen, und noch nähere Bekanntſchaft mit ihm zu machen.

„Liebenswürdige Frau,“ ſprach er zu ihr mit einem Tone, welcher nicht mehr jener des Zahnarztes war, „der Chalyf hat mir, nachdem er mir alles gewährt, was ich von ihm begehrte, noch ein Geſchenk gemacht, um es derjenigen zuzuſtellen, welche in Wahrheit das Leben der Prinzeſſinn gerettet hat: und das ſeid ihr. Ich habe nur meine Hand dazu hergegeben: alſo gehört dieſer Ring hier euch zu.“

Während Thalidé noch die Pracht des Brillanten betrachtete, entſchlüpfte der großmüthige Geber und begab ſich in einen Winkel von Bagdad, den Verfolg der Ereigniſſe zu beobachten.

Der Großveſyr, ſeiner Unredlichkeit überwieſen, wurde enthauptet. Der Oberpförtner des Palaſts wurde nach Damask abgefertigt mit den ſchmeichelhafteſten Beweiſen für den König, und mit den Befehlen, alle die Schuldigen hinrichten zu laßen, die bisher noch verſchont geblieben waren.

Ein beſonderes Schreiben ertheilte der Geſchicklichkeit und dem Eifer des Wundarztes Békamar tauſend Lobſprüche. Der König von Damask konnte nicht errathen, wer dieſer Mann ſein möchte, von welchem der Abgeſandte von Bagdad und ſein Gefolge tauſend Dinge erzählten, und an welchen zugleich ein, ohne Zweifel etwas zärtliches Briefchen von Thalidé mitkam, ohne daß man wußte, an wen man es abgeben ſollte.

Mein Vater und meine Mutter unterhielten ſich hierüber mit unſerer Urgroßmutter. Dieſe kannte ihren Pilger noch nicht recht, und argwöhnte keineswegs, daß er mehr als Ein Geſicht hätte. Es wäre zu gefährlich für ſeine eigenen Abſichten geweſen, wenn er ihr gezeigt hätte, was er vermochte.

Indeſſen ſagte ſie, wie aus Eingebung:

„Dieſer Bèkamar, von dem der König euch erzählt, der Pilger, und ich, liebe Kinder, das iſt alles eins. Hat der König nicht die Gunſt des Chalyfen wieder erlangt? das mußte doch durch irgend eine Vermittelung geſchehen; und der König ſieht wohl, daß man, da er ſeine Pflicht gegen uns erfüllt hat, nichts mehr von ihm begehrt; man hat ſelbſt nicht einmal das Geſchenk des Chalyfen annehmen wollen. Das iſt ein bedeutſamer Zug.“

Vierhundert und ſieben und ſechzigſter Tag.

Der König von Damask, ſeiner Feinde und ſeiner Furcht entledigt, und in dem Wahne, die Herſtellung ſeines Glücks vor allen den Gebeten unſrer Großmutter zu verdanken, gab ihr eine Wohnung im Palaſt, in der Nähe ſeiner Enkelinn, und ließ ſie, ſo viel ihr beliebte, den Leichenbegängniſſen folgen, und hingehen und auf den Gräbern beten.

Sie verdoppelte in dieſer Hinſicht ihren Eifer, nahm alles an, was man ihr gab, als wenn es ihr an allem gemangelt hätte, und vertheilte, was ſie empfangen hatte, unter die Armen. Man drängte ſich in den Straßen um die Heilige: dieſer Triumph, und die Hoffnung, mit der nächſten Karavane nach Mekka zu wallfahrten, machte ſie zur glückſeligſten Frau von der Welt. Sie machte jeden Tag einen Gang nach dem Chan, um die Rückkehr ihres Pilgers zu erſpähen.

Meine Mutter ward ſchwanger und hatte eine ſehr glückliche Niederkunft, deren Frucht ich war, aber ohne Zweifel unter dem Einfluß eines bösartigen Geſtirns, weil ich ſchon bei meiner Geburt unſerm argliſtigen Feinde überliefert wurde. Meine Urgroßmutter wankte und murmelte ſtäts um meine Wiege her; ſie war unverrückter dabei, als meine Amme.

Sie leitete mich, ſobald ich die erſten Schritte machen konnte; ſobald ich die Augen aufſchlug, ſuchte ſie dieſelben durch angenehme Gegenſtände zu zerſtreuen, und mein Ohr durch Mährchen zu vergnügen. Kurz, ſie bemächtigte ſich meiner dergeſtalt, daß es unmöglich war, uns zu trennen.

Die Familie meines Vaters und meiner Mutter vermehrte ſich alljährlich; ſie wachten ſorgfältig über die Erziehung meiner Brüder und meiner Schweſtern; ich aber blieb ganz der Pflege meiner Urgroßmutter überlaßen. Dieſe ſelber lehrte mich leſen und ſchreiben; denn da ſie gewohnt war, auf einzelnen Blättern Sprüche des Korans zu ſchreiben, ſo war ſie dahin gelangt, die Schriftzüge mit großer Sauberkeit zu bilden.

Um dieſe Zeit nun hielt ſie ſich für Witwe:

„Wehe! mein armer Pilger!“ ſprach ſie; „er war ſchon bejahrt, er wird ſich zu ſehr angeſtrengt haben!

— Du haſt einen guten Großvater verloren, mein Kind, der dich gar ſchöne Dinge gelehrt hätte, dergleichen ich ihn habe verrichten ſehen.“

„Aber, Großmutter,“ erwiederte ich, „die Zauberer in den Mährchen, welche du mir erzählſt, verrichten dergleichen: war er denn ein Zauberer?“ —

„Die Zauberer lieben nicht auf ſo ehrbare Weiſe die Frauen, wie jener theure Mann mich liebte. Aus Ehrerbietung, mein Kind, hat er niemals die Spitzen meiner Finger berührt; überdieß machen die Leute, von denen du ſprichſt, keine Wallfahrt nach Mekka: ſie wiſſen wohl, daß ſie vom Koran verflucht ſind.“

Als ich alt genug war, meine Großmutter auf ihren Wanderungen zu begleiten, ſo ſtellte ſie mich, wenn ich nicht bei ihr in dem Gewühle des Leichenzuges ſein konnte, auf den Armen meiner Amme und unter dem Schutze zweier ſtarken Sklaven, an einen Ort, wo ich bewundern konnte, wie ſie den Schmerz nachzuahmen vermochte. Darnach führte ſie mich auf den Grabſtätten mit umher, und ließ mich ganz laut ihr Il-fathea und Il-kathmé *) nachbeten.

Ich hatte ſehr wenig Aufmerkſamkeit bei dieſem Gepränge, da ich von Natur ſehr flatterhaft war: aber zur Ermunterung erzählte ſie mir, wenn wir nach Hauſe kamen, Mährchen, welche mir ſehr gefie-

---

*) Vergl. Anm. zum 456. Tag.

len; und das iſt die einzige Bildung, welche ſie meinem Geiſte zu geben vermochte. Uebrigens war ſie nur liebreich gegen mich und gegen meine Mutter; wir konnten durchaus nicht Unrecht bei ihr haben: aber mit ihren eigenen Sklaven ging ſie unbarmherzig um: da ich ſie nun von dem Volke eine Heilige nennen hörte, ſo gab mir dieß einen gar ſeltſamen Begriff von der Heiligkeit.

Die Jahre kamen und führten endlich die Zeit herbei, wo meine Augen zum Theil über mein Schickſal geöffnet, und mein Vater und meine Mutter, ohne zu wiſſen durch wen, noch wie, dafür geſtraft werden ſollten, daß ſie mich ſo thöricht hingegeben hatten, vorausgeſetzt, daß dieſe Handlung von ihrer Seite völlig frei geweſen wäre.

Ich war beinahe funfzehn Jahre alt; weil ich an dem Hofe meines Großvaters als einer von jenen Prinzen betrachtet wurde, die ſich dem Derwiſchſtande weihen, ſo hängte ſich niemand an mich, ſondern man überließ mich ganz der Geſellſchaft meiner Urgroßmutter.

Eines Tages, als ich mit ihr aus einer Grabſtätte kam, welche wir beide allein betreten hatten, erſchien uns etwas, das noch fürchterlicher war, als ein Geſpenſt: es war der Armeniſche Kaufmann, welchen ich nur aus der Schilderung meiner Urgroßmutter kannte, aber deſſen Ausſehen und Geſichtsbildung mir ſo unheimlich vorkamen, als ſein Bart weiß war.

Bei dieſem Anblick war meine Urgroßmutter nahe daran, in Ohnmacht zu ſinken: „Das iſt ein Todter! das iſt ein Todter!“ rief ſie aus.

„Nein, es iſt kein Todter,“ erwiederte ihr der falſche Armenier, indem er ſie unſanft beim Arme ſchüttelte: „du aber ſollſt gleich des Todes ſein, wenn du dich nicht in Acht nimmſt.“ —

„Ei, wo kömmſt du her, du elender Böſewicht, nachdem du mich funfzehn Jahre haſt warten laßen? Eine ſo tugendhafte Frau zu betrügen, wie ich bin!“ —

„Schweig, raſende Heilige, oder ich klebe dir mit Einem Worte die Zunge an den Gaumen. Ich habe hier keine Zeit zu verlieren: ich komme, meinen Sohn abzuholen.“ —

„Deinen Sohn! wann haſt du mich denn geheiratet, du Schaamloſer, daß du ein Kind von mir haben ſollteſt? Komm mit mir vor den Kadi und löſe deine Verpflichtung gegen mich, dann ſollſt du das Kind haben.“

„Ich dich heiraten, alte Närrinn! klapperdürres Gerippe! ſprechendes Archiv des Alters der Erde! Schandmal der Schöpfung! Ausgeburt des Schlammes der Sündflut! Gib mir mein Kind.“ —

„Eher ſollſt du mein Leben haben, Böſewicht! Ich will dich hier ans Kreuz ſchlagen laßen, als einen Meuchelmörder gegen deinen angeblichen Sohn und gegen mich.“

Mit dieſen Worten ſchloß ſie mich feſt in ihre Arme. Der Schreck hatte mich unfähig gemacht, irgend ein Glied zu rühren. Plötzlich flammten die Blicke des Armeniers, ſein Bart dampfte, und er gab meiner Urgroßmutter eine Maulſchelle, welche uns beide zu Boden ſtürzte, ohne daß wir uns von einander getrennt hätten.

Bald nach unſerm Falle öffne ich die Augen: meine Urgroßmutter iſt in einen Weidenkorb verwandelt, lang genug, daß ich ausgeſtreckt darin liege; ihre Arme und Beine bilden Feſſeln, welche mich darin feſthalten; und ihr Roſenkranz, in zwei Hälften getheilt, macht die beiden Handhaben.“

Vierhundert und acht und ſechzigſter Tag.

Unſer Henkersknecht gab dem Korb einen Fußtritt mit ſolcher Gewalt, daß er wohl einen Berg fortgeſchleudert hätte. Wir durchſauſten die Luft, und kamen nicht eher daraus herab, als bis wir in den verhängnisvollen Brunnen geſtürzt wurden. Ich erlitt bei dem Falle einen ſo fürchterlichen Stoß, daß alle Gliedmaßen meines Leibes davon zerſchmettert waren:

aber man ließ mir das Bewußtſein, damit ich meine arme Urgroßmutter ganz blutig an einem Baume aufgehängt ſähe, den Raben zum Fraße. Bald darauf ſank ich in Ohnmacht. —

Ich glaube, meine theuern Unglücksgefährten, daß ich durch eine umſtändliche Erzählung aller der Leiden, welche dieſes Ungeheuer mich erdulden ließ, nur die eurigen vermehren würde. Nachdem er mich hieher gebracht hatte, ließ er mich drei ganzer Wochen zwiſchen Leben und Tod ſchweben, wobei ich unſägliche Schmerzen litt von allen den Quetſchungen, welche er ſelber mir an vielen Theilen meines Leibes verurſacht hatte. Ich lag dem Anſcheine nach ohne Empfindung da, ich konnte weder ſprechen, noch die mindeſte verſtändliche Gebärde machen. Er benutzte dieſe Zeit, um mich zu überreden, daß er mein wahrer Vater wäre, und mich nur den für mich ſo gefährlichen Leuten entriſſen hätte, die mir eine ſo ſchlechte Erziehung gegeben und mir ſo falſche Grundſätze eingeprägt; mit Einem Worte, daß es nothwendig geweſen, mich ſo zu zermalmen, um mich ganz von neuem zu formen.

Er ſagte alles dieß auf abgeriſſene Weiſe, als wenn er mit ſich ſelber ſpräche; er miſchte darein ſchmerzliches Bedauern des kläglichen Zuſtandes, worin er mich ſähe. Uebrigens wachte er Tag und Nacht bei mir, verband mich, und pflegte mich mit allem Anſcheine der größten Zärtlichkeit. Aber es war ihm nicht möglich, mich dadurch zu täuſchen; das Schickſal meiner armen Urgroßmutter hatte mich das Ungeheuer zu gut kennen gelehrt.

Ich habe aus den verſchiedenen Erzählungen, welche ich hier gehört, wohl abnehmen können, daß ich allerdings eine ſehr vernachläßigte Erziehung erhalten hatte; und in dieſem Stücke habe ich ihm eine Art von Verpflichtung: ein angeborner Starrſinn, der nie bekämpft worden, ließ mich niemals von einer vorgefaßten Meinung zurückkommen; ebenſo war ich ein Sklave meines Eigenwillens.

Ihr könnt euch nunmehr leicht vorſtellen, wie ich, nachdem mein vorgeblicher Vater mich wieder ins Leben gerufen, und durch mancherlei ſcheinbar liebreiche, in der That aber allzumal ſchmerzliche Behandlungen geprüft hatte, all ſeiner anderweitigen Sorgfalt für mich entſprach. Ueberall ward es ihm unmöglich mich zu gewinnen: er liebkoſte mir, und ich ſchmollte; er züchtigte mich, und ich war unempfindlich, weil ich zu viel gelitten hatte.

Er wollte mich zur Arbeit anhalten, ich wollte nichts thun: „Was habe ich nöthig," ſprach ich, „rechnen zu lernen? Ich bin ein Königsſohn, Andere werden ſchon für mich rechnen."

Er gab mir eine Maulſchelle: „Gib mir eine noch ſtärkere,“ ſagte ich; „behandle mich, wie du meine Urgroßmutter behandelt haſt: erinnerſt du dich ihrer nicht? warſt du nicht ihr Pilger?“

Er hatte ohne Zweifel ſchon ſeinen Entſchluß über mich gefaßt, denn unverzüglich antwortete er mir:

„Du läßt dir Gerechtigkeit widerfahren; du taugſt nicht mehr, als ſie, und du ſollſt auch ebenſo behandelt werden.“

Mit dieſen Worten gab er mir abermals eine Maulſchelle, deren Folge eine Ohnmacht war, und dieſe benutzte er, mich in ſeine ſcheusliche Mordgrube ſchleppen zu laßen.

Ich vermag ſo wenig, als ihr, meine Prinzen, anzugeben, wie lange ich darin geſchmachtet habe. Aber weil ich noch keinen Bart hatte, als ich hinein kam, und ich hier mit einem langen Bart erwacht bin, ſo muß mein Todesſchlummer nicht kurz geweſen ſein.

Ich ſehe, daß er nichts über meine Geiſteskräfte vermocht hat. Mein Gedächtnis hat mir zwar nur Bilder der Kindheit zurückgeführt; aber mein Geiſt hat aufgehört, ſie anzuſehen, wie ein Kind. Ihr habt hier keinen Vorgang erzählt, welcher nicht Nachdenken in mir erweckt hätte, und binnen zwei Stunden habt ihr mir die Erfahrung von ſechs Jahren gegeben, welche ich hier mag zugebracht haben. Ich ſehe nun, worin alle die Urheber unſerer Tage gefehlt haben; und aus meinem Beiſpiele könnt ihr euch ihr Betragen erklären, wie ich euch noch das Benehmen meiner Urgroßmutter erklären will.

Sie wurde in einen Weidenkorb verwandelt; ich lag darin, ihre Arme und Beine waren meine Feſſeln, und ihr Roſenkranz bildete die Handhaben des Korbes. Beim Anblick dieſes Bildes wird es mir klar, daß meine Urgroßmutter mich mit gebundenen Füßen und Händen dem Mograby überliefert hat, und daß der Roſenkranz das Mittel dazu geweſen iſt.

Die gute Frau murmelte beſtändig Worte und Sprüche. Das iſt nicht bloßes Sprechen: es iſt, wie ich ſehe, nichts ſo gefährlich, als Zeichen zu machen und Worte auszuſprechen, ohne zu wiſſen, was man thut, noch was man ſagt.

Uebrigens, meine Prinzen, hat ein gemeinſames Unglück uns vereinigt; aber wir dürfen, nach dem was der Himmel ſchon für uns gethan hat, das Vertrauen hegen, daß er uns den Klauen unſers Wüthrichs entreißen wird, ſollte dieſer auch plötzlich mit all ſeiner Macht ausgerüſtet hier erſcheinen. Wenn wir alle ſechs uns im Namen Mahomeds ſeinem Beginnen widerſetzen, ſo hoffe ich, werden wir ihn ſchmählich zurückſchlagen: aber wir ſind damit noch nicht gerochen, noch unſern Aeltern wiedergegeben; und darnach müßen wir doch alle trachten. Der Prinz Habed-il-Ruman hat uns geſagt, daß ein am Fuße gefeſſelter Hara ihn aufgefordert, uns zu Hülfe zu eilen. Wir müßen nunmehr uns beeilen, dieſem wohlthätigen Rathgeber zu helfen, der uns vielleicht noch andere Aufklärungen geben kann, und der ſich ſicherlich mit uns gegen unſern gemeinſchaftlichen Feind verbinden wird."

Habed-il-Ruman und die vier übrigen Prinzen folgten mit Vergnügen dem Rathe, welchen der Prinz von Damaſk ihnen hier gab. Sie gingen in die Wohnung des Mograby, traten in das große Vogelhaus, und umringten den Hara, der bei ihrem Anblicke mit den Flügeln ſchlug.

Sie wollten ihn von ſeinen Ketten befreien, der edelmüthige und im Unglück duldſam gewordene Vogel aber ſagte:

„Das iſt euch unmöglich; ich will aber gern meinen Zuſtand ertragen, wenn ihr mich nur aus dieſem widerwärtigen Gefängniſſe befreiet. Traget mich auf meiner Stange hinaus, und ſetzet euch mit mir an einem bequemeren Orte, wo ich durch Erzählung meiner Unfälle euch die ſicheren Mittel anzeigen kann, die Abweſenheit unſers Peinigers zu benutzen, um die uns bedrohenden Gefahren abzuwenden."

Die ſechs Prinzen trugen den Hara mit ſich hinaus nach dem Saale der Springbrunnen. Hier ſetzten ſich Alle dem Vogel gegenüber, und dieſer nahm nun das Wort und begann die Erzählung ſeiner eigenen Abenteuer.

Liebesgeſchichte
des
Mograby mit Planeten-Schweſter, *)
Tochter des Königs von Aegypten.

Vierhundert und neun und ſechzigſter Tag.

„Ich bin eine Frau und geborne Prinzeſſinn. Mein Vater war Beherrſcher des mächtigen Königreichs Aegypten. Er herrſchte mit Weisheit und Güte, war aber dem Götzendienſte des Baal ſo ergeben, daß er ſeinen Schatz erſchöpfte, um demſelben in ſeinem eigenen Palaſt einen Tempel zu erbauen, deſſen Pracht nicht ſeinesgleichen auf Erden hatte.

---

*) Im Arabiſchen Aubeta-il-Kuakib.

Das rieſengroße Bild der vermeintlichen Gottheit war ganz von Gold, mit Edelſteinen von unſchätzbarem Werthe bedeckt, und ſeine Augen beſtanden aus zwei in Diamanten gefaßten Karfunkeln. Täglich wurde der Altar des Baal durch friſche Blutopfer beſudelt.

Ich war das einzige Kind, welches meinem Vater übrig geblieben. Im neunten Jahre verlor ich zu gleicher Zeit meine Mutter und meine Hofmeiſterinn. Dieſe, eine geborne Muſelmänninn und im Grunde des Herzens ihrem Glauben ſehr zugethan, verſuchte es heimlich, mich die Vorzüge deſſelben kennen, und die Gebote lieben zu lehren.

Als ſie ihr Ende herannahen fühlte, ſprach ſie zu mir:

„Mein liebes Kind, ungern verlaße ich dich in der Gefahr, der du ausgeſetzt biſt. Man wird dich in alle Gräuel des Götzendienſtes einweihen. Nimm wenigſtens von mir dieſes Buch; verſtecke es eben ſo ſorgfältig, als ich gethan habe, und ſo oft du dich meiner erinnerſt, lies ein Kapitel darin; aber nimm dich in Acht, daß es niemand gewahr wird.“

Ich nahm aus ihren Händen den Koran, welchen ſie mir übergab, und legte ihn in ein Käſtchen, wovon ich allein den Schlüſſel hatte. Aber unglücklicherweiſe verlor ich bald die Luſt, in dieſem Buche nach Wahrheiten zu ſuchen.

Meine Hofmeiſterinn wurde bald durch eine Perſiſche Sklavinn erſetzt, die mein Vater vor kurzem erkauft hatte, und die mit allerlei angeborenen und erworbenen Vorzügen ausgeſtattet war. Sie gab ſich ungemeine Mühe, meine Zuneigung zu gewinnen und mich zu unterrichten. In meinem zwölften Jahre hatte ſie ſchon aus mir gemacht, was man ein Wunder meines Geſchlechts nennt, in Kenntniſſen aller Art, deren es nur fähig iſt.

Nichts wäre glücklicher für mich geweſen, als wenn ſie dabei ſtehen geblieben wäre: aber ſie erregte meine Neugierde auf eine Wiſſenſchaft, welche Geomantie heißt, und benahm ſich mit unglaublicher Gewandtheit, um mir einen entſchiedenen Geſchmack für dieſe gefährliche Wiſſenſchaft beizubringen.

Ich war von ängſtlichen Träumen beläſtigt, und beklagte mich gegen ſie darüber. Sie erbot ſich, mich davon zu befreien, ohne ein Heilmittel anzuwenden:

„Ihr ſollt künftig," ſagte ſie zu mir, „ſo angenehm träumen, wie ihr nur wünſchet, durch Anwendung eines ſehr einfachen Mittels.

Ihr müßt einen Blumenſtrauß zuſammen ſetzen, *) aus den verſchiedenen Blumen, welche ich euch nen-

---

*) Dieſe ſinnbildliche Art, durch Blumen ſeine Gedanken auszudrücken, iſt in manchen Gegenden Aſiens ſehr in Gebrauch.

nen und deren Bedeutung ich euch kennen lehren will; und dieſe Blumen verbindet ihr, wie ich euch zeigen werde, auf ſolche Weiſe, daß je eine unter der andern ſtehende Blume ihr gleichſam unterworfen bleibt.

Dieſen Blumenſtrauß bringet ihr am Abend zu den Füßen des Baal dar, durch die Thüre eures Gemachs, welche mit dem Tempel in Verbindung ſteht. Ich will euch dahin begleiten, und euch mit Weihrauch für die Gottheit verſehen. Ich werde euch zwei Worte lehren, welche euch anſtatt des Gebets dienen ſollen; und dieß wird vernommen und erhört werden. Ihr kehret dann mit eurem Blumenſtrauße nach eurem Zimmer zurück, ſteckt ihn unter euer Kopfkiſſen, und anſtatt ängſtlich zu träumen, werdet ihr den angenehmſten Traum haben. Was euch verwundern möchte, meine Prinzeſſinn, das iſt, daß ich euch morgen Wort für Wort wieder ſagen werde, was ihr geträumt habt: aber nichts iſt wunderbar dabei, als die Güte und die Macht des Gottes, der euch alles das hat ſehen oder hören laßen, was in dem Strauße vorgebildet lag.

Nachdem wir den erſten Verſuch gemacht haben, will ich euch lehren, durch die Anordnung der Blumen eure Gedanken ebenſo auszudrücken, wie durch die Schrift. Dieß ſind gar reizende Schriftzeichen, und ihre Anwendung bietet zugleich eine ſehr angenehme Unterhaltung. Wir Frauen in Perſien, wenn wir einen Geliebten haben, ſo laßen wir einen Strauß aus dem Fenſter fallen, und geben ihm durch die Zuſammenſetzung deſſelben zu erkennen, was wir im Sinne haben.“

Die Perſiſche Sklavinn vergiftete durch Mittheilung ihres Geheimniſſes mein Herz; ich machte auf der Stelle den Verſuch mit dem Blumenſtrauße, und er hatte ganz den erwünſchten Erfolg.

Am folgenden Morgen kam meine Hofmeiſterinn, als ich noch im Bette lag: ich war entzückt von der Nacht, welche ich zugebracht hatte. Sie ſteckte die Hand unter mein Kopfkiſſen, zog den Blumenſtrauß hervor, den ich darunter geſteckt hatte, und ſchien darin zu leſen. Als ſie ſich auf die erforderliche Weiſe von allem in Kenntnis geſetzt hatte, ſprach ſie zu mir:

„Nun höret euern Traum: ihr befandet euch an einem der reizendſten Orte in der Umgegend von Maſſer, am Ufer des großen Kanals; ihr ſaßet auf welchem, mit Blumen bedecktem Raſen. Mit Vergnügen beſchautet ihr die Boote, welche den Kanal hinauf- und hinabruderten. Neben euch ſtand ein Birnbaum, mit den herrlichſten Früchten beladen, welche ſeine reichen Zweige zu euch herabbogen; ihr pflücktet davon, und ſie ſchmeckten euch köſtlich.

Euch gegenüber ſtand ein großes Bienenhaus; daraus kamen Bienenſchwärme hervor, welche ſich in die Luft erhuben, die ſie mit ihrem Geſumſe erfüllten. Sie begannen unter ſich einen Kampf, welcher euch ſehr beluſtigte, und als er zu Ende war, ſeid ihr erwacht.“

Vierhundert und ſiebzigſter Tag.

Man kann denken, mit welchem Vergnügen ich mir meinen Traum mit allen ſeinen Umſtänden wiedererzählen hörte. Von dieſem Augenblick an ward ich, ſo zu ſagen, die Sklavinn meiner Sklavinn. Ich verſchlang alles, was ſie mir beizubringen ſuchte, und unter dem Vorwande, mich in der Kunſt der Geomantie zu vervollkommnen, ward ich durch ihre Vermittelung eine Zauberinn von der erſten Größe, dergeſtalt, daß ich alle dergleichen Bücher, wie die hier befindlichen, geläufig erklären, und alle darin angezeigten Verrichtungen vornehmen konnte. Aber vor allen bereitete ich während eines Theils des Tages mit Sorgfalt den Blumenſtrauß, welcher mir angenehme Nächte verſchaffen ſollte. Ach! wie theuer habe ich ſie bezahlen müßen! zumal ſeitdem ich, von Verirrung zu Verirrung fortgeriſſen, meiner gefährlichen Hofmeiſterinn mein ganzes Vertrauen ſchenkte, und das Herz wie das Ohr willig ihren Erzählungen leihend, mich von der Vorſtellung jener Geiſter-Menſchen bethören ließ, deren Liebesabenteuer ſie mir erzählte, und es bis zu der unſeligen Neugierde trieb, daß ich in einem meiner Sträuße eine ſolche Zuſammenſetzung der Blumen machte, welche ein ſolches Weſen zu mir heranziehen ſollte, und dieſes verhängnisvolle Machwerk dem Götzenbilde zu Füßen legte.

Ich vermag nicht die Täuſchung zu ſchildern, welche die gefährliche Frucht dieſer Unvorſichtigkeit für mich war: alle meine Sinne waren davon entzückt; und unter andern Gegenſtänden, welche ſie mir vorführte, war, was mich vollends zu Grunde richtete, der Anblick eines Weſens, welchen ich für einen Mann gehalten hätte, wäre mir ſein Leib nicht ganz ſtrahlend erſchienen. Er warf ſich zu meinen Füßen, reichte mir einen Blumenſtrauß, in welchem die zärtlichſten Empfindungen der Liebe ausgedrückt ſchienen.

Ich löſte den mir gebotenen Blumenſtrauß auf, um eine Antwort daraus zu bilden; einen Augenblick darnach fügten ſie ſich wieder von ſelber dergeſtalt zuſammen, daß ſie die ſchmeichelhaften und rührenden Ausdrücke noch überboten, welche ſchon eine ſo ſtarke Wirkung auf mein Herz gemacht hatten.

Ich erwachte, ſterblich in das eingebildete Weſen verliebt, um deſſen Nähe ich zu den Füßen des Baal gefleht hatte; ich war einige Tage hindurch nur mit ihm beſchäftigt.

Ich dachte darauf, die Erſcheinung durch eine neue Zuſammenſetzung der Blumen abermals heranzuziehen, als ich in einer Nacht, wo ich genöthigt war, mich ohne Blumenſtrauß niederzulegen, von einem Traum aufgeſchreckt wurde, der ganz und gar nicht denjenigen glich, welche ich mir verſchafft hatte.

Meine alte Hofmeiſterinn erſchien mir in dieſem Traume, ſie nahm in meiner Gegenwart alle die Bücher, auf welche die Perſiſche Sklavinn meine eifrige Beſchäftigung gelenkt hatte, und warf ſie in einen Schlund, aus welchem ein verzehrendes Feuer hervor loderte, führte mich zu meinem Käſtchen und zwang mich, den Koran herauszunehmen. Ich warf die Augen auf dieſes Buch, und vermochte nicht einmal die erſte Zeile davon zu leſen. Meine alte Hofmeiſterinn hob die Augen zum Himmel empor, und rief aus:

„O Gott! meine Tochter, du biſt verloren; du haſt den Baal zum Herrn über dich gemacht!“

Die Perſiſche Sklavinn trat herein, und fand mich aufgeregt und ganz in Schweiß; ich theilte ihr mein Geſicht mit; ſie brach in lautes Gelächter aus, und ſagte:

„O meine theure Prinzeſſinn, das iſt ein liſtiger Streich Nakaronkirs, *) eines der boshafteſten Geiſter, welche aus der Schöpfung hervorgegangen

---

*) Vgl. Anm. zum 489. Tag.

ſind; eines der nichtswürdigſten Knechte jenes Mahomed, der, um die Erde zu bekehren, die Hälfte derſelben durch das Schwert verwüſtete.

Wenn man, wie ihr und ich, meine Prinzeſſinn, durch Hülfe der hohen Wiſſenſchaft und durch die vermittelnden Geiſter ſich den himmliſchen Sphären zu nähern ſucht, ſo iſt man den Angriffen dieſes teufliſchen Mahomed und ſeines Nakaronkirs ausgeſetzt, welche euch durch fürchterliche Träume von dem guten Wege abzulenken trachten, welchen ſie ſelber nicht zu betreten vermochten.

Ich will einen Blumenſtrauß und ein Räucherwerk bereiten, welches euch aller ihrer Angriffe überheben ſollen; und weil ihr, wie ihr ſaget, einen Koran habt, ſo wollen wir ihn heute Abend zu Baals Füßen verbrennen, und brauchen dann kein andres Räucherwerk."

Meine gefährliche Hofmeiſterinn hatte mich gänzlich verblendet; ich ließ ſie den Blumenſtrauß zuſammenſetzen, ohne mich viel zu bemühen, in den Sinn deſſelben einzudringen; ich übergab ihr meinen Koran, ohne das Buch einmal zu öffnen, und wir gingen nach dem Tempel.

Ein Schauer befiel mich, ſobald ich eintrat, aber ich ſchrieb ihn der Kühle des Orts zu; wir legten unſere Blumen am Fuße des Altars nieder, und meine gottloſe Lehrmeiſterinn ließ mich das Buch des muſelmänniſchen Glaubens in ein hellloderndes Feuerbecken werfen.

„Verfluchet den Mahomed mit mir,“ ſprach ſie, „verfluchet ſeine gottloſen Anhänger, daß ſie in Rauch aufgehen mögen, wie dieſes abenteuerliche Buch, welches ſeine Träumereien enthält.“

Leider gehorchte ich.

Das Buch verbreitete im Verbrennen den angenehmſten Geruch.

„Sehet,“ ſprach die frevelhafte Perſerinn zu mir, „wie ſchmeichelhaft dieſer Weihrauch dem Baal ſein muß, welchen wir ihm darbringen.“

Als aber der Rauch bis zu dem Kopfe des Götzenbildes emporſtieg, bebte plötzlich die Erde unter unſeren Füßen.

„Laßt uns alles von unſerm Opfer erwarten,“ ſagte fröhlich das Weib, durch welche ich mich täuſchen ließ; „wenn ein Gott zum Zeichen der Zufriedenheit ſein Haupt neigt, ſo erbebt das Weltall davon. Gehen wir heim, meine theure Prinzeſſinn; unſer Sieg iſt gewiß.“

Mein blinder Glaube an alle Vorſpiegelungen dieſes Weibes ließ mich nicht wahrnehmen, wie gezwungen ihre Erklärung der Ereigniſſe war, von welchen wir Zeugen geweſen. Ich erinnerte mich in der Folge noch eines ſolchen Umſtandes, welcher mir damals nicht auffiel, nämlich, daß mein Blumenſtrauß, als ich ihn wieder aufnahm, ſeine Friſche verloren hatte. In mein Zimmer zurückgekommen, eilte ich, ihn unter mein Kopfkiſſen zu ſtecken, wo er mir in der Nacht ein Traumgeſicht verſchaffte, welches mich völlig verwirren ſollte.

Vierhundert und ein und ſiebzigſter Tag.

Sobald meine Augen vom Schlafe befallen waren, ſah ich einen großen Mann auf einer Art von Thron ſitzen: er trug einen ungeheuern Turban von weißem Mußelin; die eine Hand ſtützte er auf eine Menge über einander geſchichteter Bücher, und die andre auf einen Haufen bloßer und blutiger Säbel.

Ihm zur Seite ſtand ein Maulthier an einen Pfahl gebunden; Leute in mannigfaltigen Trachten kamen und knieten vor ihm nieder, und beteten ihn an.

Er übergab einem jeden ein Buch und einen Säbel, und entließ ſie mit einer grimmigen Miene und mit einer Gebärde, welche ihnen ankündigte, daß er ſie ausſendete, zu ſchlagen und zu vertilgen. Das Wort Al-Koran ſtand auf den Rücken der Bücher geſchrieben.

Dieſe ganze Erſcheinung zeigte ſich mir wie von einem Nebel umhüllet.

Auf einmal ſtrahlte ein helles Licht vom Aufgange her; ein leuchtender Gegenſtand, der von dort herniederfuhr, ſchien es hervorzubringen: ich erkannte ihn für den Geiſt, welcher mir zuvor im Traum erſchienen war.

Bei ſeinem Anblicke ſchien der auf dem Throne ſitzende Mann ſich zu beunruhigen; er ſtand ſchleunig auf. Sein Turban fiel ab, und ließ einen völligen Kahlkopf ſehen. Er band ſein Maulthier los, um es zu beſteigen und zu entfliehen; in der Beſtürzung ſetzte er ſich verkehrt auf, den Kopf nach dem Schwanze gewendet, und ſchlug mit den Füßen die klapperdürren Rippen ſeines Thiers: aber er konnte nicht ſo ſchnell fliehen, daß ein ihn verfolgender ſchwarzer Sklave ihn nicht ins Geſicht geſpien hätte; und ich hörte von allen Seiten Freudengeſchrei und Hohngelächter erſchallen, das mich aus meinem Schlaf aufweckte, und mir noch in den Ohren gellte, als ich ſchon völlig erwacht war.

Wie ſehr mich dieſer Lärm auch aufſchreckte, doch ſchlief ich faſt augenblicklich wieder ein, und wurde von neuen Traumgeſichtern eingewiegt, die alle ſo eingerichtet waren, daß ſie mir ſchmeichelten. Ich erinnere mich davon nur eines deutlich: nämlich, mein erträumter Geliebter reichte mir einen Blumenſtrauß, deſſen Bedeutung mir unendlich wohlgefällig war, beſtieg dann plötzlich eine Art von Triumphwagen, auf welchem er in die Luft emporgehoben wurde, und ſo verſchwand. Aber nicht alles war mit ihm verſchwunden; denn als ich am Morgen meinen Blumenſtrauß ſuchte, den ich ſo ſorgfältig unter mein Kopfkiſſen geſteckt hatte, fand ich ihn nicht wieder, aber den mir im Traume dargebotenen an ſeiner Stelle.

Wir haben, meine Prinzen, uns hier zu ernſthafte Dinge zu ſagen, als daß ich euch umſtändlich bei allen Kunſtgriffen meines Verführers aufhalten ſollte. Er benutzte mit unglaublicher Schlauheit alle Mittel, meinen Kopf zu verwirren, mein Herz zu verderben, und ſich meiner Seele zu bemeiſtern, in Erwartung eines Ereigniſſes, welches mich zwingen würde, ihm auch meine Perſon mit meiner Freiheit zu verpfänden; und dieß traf bald ein.

Der König mein Vater, der keine Kinder hatte, außer mir, wollte mir einen Gemahl geben, der im Stande wäre, Aegypten zu beherrſchen. Er warf die Augen auf einen meiner Vettern, einen Mann von reifen Jahren, und von allen Aegyptern wegen ſeiner Tapferkeit, ſeiner Thätigkeit in Geſchäften, und wegen ſeiner ganzen Aufführung hoch geachtet. Er gedachte, durch dieſe Vermählung ihm die Sorge der Regierung gänzlich anzuvertrauen.

Die ernſthafte Sinnesart meines Vetters hatte ihm wohl meine Achtung erwerben können, aber mich ſtäts abgeſchreckt, andere Empfindungen für ihn zu hegen. Seine Geſtalt, voll Adel und Würde, gebot mir Ehrfurcht, vermochte jedoch nicht, mich zu reizen; und in dem Zuſtande, worin meine gefährlichen Traumgeſichte mich verſetzt hatten, würde ich auch dem ſchönſten Prinzen auf der Erde nicht meine Hand gereicht haben.

Als ich vernahm, daß meine Vermählung mit meinem Vetter beſchloſſen war, warf ich mich, in Thränen gebadet, meiner Hofmeiſterinn in die Arme. Die Perſerinn tröſtete mich bald, und ſagte:

„Es iſt nicht möglich, meine Prinzeſſinn, daß man über euch, die ihr ſo gelehrt und von den Geiſtern begünſtigt, und vorzüglich von dem Gotte Baal beſchützt ſeid, wie über eine gewöhnliche Frau, ſchalten ſollte.

Ich will eine Arbeit vornehmen, um den himmliſchen Geliebten, welchen ihr an euch zu feſſeln gewußt habt, näher kennen zu lernen. Ich will ſeine Abſichten in Anſehung eurer erforſchen, und vielleicht kann ich euch darthun, daß die Krone Aegyptens tief unter euch iſt.

Wir wollen,“ fuhr ſie fort, „gemeinſchaftlich einen Blumenſtrauß zuſammenſetzen, und denſelben zu den Füßen des Baal darbringen; ich will ihn dann unter mein Kopfkiſſen ſtecken, er wird euern Geliebten zu mir heranziehen, und vielleicht erfahre ich von ihm viele Dinge, über welche die Reinheit ſeiner Abſichten und das Zartgefühl ſeiner Liebe ihn mögen abgehalten haben, ſich frei gegen euch zu erklären.“

Ich ging blindlings in dieſe neue Schlinge; nnd am nächſten Morgen kam meine Hofmeiſterinn zu mir, und ſchien ſo von Zufriedenheit erfüllt, daß ſie ſich nicht zu halten vermochte. Sie ſetzte ſich zu Füßen meines Bettes, und ſprach zu mir:

„Oh! höret, höret! Es gibt keine ſo glückliche, ſo mächtige, ſo erhabene Sterbliche auf Erden, als ihr ſeid. Nein, meine Prinzeſſinn, obſchon ich von euren Reizen, euren Geiſtesgaben, euren Tugenden alles erwartete, ſo hätte ich mir doch niemals geſchmeichelt, daß ſie das hochbegabteſte Weſen unter dem Himmel an euch feſſeln würden.

Wie hätten wir's glauben können, daß der große Mograby, der einzige Sohn der himmliſchen Yandar, der Enkelinn Kokopileſobeh's, *) des Oberherrn aller Geiſter, welche die Erde beherrſchen, für euch die innigſte und wahrhafteſte Leidenſchaft empfinden würde, ſo es jemals gab!

Als ihr durch eure Blumenſträuße und euer Räucherwerk einen Geiſt von himmliſchem Urſprunge zu euch herabzuziehen getrachtet, hat derjenige, der zugleich an der Macht der körperloſen Weſen und an der dem Menſchen erreichbaren Macht Theil nimmt, zu

---

*) Vgl. die Geſchichte Simuſtapha's, Tag 380. Bd. 5.

den Füßen Baals um das Glück angehalten, euch erſcheinen zu dürfen. Er brannte ſchon in Liebe zu euch, bevor ihr noch die geringſte Kunde davon haben konntet: und wenn ihr euch ihm ganz ergebet, ſo wird er ebenſo ganz der eurige ſein.

Eure Hochzeit mit eurem Vetter wird ſchon zugerüſtet; ſie ſoll an dem Altar zu Füßen des Standbildes des Gottes Baal gefeiert werden. Ihr werdet nach dem Gebrauche des Landes von zwei Prinzeſſinnen, euren Muhmen, und mit einem Gefolge von jungen Mädchen, welche ihren Nacken noch nicht unter das Joch der Ehe gebeugt haben, dem Oberprieſter zugeführt werden. Ein Blumenkranz wird euer Haupt ſchmücken: aber ich will dieſen Kranz winden. Derjenige, der euer Gemahl zu werden wähnt, wird an der Spitze eines Gefolges von der glänzendſten Jugend des Hofes erſcheinen. Aber noch bevor er ſich euch nahen kann, wird euer Geliebter vor euch erſcheinen, ein Blumengewinde, womit er umgürtet iſt, ablöſen, und euch darbieten; ihr werdet es annehmen, und ihm dagegen euern Blumenkranz geben.

Das euch überreichte Blumengewinde wird ausdrücken, daß der Mograby ſich durch unauflösliche Bande mit euch verbindet, und euer Kranz gibt ihm von eurer Seite dieſelbe Zuſicherung: Baal ſelber wird euern Bund beſtätigen, ihr werdet beide vor den Augen der Verſammlung verſchwinden, und bald darnach werden wir uns an dem Orte der Glückſeligkeit wiederſehen, wo man euch erwartet."

Vierhundert und zwei und ſiebzigſter Tag.

Vom Morgen bis zum Abend durch die Perſerinn mit Zaubergeſchichten unterhalten, durch kleine Hexereien, welche wir zuſammen verrichteten, mit all dem Wunderbaren vertraut, das bei meiner Entführung obwalten ſollte, zweifelte ich nicht an der Möglichkeit, noch an dem Erfolge des mir gemachten Antrages.

Während man alles zurüſtete, um meine Hochzeit mit Glanz und Feierlichkeit zu begehen, machte ich meinerſeits auch meine kleinen Vorbereitungen, und half mit aller meiner Geſchicklichkeit den verhängnisvollen Blumenkranz winden, durch welchen ich mich meinem Entführer rückſichtslos übergab.

Als der Augenblick gekommen war, und ich zu den Füßen des Götzenbildes des Baal hintrat, um den feierlichen Bund zu ſchließen, erſchien mir plötzlich der Mograby: wir tauſchten unſere Blumen aus, und das Blumengewinde, welches er mir gab, erhub ſich leichter von der Erde, als der Wind einen Strohhalm fortträgt.

Ich fuhr auf einem ganz von Aſur, Gold und Rubienen ſtrahlenden Wagen dahin. Mein Entführer, ſchimmernder als der Morgenſtern, ſaß mir zur Seite, und ſechs Roſſe, welche aus Feuerſtoff gebildet ſchienen, gelenkt von der Perſerinn, der eine Bezauberung große weiße Flügel gegeben hatte, trugen uns im reißenden Fluge bis an den Fuß eines Berges, wo alle diejenigen, die ich hier ſehe, hingeführt worden, und der leuchtende Wagen trug mich von ſelber hindurch nach dieſem Palaſt, indem er auf meinem unterirdiſchen Wege einen Glanz verbreitete, welcher mit dem Tageslichte wetteiferte.

Man führte mich in ein Zimmer, deſſen Pracht meine Augen blendete, wie ſehr ſie auch an den Glanz in dem Palaſte meines Vaters gewöhnt waren.

Da die Thüren und Fenſter deſſelben feſt vermauert worden, ſeitdem ich daraus verwieſen bin, ſo glaube ich nicht, daß ihr es geſehen habt, obwohl es von jeher in Verbindung mit dem Vogelhauſe ſtand, in welchem ihr mich gefunden habt.

Ein prächtiges Mahl erwartete mich; mein Auserwählter 'führte mich auf ein Sopha von erſtaunlichem Reichthum unter einen ſo glänzenden Thronhimmel, daß meine Augen davon geblendet wurden. Ich bemerkte, daß wir allein waren, und der Zauberer ſprach zu mir:

„Gebiete, und du wirſt von unſichtbaren Händen bedient werden. Fürchte dich nicht vor der Einſamkeit, in welcher du dich befindeſt, und vor allen, meine theure Planeten-Schweſter, empfinde ſie nirgend, wo ich bei dir bin, und wo du das Weltall für mich biſt.“

Ich will euch hier nicht, meine Prinzen, alle die Reden wiederholen, welche dieſer verſchmitzte Betrüger, den euer Unglück euch genugſam kennen gelehrt hat, an mich richtete, um mich in der Täuſchung zu erhalten, in welche er mich verſetzt hatte: aber er hatte mich durch Blumen verführt, und fuhr fort, dergleichen überall vor mir auszuſtreuen.

Es entſchlüpfte mir im Geſpräche mit ihm die Aeußerung, daß ich die Muſik liebte: auf der Stelle tönte eine herrliche Symphonie, die aus einem Nebenzimmer zu kommen ſchien, in meine Ohren; bald miſchten Männer- und Frauenſtimmen ſich darein, und führten ein Konzert auf, welches alles übertraf, was ich bisher in dieſer Art gehört hatte.

Derjenige der mir dieſe Unterhaltung verſchaffte ſchien entzückt über das Vergnügen, welches ich daran zu finden ſchien. Von Zeit zu Zeit bemerkte ich, daß er, um das Spiel abwechſeln zu laßen, ein Stäbchen auf ſeine Fingerſpitzen ſetzte, welches ſich mit großer Lebendigkeit darauf umdrehte, ohne daß er es berührte. Ich trug mein Zauberſtäbchen auch unter meinem

Kleide bei mir: aber es fiel mir damals nicht ein, mich in einen Wettkampf mit ihm einzulaßen.

Mit ſolchen Vergnügungen unterhielt er mich bis zu dem Augenblick, wo das Brautbette mich aufnehmen ſollte. Er reichte mir die Hand, mich dahin zu führen. Ich wurde entkleidet, faſt ohne die unſichtbaren Hände zu fühlen, welche mich berührten, und ſo zogen ſie die Vorhänge über uns zu.

Ihr werdet nicht erwarten, meine Prinzen, daß ich euch hier von den verliebten Entzückungen und Beweiſen der Zärtlichkeit eines Ungeheuers unterhalte, an welchem nichts wahr iſt, als das Böſe. Ich komme gleich zu dem außerordentlichen Traume, welchen ich hatte, ſobald der Schlaf meine Augenlieder geſchloſſen hatte, vorausgeſetzt, daß es ein Traum war. Ich befand mich vor einem Palaſt von einer ſo kühnen, ſo erſtaunlichen Bauart, daß die Einbildungskraft ſich nicht ſo weit emporſchwingen kann, ſie zu faſſen. Sobald ich hineintreten wollte, kam eine Menge prächtig gekleideter Leute in der ſchönſten Ordnung mir entgegen, und bezeugte mir und auch meinem Gemahl durch die ausdrucksvollſten Gebärden die tiefſte Ehrerbietung. Hierauf gingen ſie vor uns her, und wir ſchritten durch unabſehliche Säle, wo Männer und Frauen noch prächtiger gekleidet und von großer Schönheit beiſammen ſaßen. Sobald ſie uns erblickten, ſtanden ſie auf und verneigten ſich ſo lange, bis wir vorüber gegangen waren.

Ich unterlaße es, euch die wundervolle Pracht zu ſchildern, welche überall mein Auge traf, bis ich endlich in den Saal des Thrones gelangte, auf welchem ein Weſen von menſchlicher Geſtalt ſaß, aber ſo lichtſtrahlend, daß ſein Anblick den Augen faſt wehe that.

Seine Krone, ganz von Diamanten, verbreitete einen hellen Glanz, welchen aber noch der Glanz ſeines Antlitzes verdunkelte. Der ganze zahlreiche Hofſtaat, der ihn umgab, ſchien davon erleuchtet zu ſein. Ich hub die Augen zu dem Gewölbe des Saales empor: es war aus Regenbogen gebildet, deren Halbkreiſe ſich durchſchnitten und ein glänzendes Licht verbreiteten.

Als wir an den Fuß des Thrones gelangten, ſprach der Mograby zu mir:

„Dieß hier iſt nicht das *Bild* des Baal, ſondern Baal ſelber: beuge deine Knie vor ihm."

Hierauf kniete er ſelber nieder und redete ihn alſo an:

„Fürſt der Welt, höchſter Beherrſcher aller Geiſter, hier iſt die Gattinn, welche du mir gegeben haſt."

„Mograby," antwortete der vorgebliche Gott Baal, „du biſt mein Veſyr auf Erden, und der erſte aller meiner Unterthanen. Ich wünſche, daß deine Gattinn ſich in den Stand ſetze, die Macht mit dir zu theilen, welche ich dir verleihe; aber eure Vereinigung ſoll ein Feſt für meinen ganzen Hof ſein. Da die Vermählungsfeierlichkeiten ſchon vollzogen ſind, ſo bleibt uns nur noch übrig, uns der Freude zu überlaſſen, daß wir dich mit dem Gegenſtande deiner Liebe vereinigt ſehen.“

Vierhundert und drei und ſiebzigſter Tag.

Mit dieſen Worten klaſchte der gefällige Herrſcher in die Hände, und ſtand auf. Jeder folgte ſeinem Beiſpiel, und die Männer, vermiſcht mit den Frauen, verließen den Thronſaal, und begaben ſich, ohne Ordnung, in die zehn anſtoßenden Säle. Man gerieth auf allen Seiten in lebhaftes Geſpräch und brach in unmäßiges Gelächter aus. Mein Gemahl bemerkte einige Verwunderung darüber in meinen Augen, und ſagte zu mir:

„Du erkenneſt hier nicht den ernſthaften und abgemeſſenen Hof deines Vaters: um auf Erden zu herrſchen, muß man ſich durch Ehrfurcht in Anſehen ſetzen: unſer allmächtiger Beherrſcher, über jede Furcht erhaben, hat nicht nöthig, weder ſich in Zurückhaltung einzuhüllen, noch dieſelbe einzuflößen. Die Bande, welche ſeine Unterthanen an ihn knüpfen, ſind die

Freude und die Freiheit: aber jetzo wollen wir uns zu Tiſche ſetzen.“

Zu gleicher Zeit näherten wir uns einer unabſehbaren Tafel, welche augenblicklich mit Speiſen beſetzt war. Der Fürſt ſaß unter einem Thronhimmel allein an der ſeinigen. Der Mograby und ich, wir ſaßen an dem gemeinſchaftlichen Tiſche, aber ihm zunächſt, der eine zur Rechten, der andre zur Linken. Niemals hatte ich ein Gaſtmahl von ſolchem Aufwand, von ſolchem Ueberfluſſe geſehen; der Tiſch wurde unaufhörlich von neuem beſetzt, und jedermann ſchien nicht ſowohl zu eſſen, als vielmehr zu verſchlingen.

Was mich betrifft, ſo reizte der Anblick unbekannter Gerichte meine Neugier; es ſchien mir überhaupt, daß dem Auge mehr Genüge geſchah, als dem Geſchmacke, weil alles was ich aß, ſich wieder zu verflüchtigen ſchien, ſobald es über den Gaumen gegangen war, und der Wein nicht ſtärkere Wirkung auf mich machte. Ich überließ mich der Unmäßigkeit, der ich die Uebrigen ergeben ſah, und die nur durch die ſich mannigfaltig durchkreuzenden Geſpräche und durch ſchallendes Gelächter unterbrochen wurde, deſſen Beweggrund ich nicht zu errathen vermochte.

Unterdeſſen wurde der Tiſch ſo oft von neuem beſetzt, daß ich die Zahl vergeſſen habe. Am Ende langweilte man ſich, zu ſprechen, ohne etwas zu ſagen, und ohne Grund zu lachen; ich ſelber fühlte mich unbehaglich, und während ich den anderen nachahmte, das Schwatzen und Gelächter ausgenommen, begann ich ſchon, das Mahl zu lang zu finden, als der Fürſt aufſtand und in die Hände klaſchte, und jeder ſeinem Beiſpiele folgte. Von dem Speiſeſaale ging es in eine unabſehbare Galerie, welche zum Tanz eingerichtet war. Mein gefälliger Gemahl führte mich dahin: die Lacher gebärdeten ſich hier wie närriſch, und die Frauen, ſo kam es mir vor, verletzten den Anſtand auf eine empörende Weiſe. Ich wurde unangenehm davon betroffen, und es entfuhr mir darüber ein Wort:

„Der Anſtand,“ verſetzte mein Gemahl, „iſt ein Geſetz, welches dazu gemacht iſt, die Neigungen zu feſſeln, die gefährlich werden könnten. Hier wäre es nur ein unnützer Zwang. Du ſiehſt hier lauter glückliche Gatten, wie wir beide ſind, deren Glück niemand ein Aergernis ſein kann.

Man genießt hier ohne Vorwurf, weil man ohne Unruhe iſt, ſowohl für ſich, als für die andern; und je mehr Glückliche man um ſich ſieht, je glücklicher iſt man ſelber. Uebrigens iſt die Schaam dort nichts als ein Unding, wo es kein Laſter gibt. Wie unglücklich machet ihr euch doch ihr Sterblichen durch das, was ihr Wohlanſtändigkeit nennet! Laß uns genießen, meine geliebte Planeten-Schweſter, komm und tanze mit mir, und laß deine Anmuth leuchten.“

„Ich fühle mich ſo ſchwer," antwortete ich, „daß ich mich kaum noch fortſchleppen kann, und die Luft muß hier nicht ſehr gut ſein, denn es iſt mir, als wenn ſie mich erſtickte."

„Du haſt dich geſtern ſehr ermüdet," erwiederte er mir, „und einen weiten Weg gemacht, und das mag dich verſtimmt haben. Komm, laß uns wieder zu Bette gehen."

Er hatte nicht ſobald dieſe Worte ausgeſprochen, als ich erwachte, mich aufrichtete, und mich im Bette fand. Mein Gemahl lag mir zur Seite und ſchien zu ſchlafen. Ich blieb bewegungslos in tiefes Nachdenken über die Seltſamkeit meines vermeintlichen Traumes verſunken.

Ich könnte euch nur Ueberdruß erregen durch die Schilderung der Sorgfalt, der Aufmerkſamkeit, durch welche man mich bei meinem Erwachen vollends zu verderben ſuchte, und von den Vergnügungen, welche mir bereitet waren. Ich darf nur bei einem Umſtande verweilen, der mich in den Stand ſetzte, eine Beobachtung zu machen, welche mich mein Unglück hätte ſollen vorausſehen laßen.

Wir wiſſen alle, meine Prinzen, daß unſer Wüthrich kein Geſicht, folglich keine Geſichtszüge hat, welche ihm eigen ſind. Er kann nur den Ausdruck der Leidenſchaft haben, welche ihn gerade beherrſcht; auch iſt er im Zorn, in der Wuth, im Grimm, in der Rache noch ſchrecklicher und ſcheußlicher, als dieſe Leidenſchaften ſelber. Wenn er eine Gräuelthat begeht, ſo ſieht man die Bosheit ſelber aus ihm athmen. Seinen irdiſchen Leib anlangend, ſo hat dieſen das Alter längſt aufgezehrt: ſeine unreine Seele geht unaufhörlich aus einer Truggeſtalt ſeiner Schöpfung in eine andere über.

Mein vermeintlicher Traum hatte auf mich eine ſehr unbehagliche Wirkung gemacht, gegen die Abſicht desjenigen, der mir alle dieſe Dinge gezeigt hatte. Ich war faſt von Kindheit auf als künftige Königinn erzogen, und dem Befehle meines Vaters zufolge hatte man mir meinem Stande gemäße Geſinnungen und Grundſätze eingeprägt: die Ausgelaßenheit, von welcher ich Zeuge geweſen, hatte mich empört; was mir als ein Gott gezeigt worden, war mir nur als der äußere Glanz ſeiner Hoheit erſchienen. Sobald ich mich demnach allein in meinem Bette befand, fuhr ich mit der Hand unter mein Kopfkiſſen, um den wunderlichen Blumenſtrauß hervorzuziehen, der mir ein ſo ausſchweifendes Traumgeſicht verſchafft haben mußte: als ich keinen fand, ſo ſchrieb ich meiner in Unordnung gerathenen Einbildungskraft den Traum zu, der mich geängſtigt hatte; und weil ich ſagen gehört hatte, daß man auf natürlichem Wege nur von Dingen träume, mit denen man ſich zu viel beſchäftigt habe, ſo nahm ich mir feſt vor, mich nicht wieder willig ſolchen unordentlichen Träumereien hinzugeben, und meinen Traum niemand mitzutheilen.

Mein Bezauberer kam und fragte mich mit dem liebreichſten Tone, wie ich die Nacht geſchlafen hätte.

„Nicht allzu gut,“ antwortete ich ihm; „ich bin von Träumen geängſtigt worden, welche gar nicht angenehm waren.“

Bei dieſem Wort verzerrte der Ingrimm ſein Antlitz, aber nur für einen Augenblick; denn die Heiterkeit ſtellte ſich ſogleich wieder auf demſelben her, und er erwiederte mir eben ſo ſchnell:

„Das kömmt daher, daß du geſtern etwas ermüdet wareſt. Erinnerſt du dich nicht, was dir in deinem Traume misfallen hat?“

Vierhundert und vier und ſiebzigſter Tag.

Indem er dieſes ſagte, bedeckte er ſich die Augen mit ſeiner Hand, aber ſeine Blicke blieben auf die meinen geheftet. Ich antwortete, ſo unbefangen als möglich, es wäre mir alles ſo verworren durch den Kopf gegangen, daß mir nichts davon erinnerlich geblieben, außer daß es mir vorgekommen, als wenn ich ſehr viel gegeſſen und getrunken hätte.

„In meiner Kindheit,“ fügte ich hinzu, „war ich ſehr mit böſen Träumen behaftet, die mit Magenbeſchwerden begleitet waren. Glücklicherweiſe ſpüre ich dießmal nichts davon.“

Mein verkappter böſer Feind verſetzte darauf:

„Ruhe, ein Spaziergang, und geſunde Speiſen werden dieſe Zerrüttung bald wieder herſtellen.

Ich will dir deine Hofmeiſterinn ſchicken: ſie iſt noch hier. Ich gehe, die Belohnungen für ſie auszuſuchen, mit welchen ich ſie für das unſchätzbare Glück, welches ſie mir verſchafft hat, zu überhäufen gedenke; unterdeſſen kannſt du dich noch mit ihr unterhalten. Ich ſchicke ſie dann aber wieder heim, das ſage ich dir zum voraus; wir haben ihr große Verbindlichkeiten: aber ſie iſt eine Zauberinn, und jede andre Macht, außer der meinigen und der deinigen, iſt mir hier verdächtig; auch müßen wir ſtäts einſtimmig handeln.“

Bei dieſen Worten ſenkte ich nur die Augen und bezeigte keine Kränkung darüber, daß ich der Geſellſchaft meiner Vertrauten beraubt werden ſollte. Ich liebte meinen Verführer noch leidenſchaftlich, und mein Wille blieb noch an dem ſeinen gefeſſelt.

Bald kam die Perſerinn, ſetzte ſich auf mein Bette und ſagte zu mir:

„Ihr müßt aufſtehen, meine Königinn, und den Unpäßlichkeiten dadurch zuvorkommen, daß ihr hinaus geht, die geſunde Luft dieſes Orts einzuathmen.“

„Aber du willſt mich verlaßen?“ ſagte ich zu ihr:

„Ja,“ erwiederte ſie; „die Klugheit erfordert, daß wir uns trennen; aber es wird nicht für immer ſein: mein Herz würde tödtlich verwundet ſein, wenn ich mir nicht ſchmeichelte, daß wir noch häufig Gelegenheit haben werden uns wieder zu ſehen. Uebrigens iſt hier alles eurer Herrſchaft unterworfen, und ihr werdet nicht Urſache haben, meine Gegenwart zu vermiſſen. — Aber,“ fuhr ſie fort, „was habe ich vernommen? ihr habt einen unruhigen Schlaf gehabt? Ihr wißt, ich verſtehe mich gut darauf die Träume zu deuten: ſuchet euch doch des eurigen wieder zu erinnern.“

Er ſchwebte mir faſt ſchon auf den Lippen, als mir einfiel, daß, nachdem ich ihn dem Mograby nicht vertrauet hatte, dem ich es ſchuldig zu ſein wähnte, ich mir nicht erlauben durfte, ihn jemand anders zu entdecken.

„Ich erinnere mich nichts mehr davon,“ antwortete ich ihr alſo: „er ſchwebte wie ein Gewölk an mir vorüber, und verſchwand ebenſo wieder; aber es thut mir eben nicht Leid, Dinge vergeſſen zu haben, welche mir unangenehm und falſch vorkamen.“

Es entſchlüpfte der Perſerinn ein kleiner Ausbruch der Verwunderung, welche ich mir ſeitdem wohl zu erklären gewußt habe: was darauf angelegt war, um meine Verführung zu vollenden, und mich in gänzliche Verderbnis hinabzuziehen, hatte ſeine Wirkung verfehlt. Mein Herz und mein Kopf waren verführt, meine Sinne verwirrt: aber das Gift war noch nicht bis in die Seele gedrungen, und ich war noch beſſer beſchirmet worden, als ich es verdiente.

Ich mußte nun aufſtehen; zwanzig zierliche Morgenanzüge wurden mir dargeboten; ich wählte den, der mir am meiſten gefiel.

„Oh! wie ſchön ſeid ihr, meine Königinn!“ ſagte die Perſerinn zu mir; „man ſollte nicht errathen, daß ihr eine unangenehme Nacht zugebracht habt. Aber befehlet Wagen und Pferde zu einer Spazierfahrt, und vergeſſet nicht, daß hier, wo ihr ſeid, hundert Arme bereit ſind, euch zu dienen, und daß die Wände Ohren haben.“

Ich gab den Befehl, und auf der Stelle wiederholte eine unendlich liebliche Stimme:

„Wagen und Pferde für unſre Königinn!“

Im Augenblick ſtand, was ich verlangte, vor dem Thore meines Palaſts. Als ich niemand ſah, der den Wagen lenken ſollte, fragte ich:

„Wer wird uns denn fahren?“

„Die Zügel,“ antwortete die Perſerinn, „ſchweben auf dem Halſe der Pferde, welche euch alsbald nach dem Orte führen werden, wohin ihr wollt.“

„Ich will friſche Luft ſchöpfen,“ ſagte ich unwillkührlich. Hierauf ſchienen die Zügel emporgezogen zu werden, und der Wagen flog durch die Gefilde dahin, welche mir höchſt reizend erſchienen. Ich kam an große Gehöfte, und fragte nach ihrer Beſtimmung.

„Hier ſehet ihr,“ ſagte die Perſerinn zu mir, „den Ort für eure Elephanten, dort ſind eure Kameele; da ſind die Marſtälle, weiterhin die anderen Ställe.“

„Aber,“ verſetzte ich, „es gibt kein anderes menſchliches Weſen hier, wozu dienen alle dieſe Thiere?“

„Es gibt hier,“ antwortete ſie mir, „ebenſo viel Menſchen, als Thiere, aber ſie haben hier nicht ihre eigene Geſtalt, welche man ihnen nur wiedergibt, wenn es nöthig iſt; außerdem bleiben ſie hier unter der Geſtalt des einen oder andern Thiers.“

„Aber welche Grauſamkeit!“ verſetzte ich.

„Haltet ein, meine Königinn,“ antwortete lebhaft die Perſerinn; „ihr ſeid nunmehr zu dem Range der Geiſter erhoben, lernet nun die Menſchen mit einem andern Auge betrachten, als bisher: meinet ihr nicht, daß dreiviertel von ihnen ſehr glücklich ſind, in ihrer Verwandlung von einem dunkeln aber ſichern Triebe geleitet zu werden, der ſie aller der Unfälle überhebt, in welche ihre falſche Vernünftelei ſie ſtürzen würde? In dem Zuſtande, worin ſie ſich hier befinden, ſind ſie befreiet von den Erinnerungen der Vergangenheit, den Plagen der Gegenwart und den Befürchtungen der Zukunft; ſie genießen, ohne durch den Gedanken geſtört zu werden. Es gibt kein ſo wünſchenswerthes Daſein, als das eines Geiſtes oder eines dumpfen Thieres; die Mitteldinger ſind in einem troſtloſen Zuſtande: wahre Gegenſtände des Mitleids für erleuchtete Weſen, ſind ſie nur zu ſehr geeignet, der Spielball der Böſen zu werden."

Mein Geiſt vertiefte ſich darin, das Wahre oder Falſche dieſer Darſtellung zu entdecken, als mein Verführer, ſchön wie der Tag, welcher ihn beleuchtete, auf einem ſtolzen Roſſe erſchien, welches er mit unglaublicher Anmuth lenkte. Er erreichte bald den Wagen, auf welchem wir ſaßen; ſchnell, wie ein Pfeil, ſchwang er ſich in denſelben, nachdem er von ſeinem Pferde geſprungen war. Mein Rauſch war noch nicht verflogen, und er ſuchte ihn noch zu verſtärken durch alles was irgend Einnehmendes in Gebärden, Schmeichelhaftes in Reden, Leidenſchaftliches und Zärtliches in Blicke gelegt werden kann. Ich vergaß alle meine Beobachtungen und meines Traumes, um mich dem Zauber zu überlaßen, durch welchen ich hingeriſſen wurde.

Wir kehrten nach dem Palaſte zurück. Obwohl ich einen Theil der Nacht beim Mahle zugebracht hatte, kam ich doch wieder mit verzehrendem Hunger zu Tiſche, der mit unglaublichem Ueberfluß und Köſtlichkeit beſetzt wurde, und überließ mich dem Vergnügen des Eſſens und Trinkens, wie ich bei dem nächtlichen Schmauſe gethan hatte, welchen ich für eine Täuſchung anſah.

Ich betäubte meine Vernunft, und nährte nur meine thörichte und unglückſelige Liebe. Aber ſchon mit dem übrigen Theil des Tages und der darauf folgenden Nacht ſollte ich alles verrinnen ſehen, was es Reizendes in dem Blendwerke meines Lebens gab, und ich ſollte den begangenen Fehltritt und einige Augenblicke der Freude, welche er mir verſchafft hatte, durch viele Thränen büßen.

Vierhundert und fünf und ſiebzigſter Tag.

Ich vernahm am folgenden Morgen, daß die Perſerinn abgereiſet wäre; mein Kerkermeiſter, den ich noch für meinen Geliebten hielt, brachte mir die Nachricht davon. Zu gleicher Zeit kündigte er mir an, daß er ſelber genöthigt wäre, mich auf zwei Tage zu verlaßen; er gab mir eine Vorſtellung der Vergnügungen, welche ich mir zu meiner Zerſtreuung verſchaffen könnte. Sie waren unendlich mannigfaltig; ich war die Herrinn vom Hauſe: meine Stimme konnte alles beleben, und nöthigenfalls ein Steinbild zum Sprechen bringen.

„Du mußt mir,“ fuhr er fort, „in meiner Arbeit helfen; hier ſind Bücher, welche dir die Mittel dazu darbieten: belehrt, wie du ſchon biſt, wird die leichteſte Beſchäftigung damit für dich hinreichen, deine Fortſchritte zu beſchleunigen und dich zu vervollkommnen. Aber während meiner Abweſenheit vergiß nicht, daß wir einander zugehören, und daß du nichts vornehmen darfſt ohne mich, ſo wahr es iſt, daß du hier alles thun kannſt in meinem Namen.“

Wir blieben noch einen Theil des Tages beiſammen, und am Abend, vor Sonnenuntergang, verſchwand er. Ich fühlte die Erde beben und hörte das Getöſe eines unterirdiſchen Donners, wie in dem Augenblicke, wo der Berg ſich aufgethan hatte, um uns den Durchgang durch ſeine Eingeweide zu gewähren.

Als ich mich allein ſah, hatte ich nicht den Muth in der Einſamkeit, welche mich umgab, irgend etwas zu beleben: im Gegentheil fand ich ſie der Stimmung angemeſſen, in welcher damals meine Seele und mein Geiſt ſich befanden, und ich überließ mich gänzlich den Betrachtungen, welche ich bis dahin abgewieſen hatte.

Jener Zug der Vorſicht, welche die Perſerinn gezwungen hatte, ſich von mir zu entfernen, kam mir ſehr befremdlich vor. Wodurch konnte eine Zauberinn mehr hier gefährlich werden, welche mir zur Geſellſchaft, zur Tröſtung, zur Rathgeberinn gedient hätte an einem Orte, wo alles prächtig war, und deſſen Herr ſo mächtig erſchien?

Dann fielen mir die Reden dieſes Weibes wieder ein, welche bezweckten, mich zur Verachtung der Menſchheit zu verleiten, von welcher ſie mir vormals eine höhere Vorſtellung zu geben ſuchte. Ich vergegenwärtigte mir wieder alle die mannigfaltigen Bilder, welche mir in meinem Traume waren gezeigt worden, unter andern jenes Bild des Baal, der meinen Gemahl, den Mograby, für ſeinen Veſyr anerkannt hatte: nichts ſtimmte hier zu der Vorſtellung, welche ich mir von der Gottheit gemacht hatte. Ich erinnerte mich der Geſpräche, welche ich gehört, der Unanſtändigkeiten, von welchen ich Zeuge geweſen, und der Wendung, deren mein Gemahl ſich bedient hatte, ſie zu entſchuldigen.

„Glücklicherweiſe,“ ſprach ich bei mir ſelber, „war alles das Täuſchung, ſo wie es nur Täuſchung war, daß ich ſo viel gegeſſen, weil ich bei meinem Erwachen ſo große Eßluſt hatte.“

Indeſſen fand ich in dem Ganzen dieſes Traumes die Handlungen und Reden in ſolchem Zuſammenge unter einander, daß ſie auf einmal den Anſchein einer Wahrheit annahmen, welche mich ſehr in Verlegenheit ſetzte. Ermüdet von dem innern Widerſtreit meiner eigenen Gedanken, legte ich mich früh zu Bette, und ſuchte meine Unruhe über meine wahre Lage dadurch zu beſchwichtigen, daß ich mich dem Schlaf überließ, indem ich mich unwillkürlich jenes mehr als widrigen Blicks erinnerte, welcher dem Mograby entſchlüpft war, als ich ihm mein Misvergnügen über jenen Traum bezeigte.

„Himmel!“ ſprach ich bei mir ſelber, „das Licht und die Finſternis ſind weniger einander entgegengeſetzt, als die verſchiedenen Blicke dieſes Weſens; der eine entzündete mich in Liebe zu ihm, der andre vermöchte mir den Tod zu geben.“ Endlich verſank ich in den Schlaf.

Die Bilder, welche ſich mir jetzt im Traume darſtellten, rührten anfangs von der Verwirrung her, in welcher meine Seele ſich befand: es war der Mograby, ſtrahlend wie die Sonne, und brennend von Liebe für mich. Ich gab mich ſeinen ſtürmiſchen Liebkoſungen hin; er biß mich in die Wange, ich fühlte einen gräßlichen Schmerz, und wollte mich gegen ihn beklagen, daß er mir ſo wehe gethan hätte: aber da ſah ich nur ein ſcheußliches Geſpenſt vor mir, deſſen Blicke mich mit Schauder erfüllten. Er verwandelte ſich in einen Tieger, um mich zu erwürgen.

Einen Augenblick darnach war es eine ſchreckliche Schlange, welche mir tauſend Wunden verſetzte, indem ſie mich mit den Windungen ihres giftigen Leibes umſchlang. Ich befand mich in einem Zuſtand unausſprechlichen Entſetzens; all mein Blut war in meinen Adern erſtarrt. Da erſchien mir meine ehemalige Hofmeiſterinn, und ſagte zu mir:

„Ach, unglückliche Prinzeſſinn, du biſt verloren! du haſt den Koran verbrannt, um ihn deinem grimmigſten Feinde zu überliefern; erinnere dich, wenn du es vermagſt, an die erſte Zeile deſſelben:

„Gott allein iſt Gott, und Mahomed iſt ſein Prophet!"

Indem ſie dieſe Worte ausſprach, verſchwand ſie. Ich wiederholte dieſelben, und wurde von meinem entſetzlichen Traumgeſicht erlöſt. Zugleich erwachte ich, und fühlte meinen ganzen Leib mit kaltem Schweiße bedeckt.

Man kann ſich nicht vorſtellen, welcher Schreck mich ergriffen hatte; meine erſte Bewegung war, jemand zu Hülfe zu rufen: ich bedachte jedoch bald, daß ich nur von Feinden umringt ſein konnte. Ich ſprach von neuem innerlich die Worte aus, welche meine ehemalige Hofmeiſterinn mir ins Gedächtnis zurückgerufen hatte, und glücklicherweiſe konnte ich wieder einſchlafen, nachdem ich ſie mehrmals wiederholt hatte.

Sobald es Tag war, ſtand ich auf; das erſte beſte Gewand, das mir in die Hand kam, war mir recht, und ich eilte allein hinaus ins Feld, ohne Beiſtand und ohne alle andre Geſellſchaft und Hülfsmittel, als mein Zauberſtäbchen, von welchem ich Gebrauch zu machen gedachte.

„Der Mograby,“ ſprach ich bei mir ſelber, „hat mir zwar verboten, ohne ihn etwas vorzunehmen: aber das Verbot eines Feindes iſt nicht mehr zu achten, als ſein Rath.

Wenn ich Urſache habe, alles zu fürchten, ſo iſt es mir auch verſtattet, alles anzuwenden, um mich aus der Gefahr zu befreien, in welche meine Unbeſonnenheit mich geſtürzt hat.“

Vierhundert und ſechs und ſiebzigſter Tag.

Meine Macht hatte mir vorlängſt einen Erdgeiſt unterworfen; er ſchien mir ſo wenig Verſtand zu haben, daß ich ihm keine anderen Aufträge gab, als mir Blumen zu ſammeln.

„Ich will ihm nur befehlen,“ ſprach ich bei mir ſelber, „mich auf der Stelle von hier wegzuführen; das iſt keine große Anſtrengung für einen Geiſt, und er wird es mir wohl leiſten; denn er iſt mir nicht boshaft vorgekommen, ich habe ihn ſogar gefällig gefunden.“

Sobald ich meinen Entſchluß gefaßt hatte, eilte ich mit ſchnellen Schritten nach der einſamſten Stelle, ſo zu finden war; als ich ſie gefunden zu haben glaubte, erhub ich, bevor ich mein Zauberſtäbchen hervorzog, meine Stimme und rief laut aus:

„Wenn Augen und Ohren mich umgeben, ſo mögen ſie vernehmen: Gott allein iſt Gott, und Mahomed iſt ſein Prophet!“

Ich hörte ein dumpfes Getöſe um mich her, Seufzer miſchten ſich drein; ich ſah, daß meine Anrufung wirkte, und erwartete alles von dem, was ich im Sinne hatte. Ich zog mit meinem Stäbchen einen weiten Kreis um mich her, und ſchrieb rings um denſelben die Worte, welche ich ſo kühn ausgeſprochen hatte. Dann trat ich in den Mittelpunkt, zog hier einen andern kleinern Kreis um mich, und rief dreimal Kathety, indem ich in meinen Händen das Stäbchen umdrehte, dem ich ihn unterworfen hatte, und ſtampfte vor Ungeduld mit dem Fuße, als ich ſah, daß er mir nicht gehorchte.

Ich wiederholte fruchtlos meinen Ruf, und endlich, faſt im Zorne, beſchwur ich den widerſpenſtigen Geiſt in Mahomeds Namen. Da bildete ſich ein Gewölk hoch über meinem Haupte; plötzlich ſenkte es ſich herab, und zerriß mit einem Gekrache, gleich einem Donnerſchlage. Es ließ in den größern Kreis, den ich gezogen hatte, einen unförmlichen Dunſtklumpen niederfallen, aus welchem Kathety in ſeiner gewöhnlichen Geſtalt hervortrat, aber ſo von Schrecken erfüllt, daß ſeine Augen ſtarrten und ihm die Haare zu Berge ſtanden.

„Ungehorſamer Geiſt,“ ſprach ich zu ihm, „wer hat dich taub gemacht für meinen Ruf?“

„Gebieterinn,“ antwortete mir das zitternd vor mir ſtehende Weſen, „ich gehorche auch jetzo noch nicht von ſelber, ich bin von einer höhern Macht hieher geführt worden.

Wie hätte ich die Schranken durchbrechen können, welche jedem andern Geiſte, als denen, die der Mograby ſich unterworfen hat, den Eingang in dieſes Gebiet verwehren?

Wie hätte ich, den ſeine Mutter ſo lange in Gefangenſchaft gehalten hat, mich der Gefahr ausſetzen ſollen, wieder unter das Joch der härteſten, der ſcheußlichſten Sklaverei zu ſinken? Denn nur eine ſolche gibt es bei ihm; und derſelben haſt du ſelber dich unterworfen, unbeſonnene und unglückliche Prinzeſſinn!“

Erſtaunt darüber, dieſen Kathety alſo reden zu hören, den ich für unfähig gehalten hatte, zwei Vorſtellungen zuſammen zu faſſen, ſagte ich zu ihm:

„Warum haſt du, Unſeliger, als die Perſiſche Sklavinn mich jene Blumenſträuße winden lehrte, die mich zu Grunde gerichtet haben, mich nicht vor der Gefahr gewarnt, welcher ich mich ausſetzte?“

„Ich hätte Gefahr gelaufen;“ antwortete Kathety, „durch ſie dem Mograby überliefert zu werden.

Weißt du denn noch nicht, daß ſie ſeine Sklavinn iſt? ſie iſt die Tochter eines Königs und einer Königinn, wie du, und ſeit langer Zeit das Spielzeug derſelben Launen, denen du dich preisgegeben haſt: ich habe vor ihr den Blödſinnigen ſpielen müßen, um ihrer Aufmerkſamkeit zu entſchlüpfen."

„Wohlan!" erwiederte ich, „da du nicht biſt, wofür ich dich hielt, ſo bringe mich auf der Stelle von hinnen, denſelben Weg, den du hergekommen biſt."

„Die Sklaven Mahomeds," verſetzte der Geiſt, „haben mich in ein Gewölk gehüllt und mich hier herabgeworfen, wo du mich ſiehſt. Meiner Natur nach kann ich ſelber ihn wieder verlaßen: aber ich vermöchte auch nicht einen Strohhalm, der dem Mograby angehörte, mit zu nehmen. —

Prinzeſſinn," fügte er hinzu, „meine Knechtſchaft und meine Dienſte ſind dir fortan unbrauchbar: aber die Weiſungen, welche ich dir geben kann, werden es nicht ſein. Ich habe dieſen Ort gründen ſehen, wo du dich gegenwärtig befindeſt.

Ich war damals Sklave der Yandar, der Mutter des Mograby. Kann ich dich auch nicht der Gefahr entreißen, in welche du dich geſtürzt haſt, ſo kann ich ſie dir doch zeigen und dich auffordern, ſie um ſo mehr mit Standhaftigkeit zu ertragen, als es ſcheint, daß Mahomed dich nicht verlaßen hat, wie ſo viele Andere.

Gib mir meine Freiheit wieder, ich verſpreche dir, keinen Misbrauch davon zu machen; ich bin es müde, durch Böſes thun mich der Gefahr auszuſetzen, noch unendlich mehr Böſes zu leiden, als ich Andern zufüge. Man hat mir Zeit gelaßen nachzudenken, in jenem harten Gefängniſſe, worin ich verſperrt war, und welches ich kaum verlaßen hatte, als ein Zufall deine Augen auf mein Zeichen lenkte, und dich veranlaßte, mich dir zu unterwerfen.

Edelmüthige und unglückſelige Prinzeſſinn, nenne mich nicht Kathety, ſondern Kardaſch, das iſt mein wahrer Name; ſprich, indem du mich mit deinem Stäbchen auf die Stirn ſchlägſt:

„Kardaſch, ich ſchenke dir die Freiheit, und übergebe dich den Händen derjenigen, die dich hieher gebracht haben!“

Und augenblicklich will ich, von aller Furcht befreiet, dir alles berichten, was dich aufklären kann.“

Entrüſtet gegen die Schwarzkunſt, deren Kenntnis und Erforſchung mein Unglück gemacht hatte, ſtand ich nicht an, die Bitte des Geiſtes zu erfüllen; ich ſtreckte den Arm aus, ſchlug mit meinem Stäbchen Kardaſchs Haupt, und ſprach dabei die mir von ihm vorgeſagten Worte aus.

„Nunmehr,“ ſagte der Geiſt, „will ich es verſuchen, dir meine Dankbarkeit zu beweiſen. Zuvörderſt, meine Prinzeſſinn, wünſche ich dir Glück, daß du mich zufällig an einem Freitage gerufen haſt, an welchem Tage der Mograby und die Seinigen unmächtig ſind, ohne daß wir die Urſache davon wiſſen. Er kann an dieſem Tage nicht hieher zurückkehren, weil er, wie gewöhnlich, der Natur Gewalt angethan hat, um dieſen Ort zu verlaßen: alſo habe ich Zeit, dir von ihm zu erzählen, und du wirſt Muße haben, darüber nachzudenken. Ich beginne mit der Geſchichte ſeiner Geburt.

Geſchichte
der
Geburt des Mograby.

Vierhundert und ſieben und ſiebzigſter Tag.

In der Stadt Harenaï in Afrika lebte ein verwaiſter Jüngling, der ein anſtändiges Vermögen beſaß, von ſehr ſchöner Geſtalt war, und beſonders nicht jene bräunliche Farbe hatte, welche den Afrikanern eigen iſt.

Er führte eine ſitzende Lebensart, liebte die Bücher und hatte bis dahin noch kein Gefallen an Frauen bezeigt. Sein Vergnügen beſtand in der Sorgfalt für den Landbau ſeines Erbes, und unter andern für eine anſehnliche Pflanzung von Oelbäumen, welche rings um ein artiges kleines Landhaus, eine halbe Tagereiſe von Harenaï angelegt war.

Zweimal wöchentlich beſtieg Hal-il-Mograby morgens ſein Kameel, und nahm Vorrath für den ganzen Tag mit; er brachte dieſen damit zu, die Pflege ſeiner Bäume zu leiten oder die Früchte derſelben einſammeln zu laßen. Wenn die Hitze des Tages ihm zu drückend war, begab er ſich in eine Bogenlaube von Wein, welche von einer vollſtrömenden, in ein weites und tiefes Becken ſich ergießenden Quelle bewäſſert war.

Eines Tages, als er unter dieſem Laubgitter ſchlief, erſchien ihm im Traum eine Frau von wunderbarer Schönheit, und die Reize, in welchen ſie ſtrahlte, trafen ihn um ſo ſtärker, als es eine Seltenheit iſt, dergleichen unter den Afrikanerinnen zu finden. Dieſes entzückende Weſen neigte ſich über ihn, ihn zu umarmen, und brachte auf die Sinne und die Seele des Schläfers einen ſo lebhaften und ſo plötzlichen Eindruck hervor, daß er ſich erhub, um den Liebkoſungen entgegen zu eilen, welche die ſchöne Frau ihm erzeigen wollte. Er wachte auf, und wähnte ſie in ſeinen Armen zu halten, aber er drückte nichts als die Luft an ſich: nur glaubte er ein leichtes Flämmchen zu gewahren, welches auf der Stelle emporſtieg und verſchwand.

Von dieſem Augenblick an vermochte der verliebte Hal-il-Mograby nicht mehr ſeine Gedanken von dem bezaubernden Bilde abzuwenden, welches ſich ſeines Herzens bemächtigt hatte:

„Du lebeſt,“ rief er aus, „göttliches Weſen! du biſt kein täuſchendes Traumbild. Du ſtreckteſt deine ſchönen Arme nach mir aus; deine Augen ſchienen von Liebe erfüllt; du haſt in mir eine Leidenſchaft erregt, welche mir das Leben koſten wird, wenn du mich nicht würdigſt, meinen Augen wieder zu erſcheinen.“

Hal-il-Mograby's Kameel weidete ruhig auf der Wieſe, aber ſein Herr hatte alle Luſt zum Eſſen und Trinken verloren. Die Augen feſt auf die Stelle geheftet, wo er das Licht hatte erſcheinen ſehen, ſprach er unaufhörlich zu dem Zaubergebilde, von welchem ſeine Seele eingenommen war, und unterbrach ſich nur, um ſeinen Seufzern und Thränen freien Lauf zu laßen.

Drei Tage waren verſtrichen, ohne daß er einige Nahrung zu ſich genommen, ohne daß er ein Auge geſchloſſen hatte; endlich hatte ihn die Erſchöpfung in eine Art von traumähnlichen Zuſtand verſetzt, da hörte er eine liebliche und wohllautende Stimme, die zu ihm ſagte:

„Yandar, die Königinn der Geiſter, kann ſich keinem Anbeter des falſchen Propheten Mahomed offenbaren.

Verbrenne und verfluche den Koran, in welchem du ſo fleißig lieſeſt, bete das mächtigſte aller Weſen nächſt Gott an, nämlich, meinen Ahnherrn, den großen Kokopileſobeh; und wenn du ſchwöreſt, mir getreu zu ſein bis in den Tod, ſo kann ich wohl deine Gattinn werden."

Hal-il-Mograby erwachte und rief aus:

„Ja, theures Weſen, das mich bezaubert hat, ich will alles thun, was du mir gebieteſt: ich verfluche von Stund' an den Betrüger Mahomed und alle ſeine Werke!"

„Wohlan!" hub die unſichtbare Stimme wieder an, aber mit einem Tone, der geeignet war, bis zum Herzen zu dringen, „mein theurer Hal-il-Mograby, kehre heim nach Harenaï, errichte in deinem Hauſe einen Altar, opfere nächſten Freitag dem großen Kokopileſobeh eine Kuh, wirf den Koran in ein Kohlenbecken, deſſen Glut du ſo ſtark als möglich angefacht haſt, gelobe deiner zärtlichen Yandar Treue, und ſobald die Aſche des verfluchten Korans in alle vier Winde zerſtreuet worden, iſt die Geliebte dein."

Der Afrikaner fühlte ſich alsbald ſtark genug das Bette zu verlaßen, an welches die Kraftloſigkeit ihn wie gefeſſelt hielt; er fiel gierig über die noch übrigen Speiſen her, welche er mitgebracht hatte, kehrte ſchleunig nach Harenaï zurück, errichtete in dem geheimſten Winkel ſeines Hauſes einen Altar, vollzog dort das ihm befohlene Opfer, und kaum war die kleine Hand voll Aſche, welche er zerſtreuen ſollte, ſeinen Händen entfahren, als er ſich in einem prächtigen Palaſt verſetzt fand, und der Gemahl der Yandar ward.

Der Fleiß, welchen er bisher dem Landbau und der Wiſſenſchaft gewidmet, hatte nun einen ganz andern Gegenſtand gefunden; Yandar war ſeine Lehrmeiſterinn, und er ward bald einer der gefährlichſten Schwarzkünſtler auf Erden.

Niemals hatten wir härtere Gebieter, als ihn und ſeine Gattinn; niemals hatte Kokopilesobeh ergebenere Diener. Ich habe davon die unſelige Erfahrung gemacht: ich war boshaft von Geburt, und ſie züchtigten mich, weil ich es noch nicht genug war.

Dieſe beiden ſind es, Prinzeſſinn, welche in Afrik- den ſo furchtbaren Dom-Daniel gegründet, und darin die hohe Schule der Schwarzkunſt geſtiftet haben, welche die Geiſter meiner unglückſeligen Gattung verknechtet und die Welt verwüſtet; durch ſie iſt Afrika mit ſcheußlichen Ungeheuern bevölkert worden. Aber die Bemühungen der grauſamen Yandar und ihres Gatten würden die verderbliche Anſtalt, welche ſie gegründet, und deren Grundpfeiler unter dem Meere ſtehn, nicht zum Gipfel der Vollendung geführt haben, wenn ſie nicht den Mograby zum Nachfolger gehabt hätten, welchen du dir zum Gemahl erkoren haſt.

Dieſer vereinigte die Bosheit mit der Falſchheit und mit allen den ſcheußlichen Eigenſchaften, womit er ſchon bei der Geburt ausgeſtattet wurde; alles was ſein Vater und ſeine Mutter davon beſaßen, haben ſie auf ihn vererbt, und alle Vorkehrungen getroffen, daß dieſe Gaben unwandelbar in ihm erhalten wurden.

Ich will dir ſogleich mehr davon ſagen. Ich hatte unglücklicherweiſe Gelegenheit, in ihre Geheimniſſe einzudringen, beſonders nach dem Tode Hal-il-Mograby's, und kann mich nicht anders an ihnen rächen, als daß ich ſie dir enthülle, in der Hoffnung, daß du unter dem Schutze, in welchem du ſtehſt, dereinſt das Gebäude ihrer Bosheit zertrümmern könneſt.

Welche Anſtrengungen Yandar auch machte, das Leben eines ihrer ſo würdigen Gatten zu erhalten, dennoch konnte ſie ſeine Tage nicht verlängern, die gezählt waren; ſie hatte ihn zum Herrn von halb Afrika gemacht. In Harenaï, das ſeine Hauptſtadt geworden war, ſtellte ſie ihm eine Leichenfeier an, welche eines ſo großen Königs würdig geweſen wäre, und bewahrte ſeine Aſche, um ſie mit der Aſche des Leibes zu vermiſchen, welchen ſie ſelber bald den Elementen zurückgeben mußte, weil ſie denſelben nur aus Liebe zu ihm angenommen hatte. Unterdeſſen ließ ſie durch uns andere Geiſter das Grabmal erbauen, welches die Urne, worin ihre beider Aſche vermiſcht ruhen würde, einſchließen ſollte.

Ich war glücklicherweiſe einer der Aufſeher dieſes Baues; es waren noch nicht zwei Drittel davon ausgeführt, als ein leichtes Verſehen von meiner Seite mir den Zorn meiner abſcheulichen Gebieterinn zuzog. Ich will dir nicht den Anlaß ihrer Entrüſtung erzählen: aber auf folgende Weiſe züchtigte ſie mich.

Vierhundert und acht und ſiebzigſter Tag.

Sie machte allerlei Verſuche, eine Urne zu bereiten, welche dieſe vermiſchte Aſche enthalten ſollte, um ſie unverletzlich zu machen; da zwang ſie mich in eine von dieſen Urnen hinein, verſchloß mich darin, verſiegelte ſie im Namen Kokopileſobehs, und ließ mich ſo in den Perſiſchen Meerbuſen ſtürzen, wo ich, in einer unſäglich gezwungenen Lage, die Umwälzungen der Zeiten und Dinge hätte abwarten müßen, wenn der Zufall nicht Taucher der Perlenfiſcher an einen Ort geführt hätte, wo eigentlich keine Perlen zu vermuthen waren, wegen ſeiner Tiefe.

Sie brachten mich herauf, zerbrachen die Urne, die mich verſperrte, und ich ſah, wider alle Erwartung, das Tageslicht wieder. Ich bekenne, daß meine erſte Sorge war, zu erfahren, was aus meiner grauſamen Feindinn und ihrem Sohne geworden. Ich vernahm von anderen Geiſtern, die an der Vollendung ihrer Werke geholfen hatten, alle die Vorkehrungen, welche ſie getroffen, um die Bezauberung zu vollenden, wodurch dem Mograby die unumſchränkte Gewalt geſichert wird, welche er gegenwärtig noch zu deinem und ſo vieler Anderen Unglück ausübt. Ich vernahm, daß ſie die letzte Hand an die Einrichtung der Zauberwohnung gelegt, in welcher wir uns befinden; daß er, ſchon Beherrſcher von ganz Afrika, deſſen Könige nur ſeine Statthalter ſind, darauf bedacht wäre, hier Kräfte aller Art zu verſammeln, um wo möglich ſich der ganzen Erde zu bemächtigen. Ich erfuhr endlich die vornehmſten Bezauberungen, welche dieſer Ort einſchließt; man gab mir eine vollſtändige Schilderung ſeiner Entwürfe und ſeiner Hülfsmittel.

Er nöthigt, ſo viel er vermag, die Könige der Erde, ihm ihre erſtgebornen Söhne abzutreten, um ſich Werkzeuge von der größten Stärke zu verſchaffen. Aber um Unterthanen aller Art zu bekommen, umſchweift er ſtäts alle diejenigen, die ihm misvergnügt erſcheinen. Wenn es zum Beiſpiel einem durch ſeine Kinder unglücklich gewordenen Vater begegnet, dieſe zu verfluchen, ſo wirft er ſich ſogleich auf dieſe Beute; wenn hingegen die Verfluchung von dem mit ſeinem Vater unzufriedenen Kinde ausgeht, ſo wird ebenfalls das Kind ſeine Beute; geräth ein Mann gegen ſeine Frau in Zorn, ſo hütet der Mograby ſich wohl, ſich gleich drein zu miſchen, ſondern er wartet den Augenblick ab, wo der Mann aufs Aeußerſte getrieben und gezwungen iſt, ſich ſelber zu verfluchen.

Was ſoll ich dir mehr ſagen? eine Karavane macht ſich auf, um nach Oberägypten zu ziehen, mitten durch glühende Sandwüſten: er beſteigt den den Wind Schirak, *) um ſie ſchneller dorthin zu führen und zu verderben. Wenn dieſe unglückſelige Schaar zur Verzweiflung gebracht iſt, ſo bietet er ſich als ein Retter dar, aber als ein ſo eigennütziger, daß man ſich ihm, dem Satanai, und dem großen Kokopileſobeh, ſeinem Herrn, ergeben muß, um Hülfe zu erlangen, und aus der Wüſte geführt zu werden: die Karavane gelangt dann nicht weiter, als bis in ſein Gebiet; und wenn ſie dort iſt, ſo zählt man, anſtatt zwei oder drei hundert Laſtthiere, deren vier hundert, weil er die Führer derſelben, ſo wie die Kaufleute, in Thiere verwandelt hat.

Wenn er einem Fürſten ſeinen Sohn oder ſeine Tochter entriſſen hat, und er ſie eben ſo verderbt zu machen vermag, wie er ſelber iſt, ſo macht er ſie zu ſeinen Sklaven. So ſind ſein Iladſch-Kadahé,

---

*) Italieniſch Scirocco.

ſeine Medſchine, und die Perſerinn, welche letzte du um dich gehabt haſt, eben ſo viel Söhne und Töchter von Königen; und ich könnte dir noch mehr dergleichen nennen. Diejenigen aber, die er nicht gänzlich verderben kann, wirft er in einen Brunnen, deſſen Verzauberung ich dir noch, ſamt den übrigen Zauberwerken, erklären werde.

Uebrigens iſt der Mograby, ſchön von Geburt, doch ſo ſcheußlich geworden, wie ſeine Seele; er iſt abgelebt, über ſein Alter, welches ſchon anderthalb Jahrhunderte überſchreitet; ſein menſchlicher Leib iſt nur noch ein Unding; aber er nimmt mit unglaublicher Leichtigkeit allerlei Geſtalten an: ſein Blick allein kann ihn entlarven.

Dieß iſt, Prinzeſſinn, das ſcheußliche Bildnis des Ungeheuers, in deſſen Hände du gefallen biſt, und von dem du die gräulichſte Behandlung zu gewärtigen haſt: aber ich vertraue auf dein Geſtirn, auf euern Muth, und empfehle euch unſer aller Rache."

Fortſetzung

der

Geſchichte der Königstochter von Aegypten,

genannt Planeten-Schweſter.

Karbaſch hielt hier einen Augenblick inne, ſodann lehrte er mich mit der größten Genauigkeit das Geheimnis, wie ich alle Bezauberungen dieſes Schauſpiels zerſtören könnte, wenn ich ſo glücklich wäre, Gehülfen dabei zu finden.

Er drang in mich, ihn zu entlaſſen, aber ich verlangte, daß er mir noch beſſer erklärte, als er ſchon gethan hatte, warum er, der ſo unterrichtet war, ſich gegen mich ſo beſchränkt gezeigt hätte; warum er mir unter einem angenommenen Namen erſchienen wäre.

„Prinzeſſinn,“ antwortete er mir, „ich war von Schrecken ergriffen, als ich mich von einer Schülerinn der Neakia, vormals Prinzeſſinn von Aderbeidſchan, *) gegenwärtig Mograbys Sklavinn, beſchworen ſah.

Wenn dieſe letzte mich erkannt, wenn ſie ihrem Meiſter entdeckt hätte, daß ein Zufall mich aus meinem Gefängnis erlöſet hätte, ſo würde er mich verfolgt haben, um mich auf der Stelle in ein noch härteres Gefängnis zu verſperren; aus Furcht befürchtet haben, daß ich die Geheimniſſe ſeiner Mutter und ſeine eigenen verrathen möchte, wie ich denn jetzo wirklich thue.

Der Zufall ließ deinen Blick, beim durchlaufen deiner Bücher, bei meinem Zeichen verweilen; du ſchriebſt es in einen Zauberkreis, und beſchwurſt den an dieſes Zeichen gebundenen Geiſt, vor dir zu erſcheinen. Ich war gezwungen zu gehorchen: aber um der Gefahr zu entgehen, womit ich mich bedrohet ſah, nahm ich den Namen und die Gebärde eines der Blödſinnigſten unter uns Geiſtern an, nämlich des Kathety, der auf der Erde umher kriecht, und ſich damit beſchäftigt, Träume für diejenigen anzufertigen, denen ihr Gedächt-

---

*) Name eines Perſiſchen Landes.

nis und ihre Einbildungskraft keine zu ſchaffen vermag. Ich ahmte ſeinen Blödſinn ſo gut nach, daß Neakia, der du mich ebenſo beſchriebſt, dadurch getäuſcht wurde. Du wareſt zu dieſer Zeit damit beſchäftigt, Blumenſträuße zu winden; deine Hofmeiſterinn fand mich ſehr brauchbar dazu, die Blumen herbei zu ſchaffen, deren du dich bedienen ſollteſt, unter der Bedingung, daß ich nicht das geringſte von dem meinigen in die Zuſammenſetzung miſchte, welche ſie dich ſollte machen laſſen. Dieſes unſelige Geſchöpf hat dir viel böſes gethan: erinnere dich des Kranzes, welchen du dem Mograby geſchenkt haſt, und ſeines Blumengürtels, womit er dich umſchlungen hat; er hat dir beide alsbald wieder entzogen: es ſind die beiden Sinnbilder des verhängnisvollen Knotens, welcher dich an ihn geknüpft hat; du wirſt ſie aber gewiß beide wiederſehen, und dann gib wohl Acht, was man damit vornimmt."

„Aber Karbaſch," ſagte ich zu ihm, „kannſt du mir keine Mittel angeben, mich den Bezauberungen zu entziehen, womit ich bedrohet bin?" —

„Nein, Prinzeſſinn, weil es unmöglich iſt, voraus zu ſehen, was unſer grimmiger Feind beginnen wird.

Vierhundert und neun und ſiebzigſter Tag.

Anlangend die Bezauberungen, welche hier und bei der Stadt Harenaï von ſeiner Mutter und von ihm gemacht ſind, ſo will ich ſie dir alle enthüllen, ſo wie die Mittel, ſie zu vernichten; laß dir von mir lieber zweimal wiederholen, was dir ſchwer zu behalten ſcheint, als daß du in Gefahr kommeſt, ein Wort davon zu vergeſſen: denn jedes iſt dabei weſentlich und unentbehrlich.“

Hierauf entdeckte er mir alle Geheimniſſe, welche dieſer Ort umſchließt. Bei jeder Enthüllung dieſer Arbeiten, welche des erſten Veſyrs des Fürſten der Finſternis würdig ſind, ſchauderte mich; endlich hatte ich doch den Muth, ihm noch eine letzte Frage zu thun, wegen meines Traumes, in welchem ich ſo auffallende Dinge geſehen hatte.

„Du haſt nicht geträumt,“ ſagte Kardaſch; „er hat dich unter das Meer in die Gewölbe verſetzt, welche mit dem Dom-Daniel von Tunis in Verbindung ſtehen. Du haſt den Asmodius *) geſehen, einen der Fürſten Kokopileſobehs, und eine Zuſammenkunft der Zauberer, wie ſie daſelbſt bei abnehmendem Monde gehalten wird. Er hat verſucht, dich in ſeine verruchte Lebensweiſe einzuweihen und dir Geſchmack daran beizubringen.“

Es währte ſchon lange, daß Kardaſch ſo mit mir redete; ich hörte ihm ſtehend zu, und meine Knie begannen unter mir zu wanken.

---

*) Vgl. Bd. 5, Tag 318.

„Du ermatteſt, Prinzeſſinn," ſprach er; „aber du mußt deinen Muth zuſammen raffen. Wir ſind ſicher, daß unſer Geſpräch tauſend entfernte Zeugen hat, die zwar nichts von dem vernehmen, was ich dir ſage, weil der Kreis, welcher uns umſchließt, unſere Worte nicht zu ihren Ohren gelangen läßt: aber du wirſt von allen den Sklaven und Genoſſen, welche der Mograby hier hat, verrathen werden, und ich würde verloren ſein, wenn es nicht in deiner Gewalt ſtände, mich zu retten. Vergilt mir den Dienſt, welchen ich dir jetzt geleiſtet habe, indem du ganz laut folgende Anrufung und Befehl ausſprichſt:

„Ihr Geiſter, Sklaven des großen Mahomed! die ihr den Kardaſch gezwungen habt, hieher zu kommen, führet dieſen Sklaven zu den Füßen der Fürſten des großen Salomon."

Sobald ich dann hier heraus bin, ſo zerbrich dieſen Zauberkreis, und wenn du noch beſſer thun willſt, auch deine Zauberruthe, weil ſie dir dennoch entriſſen würde."

Ich that ohne Bedenken, was Kardaſch empfohlen hatte zu thun. Ich ſah ihn durch daſſelbe Gewölk hinweg geführt werden, aus welchem er ſo plötzlich herab gefallen war; ich zerſtörte mein Werk, brach mein Stäbchen in Stücken, und kehrte nach meinem Zimmer zurück, indem ich, um mich zu ſtärken, die erſte Zeile des Korans wiederholte, welche meine vormalige Hofmeiſterinn mir wieder ins Gedächtnis geruſen hatte.

Vielleicht war es eine Wirkung meiner aufgeregten Einbildungskraft, aber, ſo wie ich vorwärts ſchritt, um mich aufs Bette zu werfen, war es mir, als hörte ich ein Getöſe um meine Ohren, welches wie ein verhöhnendes Gemurmel klang. Ich trat in mein Zimmer, warf mich auf mein Bette, angekleidet wie ich war, ohne irgend eine Hülfe herbeizurufen. Der einzige Troſt, den ich hier ſuchte, war, mein von Schmerz und Bitterkeit erfülltes Herz zu Gott und ſeinem Propheten zu erheben: aber die darauf laſtende Vorſtellung meiner Abtrünnigkeit war ein ungeheures Gewicht, welches daſſelbe zu Boden drückte; es war mir unmöglich, die Augen zum Himmel auf zu heben, die Arme zu ihm emporzuſtrecken, ich war ganz regungslos. Bald umhüllte mich die Dunkelheit der Nacht, und niemals war ſie mir fürchterlicher vorgekommen. Das um mich herrſchende Stillſchweigen machte ſie mir noch graunvoller; die ganze Schöpfung ſchien mich meiner Angſt, meiner Reue, meinen Gewiſſensbiſſen zu überlaſſen. Ich habe ſeitdem durch die an mir verübten Unmenſchlichkeiten unendlich gelitten, aber niemals ſo viel, als in dieſer gräßlichen Nacht.

Endlich erſchien der Tag und brachte einige Veränderung in meiner Lage hervor. Meine Seele fühlte ſich beim Anblick der Gegenſtände, welche er um mich her beleuchtete, wieder etwas belebt: aber bald betrachtete ich mit Entſetzen dieſe Anhäufung von Reichthümern, welche ſchon zur Verführung ſo vieler Anderen mitwirken mußten, und es fiel mir ein, alles was ich um mich ſähe, mit meiner Zauberruthe zu ſchlagen, aus meinem Zimmer ein dem Tage unzugängliches Grabmal und aus meinem Bette einen Sarg zu machen, und die Rache des Wüthrichs zu verhöhnen, indem ich ihr zuvor käme.

Ich richtete mich auf im Bette, um meinen Vorſatz auszuführen: aber da erinnerte ich mich, daß ich meine Zauberruthe zerbrochen hatte. Ein Gedanke befreite mich aus dieſem peinlichen Zuſtande: Karbaſch hatte mir Geheimniſſe mitgetheilt, deren Gebrauch dereinſt zur Rache des Himmels und der Erde mitwirken könnte, indem dadurch die Vertilgung des Ungeheuers erleichtert würde.

„Wohlan!“ ſprach ich jetzo zu mir ſelber, „ſo trotze denn allen Grauſamkeiten, welche dein unmenſchlicher Feind an dir ausüben mag; erhalte dich, um eines Tages, wenn es ſein ſoll, das Werkzeug ſeines Unterganges zu ſein; erinnere dich ſorgfältig alles deſſen, was dir geſagt worden, grabe es in dein Gedächtnis ein, dergeſtalt, daß nichts es daraus verwiſchen kann.“

Von Stund' an wiederholte ich mir unaufhörlich die Belehrung des Geiſtes und verwandte einen ſo ſtätigen Fleiß darauf, daß alle Worte der Beſchwörungen, welche mir vorgeſagt worden, ſich feſt in einander verketteten. Der Tag ging zu Ende, und ich war noch mit dieſer Arbeit beſchäftigt, als das Erdbeben mir die Rückkehr des Mograby ankündigte.

Ich dachte, daß er mit Blitzesſchnelle auf mich einfahren würde; ich täuſchte mich: er wurde ohne Zweifel durch die Berichte aufgehalten, welche ſeine Spaher ihm erſtatteten. Endlich erſchien er; nimmer ſah man eine entſetzlichere und ſeltſamere Verzerrung, als jetzt an ihm ausbrach, in dem Widerſtreite zwiſchen dem Glanz und der Hoheit, welche er ſeiner Geſtalt ertheilen wollte, und der grimmigen Leidenſchaft, welche in ihm wüthete.

„Treuloſes Weib!“ redete er mich an: „du verbindeſt dich mit meinen Feinden! du ziehſt Kreiſe, um die unreinen Geiſter Mahomeds bei mir eintreten zu laſſen: empfang die Strafe deines Frevels.“

Vierhundert und achtzigſter Tag.

Zu gleicher Zeit ſchlang er mir den Blumenkranz, welchen ich ihm an unſerm verhängnisvollen Hochzeittage gegeben hatte, um den Hals, und den Blumengürtel, womit er mich damals umwunden hatte, um die Beine, ohne daß ich mich dem widerſetzen konnte. Hierauf hauchte er mich nur an, und ich war in einen Vogel verwandelt, wie ihr mich noch ſehet; dieſes Halsband von grünen, rothen und gelben Federn, welches ihr um meinen Hals bemerket, iſt mein Blumenkranz; aus dem Blumengürtel iſt dieſe Kette geworden, welche meinen Fuß feſſelt.

Der Wüthrich ſchleppte mich hierauf an dieſer Kette nach dem Gemache, welches ihr kennet, er ſchlug die dort ſtehende Bildſäule ins Geſicht, ließ ſich die Thüre des Vogelhauſes öffnen, und befeſtigte mich auf der Stange, auf welcher ich noch ſitze. Durch die Kunde welche ich habe, weiß ich, daß es mir unmöglich iſt, die menſchliche Geſtalt und Freiheit anders, als durch ſeinen Tod, wieder zu erhalten: das iſt die Folge meines begangenen Fehltritts, als ich ihn, aus eigener Bewegung, zum unbeſchränkten Herrn meiner Selbſt gemacht habe.

Noch verliebt in mich, wie ihr vernehmen werdet, hat er nicht für gut befunden, mich der Vernunft zu berauben, wie alle die Weſen, in deren Mitte ich mich befand; er wollte, daß die ſchreckliche Langeweile meiner Lage mich dahin brächte, ihn um Gnade zu bitten und wieder mit ihm als ſeine Gattinn zu leben, wenn auch nicht am Tage, doch wenigſtens des Nachts. Es war demnach dem Prinzen von Syrien möglich, mir die Sprache wieder zu geben.

Als der Mograby mich in dem Vogelhauſe allein gelaſſen hatte, mitten unter den andern Vögeln, wollte ich Gott und Mahomed preiſen für die Befreiung von der Gegenwart meines böſen Feindes: aber ich brachte nur das dem Vogel eigene Geſchrei hervor, deſſen Geſtalt ich hatte, und ſprach deutlich das Wort Hara aus, welches ſogleich alle Vögel des Vogelhauſes wiederholten.

Ich wähnte, ſie hätten ihren Verſtand behalten, ſo wie ich, ungeachtet deſſen, was mir Kardaſch von dem dumpfen Zuſtande geſagt hatte, worin alle menſchlichen Weſen hier mit ihrer Verwandlung verſetzt worden: aber ich habe mich ſeitdem überzeugt, daß ihnen nur die hohle Fähigkeit geblieben war, das Wort zu wiederholen, welches eben ausgeſprochen wurde, oder das ſie am häufigſten gehört hatten.

Auf meiner Stange ſitzend, begann ich über meinen Zuſtand nachzudenken. Bis auf meine Kette, glaubte ich ihn dem der übrigen Thiere ähnlich, die mich umgaben, und fand ihn erträglicher, als denjenigen, in welchen zuvor meine Angſt mich verſenkt hatte: wie viel vorzüglicher erſchien er mir, als der Gräuel, mich den Liebkoſungen meines grauſamen und gottloſen Räubers ausgeſetzt zu ſehen! Aber, ach! ich täuſchte mich ſehr: ich war keinesweges davon befreiet.

Zwei Tage gingen hin, ohne daß er meinen Blick durch ſeine verhaßte Gegenwart beleidigte. Am Abend des dritten trat er in das Vogelhaus, indem er ſo viel als möglich die Geſtalt und das Weſen feſthielt, wodurch er mich verführt hatte.

„Planeten⸗Schweſter,“ ſprach er zu mir, „du haſt dich ſehr gegen mich vergangen, du biſt von Baal abgefallen, aber mein Herz iſt gebrochen durch die ſtrenge Züchtigung, welche ich genöthigt war, an dir zu vollſtrecken; ich gebe dir deine menſchliche Geſtalt wieder, komm und theile mein Bette mit mir, betrage dich als gehorſame Gattin gegen mich; und wenn du dein Unrecht lebhaft fühlſt, wenn du mir verſprichſt, allem zu entſagen, was die verruchte, welche man dir zuerſt zur Hofmeiſterinn gegeben, dich gelehrt hat, ſo will ich es verſuchen, den Gott zu beſänftigen, welchen du beleidigt haſt.“

Mit dieſen Worten warf er einige Körner auf ein Rauchfaß, und machte die Kette von der Stange los, auf welcher ich ſaß: da ſtand ich ganz nackt und aufrecht vor ihm.

„Gräulicher Mograby!“ ſagte ich zu ihm, „ich will nichts mehr, weder von dir, noch von deiner Leidenſchaft, noch von deinem Baal hören, der mich dir überliefert hat: gib mich meinem Vater wieder, und mache, daß ich dein vergeſſen kann.“

Die Kaltblütigkeit und Trockenheit meiner Antwort ſetzte meinen Verderber in Wuth.

„Fort, folge mir Weib,“ ſprach er zu mir, „du, viel gräulicher, als ich!“

Damit ſchleppte er mich bei der Kette weg, welche mir an den Füßen geblieben war. Ich wollte Widerſtand thun, aber er würgte mich mit einer andern Kette, welche ich um den Hals hatte, und verurſachte mir unſägliche Schmerzen, und ſo wurde ich auf ſein Bette getragen.

Er nahte ſich, mir zu liebkoſen; ich wollte ihm ins Geſicht ſpeien, aber alle meine Kräfte waren gelähmt; es blieb mir nur noch der freie Gebrauch des Geſichts, des Geruchs und des Gehörs, und alle drei litten Höllenpein.

Ich ſah das ſcheußliche Ungeheuer, welches nur die Einbildungskraft im Wahnſinn erzeugen kann; ich war davon verpeſtet, und mein Ohr wurde durch einen Strom von Schimpfreden und Gottesläſterungen verwundet. In dieſem Zuſtande war ich gezwungen, die gräßlichen Liebkoſungen des Unmenſchen zu dulden, dem ich durch meine Vernichtung gänzlich verfallen war.

Der entſetzliche Auftritt, welchen ich euch hier beſchrieben habe, wiederholt ſich nun ſeit fünf Jahren täglich, mit noch ſcheußlichern Umſtänden. Ich habe nur Ruhe, wenn er genöthigt iſt, ſich zu entfernen, um ſich mit der Fortſetzung ſeiner verruchten Entwürfe zu beſchäftigen, oder ſich unter den Grund des Meeres zu begeben, um ſich in dem Kothe ſeines ſcheußlichen Asmodius zu wälzen.

Wenn die Erde bebt und mir die Wiederkehr des Wüthrichs ankündigt, dann würde ich mir das Herz durchbohren, wenn mein Schnabel ein Schwert wäre: aber ich erkenne heute die Wohlthat der Vorſehung, welche mir alle Mittel benahm, mich umzubringen, damit ich die unbeſiegbaren Waffen den Händen meines Retters überliefere, welchen ſie mir in einem Lieblinge Mahomeds, in dem Prinzen Habed⸗il⸗Ruman, hergeſandt hat.

Jüngling, den der Himmel zum Rächer der Menſchheit auserſehen hat," fügte die Prinzeſſinn von Aegypten hinzu, indem ſie ſich zu dem Prinzen von Syrien wandte, „du mußt dich ſogleich aufmachen, um dich der Aſche Hal⸗il⸗Mograby's und der Yandar zu bemächtigen, welche unter der Ebene am öſtlichen Eingange der Stadt Harenaï verborgen liegt: vernimm das Mittel, mit der nöthigen Eile dorthin zu gelangen.

In dem Baumgarten, welchen du kennſt, befindet ſich ein Vogel, genannt Feſſeſſé: vor Zeiten ſchickte ihn Salomon nach dem Berge Libanon, um ihm dort das Holz zu holen, aus welchem er ſeinen Herrſcherſtab machen wollte; ſeitdem iſt er dieſem Propheten ſtäts werth geblieben, der Gefallen daran gefunden hat, ſein Herz, ſein Fleiſch und ſein Gefieder mit beſonderen Eigenſchaften zu begaben. Dieſer Vogel iſt ſchwerfällig, gleich dem Strauße, iſt er wehrlos: die fünf Prinzen müßen dich begleiten; ihr umringet ihn, und rufet alle ſechſe zugleich:

„Laß dich fangen, im Namen Salomons, zum Dienſte des großen Propheten!“

Alſobald wird er euch in die Hände laufen. Machet euch kein Bedenken, ihn zu tödten; durch Bezauberung hieher entführt, iſt ihm das Leben unerträglich. Bewahret ſeine Federn; verbrennet ſein Herz und ſeinen übrigen Leichnam, jedes abgeſondert, und hebet ſorgfältig die Aſche auf. Die Aſche des Herzens werfet auf Räucherwerk von Ambra, und ſie wird euch den Weg durch den Berg eröffnen, auf welchem allein man von hier hinaus kann. Behaltet einen Theil dieſer Aſche zu eurer Rückkehr hieher, und bewahret ſorgfältig die Aſche des übrigen Leichnams.

Vierhundert und ein und achtzigſter Tag.

Wenn der Berg ſich aufgethan hat, euch den Durchgang zu verſtatten, ſo nehmet jeder eine von den Schwanzfedern, zwei von den Flügeln und zwei von dem Kopfe des Vogels, haltet ſie alle zugleich über dem Dampfe des Räucherwerks; und der Prinz Habed-il-Ruman muß dann allein ausſprechen:

„Ihr Federn der Boten Salomons, bringet die Arbeiter der Propheten Gottes an das Werk.“

Damit laßt euch von ihnen hinweg tragen; ſie werden euch vor dem Thore der Stadt Herenaï in einen Baumgang von Olivenbäumen bringen, welche Hal-il-Mograby dort angelegt hat. Darunter findet ihr einen Oelbaum, der alle die anderen an Größe übertrifft: an dieſen Baum müßt ihr euch machen, unter ſeiner Wurzel iſt die Thüre des verzauberten Grabmals; aber der Ort des Eingangs dazu wechſelt mit jedem Monde; noch eine Vorſicht, welche Yandar gebraucht hat, um den Zauberort unzugänglich zu machen.

Ziehet einen Kreis von dreißig Fuß im Durchmeſſer rings um den Baum; dann ſtellet euch dicht an dieſen Kreis in gleichen Abſtänden, und werfet jeder in ein Räucherfaß, das ihr mitnehmen müßt, etwas Aſche von dem Leichnam des Vogels: alsbald wird die Erde unter euren Füßen erbeben, und ſich an der Stelle öffnen, wo der Eingang iſt.

Habed-il-Numan muß nun einen der Prinzen mit ſeinem Säbel bewaffnet an den Eingang der Oeffnung ſtellen, mit den Worten:

„Streiter Mahomeds, thu deine Pflicht, vertheidige den Eingang!“

Hierauf befehlet gemeinſam den Federn des Vogels, auch ihre Pflicht zu thun. Laßt von den Herrlichkeiten aller Art, mitten durch welche ihr hinſchreitet, nicht einen einzigen Augenblick eure Neugierde anziehen. Schließet euer Ohr dem Geſange, womit die Vögel euch verlocken wollen. Auch der brennendſte Durſt, wenn ihr ihn fühlet, darf euch nicht zu den Gewäſſern hintreiben, deren ſcheinbare Reinheit und Friſche euch in Verſuchung führen möchte. Alles was ſich euch darbietet, iſt gefahrvoll. Der Prinz Habed-il-Ruman muß an eurer Spitze gehen, bis ihr alle, mit dem Säbel in der Hand, an den Fuß einer Hochebene gelanget, auf welcher die prächtige Kuppel ſich erhebt, darunter die verhängnisvolle Urne ſteht, deren Eroberung euer Ziel iſt.

Ein hundert Fuß breiter Graben, deſſen Tiefe kein Auge ergründet, umgibt dieſe Hochebene, und ihr überſchreitet ihn durch Hülfe der Vogelfedern.

Vier Treppen führen hinauf; ihr beſteiget diejenige, die ihr im gangbaren Stande findet; aber ihr müßt ſie zuvor verſuchen, indem ihr auf der erſten Stufe einer jeden eine Fingerſpitze voll Aſche vom Leichname des Vogels werfet. Ihr müßt alle fünfe dabei Hand anlegen, aber Habed-il-Ruman allein ſpricht: „Falle, entdecke dich!“ Hierauf wird die feſte Stiege an ihrer Stelle bleiben, die anderen aber werden vor euren Blicken verſchwinden.

Wenn ihr droben ſeid, ſo gehet rings um das Gebäude her. Betrachtet aufmerkſam die Zierraten deſſelben. Wiſſet, daß man, um in das Innere einzudringen, zunächſt die Thüre finden muß, welche gegen Morgen iſt, und daß das falſche, obſchon glänzende Tageslicht, welches euch zu beleuchten ſcheint, nur dazu dienet, euch zu blenden.

Der Prinz Habed-il-Ruman muß wieder Räucherungen vornehmen und vor den vier Thüren Fingerſpitzen voll Vogel-Aſche in das Kohlenbecken werfen: alsdann werden die Thüren ihre bisherige Farbe und den goldigen Anſchein verlieren, und die unſerm Morgen entſprechende Thüre wird weiß ſein, und die gegen Abend roth; die ſchwarze Farbe wird die mittägliche, ſo wie die gelbe die mitternächtliche Thüre bezeichnen.

Jeder Thüre gegenüber muß eine bewaffnete Schildwacht geſtellt werden, und der Prinz Habed-il-Ruman allein an die Thüre gegen Morgen treten.

Er muß dreimal mit der Klinge ſeines Säbels anpochen. Ich kann nicht ſagen, welche Erſcheinung ihm, nachdem die Thüre ſich geöffnet hat, ihm den Eintritt wird ſtreitig machen, weil die Hauptvertheidigung dieſes von Zaubereien erfüllten Ortes in einer ſtätigen Verwandlung beſteht.

Welches Geſpenſt ſich aber auch, auf Habed-il-Rumans Anpochen an die weiße Thüre, zeigen möge, er muß es bei den vier und zwanzig Büchern des Hananias *) beſchwören. Sobald die Erſcheinung verſchwunden iſt, muß er eine Schildwacht auf die Schwelle zwiſchen den beiden Thürflügeln ſtellen.

Er geht von hier zu der rothen Thüre, und nachdem er ſie eröffnet hat, muß er die Ungethüme, welche ihm entgegentreten, ihn zu erſchrecken und zu vernichten, bei dem mächtigen Inſiegel auf dem Ringe des Propheten Salomon beſchwören: die Erſcheinung wird ihm ebenfalls freien Eingang verſtatten; aber er muß ſich begnügen, ihn nur bewachen zu laſſen, und weiter nach der ſchwarzen Thüre gehen, deren Beſchwörung bei den Zeichen geſchieht, welche auf dem Säbel Mahomeds eingegraben ſtehen. Die vierte Thüre wird bei der Macht des Stabes Moſes beſchworen.

Prinz von Syrien, wenn du dich alſo der vier Thüren bemeiſtert haſt, ſo tritt durch die von Oſten hinein. Du befindeſt dich nun in dem Grabmale wo die Aſche des Vaters und der Mutter des Mograby, in einer mit dem Siegel des Kokopileſobeh verſchloſſenen Urne, auf dem Schooße einer Bildſäule ruhet, welche dieſes Oberhaupt der gegen Gott und Mahomed empörten Geiſter vorſtellt.

---

*) Das ſind die Bücher der 12 großen und 12 kleinen Propheten.

Vierhundert und zwei und achtzigſter Tag.

Dieſes Bild hält in der Hand einen goldenen Bogen, der beſtändig geſpannt und mit einem zum Abdrücken bereiten Feuerpfeil bewaffnet iſt. Deine Beſchwörung dieſer drohendſten aller Gefahren, muß durch die heiligen Schriftzüge auf der Stirnbinde des Hohenprieſters der Juden geſchehen. Alsbald wird der feurige Pfeil in Rauch verfliegen, und das Bild iſt wehrlos; zieh' ihm vom Finger einen Ring, welchen einſt Yandar trug, und ſtecke ihn an den kleinen Finger deiner linken Hand.

Jetzo nimm die kleine goldene Urne, welche auf dem Schooße des Bildes ſteht, und ſtecke ſie in deinen Gürtel: damit biſt du Herr über die ganze Macht des Mograby. Berühre die Geſtalt mit dem Ringe, durch deſſen Macht ſie gebildet wurde, und dieſes Rieſenbild von Gold, ſo wie der erhabene Thron, auf welchem es ſitzet, werden in Rauch verfliegen.

Um nun auch meine Feſſeln zu zerbrechen, nimm drei Federn aus meinem Halsbande, wirf ſie in brennendes Räucherwerk und ſprich dazu:

„Menſchliches Geſchöpf, ich gebe dir die Freiheit wieder, im Namen Mahomeds!“

Sobald dies alles vollbracht iſt, gebietet den Federn des Vogels Feſſeſſé, euch wieder zu mir hieher zu bringen. Ihr werdet mich befreiet, und beſchäftigt finden, auf alles ein wachſames Auge zu haben, was ſich eurer glücklichen Rückkehr in den Weg ſtellen könnte.

Behalt wohl, mein Prinz, was ich dir geſagt habe. Ich betrachte es als eine Gnade des Himmels, daß ich die ganze Belehrung, welche Kardaſch mir gab, im Gedächtniſſe behalten konnte. Aber ſeitdem ich in den Zuſtand verſetzt bin, in welchem ihr mich hier ſehet, habe ich ſie mir täglich, abends und morgens, wiederholt. Die Hoffnung, daß ſie dereinſt dem Menſchengeſchlechte und mir ſelber nützlich werden könnte, war mein einziger Troſt.“

Fortſetzung der Geſchichte Habed-il-Rumans und ſeiner Gefährten, und Ende des Mograby.

Habed-il-Ruman war mit eben ſo viel Gedächtnis als Einſicht begabt. Alles was er eben vernommen hatte, blieb in ſeinem Herzen eingegraben. Er erkannte, daß bei der allgemeinen Gefahr, worin die noch beſtehende Macht des Mograby ſie verſetzte, kein Augenblick zu verlieren war.

Er geht ſogleich mit ſeinen Unglücksgefährten an die Jagd des Vogels Feſſeſſé. Bald hatten ſie ſich deſſelben bemächtigt; ſie tödten ihn, und nehmen ſeine Federn und theilen ſie unter ſich. Sie verbrennen ſein Herz und den übrigen Leichnam, jedes beſonders, und heben die Aſche zu dem vorgeſchriebenen Gebrauche auf.

Darnach bewaffnen ſie ſich, verſehen ſich mit Räucherwerk, und ſobald alles zur Fahrt gerüſtet iſt, begeben ſie ſich an den Fuß des Berges, welchen ſie zwingen, ihnen freie Durchfahrt zu gewähren.

Sobald ſie hinaus ſind, geben ſie, gemeinſam, den Federn des Vogels Feſſeſſé den ihnen aufgegebenen Befehl, und fühlten ſich mit der Leichtigkeit eines Vogels von der Erde emporgehoben, und durch die Luft getragen. Sie ſenken endlich ihren Flug bei einer großen Stadt, welche ſie mitten auf einer Ebene vor ſich ſehen, und laßen ſich in die ihnen bezeichnete Oelbaumpflanzung nieder.

Habed-il-Ruman erkennet bald den Oelbaum, an deſſen Fuß er die ihm empfohlene Arbeit vornehmen ſoll; der wahre Eingang zu den unterirdiſchen Bezauberungen zeigt ſich: ein ſchwarzer Marmorſtein bedeckt ihn, und vermittelſt eines Ringes wird er emporgehoben.

So begab ſich nun der Prinz von Syrien, an der Spitze ſeiner Gefährten, in die Finſternis eines unterirdiſchen Weges; aber fortgetragen von den Federn des Vogels Feſſeſſé. Jeden Augenblick rief er jeden einzelnen ſeines Gefolges bei Namen, und überzeugte ſich, daß ſie alle bei ihm waren, außer dem, der zur Wache am Eingange zurückgeblieben war.

Bald folgte helles Tageslicht auf die Dunkelheit, welche ſie umhüllte; ſie traten unter einen leuchtenden

Himmel heraus, und das lachendſte Gefilde bot ſich ihren Blicken dar.

Hunger und Durſt begannen ſich nun einzuſtellen; und ſie befanden ſich auf einem Wege, in deſſen Nähe durchſichtige und friſche Bäche rieſelten; Beete mit Melonen aller Art bedeckt, faßten die Ufer ein; Birnbäume, Aepfelbäume und Orangenbäume ſtanden am Wege, und ſie mußten mit den Händen die mit Früchten beladenen Zweige zurückbeugen, welche ihnen den Weg verſperrten.

„Streiter Mahomeds,“ rief von Zeit zu Zeit Habed-il-Ruman, „wir ſind nicht hier, um zu eſſen und zu trinken; das Bedürfnis, welches wir fühlen, und die Mittel, welche ſich uns darbieten, daſſelbe zu ſtillen, ſind Fallſtricke für uns. Begehret nicht dieſes Waſſers: ſtoßet dieſes Obſt zurück, tretet es mit Füßen; wir haben dulden gelernt, laßt uns die Pein ertragen, welche uns verzehrt.“

Aber ein neues Ungemach folgte auf die bisherigen: ſie wanderten jetzt auf einem ſandigen Boden, und die Sonne, welche gerade über ihrem Scheitel zu ſtehen ſchien, brannte ſo heiß auf ſie hernieder, daß ſie über glühende Kohlen zu gehen glaubten. Zur Rechten und zur Linken des Weges, dem ſie folgten, waren zwei mit Bäumen beſetzte und mit ſo friſchen Raſen bedeckte Pfade, daß ſie wohl die Aufmerkſamkeit ſo erſchöpfter Wanderer, wie dieſe hier, anziehen mußten.

„Verſchmähet, verwerfet die trügeriſchen Erquickungen, welche ſich euch darbieten,“ rief der Prinz von Syrien aus. „Alles dies hier gleichet den liebkoſenden Blicken und Reden unſers unverſöhnlichen Feindes.“

Die jungen Prinzen, die Habed-il-Ruman folgten, bedurften eines ſo muthigen Anführers, der gegen die Tücken des Feindes ſo gut auf ſeiner Hut war.

Vierhundert und drei und achtzigſter Tag.

Die letzte aller dieſer Verſuchungen war die überraſchendſte und gefährlichſte: der Weg führte die Wanderer durch weite blühende Mohnfelder, und der Schlummer befiel unwiderſtehlich ihre Augenlieder. Der Prinz von Syrien, der den neuen Zauber gewahrte, rief ſeinen Gefährten zu:

„Streiter Mahomeds! haltet einen Augenblick an, und tretet in ſeinem Namen dieſe Blumen mit Füßen.“

Man gehorchte ihm, und die Schläfrigkeit entſchwand. Sie ſetzten nun ihre Wanderung fort, und entdeckten mitten auf der Ebene die Kuppel des Gebäudes, welches ſie zu zerſtören kamen.

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, dieſe zauberiſchen Herrlichkeiten zu ſchildern, an welchen alles Täuſchung war, ſondern die Thaten Habed-il-Rumans und ſeiner Gefährten verfolgen. Sie gelangten an das Ufer des fürchterlichen Grabens; auf den Vogelfedern leicht hinüber getragen, erſtiegen ſie die Höhe, worauf der Wunderbau ſtand. Sie erforſchten die Weltgegenden der vier Thüren, auf die ihnen vorgezeichnete Weiſe.

Als die Thüren ihre wahren Farben wieder angenommen hatten, und Habed-il-Ruman an die weiße Thüre pochte, öffnete ſie ſich mit ſchrecklichem Krachen. Ein Rieſe von ſcheußlicher Geſtalt erſchien, und wollte den Prinzen mit der Lanze durchbohren, welche er führte: aber bei den vier und zwanzig Büchern des Hananlas beſchworen, verwandelte das Ungethüm ſich in einen ſchwarzen Dampf, zertheilte ſich und verflog.

Nachdem Habed-il-Ruman dieſe erſte Thüre mit einer Wache beſetzt hatte, ging er zu der zweiten. Zwei Löwen mit aufgeſperrten Rachen wollten auf ihn los ſtürzen: aber durch die Beſchwörung bei dem Siegelringe Salomons, zerſtob dieſe Erſcheinung noch ſchneller, als die erſte. Die Beſchwörung bei den auf Mahomeds Säbel eingegrabenen Zeichen erſtickte eine fürchterliche Schlange mit drei Köpfen, welche die dritte Thüre bewachte. Endlich, vor der Beſchwörung bei dem Stabe Moſes zerſchmolz das Stahl eines haarſcharfen Beils, welches auf den Nacken des jungen

Prinzen von Syrien herab fiel, in dem Augenblick, als die vierte Thüre ſich ſeinen Geboten öffnete.

Damit war er nun Meiſter aller Zugänge zu dem furchtbaren Rieſenbilde. Er hatte bei jedem eine Wache hingeſtellt, welche die Sorge für ihre eigene Sicherheit ſehr aufmerkſam machte. Sie hatten Befehl, bei dem geringſten Lärmen, welchen ſie außerhalb hörten, ihren Säbel im Namen Mahomeds empor zu ſchwingen; und dieſe Vorſicht war der Weisheit des Prinzen würdig, der ſie gebot, denn ſo bald er den Fuß über die Schwelle der weißen Thüre ſetzte, um bis unter die Kuppel vorzudringen, wurden die Geiſter der vier Elemente losgelaſſen, um dem Bilde Kokopileſobehs zu Hülfe zu kommen.

Wären nun die Eingänge frei geweſen, ſo würden dieſe Geiſter durch die vier Thüren eingedrungen ſein, und mit dem Götzenbilde zugleich die Urne, worinn die Aſche des Hal-il-Mograby und der Yandar bewahrt lag, hinweg geführt haben.

Habeb-il-Numan ſtand jetzo dem goldenen Rieſenbilde gegenüber, welches auf einem goldenen Throne ſaß, und deſſen Haupt faſt das Gewölbe der Kuppel berührte. Seine Augen waren gleich einem Blitze, der, in einen engen Raum eingeſchloſſen, aus welchem er hervor zu brechen ringt, im unaufhörlichen Kampfe gegen ſich ſelber ſcheint.

Der feurige, gegen Habed=il=Numans Bruſt gerichtete Pfeil, war im Begriff abzuſchnellen: aber bei den heiligen Schriftzügen auf der Binde des Hohenprieſters der Juden beſchworen, ſank er nieder, und der Bogen, der den Händen des Götzenbildes entfuhr, ſtürzte zugleich mit ihm zu Boden.

Der Prinz von Syrien ſchwingt ſich nun auf den Thron empor, entreißt dem Rieſenbilde den Ring, deſſen ungeheurer Umfang ſich auf der Stelle ſeinem kleinen Finger anfügt. Er ergreift nun die Urne, deren Beſitz das eigentliche Ziel ſeiner Unternehmung iſt. Hierauf ſchlug er, in einem Ausbruche der Begeiſterung, das Götzenbild mit der verkehrten Hand, an welcher er den Ring trug, und ſprach dabei:

„Verruchtes Ebenbild des frevelhafteſten aller Weſen, mögeſt du eben ſo vertilgt werden, wie du erzeugt wurdeſt!“

Das Rieſenbild des Kokopileſobeh war durch die dem Ringe unterworfenen Geiſter gemacht: ſie wurden nun durch dieſen, ohne Zweifel aus Eingebung, ertheilten Befehl gezwungen, ihr eigenes Werk zu zerſtören, deſſen Sturz und Zertrümmerung ein entſetzliches Getöſe verkündigte; dicke Finſternis brach zugleich mit dieſem Gekrache herein, und vermehrte noch das Grauen.

Die ganze Stärke der Bezauberung beruhte in dem Götzenbilde: ſobald dieſer Zauber vernichtet war, hörten die Täuſchungen aller Art auf, einen Ort zu ſchmücken, der in einer jener unermeßlichen Höhlen in den Eingeweiden der Erde angelegt war; aber ſie endeten nicht, ohne Erſchütterung des Bodens, der ſie bedeckte. Wäre der Eingang, der zu dieſer furchtbaren Einöde führte, nicht von einem der ſechs Waffengefährten, Habed-il-Numans bewacht worden, ſo würde er verſchüttet worden ſein.

Habed empfahl ſich und ſeine Brüder Gott und ſeinem großen Propheten, indem er mitten in der Zerſtörung, die ihn umgab, und in der Finſternis, in welcher er wie vergraben war, die größte Gegenwart des Geiſtes behielt.

Er bemerkte bei einer Bewegung, welche er machte, daß der Ring, welchen er jetzt am Finger trug, Licht ausſtrahlte. Er rieb ihn, und verſuchte, noch mehr Hülfe von ihm zu gewinnen: Augenblicklich ſprühte der Ring Funken; ein Geiſt, in Menſchengeſtalt erſchien ihm, in Begleitung von vier anderen, von denen der eine ein Tieger, der andere ein Fiſch, der dritte ein Vogel, und der letzte ein Salamandar war.

„Gebeut den vier Elementen,“ ſprach der Geiſt zu ihm; „du biſt ihr Herr, weil du den Ring des großen Kokopileſobeh haſt.“

„Ich will,“ antwortete Habed-il-Numan mit Feſtigkeit, „daß dieſer Ort erhellet werde, damit ich ſehe, wo ich bin, und wo die Prinzen, meine Gefährten, ſich befinden.“

„Salamander,“ ſprach der Geiſt, „thu deine Pflicht!“

Augenblicks war dieſe unermeßliche Höhle durch tauſend künſtliche Lichter erhellt, welche ſich von ſelber in die Klüfte der Felſen ſtellten, und die ſechs nicht weit von einander getrennten Gefährten, vereinigten ſich wieder, und konnten ſich berathen.

Es war noch übrig, dort auf der Stelle die Feſſeln der Prinzeſſinn von Aegypten zu zerbrechen. Habed-il-Ruman zündete ein Feuer an, verbrannte Räucherwerk, warf die ihm übergebenen Federn vom Halsbande der Prinzeſſinn hinein, und ſprach dabei die Worte aus, welche die Auflöſung des Zaubers vollenden ſollten. Das Räucherwerk, welches er auf die Flamme geworfen, verbreitete einen ſo lieblichen Wohlgeruch, daß er daraus die günſtigſte Vorbedeutung für ſein Werk zog.

Vierhundert und vier und achtzigſter Tag.

Hierauf beſchloß er, ſich nach dem Wohnorte des Schwarzkünſtlers zurück bringen zu laſſen, durch dieſelben Mittel, welche ſeinen Ausgang dorther bewirkt hatten.

„Wo denkeſt du hin?“ ſagten die Prinzen zu ihm: „Wir würden uns der Gefahr ausſetzen, abermals in die Hände unſers unverſöhnlichen Feindes zu fallen! Während die Federn des Vogels Feſſeſſé uns in den Stand ſetzen, daß jeder von uns in das Reich ſeines Vaters heimkehren kann; während der Ring, welchen du trägſt, dir die Macht gibt, den Geiſtern zu gebieten, welchen die vier Elemente unterworfen ſind!“

„Und wenn ich auch nur die Prinzeſſinn von Aegypten befreien müßte,“ erwiederte Habed-il-Ruman, „ſo würde ich es, ſchon als Muſelmann, für meine Pflicht achten, ihr zu Hülfe zu kommen, wäre ich auch unempfindlich für die Regungen der Menſchlichkeit und der Dankbarkeit: aber, meine Brüder, die Federn des Vogels Salomons ſind nur dazu beſtimmt, den Dienern des Propheten zu dienen. Der Ring Kokopileſobehs ziemt nur dem Finger eines Zauberers, und eure Erfahrung hat euch zur Genüge mit der Zauberei bekannt gemacht: ich habe zwar jetzt eben ihre Hülfe angewendet, aber nur, um ſie gegen ſich ſelbſt zu kehren, und ich würde mich für ſchuldig achten, wenn ich dabei nur meinem eigenen Vortheile nachgegeben hätte.

Aus dem, was wir zu thun vermochten,“ fuhr er fort, „erkennet, meine Brüder, ob unſere Pflichten nicht dort oben vorgeſchrieben ſtehen. Wir haben uns des Talismans bemeiſtert, welcher die Macht des Mograby in ſich ſchließt, wir müßen uns nun auch ſeines Lebens bemächtigen. Wir würden ein Verbrechen begehen, wenn wir es ihm ließen, und früher oder ſpäter würden wir dafür beſtraft werden, ja, vielleicht würde er ein Werkzeug der göttlichen Rache gegen uns werden. Wir müßen alle die unglücklichen Menſchen befreien, welche er in Thiere verwandelt hat, und alle ſeine Bezauberungen zerſtören."

Die Prinzen waren etwas beſchämt, daß ſie nicht ſelber dieſen edelmüthigen Entſchluß gefaßt hatten, und verſprachen dem Prinzen von Syrien, ihm aus allen ihren Kräften in ſeiner Unternehmung beizuſtehen.

Auf der Stelle wurde nun beſchloſſen, vermittelſt der Federn des Vogels Feſſeſſé zu der Prinzeſſinn von Aegypten zurückzukehren. Die dem Befehle gehorſamen Federn trugen ſie mit der reißendſten Schnelligkeit aus dem Bauche der Höhlen, dem Schauplatz der Bezauberungen der Yandar. Das zauberiſche Licht, wodurch dieſelben erhellet wurden, zeigte ihnen jetzt alle Gegenſtände in ihrer Wahrheit.

Endlich gelangten ſie zu dem Ausgange, der in das Feld führte. Es war damals Nacht. Habed-il-Ruman ſchlug vor, auf der Stelle nach dem Palaſte des Mograby abzureiſen; und die Federn des Vogels erhuben ſie alsbald in die Luft und brachten ſie dorthin zurück.

Mit Anbruche des Tages befanden ſie ſich am Ufer jener Quelle, in welche ſie alle ſechs waren geſtürzt worden.

„Ich erkenne,“ ſprach der Prinz von Damask, „den Baum, an welchem das Scheuſal meine arme Urgroßmutter aufgehängt hatte; es iſt nicht die geringſte Spur mehr von ihrem Leichnam übrig geblieben.“

Bei dem Anblick eines Ortes, wo ſie alle ſo unſäglich gelitten hatten, beſtärkten die fünf von Habed-il-Numan befreiten Prinzen ſich in ihrem Haſſe, in ihrem Grimme gegen den Mograby: aber dieſer junge Prinz beſchäftigte ſich mit den Mitteln, wieder in den Aufenthalt ihres unmenſchlichen Feindes einzudringen, um dort ihre Rache zu vollſtrecken.

Er zündet Feuer an, verbrennet Räucherwerk, wirft Aſche von dem Herzen des Vogels darauf, und der Fuß des Berges öffnet ſich und gewährt ihm freien Durchgang, er tritt hinein und die Prinzen folgen ihm.

Der Tag brach eben an, als die Prinzeſſinn von Aegypten im Innern des Palaſts, wo ſie die Nacht auf ihrer Stange zugebracht hatte, das gewöhnliche Getöſe vernahm, welches verkündigte, daß man der Natur Gewalt anthat, um an den Ort zu gelangen, wo ſie ſich befand.

Ihrer Feſſeln jetzt entledigt, flog ſie aus einem Fenſter des Palaſts den Ankommenden entgegen, ohne Furcht, daß es der Mograby ſein könnte; denn ſie zweifelte nicht, daß Habed=il=Numan, dem ſie ihre Befreiung verdankte, geſiegt hätte. Sie nahm jedoch ihren Flug aus Vorſicht hoch genug, um fernher erkennen zu können, wer aus dem Berge hervor träte.

Bald ſahen die Prinzen einen Vogel über ihren Köpfen ſchweben, der ihnen nicht fremd war. Eine ihnen allen wohlbekannte Stimme redete Habed=il=Numan an, und erklang von oben herab, als wenn ſie aus dem Himmel käme:

„Prinz von Syrien, haſt du die Urne und den Ring?“

„Ja, ich habe ſie,“ antwortete der junge Prinz, indem er den Vogel erkannte, der ſich eben bei ihm niedergelaſſen hatte.

„Wenn das iſt,“ fuhr der Hara fort, indem er vor Freuden mit den Flügeln ſchlug, „ſo reibe den Reif des Ringes, welchen du am Finger trägſt, und befiel dem Geiſte, der darauf erſcheinen wird, dir das älteſte und räudigſte Schaaf aller Heerden zu bringen, welche hier ſind: wir haben ein Opfer zu verrichten.

Jetzo wollen wir uns nach dem Palaſte begeben, wohin eure Bedürfniſſe euch rufen müßen; ihr könnet ſie jetzt ohne Beſorgnis befriedigen, denn ihr ſeid unumſchränkter Herr hier, und euer Feind liegt ſchon unter euren Füßen; ihr traget in eurem Buſen den Talisman, in welchem ſeine ganze Macht beruhet: bald werdet ihr auch den gewinnen, an den ſein Leben geknüpft iſt.“

Es waren beinahe zwei Tage, daß die Prinzen keine Nahrung zu ſich genommen hatten, aber ſie fühlten Abſcheu, ſich von dem Fleiſche der Thiere zu ſättigen, welche ſie um ſich ſahen: „Wiſſen wir denn,“ ſprach Habed-il-Ruman, „ob wir nicht unglückliche, in Thiere verwandelte Menſchen des Lebens berauben? wenigſtens ſind die Früchte und Wurzeln uns nicht ſo verdächtig.“

„Ihr könnet euch alles Gevögels und Rothwildes bedienen, welches ihr hier ſehet,“ ſprach Planeten-Schweſter zu ihnen; „es ſind wirkliche Thiere, ebenſo wie diejenigen, welche in dem großen Vogelhauſe verſperrt ſind: gebiete hier, ſei es durch die Macht des Ringes, welchen du am Finger haſt, oder des Talismans, welchen du auf der Bruſt trägſt; alles muß dir gehorchen.

Habed-il-Ruman berührte die Urne an ſeiner Bruſt, und augenblicklich erſchien ein großer Mohr mit einem goldenen Halsbande.

„Ah! da iſt Iladſch-Kadahé,“ rief der Prinz der Tatarei aus: „ſprich, abſcheulicher Mohr, der du mich ſo unmenſchlich behandelt haſt, wie hat dein verruchter Herr ſich von dir trennen können, da du ihm ſo treulich dienteſt?"

„Ich habe keinen andern Herrn," antwortete der Mohr, „als den Herrn der Urne, der ich unterworfen bin: hier iſt mein Herr, und ich komme, ſeine Befehle zu empfangen."

Hierauf wandte er ſich zu dem Prinzen von Syrien und fuhr fort:

„Was gebieteſt du dem Sklaven der Aſche des Hal-il-Mograby und der Yandar?"

„Laß uns ein Mittagsmahl auftragen, Sklave," ſagte der Prinz von Syrien.

„Ich gehorche," erwiederte der Mohr und verſchwand.

Vierhundert und fünf und achtzigſter Tag.

In demſelben Augenblick brachte der Geiſt des Ringes zu den Füßen Habed-il-Rumans ein altes räudiges Schaf, welches kein Flöckchen Wolle mehr hatte; es war an allen Vieren gebunden: der eine Hinterfuß war kürzer, als die anderen, und an demſelben ſchien der Schenkel geſchwollen.

„Ha, das iſt ein boshaftes Thier!" ſagte der Geiſt; „ich dachte ſchon, daß wir es nicht erhaſchen würden, obgleich es von allen Seiten umringt war.

Yandar hat dieſes Thier gefaiet, als ſie in deſſen Schenkel den Talisman einſchloß, an welchen das Leben ihres Sohnes geknüpft iſt: es läuft vorwärts, rückwärts und ſeitwärts, mit gleicher Geſchwindigkeit; keine Mücke vermöchte durch die Oeffnungen zu kriechen, durch welche es entſchlüpft, und mit dem Kopf und mit den Füßen gibt es Stöße, welche den Marmor zermalmen würden.“

„Geiſt,“ ſprach Habed-il-Ruman, „ich befehle dir, dieſes Thier zu tödten.“

„Das vermag ich nicht,“ antwortete der Geiſt: „du ſelber mußt es mit deinem Ring erſchlagen.“

Habed-il-Ruman that, was der Geiſt ihm ſagte; das Thier ſtieß ein gräßliches Geſtöhn aus, und blieb bewegungslos liegen. Jetzo berührte der Prinz von Syrien den aufgeſchwollenen Schenkel mit dem Ringe, und gebot dem Talisman, daraus hervor zu kommen: der Schenkel öffnete ſich, und es kam ein Goldblech mit Zaubercharakteren beſchrieben zum Vorſchein.

Habed-il-Ruman betrachtete ſie mit Aufmerkſamkeit, und erkannte dieſelben Züge, welche auf dem Ringe an ſeinem Finger eingegraben ſtanden. Als er nun die Macht und das Leben des Ungeheuers in ſeiner Gewalt ſah, ging er zu Rathe, auf welche Weiſe man die Erde von demſelben befreien ſollte: aber während er ſeine Meinung aus einander ſetzte, ließ das gewöhnliche Getöſe und Erdbeben ſich hören, welches ſtäts der Rückkehr des Schwarzkünſtlers in ſeinen Palaſt voran ging.

Der Mograby war durch den Ungehorſam ſeines Zauberſtäbchens ſeines Unſterns inne geworden. Er befand ſich gerade zu Muſſul mit einer ſeiner gewöhnlichen Unternehmungen beſchäftigt; er wollte ſeiner Medſchine, die gewöhnlich alles für ihn ausrichtete, etwas Wichtiges auftragen, als das Stäbchen, anſtatt ſich auf ſeinen Fingern zu drehen, ihm entglitt und zerbrach.

Da ergriff ihn Schrecken; er beſchloß, ſich auf der Stelle nach dem gewöhnlichen Mittelpunkt ſeiner Zaubereien zu begeben, um ſeine Bücher zu befragen.

Seine eigenthümliche Macht war vernichtet, aber die Mittel, welche er jetzt anwenden wollte, obgleich ſie nicht von ihm kamen, leiſteten ihm noch die verlangten Dienſte. Es waren Federn des Vogels Feſſeſſé, von welchen der Verruchte Gebrauch zu machen wagte, indem er ſie bei dem Namen Salomons beſchwur, dem ſie allen Gehorſam ſchuldig waren. Sie trugen ihn alsbald an den Fuß des Berges, deſſen Eingeweide ſich aufthaten, genöthigt durch das Verbrennen des gewöhnlichen Räucherwerks.

Bei ſeiner Ankunft daheim, regte ſich nichts, ihm entgegen zu kommen, ſelbſt nicht einmal Iladſch-Kabahé, der unterwürfigſte und kriechendſte aller ſeiner Sklaven. Er wollte anhalten, um nachzuſinnen: aber die Federn riſſen ihn mit Gewalt vorwärts, und ſchleuderten ihn durch ein Fenſter mitten in das Zimmer, worin die Prinzen beim Mittagsmahle ſaſſen und ſich über ſein Schickſal beriethen.

Die Prinzeſſinn ſaß auf ihrer Stange dem Fenſter gegenüber: da ſah ſie eine ſcheußliche Geſtalt wie einen Ballen herein plumpen, und trotz ſeiner lächerlichen Verkleidung, erkannte ſie ihn doch am Geruch, und rief aus:

„Ah! da iſt unſer Scheuſal!"

Zu Muſſul hatte der Mograby ſich als Fakir verkleidet; ein ſchlechtes, ſchäbiges und zerriſſenes Schaaffell bedeckte ſeinen halben Leib, der durch Wunden entſtellt war, von welchen etliche noch bluteten. Die Haare auf ſeinem Kopfe waren roth, ſtruppicht, und ſtarrten, ſo wie ſein Bart von derſelben Farbe, von dem ekelhafteſten Schmutze. Seine Augen waren die eines Beſeſſenen, und in ſeinen Zügen malte ſich zugleich Wuth, Schrecken und Verzweiflung: er hielt in der Hand noch das Meſſer, deſſen er ſich bedient hatte, ſeinen Leib zu zerfetzen, und trug um den Hals den Roſenkranz der Urgroßmutter des Prinzen von Damask, welchen er ſich zugeeignet hatte, und von welchem er ohne Zweifel Gebrauch machen wollte.

Wen hatte er unter dieſer widerwärtigen Geſtalt in Muſſul verführen wollen? Man weiß es nicht: aber er war damals ſo ſcheußlich, daß ſein Anblick auch minder ſtandhafte Seelen mit Entſetzen erfüllt hätte, als die der Gefährten, vor deren Augen er gezwungen war zu erſcheinen.

Er hatte noch ſo viel Kraft, ſich von ſeinem Falle aufzurichten; und als er ſeine Gattinn erblickte, die er wohl erkannte, hub er mit drohender Miene ſeinen mit dem Meſſer bewaffneten Arm auf, und ſprach:

„Ihr Federn des Vogels Feſſeſſé, ich befehle euch, mich gegen dieſe verruchte Hexe zu tragen!“

Habed-il-Ruman ſtand auf, machte eine Bewegung mit der Hand, und rief aus:

„Ihr Geiſter des Ringes, feſſelt dieſen Wüthenden!“

„Ha! Schlange, die ich an meinem Buſen nährte, und zu lange ſchonte!“ ſprach der Schwarzkünſtler, „du biſt es, der ſich gegen mich bewaffnet hat!“

„Hör’ auf zu läſtern, Verworfener! und noch mehr zu drohen,“ ſagte der Prinz von Syrien: „das Maaß deiner Gräuel und Frevelthaten iſt erfüllt, und der Tod wird dich der Strafe überliefern, welche du verdienſt. Möge das Grauſen vor den Qualen, welche dich erwarten, hier ſchon deine Pein beginnen! bedenke, wie boshaft du ſelber biſt, und daß du in die Hände eines eben ſo boshaften Geiſtes fallen wirſt, und zittere! Was mich betrifft, verruchter Schwarzkünſtler!

ſo wiſſe, daß der große Prophet mich zum Herrn deiner Macht und deines Lebens gemacht hat.“

„Ich verfluche deinen Propheten!“ ſchrie der Mograby mit raſender Stimme.

„Geiſter des Ringes, leget dieſem Läſtermaul einen Knebel an!“ ſagte kaltblütig der Prinz von Syrien; „man ſchleppe ihn mitten auf den Hof ſeines Palaſts, dort werde er in vier Ketten geſchlagen und rings um ihn ein Scheiterhaufen errichtet, der ihn lebendig verbrennen ſoll. Erinnert euch, daß ich euch durch den Ring gebiete, welchen ich hier trage, aber im Namen Mahomeds, und daß ich ſelbſt den Anſchein des Ungehorſams ſtrenge ahnden werde.“

Vierhundert und ſechs und achtzigſter Tag.

Auf dieſen Befehl, bei welchem die Geiſter ſelber vor Furcht zitterten, ergriffen ſie den Mograby, führten ihn hinweg, und feſſelten ihn mit vier Eiſenketten an einen ſtählernen Pfeiler, der mitten auf dem Hofe errichtet war.

Als der Zauberer fort geſchafft war, wandte ſich Habed-il-Ruman zu der Prinzeſſinn von Aegypten, und ſagte zu ihr:

„Prinzeſſinn, ſollen wir nicht auf der Stelle daran arbeiten, die menſchlichen Weſen, welche ſich hier befinden, aus der Schmach zu befreien, und ihnen die Freude gewähren, den Tod des Wüthrichs mit anzuſchauen?“

„Prinz,“ antwortete Planeten-Schweſter, „um zu entzaubern, was ſich hier befindet, bedarf es einer Miſchung der Aſche des Mograby mit der ſeiner Urheber in die Urne. Befiehl, daß er auf ſolche Weiſe verbrannt werde, daß ſeine Aſche nicht mit der Holzaſche des Scheiterhaufens um ihn vermengt werde.

Du würdeſt überdieß ſehr in Verlegenheit gerathen mit allen den Leuten, welche du dadurch auf dem Arme hätteſt. Wie reichlich auch die Vorräthe ſein mögen, über welche wir zu ſchalten haben, ſo muß man ſich doch nicht in Nothwendigkeit verſetzen, dieſes Heer einen Tag länger zu ernähren, als nöthig iſt, bevor ſie ſich zerſtreuen, und jeder in ſein Land heim kehren kann; und die bewohnten Gegenden ſind auf zwanzig Stunden von dieſem Berge entfernt.

Die Männer, wie die Frauen, welche ſich hier befinden, haben nicht die geringſte Vorſtellung von der Gewalt, welche ſie hieher geführt hat, und die Todesſtrafe des Schuldigen würde ſie nur erſchrecken, ohne ſie zu belehren. Man muß ſogar die Bezauberungen, welche uns umgeben, eher zerſtören, als man ihnen die Augen öffnet. Viele von ihnen, mein Prinz, fehlen ſchon ſeit langer Zeit den Ihrigen: ſie müßen Wohlſtand mit Heim bringen; und du haſt hier unerſchöpfliche Schätze, welche dich in den Stand ſetzen, dich großmüthig gegen ſie zu bezeigen.“

Kaum hatte die Prinzeſſinn von Aegypten dieſe Worte ausgeſprochen, als der Geiſt des Ringes erſchien und meldete: daß der Scheiterhaufen errichtet ſtände.

„Man zünde ihn an,“ gebot Habed-il-Ruman; „aber man nehme dem Frevler nicht den Knebel ab: ich will, daß ſeine Gottesläſterungen in ihm erſticken.“

„Du biſt genöthigt,“ ſagte die Prinzeſſinn, „ſeine Beſtrafung durch deine Gegenwart zu verſchärfen. Du mußt den Talisman, an welchem ſein Leben hängt, mitten in die Glut werfen. Ich rathe dir, ſeinen Ring hinzu zu fügen; man muß ſich einer ſo gefährlichen Macht entäußern als diejenige iſt, welche er dir gewährt: vermöchte ſie, mein Prinz, den Dom-Daniel zu zerſtören, ſo würde ich dich auffordern, ihn zu bewahren; aber das iſt der Macht Mahomeds vorbehalten. Geh mit den Prinzen, deinen Kampfgefährten, hin und holet alle Bücher des Schwarzkünſtlers herbei: er ſoll alle Früchte ſeiner Arbeiten mit ihm vernichtet ſehen; und möge ſeine verderbliche Kunſt mit ihnen zugleich vertilgt werden!“

Der Prinz von Syrien befolgte dieſen von der Klugheit angegebenen Rath. Der Talisman, die Bücher, die Zaubertränke, die Werkzeuge, kurz, alles was dem Mograby bei ſeinen Arbeiten gedient hatte, wurde alsbald von den Prinzen in die Glut geworfen, welche den Schwarzkünſtler von allen Seiten umloderte. Aber das Leben verließ ihn nicht eher, als bis der aus dem Schenkel des räudigen Schaafs hervorgezogene Talisman durch die Gewalt des Feuers anfing zu ſchmelzen.

Als hierauf auch der Ring zerſchmolz, ſah man den Palaſt und alle Gebäude und Anlagen ringsumher in Rauch aufgehen. Die vierfüßigen Thiere, die Vögel, welche darin eingeſperrt waren, kamen von allen Seiten hervor, und vermiſchten ſich mit dem Rothwild und anderen wilden Thieren; aber ein höherer Trieb verſammelte binnen kurzer Zeit alle menſchlichen Geſchöpfe, die hier verwandelt waren, um die Prinzen, ihre Befreier. Dieſe ſahen ſich mit einmal von Pferden, Kameelen und Elephanten umgeben, und darunter ſogar Löwen und Tieger, ohne die ihnen eigene Wildheit.

Der Leichnam des Schwarzkünſtlers war nun in Aſche verwandelt; aber die ungeheure Hitze der Brandſtätte verſtattete noch nicht, ſich zu nahen, um ſie zu ſammeln. Unterdeſſen benutzte die Prinzeſſinn von Aegypten ihre gegenwärtige Kleinheit und Leichtigkeit, erhub ſich über dieſe neubelebte Menge, betrachtete ſie, kam dann wieder zu Habed-il-Ruman, und ſagte zu ihm:

„Prinz, dieß ſind die bisher ſo unglücklichen Weſen, welche du ihrer Heimath, den Ihrigen, und ſo zu ſagen dem Leben wieder ſchenken wirſt; ſie werden zwar minder leicht zu regieren ſein, wenn du ihnen ihre natürliche Geſtalt zurückgegeben, als ſie es gegenwärtig zu ſein ſcheinen: aber du biſt durch Mahomed und dein Geſtirn zu dem Rechte berufen, ihnen allen zu gebieten. Du ſiehſt ſie hier erwarten, daß die Aſche des Schwarzkünſtlers mit der Aſche ſeines Vaters und ſeiner Mutter vermiſcht werde und dir dazu diene, die Bezauberung zu vernichten, welche ſie unter ihre Gattung hinab geſtoßen hat. Unterdeſſen, bis du dich mit dieſem tröſtlichen Werke beſchäftigen kannſt, komm, in Begleitung deiner Gefährten, die Reichthümer in Augenſchein zu nehmen, welche der Frevel des Schwarzkünſtlers in ſeine Gewalt gebracht hatte; jedermann wird hier das ihm gehörige wieder erkennen: aber alles das, was keinen Herrn findet, iſt allein dein Eigenthum."

Die Prinzen gingen ſogleich unter Anführung des Vogels nach den Schatzkammern des Schwarzkünſtlers: die ſeltenſten und koſtbarſten Waaren lagen hier aufgeſpeichert; man ſah hier Haufen von goldenem und ſilbernem Geſchirre, Berge von Goldmünzen in Beuteln, Gefäße von köſtlichen Steinen, mit Diamanten von der größten Schönheit gefüllt, und Vorräthe von Lebensmitteln, hinreichend ein ganzes Heer ins Feld zu ſtellen.

„Hier iſt die Fülle," ſagte die Prinzeſſinn, „um die Habgier minder edelmüthiger Prinzen zu reizen, als die ſind, mit denen ich rede.

Jeder von euch wird hier welche von ſeinen Unterthanen finden; dem Prinzen Habed-il-Ruman gebührt es, ihnen zu gebieten, daß ſie ſich unter den Fahnen ihrer angeſtammten Oberherren ſammeln; alsdann werden die Rechte eines jeden anerkannt werden.

Bevor wir aber nach dem Scheiterhaufen des Schwarzkünſtlers zurückkehren, will ich meinen Antheil von der Beute nehmen."

Mit dieſen Worten flog die Prinzeſſinn von Aegypten auf ein Stück Flor herab, ergriff es mit ihrem Schnabel, faßte es in eine ihrer Krallen, und flog damit weg.

Alle kehrten nach der Stelle zurück, wo die Handvoll Aſche lag, in welche der ganze Leichnam des Mograby verwandelt war. Habed-il-Ruman bemächtigte ſich derſelben, zerbrach die goldene Urne, welche er in ſeinem Buſen trug, und brachte nun die Miſchung zu Stande.

„Damit iſt noch nicht alles gethan," ſagte der Vogel, auf dem Flortuche ſitzend, welches er mitgenommen hatte: „zünde Räucherwerk an, mein Prinz, wirf alle Federn des Vogels Feſſeſſé hinein, welche du und deine Gefährten bewahrt habt, und gebeut ihnen, im Namen Salomons, die Aſche, welche du in die Luft werfen mußt, in alle vier Winde zu zerſtreuen."

Der Prinz von Syrien gehorchte; und kaum war die Aſche verſtoben, als man ein wunderſames Getöſe vernahm: es war ein Ausruf des Erſtaunens von zehntauſend Menſchen, welchen unvermuthet ihre menſchliche Geſtalt wiedergegeben worden.

Vierhundert und ſieben und achtzigſter Tag.

Habed=il=Numan verlor keinen Augenblick:

„Syrer," rief er, „ſammelt euch hinter mir! Tataren! das iſt euer Fürſt; Chineſen, dieß hier iſt der eurige! Ihr Leute von Damaſk! Leute von Cinigaé! ſammelt euch unter euren Oberhäuptern!"

Auf dieſen kurzen und beſtimmten Befehl ſah man das ganze Gewühl, indem jeder ſich die Augen rieb, als wenn er aus einem tiefen Schlaf erwachte, ſich entwirren, und mit wunderſamer Geſchwindigkeit gehorchen. Als jedermann an ſeinem Platze war, kündigten die Prinzen ihren Unterthanen an, daß auf den folgenden Tag die Abreiſe beſtimmt wäre, und alle ſich bereit halten ſollten.

Da hätte man das Gewühl ſehen ſollen! ein jeder lief im Gefilde umher nach ſeinen Kameelen, ſeinen Pferden, ſeinen Elephanten; und die Frauen nahmen

Kinder bei der Hand, welche ſie nicht kannten, und beſorgten ihre kleinen Reiſebedürfniſſe. Nach zwei Stunden hatte ein jeder heraus gefunden, was ihm gehörte, und es herrſchte allgemeine und vollkommene Ordnung.

Dieſe, wie neugeborenen Menſchen fragten ſich unter einander: „Wo ſind wir?“ und keiner von ihnen wußte darauf zu antworten: aber alle wähnten, erſt geſtern an den Ort gekommen zu ſein, wo ſie ſich jetzo befanden.

Habed-il-Ruman ward Herr von dreißig Elephanten, ſechzig Kameelen, und von einer bedeutenden Anzahl Pferde und Maulthiere. Seine Unterthanen mußten die Schätze des Mograby hervor holen und ſie auf die Laſtthiere vertheilen. Die Frauen und die für die Beſchwerden der Reiſe noch zu ſchwache Jugend ſollten in den kleinen Thürmen auf den Rücken der Elephanten ſitzen. Für die ſechs Prinzen ſtanden prächtige Roſſe bereit.

Mitten in der allgemeinen Unruhe und der Sorge eines jeden für ſich ſelbſt, hatte man die Hara aus den Augen verloren: da erblickte Habed-il-Ruman auf einmal ein vom Haupte bis zu den Füßen verſchleiertes Frauenbild, einige Schritte von ihm auf der Erde ſitzen und an einen Baum gelehnt. Er näherte ſich ihr, redete ſie an, und fragte:

„Wer ſeid ihr, liebe Frau?“

„Eine arme Aegypterinn,“ antwortete die Frau.

Auf dieſe kurze Antwort wollte der Prinz, welcher die Stimme erkannte, ſeine Gefährten herbei rufen, um ihr die gebührende Huldigung dar zu bringen, und ſagte zu ihr:

„Große Prinzeſſinn, —“

„Ich bin nichts,“ unterbrach ſie ihn; „mein Ungehorſam hat mich meiner Anſprüche auf die Krone, und was noch trübſeliger iſt, auf die väterliche Zärtlichkeit, verluſtig gemacht. Ich war durch freie Wahl das Weib des Mograby. Meine Augen wagen es nicht, ſich zum Himmel zu erheben, noch kann ich ſie ohne Beſchämung gegen die Erde richten. Die Schande iſt mein Loos, und die Reue mein Troſt.

Aber, edler Prinz, wenn ich gleich in allen Stücken gefehlt habe, und wenn mir auch alles fehlt, ſo ſei du jedoch ſo großmüthig, dich meiner anzunehmen: ſetze mich auf einen dieſer Elephanten neben Frauen, welche durch meine Geſellſchaft nicht erniedrigt werden; ſorge du für die Aegypter, welche ſich hier unter der Menge befinden mögen: ich gehöre ganz meinem Wohlthäter an, ich bin nichts mehr für Aegypten.

Ich wünſchte, daß mein Vater nimmer das gräßliche Schickſal vernähme, welches ich mir bereitet hatte: aber ich habe ihn noch in der Verblendung des Götzendienſtes verlaſſen; ich muß eine Wallfahet nach Mekka und Buße thun, bis ich von dem großen Propheten die Gnade erlangt habe, den unglücklichen und ehrwürdigen Urheber meiner Tage den gräulichen Irrthümern zu entreißen, in welche er verſunken iſt."

Der Prinz Habed-il-Ruman war von dieſen Reden bis zu Thränen gerührt. Dieſer junge Prinz hatte noch keine anderen Frauen kennen gelernt, als die Königinn ſeine Mutter; die Liebe war für ihn noch eine durchaus unbekannte Leidenſchaft.

Die Erzählung der Aegyptiſchen Prinzeſſinn von ihren Abenteuern hatte ihm große Hochachtung und herzliche Theilnahme für ſie eingeflößt; die Klugheit, die Kenntnis, das edle Betragen, wovon ſie hier ſo ſtätige Beweiſe gegeben, hatten noch die Gefühle erhöhet, welche er ſchon für ſie hegte; mit einem Worte, er war, bevor er ſie noch geſehen hatte, ohne es ſelber zu wiſſen, leidenſchaftlich für ſie eingenommen.

„Große Prinzeſſinn," ſprach er zu ihr, „zweifelſt du einen Augenblick daran, daß du unumſchränkte Gebieterinn alles deſſen biſt, was hier iſt? denkſt du, daß wir dieß Volk, ſo bald es ſich von ſeiner Betäubung erholt hat, in Unwiſſenheit darüber laſſen werden, welchen Dank es dir ſchuldig iſt? und daß einer von uns einen Augenblick der Pflichten vergeſſen könnte, welche dieß Gefühl von ihm erheiſcht?

Der Thurm, in welchem du reiſen ſollſt, wird der Gegenſtand unſerer herzlichſten Huldigungen, ſo wie unſerer ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit ſein. Deine kleinſten Wünſche werden für uns Befehl, und unſer Gehorſam ohnegleichen ſein.“

„Ach! Prinz,“ antwortete Planeten-Schweſter, „bedenke, daß du zu einer Frau redeſt, welche eine ausſchweifende Leidenſchaft, der ſie ſelber ſich hingegeben, der heiligſten aller Pflichten hat vergeſſen laſſen!“

Je mehr die ſchöne Prinzeſſinn von Aegypten ſich demüthigte, je höher ſchien ſie ſich in den Augen Habed-il-Rumans zu erheben. Indeſſen ließ dieſer junge Prinz ſich durch eine aufkeimende Leidenſchaft nicht von der Erfüllung ſeiner Pflichten abhalten. Als Anführer eines kleinen Heeres hatte er viel Arbeit, die Ordnung zu erhalten, den Marſch einzurichten, und für alle Bedürfniſſe zu ſorgen.

Die Aſche des Vogels mußte zwar wieder den Berg zwingen, ihm den Durchgang zu eröffnen: aber er begriff nicht, wie die mit ihren Thürmen beladenen Elephanten durch die unterirdiſchen Gewölbe kommen ſollten, welche er kannte.

Er hoffte alles von Salomons Gunſt. Er ſchmeichelte ſich, daß dieſer große Prophet die Mittel und Wege befördern würde, durch welche er den Auszug der zahlreichen, durch ſo viele Wunder erhaltenen Karavane zu erleichtern gedachte. Er beſprach ſich darüber mit Planeten-Schweſter, bevor ſie ſich in ihren Thurm zu Ruhe begab.

Der Prinz von Syrien theilte ihr zugleich eine Bemerkung mit, welche er gemacht hatte. Die Luft des Himmelſtrichs, worin ſie ſich befanden, hatte ſich ſehr verändert; die Hitze war viel ſtärker geworden. Die Sandhaufen, welche bisher auf den Höhen der Berge zurückgehalten waren, drohten bald, von heftigen Winden getrieben, über die Ebene herab zu ſtürzen und ſie unfruchtbar zu machen, ſo daß die jetzo daſelbſt verſammelten Thiere, aus Mangel an Nahrung, umkommen mußten: man mußte ihnen alſo einen Weg bahnen, um aus dieſem für ſie unbewohnbaren Orte zu entkommen.

Vierhundert und acht und achtzigſter Tag.

Während er ſich mit dieſen Gedanken beſchäftigte, verfloß die Nacht, und der Klang von Kriegsmuſik, welche ſich in den ſechs kleinen Lägern hören ließ, kündigte an, daß alles ſich mit Anbruch des Tages in Bewegung ſetzen ſollte. Der Tag erſchien, und die Schaar der Syrer, welche Habed-il-Ruman anführte, bildete die Vorhut, und brach auf. Der Prinz ſetzte ſein Roß in Galopp, und ſprengte ſeiner Schaar voraus, um den Berg zu zwingen den Durchgang zu eröffnen; bei welcher Arbeit er keine Zeugen haben wollte. Bei der heftigen Erderſchütterung gerieth das ganze kleine Heer, welches ihm folgte, in Schrecken. Aber die Prinzen ſprengten durch die Reihen und hatten bald alle wieder beruhigt; nur ein Umſtand überraſchte ſie ſelber, nämlich, das Forttreiben des Sandes, welcher jetzo von den Höhen der Berge herab ſtürzte. Die darüber erſchrockenen Thiere des Feldes folgten dem Heereszuge nach.

Der Prinz von Syrien hatte der Erde geboten, einen bequemen Durchgang zu eröffnen; ſie war gehorſam geweſen, und man traf nirgend auf ein Hindernis, ſelbſt nicht in der Dunkelheit. Man gelangte an das Ufer der vormals ſo furchtbaren Quelle, und während man ſich hier erfriſchte, verbot Habed-il-Ruman im Namen Salomons der Erde, ſich wieder zu ſchließen, damit auch den Thieren, welche dem Heere nachzogen, freier Durchgang bliebe.

Der Weg, welchem die Prinzen folgten, führte zu den Gränzen des Königreichs Tafilet. *) Man mußte zwanzig Stunden durch die Wüſte ziehen, bevor man in bewohnte Gegenden kam. Von dort konnte man in drei Tagen Nareka erreichen, die Hauptſtadt des Reichs, und den Sitz des Königs. In fünf Tagen hatten die Prinzen dieſen ganzen Weg zurückgelegt, auf welchem ihnen keine Widerwärtigkeit zuſtieß.

---

*) Königreich und Stadt im Süden des Atlasgebirges.

Der König von Tafilet wurde von dem Anzuge der zahlreichſten und ſeltſamſten Karavane, ſo man jemals in ſeinen Staaten geſehen hatte, benachrichtigt. Er ſchickte ihr Beamte entgegen, welche Habed-il-Ruman mit Geſchenken überhäufte, indem er um Erlaubniß bitten ließ, auſſerhalb der Mauern der Hauptſtadt ſeine Schaaren lagern, und ſeine Waaren abladen zu laſſen, welche ſie geleiteten.

Er war mit den Prinzen überein gekommen, zu ſagen, ſie kämen aus dem Königreiche Tombut *) und zögen nach dem Meere, ſich dort einzuſchiffen. Das Anſehen des Anführers und der Prinzen, welche mit ihm die Geſandten des Königs empfingen, flößte dieſen Ehrfurcht ein; und die prächtigen Waffen, womit man alle ausgerüſtet hatte, die im Stande waren, dergleichen zu tragen, erregten eine hohe Meinung von dieſem Zuge. Die gezähmten Elephanten mit den Thürmen auf ihren Rücken, waren ein neues Schauſpiel für ein Volk, welches nur gewohnt war, ſie ganz wild zu ſehen.

Angelangt in Nareka, begaben ſich die Prinzen zu dem König, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Auf ſeine Fragen erhielt derſelbe von ihnen keine andere Antwort, als daß ſie zu ihrer Belehrung reiſeten, unter Anführung des kundigſten von ihnen. Die präch-

---

*) Das jetzt eben ſo eifrig geſuchte Tombuktu im Herzen Afrika's.

tigſten Geſchenke begleiteten dieſe Erklärung und gaben ihr Gewicht.

Nach etlichen Ruhetagen ſetzten ſie ihren Weg fort, und erreichten die Küſte, wo ein jeder Schiffe für ſich und die Seinen antraf. Es war nun die Stunde der Trennung gekommen; aber zuvor überhäufte Habed-il-Ruman noch ſeine Gefährten mit Reichthümern, und verbreitete ſeine Wohlthaten über alle diejenigen, welche er deren bedürftig erachtete. Die kluge und liebreiche Planeten-Schweſter hatte ſich im Stillen nach allem erkundigt, ſo daß ſie die Umſtände aller Einzelnen der Karavane kannte, und war allem zuvor gekommen. Stäts mit ihrem Schleier bedeckt, leitete ſie den Prinzen von Syrien bei ſeinen Handlungen der Wohlthätigkeit, und ließ ihm tauſendfachen Genuß in der Ausübung dieſer Tugend finden; um ſo mehr, als ſie ihm dadurch Gelegenheit gab, ſich noch mehr ihre Hochachtung zu verdienen, auf welche er ſchon eiferſüchtig zu werden begann.

Die Prinzen trennten ſich mit großen Freundſchaftsverſicherungen, und verſprachen einander bei allen Gelegenheiten Beweiſe davon zu geben. Sie ſchifften ſich ein, und fuhren, jeder nach ſeinem väterlichen Reiche, wo ihre Heimkehr und die Abenteuer, welche ſie zu erzählen hatten, eine ſehr angenehme Ueberraſchung, und ſogar eine Veränderung in der Denkweiſe hervorbringen mußten: aber es iſt uns unmöglich, ihre ferneren Schickſale zu verfolgen, weil wir es hier insonderheit nur mit der Geſchichte des Prinzen von Syrien, des Vertilgers des verruchten Mograby, zu thun haben; und ſeine übrigen Abenteuer wollen wir nun noch erzählen.

Habed-il-Ruman und Planeten-Schweſter.

Da er keinen Aufwand zu ſcheuen brauchte, ſo hatte er bald zwölf Fahrzeuge erkauft, worin er alle ſeine Leute einſchiffen konnte. Er behielt von allen Thieren, welche das kleine Heer ſeiner Karavane begleitet hatten, nur den weißen Elephanten, auf welchem die Prinzeſſinn den Landweg gemacht, und ſein eigenes Roß. Nach der glücklichſten Ueberfahrt, landete er an den Küſten von Syrien.

Sobald Habed-il-Ruman den Erdboden ſeines väterlichen Reichs betreten hatte, ſandte er, aus Furcht vor einer zu plötzlichen Ueberraſchung, an die Urheber ſeiner Tage einen vornehmen Syrer mit einem Briefe, der ihnen ſeine Ankunft verkündigte.

Die Kette der Begebenheiten hat uns ſo weit von dem Hofe von Syrien verſchlagen, daß es uns nicht möglich war, ſeitdem wir Habed-il-Kalib und Elmennur durch die Entführung ihres Sohnes in tiefen Schmerz verſenkt ſahen, einen Blick auf dasjenige zu werfen, was weiter dort vorgegangen iſt. Wir hätten da viele Thränen vergießen ſehen: aber der Rath des Scheichs, der Habed-il-Rumans Hofmeiſter war, bewahrte die zärtlichen Aeltern davor, ſich der Verzweiflung hinzugeben.

Er forderte den König auf, öffentliche Gebete anſtellen zu laſſen; es verging kein Augenblick des Tages oder der Nacht, wo nicht ein Muſelmann auf ſeinen Knieen in der großen Moſchee den Schirm Mahomeds für den jungen und unglücklichen Prinzen anflehte.

„Herr,“ ſagte der fromme Scheich, „Satanai hat in gewiſſen Stunden eine ſehr große Macht auf Erden; man muß alſo durch einen ununterbrochenen Widerſtand bewirken, daß er zu keiner Zeit freie Gewalt habe, deinem Sohne Böſes zu thun, und du wirſt endlich über ihn den Sieg davon tragen.“

Der König ſelber brachte ein Drittheil des Tages in der großen Moſchee zu, und Elmennur hätte Nacht und Tag darin bleiben mögen, um unabläßig für das Heil ihres Kindes zu wachen.

Vierhundert und neun und achtzigſter Tag.

In dieſer Lage befand ſich alles an dem Hofe von Syrien, und noch hatte nichts Erheiterung darin gebracht, als eines Tages der Hofnarr, in demſelben Augenblick, wo ſeine Naſe ihn ungemeinem Gelächter ausſetzte, plötzlich die große Warze, welche ſie ſo ſehr entſtellte, verſchwunden fühlte. Jedermann erſtaunte über dieß Ereignis. Es kam auch zur Kenntnis des Scheichs, und dieſer begab ſich auf der Stelle zu dem Könige.

„Herr,“ ſprach er zu ihm, „ein Glück kömmt niemals allein. Der Mograby hatte euern Verſchnittenen wahrhaft gekränkt, indem er ihn alſo entſtellte; die Bosheit dieſes verruchten Zauberers iſt nothwendig beharrlich: und ſiehe, eine ihrer Wirkungen iſt gegenwärtig verſchwunden; ich ahne daraus die Abnahme ſeiner Macht. Laßt uns in der Moſchee Dank dafür ſagen.“

Einen Monat darauf empfing Habed-il-Kaleb den Brief ſeines Sohnes. Er befehligte auf der Stelle viertauſend Mann ſeiner Reiterei, Habed-il-Ruman entgegen zu ziehen.

Man warf im Palaſt, in der Stadt die Trauer ab. Elmennur war außer ſich vor Freuden; der alte Veſyr, ihr Vater, wollte ſelber die Anführung der entgegengeſandten Leibwache übernehmen, und der alte Scheich rüſtete ſich, ihm gemächlich auf einem Kameele zu folgen.

Die zur Einholung des Prinzen von Syrien abgeſchickte Schaar war überraſcht durch die ſchöne Ordnung, in welcher ſie die ſeinige daher ziehen ſah; er ſelber auf einem prächtigen Roſſe, ritt an der Spitze, und zeichnete ſich vor allen aus. Er ſprengte voraus, und warf ſich in die Arme ſeines Großvaters und ſeines Lehrers, und alle ſetzten nun vereinigt den Weg nach der Hauptſtadt fort.

Das Volk ſtrömte haufenweiſe daraus hervor, ſeinem künftigen Beherrſcher entgegen, zog mit Freudengeſchrei vor ihm her, und beſtreute ſeinen Weg bis zum Palaſt mit Blumen. Er kam endlich dort an, und wurde von Habed-il-Kalib und Elmennur als der einzige Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit empfangen, welchen eine beſondere Gnade des Himmels ihnen wieder geſchenkt hatte. Sie badeten ihn in ihren Thränen der Freude und der Zärtlichkeit, und wurden von den ſeinigen gebadet.

Habed-il-Ruman erſuchte hierauf, in einem ruhigen Augenblick, ſeine Mutter, das Oberhaupt der Verſchnittenen mit einer Sänfte der Prinzeſſinn von Aegypten entgegen zu ſchicken, und bat ſie, dieſelbe freundlich bei ſich aufzunehmen, und ſie als diejenige zu behandeln, der er, nächſt Gott und Mahomed, ſeine Rettung verdankte. Im Palaſt erzählte er ſodann, in Gegenwart des Veſyrs und des Scheichs, ſeine Abenteuer und die anziehende Geſchichte der Planeten-Schweſter. Von neuem floſſen die Thränen, deren

Quelle wechſelsweiſe Mitleid, Furcht und Rührung waren.

Elmennur eilte der Prinzeſſinn entgegen, deren Ankunft ihr verkündigt wurde, und führte ſie auf der Stelle, ſo wie ſie es wünſchte, in die für ſie beſtimmten Zimmer.

Planeten-Schweſter legte jetzt zum erſtenmale den Schleier ab, ſeitdem ſie ſich auf den Höhen des Atlas-Gebirges damit bedeckt hatte. Sie hatte ſich nicht einmal den Syriſchen Frauen gezeigt, welche Habed-il-Ruman ihr zur Bedienung gegeben; ſie wollte ſogar das Gerücht vermeiden, welches ihre ungemeine Schönheit hätte erregen können. Elmennur, welche ſie zärtlich umarmte, war ganz in Erſtaunen darüber.

„Ach, Königinn,“ ſagte die Prinzeſſinn mit ſchmerzlichem Tone, „laſſet ab, dasjenige zu preiſen, was mein Verderben verurſacht hat. Ohne dieſes unſelige Geſchenk wäre ich meinem Vater gehorſam, geehrt und tugendhaft geblieben; ich wäre noch eine Königstochter, ſelber dereinſt zu herrſchen beſtimmt: und jetzo bin ich nichts, als die ſchuldvolle Wittwe eines Ungeheuers, für mein ganzes übriges Leben dem Schmerz und der Reue hingegeben; gezwungen, allem zu entſagen, außer dem Gebet und der Zurückgezogenheit. — Erzeiget mir die Gnade, Königinn,“ fuhr die untröſtliche Schönheit fort, „und gewähret mir Mittel, durch einen Brief die Verzeihung meines Vaters anzuflehen;

erlaubet mir dazu einen eurer Eilboten. Die Ehre eures Schutzes iſt es allein, was mich zu dieſem kühnen Schritte ermuntern konnte, und ich kann ihn nicht bald genug thun, um mein Herz von der drückendſten aller Laſten zu befreien.“

Elmennur, innigſt gerührt, erbot ſich zu allem was ſie nur von ihr verlangen könnte, und kam allen ihren Wünſchen zuvor. Im Vertrauen hierauf, bat die Prinzeſſinn um Erlaubnis, auf der Stelle an ihren Vater zu ſchreiben.

„An den König von Aegypten.

Herr, eine ungehorſame Sklavinn, welche das Recht verſcherzt hat, Euch ihren Vater zu nennen, fleht euer Mitleid an: nachdem ihr Unglück ſie über ihre Pflichten belehrt hat, iſt ſie Muſelmännin geworden, und durch die ausgezeichnete Obhut des großen Propheten, deſſen Grab zu beſuchen, ſie Euch um Erlaubnis bittet, dem unglückſeligen Zuſtande entriſſen, welchen ſie ſich ſelber zugezogen hat. Mit meiner verhängnisvollen und ſtrafbaren Einwilligung, wurde ich Euch, Herr, durch einen Zauberer entführt, welcher das boshafteſte Ungeheuer auf Erden, und ein Genoſſe des gräulichen Götzen Baal war; ich habe Gelegenheit gehabt, die falſchen Gottheiten ſeiner Art, ſo wie ihre Günſtlinge und Diener kennen zu lernen. Ich verzeihe mir die Dreiſtigkeit, an Euch zu ſchreiben, weil ich es thue, damit Ihr gegen diejenigen auf Eurer Hut ſeid, welche mich verderbt haben, und Euch gleichfalls verderben wollen. Wenn die Zauberin, welche Ihr mir zur Hofmeiſterinn gegeben habt, ſich wieder blicken läßt, ſo laßt ſie verbrennen, zugleich mit dem Bilde ihres Götzen.

Ich ſchreibe Euch dieß, mein Vater, am Hofe des Königs von Syrien, wo ich mit zuviel Güte aufgenommen worden; hier will ich Eure Befehle erwarten.

Nehmet keinen Anſtand, ich beſchwöre Euch darum, Euch einen Koran geben zu laſſen; dieß Buch allein iſt wahrhaft: alle Bücher Eurer Prieſter enthalten nur Lug und Trug. Eine einzige Zeile dieſes Werks hat Eure ſchuldbeladene Tochter von einer Qual befreiet, von welcher es unmöglich iſt ſich eine Vorſtellung zu machen; möchtet Ihr dieſelbe mit Vertrauen, mit Ueberzeugung leſen! ſie lautet alſo: „Gott allein iſt Gott, und Mahomed iſt ſein Prophet!“

Planeten-Schweſter übergab dieſen Brief an Elmennur; die ſchöne Königinn und Habed-il-Kalib fügten ihrerſeits Briefe bei, und ein Bote wurde damit an den König von Aegypten abgefertigt.

Unterdeſſen bereitete man in Thadmor alles zu der Wallfahrt der Prinzeſſinn von Aegypten: zehntauſend auserleſene Reiter waren zu ihrer Begleitung beſtimmt, und Habed=il=Ruman, durch eigene Andacht und durch ein ehrerbietiges, aber zugleich ſehr zärtliches Gefühl für eine Frau angetrieben, welche er noch nicht geſehen hatte, und niemals hoffte zu ſehen, trachtete nach der Ehre an der Spitze dieſer Bedeckung zu ſtehen.

Vierhundert und neunzigſter Tag.

Elmennur kannte den Zuſtand des Herzens ihres Sohnes beſſer, als er ſelber, und konnte ihn nicht tadeln, ſo hinreißend fand ſie die Reize der Planeten-Schweſter: aber ſie verzweifelte daran, daß ihr Sohn dieſe Prinzeſſinn jemals bewegen könnte, ihrem gefaßten Entſchluſſe zu entſagen, wodurch ſie ſich gänzlich einem bußfertigen Leben weihete.

„Ah! Prinzeſſinn,“ ſprach ſie zu ihr, „wollt ihr euch denn mit ein und zwanzig Jahren lebendig begraben? wollt ihr die Erde ihrer ſchönſten Zierde berauben? Wollt ihr den König von Aegypten, der ſo glücklich iſt, euch wieder gefunden zu haben, nachdem er ſchon wähnte, euch für immer verloren zu haben, der Genugthuung berauben, euch auf ſeinen Thron zu ſehen, für welchen ihr geboren ſeid? Ihr ſeid zu ſtrenge gegen euch ſelber; eure Jugend, eure Unerfahrenheit, und die faſt unwiderſtehliche Gewalt der zu eurer Verführung angewandten übernatürlichen Mittel, alles zuſammen entſchuldigt euch.

„Nein, Königinn,“ antwortete die Prinzeſſinn; „und wenn ich glauben könnte, was ihr mir da ſaget, ſo würde ich zittern, in euren Augen eben ſo verächtlich zu erſcheinen, als ich es in den meinigen ſein würde.

Ich habe das Gift gierig eingeſogen, welches ſich in mein Herz einſchlich. Ich ſcheute den ernſten Sinn eines Gatten, welchen der König mein Vater mir geben wollte, wohl wiſſend, welche treffliche Wahl er für die Beherrſchung ſeines Volks getroffen hatte. Endlich, indem ich mich meinem Entführer hingab, empörte ſich mein Blut in meinen Adern und mahnte mich an meinen Vater: aber ich hörte nicht auf dieſe übernatürliche Warnung; ich gab mich der Zauberei und dem Zauberer hin, und trotzte den heilſamen Weiſungen, welche mir im Traume gegeben wurden, und einer geheimen Stimme, welche mich zum Mistrauen aufforderte.

Die Unwiſſenheit mag zu entſchuldigen ſein: ich aber, verehrte Königinn, ich bin es nicht; der Misbrauch, welchen ich von den Gaben, die mir die Natur verliehen, und von den mir vom Himmel geſandten Rettungsmitteln gemacht habe, verurſacht gegenwärtig meine tiefeſte Beſchämung. Könnte es übrigens irgend einen Prinzen von Hoheit der Seele auf Erden geben, welcher die Hand der Wittwe des Mograby annehmen wollte, einer Frau, welche ſich mit dem Laſter ſelber vermählt hat?"

„Ah! Prinzeſſinn," ſagte Elmennur, „reichet mir dieſe ſchöne Hand, daß ich ſie auf mein Herz lege! Wenn alle Menſchen ſich ſelber ſo prüften, wie ihr es thut, ſo würden ſie von dem Gerichte des Himmels nichts zu fürchten haben."

Alles war nun in Thadmor zur Abreiſe der erlauchten Pilgerin in Bewegung: eine unzählbare Menge wollte ſie begleiten, die aus den Händen des Mograby durch Mahomeds Macht erretteten Syrer aus Schuldigkeit, und funfzigtauſend andere Unterthanen des Königs von Syrien aus Dankbarkeit für die Wohlthat, daß ihnen der Himmel ihren liebenswürdigen Prinzen wiedergeſchenkt hatte.

Das Gerücht, welches ſich in den benachbarten Gegenden von der Schönheit und der Sicherheit einer Karavane verbreitete, deren Bedeckung von dem einzigen Sohn eines mächtigen Königs befehligt wurde, bot der Andacht der Muſelmänner eine ſo ſchöne Gelegenheit dar, daß von allen Seiten Pilger herbei ſtrömten: aber es kam noch jemand von ganz anderer Bedeutung herbei, nämlich, der König von Aegypten.

Dieſer Fürſt wurde ſeit der Entführung ſeiner Tochter, welche ihm ein unbegreifliches Ereignis blieb, über den Verluſt eines ſo geliebten Kindes, in Gram verzehrt.

Die Götzen-Prieſter, welche er befragt hatte, verſicherten vergeblich, daß er es als das größte Glück anſehen müße, weil ſeine Tochter in die Gewalt des Gottes ſelber entrückt, und aller ſeiner Ehren und aller ſeinen Günſtlingen beſchiedenen Glückſeligkeit theilhaftig geworden: ein tiefes Gefühl in ihm widerſtrebte dieſer Ueberredung, und dieſe Stimmung ſeiner Seele wurde fortwährend durch Träume unterhalten.

Man kann ſich nun denken, welche Wirkung der Brief der Tochter auf dieſen Fürſten machte. Die Freude, ſie wiedergefunden zu haben, war ſein erſtes Gefühl: aber ſie klagte ſich ſelber als ſchuldig an; aber ein Verführer war dabei im Spiel, und Baal war ſein Gehülfe geweſen; aber durch die Argliſt ihrer Hofmeiſterinn war ſie in ein gräßliches Unglück geſtürzt, aus welchem eine einzige Zeile des Korans ſie errettet hatte. Er las dieſe Zeile zu wiederholten Malen: „Ganz Aſien,“ ſprach er, „hat ſich dem Geſetze Mahomeds unterworfen, und es verkündigt einen einzigen Gott: ſollte Baal nur ein Hirngeſpinſt ſein? was ſage ich? ein Hirngeſpinſt nimmt nicht an Schandthaten Theil!“

Dieſe Betrachtungen verwickelten ihn in ſeltſame Widerſprüche. Nach dem Briefe ſeiner Tochter, las er auch die Schreiben des Königs und der Königinn von Syrien, welche ſich Glück wünſchten, daß ſie einen ſolchen Schatz von Schönheit, Wiſſenſchaft, Klugheit und Tugend für ihn aufbewahren könnten, und dieſer Schatz war die reizende Planeten-Schweſter, war ſeine Tochter, für welche man ein ihres Ranges und ihrer Geburt würdiges Gefolge ausrüſtete: der König wähnte zu träumen. Unterdeſſen blieb ſeiner Neugierde noch übrig, den Geſandten, der ihm die Briefe überbracht, zu befragen: er vernahm von ihm, daß die Prinzeſſinn mit dem Prinzen Habed-il-Ruman und dreitauſend Syrer und Syrerinnen in Syrien angekommen, nachdem ſie durch die Gnade Gottes und ſeines Propheten aus den Gefängniſſen eines Zauberers, genannt der Mograby, und Sklave und Günſtling aller Teufel der Hölle, befreiet worden.

Die Ungeduld erlaubte dem Könige nicht, länger zu Maſſer zu verweilen: er ließ ſeinen zum Nachfolger beſtimmten Neffen rufen, der damals das Amt des Groß-Veſyrs verſah; er hatte ihn mit einer Verwandten vermählt, und ſchenkte ihm ſein ganzes Vertrauen.

Er theilte ihm alle ſeine Neuigkeiten mit, ſo wie ſeinen Vorſatz, ſich auf der Stelle nach Syrien zu begeben: die Zurüſtungen waren bald gemacht, und die Reiſe wurde ſchleunigſt angetreten.

Planeten-Schweſter ſah, anſtatt einer Antwort auf ihren Brief, ihren Vater ſelber ankommen: der König und die Königinn von Syrien waren Zeugen ihres rührenden Wiederſehens.

Ah! wie viel leichter fand die ſchöne Sünderinn in den Augen ihres Vaters Gnade, als in den ihrigen! Er umarmte ſie mit Entzücken der Zärtlichkeit, und beſchloß damit, daß er ſich ſelber alle ihre Vergehen zurechnete.

Mit großer Ungeduld verlangte er den Prinzen Habed-il-Ruman zu ſehen, dem ſeine Tochter ſo viel Verpflichtungen hatte. Planeten-Schweſter erſchien jetzo zum erſtenmal ohne Schleier vor Habed: ſie ſchlug die Augen bei ſeinem Eintritte nieder, aber eine flammende Röthe, welche das Geſicht der einen, wie des andern überzog, konnte wohl wahrnehmen laſſen, daß, wenn gleich ihr Mund ſich noch nicht erklärt hatte, ihre Herzen ſich doch ſchon längſt verſtanden.

Der König von Aegypten machte dem jungen Prinzen alle erdenklichen Liebkoſungen, und kündigte an, daß er ſelber der Karavane folgen wollte, welche im Begriff wäre nach Mekka zu ziehen: ſeine reizende Tochter war nunmehr auf dem Gipfel der Freude.

Die Wallfahrt nach Mekka iſt eine gar ernſtliche Handlung; mancherlei Gnaden ſind damit verknüpft. Die ſchöne Prinzeſſinn von Aegypten wurde daſelbſt von ihrem übertriebenen Bedenken wegen einer neuen

Vermählung geheilt; 'ſie entſchloß ſich, die Wünſche des Prinzen Habed, ihres Andachtsgefährten, zu erhören: ſie that ohne Zweifel wohl daran, aber ſie hatte auch Zeit gehabt, den Pilger kennen zu lernen, — beſſer als die Scheinheilige von Damask den ihrigen.

Geſchichte Moradbaks.

Vierhundert und ein und neunzigſter Tag.

Hudbſchadſch, einer der berühmten Könige von Perſien, litt an einer ſo großen Schlafloſigkeit, wie noch nie erhört war; ſie erhitzte ihm das Blut ſo ungeheuer, daß er grauſam und unmenſchlich ward, da er zuvor gütig und menſchlich war, als er noch der Ruhe genoß, wie die übrigen Menſchen.

Er hatte ſeit zwanzig Jahren alle Mittel der Weiſen und der berühmten Aerzte des Morgenlandes angewandt: aber alle ihre Rathſchläge, alle ihre Verordnungen waren fruchtlos geweſen. Zuletzt, da er gar nicht mehr wußte, zu welchem Mittel er greifen ſollte, um den Schlaf wieder zu finden, befahl er ſeinem Veſyr, der gewöhnlich bei ihm wachte, einen Mann Namens Fitéad herauf kommen zu laſſen, der die Thüren ſeines Palaſts und eines beſondern, damit verbundenen Gefängniſſes zu bewachen hatte. Huddſchadſch glaubte, daß ein Menſch von einer ſo ſitzenden Lebensart, wie ein Thürhüter und Kerkermeiſter, von vielen Leuten die Geſchichte ihres Lebens oder ihrer Unfälle gehört haben müßte, und daß dieſe Erzählungen ihm vielleicht den Schlaf wieder verſchaffen würden. Als Fitéad ihm vorgeführt war, ſprach er zu ihm:

„Ich kann nicht ſchlafen, und du ſollſt mir Geſchichten erzählen.“

„Ach! mein erhabener Gebieter,“ ſagte Fitéad, „ich kann nicht leſen, und habe gar kein Gedächtnis; ich habe mich ſtäts damit begnügt, die Palaſtthüren Euer Majeſtät pünktlich zu öffnen und zu ſchließen, und die mir anvertrauten Gefangenen treulich zu bewachen; ich habe niemals an ſonſt etwas gedacht.“

„Ich glaube, daß du die Wahrheit ſagſt,“ erwiederte Huddſchadſch: „aber wofern du mir nicht jemand verſchaffſt, der mir Geſchichten erzählt, welche mich einſchläfern, oder mich ergetzen können, wenn ich nicht ſchlafen kann, ſo laſſe ich dich hinrichten. Geh; ich gebe dir vier Tage Zeit, mir zu gehorchen: wo nicht, ſo halte ich dir Wort.“

Fitéad ſagte im Weggehen bei ſich ſelber:

„Nimmer kann ich das leiſten, was der König von mir fordert; es bleibt mir nichts anderes übrig, als das Land zu verlaſſen und mein Heil anderswo zu ſuchen.“

Indeſſen durchwanderte er die Stadt und fragte alle, die ihm begegneten, ob ſie niemand kennten, der Geſchichten oder Mährchen zu erzählen wüßte, welche einzuſchläfern vermöchten: aber jedermann verlachte ihn über ſeine Frage, und ließ ihn in ſeiner Verlegenheit. Sehr betrübt und kummervoll kam er heim.

Fitéad war Wittwer, und hatte eine Tochter von etwa zwölf Jahren, die ſehr ſchön war und viel Geiſt hatte; ſie hieß Moradbak. *) Sie bemerkte bald den Kummer, der ihren Vater verzehrte, und befragte ihn deshalb ſo theilnehmend, daß er ſogleich ihre Neugierde befriedigte. Moradbak beſchwur ihn, ſich nicht deshalb zu betrüben, ſondern ſein Vertrauen auf Gott zu ſetzen, und verſicherte dabei, daß ſie am nächſten Tage ſchon zu finden hoffe, was der König binnen drei Tage verlangte; und Fitéad erwartete mit Ungeduld die Erfüllung der Zuſage ſeiner Tochter.

Als die Nacht gekommen war, ging Moradbak in ihr Zimmer; ſie hub die Matte zwiſchen ihrem Bette und der Wand auf, ſtieg in das unterirdiſche Gefängnis hinab, bis an das Eiſengitter, um den weiſen Abumélek über eine ſo bedenkliche Angelegenheit zu befragen.

---

*) Moradbak bedeutet erfülltes Verlangen.

Zum Verſtändniſſe dieſes Schrittes, muß man wiſſen, daß der König Huddſchadſch vorlängſt dieſen großen Mann hatte ins Gefängnis werfen laſſen, mit dem Befehl, ihm nichts anders als Waſſer und Brot zur Nahrung zu reichen, und ihn mit niemand reden zu laſſen, wer es auch ſein möchte. Der Fürſt hatte des weiſen Mannes, ſo wie ſeiner eigenen Befehle gänzlich vergeſſen, welche er ſchon vor funfzehn Jahren ertheilt hatte. Dieſer Weiſe, der es keinesweges darin war, daß er einen König zurecht weiſen wollte, war in der Hoffnung an den Hof dieſes Königs gekommen, ſeine Schlafloſigkeit heilen zu können; und um dieß zu bewirken, hatte er ihm vorgeſtellt, wie ſehr die Grauſamkeit die Schärfe des Bluts vermehrte, und den Schlaf verſcheuchen müßte: aber er war für dieſe heilſame Warnung durch ein Gefängnis beſtraft worden, welches grauſamer war, als der Tod. Es war damals ungefähr drei Jahre, daß die junge Morabbak in ihrem Zimmer mit einem Vogel ſpielte, der ſeit einigen Tagen ihr einziger Zeitvertreib war; nun hatte ſie hinter ihrem Bette eine Matte, und hinter dieſer Matte eine Stelle der Wand entdeckt, welche ſo ſchlecht gemauert war, daß ſie einige Oeffnungen hatte, in welche ihr geliebter Vogel hineinſchlüpfte. Vergeblich ſuchte ſie ihn durch ihren Ruf wieder hervor zu locken, und gerührt von den Klagelauten des kleinen Thiers, nahm ſie einige Steine aus der Wand, und zwar mit ſolcher Leichtigkeit, daß ſie binnen kurzer Zeit in ein Gewölbe gelangte, deſſen Thüre ſo nachläßig vermauert worden war. Morabbak fing ſo ihren Vogel wieder, und aus Furcht, geſcholten zu werden, daß ſie die Mauer zerbrochen, verdeckte ſie ſorgfältig den Eingang des Gewölbes mit der Matte, ſo daß man ihn gar nicht bemerken konnte. Die Jugend iſt aber neugierig. Dieſes Gewölbe, ſo grauenvoll es bei dem erſten Anblicke ſchien, war breit und hoch genug, daß ein Menſch durchkriechen konnte. Morabbak gewöhnte ſich allmählich daran, es ohne Grauen zu betreten. Ein Wehklagen, welches ſie im Hintergrunde des Gewölbes hörte, verurſachte ihr anfangs Furcht, welche ſich aber legte; ſie wollte wiſſen, woher es käme; zwanzigmal ſchritt ſie vorwärts, und zwanzigmal trat ſie wieder zurück: aber endlich entdeckte ſie, daß das Gewölbe nach dem Gefängniſſe führte, in welchem der weiſe Abumelek verſperrt war, und nur durch zwei furchtbare Eiſengitter davon getrennt war.

„Wer du auch ſeieſt,“ rief der Weiſe ſie an, „erbarme dich meines Elends!“

„Ach!“ antwortete ihm Morabbak, „was kann ich für dich thun? Ich bin die Tochter Fitéads und erſt neun Jahre alt, und mein Vater wird mich vielleicht ſchelten, daß ich mit dir geſprochen habe. — Biſt du," fuhr ſie fort, „der Gefangene, dem er täglich Waſſer und Brod bringt, und den ich nicht ſehen ſoll?"

„Ich bin es," antwortete ihr Abumelek.

Da ward Moradbak dreiſter, ſie kam an das Eiſengitter, und bald brachte ſie ihm fortan alles, was ſie vermochte, und alle die kleinen Erquickungen, deren ſie ſich ſelber oft beraubte, um die harte Gefangenſchaft des Weiſen zu lindern. Dieſe Gutherzigkeit zu vergelten, beſchloß er ſeinerſeits, ihre Seele zur Tugend und zu höheren Kenntniſſen zu erheben. Zu dieſem Zwecke, und um ihr die Lehren der Tugend deſto angenehmer zu machen, hatte er ihr mancherlei Geſchichten erzählt.

Vierhundert und zwei und neunzigſter Tag.

Demnach hatte Moradbak, als ſie ihrem Vater verſprach, ihm einen ſolchen Mann zu verſchaffen, wie er ſuchte, anfangs nur daran gedacht, ihm den weiſen Abumelek dazu vorzuſchlagen; ſie hatte ſogar das Verlangen des Königs als ein Mittel angeſehen, ihm die Freiheit zu verſchaffen, und als eine Gelegenheit, welche ſie benutzen müßte, dasjenige zu vergelten, was ſie ihm verdankte. Indeſſen wollte ſie ſich erſt mit ihm beſprechen, bevor ſie ihrem Vater einen Vorſchlag machte, um zu wiſſen, wie ſie von ihm reden müßte, ohne ihm nachtheilig zu werden, und wie ſie ihren Vater bewegen könnte, ſich ſeiner bei dieſer Gelegenheit, auf eine ſo natürliche Weiſe zu bedienen, daß dadurch keiner von beiden in Ungelegenheit geriethe.

In dieſer Abſicht nun ſtieg ſie in das Gewölbe hinab, kam an das Gefängnisgitter und theilte dem Weiſen den ganzen Vorgang, ſo wie ihren Entwurf mit.

Abumelek erwiederte ihr, Huddſchadſch möchte ſich vielleicht noch der Drohungen erinnern, welche er ihm gemacht, und dieſer Vorſchlag ihn ſelber nur unnütz in Gefahr bringen; es wäre alſo beſſer, wenn ſie ſelber ſich dazu erböte, die verlangten Geſchichten zu erzählen.

„Du haſt Gedächtnis,“ fügte er hinzu; „ich habe dir ſchon mancherlei Geſchichten erzählt, und will dir noch ſo viel andere erzählen, als du deren immer bedarfſt. Geh, und vergiß nicht, daß du keine Gefahr ſcheuen darfſt, um das Leben deines Vaters zu retten.“

Dieſe Worte machten tiefen Eindruck auf die junge Moradbak, die, ungeachtet ihrer Vorzüge, nicht eingebildet war, und beſtimmten ſie, ſich am folgenden Morgen ihrem Vater ſelber anzutragen.“

„Mein Vater,“ ſprach ſie zu ihm, „ich bin ſo glücklich, dich aus deiner Noth zu reißen, und deine Tage vor der Grauſamkeit des Königs zu ſichern.“

„Ach! meine Tochter, wie viel Dank bin ich dir ſchuldig!“ erwiederte er ihr, indem er ſie mit Thränen in den Augen umarmte. „Wo finde ich den außerordentlichen Menſchen, dem ich alſo verpflichtet ſein ſoll? Ich will hin gehen, mich zu ſeinen Füßen werfen und ihm die Beweiſe meines innigſten Dankes darbringen."

„Du haſt nicht weit zu gehen," verſetzte Moradbak, „um ihm für etwas zu danken, was Pflicht und Gefühl ihn mit Freuden unternehmen läßt. — Ich bin es ſelber," fuhr ſie fort.

„Du biſt es?" erwiederte Fitéad mit einer Ueberraſchung, in welche Verdruß ſich mißte; „ich danke dir für deinen guten Willen: aber wenn du mir kein andres Hülfsmittel zu bieten haſt, ſo ſehe ich wohl, daß ich mich entſchließen muß, das Land zu verlaßen. Bereite dich, mir auf der Flucht zu folgen; es bleibt mir kein andrer Ausweg übrig, und vielleicht ſind wir anderswo glücklicher."

„Wenn du genöthigt wäreſt, das Vaterland zu verlaſſen," erwiederte ihm Moradbak mit Zärtlichkeit, „ſo würde ich dir gewiß mit Freuden folgen: aber du biſt noch nicht bis zu dieſem Elende gebracht. Sei ruhig, lieber Vater, ich ſtehe dir für alles. Der König kann nicht ſchlafen, und ich gedenke keinesweges ihm ſchwierige Aufgaben vorzulegen, welche den Geiſt aufregen; nach Art der Indiſchen Weltweiſen, z. B.

„Eine Frau iſt in einem Garten, wo ſie Aepfel aufgeleſen hat: dieſer Garten hat vier Thore, deren jedes von einem Manne bewacht wird; da gibt die Frau dem erſten die Hälfte dieſer Aepfel; dem zweiten gibt ſie wieder die Hälfte von den noch übrigen; daſſelbe thut ſie bei dem dritten, und eben ſo theilt ſie auch noch mit dem vierten, ſo daß ſie zuletzt nur noch zehn Aepfel übrig hat: und nun frägt man, wie viel ſie deren überhaupt aufgeleſen hatte.“

Fitéad, voll Verwunderung, wollte heraus bringen, wie viel Aepfel die Frau wirklich gehabt hätte, aber Moradbak unterbrach ſeine Berechnung, und ſagte:

„Es waren hundert und ſechzig. — Sei alſo verſichert,“ fuhr ſie fort, „daß ich in den gehörigen Schranken zu bleiben weiß, welche meine Unternehmung erfordert; fürchte nicht, daß ich es machen werde, wie die Frau, deren Glück **Ebuali Sina** gemacht hatte, und die ſich nicht in den von dem Weiſen vorgeſchriebenen Schranken zu halten vermochte. Willſt du ihre Geſchichte hören?

Fitéad willigte ein, und Moradbak fuhr alſo fort:

Vierhundert und drei und neunzigſter Tag.

„Ebuali Sina, ein weiſer Derwiſch, und ſehr beliebt bei dem großen Propheten, brachte eine Nacht bei einer armen Frau zu, welche alle Pflichten der

Gaſtfreundſchaft an ihm übte. Er war gerührt von dem unglücklichen Zuſtande, worin ſie ſich befand, und um ihr Elend zu erleichtern, löſte er einen Stein aus der Wand eines Hauſes, und ſprach gewiſſe Worte über demſelben aus; dann ſetzte er ihn wieder an ſeine Stelle, bohrte durch ihn eine kleine Röhre, an deren Ende er einen Hahn anbrachte. Hierauf ſagte er zu der Frau, indem er ihr dankte und Abſchied von ihr nahm:

„Meine gute Mutter, wenn du Permez *) haben willſt, ſo öffne dieſen Hahn, und zapfe daraus ſo viel, als dir beliebt. Nimm davon, was du zu deinem Gebrauche nöthig haſt, das Uebrige trage zu Markte; und ſei verſichert, daß dieſe Quelle nie verſiegen wird: das einzige, was ich von dir fordere, iſt, daß du dieſen Stein nicht wieder losmacheſt und nicht nachforſcheſt, was ich dahinter gethan habe.“

Die gute Frau verſprach es ihm, und eine Zeit lang beobachtete ſie, was der heilige Mann ihr geboten hatte. Sie kam wieder zu Kräften, bald herrſchte Wohlſtand in ihrem kleinen Haushalt; endlich aber ward die Neugierde ſo mächtig in ihr, daß ſie unterlag: ſie machte den Stein los, und fand nichts dahinter, als eine Weintraube. Sie fügte alles wieder

---

*) So heißt ein gekochter Wein, der ſehr berühmt iſt.

ein, wie ſie es gefunden hatte, aber der Permez floß nicht mehr, ſondern war für immer verſiegt.

Sei alſo überzeugt, mein lieber Vater," fuhr Morabbak fort, „daß ich nicht, aus allzu ſtarker Begierde, Gutes zu thun, den Stein losbrechen, ſondern meine Unterredungen mit dem Könige wohl benutzen werde, und daß es dich nicht gereuen wird, mich zu ihm geführt zu haben, damit ich ihm Geſchichten erzähle."

Fitéad war hoch erfreuet über die Verſtändigkeit ſeiner Tochter, umarmte ſie mehrmals, und gab ihren Bitten nach, in der Ueberzeugung, daß er keine Vorwürfe davon haben würde.

Er ging alſo am Morgen zum König, als dieſer ſeinen erſten Divan *) hielt, was immer ſehr früh geſchah, weil er nicht ſchlief; er warf ſich vor ihm nieder und ſprach:

„Euer Majeſtät gab mir geſtern drei Tage Zeit, jemand für euch zu finden, der euch Geſchichten erzählen könnte: indeſſen bin ich im Stande, euch ſchon heute jemand vorzuſtellen, womit ihr zufrieden ſein werdet."

„Du haſt wohl gethan," erwiederte Hudbſchadſch, „dein Kopf haftete mir dafür. Aber wen willſt du mir her führen?"

---

*) Rathsverſammlung.

„Herr,“ antwortete Fitéad, „es iſt meine Tochter.“

„Deine Tochter?“ verſetzte der König: „wie alt iſt ſie?“

„Zwölf Jahre,“ antwortete Fitéad.

„Du treibſt deinen Scherz mit mir,“ unterbrach der König ihn zornig: „was kann man in einem ſolchen Alter erzählen? — Veſyr,“ fuhr er fort, „laß dieſen unverſchämten auf der Stelle beſtrafen.“

Der Veſyr ſtellte ihm mit großer Behutſamkeit vor, daß es ja immer in ſeiner Macht ſtünde, ihn zu beſtrafen, wenn er das Vertrauen des Königs gemißbraucht hätte.

Der König gab ihm Recht, und ſagte zu ſeinem Thürhüter.

„So komm denn heute Abend, und bringe deine Tochter: ich will mit dem Veſyr doch die ſchönen Erzählungen anhören, welche ein Kind machen kann. Du ſollſt ſogar ſelber,“ ſagte er, indem er ſich zu Fitéad wandte, „Richter über den Werth derſelben ſein, dem gemäß du, das ſchwöre ich bei meinem Barte, beſtraft oder belohnt werden ſollſt.“

Fitéad trat ab, und unterrichtete ſeine Tochter von dem, was vorgegangen war, und ſagte dabei, daß nun ſein Leben in ihrer Hand ſtünde. Sie aber hatte ſo viel Vertrauen auf die Worte des weiſen Abumelek, daß ſie ihrem Vater alles ſagte, was zu ſeiner Beruhigung dienen mußte.

Als der Abend gekommen war, führte ſie Fitéad in das Zimmer des Königs, den ihre Erſcheinung in Verwunderung ſetzte: ihre hohe Geſtalt und ihre Schönheit beſänftigten etwas ſeine Wildheit; indeſſen ſagte er zu ihr:

„Erzähle mir ein Mährchen, welches mich einſchläfere, oder mich ergetze: laß ſehen, ob du deinem Vater das Leben zu retten vermagſt.“

Moradbak verwunderte ſich nicht über einen ſo wenig zuvorkommenden Empfang; Abumelek hatte ihr des Königs Gemüthsart geſchildert; ſie nahm alſo, nachdem der König ihr, ſo wie dem Veſyr und Fitéad befohlen hatte, ſich zu ſetzen, mit Zuverſicht das Wort, und begann folgendermaßen:

Geſchichte
des
Dakianos und der Siebenſchläfer.

Vierhundert und vier und neunzigſter Tag.

„Die Geſchichtbücher erzählen, daß vor Alters in Perſien ein Schäfer Namens Dakianos lebte, der ſchon ſeit dreißig Jahren ſeine Schafe weidete, ohne jemals die fromme Gewohnheit der täglichen Gebete vernachläßigt zu haben. Alle die ihn kannten ließen ſeiner Redlichkeit Gerechtigkeit widerfahren; und die Natur hatte ihn mit einer natürlichen Beredſamkeit begabt, welche ihn fähig gemacht hätte, ſich zu den höchſten Aemtern empor zu ſchwingen, wenn er in der großen Welt gelebt hätte.

Eines Tages, als er eben ſein Gebet verrichtete, gerieth ſeine Heerde in Schrecken und zerſtreute ſich. Dakianos rannte nach allen Seiten hin, ſie wieder zu ſammeln, und fand dabei, daß eins ſeiner Schafe mit halbem Leibe in ein Loch gekrochen war, aus welchem es nicht wieder zurück konnte; er lief hinzu, und zog es heraus: aber da funkelte ihm ein ſehr helles Licht aus dieſer Oeffnung entgegen; er unterſuchte, woher es käme, und erkannte ohne Mühe, daß es von einer goldenen Platte oder Tafel von mäßigem Umfange herrührte. Er erweiterte das Loch, und kam dadurch in ein Gewölbe, welches nicht über ſieben Fuß hoch und vier bis fünf Fuß weit war. Er betrachtete nun die goldene Tafel mit großer Aufmerkſamkeit; weil er aber nicht leſen und nicht heraus bringen konnte, was die vier Zeilen, welche er darauf geſchrieben ſah, enthielten, ſo nahm er ſie mit, um ſich darüber aufzuklären; und als die Nacht kam, verſteckte er die Tafel unter ſein Kleid und kehrte nach der Stadt zurück.

Seine erſte Sorge war, dieſelbe einigen Gelehrten zu zeigen, an welche man ihn wies: aber wie bewandert dieſe auch in den Wiſſenſchaften waren, doch war keiner darunter, der dieſe Inſchrift auslegen konnte. Indeſſen ſagte einer der Gelehrten zu ihm:

„Hier iſt niemand, der dieſe Schriftzüge deuten kann: geh aber nach Aegypten, dort wirſt du einen dreihundertjährigen Greis finden, welcher die älteſten Schriften zu leſen vermag und aller Wiſſenſchaften mächtig iſt; er allein kann deine Neugierde befriedigen."

Dakianos übergab die Heerde ihrem Herrn, und reiſte auf der Stelle nach Aegypten.

Sobald er dort angelangt war, erkundigte er ſich nach dem Greiſe. Dieſer war ſo berühmt, daß jedermann ihm ſeine Wohnung zeigte. Er ging zu ihm, eröffnete ihm den Zweck ſeiner Reiſe, und legte ihm die goldene Tafel vor.

Der Greis nahm ihn freundlich auf, und wurde beim Anblick dieſes Wunders in Erſtaunen verſetzt. Er las die Schriftzüge mit der größten Leichtigkeit; aber nachdem er einige Zeit nachgedacht hatte, richtete er ſeine Augen auf Dakianos und ſprach zu ihm:

„Wie iſt dieſe Tafel in deine Hände gerathen?

Dakianos erzählte ihm alles. „Dieſe Inſchrift," hub der Greis wieder an, „verheißt demjenigen, der ſie findet, Dinge, welche wahrſcheinlich dir nicht begegnen werden. Du haſt," fuhr er fort, „eine glückliche Geſichtsbildung, und dieſe Inſchrift ſpricht von einem Abtrünnigen, der ein furchtbares, grauenvolles Ende nehmen ſoll: aber weil das Schickſal dir dieſe Tafel beſchert hat, ſo betrifft, was darauf geſchrieben ſteht, ohne Zweifel auch dich."

Dakianos antwortete voll Verwunderung auf dieſe Rede:

„Wie kann das geſchehen, was du da ſageſt? Ich bete ſeit dreißig Jahren täglich zu Gott; niemals bin ich ihm abtrünnig geworden: wie ſollte ich ſo verworfen werden?“

„Und wären es auch ſchon dreihundert Jahre,“ erwiederte ihm der Greis, „daß du Gott dieneſt, doch würdeſt du nichts deſto weniger der Hölle verfallen.“

Dieſe letzten Worte durchbohrten Dakianos das Herz; er ſtieß Seufzer aus, er weinte ſogar, und rief aus:

„Wollte Gott, daß ich nimmer dieſe goldene Tafel gefunden, daß ich ſie dir nie gezeigt, und daß ich niemals einen ſo ſchrecklichen Ausſpruch vernommen hätte!“

„Was hätte es dir geholfen,“ ſagte hierauf der weiſe Mann zu ihm, „wenn du ſie mir auch nicht gebracht hätteſt? die Vorbeſtimmung Gottes iſt von Ewigkeit her; was in dem Buche des Lebens geſchrieben ſteht, iſt unaustilgbar: ich aber kann mich irren; das Wiſſen der Menſchen iſt oft zweifelhaft, Gott allein iſt unfehlbar. Ich kann dir indeſſen noch ſagen, daß dieſe Tafel einen der reichſten Schätze nachweiſt, und daß alle dieſe Reichthümer dem Beſitzer der Tafel gehören.“

Dieſe Verheißung der Reichthümer tröſteten Dakianos; und in der Freude darüber, ſagte er zu dem Greiſe:

„Laßt uns ungeſäumt den Schatz ſuchen; wir wollen ihn theilen, wie zwei Brüder.“

Aber der Greis erwiederte ihm ſeufzend: „du wirſt nicht ſo bald der Beſitzer all dieſer Reichthümer ſein, als du derſelben misbrauchen wirſt. Es iſt nicht leicht, den Reichthum zu ertragen, — und ich werde vielleicht der erſte ſein, der es bereuet, dir einen Dienſt geleiſtet zu haben.“

„Was ſageſt du mir da?“ rief Dakianos aus: „Wie! ich verdanke dir den Beſitz des Schatzes, du machſt mein Glück, und du meineſt, daß ich nicht erkenntlich ſein werde? Kein Ungläubiger wäre einer ſolchen Undankbarkeit fähig, und ich kann nicht einmal den Gedanken daran faſſen. Ich ſchwöre alſo bei dem großen Gott, dich als meinen Vater zu betrachten, und treulich alle Reichthümer mit dir zu theilen; oder vielmehr, du magſt mir davon geben, was dir beliebt, und ich werde immer damit zufrieden ſein.“

Dieſe Betheuerungen würden den Greis nur halb beruhigt haben: aber der Geiz, die einzige Leidenſchaft, welche ſich in einem gewiſſen Alter noch fühlbar macht, beſiegte ſeine Bedenklichkeiten, und er willigte in die Abreiſe.

Vierhundert und fünf und neunzigſter Tag.

Sie gelangten an den Ort, wo Dakianos die goldene Tafel gefunden hatte. Der Greis befahl ihm, etwa zwanzig Fuß tief in die Erde zu graben: bald entdeckte ſich eine ſtählerne Thüre, und der Alte hieß ihn dieſelbe öffnen. Dakianos gehorchte mit ſolchem Eifer, daß er die Thüre mit dem Fuß einſtieß, obwohl der Schlüſſel im Schloſſe ſtak. Sie traten nun beide in ein Gewölbe, ohne ſich von der darin herrſchenden Dunkelheit abſchrecken zu laſſen. Nachdem ſie etliche Schritte gethan hatten, ließ ein ſchwaches Licht ſie die Gegenſtände umher unterſcheiden. Je weiter ſie vorſchritten, je ſtärker ward das Licht. Sie befanden ſich endlich vor einem großen und prächtigen Palaſte, deſſen ſieben Thüren verſchloſſen waren, über welchen aber die Schlüſſel dazu hingen. Dakianos nahm den Schlüſſel der erſten Thüre und öffnete ſie. Das erſte Zimmer, in welches ſie eintraten, enthielt Kleider und Schmuck von der größten Koſtbarkeit, und vorzüglich goldene Gürtel mit Edelſteinen beſetzt.

Sie öffneten das zweite, und fanden es voll Säbel, deren Gefäß und Scheide mit den koſtbarſten Steinen bedeckt waren.

Das dritte war angefüllt mit einer Anzahl von Bruſtharniſchen, Panzerhemden und goldenen Helmen von mannigfaltiger Geſtalt; und alle dieſe Waffen waren mit Edelſteinen geſchmückt.

Das vierte Zimmer, enthielt Pferdeharniſche, welche der Pracht des übrigen Rüſtzeugs entſprachen.

In dem fünften lagen Gold- und Silber-Barren aufgeſchichtet.

Das ſechste enthielt Haufen gemünzten Goldes; und kaum konnte man in das ſiebente eintreten, ſo voll war es von Saphiren, Amethyſten und Smaragden.

Dieſe unermeßlichen Schätze blendeten Dakionas: und von Stund an verdroß es ihn, einen Zeugen ſeines Glücks zu haben.

„Du fühlſt wohl,“ ſprach er zu dem Greiſe, „wie wichtig es iſt, dieſe Sache geheim zu halten.“

„Ohne Zweifel,“ antwortete ihm jener.

„Aber,“ hub Dakianos wieder an, „wenn der König die mindeſte Kunde von dieſem Schatze bekäme, ſo würde ſeine erſte Sorge ſein, ihn einzuziehen: biſt du deiner ſelbſt wohl gewiß? Fürchteſt du nicht für deine eigene Verſchwiegenheit?“

„Das Verlangen, die Hälfte dieſer Reichthümer zu beſitzen,“ erwiederte Greis, „muß dir ein ſicherer Bürge dafür ſein.“

„Die Hälfte dieſer Reichthümer!“ unterbrach ihn Dakianos mit einer Art von Ereiferung: „aber dieſe Hälfte überſteigt die Schätze der größten Könige.“

Der Greis bemerkte dieſe Ereiferung, und ſagte zu ihm: „Wenn du findeſt, daß die Hälfte zu viel für mich iſt, ſo magſt du mir nur ein Viertel geben.“

„Sehr gern,“ verſetzte Dakianos: „aber welche Vorſicht willſt du anwenden, es ſicher weg zu bringen? du wirſt dich verrathen und Urſache unſers Unglücks ſein.“

„Nun wohl,“ antwortete ihm der Greis,“ obgleich du mir viel mehr verſprochen haſt, ſo gib mir nur eins dieſer Zimmer, ich will mich damit begnügen. — Du antworteſt nicht auf meinen Vorſchlag.“

„Wir wollen mit Muße deinen Vorſchlag beherzigen,“ verſetzte Dakianos: es freuet mich jedenfalls, daß du ſchon vernünftiger biſt und anfängſt, dir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.“

Dakianos betrachtete nun von neuem alle dieſe Reichthümer mit noch größerer Habgier, und ſeine Augen wurden noch ſtärker davon verblendet. Nachdem er das prächtige Zimmer der Edelſteine, in welchem beide ſich jetzo befanden, recht beſchauet hatte, ſagte er zu dem Greiſe:

„Du ſiehſt wohl, daß dieſes hier unwiderſprechlich das reichſte Zimmer iſt, und daß es unnatürlich wäre, dir ſo wohl begründete Rechte daran, wie die meinigen, abzutreten.“

„Du haſt Recht,“ erwiederte der Greis, „und ich verlange es nicht von dir.“

Sie gingen nun in das Zimmer voll gemünzten Goldes: „dieſer Schatz,“ ſagte Dakianos, nachdem er ihn eine Weile betrachtet hatte, „iſt ohne Zweifel derjenige, welcher am wenigſten in Verlegenheit ſetzt, und welchen man am leichteſten ausgeben kann; auch kann er dazu dienen, alle die übrigen Schätze zu bewahren, ſei es, daß man für ſie eine Wache beſtellt, oder feſte Gebäude errichtet: demnach halte ich dich für zu verſtändig, als daß du nicht einſehen ſollteſt, wie nothwendig ich ihn behalten muß.“

„Ich ſehe es ein,“ antwortete der Greis: „laß uns weiter gehen.“

„Dieſe aufgeſchichteten Gold- und Silber-Barren brauchſt du doch nicht alle,“ ſagte der Greis, als ſie in dem fünften Zimmer waren.

„Nein,“ antwortete Dakianos, „ich könnte allerdings etliche davon entbehren: aber ich bin dir zu viel Dank ſchuldig, als dich dadurch in Gefahr zu ſetzen: wie wollteſt du ſie weg bringen? Welche Mühe würdeſt du haben, ſie umzuſetzen?“

„Das iſt meine Sache,“ erwiederte ihm der Greis.

„Nein, nein,“ fuhr Dakianos fort, „ich habe dich zu lieb, als das zuzugeben. Ueberdieß würde es Anlaß geben, mich zu verrathen: man würde dich verhaften, und du würdeſt dich nicht weigern, mich anzugeben. Laß uns weiter ſehen.“

Sie öffneten das vierte Zimmer: „dieſe Pferderüſtungen können dir durchaus nicht nutzen, dein Alter hindert dich, Gebrauch davon zu machen.“

Er machte ihm dieſelbe Schwierigkeit, um ihm die Harniſche und Rüſtungen im dritten Zimmer zu verſagen. Nachdem er es eben ſo ſorgfältig, wie die vorhergehenden verſchloſſen hatte, befanden ſie ſich in dem Zimmer, wo die Säbel waren, und der Greis ſprach zu Dakianos:

„Dieſe Waffen ſind leicht fort zu bringen, ich will damit zu dem Könige von Indien gehen und ſie ihm anbieten; ich will ſie einzeln verkaufen, und du haſt nichts dabei zu befürchten.“

„Du haſt Recht,“ verſetzte Dakionas, „ich kann dir etliche davon geben.“

Mit dieſen Worten betrachtete er die Säbel, erwog bald das Gold, bald den Werth der Edelſteine daran; endlich zog er einen aus der Scheide. Jetzo verglich er alle die Reichthümer, deren alleiniger Beſitzer er ſein konnte, mit dem Kopf eines Menſchen; er konnte nicht begreifen, wie er nur ſo lange hätte ſchwanken können, ſtürzte auf den Greis los, und rief: „Ich traue dir nicht!“

Vierhundert und ſechs und neunzigſter Tag.

Der Greis umfaßte ſeine Knie und ſagte zu ihm:

„Laß mein Alter dich rühren! die Schätze haben keinen Reiz mehr für mich, und ich verlange gar nichts davon.“

„Das glaube ich wohl,“ erwiederte ihm Dakianos, „ſie gehören mir, die goldene Tafel ſchenkt ſie mir.“

Der Greis erinnerte ihn an ſeinen Eid: „aber ich entbinde dich davon,“ fuhr er fort; „zur Vergeltung des Dienſtes, welchen ich dir geleiſtet habe, bitte ich dich nur um mein Leben.“

„Ich habe dich zu ſchwer beleidigt,“ verſetzte Dakianos, „dein Leben wäre mein Tod, es würde mir zu viel Unruhe verurſachen. Mein Geheimnis gehört nur mir!“ rief er, indem er dem gelehrten Greiſe den Kopf von der Schulter fliegen ließ.

Dakianos erſte Sorge war nun, eine Grube zu machen und darin das unglückliche Schlachtopfer ſeiner Habgier zu verſcharren. Er fürchtete nur Zeugen, nicht Gewiſſensbiſſe. Sein Herz war nur von dem Schatz erfüllt, welchen er nun allein beſaß, und ſein Geiſt nur mit den Mitteln beſchäftigt, denſelben zu verwahren.

Aber nachdem er ihn mit den Augen verſchlungen und alles genoſſen hatte, was die Habgier befriedigen kann, in welcher Verlegenheit befand er ſich da nicht, als er ſich genöthigt ſah, wegzugehen, um ſich Lebensmittel zu holen! Wie viel Vorwürfe machte er ſich nicht, daß er keine mitgebracht hatte! Und wenn er ja noch des Greiſes gedachte, ſo geſchah es nur, ihn zu beſchuldigen, daß er böſe Abſichten gehabt, weil er ihn nicht auf etwas aufmerkſam gemacht hätte, was man wohl voraus ſehen konnte, ohne ſo gelehrt zu ſein, als er wirklich war.

Um in dem unterirdiſchen Gewölbe nicht Hungers zu ſterben, mußte er es verlaſſen: welche Hülfe war aber in einem ſo öden Gefilde zu finden, wie ihn rings umgab? Er mußte alſo weit weg gehen. Aber wie konnte er ſich dazu entſchließen, zumal jetzt, wo die friſch aufgewühlte Erde die Neugierde der Vorüberreiſenden anziehen mußte? Dakianos war nahe daran, auf der Stelle ſein Leben zu laßen, um nicht ſeinen Schatz aus den Augen zu verlieren. Das einzige was er thun konnte, ſeine Unruhe zu beſchwichtigen, war, erſt nach Anbruch der Nacht weg zu gehen. Er ſteckte ein paar Hände voll gemünzten Goldes zu ſich, und begab ſich damit nach der Stadt. Er kaufte dort ein Pferd, belud es mit Zwieback und einem Fäßchen Waſſer, und kam noch vor Anbruch des Tages zu ſeinem Schatze zurück, welchen er mit eben ſo viel Vergnügen in demſelben Zuſtande, worin er ihn verlaßen, wiederfand, als es ihm Schmerz verurſacht hatte, ſich davon zu entfernen.

Sein erſtes Geſchäft war, daß er ſelber mit unglaublicher Anſtrengung einen ſehr tiefen Graben rings um die Höhle machte. Er ließ einen unterirdiſchen Eingang, deſſen Oeffnung er mit ſeinen übrigen Kleidern bedeckte, auf welchen er in den erſten Nächten ſchlief. Darnach machte er ſich eine Erdhütte, um ſich gegen die Witterung zu ſichern. Es iſt unglaublich, was er bei der Ausführung ſo beträchtlicher Arbeiten ausſtehen mußte; und wer ihn ſo abgemergelt von Sorge und Arbeit geſehen, hätte ihn nimmer für den reichſten Bewohner der Erde gehalten.

Als er ſeine Arbeiten ſo weit gebracht hatte, daß er ſich ohne Furcht davon entfernen konnte, begab er ſich nochmals nach der Stadt, aber mit derſelben Vorſicht, das heißt, nur in der Nacht. Er wandte ſie an, ſich etliche Sklaven zu kaufen, durch deren Hülfe er ſich allmählich alle Dinge herbei ſchaffen ließ, welche ihm zu ſeiner Sicherheit und Bequemlichkeit nöthig waren. Bald verſammelte er nun Arbeitsleute, welche ſeine angefangenen Werke noch dauerhafter ausführten. Er errichtete drei Steinmauern rings um ſeine Höhle, und ſchlief ſtäts zwiſchen der erſten und zweiten. Er bemühte ſich hierauf ſehr, das Gerücht zu verbreiten, daß er auswärtigen Handel triebe, und ſprach viel von dem Gewinne, welchen er in Aegypten gemacht hätte.

Unter dieſem Vorwande, — denn der Reichthum bedarf eines ſolchen, — erbaute er einen prächtigen Palaſt: jener Palaſt der tauſend Säulen, welchen Melik Dſchönna, ein alter Indiſcher König, erbaute, war nichts in Vergleichung damit.

So viel Pracht machte ihn bald bei aller Welt angeſehen und beliebt; und die Mühe, welche er ſich zur Bewahrung ſeiner Reichthümer gegeben, ſchmeichelte nicht nur ſeiner Eigenliebe, ſondern überredete ihn auch leichtlich, daß er ſich dieſelben erworben hätte, und ſich ihrer ohne Vorwurf erfreuen könnte; auch dachte er nicht mehr an den Greis.

Es ward ihm auf ſolche Weiſe leicht, alle Schätze aus der Höhle hervor zu ziehen, deren Geheimnis er niemand vertraute. Er ſchickte nach allen Gegenden Indiens Karavanen aus, um ſeinen Aufwand an Gebäuden, Sklaven, Frauen und Pferden, zu begründen; und das Glück begünſtigte ſogar noch einen Handel, an welchem ihm wenig gelegen war. Sein Herz, ſo von Reichthümern geſättigt, blieb nicht lange unempfindlich für den Ehrgeiz. Die Höfe der Fürſten haben für die Reichen ſehr viel Anziehendes; man empfängt ſie hier ſo zuvorkommend, man lobt ſie auf ſo feine und artige Weiſe, daß ſie gewöhnlich davon bezaubert werden; und Dakianos, der bei ſeinem Reichthum einen unmäßigen Ehrgeiz hegte, vernachläßigte nichts, ſich am Hofe des Königs von Perſien einzuführen. Er brachte den Veſyren Geſchenke dar, um ſich ihre Gunſt zu erwerben, und machte ſich dadurch zu ihrem Sklaven. Seine Pracht und Freigebigkeit gelangten, wie er es voraus geſehen und gewünſcht hatte, bis zu den Ohren des Königs, und dieſer wollte ihn ſehen.

Vierhundert und ſieben und neunzigſter Tag.

Daklanos wurde ſogleich vorgelaßen, als er erſchien; aber um einen vortheilhaften Eindruck hervor zu bringen und ſich die Gunſt des Königs zu erwerben, überbrachte er ihm Geſchenke, welche die größten Könige vielleicht nicht hätten aufbringen können. Gewöhnlich werden ſolche Geſchenke neunfach dargebracht, wenn man die Pracht aufs höchſte ſteigern will; er ließ demnach neun prächtiggeſchmückte Kameele vor ſich her führen.

Das erſte trug neun Anzüge von Goldſtoff, mit den edelſten Steinen beſetzt, von welchen vor allen die Gürtel glänzten.

Das zweite trug neun Säbel, deren goldene Gefäße mit Diamanten beſetzt waren.

Auf dem dritten waren neun Waffenrüſtungen von derſelben Pracht.

Die Laſt des vierten beſtand aus neun Pferderüſtungen, welche den übrigen Geſchenken gemäß waren.

Neun Käſtchen voll Saphirn befanden ſich auf dem fünften.

Neun andere Käſtchen, mit Rubinen angefüllt, beluden das ſechste.

Eine gleiche Laſt Smaragden brachte das ſiebente.

Amethyſten, in eben ſo viel Käſtchen, trug das achte.

Endlich, auf dem neunten Kameele, ſah man neun Käſtchen mit Diamanten.

Neun Mädchen von der größten Schönheit und prächtig gekleidet, begleiteten dieſe kleine Karavane, und acht junge, noch bartloſe Sklaven, gingen unmittelbar vor Dakianos her.

Mitten unter dem Glanze, womit dieſe Geſchenke den König und den ganzen Hof blendeten, wollte einer der Hofleute, der, nach Gewohnheit derſelben, gern alles durchhechelte, entweder um demjenigen wehe thun, der ſich ſo allgemeinen Beifall erwarb, oder er wollte vielleicht auch nur ſeinen Scharfſinn zeigen, und fragte, wo denn der neunte Sklave wäre.

Dakianos, der dieſe Frage erwartete, trat als ſolcher hervor. Der König, durch die feine Wendung, womit Dakianos ſo koſtbare Geſchenke begleitete, eingenommen, empfing ihn mit größter Auszeichnung, und des Dakianos natürliche Beredtſamkeit erwarb ihm vollends die Gunſt des Königs, ſo, daß dieſer bald nicht mehr ohne ihn leben konnte. Er ließ ihn an ſeiner Seite ſitzen, gab ihm Feſte mit Muſik, und ſchickte ihm täglich Schüſſeln und die köſtlichſten Weine von ſeiner Tafel; und Dakianos ſeinerſeits erwiederte ſo viel Freundlichkeit durch Geſchenke, deren Menge ſo ſehr, wie ihre Koſtbarkeit, in Erſtaunen ſetzte. Seine fortwährende Freigebigkeit und ſeine Beredtſamkeit verſchafften ihm endlich ſo große Gewalt über den Geiſt des Königs, daß dieſer ihn zu ſeinem Veſyr machte, um ſich gar nicht mehr von ihm zu trennen; aber das Vertrauen und die Freundſchaft, welche der König ihm bezeugte, gab ihm noch mehr Gewicht, als das Amt, womit er bekleidet war.

Dakianos beherrſchte auf ſolche Weiſe Perſien mit unumſchränkter Gewalt; er hätte ſich mit einem Glücke begnügen ſollen, welches ſeine Eitelkeit befriedigte: aber kann der Ehrgeiz jemals geſättigt werden? Das Gebirge Kaf *) kann die Welt begränzen, aber nimmer die Entwürfe und Wünſche eines Ehrgeizigen.

Zu dieſer Zeit meldete man dem Könige die Ankunft eines Geſandten aus Griechenland; er ließ ihn ſogleich vor, und der Geſandte, nachdem er den Fuß des Thrones geküßt hatte, übergab ihm einen

---

*) Welches, nach morgenländiſcher Vorſtellung, den Erdkreis umgürtet.

Brief, welchen er ſeinen Kanzler mit lauter Stimme vorleſen ließ. Derſelbe lautete alſo:

„Ich, der Kaiſer, und Beherrſcher der ſieben Klimate, an dich, den König von Perſien.

Sobald dieſer mein kaiſerlicher Brief dir übergeben worden, ſäume nicht, mir den ſiebenjährigen Zins zu ſenden: machſt du aber Schwierigkeiten, mir genug zu thun, ſo wiſſe, daß mein Kriegsheer völlig bereit ſteht, gegen dich auszuziehen.“

Vierhundert und acht und neunzigſter Tag.

Dieſer Brief ſetzte den König dermaßen in Beſtürzung, daß er nicht wußte, was er darauf antworten ſollte. Dakianos, um den König aus der Verlegenheit zu ziehen, und ihm die Faſſung wieder zu geben, erhub ſich von ſeinem Platz, berührte mit der Stirne den Boden, und ſprach:

„Der Brief des Kaiſers von Griechenland darf dich nicht beunruhigen; es iſt leicht, darauf zu antworten, und ihn ſeine Drohung und ſeinen Uebermuth bereuen zu laßen: gebiete deinen treuſten Unterthanen, ſich bei mir, dem geringſten deiner Sklaven, zu ſtellen, und ich will ihnen ſagen, was ſie zu thun haben.“

Dieſe Worte tröſteten den König; er ertheilte dem gemäße Befehle, und Dakianos hub mehr als hunderttauſend Mann zum Dienſte des Königs aus, während er für ſich allein zehntauſend Mann aufbrachte, welche er auf ſeine Koſten ausrüſtete. Der König verſtärkte dieſe auserwählten Truppen durch zwei tauſend der erfahrenſten Krieger von ſeiner Leibwache, und bildete daraus eine Wache für Dakianos, welchen er zum Anführer dieſes ganzen Kriegsheeres von hundert und zwölf tauſend Mann ernannte.

Der neue Feldherr beurlaubte ſich von dem König, und ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Truppen, welche ihm als Bedeckung aller ſeiner Schätze dienten, die er ſehr ſorgfältig mit ſich führte, und die kaum von zehntauſend Kameelen getragen wurden. Der König von Perſien, der ſich ungern von ſeinem Veſyr trennte, begleitete ihn drei Tagereiſen weit, und ſchied nur mit Thränen in den Augen von ihm, indem er ihm tauſend Heil und Segen wünſchte, und ihm unaufhörlich wiederholte, er wäre ſeine Stärke und ſeine Stütze, und der Freund ſeines Herzens.

Dakianos hob in allen Städten, durch welche er zog, noch die tapferſte Mannſchaft aus, rüſtete ſie auf ſeine Koſten, und gab ihnen ſo viel Sold, als ſie verlangten. Das Gerücht, welches ſich von dieſer Freigebigkeit verbreitete, zog von allen Gegenden der Welt Leute herbei, und bald war ſein Heer bis auf dreimal hunderttauſend Mann angewachſen.

Der Kaiſer von Griechenland zog, auf die Kunde von dem Heerzuge der Perſer, ſchleunig ſeine Truppen zuſammen, und ging dem Dakianos mit ſiebenmal hunderttauſend Mann entgegen. Sobald er den Feind erblickte, theilte er ſein Heer in zwei Schaaren, und gab das Zeichen zum Kampfe. Die Truppen des Dakianos ſchritten mit ſolcher Tapferkeit vor, und ihr erſter Anfall war ſo fürchterlich, daß das Heer des Griechiſchen Kaiſers kaum Zeit hatte ſich zu beſinnen; es wurde faſt eben ſo ſchnell in die Flucht geſchlagen, als angegriffen. Dakianos ließ den Griechiſchen Kaiſer, den er zum Gefangenen gemacht hatte, enthaupten, und bemächtigte ſich ohne Mühe aller ſeiner Staaten, in denen er ſich ſelber zum Beherrſcher ausrufen ließ.

Die erſte Sorge dieſes neuen Fürſten war nun, folgenden Brief an den König von Perſien zu ſchreiben:

„Ich habe den Kaiſer *) beſiegt und vernichtet, ich habe ſeine Staaten erobert, ſeinen Thron beſtiegen, und bin als Beherrſcher ſeines Reichs anerkannt worden.

Sobald mein Brief dir überantwortet iſt, ſäume keinen Augenblick, mir den ſiebenjährigen Zins zu ſenden: machſt du aber die geringſte Schwierigkeit, ihn mir zu entrichten, ſo ſoll es dir eben ſo ergehen, wie dem Kaiſer.“

---

*) Dieſen Namen (Caeſar) geben die Morgenländer allen Beherrſchern von Griechenland.

Dieſer Brief brachte mit Recht den König von Perſien ganz außer ſich. Ohne Zeit zu verlieren, ſammelte er ſeine Truppen. Bevor er ſich aber an ihre Spitze ſtellte, und gegen Griechenland auszog, ſchrieb er dem Dakianos folgende Antwort:

„Kann ein ſo nichtswürdiger Menſch, wie du biſt, ſich Griechenlands bemächtigt haben? Du haſt mich verrathen, mich, der ich dein König bin und auf dem goldenen Throne meiner Vorältern ſitze; du greifſt mich an, trotz der Treue und der Dankbarkeit, welche du mir ſchuldig biſt: ich aber komme, dich bis auf deines Namens Gedächtnis auszutilgen, Griechenland in ſeinen vorigen Stand herzuſtellen, und es ſeinem rechtmäßigen Herrn wieder zu geben."

Dieſe verächtliche Antwort des Königs von Perſien verſetzte den Dakianos in einen wüthenden Zorn; er ſchickte auf der Stelle zweimal hunderttauſend Mann ſeines Heeres ab, den König von Perſien zu ſchlagen.

Bald ſtießen dieſe Truppen auf das Perſiſche Heer, der Kampf war ſehr hartnäckig: aber er endete damit, daß der König von Perſien beſiegt, gefangen und vor Dakianos geführt wurde.

Als dieſer Fürſt ſo vor ihn trat, ſprach er zu ihm:

„Böſewicht, wie kannſt du meine Blicke aushalten? du, der undankbarſte aller Menſchen?"

„Ich undankbar?“ erwiederte Dakianos: „ich habe Truppen auf meine Koſten ausgerüſtet, ich habe den größten Theil meiner Schätze aufgewendet, ich habe ſomit dieſe Eroberung bezahlt; noch mehr, ich habe gekämpft, ich habe deinen Streit ausgefochten: was haſt du mir vorzuwerfen?“

„Ich habe dich geliebt,“ erwiederte der König.

Ungern erträgt man ſo gegründete Vorwürfe, wenn man die Macht in Händen hat. Dakianos befahl alſo, anſtatt aller Antwort, ihm den Kopf abzuſchlagen. Alsbald ſchickte er auch Truppen nach Perſien und bemächtigte ſich aller Staaten des Königs.

Vierhundert und neun und neunzigſter Tag.

Er wählte nun Epheſus zu ſeinem Sitze; aber weil er dieſe Stadt nicht prächtig genug fand, ſo ließ er ſie prachtvoll umbauen, und wandte all ſeine Sorgfalt auf die Erbauung eines Palaſts, der nicht ſeinesgleichen hatte an Feſtigkeit, Umfang und Pracht. In der Mitte deſſelben ließ er einen Kiosk *) aufführen, deſſen Mauern zweihundert Klaffter lang, und daran die Fugen und Verbindungen mit Gold und Silber bekleidet waren. Dieſes Kiosk enthielt tauſend Zimmer, und in jedem ſtand ein goldener Thron, und

---

*) Gartenhaus.

darauf ein Bette, ebenfalls von Gold. Er ließ daran dreihundert fünf und ſechzig Thüren von Kryſtall machen, welche ſo angebracht waren, daß die aufgehende Sonne täglich eine derſelbe beſchien. Sein Palaſt hatte ſiebenhundert Thürhüter. Sechzig Veſyre beſorgten die Staatsgeſchäfte. In dem großen Reichsſaale ſah man beſtändig ſechzig Throne, auf welchen diejenigen ſaßen, die ſich im Kriege vor allen ausgezeichnet hatten. Es befanden ſich am Hofe ſieben tauſend Sterndeuter, welche dem Herrſcher jeden Augenblick die verſchiedenen Einflüſſe der Geſtirne angaben. Er war ſtäts von zehntauſend Iſchoglans umringt, welche goldene Kronen und Gürtel trugen, und auch übrigens prächtig gekleidet waren; ſie hatten keine andre Verrichtung, als ſtäts zu ſeinen Befehlen bereit zu ſtehen. Er ſetzte ſechzig Paſcha's ein, welche zweitauſend wohlgebildete Jünglinge unter ihren Befehlen hatten, deren jeder wieder zweitauſend Mann befehligte.

Eines Tages, als Dakianos im Schooße all ſeiner Herrlichkeit da ſaß, trat ein Greis unter dem Throne hervor, auf welchem er ſaß. Der König, verwundert, fragte ihn, wer er wäre: aber weit entfernt, es zu bekennen, weil er ein abtrünniger Geiſt war, antwortete jener:

„Ich bin der Prophet Gottes, auf deſſen Befehl ich zu dir herab komme: wiſſe, daß er mich zum Gott des Himmels gemacht hat, und will, daß du der Gott der Erde ſein ſollſt.“

Dakianos erwiederte ihm: „Wer würde glauben, daß ich es ſei?“ Und alsbald verſchwand der Geiſt.

Einige Zeit darnach hatte Dakianos wieder dieſelbe Erſcheinung, und der Geiſt wiederholte dieſelben Reden; Dakianos aber entgegnete ihm:

„Du täuſcheſt mich: wie könnte ich der Gott der Erde ſein?“

„Deine Macht,“ antwortete der Greis, „deine Großthaten, und die Obhut, in welche Gott dich genommen hat, müßen dich davon überzeugen: aber wenn du mir nicht glauben willſt, ſo thue, was ich dir ſage, und du wirſt bald davon überzeugt ſein.“

Dakianos, deſſen Stolz ſich geſchmeichelt fühlte, und dem von Seiten menſchlicher Größe nichts mehr zu wünſchen übrig blieb, verſprach ihm, alles zu befolgen.

„So laß deinen Thron ans Geſtade des Meeres bringen,“ fuhr der Greis fort.

Sein Gebot wurde ſogleich ausgeführt, und als Dakianos ſich dort niedergeſetzt hatte, ſprach der Geiſt zu ihm:

„Mein Fürſt, es gibt im Grunde des Meers einen Fiſch, deſſen Größe Gott allein kennt, und der täglich ans Land kömmt, dort bis Mittag verweilt, um Gott anzubeten, und niemand unterbricht ihn in ſeinen Gebeten. Sind ſie beendigt, ſo verſenkt er ſich wieder in den Grund des Meers.“

Der Fiſch erſchien, wie gewöhnlich, und der Geiſt ſagte zu Dakianos:

„Obgleich der Fiſch an deine Macht nicht glauben will, ſo hat er jedoch allen Fiſchen des Meeres erklärt, daß du der Gott der Erde biſt; er befürchtet nichts, und kömmt heute, ſich darnach zu erkundigen. — Du wirſt die Wahrheit von dem, was ich dir ſage, beſtätigt ſehen,“ fuhr der Geiſt fort, „wenn du nur ſo dreiſt biſt, zu ihm zu ſagen: „Ich bin der Gott der Erde!“ Deine furchtbare Stimme wird ihm Schrecken einjagen, er wird ſie nicht ohne Ingrimm hören können, und ohne Zweifel die Flucht ergreifen.“

Dieſer Vorſchlag gefiel dem Dakianos, er rief dem Fiſch, und ſprach zu ihm: „Ich bin der Gott der Erde!“

Dieſe gotteslāſterlichen Worte ſcheuchten den Fiſch zurück auf den Grund des Meeres, voll Furcht, der allmächtige Gott würde ſeine Blitze herab ſchleudern, den Frevler zu beſtrafen.

Dakianos überredete ſich leicht, der Fiſch wäre ein Abtrünniger und durch ſeine bloße Gegenwart in die Flucht gejagt worden; von Stund' an glaubte er den Trugworten des Geiſtes, und zweifelte bald nicht mehr an ſeiner Gottheit. Nicht bloß ſein Volk betete ihn an, ſondern man kam auch aus allen Winkeln der

Erde herbei, ihm die Verehrung zu erweiſen, welche er verlangte; denn er ließ alle diejenigen ins Feuer werfen, die ſich weigerten, ihn anzubeten.

Unter den zehntauſend jungen Sklaven, welche beſtändig mit über der Bruſt gekreuzten Händen vor ihm ſtanden, befanden ſich ſechs Griechen, welche ſein ganzes Vertrauen beſaßen, und zunächſt um ſeine Perſon waren; ſie hießen Dſchemlicha, Mekſchiliana, Meſchlima, Debermuſch und Schasnuſch. Sie ſtanden gewöhnlich, drei zu ſeiner Rechten und drei zu ſeiner Linken, und Dſchemlicha war unter ihnen derjenige, den er am meiſten liebte. Die Natur hatte dieſen mit all ihrer Gunſt ausgeſtattet, ſein Geſicht war ſchön, ſeine Worte waren ſüßer als Honigſeim, ſein Geiſt war glänzend und anmuthig: mit Einem Worte, dieſer Jüngling vereinigte in ſich alle Vollkommenheiten, und er mußte, eben ſo wie ſeine Genoſſen, dem Dakianos die Verehrung bezeigen, welche Gott allein gebührt.

Fünfhundertſter Tag.

Eines Tages, als Dakianos zu Tiſche ſaß, und Dſchemlicha mit einem Wedel neben ihm ſtand, ihm die Fliegen abzuwehren, die ihn beläſtigen möchten, war eine Fliege ſo erpicht auf eine Schüſſel, von welcher er aß, daß er ſie aufgeben mußte. Dſchemlicha, von dieſem Ereignis betroffen, fand es lächerlich, daß ein Menſch, der nicht einmal eine ihm überläſtige Fliege verjagen konnte, auf die Gottheit Anſpruch machte: „mich dünkt,“ fuhr er in ſeiner Betrachtung bei ſich fort, „einen ſolchen Gott braucht man nicht ſonderlich zu achten.“

Etliche Tage darnach begab Dakianos ſich in eins ſeiner Gemächer, um darin einige Stunden zu ſchlafen; und Dſchemlicha ſtand wieder bei ihm mit dem Fliegenwedel: da ſandte Gott dieſelbe Fliege, und dießmal ſetzte ſie ſich auf das Geſicht des Fürſten. Dſchemlicha wollte ſie weg jagen, aus Furcht, daß ſie ſeinen Schlaf unterbrechen möchte: aber alle ſeine Bemühungen waren vergeblich, die Fliege weckte den König auf und verſetzte ihn in die peinlichſte Ungeduld. Dſchemlicha, von dieſem Ereignis abermals betroffen, ſagte bei ſich ſelber: „dieſer Menſch iſt ſicherlich eben ſo wenig ein Gott, als ich es bin: es kann nur Einen Gott geben, und das iſt derjenige, der die Sonne erſchaffen hat, welche mich beſcheinet.“ Seit dieſer Zeit hatte Dſchemlicha die Gewohnheit, alle Abend beim Schlafengehen zu ſagen: „der wahre Gott iſt derjenige, der den Himmel erſchaffen hat, welcher ohne Stützen empor gehalten wird.“

Es iſt ſehr ſchwer, ernſthafte Beobachtungen zu machen, ohne ſie ſeinen Freunden mitzutheilen. Dſchemlicha machte ſeine Gefährten mit allen ſeinen Zweifeln bekannt.

„Hat ein Menſch,“ ſprach er zu ihnen, „der ſich nicht einmal von einer Fliege befreien kann, wohl viel Gewalt über die Natur?“ Hierauf erzählte er ihnen die Geſchichten von der Fliege.

„Aber wenn unſer König nicht Gott iſt,“ fragten ſie ihn, „wen ſoll man denn anbeten?“

Dſchemlicha ſagte ihnen, wie er darüber dachte; ſie wurden überzeugt, und ſeit dieſem Tage brachten ſie alle Nächte im Gebete mit ihm zu.

Ihre Zuſammenkünfte an abgelegenen Oertern wurden bald Gegenſtand des Geredes. Dakianos wurde davon unterrichtet, ließ ſie vor ſich kommen, und befragte ſie:

„Ihr betet einen andern Gott an, als mich?“

Sie begnügten ſich, ihm zu antworten: „Wir beten den unumſchränkten Beherrſcher des Weltalls an.“

Der König, der dieſe Antwort auf ſich bezog, überhäufte ſie mit Liebkoſungen, und ſchenkte jedem ein Ehrenkleid. Sie entfernten ſich, bedeckt mit den Gunſtbezeigungen ihres Herrn, und ihre erſte Sorge war, hin zu gehen, und den großen Gott anzubeten und ihm für ſeine Wohlthaten zu danken. Dſchemlicha ſagte darauf zu den übrigen:

„Wenn man dem König abermals eine ſolche Anzeige macht, wie diejenige, welche uns in ſo große Gefahr geſetzt hat, ſo dürfen wir keine Gnade mehr von ihm erwarten. Ich glaube alſo, das einzige Rettungsmittel, welches uns übrig bleibt, iſt, dieſes Land zu verlaßen und ein andres aufzuſuchen, wo wir Gott ohne Furcht anbeten können."

„Aber wie ſollen wir die Flucht ergreifen?" entgegneten ihm ſeine Gefährten: „wir kennen ja kein andres Land, als dieſes hier."

„Laßt uns unſer Vertrauen auf Gott ſetzen," erwiederte Dſchemlicha, „und die Umſtände benutzen: wir folgen dem Könige nicht, wenn er an der Spitze ſeines Heeres auf ſeine großen ſechstägigen Jagden geht; wer hindert uns, dieſe Zeit zu unſrer Flucht zu benutzen? Wir begehren von den Verſchnittenen, welche uns bewachen, die Erlaubnis Tehökian *) zu ſpielen, wir ſchlagen die Kugel ſehr weit weg, verlaßen die Bahn, und ergreifen auf den guten Pferden, welche man uns gewöhnlich dazu gibt, die Flucht."

Alle billigten dieſen Entwurf, und erwarteten mit Ungeduld die Zeit, ihn auszuführen. Endlich zog Dakianos mit ſeinem mächtigen Heer aus und empfahl den Verſchnittenen, ſeine ſechs jungen Sklaven wohl zu bewachen.

---

*) Spiel mit Kolbe und Kugel zu Pferde.

Am Tage nach der Abreiſe des Königs führten dieſe ihren Vorſatz aus. Die Verſchnittenen jagten ihnen nach, und wollten ſie zwingen, nach dem Palaſte zurück zu kehren; ſie aber antworteten ihnen:

„Wir ſind eures Königs überdrüßig; er gibt ſich für den Gott der Erde aus: wir aber beten nur denjenigen an, der alles geſchaffen hat, was wir ſehen.“

Die jungen Sklaven hatten den Säbel in der Hand, und ſetzten in einem Augenblick die Verſchnittenen außer Stand, ſie weiter zu verfolgen.

„Meine Freunde,“ ſagte jetzo Dſchemlicha zu ſeinen Gefährten, „wir ſind verloren, wenn wir nicht eilen, ſo hurtig wir können.“

Sie trieben alſo ihre Pferde an, und dieß geſchah mit ſo wenig Schonung, daß ſie bald unter ihnen ſtürzten. Die Flüchtlinge waren jetzo genöthigt, ihren Weg zu Fuße fortzuſetzen: aber zuletzt, erſchöpft von Anſtrengung, Hunger und Durſt, blieben ſie am Wege liegen, und baten Gott vertrauensvoll, ihnen aus der Noth zu helfen. Gläubige Geiſter hörten ſie, und von ihrer Lage gerührt, gaben ſie Dſchemlicha den Gedanken ein, auf einen Berg zu ſteigen, an deſſen Fuße ſie ſich befanden. Nicht ohne Mühe gelangte er hinauf; aber endlich erblickte er dort eine Quelle, deren klares und reines Waſſer das Waſſer des Lebens war, und daneben ſaß ein Schäfer und ſang, während ſeine

Heerde weidete. Dſchemlicha rief ſeinen Gefährten; die wenigen Worte, welche er ihnen verſtändlich machen konnte, vermehrten ihre Kräfte, und ſtärkten ſie hinlänglich, daß ſie auch den Berg erklimmen konnten.

Fünfhundert und erſter Tag.

Der Schäfer, welcher Keſſchtetiuſch hieß, gab ihnen einige Lebensmittel, und ſie tranken aus der Wunderquelle. Dieſe Hülfe ſtellte ihre Kräfte wieder her, und ihre erſte Sorge war, Gott dafür Dank zu ſagen. Hierauf ſagte Keſſchtetiuſch zu ihnen:

„Wie habt ihr den Weg zu einem Orte gefunden, wo ich noch niemand geſehen? Irre ich nicht, ſo ſeid ihr auf der Flucht: vertrauet mir eure Noth, vielleicht kann ich euch von einigem Nutzen ſein.“

Dſchemlicha erzählte ihm alles, was ihnen begegnet war. Dieſe Worte entzündeten das Licht des Glaubens in der Seele des Schäfers; Gott erleuchtete ihn, und auf der Stelle lernte und wiederholte er die Gebete der Ankömmlinge. Hierauf ſprach er zu ihnen:

„Ich will euch nimmer verlaſſen; Epheſus iſt aber hier ſo nahebei, daß ihr ſtäts in Gefahr ſchweben würdet; denn zweifelt nicht, daß Dakianos alles anſtrengen wird, euer wieder habhaft zu werden. Ich weiß hier in der Nähe eine Höhle, welche man vielleicht nicht finden würde, wenn man auch vierzig Jahre darnach ſuchte: dort will ich euch hin führen.“ Und ohne länger zu weilen, machten ſie ſich auf den Weg.

Der Schäfer hatte einen kleinen Hund, der Katnier hieß, und ihnen folgte; ſie wollten ihn nicht mit nehmen, und boten alles auf, ihn zurück zu ſcheuchen. Sie warfen einen Stein nach ihm, der ihm ein Bein zerſchmetterte; aber er folgte ihnen hinkend. Sie warfen noch einen Stein nach ihm, der ihn jedoch nicht abſchreckte, obwohl er ihm den andern Vorderfuß zerſchmettert hatte, ſondern auf den beiden Hinterpfoten forthüpfend, lief er ſo ſchnell, als zuvor. Als hierauf der dritte Stein ihm noch einen Fuß zerſchmettert hatte, war er zwar nicht mehr im Stande zu laufen: aber Gott, um ſeine Allmacht zu beweiſen, gab dieſem treuen Hündlein die Sprache, und es rief ihnen zu:

„Wehe! ihr eilet, Gott zu ſuchen, und habt mir alle Hoffnung geraubt, mit euch zu ihm zu gelangen! Bin ich denn nicht auch ein Geſchöpf Gottes? Seid ihr denn allein verpflichtet, ihn zu erkennen?“

Alle waren erſtaunt über ein ſo großes Wunder, und ſo gerührt von dem Zuſtande, worin ſie das Hündlein verſetzt hatten, daß ſie ihn aufhuben und ihn, einer um den andern trugen, Gott bittend, ſie zu beſchützen.

So gelangten ſie endlich zu der Höhle, nach welcher der Schäfer ſie führte. Bei ihrer Ankunft waren ſie ſo ermüdet, daß ſie ſich ſogleich niederlegten und entſchliefen; aber durch eine beſondere Zulaßung Gottes ſchliefen ſie mit offenen Augen, ſo daß man nimmer geglaubt hätte, daß ſie in ſo tiefem Schlafe lägen.

Die Höhle war dunkel, die Sonnenhitze konnte nicht eindringen und die Schlafenden beläſtigen; ein ſanfter und leichter Luftzug kühlte ſie unaufhörlich ab; eine lange und ſchmale Spalte ließ die Strahlen der Sonne bei ihrem Aufgange einfallen, und die Güte Gottes ging ſo weit, daß er ihnen wöchentlich zweimal einen Engel herabſandte, der ſie bald auf die eine, bald auf die andere Seite wendete, damit der Erdboden ihnen nicht zu hart würde.

Unterdeſſen kamen die Verſchnittenen, welche den Schwertſtreichen der jungen Sklaven entronnen waren, ſchleunig zu Dakianos, und berichteten ihm den Vorgang. Er war über ihre Flucht in Verzweiflung; und indem er an alle die Güte dachte, welche er ihnen erzeigt hatte, und ſie der größten Undankbarkeit anklagte, trat derſelbe abtrünnige Geiſt, welcher ihm ſchon mehrmals erſchienen war, wieder vor ihm hin, und ſprach zu ihm:

„Deine Sklaven haben dich nur verlaſſen, um einen andern Gott anzubeten, auf welchen ſie all ihr Vertrauen geſetzt haben.“

Dieſe Rede erweckte den Zorn des Dakianos; er beſchwur den Geiſt, ihm wenigſtens ihren Zufluchtsort anzuzeigen.

„Ich allein kann dich dahin führen,“ erwiederte der Geiſt, „alle Menſchen würden ſie vergeblich aufſuchen; du mußt aber an der Spitze deines Kriegsheeres dahin ziehen.“

Sie machten ſich ſogleich auf, und gelangten bald an die Höhle. Da ſprach der Geiſt zu Dakianos:

„Dieß hier iſt ihr Zufluchtsort.“

Dakianos, der nur mit dem Gedanken ſeiner Rache beſchäftigt war, kam näher, und wollte hinein treten. In demſelben Augenblick aber ſtieg ein entſetzlicher Qualm aus der Höhle, dem ein wüthender Sturm folgte, und Dunkel verbreitete ſich über die ganze Gegend. Das Kriegsheer wich vor Schrecken zurück: aber der Zorn verdoppelte den Muth des Dakianos, und er drang bis an den Eingang der Höhle vor. Dieß geſchah ſchon mit unſäglicher Mühe; aber trotz aller ſeiner Anſtrengungen, war es ihm durchaus unmöglich, hinein zu treten, ſo undurchdringlich war die Luft. Er erblickte das Hündlein Katnier, welches, den Kopf auf die Pfoten gelegt, ebenfalls ſchlief, und unterſchied ganz deutlich die ſechs Griechiſchen Jünglinge und den Schäfer, die alle im ſüßen Schlafe lagen: aber er ahndete nicht, daß ſie ſchliefen, weil ſie die Augen offen hatten. Dakianos war nicht ſo verwegen, ſeine Anſtrengungen zu verdoppeln; ein geheimer Schauer hielt ihn zurück; der Anblick dieſer Höhle, und alle die Wunder des Himmels, erfüllten ſein Herz mit Grauen. Endlich kehrte er zu ſeinem Kriegsheere zurück, und gab vor, er hätte ſeine Sklaven gefunden, die ſich vor ihm niedergeworfen, ohne daß ſie den Muth gehabt, ein Wort zu reden, und ſo hätte er ſie als Gefangene in der Höhle gelaßen, bis er über ihre Beſtrafung einen Beſchluß gefaßt.

In der That berieth er ſich mit ſeinen ſechzig Veſyren, und befragte ſie, welche Rache er an den jungen Sklaven nehmen ſollte: aber keiner ihrer Vorſchläge genügte ihm. Er wandte ſich alſo an ſeinen böſen Geiſt, und dieſer rieth ihm, ſeinen Baumeiſtern, die ihn ſtäts begleiteten, zu befehlen, daß ſie eine ſehr dicke Mauer aufführten, welche den Eingang der Höhle völlig verſchlöſſe, um ſo den darin Verſperrten jede Hülfsleiſtung abzuſchneiden: „zur Verherrlichung deines Namens,“ fügte er hinzu, „muß eine Inſchrift auf dieſer Mauer die Zeit, das Jahr und die Urſachen anzeigen, welche dich zu ihrer Erbauung bewogen haben: dadurch wirſt du der Nachwelt kund thun, wie großartig du dich zu rächen gewußt haſt.“

Fünfhundert und zweiter Tag.

Dakianos befolgte dieſen Rath, und ließ eine eben ſo dicke Mauer aufführen, wie die von Alexandrien war; er hatte aber die Vorſicht gebraucht, eine Oeffnung darin machen zu laßen, welche ihm allein bekannt war, in der Hoffnung, ſich doch eines Tages noch ſeiner Sklaven wieder zu bemächtigen, und in der Abſicht, dadurch die Ereigniſſe in der Höhle zu beobachten, mit welchen er unwillkührlich ſtäts beſchäftigt war. Außer dieſen Vorkehrungen, hatte er eine Wache von zwanzigtauſend Mann aufgeſtellt, welche vor der Mauer gelagert waren. Alle ſeine Kriegsheere waren entboten, jeden Monat dieſe Wache abzulöſen; und dieſe hatte den Befehl, jeden zu tödten, der es wagte, einem Orte zu nahen, worin diejenigen verſperrt waren, deren Widerſetzlichkeit und Flucht das erſte Unglück in ſeinem Leben war; denn bis zu dieſem Augenblick war ihm noch alles gelungen. Die Schönheiten, welche man ihm aus allen Gegenden der Erde zuführte, die Erholungen und Feſte, welche ſein Harem ihm täglich gewährte, die Vergnügungen mit den Jünglingen ſeiner Leibwache, konnten den geliebten Dſchemlicha in ſeinem Herzen nicht erſetzen, noch ihm ſein und ſeiner Gefährten Betragen aus dem Gedächtniſſe bringen. Zugleich brannte er vor Verlangen, die Beleidigung zu rächen, welche ihm von ihnen widerfahren war, und welche ihm um ſo größer erſchien, als ihm bisher noch nichts widerſtanden hatte. Für einen von Ruhm Trunkenen, der ſelber der Schöpfer ſeiner Herrlichkeit geweſen, war eine ſo offenbare Widerſetzlichkeit gegen ſeinen Willen unerträglich; auch konnte ihn nichts abhalten, täglich nach der Höhle zu gehen und von neuen den Eintritt in dieſelbe zu verſuchen, oder wenigſtens doch ſeine Augen an den Gegenſtänden zu weiden, an welchen er ſich zu rächen gedachte.

Die Ruhe, deren diejenigen genoſſen, welche er immer noch als ſeine Sklaven betrachtete, verdoppelte ſeine Wuth. Ihre offenſtehenden Augen, ihr Stillſchweigen, auf alle die Vorwürfe und Schmähungen, womit er ſie überhäufte, ihre Stellungen ſogar, alles erſchien an ihnen, als Ausdruck der größten Verachtung.

Eines Tages, als er ſeinen gewöhnlichen Reden noch Gottesläſterungen hinzu fügte, ließ der große Gott zu, daß das Hündlein Katnier, ohne ſich zu rühren, ihm antwortete:

„Böſewicht! wie kannſt du einen Gott läſtern, der dich noch leben läßt, trotz den Frevelthaten, welche du begangen haſt? Wähnſt du, daß er vergeſſen habe, den Tod des gelehrten Aegypters zu rächen, welchen deine Habſucht, trotz deinen Eidſchwüren, gemordet hat?“

Dakianos, in ſeinem ohnmächtigen Zorn, ging hinweg, höchſt ergrimmt über die ſchweren Vorwürfe, welche er von dem Hunde ſeiner Sklaven hinnehmen mußte. Welche tiefe Erniedrigung! Aber weit entfernt, zu Gott ſeine Zuflucht zu nehmen, und ſeine Gnade anzuflehen, empörte ſich ſein Stolz nur um ſo mehr; und nach der Weiſe der Boshaften, welche gewöhnlich die ihnen Unterworfenen dasjenige entgelten laſſen, was ihre Eitelkeit verletzt hat, ließ er bei ſeiner Rückkehr zwei tauſend Menſchen hinrichten, die ſich geweigert hatten, ihn anzubeten.

Dieſe Grauſamkeit entzündete aber das Feuer der Empörung, welches plötzlich überall in dem ungeheueren Umfange ſeiner Staaten hervor brach: aber ungeachtet der Anſtrengungen, welche die Unterdrückung dieſer Unruhen ihm verurſachte, führte ein unwiderſtehlicher innerer Trieb ihn täglich nach der Höhle.

„Was ſuche ich denn dort?“ ſprach er bei ſich ſelber. „Die Vorwürfe und Schmähungen eines der verächtlichſten Thiere, während man mich von allen Seiten anbetet, und jedes Wort meines geheiligten Mundes verehrt wird! Was bin ich indeſſen in Vergleich mit einem Thiere, welches Gott beſchützt? Ein ohnmächtiges Weſen. Ha! Dakianos, welche Schmach! Aber wenigſtens habe ich ſie zu verbergen gewußt, trotz dieſem Gotte, der mich peinigen will, und ſeine Macht ſoll gegen meine Vorkehrungen nichts ausrichten. Wie glücklich bin ich, daß ich meinen Unterthanen die Kenntniß meines Unglücks entzogen habe! Welch ein guter Einfall war es, daß ich eine Mauer aufführen ließ, welche den Eingang der Höhle verſperrt, und daß ich durch meine aufgeſtellten Wachen jeden verhindere, ſich derſelben zu nahen! Aber wie können meine Sklaven darin am Leben bleiben, ſeitdem ich ſie ſo verſperrt habe? Ohne Zweifel haben ſie irgend einen Ausgang ins Feld, welcher mir unbekannt iſt. Um ihnen dieſen abzuſchneiden, muß ich den ganzen Berg mit meinen Truppen umringen."

Sogleich befehligte er ſechsmal hundert tauſend Mann, den Berg ringsumher feſt einzuſchließen, und niemand dieſem ihm ſo verhaßten Orte nahen zu laßen.

Nachdem er dieſe neuen Vorkehrungen getroffen, kam er wieder an den Eingang der Höhle, und rief mit lauter und trotziger Stimme:

„Nunmehr ſeid ihr genöthigt, euch meiner Macht zu übergeben!"

Katnier antwortete ihm wiederum: „Wir fürchten dich nicht: Gott beſchirmt uns. Aber folge meinem Rathe, kehre zurück nach Epheſus, deine Gegenwart iſt dort ſehr nöthig."

Als Dakianos ſah, daß keine weitere Antwort folgte, kehrte er nach der Stadt zurück, und fand hier mehrere Verſchnittene ſeines Harems ermordet, ſeine Weiber geſchändet und entführt. Ergrimmt über dieſen Frevel, konnte Dakianos ſich jedoch nicht enthalten, nach der Höhle zurück zu kehren; er ſagte zu dem Hunde, weil dieſer allein ihm antwortete:

„Wenn dein Gott mir die geraubte Ehre wiedergeben könnte, ſo würde ich ſehen —“

Katnier unterbrach ihn: „Gott kann die verlorene Ehre nicht wiedergeben. Geh nach Epheſus zurück, andere Unfälle erwarten dich dort.“

Dieſe Worte beunruhigten Dakianos, er kehrte auf der Stelle zurück, und fand, daß der böſe Geiſt des Haſſes in ſeine drei Söhne gefahren und ihnen den Säbel gegen einander in die Hand gegeben hatte, und daß der Engel des Todes ſie ihm zu entreißen kam, was noch vor ſeinen Augen geſchah. Welcher Schmerz für einen Vater! welches Herzeleid für einen Ehrgeizigen, der einem jeden von ihnen einen Welttheil zum Reiche geben wollte!

In dieſer tiefen Trauer konnte er ſich jedoch nicht enthalten, nochmals nach der Höhle zu kommen:

„Ihr Böſewichter,“ ſprach er zu den Schläfern, „welche Quaalen ſoll ich euch anthun, wenn ich euch in meiner Gewalt habe? Aber gebet mir meine Kinder wieder, und alles ſoll euch verziehen ſein, was ihr mir zu Leide gethan habt.“

Fünfhundert und dritter Tag.

Katnier nahm fortwährend das Wort, und antwortete ihm:

„Gott gibt keine Kinder wieder, wenn er ſie der Welt entriſſen hat, um ihren Vater für ſeine Frevel zu beſtrafen. Kehre nach Epheſus zurück, du verdienſt noch neue Unglücksfälle zu erfahren.“

„Das iſt doch zu viel,“ rief Dakianos aus, indem er weg ging; und in der Wuth und Verzweiflung ſeines Herzens befahl er allen ſeinen Truppen und allen Einwohnern von Epheſus, daß jedermann Scheiter oder Reiſicht herbei bringen ſollte. Sein Befehl wurde erfüllt; er ließ dieſe ungeheure Menge Holz vor der Höhle aufthürmen, in der Hoffnung, die darin Verſperrten zu erſticken: aber der Wind wehte alle Flammen dieſes großen Feuers gegen das Heer, ſo daß es entfloh, und trieb ſie bis gegen die Stadt hin. In dieſer wurde zwar kein Haus von dem Feuer beſchädigt, aber es ergriff den Palaſt des Dakianos und legte ihn gänzlich in Aſche: alle Reichthümer, welche er unabläßig mit ſo großer Mühe aufgehäuft hatte, verſchwanden vor ſeinen Augen, während die Höhle nicht den geringſten Schaden litt.

Dieß letzte Wunder bewog ihn, daß er die ſieben Schläfer, und ſogar den Hund Katnier anflehte, ſich für ihn zu verwenden. Das Hündlein antwortete:

„Es iſt nur die Furcht, nicht die Frömmigkeit, welche die Härtigkeit deines Herzens zu erweichen ſcheint: hebe dich weg, Gott kennt dein Herz, du kannſt ihn nicht täuſchen.“

Dakianos entfernte ſich, beſtürzt über dieſen letzten Vorwurf, aber noch mehr ergrimmt darüber, daß er ſich ſo gedemüthigt hatte.

Mitten unter dieſen Unfällen, welche ſich Schlag auf Schlag folgten, um dieſen Feind Gottes nieder zu ſchmettern, war die Empörung mächtig angewachſen, und forderte abſchreckende Beiſpiele, und die innere Verfaſſung des Dakianos trieb ihn an, dieſelben in der größten Strenge aufzuſtellen. Er ließ, zu dieſem Zwecke, mitten auf dem öffentlichen Platz und über der Aſche ſeines Palaſts, einen eiſernen Thron errichten, befahl ſeinem ganzen Hofe und allen ſeinen Truppen, ſich in Roth *) zu kleiden, und ſchwarze Turbane aufzuſetzen: er ſelber kleidete ſich ebenſo an, um ſo in einem Augenblick fünf- bis ſechsmal hunderttauſend Menſchen hinrichten zu laſſen, welche er zugleich der Sicherheit ſeines Throns, den Seelen ſeiner Söhne, ſeiner verlorenen Ehre, und was noch mehr iſt, den Gewiſſensbiſſen, welche ſein Herz zerriſſen, opfern wollte.

Aber vor dieſer entſetzlichen Metzelei wollte er nochmals die Höhle beſuchen; er hoffte noch, daß ſeine

---

*) Roth iſt im Morgenlande die Rache-Farbe der Fürſten.

Waffen, welche gemeinlich die Zuverſicht der Böſen ſind, diejenigen einſchrecken würden, von denen er weder durch Bitten, noch durch Drohungen etwas hatte erlangen können. Bei ſeiner Ankunft verdoppelte er ſeine Läſterungen.

„Zittere, Böſewicht,“ ſprach nochmals Katnier zu ihm, ohne ſich mehr, als bisher, zu rühren, ja ohne den Kopf zu erheben, welchen er auf die Pfoten gelegt hatte.

„Ich ſoll zittern?“ verſetzte Dakianos: „Gott kann mich nicht dazu bringen, zu zittern.“

„Aber er kann dich ſtrafen,“ fuhr Katnier fort: „du biſt deinem letzten Augenblicke nah.“

Dakianos hörte jetzo nur noch auf ſeinen Ingrimm, ergriff ſeinen Bogen und ſeine Pfeile, und ſagte:

„Wir wollen doch ſehen, ob ich mindeſtens nicht fruchtbar bin.“

Hierauf ſchnellte er mit aller Kraft ſeines Arms einen Pfeil von der Senne: aber eine übernatürliche Macht ſchleuderte dieſen zu den Füßen desjenigen zurück, der ihn abgeſchoſſen hatte, und in demſelben Augenblick ſtürzte aus der Höhle eine ungeheure Schlange hervor, die über hundert und zwanzig Fuß lang war, und vor deren furchtbaren Flammenblicken Dakianos erzitterte; er wollte fliehen, aber die Schlange hatte ihn bald eingeholt, packte ihn bei der Mitte des Leibes und ſchleifte ihn ſo durch die Straßen der Stadt, damit alle ſeine Unterthanen Zeugen ſeiner grauenvollen Beſtrafung wären. Sie ſchleppte ihn ſo auf den eiſernen Thron, welchen er zu ſeiner grauſamen Rache hatte errichten laßen: hier verzehrte ſie ihn ſtückweiſe, die äußern Gliedmaßen zuerſt, und ſo ward Dakianos durch ſeine Quaalen ein furchtbares Beiſpiel der göttlichen Strafe, welche ſeine Undankbarkeit und ſeine Gottloſigkeit verdient hatten. Die Schlange begab ſich hierauf wieder nach der Höhle, ohne irgend jemand das geringſte Leid anzuthun, und alle Einwohner von Epheſus riefen ihr Dankſagungen nach, als ſie ſie nach der Höhle zurückkehren ſahen.

Mehrere Könige folgten binnen hundert und vierzig Jahren dieſem Dakianos auf dem Thron, nach welcher Zeit er von den alten Griechen eingenommen wurde, die ihn noch hundert neun und ſechzig Jahre beſaßen.

Als nun die Zeit des Schlafes der ſieben Schläfer erfüllet war, geſchah mit ihnen, was in den Büchern dort oben geſchrieben ſtand: einer der ſieben erwachte in dem Augenblick, als die Morgenröthe anbrach; er richtete ſich auf, und ſprach bei ſich ſelber: „mich dünkt, ich habe wenigſtens vier und zwanzig Stunden geſchlafen.“ Und allgemach erwachten auch die übrigen, und waren in demſelben Wahne.

Dſchemlicha, ſtäts lebhafter, als die übrigen, ſprang auf, und war ſehr erſtaunt, als er den Zugang der Höhle durch eine Mauer von großen Werkſtücken feſt verſchloſſen fand; er kam wieder zu ſeinen Gefährten und erzählte ihnen, was er zu ſeiner Verwunderung geſehen hätte. Ungeachtet dieſes Uebelſtandes, mußten ſie durchaus jemand nach der Stadt ſchicken, Lebensmittel für ſie zu kaufen. Sie warfen ihre Augen auf den Schäfer und Dſchemlicha gab ihm Geld, und ſagte zu ihm: „du kannſt dich dort ohne Gefahr, ſehen laßen.“ Der Schäfer ſtand auf, ihnen dieſen Dienſt zu leiſten.

In dieſem Augenblick erwachte auch Katnier, *) völlig geheilt an ſeinen drei Pfoten, kam heran und liebkoſte ihn. Der Schäfer bemühte ſich aber vergeblich, einen Ausgang zu finden; denn die Oeffnung, welche Dakianos für ſich gelaßen hatte, war verſchüttet; indem er nun alles genau unterſuchte, bemerkte er auch die großen Werkſtücke der Mauer, und erkannten nicht ohne Erſtaunen, daß ein Theil der Bäume abgeſtorben, andere umgefallen waren, und daß das Waſſer der Quellen das Rinnſal verändert hatten; mit Einem Worte, er war über die großen Veränderungen, welche

---

*) Es gibt zehn Thiere, welche ins Paradies eingehen: der Wallfiſch der den Propheten Jonas in ſeinen Bauch verſchlungen hatte; die Ameiſe Salomons; der Widder Jsmaëls; Belkis Kukkuk; das Kameel Mahomeds; der Eſel der Aſis, Königinn von Saba; das Kalb Abrahams; das Kameel des Propheten Saleh; der Ochſe des Moſes; und der Hund der Siebenſchläfer.

er wahrnahm ſo betroffen, daß er in die Höhle zurück trat, um ſeinen Gefährten ſein Erſtaunen mitzutheilen. Sie ſtanden alle ſogleich auf, und gingen hinaus, ſich zu überzeugen: aber jeder Gegenſtand, den ſie betrachteten, verdoppelte nur ihre Verwirrung. Dſchemlicha ſprach hierauf zu dem Schäfer:"

„Gib mir deine Kleider, ich will ſelber nach der Stadt gehen, zu holen, was wir bedürfen, und uns über dasjenige aufzuklären, was wir nicht begreifen können."

Fünfhundert und vierter Tag.

Der Schäfer gab ihm ſeine Kleider, und nahm dagegen die ſeinigen. Dſchemlicha arbeitete ſich mit großer Mühe durch die Trümmer dieſer dicken Mauer, nahm dann den Weg nach der Stadt, und bemerkte über dem Thore eine Fahne mit der Inſchrift: „Es gibt keinen andern Gott, als den wahren Gott!" Er war ſehr erſtaunt, wie eine Nacht eine ſolche Veränderung hervor gebracht hätte: „Iſt dieß nicht ein Traumgeſicht?" ſprach er bei ſich ſelber: wache ich wirklich? oder täuſchet mich ein Traum?"

Während er dieſe verwirrenden Betrachtungen anſtellte, ſah er einen Mann aus der Veſte kommen, er näherte ſich ihm, und fragte ihn, ob dieſe Stadt nicht Epheſus hieße. Jener antwortete ihm ganz einfach, ja ſo hieße ſie.

„Und wie heißt derjenige der ſie beherrſcht?“ fragte Dſchemlicha ſogleich weiter.

„Sie gehört dem König Enkuſch, der darin ſeinen Sitz hat,“ antwortete ihm derſelbe Mann.

Dſchemlicha, mit ſteigender Verwunderung, fuhr fort zu fragen: „Was bedeutet die Inſchrift auf dieſer Fahne?“

Jener befriedigte ſeine Neugier, und ſagte ihm, ſie enthielte die wahren Namen Gottes.

„Aber mich dünkt,“ unterbrach ihn Dſchemlicha mit Lebhaftigkeit, „daß Dakianos der König dieſer Stadt iſt und ſich darin wie einen Gott anbeten läßt.“

„Ich habe niemals von einem Könige dieſes Namens gehört,“ verſetzte der Einwohner der Stadt.

„In welchem ſeltſamen Traume bin ich gegenwärtig befangen!“ rief Dſchemlicha aus: „Wecke mich auf, ich beſchwöre dich darum,“ fuhr er fort.

Der Mann, jetzo ſeinerſeits verwundert, konnte ſich nicht enthalten, ihm zu erwiedern:

„Wie! du thuſt mir ſo verſtändige Fragen, du haſt meine Antworten darauf vernommen, und du wähneſt, daß du ſchläfeſt?“

Dſchemlicha, beſchämt über die Meinung, welche er von ſich erregte, verließ den Mann, und ſprach bei ſich ſelber: „Großer Gott, haſt du mir denn den Verſtand geraubt?“

In dieſer Verwirrung der Vorſtellungen, trat er in die Stadt, welche er durchaus nicht wieder erkannte: die Häuſer, die Tempel, die Paläſte erſchienen ihm in ganz neuer Geſtalt. Endlich blieb er am Laden eines Bäckers ſtehen, ſuchte ſich mehrere Brote aus, und bot ſein Geld dafür dar.

Der Bäcker ſah es an, und betrachtete Dſchemlicha mit großer Aufmerkſamkeit. Dieſer wurde dadurch beunruhigt, und ſagte zu ihm:

„Was ſtarrſt du mich an? gib mir dein Brot, nimm dein Geld, und bekümmere dich nicht um andere Dinge.“

Der Bäcker fragte ihn mit großer Neugierde: „Wo haſt du dieſes Geld gefunden?“

„Was geht es dich an?“ verſetzte Dſchemlicha.

„Ich kenne dieſes Geld nicht,“ erwiederte ihm der Bäcker: „es iſt nicht mit dem Stempel des jetzo herrſchenden Königs geprägt. Laß mich Theil nehmen an dem Schatze, welchen du ohne Zweifel ſo glücklich geweſen biſt zu finden, ich verſpreche dir Verſchwiegenheit.“

Dſchemlicha begann ungeduldig zu werden, und ſagte zu ihm: „dieſes Geld iſt mit dem Stempel des Dakianos geprägt, des unumſchränkten Beherrſchers dieſes Landes; mehr weiß ich dir nicht zu ſagen.“

Aber der Bäcker, noch mehr beſtärkt in ſeiner Meinung, fuhr alſo fort:

„Du kömmſt vom Lande herein, glaube mir, dein Schäferhandwerk hat dich nicht genug gewitzt, mich zu betrügen, noch mich abzuſchrecken. Gott iſt ſo gnädig gegen dich geweſen und hat dich einen Schatz finden laßen: verſtehſt du dich nicht dazu, ihn mit mir zu theilen, ſo werde ich dich bei dem König angeben, er wird dich verhaften laßen, deine Reichthümer werden dir genommen, und es koſtet dich vielleicht das Leben, weil du den Fund nicht angezeigt haſt."

Dſchemlicha, voll Ungeduld über alle dieſe Reden des Bäckers, wollte das Brot nehmen und weggehen: der Bäcker aber hielt ihn zurück; der Streit ward hitzig, das Volk ſammelte ſich um ſie und hörte ihnen zu. Dſchemlicha ſagte zu dem Bäcker:

„Ich bin erſt geſtern aus der Stadt gegangen, und heute komme ich wieder herein: wie kannſt du dir nur einbilden laßen, daß ich einen Schatz gefunden habe?"

„Nichts iſt gewiſſer," erwiederte der Bäcker, „und ich will meinen Theil davon haben."

Einer von den Leuten des Königs, war auf den Lärmen auch herbei gelaufen, und in der Ungewißheit über dieſes Ereignis, hatte er die Wache geholt, welche Dſchemlicha ergriff und ihn vor den König führte.

Man erklärte dem Könige den Gegenſtand des Streites, und der Fürſt fragte Dſchemlicha:

„Wo haſt du die alten Münzen gefunden von denen die Rede iſt?“

„Herr,“ antwortete ihm Dſchemlicha, „ich habe ſie geſtern mit aus der Stadt gebracht: aber Epheſus hat in einer Nacht eine ſo veränderte Geſtalt angenommen, daß ich ſie gar nicht wieder erkenne; alle, denen ich begegnet bin, alle die ich ſehe, ſind mir unbekannt: gleichwohl bin ich in dieſer Stadt geboren, und kann nicht beſchreiben, wie verwirret mich dieß alles macht.“

Der König verſetzte: „du ſcheinſt Verſtand zu beſitzen, du haſt eine glückliche Geſichtsbildung, und nichts Verſtörtes darin: wie kannſt du nun ſo unverſtändig reden? Willſt du mich etwa dadurch täuſchen, daß du dich wahnwitzig ſtelleſt? Ich will durchaus wiſſen, wo du den Schatz verborgen haſt, welchen dein gutes Glück dich hat finden laßen. Der fünfte Theil gehört mir davon von Rechtswegen, und ich will dir das übrige laßen.“

„Herr,“ antwortete ihm Dſchemlicha, ich habe keinen Schatz gefunden, aber ich glaube, ich habe den Verſtand verloren.“

Fünfhundert und fünfter Tag.

Dſchemlicha wagte nicht deutlicher zu ſprechen, denn er fürchtete immer noch, der König, welchen er nicht kannte, wäre einer von Dakianos Veſyren, welcher ihn zu dieſem, etwa abweſenden Fürſten, würde führen laßen.

Zu ſeinem Glücke hatte Enkuſch einen Veſyr von durchdringendem Verſtande, der zugleich eine ſehr große Kenntnis der Vorſchriften des Geſetzes und der Geſchichte hatte; ihm war auch die Geſchichte des Dakianos nicht unbekannt, und man hatte ſomit einige Kunde von den ſieben Schläfern, welche man noch in der nahen Höhle glaubte. Die Reden Dſchemlicha's erregten ihm Verdacht, und um ſich darüber aufzuklären, ſagte er ganz leiſe zu dem Könige:

„Ich müßte mich ſehr täuſchen, oder dieſer junge Menſch war bei Dakianos in Dienſten: Gott erleuchtete ihn, er verließ den Frevler, und flüchtete ſich mit fünf Gefährten, einem Schäfer und einem Hündlein in eine Höhle; die ſieben Männer ſollen, nachdem ſie dreihundert und neun Jahre geſchlafen haben, wieder aus der Höhle hervor gehen, ihr Erwachen ſoll das Volk im Gebete beſtärken: und alles bewegt mich, zu glauben, daß dieſer junge Mann derjenige iſt, welchen Dakianos ſo leidenſchaftlich liebte.“

Enkuſch ſetzte, mit Recht, großes Vertrauen in ſeinen Veſyr; er wandte ſich alſo zu Dſchemlicha, und ſagte zu ihm:

„Erzähle uns doch deine Geſchichte ohne alle Entſtellung, oder ich laße dich ſogleich ins Gefängnis werfen.“

Dſchemlicha, der wohl fühlte, wie nöthig ſeinen Freunden ſeine Rückkehr war, gehorchte ihm, troß der Furcht, welche er noch immer vor Dakianos hegte, und ſeine Erzählung entſprach ganz demjenigen, was der Veſyr in den Jahrbüchern geleſen hatte. Was aber den König noch mehr davon überzeugen konnte, waren die Worte, welche Dſchemlicha hinzu fügte:

„Euer Majeſtät muß wiſſen, daß ich ein Haus, ein Kind und Verwandte in dieſer Stadt habe, ſie werden von allem dem Zeugnis ablegen, was ich eben erzählt habe.“

„Bedenke aber,“ ſagte hierauf der kluge Veſyr zu ihm, „daß, was du dem König erzählt haſt, vor dreihundert und neun Jahren geſchehen iſt.“

„Du mußt uns alſo einen andern Beweis geben,“ hub der König wieder an.

„Ich erwiedere nichts hierauf, aus Ehrfurcht,“ ſagte Dſchemlicha: „aber um euch von allem zu überzeugen, was ich angegeben habe, bekenne ich, daß ich in meinem Hauſe einen ſehr anſehnlichen Schatz verborgen habe, um welchen ich allein weiß.“

Der König mit ſeinem ganzen Gefolge machte ſich ſogleich auf den Weg nach dieſem Hauſe. Aber Dſchemlicha, der voran ging, ſie hin zu führen, ſah ſich nach allen Seiten um, und erkannte weder ſein Stadtviertel, noch ſein Haus.

In dieſer Verwirrung verſtattete Gott, daß ein Engel, in Geſtalt eines Jünglings, ihm zu Hülfe kam, und zu ihm ſagte:

„Diener Gottes, du ſcheinſt mir ſehr verwundert.“

„Wie ſollte ich nicht verwundert ſein?“ antwortete ihm Dſchemlicha: „dieſe Stadt iſt in einer Nacht dergeſtalt verwandelt worden, daß ich mein Haus nicht wiederfinden kann, ja nicht einmal das Stadtviertel, worin es liegt.“

„Folge mir,“ ſprach der Engel Gottes, „ich will dich hin führen.“

Dſchemlicha, ſtäts begleitet von dem Könige, den Bey's und den Veſyren, folgte nun dem Engel Gottes, der nach einiger Zeit vor einer Thüre ſtill ſtand, und dann mit den Worten verſchwand:

„Dieß hier iſt dein Haus.“

Dſchemlicha, im feſten Vertrauen hierauf, trat ein, und fand darin einen Greis, der ihm ganz unbekannt war, umgeben von mehreren jungen Leuten; er begrüßte ſie ſehr höflich, und ſprach zu dem Greiſe mit Sanftmuth:

„Dieſes Haus gehört mir, ſo viel ich weiß: warum finde ich euch hier, und was machet ihr hier?“

„Ich glaube, du irreſt dich,“ antwortete ihm der Greis mit derſelben Sanftmuth: „dieſes Haus gehört ſchon ſeit langer Zeit unſerm Geſchlechte: mein Großvater hat es meinem Vater vererbt, der noch lebt, obgleich nur noch ein leiſer Hauch des Lebens in ihm iſt.“

Die jungen Leute wollten auch antworten und entrüſteten ſich ſogar gegen Dſchemlicha; der Greis aber ſagte zu ihnen:

„Entrüſtet euch nicht, meine Kinder; der Zorn iſt niemals vonnöthen: er hat uns vielleicht gute Gründe vorzulegen, wir wollen ihn anhören.“

Hierauf wandte er ſich zu Dſchemlicha, und fuhr fort:

„Wie kann dieſes Haus dir angehören? Mit welchem Rechte machſt du Anſpruch darauf? Wer biſt du?“

„Ach, mein guter Alter,“ verſetzte Dſchemlicha, „wie könnte ich dich von meiner Geſchichte überzeugen, da noch niemand, dem ich ſie erzählt habe, ſie hat glauben wollen: ich ſelber begreife nichts davon, du kannſt alſo denken, in welcher Lage ich mich befinde.“

Der Greis, von ſeinem Kummer gerührt, ſprach zu ihm:

„Faſſe Muth, mein Kind, du erregſt meine Theilnahme, dein Anblick hat mein Herz gerührt.“

Dſchemlicha, durch dieſe Worte ermuthigt, erzählte dem Greiſe nun alles, was ihm begegnet war; und dieſer hatte nicht ſo bald ſeine Geſchichte vernommen, als er hin ging und ein Bildnis herbei holte, um es mit Dſchemlicha zu vergleichen. Als er es eine zeitlang betrachtet hatte, ſeufzte er; ſeine Unruhe und ſeine Bewegung verdoppelte ſich; er küßte mehrmals das Bildnis, warf ſich dann Dſchemlicha zu Füßen, und indem er ſein tief gefurchtes Antlitz rieb und ſeinen von den Jahren gebleichten Bart hielt, rief er aus:

„Ach! mein theurer Großvater!“

Thränenſtröme, die aus ſeinen Augen hervor brachen, verhinderten ihn, mehr zu ſagen.

Fünfhundert und ſechster Tag.

Der König und ſeine Veſyre, welche dieſer Auftritt ſehr aufmerkſam auf ihr Geſpräch gemacht hatte, ſagten jetzo zu dem Greiſe:

„Wie, du erkenneſt ihn für deinen Großvater?“

„Ja, Herr,“ antwortete er dem Könige, „er iſt der Vater meines Vaters:“ aber er konnte dieſe Worte nicht ausſprechen, ohne nochmals in Thränen zu zerfließen.

Hierauf nahm er ihn bei der Hand, und führte ihn durch das Haus. Beim Erblicken eines Cypreſſenbalkens ſagte Dſchemlicha:

„Ich habe dieſen Balken her legen laßen; unter ſeinem Ende wird man einen großen Granatſtein finden, er bedeckt ſechs ſolche Gefäße, wie in den Schatzkammern der Könige ſtehen; dieſelben ſind voll Goldmünzen mit dem Gepräge des Dakianos, und jede dieſer Goldmünzen wiegt hundert Drachmen.“

Während man nun daran arbeitete den Balken weg zu nehmen, näherte ſich der Greis ſeinem jugendlichen Großvater mit der größten Ehrfurcht, und ſagte zu ihm:

„Mein Vater, der dein Sohn, iſt noch am Leben: aber er iſt ſo kraftlos, daß ich genöthigt geweſen, ihn in Baumwolle zu hüllen und ihn ſo in einen Korb zu legen, den ich an einen Nagel gehängt habe: von ihm habe ich einiges von dem vernommen, was du mir jetzo erzählt haſt. „Komm,“ fuhr er fort, „meinen Vater und deinen Sohn zu ſehen.“

Dſchemlicha folgte ihm in ein Seitengemach; er hakte einen kleinen Korb los, und zog daraus ein Päkchen Baumwolle hervor: dieſes enthielt einen Greis, der jetzo nicht größer war, als ein neugeborenes Kind. Man flößte ihm etwas Milch ein, er öffnete die Augen, und er erkannte noch Dſchemlicha, ſeinen geliebten Vater. Er konnte ſich nicht erwehren, einen Strom von Thränen zu vergießen, und Dſchemlicha konnte die ſeinigen nicht zurück halten.

Welches Erſtaunen für Alle, die einen jungen Mann vor ſich ſahen, deſſen Sohn ſo zuſammen geſchrumpft, deſſen Enkel ein hochbejahrter Greis, und deſſen Urenkel an Jugend und Kraft ihrem Urgroßvater ſo ähnlich waren. Das Volk konnte ſich beim Anblicke dieſes Wunders nicht erwehren, die Größe und Allmacht Gottes zu bewundern. Man ſchlug die Jahrbücher nach, und erſah, daß mit eben dieſem Tage die dreihundert und neun Jahre abgelaufen waren.

Als der Cypreſſenbalken weg genommen war, fand man darunter alles was Dſchemlicha vorausgeſagt hatte; er machte einen Theil dieſes Schatzes dem Könige zum Geſchenk, und gab das übrige ſeinen Enkeln.

Der König ſprach hierauf zu Dſchemlicha: „Wir ſind gegenwärtig von der Wahrheit deiner Geſchichte überzeugt: wir wollen nun zu deinen Gefährten in der Höhle gehen und ihnen Hülfe bringen.“

„Ich habe keinen andern Wunſch, als dieſen,“ antwortete ihm Dſchemlicha.

Der Fürſt ließ viele Lebensmittel mit hinaus führen, und begab ſich, in Begleitung des Volks und ſeines Heeres, nach der Höhle. Dieſe erſchien allen ſo fürchterlich, daß niemand das Herz hatte, hinein zu treten. Man verſichert indeſſen, daß der König ſelber ſich dazu entſchloß, daß er auch die Gefährten Dſchemlicha's erblickte, aber gerade in demſelben Augenblick, als dieſer ſelber darin, zugleich mit den übrigen und dem Hündlein, ihren Geiſt aufgaben. Er hörte ſie ſogar noch den allgewaltigen Herrn der Welt anrufen, und mit dieſen Worten verſcheiden.

Enkuſch ließ nun alles herbei bringen, was nöthig war, ihnen die letzte Ehre zu erweiſen, und ließ ſie in derſelben Höhle beerdigen, worin ſie ſo lange geſchlafen hatten. Nachdem alle Leute die Höhle wieder verlaßen hatten, ſchloß ſich durch eine beſondere Zulaßung Gottes der Eingang der Höhle, ſo daß es ſeitdem niemand möglich geweſen ſie wieder zu betreten.

Der König ließ einige Schritte davon eine Säule errichten, auf welcher die Geſchichte der Siebenſchläfer eingegraben ſtand, damit die Allmacht Gottes erkannt, den Menſchen Abſcheu vor der Undankbarkeit erregt, und an dieſem Beiſpiele einleuchtend würde, wie groß die Kraft des Gebets iſt.“

Fünfhundert und ſiebenter Tag.

Der König von Perſien, dem während Morabbaks Erzählung die Augen zugefallen waren, ermunterte ſich wieder, als ſie aufhörte zu reden: wie diejenigen, welche ein gleichförmiges Geräuſch einſchläfert, durch den Stillſtand deſſelben erweckt werden.

„Ich bin ziemlich zufrieden mit deiner Erzählung,“ ſprach er zu der Tochter Fitéabs, „und ich fange an zu hoffen, daß meine Krankheit nicht unheilbar iſt. Ich habe den Anfang der Geſchichte ziemlich aufmerkſam angehört: aber dein Hündlein hat mich eben nicht angezogen, und ich bin faſt mit Dſchemlicha eingeſchlafen, als wäre ich mit in ſeiner Höhle geweſen: alſo weiß ich nicht recht, was darin vorgegangen iſt.“

„Wenn Euer Majeſtät es zu wiſſen verlangt, ſo will ich meine Erzählung bei jener Stelle wieder anheben.“

„Nein, nein,“ ſagte der König, „ich habe für das erſtemal genug; ich bin zufrieden, daß es mir einige Beſänftigung verſchafft hat, und es iſt nicht nöthig, mir zu wiederholen, auf welche Weiſe dieß geſchehen iſt: wenn die Heilmittel, welche mein Arzt mir gibt, nur gute Wirkung hervorbringen, ſo kümmert es mich wenig, woraus ſie zuſammen geſetzt ſind. Gott befohlen! komm morgen zu derſelben Stunde wieder.“

Moradbak verließ ihn mit ihrem Vater, der von der größten Bewunderung erfüllt war, und nicht begriff, wie er eine ſo vollkommene Tochter haben könnte.

Moradbak kam, mit derſelben Einfalt, am folgenden Abend wieder. Der König bezeugte bei ihrem Anblick einiges Vergnügen; ſie ſetzte ſich, und hub alſo an:

Geſchichte
der
Geburt Mahomeds.

Fünfhundert und achter Tag.

„Lange Zeit nach dem Tode des Propheten Salomon lebte ein Iſraelit, Namens Uſcha, mehrere Jahre in der heiligen Stadt Jeruſalem, ſeiner Heimat. Er war Lehrer des Geſetzes; und ſeine Verehrung der Bücher Moſes war ſo groß, daß er unabläßig darüber nachſann; die Weiſſagungen, welche die Ankunft Mahomeds verkündigten, und die Lobpreiſungen, welche Gott ſelber ihm ertheilte, erfüllten ihn mit Bewunderung. Das Verlangen, ſich zu belehren, trieb ihn an, ſehr große Reiſen zu unternehmen, welche ihm alle Wiſſenſchaften eröffneten, und ihm alle Geheimniſſe der Natur offenbarten. Auf ſolche Weiſe ſtäts beſchäftigt mit der Ankunft des großen Propheten, wurde er je mehr und mehr von den Segnungen Gottes durch ſeinen hohen Freund überzeugt, und von der Größe der Lehre durchdrungen, welche er den Menſchen bringen würde: aber er unterwarf ſich der Nothwendigkeit, dieſelbe nicht zu offenbaren.

Seine Forſchung hatte ihn belehrt, daß Mahomed zu **Mekka** ſollte geboren werden; und dieſer Grund bewog ihn, ſeinen Aufenthalt in dieſer Stadt zu nehmen, welche durch ſolche Vorbeſtimmung vor allen anderen Städten geheiligt worden, die jemals geweſen, noch ſind, und ſein werden.

Nachdem er die Stadt mit jenem heiligen Eifer durchwandert, welcher ihn dahin geführt hatte, entdeckte er einen Raum, der nur ein großer verwilderter Garten war; er küßte den Boden deſſelben dreimal, und gab dem Beſitzer alles, was er dafür forderte: darf zu heiligen Zwecken das Geld in Betrachtung kommen? Er baute auf dieſem Boden ein ſchönes Haus, und ſetzte ſich vor, darin ſeine Tage zu beſchließen.

Seine Verdienſte und der Ruf der Weisheit, welchen er ſich wohl erworben hatte, ließen ihn auch bald eine Gattinn finden, welche ihn glücklich machte. Sie gebar ihm gleich im erſten Jahr eine Tochter, welche

Sesbet genannt wurde, und, der Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit und ſeiner Pflege, ſchon in jungen Jahren, in den Stand geſetzt war, die Tugend zu kennen und zu üben. Eine ſo gute Erziehung erhub ihr Herz noch über ihre Schönheit, obwohl ſie alle Vorzüge der Geſtalt beſaß. Ihre Farbe, weißer als morgenländiſcher Alabaſter, ihre Augen, ſchwärzer als Rabengefieder, ihre Wangen, röther als der Perſiſche Mohn, — dieß alles bildete eine der ſeltenſten Schönheiten.

Uſcha hatte den Iſraeliten zu Mekka häufig die Zukunft des großen Propheten verkündigt: aber weit entfernt, ſich überzeugen zu laßen, hatten ſie die Blätter, worauf dieſes große Ereignis ſo deutlich geweiſſagt ſtand, zerreißen wollen, und Uſcha hatte ſogar viel Mühe gehabt, die mit dieſen göttlichen Stellen geheiligten Blätter ihrer Wuth zu entreißen. Er hatte ſie ſorgfältig bewahrt, und als ſeinen größten Schatz verſchloſſen, um die überzeugenden Beweiſe der Güte Gottes und des Ruhms des großen Propheten nicht der Gottloſigkeit der Iſraeliten preis zu geben.

Der Weiſe Uſcha beſaß durch ſeine tiefen Kenntniſſe unermeßliche Reichthümer, deren Quelle man nicht kannte; in ſeinem Hauſe herrſchte Ueberfluß, er hatte eine Menge Sklaven, er nahm die Fremdlinge wie ſeine Kinder bei ſich auf, und niemals verſagte er ein Almoſen. Er ſagte häufig zu ſeiner Tochter, wenn ſie ihn wegen ſeiner guten Handlungen lobte, und ihn glücklich pries, daß er reich genug wäre, ſie auszuüben:

„Meine Tochter, es iſt nicht der Werth der Gabe, welche die Wohlthätigkeit empfehlenswerth macht: die Armen können dieſelben Tugenden üben, wie die Reichen: erhebt der Rauch des Sandel- und Aloeholzes ſich höher, als der des Harzes?“

Uſcha ſtarb endlich, in einem hundertjährigen Alter; ſeine von Schmerz ergriffene Gattinn überlebte ihn nur kurze Zeit. Der Verluſt ihrer geliebten Aeltern war Sesbet unendlich ſchmerzhaft: der noch friſchen Trauer ſchrieb man die Zurückgezogenheit zu, in welcher ſie ſeitdem lebte: aber das Erſtaunen aller, welche auf ihren Beſitz Anſpruch machten, verdoppelte ſich, als man ſie nach einigen Monaten dieſe Lebensweiſe nicht ändern ſah. Das Erſtaunen machte hierauf der Bewunderung Platz, und die Bewunderung endigte in Vergeſſenheit; denn die Welt gibt diejenigen ſehr leicht auf, die ſie ernſtlich meiden wollen.

Sesbet war erſt funfzehn Jahre alt; aber ihr Geiſt war ſchon völlig ausgebildet. Ihr Vater hatte ihr, als er ihr das letzte Lebewohl ſagte, dringend empfohlen, niemals das Haus zu verkaufen, welches er ihr hinterließ, was auch immer ihr begegnen möchte; und dieſe Empfehlung war hinreichend, daß ſie beſchloß, zeitlebens darin wohnen zu bleiben. Nachdem ſie ſich einige Zeit ihrem lebhaften Schmerze hingegeben hatte, forderten die Umſtände, daß ſie ihre Angelegenheiten in Ordnung brachte. Ihr war die Quelle des Reichthums ihres Vaters verborgen; alle Sklaven ihres Hauſes waren nicht beſſer davon unterrichtet. Man kannte auch keine Verwandten des berühmten Uſcha, und Sesbet ſtand, ſo zu ſagen, ganz allein in der Welt. Sie verwandte mehrere Tage darauf, das ganze Haus zu durchſuchen; es blieb kein Winkel unbeachtet, aber alles war vergeblich, man hatte kaum ſo viel Geld gefunden, um die Begräbniskoſten zu beſtreiten. In dieſer Lage bedachte ſich Sesbet nicht, allen Sklaven beides Geſchlechts die Freiheit zu ſchenken, und behielt nur eine alte Sklavinn zu ihrer Bedienung. Sie ließ hierauf alles Geräth, das ſie im Hauſe fand, verkaufen: aber das Hausgeräth eines Weiſen iſt gewöhnlich nicht von großem Werthe. Auch löſte Sesbet daraus nur eine mäßige Summe, von welcher ſie in dem abgelegenſten Winkel des Hauſes zu leben beſchloß, in Erwartung der Gnade des Himmels, auf welchen ſie ihr Vertrauen geſetzt, zufolge den Worten, welche ihr Vater oft zu ihr geſagt hatte: „der Himmel belohnt früh oder ſpät diejenigen, welche den Lehren der Weisheit folgen, und den Pfad der Tugend nicht verlaßen.“

Die Vorſchriften und das Beiſpiel eines ſo weiſen Vaters waren alſo ſtäts ihrem Geiſte gegenwärtig; und ungeachtet ihres geringen Wohlſtandes, der ihr kaum das Nothdürftige gewährte, klopfte doch kein Armer vergeblich an ihre Thüre, noch ſprach er ſie vergeblich an, wenn ſie zum Gebete ging; und jeder Kranke, von welchem ihre alte Sklavinn hörte, wenn ſie das Nöthige für ſie einholte, war ihrer Hülfe verſichert.

Indeſſen nahm das Geld ab, und Sesbet, außer Stande ihre alte Sklavinn länger zu ernähren, ſah ſich genöthigt, auch ihr die Freiheit zu geben. Dieſe Trennung war auf beiden Seiten ſehr ſchmerzlich, aber ſie war unerläßlich.

Fünfhundert und neunter Tag.

Die ſchöne Sesbet, der jedermann gewetteifert hätte zu Hülfe zu kommen, und gern ihr Sklave geworden wäre, ſah ſich alſo in der vollſtändigſten Einſamkeit vergeſſen von allen Einwohnern Mekka's und von allen jungen Leuten, welche ſie im Hauſe ihres Vaters geſehen hatten. Die Vorſtellung von ihren Schätzen hatte ſie ohne Zweifel eben ſo ſehr angezogen, als ihre Schönheit.

Es waren ungefähr zwei Jahre, daß der tugendhafte Uſcha hinüber gegangen war, ſich mit den Engeln des Lichts der Anſchauung des großen Propheten zu erfreuen, als alle Hülfsquellen Sesbets erſchöpft waren, und ſie ſich ganz ohne Geld und ohne alle Lebensmittel ſah. „Wer nicht auf Gott vertrauet, kann nicht glücklich werden.“ Dieſe große Wahrheit übte Sesbet mit ſolchem Erfolg, daß ſie auch dieſen Tag ſo ruhig als gewöhnlich ſchlief, und auch bei ihrem Erwachen nicht einmal das geringſte Verlangen ſpürte, das Haus zu verkaufen, welches ſie bewohnte, obwohl der Erlös daraus mehr als hinreichend geweſen wäre, ſie aus der Noth zu ziehen. Uſcha hatte ihr befohlen, es zu behalten; und das war genug, um ſie zu vermögen, lieber alles zu dulden.

Mit Anbruche des Tages, ſtand ſie mit jener Seelenruhe auf, welche derjenige nicht kennt, der ſich etwas vorzuwerfen hat, und ging noch einmal in das Zimmer ihres Vaters, es zu durchſuchen. Dieſer Ort erinnerte ſie wieder an die ganze Größe ihres Verluſts und an ihre ſchreckliche Lage; ſie vergoß einige Thränen. Endlich erblickte ſie in einem hinteren Gemache am Fußboden deſſelben einen alten ledernen Riemen, welchen ſie zuvor niemals bemerkt hatte. Aus einer natürlichen Anwandlung der Neugierde, oder aus einer dunkeln Hoffnung, welche den Menſchen nie verläßt, zog ſie an dieſem Riemen, hob vermittelſt deſſelben einige Bretter weg, welche ihr eine Fallthüre entdeckten, und erblickte darunter einen Kaſten von Cedernholz. Wer könnte ihre Freude beſchreiben? Wer könnte ſagen, welche Mühe es ihr koſtete, ihn zu eröffnen?

Endlich indeſſen gelang es ihr, ihn aufzubrechen: aber welcher Verdruß für die arme Sesbet, als ſie ſah, daß darin wieder ein anderer Kaſten von Ebenholz ſtand! Neue Arbeit, und neue Unruhe, was ſie in dieſem finden würde; zwanzigmal war ſie genöthigt, ſich auf den Boden nieder zu laßen, vor Mattigkeit, Schwäche und Erſchöpfung; endlich gelang es ihr, auch den zweiten Kaſten zu eröffnen. Derſelbe enthielt nichts weiter als einzelne Blätter aus der Handſchrift der Bibel, welche Uſcha mit ſo viel Mühe der Wuth der Gottloſen entriſſen hatte. Jeder andere als Sesbet, wäre in dem Zuſtande, worin ſie ſich befand, in Verzweiflung geweſen über ihr Schickſal, und würde dieſe koſtbaren Ueberbleibſel gering geachtet haben, welche ſie mit Moſchus verſiegelt fand; aber Uſcha hatte dieſe Blätter ſo werth gehalten, und ſie las ſie mit Ehrfurcht, unterwarf ſich den Befehlen ihres Vaters und überließ ſich fernerhin der Vorſehung. Endlich entdeckte ſie in einem Winkel des großen Kaſtens noch ein Pergamentblatt, auf welchem mehrere Zeilen geſchrieben ſtanden, in verſchiedenen Schriftzügen, welche ihr faſt alle unbekannt waren; aber leicht konnte ſie die Ueberſchrift dieſes Blattes leſen, welche lautete:

„Faſſe Muth, Sesbet, vertraue auf den großen Propheten, und erinnere dich der Lehren deines Vaters.“

Dieſer leichte Troſt war noch von einem andern begleitet; und dieß war ein kleines Goldſtück, welches ſie auf dem Boden des Kaſtens entdeckte; ſie nahm es, legte alles übrige wieder ſo zuſammen, wie ſie es gefunden hatte, und ging hin, Lebensmittel und was ſie nothwendig bedurfte, zu kaufen. Solches geſchah aber nicht, ohne daß ſie die Hälfte dieſes Goldſtücks unter die Armen vertheilte, welche ſie anſprachen. Auch ſah ſie ſich bald wieder in ihrer vorigen unglücklichen und bedürftigen Lage. Indeſſen überredete ſie ſich, ſie hätte noch nicht genug in dem Kaſten von Ebenholz geſucht, und weil ſie kein anderes Hülfsmittel hatte, ging ſie nochmals hin, ihn zu durchſuchen. Sie las wieder die Blätter aus der Bibel; ſie warf wieder ihre Augen auf das Pergamentblatt, welches an ſie ſelber gerichtet war, und war ſehr erſtaunt, Schriftzüge darauf zu finden, welche ſie das erſtemal nicht bemerkt hatte, und weiter zu leſen:

„Was man Gott gibt, vergilt er hundertfältig.“ In der That fand ſie jetzo hundert Goldſtücke, von welchen ſie nun wieder eine zeitlang lebte. Kurz, der Kaſten ließ es ihr fortan nimmer daran fehlen, dergeſtalt, daß es ihr leicht ward, den Armen nach ihrem Gefallen zu helfen, und ihre alte Sklavinn wieder zu ſich zu nehmen, welche nicht von ihr getrennt leben konnte; denn die Anhänglichkeit, welche die Tugend einflößt, kann durch nichts erſetzt werden.

Alſo lebte Sesbet in der Ausübung guter Werke und im Gebet, ohne ſich einzubilden, daß ſie noch auf andre Weiſe ihre Tage beſchließen würde; indeſſen weil ſie auf jenem Pergamentblatte Schriftzüge geleſen, welche ſie das erſtemal nicht entdeckt hatte, ſo ging ſie oft hin, daſſelbe um ſo ſorgfältiger zu betrachten, als ſie darin die einzige Vorſchrift ihres Betragens ſah.

Es waren ungefähr drei Jahre, daß Sesbet ſo in Mekka lebte, wie mitten in einer Einöde, als ſie eines Tages, bei Betrachtung des Pergamentblatts, auf demſelben ganz deutlich las:

„Sesbets Glück nahet heran, ſie muß ſich verheiraten.“

Sesbet hatte niemals Luſt gehabt, ſich zu verheiraten: aber ein ſo entſchiedener Befehl, und welchen ſie allein Uſcha zuſchreiben konnte, beſtimmte ſie, obwohl mit Mühe, denſelben zu befolgen. Wie indeſſen ſollte ſie es anſtellen, dazu zu gelangen? Die Sache war ſchwierig; ſie kannte niemand, und man hatte ihrer in der Welt vergeſſen; an wen ſollte ſie ſich nun wenden? Aber was vermag nicht die Ehrfurcht, welche man dem Vater ſchuldig iſt, wenn ſie dem Herzen tief eingeprägt ſteht! Sie faßte demnach den Entſchluß, den König anzutreten, der in Mekka ſeinen Sitz hatte, und Nophallach hieß. Dieſer durch ſeine Tugenden bekannte Fürſt war leicht zugänglich.

Fünfhundert und zehnter Tag.

Sesbet ging alſo eines Morgens, mit ihrem Schleier bedeckt, hin; und um nicht das Anſehen zu haben, daß ſie nur etwas vorſpiegele, nahm ſie bedächtig das Pergamentblatt mit, welchem ſie gehorchen wollte, und worauf jetzo noch vier Zeilen ſtanden, welche ſie jedoch nicht leſen konnte. Sesbet trat vor den König, der ſelber vor der Thüre ſeines Palaſts jedermann Gehör gab, und ſprach zu ihm:

„Herr, ich bitte dich, mir einen Mann zu geben.“ Dieſe Forderung überraſchte den König, er lächelte und gab ihr einen freundlichen Wink, das Ende der Sitzung abzuwarten. Als dieſe beendigt war hieß der König, der viel Verſtand hatte, aber gewöhnlich ſeinen Veſyr für ſich reden ließ, und dann über ſeine Antworten entſchied, Sesbet näher treten; denn ſie hatte ſich bisher ſtäts in ihrem Schleier abſeiten gehalten. Sie gehorchte, und Nophailach fragte ſie nun, warum ſie denn einen Mann von ſeiner Hand haben wollte.

„Herr,“ antwortete ſie, „ich habe keine Aeltern mehr, und ein König ſoll der Vater ſeiner Unterthanen ſein: es kömmt alſo dir zu, mich zu verheiraten.“

„Das iſt billig, Veſyr, wie mich dünkt,“ ſprach der König zu ihm.

„Ja, Herr,“ antwortete der Veſyr, „das folgt richtig: aber erlaube mir, ihr einige Fragen zu thun.“

Sesbet beantwortete dieſe Fragen eben ſo treffend, als verſtändig; und als ſie endlich erklärte, ſie ſei die Tochter Uſcha's, rief der Veſyr aus:

„O Sprößling eines Stammes ohnegleichen! Wie, du biſt die ſchöne Sesbet! Ich glaubte, du wäreſt deinem Vater in den Schooß der Seligen gefolgt: wie iſt es möglich, daß man gar nicht mehr von dir redet?“

Sesbet, jetzt vertrauensvoller als anfangs, erzählte alle ihre Abenteuer, und zeigte das Pergamentblatt vor, welches ihr befahl, ſich zu verheiraten.

Der König betrachtete es; aber die vier letzten Zeilen zu entziffern war ihm eben ſo unmöglich, als ſeinem Veſyr.

„Was ſollen wir thun?“ hub Nophailach wieder an, indem er ſich zu ihm wandte.

„Ich glaube,“ antwortete ihm dieſer, nachdem er ein wenig nachgedacht hatte, „daß dieſe vier Zeilen von demjenigen ſollen geleſen werden, welchen der Himmel ihr zum Gatten beſtimmt. Warum ſollten ſie ſonſt in ſo ganz andrer Schrift daſtehen?“

„Da haſt Recht,“ fuhr der König fort, „denn ich bin derſelben Meinung: wie aber ſollen wir denjenigen finden, den der Himmel ihr beſtimmt?“

„Man müßte,“ antwortete der Veſyr, „durch die ganze Stadt ausrufen laßen, daß du eine eben ſo ſchöne, als verſtändige Jungfrau demjenigen zur Gattinn geben willſt, welcher die dir unbekannten Schriftzüge leſen kann. Sesbet muß alle Morgen," fuhr er fort, „in der öffentlichen Verſammlung vor dir erſcheinen und allen denjenigen die Schriftzüge vorhalten, welche ſie leſen wollen, und Deine Majeſtät wird entſcheiden, ob ſie richtig geleſen ſind, entweder aus dem Sinne, welche man ihnen beilegt, oder aus den Schriftzügen und aus den Fragen, welche du an denjenigen thun kannſt, der ſich dazu erboten hat."

„Das hat zwar immer ſeine Schwierigkeiten," erwiederte Nophailach; „aber es bleibt uns nichts anderes übrig."

Alsbald ertheilte er den Befehl, und dieſer ward überall kund gemacht. Indeſſen beunruhigte den König noch etwas, bevor er Sesbet entließ: „Veſyr," ſprach er, „man müßte doch, wie mich dünkt, zuvor ihre Schönheit ein wenig in Augenſchein nehmen. Wir verkündigen ſie als ſchön; ich will wohl glauben, daß du ſie als ſolche geſehen haſt: aber, woher weißt du, daß ſie ſich nicht verändert hat? Sagt nicht ein alter Perſiſcher Dichter, *daß es nur eines Nichts bedarf, um eine Schönheit zu zerſtören?*" „Ich erkenne ſtäts deine Weisheit und deine Billigkeit," antwortete ihm der Veſyr, mit einer tiefen Verneigung. — „Sesbet, laß den König von deinen Reizen urtheilen," ſprach er zu ihr.

Sie gehorchte, und beide fanden ſie ſo ſchön, daß ſie nur von ihren Reizen ſprachen, ſogar noch lange, nachdem ſie ſich ſchon beurlaubt hatte.

Schon hatte Sesbet mehrere Tage in Gegenwart des Königs ihre unbekannte Schrift vergeblich jedermann vorgehalten, als ein junger ſehr ſchöner und wohlgebildeter Mann erſchien, der ohne Mühe die erſte der vier bisher unbekannten Zeilen las, und mit lauter Stimme ausſprach:

„Mahomed iſt der Freund Gottes, er iſt höher, als die Wolken."

Aber er geſtand, daß er die drei übrigen Zeilen nicht entziffern könnte.

Dieſes Geſtändnis überzeugte den König und den Veſyr, daß, was er geleſen, wirklich da geſchrieben ſtände. Indeſſen wollte der König ihm vor der Entſcheidung noch etliche Fragen thun; er fragte alſo, welchem Lande die Schriftzüge angehörten, die er eben geleſen hätte.

„Herr," antwortete jener, „es iſt die Schrift einer der älteſten Sprachen, welche man nach dem Thurmbau von Babel redete; es iſt eine der Sprachen, deren ſich die Weiſen bedienen, und ſie würde mir unbekannt ſein, wenn mein Vater, der ſich ſtäts mit tiefen wiſſenſchaftlichen Forſchungen beſchäftigte, ſie mich nicht gelehrt hätte."

„Ganz gut," fuhr der König fort: „aber wer iſt der Mahomed, welchen du da genannt haſt?"

„Herr," antwortete jener, „ich glaube, es iſt ein Prophet, den Gott auf die Erde ſenden wird: es gibt ſogar gewiſſe Bücher, welche, von Weiſen verfaßt, ſeiner Erwähnung thun."

Nophailach fragte hierauf den Sohn des Weiſen, wie er hieße.

„Ich heiße Abdal Motallab," antwortete jener, „und bin aus Mekka."

„Wohlan," fuhr der König fort: „Abdal Motallab, ich gebe dir Sesbet; du haſt mehr von der Schrift geleſen, als irgend einer derjenigen, die ſich dazu erboten: mache Sesbet glücklich, und führe ſie heim in ihr Haus." Und damit verließ er ſie.

Fünfhundert und eilfter Tag.

Die beiden Neuvermählten begaben ſich nach Sesbets Hauſe. Als ſie dort waren, theilte ſie ihm aufrichtig ihre ganze Geſchichte mit: aber alles was ſie ihm höchſt umſtändlich erzählte, verwunderte ihn weniger, als der Name Uſcha; dieſer war ſo berühmt unter den Weiſen, daß ſein Vater ihm oft tauſend Lobpreiſungen ertheilt hatte; ſeinem Verlangen miſchte ſich Bewunderung bei, als er in Sesbet die Tochter dieſes großen Mannes vor ſich ſah. Aber indem er das Pergamentblatt aufmerkſam betrachtete, welches mit ſolcher Kunſt geſchrieben war, daß die Schrift nur zufolge der Ereigniſſe geleſen werden konnte, bemerkte er auf der Kehrſeite folgende grauſame Worte:

„Der Gatte Sesbets darf ſich ihr nicht nahen, bevor er nicht den großen Propheten geſehen hat; ſie wird ihm ein Jahr lang getreu bleiben.“

„Ach, geliebte Sesbet,“ rief Abdal Motallab voll Zärtlichkeit aus: „warum habe ich dich geſehen? Ich gehe, den Propheten aufzuſuchen, ich kenne die Wichtigkeit der Vorſchriften weiſer Männer, um mich der Gefahr auszuſetzen, länger bei dir zu bleiben.“ Und damit ging er weg.

Sesbet blieb ſehr erſtaunt zurück; indeſſen ſtäts in den Willen Gottes ergeben, ſo wie den Befehlen ihres Vaters. Aber als ſie das Jahr verlaufen, und Abdal Motallab nicht heim kehren ſah, ging ſie wieder zu dem Könige, der ſie mit derſelben Freundlichkeit aufnahm, und den erſten Befehl abermals kund machen ließ.

Nach mehreren vergeblichen Verſuchen las ein Schriftgelehrter aus der Stadt Medina, Namens Abutelab, die Zeile, welche auf die erſte, von Abdal Motallab geleſene folgte, und alſo lautete:

„Mahomed iſt das Gefäß der Geſetze Gottes; er wird die Erde mit ſeinem Wort erfüllen.“

Aber weiter konnte er auch nicht leſen. Sesbet wurde ihm aus denſelben Gründen gegeben; ſie bewies ihm daſſelbe Vertrauen, und erzählte ihm alles, wie dem Abdal Motallab; und als hierauf auch er den Befehl der Trennung geleſen hatte, verließ er ſie mit demſelben Bedauern.

Das Jahr verging, er erſchien nicht wieder, und Sesbet heiratete nun auf dieſelbe Weiſe den Yarab, einen Verwandten des Kadi's von Medina, welcher die dritte Zeile las; und dieſe lautete:

„Mahomed, der Heiland der Gläubigen, iſt eine ſchwimmende Inſel, welche ihren Hafen allen Schiffbrüchigen öffnet.“

Auch dieſer unterwarf ſich dem Befehle der Trennung; und weil er, nach Verlaufe des Jahres, eben ſo wenig wieder kam, als die beiden anderen, ſo heiratete Sesbet endlich den Temimdari, welcher die vierte Zeile las; und dieſe lautete:

„Mahomed, der Geſandte Gottes, kömmt demjenigen entgegen, deſſen Herz ihn ſuchet.“

Die drei erſten Gatten Sesbets waren Söhne von Weiſen; der vierte war zwar auch von einem der berühmteſten Gelehrten an Sohnes ſtatt angenommen, aber niemals in die Geheimniſſe der Wiſſenſchaften eingeweihet worden; er hatte ſich den Waffen gewidmet und diente in dem Heere Nophallachs; ſeine Pflicht hatte ihn von Mekka, ſeiner Heimat, entfernt, während die drei erſten Gatten Sesbets die drei erſten Zeilen der verborgenen Schrift geleſen hatten, er hatte ſogar niemals etwas von dieſem ganzen Ereignis erfahren.

Sesbet, ſtäts den Befehlen ihres Vaters gehorſam, führte ihn in ihr Haus, wie ſie die vorigen heim geführt hatte: aber er war nicht ſo folgſam in Hinſicht des Gebots der Trennung.

„Ich will gerne glauben, daß dein Vater ein weiſer Mann war,“ ſprach er zu ihr mit Lebhaftigkeit; „ich gebe zu, daß Mahomed dereinſt von Gott herab geſandt werde: wie kann mich aber das gegenwärtig bewegen, von meiner Gattin zu ſcheiden?“

„Fürchte eine gerechte Beſtrafung dieſer gottloſen Reden,“ ſagte Sesbet mit liebenswürdiger Sanftmuth zu ihm.

Aber achtet ein Befangener, ein von Begierde entbrannter Menſch wohl irgend auf die verſtändigſten Vorſtellungen? Kann man dieß auch nur verlangen? Temimdari alſo, feſt entſchloſſen, ſich nicht ſo abſpeiſen zu laßen, wie ſeine Vorgänger, ging eines Bedürfniſſes wegen in den Hof, und ſich ſtellend, als wenn er ſich von Sesbets Warnungen betroffen fühlte, ſagte er zu ihr: „Ich fürchte mich, liebe Frau, ſprich, und beruhige mich.“

Sie ihrerſeits, ohne ſich etwas dabei zu denken, ſagte ſcherzend: „Ihr Geiſter, hebet ihn hinweg!“

Und von Stund' an hörte man nicht mehr von ihm reden.

Wie überraſchend dieß Ereignis ihr vorkam, doch betrachtete ſie, eingedenk ihrer Pflichten, dieſelbe Treue gegen ihn, und wollte den Ablauf des Jahres abwarten, bevor ſie einen neuen Entſchluß faßte; denn auf dem Pergamentblatte ſtand nun keine Zeile weiter zu leſen. Sie verlebte alſo auch dieſes Jahr in der gewohnten Ausübung ihrer Tugenden; und als ſie am Tage des abgelaufenen Jahres keine neue Schrift erſcheinen ſah, bereitete ſie ſich, auszugehen, um den König und ſeinen Veſyr um Rath zu fragen; denn die Worte lauteten ganz beſtimmt: „Sie ſoll ſich verheirathen.“

Fünfhundert und zwölfter Tag.

Sie ſtand in dieſem frommen Vorſatz, als ſie auf ihrem Hofe einen lauten Lärmen hörte; ſie lief hinaus, und erblickte mit dem größten Erſtaunen ihre vier Männer, deren Jugend und Schönheit ſich nicht verändert hatte, ſie ſahen bloß etwas ermüdet aus. Glücklicherweiſe hatten ſie keinerlei Waffen bei ſich; denn da ſie ſich allzumal in dem Hauſe ihrer Gattinn befanden, ſo entflammte die Eiferſucht ſie zu einer Wuth, welche nichts hätte ſtillen können. Gleichwohl ſtanden ſie, in Ermangelung der Waffen, in Begriff, ſich anzufallen, wie verſtändig ſie ſonſt auch waren: ſo wenig vermag die Weisheit über leidenſchaftliche Herzen! Aber Sesbet redete zu ihnen mit jener Sanftmuth, welche die Uebung der Tugend und die Wahrheit ſtäts einflößen, und ſagte:

„Höret mich an; es iſt wahr, daß ich euch alle viere geheirathet habe; ihr kennet die Befehle, welche mich mit euch verbunden haben; ich habe euch nichts verhehlt, und bin euch gewiſſenhaft treu geblieben.“

„Nach dem was wir für dich gelitten haben,“ riefen alle zugleich aus, „dich verheiratet zu finden, nicht nur mit einem, ſondern mit drei Männern, iſt das auszuhalten!“

„Ihr würdet Recht haben,“ erwiederte ihnen Sesbet, „wenn alles, was uns begegnet, in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge wäre: aber iſt euch ſchon je etwas vorgekommen, das mit unſeren Abenteuern zu vergleichen wäre? Ich habe die Befehle meines Vaters befolgt, ich kann es nicht bereuen; ich weiß ſo gut, wie ihr, daß ich in jedem andern Falle übel gethan hätte: aber, was die Hauptſache iſt, bringet ihr Kunde von Mahomed?“

„Ja,“ antworteten alle aus Einem Munde.

„Habt ihr ihn geſehen?“ fragte ſie weiter.

„Du kannſt dich davon überzeugen, wenn du vernehmen willſt, was uns begegnet iſt,“ antworteten alle mit gleicher Lebhaftigkeit.

Sesbet wollte ſie gern anhören; das Loos entſchied, in welcher Folge ſie erzählen ſollten, nachdem ſie ſie hatte ſchwören laßen, ſich dem zu unterwerfen und ſich gegenſeitig friedlich anzuhören."

„Wir wollen doch ſehen," unterbrach ſie Huddſchadſch, indem er ſich umwandte, „wie alles dieß ſich entwirren wird."

„Herr," erwiederte Moradbak, „ich befürchte ſehr, daß es deine Majeſtät nicht befriedigen wird; die Geſchichten dieſer vier Ehemänner haben etwas Einförmiges, ſie ſind voll von geheimnisvollen Dingen, welche gleichwohl jeder gute Muſelmann wiſſen ſollte..."

„Gleichviel," verſetzte der König, „alle dieſe Dinge da, ſo ſchön und nothwendig ſie ſein mögen, ſchläfern eben ſo gut ein, wie jedes andere. Erzähle immer weiter, du weißt, daß ich nur einzuſchlafen wünſche."

„Aber, Herr," fuhr Moradbak fort, „ich wünſchte wohl, daß deine Majeſtät die Güte hätte, nachdem du die Geſchichten der vier Ehemänner gehört, mir zu ſagen, welche davon dir am meiſten gefallen hat."

„Das will ich dir ohne Mühe ſagen," antwortete ihr der König: „entſcheiden iſt eins von den Dingen, welche ich am liebſten thue. Du kannſt immer anfangen, ich höre dir zu."

„Sesbet ſetzte ſich alſo in die Mitte ihrer vier Männer," fuhr Moradbak fort; „und da das Loos zuerſt auf Abdal Motallab gefallen war, nahm er alſo das Wort:

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Neunter Band.

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Aus dem
Perſiſchen, Türkiſchen
und
Arabiſchen
nach
Petis de la Croix, Galland, Cardonne,
Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus
und Anderen,
überſetzt
von
F. H. von der Hagen.

Neunter Band.

Prenzlau,
Druck und Verlag der Ragoczyſchen Buchhandlung.
1828.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Inhalt des neunten Bandes.

Seite

Geſchichte Abdal Motallabs des Weiſen.

Fünfhundert und neunzehnter Tag 1
520ſter Tag 5
521ſter Tag 8

Geſchichte Yarabs, des Richters.

522ſter Tag 13
523ſter Tag 17
524ſter Tag 21
Geſchichte Temim Dari's, des Soldaten 25
525ſter Tag 26
526ſter Tag 30
527ſter Tag 34
Geſchichte Abutalabs, des Schriftgelehrten 38
528ſter Tag 40
529ſter Tag 43
530ſter Tag 48

Beſchluß der Geſchichte von Mahomeds Geburt.

531ſter Tag 52
Geſchichte Naûrs Königs von Kaſchemir 55
532ſter Tag 57
533ſter Tag 63

Seite
Geſchichte Naerdans und Güſülbeks 64
534ſter Tag 66
535ſter Tag 70
536ſter Tag 73
537ſter Tag 77
Fortſetzung der Geſchichte König Naûrs von Kaſchemir.
538ſter Tag 82
Geſchichte des Derwiſches Abunadar 84
539ſter Tag 86
540ſter Tag 91
Fortſetzung der Geſchichte König Naûrs von Kaſchemir.
541ſter Tag 97
Geſchichte des Greifen 100
542ſter Tag 102
543ſter Tag 106
Beſchluß der Geſchichte König Naûrs von Kaſchemir 111
544ſter Tag 112
545ſter Tag 115
Geſchichte Nurdſchehans und Damaké's, oder die vier Talismane 125
546ſter Tag 126
Imadil Döle und der Schneider 128
547ſter Tag 130
Der Töpfer und der Veſyr 131

Seite
548ſter Tag 134
Der Lama und das Tatarenmädchen. 136
549ſter Tag 138
550ſter Tag 144
551ſter Tag 149
552ſter Tag 152
553ſter Tag 156
Der goldene Fiſch.
554ſter Tag 159
555ſter Tag 163
Der Zauberdolch 165
556ſter Tag 166
557ſter Tag 170
558ſter Tag 173
Dſchahia und Meimuné 177
559ſter Tag 178
560ſter Tag 182
561ſter Tag 186
562ſter Tag 191
Geſchichte von einem Derwiſch 194
563ſter Tag 195
Geſchichte des Kaufmanns von Bagdad . . . 199
564ſter Tag 200
Beſchluß der Geſchichte Dſchahia's und Meimuné's 203
565ſter Tag 205
566ſter Tag 208
567ſter Tag 212

Seite
568ſter Tag 215
569ſter Tag 219
570ſter Tag 222
571ſter Tag 227
Geſchichte von dem Korbe 232
572ſter Tag 234
573ſter Tag 239
574ſter Tag 242
575ſter Tag 246
576ſter Tag 250
577ſter Tag 254
578ſter Tag 257
579ſter Tag 261
580ſter Tag 267
581ſter Tag 271
582ſter Tag 275
583ſter Tag 278
584ter Tag 282
585ter Tag 286
586ter Tag 291
Geſchichte Gülſums und des Königs der Geiſter. 295
587ſter Tag 297
Beſchluß der Geſchichte von dem Korbe 301
588ſter Tag 303
589ſter Tag 308
590ſter Tag 312
591ſter Tag 316

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Geſchichte
Abdal Motallabs, des Weiſen.

Fünfhundert und neunzehnter Tag.

„Ueberzeugt von allem, was die ſchöne Sesbet mir geſagt hatte, und in dem Glauben, daß der weiſe Mann ſich gänzlich der Vorſehung unterwerfen muß, reiſte ich ab: Wer auf Gott vertraut, der nicht rückwärts ſchaut. Zwar hatte ich kein beſtimmtes Ziel meiner Reiſe: aber weil Gott überall iſt, und Mahomed, — der immerdar lebe! im Schooße der Herrlichkeit ruhet, ſo waren alle Wege mir gleich. Ich dachte nur, daß Gott ſich ſeltener in dem Gewühle der Städte offenbart, und daß ich ſie alſo vermeiden und die Einöden aufſuchen müßte. Ich durchwanderte dieſe lange mit unglaublicher Mühſeligkeit, ohne mich von der Anſtrengung, der Langenweile und der elenden Nahrung abſchrecken zu laßen.

Endlich, nach Verlauf einer gewiſſen Zeit, begegnete ich einem Engel, ich verneigte mich tief vor ihm, und fragte ihn nach Kunde von Mahomed. Er antwortete mir:

„Es iſt noch nicht Zeit, die Menſchen davon zu unterrichten; es genüge dir, daß du Gnade vor Gott gefunden, der dir erlaubt hat bis hieher zu gelangen, und mache dich darauf gefaßt, große Wunder zu ſchauen: wandere fürder auf deinem Wege.“

Bevor ich ſeiner Weiſung folgte, ſtand ich voll Verwunderung über ſeine Gebärde: er hielt einen Arm gen Aufgang und den andern gen Niedergang ausgeſtreckt. Ich bat ihn, mir zu ſagen, wer er wäre. Seine Antwort war:

„Ich heiße Muhail; der Tag und die Nacht ſind mir untergeben. Ich halte,“ fuhr er fort, „den Tag in der Rechten, und die Nacht in der Linken; ich ſetze beide ins Gleichgewicht, und ich muß all meine Gewalt anwenden, um ſie darin zu erhalten; denn wenn eins oder das andere überwöge, ſo würde das Weltall entweder durch die Glut der Sonne in

Flammen, oder durch die Erſtarrung der Kälte in der Finſternis zerſtört werden."

Ich bemerkte, während der Engel alſo zu mir ſprach, daß er eine Tafel vor Augen hatte, auf welcher zwei Zeilen eingegraben ſtanden, eine weiße und eine ſchwarze. Ich befragte ihn, wozu ihm dieſelbe diente, und er hatte noch die Güte, mir zu antworten:

„Ich betrachte unabläßig dieſe Tafel, und die beiden Zeilen lehren mich, wann ich den Tag oder die Nacht verlängern oder verkürzen ſoll; auch belehren ſie mich über die Abwechſelung, welche ich dem einen oder der andern ertheilen ſoll."

Ich dankte ihm für ſeine Belehrung, und verließ ihn. Kaum hatte ich ihn aus dem Geſichte verloren, als ich einen andern Engel antraf, der da ſtand, die eine Hand zum Himmel emporgeſtreckt und die andere ins Waſſer hernieder geſenkt. Er ſagte mir ſeinen Namen Semkail.

„Aber," fragte ich ihn, „warum ſtehſt du in dieſer Stellung?"

„Ich halte," antwortete er mir, „mit der in die Luft geſtreckten Hand die Winde in Schranken, und vor allen verhindere ich den Wind Häddſché vom Himmel herab zu ſtürmen: wenn ich ihm Freiheit ließe, ſo würde er das Weltall in Staub verwandeln. Mit der Hand, welche ich ins Waſſer ſenke, verhindere ich das Meer ſeine Ufer zu überſteigen: ohne dieſe Vorſicht würde es die ganze Oberfläche der Erde bedecken.“

Mit dieſen Worten gab er mir einen Wink, meinen Weg fortzuſetzen.

Ich ſchritt raſtlos vorwärts, und gelangte an das Gebirge Kaf, welches rings die Welt umgibt und nur aus einem einzigen Stücke grünen Saphirs beſteht: dort traf ich wieder einen Engel, der mich fragte, was ich wollte. Ich antwortete ihm:

„Ich ſuche den Propheten Mahomed; ich habe mein Vaterland verlaßen, ich habe Länder und Meere durchſtrichen, und kann ihn nicht finden; ich weiß nicht mehr, wo ich ihn ſuchen ſoll, und doch läßt der Gedanke an Sesbet mich nicht ruhen und raſten.

Der Engel antwortete mir: „Hoffe, und beharre im Glauben.“

„Würdige mich wenigſtens, mich zu belehren, wer du biſt,“ erwiederte ich bittend.

Er antwortete mir mit derſelben Freundlichkeit, welche ich bisher angetroffen hatte:

„Der große Gott hat mir die Aufſicht dieſes wichtigen Gebirges anvertrauet?“

„Wozu dient dir,“ fragte ich weiter, „dieß flammende Schwert, womit dein Arm bewaffnet iſt?“

„Wenn Gott,“ antwortete er, „gegen ein Volk erzürnt iſt, und daſſelbe das Gewicht ſeiner Rache will fühlen laßen, ſo ſchwinge ich die Flammen dieſes

Schwertes, und alsbald verwüſten Hungersnoth oder Peſt das Land; zuweilen bewirke ich ſogar Erdbeben, deren Urſachen dir bisher unbekannt geblieben ſind. Aber wenn Gott die Menſchen belohnen will, alsdann lege ich dieſes furchtbare Schwert ab, und ſogleich herrſcht Friede auf Erden und überall iſt Ueberfluß; die Erde wird fruchtbar und kommt den Wünſchen der Menſchen zuvor.“

Fünfhundert und zwanzigſter Tag.

Erfreuet, dieſe Wunder zu vernehmen, war ich noch ſo neugierig zu fragen, was denn jenſeits des Gebirges wäre.

„Dort findet man,“ ſagte er mir, „noch vierzig andere Welten, alle von dieſer hier verſchieden; jede hat viermal hunderttauſend Städte, und jede Stadt hat viermal hunderttauſend Thore; die Einwohner ſind frei von allen Leiden der Menſchen dieſer Welt hier; ſtäts iſt es dort Tag; der Erdboden iſt ganz von Gold, und die Enden aller dieſer Welten ſind durch große Vorhänge verhüllt; die Städte ſind nur von Engeln bewohnt, welche unaufhörlich das Lob Gottes und ſeines Propheten Mahomed ſingen.“

Die Freundlichkeit des Engels machte mich noch dreiſter in meinen Fragen; ich wollte wiſſen, was hinter jenen Vorhängen wäre, von welchen er mir geſagt hatte; und er antwortete mir:

„Du frägſt mich, was uns unerforſchlich iſt, und wir beobachten über das, was wir nicht wiſſen können, ein ehrerbietiges Stillſchweigen. Alles was ich davon entſchleiern kann, beſteht darin, daß das Volk Gottes an jenem Orte verſammelt iſt, und daß die göttliche Allmacht ſich daſelbſt mehr, als anderswo, offenbart.“

Ich bewunderte mit ihm die Größe Gottes; aber bevor ich ihn verließ, bat ich ihn noch, mir zu ſagen, worauf das Gebirge Kaf ruhe.

„Es ruhet zwiſchen den Hörnern eines weißen Stiers, Kirnit genannt; ſein Kopf berührt den Aufgang und ſein Schwanz den Niedergang; der Raum zwiſchen ſeinen beiden Hörnern iſt gleich dem Wege, welchen man im Verlaufe von tauſend Jahren zurücklegen könnte.“

Meine Wißbegierde zu befriedigen, that ich ihm noch die letzte Frage, wie viel Erden und Meere es gäbe, und wo die Hölle wäre.

„Es gibt ſieben Erden,“ antwortete er mir, „und eben ſo viel Meere; die Hölle befindet ſich eben ſo wohl über jenen, als unter dieſen.“

Nach dieſer Antwort verließ ich ihn, und gelangte bis an den Vorhang, welcher die Welt begränzt; über dieſem Vorhange ſah ich den Himmel, und unter ihm das Meer; in der Mitte deſſelben bemerkte ich eine verſchloſſene Thür, deren Schloß verſiegelt war; die beiden Engel, welche ſie bewachten, erlaubten mir den Durchgang; und indem ich immer auf dem Meere fort wanderte, gelangte ich an einen Ort, desgleichen ich auf meiner Reiſe noch keinen angetroffen hatte. Der erſte Bewohner, welchem ich daſelbſt begegnete, war ein Mann, ſchön wie der Vollmond; ich fragte ihn, wer er wäre. Er antwortete mir ohne Zaudern:

„Der hinter mir kömmt, wird es dir ſagen."

Nachdem ich einen Tag und eine Nacht fortgewandert war, traf ich den Mann, an welchen der erſte mich verwieſen hatte; er war ſchön wie der Halbmond; ich that ihm dieſelbe Frage, und er gab mir dieſelbe Antwort, wie der erſte.

Endlich gelangte ich zu dem dritten, welcher dem Monde im erſten Viertel glich; ich beſchwur ihn, zu verweilen; er that es, und fragte mich, was ich von ihm verlangte. Ich antwortete ihm, daß ſeine beiden Vorgänger mich an ihn verwieſen, um zu erfahren, wer ſie wären, und er ſprach hierauf zu mir:

„Der erſte heißt Israphil, und gebietet über die Menſchen; der zweite heißt Michael und gebietet über Reichthum und über die Jahreszeiten; ich ſelber heiße Gabriel, und bin ein Diener des allmächtigen Gottes. Folge meinem Rathe," fuhr er fort, „und kehre um, du kannſt nicht weiter kommen."

„Ich ſoll alſo Mahomed nicht ſehen," rief ich ſchmerzvoll aus, „und bin für immer von Sesbet geſchieden?"

„Du weißt nicht, was du geſehen haſt," antwortete er mir, „die Abſichten Gottes ſind undurchdringlich; du wirſt auf Erden Troſt finden," fügte er hinzu.

Ich bat ihn aber, mir den Weg zu zeigen, um meine Nachforſchung fort zu ſetzen. Er zeigte ihn mir, indem er ſich von mir entfernte.

Fünfhundert und ein und zwanzigſter Tag.

Nachdem ich ungeheuer lange fort geſchritten war, befand ich mich auf einer Wieſe von unabſehlichem Umfange, bedeckt mit Safranblumen und Anemonen, und von Bächen bewäſſert, deren Ufer zahlloſe Löwen vertheidigten; meine Blicke hefteten ſich auf einen Greis, der inmitten der Wieſe auf einem Throne ſaß; er gab mir einen Wink, näher zu kommen; die Löwen, an die ich kam, demüthigten ſich vor mir und ließen mich hinüber. Ich trat vor den Thron hin; der Greis empfing mich freundlich; er verlangte meine Abenteuer zu wiſſen, und ich erzählte ſie ihm. Darauf ſagte er zu mir:

„Du ſiehſt, welcher Herrlichkeit ich mich durch die Güte des großen Gottes erfreue; ich bin der Fürſt Daniel. Auch dich hat der Allerhöchſte mit Gnaden überhäuft; fahr fort, ſie zu verdienen, du biſt nicht fern vom Ziele, laß den Muth nicht ſinken.“

„Aber, mein Fürſt,“ ſprach ich zu ihm, „der du mich ſo großer Theilnahme würdigſt, ſage mir, wie lange bin ich ſchon unterweges? die Zeiten ſind in den himmliſchen Räumen, welche ich durchwandert habe, ſo verflogen, daß ich fürchte, die ſchöne Sesbet iſt nicht mehr an mich gebunden.“

„Es ſind vier Jahre, weniger einige Tage, daß du von Mekka abweſend biſt,“ antwortete mir der Greis.

„Vier Jahre!“ rief ich ſchmerzvoll aus.

„Das Maaß der Zeit,“ hub er freundlich wieder an, „iſt nicht feſtzuhalten, wenn man mit myſtiſchen Dingen beſchäftigt iſt; und die Weiſen, die einen guten Gebrauch von ihr machen, ſind unbekümmert um ſie, wenn ſie beſchäftigt ſind, ſich Kenntniſſe zu erwerben. — Fahr wohl,“ fügte er hinzu, „hoffe, nimm dieſen Weg hier, und tröſte dich durch die großen Dinge, welche dir aufbehalten ſind.“

Dieſe Worte waren meinem Herzen nöthig, um mich zu ſtärken, daß die Furcht, Sesbet zu verlieren, mich nicht zu Boden drückte; dieſe Sesbet, für welche ich ſtäts die zärtlichſte und die reinſte Liebe gefühlt hatte, und die nicht das grauſame Schickſal verdient, welches ſie jetzt erfährt. Erfüllt von dieſen Vorſtellungen, wanderte ich noch einige Tage fürder, und erblickte einen ſehr großen Vogel auf einem Baume; ſein Kopf war golden, ſeine Augen Saphire, ſein Schnabel von Perlen, ſein Leib von Rubinen, und ſeine Füße von Topaſen; oben auf dieſem Baume ſtand eine wohlbeſetzte Tafel, beſonders mit Fiſchen. Ich näherte mich, ſtieg mit großer Leichtigkeit auf den Baum, grüßte den Vogel, und ſagte zu ihm:

„Du biſt der ſchönſte Vogel, welchen ich jemals geſehen habe.“ Hierauf fragte ich ihn, wer er wäre.

Er antwortete mir, er wäre einer von den Vögeln des Paradieſes, welchen Gott mit dieſem Tiſche auf die Erde entſandt, um Adam Geſellſchaft zu leiſten und mit ihm zu eſſen, nachdem er aus dem Paradieſe vertrieben worden: „ſeitdem Adam todt iſt,“ fuhr er fort, „bin ich, auf Gottes Befehl, hier geblieben um die heiligen Wallfahrer in ihrer Vorbeſtimmung zu fördern; ich werde hier wohnen, bis zum Tage des jüngſten Gerichts.“

„Aber,“ ſagte ich zu ihm, „verderben die Speiſen auf dieſer Tafel nicht? Wie erſetzeſt du ſie, wenn ſie verdorben oder verzehrt ſind?“

„Kann denn, was aus dem Paradieſe kömmt, ſich verändern?“ antwortete er mir.

Ich bat ihn um die Erlaubnis, mich an den Tiſch zu ſetzen, und nachdem ich ſie erhalten, aß ich von den Speiſen, welche ich köſtlich befand. Darnach wollte ich wiſſen, ob er ſtäts allein wäre. Er antwortete mir, Abuxlabas, einer der größten Propheten Gottes, käme manchmal, ihn zu beſuchen.

Kaum hatte er dieß ausgeſprochen, als ich dieſen heiligen Propheten wirklich ankommen ſah; er war weiß gekleidet, ſein Bart von großer Länge und hoher Schönheit; der weichſte Raſen ſproß unter ſeinen Tritten. Er näherte ſich mir, und wollte von mir wiſſen, wie ich hieher gekommen wäre. Er vernahm aus meiner Erzählung, wie ſehr mein Herz ſchwankte zwiſchen dem Wunſche, wieder in Mekka bei meiner geliebten Sesbet zu ſein, und dem Verlangen, den heiligen Propheten zu ſehen. Ich war in Verzweiflung, als er mich belehrte, daß ich hundert und funfzig Jahre zu wandern hätte, um wieder hieher zu kommen; indeſſen erbot er ſich, mich heim zu geleiten.

„Ich kann nicht heimkehren,“ ſagte ich zu ihm, „ohne den Propheten geſehen zu haben.“

„Wohlan,“ ſagte er darauf, „ich will ſehen, was ich thun kann, dir zu dienen.“

In der That, nachdem er einige Zeit in einem kleinen Buche geleſen, welches er aus ſeinem Buſen zog, ſprach er zu mir:

„O du von der Vorbeſtimmung außerſehener Menſch, du mußt nach Mekka heim kehren: ich kann dich in hundert und funfzig Monaten dahin bringen.“

„Und ich,“ ſprach der Vogel, „ich will dich den Weg dahin in hundert und funfzig Tagen zurücklegen laßen.“

Der Prophet verſetzte: „Und ich mache mich anheiſchig, dich in weniger als ſechs Tagen dahin zu verſetzen.“

Der Vogel, der nicht hinter ihm zurückbleiben wollte, ſagte endlich, er wolle mich binnen einer Stunde heim bringen. Ich nahm ſein Erbieten an; er trug dem Propheten Abuxlaba auf, in ſeiner Abweſenheit den Wirth an der Tafel zu machen, und hieß mich die Augen verbinden. Aber kaum war ich auf ſeinen Rücken geſtiegen, als er mich die Binde ſchon wieder ablegen hieß, und mit der äußerſten Ueberraſchung ſah ich mich daheim auf meinem Hofe. Dieſe Freude war jedoch nicht von langer Dauer, indem ich hier Männer erblickte, welche eben ſo viel Recht an Sesbet behaupteten, als der Himmel mir verliehen hatte.

Theile uns jetzt auch deine Abenteuer mit, „beſchloß er ſeine Erzählung, indem er ſich zu Yarab wandte; und dieſer begann hierauf alſo:

Geſchichte
Yarabs, des Richters.

Fünfhundert und zwei und zwanzigſter Tag.

„Voll Verzweiflung, die ſchöne Gesbet verlaßen zu müßen, und nur darauf bedacht, den großen Propheten anzutreffen, ſchied ich von dir, du ſchöne Roſe des Paradieſes! So ungewiß ich war, welchen Weg ich einſchlagen ſollte, vertraute ich jedoch auf die Weisheit des berühmten Uſcha, daß er nicht etwas Unmögliches vorgeſchrieben hätte, und ſprach bei mir ſelber: „man muß Mahomed ſehen können, weil Uſcha dieß zur Bedingung der Verheirathung ſeiner Tochter macht.“ Es währte nicht lange, ſo kam ich in die Wüſte; ich hatte viel von der Hitze, der Ermüdung und der ſchlechten Nahrung zu leiden. Dennoch ſchlief ich eines Tages bis Sonnenaufgang, und mit neuem Vertrauen machte ich mich auf den Weg. Kaum hatte ich etliche Schritte gethan, als ich ein Thier erblickte, welches eine Zuſammenſetzung aller vierfüßigen Thiere darſtellte, ſich mir näherte, und zu mir ſagte:

„Mann von Medina, ſei willkommen! Gott hat mir befohlen, hieher zu kommen, um dir den Weg zu zeigen.“

Das Thier duftete von Moſchus und Ambra; ich bezeugte ihm meinen Dank, und zugleich mein Erſtaunen.

„Du willſt wiſſen, wer ich bin,“ hub es wieder an. Ich geſtand meine Neugierde, und es fuhr fort:

„Ich heiße Abetûl, und muß hier verbleiben bis zum Tage des Gerichts; der große Gott hat mich geſchaffen um die Verirrten zurecht zu weiſen, und ich habe keine andre Beſchäftigung.“

Hierauf zeigte er mir den Weg, welchen ich verfolgen ſollte, und verließ mich.

Ich wanderte vier Tage und vier Nächte, ohne alle andere Nahrung, als Wurzeln, welche ich noch mit Mühe auffand. Endlich erblickte ich die Hütte eines Einſiedlers auf dem Gipfel eines Felſens, von welchem der Blick das Meer beherrſchte; ich verdoppelte meine Schritte, um dahin zu gelangen. Als ich an die Thüre kam, bat ich um Herberge, und ſah einen ehrwürdigen Greis hervor treten. Er fragte mich, wer ich wäre, wo ich her käme, und was ich in dieſer Einöde ſuchte, wo er noch niemand von der Landſeite her kommen geſehen. Ich erzählte ihm die Beweggründe und Urſachen meiner Reiſe, und als er daraus erſah, wie großes Verlangen ich hatte, den heiligen Propheten zu ſehen, ſagte er zu mir:

„Wollte Gott, es könnte dir gelingen: ſechzig Jahre in Gebet und Andacht haben mir noch nicht eine ſolche Gunſt erwerben können; indeſſen haſt du über alles zu gebieten, was ich vermag.“

Ich fragte ihn, wie er in der Wüſte Lebensmittel fände. „Dieſe Frage,“ antwortete er mir, „verräth mir, daß du Hunger haſt. Steig in dieß Thal hinab,“ fuhr er fort, „da wirſt du Vorrath finden, dein Bedürfnis zu ſtillen; darnach komm wieder zu mir.“

Ich ſtieg in das bezeichnete Thal hinab, und fand dort einen Garten voll der ſchönſten Früchte aller Art; und von mehreren lebendigen und klaren Bächen bewäſſert: ich aß von dieſem Obſt, trank von dieſem Waſſer, und kam zu dem Greiſe zurück, dem ich meine Erkenntlichkeit bezeugte. Ich fragte ihn noch, wie er in dieſer Einöde die übrigen ihm nöthigen Dinge fände. Er antwortete mir, die Schiffe, welche zuweilen an dieſer Küſte vorbei kämen, verſchafften ihm überflüſſig alles Nöthige. Wir erblickten in demſelben Augenblicke ein Fahrzeug, dem der Einſiedler Zeichen gab; alsbald hielt das Schiff an, und das Boot kam ans Land, den Greis zu fragen, was er zu befehlen hätte.

„Ich verlange, daß ihr dieſen jungen Mann einnehmet,“ ſagte er zu ihnen, indem er mich ihnen vorſtellte; „erweiſet ihm alle Achtung, denn er iſt ein Liebling Gottes.“

„Wir werden ſtäts vollbringen, was du befiehlſt,“ antworteten ſie ihm. Wir nahmen hierauf Abſchied von dem Einſiedler, und ſchifften uns ein.

In der nächſten Nacht ging das Schiff in einem fürchterlichen Sturm unter, und ich war der einzige, der dem Tode entrann, mit Hülfe eines Brettes, welches ich ergriffen hatte. Ich kämpfte ſieben Tage lang mit den Wellen, und am achten war ich endlich ſo glücklich an einer Inſel zu landen. Indem ich hier am Geſtade des Meeres hin ging, ſah ich mitten aus dem Waſſer ein Thier hervor ſteigen, welches einen Schrei ausſtieß, der mich ſo erſchreckte, daß ich auf den laubigſten Baum ſtieg, mich zu verſtecken. Ich hörte während der Nacht dreimal eine Stimme, welche wie ein Donner erſcholl und in Arabiſcher Sprache den Preis Gottes und ſeines Propheten verkündigte. Der Tag erſchien, und ich ſah eine ungeheure Schlange hervor ſteigen und an den Fuß des Baumes kommen, auf welchem ich ſaß; ſie hub das Haupt empor, grüßte mich, und fragte mich, wen ich anbetete.

„Ich bete den großen Gott an," antwortete ich ihr. Es ſchien, als wenn dieſe Antwort ſie beſänftigte, und ſo war ich, in meiner Wißbegierde beherzt genug, ſie zu befragen, was das für Stimmen geweſen, welche ich während der Nacht gehört hatte.

„Du haſt," antwortete ſie mir, „die Fürſten des Meeres gehört, welche jede Nacht ſo empor ſteigen und das Lob Gottes verkündigen. — Es iſt dein Glück," fügte ſie hinzu, „daß du ein Gläubiger biſt, ſonſt würde ich dich vertilgt haben."

Indem ſie dieſe Worte ausſprach, ſchwang ſie ſich in das Meer und verſchwand.

Fünfhundert und drei und zwanzigſter Tag.

Ich ſtieg von dem Baume herab, der mir als Zuflucht gedient hatte; ich pflückte mir Früchte, und wanderte fürder, bis es Nacht ward. Da erblickte ich in der Ferne ein Licht, dem ich mich nähern wollte: aber es entfernte ſich eben ſo von mir, wie ich auf daſſelbe zuſchritt. Endlich, nach unglaublicher Anſtrengung, näherte ich mich, und ſah einen ſo prächtigen Palaſt vor mir, daß meine Augen ſeinen Glanz nicht auszuhalten vermochten. Jedoch verdoppelte ich meine Anſtrengungen, und ſtand beinahe ſchon im Begriff hinein zu treten, als ich in demſelben Augenblick einen Drachen erblickte, der mich anziſchte und auf mich los ſtürzen wollte. Ich hatte keine andre Zuflucht, als ſchleunigſt den erhabenen Namen Gottes auszuſprechen. Alsbald kam eine Stimme aus dem prächtigen Palaſt, welche zu mir ſagte:

„O Mann von Medina, vernimm, daß dieſer Palaſt das für die Gläubigen beſtimmte Paradies iſt; wir preiſen darin unaufhörlich Gott, und befinden uns hier ſeit der Zeit des Propheten Noah. Verdiene durch deine guten Werke, eines Tages bei uns zu wohnen, und erfreue dich des Glücks, daß du bei deinen Lebzeiten die Pforten des Paradieſes wenigſtens haſt ſehen dürfen.“

Ich verließ, obwohl ungern, einen ſo ſchönen Ort, wo ich Mahomed eher als irgendwo anders, finden durfte, und ich wanderte vier Tage und vier Nächte, ohne daß mir etwas begegnete. Am fünften Tage erſchien ein Jüngling, der ſich freundlich mir nahte und mich fragte, wer ich wäre. Während ich ihm meine Geſchichte erzählte, ſetzte er mir zu eſſen vor, und lud mich ein, drei Tage und drei Nächte bei ihm zu bleiben. Ich willigte ein, denn ſeine Geſellſchaft bedünkte mich lieblich und ſüß wie Honigſeim. Am vierten Tage ſprach er zu mir:

„Wenn ich dich wieder in deine Heimat brächte, was würdeſt du für mich thun?“

„Es gibt nichts, was ich nicht im Stande wäre zu thun, um noch einmal die ſchöne Sesbet zu ſehen,“ antwortete ich: „aber zuvor will ich den großen Propheten ſuchen.“

„Wir wollen ſehen,“ unterbrach er mich, „ob ich dir dieſen Vorſatz nicht ausreden kann; faſſe Vertrauen zu mir.“ Alsbald ſchüttelte er ſich und verwandelte ſich in einen Adler.

„Halt dich feſt an meinen Füßen,“ ſagte er zu mir.

Ich gehorchte ihm, er öffnete die Flügel und ſchwang ſich in die Luft; er durchflog weite Räume mit mir, und ſetzte mich auf einem Berge nieder. „Man muß ſich ein wenig ausruhen,“ ſagte er zu mir, indem er ſich abermals ſchüttelte und ſeine erſte Geſtalt wieder annahm; darauf bat er mich, einige Augenblicke auf ihn zu warten. Ich hatte ihn, ſo lange ich bei ihm war, nicht beten ſehen; ſeine Verwandlung und ſeine Reden zu mir wurden mir verdächtig; und um mich zu beruhigen, erinnerte ich mich eines Gebets, welches ich vormals von dem Weiſen gelernt, der mich erzogen hatte, und welches gegen alle böſe Anſchläge abtrünniger Geiſter verwahrte. Als nun der Jüngling wieder zu mir kam, ſprach ich daſſelbe, auf alle Fälle, aus. Er hatte es nicht ſo bald vernommen, als er einen entſetzlichen Schrei ausſtieß und verſchwand. Ich dankte Gott, daß ich dem Unglück entgangen war, worin die Geſellſchaft der Böſen nothwendig ſtürzet.

Ich ſetzte hierauf meinen Weg allein fort, und es währte nicht lange, ſo erblickte ich eine Höhle, welche immer ſchöner ward, je mehr ich mich ihr näherte, und welche mir endlich als ein großes mit Gold und Edelſteinen geſchmücktes Schloß erſchien. Die Neugier trieb mich, das Innere deſſelben zu beſehen: alles darin athmete Freude und Wolluſt; alle Bewohner deſſelben, Sklaven, wie Herren, empfingen mich freundlich, alle waren zuvorkommend; endlich ſah ich mitten in einem großen Saale ein Sopha, auf welchem ein ſchönes Fräulein ſaß; ſie hatte hundert Sklavinnen um ſich, welche überall anderswo den Preis der Schönheit davon getragen hätten, aber neben ihrer Herrinn nur als die Sterne neben dem Vollmond erſchienen. Von ihrer Schönheit betroffen, blieb ich ſtehen; ſie winkte mir, näher zu treten; und ich that es mit großer Ehrerbietung. Sie befahl mir, mich an ihre Seite zu ſetzen; dann gab ſie ihren Sklavinnen einen Wink, ihre Inſtrumente zu nehmen, und alsbald hörte ich eine Muſik in den für Liebeslieder beſtimmten Weiſen Oſchak und Oſſúl, welche mein Herz entzückten. Zugleich bot eine ſchöne Sklavinn mir eine Schale voll des köſtlichſten Weines dar. Kurz, ich überließ mich allmählich allen Freuden, als ich mich plötzlich Sesbets erinnerte und alles deſſen, was ich für ſie gethan hatte.

Durchdrungen von der Gnade, welche der Allmächtige mir erwieſen hatte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm für ſeine Güte zu danken. Das ſchöne Fräulein hatte mich bei dieſer Handlung belauſcht, und ſagte zu mir:

„Du wirſt auf Erden nie glücklich werden, und biſt auch nicht geeignet, bei uns zu wohnen: demnach rathe ich dir, hier nicht länger zu verweilen. Aber,“ fügte ſie hinzu, „wenn du mir wenigſtens einen Gefallen thun willſt, ſo erzähle mir alles, was dir begegnet iſt.“

„Ich war bereit dazu, und bemerkte, daß mehrere Stellen meiner Erzählung ſie gerührt hatten. Ich wollte dieß benutzen, um ſie zur Anbetung des wahren Gottes zurück zu führen. Sie räumte alles ein, was ich ihr ſagte: aber ſie konnte ſich von den Lüſten nicht losreißen. Ich bat ſie nun, ihrerſeits mir etwas von ihrer Geſchichte mitzutheilen; und ſie hatte die Gefälligkeit mir Folgendes zu erzählen:

Fünfhundert und vier und zwanzigſter Tag.

„Ich bin die Tochter eines großen Königs von Indien; ſeit einem Jahre bin ich von ſeinem Hof entführt worden, durch einen Geiſt, der, allem Anſcheine nach, derſelbe iſt, welcher ſich in einen Adler verwandelt hat, und welchen du durch dein Gebet gezwungen haſt, die Flucht zu ergreifen. Dieſer Geiſt entführte gewöhnlich alle Mädchen, welche ihm gefielen, und brachte ſie hieher. Ich war anfangs betrübt, mich hier zu befinden; aber er liebte mich mehr, als alle die anderen, welche er hier zu ſeiner Luſt zuſammen gebracht hatte, und machte mich zu ihrer Gebieterinn. Dieſer Sieg meiner Reize ſchmeichelte meiner Eitelkeit. Er iſt jung, liebenswürdig und aufmerkſam; ich liebte ihn bald ebenſo, wie er mich, und betäubte mich leicht über die Lebensweiſe, welche ich hier führte, und welche den Eindrücken, die ich von Kindheit an empfangen hatte, ſehr widerſprechend war. Zwar mache ich mir oft im Innern Vorwürfe über dieſes Leben: aber wer vermag ſich von der Freude loszureißen? Wer kann der Liebe entſagen? Was würde aus mir werden, wenn ich deinem Rathe folgte? Was würde mir dieſe Freuden erſetzen? Folge mir, und verlaß mich; du kannſt mir nur Gewiſſensbiſſe erwecken. Indeſſen, um deinen Eifer und dein Vertrauen zu belohnen, welches du mir bezeigt haſt, will ich dir einen Dienſt leiſten. Alles was ich thun kann, iſt, dich ſchleunigſt wieder nach deiner Heimat zu bringen. Ich fürchte, daß der Geiſt dich hier betreffen und ſich an dir rächen möchte."

„Wer auf Gott vertrauet," erwiederte ich ihr, „fürchtet nichts. Indeſſen, wie ſehr würde ich dir verpflichtet ſein, wenn du mir dazu verhülfeſt, den Propheten zu ſehen! Dieß iſt das einzige Mittel, mir den Beſitz Seebets zu verſchaffen."

„Ueberlaß dich der Vorſehung," ſagte ſie hierauf; „ich vermag nichts anderes für dich zu thun; und weil dir kein andres Mittel übrig bleibt, ſo muß man glauben, nach allem was dir begegnet iſt, daß du dieſes ergreifen mußt."

Ich dankte ihr für ihre Güte, und bequemte mich nach ihrer Einſicht.

„Wenn du an den Ort gekommen biſt," hob ſie wieder an, „wo man dich hin bringen wird, ſo gib dieſen Ring" (und damit gab ſie mir den ihrigen,) „dem Drachen, der dich in meinem Wagen dort hin führen wird; er iſt ein Geiſt, dem ich ſogleich dieſen Auftrag geben will. So bin ich gewiß, daß er dich in Sicherheit bringt."

Ich dankte ihr tauſendmal, und die ſchöne Prinzeſſinn ließ alsbald den Drachen rufen, der ein untergeordneter Geiſt war, und gab ihm ſehr gemeſſene Befehle für meine Sicherheit, mit dem Zuſatze, daß ſie ſich deshalb auf ſeine Einſicht verließe.

Dieſen Morgen beſtieg ich den Wagen, und der Drache flog mit einer ſo reißenden Geſchwindigkeit, daß ich keinen Gegenſtand wahrnehmen konnte, und mich ganz betäubt hier auf meinem Hofe wiederfand; ich habe ſogar nicht einmal bemerkt, daß der Drache mir den Ring des ſchönen Fräuleins abgezogen, und doch trage ich ihn nicht mehr am Finger. Aber je lebhafter ich das Vergnügen empfinde, Sesbet wieder zu ſehen, je ſtärker fühle ich auch die abſcheuliche Lage, in welcher ich mich befinde, indem ich ihr Herz getheilt und ſie anderweitig verlobt ſehe.“

„Jetzt iſt die Reihe zu erzählen an dir, Temim Dari,“ ſagte Sesbet zu ihm, als Yarab geendigt hatte, und Temim Dari hub alſo an:

Geſchichte
Temim Dari's, des Soldaten.

„Es ſind heute gerade zwei Jahre, ſchöne Sesbet, daß ich dich heirathete. Du kannſt überzeugt ſein, daß ich damals gar keine Luſt zu reiſen hatte, und wirſt dich erinnern, daß ich, nach einer nur zu häufigen Gewohnheit der Genoſſen des Waffenhandwerks, aus Eitelkeit den Beherzten ſpielte, indem ich mich gegen die Weiſſagungen des weiſen Uſcha auflehnte, ohne mich um die Ankunft des großen Propheten zu kümmern, der immerdar geſegnet ſei, und den die Himmel preiſen! Aber die Grundlehren der Erziehung entſchwinden nie gänzlich aus unſerm Herzen. Ich wollte mich gegen mich ſelber betäuben: eine dumpfe Stimme, der ich nicht widerſtehen konnte, ſprach in meinem Innern. Ich trat einen Augenblick in eben dieſen Hof; der Regen, der Sturm, der Donner und die Blitze erfüllten mich, ich geſtehe es, mit Furcht Gottes, und machten mir Vorwürfe über die Reden, welche ich geführt hatte. Ich konnte alſo nur mit Mühe und indem ich mir ſogar Gewalt anthat, ein leichtſinniges und beherztes Weſen annehmen und zu dir ſagen: „Rede nur immerfort, Sesbet, und ſprich mir Muth ein.“ Sehr überraſcht ward ich, als ich dich darauf ſagen hörte:

„Auf, ihr Geiſter, und führet ihn von hinnen!“ Noch waren dieſe Worte nicht ganz ausgeſprochen, als ich die Mauer zuſammen ſtürzen ſah; ich erblickte hinter derſelben ein großes Feuer, in deſſen Mitte eine Menſchengeſtalt ſaß, mit ſchwarzem Antlitz und rothen feurigen Augen; ſie war ſo groß, als der höchſte Thurm, und von mehreren kleinern Geiſtern begleitet. Dieß Ungeheuer ergriff mich, und trug mich nach einer Inſel, dem Wohnort abtrünniger Geiſter, welche nicht an die Einheit Gottes glauben.

Fünfhundert und fünf und zwanzigſter Tag.

Ich blieb nicht lange bei ihnen, denn es kam ein Heer gläubiger Geiſter und griff ſie an. Der Rieſe, der mich her gebracht hatte, wurde in dem Kampfe erſchlagen, und die Sieger führten mich mit den Gefangenen als Sklaven hinweg. Jetzo, mit Ketten belaſtet und gezwungen unter ſo boshaften Geiſtern zu leben, bereute ich tauſendmal, daß ich die weiſen Lehren meines Pflegevaters, und noch mehr, daß ich die Warnungen der ſchönen Sesbet ſo in den Wind geſchlagen hatte. Ich hielt noch ſtandhaft genug das Jahr aus, während deſſen Sesbet mir treu bleiben ſollte; als ich dieſes aber ablaufen ſah, bemächtigte Verzweiflung ſich meines Herzens, und ich wünſchte täglich das Ende meines ſo unglückſeligen Lebens herbei. Endlich, nach achtzehn Monaten eines ſo fürchterlichen Zuſtandes, wollte der Geiſterkönig, deſſen Sklaven wir waren, eine Muſterung der Gefangenen vornehmen. Sobald er mich erblickte, ſprach er zu mir:

„Du biſt ein Menſch: was machſt du unter den abtrünnigen Geiſtern?“

Ich erzählte ihm, auf welche Weiſe ich hinweg geführt und wie ich zum Sklaven gemacht worden war. Aber Sesbet ſchwebte mir ſtäts in Gedanken, und ich wollte mein Unglück wenigſtens in dieſer Hinſicht benutzen; ich fragte alſo nach Kunde von Mahomed. Folgendes war ſeine Antwort:

„Es iſt ſehr ſchwer, ihn zu ſehen; ich ſelber habe ihn niemals geſehen,“ fügte er hinzu, „er ruhet in dem Schooße Gottes! Wir leben nach dem Geſetze, welches er verkündigen wird; das iſt alles, was ich dir davon ſagen kann.“

„Ich bin der unglückſeligſte der Menſchen,“ rief ich aus, mit einem Schmerze, welcher ihn zu rühren ſchien; „wenn ich den Propheten nicht ſehe, muß ich auf die vollkommenſte der Frauen Verzicht leiſten.“

„Wo biſt du her?“ fragte er mich.

„Herr, ich bin aus Mekka,“ antwortete ich ihm.

„Weißt du, daß deine Heimat ſiebenzig Jahre Weges von hier entfernt iſt?“

Bei dieſer Nachricht vergingen mir die Sinne. Als ich mich wieder erholt hatte entſtrömten die Thränen ſo übermäßig meinen Augen, daß der König zu mir ſagte:

„Betrübe dich nicht, ſondern faſſe Muth, Temim Dari; ich werde dich dieſe Nacht zu einem Weiſen führen laßen, der dich beſſer unterrichten kann, als ich, was du zu thun haſt.“

Hierauf faßte er mich bei der Hand und führte mich in einen Garten, auf welchen das Gefängnis der vornehmſten zu Sklaven gemachten Geiſter die Ausſicht hatte. Der Kerkermeiſter öffnete auf Befehl die Thüre, und ließ einen der Gefangenen heraus, welchen der König ihm bezeichnet hatte. Er war fürchterlich; ſein Antlitz war ſchwarz wie Pech, ſeine rauhe Stimme erklang wie Donner. Er warf ſich vor dem Könige nieder, und dieſer ſagte zu ihm:

„Ich verſpreche dir die Freiheit, wenn du dieſen Menſchen zu dem weiſen Tulukia bringſt. Wie viel Zeit gebrauchſt du, um ihn in deſſen Wohnung zu bringen?"

Der Geiſt antwortete: „Ich kenne ſie; ich bin oft dort geweſen, in der Abſicht, ihn zu verſuchen: ich mache mich anheiſchig," fuhr er fort, „ihn binnen drei Stunden dahin zu bringen."

Dieſe Antwort machte mir große Freude. Hierauf ſah der König mich freundlich an, und ſagte zu mir:

„Temim Dari, ich hätte ſehr gewünſcht, dich bei mir zu behalten: aber deine Sehnſucht iſt gegründet; geh und ſuche dir Mittel, wieder zu derjenigen zu gelangen, welche du ſo ſehr wieder zu ſehen wünſcheſt; ich kann dir nur noch empfehlen, wohl auf deiner Hut zu ſein. Dieſer hier iſt ein abtrünniger Geiſt; ich will dich ein Gebet lehren, welches ihn dir unterwirft und ihn zwingt, dich ohne alle Gefahr fort zu tragen. Merke dir wohl, wenn du einen Augenblick ablåßeſt, es zu wiederholen, ſo läßt er dich fallen, und entflieht."

Ich lernte das Gebet leicht; es war nicht lang. Der König empfahl mich nochmals dem Geiſte; dieſer nahm mich auf die Schulter und ſchwang ſich mit mir in die Lüfte. Er flog über Meere, Berge und Thäler dahin, und ich wiederholte beſtändig mein Gebet. Endlich ſchwang er ſich ſo hoch empor, daß die Erde mir nicht größer als ein Apfel vorkam, die Sterne aber erſchienen vor meinen Augen ſo groß als Berge. Der Geiſt wollte mehr als einmal mich fallen laßen, aber die Kraft des Gebets bewahrte mich ſtäts vor ſeiner Tücke. Unterdeſſen ermüdete mich die Stellung, worin ich war, und entkräftete mich ſehr, als ich in der Luft eine ſo große Menge von Engeln erblickte, daß Gott allein ihre Zahl wiſſen kann. Sie trugen alle eine feurige Lanze in der Hand und ſangen das Lob Gottes. Ihr Anblick machte mir ſo große Freude, daß ich mein Gebet unterbrach und das Lob Gottes mit ihnen zu ſingen begann. Der Geiſt gewahrte, daß ich die Worte nicht mehr wiederholte, welche ſeinen böſen Willen bändigten, ſchüttelte mich ab, und flog davon. Ich fiel, mich überſtürzend, ſo, daß bald der Kopf, bald die Füße oben waren, ſieben Tage lang, an deren Ende Gott einen Wind aufſtehen ließ, der mich auffing und mich ſanft am Ufer des Meeres niederließ. Es war Nacht. Ich wollte weiter gehen, aber ich fühlte mich ſo betäubt, daß ich mich auf den Boden niederlegte.

Fünfhundert und ſechs und zwanzigſter Tag.

Ich ſchlief bis Sonnenaufgang; bei meinem Erwachen fühlte ich mich ganz hergeſtellt; und nachdem ich Gott gedankt hatte, ging ich längs dem Geſtade des Meeres hin, und erblickte ein Kameel, welches ſich mir näherte und zu mir ſprach:

„Mann von Mekka, ſei willkommen!“

Ich erwiederte ſeinen Gruß mit Verwunderung. Aber ich erſtaunte noch mehr, als es hinzufügte:

„Gott hat mir befohlen, hieher zu kommen, um dich über das Meer zu bringen. Mache dich darauf gefaßt, wundervolle Dinge zu ſehen.“

„Ach! gutes Kameel,“ rief ich aus, „laß mich Mahomed ſehen, und verſchaffe mir Mittel und Wege, baldigſt meine geliebte Sesbet wieder zu ſehen.“

„Ich dringe nicht in die Abſichten Gottes,“ antwortete mir einfältig das Kameel; „unterwirf dich, ſo wie ich, ſeinem Willen.“

Dieſe Worte bewogen mich, es mit großer Aufmerkſamkeit zu betrachten: ſein Bauch war roth und ſchwarz, und ſeine Augen vom ſchönſten Gelb; es verbreitete einen wunderſamen Wohlgeruch. Ich konnte mich nicht enthalten ihm meine Verwunderung zu bezeugen, welche ſein Anblick mir erregte. Es ſchien ſehr wenig auf meine Lobeserhebungen zu achten, und nahm mich auf ſeinen Rücken. Nachdem es mich mit unglaublicher Schnelligkeit über das Meer gebracht hatte, ſagte es mir Lebewohl, und verließ mich.

Ich wanderte nun vier Tage und vier Nächte, ohne andere Nahrung, als Muſcheln, welche das Meer mir ſehr kärglich gewährte. Endlich erblickte ich eine Höhle, welche ſiebenzig Thüren hatte. Ich ſtieß leiſe eine derſelben auf; da ſah ich, daß die Höhle von ungeheurem Umfange, und voll zahlloſer Geiſter von mannigfaltiger Geſtalt war, welche alle gefeſſelt und mit den ſtärkſten Ketten belaſtet waren. Vermuthlich hätten ſie, ohne dieſe Vorſicht, ſich unter einander zerriſſen; denn ſie läſterten und überhäuften ſich mit Verwünſchungen. Ich näherte mich einem Greiſe, deſſen Geſichtszüge einen höchſt verwegenen Ausdruck hatten; er lag auf der Seite, und hatte nur ein Auge; aber dieſes Auge funkelte. Er fragte mich, wo ich her käme, und aus welchem Lande ich wäre! Als er vernahm, daß Mekka mein Geburtsort, wollte er wiſſen, ob Mahomed ſchon erſchienen wäre. Ich ſagte ihm, ich wüßte es nicht.

„Du lügſt,“ ſprach er darauf; indeſſen hieß er mich näher kommen, und fragte, ob die Welt noch immer laſterhaft wäre. Ich verſicherte ihn, daß ſie mehr, als jemals, mit Laſtern befleckt wäre. Sogleich machte er eine Bewegung, um ſich aufzurichten, indem er ſagte:

„Weil dem ſo iſt, ſo iſt meine Stunde kommen.“

Aber in demſelben Augenblick ſah ich einen Engel erſcheinen, mit einer feurigen Keule in der Hand, womit er ihm mehrere Schläge auf den Kopf gab, und dabei dieſe Worte ausſprach:

„Du Verfluchter, deine Stunde iſt noch nicht kommen: ich habe dich noch lange in Banden zu halten.“

Ich fragte den Engel ſehr demüthig, wer dieſer Geiſt wäre, und an welchem Ort ich mich befände. Er antwortete mir:

„Dieſer da iſt der Antichriſt, und du biſt am Eingange der Hölle.

„Mahomed, den ich ſuche," ſagte ich beim Hinausgehen, „kann hier nicht ſein: wo werde ich ihn finden?" fragte ich.

„Gott iſt groß," antwortete mir der Engel, „laß den Muth nicht ſinken, ſondern ſetze deinen Weg fort."

Ich befolgte ſeinen Rath, und kam in eine Wüſte, welche ſo dürr war, daß ich meine Thränen nicht zurück halten konnte. Indeſſen wanderte ich rüſtig weiter, und erblickte ein viereckiges Schloß, welches von jeder Seite einen hellen Glanz ausſtrahlte. Die Hoffnung, Bewohner darin zu finden, verlieh mir neue Kräfte; und ich entdeckte, als ich näher kam, daß die Werkſtücke, aus denen es erbauet war, abwechſelnd von Gold und Silber waren. Sodann ſah ich folgende Worte über der Thüre geſchrieben ſtehen:

„Es gibt nur Einen Gott; Mahomed iſt ſein hoher Freund; Adam iſt das reine und wahrhafte Geſchöpf Gottes."

Dieſe Worte flößten mir großes Vertrauen ein, und ich trat ohne Anſtand in den Palaſt, wo ein mir bisher noch ganz unbekannter Wohlgeruch mich umſtrömte. Ich ſah drinnen viele große Sopha's, mit den reichſten in Gold und Silber gewirkten Teppichen bedeckt. Ich hub einen eben ſo prächtigen Vorhang empor, vor welchen dieſe Sopha's ſtanden, und erblickte eine große Menge ſehr ſchöner Jünglinge mit bloßen Säbeln an der Seite; einige ſtanden, andere ſaßen, aber das Blut entſtrömte mächtig den Wunden, womit ſie bedeckt waren. Weiterhin fand ich einen ähnlichen Vorhang, welchen ich ebenfalls aufhub, und da ſah ich einen Bach rieſeln, deſſen Waſſer ſüßer als Honig, friſcher als Schnee, und weißer als Milch war. Am Geſtade dieſes Stromes ſtanden mehrere wohlbeſetzte Tafeln, welche ich mir zu Nutze machte. Ich hatte gar keine Luſt einen ſo wonnevollen Ort wieder zu verlaßen; aber ein großer grüner Löwe, auf deſſen Seiten das Lob Gottes und Mahomeds geſchrieben ſtand, ſtürzte auf mich los, und die Furcht, welche er mir einjagte, zwang mich zu fliehen und das Schloß zu verlaßen.

Fünfhundert und ſieben und zwanzigſter Tag.

Nachdem ich etliche Schritte gethan hatte, erblickte ich einen Jüngling, der zu Gott betete, und ganz grün gekleidet war; er hielt vor ſich eine große Rolle von derſelben Farbe. Aus Ehrfurcht wagte ich nicht hin zu ſehen, was darauf geſchrieben ſtand. Ich näherte mich ihm, und fragte ihn nach dem Namen des Schloſſes, aus welchem ich kam. Seine Antwort lautete alſo:

„Mahomed hat, zur Belohnung der Mühe, welche du dir gibſt, ihn zu ſuchen, von Gott die Erlaubnis erlangt, dich ein Bild des Paradieſes ſchauen zu laßen, welches er denjenigen beſtimmt hat, welche im Kampfe für ihren Glauben umkommen. Danke Gott dafür,“ fügte er hinzu, „daß dir eine ſolche Gnade zu Theil geworden iſt.“ Ich gehorchte ihm.

„Nimm dieſe Granate,“ fuhr er fort, „und iß ſie. Ich nahm ſie, und niemals habe ich eine Frucht ſo köſtlich befunden. Wir waren nahe bei einer Quelle, aus welcher ich meinen Durſt ſtillte, und deren Waſſer mir himmliſch ſchmeckte. Er wollte meine Geſchichte wiſſen, ich erzählte ſie ihm, und als er mir nun ſagte, er wäre Enoch, welchen Gott von der Erde entrückt hatte, verdoppelte ſich meine Ehrfurcht und Bewunderung. Aber ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu bezeugen, wie großes Verlangen ich hätte, Mahomed zu ſehen: „Alles was ich erduldet habe,“ ſagte ich zu ihm, „dieſes Verlangen zu befriedigen, ſcheint, anſtatt es zu erſticken, es vielmehr verdoppelt zu haben.“

„Faſſe Muth, von Gott begnadigter Menſch,“ ſprach er zu mir, „du wirſt bald dort ſein, wo du hin wünſcheſt, und wirſt diejenige wiederſehen, nach welcher dein Herz verlangt; man findet Gott, und erfährt ſeine Güte, wenn man es ſich am wenigſten verſieht.“

Während er ſo zu mir ſprach, ſah ich eine ſchwarze Wolke über unſeren Köpfen erſcheinen; ſie wurde von Engeln empor gehalten. Der Jüngling hub die Augen auf, grüßte die Engel, und fragte ſie, wohin ſie zögen. Sie antworteten ihm, ſie wären abgeſandt, das Land der Götzendiener zu verwüſten. Enoch ſprach zu ihnen:

„Erfüllet die Befehle Gottes, und ſetzet euren Weg fort.“

Dieſer Wolke folgte eine andre von der glänzendſten Weiße. Enoch grüßte auch die Engel, welche ſie führten, und that ihnen dieſelbe Frage. Die Engel antworteten ihm:

„Wir gehen hin, Freude über das Land zu bringen, welches dem hohen Freunde Gottes das Leben geben ſoll.“

Da zeigte Enoch auf mich und ſagte zu ihnen: „Betrachtet dieſen jungen Mann, und bringet ihn nach dem Orte ſeiner Beſtimmung; ihr habt ſelber Einſicht genug, um zu wiſſen, was ihm gebührt, und was ihr mit ihm machen ſollt.“

Sogleich ließen die Engel ſich mit der Wolke nieder, um mich aufzunehmen. Ich dankte dem Propheten Enoch abermals, und faſt in einem Augenblicke hatte die Wolke mich in den Hof meines Hauſes gebracht. Meine Ungeduld, es wieder zu ſehen, und alles was ich ausgeſtanden, verdiente nicht dasjenige, was ich hier gefunden habe.“

„Nunmehr iſt es an dir, Abutaleb,“ ſagte Sesbet zu ihm, „uns zu erzählen, was du geſehen haſt.“

Alsbald begann er folgendermaßen:

Geſchichte

Abutalebs, des Schriftgelehrten.

„Verwundert über alles, was die ſchöne Sesbet mir geſagt hatte, und begierig, alles zu erforſchen, was man von Mahomed wiſſen könnte, der einſt zum Heil der Menſchen ſollte geboren werden, reiſte ich heute vor einem Jahre von hier ab. Vergeblich durchſtrich ich einen großen Theil von Indien. Die Weiſen, welche ich während mehr als ſechs Monate befragte, lehrten mich nur, was ich ſchon wußte. Endlich begab ich mich auf das große Meer; und da ich keine beſtimmte Richtung hatte, ſo erwählte ich das erſte beßte Schiff, welches zum Abſegeln bereit war. Nach einer ziemlich glücklichen Fahrt von etlichen Monaten, litt ich Schiffbruch und entrann allein der Wuth der

Wellen, indem ich mich auf einem Brette rettete, welches mich an das Geſtade eines Eilandes trug, das ganz voll Schlangen war. Ich betrachtete dieſe Schlangen aufmerkſam, und erblickte mitten unter ihnen eine kleine gelbe Schlange von bewunderungswürdigem Farbenglanz, welche von einer der größern Schlangen auf dem Rücken getragen wurde. Aber was mich am meiſten erſtaunte, war, daß alle die anderen Schlangen aus der weiteſten Ferne, ſo bald ſie die gelbe Schlange erblickten, herbei liefen und ſich um dieſe verſammelten, als wenn ſie ihr zur Wache dienen wollten. Sie ziſchte, und alle die anderen Schlangen verſchlüpften, von Furcht ergriffen, unter die Erde. Ich betrachtete dieſe Wunder, als die kleine Schlange mich fragte, wer ich wäre. Ich befriedigte ihre Neugierde, und bat ſie dann, auch die meinige zu befriedigen.

„Ich heiße Temlicha,“ antwortete ſie mir, „und meine Macht über alle Schlangen iſt ſo unumſchränkt, daß ich ſie mit einem Worte in die Gewäſſer unter der Erde verſcheuche; das iſt der Wille des großen Gottes; hielte ich ſie nicht ſo im Zaume, ſie würden längſt ſchon die Kinder Adams vertilgt haben.“

Ich fragte ſie nach Kunde von Mahomed. Sie ſagte mir, er wäre beſtimmt, den Menſchen das wahre Wort Gottes zu verkündigen, aber ſie hätte ihn noch nicht geſehen. Darauf bat ich ſie, mir zu ſagen, wie ich von der ihr unterworfenen Inſel kommen könnte. Alsbald rief ſie eine ihrer größten Schlangen, und befahl ihr, mich ſchleunigſt und ohne mir irgend Leides zu thun, ans Geſtade des Feſtlands zu bringen, welches nicht weit entfernt war.

Fünfhundert und acht und zwanzigſter Tag.

Ihr Befehl wurde vollzogen; und als ich am Lande war, wollte ich der Schlange Dank ſagen; aber ohne mich anzuhören, entfernte ſie ſich ſchleunig von mir. Ich dankte Gott für alle ſeine Güte; und im Herzen ſtäts mit der ſchönen Sesbet beſchäftigt, und mit den Mitteln, den großen Propheten zu ſehen, um ſie zu beſitzen, kam ich wieder nach Aſſyrien und begab mich nach Babylon, um dort einen der berühmteſten Weiſen, Namens Uffan zu beſuchen. Ich war kaum in ſeine Wohnung getreten, als er zu mir ſprach:

„Abutaleb, du ſuchſt vergeblich den großen Propheten; ich weiß indeſſen ein Mittel, welches dich befriedigen könnte, ungeachtet noch viele Jahre bis zu Mahomeds Geburt verfließen werden; ich glaube nicht, daß du dich jemals des Beſitzes der ſchönen Sesbet erfreuen wirſt, wenn du meinen Vorſchlag nicht annimmſt. Ich weiß aus meinen Büchern, daß du die

Schlangeninſel kenneſt, wo die Königinn Temlicha herrſcht. Willſt du mich dahin führen, ſo weiß ich Mittel zu finden, uns beide reich und berühmt in der Welt zu machen, und uns ein ſo hohes Alter zu verſchaffen, daß wir Mahomed noch lange ſehen, ſeine erſten Schüler und die getreuſten Beobachter ſeines Geſetzes werden.“

Ich war hocherfreut über die Vorſchläge des weiſen **Uffan**, nahm ſie willig an, und verſprach, ihn nach der Inſel der gelben Schlange zu führen. Von Stund' an waren wir mit den Vorkehrungen für unſere Reiſe beſchäftigt, und waren bald damit fertig. Uffan nahm Bogen und Pfeile; er füllte zwei kleine ſilberne Gefäße, eins mit Wein, das andre mit Milch, und that ſie alle in ein eiſernes Käſtchen, welches er mit nahm. Wir kamen ohne Hindernis an das Geſtade, wohin die große Schlange mich auf Temlicha's Befehl gebracht hatte. Wir kauften eine kleine Barke mit einigen Lebensmitteln, ſetzten uns beide ans Ruder, und langten in kurzer Zeit auf der Schlangeninſel an.

Uffans erſte Sorge war, die kleine eiſerne Kiſte ans Land zu bringen und ſie zu öffnen. Hierauf verſteckten wir uns in einem Winkel, dergeſtalt, daß wir, ungeſehen, alles beobachten konnten was vorging. Die von dem Weine und der Milch angelockte kleine Schlange kam eilig herbei, und ſchlürfte beides mit

Gierigkeit ein; aber der Wein hatte ſie betäubt, und ſie fiel in die Kiſte. Sie ſank aus der Trunkenheit bald in Schlaf: ſogleich lief Uſſan leiſe herbei, ſchlug die Kiſte zu, und trug ſie weg. Wir durchſtrichen hierauf die ganze Inſel, um ein Kraut zu finden, welches der weiſe Uſſan eifrig ſuchte. Als wir an dieſes Kraut kamen, ſprach daſſelbe, vermöge der Allmacht Gottes, alſo zu dem weiſen Uſſan:

„Schneid und quetſche etliche von meinen Zweigen, ſie werden ein ſo wunderkräftiges Oehl geben, daß, wenn man ſich die Fußſohlen damit einreibt, man ohne alle Gefahr über das Waſſer dahin gehen kann."

„Dich gerade ſuche ich," ſagte Uſſan darauf, „und du ſollſt mir den Erfolg meines Unternehmens ſichern."

Er that auf der Stelle, was das Kraut ihm geheißen, und ſammelte das Oehl in einer Flaſche, welche er vorſorglich mit genommen hatte. Da die kleine Schlange ihm nur dazu gedient hatte, ihn das Kraut, welches Féars hieß, finden zu laßen, öffnete er das Käſtchen, und ſetzte ſie wieder in Freiheit.

Alsbald erhub ſie ſich in die Lüfte, indem ſie ausrief: „der große Gott weiß die Frevler zu ſtrafen!" und damit verſchwand ſie.

„Du darfſt dich darüber nicht beunruhigen," ſagte hierauf Uſſan zu mir; „wir haben das weſentlichſte

Mittel in Händen, um uns das zu verſchaffen, was ich dir verheißen habe. Laß uns nun ſchleunigſt ans Geſtade des Meeres gehen," fügte er hinzu.

Wir waren alsbald dort angelangt; wir ſalbten uns nun die Füße mit dem Féars-Oehle, und wurden leicht von ſeiner wunderbaren Wirkung überzeugt; denn wir gingen über das Meer dahin, ohne einmal unſere Füße zu benetzen.

Fünfhundert und neun und zwanzigſter Tag.

Nachdem wir einen ziemlich langen Weg gemacht hatten, erblickten wir einen Felſen, der jedoch keiner von den höchſten, und deſſen Gipfel mit einer weißen Wolke bedeckt war. Als wir bei demſelben ankamen, ging Uſſan gerades Weges nach einer Höhle, deren Thüre mit einem goldenen Schloſſe verwahrt war; er ſchoß einen Pfeil auf dieſe Thüre ab, und ſie that ſich auf; er trat hinein, ich folgte ihm. Da kamen zwei grimmige Löwen zum Vorſchein, auf welche Uſſan wieder zwei Pfeile abdrückte, worauf ſie verſchwanden. Wir kamen hierauf an eine andere verſchloſſene Thüre; ein Pfeilſchuß öffnete ſie ebenfalls. Da ſtürzten zwei Drachen hervor, welche vor Uſſans Pfeilen eben ſo wie die beiden Löwen verſchwanden, und nichts hinderte uns nunmehr, an die Stufen eines prächtigen

Thrones zu gelangen, der mit bunten Farben verziert, und mit einem reichen ſeidenen, goldgeſtickten Teppich bedeckt war: auf dieſem Throne lag ein Mann von ehrwürdiger Geſtalt auf dem Rücken hingeſtreckt; am kleinen Finger der rechten Hand trug er einen Ring, welcher den ganzen Saal erleuchtete. Auf dieſem Ringe las man deutlich die Worte:

„Es gibt nur einen alleinigen Gott, und Salomon iſt ſein Prophet.“

Eine goldene Lampe hing über dem Haupte dieſes Fürſten; zwei Drachen ſaßen zu ſeinen Füßen und zwei zu ſeinen Häupten; Uffan zwang ſie vermittelſt ſeiner Pfeile, gleichfalls zu verſchwinden. Darnach wandte er ſich zu mir, und ſprach:

„Jetzo, Abutaleb, mein theurer Bruder, bedarf ich deiner Dienſte; gelingt mir meine Unternehmung, ſo erreichen wir alles, was ich dir verheißen habe, und du wirſt Sesbet glücklich machen. — Ich werde mich dieſem Fürſten nähern,“ fuhr er fort, „um ihm den Ring von dem Finger zu ziehen: aber ich weiß, daß in demſelben Augenblick eine Schlange auf mich los ſchießen und mich tödten wird; drum nimm meinen Bogen und dieſe drei Pfeile,“ ſagte er, indem er ſie mir übergab, „und wenn du mich todt hingeſtreckt ſiehſt, ſo drücke einen dieſer Pfeile auf mich ab, und ich werde wieder auferſtehen.“

Ich verſprach ihm, genau alles zu thun, was er mir empfahl; unterdeſſen bat ich ihn, mir den Namen desjenigen zu ſagen, den wir auf dem Throne liegen ſahen.

„Es iſt,“ antwortete er mir, „der Prophet Salomon ſelber; ſein Ring iſt allmächtig; vermittelſt deſſelben hat er ſich die Menſchen, die Geiſter und alle Thiere unterworfen, und ſich zum Herrn der ganzen Welt gemacht, indem er ſich die Kenntnis aller Geheimniſſe der Natur erworben: und wenn ich dieſen Ring an meinen Finger zu ſtecken vermag, ſo bin ich ein zweiter Salomon.“

Mit dieſen Worten ſetzte er den Fuß auf den Thron, und machte alle Anſtrengungen, ſich des Ringes zu bemächtigen. Alsbald kam unter dem Thron eine Schlange hervor, welche durch das bloße Gift ihres Hauchs den Uffan todt nieder ſtreckte.

Als ich ihn in dieſem Zuſtande ſah, ſchoß ich einen Pfeil auf ihn ab, der ihn ſogleich ins Leben rief. Uffan wiederholte nun ſeine Anſtrengungen, ſie hatten aber nicht mehr Erfolg, als die erſten; der giftige Hauch der Schlange tödtete ihn abermals. Ich bediente mich mit Erfolg deſſelben Mittels.

„Wenn du mich noch einmal wieder erweckſt,“ ſagte Uffan zu mir, „ſo habe ich nichts mehr zu fürchten, und bin der glücklichſte der Menſchen.“

Er wollte nun nochmals den Ring ergreifen, die Schlange tödtete ihn wiederum, und in demſelben Augenblick, da ich den dritten Pfeil abſchießen wollte, verfinſterte ſich der Himmel, fürchterlich rollte der Donner, der ganze Felſen erbebte; ich ſtürzte mit dem Geſicht auf den Boden, und als ich wieder zur Beſinnung kam, blickte die Schlange mich mit Unwillen an und ſprach zu mir:

„Biſt du denn ein Abtrünniger? Was bewegt dich, dieſem Ruchloſen Dienſte zu leiſten? Ständeſt du nicht unter dem Schutze des großen Freundes Gottes, ſo ſollteſt du ſein Schickſal mit ihm theilen.“

Ich warf ſchleunig meinen Bogen mit meinem dritten Pfeile weg; dieſe Unterwerfung bewog die Schlange, ſich zu entfernen; die Luft ward wieder heiter, und ich war nur darauf bedacht, dieſen ſchrecklichen Ort zu verlaßen. Ich ſalbte mir die Füße mit dem wunderbaren Oehle, welches mir Uffan glücklicherweiſe übergeben hatte, und ging von dannen über das Meer hin.

Ich durchwanderte ſo ſechs Meere, ohne daß mir etwas aufſtieß. Erſt als ich auf das ſiebente Meer kam, erblickte ich eine Inſel, welche von Gold ſchien. Als ich dieſelbe erreichte, ſah ich, daß ſie mit Saffran, Palmen und Granaten bedeckt war. Beim Anblick dieſer Früchte glaubte ich in den Garten Eden gekommen zu ſein. Ich pflückte mir von den Früchten, welche meine erſchöpften Kräfte wieder herſtellten: aber ich erſchrak ſehr, als ich mich auf der Inſel umſah, und Menſchen von ſeltſamer Geſtalt erblickte, welche von allen Seiten mit dem Säbel in der Fauſt herbei liefen, mich anzugreifen. Ich ſprach den Namen Gottes aus, und ſie ſtanden augenblicklich ſtill, ſteckten ihren Säbel in die Scheide, und wiederholten ſelber den Namen Gottes.

„Was ſucheſt du auf dieſer Inſel?“ fragten ſie mich.

„Ich ſuche Mahomed,“ antwortete ich ihnen.

Bei dieſem geheiligten Namen verdoppelten ſie ihre Aufmerkſamkeit für mich, und ſagten mir, ſie wären Geiſter, welche vormals bei den Engeln des Allmächtigen gewohnt, nun aber auf die Erde geſandt worden und hier bleiben müßten, bis zum Tage des jüngſten Gerichts, um die Götzendiener und alle diejenigen zu vertilgen, welche in der Folge nicht an das Geſetz des großen Propheten glauben würden. Sie fügten hinzu, daß es mir nicht verſtattet wäre, bei ihnen zu bleiben, ſondern daß ich mich baldmöglichſt entfernen möchte. Ihr Oberhaupt nahm hierauf das Wort und ſagte zu mir, weil Gott erlaubt hätte, daß ich auf ihre Inſel gekommen, ſo müßten ſie alles anwenden, weiter für mich Sorge zu tragen, er würde mir demnach Mittel verſchaffen, die Inſel zu verlaßen. Ich bezeugte ihm meine Erkenntlichkeit, und bat ihn, mich ſo bald als möglich nach dem Orte zu bringen, wo er glaubte, daß ich den Propheten begrüßen könnte.

„Ich kann dir," erwiederte er mir, „über dieſen Punkt nichts verſprechen; ich will aber das einzige für dich thun, was in meiner Macht ſteht."

Alsbald befahl er, eins von ihren Pferden zu ſatteln, und ihm die Augen zu verhüllen; denn ohne dieſe Vorſicht wäre es keinem Sterblichen möglich geweſen, daſſelbe zu beſteigen. Er empfahl mir, mein Vertrauen auf Gott zu ſetzen, und verſicherte mich, ich würde glücklich nach einem Hafen des Rothen Meeres gelangen, und dort einen Greis und einen Jüngling antreffen, denen ich das mir anvertraute Pferd übergeben ſollte. „Sie werden dir," fuhr er fort, „alle Dienſte leiſten, welche in ihrer Macht ſtehen, und dich vielleicht über das belehren, was du ſuchſt, und was mir ſelber verborgen iſt."

Fünfhundert und dreißigſter Tag.

Nachdem ich ihnen alle Beweiſe meiner Erkenntlichkeit gegeben, reiſte ich ab. Meine Reiſe ging ſehr glücklich; aber das Pferd erhub ſich ſo hoch in die Lüfte, daß ich keinen Gegenſtand unterſcheiden konnte: es ließ ſich endlich an einem Seehafen nieder, wo ich die beiden mir angekündigten Männer antraf, und ihnen das Pferd übergab.

Der Greis fragte mich, ob es ſchon lange her wäre, daß ich die Geiſterinſel verlaßen. Ich antwortete ihm, ich wäre um Mittag von dort abgereiſet.

„Wie viel Meilen wähnſt du ſeitdem gemacht zu haben?“ hub der Greis wieder an.

„Fünf oder ſechs,“ antwortete ich ihm.

„Du haſt mehr, als achttauſend Meilen zurückgelegt,“ ſagte er darauf.

Ich konnte nicht müde werden, alle die Wunder anzuſtaunen, welche mir nach einander begegnet waren. Ich ſtimmte mit dem Greiſe ein, daß bei Gott kein Ding unmöglich wäre: aber ſtäts mit dem Verlangen beſchäftigt, Mahomed zu ſehen, ſchien ich ihn zu rühren: „Man muß für einen ſo guten Zweck alles thun,“ ſagte er zu mir, und fügte ſodann hinzu: „Obgleich unſer Pferd ſehr ermüdet und nicht gewohnt iſt, eine ſo große Laſt zu tragen, als die deinige, ſo iſt jedoch der Ort, wohin du, nach den Beſchlüſſen der Vorſehung, dich begeben ſollſt, in ſo geringer Entfernung von hier, daß ich ihm befehlen will, dich dorthin zu bringen; in der That ſind funfzig Meilen, welche uns davon trennen, eine Kleinigkeit, um ſo mehr, als die Zeit uns drängt.“

Ich bezeugte ihm meine Erkenntlichkeit durch meine Thränen; ich wollte ſeine Knie umarmen; er verhinderte mich aber daran, und als das Pferd vorgeführt war, raunte er ihm ein Wort ins Ohr. Ich beſtieg es mit derſelben Vorſicht, wie das erſtemal; und in einem Augenblick brachte es mich hieher, warf mich im Hofe ab, und entſchwand meinen Blicken.

Wenn ich nun auch Mahomed nicht geſehen habe," beſchloß Abutaleb ſeine Geſchichte, „ſo mußt du jedoch eingeſtehen, ſchöne Sesbet, daß es nicht meine Schuld iſt; daß ich nichts geſpart habe, um dahin zu gelangen; daß die drei Nebenbuhler, welche mein Unglück mir zugezogen hat, und die den Vortheil gehabt, früher abzureiſen, als ich, in Betreff des vornehmſten Gegenſtandes ihrer Reiſe nicht glücklicher geweſen ſind; und daß ſie nicht die Güte und Begünſtigung des Allmächtigen erfahren haben, deren ich mich rühme."

Hierauf nahm Sesbet das Wort, und ſprach zu ihren vier Männern:

„Ihr ſeid Zeuge meiner Unterwerfung unter die Befehle meines Vaters, ihr ſehet ſie hier von ſeiner Hand geſchrieben, das Wunder iſt überzeugend, und die Güte Gottes offenbart ſich an euch: ich ſchwöre euch nun, daß ich euch alle viere gleich gern nehme; indeſſen kann ich nur denjenigen heirathen, der Mahomed geſehen hat. Keiner von euch iſt alſo mein Mann.“

Dieſe Demuth und dieſe Gleichheit der Geſinnung gegen alle Viere diente nur dazu, anſtatt die Nebenbuhler zu beſchwichtigen, jedem von ihnen die Gewißheit zu geben, daß der Gegenſtand ſeiner Wünſche ihn annehmen würde, wenn er die übrigen entfernen könnte, die ſeinem Glücke in dem Wege ſtänden, und vermehrte alſo noch ihre Erbitterung gegen einander.

Sesbet bemerkte dieß, mit einer Beängſtigung, welche ſie nicht verbergen konnte, als plötzlich ein Donnerſchlag, der ſich bei ganz heiterem Himmel vernehmen ließ, ihre ganze Aufmerkſamkeit anzog. Zugleich erſchien ein Greis, würdevoll durch die Schönheit ſeiner Geſichtszüge und durch die Länge ſeines Bartes, deſſen Weiße ſich mit der Weiße ſeines Gewandes verſchmolz. Er ſtützte ſich auf einen bloßen Säbel, in welchen er ſein Vertrauen ſetzte; eine weiße Wolke trug ihn, und ihn begleitete ein Strahl der Herrlichlichkeit Gottes, der ſich in die Unermeßlichkeit des Himmels verlor. Bei dieſer Erſcheinung warfen ſich Alle auf den Boden nieder, und keiner wagte, zu demjenigen empor zu blicken, der in einem ſolchen Glanze erſchien.

Fünfhundert und ein und dreißigſter Tag.

„Stehet auf," ſprach er zu ihnen. Sie gehorchten, und ſtanden in der tiefſten Ehrfurcht vor ihm, während er alſo fortfuhr:

„Abdal Motallab, Yarab, Abutaleb, Temim Dari, ihr habt Gnade vor dem Allmächtigen funden; alles was ihr durch ſeine Zulaßung geſehen habt, iſt Belohnung dafür, daß ihr mich geſucht habt. Betrachtet mich: ich bin Mahomed, ich bin der große Freund Gottes; derjenige, der mit ſeiner Erlaubnis einſt das Licht über die Erde verbreiten ſoll; und erfreuet euch eines Glücks, welches gegenwärtig kein andrer außer euch auf der Welt zu kennen vermag, und welches euch alle folgende Zeitalter beneiden werden.

Die Verheißungen des weiſen Uſcha werden durch dich in Erfüllung gehen, Sesbet; deine Tugenden und deine Schönheit haben mich bewogen, dich allen Jungfrauen Mekka's vorzuziehen; du ſollſt fortan Amina genannt ſein.“

Hierauf wandte er ſich zu ihren Männern, und fuhr fort: „Ihr habt mich nun geſehen, und ſie iſt euer, arbeitet mit heiligem Eifer daran, daß ich das Tageslicht erblicke, um das Weltall zu erleuchten. Alle die dem Geſetze folgen werden, welches ich verkündigen ſoll, können vier Frauen nehmen: Sesbet aber iſt die einzige Frau, welche geſetzmäßig vier Männer zugleich haben darf; das iſt das wenigſte, was derjenigen gebührt, von der ich will gebohren werden.“

Mit dieſen Worten verſchwand Mahomed wieder; Alle folgten ihm mit den Augen, ſo lange ſie konnten, und ſahen ihn in die Herrlichkeit Gottes aufgehen.

Sesbet unterwarf ſich mit Ergebung den Geboten des Himmels, und überließ ſich den vier Ehemännern, welche die Vorſehung ihr beſtimmt hatte. Das Loos entſchied über die beſondere Einrichtung dieſer Ehe; ſie lebten alle fünfe in der vollkommenſten Eintracht, im Schooße des Ueberfluſſes, welchen die Schätze des berühmten Uſcha ihnen gewährten, die ſich nun ihren Augen entdeckten: und ſo wurde der große Prophet gebohren.

Nachdem Moradbak ihre Erzählungen beendigt hatte, ſah ſie aufmerkſam hin, ob der König nicht eingeſchlafen wäre. Und da ſie ihn wach ſah, fragte ſie ihn, was er von dieſen wunderbaren Abenteuern und dieſem großen Wunder urtheilte.

„Ich glaube,“ ſagte der große König zu ihr, „daß dieſe Geſchichte für mich nicht minder heilſam geweſen wäre, als die vorige, wenn ich mir nicht vorgeſetzt hätte, aufmerkſam zu ſein, um über den Vorzug der einen oder andern zu urtheilen. Aber mein Kopf iſt dermaßen angefüllt von Geiſtern und Wundern, daß ich nicht im Stande bin zu entſcheiden. Anſtatt von mir zu verlangen, über dieſe ausſchweifenden Geſchichten zu urtheilen, hätteſt du lieber bemerken ſollen, daß ich faſt immer geſchlummert habe, und daß nur das Ende mich wieder etwas erweckt hat. Immerhin erzähle mir nur deine Geſchichten und bekümmere dich um weiter nichts. Aber für heute iſt es genug, geh zur Ruhe, morgen erwarte ich dich wieder.“

Sie gehorchte, und am nächſten Tage begann ſie folgendermaßen:

Geſchichte

Naûrs Königs von Kaſchemir.

„Naûr, König von Kaſchemir, beherrſchte ſeit ſeinem funfzehnten Jahre dieſes glückliche Land mit Gerechtigkeit, aber mit Strenge; er wollte ſeine Unterthanen glücklich machen und ſie ſollten es verdienen glücklich zu ſein. Der Müßiggang fand nimmer Gnade vor ſeinen Augen; er ließ die Verminderung der Abgaben durch fleißige Arbeit erkaufen, welche auf ſolche Weiſe eine doppelte Quelle des Wohlſtandes für ſeine Unterthanen ward. Er forderte den pünktlichſten Gehorſam, befahl aber nichts ohne guten Grund; und nothwendigerweiſe mußten diejenigen, denen er Beweiſe ſeiner Großmuth gab, die ſtrengſte Prüfung ihres Verdienſtes beſtehen. Das Glück ſeiner Waffen hatte ihn zum Eroberer gemacht. Sein ſtolzer Sinn bewährte ſich überall, bei ſeinen Eroberungen und in ſeiner Staatskunſt; ſeine Nachbarn fürchteten ihn, und ſeine Völker bewunderten ihn mit Furcht: das iſt das Schickſal der allzu ſtrengen Tugend. Auf ſolche Weiſe herrſchte Naûr ſchon zwanzig Jahre, und ſeine Macht ſchien ſo feſt gegründet, daß man ſich nimmer eingebildet hätte, ſie könnte einen Umſchwung des Glückes erfahren.

Dieſem Könige waren bisher die Wirkungen der Liebe ganz unbekannt geblieben, er hatte dieſe Leidenſchaft ſtäts als eine Schwäche der menſchlichen Natur betrachtet; die zahlloſen Schönheiten, welche ſeinen Harem, den heimlichen Sitz ſeiner ſüßeſten Vergnügungen, füllten, hatten ihn niemals ahnden laßen, daß man dem Willen derjenigen unterworfen ſein könnte, welche man dem ſeinigen unterwarf, daß man der Sklave ſeiner Sklavinn werden könnte. Er war mehr als jemals in dieſem Irrthume befangen, als der Aufſeher ſeines Harems ihm die unvergleichliche Fatmé vorſtellte; ſie erſchien vor ihm, ſtolzer auf die Vorzüge, womit die Natur ſie überhäuft hatte, als Naûr es auf die Vorzüge des Thrones war. Die Geiſtesſtärke dieſes Fürſten, der alle Gegenſtände ſo ſtrenge beurtheilte, die Standhaftigkeit ſeines Herzens, welches nur für übernatürliche Verdienſte empfindlich war, alle dieſe ihm angeborenen und durch die Gewohnheit und die Eitelkeit ihrer Anwendung verſtärkten Geſinnungen, waren in Einem Augenblicke vor ſeiner reizenden Sklavinn gedemüthigt. Gleichwohl zeigte ſie nicht einen Stolz, der ihn hätte empören können; alles in ihrer ganzen Erſcheinung war Anmuth und Schönheit; der Stolz war vielmehr nothwendig zu der Hoheit ihrer Geſtalt und zu dem Adel ihrer Geſichtszüge.

Fünfhundert und zwei und dreißigſter Tag.

Naûr fühlte ſeine Niederlage, er war darüber unwillig, und wollte ſie ſich verbergen, und in der Hoffnung, ihr zu entgehen, wollte er einen ſo gefährlichen Gegenſtand von ſich entfernen: aber die Liebe führte ihn bald wieder zu ihr zurück. Fatmé ſtellte ſich, als gewahrte ſie die Bewegungen nicht, welche ſie in einem ſo ſtolzen Herzen hervorbrachte; ſie frohlockte darüber, es ſchmeichelte ihrer Eigenliebe, und ſie ergab ſich nicht eher dem ſtürmiſchen Verlangen ihres Herrn, als nachdem ſie über ihn triumphirt hatte.

Der König von Kaſchemir war nur zu ſehr zu entſchuldigen, daß er einer ſo vollkommenen Schönheit huldigte: ihre langen ſchwarzen Haare wetteiferten mit der dunkelſten Nacht, und ihr ſtrahlendes Antlitz ſprach zu dem Monde, an ſeinem vierzehnten Tage: „ſchein!

oder ich ſcheine.“ Wenn ein Derwiſch, der die Nacht im andächtigen Gebete zubringt, auch nur im Traum ihr Ebenbild geſehen hätte, würde er den Verſtand davon verloren haben. Ihre Zähne ſtanden noch ſchöner an einander gereihet, als die ſchönſte Perlenſchnur; das Grübchen ihres Kinnes war die Fallgrube der Herzen; der Wohlgeruch, welchen ihre ganze Perſon von Natur rings um ſich verbreitete, überduftete den köſtlichſten Moſchus; und das ſchwarze kleine Mal, welches neben ihrem linken Auge ſtand, war einer der verführeriſchſten Reize, welche die Liebe über ihre ganze Geſtalt ausgegoſſen hatte.

Naûr, der ſtolze Naûr, war binnen kurzer Zeit leidenſchaftlich entbrannt für die ſchöne Fatmé, ſelbſt noch mitten in dem innigſten Genuſſe, ſo daß er nicht mehr leben konnte, ohne ihre Schönheiten zu betrachten, ohne ihre langen Haarflechten zu bewundern. Er war erſtaunt über alle dieſe Gefühle, deren Neuheit ſie ſeinem Herzen noch angenehmer machte; er gab ſich unabläßig der zärtlichſten Liebe hin, und berauſchte ſich in den Reizen ſeiner ſchönen Sklavinn, welche er täglich mit neuer Luſt anſchaute. Das ſchwarze Mal, welches ihn noch mehr als alle ihre übrigen Reize angezogen hatte, war ein in ſein Herz geſäetes Korn, welches darin eine unendliche Liebe hervor trieb. In dem Entzücken ſeiner Leidenſchaft dichtete der Fürſt dieſes zärtliche Lied, welches in Perſien heute noch geſungen wird.

„Es wäre vergeblich, wollte ich ihr nicht folgen; ihre ſchönen Haare haben mich umſtrickt, und ziehen mich wieder meinen Willen dahin.“

Naûr, zum erſtenmale verliebt, kannte noch nicht das Mistrauen, noch die Eiferſucht; ſeine Sinnesart hatte ihn bisher die Frauen nur mit einer Art von Verachtung anſehen laßen, und in ſeiner Liebe überließ er ſich alsbald dem vollſten Vertrauen. Selbſt was ihm bei der Geliebten noch von Stolz übrig blieb, ließ ihn nicht an ihrer Erkenntlichkeit und Zärtlichkeit zweifeln. „Weil ich nun endlich liebe,“ ſprach er bei ſich ſelber, „ſo werde ich auch geliebt.“

Als die ſchöne Sklavinn der Wirkung ihrer Reize wohl verſichert war, und ſie ihre Gewalt über den Geiſt ihres Herrn hinlänglich befeſtigt, und ſein Herz unterjocht glaubte; als ſie über ihre Eroberung nicht mehr in Unruhe war, da genügte ihr dieſe Eroberung ihres Gebieters nicht mehr; ſie war derſelben gewiß; ſie bedurfte nun einer andern zu ihrem eigenen Glücke, und wenig geſchmeichelt durch einen Liebenden, in welchem ſie ſtäts einen Herrn erkannte, wollte ſie ein Herz erobern, welches nur ſeinem eigenen Verdienſte das Geſchenk des ihrigen verdankte.

In dieſen Zeiten, da Kaſchemir einen eigenen König hatte, wurden die Harems nicht mit großer Strenge bewacht; es gab darin ſogar mehrere Beamte zum Dienſte des Fürſten, die keine Verſchnittene waren, und in den innerſten Palaſt freien Zutritt hatten. Naûr hatte einen Günſtling, namens Abukaſir, der ſtäts um ihn ſein mußte: er war groß, wohlgebauet, und von hinreißender Schönheit. Seine Worte waren ſüß wie Honig, und ſein Antlitz war mit einem ſo weichen Flaum bezogen, daß es dem Raſen an den Ufern der Milchbäche zu vergleichen war, welche im Paradieſe rieſeln. Er bediente ſtäts den König, wenn er im Harem bei Fatmé war, und niemals kam ein andrer Beamter an ſeine Seite, wenn er mit der ſchönen Sklavinn zu Nacht aß. Auf dieſen Abukaſir nun warf Fatmé ihr Auge: ſie ſpähte tauſendmal in ſeinen Blicken, um den Knoten ſeiner Gedanken zu entwickeln; manchmal glaubte ſie einen Strahl von Hoffnung darin zu erſehen; aber dann ſah ſie alsbald wieder in ſeinem ganzen Benehmen nur den Ausdruck einer Ehrfurcht, welche ſie in Verzweiflung ſetzte. Dieſe Quaalen ihres Herzens verſcheuchten endlich alle Ruhe von ihr, ihre Schönheit ſogar wurde davon angegriffen. Naûr gerieth darüber auch in lebhafte Beſorgnis: aber bald bedauerte ſie ſelber nicht mehr die Verminderung ihrer Reize, die zärtlichen und theilnehmenden Blicke, mit welchen Abukaſir ſich nicht erwehren konnte, ſie anzuſehen, belebten ſie bald wieder, gleich den wohlthätigen Strahlen der Sonne, welche eine zarte Blume wieder aufrichten, die ein Unwetter niedergebeugt hat. Zwar waren dieſe Aeußerungen ſo beſcheiden und ſo gemäßigt, daß Fatmé nur eine leichte Hoffnung daraus ziehen konnte: gleichwohl überließ ſie ſich derſelben mit Entzücken.

Fünfhundert und drei und dreißigſter Tag.

Dieſe erſten Schritte gewöhnten bald die beiden Liebenden ſich ihrer Augen und der Blicke zu bedienen, um einander zu fragen und zu antworten, in Erwartung einer günſtigen Gelegenheit, ſich noch anders dieſe zärtlichen Vorwürfe, dieſe ſüßen Fragen und dieſe lieblichen Zuſicherungen auszudrücken, welche der Reiz aller Liebe, und zum voraus der beginnenden Liebe ſind.

Die günſtigſte Zeit für ſie war die des Abendeſſens, weil ſie ſich dann am längſten und am näheſten ſahen. Fatmé, die nicht mehr ohne die Gegenwart ihres Geliebten leben zu können glaubte, war nur darauf bedacht, dieſe Abendgeſellſchaft ſo oft als möglich zu veranſtalten; und ihre Einladungen, welche der König ihrem Verlangen zuſchrieb, ihn ſo oft als möglich zu ſehen, dienten nur dazu, ihn noch mehr für ſie zu entzünden.

Eines Tages als der Fürſt und die ſchöne Sklavinn zu Tiſche einander gegenüber ſaßen, ließ Fatmé ihre Blicke, ſo oft ſie es ohne Gefahr thun konnte, auf Abukaſir hinübergleiten. Dieſer bediente ſeinen Herrn, und freier mit ſeinen Blicken, weil er hinter ihm ſtand und von ihm nicht geſehen werden konnte, verſchlang er die Schöne faſt mit den Augen, während Naûr ſelber ſie mit ſolcher Leidenſchaft betrachtete, daß er nur ſie in der ganzen Natur ſah und auf ihren Roſenwangen die Stelle des göttlichen Korans zu leſen wähnte: „das Weib iſt das ſchönſte Werk des Schöpfers.“ Blicke genügten aber bald nicht mehr dem Herzen Fatmé's zur Nahrung, und dieſe Schönſte der Schönen wollte ſich nun nicht nur das Vergnügen verlängern, ihren neuen Geliebten zu ſehen und von ihm geſehen zu werden, ſondern ſie ſann zugleich auf Mittel, ihm die Stärke ihrer Liebe zu erkennen zu geben und die ſeine dreiſter zu machen; ſie ſchlug alſo dem Könige vor, ihm eine Geſchichte zu erzählen.

„Ich bin es zufrieden,“ erwiederte er, „wenn wir von Tiſche aufgeſtanden ſind; mit Vergnügen will ich auch die Zauber deines Geiſtes kennen lernen; ich bin ſicher, daß ſie denen gleichen werden, welche deine ganze Erſcheinung meinen Augen darbietet.“

„Wenn ich es wagte, meinem Gebieter, dieſen Vorſchlag zu machen,“ erwiederte die Schöne, „ſo geſchah es, weil eine Erzählung bei Tiſche um ſo an=

nehmlicher iſt; wo ſie minder anziehend wird, da nimmt man eine Frucht, oder fordert Scherbet oder einige Schalen Schiras=Wein; das erhöhet die Lebhaftigkeit des Erzählers, und entſchädigt den Zuhörer bei den langweiligen Stellen; und ich fühle, daß mir dieſe Hülfsmittel durchaus nothwendig ſind.“

Dieſe verſtellte Beſcheidenheit zog ihr die dafür erwarteten Lobeserhebungen zu, und erregte nur noch mehr die Luſt, ſie anzuhören; die Blicke Abukaſirs und die Reden des Königs bezeugten ihr, wie ſehr ſie ſich darauf freuten. Die Heiterkeit und Anmuth, womit ſie dieſen Vorſchlag begleitete, beſtrickte die Geiſter der beiden mit ihrem mächtigſten Zauber. Da nun Fatmé durch nichts mehr gehindert wurde, zu erzählen, ſo hub ſie alſo an:

Geſchichte
Naerdans und Güſülbeks.

„Hüſſendſchar, ein reicher Juwelenhändler in Erſerum *), war ſchon in bejahrtem Alter, und hatte von allen ſeinen Sklavinnen und Frauen nur eine einzige Tochter. Konnte dieſe auch nicht ſeinen Hoffnungen in Betreff ſeines Handels entſprechen, ſo beglückte ſie ihn jedoch durch die Anmuth, womit die Natur ihre Geſtalt geſchmückt und zugleich ihren Geiſt für jede Ausbildung empfänglich gemacht hatte. Sie war erſt ſechs Jahr alt, als Ali, mit dem Beinamen Timur, der ſtäts einer von Hüſſendſchars Freunden geweſen, ſtarb, ohne ſeinem einzigen Sohn ein Erbe zu hinterlaßen, ungeachtet er immer im Rufe des Reichthums geſtanden hatte. Indem Ali in Hüſſendſchars Armen ſeinen

---

*) Bekannte Stadt in Klein-Aſien an der Perſiſchen Gränze.

Geiſt aufgab, empfahl er ihm dieſen Sohn, als den einzigen Gegenſtand ſeiner Kümmernis. Dieſer wahre Freund übernahm es mit Vergnügen; er verwandte anfangs lediglich um der Freundſchaft ihr Recht anzuthun, alle Sorgfalt auf dieſes Kind: aber Naerdan, — ſo hieß der Sohn Timur Ali's — wußte ſich dieſelbe bald zu verdienen. Er war von ſanfter Gemüthsart, und ſeine Einſicht war ſeinem Alter zuvor geeilt; Erkenntlichkeit war das erſte Gefühl ſeines Herzens. Hüſſendſchar wünſchte ſich Glück über dieß Vermächtnis ſeines Freundes, und theilte ſeine Zärtlichkeit zwiſchen Naerdan und Güſülbek, ſeiner einzigen Tochter. Beide wurden zuſammen aufgezogen; ihre Kindheit, welche ſie durch gemeinſame Spiele vereinigte, die Freiheit ſtäts bei einander zu ſein, oder vielmehr die aufblühenden Reize Güſülbeks und die Bildung Naerdans befeſtigte in ihren Herzen eine gegenſeitige Zuneigung, welche durch nichts zerſtört werden konnte. Hüſſendſchar gewahrte dies wohl; aber weit entfernt, ihrer Neigung irgend ein Hindernis in den Weg zu legen, ſchien er ſie vielmehr zu billigen. Der Himmel, der ihm einen Nachfolger verſagt hatte, ſchenkte ihm hier einen in dem Sohne ſeines Freundes, der ſich deſſen täglich würdiger machte, und Hüſſendſchar hatte das Vergnügen, einen Zögling ganz nach ſeinen Wünſchen zu bilden.

Fünfhundert und vier und dreißigſter Tag.

Als Naerdan, der wenige Jahre älter war, als Güſülbek, das zwölfte Jahr erreicht hatte, erlaubte man ihm nicht mehr, ſie zu ſehen; ſie wurde in dem Frauen-Zimmer verſperrt, und Naerdan wurde denjenigen anvertrauet, welche ihm eine Erziehung geben ſollten, wie ſie den Abſichten Hüſſendſchars in Betreff ſeiner künftigen Beſtimmung angemeſſen war. Dieſe Trennung war ihm ſehr ſchmerzlich, aber ſie war es nicht minder für Güſülbek, die weniger durch die Umgebung zerſtreut, als er, ſich nur mit einer Liebe beſchäftigte, welche jetzo durch die Entziehung des geliebten Gegenſtandes ihre ganze Gewalt offenbarte. Sie wuchs in der Einſamkeit immer mehr, und da Güſülbek es nicht wagte, an ihren Geliebten zu ſchreiben, ſo blieb ihr kein andres Mittel, ihn in ihrem Herzen leſen zu laßen, als die Salam's, *) welche ſie ihm durch eine Sklavinn ſchickte, die das Geheimniß derſelben nicht kannte. Der erſte Brief dieſer Art war ein Päckchen Ingwer. **) Das war allerdings ein ſtarkes Entgegenkommen: aber eine ſo innige Leidenſchaft, wie die ihrige, achtete nicht mehr auf Zurückhaltung. Mit Zittern erwartete ſie die Antwort;

---

*) Vergl. die zu Ende der Geſchichte des Königs von Kaſchemir (pag. 645) ſtehende Anmerkung.

**) Bedeutet: „Mein Herz brennet nur für dich.“

ſie fürchtete nicht mehr geliebt zu werden. Wie groß war ihre Freude, als man ihr von Naerdan ein Stückchen blaues Tuch brachte! *) Dieſes Zeichen drückte zwar kein ſo zärtliches Gefühl aus, wie ſie gewünſcht hätte; aber ſie ward doch nicht vergeſſen, man liebte ſie noch. Der Reiz dieſer Vorſtellung dauerte jedoch nicht lange; ihre Stelle nahm Sehnſucht und Verlangen ein, welche um ſo lebhafter waren, als ſie nicht zweifelte, daß Naerdan ſie theilte.“ —

Indem Fatmé dieſe letzten Worte ausſprach, richtete ſie dieſelben an Abukaſir, und begleitete ſie mit den zärtlichſten Blicken.

„Man muß geſtehen,“ ſagte ſie dann, indem ſie ſelber ihre Erzählung unterbrach, und ihre ſchönen Augen auf den König von Kaſchemir richtete, welche ſie unmerklich wieder zu dem aufmerkſamen Abukaſir hinüber gleiten ließ, — man muß geſtehen,“ fuhr ſie fort, „daß die unglückliche Güſülbek zu beklagen war; eingeſperrt in einem von ihrem Geliebten zu gewiſſenhaft gemiedenen Frauen-Zimmer, zählte ſie die Augenblicke ihrer Jugend und ihrer Schönheit: „Welche fruchtlos verſchwendeten Gaben und Schätze!“ ſprach ſie bei ſich ſelber: „Mit welcher Erwiederung ſollte meine Zärtlichkeit nicht belohnt werden! Ach! wie viel Zweige würde der von mir gepflegte Keim der Liebe

---

*) Bedeutet: „Ich liebe dich immerdar.“

getrieben, und wie würden dieſe ſich unter der Laſt der köſtlichſten Früchte gebogen haben! Aber nein, er, den ich anbete, er liebt mich nicht, weil eine übertriebene Ehrfurcht....“ —

„Ich will dir nicht wiederholen, Herr,“ fuhr Fatmé fort, „welcher Verdacht auf dieſe Klagen der betrübten Güſülbek folgte; ich habe dir ihre Geſchichte verſprochen, und nehme ſie wieder auf.

Als Naerdan funfzehn Jahr alt war, verſtand er ſchon die Vortheile des Handels ſo vollkommen, und benutzte den empfangenen Unterricht ſo gut, daß er, vermöge ſeiner Dankbarkeit gegen Hüſſendſchar, verbunden mit ſeiner natürlichen Einſicht, ſich deſſen Geſchäfte beſonders angelegen ſein ließ. Dieſer väterliche Herr vertraute ihm dieſelben während mehreren Reiſen, welche er nach Indien machte. Sie gediehen unter ſeinen Händen, und der Verkauf der in den Waarenlagern zu Erſerum gebliebenen Waaren brachte für Hüſſendſchar noch mehr Gewinn, als ſeine Reiſen.

Unterdeſſen hatte Naerdan aus Zartgefühl und Treue, wie ſie ſelten in einem verliebten Herzen zu finden ſind, ſeinen Verkehr mit Güſülbek abgebrochen. Seine Liebe war keineswegs erloſchen: aber er legte ihr Stillſchweigen auf, und opferte alle Aeußerungen derſelben der Rechtſchaffenheit. Er wagte es nicht mehr, auf eine Heirath mit der Tochter ſeines Herrn Anſpruch zu machen, dem der Himmel, wider alles

Verhoffen, jetzt eben noch einen Sohn geſchenkt hatte. — Dieſer Edelmuth," fuhr Fatmé fort, „weit entfernt Güſülbek's Liebe zu vermindern, diente nur dazu, ſie noch mehr zu entflammen. Hüſſendſchar konnte, mitten in der Freude, welche die unerwartete Geburt eines Sohns ihm verurſachte, ſich jedoch nicht in Lobeserhebungen der Verdienſte Naerdans erſchöpfen, und ſagte laut, daß der Erbe, wodurch die Natur ſeine Wünſche in vollem Maaße erfüllt habe, allein vermöge, ſeine zu Naerdans Gunſten gemachten Entwürfe zu ſtören; er fügte hinzu, ſeine Tugenden, ſeine Redlichkeit und ſeine Geſchicklichkeit würden ihn bewogen haben, ihm ſeine Tochter mit all ſeiner Habe zu geben: aber er hoffe nun, das Glück eines ſeiner Freunde zu machen, indem er ihm einen ſolchen Schwiegerſohn gäbe.

Dieſe Lobeserhebungen vermochten Kara Mehemmet, Hüſſendſchars Schwager, ihn um Naerdan für ſeine Tochter zu bitten; er erbot ſich ſelbſt, die Heirath gleich nach ſeiner Heimkehr von einer Reiſe nach Indien, welche wenigſtens acht bis neun Monate erforderte, zu vollziehen. Da er ſeines Gewerbes ebenfalls ein Juwelenhändler war, ſo nahm Naerdan dieſen Antrag an, nicht aus Verlangen nach Reichthum oder nach einem eigenen Geſchäfte, ſondern um ſich von einer Liebe zu heilen, welche er jetzo nur noch als eine Undankbarkeit anſehen konnte.

Fünfhundert und fünf und dreißigſter Tag.

Dieſe Neuigkeiten kamen auch zu Güſülbeks Ohren; ſie bedeckten ihr Herz mit Sürme; *) vergeblich ſandte ſie ihrem Geliebten einen Apfel, **) ein Stück Zeug von der Farbe des Morgenroths, ***) eine Olive †) und eine Holzkohle. ††) Dieſe zärtlichen Sinnbilder des Uebermaaßes ihres Schmerzes und ihrer Eiferſucht machten den allzu tugendhaften Naerdan in ſeiner grauſamen Entſchließung nicht wankend.“

Hier unterbrach ſich Fatmé abermals, indem ſie ſich einer Betrachtung nicht enthalten konnte, deren Sinn, ſo einfach dieſelbe nur für den König von Kaſchemir war, einen bitteren Vorwurf für Abukaſir enthielt.

„Man mag wohl,“ ſagte ſie, „das begreife ich, ſich ſelber einer ſchuldigen Dankbarkeit aufopfern: aber verſtattet die Tugend uns auch andere Opfer? Man freuet ſich, in dem geliebten Herzen die Grundſätze der Tugend zu finden, aber dieſe entarten ins Unmenſchliche, wenn man ſie übertreibt. Wie kann man ſich doch entſchließen, das aufzuopfern, was man liebt? denn allerdings mußte Naerdan wiſſen, daß Güſülbek ihr Unglück nicht überleben würde. Aber der gerechte Himmel, der minder ſtrenge Himmel, als er, ließ ihren Untergang nicht zu. Voll Verzweiflung vertraute dieſe zärtliche Liebende, da ſie nicht wußte, an wen ſie in ihrem Unglücke ſich wenden ſollte, ihren Kummer einer alten Jüdinn, welche ihr öfter ausländiſche Kleinode verkaufte. Die Alte ſchien von ihrem Zuſtande gerührt, aber noch mehr von der Belohnung, welche ihr verheißen wurde, wenn ſie die Heirath verhindern könnte.

---

*) So heißt ein Kraut, womit die Frauen ſich die Haare und Augenbrauen ſchwärzen, und welches ein Bild des Schmerzes und des Kummers iſt.

**) Bedeutet: „Entferne dich nicht von mir, o du Lenz meines Lebens!“

***) „Nimm mir lieber das Leben!“

†) „Ich möchte dich lieber todt ſehen, als lebend and unbeſtändig.“

††) „Doch nein! ich will ſterben, und mögeſt du lange leben!“

„Nimm alles, worüber ich zu ſchalten habe," ſagte die zärtliche Güſülbek zu ihr; „mache nur, daß Naerdan nicht einer andern angehöre; und ich ſchwöre dir bei dem heiligen Propheten, daß ich nichts beſitze, was dir nicht angehören ſoll. Warum habe ich nicht alle Schätze Indiens, um dich zu vermögen, mir zu dienen!"

Die Jüdinn verließ ſie mit dem Verſprechen, ihr zu helfen, und mit der Verſicherung, daß ſie bald von ihr weiter hören ſollte.

Am Tage darauf, nachdem die Jüdinn Güſülbek ſo tröſtliche Verſprechungen gegeben, begegnete Hüſſendſchar in den Straßen von Erſerum dem Kara Mehemmet, der die Stadt erſt vor vier Monaten verlaßen hatte. Er bezeugte ihm ſeine Ueberraſchung wegen einer ſo baldigen Rückkehr. Kara Mehemmet antwortete ihm, er wäre einem ſeiner Handelsfreunde auf halbem Wege begegnet, hätte dieſem ſeine Forderungen in Indien auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe abgetreten, und wäre entſchloſſen, ſich fürder nicht ſo großen Mühſeligkeiten auszuſetzen, welche ſein Alter ihm nicht mehr erlaubte, ſondern endlich der Ruhe zu genießen, welche ſeine Reichthümer ihm in der Heimath zuſicherten. Hüſſendſchar erinnerte ihn auf der Stelle an die Abrede welche ſie beide wegen Naerdans Verheirathung mit ſeiner Tochter genommen. Kara Mehemmet erklärte ſich bereit, dieſelbe zu erfüllen, wollte aber, daß die Hochzeit in einem Landhauſe gefeiert würde, welches er erkauft hatte. Hüſſendſchar willigte ohne Schwierigkeit in dieſe Bedingung, und beide gingen ſofort hin, Naerdan aufzuſuchen.

Sie fanden ihn mit Hüſſendſchars Angelegenheiten beſchäftigt, und Kara Mehemmet ſprach zu ihm:

„Mein Sohn, wenn du mir folgen willſt, ſo will ich dir meine Tochter zeigen; ſie iſt erſt funfzehn Jahr alt, und du ſollſt ſie heirathen, wenn ſie dir gefällt.“

Naerdan antwortete mit Höflichkeit, aber zugleich mit Kälte, und folgte beiden, mit einer Art von Freude, weil er auf dieſe Weiſe eine Leidenſchaft zu vertilgen wähnte, der ſich hinzugeben, er nicht mehr für erlaubt hielt.

Fünfhundert und ſechs und dreißigſter Tag.

Kara Mehemmet führte beide hinaus vor das Thor. Als ſie draußen waren, fragte ihn Hüſſendſchar:

„Aber, Freund, was hat es denn für Bewandtnis mit dieſem Landhauſe, von welchem ich noch gar nichts weiß?“

Kara Mehemmet antwortete ihm: „Man muß ſich ſeine Reichthümer zu nutze machen; du wirſt ſehen, wie meine neue Wohnung ausgeſchmückt iſt; ſchon ſeit langer Zeit freute ich mich auf die Ueberraſchung, welche ich dir bereitete, und die Hochzeit meiner Tochter mit Naerdan iſt zur Offenbarung des Geheimniſſes beſtimmt, welches ich bis heute aus einem reizenden Wohnſitze gemacht habe, deſſen ich nunmehr in Ruhe zu genießen gedenke, indem ich meinem Schwiegerſohn mit allen Vortheilen meines Geſchäfts auch alle Sorgen deſſelben übergebe.“

Indem er dieſe Worte ausſprach, gelangten ſie vor ein großes Haus, deſſen Pforte durch zwei Thürhüter bewacht war. Naerdan war erſtaunt, als er am Fuße der Treppe eine zahlreiche Dienerſchaft von Pagen ſah; alle waren prächtig gekleidet, ihre Hemden waren von Seide, ihre Beinkleider von Atlas, ihre Wämſer von Indiſchen Stoffen, ihre Kaftane von gemohrtem Taft, und ihre Gürtel von Edelſteinen, nach

Indiſchem Schnitt. Dieſe Pagen gingen mit großer Ehrerbietung vorauf, und führten ſie in einen prachtvoll ausgeſtatteten Geſellſchaftsſaal. Als ſie auf dem Sopha Platz genommen, brachte man ihnen Kaffee und Eingemachtes; und bald darnach wurde ein prächtiges und köſtliches Mahl aufgetragen; die Schüſſeln waren von Silber, und alles Linnenzeug war reich geſtickt.

Nach dieſem Mittagseſſen bat Kara Mehemmet den Hüſſendſchar, ſich in ein Nebenzimmer zu begeben, und ihn mit Naerdan allein zu laßen, dem er noch manches insgeheim mitzutheilen hätte. Hüſſendſchar verließ ſie, und Kara Mehemmet öffnete nun einen Schrank, deſſen Thüre in das Frauen-Zimmer führte, und rief ſeiner Tochter. Sie antwortete auf der Stelle mit einer Stimme, wie die Stimme eines Engels, und ſo lieblich, daß ſie ſogar eine Art von Bewegung in Naerdans Herzen hervorbrachte. Bald erſchien auch dieſe Schönheit ſelber, und nicht ohne blendende Reize; denn der Glanz ihres Antlitzes überſtralte den Vollmond. Als ſie heran kam, warf ſie ſich ihrem Vater zu Füßen, umfaßte ſie, und ſprach:

„Was begehrſt du, mein Vater, von deiner Sklavinn?“

„Es freuet mich,“ antwortete ihr Kara Mehemmet, „dich in der Stimmung zu finden, wie ich ſie wünſche. Ich will dich verheirathen, mit Naerdan, welchen du hier ſiehſt; biſt du es zufrieden?“

„Ich habe meinem Vater ſchon geſagt,“ erwiederte die junge Schöne, „daß ſeine Sklavinn alles thun wird, was er ihr gebietet; ſie iſt bereit, nicht nur Naerdan zu heirathen, welchen er ihr darbietet, ſondern ſelbſt den niedrigſten ſeiner Diener. Das Vergnügen, meinem unumſchränkten Gebieter zu gehorchen,“ fügte ſie hinzu, „wird meinem Herzen ſtäts die größte Genugthuung ſein.“

Mit dieſen Worten, zog ſie ſich zurück und verließ das Zimmer.

„Wohlan, mein Sohn,“ ſagte hierauf Kara Mehemmet, „was ſagſt du zu meiner Tochter? biſt du mit ihr zufrieden?“

„Welchem Manne,“ antwortete ihm Naerdan, „könnte wohl eine ſolche Schönheit nicht gefallen?“

Kara Mehemmet, mit dieſer Antwort zufrieden, ſchickte ſogleich nach dem Imam des Stadtviertels, nahm dann eine Börſe von dreitauſend Goldſtücken, und ſagte zu Naerdan:

„Nimm dieß Geld, mein Sohn, und wenn ich dich in Gegenwart des Imams frage, was du meiner Tochter an Heirathsgut zubringeſt, ſo antworte mir: „dreitauſend Zeckinen,“ und übergib mir dann dieſe Börſe, als ihre Morgengabe.“

Der Imam ließ nicht auf ſich warten; er kam in Begleitung des Schulmeiſters und des Mükſins. *) Es wurde ſogleich ein Tiſch gedeckt, und nach Beendigung dieſer zweiten Mahlzeit, ſagte Mehemmet zu dem Imam:

„Ich verheirathe meine Tochter an Naerdan, welchen du hier ſiehſt, wenn er dreitauſend Zeckinen hat, ihre Morgengabe zu ſichern.

Hüſſendſchar wollte ſie ſogleich bezahlen, aber Naerdan bot ſelber die Börſe dar, welche ſein Schwiegervater ihm gegeben hatte; und da dieſes Geſchäft weiter keine Schwierigkeiten hatte, ſo wurde es alsbald beendigt. Der Heirathsvertrag wurde demnach aufgeſetzt, und dieſer Feierlichkeit folgte wieder ein neues Mahl. Gegen das Ende deſſelben näherte Naerdan ſich Hüſſendſchar und ſagte zu ihm:

„Ich werde dieſe Nacht nicht allein ſchlafen; wäre es da nicht ſchicklich, daß ich zuvor ins Bad ginge?“

Kara Mehemmet wollte wiſſen, was ſein Schwiegerſohn vorhätte; und als er es vernommen, billigte er nicht nur ſein Vorhaben, ſondern verſicherte ihn auch, daß dieſe Reinigung nach der eben vollzogenen Feierlichkeit ſogar nothwendig wäre. Er rief Sklaven herbei, und ließ ihn in ein prächtiges Bad führen, welches in dem Hauſe ſelber angelegt war, und blieb unterdeſſen bei Tiſche. Naerdan kam nach dem Bade

---

*) Der auf den Minarets (Moſcheenthürmen) die Stunden des Gebets ausruft, anſtatt der Glocke.

wieder zu ihm dahin, und ſein Schwiegervater führte ihn nun in das Frauen-Zimmer zum Beilager mit ſeiner Braut.

„Nachdem Naerdan Freuden genoſſen hatte, von welchen er wähnte, daß ſie das Andenken Gûſûlbeks aus ſeinem Herzen verbannen ſollten, gewahrte er mit Kummer, daß er ihr nicht minder ergeben blieb, als zuvor. Dieſe Vorſtellungen beſchäftigten ihn einige Zeit; aber endlich mußte er ſich auch dem Schlaf überlaßen. Der Tag erweckte ihn nicht ſo wohl, als ein dringendes Bedürfnis; indeſſen konnte er es nicht befriedigen; denn er wagte weder aufzuſtehen, noch die geringſte Bewegung zu machen, ſein Arm lag unter dem Kopfe ſeiner reizenden Gattinn, welche er aufzuwecken fürchtete. Endlich, da er es nicht länger aushalten konnte, zog er ſeinen Arm ſo leiſe als möglich zurück: aber wie groß war ſeine Ueberraſchung, als er dieſen ſchönen Kopf, dieſen Kopf der ein Meiſterſtück der Natur war, ſich von dem Rumpfe ablöſen, aus dem Bette fallen und bis an die Thüre rollen ſah? Bei dieſem entſetzlichen Anblicke vergaß er aller ſeiner Bedürfniſſe, und blieb an allen Gliedern erſtarrt liegen.

Fünfhundert und ſieben und dreißigſter Tag.

Er befand ſich einige Zeit in dieſer ſchrecklichen Lage, als Kara Mehemmet hinſchickte, um fragen zu laßen, wie die Neuvermählten die Nacht zugebracht hätten. Man fand die Thüre verſchloſſen; der unglückliche Naerdan war nicht im Stande, ſie zu öffnen, ja er hörte nicht einmal anklopfen. Man war alſo genöthigt, ſie einzuſtoßen. Beim Anblicke des entgegen rollenden Kopfs und des Blutſtromes brachen alle Sklaven in lautes Geſchrei aus, und dieß Geſchrei zog Kara Mehemmet herbei, der ſich nicht minder entſetzte, und ſogleich den Kadi holen ließ. Naerdan wurde ins Gefängnis geworfen und mit Ketten belaſtet, um ihn bald dem Scharfrichter zu überliefern. Das böſe Gerücht, welches mit reißender Schnelle umläuft, unterrichtete Güſülbek bald von dieſen ſchrecklichen Ereigniſſen; es durchbohrte ihr das Herz, als ſie vernahm, in welcher Gefahr ihr Geliebter ſchwebte. Die Jüdinn blieb nicht lange aus, und ſagte beim Eintritte zu ihr:

„Nun, biſt du mit mir zufrieden? du haſt jetzo keine Nebenbuhlerinn mehr zu fürchten, und....“

„Ha, Grauſame!“ erwiederte ihr die zärtliche Güſülbek, „gib ihr das Leben wieder, und ſetze nicht das Leben meines Geliebten in Gefahr. Du ſollſt meiner gerechten Rache nicht entgehen,“. fuhr ſie fort, ſie mit wuthfunkelnden Augen anblickend; wie ſich denn in ähnlichen Lagen ſanfte Gemüther nicht minder furchtbar ausdrücken, als die heftigſten. Die Jüdinn entfernte ſich eilig.

Unterdeſſen war Hüſſendſchar nicht ſo bald von dem Unglück Naerdans unterrichtet, als er nach dem Gefängniſſe eilte, denn er konnte nicht glauben, daß er ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht hätte; er kam, ihn zu tröſten, und zu erfahren, welche Dienſte er ihm leiſten könnte.

Naerdan gab ihm einen getreuen Bericht von ſeinem Abenteuer; Hüſſendſchar wußte nicht, was er davon denken ſollte, und ging eilig wieder weg, um Mittel zu Naerdans Rechtfertigung aufzuſuchen, ohne eben zu wiſſen, wie er dazu gelangen ſollte.

Seine erſte Sorge war, zu Kara Mehemmet in ſeinem neuen Hauſe zu gehen, wo das Unglück geſchehen war, um zu erfahren, was man dort davon hielte. Aber er war ſehr erſtaunt, als er auch nicht die mindeſte Spur von dieſem prächtigen Gebäude erblickte, ſondern an der Stelle deſſelben eine alte Hütte ſah, in welcher er einen ehrwürdigen Greis antraf, der ihn fragte, was er ſuchte.

„Ich ſuche,“ antwortete ihm Hüſſendſchar, „ein großes Haus, welches, wie mich dünkt, geſtern Abend noch hier ſtand.“

„Es iſt wahr, daß hier eins geſtanden hat,“ erwiederte der Greis, „aber du ſiehſt deutlich, daß gegenwärtig keins mehr da iſt. — Dein Erſtaunen wird aufhören,“ fuhr er nach einigem Stillſchweigen fort, „wenn du erfährſt, daß ich ein Geiſt bin, und daß die

Liebe deiner Tochter Güſülbek zu Naerdan mich gerührt hat; ich nahm die Geſtalt einer Jüdinn an, um mich näher darüber aufzuklären; dann nahm ich die Geſtalt Kara Mehemmets an, der heut Abend erſt in dieſer Stadt ankommen wird; ich habe das Haus erbauet, in welchem du geſtern Abend gegeſſen haſt, und wo die vorgebliche Hochzeit Naerdans gefeiert worden. — Geh, und verſprich ihm deine Tochter," fuhr er in einem ernſten Tone fort; „ein redlicher Mann in deiner Verwandtſchaft iſt mehr werth, als alle Schätze; Naerdan wird zugleich für deinen Sohn ſorgen; ſeine Tugend wird alles in deinem Hauſe gedeihen machen. Wollteſt du mir aber eine ſo gerechte Forderung nicht bewilligen, ſo würde ich dich tauſendmal täglich deine Weigerung bereuen laßen."

Hüſſendſchar verſprach dem Geiſt alles, was er von ihm verlangte; und der luftige Geiſt ſagte zu ihm:

„Du mußt zu dem Kadi gehen, der Naerdan hat ins Gefängnis werfen laßen; bewege ihn, daß er hieher komme; und nachdem er die Oertlichkeit beſichtigt und ſie ſo verſchieden von jener, wie ſie heute Morgen war, befunden hat, wird er nicht daran zweifeln können, daß Naerdans Abenteuer eine Bezauberung geweſen; und alsdann wirſt du ſehr leicht von ihm die Loslaßung des unſchuldig Eingekerkerten erlangen."

Hüſſendſchar gehorchte dem Greiſe; alles erging, wie dieſer es voraus geſehen hatte. Die Ankunft des wahren Kara Mehemmet, der in eben dieſem Augenblicke zu Pferde an der Spitze ſeiner Sklaven erſchien, beſtätigte dem Kadi die Wahrheit des Berichts, welchen man ihm gemacht hatte. Kara Mehemmet entband Hüſſendſchar von dem Verſprechen, Naerdan mit ſeiner Tochter zu verheirathen. Dieſer zärtliche Geliebte wurde ſeiner getreuen Güſülbek wiedergegeben, und der Himmel, der ſie in ſeinen Schutz genommen hatte, ſegnete ihre Vereinigung mit aller Glückſeligkeit. —

Du ſiehſt hier, mein Gebieter," fuhr hierauf Fatmé fort, „alles was eine recht innige Liebe eingiebt, um ſich verſtändlich zu machen, und alles was ſie anwendet, um glücklich zu werden. Zuweilen ſetzt ſie ſogar durch eine übel angebrachte Furchtſamkeit den geliebten Gegenſtand in Gefahr. Wenn Güſülbek und Naerdan ſich Hüſſendſchar entdeckt hätten, vielleicht hätten ſie ihn gerührt. Naerdan hätte auch Güſülbek entführen können: ja, was weiß ich, das ſie ſonſt noch hätten thun können. Alles," beſchloß ſie, „nur nicht unthätig bleiben; denn ohne den Geiſt, weiß ich nicht, was aus ihnen geworden wäre."

„Göttliche Fatmé," antwortete ihr Naûr, entzückt über das neue Vergnügen, welches ſie ihm gewährt hatte, „ich denke gerade ebenſo, wie du: indeſſen kann ich Naerdan nicht tadeln; ſeine Beſcheidenheit und ſeine Zurückhaltung haben mich erfreuet. Aber ich denke nur an das einzige Vergnügen, neue Reize an der Geliebten zu entdecken. Ich rechne darauf, daß du es nicht bei dieſer einen Erzählung wirſt bewenden laßen, ſondern ein andermal...."

„Ja, Herr," unterbrach ihn Fatmé, „es macht mich überglücklich, dich vergnügen zu können: aber ich bitte dich um eine Gnade.

„Worin beſteht die?" fragte Naûr liebevoll: „und was begehrt die Königinn meines Herzens und die Luſt meiner Augen?"

„Es ſchien mir, Herr,“ antwortete ſie ihm, „daß Abukaſir mir mit einer Aufmerkſamkeit zuhörte, welche bezeugt, daß er dieſe Art Geſchichten liebt: wenn man ſie aber liebt, ſo weiß man auch dergleichen, und ich wünſchte wohl, ihn eine erzählen zu hören.“

Fatmé wollte dem allzu furchtſamen Abukaſir ein Mittel an die Hand geben, ihr zu antworten; ſie erwartete aus einigen Zügen einer fremden Geſchichte ſeine Geſinnungen gegen ſie zu erkennen, und da ſie eine von ihr ſelber ſo geſchickt herbei geführte Gelegenheit nicht verlieren wollte, ſo drang ſie in den König, ihrem Geliebten zu gebieten, daß er ihren Wunſch erfüllte.

„Ich bewillige, was du verlangeſt,“ ſagte Naûr; und Abukaſir mochte ſich noch ſo viel dagegen ſträuben, der König ſagte beim Weggehen zu ihm:

„Ich befehle dir, morgen zu Ende unſers Abendeſſens eine Geſchichte zu erzählen. Ich verzeihe dir zum voraus, wenn du uns nicht vergnügeſt; nicht jedermann kann gut erzählen. Möchteſt du dich nicht eben ſo gut deiner Aufgabe entledigen, wie Fatmé?“

Abukaſir bezeugte ihm mit tiefer Ehrfurcht, daß er gehorchen würde; und am folgenden Abend, nachdem er durch die zärtlichen Blicke Fatmé's tauſendfältig beruhigt worden, nahm er alſo das Wort:

Geſchichte
des
Derwiſches Abunadar,
oder
der Wunderleuchter.

„Ein durch ſein Alter ehrwürdiger Derwiſch, lag krank bei einer Frau, welche ſchon lange Witwe war, und in der Vorſtadt von Balſora in großer Armut lebte. Er war ſo gerührt von dem Eifer und von der Sorgfalt, womit ſie ſeiner pflegte, daß er, als er wieder geneſen war, bei ſeiner Abreiſe zu ihr ſagte:

„Ich habe bemerkt, daß du wohl für dich allein zu leben haſt, aber nicht ſo viel, um es mit deinem Sohne, dem kleinen Abdalla, zu theilen: willſt du mir dieſen anvertrauen, ſo will ich mein mögliches thun, um mich an ihm für die Wohlthaten erkenntlich zu beweiſen, welche ich deiner Pflege verdanke."

Die gute Alte willigte mit Freuden in ſeinen Antrag; und der Derwiſch nahm den Jüngling mit, und kündigte ihm an, daß ſie eine Reiſe machen würden, welche beinahe zwei Jahre dauern könnte. Während er nun mit ihm die Welt durchſtrich, ließ er ihn im Ueberfluſſe leben, gab ihm treffliche Lehren, und pflegte ſein in einer tödtlichen Krankheit, welche ihn befiel; kurz, er ſorgte ſo für ihn, als wenn er ſein leiblicher Sohn geweſen wäre. Abdalla bezeugte ihm tauſendmal ſeine Erkenntlichkeit für ſo viel Güte; aber der Greis ſagte dann immer zu ihm:

„Mein Sohn, durch die That bewährt ſich die Erkenntlichkeit: wir werden ſehen, kömmt Zeit und Ort."

Eines Tages befanden ſie ſich, indem ſie ſo fort wanderten, an einem abgelegenen Ort, und der Derwiſch ſprach zu Abdalla:

„Mein Sohn, wir ſind hier am Ziel unſerer Wanderungen; ich werde durch meine Gebete bewirken, daß die Erde ſich öffne und dir Eingang verſtatte zu einem der größten Schätze, welche ſie in ihrem Schooße verbirgt: wirſt du wohl den Muth haben, in dieſes unterirdiſche Reich hinab zu ſteigen?"

Abdalla ſchwur ihm, daß er auf ſeinen Gehorſam und ſeinen Eifer rechnen könnte. Hierauf zündete der

Derwiſch ein kleines Feuer an, warf Weihrauch hinein, las und betete einige Augenblicke, und die Erde that ſich auf. Da ſagte der Derwiſch zu dem Jüngling:

„Jetzo kannſt du hinab ſteigen, mein theurer Abdalla: bedenke, daß es nur von dir abhängt, mir einen großen Dienſt zu leiſten, und daß dieß vielleicht die einzige Gelegenheit iſt, mir zu beweiſen, daß du kein Undankbarer biſt: laß dich von allen den Reichthümern, welche du antreffen wirſt, nicht verblenden; ſei nur darauf bedacht, dich eines eiſernen Leuchters mit zwölf Armen zu bemächtigen, welchen du neben einer Thüre finden wirſt, der iſt mir durchaus nothwendig; drum komm ſogleich damit zurück, und bringe ihn mir her.“

Fünfhundert und neun und dreißigſter Tag.

Abdalla verſprach alles, und ſtieg dreiſt in den unterirdiſchen Gang hinab: aber er vergaß, was ihm ſo nachdrücklich war eingeſchärft worden, und während er ſeine Kleider mit Gold und Diamanten anfüllte, wovon dort unten große Haufen lagen, ſchloß die Oeffnung ſich wieder, durch welche er eingetreten war. Er behielt indeſſen noch ſo viel Gegenwart des Geiſtes, den eiſernen Leuchter zu ergreifen, welchen der Derwiſch ihm ſo dringend empfohlen hatte; und obwohl die Lage, worin er ſich befand, eine der Schrecklichſten war, ſo gab er ſich doch nicht der Verzweiflung hin, ſondern dachte nur auf Mittel, aus einem Orte hinaus zu kommen, der ſein Grab werden konnte: er begriff wohl, daß die Oeffnung ſich nur wieder geſchloſſen, weil er nicht genau die Befehle des Derwiſches befolgt hatte; er gedachte an die Güte und an die Sorgfalt, womit er war überhäuft worden, warf ſich ſeine Undankbarkeit vor, und endigte damit, daß er ſich vor Gott demüthigte. Endlich, nach vieler Mühe und Angſt, war er ſo glücklich, einen engen Gang zu finden, welcher ihn aus dieſer dunkeln Höhle führte: aber erſt nachdem er lange darin fortgetappt war, erblickte er eine kleine mit Dornengebüſch bewachſene Oeffnung, durch welche er wieder ans Tageslicht kam. Er blickte ſich nach allen Seiten um, ob der Derwiſch nicht zu ſehen wäre: aber ſein Bemühen war vergeblich; er wollte ihm gern den Leuchter geben, danach er ſo ſehr verlangt hatte, und nahm ſich vor, ſich deſſelben zu entledigen, weil er durch die mitgenommenen Schätze doch reich genug wäre.

Als er keinen Derwiſch erblickte und auch nichts von der Gegend wieder erkannte, durch welche er gekommen war, ſo ging er auf gut Glück eine Zeitlang vorwärts, und war höchſt erſtaunt, als er ſich plötzlich vor dem Hauſe ſeiner Mutter befand, von welchem er ſich ſehr fern wähnte. Sie fragte ihn alsbald nach dem heiligen Derwiſch. Abdalla erzählte ihr unbefangen alles, was ihm begegnet, und die Gefahr, in welche er gerathen war, um eine ſo thörichte Grille des Derwiſches zu befriedigen; ſodann zeigte er ihr die Reichthümer, womit er beladen war. Die Mutter ſchloß aus dem Anblicke derſelben, daß der Derwiſch nur den Muth und Gehorſam ihres Sohns hatte prüfen wollen, und daß man der Gaben ſich erfreuen müße, welche das Glück ihm dargeboten hatte; ſie fügte hinzu, daß ſolches ohne Zweifel die Abſicht des heiligen Derwiſches geweſen wäre.

Indem beide nun dieſe Schätze mit Gierigkeit betrachteten, davon verblendet waren, und tauſend Entwürfe darauf gründeten, verſchwand auf einmal alles vor ihren Augen. Jetzt erſt warf Abdalla ſich ſeinen Undank und ſeinen Ungehorſam vor; und als er ſah, daß der eiſerne Leuchter allein der Bezauberung, oder vielmehr der Beſtrafung widerſtanden hatte, welche derjenige verdient, der nicht erfüllt, was er verſprochen hat, rief er aus, indem er ſich niederwarf:

„Was mir geſchieht, iſt gerecht; ich habe verloren, was ich nicht Luſt hatte, wiederzugeben; und der Leuchter, welchen ich dem Derwiſch übergeben wollte, iſt mir geblieben: das iſt ein Beweis, daß er ihm gehört, und daß das Uebrige übel erworbenes Gut war.“

Die erſten Fehltritte, welche man begeht, ſind gewöhnlich von Gewiſſensbiſſen begleitet; aber dieſe ſind nicht von langer Dauer. Nachdem Abdalla dieſes geſprochen hatte, ſtellte er den Leuchter mitten in ihrem Häuschen auf.

Als die Nacht kam, ſteckte er, ohne weiter etwas dabei zu denken, auf dieſen Leuchter das Licht, welches ihnen leuchten ſollte: alsbald ſahen ſie einen Derwiſch erſcheinen, der ſich eine Stunde lang um den Leuchter drehte, und wieder verſchwand, nachdem er ihnen einen Asper [*]) zugeworfen hatte.

Der Leuchter hatte zwölf Arme: Abdalla, der den ganzen Tag mit dem beſchäftigt war, was er den Abend zuvor geſehen hatte, war begierig zu ſehen, was geſchehen würde, wenn er am Abend auf jeden Arm ein Licht ſteckte; er that es, und augenblicklich erſchienen zwölf Derwiſche, ſie drehten ſich gleichmäßig eine Stunde lang umher, und warfen ihnen beim Verſchwinden jeder einen Asper zu. Abdalla wiederholte nun täglich dieſelbe Beleuchtung, und ſie hatte jedesmal denſelben Erfolg; aber nimmer konnte er dieß mehr als einmal binnen vier und zwanzig Stunden wiederholen. Dieſe mäßige Summe, welche die Derwiſche ihnen gaben, war hinreichend, ihm mit ſeiner Mutter einen gewiſſen Wohlſtand zu verſchaffen; lange Zeit hindurch hatten ſie auch nicht mehr begehrt, um glücklich zu ſein: aber es reichte nicht hin, um ihren Glücksſtand bedeutend zu verändern; und es iſt immer gefährlich, wenn die Einbildungskraft ſich an der Vorſtellung von Reichthümern weidet. Der Anblick deſſen, was ſie ſchon zu beſitzen gewähnt; die Entwürfe, welche ſie zur Verwendung deſſelben gemacht hatten, alles dieß hatte ſo tiefe Eindrücke in Abdalla's Geiſt zurück gelaßen, daß nichts ſie wieder austilgen konnte. Als er demnach den geringen Vortheil ſah, welchen er von dem Leuchter ziehen konnte, faßte er den Entſchluß, denſelben dem Derwiſch zu bringen, in der Hoffnung, für dieſes Kleinod, nach welchem er ein ſo großes Verlangen bezeigt hatte, entweder den Schatz zu erlangen, welchen er unter der Erde geſehen hatte, oder wenigſtens die Reichthümer wieder zu finden, welche vor ſeinen Augen verſchwunden waren. Er hatte glücklicherweiſe den Namen des Derwiſches und der Stadt, worin er wohnte, behalten. Er nahm alſo Abſchied von ſeiner Mutter, machte ſich ſchleunigſt auf den Weg nach Magrebi, und nahm ſeinen Leuchter mit, um welchen er alle Tage die Derwiſche ſich drehen ließ, und der ihm auf ſolche Weiſe die Wegezehrung verſchaffte, ohne daß er die Hülfe und das Mitleid der Gläubigen anzuſprechen brauchte.

---

[*]) Eine kleine Münze.

Fünfhundert und vierzigſter Tag.

Als er in Magrebi angelangt, war ſeine erſte Sorge, ſich zu erkundigen, in welchem Kloſter, oder in welchem Hauſe Abunadar wohnte; dieſer war ſo bekannt, daß jedermann ihm ſeine Wohnung anzeigte. Er begab ſich ſogleich dahin, und fand funfzig Thürſteher, welche den Eingang ſeines Hauſes bewachten; ein jeder von ihnen trug einen Stab mit einem goldenen Knopf in der Hand; die Höfe dieſes Palaſts wimmelten von Sklaven und Dienern; kurz, der Palaſt keines Fürſten trug jemals ſo viel Pracht zur Schau. Abdalla, von Erſtaunen und Bewunderung erfüllt, konnte ſich nicht entſchließen, fürder zu gehen: „Sicherlich,“ ſprach er bei ſich ſelber, „habe ich mich nicht recht ausgedrückt, oder diejenigen, an die ich mich gewandt, haben ſich mit mir, als einem Fremden, einen Spaß machen wollen: dieß hier iſt doch die Wohnung keines Derwiſches, vielmehr eines Königs.“

Er ſtand noch in dieſer Ungewißheit da, als ein Mann zu ihm heran trat und ihn anredete:

„Abdalla, ſei willkommen! mein Herr Abunadar erwartet dich ſchon lange.“

Hierauf führte er ihn in einen angenehmen und prächtigen Gartenſaal, in welchem Abunadar ſaß. Abdalla, erſtaunt über alle Reichthümer, welche er überall ſah, wollte ſich vor ihm niederwerfen; aber Abunadar verhinderte ihn daran, und unterbrach ihn, als er ſich ein Verdienſt daraus machen wollte, daß er ihm hier den Leuchter überbrächte.

„Du biſt nichts weiter als ein Undankbarer,“ ſprach er zu ihm, „wähnſt du mich zu täuſchen? Keiner deiner Gedanken iſt mir verborgen; und hätteſt du die Kräfte dieſes Leuchters gekannt, ſo würdeſt du ihn mir nicht gebracht haben. Ich will dich ſeinen wahren Gebrauch kennen lehren.“

Alsbald ſteckte er ein Licht auf jeden Arm des Leuchters; nnd als die zwölf Derwiſche ſich eine Weile umher gedrehet hatten, gab er einem jeden einen Schlag mit einem Stock, und augenblicklich wurden ſie in zwölf Haufen von Goldſtücken, Diamanten und andern Edelſteinen verwandelt.

„Da ſiehſt du,“ ſprach er zu Abdalla, „welchen Gebrauch man von dieſem Wunderwerk machen ſoll. Uebrigens habe ich bloß deshalb darnach getrachtet, um es in meiner Sammlung aufzuſtellen, als einen Talisman, welchen ein Weiſer verfertigt hat, den ich hoch verehre; und weil es mir Vergnügen macht, es denjenigen zu zeigen, welche mich von Zeit zu Zeit beſuchen. Um dir aber zu beweiſen,“ fügte er hinzu, „daß bloß Neugierde der Beweggrund meiner Nachforſchung geweſen, ſo nimm hier die Schlüſſel meiner Kammern, öffne ſie, und du wirſt ſehen, wie groß meine Reichthümer ſind, und mir ſagen, ob der unerſättlichſte Geizhals ſich nicht damit begnügen würde.“

Abdalla that es, und durchlief zwölf ſehr geräumige Gewölbe, ſo voll von Reichthümern aller Art, daß er gar nicht mehr unterſcheiden konnte, welche davon ſeine meiſte Bewunderung verdienten; denn alles verdiente und reizte ſeine Begierde. Indeſſen zerriß der Aerger, daß er den Leuchter zurück gegeben und nicht den Gebrauch deſſelben gekannt hatte, Abdalla's Herz. Abunadar ſtellte ſich, als wenn er es nicht gewahrte, im Gegentheil überhäufte er ihn mit Liebkoſungen, behielt ihn mehrere Tage in ſeinem Hauſe, und ließ ihn ſo behandeln, wie ſich ſelber.

Am Vorabend des Tages, welcher zu ſeiner Abreiſe beſtimmt war, ſprach er zu ihm:

„Abdalla, mein Sohn, ich glaube, daß du durch alles was dir begegnet iſt, von dem häßlichen Laſter des Undanks geheilt worden; indeſſen bin ich dir ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit ſchuldig für die weite Reiſe, welche du unternommen, um mir etwas zu bringen, wonach ich ſo ſehr getrachtet hatte. Du kannſt nun heim kehren, ich halte dich nicht länger zurück; morgen wirſt du vor der Thüre meines Palaſts eins meiner Pferde bereit finden; beſteig es, ich ſchenke es dir, gleich wie einen Sklaven, der zwei Kameele, die, nach deiner eigenen Auswahl unter meinen Schätzen, mit Gold und Edelſteinen beladen ſind, dir nach deinem Hauſe führen wird.“

Abdalla ſagte ihm alles, was ein von Geiz eingenommenes Herz nur ausſprechen kann, wenn man ſeine Leidenſchaft befriedigt, und legte ſich nieder, in Erwartung des Tages ſeiner Abreiſe.

Die ganze Nacht lag er unruhig und konnte an gar nichts anderes denken, als an den Leuchter und an die Wirkungen deſſelben: „Ich habe ihn,“ ſprach er bei ſich ſelber, „ſo lange in meiner Gewalt gehabt; ohne mich wäre Abunadar niemals zu dem Beſitze deſſelben gelangt. Welche Gefahren habe ich in den unterirdiſchen Gewölben nicht beſtanden? Warum ſoll er nun dieſen Schatz der Schätze beſitzen? Weil ich ſo redlich, oder vielmehr ſo thöricht geweſen bin, und ihn demſelben zurück gebracht habe; er hat den Vortheil von meiner Mühe und von den Gefahren, denen ich mich auf einer ſo weiten Reiſe ausgeſetzt habe. Und was gibt er mir nun zum Lohne dafür? zwei elende mit Gold und Edelſteinen beladene Kameele! In einem Augenblick gewährt der Armleuchter zehnmal mehr: Abunadar ſelber iſt ein Undankbarer. Welches Unrecht würde ich ihm thun, wenn ich den Leuchter ihm wieder nähme? Wahrlich, gar keins; denn er iſt ſo reich: ich dagegen, was beſaß ich?“

Dieſe Vorſtellungen beſtimmten ihn zuletzt, ſich, wo möglich, des Wunderleuchters wieder zu bemächtigen; es ward ihm nicht ſchwer, denn Abunadar hatte ihm die Schlüſſel ſeiner Schatzkammern anvertrauet; er wußte, wo der Leuchter ſtand, er nahm ihn, und verbarg ihn ganz unten in einem Sacke, den er mit Goldſtücken und anderen Reichthümern anfüllte, welche ihm erlaubt waren mitzunehmen, und ließ ihn, ſammt allem übrigen, auf die Kameele laden. Dann hatte er nichts eiligeres zu thun, als ſich zu entfernen; und nachdem er von dem großmüthigen Abunadar kurzen Abſchied genommen, gab er ihm die Schlüſſel zurück, beſtieg ſein Pferd, und reiſte mit ſeinem Sklaven und ſeinen beiden Kameelen ab.

Als er noch einige Tagereiſen von Balſora war, verkaufte er ſeinen Sklaven, um keinen Zeugen ſeiner vormaligen Armut, noch der Quelle ſeines jetzigen Reichthums zu haben. Er kaufte dafür einen andern, und kam ohne Hindernis heim zu ſeiner Mutter, welche er kaum eines Blicks würdigte, ſo ſehr war er mit ſeinen Schätzen beſchäftigt. Seine erſte Sorge war, die Ladungen ſeiner Kameele und den Leuchter in eine Kammer im Innerſten des Hauſes zu ſchaffen; und voll Ungeduld, ſeine Augen an dem wirklichen Reichthume zu weiden, ſteckte er die Lichter auf den Armleuchter; die zwölf Derwiſche erſchienen, er gab einem jeden einen Stockſchlag aus aller Macht, um ja den Geſetzen des Talismans zu genügen. Aber er hatte nicht bemerkt, daß Abunadar beim Schlagen den Stock in der linken Hand hielt, ſondern bediente ſich, wie gewöhnlich, der Rechten: alsbald zogen die Derwiſche, anſtatt ſich in Gold- und Edelſtein-Haufen zu verwandeln, jeder unter ſeinem Rock einen furchtbaren Prügel hervor, und ſchlugen damit ſo lange und ſo ſtark auf Abdalla los, daß ſie ihn faſt todt liegen ließen, und im Verſchwinden zugleich die Kameel-Ladungen, die Kameele, das Pferd, den Sklaven und den Leuchter mit hinweg nahmen.

Auf ſolche Weiſe, Herr, wurde Abdalla durch Armut und faſt durch den Tod für ſeine unmäßige Habſucht beſtraft, welche vielleicht noch zu verzeihen geweſen wäre, wenn er ſie nicht mit einer Undankbarkeit verbunden hätte, die eben ſo ſtrafwürdig als frech war, weil er keine Mittel beſaß, ſeine Treuloſigkeit den allzu ſcharfſichtigen Augen ſeines Wohlthäters zu entziehen."

Naûr ſchien mit dieſer Geſchichte zufrieden, und ſagte zu Abukaſir, daß ſie ihm um ſo mehr Vergnügen gemacht, als ſie ein Beiſpiel aufſtellt von einer gerechten Beſtrafung des ſchwärzeſten aller Laſter, welches nur zu gemein iſt unter den Menſchen, aber durch nichts jemals entſchuldigt werden kann.

Fatmé war zu nahe betheiligt bei dieſer Geſchichte, um nicht ihre Meinung darüber zu ſagen. Sie hatte ſich wohl erkannt unter dem Bilde des Kleinods deſſen Beſitz vor allen wünſchenswerth iſt; ſie zweifelte nicht, daß ſie in Abukaſirs Augen köſtlich wäre: aber in dem Gemälde, welches er von Abukaſirs Undankbarkeit entworfen, hatte ſie, nur allzu ſehr für ihre Wünſche, die ganze Furchtſamkeit ihres Geliebten erkannt; ſeine Treue gegen ſeinen Herrn war jedoch nicht dasjenige, was ſie am meiſten beunruhigte, und die Worte, womit er ſeine Erzählung beſchloſſen hatte, bewieſen ihr, daß er minder verlegen wäre, ihn zu verrathen, als ihn zu täuſchen.

„Ich räume ein,“ ſprach ſie, „daß die Geſchichte, welche man uns erzählt hat, eben ſo unterhaltend als lehrreich iſt: aber ich kann mich nicht erwehren, darin eine von Abukaſir beabſichtigte Beurtheilung meiner Erzählung zu erkennen. Ich habe Naerdan wegen ſeiner Zaghaftigkeit getadelt, welche eine misverſtandene Dankbarkeit ihm eingeflößt, und ihm beinahe ſein Glück und das Glück ſeiner Geliebten gekoſtet hätte: Abukaſir würde aber mit Unrecht wähnen, daß ich die Undankbarkeit habe zu einer Tugend machen wollen: davon bin ich ſo weit entfernt, daß mir vielmehr Abdalla's Undank noch nicht genug beſtraft ſcheint; und daß iſt ein Mangel in Abukaſirs Erzählung. Der Eigennutz, der ſelber nicht Gegenſtand der Tugend ſein kann, vermag noch weniger das Laſter zu entſchuldigen. Was dagegen die Liebe manchmal verleitet zu thun, muß minder ſtrenge verurtheilt werden. Sie macht die Schuldigen nur allzu beklagenswerth, und alle Welt iſt in ſolchen Fällen bei der Nachſicht betheiligt. Abdalla hätte," fügte ſie hinzu, „durch Anhänglichkeit an den Derwiſch deſſen Reichthümer theilen und glücklich ſein können; es war Thorheit, ſich einzubilden, daß er ihn täuſchen könnte: dieſe Kunſt und Geſchicklichkeit muß man den Liebenden überlaßen, denen allein ſie erlaubt ſind; ſie wiſſen dieſelben ſo gut anzuwenden, daß es keine Wächter gibt, welche ſie nicht zu täuſchen vermöchten."

Abukaſir ſenkte die Augen, um einen Blick zu vermeiden, welcher den König überraſchte, ohne ihn genugſam aufzuklären; indeſſen aufgeregt, und in Betrachtungen verſenkt, welche ihm ganz neu waren, ſagte er, er wolle ſchlafen gehen; aber er ließ zuvor noch Fatmé verſprechen, ihm eine Geſchichte zu erzählen, welche das bewährete, was ſie behauptet hatte. Und am folgenden Abend, nachdem ſie gegeſſen und der leichte Eindruck, welchen der König empfangen hatte, wieder verwiſcht war, erzählte ſie ihm, wie folget:

Geſchichte
des Greifen.

„Als Sultan **Suleiman** [*]) den Thron beſtieg, erklärte er den Greifen, der auf dem Gebirge **Kaf** [**]) wohnte, zum König aller Vögel. Obwohl nun dieſem klugen Thiere ſiebzehnhundert Arten Vögel unterworfen waren, blieb es doch ſtäts dieſem Fürſten unterthan, und erſchien alle Morgen an ſeinem Hofe.

Eines Tages war der Greif zugegen bei einem Streit, oder vielmehr bei einer Berathung, welche die Schriftgelehrten in Gegenwart Suleimans hielten. Einer derſelben behauptete, daß man die Rathſchlüſſe

---

*) So nennen die Morgenländer den **Salomon.**

**) Welches, nach morgenländiſcher Vorſtellung, die Erde rings umgürtet.

Gottes nicht zu vereiteln vermöchte. Der Greif, verwundert über dieſen Satz, unterbrach ihn, und ſprach mit lauter Stimme:

„Ich behaupte, daß ich etwas verhindern kann, was Gott beſchloſſen hat.“

Vergeblich ſtellten die Schriftgelehrten ihm die Thorheit und die Gottloſigkeit ſeiner Behauptung vor; und Gott, der ihn gehört hatte, wollte ſehen, was er im Sinne hätte, und welche Maaßregeln der Vogel ergreifen würde, um das zu vereiteln, was er, der Schöpfer, beſchloſſen hätte. „Ich will,“ ſprach Gott, „die Tochter des Königs vom Niedergang mit dem Sohne des Königs vom Aufgang vermählen. — Geh,“ ſprach er zum Engel Gabriel, und thu meinen Willen Suleiman kund: wir wollen doch ſehen, was der Greif anſtellen kann, um dieſe Heirath zu verhindern.“

Suleiman theilte dem Greifen den Willen Gottes mit, und machte ihm nochmals Vorſtellungen um ihm das Lächerliche ſeines Unterfangens einzuſchärfen: aber der Greif beharrte ſtäts in ſeinem Vorſatz, und ſagte, daß er ſchon Mittel finden würde, dieſe Heirath zu hintertreiben.

„So wiſſe denn,“ fuhr der König fort, „daß die Königinn des Niedergangs in dieſem Augenblick von der Tochter entbunden wird, welche dem Sohne des Kaiſers des Aufganges beſtimmt iſt.“

Fünfhundert und zwei und vierzigſter Tag.

Der Greif flog ſogleich hinweg, ohne daß er jemand anders als die Nachteule gefunden hätte, die ihm beiſtimmte. Dieſe war die einzige unter allen Vögeln, welche behauptete, daß dem Greifen ſein Unternehmen gelingen werde. Der Greif durchſchnitt die Lüfte mit der reißendſten Schnelligkeit, und bald gelangte er in das Abendland, und ſpähte einige Zeit umher, die Gegend auszuforſchen, wo die kleine Prinzeſſinn wohnte: endlich erblickte er ſie in der Wiege, umgeben von ihren Ammen. Er ſtieß hoch aus den Lüften darauf hernieder, die Frauen umher nahmen die Flucht, und er ergriff unverwehrt die Prinzeſſinn, und trug ſie auf das Gebirge Kaf, wo er ſein Neſt hatte.

Dieſer Greif war ein Weibchen; er gab alſo dem Kinde alle Nächte die Bruſt, und ſeine Milch war ſo gut, daß es bald entwöhnt werden konnte. Kurz, die Prinzeſſinn genoß fortwährend einer trefflichen Geſundheit, und ward eben ſo groß, als ſchön; der Greif unterließ ſogar nichts, ihr eine angemeſſene Erziehung zu geben, indem er ſie im Leſen und Schreiben unterrichtete, und dann ſich mit ihr über das beſprach, was er ihr zu Leſen aufgegeben hatte. Die Prinzeſſinn, welche den Greifen, wie ihre Mutter anſah, gehorchte ihm blindlings, und war in ihrer Einſamkeit täglich mit ihrem Neſte beſchäftigt; denn der Greif fuhr fort, ſich täglich zu Suleiman zu begeben und ihm die Dienſte zu leiſten, welche dieſer Fürſt von ihm forderte. Indeſſen kam er jeden Abend heim, ſeiner geliebten kleinen Tochter zu eſſen zu geben und ſich mit ihr zu unterhalten. Sie kam endlich zu mannbarem Alter; und gerade zu dieſer Zeit nahm der Königsſohn des Morgenlandes nach dem Tode ſeines Vaters Beſitz von dem Throne.

Der junge Fürſt war ein ſo leidenſchaftlicher Jäger, daß er keinen Tag hingehen ließ, ohne ſich dieß Vergnügen zu machen; aber zuletzt langweilte es ihn, ſtäts an denſelben Orten und dieſelben Thiere zu jagen, und er ſprach zu ſeinen Veſyren:

„Wir wollen zu Schiffe gehen, um in entlegenen Gegenden zu jagen, die wir noch nicht betreten haben; während unſrer Abweſenheit kann ſich dieſes Land hier wieder mit Wild bevölkern.“

Die Veſyre antworteten ihm: „Fürſt, du haſt zu gebieten, und uns liegt ob, deine Befehle zu vollziehen.“

Sie ließen ſogleich kleine Fahrzeuge ausrüſten, um überall bequem anlanden zu können. Der junge König ſchiffte ſich mit ſeinem Gefolge und ſeinen Veſyren ein, und ging unter Segel. Da er kein beſtimmtes Ziel hatte, ſo war jeder Wind ihm willkommen. Nachdem er auf mehreren Inſeln gejagt hatte, wo ſeine Flotte anlegte, erhub ſich ein ſo wüthender Sturm, daß alle Schiffe zerſchmettert oder zerſtreuet wurden: aber durch Gottes Fügung gelangte das einzige Schiff, auf welchem der Fürſt ſich befand, an den Fuß des Gebirges Kaf. Einige ſeiner Leute gingen mit ihm ans Land, und waren ſehr verwundert, daſſelbe unbewohnt und nur furchtbare und ſchroffe Gebirge zu finden. Indeſſen fingen ſie trotz der wüſten Gegend an zu jagen. Der Fürſt trennte ſich unvermerkt von ſeinen Gefährten und verirrte ſich. Er wanderte einige Zeit auf gut Glück fort; endlich erblickte er einen Baum, der ihm durch ſeine Größe auffiel: vierhundert Mann hätten ihn nicht umklafftern können, und ſeine Höhe war dem Umfange ſeines Stammes gemäß; und mit nicht weniger Verwunderung entdeckte er oben auf dem Baume ein Neſt. Dieſes beſtand aus mehreren Stockwerken, und übertraf an Umfang die größten Schlöſſer; es war aus Balken und Brettern von Cedern- und Sandel-Bäumen, und anderen durch ihren Wohlgeruch berühmten Hölzern gezimmert. Der junge Fürſt betrachtete dieſe Wunder der Kunſt und der Natur mit der größten Aufmerkſamkeit, als er durch eine Fenſter-Oeffnung in der Wand dieſes wunderſamen Neſtes ein junges noch wunderbareres Mädchen erblickte. Es währte nicht lange, daß ſie ihrerſeits auch ihn erblickte. Nachdem beide ſich eine Weile angeſehen, ohne ein Wort vorbringen zu können, — ſo ſehr waren ſie gegenſeitig überraſcht und entzückt, — da fügte es Gott, daß jedes die Sprache des andern verſtand. Der Prinz rief aus:

„O du Sonne der Schönheit, was machſt du in einer Wohnung, die deiner Reize ſo wenig würdig iſt?“

„Ach!“ antwortete ſie, „ich bin am Tage allein hier, und des Nachts iſt meine Mutter bei mir. Sie ſteht in Suleimans Dienſten,“ fügte ſie hinzu.

Der König erſtaunte einmal übers andre; aber ſeine Verwunderung ſtieg aufs höchſte, als ſie ihm ſagte, ihre Mutter hätte Flügel, und das Gebirge, auf welchem ſie ſich befänden, wäre das in der Welt ſo berühmte, aber ſo wenig bereiſete Gebirge Kaf. Der König erzählte ihr ſeinerſeits, wie ein glücklicher Zufall ihn zu ihr geführt hätte. Während er ſie dann über ihre Beſtimmung unterrichtete, ſprach die junge Prinzeſſinn bei ſich ſelber: „Dieſer junge Mann iſt von meiner Gattung, er gleichet mir: wie glücklich würde ich ſein, bei ihm zu leben! Meine Mutter iſt nicht ſo glücklich, ſo gebildet zu ſein, wie wir beide, und ihre Geſtalt iſt bei weitem nicht ſo ſchön. Zwar,“ fuhr ſie fort, „hat ſie Flügel. Ah, wenn ich auch welche hätte, wie bald würde ich an ſeiner Seite ſein, um mich niemals wieder von ihm zu trennen!“

Nach dieſer zärtlichen Betrachtung, ſagte ſie zu dem Fürſten:

„Könnteſt du nicht Mittel finden, herauf zu ſteigen in das Neſt? Wir könnten uns dann bequemer unterhalten."

„Leider, vermag ich es nicht," erwiederte der Fürſt; „wenn es thunlich wäre, würde ich da erſt deine Aufforderung dazu abgewartet haben? hätte ich mir zuvor kommen laßen?"

„Ich bin nur zweifelhaft," hub die Prinzeſſinn wieder an, „ob meine Mutter es gut heißen würde, daß du bei mir wäreſt, ſonſt glaube ich wohl, ein Mittel gefunden zu haben, dich ohne ihr Wiſſen hier bei mir zu ſehen."

Du ſiehſt Herr," unterbrach ſich hier Fatmé, indem ſie Abukaſir einen flammenden Blick zuwarf, welcher ihn aufforderte, alles zu wagen, „du ſiehſt," ſagte ſie, „wie das natürliche Gefühl diejenigen unterweiſet, welche nicht im mindeſten von der Welt belehrt ſind. —

Fünfhundert und drei und vierzigſter Tag.

Der Fürſt," fuhr Fatmé in ihrer Erzählung fort, „fragte die Prinzeſſinn, welches Mittel ſie erſonnen hätte: „es gibt keins, welches ich nicht anwenden wollte, um dich zu ſehen und dich anzubeten."

„Es freuet mich," erwiederte ſie ihm, „daß ich deine Geſinnung ſo übereinſtimmend mit der meinigen finde. — Weide das Kameel aus," fuhr ſie fort, „welches wenige Schritte von dir liegt und eben geſtorben iſt; die Sonne wird es bald ausgetrocknet haben, fülle es mit allen wohlriechenden Kräutern, welche umherwachſen, verbirg dich hierauf ſelber in den hohlen Leib, ſo daß man dich nicht gewahrt; ich will dann meine Mutter bittten, mir das Kameel herauf zu bringen, um ſeinen Bau zu betrachten, ſie wird es mir nicht verſagen, und morgen früh wird ihre Abweſenheit uns alle erwünſchte Freiheit gewähren."

Alles geſchah, wie ſie es erſonnen hatte; und als der Fürſt oben in dem Neſte war, hinderte beide nichts mehr, die glückſeligſten Augenblicke mit einander zu verleben. Als die Mutter nach ihrem Neſte zurück kam, erblickten ſie ſie leicht in der Ferne, und der Fürſt verſteckte ſich ſogleich wieder in ſein Kameel, und kam erſt wieder hervor, als jene wieder weg geflogen war.

Unterdeſſen ward die Prinzeſſinn ſchwanger; und als ſie ihrer Niederkunft nahe war, befahl Gott wieder dem Engel Gabriel, Suleiman alles zu offenbaren. Dieſer ließ ſogleich den Greifen rufen und fragte ihn, ob er denn die Vermählung des Königs von Morgenland mit der Königstochter des Abendlandes verhindert hätte.

„Ohne Zweifel," antwortete er ihm; „die Prinzeſſinn iſt ſeit langer Zeit in meinem Gewahrſam; und ich fordere jeden auf, zu behaupten, daß er ſich ihr genahet habe; ſie befindet ſich in meinem Neſte auf dem Gebirge Kaf: das iſt genug, um zu verſichern, daß ſie bisher nur mich allein geſehen hat.“

„Geh und bringe ſie auf der Stelle her,“ gebot ihm der König, „ich will ſie ſehen und mich ſelber überzeugen, daß du mich nicht täuſcheſt.“

Der Greif war mit Freuden dazu bereit; und Suleiman befahl, um nicht hintergangen zu werden, zweien anderen großen Vögeln, ihn zu begleiten, um Zeugnis von ſeinem Thun zu geben.

Die Vögel flogen hin, und Suleiman ließ einen Divan berufen, in welchem faſt ſein ganzer Hof und alle Schriftgelehrten verſammelt waren, um Zeuge von allem zu ſein, was vorginge.

Die junge Prinzeſſinn hörte glücklicherweiſe das Geräuſch, welches der Flug der Vögel verurſachte; ſie war ſehr erſtaunt darüber; denn noch niemals war ihre Mutter um dieſe Stunde heim gekommen. Sie hatte nur noch ſo viel Zeit, den Prinzen, der ſich eben mit ihr unterhielt, zu entfernen, und ihn wieder in ſeinem Kameele zu verbergen. Indeſſen konnte ſie, ohne etwas von dem gehabten Schrecke zu verrathen, ſich doch nicht erwehren, ihrer Mutter ihre Verwunderung über ihre Heimkehr, und über die Ankunft der beiden Vögel zu bezeigen, von welchen ſie begleitet war.

„Meine Tochter,“ antwortete ihr der Greif, „Suleiman will dich ſehen, wir müßen augenblicklich fort, und ich komme nur, dich abzuholen und an ſeinen Hof zu bringen.“

Die Prinzeſſinn, voll Erſtaunen, aber noch mehr voll Beſorgnis um ihren Geliebten, den ſie nicht verlaßen konnte, verlor jedoch nicht die Beſonnenheit, ſondern erwiederte:

„Auf welche Weiſe, meine Mutter, willſt du mich denn dorthin bringen?“

„Ich will dich auf meinem Rücken tragen,“ antwortete ihr der Greif.

„Aber bei dem hohen Fluge über ſo viele Meere und Gebirge dahin,“ wandte ſie ein, „wird mir ohne Zweifel der Kopf ſchwindeln; der neue Anblick aller der mannigfaltigen Gegenſtände, und die reißende Schnelligkeit deines Fluges werden unfehlbar machen, daß ich hinab ſtürze; mein Tod iſt gewiß, und ich kann mich nicht entſchließen, auf eine ſolche Weiſe zu reiſen. — Setze mich lieber in dieſes todte Kameel,“ fügte ſie hinzu, „da werde ich gar nichts ſehen, und folglich in keiner Gefahr ſchweben.“

Der Greif fand dieſen Vorſchlag vortrefflich, und lobte ſeine Tochter über die Erfindſamkeit und den Verſtand, welchen ſie an den Tag legte. Die Prinzeſſinn ſchlüpfte in das Kameel, worin der Prinz mit größter Unruhe, das Ende einer für ſeine Herrinn und für ihn ſelber ſo wichtigen Unterredung erwartete. Der

Greif trug beide ſo dahin, und die Geſchichte verſichert, daß die Prinzeſſinn unterweges eines Knäbleins genas.

Als die Vögel wieder vor Suleiman angekommen waren, der ſie inmitten ſeines Divans erwartete, befahl er dem Greifen, ſelber das Kameel zu öffnen. Dieſer that es: aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er den Fürſten und die Prinzeſſinn mit ihrem Kinde auf dem Arme hervor treten ſah!

„Auf ſolche Weiſe alſo,“ ſprach Suleiman zu ihm, „vereitelſt du den Willen Gottes?“

Die Beſchämung, der Aerger und das unmäßige Gelächter des ganzen Divans verurſachten dem Greifen einen fürchterlichen Ingrimm; er flog hinweg: und ſeit der Zeit kömmt er nicht mehr aus dem Gebirge Kaf hervor.

Suleiman fragte nun nach der Nachteule, welche die Behauptung und das Unterfangen des Greifen gebilligt hatte. Aber ſie hatte ſich klüglich zurück gezogen: und ſeit dieſer Zeit hauſet ſie nur in abgelegenen Winkeln, und kömmt nur des Nachts zum Vorſchein.

Beſchluß

der

Geſchichte König Naûrs von Kaſchemir.

Du wirſt geſtehen Herr," — beſchloß Fatmé ihre Erzählung, indem ſie ſich zu dem Könige wandte, aber Abukaſir mit Augen anblickte, in welche ſie ihre ganze Seele legte, und die ihm ſagten: „benutze meine Lehre." Und dieſer Blick war von einem ſo ſüßen Lächeln begleitet, daß es gleichſam die Luft mit Honig und Zucker erfüllte. Abukaſir ſeinerſeits erwiederte mit einem ſo feurigen, ſein Verlangen ſo lebhaft ausdrückenden Blicke, daß ſie im Innerſten davon getroffen wurde; ihre vor Zärtlichkeit und Entzücken halbgeſchloſſenen Augen, blieben indeſſen noch offen genug, um zu ſprechen, ſich verſtändlich zu machen, und zu Herzen zu dringen. Alle dieſe Vorgänge, die ſo ſchwer wiederzugeben und ſo lang zu beſchreiben, ſind Blitze der Liebe.

Naûr fühlte die ganze Stärke derſelben: aber er wußte die Aufwallungen ſeiner Eiferſucht zu beſchwichtigen, und ohne Fatmé zu unterbrechen, wie überzeugt er auch ſchon von dem war, was ſie ſagen wollte, hörte er, dem Anſcheine nach, ruhig weiter: — „du wirſt geſtehen Herr,“ ſagte ſie alſo, „daß zweien Liebenden, die wirklich ſich lieben, nichts unmöglich iſt?“

Abukaſir, der die Unruhe gewahrte, welche ſich in den Augen des Königs malte, welche Mühe er ſich auch gab, ſie zu unterdrücken, wollte ihn auf andere Gedanken bringen, und ſagen:

„Erlaube mir, Herr, dem nicht beizuſtimmen, was Fatmé eben ausgeſprochen hat.“

Fünfhundert und vier und vierzigſter Tag.

Naûr aber ſagte kaltſinnig: „Folge mir,“ und ging weg, ohne Fatmé anzublicken, dieſe Fatmé, der er ſonſt immer ſo viel zu ſagen hatte.

Die Gefühle gewinnen nur um ſo mehr Stärke, je tiefer man ſie verſchließt; und es ſcheint, daß die Worte, welche ihnen Luft machen, ſie zugleich ſchwächen. Naûr, obgleich er nichts geſagt hatte, faßte jedoch nicht minder den Entſchluß, allen Umgang mit ſeiner Ungetreuen abzubrechen. Der Zwang, welchen er ſich einen Augenblick anthat, hatte keinen andern Grund, als die Schaam, eiferſüchtig zu erſcheinen.

Als Naûr in ſeinem Zimmer allein war, gab er ſich allen Stürmen und Quaalen der Eiferſucht hin.

Das verſchwundene Vertrauen, der Verluſt deſſen, was man noch wider ſeinen Willen liebt; die heftigen Entſchlüſſe, welche unaufhörlich einander folgen; dieſe grauſame Zerrüttung aller Sinne, welche unfähig macht zu jedern andern Vorſtellung, außer dem einzigen Gegenſtande, welchen man liebt und haßt zugleich; die Entwürfe der Rache und der Verzeihung; endlich die Schwäche, welche man ſich ſelber zum Vorwurfe macht: alles dieß quälte den König, welchen ein Augenblick unglücklich gemacht hatte, ihn, den man wenige Augenblicke zuvor als den glücklichſten Menſchen der Erde betrachten konnte.

Indeſſen, um nicht mit Uebereilung zu verfahren, ſondern die Vorſicht zu gebrauchen, welche ihm ſo natürlich war, wollte er ſich mit ſeinem Veſyr berathen, auf welche Weiſe er die Schuldigen beſtrafen ſollte. Seine durch Fatmé's Betragen gekränkte Eigenliebe wollte ſich wenigſtens dadurch tröſten, daß er eine Geduld anwandte, welche auszuüben ihm ſo ſchwer ſchien.

So bald die Sonne ihr weißes Banner aufgeſteckt, und die Nacht, die Königinn der Geſtirne, ſich zurück gezogen hatte, beſtieg der König ſeinen Thron, und ſtrenge gegen ſich ſelbſt, ſo wie gegen Andere, wollte er, trotz ſeiner Seelenunruhe, doch nicht die Pflichten verſäumen, welche er ſich auferlegt hatte, und ließ, wie gewöhnlich, kund machen, daß alle ſeine Unterthanen auf ſeine Gerechtigkeit rechnen könnten. Freilich empfanden Alle, die ſich jetzt an ihn wandten, wenn ſie auch keine Ungerechtigkeit erlitten, durch die Härte ſeiner Entſcheidungen, den Grimm, welcher ihn in dieſem Augenblick gegen die ganze Menſchheit beſeelte. Der Eiferſüchtige ſondert ſich von dem Menſchengeſchlecht ab, er betrachtet alle Andern, als eben ſo viel Feinde. Die Leidenſchaften laßen ſonſt, wenn ihr Taumel verflogen iſt, in der Seele nur ſanfte Empfindungen zurück, welche nachſichtig gegen diejenigen machen, die noch in den Irrthümern verſunken ſind, von welchen man ſelber geheilt iſt: aber Naûr war weit entfernt von dieſer glücklichen Seelenruhe, welche zu der Lebensweisheit führt, die allein dem Menſchen in ſolchen Lagen zur Selbſtbeherrſchung erheben und ihn in den Stand ſetzen kann, diejenigen zu verachten, welche ihn beleidigt haben.

Als Naûr dieſe wahre Pflicht der Könige, das Richteramt ſelber auszuüben, erfüllt hatte, blieb er allein mit ſeinem Veſyr, welchen er ſeit langer Zeit als ſeinen Freund betrachtete. Die Klugheit rieth mehr als einmal, ſeinem Miniſter nichts zu entdecken, und über die Wahl der Rache mit ſich ganz allein zu Rathe zu gehen: aber er vermochte ſeinen Grimm nicht länger in ſich zu verſchließen, und weil er vielleicht in der Mittheilung ſeines Herzeleides einige Erleichterung ſuchte, und ſeine Eiferſucht ihm um ſo mehr Qual verurſachte, jemehr er ſie unterdrückte, ſo vertraute er ſeinem Miniſter rückhaltlos alles, was vorgegangen war, und fragte ihn darnach um ſeine Meinung.

Der Veſyr rieth ihm unbedenklich, Abukafir und Fatmé am Leben zu ſtrafen; und weil man nur noch über die Art der Vollziehung dieſer Rache, welche beſchloſſen wurde, verlegen war, ſo kamen beide überein, daß man den Schuldigen am nächſten Tage einen Gifttrank geben ſollte.

Naûr, der nur eine Handlung der Gerechtigkeit zu vollſtrecken wähnte, konnte kaum ſeine Rache bis dahin aufſchieben: aber man bedurfte Zeit, um einen ſo unſeligen Trank zu bereiten; man mußte Gelegenheit finden, denſelben ohne Aufſehen beizubringen; und der König, der den äußern Anſtand beobachten wollte, einzig und allein, um ſeine Schmach und Entehrung zu verhüllen, war genöthigt, einzuwilligen. Beide gelobten ſich gegenſeitig Stillſchweigen, um die Ehre des Fürſten aufrecht zu erhalten: wenn Geheimniſſe dieſer Art ruchtbar werden, ſo vermehren ſie die Reue, welche das Verbrechen allein erregen ſoll.

Fünfhundert und fünf und vierzigſter Tag.

Als der Veſyr den König verlaßen hatte und nach Hauſe kam, war ſein erſter Gang zu ſeiner einzigen

Tochter, welche er bis zur Narrheit liebte: die Traurigkeit, welche er auf ihrem Geſichte bemerkte, betrübte ihn, und lebhafte Unruhe bemächtigte ſich ſeines Herzens. Er wollte die Urſach ihres Kummers wiſſen; und ſogleich erzählte ſie ihm, daß ſie aus dem Harem des Königs käme, wo Fatmé ſie mit einer Verachtung behandelt hatte, von welcher unglücklicherweiſe alle übrigen Frauen Zeuge geweſen waren.

Der Veſyr, gereizt durch die Kränkung ſeiner Tochter, und hingeriſſen von jener blinden Vertraulichkeit, deren Folgen oft eben ſo gefährlich ſind als die der heftigſten Feindſchaft, vergaß, wie wichtig das ihm von ſeinem Herrn anvertraute Geheimnis war, und ſagte zu ſeiner Tochter:

„Tröſte dich, mein Kind, die Roſe ihres Lebens wird bald verwelkt ſein, und der Name Fatmé ſoll unverzüglich aus dem Buche der Lebenden vertilgt werden.“

Die Neugierde der Tochter wurde durch ſo allgemeine Reden, von welchen ſie ſo wenig verſtehen konnte, nur um ſo mehr gereizt, und trieb ſie an, ihren Vater deshalb weiter zu befragen, und ihn zu beſchwören, daß er ihr hierüber Aufklärung gäbe: könnte er bedenklich ſein, (ſagte ſie zu ihm,) ihr ein Geheimnis anzuvertrauen? ein Geheimnis, woran vielleicht die Ehre und das Leben eines ſo geliebten Vaters hange? Mit Einem Worte, ſie wußte es dahin zu bringen, daß der Veſyr ihr nicht allein alles entdeckte, was vorgegangen war, ſondern auch, welche Rache der König dafür zu nehmen beſchloſſen hatte.

Die Tochter des Veſyrs, entzückt vor Freuden, — denn die Rache iſt das lebhafteſte Gefühl gewöhnlicher Weiber, — dankte ihrem Vater tauſendmal, und verſprach ihm, immerdar ein für ſeine eigene Wohlfahrt ſo wichtiges Geheimnis zu bewahren. Ihr Vater verließ ſie, freute ſich nur, daß er ſie beruhigt hatte, und ging an die Geſchäfte, welche ſein Amt ihm auferlegte.

Kaum war er weg gegangen, als Fatmé, ſelber betreten über eine Behandlung, zu welcher die Gedanken an ihre Liebe ſie gegen die Tochter des Veſyrs verleitet hatte, einen Beamten des Palaſts zu ihr ſandte, um ihr über das Vorgefallene Entſchuldigungen zu machen. Dieſe aber ließ den höflichen Boten nicht ausreden, ſondern unterbrach ihn mit folgenden Worten:

„Alle Welt wird eingeſtehen, daß die mir widerfahrenen Beleidigungen nicht wieder gut zu machen ſind, ſondern Züchtigung verdienen. Indeſſen denke ich nur noch wenig daran, weil ſie ſich bald nicht mehr wird rühmen können, daß ſie mich ſo mishandelt hat, und weil ihr Tod mich hinlänglich rächen wird.“

Der Palaſtbeamte ſchien erfreut über dieſe Neuigkeit, und ſagte zu ihr:

„Wie ſüß klingt mir deine Rede! Mein Herz hüpft vor Freuden bei der Hoffnung, welche du ihm erregſt. Wann werden wir doch ſo glücklich ſein, den König eines ſo feſten Entſchluſſes fähig zu ſehen? Aber er iſt gar zu ſehr eingenommen für Fatmé.“

„Wenn du im Stande wäreſt,“ erwiederte die Veſyrs-Tochter, „ein Geheimnis zu bewahren, ſo wollte ich dir wohl alle Umſtände einer Begebenheit erzählen, von welcher ich mich ſelber kaum erholt habe, ſo ſehr hat ſie mich überraſcht.“

Der Beamte verſprach ihr mehr, als ſie verlangte, und bald hatte ſie ihr Herz erleichtert. Er war nicht ſobald hievon unterrichtet, als er zu Fatmé eilte, und ihr alles wieder erzählte, was er vernommen hatte; ſeine Anhänglichkeit an ſie, die Verpflichtungen, welche er ihr hatte, und die Freundſchaft, welche er ſeit langer Zeit für Abukaſir hegte, trieben ihn an, keinen Augenblick zu verlieren, um ſie von allem zu unterrichten und dieſe Art von Treuloſigkeit zu begehen.

Wie anders würde der Aufenthalt an den Höfen ſein, wenn die Falſchheit oder Schwatzhaftigkeit nur gebraucht würden, um ſeinen Freunden zu dienen!

Fatmé war bei dieſer ſchrecklichen Nachricht höchſt beſtürzt; ſie hätte, wie alle Liebende, wohl geſchworen, daß ſie ihre Liebe genugſam verborgen und der König nichts hätte bemerken können. Aber die Nachricht war ſo entſchieden und ſo umſtändlich, daß ſie nur noch das ihr drohende Unglück im Auge behielt, und mit ſolcher Gewalt und Lebhaftigkeit zu dem Palaſtbeamten redete, daß ſie ihn bewog, Abukaſir in ihr Zimmer zu führen. Dieſer kam, als Sklave verkleidet; die Unterredung war lang und wichtig. Was vollführt nicht die um das Leben des geliebten Gegenſtandes beſorgte Liebe? Dieſe Liebe ſchien alle ihre Entwürfe zu begünſtigen, und beide brachten es dahin, daß ſie die Unzufriedenen, welche unter allen Regierungen zu finden ſind, aufwiegelten. Abukaſir und Fatmé verbanden zugleich ihre Freunde mit dieſen Unzufriedenen, und noch in derſelben Nacht wurde Naûr und ſein Weſyr, die ſich nichts verſahen, unbarmherzig ermordet.“

„Das iſt ihm ſchon Recht," ſagte Hüdſchadſch; „was hatte er auch nöthig, vorſichtig zur Unzeit zu ſein, und einen Weſyr um Rath zu fragen? die ſo begierig nach unnützem Rathe ſind, fragen niemals danach, wann ſie ihn wohl nöthig hätten."

„Das iſt wahr, Herr," antwortete Moradbak; „aber wenn übermäßige Vorſicht ein Fehler iſt, ſo ſind die Gefahren einer Frau, welche von ihrer Pflicht abweicht, noch bedeutender."

„Sie ſind nicht alle, wie du," erwiederte Hüdſchadſch, mit einem Ausdruck von Freundlichkeit, wie er vielleicht ſeit zwanzig Jahren nicht hatte blicken laßen; „auch haben unſere Väter wohl befunden, daß man ſie nicht genug beſchränken und verſperren kann. — Es iſt aber genug für heute," fügte er hinzu; „gehet Alle zur Ruhe, und verfehlet nicht, euch morgen zur gewöhnlichen Zeit einzuſtellen."

„Wir werden hier ſein," ſagte Moradbak, „und ich werde die Ehre haben, dir eine Mogoliſche Geſchichte zu erzählen."

„Auf das Land kömmt es dabei nicht an," ſagte er noch darauf.

„Ich hoffe," erwiederte die ſchöne Tochter Fitéads, indem ſie ſich beſcheiden entfernte, „daß ſie Euer Majeſtät vergnügen wird."

Zum beſſern Verſtändniſſe einer Stelle in der vorſtehenden Erzählung (Tag 535) und zur Befriedigung der Neugierde des Leſers über den dort vorkommenden Gebrauch des Morgenlandes, hat man es für dienlich erachtet, ihm eine Liſte ſolcher Salam's oder Mané's zu geben, welches einfache Geſchenke aller Art und zugleich Zeichen ſind, wodurch die Liebenden überein gekommen, die Wachſamkeit derjenigen zu täuſchen, die ſich ihrem Glücke widerſetzen. Bei den Perſern herrſcht mehr der Gebrauch, durch die mannigfaltigen Arten der Blumen, ihre Farben und ihre Zuſammenſtellung zu ſprechen, und ſie dienen ihnen zu demſelben Zwecke, wovon wir mehrere Beiſpiele in Ueberſetzungen oder Auszügen von Werken dieſes Volks finden. *) Doch iſt in unſeren Büchern bisher noch nicht die Rede geweſen von den Mané's, und ich finde ſie nur in der Reiſe von La-Motheraye erwähnt. **) Zuvor iſt noch nöthig zu wiſſen, daß nicht bloße Willkür oder Uebereinkunft allein eine Sache vor der andern zum Mané macht; ſondern, daß die Benennung des überſandten Geſchenks gemeinlich auf einen Spruch oder auf eine bekannte Dichter-Stelle reimen muß, wie wenn man z. B. ſagt: Roſenroth: Liebe bis in den Tod, u. dgl.

---

*) Vergl. auch die Geſchichte des Zauberers Mograby, Tag 469, Bd. 8.

**) Nunmehr unter andern auch in des Grafen Raczynski's Reiſe im Osmaniſchen Reich, aus v. Hammers Fundgruben des Orients.

1. Liſte einiger **Mané's**, oder ſprechender Geſchenke der Männer.

Etwas Blaues: ich bin von dir bezaubert.
Je klarer das überſandte Zeug oder Ding iſt, je ſtärker iſt der Ausdruck.

Eine Perle: du betrügſt mich, du biſt eine Treuloſe.

Maſtix: ich liebe dich, o reizendes Mädchen.

Ingwer: mein Herz brennet nur für dich.

Aloëholz: o du ſüßes Heilmittel meines Herzens!

Eine Weintraube: meine beiden Augen.

Blei: meine Liebe iſt auf dich geheftet; oder: ich bin berauſcht von Liebe zu dir.

Ein Faden: meine Prinzeſſinn wiſſe, daß ich ihr Liebender bin.

Mirtenreis: der Himmel gewähre dich meinem Verlangen!

Cypreſſe: du haſt mir viele Leiden verurſacht.

Eine Rübe: dein Herz leiſtet einen grauſamen Widerſtand.

Ein Haar: welchen Fehltritt habe ich denn begangen? Sendet es eine Frau, ſo bedeutet es: entführe mich!

Schasmin: haſt du geſchworen, gegen meine Leiden unempfindlich zu ſein?

Eine Feige: du haſt alle meine Sinne gefeſſelt.

Papier: entferne von dir alle meine Nebenbuhler.

Mehl: du haſt mein Herz gemartert.

Thee: Sonne meiner lichteſten Tage, und Mond meiner heiterſten Nächte.

Drachenblut: Seele meiner Seele.

Salz: das Feuer meines Herzens brennet für dich Tag und Nacht; die Sonne und die Geſtirne ſind des mein Zeuge.

Gerſte: daß ich dich geſtern nicht geſehen habe, iſt eine Nacht für meine Liebe, welche unüberſteigliche Hinderniſſe gefunden hat.

Taback: mein Herz iſt aufrichtig und getreu.

Moſchus: ich bin unfähig zu lügen.

Eine Taſſe Kaffee: ich würde vielmehr tauſend Leben für dich aufopfern.

Koralle: ich lege dir alles, was ich habe, zu Füßen.

Zimmet: gebiete unumſchränkt über mich.

Ein Nagel: dein Sklave.

Geſchenke der Frauen.

Eine Birn: du kannſt einige Hoffnung hegen; biſt du Rubinl, ſo bin ich Smaragd.

Eine Feder: fürchte nicht, du ſollſt getröſtet werden.

Erde: entledige dich deiner alten Liebſchaften.

Honig: komm und nimm Beſitz von meinem Herzen.

Eine Zwiebel: deine Arme ſollen mein Gürtel ſein.

Eine Haarlocke: o du Krone meines Hauptes!

Rothe Bruſtperlen: mache mit mir alles, was du willſt.

Faden: getreue Sklavinn deines Bettes.

Roſenfarbe: ſüße Nachtigall meines Herzens!

Gelber Ambra: du haſt andere Augen, als die meinigen.

Flachsknoten: iſt mein Herz böſe auf mich? ſollte es mich verlaſſen haben?

Ein Apfel: entferne dich nicht von mir, du Lenz meines Lebens.

Eine Gurke: die Nebenbuhlerinnen bringen mich zur Verzweiflung.

Goldfaden: es iſt lange her, daß ich dich nicht geſehen habe.

Weinfarbe: warum entferneſt du dich von mir?

Eine Bohne: ich habe dieſe Nacht ſchlaflos zugebracht.

Kreide: du haſt mich um den Verſtand gebracht.

Cypreſſe: Komm ſchleunigſt zum verabredeten Ort.

Farbe des Morgenroths: nimm mir denn das Leben.

Eine Olive: ich möchte dich lieber leblos, als treulos ſehen.

Holzkohle: möge ich ſterben, und du lange leben!

Am folgenden Abend begann Moradbak alſo die

Geſchichte
Nurdſchehans und Damaké's,
oder
die vier Talismane.

„Als-Abu-ali Nabul,*) Kaiſer der Mogolen, ſein hohes Alter bedachte und wohl ſah, daß er ſich nicht mehr lange des Lebenslichtes erfreuen würde, da ließ er ſeinen einzigen und vielgeliebten Sohn Nurdſchehan**) kommen, und ſprach zu ihm:

„Nurdſchehan, ich hinterlaße dir meinen Thron; ich habe ſo eben befohlen, mir den Todestrank zu bereiten, demnach wirſt du bald meine Stelle einnehmen.

---

*) Das heißt Großvater.
**) Das heißt Licht der Welt.

Vergiß niemals, dem Armen, wie dem Reichen, Gerechtigkeit angedeihen zu laßen; begnüge dich mit dem Beſitz eines blühenden Kaiſerreichs; trachte nicht nach den Ländern eines andern Fürſten, laß jeden im Beſitze des Erbes ſeiner Väter: mit Einem Worte, bedenke ſtäts, daß du ſterben mußt, und daß die Milde und die Gerechtigkeit die ſchönſten Ehrennamen eines Fürſten ſind.

Nachdem er dieſe Worte geſprochen, ſtieg er vom Throne, ließ ſeinen Sohn denſelben beſteigen, und begab ſich in ein Gemach, in welchem er ſeine ſchönſten Tage verlebt hatte: hier nahm er den Todestrank, und erwartete mit der größten Ruhe den Augenblick, der ſeine ſchöne und reine Seele, die von keinen Gewiſſensbiſſen gequält war, dem Himmel zuführen ſollte.

Fünfhundert und ſechs und vierzigſter Tag.

Nachdem Nurdſchehan einem ſo guten Vater alle Ehren erwieſen, welche kindliche Liebe und Dankbarkeit ihm nur eingeben konnte, war er mit nichts mehr beſchäftigt, als mit der Sorge, die letzten Lehren, welche er von ihm empfangen hatte, zu befolgen. Sein Herz war gut, ſein Verſtand richtig: aber wenn alle Menſchen der Erfahrung bedürfen, ſich zu bilden, um wie viel nothwendiger iſt ſie nicht denjenigen, die zum Throne beſtimmt ſind? Nurdſchehan, von dieſer wichtigen Wahrheit überzeugt, war weit entfernt von der bei den Fürſten nur zu gewöhnlichen Einbildung.

Eines Tages, als er ſich mit ſeinen Hofleuten über die Regierung der Könige unterhielt, pries er vor allen diejenigen, die am meiſten die Gerechtigkeit geliebt hatten. Salomon wurde als der gerechteſte genannt.

„Dieſes Beiſpiel,“ erwiederte Nurdſchehan, „kann nicht angeführt werden: Salomon war Prophet, und konnte den Uebeln abhelfen, welche er vorausſah: aber ein gewöhnlicher Menſch kann nur ſeinen guten Willen anwenden, ſeine Schwachheiten zu vergüten; und ich befehle euch allen, nicht nur, mich ohne Schmeichelei an meine Pflichten zu mahnen, ſondern auch durch euern Rath meinen Fehlern zuvor zu kommen oder ſie zu verbeſſern.“

Wenn ein König die Tugend liebt, werden bald alle ſeine Unterthanen tugendhaft. Kaum hatte Nurdſchehan ausgeredet, als Aburaſi ſich erhub und ſagte:

„Großer Fürſt, wenn du willſt daß in deinem Reiche die Gerechtigkeit vollkommen gehandhabt werde, ſo mußt du dir einen uneigennützigen Veſyr erwählen, der nur deinen Ruhm und das Wohl des Staates im Auge hat, und dem das Bewußtſein gut zu handeln für Belohnung gilt.“

„Du haſt ſehr Recht, Aburaſi,“ erwiederte Nurdſchehan; „aber die Schwierigkeit iſt, einen ſolchen Mann zu finden.“

„Du haſt, Herr,“ verſetzte der Hofmann, „einen unter deinen Unterthanen, welcher ſeine Beſcheidenheit und ſeine Weisheit auf alle Aemter unter der Regierung deines erlauchten Vaters hat verzichten laßen, und deiner Majeſtät iſt vielleicht unbekannt, was ihm in der Stadt Schiras begegnete.“

Auf des Königs Aufforderung, ihn davon zu unterrichten, fuhr Aburaſi alſo fort:

Imadil Dölé und der Schneider.

„Imadil Dölé *) trug in dem letzten Kriege, welchen wir gegen Perſien führten, unſere Waffen ſiegreich bis nach Schiras, welches er einnahm, und aus Gefühl der Menſchlichkeit vor der Plünderung bewahrte; indeſſen forderten die Soldaten von ihm eine Belohnung zur Entſchädigung der Beute, welche ſie dabei hätten machen können, und ſprachen zu ihm in einem ſolchen Tone, daß er genöthigt war, ſie ihnen zu verſprechen, obwohl er noch nicht wußte, wo er ſie hernehmen ſollte. Eines Tages, als er in ſeinem Palaſt mit den Gedanken daran beſchäftigt war, bemerkte er ein Loch, aus welcher er eine Schlange hervor und

---

*) Das heißt Stütze und Stab der Glückſeligkeit.

wieder hineinſchlüpfen ſah; er rief die Verſchnittenen ſeines Harems herbei, und befahl ihnen:

„Erweitert dieſes Loch, und fanget die Schlange, welche ich habe hinein ſchlüpfen ſehen.“

Die Verſchnittenen gehorchten, und fanden ein Gewölbe, an deſſen Wänden Schränke und Kaſten über einander aufgeſchichtet ſtanden. Man öffnete dieſe, und fand ſie mit Goldſtücken, und die Schränke mit den koſtbarſten Stoffen angefüllt.

Imadil Dòlé dankte Gott für dieſe Entdeckung, und vertheilte dieſen Schatz unter ſeinen Soldaten. Hierauf ließ er einen Schneider beſtellen, der von den Stoffen Kleider machen ſollte, womit er die Verdienſte der unter ſeinem Befehle ſtehenden Offiziere belohnen wollte. Man brachte ihm den geſchickteſten Schneider der Stadt, denſelben, der für den letzten Statthalter gearbeitet hatte. Imadil Dòlé ſprach zu ihm:

„Wenn du dieſe Kleider ſorgfältig machſt, ſollſt du nicht allein gut bezahlt werden, ſondern will ich dir auch noch eine Belohnung und Kaſſonade *) geben laßen.“ ..

Dieſer Schneider, der auf einem Ohre taub war, verſtand, daß man ihm die Baſtonnade geben wollte, fing an zu weinen, und da er ſich zugleich einbildete,

---

*) Eine Art Scherbet, mit braun geſchmolzenem Zucker vermiſcht.

daß man wegen der Kleider des vorigen Statthalters, welche er in ſeiner Verwahrung gehabt hatte, Rechenſchaft von ihm forderte, bekannte er, daß er nur zwölf Kiſten voll davon hätte, und daß diejenigen, welche ihn angegeben, mehr davon zu haben, die Unwahrheit geſagt hätten.

Imadil Dölé konnte ſich nicht erwehren über die Wirkung zu lachen, welche die Furcht auf den armen Schneider hervorgebracht hatte; er ließ ſich indeſſen dieſe Kleider bringen, welche er prächtig und noch ganz neu befand. Sie dienten ihm, nebſt den Stoffen aus den Schränken, allen Offizieren ſeines Heeres Kleider zu ſchenken. —

Ich glaube demnach, daß ein ſo uneigennütziger Mann das Vertrauen deiner Majeſtät verdient."

Fünfhundert und ſieben und vierzigſter Tag.

Als Aburaſi ausgeredet hatte, ſagte Nurdſchehan zu ihm:

„Imadil Dölé ſoll nicht mein Veſyr werden;" ich halte ihn für einen edelmüthigen Mann: aber er iſt nicht vorſichtig genug, und ich halte ihn nicht für fähig, mein Anſehn geltend zu machen: er hatte die Siegel des Reichs in ſeiner Hand, und wußte doch nicht alles zu berechnen und anzuordnen, was er zu ſeinem

Feldzuge nöthig hatte; mit Einem Wort, es fehlte ihm an Geld, und die Soldaten vermochten es, ihm Geſetze vorzuſchreiben. Was würde ohne den Zufall mit der Schlange, welchen auch jeder andre als er benutzen konnte, aus ihm geworden ſein? Und der Schneider iſt hiebei ein ganz überflüſſiges Mährlein.

Nurdſchehan fuhr fort, ſich mit ſeinen Hofleuten zu unterhalten, die ihm noch mancherlei Vorſchläge machten, welche aber zu gewöhnlich waren, als daß ſie verdienten, wieder erzählt zu werden.

Indeſſen, ſtäts erfüllt von dem Vorſatze, gerecht und gut zu regieren, verließ er häufig, zu allen Tagesſtunden, ſeinen Palaſt, um ſich überall ſelber von der Wahrheit zu überzeugen.

Der Töpfer und der Veſyr.

In der Nähe des Palaſts wohnte ein alter Töpfer. Nurdſchehan, dem es auffiel, daß er täglich mit heiliger Inbrunſt betete, blieb eines Tages ſtehen vor dem kleinen Hauſe, das er bewohnte, und ſprach zu ihm:

„Sage mir, was du wünſcheſt, und ich verſpreche es dir zu gewähren.“

„Befiehl,“ antwortete ihm der Töpfer, „allen deinen Beamten, daß jeder einen Topf von mir kauft und ihn mir ſo theuer bezahlt, als ich fordere; ich werde keinen Misbrauch von dieſer Vergünſtigung machen, um ſo weniger, als ich von jedem, der einen Topf kauft, verlangen will, daß er denſelben bewahre, und ihn zu deinem Dienſt anwende."

Nurdſchehan bewilligte ihm ſeine Bitte, und befahl ſeiner Wache, auf den Verkauf der Töpfe Acht zu haben, und beſonders alles zu thun, was der Töpfer ihr befehlen würde.

Dieſer benutzte die ihm ertheilte Gnade ſehr beſcheiden; begnügt mit dem Abſatze ſeiner Waare, forderte er nicht mehr dafür, als den Werth; er war glücklich, ſich in Arbeit zu erhalten, und hoffte, ſeinem Könige noch einſt ſeine Erkenntlichkeit beweiſen zu können.

Der Veſyr Nurdſchehans war geizig; aber aus Furcht, ſeinem Herrn zu misfallen, verbarg er dieß Laſter mit äußerſter Sorgfalt. Eines Tages ging er zu dem Kaiſer, als der Töpfer von ihm ein Goldſtück für einen Topf forderte, welchen er ihm darbot. Der Veſyr wies ihn zurück, und ſagte, er ſcherze wohl, eine ſolche Summe für ein Ding zu fordern, welches mit der kleinſten Münze hinlänglich bezahlt wäre. Als der Töpfer ſah, daß er auf die Weigerung Drohungen folgen ließ, erwiederte er ihm, weil er aus ſolchem Tone ſpräche, ſo wollte er tauſend Goldſtücke für ſeinen Topf haben, und fügte hinzu, er ſollte nun nicht eher zum Kaiſer eintreten, als bis er den Topf um den Hals hängte, und ihn ſelber auf ſeinen Rücken nähme und in das Zimmer des Kaiſers trüge, um dort ſeine ſeine Klage wegen der Weigerung und der gegen ihn ausgeſtoßenen Drohungen anzubringen.

Der Veſyr machte viele Schwierigkeiten und Einwendungen, um eben ſo ärgerlichen als erniedrigenden Forderungen auszuweichen: aber die ihm vom Kaiſer beſtimmte Stunde nahte heran, und die Wache wollte ihn nicht eher einlaßen als bis er den Willen des Töpfers erfüllt hätte; er war alſo genöthigt, die tauſend Goldſtücke zu verſprechen, ſeinen Topf um den Hals zu hängen, und was noch mehr iſt, den Töpfer auf ſeinem Rücken in den Palaſt zu tragen; eine Forderung, wovon dieſer durchaus nicht abſtehen wollte.

Der Kaiſer verwunderte ſich, ſeinen Veſyr in einem ſo lächerlichen, und ſeiner Würde ſo wenig gemäßen Aufzuge ankommen zu ſehen, und wollte wiſſen, was vorgegangen wäre. Als er davon unterrichtet worden, nöthigte er den Veſyr die tauſend Goldſtücke auf der Stelle zu bezahlen; und in Erwägung, wie wichtig es für einen Fürſten wäre, keinen geizigen Miniſter zu haben, ſetzte er ihn ab, und wußte es dem Töpfer großen Dank, daß er ihn von einem Umſtand unterrichtet hatte, welcher ihm vielleicht noch lange unbekannt geblieben wäre.

Nurdſchehan ſetzte einen Staatsrath ein, welchen er aus den edelſten Männern des Reichs erwählte; er gab weiſe und vorſichtige Geſetze, und bereiſete die einzelen Landſchaften, um ſein Volk vor einer Gewalt zu ſichern, welche ſtäts gefährlich iſt, wenn diejenigen, welche ſie ausüben, zu weit entfernt von dem Könige ſind. Dieſer, mit allen Tugenden begabte Fürſt, hatte kein andres Ziel, als ſich nach ſeinem Tode auch die ſchöne Grabſchrift jenes Perſiſchen Königs zu verdienen, auf deſſen Denkſteine man einfach lieſt: „Schade um Schah-Schuja!“

Fünfhundert und acht und vierzigſter Tag.

Nurdſchehan hatte bei der Bereiſung ſeines Reichs ſchon den größten Theil deſſelben gemuſtert und zahlloſe Misbräuche abgeſtellt, als ihn die Neugierde trieb, die Tataren, ſeine Nachbarn, zu beſuchen. *) Da er ſo nahe an ihrer Gränze war, ſo hatte er Luſt, dieſe Tataren zu ſehen und kennen zu lernen, welche gebildeter ſind, als die übrigen; denn ſie haben Städte und bürgerliche Verfaſſung; überdieß ſind ihre Frauen nicht verſperrt, wie bei den andern morgenländiſchen Völkern. Als die Tataren die Ankunft des Kaiſers der Mogolen vernahmen, zogen ſie ihm entgegen; ein

---

*) Das Reich Tangut gränzt weſtlich an das Mogoliſche Reich; es beſteht aus zwei Theilen, von welchen der ſüdliche eigentlich Tangut, und der nördliche Tibet heißt.

Theil ſtellte ihm zu Ehren Pferderennen an; andere führten mit ihren Frauen Tänze auf, welche, obſchon ein wenig wild, dennoch eine gewiſſe Anmuth hatten, und beſonders Kühnheit und Hochſinn ausdrückten.

Unter der Menge Tatariſcher Frauen, welche vor Nurdſchehan erſchienen, fiel ihm vor allen ein junges funfzehnjähriges Mädchen auf, welche Damaké *) hieß. Sie vereinigte in ſich edle Geſtalt, Schönheit, geiſtvolle Geſichtzüge, und Sittſamkeit. Nurdſchehan huldigte ſo vielen Reizen, und ließ ihr eine Stelle in ſeinem Harem antragen; aber ſie ſchlug es aus. Er wollte ſie durch koſtbare Geſchenke bewegen; aber ſeine Erbietungen wurden nicht einmal angehört. Die Liebe bewirkt oft die größten Gemüthsveränderungen; dieſer ſo weiſe und bisher ſo gemäßigte Fürſt ließ ſich durch ſeine Leidenſchaft hinreißen, und fügte Drohungen hinzu; ja er ging ſo weit, daß er laut ſagte, er würde mit einem furchtbaren Kriegsheere kommen, um eine Schönheit zu erobern, deren Sprödigkeit ihn nicht hoffen ließe, ſie auf anderm Wege zu gewinnen.

Freilich äußerte er ſich ſo heftig nur gegen Damakè allein. Hätten die Tataren, dieſe auf ihre Freiheit eiferſüchtigſten Völker, die mindeſte Kunde davon gehabt, ſo wäre von Stund' an der Krieg erklärt geweſen. Aber Damakè antwortete ihm ſtäts mit der

---

*) Das heißt Fröhlichkeit des Herzens.

größten Sanftmuth, ohne einige Furcht zu zeigen und ohne die einem Fürſten ſchuldige Ehrfurcht aus den Augen zu ſetzen; und in dieſem einfachen und feſten Tone, welchen Muth und Wahrheit ſtäts einflößen, erzählte ſie ihm folgende kleine Geſchichte:

Der Lama und das Tatarenmädchen.

„Einer von den Groß-Lama's," hub ſie an, „deren Allgewalt in dieſem Lande dir bekannt iſt, verliebte ſich, in eben dieſer Gegend, in ein Mädchen deſſelben Stammes, dem ich angehöre. Sie wies nicht allein alle ſeine Anerbietungen von ſich, ſondern auch ſogar den Antrag, ſie zu heirathen; ſo ſehr war er von ſeiner Leidenſchaft verblendet. Ihre Liebe zu einem Spielmann, der ſelbſt nicht einmal ſehr wohlgebildet war, bewog ſie einzig zu dieſer Weigerung; ſie geſtand dieß dem Lama, in der Hoffnung, ihm dadurch ſeiner Zuneigung unwürdig zu erſcheinen. Aber dieſer Fürſt, (denn als ſolche werden ſie angeſehen,) ließ, von Grimm hingeriſſen, ſeinen unwürdigen Nebenbuhler umbringen; und unter dem Vorwande, daß die Schöne für den Dalay-Lama geeignet wäre, machte er ſich kein Gewiſſen daraus, ſie ſelber zu entführen; denn du weißt, Herr, daß in dieſem Lande alles ſchon bei dem Namen eines Mannes zittert, welcher als ein

Gott betrachtet wird. *) Aber der Lama zog keinen großen Gewinn von ſeiner Grauſamkeit und Ungerechtigkeit; denn, nachdem das Mädchen ihm verſprochen hatte, ſich ſeinen brünſtigen Nachſtellungen zu ergeben, um dadurch etwas mehr Freiheit zu erlangen, ſtürzte ſie ſich von der Spitze eines Felſens, welcher von hier aus zu ſehen iſt, und welchen man in dieſem Lande noch immer als ein Denkmal der Beſtändigkeit und Entſchloſſenheit zeigt, deren die Tartariſchen Mädchen fähig ſind. —

---

*) Der Dalay-Lama wird bei den Tataren dieſes Gebiets für unſterblich gehalten; er lebt zurückgezogen von der Welt, ohne ſich im geringſten um das zeitliche Wohl ſeiner Staaten zu bekümmern: zwei mächtige Chane der Kalmukken liefern ihm alles, deſſen er zu ſeiner Hofhaltung bedarf. Die Tataren, welche ſich zu ihm bekennen, glauben, daß er niemals ſtirbt, ſondern ſich erneuet, wie der Mond. Folgender Kunſtgriffe bedient man ſich, um dem Volke dieſes Mährchen einzubilden. Wenn der Dalay-Lama in den letzten Zügen liegt, ſucht man im ganzen Tangut denjenigen Lama auf, der ihm am ähnlichſten iſt und läßt ihn ſeine Stelle einnehmen, nachdem man die Leiche des Verſtorbenen ſorgfältig verſteckt hat. Auf dieſe Weiſe behaupten ſie, habe der Lama ſchon ſiebenhundert Jahr gelebt und werde auch ewig leben. Alle Fürſten der Tatarei, welche ſich zu ihm bekennen, ſenden ihm vor ihrer Thronbeſteigung reiche Geſchenke, und ſtellen oft Wallfahrten an, um ihn anzubeten, wie den lebendigen und wahrhaften Gott. An einem geheimen Orte ſeines Kloſters, umleuchtet von vielen Lampen, läßt er ſich ſehen, und zeigt ſich nie anders, als ganz mit Gold und Edelſteinen bedeckt, erhoben auf einer Art von Schaubühne, mit reichen Teppichen geſchmückt, und ſitzt auf einem Kiſſen mit gekreuzten Beinen, nach Tatariſcher Weiſe. Man wirft ſich vor ihm mit dem Geſicht auf den Boden nieder, ohne daß es erlaubt wäre, ſich ihm zu nahen, und ihm die Füße zu küſſen; und die vornehmſten Herren, die Chane ſelbſt, ſchätzen ſich glücklich, wenn ſie vermittelſt reicher Geſchenke, etwas von ſeinem Unflat erlangen können, welchen ſie dann in einer goldenen Kapſel am Halſe als ein Schutzmittel gegen allerlei Uebel tragen. S. Relation de la grande Tartarie.

Fünfhundert und neun und vierzigſter Tag.

Es iſt keine ähnliche frühere Zuneigung," fuhr Damaké fort, „welche mich bewegt, die Erbietungen deiner Majeſtät zurück zu weiſen. Mein Herz war noch frei bis auf den heutigen Tag; lerne es ganz kennen, Herr: es iſt ſtolz, und vielleicht der Güte werth, womit du mich zu beehren würdigſt; meine ſchwachen Reize haben dich eingenommen: aber eine Frau, welche kein andres Verdienſt hat, iſt, meiner Meinung nach, etwas ſehr geringes!"

„Vielleicht," erwiederte ihr Nurdſchehan, „ſteht die Verſchiedenheit unſerer Religion meinem Glück im Wege?"

„Nein, Herr, ich bin auch Muſelmännin," antwortete Damaké; „wähneſt du, daß ich meinen Geiſt unter den Vorſtellungen habe gefangen nehmen können, welche man uns von dem Dalay-Lama gibt? Kann man denn glauben, daß ein Menſch unſterblich ſei? Der Kunſtgriff, deſſen man ſich bedient, um es uns einzubilden, iſt zu grob; mit einem Wort, er iſt zu augenſcheinlich, als daß ich irgend noch ſchwanken könnte, zwiſchen jenen von Prieſtern ausgebrüteten Vorſtellungen und den Lehren von der wahren Gottheit Gottes, welche ſein erhabener Freund gepredigt hat.

Uebrigens," fuhr ſie fort, „kenne ich wohl die Gefahr bei deiner Herablaßung zu mir. Die Zeit bringt die Nachtigall, dieſen lieblichen Vogel, zum trauern; ſie macht, daß die Roſe, dieſe reizende Blume, mitten unter Dornen wohnet; ſie läßt den Mond in der Nacht leuchten, um ſein Licht wieder zu verdunkeln, ſobald der Tag erſcheint; die Nacht vertreibt die Sonne, dieſe Königinn der Welt; ein bis zum Königthum erhobener Mann wird in tiefe Armut verſenkt. Trotz allen dieſen Betrachtungen, bekenne ich gleichwohl, Herr, daß es mir ſchmeicheln würde, einem Manne zu gefallen, an welchem ich mehr ſeine Tugenden, als ſeine Größe ſchätze: aber ich möchte ihm gern durch andere Eigenſchaften gefallen; ich möchte mich durch ſo wichtige Dienſte ſeiner würdig machen, daß eine ſo ungleiche Heirat, anſtatt Vorwürfen ausgeſetzt zu ſein, nur ſeine Wahl billigen ließe.

Erwäge nun, Herr," fügte ſie hinzu, „ob jemand, von dem Beiſpiele durchdrungen, welches ich dir erzählt habe, und dem ich beiſtimme, und trotz der Verachtung, die eine ſolche Erhebung errregen muß, ſich durch Anerbietungen verführen, oder durch Gewalt bezwingen laßen kann."

Nurdſchehan, voll Freuden, ſo viel Verſtand und Gefühl in einem Weſen zu finden, welches ihre Geſtalt allein ſchon liebenswürdig machte, bewunderte ihre Tugend, gab ihr ſein königliches Wort, ſie niemals zu zwingen, und wollte ſich nicht mehr von ihr trennen.

Er ſchenkte der ſchönen Damaké Sklaven und Kameele, und ſie folgte ihm mit allen den Ihrigen. Sie würde nimmer in dieſen Schritt gewilligt haben, wäre ſie genöthigt geweſen, ihre Verwandten zu verlaßen, bei denen ſie lebte, und deren Gegenwart ihren Ruf über den geringſten Verdacht erheben konnte. Der König ſah ſie nun täglich, und konnte nicht einen Augenblick ſein, ohne nach ihr zu verlangen.

Indeſſen kam das Gerede des Volks und des Hofes darüber Damaké zu Ohren; ſie war ſich bewußt, wie ſehr man ihr Unrecht that: um jedoch dieſem Misverhältniſſe abzuhelfen, beſchloß ſie, alle dergleichen Vorſtellungen zu vernichten, und die Gemüther zu ihren Gunſten zu ſtimmen. In dieſer Abſicht bat ſie Nurdſchehan, die Weiſen ſeines Reichs zu verſammeln, um ihre Fragen zu beantworten, und ihr ebenfalls Fragen vorzulegen. Nurdſchehan fürchtete, daß ein ſo junges Weſen, wie Damaké, ſich zu leichtſinnig bloß geben, und mit Schimpf aus einem ſolchen Wettſtreite ſcheiden möchte, er bot alſo alles auf, um ſie von ihrer Forderung abzubringen; denn die Eigenliebe für ein geliebtes Weſen iſt unwiderſprechlich viel ſtärker, als die man für ſich ſelber hegt. Aber alle ſeine Vorſtellungen waren vergeblich.

Die Weiſen wurden, zwölf an der Zahl, zuſammen gerufen; und in der öffentlichen Sitzung, welche er mit ihnen hielt, ſaß der König in ſeinen Feierkleidern auf einem ſehr hohen Thron; Damaké ſaß etwas niedriger, ihm gegenüber, auf Kiſſen, höchſt einfach gekleidet, aber ſtrahlend in allen Reizen der Jugend und Schönheit, womit die Natur ſie ausgeſtattet hatte, und umgeben von den zwölf Weiſen, ehrwürdig durch ihr Alter und durch ihre langen Bärte, und auf eine große Tafel geſtützt, an welcher ſie mit ihr ſaßen. Dieſe Weiſen wußten nicht, weshalb ſie Nurdſchehan berufen hatte, und waren ſehr erſtaunt, als er ihnen Damaké's Vorhaben eröffnete; ſie betrachteten ihre Gegnerinn, die ihnen vorgeſtellt wurde, und wollten nicht reden, weil ſie nicht zweifelten, daß der König ſie verſpotten wollte. Nurdſchehan ſprach zu ihnen:

„Ich ſehe euch an, was ihr denket: aber ich habe mein königliches Wort gegeben, und ihr müßt es löſen. Richtet ohne Schonung, die ſchwierigſten Fragen an dieſe Schöne, welche ſich anheiſchig macht, alle Knoten aufzulöſen, welche eure tiefe Wiſſenſchaft ihr vorzulegen vermag."

Jetzo nahm einer der Weiſen das Wort, wandte ſich zu Damaké und ſprach:

„Was iſt dasjenige, deſſen Bruſt eng iſt, und das gleichwohl zum Vergnügen der Welt dient; deſſen Kopf voll Feuer, der Bauch voll Waſſer und deſſen Rücken in der Luft iſt?"

Damaké antwortete ohne beſinnen: „Es iſt ein Bad."

Der Weiſe war eben ſo beſchämt, als Nurdſchehan entzückt vor Freuden.

Der zweite Weiſe fragte ſie nun: „Was iſt das für ein Ding, das die Farbe desjenigen annimmt, der es anblickt, ohne welches der Menſch nicht leben kann, und das weder Leib noch Farbe hat?“

„Es iſt das Waſſer,“ antwortete Damaké.

Der dritte ſprach zu ihr: „Kannſt, du Wunder des Geiſtes und der Schönheit, mir ſagen, was für ein Ding das iſt, das weder Thüre noch Grund hat, und innen gelb und weiß iſt?“

„Es iſt das Ei,“ antwortete ihm dieſer Vollmond der Glückſeligkeit.

Der vierte Weiſe hub an, nachdem er ein wenig nachgedacht hatte, in der Hoffnung ſeine Mitbrüder zu übertreffen, (denn die Mogoliſchen Gelehrten haben von jeher viel Eigenliebe gehabt:)

„In einem Garten ſteht ein Baum; dieſer Baum trägt zwölf Aeſte; an jedem Aſt ſtehen dreißig Blätter, und an jedem Blatte ſtehen fünf Früchte, von welchen drei im Schatten und zwei an der Sonne ſind: was iſt dieſer Baum? und wo befindet er ſich?“

„Dieſer Baum,“ erwiederte Damaké, „iſt das Jahr: die zwölf Aeſte ſind die Monate, die dreißig Blätter die Tage, und die fünf Früchte ſind die fünf täglichen Gebete, von welchen zwei am Tage und drei in der Nacht verrichtet werden.“

Der Weiſe war beſchämt, und die Höflinge, deren Geſinnungen ein Nichts umſtimmt, begannen innerlich von dem überzeugt zu werden, was ſie anfangs nur aus Verſtellung bewundert hatten.

Die übrigen Weiſen, die noch nicht geſprochen hatten, wollten ſich von neuen entſchuldigen, und ihr Schweigen hinter den Lobeserhebungen verſtecken, welche ſie dem hohen Verſtande derjenigen zollten, die ihre Vorgänger ſo beſchämt hatte. Aber Nurdſchehan befahl ihnen, auf Damaké's Bitte, in dem Wettkampfe fortzufahren, und der eine von ihnen fragte nun, was ſchwerer ſei als ein Berg; der andre, was ſchärfer als ein Schwert; der dritte, was ſchneller als ein Pfeil.

Damaké antwortete mit einer ſtäts gleichen Gegenwart des Geiſtes, das erſte ſei die Zunge eines Menſchen, der ſich beklagt; das zweite die Verläumdung; das dritte der Blick.

Nurdſchehan fürchtete, daß Damaké endlich ihren Scharfſinn erſchöpfen und die Ehre dieſer langen Reihe treffender Antworten dennoch einbüßen würde: indeſſen dieſer ſchöne Mond der Welt ſchien weder ermattet, noch übermüthig durch etwas, welches der Eitelkeit der meiſten Menſchen genügt hätte; und weil es die Eigenheit der Liebe iſt, ſich dem Willen des geliebten Weſens zu unterwerfen, ſo befahl Nurdſchehan, obſchon durch die bisherigen Erfolge noch nicht vor Beſorgnis und Unruhe geſichert, mit einem Winke des Hauptes, dem die Weiſen nicht zu widerſtehen wagten, daß ſie fortfahren ſollten.

Der erſte fragte ſie nun, was für ein Thier das iſt, welches die Welt flieht, das von ſieben verſchiedenen Thieren etwas an ſich hat, und an einſamen Oertern wohnt.

Der zweite wollte wiſſen, wer diejenige ſei, deren Kleid mit Lanzenſpitzen gewaffnet iſt, die ein ſchwarzes Kleid trägt, und ein gelbes Hemde, deren Mutter über hundert Jahr alt wird, und welche gleichwohl alle Welt gern hat.

Der dritte bat ſie, ihm diejenige zu nennen, die nur einen Fuß hat, dabei ein Loch im Kopf, einen Gürtel von Leder trägt, und das Haupt emporhebt und gegen ſich ſelbſt zürnet, wenn man ihr die Haare ausreißt und ihr ins Angeſicht ſpeiet.

Endlich der vierte that folgende Frage:

„Wer iſt die mehr als hundertjährige Frau, die jährlich mehr als tauſend Töchter gebiert, jedoch keinen Gatten hat, und Gift ausſpeiet, wenn ſie den Mund öffnet, während die Lippen ihrer Töchter von Honig überfließen?“

Fünfhundert und funfzigſter Tag.

Damaké antwortete dem erſten: „Es iſt die Heuſchrecke, die von ſieben Thieren etwas an ſich hat;

denn ſie hat den Kopf des Pferdes, den Hals des Rindes, die Flügel des Adlers, die Füße des Kameels, den Schwanz der Schlange, die Hörner des Hirſches und den Bauch des Scorpions.“

Die Schöne hatte ein wenig mehr Mühe, die Frage des zweiten zu beantworten; es gab ſogar einen Augenblick, wo die ganze Verſammlung ſie ſchon für beſiegt hielt. Dieſer Gedanke, welchen ſie in den auf ſie gehefteten Augen las, machte ſie erröthen; ſie erſchien dadurch nur um ſo ſchöner, und Nurdſchehan war entzückt, als er den Weiſen, der dieſe Frage vorgelegt hatte, geſtehen hörte, daß ſie dieſelbe mit ihrer gewohnten Richtigkeit beantwortet hätte, als ſie ihm geſagt: „es iſt die Kaſtanie.“

Sie löſte ohne beſinnen das dritte Räthſel: es wäre eine Spindel; und nicht mehr bedurfte ſie, den vierten zu verſichern, daß ſein Räthſel den Feigenbaum meinte.

So viel Kenntniſſe, ſo viel Geiſtesgegenwart, verbunden mit ſo viel natürlicher Anmuth, ſetzten alle Gemüther in ſolche Verwirrung, daß, ungeachtet der Ehrfurcht, welche die Gegenwart Nurdſchehans einflößen mußte, jedermann laut ſeine Bewunderung und ſeine Freude ausdrückte, daß er Zeuge eines ſo ſeltenen Auftrittes geweſen.

Hierauf machte Damaké ein Zeichen, daß ſie ihrerſeits nun auch reden wollte, und ſie forderte die Weiſen auf, ihr zu ſagen, was ſüßer wäre, als Honig.

Einige antworteten, es wäre die Befriedigung ſeiner Wünſche; Andere erklärten das Gefühl der Dankbarkeit dafür; und noch Andere meinten, die Freude, jemand zu dienen.

Nachdem Damaké ſie alle hatte ausreden laßen, lobte ſie, was ſie Verſtändiges und Wohlbedachtes vorgebracht hatten: ſie beſchloß aber mit der Frage, ob ſie ſich täuſchete, wenn ſie für das aller ſüßeſte auf der Welt die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde erklärete.

Eine für eine Frau, die ſtäts ihrer Pflichten eingedenk erſcheinen muß, ſo angemeſſene, und dabei ſo beſcheiden ausgeſprochene Auflöſung, gewann ihr vollends alle Herzen. Aber Damaké, die bei dieſem Wettkampfe keine andre Abſicht hatte, als ſich die Gemüther günſtig zu machen, und ſo die ihr von Nurdſchehan bewieſene Herablaßung zu rechtfertigen, wollte einem Auftritte die Krone aufſetzen, welchen ſie nicht zu wiederholen gedachte, um ſich fortan nur mit höheren Dingen zu beſchäftigen. Damaké ließ ſich alſo ein Saitenſpiel bringen und ſang und ſpielte in den beiden Weiſen, welche man Neva und Irak nennt, und beſchloß ihren Geſang in der ſo bekannten Weiſe

Seaglulé, der zu der großen Weiſe Chußeini gehört, *) mit folgendem Liede, welches ſie mit aller nur erdenklichen Anmuth begleitete:

„Ich werde nicht müde anzuſchauen, was ich liebe; wenn man mich davon trennte, würde ich ſterben vor Schmerz;

Mein Herz und mein Leib, entzündet von Liebe zu ihm, würden von dem Feuer der Trennung verzehrt werden.

Er iſt mir ſtäts gegenwärtig im Geiſt, und ſein Name ſchwebt unabläßig auf meinen Lippen;

Ich kann nicht leben ohne ihn: ſeine Liebe und ſein Leid ſind die Quelle und der Inhalt meines Troſtes."

Nurdſchehan, im Entzücken der Freude, welche die wiederholten glänzenden Erfolge der Geliebten zu erregen vermögen, entließ ſo ſchleunig als möglich die Verſammlung, was nicht ohne große Geſchenke an die Weiſen geſchah; und als jedermann ſich entfernt hatte, fiel er vor Damaké auf die Knie, und ſprach zu ihr:

„Du biſt die Fackel meines Herzens, und das Leben meiner Seele: ſchiebe nun mein Glück nicht länger auf."

Dieſe ſtrahlende Schönheit erwiederte ihm, ſie wäre ſeiner noch nicht würdig.

---

*) Vergl. Tag 32 (Bd. 1.)

„Was willſt du noch mehr?“ rief der verliebte Fürſt aus.

„Du haſt meinen ganzen Hof bezaubert, du haſt das Wiſſen der durch ihre Weisheit und Gelehrſamkeit berühmteſten Männer zu Schanden gemacht. Die Richtigkeit deiner Antworten, und die Beſcheidenheit, mit welcher du den Sieg eines ſo großen Tages davon getragen, hat ſie völlig nieder geſchmettert; aber nicht zufrieden, ſo viel Scharfſinn zu bewähren, welche Kunſt haſt du nicht noch auf dem Saitenſpiel bewieſen? welchen Geſchmack haſt du nicht in deinem Geſange hören laßen? Wer hat jemals ſo viel Bildung mit ſo viel Schönheit vereinigt, wie Damaké? — Aber ich ſehe wohl, du liebſt mich nicht,“ fuhr der verliebte Fürſt zärtlich fort, „weil du dich weigerſt, dich für immer mit mir zu verbinden, und ohne Zweifel bin ich dir zuwider.“

„Ich bin weit entfernt,“ antwortete ihm dieſe Schöne der Schönen, „dieſen Vorwurf zu verdienen, du ſollſt dich alsbald davon überzeugen: das größte Vergnügen und die größte Genugthuung dieſes Tages, welchen deine Vorliebe für mich ſo glänzend findet, beſtand für mich darin, daß ich im Angeſichte deines ganzen Hofes auf eine ſchickliche Weiſe die Gefühle, womit du mein Herz erfüllt haſt, in dem Liede des berühmten Enneveri *) ausdrücken konnte.

---

*) Einer der größten Perſiſchen Dichter.

Fünfhundert und ein und funfzigſter Tag.

„Was zögerſt du denn noch, mich zum glücklichſten Manne der Erde zu machen?“ rief Nurdſchehan zärtlich aus. „Du liebſt mich, und ich bete dich an. Was bedarf es noch mehr? Mein Verlangen nach dir iſt zu einem uferloſen Weltmeere geworden.“

„Ich will dich verdienen, Herr,“ erwiederte ſie ihm, „durch empfehlenswerthere Geſchicklichkeiten, als die in der Tonkunſt; durch eine nützlichere Anwendung des Verſtandes, als die, wovon deine Weiſen ſo viel Aufhebens machen, und die nur eine mehr blendende, als weſentliche Spitzfündigkeit iſt. Ich will mich in deinem Herzen auf tieferen Grundlagen befeſtigen, als die Schönheit und die oberflächlichen Geſchicklichkeiten, welchen du die Güte haſt Beifall zu geben; kurz, ich will, daß die Liebe in dir nur ein Uebergang zur Hochachtung und zur Freundſchaft ſei, welche ich mir zu verdienen trachte. Erlange mir dieſe Gnade von deiner Ungeduld; es koſtet mir vielleicht mehr, dich darum zu bitten, als deiner Majeſtät, ſie mir zu gewähren: laß mich alſo noch einige Zeit im Schatten deiner Glückſeligkeit leben.“

„Ich vermag nur,“ antwortete ihr Nurdſchehan, „dich zu lieben und dir zu gehorchen. Aber mindeſtens,“ fügte er hinzu, „erlaube mir, dir einen glänzenden Beweis davon zu geben, welche Gerechtigkeit ich deinem Verſtande widerfahren laße: ſei im Divan gegenwärtig, nimm den Vorſitz bei allen Staatsgeſchäften ein, und ertheile mir deinen Rath; ich kann keinem weiſern, keinem einſichtsvollern folgen.“

„Der Diamant,“ erwiederte ihm Damaké, „hatte ſich gerühmt, daß kein andrer Stein, ihm an Kraft und an Härte gleich käme: Gott, der den Stolz nicht liebt, verwandelte die Eigenſchaft des Diamanten in Beziehung auf das Blei, und ertheilte dieſem die Kraft, ihn zu ſchneiden.

Abgeſehen von dem Hochmuthe, deſſen ich mich durch die Annahme deines verbindlichen Erbietens ſchuldig machen würde,“ fuhr dieſe ſchöne Roſe der Schönheit fort, „ſo verhüte Gott, daß ich meinem unumſchränkten Gebieter das Leid anthun ſollte, durch mein Betragen die Vorwürfe zu rechtfertigen, welche er ſich etwa zuziehen könnte; ſie würden gegründet ſein, wenn man ſagte, daß er von einer Frau beherrſcht werde.

Ich räume es ein,“ fügte ſie hinzu, „das deine Majeſtät eines Veſyrs bedarf; du kannſt nicht alles ſelber thun, und ich glaube einen nachweiſen zu können, der Nurdſchehans würdig iſt.“

„Nenne ihn mir,“ ſagte Nurdſchehan hierauf, „und auf der Stelle gebe ich ihm das Amt.“

„Deine Majeſtät muß ihn erſt kennen, bevor ſie ihn annimmt,“ erwiederte die ſchöne Damaké; „du wirſt, wie ich glaube, in demjenigen, den ich dir vorſchlage, die Tugenden und Gaben finden, welche ein mit einem ſo wichtigen Amte bekleideter Mann haben muß. Er hat ſich nach der Stadt Balk *) zurückgezogen, und heißt Diafer. Das Veſyrsamt eines der mächtigſten Könige Indiens hatte ſich ſeit tauſend Jahren in ſeinem Geſchlechte vererbt: daraus kannſt du ermeſſen, Herr, welche Menge von wundervollen Denkwürdigkeiten über die Staatsverwaltung er beſitzen muß. Gleichwohl hat ein durch die böſen Rathſchläge ſeiner Günſtlinge verblendeter Fürſt ihn abgeſetzt, und er verlebt in Balk Tage, welche glücklich zu nennen, wäre er nicht bisher ſtäts der Arbeit gewohnt geweſen, und zwar in den höchſten Staatsgeſchäften, welche gemeinlich nichts erſetzen kann."

Nurdſchehan antwortete ihr ſogleich: „Diafer iſt mein Miniſter: wie könnte Damaké ſich täuſchen?" Auf der Stelle ſchrieb er an den Statthalter von Balk, und ſchickte ihm eine Anweiſung von hunderttauſend Zeckinen, um ſie Diafer zu übergeben und die Koſten ſeiner Reiſe zu beſtreiten; und mit demſelben Eilboten ſandte er einen Brief an Diafer, in welchem er ihn inſtändig bat, die ihm zugedachte Würde anzunehmen.

Diafer machte ſich auf den Weg; er wurde in allen Städten prächtig empfangen, und der Kaiſer ſandte ihm alle Herren ſeines Hofes entgegen, um ihn

---

*) In der Usbekiſchen Tatarei, zwiſchen Samarkand und Kandahar.

in den Palaſt zu führen, welchen er ihm in dem Königreiche **Viſapur**,*) wo er ſich damals befand, beſtimmt hatte. Er wurde hier drei Tage hindurch mit unglaublicher Pracht bewirthet; worauf er in den Palaſt des Königs geführt und ihm vorgeſtellt wurde.

Nurdſchehan war höchſt erfreut, nun einen Mann zu beſitzen, welchen Damaké ſo hoch achtete: aber die Freude war nicht von langer Dauer; denn dieſer von Natur ſo ſanftmüthige und für den Ankömmling ſo eingenommene Fürſt, gerieth in einen entſetzlichen Zorn, ſobald derſelbe vor ihm erſchien: „Hinweg!“ rief er ihm zu, „aufs ſchleunigſte; und komm mir nie wieder vor Augen!“

Dieſer gehorchte, und entfernte ſich, voll Verwirrung, Schmerz und Erſtaunen über einen ſolchen Empfang; er begab ſich wieder nach ſeiner Wohnung, ohne ſich erklären zu können, warum der König ſo erzürnt wäre, der hierauf in der Rathsverſammlung die Staatsgeſchäfte vornahm, ohne etwas weiter darüber zu äußern, was eben mit demjenigen vorgegangen war, der zu ſeinem Veſyr beſtimmt geweſen.

Fünfhundert und zwei und funfzigſter Tag.

Darnach begab er ſich zu Damaké, die ſchon von einem Ereigniſſe unterrichtet war, welches den ganzen Hof beſchäftigte, und ſie zweifelte nicht, daß in dem Geiſte deßjenigen, dem ſie ſo ganz ergeben war, irgend eine Irrung vorgegangen wäre. Der Schmerz, welchen dieſer Gedanke ihr erregte, hatte ſie in ſolche Niedergeſchlagenheit verſenkt, daß ſie kein Wort zu reden vermochte. Indeſſen that ſie ſich Gewalt an, und ſprach zu dem Könige, nach einigem Stillſchweigen:

---

*) Mit der gleichnamigen Hauptſtadt in Dekkan auf der Halbinſel dieſſeit des Ganges.

„Wie iſt es möglich, Herr, daß du, nach allen Koſten, welche du aufgewendet haſt, nach aller Mühe, welche du dir gegeben, Diafer an deinen Hof zu bringen, nach allen Ehren, welche du ihm haſt erweiſen laßen, und womit du ſelber ihn überhäuft, ihn nun ſo übel empfangen haſt?“

„Ach! Damaké,“ rief Nurdſchehan aus, „ohne Rückſicht auf alles, was ich für ihn gethan, auf die Berühmtheit ſeines Geſchlechts, und auf die Beſchwerden ſeiner Reiſe hieher, hätte ich ihn in demſelben Augenblicke, da er vor mir erſchien, den Kopf abhauen laßen, wenn ich nicht einzig um deinetwillen mich begnügt hätte, ihn für immer aus meiner Nähe zu verbannen.“

„Aber wodurch konnte er ſich nur deinen Unwillen zuziehen?“ fuhr Damaké fort.

„Denke dir doch,“ antwortete Nurdſchehan, „daß er, als er vor mir erſchien, das feinſte Gift, ſo es gibt, bei ſich trug.“

„Darf ich dich fragen, Herr,“ verſetzte Damaké, welche Gewißheit du über eine ſolche Thatſache haben kannſt? und ob du nicht etwa die Treue deßjenigen in Zweifel ziehen darfſt, der dir ſolches hinterbracht hat?“

Nurdſchehan antwortete ihr: „Ich weiß es durch mich ſelbſt; du ſcheinſt daran zu zweifeln, ich will es dir aber erklären, und du wirſt ſehen, ob ich mich getäuſcht habe.“

Hierauf verließ Nurdſchehan Damaké'n, die nun zwar über ſeinen Gemüthszuſtand mehr beruhigt, jedoch darüber noch in Sorge war, daß er ſich ſo leicht durch neue Eindrücke konnte hinreißen laßen. Sie ſchickte nach Diafer, der vom ſchwerſten Kummer niedergedrückt vor ihr erſchien. Sie unterhielt ſich einige Zeit mit ihm, und als ſie ſah, wie tief die vom König ihm widerfahrene Mishandlung ihm den Dolch des Schmerzes in den Buſen geſtoßen hatte, ſagte ſie ihm, er thäte Unrecht, ſich ſo ſehr zu betrüben, Nurdſchehans Zorn würde nicht lange dauern, und bald würde er den ihm angethanen Schimpf wieder gut zu machen wiſſen. Sie fügte hinzu, die Fürſten hätten manchmal Augenblicke, welche man ihnen nachſehen und ſelbſt entſchuldigen müßte. Nachdem ſie ſo ſeinen Schmerz etwas beſänftigt hatte, ſagte ſie zuletzt zu ihm:

„Wenn ich dein Vertrauen verdient habe, und wenn du glaubſt, daß ich mich bemühen müße, die dich betroffene Kränkung wieder zu verhüten, weil ich es bin, die dadurch, daß ſie deinen Geiſtesgaben Gerechtigkeit widerfahren ließ, die unſchuldige Urſache deines Unfalles geworden: wenn ich alſo etwas bei dir gelte, ſo würdige mich, mir zu entdecken, warum du Gift bei dir trugeſt, als du vor Nurdſchehan erſchieneſt?“

Diafer war über dieſe Frage betroffen, und nachdem er eine Weile ſich bedacht hatte, antwortete er ihr:

„Es iſt wahr, daß ich Gift bei mir führte; aber mein Herz war dabei rein, wie Morgenthau; ich trage es ſogar noch dieſen Augenblick, daß ich mit dir rede, bei mir.“

Zugleich zog er einen Ring vom Finger, und fuhr fort: „die Faſſung dieſes Ringes ſchließt eins der feinſten Gifte in ſich; dieß iſt ein Erbſtück, welches ſeit tauſend Jahren in unſerm Geſchlechte vom Vater auf den Sohn gekommen; meine Altväter haben es ſtäts bei ſich getragen, um ſich dadurch dem Zorne der Fürſten, denen ſie dienten, entziehen zu können, im Falle ſie bei der Ausübung ihres Veſyramtes das Unglück hätten, ihnen zu misfallen. Du kannſt wohl denken,“ fuhr er fort, „daß ich, als der Kaiſer, ohne mich zu kennen, mich zu dieſem Amte bei ihm berufen ließ, und ich wohl wußte, welche Feinde ſich ein Fremdling gemeinlich zuzieht, daß ich nicht vergeſſen habe, dieſen Schatz mit mir zu nehmen. Der Schmerz, welchen mir Nurdſchehans grauſame Behandlung verurſacht, und die Schmach, womit er mich bedeckt hat, machen mir denſelben nur um ſo koſtbarer, weil ich nicht lange mehr anſtehen werde, ihn anzuwenden.“

Damaké erlangte von ihm, daß er ein ſo trübſeliges Vorhaben nur noch etliche Tage verſchöbe, und bat ihn, in ſeinem Palaſte Botſchaft von ihr abzuwarten.

Fünfhundert und drei und funfzigſter Tag.

Sie begab ſich ſchleunig zu Nurdſchehan, und berichtete ihm alles, was ſie erforſcht hatte. Als derſelbe aus ihrem Bericht erſah, daß Diafer keine böſe Abſicht gehabt hatte, und daß die Grauſamkeit der Fürſten insgemein ſolche Vorſicht nur zu ſehr rechtfertigte, da gereute es ihn, Diafer ſo übel empfangen zu haben, und er verſprach Damaké, den nächſten Tag die ihm angethane Kränkung wieder gut zu machen. Sie billigte dieſen Entſchluß; aber bevor ſie den Fürſten verließ, beſchwur ſie ihn, ihre Neugierde zu befriedigen, und ſie zu unterrichten, auf welche Weiſe er gewahr worden, daß Diafer wirklich Gift bei ſich trüge. Nurdſchehan antwortete ihr:

„Nimmer werde ich der Gebieterinn meines Herzens etwas geheim halten: wiſſe denn,“ fuhr er fort, „ich trage beſtändig ein Armband, welches mein Vater mir hinterlaßen hat, und welches ſeit unvordenklicher

Zeit in meinem Stamme iſt, ohne daß ich zu ſagen wüßte, wie der Weiſe hieß, der es verfertigt hat, noch wie es in die Hände meiner Ahnen gekommen. Es iſt aus einem Stoffe, welcher ſehr der Koralle gleicht, und der die Eigenſchaft hat, ſogar in ziemlicher Entfernung, jedes Gift zu verrathen: es wird unruhig und zittert, wenn ein Gift ſich ihm nahet; und als Diafer zu mir heran trat, fehlte wenig, daß mein Armband gar zerbrochen wäre, ſo ſtark und gewaltig war das Gift, welches er bei ſich trug. Ich hätte jeden andern, der mir nicht von dir empfohlen wäre, auf der Stelle enthaupten laßen; und ich war um ſo ſicherer, daß Diafer dieſes gefährliche Gift bei ſich führte, als mein Armband ſich ſogleich wieder beruhigte, als er den Saal verlaßen hatte, worin ich ihn empfangen wollte.“

Nurdſchehan nahm das Band von ſeinem Arm und gab es Damaké. Sie unterſuchte es mit großer Aufmerkſamkeit, und ſprach darauf zu ihm:

„Dieſer Talisman, Herr, iſt ohne Zweifel bewunderungswürdig: indeſſen muß dieſes Abenteuer auch bewähren, wie ſehr diejenigen, welche unumſchränkte Gewalt in Händen haben, auf ihrer Hut ſein müßen gegen den Anſchein, und wie wichtig es iſt, nicht ſo leichthin zu verurtheilen.“

Damaké entfernte ſich, und Nurdſchehan befahl nun das größte Gepränge und die prächtigſten Anſtalten, um Diafer am nächſten Tage bei ihm einzuführen. Alles wurde vollzogen; Nurdſchehan empfing ſeinen neuen Veſyr mit aller möglichen Freundlichkeit, und bezeugte ihm ſein herzliches Bedauern über den früheren Vorfall. Hierauf ließ er ihm ein goldenes Schreibzeug, eine Feder und Papier überreichen. Auf der Stelle ſchrieb der Veſyr mit den ſchönſten Schriftzügen erhabene Ausſprüche, auf welche Weiſe ein Veſyr in ſeinem Amte ſich benehmen ſoll. Nurdſchehan bewunderte ſeine Geſchicklichkeit, ließ ihn mit dem Veſyrsrocke bekleiden, und krönte ſeine Huld noch damit, daß er ihm das Geheimnis ſeines Armbandes anvertraute.

Diafer rieth dem Fürſten ſehr, ſich nimmer davon zu trennen; und Nurdſchehan voll Bewunderung und Vergnügen über den Beſitz eines ſo koſtbaren Schatzes, fragte ſeinen neuen Veſyr, ob er wohl glaubte, daß es in der ganzen Welt noch ein ſo wunderbares Werk gäbe.

„Großer König,“ antwortete ihm Diafer, „ich habe in der Stadt Diul *) ein andres Wunderwerk geſehen, welches zwar minder nützlich, aber in Betreff der Tiefe der Kunſt und der Wiſſenſchaft, mit welcher ein Weiſer es verfertigt hat, ihm verglichen werden kann.“

---

*) Sonſt Dobil genannt.

„Und was iſt dieß?“ fragte Nurbſchehan: „das möchte ich gerne wiſſen.“

Diafer nahm hierauf alſo das Wort:

Fünfhundert und vier und funfzigſter Tag.

Der goldene Fiſch.

„Als ich von Deiner Majeſtät den Befehl erhielt, mich zu dir zu verfügen, reiſte ich ab, und war genöthigt, in Diul etwas anzuhalten, welche Stadt auf meinem Wege nach Viſapur lag, wo ich wußte, daß ich Deine Majeſtät antreffen würde. Trotz meiner Ungeduld mußte ich dort noch mehrere Sachen einkaufen, welche zu meiner Reiſe nöthig waren. Ich benutzte dieſe Zeit, um die Schönheiten dieſer Stadt zu betrachten. Der Statthalter, deſſen Reichthum und Ueppigkeit mich in Erſtaunen ſetzte, kam am Tage meiner Ankunft mir entgegen, und führte mich in ſeinen Palaſt; er überhäufte mich mit Ehren, und bezeigte mir während meines Aufenthalts die ausgeſuchteſte Aufmerkſamkeit. Indeſſen war dieß alles von einem gezwungenen Weſen begleitet, welches mir ſeine Aufrichtigkeit verdächtig machte. Unter den Luſtbarkeiten, welche er für mich veranſtaltete, lud er mich auch zu einer Luſtfahrt auf dem Meere, ich willigte ein, und wir beſtiegen am nächſten Morgen eine kleine Fregatte, welche er zu dieſem Zwecke hatte ausrüſten laßen; das Wetter war ſo ſchön, wie wir es nur wünſchen konnten, und wir unterhielten uns ſehr angenehm. Der Statthalter von Diul ſaß oben auf dem Hinterdeck und ich ihm zur Seite; ein Knabe, ſchön wie die Sonne, kitzelte ihm die Fußſohlen; die köſtlichſten Weine ſtanden auf dem Tiſche vor uns; ihre Friſche und der Schnee, womit alle Früchte umgeben waren, erhöhten die weichlichſte Ueppigkeit, als ſchöne Sklavinnen Gelegenheit gaben, noch an etwas anderes zu denken, als an ihre Dienſte oder an die Kunſt, mit welcher ſie ſangen und auf mancherlei Inſtrumenten ſpielten. Unſre Luſtfahrt war demnach von allem begleitet, was ſie reizend machen konnte; und während ich dem Statthalter etwas Angenehmes darüber ſagte, bemerkte ich an ſeinem Finger einen ſo prächtigen Rubin, daß ich mich nicht erwehren konnte, ihn zu rühmen. Der Statthalter zog ſeinen Ring ab, und reichte ihn mir; ich betrachtete ihn aufmerkſam, und gab ihn dann zurück: aber ich hatte die größte Mühe von der Welt, ihn zu bewegen, daß er ihn wieder nahm. Zwar brachte ich es endlich dahin, aber als er ſah, daß ich mich durchaus weigerte, ihn zu behalten, war er ſo ärgerlich darob, daß er ihn ins Meer warf. Es gereute mich jetzo, daß ich ein ſo vollkommenes Werk der Natur nicht angenommen hatte, und ich bezeugte es dem Statthalter, der mir antwortete, es wäre meine Schuld.

„Indeſſen,“ fuhr er fort, „wenn du verſprichſt, ihn anzunehmen, ſo ſoll es mir nicht ſchwer werden, dieſen Ring wieder zu finden, welcher in Wahrheit ſchön genug iſt, um ihn dir anzubieten.“

Ich glaubte, er würde mir nun einen andern, ähnlichen Ring darbieten; aber ohne mir weiter etwas zu ſagen, befahl er, ſogleich das Schiff ans Land zu ſteuern. Als wir anlangten, ſchickte er einen Sklaven hin, von ſeinem Schatzmeiſter ein Käſtchen zu holen, welches er ihm beſchrieb; man warf die Anker, und erwartete die Rückkehr des Sklaven. Dieſer war raſch, den empfangenen Befehl zu vollziehen; und der Statthalter zog aus ſeiner Taſche einen kleinen goldenen Schlüſſel, öffnete das Käſtchen, und nahm daraus einen kleinen goldenen Fiſch von bewundernswürdiger Arbeit: dieſen warf er ins Meer; er tauchte ſogleich unter, und erſchien nach einiger Zeit wieder auf der Oberfläche des Waſſers mit dem Ringe zwiſchen den Zähnen. Die Matroſen in dem Boote fingen ihn mit der Hand auf, und brachten ihn dem Statthalter, dem er den Ring übergab, und dabei den Schwanz bewegte; kein andrer als er hätte ihm denſelben entreißen können. Der Statthalter bot mir nun den Ring von neuem dar, und ich konnte ihn nicht mehr ausſchlagen, zumal da ich ſah, daß er ſein dringendes Bitten noch verdoppelte. Der Fiſch wurde wieder in ſein Käſtchen gethan, und nach dem Schatze zurückgeſendet.“

Diafer zog, nachdem er dieſe Geſchichte erzählt hatte, den Ring von ſeinem Finger, und überreichte ihn Nurdſchehan, der ihn ſehr ſchön fand, und hierauf zu Diafer ſagte:

„Entäußere dich niemals eines Kleinods, welches durch die Kraft des Talismans, der dich zum Beſitzer deſſelben macht, noch wunderbarer iſt, als durch ſeine natürliche Schönheit.

Aber,“ fuhr er fort, „du hätteſt wohl erforſchen ſollen, zu welcher Zeit und von wem dieſes wunderſame Meiſterſtück verfertigt worden?“

„Ich habe alle Mühe angewendet,“ antwortete Diafer, „um mich darüber aufzuklären, aber es iſt vergeblich geweſen. Ueber ein ſo ſeltſames Ereignis erſtaunt, dachte ich nicht mehr an die Luſtfahrt; und als der Statthalter mich ſo in Nachdenken verſunken ſah, ſagte er zu mir:

„Das Leben iſt kurz, benutze jeden Augenblick deſſelben, und genieße. Unſre Seele iſt wie ein Vogel in den Käfig unſers Leibes geſperrt; ſie ſoll ihn bald wieder verlaßen; erfreue dich, ſo lange du kannſt, du weißt nicht, ob du morgen noch lebſt.“

Ich geſtand ihm, daß ich von Neugierde durchdrungen wäre; er antwortete mir darauf:

„Es thut mir unendlich Leid, daß ich ſie nicht befriedigen kann.“ Und dieſe Worte ſprach er in einem Tone aus, wie jemand, der nicht beſtimmter antworten will, „denken wir nur daran,“ fuhr er fort, „uns zu vergnügen.“

Ich befolgte ſeinen Rath, ſo viel es mir möglich war, und ich habe Diul verlaßen, ohne von dem Statthalter irgend Aufklärung über dieſes Ereignis erlangen zu können, aber in der Ueberzeugung, daß dieſer Talisman die Quelle aller Schätze wäre, welche er beſitzt.“

Fünfhundert und fünf und funfzigſter Tag.

Nurdſchehan beſchloß dieſe Aufnahme Diafers damit, daß er ihn ſeiner Freundſchaft verſicherte, wenn er der Handhabung der Gerechtigkeit alle ſeine Sorgfalt widmete. Hierauf ging er zu Damaké, ihr ſeine Unterredung mit ſeinem Veſyr mitzutheilen, und erzählte ihr die Geſchichte von dem kleinen Fiſche.

„Ich liebe die Talismane,“ fügte der Fürſt hinzu, „und dieſer kleine Fiſch erregt meine höchſte Neugierde; ich wünſchte wenigſtens nur den Urheber deſſelben zu wiſſen.“

Damaké, dieſes ſchöne Geſtirn des Himmels, verſprach ihm, alle ihre Kräfte anzuwenden, um gründlich davon unterrichtet zu werden.

In der That ſagte Damaké ihm am folgenden Tage, daß von allen Talismanen, welche der große Seidel-Bekir verfertigt, nur noch viere vorhanden wären: ſein (Nurdſchehans) Armband; der kleine Fiſch, von welchem Diafer ihm erzählt hatte, und welchen ſie ihm von Seiten des Statthalters von Diul überreichte, hinzufügend, daß derſelbe von Nurdſchehans getreuen Unterthanen verhaftet worden und dieſes Geſchenk darböte, um ſein Leben zu behalten, welches er verwirkt hatte, da er mit den Waffen in der Hand gefangen worden. Zugleich überreichte ſie ihm einen unſcheinbar verzierten Dolch, und bat ihn, denſelben von ihr anzunehmen.

„Die übrigen Talismane,“ fuhr ſie fort, „ſind entweder aufgelöſet, — denn du weißt, Herr, daß ſie nur für eine beſtimmte Zeit verfertigt waren, — oder ſind durch mancherlei Zufälle vernichtet worden.“

„Warum,“ verſetzte Nurdſchehan, „wollte denn der Statthalter von Diul dem Diafer nicht ſagen, das Seidel-Bekir der Urheber des goldenen Fiſches wäre?“

„Er weiß es nicht, Herr,“ unterbrach ihn Damaké; „vielleicht hat er, aus Schaam, davon nicht unterrichtet zu ſein, ſich geſtellt, als wenn er es nicht entdecken dürfe; wie ſo viele andere Menſchen thun, welche ihre Unwiſſenheit hinter ſcheinbare Geheimhaltung verſtecken.“

„Aber was hat der Talisman, welchen du mir darbieteſt, für eine Kraft?" fragte Nurdſchehan, indem er den Dolch in die Hand nahm.

„Ich will dich davon unterrichten, Herr," antwortete Damaké, „indem ich dir erzähle, was ich von dem goldenen Fiſche habe erfahren können.

Der Zauberdolch.

Es mag etwa dreitauſend Jahre her ſein, daß in dieſem Theile Aſiens, welchen wir bewohnen, ein Mann namens Huna erſchien, welcher ſo gewaltig war, daß er Seidel-Bekir benannt wurde. Er war ein Weiſer, der unter den Geiſtesgaben, welche ihm die allgemeine Ehrfurcht erwarben, auch die Wiſſenſchaft der Talismane beſaß, aber in einem ſo hohen Grade, daß er vermittelſt derſelben den Geſtirnen und ihren Einflüſſen gebot. Unglücklicherweiſe ſind ſeine Schriften verloren gegangen; daher kann man gegenwärtig nicht mehr dergleichen Talismane verfertigen. Antiomur, König von Indoſtan, hatte Mittel gefunden, mit ihm Freundſchaft zu ſtiften, und Seidel-Bekir ſchenkte ihm, aus Dankbarkeit für dieſe Zuneigung und für einige kleine Dienſte, welche er ihm geleiſtet, den kleinen goldenen Fiſch, von welchem dein Veſyr dir erzählt hat. Derſelbe iſt ſtäts in dem Schatze Antiomurs geblieben, ſo lange ſein Stamm blühte. Einer der Altväter des Statthalters von Diul war Weſyr des letzten Königs dieſes Stammes, als dieſer durch eine Staatsumwälzung, welche die Geſchichte von Indien weitläuftig beſchreibt und jedermann weiß, ausgerottet wurde, ſich dieſes Wunderwerks bemächtigte, welches ſeine Nachkömmlinge bis auf dieſen Tag ſorgfältig bewahrt haben. Dieſer Talisman holt ſeinem Beſitzer nicht allein alles wieder, was man ins Meer hat fallen laßen, ſondern auch wenn man ihm Dinge anzeigt, welche man aus dem Waſſer hervorziehen möchte, bringt er ſie mit der größten Genauigkeit herauf.“

„So kenne ich nun dieſe beiden Talismane,“ erwiederte ihr Nurdſchehan; „nimmer beſaß ein Fürſt ſo große Reichthümer, und ich kann mich in Wahrheit den König des Meeres nennen. Was verdanke ich dir nicht alles, Gebieterinn meines Herzens! Aber von welchem Nutzen iſt dieſer Talisman, womit die ſchöne Damaké mich eben beſchenkt hat?“

„Herr,“ antwortete ſie ihm, „wenn ich dir ſage, zu welchem Zweck er verfertigt wurde, ſo wirſt du auch ſeine Eigenſchaft erfahren.

Fünfhundert und ſechs und funfzigſter Tag.

Man lieſet in den Jahrbüchern von Indoſten, daß Antiomur ungerechterweiſe von Keiramur einen Zins forderte. Dieſer war zu ſchwach, der Gewalt ſeines Feindes zu widerſtehen; und da er ſich nicht anders zu helfen wußte, ſo beſchloß er, ſich an den Weiſen Seidel-Bekir zu wenden; er ſandte ſeinen Veſyr mit koſtbaren Geſchenken zu ihm; der Weiſe lehnte die letzten ab, wurde aber ſo gerührt durch die Lage, in welcher der König, ſein Freund, verſetzt war, daß er ſchwur, Antiomur ſolle ſein Vorhaben nicht gelingen. Auf der Stelle verfertigte er eben dieſen Dolch, welchen ich meinem Gebieter überreicht habe," unterbrach ſich Damaké, „und gab ihn dem Veſyr, mit den Worten:

„Sage deinem Herrn, daß er zwanzig der tapferſten Krieger ſeines Reichs auswähle, und dem Anführer derſelben dieſen Dolch übergebe. Dieſer Dolch," fügte er hinzu, „hat die Kraft, wenn er ausgezogen wird, unſichtbar zu machen, nicht bloß denjenigen, der ihn trägt, ſondern auch alle die, welche derſelbe an der Kraft des Talismans will Theil nehmen laßen; ſein bloßer Wille bewirkt dieß. Keiramur," fuhr er fort, „ſoll dieſe zwanzig Mann zu Antiomur ſchicken, mit einem Briefe, in welchem er den geforderten Zins verſagt. Antiomur wird im Ausbruche ſeines Zorns den Abgeſandten verhaften wollen. So bald ſo das Völkerrecht verletzt wird, muß derjenige, der den Dolch trägt, ſich ſammt ſeiner Schaar unſichtbar machen, indem er ihn herauszieht, und ſeinen Säbel in die andre Hand nimmt, und kann alsdann alles thun, was ſeine Tapferkeit ihm eingibt.“

Der Weſyr kam heim zu Keiramur, und alles was Seldel-Bekir geboten hatte, wurde ausgeführt. Dem Sohne des Königs wurde der Befehl bei dieſer wichtigen Unternehmung übertragen. Antiomur gerieth bei Leſung des ihm übergebenen Briefes in Wuth:

„Man verhafte,“ rief er aus, „dieſen unverſchämten Abgeſandten!“ Da zog der Königsſohn ſchleunig den Dolch, ſchwang den Säbel mit der andern Hand; und hieb Antiomur den Kopf ab; desgleichen that ſein Gefolge den im Divan Gegenwärtigen; und hierauf durchliefen ſie die Stadt, in welcher man eine Anzahl Köpfe von den Rümpfen fliegen ſah, ohne zu begreifen, wer ſie abſchlüge. Nach dieſem fürchterlichen Blutbade, machte der Abgeſandte mit ſeinem Gefolge ſich wieder ſichtbar, und erklärte nun dem Volke, ſie könnten einem gewiſſen Tode nur dadurch entgehen, daß ſie ſich Keiramur unterwürfen; was denn auch alle mit Freuden thaten.

Dieſer Dolch,“ fuhr Damaké fort, „iſt ſeitdem lange in dem Schatze der Könige dieſes Landes aufbewahrt worden; allmählich hat man ſeinen Werth verkannt, und ſeine wunderbare Eigenſchaft ganz aus dem Gedächtniſſe verloren; und als deine Majeſtät über die Talismane Aufklärung verlangte, wußte ich, daß der Dolch ſich in Balſora befand, bei einem Jüdiſchen

Kleinkrämer, der auf der Brücke dieſer Stadt allerlei Eiſenwerk und alten Plunder verkauft; es iſt mir nicht ſchwer geworden, mich in ſeinen Beſitz zu ſetzen, alſo habe ich kein Verdienſt dabei, daß ich meinem Gebieter einen Talisman übergeben, der mir durchaus unnütz ſein würde, während die Beſtimmung der Könige ihnen unglücklicherweiſe dergleichen Vorſichtsmittel nöthig macht."

Nurdſchehan konnte ihr nicht genug danken für ihre unerſchöpfliche Freigebigkeit, und ſagte zu ihr:

„Gebieterinn meines Herzens, bedenkeſt du wohl alles, was du mir da geſagt haſt? Bedenkeſt du wohl, wenn dieſe Talismane, welche, ſo bedeutend ſie an ſich, jedoch in Vergleichung mit dir ſo gering ſind, ſchon mein Verlangen erregt haben, wie groß das Verlangen iſt, welches ich nach dir fühle? Nein, alle Weiſen, und Seidel-Bekir ſelber, haben nichts ſo wunderbares hervorgebracht, wie du biſt; du wußteſt geſtern noch kein Wort von der Geſchichte dieſer Talismane, und heute biſt du vollkommen davon unterrichtet. Dieſer Dolch," fuhr er fort, indem er ihn aufhub, „war noch vor nicht vier und zwanzig Stunden in Balſora, und trotz der Entfernung dieſer Stadt von uns, gibſt du mir jetzo dieſen Dolch: biſt du etwa eine Tochter Seidel-Bekirs, oder gar ſelber ein ſolcher Weiſer?"

Damakè erröthete bei dieſen Fragen, und da Nurdſchehan noch weiter in ſie drang, ſagte ſie zu ihm:

„Herr, das ſicherſte und vollkommenſte Mittel, um zu erfahren was ein geliebtes Weſen begehrt, iſt ohne Zweifel die Liebe: aber ich darf dir nichts verbergen.

Fünfhundert und ſieben und funfzigſter Tag.

Kurze Zeit nach meiner Geburt ſaß meine Mutter mit mir am Fuß eines Palmbaumes, und genoß mit mir der Morgenkühle, ohne an etwas anderes zu denken, als durch ihre Küſſe meine kindlichen Liebkoſungen zu erwiedern, als ſie ſich auf einmal von einem Hofſtaat umgeben ſah, der einer ſchönen, hehren und reichgekleideten Königinn folgte, die ſelber ein Kind auf den Armen trug. Ungeachtet ihres feierlichen Gefolges und der ganzen königlichen Erſcheinung, liebkoſte ſie mir, ſo klein ich auch noch war. Nach einigem Verweilen, ſprach die Königinn zu meiner Mutter:

„Das Kind, welches du hier ſiehſt und mir gehört, muß durchaus die Milch einer Sterblichen ſaugen; ſo will es ein Gebot des großen Gottes, welches uns auferlegt worden, und ich weiß keine Amme zu finden, die demüthiger und verſtändiger, und deren

Milch reiner wäre: thu mir alſo den Gefallen,“ fügte ſie hinzu, „und gib meinem Kinde einige Augenblicke die Bruſt.“

Meine Mutter willigte mit Vergnügen ein, und die Königinn ſprach darauf, zum Danke für dieſen Liebesdienſt, zu ihr:

„So oft du irgend ein Leid oder einen Wunſch haſt, ſo begib dich an den Fuß eines männlichen Palmbaums, ſchneid ein Blatt ab, verbrenne es, und rufe mich dabei: ich bin die Dive Malikatada, *) und werde dir alsbald zu Hülfe kommen; überdieß verleihe ich dieſelbe Gabe deiner kleinen Tochter, ſo bald ſie zu verſtändigen Jahren kömmt.“

Meine Mutter,“ fuhr Damaké in ihrer Erzählung fort, „hat die Dive nicht weiter beläſtigt, außer in Angelegenheiten meiner Erziehung; und ich ſelber, Herr, hatte mich, bevor ich dich kannte, noch gar nicht an ſie gewendet, und in meinem Herzen ſtieg kein Verlangen auf. Seitdem aber,“ ſprach ſie erröthend, „fürchte ich, ihr überläſtig geworden zu ſein, ſo ſehr haben ſich Beſorgnis und Unruhe meiner Seele bemächtigt! Sie iſt es, wie du nun wohl denken kannſt, die mich Diafer kennen gelehrt, die mir die Antworten auf die Fragen der Weiſen eingegeben, die den Statthalter von Diul hat gefangen nehmen laßen, und die dich um ſein Leben bittet, zum Danke für den

---

*) Die morgenländiſchen Diven entſprechen unſeren Feen.

Fiſch, welchen ich dir aus ihrer Hand übergeben habe; ſie wollte ſelbſt....“

„Vollende doch, ſchöne Damaké!“ ſprach Nurdſchehan zärtlich zu ihr; „kannſt du mir, wenn du mich liebſt, nur irgend etwas verbergen?“

„Sie wollte,“ fuhr Damaké fort, „mir einen von ihr gemachten Talisman geben, damit ich ſtäts von deiner Hoheit geliebt würde, aber ich habe ihn ausgeſchlagen: gibt es in der Liebe einen andern Talisman, als das Herz?“

Nurdſchehan, je mehr und mehr von ſo viel Tugenden und ſo viel Beweiſen der Anhänglichkeit hingeriſſen, wollte nun ſein Glück nicht länger aufſchieben. Er ließ auf der Stelle ſeinen ganzen Hofſtaat und die Großen ſeines Reichs zuſammen rufen, und ſprach zu ihnen:

„Ich darf mich rühmen, der glücklichſte Fürſt auf Erden zu ſein: ich beſitze ein Armband, welches mich vor allen Giften bewahrt; alle Schätze des Meeres ſind mein, vermittelſt eines Fiſches, der ſie, auf meinen Befehl, aus den Tiefen der Gewäſſer heraufholt, und dieß iſt ein Geſchenk, welches Damaké mir gemacht hat: wo iſt die Prinzeſſinn, welche mir eine ähnliche Ausſteuer zubringen könnte? Das iſt noch nicht alles: ſie hat mir auch dieſen Dolch geſchenkt, welcher unſichtbar macht; die Probe, welche ich vor euren Augen mit dieſem unſchätzbaren Talisman anſtellen will, wird euch zugleich von der Wunderkraft des kleinen goldenen Fiſches überzeugen, mit welchem die Probe zu lang und beſchwerlich ſein würde.“

Hiemit zog er den Dolch, und verſchwand ſogleich vor ihren Augen. Das Erſtaunen der Zuſchauer war noch nicht vorüber, als der König zugleich mit allen ſeinen Offizieren verſchwinden wollte, und fragte dann die anderen Beamten:

„Sehet ihr noch meinen General, den und den?“

„Nein,“ antworteten ſie auf jede Frage. Er machte ſich hierauf auch ſeinen Kriegern unſichtbar, und verſchwand mit den Veſyren und allen Schriftgelehrten, um alle völlig zu überzeugen und keine Eiferſucht zu erregen.

„Danket alſo mit mir dem großen Gott und ſeinem Propheten,“ ſprach er alsdann, „daß er mich zu dem mächtigſten Fürſten auf Erden gemacht hat.“

Und er verrichtete ſeine Dankſagung mit einer Inbrunſt, welche der Gaben würdig war, die ihm der Himmel verliehen hatte; und alle Hofleute folgten ſeinem Beiſpiele.

Fünfhundert und acht und funfzigſter Tag.

Nachdem er dieſe große Pflicht erfüllt hatte, ſprach er zu ihnen:

„Das größte Laſter des menſchlichen Herzens iſt gewißlich die Undankbarkeit. Damaké iſt es, der ich ſo große Schätze verdanke; ihre Schönheit allein ſchon, ihr Verſtand, ihre Tugenden, würden die Erkenntlichkeit verdienen, welche ich ihr mein lebelang bewahren werde: aber die Erkenntlichkeit muß auch von Beweiſen begleitet werden: ich will ſie demnach heute noch für immer mit mir verbinden.“

Der ganze Hof und alle Großen gaben ſeiner Wahl lauten Beifall; und Nurdſchehan befahl ſogleich, Damaké herein zu führen. Sie erſchien in aller der beſcheidenen Anmuth, womit die Natur ſie ausgeſtattet hatte. Nachdem der Fürſt ihr in Gegenwart des Groß-Imans die Hand gereicht hatte, warf Damaké ſich vor ihrem Gemahl nieder, und ſprach zu ihm mit lauter Stimme:

„Als ich dir, mein Herr und Gemahl, von den Talismanen des großen Seidel-Bekir Bericht gab, ſagte ich dir, daß ihrer noch viere auf der Welt wären: indeſſen haſt du erſt dreie davon.“

„Bin ich nicht reich genug durch deinen Beſitz?“ erwiederte ihr Nurdſchehan; „du biſt offenbar der vierte: aber du wiegeſt ſie alle auf.“

„Nein, Herr,“ erwiederte ihm Damaké, die Augen niederſchlagend, „der dir noch fehlende Talisman iſt ein ſtählerner Ring, welcher im Grunde des Herzens leſen lehrt. Andere an meiner Stelle würden dieſen Talisman für gefährlich halten, aber ich betrachte ihn als ein Glück, wenn dir lange daran gelegen iſt, die Empfindungen zu leſen, welche du meinem Herzen ſo tief eingedrückt haſt; und wenn ich das Unglück hätte, nicht mehr dieſe Aufmerkſamkeit zu verdienen, ſo wird der Ring dich doch die Geſinnung und die Treue deiner Unterthanen kennen lehren."

In dieſem Augenblick erſchien die Dive Malikatada mit ihrem ganzen Hofſtaat, und bat den König, ſich in einen Garten zu begeben, welchen ſie durch ihre Macht und durch ihre dienſtbaren Geiſter mit vollendeter Pracht und Geſchmack ausgeſchmückt hatte. Sie ehrte das Hochzeitfeſt durch ihre Gegenwart, und Nurdſchehan lebte glückſelig, mehr durch die Liebe und den guten Rath ſeiner Gattinn, als durch alle Talismane, welche er noch denjenigen hätte beifügen können, die er ſchon beſaß."

Nachdem Moradbak alſo ihre Erzählung beſchloſſen hatte, ſprach Hüddſchadſch zu ihr:

„Das ſind gar ſchöne Geſchenke; ein Mädchen, die dergleichen zubringen kann, hat leicht unter den Männern zu wählen.“

„Damaké war ſo glücklich,“ antwortete ihm Moradbak, „im Schutz einer Dive zu ſtehen, welche ſie in den Stand ſetzte, ihre Geſinnungen auf eine ſo unzweideutige Weiſe an den Tag zu legen.“

„Ich würde nicht ſo viel Werth auf alle dieſe Talismane legen, als man ſich einbilden möchte,“ ſagte Hüddſchadſch; „man muß raſende Furcht vor Vergiftung haben, um ein ſolches Armband zu tragen, und dieſe Furcht iſt ſelber das grimmigſte Gift. Auch würde ich mir wenig aus den Reichthümern machen, welche der kleine Fiſch verſchaffen könnte, ich liebe nicht ſo leicht erworbene Güter. Die Menge und die Tapferkeit meiner Krieger iſt mehr werth, als der Dolch; und der Ring würde nur dazu dienen, mir zu zeigen, daß niemand etwas taugt. Erzähle mir morgen eine minder wunderbare Geſchichte; alle dieſe Begebenheiten ſind zu ſchwer zu glauben, und die einfachſten ſagen meinem Zuſtande weit mehr zu.“

Moradbak gehorchte, und erzählte am nächſten Abend folgende Geſchichte:

Dſchahia und Meimuné.

„Unter der Regierung Selims II, und in der Zeit ſeines höchſten Glanzes, lebte in Konſtantinopel ein junger Riemer, namens Ilmené Dſchahia. Er wohnte mit ſeiner Mutter, der er ſehr ergeben war, nahe am Thore, und war eben ſo bekannt durch die Geſchicklichkeit in ſeinem Handwerk, als durch die Anmuth ſeiner Geſtalt. Er war ſchön und wohlgebildet; und ſein für Freundſchaft gefühlvolles Herz trieb ihn, ſo oft als möglich nach Scutari *) hinüber zu fahren, um einige Tage bei ſeinem Freunde Muhammed zuzubringen, und ſich mit ihm zu vergnügen.

Eines Tages machte er wieder dieſe kleine Reiſe, nachdem er ſeiner Mutter die Hand geküßt und ihr faſt alles Geld, das er erworben, übergeben hatte. Er

---

*) Auf der Aſiatiſchen Küſte, Konſtantinopel gegenüber.

ſetzte ſich in ein Boot; und ſobald er in Scutari angekommen war, eilte er nach dem Hauſe ſeines Freundes, der ſich höchlich freute, ihn zu ſehen, und zu ihm ſagte:

„Du kömmſt zur glücklichen Stunde, mein lieber Dſchahia; ich bin dieſen Abend bei einem meiner Nachbarn zur Hochzeit geladen; du gehſt mit mir dahin, und wir wollen recht luſtig ſein.“

„Da man dich eingeladen hat,“ erwiederte Dſchahia, „ſo iſt es eben ſo gut, als wenn man mich ſelber gebeten hätte; jedermann kennt uns als Freunde, alſo wird man nicht verwundert ſein, uns ſelbander kommen zu ſehen.“

Fünfhundert und neun und funfzigſter Tag.

Sie begaben ſich alsbald dahin, und wurden gaſtlich aufgenommen; und als die Stunde des Abendgebetes gekommen war, begleiteten ſie die Braut nach der Moſchee, und gingen bei der Rückkehr vor ihr her, nach Muſelmänniſchem Gebrauche. Die Gebetſinger und Imame begleiteten ſie bis an die Thüre, wo das ganze Gefolge von ihr Abſchied nahm. Nach den gewöhnlichen Gebeten, wurde die Braut in die Kammer des Bräutigams geführt; man bewirthete alle Gäſte mit Scherbet, worauf jedermann nach Hauſe ging.

Dſchahia und Muhammed gingen noch mit etlichen jungen Leuten von ihrer Bekanntſchaft in ein beſonderes Haus, ſich zu beluſtigen und Wein zu trinken. Ihre Köpfe begannen ſchon, ſich zu erhitzen, als derjenige, der es übernommen hatte, einzuſchenken, zu ihnen ſagte:

„Was machen wir nun, meine Freunde? wir haben eben den letzten Trunk gethan."

Dieſe Nachricht betrübte alle um ſo mehr, als es höchſt gefährlich war, Wein zu holen; *) denn das Verbot, welchen herbei zu bringen, iſt ſo ſcharf, daß man alles zu fürchten hat, ſelbſt am Tage; und wenn man gar das Unglück hat, des Nachts, ohne Licht mit Wein beladen von den Stadtwächtern betroffen zu werden, ſo darf man nicht die mindeſte Gnade erwarten. Nachdem ſie alle dieſe Uebelſtände bedacht hatten, wiederholte einer aus der Geſellſchaft mehrmals, ohne das jemand darauf antwortete:

„Wäre es möglich, daß keiner von uns ſo viel Herz hätte, hin zu gehen und Wein zu holen?"

Dſchahia von dieſen Worten betroffen, ſprach bei ſich ſelber: „Ich bin hier der einzige Fremde, dieſe Worte können nur auf mich gerichtet ſein;" und alsbald ſtand er auf, und erbot ſich, ihnen dieſen Dienſt zu leiſten.

---

*) Er wird nur an den Küſten des Meeres verkauft; und ſie waren weit entfernt davon.

Muhammed drückte auf ſeinem Geſichte die Beſorgnis aus, welche dieſe Antwort ihm erregte; er nahm das Wort, und ſagte zu ihm:

„Haſt du niemals geſehen, daß man einem Fremden die Obliegenheiten der Einheimiſchen aufgetragen habe? Drum, mein theurer Freund, werde ich nimmer in dein Erbieten willigen. Ueberdieß würdeſt du, weil du den Weg nicht weißt, noch mehr Gefahr laufen, als ein andrer."

Die ganze Geſellſchaft ſtimmte dem bei, und man bat ihn, von dieſem Vorſatz abzuſtehen. Aber indem die jungen Leute ſeinen Muth lobten, und ſeine Dienſtfertigkeit bewunderten, thaten ſie alles mögliche, ihn in ſeinem Vorhaben zu beſtärken, obwohl ſie ihm das Gegentheil zu ſagen ſchienen. Dſchahia, als ein junger Menſch, zweifelte nicht, daß ſeine Ehre bei dieſem Unternehmen betheiligt wäre; er beſtand alſo dringend darauf; und die Uebrigen, die nur auf Mittel dachten, Wein zu bekommen, und wohl ſahen, daß kein andrer ſich dazu erbot, welchen zu holen, ſagten endlich zu Muhammed:

„Widerſetze dich nicht ſeinem Vorhaben, er hat Muth und Geſchicklichkeit, ſicherlich wird es ihm gelingen."

Muhammed ſah ſich genöthigt, einzuwilligen, und Dſchahia nahm zwei Krüge, mit welchen er glücklich nach dem Weinhauſe kam, ſie füllen ließ, und ſogleich wieder umkehrte, ſie ſeinen Geſellen zu bringen.

Die Stunde des Abendgebetes war ſchon längſt vorüber, alſo die Straßen leer. Indeſſen bemerkte Dſchahia von weitem noch eine Laterne, als er eben auf einen kleinen Platz bei der Validé-Moſchee trat. Dieſes Licht kam dergeſtalt auf ihn zu, daß er weder entfliehen, noch ausweichen konnte; denn wäre er umgekehrt, ſo hätte nicht nur das Geräuſch, welches er machte, Verfolgung veranlaßt, ſondern er wäre auch bald durch das Ufer des Meeres gehemmet worden. Andrerſeits konnte er die Krüge, womit er beladen war, nicht im Stiche laßen; das hieße nicht ſich eines übernommenen Auftrages entledigen, und er würde ſich geſchämt haben, wieder vor ſeinen Freunden zu erſcheinen, ohne ihnen Wein zu bringen. Während er dieſe Betrachtungen anſtellte, und fürchtete, es möchte die Laterne der Wache ſein, näherte ſich derjenige, der ſie trug, immer mehr, und er erkannte nun, daß es ein junger Mann war, der vor einem Greiſe her ging, dem ein andrer Sklave folgte. Das Antlitz dieſes Greiſes hatte einen Ausdruck von hoher Weisheit; ſein weißer Bart hing ihm bis auf den Gürtel herab; er trug in der einen Hand einen Stab und in der andern einen Roſenkranz.

Fünfhundert und ſechzigſter.

Dſchahla drückte ſich an die Mauer, um ſie vorüber gehen zu laßen, in der Hoffnung, daß ſie ihn nicht bemerken würden. Als ſie aber nahe bei ihm waren, hörte er, daß der Greis zu Gott betete und ſprach:

„Herr, im Namen aller Himmel, der ſieben Erden Adams und Eva's, der ſeligen Propheten, der Heiligen, der Gerechten und Tugendhaften, ich habe heute mein achtzigſtes Jahr erreicht; die ſchönſte Zeit meines Lebens iſt vorüber, und du haſt mir bisher die Gnade erwieſen, daß es mir niemals an einem Gaſte gefehlt. Es wäre heute das erſtemal, daß ich allein zur Nacht äße, und du weißt, großer Gott, wie unmöglich mir das iſt! Ich flehe demnach deine himmliſche Majeſtät an, wenn die Huldigungen ihr wohlgefällig ſind, welche ich ihr in einer ſo langen Reihe von Jahren dargebracht habe, mir auch heute jemand zu beſcheren, mit dem ich zur Nacht eſſen und mich unterhalten könne!“

Dſchahla betrachtete ihn mit einem Grauen, das ihn unbeweglich machte, und der Inhalt ſeines Gebetes erregte ihm Zittern und Beben: „Sollte das nicht irgend ein großer Prophet ſein?“ ſprach er bei ſich ſelber. „Was wird aus mir werden, wenn er gewahrt, daß ich Wein trage!“

Dieſe Betrachtungen ängſtigten ihn, als er ſah, daß der Scheich (denn als einen ſolchen erkannte er ihn) ſich, ungeachtet der Dunkelheit der Nacht, die Gegenſtände zu erkennen bemühte, und als er ihn ſelber gewahrte, ſogleich ſeinem Begleiter befahl, mit der Laterne näher heran zu gehen. Hierauf betrachtete er ihn mit großer Aufmerkſamkeit; und Dſchabia, der ſich gern ihm zu Füßen geworfen hätte, vermochte dieß jedoch nicht wegen der Krüge, womit er beladen war. Der Scheich dankte zuvörderſt Gott für dieſe Begegnung, und ſagte darauf zu ihm:

„Du ſiehſt, junger Freund, wie ſehr ich dem großen Gott danke, und wie ſehr ich ihm dafür verpflichtet bin, daß er mir die Gnade erwieſen hat, dich hier anzutreffen. Ohne dich, würde ich heute nicht zu Nacht gegeſſen haben; komm alſo mit mir in mein Haus, und ſchlag meine dringende Einladung nicht aus.“

Dieſe Worte verdoppelten Dſchabias Verlegenheit: „ſicherlich,“ ſagte er bei ſich ſelber, „iſt dieſer Greis ein Heiliger; ich habe ſchon den Zorn Gottes verdient, dadurch, daß ich Wein geholt: und wenn ich mir nun auch den Zorn des Scheichs zuziehe, indem ich ſeine Einladung ausſchlage, ſo vergrößere ich noch meine Schuld. Aber wenn ich ſeine Einladung annehme, ſo darf ich mich nimmer wieder vor denen ſehen laßen, die mich erwarten. In dieſer Ungewißheit ſtand er eine Weile ſchweigend da; und als der Scheich gewahrte, daß er die Hände unbeweglich unter dem Gewande hielt, merkte er wohl, daß er etwas verſteckte, und um ſeine Verlegenheit zu endigen, ſtreckte er die Hand aus und hub Dſchahia's Rock auf: da erblickte er die Weinkrüge, und ſprach zu ihm:

„Ich merkte es wohl, daß der Wein dich verlegen machte: aber du darfſt dich vor mir nicht ſchämen. Wo willſt du damit hin? Ich will dich begleiten, oder dir wenigſtens von ferne folgen, um dir zum ſichern Geleite zu dienen: mit Einem Worte, ich will alles thun, was dir beliebt; aber ich erkläre dir, daß ich nicht ohne dich nach meinem Hauſe zurückkehren werde.“

Dſchahia, durch die Freundlichkeit des Greiſes beruhigt, und erfreuet, über eine ſo ſtrenge verbotene Sache keine Vorwürfe zu hören, erzählte ihm aufrichtig, weshalb er dieſen Auftrag übernommen hatte: „meine Freunde erwarten mich mit Ungeduld,“ fügte er hinzu: „entſcheide nun ſelber, was ich zu thun habe, und befiehl.“

Der Greis antwortete ihm: „Mein Sohn, deine Rede zu vernehmen macht mir eben ſo viel Vergnügen, als die ſchönſte Perle mir gewähren würde. Du mußt alle Welt hinreißen und haſt mein Herz gewonnen: wiſſe denn, daß derjenige, dem du ſo viel Hochachtung einflößeſt, der Scheich Ebulkiar, aus Magneſia gebürtig, iſt. Seit meinem ſiebenten Jahre habe ich mich hier in Scutari niedergelaßen, und bin achtzig Jahr alt geworden, ohne jemals allein zu Nacht gegeſſen zu haben; und durch Gottes beſondere Gnade bringt man mir ſo viel Gelübde und Gaben dar, daß ich meine Gäſte wohl bewirthen kann. Wenn zufällig kein Fremder angekommen, und das Abendgebet ſchon vorüber, alſo nicht mehr zu hoffen iſt, daß noch jemand ſich einfinden werde, ſo gehe ich in die Moſchee und erwähle mir denjenigen, der mir am meiſten gefällt. Heute indeſſen iſt nicht allein niemand zu mir gekommen, ſondern auch alle diejenigen, welche ich in der Moſchee einlud, hatten triftige Entſchuldigungen, meine Bitte abzulehnen. Da ich nun keine Hoffnung mehr hatte, ſo wandte ich mich an den großen Gott; er hat mich erhört, und mir, nach meinem Wunſche, einen ſo angenehmen Gaſt beſchert, wie du biſt. — Aber,“ fuhr er fort, „es iſt billig, daß du das Verdienſt, welches du dir durch Ausführung eines ſo ſchwierigen Auftrags erworben haſt, nicht einbüßeſt: ich will dich hier erwarten, geh hin, und bitte deine Freunde um Erlaubnis, ſie zu verlaßen; du kannſt ihnen ſagen, du fürchteſt, der Wein werde dir zu Kopfe ſteigen, du habeſt ſchon zu viel davon getrunken. Dann kömmſt du wieder zu mir, und deine Gefälligkeit gegen mich wird dich nicht gereuen. Ich ſchwöre dir bei dem großen Gott, daß ich bis zu deiner Rückkehr hier bleibe, Ich baue auf dein Wort; du haſt es alſo in deiner Gewalt, mich hier die ganze Nacht harren zu laßen."

Hiermit ſetzte er ſich auf einen Stein, und ſagte noch zu ihm, indem er ihm einen Wink gab, ſich zu entfernen: „du wirſt mich auf eben dieſer Stelle wieder finden."

Dſchabia, je mehr und mehr beruhigt, konnte ſich nicht erwehren, bei ſich ſelber zu ſagen: „Ich muß Gott danken, einen ſo dienſtfertigen Mann getroffen zu haben, der mir ſo viel Theilnahme bezeigt." Er nahm alſo Abſchied von dem Scheich, und ſagte:

„Ich gehe hin, mich meines Auftrags zu entledigen, und verſpreche dir, ſo bald als möglich wieder zu dir zu kommen; und ohne meinen Freunden etwas von meiner glücklichen Begegnung zu ſagen, gedenke ich, dich nicht wieder zu verlaßen, dir meine übrigen Tage zu weihen, deine Hände zu küſſen, mich beſſer als bisher aufzuführen, und dadurch, daß ich mich zeitlebens deinem Dienſte widme, mir den Eingang in das Paradies der Muſelmänner zu verdienen."

Fünfhundert und ein und ſechzigſter Tag.

Mit dieſen Worten verließ er den Greis. Er war bald wieder bei ſeinen Freunden; ſeine erſte Sorge war, ihre Gläſer zu füllen, und die Krüge auf den Tiſch zu ſtellen. Die Freude über ſeine Rückkehr war um ſo größer, als ſie ſchon alle Hoffnung aufgegeben hatten, ihn wiederzuſehen. Sein Freund Muhammed, der am meiſten von allen beunruhigt geweſen, war nicht der letzte, der ihn umarmte; Alle ertheilten ihm Lobſprüche, welche ihn über die größten Männer erhuben. Aber wie ſehr ſie in ihn drangen, ſeinen Platz wieder einzunehmen, doch konnten ſie es nicht erlangen.

„Alles,“ ſagte er zu ihnen, „was ich mir von euch zur Belohnung des kleinen Dienſtes erbitte, welchen ich euch geleiſtet habe, beſteht in der Erlaubnis, mich entfernen zu dürfen. Ich bin nicht nur ermüdet; ſondern etliche meiner Freunde, welche ich in der Schenke antraf, wo ich den Wein holte, haben mich in der Eile ſo viel mit ihnen trinken laßen, daß mir der Kopf etwas eingenommen iſt: deshalb will ich, mit eurer Erlaubnis, nach dem Hauſe meines Freundes Muhammed gehen, mich auszuruhen.“

Sie willigten ſehr ungern in ſeine Entfernung; indeſſen drangen ſie um ſo weniger in ihn, als er ſich etwas berauſcht ſtellte: nicht ſo leicht konnte er ſich des Dienſteifers ſeines Freundes erwehren, der ihn heim begleiten wollte.

So bald er ſich losgemacht hatte, begab er ſich ſchleunig wieder nach dem Orte, wo er den Scheich verlaßen hatte, der ihn dort erwartete, wie er ihm verſprochen. Durchdrungen von ſeiner Gütigkeit, und entſchloſſen, ſein Schüler zu werden, warf er ſich vor ihm nieder und küßte ihm die Füße. Der Scheich hub ihn auf, drückte ihn an ſeinen Buſen, und ſprach zu ihm:

„O mein Sohn, warum thuſt du das?“ Alsdann lobte er ſeinen Eifer, nahm ihn bei der Hand, und ſagte zu ihm mit größter Zärtlichkeit:

„Laß uns nun nach dem Kloſter eilen.“

Sie verließen Scutari, gingen an dem Hoſpital der Ausſätzigen vorbei, und gelangten an einen Garten, deſſen Thor den Pforten eines Königspalaſts ähnlich, und deſſen Mauer von erſtaunlicher Höhe war.

„Wir ſind endlich ans Kloſter gekommen,“ ſagte der Greis, „und haben nunmehr nichts als Vergnügen zu gewärtigen.“

Hierauf klopfte er ans Thor; ein Mädchen fragte: „Wer da?“ und öffnete, als ſie die Stimme des Scheichs erkannte. Dſchahia war außer ſich vor Entzücken, als er ſie ſo ohne Schleier ſah; denn ſie war jung und hübſch: ſie leuchtete ihnen mit einer ſilbernen Lampe, in welcher ein wohlriechendes Oehl brannte.

Dieß Haus erſchien Dſchahia wie ein Ort der Wonne. In jeder Ecke der Vorhalle, die durch eine Menge ſilberner Lampen erhellet war, ſtand ein großes Sopha an einem Erkerfenſter; *) die Mitte nahm

---

*) Schenſiſchin.

ein Becken ein, welches mit dem ſeltenſten Marmor bekleidet und voll ſo klaren Waſſers war, daß man deutlich ein Gewimmel von Fiſchen ſah, deren Bewegung das Auge ergetzte. Das Becken ſchmückten ringsumher mannigfaltige Blumen, lieblich von Farbe und Geruch.

Dſchahia ſetzte ſich auf ein Sopha; indeſſen war ſein Geiſt von allen Gegenſtänden um ihn her ganz eingenommen; er konnte nicht begreifen, warum der Scheich, der nur von einem Kloſter zu ihm geredet hatte, ihn in einen ſo prächtigen Palaſt führte.

Der Greis, der ſeine Verwunderung gewahrte, ſagte zu ihm:

„Vertraue mir, was dich ſo nachdenklich macht; habe ich dir nicht geſagt, daß ich dich als meinen Sohn anſähe? Sei verſichert, daß es vielleicht ein größeres Glück iſt, von einem Scheich an Kindes Statt angenommen zu werden, als wirklich ſein Sohn zu ſein; die Einkindſchaft iſt frei, ſie kömmt von Herzen, folglich muß ſie ſchmeichelhaft ſein. Sei alſo ruhig; du biſt in meinem Hauſe, du wirſt mir Geſellſchaft leiſten, und wir werden einen Theil der Nächte damit zubringen, uns zu vergnügen. In Erwartung, daß der Engel des Todes mich bald abfordern wird, hinterlaße ich dir all mein Gut; nichts ſoll dir abgehen. Aber da du ein Jünglig nach meinem Herzen biſt," fügte er hinzu, „ſo wünſche ich nichts weiter, als daß du einſt meine Stelle einnehmeſt, und daß man dich die alten Gebräuche unſerer Religion herſtellen ſehe.“

Mit dieſen Worten ging er in ein Nebenzimmer, aus welchem er nach einiger Zeit in einem ſo mit Gold und Silber bedeckten Kleide wieder hervor trat, daß man ihn für einen König anſehen konnte. Als er ſich ſo neben Dſchahia nieder gelaßen hatte, trugen Sklaven große mit Edelſteinen geſchmückte Porzelanſchüſſeln herein, voll der köſtlichſten Speiſen, von Ambra und Moſchus umduftet.

Dſchahia war ganz erſtaunt über dieſe Pracht, und die Betäubung aller ſeiner Sinne machte, daß er verſtummte. Der Scheich ſagte jetzt zu ihm:

„Ich bin ſo alt geworden, wie du mich hier ſiehſt, ohne mich jemals auf dieſe Weiſe gekleidet zu haben; ich habe immerdar Gott gebeten, mir einen Sohn zu ſchenken; aber mein hohes Alter zwingt mich, alle Hoffnung dazu aufzugeben. Ich habe ihn nun dieſen Morgen um einen liebenswürdigen jungen Mann gebeten, welchen ich an Kindes Statt annehmen könnte, und er hat meine Wünſche erhört, indem er dich mir zugeſandt; demnach thue ich alles, was ich nur erſinnen kann, um meine Freude und Erkenntlichkeit für dieſes Glück an den Tag zu legen. Uebrigens ſind die Scheiche ſo geübt in der Beobachtung der Fremden, welche ſie bei ſich aufnehmen, daß ich ohne Mühe alle gute Eigenſchaften in dir erkannt habe. Ich habe geſehen, daß du Glauben, und Liebe zur Tugend haſt. Aber vernimm, zur Verringerung des Erſtaunens, worin ich dich ſehe, daß wir in unſerm Stande über alle Pracht, welche du hier ſiehſt, weit erhaben ſind, durch den geringen Werth, welchen wir darauf legen. Uebrigens, wenn du den Wein liebſt, ſo kannſt du hier deine Luſt büßen; du weißt, daß den Derwiſchen ſein Gebrauch erlaubt iſt; das öffentliche Aergernis iſt ohne Zweifel das einzige, was man dabei zu vermeiden hat. Betrachte mich demnach in allen Stücken als deinen Vater, und ergreif die Lebensweiſe, welche ich von Kindheit an getrieben habe."

Fünfhundert und zwei und ſechzigſter Tag.

Dieſe Rede erneuerte in Dſchabia die erſte Vorſtellung, welche bei der Erſcheinung des Scheichs in ihm aufgeſtiegen war: er hielt ihn für einen Propheten, und zwar eher für den Propheten Elias,*) als für jeden andern, wegen der Aehnlichkeit, welche er in ihm mit dieſem Heiligen fand. Indeſſen widerſtritten dieſe Ueppigkeit, dieſe Reichthümer, dieſe Edelſteine, die große Menge von Frauen und Sklaven, welche ab- und zugingen, ihn zu bedienen, und die

---

*) Auch die Türken erkennen dieſen für einen Propheten. — Vergl. Tag. 105. 190, Bd. 3. 4.

Fülle des Weins, welchen man aufgeſetzt hatte, dieſer Vorſtellung. Manchmal bildete er ſich ein, der Scheich wäre ein Zauberer, der nach Gefallen allerlei Geſtalten annähme: „aber was kann ſeine Abſicht dabei ſein, daß er mich hieher geführt hat?“ ſprach er bei ſich ſelber. „Was hätte er für einen Grund, mich zu täuſchen? Was habe ich zu fürchten? Mein Geld und meine Reichthümer können niemand reizen; und ich bin nicht ſchön genug, daß er etwa eine andre Abſicht haben ſollte: laß ſehen, wo dieß alles hinaus will.“

Der Wein, welcher in den Klöſtern bei Lebensſtrafe verboten iſt, erregte am meiſten Dſchahia's Verwunderung; deßhalb blickte er ſtäts nach den glänzenden damit angefüllten Gefäßen. Der Scheich errieth ſeine Gedanken, und ſagte zu ihm:

„Wähne nicht, mein Sohn, daß ich fähig bin, Wein zu trinken; ich habe ihn für dich allein bringen laßen. Der Wein, welchen wir Scheiche trinken, iſt ein Wein des Paradieſes. — Man bringe mir alsbald davon!“ gebot er; und ſogleich reichte man ihm eine goldene Flaſche dar.

Jetzo ſetzten ſie ſich zu Tiſche; und um die Mitte des Mahles ſchenkte der Scheich ſeinem Gaſte von dieſem Wein ein; und Dſchahia fand, daß derſelbe einem Scherbet von Zucker, Ambra und Moſchus ähnlich wäre, und folglich einen angenehmeren Geruch hatte, als der Wein. Jemehr erſtaunliche Dinge Dſchahia hier erblickte, je mehr war er überzeugt, daß der Scheich ſelber noch alle dieſe Wunder überträfe; demnach war ſeine Ehrfurcht vor ihm ohnegleichen.

„Warum denn,“ fragte ihn der Scheich, „biſt du ſtäts in tiefen Gedanken verſunken, anſtatt dich der Freude zu überlaßen?“

„Herr,“ antwortete ihm Dſchahia, „das Uebermaaß deiner Güte ſetzt mich in Erſtaunen; ich fürchte immerdar, daß mein Glück nur ein Traum ſei, und ich kann mich nicht erwehren, mich an eine Geſchichte zu erinnern, welche einige Beziehung auf meine Lage hat.“

„Ich liebe Erzählungen,“ erwiederte der Scheich, „und finde, daß ſie noch das Vergnügen bei Tiſche würzen.“

Er drang in ihn, ihm die Geſchichte zu erzählen, und Dſchahia begann folgendermaßen:

Geſchichte
von einem Derwiſche.

„Muſtapha, Paſcha Stambul Effendi, oder Oberrichter von Konſtantinopel, hatte mehrmals hinter einander eine anſehnliche Zahl ſeiner Freunde zum Nachteſſen eingeladen. In dieſer Geſellſchaft befand ſich auch ein Derwiſch, der für einen Mann von Verſtand galt, obgleich er noch kein einziges Wort geſprochen, was auch immer man vorgebracht hatte. Sein Stillſchweigen war ſo ſonderbar, daß es oft allen übrigen Gäſten zur Unterhaltung diente, die ſich ſogar darüber luſtig machten: man war aber ſehr erſtaunt, als, nach Verlauf einiger Zeit, der Derwiſch auf einmal ſeine Stimme erhub und er alle, die ſich an der Tafel befanden, bat, ſich einen Tag zu wählen, an welchem ſie bei ihm zu Nacht äßen und ſich vergnüg=

ten. Die Furcht vor einer ſchlechten Bewirthung machte die Geſellſchaft ſchwierig; und als ſie endlich die Einladung annahm, ſo geſchah es zugleich mit der Bitte, etwas Geld anzunehmen, um ihn in den Stand zu ſetzen, eine Ausgabe zu beſtreiten, welche ſeine Kräfte zu überſteigen ſchien; er aber lehnte es ab; man beſtimmte den Tag, und man bat ihn, zu ſagen, wo man ſich einfinden ſollte. Er antwortete, ſie würden ihn in der Moſchee des Sultans Mehemmed antreffen, von wo er ihnen zum Führer dienen wollte.

Fünfhundert und drei und ſechzigſter Tag.

Man ſtellte ſich pünktlich ein, beobachtete aber die Vorſicht, unterweges einige Vorräthe zu kaufen, um der Mittelmäßigkeit des Mahles zu Hülfe zu kommen, deſſen man ſich bei dem Derwiſch verſah. Er erſchien zur beſtimmten Stunde in der Moſchee. Mit Erſtaunen ſah man ihn ſehr ſauber gekleidet und mit einer Schürze von Indiſcher Leinwand geputzt. Er empfing die Geſellſchaft mit größter Höflichkeit, und führte ſie nach ſeinem Hauſe. Dieſes ſchien ein wahrer Palaſt; und als man an die Thüre kam, traten dreißig Pagen daraus hervor, faßten die Gäſte unter den Arm, und halfen ihnen zu einem Saale emporſteigen, deſſen Sopha's mit Goldſtoff bedeckt waren. Dieſelben Pagen führten ſie von hier in ein andres noch prächtigeres Zimmer; man trug vor jedem Gaſt ein ſilbernes Kohlenbecken, mit Schaufel und Zange von demſelben Erze. Als man ſich geſetzt hat, ſah man mit eben ſo viel Beſchämung als Verwirrung einander an, indem man ſich erinnerte, daß man in einen ſo prächtigen Palaſt Lebensmittel mitgebracht hatte. Einige Zeit darnach wurden vier ſilberne Tafeln errichtet; das Tiſchzeug, womit man ſie bedeckte, war ein Goldgewebe. In dem koſtbarſten Chineſiſchen Porzelan wurden die Gerichte aufgetragen. Vierzig verſchiedene Schüſſeln wurden auf jede Tafel geſetzt, und die Pagen vernachläßigten nichts, wodurch ſie ihre Bedienung angenehm machen konnten. Der Nachtiſch war noch köſtlicher, als alles was ihm voran gegangen war. Das Eingemachte war das vollkommenſte in ſeiner Art; und der Derwiſch begnügte ſich nicht damit, daß alle davon aßen, ſondern wollte auch noch, daß jeder davon in Fülle mit nach Hauſe nahm.

Als das Abendeſſen, welches ſehr lange währte, zu Ende war, bereitete man Betten, welche ganz der bisher geſehenen Pracht entſprachen. Die Decken und Tücher waren mit Gold geſtickt; und als man ſich niederlegen wollte, verkündigte der Derwiſch der ganzen Geſellſchaft, daß die Pagen eben ſo viele Mädchen wären, welche er zu ihrem Vergnügen beſtimmt hätte. Jeder erwählte ſich nun die, welche ihm am beſten gefiel, und legte ſich nieder. Auf die Luſt folgte endlich der Schlaf: aber wie groß war Aller Erſtaunen am folgenden Morgen, als ſie ſich in einem verfallenen Thurme, auf der Erde liegend, mit einer elenden Binſenmatte bedeckt, fanden; Steine waren ihre Kopfkiſſen, und ein dicker Holzblock lag an ihrer Seite. Ihre Kleider aber lagen noch ſo neben ihnen, wie ſie dieſelben hingelegt hatten.

Sie hatten große Mühe, ſich aus den Trümmern und Kothlachen, welche ſie umgaben, hervor zu arbeiten. Und als ſie den Thurm verließen, rief eine Stimme ihnen nach:

„Spottet ein andermal nicht über diejenigen, die das Stillſchweigen beobachten.“

Dem Scheich gefiel dieſe Geſchichte, er lobte ſehr die Art, wie ſie war erzählt worden, und trank mehrere Gläſer ſeines Paradiesweines auf Dſchahia's Geſundheit, den ſo viel Freundlichkeit ganz verwirrt machte. Endlich faßte er ihn bei der Hand, und ſprach zu ihm: „Mein Sohn, mache es dir bequem mit mir; dein Geſicht ſei offen, wie eine Roſe, und erkenne, ſo wie ich, Gottes Güte; ich habe dich von ihm erbeten, und er hat dich mir gewährt. Vertraue auf Gott; vertraue auf ſeine Diener, welche ſein lebendes Abbild ſind; mache es, wie jener Kaufmann, von welchem die Jahrbücher Wunder berichten, und deſſen Geſchichte ich dir erzählen will.

Geſchichte des Kaufmanns von Bagdad.

Ein Kaufmann in Bagdad, der, um Handel zu treiben, nach Indien reiſte, verkaufte alles, was er beſaß, und verließ ſein Land mit allem Gelde, ſo er nur aufbringen konnte. Nachdem er ſich in Gottes Schutz befohlen hatte, deſſen eifriger Diener er war, glückte es ihm anfangs ziemlich: aber zuletzt wurde er einige Tagereiſen von Maßulipatan von Räubern angefallen, welche ihm gar nichts ließen und ihn alſo in die Nothwendigkeit verſetzten, Almoſen zu betteln, um nach der Stadt zu gelangen.

Als er dort angekommen war, erkundigte er ſich ſorgfältig nach dem Hauſe des reichſten Kaufmannes dieſer Stadt, und begab ſich zu ihm. Er erzählte ihm ſein Unglück, und bat, ihm tauſend Zeckinen zu leihen. Der Kaufmann wollte wiſſen, ob er Sicherheit oder eine gute Bürgſchaft zu geben hätte. Der Kaufmann von Bagdad antwortete ihm:

„Die Räuber haben mir gar nichts gelaßen; aber du wirſt mit meinem Bürgen zufrieden ſein: das iſt Gott ſelber, der dir für alles gut ſagt, was du mir leiheſt."

Der Kaufmann von Maßülipatan, durch dieſe Antwort gerührt, gab ihm die tauſend Goldſtücke auf ſeine bloße Verſchreibung, in welcher allerdings mit beider Uebereinkunft erklärt wurde, daß Gott für dieſe Summe Bürge wäre.

Fünfhundert und vier und ſechzigſter Tag.

Der Kaufmann von Bagdad ging damit weg; und das geliehene Geld war ſo geſegnet, daß er am Ende des Jahrs ſich in Ormus befand und fünftauſend Zeckinen beſaß. Er wäre gern hin gereiſet, ſich ſeiner Verpflichtung zu entledigen, denn die Zeit der Rückzahlung war beinahe abgelaufen; aber unglücklicherweiſe war es in der ſtürmiſchen Jahreszeit, und es war kein Fahrzeug da, welches ſich jetzt aufs Meer hinaus wagen wollte. Dieſe Widerwärtigkeit ging ihm ſo zu Herzen, daß er aus Kummer darüber krank ward. Endlich ſetzte er all ſein Vertrauen auf Gott, nahm ein Stück Holz, höhlte es aus, und that die tauſend Zecken hinein mit einem Briefe an den Kaufmann von Maßülipatan, deſſen Schuldner er war. Er verpichte dieſes Stück Holz ſehr ſorgfältig, und warf es in das Meer, mit den Worten:

„Mein Gott, du biſt mein Bürge, geruhe, dieſes Geld demjenigen zuzuführen, der es mir allein auf Treu und Glauben deines heiligen Namens geliehen hat!“

Von Stund’ an gab die Beruhigung, ſeine Verpflichtung erfüllt zu haben, ihm ſeine Geſundheit wieder. Gott erhörte auch willig ſein Gebet; und noch denſelben Tag erblickte der Kaufmann von Maßülipatan, der in einem Boot an der Küſte eine Spazierfahrt machte, ein Stück Holz, deſſen Geſtalt ihm auffiel. Einige ſeiner Sklaven wollten es auffangen, aber es entſchlüpfte ihnen immer wieder; endlich griff er ſelber darnach, und fing es mit der größten Leichtigkeit auf. Er war höchſt erſtaunt, als er auf dem Peche die Zuſchrift an ihn ſelber erblickte; er betrachtete das Holz ſorgfältig, öffnete es, und fand darin das Geld und den Brief, welcher ihm keinen Zweifel mehr übrig ließ, und ihn mit Bewunderung der Allmacht und Güte Gottes erfüllte.

Als die ſtürmiſche Jahrszeit vorüber war, machte der Kaufmann von Bagdad, in Beſorgnis, daß Gott ſeine Bitte nicht erhört hätte, ſich mit den geliehenen tauſend Goldſtücken auf den Weg, und kam ſo zu ſeinem Gläubiger. Dieſer aber rief ihm ſchon von fern entgegen:

„Derjenige, der für dich gut geſagt hat, hat mich ſchon bezahlt; ſieh deine Schuldverſchreibung iſt zerriſſen; und du biſt mir nichts mehr ſchuldig, ſondern allein Gott. Erkenne alle Wohlthaten, welche er dir erwieſen hat, und bete ihn an und diene ihm unabläßig.“

Beſchluß
der
Geſchichte Dſchahia's und Meimuné's.

Dſchahia, von dieſer Geſchichte durchdrungen, verdoppelte die Betheuerungen ſeiner Zuneigung für den Scheich und ſeiner Dankbarkeit gegen Gott.

„Nun genug davon,“ ſagte der Scheich mit freundcher Miene zu ihm.

Hierauf ließ er eine große Menge königlicher Kleider bringen, und als man dieſelben auf dem Sopha aufgehäuft hatte, ſagte er zu Dſchahia:

„Ich ſchenke dir alle dieſe Kleider; und alle meine Sklavinnen ſtehen zu deinen Dienſten.“

Dieß letzte Erbieten machte den jungen Muſelmann erröthen. Aber um ſeine Verlegenheit zu zerſtreuen, füllte der Scheich ein Glas mit jenem himmlichen Weine, und Dſchahia trank ihn, ohne faſt zu wiſſen, was er that. Endlich, als der Scheich bemerkte, daß der Wein ſeinem Gaſt etwas zu Kopfe ſtieg, hieß er alle ſeine Sklavinnen ihre Inſtrumente nehmen, auf welchen ſie die zärtlichſten, für Liebeslieder beſtimmten Weiſen ſpielten. Dſchahia wurde dadurch aufgeregt, er begann, die Augen etwas mehr aufzuſchlagen und aller der Freuden zu genießen, welche ihm denen des Sultans vergleichbar dünkten. Indeſſen hatte er noch nicht genug getrunken, um ganz ſorglos zu ſein, er wagte nicht die ſchönen Sklavinnen zu betrachten, welche den Tiſch umgaben. Der Scheich, der ihn ſtäts beobachtete, und leichtlich ſeine Gedanken errieth, machte ihm Vorwürfe über dieſe Zurückhaltung, und indem er ihm nochmals einſchenkte, ſagte er zu ihm:

„O mein Sohn, warum betrachteſt du nicht dieſe Sklavinnen? Habe ich dir nicht geſagt, daß ſie dir gehören? Wähle dir diejenige aus, welche dir am beßten gefällt, und ich gebe ſie dir dieſe Nacht zur Beiſchläferinn.“

Dſchahia, der fürchtete, daß dieſe letzten Worte nur deshalb geſagt worden, um den Grund ſeines Herzens zu durchdringen, warf ſich dem Scheich zu Füßen, und ſchwur ihm zu, daß er nicht fähig wäre, daß geringſte Verlangen nach den ſeiner Hoheit angehörigen Frauen zu fühlen, und daß er zu gut die ihm ſchuldige Ehrfurcht kenne.

„Was ſoll ich dir mehr ſagen, mein Sohn,“ antwortete ihm der Greis, „wähle, ich beſchwöre dich darum. Du begreifſt wohl, daß alle meine Begierden erloſchen, und daß folglich dieſe Sklavinnen mir unnütz ſind. Mit Einem Wort, alles was ich mir von Gott erbitte, iſt, daß er dir Kinder beſchere, welche ich noch mehr lieben würde, als du ſelber.“

Fünfhundert und fünf und ſechzigſter Tag.

Dſchahia gab allem dieſem Zureden nach; er betrachtete die Sklavinnen, und wählte ſich eine aus; aber um nichts von ſeiner Schuldigkeit zu vernachläßigen, warf er ſich dem Scheich nochmals zu Füßen, und ſagte zu ihm:

„Ich war nicht fähig, daß geringſte Verlangen nach den Frauen deiner Hoheit zu fühlen: aber weil du es durchaus willſt, ſo wähle ich dieſe hier neben mir.“

Der Scheich erwiederte ihm mit der vergnügteſten Miene von der Welt:

„Ich danke Gott, daß du ſo gut gewählt haſt; ich ſehe, daß du wohl zu unterſcheiden weißt; du kannſt ſie als ein Geſchenk Gottes und als ein Werk ſeiner Güte anſehen: jede andre Wahl würde mir nicht ſo viel Freude gemacht haben; denn ſie iſt eine Circaſſierinn. — Komm näher, Meimuné, komm her,“ ſprach er zu ihr, indem er ſie bei der Hand nahm;

und ſo übergab er ſie Dſchahia mit fünftauſend Goldſtücken, welche er in einem Becken herein bringen ließ; er fügte hinzu:

„Dafür, daß du mir dieſe Nacht Geſellſchaft geleiſtet haſt, mache ich dir alle dieſe Geſchenke. Betrachte mich ſtäts als deinen Vater; verlaß mich nie mehr, und alle meine Wünſche ſind erfüllt. Morgen will ich hingehen und den Kadi von Scutari bitten, her zu kommen, um dir in ſeiner Gegenwart, eine Schenkung aller meiner Güter auszuſtellen. Du kannſt dir noch nicht vorſtellen, wie unermeßlich dieſelben ſind: was mich betrifft, ſo begnüge ich mich, bei dir zu leben, und werde in meiner Abgeſchiedenheit fortan nur mit dem Dienſte Gottes beſchäftigt ſein.“

Dieſe Worte ließen nicht mehr die geringſte Beſorgnis in Dſchahia's Geiſte zurück; er betrachtete nun alle dieſe Güter als eine Gabe der Güte Gottes, und ſagte zu dem Scheich:

„Und wenn ich tauſend Jahre zu deinem Dienſte lebte, mein Herr und mein Vater, ſo würde das noch nicht genügen, deine Wohlthaten zu vergelten. Sei verſichert, daß ich dir bis zum letzten Athemzuge vollkommen zugethan ſein werde.“

Sie wiederholten einander die Betheurungen und Schwüre der Freundſchaft, und tranken dabei einen guten Theil der Nacht hindurch. Endlich, als Dſchahia ſchläfrig ward, befahl der Scheich, über einem der

Sopha's einen geſtickten Vorhang zu befeſtigen, Decken von Gold und Seide zu bringen, und ein Bette von Silberſtoff auszubreiten. Als alle ſeine Befehle mit unglaublicher Sorgfalt vollzogen worden, ſprach der Scheich zu Dſchahia:

„Mein Sohn, du ſollſt dich jetzo mit deiner Gattinn zu Bette legen; eine der größten Freuden des Alters iſt es, ſeine Kinder zu vermählen; ihr beide gehört mir an, und ſo habe ich dieſen Augenblick das Vergnügen, euch zu vereinigen.“

Dſchahia weigerte ſich nicht, bald hatte er ſich mit Meimuné niedergelegt, und der Greis verließ das Gemach.

So bald er weit genug entfernt war, daß er ſie nicht mehr hören konnte, ſprach die ſchöne Sklavinn ſeufzend zu Dſchahia:

„Junger Mann, du haſt nicht mehr lange zu leben, ſei auf deine Rettung bedacht.“

Dieſe Worte kühlten Dſchahias Blut wieder gänzlich ab; er zitterte an allen ſeinen Gliedern, und beſchwur Meimuné, ihm dieſes Räthſel zu löſen.

„Mir geht dein Schickſal zu Herzen,“ ſagte ſie zu ihm, „ich fühle Liebe für dich, und dieſe Liebe verdoppelt noch den Abſcheu, den mir ſtäts die Gräuelthaten eingeflößt haben, welche hier begangen werden. — Verſprichſt du mir,“ fuhr ſie fort, „mich mit dir hinweg zu führen, und mich nicht zu verlaßen, wenn ich dich aus der Gefahr befreien kann, in welcher du ſchwebſt?“

Dſchahia verſprach alles, was ſie verlangte, und beſtärkte ſeine Worte durch die heiligſten Schwüre; die ſchöne Sklavinn vertraute ſich ihm gänzlich, und fuhr fort:

„Du wirſt bald den Gipfel des Frevels und der Bosheit kennen lernen; beide ſind in der Perſon dieſes Greiſes vereinigt: wenn du aber dein Leben retten willſt, ſo mußt du genau alles thun, was ich dir vorſchreibe. Der Scheich wird bald zurück kommen, und ſo oft er dir auch ruft, ſo antworte doch nicht. Er wird mir befehlen, dich aufzuwecken, ich werde mich ſtellen, als gehorchte ich ihm: du ſage aber immer noch nichts, bleib in dem Bette, und du wirſt Zeuge von allem ſein, was vorgeht.“

Dſchahia verſprach ihr, willig ihre Befehle zu vollziehen und ihrem Rathe zu folgen.

Fünfhundert und ſechs und ſechzigſter Tag.

Einige Zeit darnach kam der Scheich wieder herein, trat hinter einen der Vorhänge, und rief Dſchahia, der ihm aber nicht antwortete. Er befahl nun Meimuné, ihn aufzuwecken; ſie aber verſicherte, all ihr Bemühen wäre vergeblich.

„Du haſt die Stricke,“ ſagte er nun zu ihr, „ihn auf dem Sopha neben dir feſtzubinden, bedenke, daß ich um ſo vorſichtiger zu Werke gehen muß, als ich, ſo zu ſagen, der einzige Mann in meinem Hauſe bin. Ich habe gegenwärtig funfzehn Gefangene: was würde aus mir werden, wenn man dieſe in Freiheit ſetzte? Bewache ihn alſo ſorgfältig, und vergiß nicht, daß mein Leben dabei auf dem Spiele ſteht.“ Mit dieſen Worten trat er in ſein Gemach zurück.

Dſchabia fühlte unterdeſſen alle Wirkungen des Entſetzens; und als Meimuné kein Geräuſch mehr im Hauſe hörte, ſagte ſie zu ihm:

„Steh jetzt auf, ich will dir zeigen, an welchen Ort dein Unglück dich geführt hat.“

Er gehorchte, ſie faßte ihn bei der Hand, und ließ ihn eine kleine Treppe hinab ſteigen; als ſie unten waren, hieß ſie ihn durch ein kleines Loch in der Mauer ſehen. Da erblickte er ein ſehr finſteres Gefängnis, und darin vierzehn Gefangene von verſchiedenem Alter, alle mit Ketten um den Hals, an Händen und Füßen feſtgeſchloſſen. Der junge Menſch, der dem Scheich die Laterne vortrug, als Dſchabia ihm begegnete, trat in dieſem Augenblick in das Gefängnis. Die Gefangenen riefen bei ſeinem Anblick aus:

„Warum läßt man uns an dieſem ſchrecklichen Orte verſchmachten? Der Scheich hat uns betrogen, als er uns fünf tauſend Zeckinen und die Wahl einer von ſeinen Sklavinnen erbot; er hat uns alles genommen, was wir bei uns hatten, und uns in Ketten geworfen! — Bring' uns ſchleunigſt um," fuhren ſie fort; „der Tod wird wenigſtens unſere Qualen endigen."

Der junge Menſch antwortete ihnen: „Ihr traget dieſe Ketten nur dafür, daß ihr Reue über eure Sünden und Liebe zum geiſtlichen Leben bezeugt, und gleichwohl von dem Weine getrunken habt, welchen der Scheich euch nur angeboten, um euch zu prüfen. Das iſt noch nicht alles: er hat euch Frauen angeboten; und ihr wolltet dieſelben misbrauchen. Um euch alſo für dieſe ungeheuern Frevel zu züchtigen, hat er euch in Ketten geworfen. Ich darf jede Nacht nur einen von euch daraus befreien: — ſeid ruhig," ſprach er zu den Anderen, „die Reihe wird auch an euch kommen."

Damit nahm er den einen, und führte ihn hinaus.

Meimuné ſagte hierauf zu Dſchahia, welchen alles was er ſo eben geſehen hatte, in höchſte Beſtürzung verſetzte:

„Der Scheich wird bald wieder in das Zimmer kommen, worin wir lagen, wir müßen ſchleunig dahin zurück kehren."

Dſchahia ließ ſich hinführen; ſie legten ſich wieder nieder; und einige Augenblicke darnach ſah er wirklich den Scheich abermals eintreten: er war jetzt entkleidet, und im Begriff zu Bette zu gehen. Da ſprach er zu Meimuné mit furchtbarer Stimme:

„Jetzt iſt es Zeit, denjenigen der bei dir liegt ins Gefängnis zu werfen.“

Sie antwortete ihm, er könnte ſich deshalb auf ſie verlaßen, ſie würde ſchon ihre Pflicht thun. Der Scheich rief nun dem jungen Menſchen, der ihn bediente, und hieß ihn herein treten; was derſelbe auch ſogleich that: er hatte eine Schürze vor, und große Meſſer im Gürtel ſtecken. Er brachte den Gefangenen mit, welchen er aus dem Gefängniſſe geholt, und nachdem er ihm aus Vorſicht einen Knebel in den Mund geſteckt, um ihn am Schreien zu verhindern, entkleidete er ihn, auf Befehl des Scheichs, bis auf den Gürtel; dann gab er ihm einen Meſſerſchnitt, welcher den Leib vom Nabel bis zur Kehle aufſchlitzte: er riß ihm das Herz heraus, welches er in zwei Stücke ſchnitt, und es ſeinem Herrn darbot; hierauf reinigte und fegte er den Ort, bevor er den Leichnam wegſchleppte. Der Scheich nahm unterdeſſen das Herz des unglücklichen Muſelmanns, trocknete es mit einem Schwamm ab, und verſchlang es ganz und gar; darauf trank er ein großes Glas Wein, und ſagte nochmals zu Meimuné:

„Binde den Dſchabia recht feſt, und gib Acht, ſo lieb dir dein Kopf iſt, daß er dir nicht entwiſche.“

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als er auf ein Sopha niederſank, und bald im tiefſten Schlafe lag.

Fünfhundert und ſieben und ſechzigſter Tag.

Als Dſchabia ſah, daß der Scheich unfähig war, etwas zu vernehmen, warf er ſich Meimuné zu Füßen und beſchwur ſie, zu vollenden, was ſie ſo gut begonnen hatte, und ihm das Leben zu retten, und zur Freiheit zu verhelfen. Meimuné, die ihn prüfen wollte, antwortete ihm:

„Ich habe verſprochen, dich zu befreien, aber ich möchte doch nicht gern der ganzen Wuth und dem Grimme des Scheichs ausgeſetzt bleiben: die Höhe der Mauern und die Einrichtung des Hauſes machen meine Flucht faſt unmöglich.“

„Ich verlange meine Freiheit nicht ohne dich,“ erwiederte Dſchabia mit Innigkeit; „und ich will lieber ſterben, als mich von dir trennen.“

„Weil du mir ſo liebevolle und edelmüthige Geſinnungen bezeugſt,“ erwiederte ihm die ſchöne Sklavinn, „ſo verſpreche ich auch, dich nie zu verlaßen, und dich zu befreien, oder mit dir zu ſterben.“

Dieſe zärtliche Betheurung belebte Dſchabia’s Hoffnung wieder. Meimuné kleidete ſich eilig an, während er ſeinerſeits daſſelbe that; hierauf nahm ſie ihn bei der Hand, und führte ihn in ein andres Zimmer; hier öffnete ſie ein Fenſter, und ſagte zu ihm:

„Die Zweige dieſes hohen Granatenbaums werden uns behülflich ſein, in den Garten hinab zu ſteigen. Ich gehe hin, den Schlüſſel einer kleinen Thüre zu holen, welche ſich in der Gartenmauer befindet; bleib ſo lange hier, ich werde dich ſo wenig als möglich warten laßen, darüber kannſt du dich auf meine Liebe zu dir verlaßen.“

Als Dſchahia allein war, verſank er in einen Meer von Gedanken. Die Furcht, was alles geſchehen könnte, wenn es Meimuné nicht gelänge; ſeine herzliche Zuneigung für ſie, und das entſetzliche Schauſpiel, von welchem er eben Zeuge geweſen war, beſtürmten ihn wechſelsweiſe. Aber was ihm am meiſten Leid that, war, daß er keine Waffen hatte, um ſich im Nothfalle zu vertheidigen.

Endlich erſchien die ſchöne Sklavinn wieder mit zwei großen Bündeln; ſie gab ihm die Hand und half ihm durch das Fenſter hinab ſteigen; dann reichte ſie ihm die beiden Bündel zu, und bat ihn, ſie noch eine Weile am Fuße des Baums zu erwarten. Es währte nicht lange, ſo hörte er wieder Geräuſch, und ſah den Baum ſich bewegen; zugleich beruhigte ihn die Stimme der zärtlichen Meimuné, welche ihm zuflüſterte:

„Jetzo laß uns fliehen, mein geliebter Dſchahia, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren."

Sie öffneten die kleine Gartenthüre, und kamen glücklich hinaus; Dſchabia mit den beiden Bündeln und Meimuné mit einer kleinen Schachtel beladen.

Sie erreichten ohne Hindernis das Haus Muhammeds, der ſeine Freunde noch nicht verlaßen hatte; ſie klopften an die Thüre, eine alte Sklavinn öffnete, und ſie traten nun in das Gaſtzimmer, wo Dſchahia Gott dankte, daß er ihn aus einer ſo großen Gefahr befreiet hatte. Er überließ ſich ganz dem Entzücken ſeiner Freude, und bezeugte Meimuné ſeine herzlichſte Erkenntlichkeit. Aber das ſchöne Mädchen war traurig und ſeufzte unaufhörlich.

„Was fehlt dir denn?" fragte er ſie, „du Seele meiner Gedanken; was bleibt uns noch übrig zu wünſchen? ſind wir nicht außer aller Gefahr?"

„O mein geliebter Dſchahia," antwortete ſie ihm, „ich hielt dich für einſichtiger: kannſt du ſo ruhig bleiben, nur drei Schritte von einem Menſchen, als der Scheich iſt? Bedenke doch, daß er bei unermeßlichen Reichthümern auch ein ſo großes Anſehen beſitzt, welches der Ruf ſeiner Heiligkeit ihm verſchafft; er wird eins wie das andre anwenden, um uns wieder zu finden, und dann ſind wir ohne Rettung verloren. In dieſem Augenblicke ſchläft er: aber wenn er bei ſeinem Erwachen uns vermißt, ſo wird er hingehen und dich beim Kadi von Scutari anklagen, daß du Wein geholt haſt; und dieſe einzige Anklage reicht hin, dich verhaften zu laßen. Und mich wird er, als ſeine Sklavinn in Anſpruch nehmen. Mit Einem Worte, wir haben alles zu fürchten, was ſeine grauſame Einbildungskraft in der Wuth, in der Verzweiflung und in der Gefahr, welcher unſre Flucht ihn ausſetzt, zu erſinnen vermag. Laß uns alſo dem Bereiche ſeiner Wuth entfliehen und nach Konſtantinopel überſetzen, bevor der Tag anbricht; es bleibt uns nichts anderes übrig."

Fünfhundert und acht und ſechzigſter Tag.

Während dieſes vorging, kam Muhammed heim, und ſeine erſte Sorge war, die alte Sklavinn nach ſeinem Freunde Dſchabia zu fragen. Sie antwortete ihm, er wäre in dem Gaſtzimmer. Muhammed wollte nun nicht ſeine Ruhe ſtören, und ging ſelber ſchlafen.

Meimuné fuhr unterdeſſen fort, in Dſchabia zu dringen, nach Konſtantinopel über zu fahren. Er aber antwortete ihr:

„Wenn es von mir abhinge, du ſtrahlender Mond der Nacht, ſo würde ich augenblicklich mit dir über das Meer ſetzen, ja würde ich noch ganz andere Dinge thun, bloß um dir zu genügen. Aber die Sache iſt unthunlich; alle Boote ſind aufs Land gezogen; alle

Stadtthore ſind verſchloſſen; noch mehr, weißt du nicht, daß der Boſtandſchi-Baſchi,*) der die Nachtwache hält, wenn er ein Boot auf dem Meere ſieht, bevor der Tag angebrochen iſt, es ohne weitere Unterſuchung in den Grund bohren läßt? Warte alſo noch einige Augenblicke; ruhe dich aus; der Tag kann nicht mehr fern ſein; und ſei verſichert, daß ich nicht ruhig ſein kann, ſo lange ich dich in Unruhe weiß.“

Dieſe Worte bewogen Meimuné, ſich ein wenig in Geduld zu faſſen; und Dſchabia benutzte dieſe Zeit, ſie zu fragen, was den Scheich antriebe, ſo die Herzen derjenigen zu freſſen, welche er umbrächte.

„Während der drei Jahre, welche ich bei ihm verlebt habe,“ antwortete ſie, „habe ich ihn täglich genau daſſelbe thun ſehen; die großen Reichthümer, welche er beſitzt, beſtehen aus allem, was er denen raubt, welche er in ſein Haus lockt; und was ihn antreibt, die Unmenſchlichkeit an ihnen zu verüben, von welcher deine Augen Zeuge geweſen ſind, iſt eine Krankheit, an welcher er früher litt, und welche ihm durchaus alle Ruhe raubte: das Herz eines Menſchen vermag allein die Unruhe ſeines Geiſtes zu ſtillen.“

Indem Meimuné ſo die Neugierde Dſchabia's befriedigte, war ſie doch aufmerkſam genug, den erſten

---

*) Anführer der zur Leibwache des Sultans gehörigen Boſtandſchi.

Hahnenſchrei zu hören. Sogleich ſtand ſie auf, nahm ihr Käſtchen, und machte ſich fertig, weg zu gehen; und Dſchabia war genöthigt, die beiden Bündel zu nehmen und ihr zu folgen.

Sie verließen Muhammeds Haus, ohne ihm etwas ſagen zu laßen, und erreichten bald das Geſtade. Da ſie aber keine Barke antrafen, ſo waren ſie genöthigt, einige Zeit am Ufer auf und nieder zu wandeln. Endlich erblickten ſie das Licht eines Mannes, der fiſchte: Dſchabia beſchwur ihn mit flehender Stimme, ans Land zu kommen. Der Fiſcher erſtaunt, zu einer Stunde, wo ſonſt niemand vorüber ging, reden zu hören, wurde von Furcht ergriffen, und zweifelte nicht, daß es ein Geiſt wäre, der zu ihm ſpräche. Alsbald fing er an zu beten; aber Dſchabia, den Meimuné's Sehnſucht ſich einzuſchiffen, beredt machte, ſprach ſo dringend und verhieß ihm beſonders alles, was er nur fordern würde, daß der alte Fiſcher beide in ſein Boot aufnahm. Meimuné nahm ſogleich eine Zeckine aus ihrem Käſtchen und gab ſie ihm. Sie ſagten ihm, er möchte ſo thun, als wenn er fortführe zu fiſchen, ſich aber dabei ſtäts Konſtantinopel zu nähern; wo ſie denn auch in demſelben Augenblick anlangten, als man zum Morgengebete rief.

Dſchabia, nunmehr völlig beruhigt und zufrieden, ging nach ſeiner Wohnung, und fand ſeine Mutter ſchon aufgeſtanden; ſie öffnete die Thüre, höchſt erfreuet ihren Sohn wiederzuſehen, und zwar in Geſellſchaft einer Frau; denn er pflegte ſonſt nur einen oder den andern von ſeinen jungen Freunden mit zu bringen. Sie ruhten einen Theil des Tages aus, aßen dann, was Dſchahia's gute Mutter ihnen zugerichtet hatte, und unterſuchten den Inhalt der beiden Bündel und des Käſtchens. In jenen befanden ſich Meimuné's Kleider; ſie waren prächtig; und dieſes enthielt alles Geld, was ſie im Dienſte des Scheichs, deſſen Haſinadar *) ſie geweſen, ſich geſammelt hatte.

Aber Dſchahia, mehr von ihrer Schönheit, als von all dieſem Glanze geblendet, bezeugte ihr in dem Entzücken ſeiner Liebe, die Ungeduld ſeines Herzens, und ſein Verlangen, ſich nie mehr von ihr zu trennen, ſondern ſie zu heirathen. Darauf erwiederte ſie mit Zärtlichkeit:

„Du biſt nicht bedächtig, mein theurer Dſchahia, und die Vernunft hat wenig Herrſchaft über dich. Wir ſind vor der Gefahr noch keinesweges geborgen, und du willſt mich heirathen? So lange der Scheich, der grauſamſte und gefährlichſte aller Menſchen, noch einen Hauch des Lebens hat, werde ich nicht in dein Verlangen willigen.“

---

*) Schatzmeiſterinn.

Fünfhundert und neun und ſechzigſter Tag.

Dſchahia, der die herzliche Liebe für ſie fühlte, wurde von ihrer Weigerung mit Schmerz durchdrungen, und ſagte zu ihr:

„So ſoll ich denn mein lebelang unglücklich ſein, meine geliebte Meimuné! denn am Ende vermag Gott allein die Welt von einem ſolchen Ungeheuer zu befreien, deſſen Gewalt mich mit Grauen erfüllt. Indeſſen dünkt es mir unmöglich, daß er uns in dem abgelegenen Stadtviertel, welches wir bewohnen, entdecken könne. Warum willſt du alſo meinem Glücke ein unerreichbares Ziel ſetzen? Könnte ich es nicht auch unternehmen, uns zu rächen? Rede nur; um dich zu beruhigen, bin ich fähig zu allem.“

Meimuné nahm hierauf das Wort und erwiederte ihm:

„Und wenn wir im Mittelpunkte der Erde wären, würde der Scheich uns auffinden, um uns ſeiner Wuth zu opfern; bedenke doch, wie ſchrecklich die Rache eines entlarvten Heuchlers ſein muß. Ich für mein Theil bekenne dir, daß ich nimmer einen Augenblick Ruhe haben werde, ſo lange ich dich einer ſo großen Gefahr ausgeſetzt ſehe. Indeſſen, wenn du mir folgen willſt, ſo können wir uns in dieſer peinlichen Beſorgnis doch vielleicht noch tröſten, ohne andre Unruhe zu empfinden, als die, welche die Liebe uns etwa erregt.“

„Blicke nie mehr auf mich, du Sohne meiner Gedanken," erwiederte Dſchahia mit Entzücken, „wenn ich nicht genau alles thue, was du mir befiehlſt."

„Dieſe Antwort beruhigt mich," fuhr Meimuné fort; „man muß Mittel finden, deinem Freund Muhammed Botſchaft zu ſenden und ihn einzuladen, uns zu beſuchen."

Dſchahia erbot ſich, ſelber hin zu gehen und ihn zu holen: aber ſeine Geliebte ſtellte ihm vor, welche nutzloſe Verwegenheit ſeine unzeitige Herzhaftigkeit in ihrer Lage wäre:

„Du erinnerſt," fügte ſie hinzu, „an jene Verſe des Perſiſchen Dichters Dſchelaledin Rumi, welche ſagen: ein Kameel ſtieg auf einen Minaretthurm, und rief aus: „ich habe mich hier verborgen, entdecket nicht den Ort meines Verſtecks!"

Und um ihn vollends dieſen Gedanken aus dem Kopfe zu vertreiben, erinnerte ſie ihn daran, daß er geſchworen hätte, alles zu thun, was ſie ihm geböte. Augenblicklich ſchrieb er nun an ſeinen Freund, der denn auch bald ankam.

Meimuné, mit ihrem Schleier bedeckt, ließ ihn auf ein Sopha Platz nehmen, und erzählte ihm die Gefahr, in welcher ſein Freund geſchwebt hatte. Er rief alle Augenblicke aus:

„Heiliger Prophet! kann es Gott zulaßen, daß ſolche Scheuſale ans Sonnenlicht hervorgehen dürfen!

Aber als ſie am Schluſſe der Erzählung den Scheich **Ebulkiar** nannte und ihn als den Urheber ſolcher Gräuel anklagte, da konnte er ſich durchaus nicht davon überzeugen.

„Wie iſt's möglich, daß ein Mann, der ſeine fünf Gebete verrichtet; der den Armen ſpendet; der die Beobachtung des Geſetzes predigt, mehr noch durch ſein lebendiges Beiſpiel, als durch ſeine unabläßigen Auslegungen des Korans; kurz, der als einer der größten Lieblinge unſers heiligen Propheten erſcheint, — ſo große Frevel verüben könne?"

„Ich weiß nicht," erwiederte Dſchabia, „ob dieſer Greis ein Scheich iſt, und ob der, welchen du meinſt, derſelbe iſt, von welchem Meimuné ſpricht; denn ich habe ihn nur einmal geſehen."

„Wie kann man daran zweifeln?" verſetzte Meimuné mit einer Art von Ungeduld. „Ich bin ſeit drei Jahren ſeine Sklavinn, und jeden Tag ſind meine Augen Zeugen neuer Grauſamkeit geweſen."

„Sicherlich," unterbrach ſie Muhammed, „hat ein abtrünniger Geiſt dir die Augen verblendet, um den Ruf des heiligſten Mannes unſerer Tage zu beflecken."

„Sei er nun Scheich oder nicht," ſagte hierauf die zärtliche Meimuné mit Entrüſtung, „genug, es gibt einen ſolchen Menſchen, der dergleichen Gräuel verübt, und der das Leben deines Freundes in Gefahr ſetzt. Wie kannſt du noch einen Augenblick anſtehen? Die Sache Gottes und die Stimme der Freundſchaft, ſind ſie nicht im Stande dich zu rühren?“

„Ich will es unterſuchen,“ antwortete ihr Muhammed, „ich will das Betragen des Scheichs beobachten: aber ohne völlig überzeugt zu ſein, werde ich meine Hände nicht in das Blut des Freundes Gottes tauchen.“

Als Meimuné ſah, daß nicht mehr zu erlangen war, und die Freundſchaft nicht die Eindrücke der Heuchelei in Muhammeds Herzen zu beſiegen vermochte, ſagte ſie zu ihm:

„So verſprich uns mindeſtens und ſchwöre es uns auf dem heiligen Koran, unſer Geheimnis zu bewahren.“ Dabei rief ſie aus:

„Wer Dſchahia am meiſten liebt, an dem iſt es, ihn zu befreien!“

Muhammed leiſtete den Eid, und kehrte heim nach Scutari.

Fünfhundert und ſiebzigſter.

Am folgenden Morgen ging Meimuné in ihrem Mantel nach dem Baſar in dem Schneider-Viertel; ſie ſuchte ſich einen vollſtändigen Anzug eines Ikoglans aus, erhandelte ihn, und verbarg ihn, nebſt mehreren anderen Einkäufen, unter ihrem Mantel.

Während der zwei bis drei nächſten Tage war ihr Herz beklommen, ihr Geiſt unruhig; ſie antwortete ſogar auf Dſchabia's Liebkoſungen mit Rührung, und ihr Trübſinn, der ſtäts ihre Weigerungen begleitete, ſetzte ihren Geliebten in Verzweiflung. Endlich, als ſie glaubte, daß es Zeit wäre, ging ſie zwiſchen dem erſten und zweiten Gebete aus. Dſchabia, der ſie nicht wieder kommen ſah, obſchon die Nacht heran nahte, gerieth in die größte Unruhe. Seine Mutter, gerührt von dem Zuſtande, worin ſie ihn ſah, fragte ihn:

„Was fehlt dir denn, mein Sohn?“

„Ach, meine Mutter,“ antwortete ihr Dſchabia, „Meimuné kömmt nicht wieder!“

„Es ziemt ſich zwar nicht für eine Frau, einem Manne Lehren zu geben,“ erwiederte ſie: „aber wenn du dieß liebenswürdige Mädchen verloren, ſo haſt du es ſicherlich wohl verdient. Die Frauen wollen nicht mit ſo viel Sanftmuth behandelt ſein; ſie misbrauchen ſtäts die Nachſicht, welche man mit ihnen hat, und beſonders die Freiheit, welche man ihnen läßt. Ich müßte mich ſehr irren,“ fuhr ſie fort, „oder du wirſt Meimuné nie wiederſehen.“

„Ach, meine Mutter,“ unterbrach ſie Dſchabia, „ſie gleicht nicht den anderen Frauen: ihr Herz iſt reiner, als der Morgenthau.“

„Ich will es wünſchen,“ antwortete ihm die Mutter: „aber du liebteſt ſie; ſie verſicherte dich derſelben Gefühle; nichts that euch hier Zwang an: was konnte ſie nun hindern, dir davon Beweiſe zu geben, oder dich zu heirathen, wie du ſie ſo oft dringend gebeten haſt? Warum ward ihre Miene immer ernſthafter und nachdenklicher? Warum hat ſie ſo geheimnisvoll eine Mannskleidung, einen Kandſchar, *) und andere Sachen her gebracht, welche ich unter dem Sopha gefunden habe, und die nun verſchwunden ſind? Sei verſichert, mein Sohn, ſie hat zu viel Verſtand, um etwas ohne Abſicht zu thun."

„Ach, meine Mutter," unterbrach ſie Dſchahia wiederum, „ich bin verloren, ich zittere! Meimune wollte ohne Zweifel...."

Er wagte nicht mehr zu ſagen, aus Furcht, ſein Geheimnis zu entdecken. Aber ungeachtet ſeiner Unruhe und Beſtürzung, küßte er ſeiner Mutter die Hand, nahm ſeinen Säbel und ging weg.

Einen Augenblick ſpäter hätte er kein Boot mehr gefunden, nach Scutari über zu ſetzen. Jetzo kam er noch mit ſinkendem Tage dort an. Er ſetzte ſich am Ufer des Meeres nieder, und ohne auf etwas anderes zu hören, als auf ſeine Liebe, ohne einen ſo von Vorurtheilen eingenommenen Freund, wie Muhammed, um die geringſte Hülfe anzuſprechen, beſchloß er, den Scheich auf ſeinem Wege zu erwarten und ihn trotz

---

*) Langen Dolch.

der beiden Sklaven, welche ihn gewöhnlich begleiteten, anzugreifen. Der Kummer, die Unruhe, die Angſt, welche dieſer Unmenſch ſeiner theuren Meimuné erregt, dadurch ſein Glück verzögert, und das Leben der Geliebten unaufhörlich in Gefahr geſetzt hatte, waren hinreichend, ihn zu dieſem Entſchluſſe zu beſtimmen. Aber ſein Vertrauen auf Gott und das Gebet, welches er jetzt an ihn richtete, benahmen ihm allen Zweifelmuth und ſtellten ihm das Opfer eines ſolchen Ungeheuers von Grauſamkeit, als die dem heiligen Propheten wohlgefälligſte Handlung dar.

Dieſe Gedanken beſchäftigten ihn bis zur Stunde des letzten Gebets. Als dieſe gekommen, ging er in die Straße, wo er damals dem Scheich begegnet war. Er traf ihn auch wieder an, aber ſchon voraus auf dem Heimwege, mit einem Menſchen; ohne Zweifel ein neues Opfer, welches zur Schlachtbank geſchleppt wurde, und von ſtattlicher Größe zu ſein ſchien. Dſchahia verwunderte ſich über die große Eilfertigkeit des Scheichs, und wagte nicht, ihm nachzulaufen, um ſo weniger als er in den Straßen und in den benachbarten Häuſern noch reden und gehen hörte. Indeſſen folgte er ihm auf gut Glück, und holte den hinten gehenden Sklaven auf einem Todtenacker ein, über welchen der Weg führte. Er benutzte einen Umweg und verſetzte dem Sklaven unverſehens einen ſo gewaltigen Säbelſtreich, daß ihm der Kopf vom Rumpfe flog, ohne daß er ein einziges Wort von ſich gab. In demſelben Augenblick nahm er den Talpaſch *) des Sklaven, warf ſeinen Turban weg, und kam ſo zu dem Scheich, in demſelben Augenblick, als dieſer, wie gewöhnlich geſagt hatte: „Oeffne, ich bin's!"

Man öffnete die Thüre, und Dſchahia folgte ihm, ohne ein Wort zu ſagen, und ohne erkannt zu werden. Er benutzte die Dunkelheit durch den Vorſaal zu gehen und ſich in einem Winkel des Hofes zu verbergen; feſt entſchloſſen, alles zu wagen, und über den Scheich her zu fallen, nachdem er einzeln ſeine Sklaven abgethan hätte. Er hörte die Zurüſtungen zum Nachteſſen, er beobachtete jeden Fortſchritt deſſelben; er ſah die Geſchenke hinein tragen; er unterſchied die Stimmen und die Inſtrumente der Sklavinnen; und weil er den Schlaf des Scheichs für den günſtigſten Augenblick hielt, ſo erwartete er mit der lebhafteſten Ungeduld die Entwickelung dieſes Abenteuers. Endlich ließ man den Fremdling mit der Sklavinn, welche er ſich erwählt hatte, zu Bette gehen, und kurze Zeit darnach hörte er das durchdringende Geſchrei einer Frau, die um Hülfe rief. Er vernahm hierauf die Stimme des Scheichs, der ſeinem Sklaven rief und ihm befahl, ſeine Waffen zu bringen. Mitten in dieſem Lärmen

---

*) Mit Leder gefütterte Mütze.

glaubte er die Stimme ſeiner geliebten Meimuné zu erkennen: da konnte ihn nichts mehr zurückhalten; er ſtieg die kleine Treppe hinauf, welche ihn vormals zu dem Gefängniſſe geführt hatte; er rannte mit ſolcher Gewalt gegen die Zimmerthür, daß er ſie einſtieß, und erſchien ſo in demſelben Augenblicke vor dem Scheich, als dieſer auf einen Menſchen im Bette los ſtürzte, um ihm einen Dolch zu entreiſſen, womit er bewaffnet war, während eine Frau in demſelben Bette in ihrem Blute zu ſchwimmen ſchien.

„Du biſt des Todes, Unſelige!“ ſchrie der Scheich, „und ich will nun der ſüßen Luſt der Rache genießen.“

„Die Liebe und die Gerechtigkeit, die mich her geführt haben, verdienten glücklicher zu ſein,“ erwiederte hierauf Meimuné mit ihrer natürlichen Stimme; „ich habe meine Pflicht gethan, du magſt nun die deinige thun.“

Fünfhundert und ein und ſiebzigſter Tag.

Dſchahia ließ ihm aber nicht die Zeit dazu; mit all’ dem Ungeſtüm, welchen die Liebe in der Todesnoth der Geliebten verleiht, ſtürzte er mit dem Säbel in der Fauſt herbei, ergriff den Scheich bei dem Barte und durchbohrte ihn mit mehreren Stichen, in demſelben Augenblick, als ſein Lieblingsſklave ihm, ſeiner gräulichen Gewohnheit nach, einen Gefangenen zum Schlachtopfer vorführte; Dſchahia ſtürzte zugleich über jenen her, und beſtrafte ihn ebenfalls für alle ſeine Verbrechen, trotz der Meſſer, womit er bewaffnet war.

Hierauf warf er ſich ſeiner Meimuné zu Füßen, welche er mit Mühe wieder erkannte; ſo hatte die Farbe, womit ſie ſich beſtrichen, ihr Antlitz entſtellt. Indem er ſie in dieſem Zuſtande, und hier in dem Hauſe des Scheichs wiederfand, gab ſich deutlich alles kund, was ſie Liebevolles und Edelmüthiges unternommen hatte. Wirklich war es Meimuné ſelber, welche ſich in Mannestracht dem Scheich in den Weg geſtellt und die er zum Nachteſſen mit ſich heim geführt hatte. Dſchahia wollte ihr ſeine Dankbarkeit und ſeine Liebe ausdrücken, Meimuné aber ſagte zu ihm:

„Es iſt noch nicht Zeit, uns der Freude zu überlaßen; was würde unſer Schickſal ſein, wenn man uns an dieſem Orte des Entſetzens fände! Wenn der Kadi uns hier beträfe, wie wollten wir ihn von unſrer Unſchuld überführen? — Ich habe dieſe Unglückliche getödtet,“ fügte ſie hinzu, „weil ſie mich nicht vor der mörderiſchen Abſicht des Scheichs gewarnt hat, und weil ihr Tod nothwendig war, um dein und mein Leben zu ſichern.“

Dſchahia zerſchnitt nun die Stricke, welche den unglücklichen Gefangenen feſſelten, der, ſchon ergeben in das traurige Loos, das ihn erwartete, jetzo hundertmal die Knie ſeines Befreiers umarmte. Sie ſtiegen dann zuſammen in das Gefängnis hinab, um auch die übrigen Muſelmänner, welche der Scheich für ſeine Gräuelmahlzeiten beſtimmt hatte, in Freiheit zu ſetzen.

Indem Meimuné ihre Kleider wieder anlegte, zeigte es ſich, daß die Korkſohlen, welche ſie in ihre Halbſtiefeln gelegt, ihr einen ſo hohen Wuchs gaben; die veränderte Tracht, die Anfärbung des Geſichts, und die ſorgfältige Verſtellung ihrer Stimme, überzeugten Dſchahia genugſam, wie leicht es ihr geworden, den Scheich ſelber zu täuſchen.

Meimuné ließ nun alle Gefangene vor ſich kommen, und ſagte ihnen, ſie ſollten damit anfangen, alles wieder zu nehmen, was ihnen gehörte, und deſſen der Scheich ſich bemächtigt hatte. Sie gab allen ſeinen Sklavinnen die Freiheit. Alsdann machte ſie mehrere Bündel von Silberzeug, Kleinoden und Edelſteinen. Aber das Haus war ſo voll von Reichthümern, daß, nachdem ſie und Dſchahia ſo viel genommen als ſie nur fortbringen konnten, nachdem ſie den Sklavinnen und Gefangenen alles preis gegeben, was ſie nehmen wollten, ſie dennoch eine ungeheure Menge Sachen von ſehr hohem Werthe darin zurückließen.

Meimuné ließ den Leichnam des Scheichs und der beiden Sklaven in denſelben Brunnen werfen, deſſen er ſich zur Todtengruft der guten und gläubigen Mu=

ſelmänner bedient hatte, die täglich und ſeit ſo langer Zeit, auf ſeinen Befehl, geſchlachtet wurden.

Ueber dieſe Verrichtungen kam der Tag heran. Jetzo verließen Alle dieſen Ort des Gräuels und des Entſetzens; ſie verſchloſſen die Thüre, und trennten ſich. Dſchahia wollte nicht ſeinen Freund Muhammed beſuchen; es würde dieſem nur zum Vorwurfe gereicht haben, daß er in der Freundſchaft ſo ſchwach und ſo eingenommen für den Heuchler geweſen.

Die zärtlichen beiden Geliebten kamen ohne Unfall wieder nach Konſtantinopel. Dſchahia beſchwur nun Meimuné von neuen, ſein Glück zu machen, und ſich ihm auf immer zu ſchenken. Sie antwortete ihm:

„Ich willige nunmehr von ganzem Herzen darein, mein theurer Dſchahia; wir wollen ein Gaſtmahl geben, zu welchem wir den Imam einladen, und uns nach der Vorſchrift des großen Propheten vermählen.“

Die Hochzeit wurde den nächſten Freitag auf eine den bisherigen Umſtänden Dſchahia's angemeſſene Weiſe gefeiert. Denn er wollte ſein Handwerk nicht aufgeben; aber er legte das Geld, welches Meimuné ihm zugebracht, und was er ſelber aus dem Hauſe des Scheichs mitgenommen hatte, ſehr vortheilhaft in ſeinem Gewerbe an. So führten ſie, im Wohlſtande, und ohne ſich über ihren anfänglichen Stand erheben zu wollen, ein vergnügtes Leben, und lebten glücklich.“

Kaum hatte Moradbak ihre Erzählung geendigt, als der König, der allmählich mehr von ihrer Schönheit und ihrem ganzen Weſen, als von ihren Geſchichten gerührt wurde, und dem es mehr Vergnügen machte, ſie zu ſehen, als zu hören, zu ihr ſagte, er fühle allmählich Ruhe in ſeiner Seele ſich verbreiten; „aber ich verdanke es ohne Zweifel nicht deinen Geſchichten,“ fügte er verbindlich hinzu, „daß ich der Ruhe mich zu erfreuen beginne; denn die Geſchichte, welche du mir eben erzählt haſt, hat mich mit Unwillen durchdrungen. Ich will nimmer Scheiche in meinen Staaten dulden, oder wenigſtens doch jeden, welchen man Nachts auf der Straße betrifft, auf ein Jahr ins Gefängnis werfen laßen. Aber welchen Geſchmack fand dieſer unſelige Dſchaûr daran, Menſchenherzen zu freſſen! Ich verlange, daß du, um alle die ſchwarzen Bilder zu zerſtreuen, welche dieſe Erzählung mir erregt, und welche deine Gegenwart allein erheitert hat, mir morgen eine minder ſchreckliche Geſchichte erzähleſt, als manche von denen ſind, welche du mir bisher erzählt haſt, und vor allen dieſe letzte.“

„Ich werde morgen die Ehre haben, dir die Geſchichte von dem Korbe zu erzählen,“ antwortete Moradbak, indem ſie ſich entfernte.

„Gut denn, von dem Korbe,“ erwiederte ihr Hübdſchadſch. Und am nächſten Abend begann ſie folgende Geſchichte:

Geſchichte
von dem Korbe.

„Die Geſchichte alter Zeiten erzählt uns von einem muſterhaften jungen Könige, namens Kemßerai, der ſich durch gute Eigenſchaften aller Art empfahl, und ſich nur mit dem Glücke ſeiner Unterthanen beſchäftigte. Da Gerechtigkeit die einzige Richtſchnur ſeiner Handlungen war, ſo hatten die Armen noch mehr Zutritt bei ihm, als die Reichen. Die Kenntnis der Vergangenheit, welche gemeinlich die großen Fürſten bildet, war der hauptſächliche Gegenſtand ſeiner Wißbegierde. So hatte er, in der Abſicht, daß kein wichtiges Ereignis, das in den Reichen Aſiens vorginge, ihm unbekannt bliebe, eine Karavanſerei bauen laßen, welche man mit Recht als einen prächtigen Palaſt betrachten konnte. Dort nahm dieſer liebenswürdige Fürſt die

Fremden gaſtlich auf; er ließ ſie von ſeiner eigenen Tafel bewirthen; da waren Sklaven beiden Geſchlechts, bloß dazu beſtimmt, ihren Wünſchen und Bedürfniſſen zuvor zu kommen. Die Fremden ſtrömten demnach von allen Seiten nach ſeiner Hauptſtadt, wo nichts anderes von ihnen verlangt wurde, als den König von ihren eigenen Abenteuern, oder von anderen, welche ihnen bekannt waren, zu unterhalten.

Auf ſolche Weiſe ſpann der König goldene Tage und herrſchte glückſelig in einer Welt, worin jedoch alles vergänglich iſt. Das Glück ward endlich müde, ihn mit ſeiner Gunſt zu überhäufen, und wandte ihm den Rücken.

Zugleich verließ ihn auch ſeine Seelenruhe, und die Zufriedenheit, welche das Bewußtſein ſeiner guten Handlungen über ſein ganzes Weſen ausgoß; kurz, dieſer liebenswürdige Frohſinn, ohne welchen man ihn ſonſt niemals ſah. Eine innere Unruhe, welche nichts beſchwichtigen konnte, ein tiefer Trübſinn, eine ſtäte Abweſenheit des Geiſtes nahmen die Stelle der liebenswürdigſten Gemüthlichkeit ein; ſeine Augen verloren ihren Glanz; Bläſſe überzog ſein Antlitz; bald glich er einer ſchönen Roſe, welche am Morgen noch die Zierde eines Gartens ausmacht, aber in der Glut des Tages hinwelkt, und faſt im Augenblick des ſchönſten Lebens erſtirbt.

Dieſe Störung ſeiner Geſundheit des Leibes, wie des Geiſtes, überzeugte zuletzt alle ſeine Hofleute, daß ſie, ungeachtet ſeiner großen Jugend, bald das Unglück haben würden, auf ſeinem Grabe zu weinen, als er unverſehens den Augen ſeiner Unterthanen entſchwand, und niemand wußte, wo er hin gekommen war. Die Großen des Reichs vernachläßigten nichts, ſich über ſein Schickſal aufzuklären: als ſie aber ſahen, daß all ihre Mühe vergeblich war, ſo entſchloſſen ſie ſich, einen Reichstag einzuſetzen, welcher während ſeiner Abweſenheit regierte.

Dieſe dauerte ſchon zwölf Monde, als er plötzlich wieder erſchien, da man ſich deſſen am wenigſten verſah. Er war ſchwarz gekleidet, und in tiefe Traurigkeit verſunken; nichts konnte ihn erheitern; kurz, ſeine Unempfindlichkeit hatte nimmer ihresgleichen.

Fünfhundert und zwei und ſiebzigſter Tag.

Die Großen des Reichs und ſeine Veſyre kamen, ſeine Befehle zu empfangen; aber er wollte ihnen durchaus keine ertheilen. Seine Gleichgültigkeit war ſo groß, daß er die ungemeine Anhänglichkeit, von welcher ſeine Unterthanen ihm ſo viele Beweiſe gaben, gar nicht erkannte. Indeſſen war er von allen ſo geliebt, daß der Reichsrath keinen andern König erwählen wollte, ſondern beſchloß, zehn Jahre zu warten, ob der Fürſt ſeinen Geiſt, ſein liebenswürdiges Gemüth, kurz, alle die Eigenſchaften wieder finden würde, welche bewirkten, daß er angebetet wurde. Aber wie inſtändig man ihn auch bat, ihn zu bewegen, wenigſtens in ſeiner Hauptſtadt zu bleiben, dennoch konnte man ſeinen Vorſatz nicht wankend machen, dieſelbe zu verlaßen. Und als er ſah, daß man ſeine Thronentſagung durchaus nicht annehmen wollte, da bezog er ein kleines Haus auf einem einſamen Berge, wo er ſeine Tage beſchließen wollte, ohne alle andre Geſellſchaft, als eine ſeiner Schweſtern namens Sabidé. Dieſe Prinzeſſinn liebte ihn von Kindheit an aufs zärtlichſte; ihre Schönheit, ihre Jugend, und ihr Verſtand waren preiswürdig, und noch mehr ihre Frömmigkeit und Verehrung für den heiligen Koran, welchen ſie von Anfang bis zu Ende auswendig wußte.

Niemand kannte die Urſache der Betrübnis des Königs; er hatte hartnäckig allen denjenigen, die in ſeiner Nähe waren und ihn befragen durften, Aufklärung darüber verweigert. Nachdem er nun einige Zeit in ſeiner Einſamkeit gelebt hatte, ward er gefährlich krank, ohne ſich von jemand anders bedienen und pflegen zu laßen, als von ſeiner theuren Sahidé, welche ihre Gebete für die Geneſung eines einzig geliebten Bruders verdoppelte. Ihre Liebe verblendete ſie nicht über die Fruchtloßigkeit aller ihrer Heilmittel; und da ſie den unſeligen Augenblick, der ihm die Augen ſchließen ſollte, heran nahen ſah, ſo trat ſie an ſein Bette, und beſchwur ihn bei all ſeiner Liebe für ſie, ihr die Urſache ſeiner Traurigkeit zu entdecken:

„Geliebter Bruder,“ ſprach ſie zu ihm, „warum willſt du, erliegend unter der Laſt des Unglücks, mir nicht die Urſache deiner Schmerzen mittheilen? Dieſe Schmerzen, welche du empfindeſt, fühlt mein Herz hundertfältig; würdige mich einiges Vertrauens; vielleicht finde ich irgend eine Erleichterung deiner Leiden. Wer weiß, ob nicht ſogar der Große Prophet, gerührt von meinem Schmerze, mir ein Heilmittel für dich eingibt?“

Der König antwortete ihr, indem er einen tiefen Seufzer ausſtieß:

„Meine Geſchichte iſt länger, als die des Ferebdbaad, *) und trauriger, als die des Wamakweasra. **)

Dennoch will ich deiner zärtlichen Sorgfalt für mich, und der Liebe, welche du mir ſtäts bewieſen haſt, deine Bitte gewähren. Du ſollſt alſo den Grund meiner Leiden erfahren; du ſollſt vernehmen, wie ich in einem Augenblick vom Gipfel der Freude in tiefe Traurigkeit verſank, und wie mein Herz von furchtbarem Schmerze durchbohrt wurde. Aber alles, was ich dir zu ſagen vermag, wird dir nur eine ſchwache Vorſtellung von meinen Abenteuern geben; keine Worte ſind ſtark genug, um auszudrücken, was ich geſehen habe: aber du willſt es, und ich will dir genügen.

---

*) Troſt in Trübſal; ſo heißt ein Arabiſches Buch von Ali und Haſſan benannt Tenuki, von dem Arabiſchen Stamme Tenuk.

**) So heißt ein Roman in Perſiſchen Verſen, enthaltend die Liebesgeſchichte Wamaks und Asra's, eines berühmten Liebespaares vor Einführung des Muhamedanismus.

Du weißt, daß ich in den glücklichen Zeiten meines Lebens einen Theil des Tages mit Fremdlingen zubrachte, die mir ihre eigenen Abenteuer, oder andere erzählten, welche ſie erfahren hatten. Unter den Reiſenden, die unaufhörlich meine Karavanſerei füllten, fand ich einſt auch eine Art Derwiſch in ſchwarzer Tracht. Ungeachtet ſeiner Trauer-Kleidung, war ſeine Erſcheinung jedoch ſo anziehend, wie ſeine Unterhaltung angenehm; ſie war mir ſogar, mit einem unſerer Dichter zu reden, wie ein Meer von Lieblichkeit, in welchem ich mit Luſt untertauchte; es war ein Roſengarten, der einen Duft der Freundſchaft verbreitete, worin ſich mein Herz berauſchte. Kurz ich war bezaubert von den Geſchichten, welche er mir erzählte, ſo ſehr war die Kunſt der anmuthigen Rede ihm verliehen. Er weigerte ſich aber ſtäts, mir zu entdecken, warum er unaufhörlich in ſo tiefes Sinnen verſenkt wäre, und was ihn bewöge, ſo tiefe Trauer zu tragen. Ich unterließ nichts, ihn durch Geſchenke zum Geſtändnis bringen: ich gab ihm prächtige Kleider, Diamantengürtel, Börſen voll Gold und Silber; mit einem Worte, ich bot alles auf, was ihn dazu vermögen konnte, mir zu genügen. Meine Beharrlichkeit und mein Andringen rührten ihn noch mehr, als meine Geſchenke:

„Du willſt alſo," ſagte er endlich zu mir, mit verdoppeltem Schmerze, „du willſt durchaus wiſſen, was mir begegnet iſt. Es würde mir leichter ſein, dir die Geſchichte des Vogels Anka *) zu erzählen, als dich von meinem Unglück zu überzeugen. Du ſollteſt lieber wünſchen, daß dergleichen Abenteuer für immer vergeſſen würden; und vor allen Dingen hüte dich, dich ſelber davon überzeugen zu wollen."

Ich beſtand aber auf meine Bitte, ich verdoppelte meine Liebkoſungen, und ſo erzählte er mir denn Folgendes:

---

*) Dieß iſt ein Vogel, den die Perſer Simurg, und die Araber Anka nennen: unſer Greif. Nach der Vorſtellung der Morgenländer, ſpricht dieſer ungeheuerliche Vogel alle Sprachen; er hat Vernunft, und iſt der Religion fähig. Thamurah, der dritte König von Perſien aus dem Stamme der Piſchdadier, wurde auf demſelben in die eingebildeten Regionen getragen (wie Alexander, nach den Romanen des Mittelalters.) Die Morgenländer ſagen, dieſer Vogel habe ſich ſeit langer Zeit auf das Gebirge Kaf zurück gezogen, welches rings die Welt umgibt, und dieſer Ort ſei unbekannt. Daher haben ſie das Sprichwort: „es wäre eben ſo leicht, dir die Wohnung des Anka nachzuweiſen, oder dir von ihm Nachricht zu geben."

Fünfhundert und drei und ſiebzigſter Tag.

„In dem Königreiche China liegt die Stadt Medhuſchan; faſt alle Einwohner derſelben ſind weit und breit bekannt durch ihre Trauer; ſie legen das Schwarz nicht ab, und alle Fremdlinge, welche ihr Unglück oder die höchſte Verwegenheit in dieſe Stadt führt, finden ſchwer Gelegenheit zu geſelligem Umgange. Kurz, nur in dieſer Stadt kann man das Unglück vernehmen, welches mich betroffen hat; dort kann man den gerechten Gegenſtand meiner Leiden und der Leidenſchaft erfahren, welche mein Herz zerreißt, und kann ſich von meinem wahren Zuſtand überzeugen, welchen alle Erzählungen nicht zu ſchildern vermöchten.“

Mit dieſen Worten beurlaubte ſich der Derwiſch, nahm alle Geſchenke, welche ich ihm gemacht hatte, und ließ mich in der peinlichſten Neugierde.

Die Dunkelheit dieſer Erzählung, und die wenigen Umſtände in derſelben vermehrten nur mein Verlangen, dieſe wunderſamen Dinge zu vernehmen und kennen zu lernen. Ich war demnach nur mit dem Gedanken beſchäftigt, mich ſelber von einem ſo außerordentlichen Vorgang zu überzeugen; und dieſes Verlangen, welches die Urſache meiner veränderten Gemüthsſtimmung war, wuchs dermaßen, daß ich mich nicht erwehren konnte, die Reiſe nach Medhuſchan zu unternehmen. Ich verſah mich mit Edelgeſteinen, reiſte in einer Verkleidung ab, und nahm mit großer Befriedigung den Weg nach China, auf welchem ich unglaublich ſchnell dahin reiſete. Meine Vorkehrungen, welche ich getroffen hatte, um von niemand erkannt zu werden, gelangen vollkommen. Kurz, ich gelangte in das Reich China, wo die unſeligſte Neugierde mich mit unbegreiflicher Gewalt hin zog. Der neue Anblick dieſes Landes entzückte mich, weil es meine Neugierde befriedigen ſollte. Es währte nicht lange, ſo traf ich hier eine zahlreiche Karavane, der ich mich anſchloß; ſie führte mich mitten in dieſes große Reich; ich verließ ſie, um den Weg nach der Stadt Medhuſchan einzuſchlagen, wo ich endlich ankam, nachdem ich mit Freuden alle Anſtrengungen einer ſo langen und mühſeligen Reiſe ertragen hatte.

In der That waren faſt alle Bewohner dieſer Stadt ſchwarz gekleidet, wie der Derwiſch mir verkündigt hatte; überall herrſchte die tiefſte Traurigkeit; nirgends fand man Bewillkommung, man wurde nicht einmal eines Blickes gewürdigt; und Alle gingen in ihrer Trauerkleidung ihren Geſchäften nach, mit niedergeſchlagenen Augen, bedecktem Haupt, und ſo zu ſagen in ihre Kleider verhüllt. Ich war alſo genöthigt, mehrere Tage in der Karavanſerei zu bleiben, wo ich eingekehrt war, ohne andere Beſchäftigung, als fortwährend die Stadt zu durchwandern, und jemand aufzuſuchen, der meine Fragen beantworten wollte. Ich hatte alle möglichen Mittel angewendet, um mit denjenigen, die ich in Trauer gekleidet ſah, ein Geſpräch anzuknüpfen; aber ſie hörten mich nicht an, oder antworteten mir nur durch einen Seufzer. Ich überzeugte mich nun, daß jemand, der nicht in Trauer wäre, mir eher Rede ſtehen würde. Ich machte alſo, nach Verlauf einiger Tage, Bekanntſchaft mit einem jungen Kaufmann; er war geſprächig und ſehr höflich gegen Fremde; er ſang wunderſchön, und ſpielte ebenſo mehrere Inſtrumente; ſein Antlitz war ſchöner, als die Sonne. Er war mit meiner Unterhaltung ſo zufrieden, daß er, nachdem er mir viel Artigkeiten erwieſen, mich durchaus in ſein Haus führen wollte. Ich nahm ſein Erbieten an, und gleich am erſten Tage, daß ich in ſein Haus zog, gab er ein großes Mahl, bei welchem ich mit eben ſo viel Geſchmack als Pracht bewirthet wurde. Binnen kurzer Zeit ward ich ſein Freund und Vertrauter. Gleichwohl umging er ſtäts alle Fragen, welche meine Neugierde über die Betrübnis und Trauerkleidung die ich überall in der Stadt ſah, an ihn that; da umfaßte ich eines Tages ſeine Knie, und beſchwur ihn bei der Gaſtfreundſchaft, welche er ſo großmüthig gegen mich übte, mich darüber aufzuklären, und den Zweck einer ſo weiten Reiſe nicht zu vereiteln, welche ich lediglich in dieſer Abſicht unternommen.

Der junge Mann hörte mich mit tiefem Kummer an, und antwortete mir mit theilnehmender Freundſchaft:

„Laß ab, mein Bruder, nach einem Gegenſtande zu forſchen, welcher dir nur endloſes Leid verurſachen kann; folge meinem Beiſpiel; ich habe ihn nie durch mich ſelber kennen lernen wollen; der Zuſtand, in welchen ich diejenigen verſetzt ſah, die dieſes Abenteuer verſuchten, der Verluſt ihres Frohſinns und aller Heiterkeit, haben mich vorſichtig gemacht, auf ihre Koſten. Sei es ebenfalls, ich bitte, ich beſchwöre dich darum; ſei verſichert, daß dasjenige, wonach du trachteſt, dir nur gefährlich und durchaus von keinem Nutzen ſein kann.“

Fünfhundert und vier und ſiebzigſter Tag.

Dieſe Weigerung erhöhte nur noch meine Neugier; ich erzählte ihm meine Geſchichte, ich verbarg ihm nicht meinen Stand. Dieß Geſtändnis bewog ihn, mehr Rückſicht auf meine Bitten zu nehmen; er hatte Mitleid mit meiner Hartnäckigkeit, und ſagte zu mir mit einem ſchmerzlichen und zugleich liebreichen Lächeln:

„O Freund meines Herzens! man kann dir dieſes Geheimnis nicht erklären; um dich davon zu unterrichten, mußt du vor die Stadt hinaus gehen:

dort wird, wie man mir geſagt hat, alles deinen Augen enthüllt werden."

„So laß uns augenblicklich hingehen," erwiederte ich ihm mit Lebhaftigkeit.

Er hatte Mitleid mit meinem Zuſtand; er ging voraus, und ich folgte ihm. So gelangten wir an einen wüſten Ort, ziemlich nahe bei der Stadt. Die Einſamkeit dieſer Gegend erregte ein geheimes Grauen. Als wir hier einige Zeit fortgewandert waren, kamen wir an die Trümmer eines Palaſts, in deren Mitte man einen Korb an einem Seile ſchweben ſah, welches von dem Gipfel einer halb verfallenen Kuppel herab hing. Der junge Kaufmann wies mich auf den Korb hin, und ſagte mit weinenden Augen zu mir:

„Setze dich in den Korb, und weil du es denn durchaus willſt, ſo erleichtere dein beklommenes Herz."

Kaum hatte ich mich in den Korb geſetzt, als ich mich mit Blitzesſchnelle empor gehoben ſah; es war, als wenn ein Greif ſich mit mir in die höchſten Lüfte auf ſchwänge. In einem Augenblicke war ich ſo ungeheuer hoch empor getragen, daß ich bald den Himmel berührte; ich wollte auf die Erde zurück blicken: aber wie groß war mein Erſtaunen, als dieſe zuvor für mich ſo unermeßliche Welt, mir gegenwärtig nur als ein Punkt erſchien. Da bereute ich meine Verwegenheit, aber es war nun zu ſpät. Von wem konnte ich mitten in den Lüften Hülfe erwarten? Ich überließ mich alſo der Verzweiflung, und ſenkte das Haupt, indem ich zu der Glücksgöttinn ſprach: „So ſchlag denn zu, Grauſame! ich bin bereit, deinen Streich zu empfangen.“

In dieſer fürchterlichen Lage ſchwebte ich, als der Korb plötzlich an einem wonnevollen Ort anhielt, und ſich mitten in einem Garten niederließ, deſſen Schönheit die Sonne ſelbſt überſtrahlte. Ich ſtieg ſchleunig aus einem Fahrzeuge, welches mich in ſo große Unruhe verſetzt hatte: alsbald erhub es ſich wieder in die Lüfte, und entſchwand meinen Augen. Du kannſt dir wohl vorſtellen, daß meine Angſt bald in Vergnügen verwandelt wurde, als ich mich an einem Orte befand, deſſen Boden ein Schmelz der mannigfaltigſten Blumen bedeckte, deren Miſchung die reizendſte Augenweide darbot, während der Geruch ſich der ſeltenſten Düfte erfreute. Ich ſagte Gott tauſendfältig Dank, daß er mich ſo glücklich in dieſes entzückende Paradies verſetzt hatte. Nachdem ich dieſen Garten durchwandert hatte, kam ich in einen andern, der ganz von Roſen erfüllt war. Zahlloſe Vögel verkündigten durch ihren Geſang das Vergnügen, welches ihnen dieſer Wohnort gewährte. Mitten in dieſem zweiten Garten ſah man ein weites Becken, deſſen kryſtallhelle Gewäſſer ſich mit ſüßen Gemurmel in unzähligen Rinnen verbreiteten, welche überall mit Roſen und Veilchen beſetzt waren. Sanfte und kühlende Lüftchen liebkoſten mit den

Blumen dieſes wonnevollen Gartens, und mächtige Pappelbäume erſchienen ſtolz auf den Schatten, welchen ſie ihnen gewährten. Der Grund des Waſſerbeckens war heller, als die Leuchter, welche man dem Könige von Indien vorträgt, und ſein Rand war mit den reichſten Teppichen geſchmückt; darunter waren welche mit Gold geſtickt, andere von Goldſtoff, noch andere waren geſchmackvoller als prächtig. In einer Ecke dieſes Gartens zeigte ſich ein goldener Thron, unter einem Zelte von Atlas, umgeben von den prächtigſten Sopha's; eine große Menge Gefäße voll Scherbet und der erleſenſten Weine, ſtand zu beiden Seiten des Thrones; die Köſtlichkeit der Tafeln, welche unter den ſchönen Bäumen ſtanden, ſchien mit ihrer Verſchwendung und Pracht zu wetteifern; ſie waren mit einer Unzahl feiner Gerichte beſetzt, welche mehr geeignet waren, die Ueppigkeit zu reizen, als einen Reiſenden zu ſtärken. Ich zauderte nicht lange, den Hunger und glühenden Durſt zu ſtillen, der mich verzehrte. Nachdem ich meine erſchöpften Kräfte wieder hergeſtellt hatte, dankte ich nochmals Gott für all ſeine Güte, und erſah mir den Schatten eines Pappelbaums, um der erquicklichen Ruhe zu genießen, deren ich bedurfte, und um ungeſtört über alles das nachzudenken, was ich hier ſah und den Vorſtellungen, welche der Derwiſch und der Kaufmann mir beigebracht hatten, ſo entgegengeſetzt war. Ich konnte ihren Irrthum nicht begreifen; denn ſie waren mir zu ehrlich erſchienen, als daß ſie mich hätten täuſchen wollen; endlich, da man ſo gern ſich ſelber ſchmeichelt, bildete ich mir ein, daß mir ein Vorzug zu Theil würde, welchen noch kein andrer verdient hätte.

Fünfhundert und fünf und ſiebzigſter Tag.

Die Sonne war ſchon der dunkelſten Nacht gewichen, und der Vogel des Mondes hatte ſchon mit ſeinem lieblichen Geſange aufgehört, als ich erwachte: da ſah ich durch die Dunkelheit unter den Bäumen mehrere Fackeln leuchten, deren Licht heller als die Sterne ſchien; ich hörte ein verworrenes Geräuſch in der Luft, und erblickte eine große Menge Jungfrauen von wundervoller Schönheit; ihre von tauſend Reizen erhöhte Sittſamkeit hätte auch die unempfindlichſten Herzen gerührt, und der Glanz ihrer Schönheit überſtrahlte ſelbſt die Engel; ihr Buſen war blendend weiß und duftete wie Schasmin; ihre Augenbrauen glichen geſpannten Bögen; ihr Antlitz war leuchtender, als der Mond; ihre ſchönen Haare wallten nachläßig um ihre Schultern, deren Weiße ſelbſt das Elfenbein beſchämt, und welche die Engel ſich gewünſcht und beneidet hatten. Jede dieſer Jungfrauen trug eine Kerze, weißer als Schnee; und dieſes Licht diente dazu, ſo viel Wunder der Anmuth und Schönheit zu unterſcheiden. In der Mitte dieſes himmliſchen Hofſtaates erblickte ich eine prächtig gekleidete Prinzeſſinn, deren Schönheit ihren Schmuck noch weit überſtrahlte; ſie verbreitete weit umher den hellſten Glanz. Die himmliſchen Geiſter ſelber wurden durch ihren Anblick beſchämt; ihre Augen glichen den Augen eines jungen Hirſches; ihre Haare waren ſo ſchwarz, wie die Haare einer Indierinn, und ihre Haut ſo weiß, wie die Haut einer Griechinn. Mit eben ſo viel Anmuth als Hoheit, ſchritt ſie daher, und beſtieg ihren goldenen Thron. Alsbald legte ſie ihren Schleier ab, welcher bisher ihre Schultern umwallte; und alle Jungfrauen, welche ſie bedienten, ſtanden gleich den Sternen um dieſen ſtrahlenden Mond; ſie erwarteten nur die Befehle, welche dieſe Roſe der Schönheit ihnen ertheilen würde. Auf den erſten Wink errichteten ſie Tafeln, welche ſie mit Eingemachtem beſetzten; goldene und ſilberne Schüſſeln erſchienen augenblicklich von allen Seiten, und ihren Glanz überboten noch die Kryſtallgefäße voll köſtlicher Getränke, welche wie die Diamanten des Moguls ſtrahlten. Einige der ſchönen Jungfrauen beeiferten ſich, die Prinzeſſinn zu bedienen; andere wetteiferten um die Ehre, ihre Ohren durch die zärtlichſte und wohllautendſte Muſik zu vergnügen. Sie hatten mancherlei Inſtrumente, welche ſie ſo vollkommen ſpielten, daß die Engel ſelber vor Eiferſucht ihre himmliſchen Harfen zerbrachen. Indeſſen ſprach dieſe Königinn der Schönheit, dieſe ſüße Roſe, kein einziges Wort; die köſtlichen Weine, und die Töne der Inſtrumente waren eine zeitlang ihr einziges Vergnügen. Endlich erhub ſie ihre ſchönen Augen, wandte ſich zu einer der Jungfrauen ihres Gefolges, und ſagte zu ihr mit einem himmliſchen Ton der Stimme:

„Geh ſchleunig und durchſuche den Garten; findeſt du einen Fremdling darin, ſo führe ihn mir vor.“

Die ſchöne Jungfrau verneigte ſich tief vor der Prinzeſſinn, verließ ihre Stelle, und durchflog den Garten, wie ein leichter Lufthauch, welcher die glühenden Früchte erfriſcht. Sie machte mehrere vergebliche Gänge; aber endlich fand ſie mich am Fuße des Pappelbaums, welchen ich nicht verlaßen hatte. Sie näherte ſich mir, begrüßte mich, und ſagte zu mir:

„Steh auf Fremdling, die Prinzeſſinn will dich ſehen.“

Ich gehorchte auf der Stelle, folgte ihr, und gelangte bald vor den Thron der Prinzeſſinn. Ich verſicherte ſie, daß ich mich glücklich ſchätzte, der geringſte ihrer Sklaven zu ſein, und blieb dann mit über die Bruſt gekreuzten Armen vor dieſer himmliſchen Schönheit ſtehen. Ich wagte es, ſie zu betrachten, und das Entzücken, welches ihre Reize mir erregten, verſetzte mich außer mir. Die Prinzeſſinn unterließ nicht, mich bald mit unendlicher Lieblichkeit anzureden, und mir alle Beweiſe der Höflichkeit und Freundlichkeit zu geben, indem ſie zu mir ſagte:

„Nimm Platz auf dem Sopha; beruhige dich; wir verachten nicht die Fremdlinge, welche ſo höflich ſind, und die ſo viel Verſtand zu haben ſcheinen, wie du blicken läßt.“

Ihre Rede klang mir ſo aufrichtig, daß ich gehorchte. Hierauf ließ ſie mir eine Schaale eines ſo köſtlichen Getränkes reichen, daß ich mich davon wie neugebohren fühlte, ſo bald ich es genoſſen hatte. So vergaß ich leicht alle traurigen Vorſtellungen, welche man mir gemacht hatte, um mich abzuhalten, einen ſo wonnevollen Ort zu beſuchen. Die Prinzeſſinn ließ die Muſik von neuen anfangen; die ſpielenden Jungfrauen ſtellten ſich um ſie her, und ihre Flöten und Handpaucken nöthigten mich alle Augenblicke, ſie durch meinen lauten Beifall zu unterbrechen; ihre Cithern flößten Zärtlichkeit ein, und ihre Harfen ſchienen zur gegenſeitigen Hingebung einzuladen. Während dieſer Zeit ließen zwei junge Sklavinnen goldene Schaalen voll köſtlichen Weins umher gehen. Bald darnach erhuben ſich die Schönen und tanzten mit eben ſo viel Anmuth und Kunſtfertigkeit, als ſie bei ihrem Tonſpiele bewieſen hatten. Bald unterbrachen ſie ihre Bewegungen dadurch, daß ſie einander zutranken, bald durch tauſend zärtliche und wollüſtige Küſſe. Der Wein gab ihnen eine liebliche Röthe, welche ſie noch verſchönte und die Weiße ihres Buſens erhöhte. Den Kopf dieſer ſchönen Jungfrauen ſchmückten ſanft auf die Schläfe herabſinkende Mützen, und unaufhörlich gaben oder empfingen ſie tauſend liebevolle Küſſe. Die Freude und die Luſt ſchienen in ihren Herzen eine ewige Wohnung aufgeſchlagen zu haben; ſie erfüllten die Luft mit allen Tönen, welche Freude und Wonne ausdrücken können; und bei all ihrem Vergnügen unter einander bezeugten mir ihre Blicke unaufhörlich auch ihr Wohlgefallen, mich zu ſehen.

Fünfhundert und ſechs und ſiebzigſter Tag.

Unterdeſſen betrachtete die Königinn mich auch mit Freundlichkeit, und that mir mehrere Fragen, welche ich auf eine Weiſe beantwortete, die ſie zu befriedigen ſchien. Sie wollte meinen Namen und mein Vaterland wiſſen; ich verbarg ihr nichts. Sie fragte weiter, was mich bewogen hätte, dieſes Abenteuer zu verſuchen. Ich geſtand ihr, wie ſehr jener Derwiſch meine Neugierde aufgeregt hätte, und daß ſeitdem die Welt mir zuwider geworden wäre, ſo, daß ich der Luſt nicht hätte widerſtehen können, mich ſelber von einer Sache zu überzeugen, welche auf alle diejenigen ſo tiefen Eindruck gemacht, die dieſelbe erlebt hatten. „Aber was mich verwundert,“ fügte ich hinzu, „iſt das Stillſchweigen aller über eine ſo wundervolle und überraſchende Erſcheinung, als du, ſchöne Prinzeſſinn!"

„Ich bin nicht darüber verwundert," antwortete ſie mir, „faſt alle, die hieher kommen, ſind durch die Freuden der Tafel, oder der Muſik, oder des Tanzes, oder zuletzt durch die Schönheit meiner Sklavinnen hingeriſſen. Ueberdieß, wähnſt du, daß ich ſie einer Unterhaltung mit mir würdige?"

Ich dankte ihr für einen ſo ſchmeichelhaften Vorzug; ich verſicherte ſie, ich wollte mein ganzes Leben ihrem Dienſt, ihrer Anbetung widmen; und ich bemerkte, daß dieſe Betheurungen ſie in Nachdenken verſenkten.

„Nimm Theil an den Vergnügungen, deren man hier genießt," ſagte ſie hierauf zu mir, „und gedenke mein, wenn wir dereinſt wieder getrennt ſind." —

„Wie, du Königinn der Schönheit! wie könnte ich je dein vergeſſen, während ſo viele deiner unwürdige Leute ihre Entfernung von dir beſeufzen?" —

„Nicht nach mir ſeufzen ſie," erwiederte ſie; „ich wiederhole es dir noch einmal, und ich verdenke es ihnen nicht, es ſind die Freuden hier, welche ſie nicht verſchmerzen können."

„Wie kann man dieſelben von dir trennen?" verſetzte ich mit Lebhaftigkeit: „Biſt du hier nicht alle Freude zuſammen?"

„Du ſagſt mir zu viel, um mich davon zu überzeugen," erwiederte die Prinzeſſinn: „morgen werden wir uns wiederſehen; dieſer angenehme Garten iſt zu meinen Luſtwanderungen und Abendmahlzeiten beſtimmt; alle die Jungfrauen, welche du hier ſiehſt, ſind in meinen Dienſten, und du kannſt frei über diejenigen ſchalten, die dir am beßten gefallen."

Ich wollte ein Erbieten ablehnen, welches meinem Herzen misfiel und den Empfindungen ſo widerſtrebte, welche ſie mir eingeflößt hatte; ich bezeugte ihr durch die zärtlichſten Blicke, wie ſehr ſie mich entzündet hatte.

„Begnüge dich," ſagte ſie zu mir, „mit dem, was ich für dich gethan habe; werde nicht ungeduldig, und ſei verſichert, wenn du dich jemals von zügelloſen Begierden hinreißen läßt, ſo wirſt du das traurige Opfer derſelben."

Ich verſprach ihr alles, was ſie verlangte, aus Furcht, dasjenige zu verlieren, was ſie mir gewährte.

„Ich wiederhole dir nochmals," ſagte ſie zu mir, „daß ich dir alle Jungfrauen in meinen Dienſten überlaße; wähle dreiſt; mäßige mit ihnen dieſes Feuer, welches dich entzündet; es iſt dir ſogar geboten, dich derſelben zu bedienen: es iſt ein nothwendiges Geſetz für dich, weil du dich an dieſem Orte befindeſt."

Jetzt erfüllte ſich meine Einbildungskraft mit allen den Freuden, welche ich bald zu genießen hoffte; mein Herz ſchwamm in einem Meere von Luſt und Wonne.

Die Prinzeſſinn entfernte ſich, und alle Jungfrauen ihres Gefolges, gleich dem Siebengeſtirn, folgten ihr; aber diejenige, deren Wahl mir geboten war, blieb zurück. Ich reichte ihr die Hand, wir legten uns auf ein Sopha, und verlebten hier die Nacht in der Freuden Fülle, indem wir mit langen Zügen das Waſſer des Lebens und der Luſt einſchlürften. Aber alle dieſe Genüſſe berauſchten nicht meine Seele: das Bild der Prinzeſſinn erfüllte mich gänzlich.

Als die Sonne am Geſichtskreis erſchien und die Gipfel der Berge zu vergolden begann, verließ mich die Schöne, welche meine Seele mit dem ſüßen Dufte der Wolluſt durchſtrömt hatte, und ſagte zu mir:

„Wir ſehen uns dieſen Abend wieder, wenn du mich wähleſt.“

Ich hatte nicht Zeit, ihr zu antworten; leichtfüßig entſchwebte ſie.

Der Gedanke an das Wiederſehen der Prinzeſſinn verließ mich den ganzen Tag nicht; ich brachte ihn einſam am Ufer eines der Bäche hin, ohne andere Tröſtung, als köſtlichen Wein und gemächliches Umherwandeln. Ich überließ mich allen den Hoffnungen, welche die Bilder der vorigen Nacht mir heut Abend verhießen; und dieſe Gebilde ſtellten ſich meiner Seele in ſolcher Mannigfaltigkeit und vorüberrauſchender Schnelligkeit dar, wie die Gewäſſer des Baches, deren Gemurmel mich unterhielt, ohne mich zu beſchäftigen.

Bald wähnte mein Herz den Gipfel des Glücks zu erreichen; bald fühlte es ſich wieder weit davon entfernt, und ſah ſtäts voll Furcht unüberſteigliche Hinderniſſe voraus.

„Großer Gott!" ſprach ich bei mir ſelber, „ich bin in den Hafen der Glückſeligkeit eingelaufen; ohne Mühe habe ich den großen Schatz gefunden. Aber ach! ich habe ihn nicht recht benutzt; ich habe vielleicht dieſe überſtrömende Quelle des Weines nur wie gemeines und geſchmackloſes Waſſer gekoſtet!"

Fünfhundert und ſieben und ſiebzigſter Tag.

Tauſend Gedanken beſtürmten unaufhörlich meinen Geiſt. Endlich, nachdem ich jeden Augenblick gezählt, und mir ſelber eine Geduld empfohlen hatte, welche ſich nicht einfand, kam die Nacht heran, und ich ſah wieder die Fackeln erſcheinen, deren ſtrahlendes Licht die ganze Welt erhellen ſollte. Ich war, wie außer mir, als ich die Königinn der Schönheit erblickte, umgeben von ihrem reizenden Hofe, und ich eilte hin und warf mich zu ihren Füßen.

Dieſe himmliſche Schönheit bewies mir heute noch mehr Huld und Zärtlichkeit, als geſtern; ſie verlangte durchaus, daß ich mich auf ihren Thron an ihre Seite ſetzen ſollte, und ich war genöthigt, ihr zu gehorchen. Es wurden wieder Tiſche errichtet, man reichte Trinkſchalen umher, und die Königinn der Schönen trank ſelber auf meine Geſundheit. Dieſe neue Gunſt warf mich ſogleich zu ihren Füßen; die Liebe, welche mich entflammte, konnte ſich nicht mehr zurückhalten, und ich beſchwur ſie, mir ihre Hand zu reichen, um durch dieſes Labſal die Glut zu löſchen, welche mein Herz verzehrte. Da warf die liebenswürdige Prinzeſſinn mir einen feurigen Blick zu, welchen ein holdſeliges Lächeln begleitete, und bezeugte durch ein beredtes Stillſchweigen, daß ſie mich nicht mit Gleichgültigkeit anſähe. Zugleich bot ſie mir ihre Wange zum Kuſſe dar. Ich ſah ſie mit Lilien und Roſen beſäet, und nicht mehr Herr meines Entzückens, umſchlang ich ſie, und küßte nicht bloß ihre Wange, ſondern auch ihre Lippen, röther als Korallen. Ein ſo hohes Glück ließ mir nicht mehr den Gebrauch meiner Vernunft; ich ſprach ohne Scheu und ohne Rückhalt alles aus, was eine gränzenloſe Liebe und Begierde mir eingeben konnte:

„Königinn der Liebenden,“ ſagte ich zu ihr, „wie huldvoll biſt du gegen einen Fremdling, der deiner Güte nicht würdiger iſt, als ich! Aber was ſage ich? Ich nenne dich huldvoll, und du biſt die Huld ſelber! ja vielleicht drücke ich mich noch zu ſchwach aus. Wer biſt du denn, Schönſte der Schönen? Biſt du ein Engel, oder ein himmliſcher Geiſt? Biſt du eine

Sonne, oder das glänzende Geſtirn des Sternenhimmels? Befriedige, ich beſchwöre dich darum, eine ſo wohl begründete Neugierde."

Die Prinzeſſinn erhub hierauf ihr Haupt mit aller nur erdenklichen Anmuth und Holdſeligkeit, und ſagte zu mir:

„Misbrauche nicht, ich beſchwöre dich darum, meine Güte."

„Nein, ſchöne Königinn; heißt das ſie misbrauchen, wenn man ſie empfindet, und ſie verdienen will?"

Da reichte ſie mir ihre rechte Hand, blickte mich mit einem Antlitz voll Freundlichkeit und Liebreiz an, ſchlang den linken Arm um meinen Hals, und ſagte zu mir:

„Du gefällſt mir, aber mäßige dich ſtäts gegen mich."

Jetzo brachte man uns köſtliche Weine und die ausgeſuchteſten Gerichte; die Kryſtallgläſer glichen den Narciſſen, man ließ ſie rings umher gehen, und ſie belebten die Freude in allen Herzen dieſer Sonnen der Schönheit. Sie legten prächtige Kaftane an und führten Chöre von Tänzen und Geſängen auf, und die anderen ſpielten auf ihren Inſtrumenten eben ſo reizende als manigfaltige Weiſen. Alle dieſe ſchönen Jungfrauen tranken dabei in vollen Zügen, wurden bald erhitzt, und verloren zuletzt Kraft und Beſinnung. Sie begaben ſich beiſeite, um ſich zu erholen.

Fünfhundert und acht und ſiebzigſter Tag.

So blieb die Königinn der Schönen allein bei mir, und beſeligte mich mit tauſend Küſſen.

„Jetzt iſt eine ſchöne Gelegenheit,“ ſprach ich bei mir ſelber; „geſtern vermochte ich, mich zurück zu halten, ich habe gehorcht: nun ſoll meine Geduld belohnt werden.“

Dieſe Hoffnung, welche meinem Herzen ſchmeichelte, trieb mich, mein Andringen zu erneuen. Ich warf mich abermals zu ihren Füßen, ich umarmte ſie zärtlich; ich begleitete dieſe ſtummen Liebesbetheurungen mit tauſend heißen Seufzern: bald kannte ich mich ſelber nicht mehr; endlich brach ich dieſes quaalvolle Stillſchweigen, und rief in einer raſenden Verzückung der Liebe aus:

„Ach! dürfte ich nur einmal, ſchöne Königinn, Herz an Herz, Seele an Seele legen! Dürfte ich endlich unbeſchränkt deiner genießen! dürfte ich —“

Ich würde noch viel mehr geſagt haben, aber ſie unterbrach mich, und ſagte zu mir:

„So alſo erfüllſt du Undankbarer deine Verheißungen? ſo erwiederſt du die Auszeichnung, welche ich dir gewähre? Welches Vertrauen kann ich zu dir faſſen? Wie kann ich deiner Zurückhaltung und deines Gehorſams verſichert ſein? Ich habe dich zu meinem

Geliebten erwählt, ich habe dich mit Freundlichkeiten und Gefälligkeiten überhäuft: gleichwohl biſt du ſo grauſam, meine Ehre anzutaſten. Sind meine Küſſe und meine Liebkoſungen dir zu wenig?"

Ich antwortete ihr ſogleich: „Schönheit ſondergleichen, Gottheit der Welt! betrachte den traurigen Zuſtand, worin die Glut mich verſetzt, welche mich verzehrt: ich ſchmachte nur nach dem glückſeligen Augenblicke, wo ich dieſen Wonnebecher trinke, deſſen Urquelle du biſt. Das Schwert des Schmerzes, oder vielmehr der vergiftete Pfeil der Liebe hat mein Herz unheilbar verwundet. Du biſt das Waſſer Sülal; *) welcher Kranke würde nicht auf der Stelle geſund, wenn er davon tränke? Ja, wer von brennendem Durſte gequält, würde mit einem Tropfen Wein in der Hand lieber verſchmachten, als mit Wonne ihn einſchlürfen?"

Die Prinzeſſinn ließ mir nicht Zeit, fortzufahren, ſondern ſprach im erzürnten Tone zu mir:

„Du biſt ein Unverſchämter! du biſt ein Unſinniger, der den Werth meiner Huld nicht erkennt! Du verſchmäheſt die Tröſtung, welche ich dir gewähre, deine Ungeduld zu mäßigen, in der Hoffnung, dich ſo lange als möglich hier zu behalten. Ich überlaße dir meine Jungfrauen, um dieſes verzehrende Feuer zu

---

*) Sülal heißt das ſüße, kryſtallhelle und köſtliche Waſſer, welches man im Paradieſe trinkt.

ſtillen, von welchem dein Herz entbrannt und deine Seele gequält iſt: ſie ſind alle weißer als der Schnee; ihr Mund iſt roth, ihre Lippen gleichen den Korallen; der Glanz ihrer Zähne, die wie eine ſchöne Perlenſchnur ſtehen, wird noch durch den Glanz ihrer Augen erhöhet, welche die Sterne überſtrahlen: gleichwohl bleibſt du unempfindlich für ihre Schönheiten, und nimmſt auf nichts Rückſicht, was ich von dir fordere!"

„Hinreißende Schönheit, unumſchränkte Herrinn der Herzen," antwortete ich ihr zärtlich, „ſei überzeugt, daß man für die Huld, womit du mich überhäufeſt, nicht erkenntlicher ſein kann, als ich bin; aber ich kann mich nicht erwehren, dich zu lieben, dich anzubeten. Du geruheſt, mich an die ſchönen Jungfrauen zu erinnern, welche du mir dargeboten haſt: aber können die Sterne ſich der Sonne vergleichen? Können die Heiligen irgend mit den himmliſchen und ewigen Geiſtern verglichen werden? Nein, reizende Zauberinn der Herzen! nein, ich bekenne es, ich habe einen deiner Augäpfel lieber, als alle dieſe Schönheiten zuſammen. Wer den Garten deiner Schönheit geſchauet hat, hegt nicht mehr den Wunſch, das Waſſer des ſüßen Köſer zu trinken. *) Elend und trübſelig, wie ich war, nahm ich meine Zuflucht zu meiner Fürſtinn, zu meiner Kö-

---

*) So heißt einer der Flüſſe in Mahomets Paradieſe, deſſen Waſſer weißer und ſüßer iſt, als Milch.

niginn; obſchon ein Fremdling, habe ich das Glück, das Herz meiner reizenden Herrin zu beſitzen. Schönheit ſondergleichen, holdſelige Geliebte, alles, was ich beſitze, habe ich von deiner Huld; du biſt die Gebieterinn meines Herzens; ich bin ein unglücklicher Fremdling; entſcheide mein Schickſal; alles was du gebieteſt... Aber ach! iſt es mir denn unmöglich, die höchſte Gunſt von dir zu erlangen?"

Hierauf nahm die Prinzeſſinn das Wort, und ſagte ſeufzend zu mir:

„Welch unſeliges Verlangen! du biſt der unglücklichſte aller Menſchen! Zu welcher Verirrung läßt dein Herz ſich fortreißen? du liebſt mich, ſagſt du: warum denn widerſtrebſt du meinen Abſichten? Warum willſt du ſo auf einem unfruchtbaren und undankbaren Boden ſäen? Alles an mir iſt dir hingegeben: nur eins behalte ich mir vor, was du vernünftigerweiſe nicht fordern kannſt, und was ich ohne Schmach nicht gewähren kann. Fliehe lieber; meide mich, oder du biſt der unſinnigſte aller Menſchen. Laß ab, das von mir zu fordern, was ich dir nicht bewilligen kann: fürchte dieſen Genuß eines Augenblicks; dein ganzes übriges Leben würde nur eine Verkettung von Unglück und Leiden ſein."

Mit dieſen Worten ſchlang ſie zärtlich ihre ſchönen Arme um meinen Hals, und beſchwur mich, zu vergeſſen, was das Unglück meines Lebens machen würde.

Ich wollte ihr nochmals mein glühendes Verlangen ſchildern, und in ſie dringen: ſie aber antwortete mir ſtäts auf eine ſo entſchiedene Weiſe, daß ich nicht im Stande war, ihr zu widerſprechen; ſie gab mir Hoffnungen für die Zukunft, und verſchönte ſie durch die Verheißung der Erfüllung meiner Wünſche. Endlich, nachdem ſie mich ſo zu dem verliebteſten aller Menſchen gemacht hatte, nahm ſie die Hand einer ihrer Jungfrauen, welche ſie herbei rief, legte ſie in die meinige, und entfernte ſich, um der Süßigkeit des Schlafes zu genießen, indem ſie mir noch empfahl, mich mit dieſem reizenden Weſen über ihre Abweſenheit zu tröſten.

Ich brachte die übrige Nacht mit dieſer ſchönen Sklavinn zu, und ergab mich, aus bloßem Gehorſam, den geſchmackloſen Freuden, wie ſie nur ein von einem andern Gegenſtand erfülltes Herz genießen kann. Ich ſuchte ſogar meine Liebkoſungen zu verdoppeln, um am nächſten Tage leichter meiner Prinzeſſinn gehorchen zu können.

Fünfhundert und neun und ſiebzigſter Tag.

Mit Sonnenaufgange ſchied dieſe ſchöne Jungfrau von mir, welche um ihrer ſelbſt willen geliebt zu werden verdient hätte, und entſchwand, wie die geſtrige;

mit der Leichtigkeit eines vorüberrauſchenden Windhauchs flog ſie dahin, wieder zu ihren Gefährtinnen. Ich befand mich alſo wieder allein in dem Garten, deſſen Einſamkeit mir immer unerträglicher ward. Mannigfaltige Gedanken beſchäftigten mich; aber alle bezogen ſich auf die Prinzeſſinn. „Ich habe ſie durch mein Bitten und Beſtürmen zu ſehr gequält,“ ſprach ich bei mir ſelber; „dieſe ſchöne Cypreſſe wird nicht mehr in dem Garten erſcheinen wollen.“ Bald folgten wieder andere Vorſtellungen; ich ſchmeichelte mir, daß ſie mich nur deshalb in einen ſo trübſeligen Zuſtand verſetzte, um die Innigkeit und Aufrichtigkeit meiner Liebe zu prüfen. „Großer Gott! kann ſie nur daran zweifeln?“ rief ich jetzt aus. „Aber was ſage ich?“ hub ich dann wieder an, „ich ſchmeichle mir mit eitelen Täuſchungen: ſie hat mich nicht zärtlich genug befunden; ich habe ihr vielleicht zu empfänglich für die köſtlichen Weine geſchienen, welche ſie mir darbieten ließ; ich hätte die Sklavinnen abweiſen ſollen, welche ſie mir gegeben hat; ſie muß mich für einen von der Sinnenluſt hingeriſſenen Mann anſehen. Ohne Zweifel wird ſie mir alles verſagen, was ich von ihr bitten mag; ſie wird noch mehr thun, ſie wird mich meiden, und ich werde ſie nimmer wieder ſehen. Ich habe mich geirrt; was Gold war, habe ich in Silber verwandelt. Ich habe mich durch die falſchen Liebkoſungen dieſer Grauſamen täuſchen laßen. Ich wähnte, ihr zu gefallen;

warum habe ich nicht an ihre Unbeſtändigkeit gedacht? Aber, ach! das Gift ihres Anblicks wird mich tödten.“ Alsdann zerſchlug ich mir den Kopf, und verfluchte den Tag, wo ich mich einer ſo unſeligen Liebe hingegeben hatte, und machte mir die bitterſten Vorwürfe.

Auf ſolche Weiſe brachte ich dieſen zweiten Tag hin. Und als der Himmel von ſeinen funkelnden Geſtirnen erleuchtet wurde, erblickte ich die ſchönen Begleiterinnen der Prinzeſſinn, welche wie gewöhnlich mit ihren Fackeln in den Garten traten. Die Königinn der Schönheit erſchien in ihrer Mitte, wie eine erhabene Cypreſſe, welche ihr ſtolzes Haupt bis zu den Wolken empor ſtreckend, alles um ſie her beherrſcht. Da begann mich das Feuer der Liebe ſtärker als je zu durchglühen, ich warf mich ihr zu Füßen, mit einem Ungeſtüm, wie ein reißender Strom, der von einem hohen Felſen herab ſtürzt.

Sie ſchien von meiner Heftigkeit gerührt; mit freundlicher und theilnehmender Miene hub ſie mich auf, reichte mir die Hand, und ließ mich abermals auf ihrem Thron an ihrer Seite ſitzen; dann befahl ſie, wie gewöhnlich, das Feſtmahl zu beginnen. Alsbald wurden die Tiſche aufgeſtellt und beſetzt; die Tänze, die Geſänge und die Inſtrumente ließen ſich wieder hören; der Wein begann ſchon alle Jungfrauen zu durchglühen, und dem Spiegel ihrer Herzen ſeinen Glanz wieder zu geben, welchen Unmuth getrübt haben mochte, als die Königinn der Schönheit ihnen befahl, zur Ruhe zu gehen.

Als ich mich ſo wieder allein mit ihr ſah, zauderte ich nicht lange, meine Liebkoſungen, mein dringendes Bitten zu wiederholen, wobei ich Thränen vergoß, wie ſie allein die Liebe hervor zu rufen vermochte. Ich erinnere mich ſelbſt, daß ich mit aller möglichen Zärtlichkeit und Hingebung zu ihr ſagte:

„O du ſtrahlende Sonne, o du Meer der Schönheit! welchen Schaden kann eine Ameiſe in einer Fülle des Zuckers anrichten? Welchen Schaden kann eine Biene in einem vollen Blumenbeete thun? Ich war todt, ohne dich: du haſt mich durch das Waſſer des Lebens erweckt. Könnteſt du mir nun den Dolch der Verzweiflung ins Herz bohren? Du haſt mich durch die Huld, womit du mich aufgenommen, bis in den Himmel erhoben, und gegenwärtig ſtelleſt du dem leidenſchaftlichſten Liebesdrange, dem glühendſten Verlangen eine Sprödigkeit entgegen, welche mich bis in den Mittelpunkt der Erde hinab ſchleudert. Ich beſchwöre dich bei der Gaſtlichkeit, welche du ſo edelmüthig mir bewieſen haſt, mich auf den Gipfel meines Glücks zu erheben!“

„Warum,“ erwiederte ſie mir, „reißt doch deine Ungeduld dich ins Verderben hin? Könnte denn wohl jemand, der mit dir ſo umgeht, wie ich, der dir noch nichts verweigert hat, könnte er wohl eine ſolche

Ungerechtigkeit gegen dich begehen, ja könnte er dir nur das geringſte Leid zufügen, wenn er nicht dazu genöthigt wäre? Du wirſt eines Tages erlangen, was du heute mit Unrecht von mir begehreſt; ich gebe dir mein Wort darauf; gegenwärtig aber kann ich deine Liebe noch nicht befriedigen.“

„O Schönheit ſondergleichen,“ rief ich ſeufzend aus, „die Zeit iſt wetterwendiſch; die Tage und die Nächte ſind nicht beſtändig dieſelben, und das Glück iſt ſchwankend. Wenn man ſo viel Verſtand beſitzt, als du, ſo muß man erkennen, daß die größte Thorheit iſt, eine günſtige Gelegenheit entſchlüpfen zu laßen. Könnteſt du das mir gegebene Wort widerrufen? Nein, du biſt nicht im Stande, mich zu betrügen. Warum es nun aufſchieben? Warum, reizende Königinn, es nicht dieſe Nacht noch erfüllen? Warum willſt du noch länger dich weigern und mir noch einen Aufſchub gebieten, deſſen Grund ich nicht begreifen kann? Die Zeit gleicht einem Sturmwinde, welcher in einem Augenblick die Aernte meiner Liebe zerſtören kann. Was würde aus mir werden, wenn mein Glück, wenn meine Hoffnungen vernichtet würden? Ich kann den Anblick deiner Sklavinnen nicht ertragen; du allein haſt mein Herz gefangen; habe Mitleid mit dem Zuſtand, in welchen du mich verſetzt haſt: gewähre mir die Freuden, nach welchen ich ſo inbrünſtig ſchmachte. Ich kann mich nicht länger zurück halten, meine Geduld iſt erſchöpft, ſchon zu lange habe ich eine ſo ſchöne Gelegenheit entſchlüpfen laßen, ich will heute nicht wieder ſo thöricht ſein, ſondern meine Leidenſchaft befriedigen, was auch daraus entſtehen mag."

Ihre Bitten und ihr Widerſtand waren vergeblich: ich wollte dieſen köſtlichen Schatz beſitzen, und ſollte es mich auch das Leben koſten. Die Schöne ſah nun wohl, in welchen Zuſtand die Leidenſchaft mich verſetzt hatte, und daß es ihr nicht leicht ſein würde, mir zu entſchlüpfen, und gewährte mir bald aus Furcht, bald verſagte ſie mir wieder aus Schaam. Aber nichts konnte mich von meinem Vorhaben abwendig machen; ich wollte durchaus die Glut löſchen, welche mich verzehrte. Eine ſolche Hartnäckigkeit reizte die Prinzeſſinn, eine glühende Röthe, theils von Zorn, theils von Schaam, ſtieg ihr ins Antlitz, und ſie ſagte zu mir:

„Wohlan, du ſollſt befriedigt werden; nur thue mir keine Gewalt an; ich widerſetze mich deinem Begehren nicht länger. Aber ich bitte dich um eine Gunſt, nämlich, daß du die Augen ſchließeſt, während ich dir die Thüre zu der Schatzkammer der Liebe eröffne, dich ihrer Reichthümer zu bemächtigen. Kein andrer hat je darüber geſchaltet, noch ſoll darüber ſchalten, als du."

Dieſe ſchmeichelhaften und ſüßen Worte bewogen mich, mein Haupt mit dem Zipfel meines Rocks zu bedecken, ich ſchloß die Augen, wie ich es verſprochen hatte, und voll Erwartung des Glücks, welches ich genießen ſollte, wähnte ich mich den glücklichſten aller Menſchen. Da ſagte die Prinzeſſinn in betrübtem Tone: „Oeffne die Augen!"

Fünfhundert und achtzigſter.

Ich gehorchte ihr mit Entzücken, — und ſiehe, ich befinde mich wieder in dem unſeligen Korbe, welcher mich her gebracht hatte. Verzweiflung und Wuth bemächtigten ſich meiner, mir ſchwanden die Sinne, und ich ſank in Ohnmacht; dann kam ich wieder zu mir. Unterdeſſen erhub ſich der Korb in die Lüfte, und brachte mich wieder in die Trümmer des Palaſts, wo ich ihn gefunden hatte. Ich wollte ſogleich dieſen trübſeligen Ort verlaſſen, indem ich alle nur erſinnlichen Verwünſchungen gegen den Himmel und gegen mein Schickſal ausſtieß: ich war aber ſehr erſtaunt, hier den jungen Kaufmann wieder zu finden, der täglich hergekommen war und mich erwartet hatte, weil er mein Unglück wol ahndete. Sein Anblick regte mein Innerſtes auf, und meine Augen glichen dem von Sturmwinden bewegten Meere. Dieſer wahrhafte Freund ſagte zu mir, indem er ſich an die Bruſt ſchlug

„O unglücklicher Fürſt, den jetzt eine ſchwarze Schwermuth verzehrt! geſtehe, und wenn ich dich tauſend Jahre lang von dem unterhalten hätte, was du nun geſehen haſt, ſo würde ich dich doch nicht belehrt, und nur deine Neugier noch erhöhet haben. Du haſt die unſelige Verwegenheit gehabt, dich ſelber davon zu überzeugen, du haſt es geſehen, und dein Herz iſt nunmehr vom tiefſten Schmerze durchdrungen. Aber erinnere dich, daß du es gewollt, ja ſelbſt darauf gedrungen haſt.“

Ich antwortete ihm nur durch Seufzer und Thränen, und da ich ſeinen Anblick nicht ertragen konnte, ſo begab ich mich auf den Weg nach der Stadt zurück; er wollte mich nicht verlaßen. Ich legte ſogleich die tiefſten Trauerkleider an; ich wollte nun täglich wieder nach dem Korbe gehen: aber mein zärtlicher Freund verſicherte mich, daß derſelbe für mich ſtäts unbeweglich ſein werde, und niemals diejenigen wieder aufnehme, die er ſchon einmal empor gehoben habe.

„Ahme nicht,“ fuhr er fort, „die Thorheit aller derjenigen nach, welche du hier in der Stadt ſiehſt, und die ſich nicht von derſelben entfernen können: ſuche vielmehr dich zu tröſten, oder wenigſtens irgend eine Zerſtreuung zu finden, ſei es durch Reiſen, oder dadurch, daß du in den Schooß der Deinigen heim kehreſt und dich der Regierung deines Landes widmeſt.“

Seine Gründe waren einleuchtend, und da der Korb mir ſtäts die Aufnahme verſagte, wie er mir vorausgeſagt hatte, ſo ſchied ich von ihm, nachdem ich ihn tauſendmal umarmt hatte, und ich bin nun wieder heim gekommen, wo du Zeuge des Schmerzes geweſen biſt, welchen ich tief im Herzen bewahrt habe, und der nur mit meinem Leben endigen kann.“

Als der König Kemßerai hiermit ſeine Geſchichte beſchloſſen hatte, ſprach die ſchöne Sahidé, tief gerührt davon, zu ihm:

„Tröſte dich, mein Bruder, wie außerordentlich auch dein Unglück ſei, doch halte ich es nicht für unheilbar. Folge mir, und faſſe dich in Geduld, nach dem Beiſpiele jenes klugen Vogels, der da ſagte: „es iſt unnütz, ſich zu ſträuben, wenn man einmal gefangen iſt; aber mit Geduld kann man ſich wieder befreien.“

„Du willſt mir ſchmeicheln,“ verſetzte ſeufzend der König; „aber ich werde ſie nie wiederſehen, dieſen ſchönen Mond der Welt.“

Damit entſtürzte ein Thränenſtrom ſeinen Augen, ſtärker als jemals. Sahidé ließ ſeinem Schmerz eine zeitlang freien Lauf, dann fuhr ſie fort:

„Verſprich mir wenigſtens, nichts gegen dein Leben zu unternehmen, während einer Abweſenheit, deren ich zur Ausführung eines Entwurfs bedarf, welchen ich für deinen Zuſtand heilſam erachte. Meine Liebe zu dir kennt nichts Unmögliches: alles was du mir erzählt haſt, iſt übernatürlich; ich werde den Schleier zu zerreißen wiſſen, der uns die Wahrheit verhüllt; wenigſtens will ich alle meine Kräfte dazu aufbieten; und wenn ich dich nicht darüber aufklären, noch deine Traurigkeit vermindern kann, ſo will ich, — das ſchwöre ich bei dem großen Propheten, — weit entfernt, deine Verzweiflung zu verdammen, die erſte ſein, dir beizuſtimmen und dir Mittel zu gewähren, ein ſo trübſeliges Leben zu enden.“

„Ach!“ antwortete ihr der König mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme, „ich werde auch noch den Troſt einer geliebten Schweſter verlieren; ich werde nicht die Beruhigung haben, in ihren Armen zu ſterben: das iſt alles, was ihr Eifer und ihre Liebe für mich bewirken wird.“

„Woher weißt du,“ verſetzte ſie, „daß deine Augen nicht getäuſcht worden, daß nicht ein auf dein Glück eiferſüchtiger Geiſt dich bezaubert hat? Ja, wer weiß, ob du nicht einen Eindruck auf das Herz dieſer ſchönen Prinzeſſinn gemacht haſt?“

„Ach!“ ſagte der König, „dieſes Glück iſt keinem Sterblichen beſchieden: ich darf nicht darauf Anſpruch machen; und ohne Zweifel habe ich eine der Huri's des großen Propheten geſehen; die glühende Sehnſucht nach ihr, welche mich unabläßig verzehrt, iſt ein ſicherer Beweis davon.“

Der Vogel der Hoffnung niſtet ſtäts in dem Herzen eines Liebenden; Sahide redete ſo eindringlich zu dem Könige, daß er ihr verſprach, nichts gegen ſein

Leben zu unternehmen, vielmehr es zu friſten, um ſie noch einmal wieder zu ſehen, bevor er ein ſo qualvoll hinſchmachtendes Leben endigte.

Hierauf bereitete ſie alles zu ihrer Abreiſe, und beim Abſchied umarmte ſie Kemßeral und ſagte zu ihr: „Möge der Stern des Glücks überall deine Schritte geleiten!“

Aber das Herz der Prinzeſſin empfand die Bitterkeit der Trennung ſo tief, daß ſie nicht im Stande war, ein Wort auszuſprechen.

Fünfhundert und ein und achtzigſter Tag.

Sie erkundigte ſich ſo genau nach der Lage der Stadt Medhuſchan, daß ſie ohne Hindernis dorthin gelangte; um ſo leichter, als ſie Mannskleidung anlegte, ihre Geſichtsfarbe ſchwärzte, und ihre ſchönen Haare unter einen Turban verbarg, mit Einem Worte, durchaus nichts von der Schönheit blicken ließ, womit der Himmel ſie geſchmückt hatte. Sie fand alles der Erzählung des Königs, ihres Bruders, entſprechend; ſie fragte den erſten Mann in Trauer, dem ſie begegnete, nach dem Wege zu dem Korbe. Aber er antwortete ihr nur durch einen Seufzer. Sie bemerkte, daß er aus der Stadt ging, ſie folgte ihm, und bald gelangte ſie an die Trümmer des Palaſts, in welchen [illegible] wohl zwanzig ſchwarzgekleidete Männer antraf, die alles vergeblich verſuchten, in den Korb zu ſteigen. Sahidé aber wurde, ſo bald ſie ſich nahte von dem Korbe aufgenommen; ſie ſtieg raſch hinein, und wurde wie der Blitz empor gehoben, begleitet von dem Geſchrei und Wehklagen derjenigen, die vergeblich gekommen waren.

Sie gelangte ſo in den Garten der Prinzeſſinn. Die Erzählung ihres Bruders von demſelben war ſo genau, daß ſie leicht alles wieder erkannte. Als die Nacht gekommen war, und die Jungfrauen ihre Plätze eingenommen hatten, kam man, ſie aufzuſuchen, und führte ſie vor die Prinzeſſinn: da wurde ſie von dem Anblick einer Schönheit betroffen, welche den Zuſtand ihres Bruders genugſam entſchuldigte. Indeſſen bemerkte ſie Niedergeſchlagenheit auf ihrem Antlitze, Betrübnis in ihren Augen, und eine Schwermuth über ihr ganzes Weſen verbreitet, welche ſie vergeblich zu verbergen ſuchte.. Sie empfing ſie höflich, aber kalt und verlegen.

Sahidé hielt es, zur Befriedigung ihrer Neugierde, für nöthig, ihr eine ſolche Leidenſchaftlichkeit zu beweiſen, als wenn ſie wirklich geweſen wäre, was ſie ſchien. Die Zuneigung, welche ſie für die Prinzeſſinn zu fühlen begann; das Mitleid mit dem Zuſtande ihres Bruders; das Verlangen, ihm zu dienen; alle dieſe Gefühle, verbunden mit der Neugierde, ertheilten ihr eine Lebhaftigkeit, welche die Prinzeſſinn bei der Gleichgültigkeit, welche ſie zeigte, um ſo leichter täuſchte. Sahidé wollte ſich hierauf einige Freiheiten nehmen, und ſich einige Liebkoſungen erlauben: ſie wurden ihr aber ſtreng unterſagt. Die Tänze und Muſik wurden eben ſo aufgeführt, wie der König ſie geſehen hatte; in goldenen Schalen wurde Wein in Ueberfluß umher gereicht; und die Prinzeſſinn, die ſich beeilte, das Mahl zu endigen, bot dem Gaſt eine ihrer Sklavinnen dar.

„Erlaube mir, ſie abzulehnen,“ erwiederte ihr die reizende Sahidé; „das Bild deiner Schönheit iſt meinem Herzen zu gegenwärtig, um mich nicht bis zu dem Augenblicke zu beſchäftigen, wo ich dich wiederſehe.“

Abgeſehen davon, daß dieſe Sklavinn ihr zu nichts dienen konnte, äußerte ſie auch ein ſolches Zartgefühl, um zu entdecken, ob ſich ihr Bruder etwa durch die Annahme der ihm gebotenen Sklavinnen einen Vorwurf zugezogen hätte. Aber die Prinzeſſinn erwiederte ihr mit einer Unruhe und Aengſtlichkeit, welche ſie nicht zu verbergen vermochte:

„Wie! du ſchlägſt eine dieſer ſchönen Jungfrauen aus?“

„Das iſt das einzige, Gebieterinn der Schönheit,“ antwortete Sahidé, „was ich von allem, ſo du deinem Sklaven zu erbieten würdigſt, ablehnen muß.“

„Dieſe Weigerung iſt hier nicht verſtattet,“ unterbrach ſie die Prinzeſſinn. „Daſſelbe Geſetz, welches dir erlaubt, hieher zu kommen!“ fuhr ſie fort, „verpflichtet dich auch, eine Sklavinn zu wählen und die Nacht mit ihr zuzubringen: widrigenfalls mache dich darauf gefaßt, uns wieder zu verlaßen.“

Sahidé gab dieſer Drohung nach, fügte aber hinzu:

„So geruhe wenigſtens, ſelber die Wahl zu treffen, du Seele meiner Gedanken!“

„Sie ſind mir alle gleich,“ unterbrach ſie die Prinzeſſinn mit Unmuth: „nimm, welche dir am beſten gefällt.“

„Weil ich denn durchaus eine wählen, oder dich nicht mehr ſehen ſoll,“ fuhr Sahidé fort, „ſo wünſchte ich wohl zu wiſſen, welche dir am wenigſten gefällt; ihr würde ich den Vorzug geben, um dir den Eindruck zu bewähren, welchen du auf mein Herz gemacht haſt.“

Die Prinzeſſinn ſagte hierauf mit ungeduldiger Miene:

„Niemals hat ein Gaſt hier ſo viel Kaltblütigkeit und Hartnäckigkeit gezeigt, als du. Nimm, ſage ich dir noch einmal, welche dir gefällt, aber wähle eine.“

Als Sahidé ſah, daß dieſe Wendung nichts fruchtete, ſie weiter aufzuklären, ſo gab ſie derjenigen den Vorzug, welche die lebhafteſte zu ſein, und folglich den meiſten Verſtand zu haben ſchien.

„Schöne Muna, bleib bei dem Gaſte,“ ſprach ſogleich die Prinzeſſinn zu ihr, indem ſie ſich entfernte.

Fünfhundert und zwei und achtzigſter Tag.

Muna und Sahidé legten ſich auf das Sopha, und beobachteten eine zeitlang tiefes Stillſchweigen. Die eine erwartete mit Ungeduld, daß man ihren Reizen die verdiente Huldigung darbrächte, und brannte indeſſen vor Verlangen, ihr entgegen zu kommen; die andere dagegen ſann auf Mittel, ihre Neugierde zu befriedigen. Endlich näherte ſich Muna und wollte ihre beider Bekanntſchaft und Unterhaltung mit Liebkoſungen und Küſſen beginnen. Sahidé erwiederte dieß mit einer Kälte, welche die lebhafte und ungeduldige Muna verwunderte und verdroß.

„Verſpare noch deine Huld gegen mich,“ entgegnete die liebenswürdige Sahidé; „gib mir Zeit, ſie zu verdienen: aber zuvor geruhe, mir mitzutheilen, was du von der Prinzeſſinn und von dem geheimnisvollen Korbe weißt.“

„Lieber Fremdling,“ antwortete ſie ihr, „möge eine Kette von Glückſeligkeit alle Tage deines Lebens umwinden! ich wünſchte, deine Neugierde befriedigen zu können. Folge mir, und laß uns lieber dem Verlangen unſerer Seele genügen; halt das deine nicht länger zurück, und laß dem meinigen freien Lauf; benutze eine ſo glückliche Gelegenheit.“

Sahidé bedeutete ſie, daß ſie zuvor ihre Fragen beantworten müßte. Muna nahm darauf wieder das Wort, und ſprach mit Ungeduld:

„Wir, meine Gefährtinnen und ich, ſind hier verwahrt, ohne etwas von dem zu wiſſen, was du mich frägſt. Es ſind nun ſechs Jahre daß ich von Sklavenhändlern entführt wurde, welche mich in dieſes Land her verkauften; man geſellte mich denen zu, die du hier geſehen haſt: wir bewohnen ein von dem Palaſte der Prinzeſſinn abgeſondertes Gebäude, und haben keine Verbindung mit ihr; wir ſehen ſie nur in der Stunde des Abendeſſens; und am Morgen, wenn wir den angekommenen Gaſt verlaßen und hingehen, um der Prinzeſſinn und dem Könige, in Gegenwart des Reichsraths, von allem Bericht abzuſtatten, was der Gaſt mit uns geſprochen hat, werden wir mit äußerſter Vorſicht von Verſchnittenen in den Palaſt, und wieder in unſre gewöhnliche Behauſung geführt; es iſt bei Lebensſtrafe jedermann, wer es auch ſei, verboten, mit uns zu ſprechen, ſo wie uns, ihm zu antworten. Du ſiehſt demnach wohl,“ fuhr ſie fort, „daß dieſer Bericht nicht verdiente, die Freuden zu unterbrechen, welche uns frei ſteht, zu genießen. Komm alſo, du Sonne meiner Gedanken,“ beſchloß ſie, indem ſie ihre Liebkoſungen erneute und ihre Augen vor Verlangen glühten, „komm, mich mit Freuden zu überſchütten; komm, meine Seele zu entzücken!“

Sahidé, die ſich niemals in einer ſolchen Lage befunden hatte, ſagte zu ihr:

„Meine theure Muna, deine Schönheit und deine gefühlvolle Seele würden leicht mein Herz hinreißen; ich laße beiden Gerechtigkeit widerfahren, aber ich bin außer Stande, ſie zu benutzen.“

„Wer hindert dich daran?“ verſetzte Muna mit eben ſo viel Lebhaftigkeit, als Unruhe.

„Die Schönheit der Prinzeſſinn hat meine Seele ſo ſehr gefeſſelt,“ erwiederte die reizende Sahidé, „ſie beherrſcht mein Herz ſo unumſchränkt, daß ich unfähig bin, mich irgend einer andern Vorſtellung hinzugeben.“

„Wie unglücklich bin ich!“ rief die zärtliche Muna aus, indem ſie in Thränen zerſchmolz: „was vermag ich zu thun, um dir zu gefallen, du grauſamſter aller Männer?“ —

„Verzweifle an nichts, ſchöne Muna; ich werde vielleicht noch deinen Reizen huldigen; laß aber nun auch deinen Geiſt glänzen, er vermag eben ſo viel Eindruck auf das Herz zu machen, als deine Schönheit. Die Prinzeſſinn hat, ſo ſchön ſie auch iſt, vielleicht doch nicht ſo viel Lebhaftigkeit und Anmuth.“

„Sie iſt ſondergleichen,“ antwortete ihr Muna, indem ſie ihre Thränen verdoppelte; „ſie iſt eine Sonne der Vollkommenheit. Zwar ſcheint uns ſeit einiger Zeit ihr Frohſinn nicht mehr derſelbe, und läßt ſie viel Ungleichheit in ihrer Stimmung blicken. Es entſchlüpfen ihr Seufzer, welche ſie vergeblich zu unterdrücken ſtrebt; ihre Abendvergnügungen ſind kürzer als ſonſt, ſie kömmt ſpäter in den Garten, und ſcheint nur darauf bedacht, ihn wieder zu verlaßen; mit Einem Worte, die Heiterkeit und die Fröhlichkeit, die ihr angeboren ſind, beleben nicht mehr unſere Beluſtigungen.''

Fünfhundert und drei und achtzigſter Tag.

„Aber ſeit welcher Zeit," fragte ſie Sahidé, „haſt du eine ſo ſtarke Veränderung bemerkt?"

„Seit ſechs Monaten ohngefähr," antwortete Muna, „als ein Gaſt bei uns drei Tage verblieb, was ſonſt nicht gewöhnlich iſt; denn oft werden ſie uns ſchon gleich nach der erſten Nacht wieder entführt."

Nachdem Sahidé ſie gebeten, ihr dieſen Fremdling zu ſchildern, und Muna ihr das Ebenbild des Königs, ihres Bruders, entworfen hatte, verdoppelte jene ihre Fragen, und die Sklavinn fuhr, obwohl höchſt ungeduldig, alſo fort:

„Er leiſtete ihr offenbar beſſer Geſellſchaft, als alle die übrigen; denn ihre Gefälligkeit gegen ihn erſtreckte ſich weiter. Er war ſelbſt den Verſuchungen meiner Gefährtinnen erlegen, und folglich hätte er noch denſelben Tag uns verlaßen müßen: aber die Prinzeſſinn, die ohne Zweifel an ſeinem Anblicke großes Vergnügen fand, verbot den beiden Sklavinnen, welche die Nacht mit ihm zubrachten, vor dem Könige, *ihrem Bruder und dem Reichsrath etwas davon auszuſagen.* Er wäre glücklich geweſen, wenn er am dritten Tage das Feuer hätte dämpfen können, welches ihn für die Prinzeſſinn verzehrte: aber er vergaß ſich, und ſeine Verwegenheit wurde beſtraft. Seit dieſer Zeit ſind unſere Herzen mit Sürmeh [*]) bedeckt, und alle unſere Freuden ſind mit ihm entflohen; wir dürfen nicht hoffen, ihn wieder zu ſehen, und uns bleibt nichts anderes zu wünſchen, als daß ſein Andenken für immer erlöſchen möge.“

„Wie kann ich glauben,“ verſetzte Sahidé, „daß die Prinzeſſinn dieſem glücklichen Fremdling ein ſo lebhaftes Andenken bewahrt hat? Die Freuden dieſes Gartens der Luſt, und die Gefälligkeit, welche ſie jedem erweiſt, den der Korb täglich her führt, widerſprechen dem Berichte, welchen du mir gibſt.“

„Es iſt leicht, dir hierauf zu antworten,“ erwiederte Muna; „es kommen nicht täglich Fremde her; ſeit einiger Zeit ſind ſie ſogar ſeltener, als je; und die

---

[*]) Sürmé heißt eine ſchwarze Farbe, womit die Türken ſich die Augenbrauen zu färben pflegen, und die ihnen zugleich zum Bilde der Trauer und des Kummers dient.

Prinzeſſinn hatte noch keinem den Garten ihrer Huld ſo weit aufgethan, als jenem Fremdlinge, an welchem du ſo viel Theil zu nehmen ſcheinſt. Es iſt wahr, er verdiente alles, was man ihm gewähren mochte; meinen beiden Gefährtinnen, die zwei Nächte mit ihm zugebracht haben, iſt er noch ſtäts gegenwärtig im Geiſt, ſie ſprechen unaufhörlich davon, und du allein kannſt meine Seele mit einem ähnlichen Duft durchſtrömen, wenn du mein Verlangen erwiederſt.“

„Fahre fort in deiner Erzählung,“ unterbrach ſie Sahide: „die Prinzeſſinn hatte alſo noch keinem andern Gaſte ſo viel Huld bewieſen?“

„Nein, gewiß nicht,“ antwortete Muna; „zuvor begnügte ſie ſich, ihre Schönheit zu zeigen, die Wirkungen derſelben zu bewundern, wie ein wohlthätiges Geſtirn, einige Blicke aus ihren ſchönen ſchmachtenden Augen fallen zu laßen oder zu werfen, und zu erlauben, daß man auf ihre Geſundheit trank; jedoch ſelten gewährte ſie dieſe Gunſt; endlich ſagte ſie zuweilen ein ſchmeichelhaftes oder verbindliches Wort. Seitdem aber hat ſie dieſe Gunſt ſehr eingeſchränkt, wie du ſelber wirſt bemerkt haben; übrigens werden gemeinlich alle, welche hier auftreten, ſchon allein durch ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihren Glanz, die köſtlichen Weine, die Wohlgerüche, die Tänze, die Muſik und den Anblick der Jungfrauen, die jedem Gaſte zu Gebote ſtehen, von Liebe und Luſt berauſcht. Die Ehrfurcht hat ſie gegen die Prinzeſſinn ſtäts in Zaum gehalten: aber alle ſind der Verſuchung mit der Sklavinn, welche man ihnen zu behalten gebot, unterlegen, oder haben ſich im Uebermaaße den köſtlichen Weinen ergeben, welche man ihnen in Fülle einſchenkte: und von dem Augenblick an ſehen wir ſie nicht wieder; man verſichert ſogar, ſie werden darüber untröſtlich, und dieſer Luſtgarten mache ihnen alle Freuden der Welt geſchmacklos. Bisher ward es mir ſchwer, eine ſolche Verleidung zu begreifen: aber jetzo fühle ich, daß deine Abweſenheit mir den Aufenthalt hier bald unerträglich machen würde. — Das iſt alles, was ich weiß," fuhr ſie fort, „das ſchwöre ich dir bei dem Könige der Geiſter."

„Du willſt dich alſo von mir trennen und mich für immer verlieren?" verſetzte darauf Sahidé: „du willſt mich nicht länger hier ſehen, weil du verlangeſt, daß ich deinem Verlangen nachgebe."

„Deine Kaltblütigkeit ſetzt mich in Verzweiflung," antwortete ihr die ſchöne Muna, „ich fühle die Richtigkeit deſſen, was du ſagſt: aber wie macht man es, bei Verſtand zu bleiben, wenn man in voller Freiheit bei einem geliebten Weſen iſt?"

„Ich habe nur noch eine Frage an dich zu thun," unterbrach ſie Sahidé.

„Wie! du willſt mich immerfort nur fragen?“ rief Muna ſchmerzlich aus, „und nimmer willſt du mir deine Zärtlichkeit beweiſen?“

„Du wirſt eines Tages mit meiner Zärtlichkeit zufrieden ſein,“ antwortete ihr Sahidé: „ich werde alles thun, das ſchwöre ich dir, was in meinen Kräften ſteht.“

Und als ſie ſah, daß dieſe Verſicherung die aufgeregten Geiſter der zärtlichen Muna etwas beruhigte, fuhr ſie alſo fort:

Fünfhundert und vier und achtzigſter Tag.

„Du ſcheinſt mir noch ſehr jung, und biſt doch ſchon ſechs Jahre hier?“ —

„Ich war zwölf Jahr alt, Herr, als ich hieher kam. Aber was mich ſelber verwundert,“ fügte ſie hinzu, „iſt, daß mit meinem ganzen Weſen ſeitdem durchaus keine Veränderung vorgegangen iſt.“

„Das geht nicht natürlich zu,“ unterbrach ſie Sahidé, „du ſcheinſt in der That noch nicht älter als zwölf Jahre zu ſein. Gleichwohl ſollte die zahlloſe Menge von Fremden, die hieher gekommen, und denen man dich preisgegeben hat,....“ —

„Ach! wäre es ein wünſchenswerthes Loos meiner Gefährtinnen, erwählt zu werden, ſo wäre ich ſehr unglücklich geweſen: du biſt der erſte, der mir einen Vorzug gegeben hat, welchen ich nicht ſo grauſam zu finden gedachte: ja, geliebter Sultan meines Herzens, er wird das Unglück meines Lebens machen. Eine geheime Ahndung hatte mich bisher bewahrt, darnach zu verlangen: du aber haſt beim erſten Anblick den Wunſch deſſelben in mir erzeugt. Ich ſchmachtete, deine ſchönen Augen zu küſſen, ich ſehnte mich, dich zu umarmen, mich nimmer von dir zu trennen. Die Roſen im Garten meines Lebens ſind noch nicht verwelkt; du geſteheſt es ſelbſt: warum denn, du Grauſamer, behandelſt du mich mit ſolcher Härte? Was werden meine Gefährtinnen ſagen? Wie werde ich vor ihnen erſcheinen können, wenn ſie die Schmach erfahren, womit du mich überhäufſt? Ich wäre glücklicher geweſen, wenn ich nicht gewählt worden," fügte ſie hinzu, in Thränen zerfließend.

„Tröſte dich, meine theure Muna," erwiederte Sahidé mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit, „ich kann mich noch nicht entſchließen, dich zu verlaßen; bekenne deinen Geſpielen, daß ich ſterblich in die Prinzeſſinn verliebt bin; deine Eitelkeit wird dadurch um ſo weniger gekränkt werden. Uebrigens verſpreche ich dir, Zärtlichkeit mit Zärtlichkeit zu vergelten, wenn du mir einen wichtigen Dienſt leiſten willſt."

„Was thäte ich nicht, um deine Gunſt zu verdienen?" antwortete ihr Muna mit Thränen der Zärtlichkeit.

„Du mußt,“ fuhr Sahidè fort, „die Beſchaffenheit des geheimnißvollen Korbes zu erforſchen ſuchen, und weshalb die Prinzeſſinn gezwungen ſcheint, alle, welche durch ihn hieher gebracht werden, ſo zu empfangen. Was ich hier geſehen habe; das wenige, was du mir davon erzählt haſt; das Geheimniß, welches man über die Berichte beobachtet, welche dem König in Gegenwart ſeines Reichsraths erſtattet werden; alles dieß ſcheint mir ſeltſame Dinge zu verhüllen. Du mußt mir morgen erzählen, was du entdeckt haſt, ich verſpreche dir, keine andre Sklavinn zu erwählen, alſo haben wir Zeit, wieder beiſammen zu ſein.“

„Wenn das ein Mittel iſt, dich für mich zu erweichen,“ erwiederte darauf die ſchöne Muna, „ſo ſei verſichert, daß ich alles aufbieten werde, um dir genügende Kunde zu bringen.“

Hierauf legte ſich Sahidè in die eine Ecke des Sophas zum Schlafe, und ſagte zu Muna, ſie ſollte ſich in die andere Ecke legen.

„Wie! ich ſoll nicht einmal an deiner Seite ſchlafen?“ rief Muna aus, von Schmerz durchdrungen.

„Nein,“ antwortete Sahidè, „es wird nicht anders; du mußt thun, was ich verlange.“

Muna war alſo genöthigt, zu gehorchen, aber ſie brachte die ganze Nacht in Thränen und Seufzer hin.

Als der Vogel mit den goldenen Fittigen in all ſeiner Herrlichkeit im Begriff war, aus ſeinem glückſeligen Neſte emporzuſteigen, entriß ſich Muna dieſem Orte, nicht ohne ihr Herz durch einen Kuß zu erleichtern, welchen ſie der ſchönen Sahidé gab, die ſich ſogar nur mit vieler Mühe ihren Umarmungen entwand. Indeß beſchwur Sahidé die Scheidende, ſich forgfältig nach den Dingen zu erkundigen, welche ſie wiſſen wollte, und vertröſtete ſie auf ihr Wiederſehen am Abend.

Muna entfernte ſich mit Mühe von dem Gegenſtand ihrer Liebe; und Sahidé, jetzt wieder allein, überließ ſich ungeſtört den Betrachtungen, welche alles, was ſie umgab und die Theilnahme an dem Schickſale ihres Bruders ihr erregte. Sie durchwanderte die beiden Gärten; ſie beſchaute das Gartenhaus mit dem Throne, in der Hoffnung, irgend etwas zu bemerken, das ihr dienlich ſein könnte. Aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich; das Thor, durch welches die Prinzeſſinn mit ihrem Hof in den Garten trat, war prächtig, mit Marmor bekleidet und mit Bronçe geziert; es war feſt verſchloſſen und gewährte nirgends eine Durchſicht. Mit der Beſchauung aller dieſer Gegenſtände und unter mancherlei Betrachtungen brachte Sahidé dieſen zweiten Tag zu.

Fünfhundert und fünf und achtzigſter Tag.

Als die Nacht gekommen war, erſchien die Prinzeſſinn, wie gewöhnlich, aber mit noch weniger Fröhlichkeit, als geſtern Abend. Sahidé eilte ihr entgegen, und bezeugte ihr um ſo mehr lebhaftere Freude, als ſie die Urſache ihres Kummers wußte. Die Prinzeſſinn gab ihr auf ihre ſchmeichelnden Reden zur Antwort:

„Wie denn, Fremdling, alſo erkennſt du meine Güte? Du ſcheinſt ſanftmüthig und höflich, du beſtrebſt dich, mir zu gefallen: indeſſen entſprechen deine Handlungen nicht deinem Anſcheine.“

„Worin kann dein Sklave dir misfallen haben?“ rief die ſchöne Sahidé aus, indem ſie ihr zu Füßen fiel.

„Du haſt meine Sklavinn mit Schmach überhäuft,“ erwiederte die Prinzeſſinn verdrießlich: „was kann der Grund einer ſolchen Kälte ſein?“

„Die Liebe, welche du mir eingeflößt haſt,“ antwortete Sahidé zärtlich: „ja, du ſchöner Mond der Welt, dieſe Liebe macht mein Herz zu allem andern unfähig; die ſchönſte der Huri's würde mir gegenwärtig gleichgültig ſein. Reiche mir deine ſchöne Hand, gewähre mir, durch einen Kuß darauf die Glut zu lindern, welche mich verzehrt; würdige einen Unglücklichen deines Mitleids, welchen deine Hartherzigkeit ins Grab bringen wird.“

Je mehr die Prinzeſſinn in Verlegenheit gerieth, je zufriedener wollte ſie mit ihrer Eroberung ſcheinen, und je mehr verdoppelte Sahidé ihre lebhaften Ausdrücke, ihre zärtlichen Betheuerungen, und Liebeswerbungen. Wenn die Liebe das Herz beherrſcht, kann es ſich da noch in Eroberungen gefallen? Die Prinzeſſinn gab alſo Sahidé ihre Hand, ſagte ihr ein zärtliches Wort, oder blickte ſie lieblich an: aber ihr Herz warf ihr ſogleich eine Handlung vor, welche ſie nicht einmal begangen hatte. Sie ſuchte Sahidé von ihrer Liebe abzulenken, indem ſie ſie auf eine Sklavinn aufmerkſam machte, bald um ihren Tanz und ihre Geſchicklichkeit, bald um ihre Geſtalt zu bewundern; dann pries ſie ihr wieder einen Geſang, oder die Verſe deſſelben an. Manchmal ging Sahidé aus Mitleid auf dieſe von der Liebe eingegebene Wendungen und Ausflüchte ein. Der Grund derſelben war ihr zu lieb, als daß ſie nicht dieſe Gefälligkeit gehabt hätte. Indeſſen, um ſich völlig von dem Glück ihres Bruders zu überzeugen, dankte ſie ihr bald für ihre Huld, bald legte ſie die gleichgültigſte Gebärde oder Rede zu ihren Gunſten aus; und dieſes Benehmen ſetzte die Prinzeſſinn in Verzweiflung, um ſo mehr, als Sahidé eben ſo vermieden hatte, ſich der Lockung des köſtlichen Weins hin zu geben, welchen man ihr unaufhörlich darbot. Die Prinzeſſinn hatte ihren Sklavinnen eingeſchärft, dieſes Mittel nicht zu vernachläßigen.

Als die Stunde der Trennung kam, bot die Prinzeſſinn, wie gewöhnlich, dem Gaſt wieder eine Sklavinn an; dieſer aber lehnte es ab, als eine Beleidigung. Die Prinzeſſinn ward darüber aufgebracht; ſie beſtand mit großer Heftigkeit auf das Geſetz, und Sahidé ſagte zu ihr:

„Sultaninn meines Herzens, weil du mich denn zwingſt, abermals eine deiner Sklavinnen zu wählen, ſo will ich gehorchen, obſchon ſie mir völlig unnütz iſt, und ich werde keine andre nehmen, als die ſchöne Muna.“

Die Prinzeſſinn entfernte ſich hierauf; aber ſie rief noch Muna zu ſich, und ſagte zu ihr, ohne daß es jemand hörte:

„Wenn du mich liebſt, meine liebe Muna, ſo biete alles auf, dieſem Fremdling zu gefallen; niemals haben wir einen überläſtigeren hier geſehen; du allein kannſt mein trauriges Leben retten, es ſteht in deiner Hand.“

Muna bedurfte zu dem Beſtreben, dem jungen Fremdlinge zu gefallen, nicht noch des Antriebes, daß ſie ihre Gebieterinn dadurch verpflichtete. Sie verſprach der Prinzeſſinn von ganzem Herzen, nichts zur Ausführung ihres Auftrags zu verſäumen.

Als Sahidé wieder mit Muna allein war, begann ſie:

„Nun, weißt du heute mehr, als geſtern?“

„Ach nein!“ antwortete ihr die zärtliche Sklavinn: „aber ich liebe dich, und ich habe nichts unterlaßen, dich zu befriedigen. Unter den Sklavinnen, die uns bedienen, befindet ſich eine, deren Alter ſo hoch, und deren Treue ſo bekannt iſt, daß man ihr manchmal erlaubt, aus unſerem Frauenpallaſt in die Stadt zu gehen; an dieſe habe ich mich gewandt, und ſie gebeten, ſich nach dem zu erkundigen, was du zu wiſſen wünſcheſt. Da ich ſah, daß ſie auch nur unvollkommen hievon unterrichtet war, ſo hat mich die Liebe zu dir, troz der Gefahr, welche wir beide bei ſolchen Nachforſchungen laufen, ſo beredt gemacht, und ich habe ſie durch kleine Geſchenke ſo zu gewinnen gewußt, daß ſie heute Nachmittag zu einer ihrer Freundinnen, einer Kaufmannsfrau, gegangen iſt, welche mit der verſtorbenen Königinn in einer Art von Vertraulichkeit lebte; und ſie hat mir verſprochen, dieſelbe zu bewegen, ihr alles zu ſagen, was ſie von dem weiß, ſo hier vorgeht. Das iſt alles, geliebter Fremdling, was ich zu deiner Befriedigung habe thun können.“

Sahidé bezeugte ihr ihre Erkenntlichkeit, und nöthigte ſie, ein Schmuckkäſtchen mit Diamanten anzunehmen, um, wie ſie ſagte, die alte Sklavinn und die Kaufmannsfrau damit zu belohnen.

„Behalt deine Diamanten,“ wiederholte die zärtliche Muna tauſendmal; „wenn ich ſie auch brauchen könnte, wögen ſie wohl einen Kuß auf, welchen nichts dich hindert mir zu geben? eine Liebkoſung, welche du mir gewähren, eine Zärtlichkeit, welche du mir beweiſen könnteſt? Warum willſt du die Verbindlichkeit verringern, welche du mir haben magſt? Aber du biſt nichts als ein Undankbarer. Rede, kann ich dir wohl mehr Liebe beweiſen? kann ich mich größeren Gefahren ausſetzen, um die Kälte und Undankbarkeit deines Herzens aufzuthauen?“

„Nichts kann meiner Erkenntlichkeit gleich kommen,“ antwortete ihr Sahidé: „aber du ſiehſt wohl ein, daß ich, indem ich mich über die Erſcheinungen hier aufklären will, mich nicht einer ſchleunigen Entfernung ausſetzen darf: demnach kann ich jetzo noch nicht deine Liebe erwiedern, weil ich über die Geheimniſſe des Korbes, der Prinzeſſinn und des Gartens noch keinesweges im Klaren bin: das iſt mein feſter Vorſatz. Folge mir alſo,“ fuhr ſie fort, „und laß uns dieſe Nacht, wie die geſtrige zubringen.“

Wie trübſelig dieſer Vorſchlag auch für die ſchöne Sklavinn ſein mochte, ſo gab ihr der entſchiedene Ton Sahidé's doch zu erkennen, daß ſie ſich bequemen müßte; und dieſe den Freuden beſtimmte und durch die völligſte Freiheit begünſtigte Zeit wurde abermals von ihr mit Thränen, Seufzen und Schluchzen hin gebracht. Als aber die Nacht abließ, die Welt in ihren Trauermantel zu hüllen, rief Sahidé, um ſie anzufeuern, daß ſie nichts verſäumte, ihr die verſprochenen Aufklärungen zu verſchaffen, ſie zu ſich heran und gab ihr einen herzlichen Kuß, deſſen ſich Muna nicht verſah, und der ſie auf den Gipfel der Freude erhub.

Fünfhundert und ſechs und achtzigſter Tag.

Sahidé brachte dieſen Tag in noch größerer Unruhe hin, als den geſtrigen; ſie ſah wohl ein, daß ſie durch alle ihre Bemühungen nicht verhindern konnte, daß entweder der verhängnisvolle Korb ſie am nächſten Tage wieder nach Medhuſchan entführen, oder, daß ihre Verkleidung entdeckt würde. Beides bekümmerte ſie auf gleiche Weiſe, weil es ſie in die Nothwendigkeit verſetzte, ſich zu entfernen, ohne daß ſie etwas Tröſtliches für ihren Bruder entdeckt hatte. Alles was ſie thun konnte, beſtand darin, ſich mit einer unbeſtimmten Hoffnung zu tröſten, und den Entſchluß zu faſſen, nach den Umſtänden alles zu benutzen, was ſie in der folgenden Nacht erfahren würde.

Endlich verſtattete die Sonne den Sternen zu leuchten, und die Prinzeſſinn erſchien, unruhiger und bekümmerter, als je zuvor. Sahidé ihrerſeits war auch nachdenklich, und ihr Abendeſſen war noch ernſthafter, als die beiden vorigen. Die ſchönen Jungfrauen blickten ſich unaufhörlich voll Verwunderung an; die völlige Stille, welche häufig eintrat, war gänzlich gegen den Gebrauch hier im Garten. Als die Prinzeſſinn ſolches Schweigen auch bemerkte, unterbrach ſie es plötzlich durch die erſte beßte Rede, welche nicht immer ihres treffenden Geiſtes würdig war.

Sahidé unterdeſſen, um die angefangene Rolle durchzuführen, ſagte zu ihr:

„Was iſt das, ſchöne Gebieterinn meines Willens? es ſcheint, du biſt heute zurückhaltender gegen mich, als an den vorigen Tagen. Warum trübſt du durch deine Unruhe mein Glück, die Königinn meiner Gedanken zu ſehen?“

„Was ſoll ich,“ erwiederte die Prinzeſſinn, „einem Menſchen ſagen, der vorgibt, mich zu lieben, und ſich meinen Sklaven nennt, und der gleichwohl nur mir zu misfallen trachtet?“

„Ich! ich trachte dir zu misfallen?“ rief Sahidé mit Lebhaftigkeit aus. „Ich, der ich willig mein Leben hingab, um dir einen Augenblick Vergnügen zu gewähren.“

„Das iſt eine gewöhnliche Rede,“ unterbrach ihn die Prinzeſſinn; du fühlſt wohl ſelber, daß ſie das Unrecht nicht wieder gut machen kann, welches dein Benehmen gegen meine Sklavinn bei mir verſchuldet hat. Mit Einem Worte,“ fuhr ſie fort, „wenn derjenige, der um meine Liebe wirbt, mir nicht gehorſam iſt, was darf ich erſt von ihm erwarten, wenn ich das Unglück hätte, ihn zum Manne zu haben? Sei alſo verſichert, daß ich lieber das Leben verlieren will, als mich einem Manne unterwerfen, über den ich ſo wenig vermag, und der meine Geſchenke verſchmäht.“

„Wie ungerecht biſt du doch!“ rief Sahidé aus.... —

„Glaube mir, deine Klagen ſind unnütz; ſie werden mich nicht überzeugen,“ fuhr die Prinzeſſinn aufgebracht fort: „wähle eine Sklavinn, und laß uns von einander ſcheiden; das iſt das beßte, was wir thun können.“

Sahidé bat ſie aber, ihr wieder ihre treue Muna zu laßen, und ſie wurde ihm bewilligt, trotz dem Erſtaunen, welches dieſe Beſtändigkeit den übrigen Jungfrauen erregte, und trotz der geringen Hoffnung, welche die Prinzeſſinn daraus ſchöpfte.

Als das Gartenthor wieder verſchloſſen war, beſeelte die beiden Zurückbleibenden ein gleicher Eifer, die eine, zu fragen, und die andre, darauf zu antworten.

„Schöner Fremdling,“ ſagte Muna zu ihm mit all der Lebhaftigkeit des Gefühls, welche die Zuverſicht hegt, daß es ihr gelungen iſt, „die Liebe hat mich alles entdecken laßen.“

„Ach! meine theure Muna, wie viel Dank bin ich dir ſchuldig!“ unterbrach ſie Sahidé.

Dieſe zärtlichen Worte belohnten der Sklavinn all ihre Mühe:

„Höre,“ begann ſie nun, „was die Alte mir wieder erzählt hat; und das iſt, meine ich, alles, was wir irgend davon erfahren können:

Geſchichte

Gülſums und des Königs der Geiſter.

Der König von Medhuſchan, Vater der Prinzeſſinn Suluſch und des Prinzen Badanaſer, der gegenwärtig König iſt, ſtarb vor etwa zehn Jahren, und die ſchöne Gülſum, ſeine Witwe, beherrſchte ſeitdem ſein Reich mit einem aus den Veſyren beſtehenden Rathe, welchen der König vor ſeinem Tode eingeſetzt hatte, weil ſeine Kinder noch zu jung waren, um einer ſo weiſen Vorſicht zu entrathen.

Gülſum war ſchön und noch jung; der Ruf ihrer Schönheit wurde bald noch durch die Weisheit ihrer Regierung, und durch die Sorgfalt, womit ſie ſich gänzlich der Erziehung ihrer Kinder widmete, vermehrt;

denn die Tugenden des Herzens erhöhen ſtäts die äußeren Reize.

So gelangte die Kunde von den Vollkommenheiten dieſer Königinn auch zu dem Könige der Geiſter; er zweifelte lange, ob ihre Lobpreiſungen nicht übertrieben wären. Um ſich ſelber davon zu überzeugen, erſchien er an ihrem Hofe, und die Bewunderung ihrer trefflichen Eigenſchaften verwandelte ſich bald in die unbändigſte Leidenſchaft; aber je ſtärker dieſe ward, deſto unglücklicher machte ſie ihn. Die Königinn hatte ihrem Gemahl ewige Treue gelobt; und der König der Geiſter konnte für die Dienſtleiſtungen, zu welchen er ſich unabläßig erbot, und für alle die Aufmerkſamkeiten, womit er ſie gewiſſermaßen ſtäts überhäufte, nichts weiter erlangen, als Aeußerungen der Erkenntlichkeit. Die Erkenntlichkeit allein aber iſt für einen Liebenden nur Verſchmähung; und ſo verwandelte ſich die Liebe dieſes furchtbaren Königs bald in Wuth. Er ſann lange nach, was er thun ſollte, um ſich für die Gleichgültigkeit der Königinn zu rächen, und beſchloß endlich, ſie auf eine empfindliche Weiſe zu beſtrafen; ohne daß es jedoch ſie ſelbſt träfe. Die weiſe und durchaus tugendhafte Königinn hatte alle ihre Sorgfalt darauf gewendet, auch ihre Tochter, die Prinzeſſinn Suluſch, zu allen Tugenden zu erziehen, welche ſie ſelber übte; und weil der Geiſterkönig nicht die dem zarten Gemüthe tief eingeprägten Lehren derſelben austilgen konnte, ſo beſchloß er, ſie wenigſtens des äußern Anſcheins der Tugend zu berauben, und dadurch die zärtliche und tugendhafte Mutter zu betrüben.

Fünfhundert und ſieben und achtzigſter Tag.

Zur Ausführung dieſes Vorhabens ſtiftete er die Mitglieder des Reichsrathes auf, ſie ſollten es nimmer zugeben, daß das Reich Medhuſchan getheilt würde; was die Königinn durch Vermählung der Prinzeſſinn Suluſch unfehlbar beabſichtige:

„Weil es aber keine richtige Staatskunſt iſt," fügte er hinzu, „die Vorrechte und Gebräuche eines Landes auf einmal zu beſchränken, ſo muß man mit der Vermählung der Prinzeſſinn ſo große Schwierigkeiten verknüpfen, und ihrer Lebensweiſe einen ſo abſchreckenden Anſchein geben, daß Suluſch niemals einen Prinzen findet, der ſie heirathen möchte. Und wenn ſie etwa eine Mißheirath eingeht, ſo kann der Reichsrath ſich mit vollem Rechte widerſetzen, ihr die Hälfte des Reichs mitzugeben." Weil er indeſſen einſah, daß es ungerecht ſein würde, einer jungen Prinzeſſinn, die nichts verbrochen hatte, ein beklagenswerthes und trauriges Leben zu bereiten, ſo, fuhr er fort, glaube er, ein Mittel gefunden zu haben, allen dieſen Uebelſtänden abzuhelfen.

Der Reichsrath dankte ihm für dieſe freundliche Theilnahme an der Größe und Erhaltung des Staats, und bat ihn, ſeinen ganzen Entwurf darzulegen, welchen er auszuführen entſchloſſen wäre.

Hierauf machte der Geiſterkönig den Vorſchlag, in einem wonniglichen Garten, welchen er ſelber hervorzubringen übernahm, Luſtbarkeiten aller Art, Tänze, Feſte und ſchöne Sklavinnen zu verſammeln; und zum Troſte der Prinzeſſinn und ihres Hofes, verſprach er, daß ſie, ſo lange ſie dieſen Zauber-Garten bewohnten, nimmer eine Spur der Jahre gewahren, ſondern dieſelbe Friſche, Jugend und Schönheit behalten ſollten, wie ſie im Augenblick der Errichtung des Gartens gehabt hatten.

„Das iſt noch nicht alles,“ fuhr er fort: „die Fremdlinge ſollen nur durch einen Korb hieher und wieder weg gebracht werden. Dieſer Korb ſoll nur diejenigen aufnehmen, die ſich freiwillig dazu entſchloſſen haben, und niemals mehr als einen; und wer einmal wieder ſo hinweg getragen worden, dem iſt jeder andere Rückweg dorthin durchaus unzugänglich.“ Um indeſſen die Mitglieder des Reichsraths noch völlig zu beruhigen, verſprach der Geiſterkönig, daß alle, die den Reizen der Sklavinnen oder den köſtlichen Weinen erlägen, ſofort durch den Korb wieder weg gebracht, jedoch nicht ſo ſtrenge behandelt werden ſollten, als diejenigen, welche die Ehrfurcht gegen die Prinzeſſinn aus den Augen ſetzten.“

Muna hütete ſich wohl, ihres eigenen Vortheils wegen, Sahidé auch zu ſagen, daß derjenige, der ſo enthaltſam wäre, drei Tage hindurch den Lockungen des Gartens zu widerſtehen, ſich das Recht erwürbe, die Prinzeſſinn Suluſch zu heirathen.

„Dieſe Vorſchläge wurden angenommen; der Geiſterkönig hatte hier bald alles ſo eingerichtet, wie es deinen Augen erſchienen iſt, und um die Fremden herbei zu ziehen, ließ er in der Stadt Medhuſchan ausrufen, daß, wer Wunder ſchauen und überſchwängliche Freuden ſchmecken wollte, ſich in den Korb ſetzen ſollte. Eine ſolche Verheißung hatte bald von allen Seiten Neugierige herbei gelockt, deren Menge ſchwerlich zu zählen ſein möchte. Der Geiſterkönig führte alſo, mit Zuſtimmung des Reichsrathes, ſeinen Entwurf aus; Suluſch wurde den Armen ihrer zärtlichen Mutter entriſſen, und den Freuden des Gartens überliefert; und Gülſum war von tiefem Schmerz durchdrungen, als ſie die näheren Umſtände von den nächtlichen Feſten ihrer Tochter vernahm. Der Geiſterkönig entfernte ſich, um den Vorwürfen zu entweichen, womit ſie ihn überhäufen wollte; ſie bezeigte den Mitgliedern des Reichsrathes ihren Unwillen: dieſe aber entſchuldigten ſich mit der Wohlfahrt des Staats; und als die edle Königinn ſah, daß ihr Unglück nicht abzuwenden war, ſo konnte ſie es nicht überleben, und ſtarb, nachdem ſie eine zeitlang hin geſchmachtet war.

Der König Badanaſer hat bei ſeiner Thronbeſteigung ein ſeinem Vortheile zuſagendes Geſetz beſtätigt, und beobachtet es genau; und dieß gebietet den Sklavinnen, jeden Morgen vor ihm zu erſcheinen und ihm von dem Betragen des Fremdlings, der ſie gewählt hat, Bericht abzuſtatten.

Beſchluß

der

Geſchichte von dem Korbe.

Das iſt alles, Herr," fügte die zärtliche Muna hinzu, „was ich habe entdecken können. Wie leicht kannſt du mich der Gefahren vergeſſen machen, welchen meine Nachforſchungen mich ausſetzen! halte mir nun dein gegebenes Wort, mache mich glücklich!"

„Ich wünſchte, es zu können," erwiederte Sahidé freundlich.

„Wer verhindert dich daran, Grauſamer?" fuhr die Sklavinn fort. „Sprich mir nicht mehr von der Liebe, welche du für die Prinzeſſinn empfindeſt; bedenke, daß du ſie nie wiederſehen wirſt. Das Herzeleid, welches ihre Abweſenheit dir erregen wird, verheißt mir eine Rache, welche, leider! mich nicht befriedigen kann; ich ſehe, daß du in dein Verderben renneſt; ich bin zum voraus darüber bekümmert, ich, die gern ihr Blut für dein Glück hin gäbe."

„Aber,“ erwiederte ihr Sahidé, „welche Gewißheit kannſt du mir über die Wahrheit deiner Erzählung geben? Du haſt Verſtand; wer verbürgt mir, daß du ſie nicht erfunden haſt, um Erkenntlichkeit von mir zu fordern?“

„Vollende, Grauſamer, vollende, meine Schmach!“ unterbrach ſie die Sklavinn, indem ſie einen Strom von Thränen vergoß; lege mir Geiſtesgaben bei, um mir Laſter anzudichten. Die wahre Liebe iſt unfähig zu lügen; du kennſt ſie nicht; du liebſt nur, mir wehe zu thun: aber ich weiß, mich zu rächen! — Wie unglücklich bin ich!“ rief ſie dann wieder aus: „vergeblich alſo, du Treuloſer, habe ich, um dich zu befriedigen, ein Geheimnis erforſcht, welches ich nicht hätte durchdringen ſollen; vergeblich habe ich es dir verrathen; ich ſehe wohl, du wirſt die Treuloſigkeit ſo weit treiben und der Prinzeſſinn entdecken, was ich dir anvertrauet habe, und ohne Bedauern wirſt du ein Mädchen ſterben ſehen, welche dich anbetet. Aber ich will dich ſchon verhindern, ſie wieder zu ſehen. Ich hoffte, du würdeſt mir wenigſtens die letzten Augenblicke deines Bleibens in dieſem Garten ſchenken, welcher fortan nur ein Ort des Abſcheus für mich ſein wird. Liebſt du die Prinzeſſinn, ſo ſoll ein Wort, das ich dir ſagen will, dich eben ſo unglücklich machen, wie mich; die Liebe hatte mich verleitet, dir ein Geheimnis davon zu machen. Wiſſe denn, daß morgen die Prinzeſſinn dein iſt, wenn du ſie heirathen willſt, und wenn ich dir Gerechtigkeit will widerfahren laßen: aber eher, als ich das Glück meiner Nebenbuhlerinn zugebe, will ich meineidig werden. (Wozu iſt die überſchwängliche Liebe nicht fähig!) Ich will vor dem ganzen Hofe erklären, daß du dieſe Nacht erlegen biſt; du wirſt ſo das Glück einbüßen, dem du mich aufopfern willſt; und ich werde der Prinzeſſinn einen Dienſt leiſten, indem ſie mehr als den Tod fürchtet, dich zu heirathen. Kurz, was es mich auch koſten mag, du ſollſt nicht über mein Unglück frohlocken; trotz deiner Kälte, will ich mit Freuden verſichern, daß du mir haſt Gerechtigkeit widerfahren laßen, und du wirſt in dem Korbe heim kehren, um dich der Trauer und der Sehnſucht hinzugeben."

Fünfhundert und acht und achtzigſter Tag.

Sahidé gerieth durch dieſe Drohungen in große Verlegenheit; es war nicht leicht für ſie, hier einen Entſchluß zu faßen. Was ſollte aus ihr werden, wenn ſie genöthigt würde, die Prinzeſſinn zu heirathen? Die geringe Hoffnung, ihrem Bruder nützlich zu werden, und die Furcht, nutzlos für ihn zu ſterben, ließ ſie demnach die Rache, welche Muna im Sinne hatte, als das einzige Mittel betrachten, welches ſie aus der

Verlegenheit ziehen könnte, indem es ſie wieder in dem Korbe heim ſendete.

„Beſinnſt du dich zu meinen Gunſten?“ fragte Muna, die ihre innere Bewegung gewahrt hatte.

„Nein,“ antwortete ihr Sahidé, „keine deiner Drohungen hat mich geſchreckt; laß uns zu Ruhe gehen. Du magſt thun, was dich gut dünkt,“ ſetzte ſie mit Stolz hinzu; „ich fürchte dich nicht.“

Muna, betroffen über eine ſolche Standhaftigkeit in ihrer Verſchmähung, und noch mehr betrübt durch dieſe letzten Worte, welche zugleich ihre Eigenliebe beleidigten, faßte den Entſchluß, ihr zu gehorchen, trotz der Wuth, welche ſie im Herzen trug, und drückte ſich in die äußerſte Ecke des Sopha's, beunruhigt von tauſend ſich durchdringenden Gedanken.

Sahidé war nicht minder von mancherlei Gedanken beſtürmt. Indeſſen gewährten ihr die Müdigkeit und das Bedürfnis, welche ſich einem von Leidenſchaften freien Herzen leicht fühlbar machen, ſich dem Schlafe hinzugeben. Muna dagegen, die nicht ſchlief, und ſie ſtäts beobachtete, konnte dieſen Schlaf nur als den letzten Beweis der Verſchmähung anſehen; es fehlte wenig, ſo hätte ſie die unglückliche Prinzeſſinn ihrer Rache aufgeopfert, mit dem Vorſatze, ſie ſelber nicht zu überleben; zwanzigmal ſtand ſie ſchon im Begriff es zu thun; zwanzigmal betrachtete ſie ihren Dolch: aber endlich, als ſie den Tag anbrechen ſah, wollte ſie denjenigen wenigſtens noch mit den Augen verſchlingen, von dem ſie ſich jetzo für immer trennen ſollte. Sie ſtand auf, und näherte ſich; ſie betrachtet ihn mit Entzücken, ſie will ihm wenigſtens noch einen Kuß geben; ſie ſucht emſig nach irgend einer Kleinigkeit, die dem Geliebten angehört, um daraus ihren größten Schatz, ihren Troſt in der Trennung zu machen: da gehen ihr, bei der Verwirrung des Schlafs, endlich die Augen auf, und Sahidé ſcheint ihr ein Weib; je mehr ſie es unterſucht, je mehr überzeugt ſie ſich davon; kaum trauet ſie ihren Augen: ſie kann aber nicht mehr daran zweifeln, ein bewundernswürdiger halb entblößter Buſen iſt ihr geringſtes Kennzeichen. Plötzlich ſinkt ihr die Zauberbinde der Leidenſchaft von den Augen; ihre Begierden erlöſchen, ihre Unſchuld kehrt zurück, kurz, es war auf einmal eine ganz andere Muna. Ihre durch die erfahrene Behandlung nun nicht mehr beleidigte Eitelkeit, führte die Gerechtigkeit in ihr Herz zurück, und ſtellte ihr ihre Pflicht im ganzen Umfange vor Augen. Sie ging leiſe weg, und ließ die Prinzeſſinn aufwecken, um ihr ihre Entdeckung mit zu theilen.

Suluſch, — ſtäts erfüllt von ihrer Leidenſchaft für den Fremdling, überdrüßig der Prüfungen, wozu ihre unglückliche Lage ſie nöthigte, und welche ihre Liebe zu dem Könige Kemſerai ihr noch unerträglicher machte, überdieß befürchtend, einſt gezwungen zu ſein, einem der Fremdlinge ihre Hand zu reichen, welche der Korb ihr unaufhörlich zuführte, — wurde von Muna's Entdeckung entzückt, und entſchloß ſich auf der Stelle, den Fremdling zu heirathen, der allem Anſcheine nach nimmer wagen würde, ſein Geſchlecht zu entdecken, welches zu verbergen er eben ſo viel Urſache hätte, als ſie. Dieſes Vorhaben entſprach völlig den Gefühlen ihres Herzens, und gab ihr einen gültigen Vorwand, eine Lebensweiſe zu verlaßen, welche ſie nicht länger ertragen konnte. Sie verſprach alſo Muna, ihr die Freiheit zu ſchenken, und ihr Glück zu machen, wenn ſie nicht ausſagte, was ſie von dem Fremdling entdeckt hatte, ſondern ſich begnügte zu bekennen, daß er auch dieſe dritte Nacht der Verſuchung nicht erlegen wäre.

Muna gehorchte ihr; und als ſie vor dem Könige Badanaſer und dem Reichsrathe ihre Erklärung, dem Willen der Prinzeſſinn gemäß, abgelegt hatte, ſprach der König:

„So laßt uns denn den ſo lange erwarteten Gemahl der Prinzeſſinn, den enthaltſamſten der Männer, in Augenſchein nehmen.“

Alsbald befahl er zween Veſyren, hin zu gehen und im Gefolge aller Beamten der Krone und ſeines Hauſes in dem Zaubergarten den Fremdling auf zu ſuchen, der die Prinzeſſinn ſeine Schweſter heirathen ſollte.

Sein Befehl wurde vollzogen, und die Veſyre fanden die Prinzeſſinn noch feſt im Schlafe. Alle ſtellten ſich in tiefer Stille, mit allen Zeichen ihrer Würde, um ſie her, blieben ſo mit niedergeſchlagenen Augen ſtehen, und wagten nicht, denjenigen anzublicken, der ihres Königs Schwager werden ſollte.

Unterdeſſen erwachte Sahidé, und gerieth in das höchſte Erſtaunen, als ſie ſich von einem ſo glänzenden Hofſtaat in ehrfurchtsvollem Schweigen umgeben ſah, während ſie ſchon erwartete, ſich in dem verhängnisvollen Korbe zu befinden.

„Wo bin ich?“ wiederholte ſie mehrmals.

Der Groß-Veſyr, der ſich vor ihr niedergeworfen hatte, antwortete auf ihre Frage nur durch Ehrfurchtsbezeigungen und durch die Bitte, daß ſie geruhete, ihm zu folgen.

Sahidé gab ſeiner Aufforderung nach; nichts was ſie hier ſah, durfte ſie beunruhigen: ſie folgte alſo dieſem prächtigen Hofſtaate, und gelangte bald in den Palaſt des Königs, der ſie auf ſeinem Throne, ſeine Schweſter Suluſch zur Seite, empfing, und zu ihr ſprach:

„Komm, Fremdling, deſſen Treue und Enthaltſamkeit belohnt zu werden verdienen; nenne uns wenigſtens deinen Namen, dein Vaterland und dein Gewerde; deinem Schwager darf deine Geſchichte nicht unbekannt bleiben: gib uns vor allen eine nähere Kunde von deinen Reichen und weitläuftigen Staaten.“

Sahidé, die an den ſpöttiſchen Ton, deſſen man ſich gegen ſie bediente, nicht gewöhnt war, warf ſich dem Könige zu Füßen, und ſprach:

„Euer Majeſtät verzeihe den Antrieben, welche mich hieher geführt haben; ich bin zu aufrichtig, um länger darüber zu täuſchen.“

Fünfhundert und neun und achtzigſter Tag.

Suluſch, die befürchtete, daß ſie ein Geheimnis entdecken würde, auf welches ſie ihre Ruhe gründete, wollte ſie unterbrechen; aber Sahidé wollte der Prinzeſſinn wenigſtens den traurigen Zuſtand zu erkennen geben, in welchen ihre Liebe ihren Bruder verſetzt hatte, und fuhr fort mit den Worten:

„Herr, Kemſerai....“

Bei dieſen Worten erröthete Suluſch; Sahidé that, als bemerkte ſie es nicht, und fuhr fort:

„Mein Bruder iſt ein junger, unglücklicher König, der aus Liebe zu der Prinzeſſinn Suluſch ſtirbt; er hat den Lockungen nicht widerſtehen können, welche in deinen Staaten den Fremdlingen bereitet ſind, und der Korb, der ihn wieder von hinnen führte, hat ihn zum unglücklichſten der Menſchen gemacht. Ich liebe ihn ſo zärtlich, daß ich ihn nicht wollte hinſchmachten laßen, ohne zu verſuchen, ob ich ihm keinen Troſt gewähren könnte. Ich habe alſo, wie du ſiehſt, dieſe Verkleidung angenommen, mich allen Zufällen einer ſo weiten Reiſe ausgeſetzt, und das Abenteuer mit dem Korbe gewagt.“

„Wie! du biſt alſo kein Mann?“ rief der König aus.

„Nein, Herr; ich heiße Sahidé,“ antwortete ſie ihm, indem ſie ſich das Geſicht mit einer Feuchtigkeit abwiſchte, welche ſie zu dieſem Zwecke mit genommen hatte; zugleich nahm ſie den Turban ab, der die ſchönſten Locken von der Welt hinab wallen ließ, und erſchien ſo ſchön, daß der König Badanaſer davon ganz entzückt wurde und zum erſtenmal in ſeinem Leben Liebe empfand. Es fehlte nicht viel, ſo wäre er ihr zu Füßen gefallen. Indeſſen wollte er ſich doch nicht auf einmal ſo verſchieden von ſeinem bisherigen Betragen zeigen, und erröthete noch über ein ihm unbekanntes Gefühl; er ſprach alſo mit einer erzwungenen Würde:

„Der Betrug, welchen du, Sahidé, uns geſpielt haſt, verdiente den Tod; ja wer weiß, ob du uns gar die Wahrheit ſagſt in Betreff deiner erlauchten Geburt: aber ich verzeihe deinen Reizen. Lebe hier bei Suluſch, ohne Hoffnung, jemals deinen Bruder wieder zu ſehen, noch in deine Staaten heim zu kehren. Du aber, meine Schweſter, fahre fort, dir einen Gemahl zu ſuchen; Sahidé entſpricht dem Geſetze nicht.“

Die beiden Prinzeſſinnen entfernten ſich; und Suluſch, die ungeachtet der Uebereinſtimmung des Namens, ſich doch nicht zu ſchmeicheln wagte, daß der, den ſie liebte, derſelbe wäre, von welchem Sahidé geſprochen hatte, that deshalb ſo viele Fragen an ſie, und Sahidé erinnerte ſie an ſo viele einzelne Umſtände, daß Suluſch, voll Entzücken, von demjenigen geliebt zu werden, den ſie anbetete, den Entſchluß faßte, ſich lieber allem auszuſetzen, als in den Garten des Geiſterkönigs zurück zu kehren.

Badanaſer ſäumte nicht lange, diejenige zu beſuchen, nach der er ſeufzte. Er wollte ihr ſeine Liebe erklären; aber ſie, obſchon ſie ihn ſehr liebenswürdig fand, behandelte ihn mit großer Strenge. Der Fürſt beklagte ſich darüber, und Sahidé erwiederte ihm, wenn er ihr gefallen wollte, ſo würde ſie auf die Prinzeſſinn Suluſch die Anſprüche geltend machen, wozu die von dem Geiſterkönige eingeführten und durch den Reichsrath gebilligten Geſetze ſie hinlänglich berechtigten. Badanaſer machte einige Schwierigkeiten, jedoch ſagte er ihr zuletzt:

„Ich willige in alles, was du verlangſt, ſo fern es von mir abhängt, und ich habe fortan keinen andern Willen, als den deinigen.“

„So verbiete ich,“ fuhr ſie fort, „von dieſem Augenblick an die nächtlichen Feſte in dem Garten, und will nicht, daß der Korb noch fürder Fremdlinge herbei hole.“

„Ich muß dich erinnern,“ erwiederte der König, „daß alles, was du verbieteſt, den Geiſterkönig angeht; du magſt ſelber mit ihm ſprechen,“ fügte er hinzu, „ich kann ihn leicht herbei rufen: alles was ich in dieſer Sache thun kann, beſteht darin, daß ich meine Bitten mit den deinigen vereinige. — Aber meine Schweſter,“ fuhr er fort, „ſoll ſie ſich denn nie vermählen?“

„Warum denn nicht?“ verſetzte Sahidé.

„Das Geſetz gebietet mir,“ unterbrach ſie der König, „den vom Schickſale für meine Schweſter beſtimmten Gemahl in den von dem Geiſterkönig eingerichteten Gärten prüfen zu laßen.“

„Jeder Eid, der ein unmögliches Ding zum Gegenſtande hat, iſt nichtig,“ antwortete ihm Sahidé mit einem Ausdruck von Hoheit, welche den König ganz in Erſtaunen ſetzte. „Ich will einen viel einfachern Eid ablegen, und einen den ich gewiſſenhaft halten will,“ fuhr ſie fort. „Du liebſt mich, Herr?“ ſagte ſie mit Beſcheidenheit. „Wohlan, ich gelobe, mich mit dir zu vermählen, wenn du dich aus Liebe zu mir drei Tage lang einer Sache enthalten kannſt, zu deren Genuß dich Bedürfnis und Vergnügen gemeinſam antreiben."

„Ich gehe es ein," erwiederte Badanaſer; „was iſt es, deſſen ich mich enthalten ſoll? Es gibt nichts, ſo ich nicht im Stande wäre zu thun, um dir zu beweiſen, wie ſehr ich dich liebe."

„Ich kenne dich noch nicht genug," fuhr ſie fort, um beſtimmte Opfer von dir zu verlangen: aber wenn du mich wahrhaft liebſt, ſo könnteſt du dich ohne Zweifel einer Sache enthalten, welche ich dir nennen würde; indeſſen verlange ich jetzo keinen andern Richter, als dich ſelber, und ich berufe mich deshalb lediglich auf deine Redlichkeit."

Fünfhundert und neunzigſter Tag.

Badanaſer verließ ſie, um mit ſeinem Miniſter Rückſprache zu nehmen, und irgend eine auffallende Enthaltſamkeit zu erſinnen. Er hatte von den Prinzeſſinnen bis zum folgenden Abend Abſchied genommen, weil er auf die Jagd gehen wollte. Nachdem er ſich lange bedacht hatte, glaubte er gefunden zu haben, was er ſuchte:

„Du weißt es, Veſyr, ich liebe nur die Tigerjagd: nun will ich auf die Gaſellenjagd gehen, welche ich nicht leiden kann; das iſt ein Opfer, welches ich der ſchönen Sahidés bringe; es iſt eine Enthaltſamkeit, die ich mir auferlege; wir wollen ſehen, was ſie dazu ſagen wird. Nein, und wenn hundert Tieger morgen bei mir vorbei kämen, ich würde nicht einen davon tödten, darauf ſchwöre ich; das iſt ein Vorſatz, der ſie ſo wohl von meiner Liebe, als von der Kraft einer Verſuchung zu widerſtehen, überzeugen wird."

Während der König dieſe Anſtalten machte, fanden die Prinzeſſinnen Mittel, jemand zu gewinnen, der den König auf die Jagd begleitete, und ihre Aufträge ausrichten ſollte; ihr beider Vortheil war zu innig verflochten, als daß ſie nicht gemeinſchaftliche Sache ſollten gemacht haben. Sahidé war einen Theil der Nacht hindurch beſchäftigt, dasjenige vorzubereiten, was jener Vertraute, der des Landes vollkommen kundig war, ihr verſprach, den König antreffen zu laßen. Hierauf legten ſich die Prinzeſſinnen zur Ruhe, und erwarteten die Rückkehr Badanaſers.

Frohlockend kam er heim, und ſagte zu der Schweſter Kemßerai's:

„Du behaupteſt alſo, ſchöne Sahidé, daß man nicht enthaltſam ſein kann? Wahrlich, heute habe ich's bewieſen, ich habe mich, dir zu gefallen, auf eine der langweiligſten Jagden beſchränkt. Ich meine, man ſoll mich ſobald nicht wieder dabei betreffen."

„Du biſt alſo mit dir ſelber zufrieden?" verſetzte Sahidé: „laß doch ſehen, was du vollbracht haſt?"

„Ich habe Gaſellen gejagt," antwortete er mit Zuverſicht. —

„In welche Gegend hat die Jagd dich geführt?" —

„In den Palmenwald," antwortete er. „Aber, beiläufig geſagt, du weißt wohl nicht, was ich dort angetroffen habe: köſtlichen Scherbet, mit Schnee umgeben, in Gefäßen, welche die reizendſte Erſcheinung in dieſer Gegend bildeten. Du ſollſt ſelber die Köſtlichkeit dieſes Getränks ſchmecken," fügte er hinzu, „ich habe befohlen, etwas davon mit zu nehmen."

„Du haſt alſo davon genoſſen?" unterbrach ihn die Prinzeſſinn.

„Ohne Zweifel," antwortete der König. „Meine Begleiter haben mir zwar vorgeſtellt, daß ich nicht von einem Getränke genießen ſollte, deſſen Zubereitung man nicht geſehen hätte: aber es war heiß, der Scherbet ſchien ſo kühl, und er wurde mir auf eine ſo einladende Weiſe dar geboten, daß ich alle ihre Einwendungen verlachte. Ich habe mich wohl dabei befunden; niemals hat man mir etwas ſo Köſtliches vorgeſetzt, noch etwas, das mir ſo viel Genuß gewährt hätte." —

„Dieſes Bekenntnis genügt mir, mein Fürſt," und du haſt dein mir gegebenes Wort gelöſet."

„Was willſt du damit ſagen?" fragte der König lebhaft, obwohl ein wenig betroffen: „es war heiß, und ich habe getrunken; iſt es eine Sünde, zu trinken, wenn man Durſt hat?“

„Damit iſt dein Urtheil geſprochen,“ erwiederte Sahidé, beſcheiden die Augen nieder ſenkend; „entſcheide du ſelbſt. Du kannſt dich nicht entſchuldigen; daß du nicht genugſam gewarnt worden vor der unſchuldigen Schlinge, welche man dir gelegt hat, und in welche du gefallen biſt, ungeachtet aller der Gründe, welche dich davon hätten zurück halten ſollen. Uebrigens bin ich es, die den Scherbet bereitet hat, welchen du angetroffen, und es freuet mich, daß er dir ſo gut geſchmeckt hat.“

Als die Verwirrung des Königs ſich etwas gelegt hatte, empfand er nur noch die geiſtige Anmuth und die reizende Geſtalt der ſchönen Sahidé, ſank ihr zu Füßen, und ſagte zu ihr:

„Ich bin überwunden: aber wie gern ich auch deinen Willen thun wollte, ſo vermag ich doch nichts von dem, was du verlangſt, ohne den König der Geiſter; ſeine Erlaubnis iſt durchaus erforderlich; du ſiehſt wohl ein,“ fuhr er fort, „daß der Reichsrath nichts aufzuheben wagen darf, was nur auf ſeinen Antrag feſtgeſetzt iſt. Indeſſen will ich nichts verſäumen, zu bewirken, was die ſchöne Sahidé begehrt. Ich kann den Geiſterkönig auffordern, hieher zu kommen; in einigen Augenblicken könnet ihr beide ſelber mit ihm reden,“ ſetzte er hinzu.

Die Prinzeſſinnen willigten mit Freuden ein; und auf der Stelle ſchrieb Badanaſer den Namen des Königs der Geiſter und den ſeinigen auf einige Blätter des ſchönſten gemalten und vergoldeten Papiers, ſo nur in ſeinem Palaſte zu finden war. Er verbrannte ſie in einem Feuer von Aloë- und Sandelholz, und alsbald erſchien der Geiſt.

Fünfhundert und ein und neunzigſter Tag.

Die Prinzeſſinnen ſtellten ihm die Lage ihrer Herzen und die Quaal vor, worin die Grauſamkeit ſeines Befehls ſie verſetzte. Sahidé gab ihm ſogar auf eine feine Weiſe zu verſtehen, daß er bei dieſer Angelegenheit der üblen Laune freien Spielraum gegeben habe.

Er geſtand, daß er ſich ſelber mehr als einmal die Härte ſeines Benehmens vorgeworfen habe: „aber, ſchöne Suluſch,“ fügte er hinzu, „wenn ich nun die Bezauberung des Korbes auflöſe, bedenkſt du nicht, daß die ſeitdem verfloſſenen Jahre alle ihre Rechte an eurer Jugend und Anmuth werden geltend machen?“

„Ja, Herr, ich denke wohl daran, und unterwerfe mich dem. So lange ich noch gefalle, werde ich das allgemeine Loos nicht gewahren: und wenn ich aufhöre zu gefallen, wird es mir dann nicht gleichgültig ſein?“

Der Geiſterkönig, ſelber gerührt durch dieſen Beweis der Liebe, machte ſich anheiſchig, zur Vergütung des von ihm geſtifteten Unheils, in jedem, der ſich rühmen könnte, die geringſte Gunſtbezeugung der Prinzeſſinn empfangen zu haben, das Andenken an dieſes Abenteuer zu vertilgen, ſie die Trauer ablegen zu laßen, kurz, gar keine andere Erinnerung an dieſe Ereigniſſe übrig zu laßen, als die allgemeinen Vorſtellungen von Wonne und Luſt.

„Das iſt noch nicht alles,“ fuhr er fort: „der Korb ſoll nur noch einmal ſeinen Dienſt thun.“ Als er aber ſah, welche Furcht dieſer verhängnisvolle Korb der Prinzeſſinn erregte, ſetzte er raſch hinzu: „Ich werde ihm nämlich Befehl geben, den König Kemßerai herbei zu bringen. Biſt du es nicht zufrieden, ſchöne Sahidé? Und du, ſchöne Suluſch, willſt du mich daran verhindern? fragte er lächelnd.“

Die Freude der einen und das Stillſchweigen der andern zeigten ihm, daß dieſes Erbieten ihnen unendlich angenehm war.

Während ſo die Hoffnung eben ſo die Herzen der Prinzeſſinnen, als das Herz des Königs Badanaſer beſeelte, und der Geiſterkönig das Vergnügen genoß, die Beſeligung der Liebe zu ſehen, welche im Begriff ſteht, glücklich zu werden, machte ſich der Korb auf die Fahrt, und befand ſich bald in dem Zimmer des Königs Kemßerai. In dieſem Fürſten war kaum noch ein

Hauch des Lebens: aber der Anblick des Korbes belebte alle ſeine Hoffnungen, und verlieh ihm die Kraft, ſich ohne Hülfe hinein zu ſetzen. Sogleich flog der Korb mit ſeiner gewöhnlichen reißenden Schnelligkeit dahin, und brachte ihn in den Saal des Palaſtes, wo der König Badanaſer, die Prinzeſſinnen und der Geiſterkönig ihn erwarteten.

Bei dem Anblicke der geliebten Suluſch ſank Kemßerai in Ohnmacht. Der Geiſterkönig flößte ihm ſogleich einen Trank ein, ohne welchen er rettungslos wäre verloren geweſen: augenblicklich gab ihm derſelbe ſeine volle Geſundheit wieder. Die Liebe und die Prinzeſſinn Suluſch hätten ohne Zweifel auch dieſes Wunder bewirkt: aber ſie hätten länger damit zu thun gehabt.

Der Geiſterkönig vollzog ſelber die Vermählungsfeierlichkeit dieſer vier Geliebten; und da er ihnen bei ſo bewandten Umſtänden nicht weiter nöthig war, flog er hinweg, um ſie der Liebe zu überlaßen, welche, nach ihrem Gefallen und ohne alle Beſorgnis, ihre Gewalt über ſie ausübte.“

Als Morabbak dieſe Geſchichte beendigt hatte, ſagte der Sultan, der ſtäts ſehr munter geſchienen, obgleich er an einigen Stellen wohl hätte einſchlafen können:

„Ich bin ziemlich zufrieden mit deiner Erzählung; ſie hat mich zwar nicht eingeſchläfert, aber ſie hat mich vergnügt; und ich glaube, daß das Vergnügen ein noch beſſeres Mittel gegen mein Uebel iſt, als der Schlaf. Ich muß dir indeſſen ſagen, daß es ein großes Glück war, daß Kemßerai eine Schweſter hatte; und daß die Prinzeſſinn Gefahr lief, Jungfrau zu bleiben, wenn ſie nur einen Mann hätte heirathen ſollen, der gegen die Verſuchung unempfindlich geweſen wäre. Ich zweifle ſogar, daß ein Mann, der ſich dermaßen hätte beherrſchen können, jemals ein guter Ehemann geworden wäre.“

Nachdem Hübbſchabſch der ſchönen Morabbak einen Wink gegeben, ſich zu entfernen, und befohlen hatte, morgen wieder zu kommen, gehorchte ſie, und erzählte ihm die folgende Geſchichte.

Subſcriptions-Einladung.

Mehrfältig ausgeſprochenen Wünſchen zu genügen, die den neueſten deutſchen Ueberſetzungen der vorzüglichſten griechiſchen und römiſchen Dichter und Proſaiker beigegebenen Bildniſſe derſelben, ſämmtlich nach Zeichnungen von Antiken, Gemmen und Münzen geſtochen, auch allein abzugeben, hat ſich die unterzeichnete Verlagshandlung nunmehr dazu entſchloſſen, und wird dieſelben unter dem Titel:

Fünf und achtzig Bildniſſe der vorzüglichſten
griechiſchen und römiſchen Schriftſteller,

in 14 Lieferungen, jede 6 Bildniſſe (die letzte 7) enthaltend, in 8v. Format, ſo daß ſie zu allen vorhandenen Ausgaben und Ueberſetzungen paſſen, auf feinem Schweizerpapier ſauber gedruckt, herausgeben.

Der Subſcriptionspreis beträgt für jede in einem ſaubern Umſchlage geheftete Lieferung nicht mehr als 6 ggr. (7½ ſgr. oder 27 Xr.), worauf von allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz, Niederlande, Holſteins, Ungarns und Dänemarks ꝛc. Beſtellungen angenommen werden. Damit indeß das Publikum zuvor ſehe, was dafür geliefert und wie der Stich ausgeführt wird, ſind in den namhafteſten Buchhandlungen der genannten Länder Probehefte niedergelegt worden. Das erſte Heft iſt bereits erſchienen, dem von 6 zu 6 Wochen ein neues Heft folgen wird.

Prenzlau, den 1ſten März 1828.

Ragoczyſche Buchhandlung.

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Zehnter Band.

Tausend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Aus dem
Persischen, Türkischen
und
Arabischen
nach
Petis de la Croix, Galland, Cardonne
Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus
und Anderen,
überſetzt
von
F. H. von der Hagen.

Zehnter Band.

Prenzlau,
Druck und Verlag der Ragoczyſchen Buchhandlung.

1829.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Inhalt des zehnten Bandes.

Seite

Geſchichte des Laſtträgers 1

Fünfhundert und zwei und neunzigſter Tag 5

Geſchichte eines Räubers in Seïſtan.

593ſter Tag 11

Beſchluß der Geſchichte des Laſtträgers.

594ſter Tag 20

Geſchichte des Juwelenhändlers.

595ſter Tag 25

Abenteuer des Prinzen Abdulſelam und der Prinzeſſinn Schelniſſa.

596ſter Tag 32

597ſter Tag 36

Geſchichte der Prinzeſſinn von China

598ſter Tag 41

599ſter Tag 45

600ſter Tag 49

Abdulſelam und Schelniſſa. Fortſetzung.

601ſter Tag 53

Geſchichte des Baders 55

Abdulſelam und Schelniſſa. Beſchluß.

602ter Tag 57

Seite
603ter Tag 59
604ter Tag 62
605ter Tag 63
606ter Tag 65
607ter Tag 67
608ter Tag 69
609ter Tag 72
610ter Tag 73
611ter Tag 75
612ter Tag 77
613ter Tag 79
614ter Tag 81

Die Braut ihrer Brüder

615ter Tag 84
616ter Tag 87

Geſchichte Ak-Beyas, Tochter Abdallah-Juſſuf's.

617ter Tag 91
618ter Tag 96
619ter Tag 100
620ſter Tag 103
621ſter Tag 107
622ſter Tag 111
623ſter Tag 114
624ſter Tag 117

Geſchichte der drei Buckligen.

625ſter Tag 121
626ſter Tag 125

Seite

627ſter Tag 130
628ſter Tag 134
629ſter Tag 137
630ſter Tag 142
631ſter Tag 146
632ſter Tag 149

Das fürwitzige Paar.

633ſter Tag 154
634ſter Tag 158
635ſter Tag 161

Harun Alraſchid und die beiden Bettler.

636ſter Tag 164

Mehemet Aly.

637ſter Tag 167
638ſter Tag 170
639ſter Tag 175
640ſter Tag 180

Die vierzig Veſyre.

641ſter Tag 183
642ſter Tag 187
643ſter Tag 191
644ſter Tag 195
Geſchichte der beiden Königsſöhne 198
645ſter Tag 200
646ſter Tag 203

Die beiden Könige.

647ſter Tag 207

Seite
648ſter Tag 210
649ſter Tag 213
650ſter Tag 216

Der Prophet Elias.

651ſter Tag 218
652ſter Tag 221

Geſchichte des Oberſtallmeiſters Saddyk.

653ſter Tag 224
654ſter Tag 227
655ſter Tag 231
656ſter Tag 235
657ſter Tag 237

Geſchichte von dem angenommenen Sohne.

658ſter Tag 239
659ſter Tag 240
660ſter Tag 243

Geſchichte von einem Schneider und ſeiner Frau.

661ſter Tag 246
662ſter Tag 249
663ſter Tag 252
664ſter Tag 256

Geſchichte von den Vögeln Salomons.

665ſter Tag 258
666ſter Tag 261
667ſter Tag 265

Geſchichte des alten Königs von Aethiopien und ſeiner drei Söhne.

Seite
668ſter Tag : : : : : : : : : : : 266
669ſter Tag : : : : : : : : : : : 269
670ſter Tag : : : : : : : : : : : 273
671ſter Tag : : : : : : : : : : : 277

Geſchichte des Königs Togrul-Bey und ſeiner Söhne.

672ſter Tag : : : : : : : : : : : 280

Geſchichte von einem Mönch und einem Muſelmanne.

673ſter Tag : : : : : : : : : : : 284
674ſter Tag : : : : : : : : : : : 285

Togrul-Bey und ſeine drei Söhne. Beſchluß.

675ſter Tag : : : : : : : : : : : 291
676ſter Tag : : : : : : : : : : : 293

Geſchichte des Santons Barßißa.

677ſter Tag : : : : : : : : : : : 296
678ſter Tag : : : : : : : : : : : 299
679ſter Tag : : : : : : : : : : : 302

Geſchichte von dem König Kutbeddin und der ſchönen Gülruch.

680ſter Tag : : : : : : : : : : : 304
681ſter Tag : : : : : : : : : : : 307

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen.

Geſchichte des Laſtträgers.

In Bagdad lebte ein Steinmetz, namens Abdullah Dſcherberi, der nur einen Sohn hatte, welchem er eine ſo gute Erziehung gab, wie ihm nur möglich war. Als er fühlte, daß der Engel des Todes ſich ihm nahete, ließ er dieſen geliebten Sohn, den einzigen Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit, zu ſich kommen, um noch den Troſt ſeiner Umarmung zu haben. Er hatte auch noch Zeit, ihm gute Lehren zu geben, welche er ihm, bei ſeiner großen Jugend, nöthig erachtete. Nachdem er ihn ermahnt, niemals von den göttlichen Geſetzen abzuweichen, beſchwur er ihn vor allen Dingen, nicht am Abend zu ſorgen, was er am nächſten Tage thun ſolle. Er umarmte hierauf ſeinen Sohn, und verſchied.

Der junge Dſcherberi, der noch nicht zwanzig Jahr alt war, hegte in ſeinem Herzen nicht lange den Stachel des Schmerzes, welchen der Verluſt eines ſo guten Vaters ihm hätte tief eindrücken ſollen. Außer der fahrenden Habe und den Häuſern, welche er erbte, fand er noch in einem Gewölbe des Wohnhauſes fünf mal hunderttauſend Zeckienen, welche in funfzig Gefäßen, jedes zu zehntauſend Stück, bewahrt lagen. Dieſe Summe däuchte dem Jüngling, der noch keine Begriffe von Reichthümern hatte, die Schätze Indiens; er überließ ſich alſo jeglicher Verſchwendung, die ſich ihm darbot; er kaufte Frauen zu ſeinem Vergnügen, und kleidete ſie prächtig; er hielt offene Tafel für alle junge Leute ſeines Alters, welche ihm beſtändig den Hof machten und unabläßig ſeine Eitelkeit nährten durch Lobpreiſungen ſeines Aufwandes, ſeiner Muſik, der Köſtlichkeit ſeiner Weine und der Feinheit ſeiner Gerichte.

Eine ſolche Lebensweiſe hatte bald ſein ganzes Erbtheil verſchlungen. Als er alle ſeine Goldgefäße erſchöpft hatte, verkaufte er ſeine Häuſer in der Stadt und ſeine Landhäuſer, und behielt noch die Frauen ſo lange als möglich. Aber zuletzt war er genöthigt, auch dieſe zu veräußern, um völlig ſeine Schulden zu bezahlen; denn ſein Herz war auf die Säulen der Ehre und der Redlichkeit feſt gegründet.

So war er denn binnen kurzer Zeit ohne Gut und folglich ohne Freunde. Glücklicherweiſe hatte die Natur ihn mit einer Stärke und Geſundheit begabt, welche durch die Ueppigkeit nicht geſchwächt waren. Weil ihm nun' keine andere Hülfsmittel übrig blieben, ſo ergriff er das Gewerbe eines Laſtträgers; und es währte nicht lange, ſo wurde er allen ſeinen Handwerksgenoſſen in Bagdad vorgezogen, wegen der ungeheuren Laſten, welche er tragen konnte, wegen ſeines Verſtandes, und wegen der Munterkeit, womit er ſeine Arbeit verrichtete. Denn zu dem Rathe ſeines Vaters, der ihm empfohlen hatte, am Abend nicht für den künftigen Tag zu ſorgen, befolgte er noch den Grundſatz, heute zu vergeſſen, was er geſtern gethan hatte. Auch war er bald der glücklichſte Mann in ganz Bagdad. Seine Arbeit machte ihm keine Beſchwerde; und er war nicht mehr von den Lüſten abhängig, deren Sklave er geweſen war. Er kannte nun die Falſchheit der Freunde; man achtete ihn in ſeinem Stande; und er arbeitete nicht mehr, als er nothwendig zu ſeinem Unterhalte bedurfte; er hatte keine Weiber, keine Kinder, und blieb nüchtern. Kurz, er war der glücklichſte aller Muſelmänner.

Als er einſt um Mitternacht von einem Landhauſe kam, wohin er einen Ballen getragen hatte, und am

Ufer des Tigris hin ging, hörte er eine Frauenſtimme aus der Mitte des Stromes her; ſie rief:

„Um Gottes willen, kommt mir zu Hülfe!“

Der Ton dieſer Stimme war ſo rührend, daß Dſcherberi ſich nicht beſann, ſondern ſeine Kleider abwarf, ins Waſſer ſprang, hin ſchwamm, und ſo glücklich war, die Unglückliche zu retten, in demſelben Augenblick, da ſie ſich noch kaum über dem Waſſer erhielt, und ihre Kräfte ſie eben verlaßen wollten. Er brachte ſie, troß dem reißenden Strome, ans Land. Und als ſie ſich etwas von ihrer Angſt erholt hatte, bat ſie ihn, ſie bis zu ihrem Hauſe zu begleiten, welches ſie ihm bezeichnete. Dſcherberi that es willig. Als er an die Thüre kam, hörte er drinnen Kinder weinen, welche nach ihrer Mutter verlangten. Er trat mit ihr in das Haus; die gerettete Frau erſchien hier dem Dſcherberi von hinreißender Schönheit; ſie nöthigte ihn zum ſitzen, ließ Feuer anzünden, ſeine Kleider zu trocknen, und erzählte ihm ihre Geſchichte, welche ſie tauſendmal unterbrach, um ihm ihre überſchwängliche Dankbarkeit zu bezeugen:

„Es ſind nun ſieben Monate, daß eine alte Frau in mein Haus trat und zu mir ſagte:

„Ich habe noch niemals die Predigt verſäumt, welche in der großen Moſchee gehalten wird: aber heute ſind Geſchäfte dazwiſchen gekommen, welche mich abgehalten haben, meine Abwaſchung zu verrichten.

Du weißt, daß ich, ohne die Erfüllung dieſer Pflicht, die Moſchee nicht betreten darf. Ich bitte dich alſo," fuhr ſie fort, „mir einen Topf voll Waſſer zu leihen."

Ich gewährte ihr ihre Bitte; ſie wuſch ſich, begab ſich nach der Moſchee, und kam darauf wieder, mir zu danken. Ich lud ſie zum Mittagseſſen bei mir ein, weil ich nichts beſſeres thun zu können dachte, als eine Frau in mein Haus zu ziehen, welche mir ſo andächtig erſchien, und die ich vermögen konnte, Gott für meinen abweſenden Mann zu bitten. Sie aber lehnte es ab, und erwiederte mir:

„Meine Tochter, ich werde Gott bitten, dir den Dienſt zu vergelten, welchen du mir erwieſen haſt; aber es ziemt ſich nicht für eine Frau meines Alters, außer ihrem Hauſe zu eſſen."

Nachdem ſie mir tauſend Segnungen angewünſcht hatte, verließ ſie mich.

Fünfhundert und zwei und neunzigſter Tag.

Seit dieſer Zeit hat ſie mich jeden Freitag beſucht; auch vorgeſtern kam ſie, wie gewöhnlich, und ſprach zu mir:

„Du haſt mich ſchon oft eingeladen, länger bei dir zu verweilen; wenn es dir nun recht iſt, ſo will ich dieſen Abend deinen Wunſch erfüllen, ich will bei dir ſpeiſen, und dann wollen wir die Nacht im vereinten Gebet für die Heimkehr deines Mannes zubringen. Ich mache aber dabei eine Bedingung, nämlich, daß du morgen mich ganz früh nach einem Landhauſe begleiteſt, wo das Verlöbnis einer von meinen Verwandten ſoll gefeiert werden. Ich verſpreche dir noch, dich wieder heim zu begleiten.“

Ich nahm ihr Erbieten an: wir gingen geſtern mit Anbruch des Tages aus meinem Hauſe, wir fanden ein Boot, welches uns über den Tigris ſetzte, und kamen in eine wenig bewohnte Gegend. Ein abgelebter und ſehr ſchlecht gekleideter Greis nahm uns beim Ausſteigen in Empfang, und führte uns nach einer Schäferei, wo wir eine Geſellſchaft von etwa funfzehn Frauen antrafen. Ungeachtet der Freundlichkeit, womit ſie mich bewillkommneten, erweckte mir jedoch alles, was ich hier ſah, Verdacht, und überzeugte mich, daß die Alte mich betrogen hatte. Ich fragte ſie mit großer Unruhe, wo denn die Hochzeit wäre, welche ſie mir angekündigt hatte. Sie verſicherte mich, dieſelbe fände am Abend ſtatt, wenn die Liebhaber aller der Mädchen, die ich hier ſähe, angekommen wären. „Alsdann,“ fügte ſie hinzu, „ſpeiſen wir zuſammen; wir trinken Wein, und du kannſt dich auch demjenigen zugeſellen, der dir am meiſten gefällt.“

Mehr bedurfte ich nicht, um zu begreifen, in welchen Abgrund des Unheils dieſe boshafte Alte mich geſtürzt hatte. Indeſſen unterdrückte ich meinen Schmerz und verbarg meine Unruhe; aber ich wandte mich in der Stille meines Herzens an Gott und flehte zu ihm:

„Du, der du die Unſchuldigen und Bedrängten beſchirmeſt, errette mich aus der gräßlichen Noth, in welche ich gerathen bin!“

Dieſes Gebet zerſtreute meine Angſt und ich ſagte zu der Alten mit weniger Beklommenheit:

„Ich bin dir ſehr verbunden, daß du mich an einen Ort geführt haſt, wo ſich Vergnügungen darbieten, welche ich in meiner Einſamkeit nicht erwarten durfte.“

Dieſe Worte täuſchten die Alte, und wir unterhielten uns den ganzen übrigen Tag nur von den Freuden, welche die Nacht mit ſich bringen würde.

Als die Sonne untergegangen war, ſah ich von verſchiedenen Seiten her etwa zwanzig Räuber ankommen, die meiſt verſtümmelt waren. Sie grüßten die Alte, und fragten ſie, warum ſie ſo lange ausgeblieben wäre. Dieſe entſchuldigte ſich, mit der Mühe, welche ſie ſich gegeben, mich ihnen zu verſchaffen. Hierauf ſtellte ſie mich ihnen vor, und ſie geſtanden, daß ſie ihnen noch nie eine Frau zugeführt hätte, welche mehr nach ihrem Geſchmacke geweſen wäre.

Man trug das Abendeſſen auf, und ich bekam keinen andern Platz, als den Schooß des Anführers der Bande, auf welchen ich mich ſetzen mußte. Ich machte keine Schwierigkeit; ich ſtellte mich ſogar, als wenn ich ſehr vergnügt wäre. Indeſſen ſann ich ſtäts auf Mittel, dem Unheil zu entſchlüpfen, welches mir drohte. Als ich ſah, daß derjenige, deſſen Beute ich geworden war, mich eben ſo verliebt in ihn wähnte, als er es in mich war, ſo gab ich ein Bedürfnis vor. Die Alte nahm ein Licht, und führte mich aus dem Hauſe.

„Ich wußte wohl,“ ſprach ſie zu mir, „daß du nicht lange auf mich böſe ſein würdeſt; man muß anfangs zwar etwas zürnen, das iſt ſo Gebrauch: aber morgen wirſt du mir ſogar herzlich danken.“

Ich würdigte die Alte keiner Antwort; als ich aber weit genug von dem Hauſe zu ſein glaubte, um meinen Entwurf auszuführen, ſo wußte ich geſchickt das Licht auszulöſchen, als wenn es zufällig geſchähe, und bat ſie hin zu gehen und es wieder anzuzünden. Sie that es: und nun lief ich hurtig nach der Stelle hin, wo wir ans Land geſtiegen waren. Ich war noch nicht dort angelangt, als ich ſchon mehrere jener Unſeligen ſchreien hörte, die mir nachliefen, mir riefen, und höhnten, daß man ihnen nicht ſo leicht entginge, als ich mir ſchmeichelte. Dieſe Worte verdoppelten meine Angſt; ich nahm meine Zuflucht zu Gott, und betete zu ihm:

„Mein Gott, du kennſt die Rechtſchaffenheit meines Herzens: ich erwähle einen gewaltſamen, aber ſchuldloſen Tod vor einem laſterhaften Leben!“

Mit dieſen Worten ſchloß ich die Augen, und ſtürzte mich von dem hohen Ufer, auf welchem ich ſtand, in den Strom. — Du haſt mein Rufen gehört, und Gott hat ſich deiner bedient, mich zu erretten. Ich werde nimmer den Dienſt vergeſſen, welchen du mir geleiſtet haſt, und gegen dich ſtäts dieſelbe Ehrerbietung hegen, wie gegen einen Vater."

Hierauf bot ſie ihm einen Boetſchalik *) und hundert Goldſtücke dar, mit Bedauern, daß ſie ihm nicht mehr geben könnte. Dſcherberi wollte das Geld nicht nehmen; um ihren guten Willen jedoch nicht ganz zu verſchmähen, nahm er den Boetſchalik an, pries ſich glücklich, daß Gott ihn zu einem ſo guten Werk ausersehen hatte, und ging heim."

---

*) Eine Art Teppich.

„Dieſes Benehmen,“ ſagte hierauf Hüddſchadſch, „iſt doch etwas zu ſtark für einen Laſtträger; du erzählſt mir lauter unglaubliche Geſchichten.“

„Mein hoher Gebieter,“ erwiederte Moradbak, „ich bin nicht fähig, deine Hoheit ſo zu täuſchen: aber glaubſt du, daß die Natur bei Austheilung der Gemüther den Stand anſieht? Was würde deine Majeſtät ſagen, wenn ſie das Zartgefühl eines Räubers von Handwerk vernähme?“

„Laß doch hören,“ antwortete Hüddſchadſch, indem er ſich auf ſeinem Lager umdrehte.

„Was ich dir jetzt erzählen will,“ fuhr Moradbak fort, „wird in den zuverläßigſten Geſchichtsbüchern berichtet, und kann nicht bezweifelt werden.“

„Erzähle nur immer,“ unterbrach ſie Hüddſchadſch; „gleich viel, wo du es her haſt.“

Moradbak begann alſo:

Geſchichte
eines Räubers in Seïſtan.

Fünfhundert und drei und neunzigſter Tag.

Leiſch war ein bloßer Handarbeiter in der Landſchaft Seïſtan; als er ſah, daß er nicht genug erwarb, ſich zu erhalten und zu ernähren, wie er wünſchte, geſellte er ſich zu einer Räuberbande, deren Vertrauen er ſich bald durch ſeinen Muth und ſeine Gewandheit erwarb. Dieſe Bande machte ſich ſehr furchtbar; und durch ihre Erfolge dreiſt geworden, faßten dieſe Räuber den Anſchlag, den Schatz des Königs von Seïſtan, namens Dirhem und Sohn Naſirs, zu ſtehlen. Sie ſprengten die Thüre, und packten alles zuſammen, was ſie nur fortſchleppen konnten, Gold, Silber und Edelgeſteine. Sie waren ſchon im Begriff, ungehindert mit ihrer Beute abzuziehen, als Leiſch etwas Glänzendes an der Decke hangen ſah; er zweifelte nicht, daß es ein unſchätzbarer Edelſtein wäre, und gab ſich viel Mühe, ihn herab zu holen. Als er ihn nun mit der Zunge berührte, erkannte er, daß es ein Stück Steinſalz war; er rief ſogleich ſeine Geſellen zuſammen, und verwies ihnen das Verbrechen, welches ſie begingen. Sie waren ſehr erſtaunt über ſeine Vorwürfe; er aber erwiederte ihnen:

„Ich habe hier von dem Salze des Königs gegeſſen, und ihr wißt wohl, daß Salz und Brot, die beiden größten Geſchenke, welche uns Gott verliehen hat, jedermann verpflichten, demjenigen getreu zu ſein, von dem er ſie empfangen hat. *) Demnach beſchwöre ich euch, wenn ihr irgend Freundſchaft für mich hegt, alles hier liegen zu laßen, was ihr ſchon aufgepackt habt, ſo wie ich ſelber thue.“

Seine Geſellen ließen ſich überreden, und machten die Thüre wieder zu, ohne irgend etwas von dem Schatze mit zu nehmen.

Als am folgenden Morgen der Schatzmeiſter kam, den Schatz zu beſichtigen, und an der Unordnung, in welcher er alles fand, wohl ſah, daß man eingebrochen war, ſo benutzte er dieſe Gelegenheit, und ließ

---

*) Daher noch der Brauch, in manchen Städten, dem beſtehenden Oberherren Salz und Brot darzubringen.

alle fertigen Ballen in ſein Haus tragen. Hierauf lief er zu dem Könige, zerraufte ſich den Bart, und ſchrie:

„Herr, man hat deinen Schatz geſtohlen, die Räuber haben die vergangene Nacht dazu benutzt!“

Es wurden ſogleich alle möglichen Nachforſchungen angeſtellt, und demjenigen große Belohnungen verſprochen, welcher die Räuber ausſpüren könnte.

Leiſch, der alles vernahm, was vorging, merkte wohl, wer die Verwirrung verurſachte: als er aber ſah, daß unſchuldige Leute deshalb nicht nur in Verdacht kamen, ſondern auch täglich verhaftet wurden, erregte es ſein Mitleid, ſeine natürliche Gutmüthigkeit überwog die Gefahr, welcher er ſich durch Entdeckung der Wahrheit ausſetzte, er trat entſchloſſen vor den Veſyr, und ſprach zu ihm:

„Herr, ich weiß, wer den Schatz geſtohlen hat; führe mich zu dem König, ich will es ihm entdecken.“

Der Veſyr führte ihn auf der Stelle zu dem König, und Leiſch bekannte dieſem aufrichtig alles, was vorgegangen war; er fügte hinzu, daß ohne Zweifel der Schatzmeiſter dieſe Gelegenheit benutzt habe, ſeinen Diebſtahl zu verdecken; und ſetzte ſein Haupt zum Pfande, daß, wenn der König das Haus deſſelben durchſuchen ließe, man darin das von dem Schatze Geraubte finden würde.

Der König, von des Räubers Ausſage betroffen, folgte ſeinem Rath; und man fand, daß er richtig vermuthet hatte. Der Schatzmeiſter wurde nach dem Palaſte geführt; Dirhem warf ihm ſeine Treuloſigkeit vor, und ſagte zu ihm:

„Ich pflegte dein von deiner Kindheit an, ich überhäufte dich mit Wohlthaten: gleichwohl bezahleſt du mich mit Undank; und ſetzeſt mich in Gefahr, Unſchuldige zu verurtheilen, und du ſelbſt beſtiehlſt mich, während ein Räuber, dem ich nie eine Gnade erwieſen, und der nur zufällig von meinem Salze gegeſſen, ſeine ganze Beute liegen laßen, und was noch mehr iſt, durch ſein Beiſpiel und ſeine Reden auch ſeine Geſellen vermocht hat, nichts weg zu ſchleppen.“

Der Schatzmeiſter konnte nichts zu ſeiner Rechtfertigung vorbringen, und wurde von dem Könige zum Tode verurtheilt, der ſein Amt nun dem Leiſch übergab. Dieſer entſprach dem Vertrauen des Fürſten, und bewies ihm alle mögliche Treue.

Nachdem er ſein Amt ſo mehrere Jahre verwaltet hatte, erhub der König ihn zum Feldherrn ſeiner Kriegsheere. Leiſch erwarb ſich auch in dieſer neuen Stellung großen Ruhm; und die drei Kinder, welche er nachließ, zeichneten ſich durch ihren Heldenmuth aus, und gelangten endlich auf den Thron, welchen ihre Nachkommen lange Zeit eingenommen haben.

Ich glaube,“ fuhr Moradbak fort, „Euer Majeſtät wird nunmehr durch das Betragen Leiſchs ſich überzeugt haben, daß Dſcherberi wohl die hundert Piaſter ausſchlagen konnte; und wenn ihr noch Luſt habt„ den weiteren Verlauf ſeiner Geſchichte zu hören, ſo will ich ſie morgen erzählen.“

Hüddſchadſch ließ es ſich gefallen; und am folgenden Tage fuhr Moradbak alſo fort:

Beſchluß
der Geſchichte des Laſtträgers.

Dſcherberi hatte, wie geſagt, ſehr große Stärke, und durch die Arbeit dieſelbe ſo ungeheuer vermehrt, daß die übrigen Laſtträger in der Stadt, voll Verdruß, daß er allein faſt all ihre Arbeit verrichtete, und daß jedermann lieber auf ihn wartete, als einen andern annehmen wollte, ſich entſchloſſen, zu ihm zu gehen, und zu ihm ſagten:

„Dſcherberi, wenn du nicht mehr arbeiten, ſondern ruhig und müßig daheim bleiben willſt, ſo verpflichten wir uns, dir täglich zehn Aſper zu geben."

Dſcherberi willigte ein, und die Laſtträger bezahlten ihm pünktlich dieſes Tagegeld; er lebte ruhig davon, und hielt ihnen ſeinerſeits auch Wort. Aber der Müßiggang erſchlaffte ſeine Kräfte, welche die Arbeit geſtärkt hatte. Sein ganzes Weſen veränderte ſich, und er ward krank. Da er nun niemals an den nächſten Tag gedacht hatte, ſo gerieth er bald in Dürftigkeit. Die Laſtträger, welche ihn ſo geſchwächt ſahen, wollten ihm nicht mehr die bedungene Summe reichen; und Dſcherberi nahm in ſeinem Unglücke ſeine Zuflucht zu Gott. Und im Schlaf erſchien ihm der heilige Prophet in ſtrahlender Herrlichkeit, und ſprach zu ihm:

„Dſcherberi, du biſt nur krank geworden, weil du nicht fürder deine Kräfte gebraucht haſt, welche dir Gott verliehen hat: demüthige dich, arbeite, und du wirſt ſie wieder finden.“

Von Stund' an wurde ſein Herz gerührt und ſeine Geſundheit hergeſtellt; aber er war noch zu ſchwach, ſein Gewerbe wieder ſo glänzend aufzunehmen, als er es angefangen hatte, und vor allen ſich an den Laſtträgern zu rächen.

Er ſaß eines Tages vor der Thüre des Großveſyrs, als eine Frau, ganz in Thränen, ſich an ſeine Seite ſetzte, um auf Zutritt bei dem Miniſter zu warten. Dſcherberi befragte ſie um die Urſache ihrer Thränen.

„Ach!“ antwortete ſie, „geſtern iſt mein Sohn ermordet worden, und von mehreren Dolchſtichen durchbohrt, vor meiner Hausthüre todt niedergeſtürzt, ohne daß er noch ſeinen Mörder zu nennen vermochte; ſterbend rief er nur aus: „ich bin ermordet!“ Er war meine einzige Stütze. Ich will jetzo den Veſyr bitten, ſeinen Mörder aufſuchen zu laßen, damit wenigſtens ſein Tod nicht ungerochen bleibe.“

„Kannſt du ihm irgend eine Nachweiſung darüber geben?“ fragte ſie Dſcherberi.

„Leider, nein!“ antwortete ſie; „und das verdoppelt noch meinen Schmerz; ich bin die Witwe eines Kaufmanns; mein Sohn war jung, und meine ganze Hoffnung. Der Veſyr wird mir ohne Zweifel antworten, daß es in einer ſo großen Stadt wie Bagdad unmöglich iſt, den Mörder eines unbekannten Menſchen aufzufinden.“ —

„Höre ihn mit aller ſeinem Range ſchuldigen Ehrerbietung an; aber wenn er kein Mittel findet, dir zu helfen, ſo ſprich zu ihm, daß Dſcherberi der Laſtträger dir geſagt habe, wenn er Veſyr wäre, er würde ſchon den Mörder deines Sohns zu finden wiſſen.“

Die troſtloſe Mutter gab zwar nicht viel auf einen ſo ſchwachen Zuſpruch, jedoch dankte ſie ihm dafür.

Alles was ſie vorausgeſehen hatten, traf ein; dem Veſyr wurden die Wehklagen dieſer Frau ſogar überläſtig, und er befahl, ſie hinaus zu führen; ſie aber fiel ihm zu Füßen, und ſagte zu ihm:

„Gnädiger Herr, geruhet Dſcherberi den Laſtträger zu befragen, und ich werde den Mörder meines Sohnes auffinden.“

„Das iſt doch wenigſtens eine Nachweiſung, welche du mir gibſt," erwiederte der Veſyr; „du klagſt ihn alſo an, deinen Sohn umgebracht zu haben?"

„Nein, gnädiger Herr," antwortete ihm die Frau; „aber er ſagte zu mir, wenn er Veſyr wäre, ſo würde er ſchon Mittel finden, den Mörder zu faſſen."

Der Veſyr wandte ſich ſogleich zu einem von ſeinen Leuten, und ſagte:

„Geh hin und hole dieſen geſchickten Mann, führe ihn mir vor; und wenn er denjenigen nicht findet, den man ſucht, ſo ſoll er auf eine Weiſe beſtraft werden, daß er ſich ein andermal nicht einbilden wird, mehr zu wiſſen, als die Veſyre der Könige."

Die Leute des Veſyrs blieben nicht lange mit Dſcherberi aus.

„Kennſt du dieſe Frau?" fragte ihn der Veſyr, als er herein trat.

„Nein, gnädiger Herr," antwortete ihm Dſcherberi. —

„Du kennſt doch ihren Sohn?"

„Noch weniger," antwortete er.

„Weißt du irgend etwas von ſeinem Mörder?" —

„Ich weiß nicht mehr von ihm, als du," fuhr der Laſtträger fort.

„Wie willſt du ihn denn auffinden?" fragte der Veſyr ungeduldig.

„Wenn ich deine Macht hätte," antwortete Dſcherberi mit zuverſichtlichem Tone, „ſo wollte ich morgen ſchon wiſſen, wer den Sohn dieſer armen Frau getödtet hat."

„Ich überlaße ſie dir bis dahin," erwiederte der Veſyr, „und du magſt alles verfügen, was dir beliebt, um den Mörder auszuforſchen: wenn es dir aber nicht gelingt, ſo verheiße ich dir fünfhundert Streiche auf die Fußſohlen."

„Ich bin es zufrieden," antwortete der Laſtträger.

Dſcherberi befahl ſogleich einem Gerichtsdiener, nach der dem Hauſe der troſtloſen Mutter zunächſt gelegenen Moſchee zu gehen, dort bei anbrechender Nacht den Müeſin *) von dem Minaretthurm zu erwarten, ihn beim Heraustreten etliche Maulſchellen zu geben, und ihn herbei zu führen.

Der Gerichtsdiener befolgte genau die Befehle Dſcherberi's.

Fünfhundert und vier und neunzigſter Tag.

Als der Müeſin ihm vorgeführt wurde, entſchuldigte der neue Veſyr ſich ſehr, daß man ihn ſo mishandelt habe, und ließ ihm zehn Zeckienen zur Entſchä-

---

*) Ausrufer der Stunden, beſonders des Gebets.

digung reichen. Hierauf hieß er jedermann hinaus gehen, und befahl ihm, allen Leuten, die ihn wegen ſeiner Verhaftung befragen würden, zu ſagen, man habe ihn für einen andern genommen. Aber vor allen Dingen befahl er ihm, auch während der Nacht zum Gebete zu rufen, alsdann ſogleich vom Thurme herab zu ſteigen und allen Rede zu ſtehen, die ihn befragen würden, warum er zu einer ſo ungebührlichen Stunde ausrufe; und ſchärfte ihm dabei ein, genau Acht zu geben, wer zuerſt kommen würde, ihn deshalb zu befragen.

Der Müeſin ging ſehr zufrieden weg, und that alles, was ihm befohlen war. Er hatte kaum in der Nacht zum Gebete gerufen, als ein junger Menſch haſtig zu ihm kam, und ihn fragte, warum er geſtern wäre verhaftet worden. Der Müeſin antwortete bloß, daß man ihn für einen andern genommen habe.

Als man Dſcherberi dieſen Vorgang berichtet hatte, ließ er ſich den jungen Menſchen, der eine ſo große Neugier bezeigt hatte, vorführen, und ließ ihm ſo viel Streiche auf die Fußſohlen geben, bis er mit allen Umſtänden bekannte, auf welche Weiſe er den Todtgefundenen ermordet hatte; er fügte hinzu, daß die Furcht vor der Entdeckung ihn auf alle ungewöhnliche Vorgänge aufmerkſam gemacht, und ihn bewogen habe, ſich zu erkundigen, warum der Müeſin zu einer ſo ungebührlichen Stunde zum Gebete gerufen, indem ihm, nach dem begangenen Verbrechen, alles verdächtig vorgekommen.

Dſcherberi überlieferte, dem Geſetze gemäß, der Mutter den Mörder ihres Sohns; und ſie forderte ſeinen Tod, der ihr auch gewährt wurde.

Der Veſyr bewunderte Dſcherberi's Verſtand und Scharfſinn, und verlangte ſeine Geſchichte zu wiſſen. Dſcherberi erzählte ſie ihm. Der Miniſter machte ihm Vorwürfe, daß er ein ſo niedriges Gewerbe, wie das eines Laſtträgers, ergriffen, und bewog ihn, in das Kriegsheer einzutreten, welches der Chalyf gegen die Gebern *) ausſchickte. Er war froh, auf dieſe Weiſe das Anſehen zu haben, als wenn er das Verdienſt belohnete, während er einen Menſchen aus der Stadt entfernte, welchen der Chalyf in ſeine Nähe und zu Aemtern berufen konnte, wenn er etwa von ihm reden hörte.

Dſcherberi that in dem Feldzuge gegen die Gebern Wunder der Tapferkeit und der Stärke. Aber weil er ſeinem Muthe zu ſehr vertraute, fiel er in Gefangenſchaft. Während nun die Feinde ſich über die Todesart beriethen, welche ſie ihm anthun wollten, um ſich für den großen Schaden zu rächen, welchen er ihnen gethan hatte, betete er das hundert und funfzehnte Kapitel des Korans, zerſprengte ſeine Ketten, erwürgte

---

*) Die Perſiſchen Feueranbeter, die den Muſelmännern ſo verhaßt ſind.

den Gefangenwärter, der ſich ſeiner Flucht wiederſetzen wollte; und aus Furcht, wieder in die Hände ſeiner Feinde zu fallen, entfloh er in die Wüſte, wo er lange Zeit von Früchten und Wurzeln lebte. Zuletzt gerieth er in einen Wald am Geſtade des Meeres, und ſtieg auf einen Baum, um ſicher zu ſchlafen, und ſich vor den wilden Thieren zu bewahren, die ihn hätten anfallen können.

In der Nacht ſah er aus dem Meer einen ſchwarzen Stier hervor ſteigen, der entſetzlich brüllte und ſich dem Baume näherte, auf welchem er ſaß. Er bemerkte dabei, daß dieſes furchtbare Thier aus ſeinem Munde einen Stein fallen ließ, welcher den ganzen Wald erleuchtete, und ihm dazu diente, die Kräuter zu erkennen, welche ihm am meiſten gefielen, wie der Saffran und die Hyacynthen. Dſcherberi, der von Kindheit an mit Edelſteinen vertraut war, womit ſein Vater einen ſtarken Handel getrieben hatte, zweifelte nicht, daß der Stein, welchen er hier ſah, ein echter Karfunkel wäre, jener koſtbare und ſeltene Stein, davon er ſo oft reden gehört, ihn aber nie geſehen hatte; und geblendet von dem Glanz und der Größe deſſelben, ſann er, nachdem er ſich ein wenig von ſeinem Schreck erholt hatte, nur auf Mittel, ſich eines ſolchen Wunderkleinods zu bemächtigen.

So bald der Tag anbrach, nahm der ſchwarze Stier den Stein wieder zu ſich, und ging ins Meer zurück. Dſcherberi ſtieg von dem Baume, verrichtete ſein Gebet, pflückte etliche Früchte, und begab ſich ans Geſtade des Meeres, wo er etwas Erde einweichte und ſie ſorgfältig auf den Baum trug, auf welchem er die Nacht geſchlafen hatte.

In der folgenden Nacht erſchien der ſchwarze Stier wieder; er legte den Stein auf die Erde, und als er ſich etwas davon entfernt hatte, ſich ſchmackhafte Weide zu ſuchen, warf Dſcherberi den Leimen, welchen er aufgerafft hatte, auf den Stein herab und bedeckte ihn damit. Als dem Stiere ſo ſeine Leuchte entſchwand, ſtürzte er ſich ins Meer, nachdem er ein entſetzliches Gebrüll ausgeſtoßen hatte, und Dſcherberi bemächtigte ſich des Karfunkels, der ſeinesgleichen nicht in der Welt hatte.

Mit dieſem Glücke zufrieden, dachte Dſcherberi jetzo nur darauf, wieder in ſein Vaterland zu kommen. Er war auch ſo glücklich, ein Schiff zu finden, welches ihn nach Ormus brachte. Er durchreiſte ganz Perſien; und weil er wußte, daß der König von Perſien ein Liebhaber von koſtbaren Steinen war, und von allen Enden der Welt her dergleichen ſammelte, ſo ließ er ſich ihm, als einen Mann anmelden, welcher ihm das ſchönſte Kleinod zeigen wollte, ſo man jemals geſehen habe.

Der König hatte damals gerade einen Kaufmann aus Balſora bei ſich, der ihn durch die Schönheit und Menge der Edelſteine, welche er ihm vorzeigte, in Erſtaunen ſetzte. Er freute ſich, die Eitelkeit eines Kaufmanns beſchämen zu können, der ſich auf eine ſo ruhmredige Weiſe ankündigen ließ, wie Dſcherberi, indem er gerade Edelſteine beſchaute, welche er für die ſchönſten auf der Welt hielt; er ließ alſo den Ankömmling ſogleich eintreten. Dſcherberi erſchien in demſelben Augenblick, als der Juwelenhändler von Balſora zu dem Könige ſagte:

„Euer Majeſtät darf ſich nicht verwundern, daß ich euch hier alle dieſe Meiſterſtücke der Natur vorzeige. Wenn ihr wüßtet, auf welche Weiſe ich dazu gekommen bin, ſo würdet ihr es ſehr natürlich finden.“

Nachdem der König ihm bezeugt hatte, daß er mit Vergnügen vernehmen würde, wie er ſo viele Reichthümer erworben hätte, nahm der Kaufmann alſo das Wort:

Fünfhundert und fünf und neunzigſter Tag.

Geſchichte des Juwelenhändlers.

„Mein Vater war arm und ſeines Gewerbes ein Fiſcher; ich und meine drei Brüder waren eines Tages bei ihm in dem Kahn und wir warfen die Netze aus, nachdem wir den großen Propheten um einen glücklichen Fiſchzug angerufen hatten; nur mit großer Mühe zogen wir die Netze wieder heraus, ſo ungeheuer ſchwer waren ſie. Endlich brachten wir ſie ans Land; aber wie groß war unſer Erſtaunen, als wir einen Fiſch in Menſchengeſtalt darin erblickten. Mein Vater ſchlug uns vor, denſelben nach der Stadt zu bringen, und ihn für Geld ſehen zu laßen: aber der Meermann, der uns anblickte, als ob er uns verſtanden hätte, ſetzte uns noch mehr in Erſtaunen, als er alſo anfing zu ſprechen:

„Ich bin ein Bewohner der Gewäſſer und ein Geſchöpf Gottes, wie ihr; gebet mir die Freiheit wieder, und misbrauchet es nicht, daß mich der Schlaf in eure Netze gebracht hat. Wenn ihr mir dieſe Bitte gewähret, ſo will ich euch binnen ſehr kurzer Zeit etwas bringen, das euer Glück machen ſoll.“

Der Meermann rührte uns durch ſein Flehen; er ſchwur bei dem großen Gotte, daß es zwölf tauſend Muſelmänner im Meere gebe, und daß er hin gehen und eine große Menge derſelben aufforden wolle, die reichen Geſchenke aufzuſuchen, welche er uns zugedacht habe, aus Erkenntlichkeit dafür, daß wir ihm die Freiheit geſchenkt. Kurz, wir willigten in ſein Begehren. Er ſagte uns Lebewohl, mit der Bitte, uns nach zwei Tagen an demſelben Orte ein zu finden, wo wir damals waren; und alsbald ſahen wir ihn ſich ins Meer hinab ſchwingen. Wir ſtellten uns am beſtimmten Tage wieder ein, und der Meermann erſchien auch wieder, im Gefolge mehrerer anderer Männer ſeiner Art, welche ſich ſogar ſehr unterwürfig gegen ihn bezeigten. Sie waren mit einer ungeheuren Menge Edelgeſteine beladen, welche uns der von uns in Freiheit geſetzte Meermann darbot. — Die Steine, welche Euer Majeſtät hier vor ſich ſieht, rühren daher; wir gaben unſer Fiſchergewerbe auf, nachdem wir unſern Vater ſo verſorgt hatten, daß es ihm an nichts fehlen konnte; wir vier Brüder theilten das ganze Geſchenk des Meermannes in vier Looſe, und fingen damit in den verſchiedenen Städten, wo wir uns niederließen, einen Juwelenhandel an."

Der Laſtträger.

„Die Schönheit der Edelſteine hier beſtätigt die Wahrheit dieſer Geſchichte;" verſetzte der König mit Bewunderung; und ſich zu Dſcherberi wendend, fuhr er fort:

„Was ſagſt du zu dem, was du hier ſo eben gehört haſt und noch ſiehſt? Ohne Zweifel wird die Betrachtung ſo großer Koſtbarkeiten dich zurückhalten, deinen Stein zu zeigen, welchen du mir ſo ruhmredig haſt ankündigen laßen."

„Herr," antwortete ihm Dſcherberi, „wenn ich Euer Majeſtät auch nicht verheißen hätte, euch ein Wunder der Welt ſehen zu laßen, ſo würde ſchon dieſe Geſchichte, und alle die Edelſteine, welche ich hier ſehe, mich dazu bewegen. Die Abenteuer dieſes Kaufmanns und die meinigen beweiſen, daß der Zufall günſtiger iſt, die köſtlichſten Dinge zu finden, als die mühſamſte Nachforſchung.“

Mit dieſen Worten enthüllte er ſeinen wundervollen Karfunkel: der König war ganz geblendet von dem Glanz, und der Kaufmann von Balſora packte ſogleich alle ſeine Juwelen wieder ein und entfernte ſich. Dſcherberi ſprach hierauf zu dem Könige:

„Mein Fürſt, dieſes einzige Kleinod, welches ohne Zweifel dem größten Könige der Erde beſtimmt iſt, darf nicht wieder aus eurem Palaſte kommen: ich flehe, Euer Majeſtät, es von mir anzunehmen, und ſchätze mich glücklich, daß ein günſtiges Geſchick mich erwählt hat, es euch darzubieten.“

Der König, durch dieſe Rede geſchmeichelt und von ſeiner Großmuth gerührt, befahl ſeinem Veſyr, ihm ſogleich fünfmal hunderttauſend Drachmen Silbers, tauſend Stücke Goldſtoff, zwei Pferde, und zehn Ehrenkleider zu geben.

„Das iſt noch nicht alles,“ fügte der König hinzu: „Ich will wiſſen, auf welche Weiſe dieſer prächtige Karfunkel in deine Hände gekommen iſt.

„Nicht das allein ſoll Euer Hoheit erfahren,“ antwortete Dſcherberi, „ſondern alles, was einem eurer treuſten Sklaven begegnet iſt, wenn ihr die Gefälligkeit habt, ihm einen Augenblick Gehör zu ſchenken.“

Der König gewährte: Dſcherberi erzählte ihm genau alles, was ich ſo eben Euer Majeſtät erzählt habe; und der König, eingenommen durch die große Gutmüthigkeit und den geſunden Verſtand, welchen er in ihm entdeckte, wollte ſich fortan nicht mehr von ihm trennen, und machte ihn zu ſeinem Veſyr, indem ſein bisheriger Veſyr ihm aus gewiſſen Urſachen nicht mehr anſtand. Dſcherberi verwaltete dieſes Amt lange Zeit mit großen Ehren, und behielt es bis an ſeinen Tod."

„Ich billige ſehr die Wahl dieſes alten Perſerkönigs,“ ſagte Hüddſchadſch, „und ich glaube, daß ein vom Unglück geprüfter Mann, der ſeine Seele ſtäts in vollkommenem Gleichmuth erhalten hat, würdig iſt, die Welt zu beherrſchen. Ich wünſchte wohl, daß ich ſo glücklich wäre, einen ſolchen Miniſter zu finden.“

Moradbak, hocherfreuet über dieſe Worte des Königs, ergriff dieſe Gelegenheit, ihre Erkenntlichkeit für den weiſen Abumelek auszudrücken, und ihn aus den Feſſeln zu befreien:

„Herr,“ ſagte ſie hierauf, „Euer Majeſtät beſitzt einen ſolchen Schatz. — Wenn eure Sklavinn,“ fügte ſie hinzu, indem ſie ſich ihm zu Füßen warf, „vor euren Augen Gnade gefunden hat, ſo geruhet, dem Abumelek die Freiheit wieder zu geben, welcher ſeit zehn Jahren in Ketten ſchmachtet. Er iſt es, Herr, dem ihr die erwünſchte Beruhigung verdankt, welche euren Sinnen wiedergegeben zu ſein ſcheint. Seitdem ich das Glück habe, vor euch erſcheinen zu dürfen, hat er jeden Tag mich das gelehrt, was ich Euer Majeſtät erzählen ſollte.“

Hüddſchadſch rief ſich jetzo das Andenken Abumeleks zurück, und machte ſich Vorwürfe, daß er den tugendhaften und freimüthigen Mann ſo lange unterdrückt hatte. Ihn gereuten auch alle die Grauſamkeiten, welche er bisher begangen hatte. Aber nicht min=

der war er von Erkenntlichkeit gegen Moradbak durchdrungen:

„Deine Schönheit,“ ſprach er zu ihr, „hatte ſchon Eindruck auf mein Herz gemacht, deine Tugend unterwirft es dir vollends.“

Die Urkunden des alten Perſerreichs fügen hinzu, daß der König Hüddſchadſch fortan nur nach dem Rathe des Weiſen Abumeleks und der ſchönen Moradbak herrſchte, daß er dieſe auf den Thron erhub, ſie förmlich heirathete, und daß er nun wieder ſchlief.

Abenteuer des Prinzen Abdulſelam
und der
Prinzeſſinn Schelniſſa.

Fünfhundert und ſechs und neunzigſter Tag.

In Indien herrſchte ein mächtiger König, welcher der glücklichſte aller Fürſten geweſen wäre, wenn ihm der Troſt gewährt worden, ſich in einem Sohne wieder zu verjüngen. Seit langer Zeit flehte er den Himmel um dieß köſtliche Geſchenk an. Endlich wurde er erhört; und es fehlte nun nichts mehr an ſeiner Glückſeligkeit. Er ließ ſeinen Sohn in allen Wiſſenſchaften unterrichten; und da ſeine Sorgfalt für die Sitten und die Seele des Zöglings gleichen Erfolg wie die Ausbildung ſeines Geiſtes hatte, ſo ward aus dem jungen Prinzen etwas Vollkommenes. Vor allen waren ſeine

Menſchlichkeit, ſeine gefühlvolle Seele und alle Eigenſchaften ſeines Herzens nicht genug zu loben: im höchſten Grade beſeelte ihn die allgemeine Menſchenliebe, und hatte in ſeinen Augen ſo viel Anziehendes, daß er den König ſeinen Vater um die Erlaubnis bat, eine Karavanſerei, oder freie Herberge für die Reiſenden und Fremden zu erbauen. Der König willigte ein; und als das Gebäude vollendet war, wurden alle ankommende Fremde und Reiſende darin aufgenommen und prächtig bewirthet: alles auf Koſten Abdulſelams; ſo hieß der junge Prinz..

Eines Tages kamen drei Derwiſche an. Abdulſelam beſuchte, wie er häufig zu thun pflegte, ſeine Karavanſerei, und die Derwiſche prieſen, in ſeiner Gegenwart, ſeine Menſchenfreundlichkeit gegen die Fremdlinge. In dem Geſpräche, das ſich zwiſchen ihnen und dem Prinzen entſpann, rühmten ſie ſo ſehr den Nutzen der Reiſen, daß der Prinz auf der Stelle den Entſchluß faßte, auch zu reiſen. Die Derwiſche willigten ein, ihn zu begleiten, riethen ihm aber dabei unter fremden Namen zu reiſen, und deshalb auch ein Derwiſchkleid anzulegen.

Der König war über den Vorſatz ſeines Sohns ſehr betrübt; als er aber ſah, daß nichts ihn davon abbringen konnte, ſo willigte er ein, aber unter drei ſehr ſeltſamen Bedingungen.

Die erſte war, daß er nimmer nüchtern eine Stadt beträte; die zweite, daß er in keine Stadt nach dem Nachmittagsgebete *) einginge; und drittens, wenn er in der Nähe einer Stadt, demnach außerhalb derſelben übernachten müßte, er auf dem Friedhofe **) ſchlafen ſollte.

Abdulſelam ſchwur ſeinem Vater, dieß alles genau zu beobachten.

Am nächſten Tage reiſte er ab, als Derwiſch verkleidet; damit ihm aber unterweges nichts abginge, verſah er ſich mit vielen Diamanten von großem Werthe, welche er in ſeinen Kleidern verbarg; zugleich bewaffnete er ſich mit einem Dolche.

Nachdem die Derwiſche überein gekommen waren, dem jungen Prinzen China zu zeigen, und ihn verſichert, daß dieſes Reich wohl ſeines Beſuchs würdig wäre, machten ſie ſich auf den Weg; und nach einer langen Reiſe, ſo wohl zur See als zu Lande, gelangten ſie endlich in dieſes ungeheure Reich.

Sie befanden ſich um Mittag, gar nicht mehr weit von der Hauptſtadt; und als nun der Prinz ſah, daß ſie hineingehen wollten, da erinnerte er ſich, daß er dieſen Tag noch nicht gegeſſen hatte, und weigerte ſich, fürder zu gehen, mit der Betheurung, daß er nimmer nüchtern eine Stadt betreten werde. Die Derwiſche verwunderten ſich, und ſtellten ihm vergeblich vor, daß er in der Stadt alles finden würde, was er verlangen möchte; er antwortete ihnen, daß ihm der König ſein Vater dieſe Bedingung auferlegt habe, und daß er ihm nicht ungehorſam ſein könne.

---

*) Welches gewöhnlich um fünf Uhr Abends verrichtet wird.

**) Die Grabmäler der muſelmänniſchen Todtenäcker bieten Gemach dazu dar.

Die Derwiſche verließen ihn, und lachten über dieſe wunderliche Bedingung, verſprachen indeß, ihm alsbald aus der Stadt alles Nöthige zu bringen, um ihn in den Stand zu ſetzen, dieſelbe auch betreten zu können.

Einige Stunden verſtrichen, und die Derwiſche kamen mit dem Verſprochenen wieder zu Abdulſelam. Nachdem dieſer nun gegeſſen hatte, ſchickte er ſich an, mit ihnen in die Stadt zu gehen, als er gerade das Volk zum Nachmittagsgebete zuſammen rufen hörte. Auf der Stelle blieb der Prinz ſtehen, und beſchwur die Derwiſche, den nächſten Morgen abzuwarten. Wie viel ſie ihm auch vorſtellten, daß dieſe ängſtliche Befolgung der Befehle ſeines Vaters höchſt lächerlich wäre, er beharrte darauf; und die Derwiſche verließen ihn unwillig und gingen in die Stadt.

Als es nun Nacht ward, erfüllte Abdulſelam auch die dritte ihm auferlegte Bedingung, begab ſich auf den Friedhof vor der Stadt, und nahm ſein Nachtlager in einem Grabmale. Tauſenderlei ängſtliche Betrachtungen verſcheuchten die Ruhe von ihm: um Mitternacht hörte er Geräuſch; er trat aus dem Grabmale, und näherte ſich der Gegend, woher das Geräuſch kam. Nachdem er etliche Schritte gethan hatte, gewahrte er zween Männer, welche von der Stadtmauer einen Kaſten an Stricken herabließen; einer von ihnen, der über die Mauer herab geſtiegen war, nahm den Kaſten von ſeinem Gefährten in Empfang, und trug ihn in die Nähe des Ortes, wo unſer junger Reiſender verborgen war. Beide machten hier ein Grab, und nachdem ſie ihre Laſt darin verſcharrt hatten, ſtiegen ſie wieder über die Mauer, vermittelſt ihrer Leiter, welche ſie ſodann nach ſich zogen.

Fünfhundert und ſieben und neunzigſter Tag.

Abdulſelam blieb noch einige Zeit in ſeinem Verſteck, aus Furcht, daß er von jemand bemerkt würde; dann ſchlug er ſich mit einem Feuerſtahle, welches er bei ſich trug, Licht an, und ging gerade nach der Stelle, wo er den Kaſten hatte eingraben ſehen. Er wühlte die Erde auf, und ſah blutige Spuren; er ſtieß den Deckel des Kaſtens ein, und wie groß war ſein Erſtaunen, als er ein junges Mädchen erblickte, welche von mehreren Dolchſtichen durchbohrt, in ihrem Blute ſchwamm! Er betrachtete ſie näher, und überzeugte ſich, daß ſie noch athmete, hub ſie aus dem Kaſten, legte ſie auf die Erde, zerriß ſeinen Turban, verband damit ihre Wunden und ſtillte das Blut. Die Friſche des Morgens brachte ſie bald wieder zu ſich; ſie ſchlug die Augen wieder auf, und konnte ſich nicht enthalten, ihr Erſtaunen zu bezeigen, als ſie einen jungen Derwiſch bei ihr ſah.

„Wer biſt du?“ fragte ſie Abdulſelam: „und wer ſind die Grauſamen, die dich auf eine ſo unmenſchliche Weiſe behandelt haben?“

„Ich muß eine günſtigere Gelegenheit abwarten, dir meine Unfälle zu erzählen,“ antwortete die junge Schöne: „aber ſei ſo großmüthig, mir ferner deine menſchenfreundliche Hülfe zu gewähren, und rechne auf meine ganze Dankbarkeit.“

Abdulſelam unterdrückte ſeine Neugierde; er begab ſich alsbald in die Stadt, miethete eine Wohnung, kam mit einer Sänfte zurück, und führte die junge Schöne dahin. Ein geſchickter Wundarzt wurde geholt; der vorgebliche Derwiſch ſagte ihm, daß er mit ſeiner Schweſtrr unterweges von Räubern angefallen und ſie verwundet worden. Der Arzt unterſuchte und verband die Wunden, und verſicherte, daß keine darunter tödtlich wäre, und daß ſie binnen kurzer Zeit wieder hergeſtellt ſein würde.

Als ſie völlig wieder geheilt war, drang Abdulſelam in ſie, daß ſie ihm ihre Abenteuer erzählen und ihm entdecken möchte, durch welchen Unfall ſie ſo erdolcht, in einen Kaſten gelegt und begraben worden.

„Es iſt noch nicht Zeit dazu,“ antwortete ſie ihm, „dir meine Unfälle mitzutheilen; du ſollſt ſie eines Tages ſchon erfahren. Willſt du mir aber gefällig ſein, ſo nimm dieſe Diamanten, geh hin und verkaufe ſie, alsdann werde ich dir ſagen, wozu du das daraus gelöſete Geld anwenden ſollſt.“

Abdulſelam gehorchte; und als er mit dem Erlös der Diamanten zurückkam, ſagte ſie zu ihm:

„Geh auf den Baſar *), in einem großen Laden zur Linken wirſt du einen reichen Kaufmann finden, laß dir die beiden beſten Stücke Goldſtoff vorlegen, welche er hat, erkaufe ſie, ohne zu handeln, und bringe ſie mir her.

Abdulſelam that ohne Widerrede alles, was ſie verlangte, und bezahlte die beiden Stücke Goldſtoff mit zweihundert Zecklenen. Als er damit zurück kam, dankte ihm das ſchöne Fräulein für ſeine Willfährigkeit; und am folgenden Morgen gab ſie ihm abermals denſelben Auftrag, welchen er auch eben ſo ausrichtete, wie den erſten. Der Kaufmann, der neugierig war, zu wiſſen, wer dieſer Fremde ſein möchte, der ſo koſtbare Waaren kaufte, forderte für die beiden letzten Stücke den doppelten Werth, und war nicht wenig

---

*) Markt.

erſtaunt, als ihm die geforderte Summe, ohne zu handeln, gezahlt wurde.

Einige Tage darnach drang der Prinz abermals in das Fräulein, ihm ihr Abenteuer zu erzählen; ſie willigte ein, unter der Bedingung, daß er nochmals zu demſelben Kaufmann ginge und zwei Stücke Goldſtoff kaufte; und er gehorchte. Der Kaufmann behielt ihn, aus Erkenntlichkeit, bei ſich zum Mittagseſſen und bewirthete ihn prächtig.

Der Prinz kam erſt am Abend nach Hauſe, und erzählte dem Fräulein alles, was vorgegangen war. Sie bezeugte darüber die größte Freude, und ſagte zu ihm:

„Geh morgenfrüh wieder zu ihm; ſage ihm, du habeſt bei dir eine junge, ſehr reiche Japaniſche Prinzeſſinn, eine große Liebhaberinn von Koſtbarkeiten; bezeigt er ſich nun neugierig, ſie zu ſehen, ſo lade ihn bei ihr zum Mittagseſſen.

Abdulſelam ging alsbald wieder auf den Baſar, und der Kaufmann nahm die Einladung an.

Als er mit ihm nach Hauſe kam, führte er den Kaufmann in ein Vorzimmer, und ging zu dem Fräulein, ihn anzumelden. Sie ſagte darauf:

„Laß ihn allein herein treten und bleib in dem Vorzimmer: übrigens hege keinen Verdacht gegen meine Tugend.“

Dieſe letzten Worte reichten hin, Abdulſelam vollends zu überzeugen, daß der Kaufmann der Geliebte des Fräuleins wäre; und während er noch über die Rolle nachdachte, welche ſie ihm eben ſpielen ließ, trat der Kaufmann in das Zimmer des Fräuleins, welche ſogleich die Thüre abſchloß. Dieſer letzte Umſtand beſtärkte unſern Reiſenden noch mehr in ſeiner Vermuthung. Indeſſen lauſchte er, und hörte plötzlich den Kaufmann einen lauten Schrei ausſtoßen. Abdulſelam ſprengte hierauf die Thüre, und erblickte das Fräulein, wie ſie eben dem Kaufmanne den Kopf abgehauen hatte, welchen ſie noch in Händen hielt. Empört über dieſe Grauſamkeit zog er ſeinen Dolch und wollte auf ſie los ſtürzen, ſie zu durchbohren:

„Halt ein!“ rief ſie ihm zu, „höre mich an, und wenn du mich ſchuldig findeſt, ſo ſchalte über mein Leben.

Geſchichte der Prinzeſſinn von China.

Fünfhundert und acht und neunzigſter Tag.

Ich bin die einzige Tochter des Kaiſers von China; mein Vater, der mich mit der größten Zärtlichkeit liebt, hat für mich außerhalb der Stadt einen Palaſt erbauen laßen, mit den köſtlichſten Gärten umher; dort wohnte ich einen Theil des Jahres, umgeben von einigen Verſchnittenen und Sklavinnen. Eines Tages kam eine alte Frau dorthin, um mir koſtbare Stoffe und andere Kleinode zu zeigen; ich ließ ſie herein führen, und kaufte von ihr etliche Kleinode. Sie kam oft wieder, und brachte mir immer einige Seltenheiten. Endlich verlangte ſie insgeheim mit mir zu ſprechen, und ich willigte ein. Ich mußte ihr ſchwören, daß ich niemand die wichtigen Dinge mittheilen wollte, welche ſie mir entdecken würde, und ſagte mir nun: ein junger ſehr reicher Kaufmann, ihr einziger Sohn, ſei in heftiger Liebe für mich entbrannt, und ſie hielte mich für zu menſchenfreundlich, als daß ich ihn ſterben laßen würde.

Ich war über einen ſolchen Antrag entrüſtet; aber weil ich ihr Verſchwiegenheit gelobt hatte, ſo begnügte ich mich, ihr zu verbieten, mir jemals wieder vor Augen zu kommen.

Die Alte ging hierauf zu einem Schwarzkünſtler, welchen ſie kannte, und bewog ihn, vermuthlich durch ein bedeutendes Geſchenk, ſich ihrer anzunehmen. Der Zauberer ſchrieb etliche Worte auf ein Stück Pergament, und gebot der Alten, daſſelbe in einem Kohlenbecken unter die Aſche zu ſtecken. Sie that es, und legte ſo dieß Pergament in ein großes eiſernes Kohlenbecken, in welchem zu dieſer Jahreszeit kein Feuer gemacht wurde. O wunderbare Macht der Zauberei! in demſelben Augenblick bemächtigte ſich meiner die heftigſte Liebe; ein unbekanntes Feuer ſchlich in meinen Adern, und verzehrte mich: kurz, ich ward ſterblich verliebt in den Sohn der Alten, ohne ihn einmal zu kennen. Ich ließ ſie heimlich zu mir rufen, und bekannte ihr meine Schwachheit. Ich verabredete mit ihr eine Zuſammenkunft: ſie ſollte den jungen Kaufmann in der Nacht durch eine geheime Thüre in mein

Zimmer bringen. Meine Amme, die ich zu meiner Vertrauten machte, ſollte an dieſer Thüre warten und meinen Geliebten herein laßen.

Zu ſeinem Unglücke bekam an dieſem Tage meine Mutter Luſt, mich zu beſuchen, und kam, im Gefolge von Sklavinnen und Verſchnittenen, bei mir zu Nacht zu eſſen. Mit Leidweſen ſah ich meinen Entwurf geſtört. Indeſſen ſchmeichelte ich mir noch, wenn Alle wieder weg gegangen wären, mit dem zuſammen zu kommen, den ich ſehnlich erwartete.

Während wir bei Tiſche ſaßen, kam meine Amme, und flüſterte mir ins Ohr, daß er ſchon in meinem Zimmer wäre. Ich war in Verzweiflung; meine Mutter, die ſich bei mir gefiel, blieb bis tief in die Nacht. Andrerſeits hatte mein Geliebter, zu voll von ſeinem Glücke, den ganzen Tag nicht ans Eſſen gedacht, und litt ſchrecklichen Hunger; er war ganz ſchwach davon; und in Verzweiflung, daß ich ſo lange ausblieb, und befürchtend, daß ich ihn angeführt hätte, ging er endlich, ohne ein Wort zu ſagen, wieder heim. Ich flog nach meinem Zimmer: aber ich fand denjenigen nicht mehr, den ich darin ſuchte.

Die Alte ermangelte nicht, am folgenden Morgen wieder zu erſcheinen; ſie brachte mir von Seiten ihres Sohnes tauſend Entſchuldigungen, und bat mich um eine zweite Zuſammenkunft, die ich auch bewilligte. Mein Geliebter, von Wohlgerüchen duftend und prächtig gekleidet, um mir zu gefallen, wurde abermals in mein Zimmer geführt, und erwartete mit Ungeduld, bis meine Mutter, welche auch dieſen Tag bei mir zum Beſuche gekommen war, ſich wieder entfernte, weil meine Amme ihn darauf vorbereitet hatte, daß ich erſt ſpät in der Nacht zu ihm kommen könnte; und damit er nicht wieder weg ginge, wie das vorigemal, ſo hatte ſie ihn eingeſchloſſen.

In dem Zimmer, wo der junge Kaufmann wartete, ſtand eine Flaſche voll Dinte, mit Ambra und Roſenwaſſer vermiſcht; mein Geliebter fand, beim Umherſtöbern, dieſe Flaſche, roch daran, und in der Meinung, es ſei Ambra und Roſenwaſſer rieb er ſich damit das Geſicht, die Hände und die Kleider ein. Uebrigens hatte er, um nicht dieſelbe Widerwärtigkeit zu erfahren, wie das erſtemal, ſehr ſtark zur Nacht gegeſſen: nun befiel ihn aber ein heftiges Bauchgrimmen; die Thüre war verſchloſſen, er wußte nicht, was er thun ſollte, und die Noth drängte ihn ſehr. Nachdem er überall umher geſucht hatte, fand er endlich einen ſehr künſtlich gearbeiteten Binſenkorb, und bediente ſich deſſelben, ſein Bauchgrimmen zu erleichtern. Nachdem dieß Geſchäft verrichtet war, wollte er ſich des Ganzen entledigen. Durch eine Oeffnung an der Decke ſchien das Mondlicht gegen eine Wand: in ſeiner Angſt hielt er den Widerſchein des Mondes für ein Fenſter, und wollte den Korb ſammt deſſen Inhalt durch dieſe vermeinte Oeffnung hinaus werfen: er ſchleuderte ihn alſo mit Macht von ſich, der Korb ſchlug gegen die Wand, fiel auf denjenigen zurück, der ihn geworfen hatte, und verſetzte ihn in einen Zuſtand, der ſich leichter denken, als beſchreiben läßt.

Fünfhundert und neun und neunzigſter Tag.

Unterdeſſen flog ich nach dem Zimmer, worin mein Geliebter ſich befand: ich trete hinein, ein abſcheulicher unerträglicher Geſtank kam mir entgegen; alles Geräth im Zimmer war beſchmutzt und verpeſtet: endlich, anſtatt eines artigen und liebenswürdigen jungen Mannes, erblickte ich jemand, der kaum noch die Geſtalt eines Menſchen hatte: die Dinte, womit er ſich das Geſicht, die Hände und die Kleider eingerieben hatte, der Unfall mit dem Korbe, — dieß alles entſtellte ihn zum eckelhaften Scheuſal. Beim Scheine der Lichter, welche man vor mir her trug, erblickte der junge Menſch ſeine Geſtalt in dem Spiegel, er entſetzte ſich vor ſich ſelber, und ſo beſprützt mit dem Schmutz des Korbes, wie er war, machte er ſich ſchleunigſt aus dem Staube.

Daheim in ſeinem Hauſe war ſein erſtes Geſchäft, ſich zu waſchen. Seine Mutter war abweſend; er rief einen Sklaven und befahl ihm Waſſer warm zu machen. Der Sklave zündete ſogleich in dem Kohlenbecken, worin das Pergament mit dem Zauber verborgen lag, Feuer an, ſo daß es verbrannte: und in demſelben Augenblicke wurde mein Herz wieder von der Liebe befreiet, womit der Schwarzkünſtler mich für den jungen Kaufmann bezaubert hatte.

Seine Mutter, die bald darnach auch heim kam, wollte ihm zu den Freuden, welche er genoſſen haben ſollte, Glück wünſchen: er aber erzählte ihr ſein unglückliches Abenteuer und die Folgen, welche es gehabt hatte.

„Und wo habt ihr denn Feuer gemacht?“ fragte die Alte. —

„In dieſem Kohlenbecken.“ —

„Ha, Unglücklicher! alles iſt verloren: der Zauber iſt vernichtet; denn darin lag die Zauberſchrift verborgen.“

Sie lief ſogleich hinzu, fand aber in der That nichts mehr als Aſche.

Der junge Kaufmann war über ſein Verſehen ſehr betrübt.

Seine Mutter unterließ indeſſen nicht, am nächſten Morgen wieder zu mir zu kommen, um ihn bei mir zu entſchuldigen: ich aber ließ ſie fort jagen.

Ihr Sohn, voll Verzweiflung, wollte mich gleichwohl wieder beſuchen: von ſeiner Liebe geleitet, begab er ſich eines Nachts an die Mauer meiner Gärten, befeſtigte eine Leiter daran, und ſprang dreiſt herüber, indem die Mauer nach der Gartenſeite niedriger war, als von außen: aber er hatte das Unglück, auf einen der Bienenkörbe zu fallen, welche in dieſer Gegend ſtehen; ſein Fuß ſtieß den Korb ein, die Bienen fuhren heraus, fielen über ihn her und zerſtachen ihn von allen Seiten, ſo, daß ſein ganzer Leib alsbald nur eine Wunde war. Meine Verſchnittenen, die Geräuſch hörten, liefen herbei, zerprügelten ihn tüchtig und warfen ihn vor die Thüre hinaus.

Er kam wieder zu ſich, und ſchleppte ſich mit großer Mühe nach ſeinem Hauſe.

Nachdem die Mutter dieß neue Unglück ihres Sohnes vernommen, ihn ſehr beklagt, und etwas ausgeſcholten hatte, begab ſie ſich wieder zu dem Zauberer, welcher ihr ſchon ſo gut gedient hatte, und ſuchte ihn von neuen zu bewegen, mit ihrem Sohne Mitleid zu haben. Der Zauberer antwortete ihr, weil ſie das Pergament, welches die Prinzeſſinn von China in ihn verliebt gemacht, habe verbrennen laßen, ſo vermöchte er durch keinen andern Zauber der Prinzeſſinn dieſe Liebe abermals einzuflößen; jedoch könnte er vermittelſt ſeiner Kunſt ihn zu ihrem Beſitze verhelfen, ſei es gutwillig oder mit Gewalt. In der That verfertigte er einen neuen Talisman, und verſicherte die Mutter, daß gleich in der nächſten Nacht die Prinzeſſinn von China in das Zimmer ihres Sohnes verſetzt werden ſolle, ſo daß es alsdann auf ihn ankäme, das Abenteuer zu ſeinen Gunſten zu lenken.

In derſelben Nacht wurde ich, nachdem ich auf einem Sopha, noch nicht völlig entkleidet, und noch mit einem Theile meiner Diamanten geſchmückt, eingeſchlafen war, durch die Kraft jenes Talismans in das Gemach des Argliſtigen verſetzt. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich bei meinem Erwachen ihn neben mir erblickte und mich an einem Orte befand, welcher mir ganz unbekannt war!

„Wohlan!“ ſprach er zu mir, indem er mich mit irren Augen anblickte, „jetzo kann ich mich rächen: aber ich verzeihe dir, wenn du dich mir überlaßen willſt.“

„Ungeheuer!“ erwiederte ich ihm: „der Tod ſelber könnte mich nicht zwingen, in deine ſchändlichen Abſichten zu willigen: hinweg!“

Die Art, mit welcher ich dieſe Worte ausſprach, machte ihm begreiflich, daß ich ihn verabſcheute. Beſchämung und Zorn verſetzten ihn außer ſich; er ging hinaus, und kam mit einem Dolche bewaffnet wieder herein. Er drang nun von neuen in mich, mich ſeinen Begierden hinzugeben, und wollte endlich Gewalt brauchen: ich vertheidigte mich, und ſchrie aus Leibeskräften, und dabei geſchah es, ſei es, weil ich mich ſelber ſeinen Streichen darbot, oder aus Grauſamkeit von ſeiner Seite, daß ich von mehreren Stichen hinſank.

Ich lag in Ohnmacht; er hielt mich für todt; und um nun den an der Tochter ſeines Kaiſers begangenen Mord zu verbergen, legte er mich, mit Hülfe eines vertrauten Sklaven, in einen Kaſten, und nachdem beide mich darin aus dem Hauſe gebracht, ließen ſie mich über die Stadtmauer hinab. Der Himmel hat dich her geſandt, mich zu retten; ich habe das Ungeheuer beſtraft, wie du geſehen, und ſeine Beſtrafung ſagt dir das Uebrige meiner Geſchichte. — Aber nun, wer biſt du ſelber?"

Sechshundertſter Tag.

Ich erzählte ihr meine Abenteuer. Die Prinzeſſinn von China erzählte mir hierauf viel von dem Hofe ihres Vaters, von den ſchönen Frauen, welche die Zierde deſſelben waren, und vor allen von der Prinzeſſinn Schelniſſa, der Tochter des Groß-Mandarins. Das reizende Bild, welches ſie mir von derſelben entwarf, entzündete mich; ich ſtellte mir eine Göttinn darin vor, und die Prinzeſſinn gab mir zu verſtehen, daß die Hand dieſes ſchönen Fräulein oder Prinzeſſinn, — denn ſie war eine Nichte des Kaiſers, — der würdigſte Lohn wäre, welchen der Alleinherrſcher von China dem Retter ſeiner Tochter gewähren könnte.

„Ich will dich dem Kaiſer meinem Vater vorſtellen,“ fügte ſie hinzu, „und ihm die wichtigen Dienſte rühmen, welche du mir geleiſtet haſt; er ſoll erfahren, daß ich dir das Leben verdanke, und wird es ſeinem Groß-Mandarin zur Pflicht machen, dir ſeine Tochter zur Gemahlinn zu geben.“

Darüber war es Nacht geworden, Abdulſelam nahm den Leichnam des Kaufmanns, welchen die Prinzeſſinn getödtet, trug ihn nach derſelben Grube, in welche der Böſewicht ſie ſelber zuvor verſcharret hatte, und kam wieder zurück, ohne daß ihn jemand bemerkt hatte.

Am folgenden Morgen miethete Abdulſelam ein prächtig aufgeſchirrtes Pferd, ließ es die Prinzeſſinn beſteigen, und führte es ſelber am Zügel nach dem Palaſte. Sobald man ſie erkannte, verkündigte man es dem Kaiſer ihrem Vater, der mit allen Großen des Reichs ſeiner Tochter entgegen ging. Mit unbeſchreiblichem Entzücken wurde ſie empfangen. Als dieſe Neuigkeit ſich in der Stadt verbreitete ward die Freude allgemein. Der Kaiſer und die Kaiſerinn, die ihre einzige Tochter unwiederbringlich verloren zu haben glaubten, konnten nicht müde werden, ſie zu umarmen und ſie mit Fragen zu beſtürmen.

Abdulſelam und Schelniſſa.

Fortſetzung.

Unterdeſſen war Abdulſelam an dem Thore des Palaſts geblieben, und wartete, bis er gerufen würde:

aber die Prinzeſſinn vergaß ihn im freudigen Entzücken, ihre Aeltern wiederzuſehen; und nachdem er lange geharret hatte, entfernte er ſich, unter Verwünſchungen der Weiber und ihrer Undankbarkeit.

Als er nach Hauſe kam, nahm er das Geräth, welches in der zur Heilung der Prinzeſſinn gemietheten, und für ihn allein zu großen und zu theuren Wohnung zurück geblieben war, und miethete ſich eine kleinere in einem andern Stadtviertel.

Die Prinzeſſinn von China erinnerte ſich endlich, nach Verlauf einiger Tage, Abdulſelams, und ließ ihn nun überall ſuchen, aber weil er ſeine Wohnung verändert hatte, ſo war er nicht zu finden; und es that ihr Leid, ſo wie man es am Hofe bedauert, die Gelegenheit zu einer Handlung der Gerechtigkeit und der Wohlthätigkeit verſäumt zu haben.

Der junge Prinz, der ſchon längſt ſein Derwiſchkleid abgelegt hatte, machte ſeinerſeits es ſich zur Pflicht, die Prinzeſſinn von China zu vergeſſen: aber anders verhielt es ſich mit der Prinzeſſinn Schelniſſa; an dieſe dachte er unaufhörlich; und alles was er von denen hörte, welche er über dieſe Schönheit befragte, vermehrte nur ſeine Liebe. Aber er verzweifelte, jemals zu ihrem Anblicke gelangen zu können, und empfand darüber den tiefſten Kummer. Um dieſe Betrübnis zu zerſtreuen, beſuchte er ſo häufig die Schenkſtuben und andere Vergnügungsörter, daß er binnen kurzer Zeit alles verthat, was er noch beſaß, und ſich zuletzt dem bitterſten Mangel preisgegeben ſah. Sein Zuſtand war um ſo elender, da er nicht wußte, zu wem er in dieſem fremden Lande ſeine Zuflucht nehmen ſollte.

Zum Uebermaaße des Unglücks begann der Winter ſeine Strenge fühlen zu laßen; erſtarret vor Kälte und von allen Hülfsmitteln entblößt, flüchtete er ſich in eine Badſtube. Der Bader, der gerade abweſend war, kam nach einiger Zeit heim; der unglückliche Prinz ſprach ihn an und beſchwur ihn, ihn nicht eher hinaus zu jagen, als bis er ſich ein wenig erwärmt hätte. Der Bader betrachtete ihn, und da er etwas Vornehmes in ſeiner Geſtalt zu erkennen glaubte, trotz des Zuſtandes, in welchen er verſetzt war, erbot er ſich, ihn bei ſich zu behalten, wenn er ihm Hülfe leiſten wollte: was der Prinz mit großen Freuden annahm.

So lebte Abdulſelam ſchon einige Zeit bei dem Bader, als dieſer, der von Anfang her an ſeinem Gaſt einen tiefen Kummer bemerkt hatte, eines Tages zu ihm ſagte:

„Ich ſehe wohl, daß du Unglück erlitten haſt; und die tiefe Schwermuth, in welche du verſenkt biſt, beweiſet, daß das Andenken daran dir ſtäts gegenwärtig iſt: vertraue dich mir; vielleicht kann ich dir Linderung verſchaffen.“

Abdulſelam glaubte ſeinem Wohlthäter nichts abſchlagen zu dürfen, und erzählte ihm ſeine Lebensgeſchichte und vertraute ihm ſeine Liebe zu der Prinzeſſinn Schelniſſa.

„Ich habe verſprochen, dir zu dienen,“ ſagte der Bader hierauf, „und ich will es und kann es.“

Zu gleicher Zeit zog er eine hölzerne Schachtel hervor, welche gewiſſe Pflåſterchen enthielt, die in die Augenwinkel gelegt werden; er nahm eins davon heraus, klebte es dicht neben Abdulſelams rechtes Auge, und ſagte zu ihm:

„Geh und zeige dich ſo in dem Palaſte des Kaiſers.“

Sechshundert und erſter Tag.

Abdulſelam verließ ſich auf ſein Wort, und ging hinaus, ohne weiter nachzuforſchen. Aber kaum war er auf der Gaſſe erſchienen, als alles Volk ſich um ihn verſammelte und ihm folgte. Abdulſelam, der von der Wirkung des Pflaſters nichts wußte, verwunderte ſich ſehr über die Volksmenge, welche ſich ihm nachdrångte. Er ſchritt indeſſen fürder, ohne inne zu werden, daß er zur Hälfte unſichtbar war; denn dieſes Pflaſter, welches die Kraft hatte, die Gegenſtånde, auf welche es geheftet wurde, den Blicken zu entziehen, und ihm von dem ſchalkhaften Bader nur an das eine

Auge geklebt war, ließ von ihm nur einen halben Menſchen ſehen, der auf Einem Beine einher ſchritt.

Die Volksmenge folgte ihm ſo bis an den Palaſt des Kaiſers. Seine Erſcheinung erregte hier neues Erſtaunen. Der Kaiſer, die Kaiſerinn und alle Frauen des Hofes wollten ein ſolches Wunder ſchauen. Der Groß-Mandarin wollte auch die Prinzeſſinn Schelniſſa ſeine Tochter eines ſo bewundernswürdigen Anblicks nicht berauben; und als Abdulſelam nun diejenige vor ſich ſah, von welcher man ihm ſo große Schilderungen gemacht hatte, fand er ſie noch viel wunderſchöner als er ſich eingebildet hatte. Dieſer Anblick machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er einen tiefen Seufzer ausſtieß und in Ohnmacht ſank.

Als er wieder zu ſich gekommen war, verließ er ſchleunig den Palaſt, und verbarg ſich, bis es Nacht ward; denn er fürchtete wieder in den Gaſſen verfolgt zu werden, wenn er am Tage zu ſeinem Wirthe heim kehrte.

Der boshafte Bader empfing ihn mit Lachen, und Abdulſelam ſprach zu ihm:

„Was habe ich dir denn gethan, daß du mich zum Mährchen der ganzen Stadt gemacht haſt? Gib mir meine vorige Geſtalt wieder, ich beſchwöre dich darum.“

„Mistraue mir nicht,“ antwortete ihm der Bader; „ich habe dir verſprochen, dir zu dienen, und ich werde dir Wort halten: aber zuvor vernimm meine Abenteuer, und lerne meine ganze Macht kennen.

Geſchichte des Baders.

Mein Vater war ein ſehr reicher Mann, er ſtarb frühzeitig, und ich verſchwendete in kurzer Zeit das Erbtheil, welches er mir hinterlaßen hatte.

Eines Tages, als ich hinaus ging auf ein Dorf, um Korn zu kaufen, wurde ich unterweges von einem ſtarken Regen überfallen. Ich hatte einen Scheffel bei mir, damit das Korn zu meſſen, welches ich kaufen wollte; und um meine Kleider nicht durchnäſſen zu laßen, zog ich ſie aus, that ſie in den Scheffel, kehrte ihn um, und ſetzte mich darauf. Als der Regen vorüber war, kleidete ich mich wieder an und ſetzte meinen Weg fort.

Nachdem ich etliche Schritte gethan hatte, erblickte ich eine ſcheußliche Geſtalt, welche mir entgegen kam; ſie war ganz durchnäßt, und vom Kopf bis zu den Zehen über und über mit Koth beſpritzt. Dieß ſchreckbare Weſen erſtaunte, mich ſo trocken zu ſehen, als wenn es gar nicht geregnet hätte, und nachdem es mich ſehr aufmerkſam betrachtet hatte, ſprach es zu mir:

„Ich bin ein Geiſt und kann alle möglichen Zaubereien und Kunſtſtücke: aber ich weiß nicht, wodurch du dich vor dem Regen bewahren konnteſt, welcher jetzt eben gefallen iſt."

„Herr," antwortete ich ihm, „es iſt die Wirkung eines Spruches, gewiſſer Worte." —

„Lehre ſie mich."

„Ich will es thun, mit der Bedingung, daß du mich zuvor die ſchönſten von den geheimen Künſten lehreſt, welche du verſtehſt."

Der Geiſt willigte ein, und lehrte mich auf der Stelle viele Hexereien, Beſchwörungen und Zauberſprüche. Dagegen verlangte er nun auch von mir den Spruch zu wiſſen, wodurch ich im Regen wandern könnte, ohne naß zu werden.

Ich erzählte ihm hierauf die Geſchichte mit meinem Scheffel: voll Wuth, ſich ſo angeführt zu ſehen, machte er Miene, ſich zu rächen: aber ich ſprach ſchleunig einige Worte aus, welche er mich gelehrt hatte, und im Augenblick befand ich mich in das Dorf verſetzt, wo ich Korn kaufen wollte.

Ich weiß nicht, was aus dem Geiſte geworden iſt; indeſſen gelobte ich, mich meiner Wiſſenſchaft nur zu bedienen, um Gutes zu thun, und ich habe bisher mein Wort nicht gebrochen.

Zwar bin ich es, welcher der Mutter des Kaufmanns, von welcher du mir erzählt haſt, das zauberiſche Pergament gab, und darnach die Prinzeſſinn von China in das Zimmer ihres Sohnes verſetzte: aber ich wußte nichts von ihren böſen Abſichten. Was dich betrifft, ſo ſei ganz ruhig; ich will dir in deiner Liebe behülflich ſein. Das Pflaſter, welches ich dir an das Auge geklebt habe, hat die Kraft, dich unſichtbar zu machen: jedoch um die Aufmerkſamkeit des Hofes auf dich zu ziehen, und dir Gelegenheit zu verſchaffen, deine geliebte Prinzeſſinn zu ſehen, habe ich dir für dießmal nur zur Hälfte dieſen Dienſt erwieſen; nunmehr aber will ich mein Werk vollenden."

Sechshundert und zweiter Tag.

Abdulſelam und Schelniſſa.

Beſchluß.

In der That ging Abdulſelam am folgenden Morgen wieder mit dem Pflaſter aus, wie geſtern, aber jetzt an beiden Augen, dergeſtalt, daß er gänzlich unſichtbar war; und ſo begab er ſich in den Palaſt des Groß-Mandarins, des Vaters der Prinzeſſinn Schelniſſa. Er tritt ein; niemand hält ihn auf; durch die Säle der Männer fliegt er in die Zimmer der Frauen; er dringt endlich bis in das Gemach der Prinzeſſinn, er ſieht ſie, er betrachtet ſie nach Gefallen, ohne daß man argwöhnet, es ſei jemand in dem Zimmer.

Als die Nacht heran kam, entkleidete man die Prinzeſſinn und brachte ſie, in Gegenwart des glücklichen Abdulſelam zu Bette. Ihre Amme zündete zwei Wachslichter an, ſtellte ſie zu den Füßen der Prinzeſſinn, und entfernte ſich; und Abdulſelam, nachdem er voll Ungeduld abgewartet hatte, bis ſeine Geliebte eingeſchlafen wäre, ſchlüpfte zu ihr in das Bette, umarmte ſie und drückte ſie feſt an ſich.

Die Prinzeſſinn erwachte davon und ſtieß ein durchdringendes Geſchrei aus. Die Amme lief herbei und fragte ſie, noch halb im Schlafe:

„Was ſchreieſt du denn ſo laut?“

„Ich fühlte,“ antwortete Schelniſſa, „wie ein Mann mich in ſeine Arme drückte.“

„Ho ho!“ erwiederte die Amme, „wir wollen doch ſehen, wo dieſer Verwegene ſich hat verbergen können.“

Nachdem ſie in allen Winkeln des Zimmers geſucht hatte, ohne jemand zu finden, ſagte die Amme:

„Beruhige dich, mein Kind; du ſiehſt wohl, daß kein Mann hier iſt: du haſt nur einen böſen Traum gehabt. Gute Nacht, ſchlafe wohl, und träume nicht wieder.“

Die Prinzeſſinn ſchlief wieder ein, und Abdulſelam begann von neuen ſie nach Herzensluſt zu umarmen. Sie erwachte abermals, ſträubte ſich, und ſchrie noch ſtärker, als das erſtemal.

Die Amme kam wieder herbei, ſuchte abermals, und fand abermals nichts.

„Biſt du toll geworden?“ ſagte endlich die Amme, die darüber verdrießlich ward. „Ei! wie ſoll dich denn ein Mann umarmt haben, da doch keiner hier zu finden iſt?“

Um ſich zu rechtfertigen, zeigte ihr die Prinzeſſinn auf ihren Wangen die Spuren der Küſſe, welche ſie empfangen hatte. Die Amme war jetzo von dem Grund ihrer Klagen überzeugt; da ihr aber die ganze Sache unbegreiflich blieb, ſo lief ſie hin zu dem Groß-Mandarin und benachrichtigte ihn von dem, was vorgegangen war. Dieſer begab ſich ſogleich in das Gemach ſeiner Tochter; und da er nicht mehr, als die Amme von dieſem ſeltſamen Vorfalle begriff, verfügte er ſich am nächſten Morgen zu dem König, und benachrichtigte ihn davon, indem er ihn ein ähnliches Schickſal für ſeine Tochter befürchten ließ.

Sechshundert und dritter Tag.

Der König verſammelte ſeinen Rath, aber man wußte nicht, welchen Beſchluß man bei dieſer ſeltſamen Anzeige faſſen ſollte. Endlich ſagte einer der Reichsräthe, er kenne eine Zauberinn, und ſei überzeugt, wenn man ſie wollte kommen laßen, ſo würde ſie dieß Wunder zu erklären wiſſen. Der König und der ganze Rath ſtimmten ihm bei; die Zauberinn wurde vorgefordert, und erſchien bald darauf. Man legte ihr den Fall vor, und ſie antwortete:

„Dieſes ſeltſame Ereignis iſt das Werk eines großen Zauberers in dieſem Lande: all meine Macht, all meine Wiſſenſchaft vermag nicht zu vernichten, was er hervorgebracht hat: aber ich will verſuchen, die Wirkung deſſelben abzuwehren. Wenn jener Unverſchämte dieſe Nacht ſich wieder in dem Schlafgemache der Prinzeſſinn einſtellt, ſo verſchließe man alle Thüren deſſelben, und ſtelle Wachen davor; die Prinzeſſinn muß ſich weniger ſträuben, und wir wollen ſehen, ob er die Frechheit hat, uns zu entſchlüpfen.“

Man befolgte ganz genau die Vorſchriften der Alten. Als es Nacht geworden war, kam der Prinz wieder und legte ſich zu Schelniſſa, welche ihm weniger Widerſtand zu leiſten ſchien. Bald aber rief ſie die auf der Lauer ſtehenden herbei; die Thüre wurde verſchloſſen und die Wachen ſtellten ſich ſogleich vor die Fenſtern und vor alle übrigen Ausgänge des Zimmers, und bewachten ſie mit dem bloßen Säbel in der Hand. Als Abdulſelam die Gefahr bemerkte, welche ihn bedrohte, ſuchte er vergeblich zu entſchlüpfen. In demſelben Augenblick befahl die Zauberinn die Decke des Zimmers, aus welchem die Prinzeſſinn ſich eilfertig geflüchtet hatte, aufzuheben, und ließ Schwefel und andere angebrannte Sachen von oben hinein werfen. Alsbald wurden die Naſe, der Mund und die Augen des Prinzen von einem dicken Rauch erfüllt, er war nahe daran, zu erſticken; dicke Thränen rollten ihm aus den Augen, ohne daran zu denken, wiſchte er ſie ſich mit der Hand ab: dadurch fiel eins von den geheimnisvollen Pflaſtern, das ſeine Thränen losgeweicht, ab, und es erſchien nun wieder die eine Hälfte eines Menſchen. Sogleich bemächtigten die Soldaten ſich ſeiner und banden ihn mit Stricken. Als Abdulſelam ſich ſo gefangen ſah, konnte er ſich nicht enthalten zu weinen: das Pflaſter an dem andern Auge verlor auf dieſelbe Weiſe ſeine Wirkung, und man ſah nun mit Erſtaunen, daß der gefangene halbe Mann ein ganz vollſtändiger war. Er wurde alsbald vor den König geſchleppt, der ihn zu dem Galgen verurtheilte.

Einige Stunden darauf wurde er nach dem Richtplatze geführt; eine zahlloſe Volksmenge folgte ihm dahin. Als er dort ankam, ging zufällig einer der drei Derwiſche, mit denen er die Reiſe hieher angetreten hatte, und der in der Stadt geblieben war, und ihn bisher vergeblich geſucht hatte, über den Platz, und erkannte ihn, trotz des kläglichen Zuſtandes, in welchen er verſetzt war.

„Wenn du mir das Leben retten willſt,“ ſprach Abdulſelam zu ihm, „ſo eile nach jenem Stadtviertel in das dortige Bad, benachrichtige den Bader von meiner traurigen Lage, und bitte ihn, mir zu Hülfe zu kommen."

Sechshundert und vierter Tag.

Der Derwiſch flog zu dem Bader, und ſetzte ihn in Kenntniß von Abdulſelams Gefahr. Der Bader öffnete hierauf einen großen Kaſten, murmelte einige Zauberſprüche, und alsbald ritt eine ſo große Menge Reiter aus dem Kaſten hervor, daß der ganze Hof davon voll war. Dann nahm er aus demſelben Kaſten etwas weiße Erde, rieb ſich damit das Geſicht, und augenblicklich legte er ſeine eigene Geſtalt ab, und nahm die des Groß-Mandarins an. Er beſtieg nun ein prächtiges Roß, und ſprengte mit ſeinem ſtattlichen und trefflich berittenen Gefolge, nach dem Platze, wo Abdulſelam hingerichtet werden ſollte.

Der Henker wollte ihn eben ſchon erwürgen, als der Bader ankam:

„Halt! halt!" rief er mit gebieteriſchem Tone: „der König hat ſich von der Unſchuld dieſes jungen Menſchen überzeugt, und begnadigt ihn."

Die Gerichtsbeamten, welche ihn für den Groß-Mandarin anſahen, gehorchten, und ſchnitten ſogleich den Strick ab, welcher ſchon um den Hals des Prinzen lag. Dieſer war ohnmächtig geworden; man beſprengte ihn mit Waſſer, und er kam wieder zu ſich.

Der vorgebliche Groß-Mandarin ließ ihn ein ſehr ſchönes Pferd beſteigen, und befahl den Gerichtsbeamten, nach dem Palaſte des Königs zurück zu kehren, er ſelber würde ihnen bald nachfolgen. Er nahm aber den Weg nach ſeinem Hauſe. Als er wieder in ſeinem Hofe angekommen war, murmelte er wieder andere Zauberſprüche, und die Reiter und Pferde gingen von ſelber wieder in den Kaſten, aus welchem ſeine erſte Beſchwörung ſie hervor gerufen hatte. Er rieb ſich hierauf mit derſelben weißen Erde, deren er ſich zu ſeinem Auszuge als Groß-Mandarin bedient hatte, und nahm ſeine gewöhnliche Geſtalt wieder an. Abdulſelam erkannte ihn jetzt, und fiel ſeinem Retter dankbar zu Füßen.

Sechshundert und fünfter Tag.

Unterdeſſen waren die Schergen und Gerichtsbeamten im Palaſt angekommen, und waren ſehr erſtaunt, den Groß-Mandarin dort zu finden, welchen ſie eben verlaßen, und einen andern Weg hatten nehmen ſehen, als den nach dem Palaſt. Der König fragte ſie, ob ſie ſeinen Befehl vollzogen hätten; ſie antworteten, der Groß-Mandarin ſelber ſei mit einem zahlreichen Gefolge gekommen und habe ihnen angekündigt, daß Seine Majeſtät den Schuldigen begnadigt. Der König gerieth in heftigen Zorn, und erwiederte ihnen, der Groß-Mandarin habe ihn gar nicht verlaßen. Die Gerichtsbeamten, die für ihren Kopf fürchteten, ließen ſogleich eine große Menge Leute herbei holen, welche zugegen geweſen waren, und vor dem König alle bezeugten, daß der Groß-Mandarin in ſeinem Namen den Verbrecher befreiet habe.

Man nahm jetzt abermals ſeine Zuflucht zu der alten Zauberinn. Dieſe erkundigte ſich genau nach dem Wege, welchen der falſche Mandarin und ſein Gefolge genommen, und nachdem ſie erfahren hatte, wohin ſie gezogen waren, ſo errieth ſie gleich, daß dieß wieder eine Bezauberung des Baders geweſen.

Der König befahl ſogleich den Mandarinen ſich nach dem Hauſe dieſes Menſchen zu verfügen und ihn mit dem Verbrecher herbei zu führen.

Der Groß-Mandarin ſtieg zu Pferde, mit einer zahlreichen Begleitung, und kam bei dem Hauſe des Baders an. Dieſer aber hatte ihn ſchon von weiten kommen ſehen, und ſprach ſogleich gewiſſe Zauberworte aus. Augenblicklich verſchwand das Bad vor dem Mandarin, und er ſah anſtatt deſſelben einen wonniglichen Garten, und darin mehrere Luſthäuſer, welche mit Allem was die Kunſt zu erfinden vermag, ausgeſtattet und geziert waren. Der Bader trat ihm höflich entgegen und lud ihn ein, ſich auszuruhen. Der Mandarin nahm dieſes Erbieten an; und da es ſehr heiß war, ſo legte er ſeine Mütze und ſein Kleid ab. Bald darauf ſah der Mandarin etwa zwanzig Edelknaben herein treten, alle prächtig gekleidet und von blendender Schönheit; ſie trugen goldene Schüſſeln mit köſtlichen Speiſen; die Tafel wurde damit beſetzt; und eben ſo prächtig war die ganze übrige Bewirthung.

Der erſtaunte Mandarin betrachtete lange alle dieſe Wundererſcheinungen, und wollte eben von einigen der vor ihm ſtehenden Gerichte koſten: da erbebte plötzlich die Erde, der Donner rollte, der Garten verſchwand, und der erſchrockene Groß-Mandarin befand ſich mitten auf dem großen Baſar der Stadt, umgeben von den ſchönen Edelknaben, welche ſich in bellende Hunde verwandelt hatten. Das Volk lief herbei, umringte ihn, und begleitete mit ſeinem Hohngeſchrei das Bellen der Hunde. Der Mandarin, der ſich ſo von dem Zauberer gefoppt ſah, ergriff die Flucht, und der Pöbel verfolgte ihn. Glücklicherweiſe begegnete er einem ſeiner Freunde, und flüchtete ſich in deſſen Haus.

Sechshundert und ſechster Tag.

Während er hier die Kleider wechſelte, bedachte er, wenn er dem König erzählte, was ihm widerfahren wäre, ſo würden alle Mandarine ſich über ihn luſtig machen; er beſchloß alſo ſein Geheimnis zu bewahren, damit ein andrer eben ſo angeführt würde, als er.

Demnach erſchien er vor dem Könige, und berichtete ihm, er habe den Verbrecher und den Bader in einem Bade des von der alten Zauberinn bezeichneten Stadtviertels geſehen: weil er aber allein geweſen, ſo habe er ſie nicht verhaften können.

„Es fehlt dir an Herzhaftigkeit;“ ſagte ein andrer Mandarin zu ihm: wenn der König es mir erlaubt, ſo will ich augenblicklich dieſe Frevler zu ſeinen Füßen her ſchleppen.“

Der König bewilligte es. Der Mandarin machte ſich ſogleich auf den Weg, und kam bei dem Bade an; er ſtieg vom Pferde: aber in demſelben Augenblick verwandelte ſich das Badehaus in einen prächtigen Palaſt. Eine Menge ſchöner Sklaven beiden Geſchlechts kam ihm tanzend entgegen, und führte ihn zu einem Thron, auf welchen er ſich ſetzen mußte. Erſtaunt und geblendet, ſtrengte er ſich vergeblich an, dieſes Wunder zu begreifen. Aber plötzlich folgte tiefes Dunkel auf das Tageslicht; Donner und Blitz vermehrten das Grauen der nächtlichen Finſternis, und der zitternde Mandarin befand ſich an der Mauer des Schloſſes, umgeben von einem Rudel Katzen, welche ihn anmjauten und krallten. Er rannte davon, was er laufen konnte, und flüchtete ſich ſo ſchleunig und heimlich als möglich in das Haus eines ſeiner Verwandten, wechſelte die Kleider, und kehrte nach dem Palaſt zurück.

Unterweges bedachte er, daß ſeinem Vorgänger ohne Zweifel ein ähnliches Unglück begegnet wäre, derſelbe ſich aber deſſen nicht gerühmt hätte. Er hielt es alſo für rathſam, ſeine Schweigſamkeit nachzuahmen; und als der König ihn fragte, ob er die Schuldigen mit brächte, antwortete er ihm:

„Herr, ich kam an die Thüre des Baders, ich ſah ſie beide, aber ſie verſchloſſen ihre Thüre ſo feſt, daß ich ſie nicht zu ſprengen vermochte, und auch nicht konnte einſtoßen laßen, weil alle Nachbarn umher dieſe Menſchen als Zauberer fürchteten, und ſich weigerten, Hand an ſie zu legen.

Der Groß-Mandarin gerieth in wüthenden Zorn: „Wäre es nicht ſchon Nacht,“ ſagte er zu dem andern Mandarin, „ſo würde ich dir heute noch durch mein Beiſpiel beweiſen, daß du ein Feigling biſt, eben ſo wie jener, der zuvor bei dem verwünſchten Bader war: aber morgen früh will ich mich ſelber hin begeben, und da ſollt ihr ſehen, ob ſeine Hexereien mir Furcht einjagen können.

Sechshundert und ſiebenter Tag.

Wirklich begab er ſich am nächſten Morgen früh nach dem Hauſe des Baders. In demſelben Augenblick aber, wo er eintreten wollte, erblickte er einen paradieſiſchen Park, deſſen Mauern von weißem Marmor waren: eine Pforte von Ebenholz, mit Schloß und Angeln von Silber, zeigt ſich vor ihm; der Bader tritt in der Geſtalt eines ehrwürdigen Greiſes ihm entgegen, und der Groß-Mandarin frägt ihn, wem dieſer wundervolle Garten gehöre.

„Es iſt der meinige,“ antwortete der Bader.

„Iſt es möglich?“ erwiederte der Mandarin: „der Kaiſer ſelber hat keinen ſo ſchönen.“

„Herr,“ verſetzte der Bader, „macht es euch Vergnügen, darin zu luſtwandeln, ſo will ich euch die Pforte öffnen.“

Sogleich drehte der Zauberer einen goldenen Schlüſſel um, die Thüre drehte ſich in ihren ſilbernen Angeln, und der Mandarin trat ein. Der Glanz und der Duft der Blumen, die Länge der Baumgänge, kurz die ganze Anordnung dieſes Zaubergartens entzückt den Groß-Mandarin. Er thut einige Schritte, da bietet ſich ſeinen Blicken ein Becken von ungeheurem Umfange, voll Waſſer, klarer wie Diamanten: er bleibt ſtehen, und betrachtet mit Vergnügen alle dieſe Wunder. Unterdeſſen hatte der Bader am Fuße eines Baumes einen Perſiſchen, von Gold und Seide durchwirkten Teppich ausgebreitet; der Mandarin ſetzte ſich darauf, und der Bader lud ihn ein, ſich in dem Becken zu baden, und lobte ihm die Eigenſchaften dieſes Waſſers. Der Mandarin konnte dem Verlangen darnach nicht widerſtehen, und der Zauberer reichte ihm ein Badetuch mit Gold und Perlen geſtickt. Der Mandarin entkleidete ſich, bedeckte ſich mit dem Tuche, und trat in das Becken; er ſchwamm darin umher, tauchte unter, und ſchien an dieſem Bade großes Vergnügen zu finden: aber plötzlich verſchwindet alles, und er befindet ſich nackt in einer großen Lache ſtinkenden Waſſers am Ende der Stadt.

Sechshundert und achter Tag.

Das Volk fand es höchſt anſtößig, einen nackten Menſchen in dieſem abſcheulichen Bade ſich ergetzen zu ſehen; die Männer verhöhnten ihn mit Ziſchen und Pfeifen, und ſelbſt mit Steinwürfen, und die Weiber verſpotteten und beſchimpften ihn. Zu ſeinem Glücke wurde er nicht erkannt. Tief beſchämt, wie man ſich wohl denken kann, floh er, ſo ſchleunig er konnte, von dannen, und erreichte endlich ſeinen Palaſt.

Kaum konnte er ſich ſeinen eigenen Leuten kenntlich machen, die ihm nicht ſeine Thüre öffnen wollten. Endlich gelangte er in ſein Zimmer; er kleidete ſich eiligſt an, und begab ſich zu dem Kaiſer. Aufrichtiger, als die beiden vorigen Mandarine, berichtete er alles, was ihm eben begegnet war. Die beiden anderen, die gegenwärtig waren, folgten nun ſeinem Beiſpiel, und erzählten ebenfalls umſtändlich, welche Streiche ihnen der Zauberer geſpielt hatte.

„Ihr ſetzet mich in Erſtaunen,“ ſprach der König zu ihnen: „aber ich will darüber aufgeklärt ſein, und mich auf der Stelle ſelber zu dem frevelhaften Bader begeben.“

Er machte ſich in der That ſogleich auf den Weg, in Gefolge ſeines ganzen Hofes und der drei Mandarine.

Der Bader ſtand mit Abdulſelam an der Thüre ſeines Hauſes.

„Warum haſt du dieſen Elenden bei dir aufgenommen?“ fragte ihn der König.

„Herr,“ antwortete der Schwarzkünſtler, „er iſt wider meinen Willen herein gekommen. Und wie hätte ich es ihm auch verwehren können? er iſt ſo ſtark, daß er mit einem Naſenſtüber einen Menſchen mitten durchſpaltet und ihn todt zu ſeinen Füßen hin ſtreckt.“

„So wollen wir doch ſehen,“ erwiederte der entrüſtete Fürſt, „ob er der Schärfe meines Säbels zu widerſtehen vermag.“

Mit dieſen Worten drang er mit gezücktem Säbel auf den Prinzen ein. Der Bader aber murmelte ſogleich einige Zauberſprüche her, und der Arm des Königs blieb in der Luft ſchwebend. Der linke Arm wollte nun dem rechten zu Hülfe kommen, blieb aber daran feſt geheftet, ſo daß der Kaiſer weder den einen, noch den andern regen konnte. Der Groß-Mandarin ſprang jetzo ſeinem Herrn bei: aber ſeine Hand blieb nun feſt am Arme des Kaiſers kleben, der vergeblich den Mandarin drängte, ihn los zu laßen und ſich zu entfernen.

Kurz, auch die beiden anderen Mandarine und nach einander alle Begleiter des Kaiſers, und ſeine ganze Leibwache, wollten bei dieſer Gelegenheit ihren Dienſteifer bethätigen, und wurden durch die Wirkung deſſelben Zaubers, wie eine Kette, an ein ander geheftet, und ſtanden mit aufgehobenen Armen da, wie ihr Herr, ohne ihre Stellung verändern zu können.

Jetzo bat der Kaiſer, trotz ſeines ganzen Stolzes, den Bader flehentlich, dieſe Bezauberung aufzuheben.

„Ich will es thun," antwortete der Schwarzkünſtler, „aber nur unter zwei Bedingungen."

„Worin beſtehen ſie?" fragte der Kaiſer: „ich bewillige ſie zum voraus, ohne ſie noch zu kennen, und ich gebe dir mein kaiſerliches Wort darauf: aber befreie mich ſchleunigſt."

„Die erſte iſt," fuhr der Bader fort, „daß du dieſem jungen Manne hier" (indem er auf Abdulſelam zeigte) „die Tochter deines Groß-Mandarins zur Gemahlinn gebeſt; und die andere Bedingung iſt, daß du die alte Hexe, welche dir meine Wohnung verrathen hat, durch die ganze Stadt auspeitſchen laßeſt."

„Ich habe ſchon alles bewilligt, und ich beſtätige es nochmals," ſagte der König, höchſt ermüdet von ſeiner Stellung: „aber zögere nicht länger, mir den Gebrauch meines Arms wieder zu geben.“

Auf der Stelle hauchte der Zauberer ſie an, und der Zauber war gelöſet.

Sechshundert und neunter Tag.

Der Kaiſer, ſeinem Worte getreu, führte Abdulſelam und den Bader mit in ſeinen Palaſt, und ließ beiden allerlei Ehren erweiſen. Abdulſelam erzählte nunmehr dem Kaiſer ſeine Abenteuer, und dieſer, höchſt erfreuet, zu vernehmen, daß er der Prinzeſſinn Schelniſſa ebenbürtig war, und daß er ihm das Leben ſeiner eigenen Tochter verdankte, überhäufte ihn mit den zärtlichſten Liebkoſungen, und führte ſelber ihn zu ſeiner Tochter, die entzückt war, ihren Retter wieder zu ſehen.

Die Vermählung Abdulſelams mit Schelniſſa wurde mit der größten Pracht gefeiert; die Feſte dauerten mehrere Tage, und Abdulſelam war ſo glücklich, Schelniſſa dieſelbe Liebe einzuflößen, welche er für ſie empfunden hatte.

Er verlebte ein ganzes Jahr in dem Rauſche der Freuden; aber nach Verlauf dieſer Zeit meldete ſich das Heimweh bei ihm. Er ſann unabläßig auf Mittel, wodurch er den Kaiſer von China, den Groß-Mandarin ſeinen Schwiegervater, und ſeine Gattinn ſelber bewegen könnte, in dieſe Reiſe zu willigen. Endlich gelang es ihm, ſie dahin zu bereden; das Verlangen, ſeinen Vater und ſeine Mutter wieder zu ſehen, die über ſein Schickſal ſehr in Sorgen ſein müßten, diente ihm zur Entſchuldigung.

Sechshundert und zehnter Tag.

Er reiſte alſo mit Schelniſſa heim. Sein Schwiegervater begleitete ſie bis an den Hafen, wo ſie ſich zur Fahrt nach Indien einſchiffen mußten. Ein wohl ausgerüſtetes Schiff erwartete ſie hier. Die beiden jungen Gatten nahmen mit weinenden Augen Abſchied von ihrem Vater und Schwiegervater.

Das Schiff ging unter Segel, und mehrere Tage hatten ſie den günſtigſten Wind. Aber plötzlich ſchwärzte ſich der Himmel, der Donner rollte, ein furchtbarer Sturm erhub ſich, und bald war das Schiff verſunken. Der Prinz und die Prinzeſſinn faſt allein retteten ſich in einem Boote, welches noch drei Tage lang umher geworfen wurde, bis es ſie an ein unbekanntes Land brachte. Sie ſtiegen auf der Küſte aus, und ihre erſte Sorge war, dem Himmel für ihre Rettung Dank zu ſagen.

Sie gingen tiefer ins Land hinein, ohne zu wiſſen, wo ſie waren. Schelniſſa, von dem langen Weg ermüdet, welchen ſie ſchon gemacht hatte, und von der Hitze und vom Hunger gequält, bat Abdulſelam, etwas anzuhalten: ſie ſetzten ſich in den Schatten einer Pinie, und die Prinzeſſinn ſchlief auf Abdulſelams Schooß ein, der zu beſorgt und aufgeregt war, um der mindeſten Ruhe zu genießen.

Während Schelniſſa ſo ſchlief, bemerkte er in ihrem Buſen ein Tuch, welches etwas zu verwahren ſchien: er zog es hervor, und ſah, daß es allerdings Rubinen, Perlen und Diamanten von wundervoller Schönheit enthielt. Er betrachtete ſie mit Vergnügen; denn alle übrigen Reichthümer, welche er aus China mitgenommen hatte, waren von den Wellen des Meeres verſchlungen. Er wollte darnach alles wieder an ſeinen Ort ſtecken: aber in demſelben Augenblick ſtieß ein Falke, der ohne Zweifel die Rubinen für ein Stück rohes Fleiſch hielt, hoch aus den Lüften ſpellſchnell hernieder, ergriff ſie, und flog damit hinweg.

Der Prinz fürchtete, ſeine Gattinn aufzuwecken, legte ihr Haupt ſanft auf die Erde, ließ das Tuch, und was noch darin war, neben ihr liegen, und lief dem Falken nach, welchen er nicht aus dem Geſichte verloren hatte. Er verfolgte ihn lange von Baume zu Baume, bis er wieder an das Ufer des Meeres kam. Da ſah Abdulſelam, daß der Falke nach einem nahen Eilande hinüber flog. Glücklicherweiſe fand er hier noch daſſelbe Boot, welches ſie hieher gerettet hatte; er ſprang hinein, und ließ ſich von zwei Matroſen, die zur Bewachung des Bootes zurückgeblieben waren, nach dem Eilande hinüber rudern; hier ſetzte er die Verfolgung des Falken von Baume zu Baume fort, bis endlich der Vogel ſich hoch in die Lüfte erhub, und den Augen des verzweifelnden Prinzen gänzlich entſchwand.

Traurig beſtieg Abdulſelam nun wieder das Boot, und wollte dahin zurück kehren, wo er ſeine Gattinn verlaßen hatte. Aber Seeräuber erblickten ihn, bemächtigten ſich ſeiner ſogleich, legten ihn in Feſſeln, und nachdem ſie ihn mit Mishandlungen überhäuft hatten, ſchifften ſie rings um die Inſel, und kamen an eine auf der entgegengeſetzten Seite liegende Stadt, wo ſie ihn an einen Greis verkauften.

Sechshundert und eilfter Tag.

Nachdem Abdulſelam demſelben ſeine Unfälle erzählt hatte, verſprach der mitleidige Greis ihm die Freiheit, unter der Bedingung, daß er ein Jahr lang ſeiner Tochter treulich dienete. Der unglückliche Prinz willigte ein, aber da dieſe Tochter hübſch und verführeriſch war, ſo konnte er ihren Reizen und Anlockungen nicht widerſtehen, und beide benahmen ſich ſo unvorſichtig, daß der Vater ihr Einverſtändnis bemerkte, und aufgebracht darüber, ihn zu den niedrigen Dienſten eines Gärtnerburſchen und Maurers verurtheilte, und ihn nach einem ſeiner Gärten auf dem Lande ſchickte, wo er allein ein altes Gebäude einreißen ſollte.

Der junge Prinz, von Kummer, Reue und Anſtrengung niedergebeugt, arbeitete dort ſchon lange, als er eines Tages beim Einreiſſen der alten Hütte einen Stein erblickte, an welchem ein Ring befeſtigt war. Er hub ihn auf, und entdeckte darunter ein tiefes Gewölbe, in welches eine kleine Treppe hinab führte. Er ſtieg hinunter und fand darin ſechs große Gefäße voll Goldſtücke. Er verſchloß das Gewölbe ſorgfältig wieder, und erwartete einen günſtigeren Augenblick, ſich dieſes Schatzes zu bemächtigen.

Einige Zeit darnach entſchloß ſich ſein Herr, gerührt von ſeinen Unfällen und ſeiner Reue, ihm die Freiheit zu ſchenken, und hieß ihn, ſich bereiten, um mit einem Schiffe abzufahren, welches nach Indien ſegeln ſollte, und unterweges gegen die Mitte der Ueberfahrt, in Kochin-China, nothwendig anlegen mußte, um die zur Vollendung der Reiſe günſtige Jahreszeit abzuwarten.

Abdulſelam, höchſt erfreuet, holte jetzo ſeine ſechs mit Goldſtücken gefüllten Gefäße hervor, nahm einen Theil Goldſtücke heraus und bedeckte die übrigen mit einer Lage Salz; und nachdem er alle Vorkehrungen zu ſeiner Reiſe getroffen, ließ er alles einſchiffen. Aus Beſorgnis, beſtohlen zu werden, gebrauchte er die Vorſicht, dem Schiffshauptmann zu erklären, daß die ſechs Krüge nur mit Salz gefüllt wären.

Der Wind war noch widrig, und das Schiff lag noch etliche Tage vor Anker. Abdulſelam ging alle Morgen hin, um nach ſeinen Krügen zu ſehen, und zu hören, ob man bald abſegeln würde; er kehrte alsdann zu ſeinem Herrn zurück. Aber der Schiffshauptmann ging während einer Nacht unter Segel, ohne an Abdulſelam zu denken, der am Morgen wieder nach dem Hafen eilte, und in Verzweiflung gerieth, als er vernahm, daß das Schiff abgeſegelt war. Höchſt betrübt kam er wieder zu ſeinem Herrn, der ihm ſagte, daß vor ſechs Monaten kein Schiff wieder nach Indien abginge, er alſo ſo lange warten müßte.

Sechshundert und zwölfter Tag.

Aber wir müßen jetzo zu der Prinzeſſinn Schelniſſa zurückkehren. Nach einem langen Schlaf erwachte ſie, und da ſie ihren Gatten nicht bei ihr fand, rief ſie und ſuchte ihn überall vergeblich. Als ſie ſah, daß alles fruchtlos war, gab ſie ſich der grimmigſten Verzweiflung hin; ſie wähnte, ſie wäre betrogen und ihr

Gatte hätte ſie verlaßen, nachdem er ihr die koſtbarſten von ihren Edelſteinen entwandt. Allein, in einem unbekannten Lande, wußte ſie nicht, was ſie nun anfangen ſollte.

Sie wanderte auf gut Glück weiter, und nach einer dreitägigen Wanderung gelangte ſie in eine Stadt namens Haïſſan: eine alte Frau nahm ſie hier bei ſich auf, und fragte ſie, wer ſie wäre.

Schelniſſa entdeckte ihr nicht ihre Geburt, ſondern ſagte ihr nur, daß ſie Schiffbruch gelitten und das Glück gehabt habe, ſich zu retten. Indeſſen lebte die Prinzeſſinn, die durch Vermittelung dieſer guten Frau ihre noch übrigen Juwelen verkaufte, einige Zeit bei ihr; und entſchloſſen, ihre Reiſe nach Indien fortzuſetzen, um ſich zu überzeugen, ob ihr Gemahl ſie wirklich betrogen hätte, oder um ihn daſelbſt wieder zu finden, im Fall er vor ihr dorthin gelangt, oder in der Folge noch ankäme, erkundigte ſie ſich, wann ein Schiff nach jenen Gegenden abginge.

Einige Tage darnach kam die gute Alte und verkündigte ihr, daß unverzüglich ein Schiff dorthin abführe; ſie bemerkte ihr aber dabei, daß daſſelbe in Kochin-China anlegen müſſe, um die günſtige Jahreszeit zur Vollendung der Fahrt abzuwarten. Man wird ſich hiebei erinnern, daß das Schiff, welches Abdulſelam mitnehmen ſollte, ebendaſelbſt, und aus demſelben Grunde, anlegen mußte. Schelniſſa machte ſich ſogleich reiſefertig, und legte, bevor ſie ſich einſchiffte, Mannskleider an. Ihr Vorhaben war, ſich ſo an den Hof des Königs der Malayen zu begeben; ſie zweifelte nicht, daß dieſer König, deſſen Sohn Abdulſelam ſich genannt hatte, einer Prinzeſſinn ſeine Theilnahme nicht verſagen würde, welche dieſer ſo grauſam betrogen hätte, und daß er ihr folglich Mittel gewähren würde, nach China heim zu kehren, wenn ſie die Hoffnung aufgeben müßte, einen ihrer würdigen Gemahl wieder zu finden.

Sechshundert und dreizehnter Tag.

Das Schiff erreichte wirklich den Hafen der Hauptſtadt von Kochin-China, wo es anlegte, wie es ſich vorgeſetzt hatte. Nachdem Schelniſſa hier einige Zeit von dem noch übrigen Gelde aus dem Erlös ihrer Juwelen gelebt, ſah ſie endlich ihre Börſe erſchöpft, und wußte nicht, wie ſie hier ferner beſtehen ſollte, bis das Schiff ſeine Fahrt nach Indien fortſetzen würde.

Eines Tages, als ſie bei einem Speiſewirth ein mäßiges Mahl einnahm, und dieſer ſie dabei in tiefe Schwermuth verſunken ſah, nahm er Theil an ihrem Schickſal, und that mehrere Fragen an ſie. Die verkleidete Prinzeſſinn geſtand ihm, daß alle ihre Hülfsquellen erſchöpft ſeien, und ſie nicht wiſſe, wovon ſie die nächſte Mahlzeit bezahlen ſollte, welche ſie einnehmen müßte.

„Wohlan, junger Menſch,“ ſprach hierauf der Speiſewirth zu ihr, „dein Ausſehen gefällt mir; bleib bei mir, als Aufwärter; ich will dich ernähren, und dich ferner dergleichen Sorgen überheben.“

Schelniſſa nahm dieß Erbieten an; und obwohl ſie ſich eben nicht ſonderlich auf die Küche verſtand, ſo ermangelte ſie jedoch nicht, durch ihre anmuthige Geſtalt, und durch den Anſtand, womit ſie die Tiſchgäſte bediente, das Haus ihres Herrn ſehr in Aufnahme zu bringen.

Nach Verlauf einiger Monate, langte auch das Schiff, auf welchem Abdulſelam mitfahren wollte, im Hafen an. Der Schiffshauptmann, welcher wähnte, daß die ſechs Krüge voll Gold, welche Abdulſelam eingeſchifft hatte, nur Salz enthielten, beſchloß, ſich hier derſelben zu entledigen; und da er mit Schelniſſa im Hauſe des Speiſewirths, wo er oft gegeſſen, Bekanntſchaft gemacht hatte, ſo bot er ſie ihr zum Geſchenk an; was Schelniſſa um ſo lieber annahm, als das gute Salz in dieſer Stadt ſehr ſelten war, ſo daß ſie einiges Geld daraus zu löſen hoffte.

Jetzo wenden wir uns wieder zu Abdulſelam.

Endlich, als die ſechs Monate um waren, fand er wieder Gelegenheit ſich nach Indien einzuſchiffen, nachdem er dem Greiſe, deſſen Sklave er geweſen war, ſeine herzliche Dankbarkeit bezeugt hatte. Unterweges hielt das Schiff bei einer kleinen Inſel an, und die geſammte Schiffsmannſchaft begab ſich ans Land, um ſich mit der Jagd zu vergnügen.

Abdulſelam durchſtreifte auch die Inſel und bemerkte dabei auf einem Baume ein Falkenneſt. Da ein Falke Urſach geweſen, daß er ſeine Gattinn verloren, ſo hatte er geſchworen, alle Vögel dieſer Art zu vertilgen, die ihm vorkämen; demnach drückte er ſogleich einen Pfeil auf das Neſt ab, und ſchoß es herunter. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er darin Schelniſſa's Rubinen erblickte, welchen ein Falke ihm entführt hatte! Dieſes unerwartete Glück ließ ihn hoffen, daß ſeine Leiden nunmehr zu Ende gingen.

Sechshundert und vierzehnter Tag.

Er ſchiffte ſich höchſt vergnügt wieder ein, und einige Tage darnach langte ſein Schiff in der Hafenſtadt an, wo Schelniſſa ſich aufhielt. Alle begaben ſich ans Land; und noch denſelben Abend kam Abdulſelam, beim Durchwandern der Stadt, an den Laden des Speiſewirths. Er erblickte darin einen Aufwärter, deſſen Bildung ihm alle Züge ſeiner geliebten Gattinn wieder vergegenwärtigte. Dieſe Aehnlichkeit war ihm auffallend; aber die Mannskleider, welche ſie verhüllten, nöthigten ihn alsbald die angenehme Vorſtellung aufzugeben, welche er zu faſſen wagte.

Die Prinzeſſinn ihrerſeits erkannte ihn auf der Stelle: aber ſie verbarg ihre Freude, und lud ihn ein, dieſen Abend bei ihrem Herrn zu eſſen, mit der Verſicherung, man werde ihn mit köſtlichen Gerichten bedienen, welche jedermann gut ſchmeckten, und womit, wie ſie hoffe, auch er zufrieden ſein werde.

Er willigte ein. Während des Eſſens, da die verkleidete Schelniſſa mit ihrem Gatten allein war, und ihn bediente, erſuchte ſie ihn, ihr ſeine Abenteuer zu erzählen; und er that es. Schelniſſa, die ihn für treulos gehalten, war entzückt über ihren Irrthum, vergaß von Stund an all ihre Leiden, und rief aus:

„Ah Abdulſelam! wenn ich dir nun deine Gattinn zeigte....?“

„Große Götter,“ antwortete ſtracks der Prinz von Indien: „wie glückſelig würde ich mich ſchätzen!“

Augenblicklich nahm die Prinzeſſinn ihren Turban ab, und ließ ihre ſchönen Haare um ihre Schultern wallen. Abdulſelam erkannte ſie, und beide umarmten ſich, in Freudenthränen zerfließend.

Sie erzählte ihm hierauf, was ihr ſeit ihrer Trennung begegnet war, und auf welche Weiſe die ſechs mit Salz bedeckten Goldkrüge, deren Verluſt Abdulſelam in ſeiner Erzählung bedauert hatte, in ihre Händ gekommen. Dieſes Geld diente ihnen nun dazu, ihre Reiſe anſtändig fort zu ſetzen. Schelniſſa legte denſelben Tag noch wieder die Kleidung ihres Geſchlechts an; der Prinz kaufte ihr Sklaven zur Bedienung, und der Speiſewirth, der ſie aufgenommen hatte, wurde freigebig belohnt.

Sie reiſten ab, und gelangten glücklich in die Staaten von Abdulſelams Vater, der ſie mit der herzlichſten Freude empfing.

Abdulſelam herrſchte, nach dem Tode ſeines Vaters, lange mit großem Ruhm in Indien über die Malayen, und theilte ſeinen Thron mit Schelniſſa, welche er immerdar liebte, und die ihm mehrere Kinder gebar, die alle menſchenfreundlich und wohlthätig waren, nach dem Muſter ihrer Aeltern.“

Die Braut ihrer Brüder.

Sechshundert und funfzehnter Tag.

Mir-Badahin, König von Ormus, hatte gewöhnlich ſeinen Sitz zu Dagma, einer kleinen Stadt ſeines Reichs, für welche er eine beſondere Vorliebe hegte. Dieſer Fürſt pflegte ſich häufig, zur Erholung, nach einem Schloſſe am Ufer des Meeres zu begeben, und als er eines Abends ziemlich ſpät zu Fuße von der Jagd kam, wobei er ſich verirrt hatte, erblickte er einen alten etwa ſechzigjährigen Kalender, *) vor welchem ein ſchwarzer Sklave her ging, der einen großen Lederſack auf dem Rücken trug.

Der König von Ormus wollte wiſſen, was in dem Sacke wäre, und legte ſich ſammt ſeinem Gefolge, das

---

*) Eine Art fahrender Geiſtlichen bei den Mahomedanern.

nur aus einem ſeiner Veſyre und zwei Sklaven beſtand, platt auf die Erde. Da hörte er nach einiger Zeit den Schwarzen, indem er den Sack auf den Boden ſetzte, alſo zu dem Kalender ſprechen:

„Dieſer Sack iſt ſehr ſchwer, Herr; erlaubet, daß ich mich ein wenig ausruhe und verſchnaufe.“

„Maſâul,“ erwiederte der Kalender, „du hältſt ſehr zur Unzeit an, wir haben nur noch einige Schritte bis zur Barke, welche uns erwartet: auf! damit wir uns des Ungeheuers, das in dieſem Sacke ſteckt, entledigen.“

„Aber, Herr,“ entgegnete der Schwarze, „bedenket wohl, daß dieſes Ungeheuer eure Tochter iſt; ich für mein Theil geſtehe es, nur ungern gehorche ich eurem ſo grauſamen Befehle, und ich kann nicht glauben, daß ihr ſo unmenſchlich ſeid, das Vollkommenſte, was die Natur jemals gebildet hat, ins Meer werfen zu laſſen.“

„Sage vielmehr das Verderblichſte und Abſcheulichſte: wie ſchlecht kennſt du Ak-Beyas! *) die Schönheit iſt nur lobenswerth, wenn ſie mit einer ſchönen Seele verbunden iſt; und dieſe Unglückliche, welche ich mich ſchäme meine Tochter zu nennen, hat ſich dergeſtalt mit ihren Verbrechen befleckt, daß ihr, nachdem ſie den Tod ihrer Brüder verurſacht hat, zur Er-

---

*) Bedeutet glänzendes Weiß.

füllung ihres Horoſkops, nur noch übrig bleibt, auch mir das Herz zu durchbohren. Nimm alſo deinen Sack wieder auf, mein lieber Maſäul, und laß uns unſere Schritte verdoppeln, damit wir bald wieder das Ufer des Meeres erreichen.“

Maſäul ſchickte ſich an, obwohl mit Widerwillen, den Sack wieder auf die Schultern zu laden, als Ak=Beyas, die darin ſtak, und bis dahin Stillſchweigen beobachtet hatte, den Kalender in den zärtlichſten und demüthigſten Ausdrücken um ihr Leben bat.

Wenn dieſe Stimme, deren Töne den roheſten Unmenſchen erweicht hätten, auch keine Wirkung auf das Herz ihres Vaters hatte, ſo machte ſie jedoch auf das Herz Mir=Bahadins einen ſolchen Eindruck, daß er, ohne Bedenken, aufſprang, den Sack ergriff, und mit dem Säbel in der Hand ausrief:

„Grauſamer Greis, gib deinen verruchten Vorſatz auf, den ich ſo eben gehört habe: ich nehme deine Tochter in meinen Schutz, ſie ſoll nicht ſterben!“

Der Kalender war von dieſer Begegnung, deren er ſich nicht verſah, zwar überraſcht, zog aber ſogleich ſeinen Dolch, und ſprach:

„Wer du auch ſeiſt, du ſollſt mich nicht hindern, an meinem eignen Blute Gerechtigkeit zu vollſtrecken.“

Zu gleicher Zeit ſtürzte er auf den Sack los und durchbohrte ihn mit mehreren Stichen.

Durch das Geſchrei der in dem Sacke ſteckenden Frau, die ſich verwundet fühlte, wurde der König von Ormus ſo bewegt, daß er dem Kalender einen Säbelhieb auf den Kopf gab, welcher ihn zu Boden ſtreckte und wehrlos machte. Hierauf ließ er den Schwarzen mit dem Sacke ergreifen, öffnete dieſen ſelber, und zog eine halb ohnmächtige Frau daraus hervor, welche er bei der Dunkelheit der Nacht zwar nicht deutlich erkennen konnte, die aber von blendender Weiße erſchien.

Er befahl hierauf ſeinem Veſyr, dieſe Frau aufzuheben und zu tragen; und nachdem er ſich Maſäul zu erkennen gegeben hatte, hieß er ihn den verwundeten Kalender auf den Rücken nehmen, ließ ſein ganzes Gefolge ſeine Schritte verdoppeln, und langte bald in ſeinem Schloſſe an.

Kaum war der Fürſt eingetreten, ſo ließ er ſeine Wundärzte kommen. Ak-Beyas war nur leicht von mehreren Dolchſtichen am Arme verwundet; der Kalender aber hatte einen Streich von ſo gewaltiger Hand empfangen, daß man ihm nur noch wenige Stunden zu leben gab: wirklich, ſtarb er bald darnach beſinnungslos.

Sechshundert und ſechzehnter Tag.

Als nun Ak-Beyas aus ihrer Ohnmacht wieder zu ſich gekommen, war der König von Ormus höchſt erſtaunt über die große Schönheit, welche er an ihr wahrnahm. In der That, niemals hatte die Natur ein Weſen ſo verſchwenderiſch mit ihren Gaben ausgeſtattet; und die Sultaninnen des Königs, ſo groß auch ihre Anzahl war, verdienten nicht mit einer Schönheit in Vergleichung zu treten, welche ſelbſt über die Huri's *) den Preis davon getragen hätte.

Sie ſehen, und ſterblich in ſie verliebt werden, war bei Mir-Bahadin eins. Wie ſehr er auch über die letzten Worte des Kalenders betroffen war, doch ſchwankte er keinen Augenblick, dieſer ſchönen Frau ſein Herz zu ſchenken.

„Wie!“ rief er aus: „ein Vater kann ſo grauſam ſein, dieſem Wunder der Natur das Leben rauben zu wollen! Ha, unmenſchlicher Vater! wie viel Dank bin ich nicht dem großen Propheten ſchuldig, daß ich gerade bei der Hand war, um dich an der Vollführung eines ſo ſchwarzen Verbrechens zu verhindern! Du haſt den Tod, welchen du von meiner Hand empfangen, nur zu ſehr verdient. — Du Maſâul,“ fuhr er zu dem Sklaven fort, „weil du durch deine Zögerung und durch dein Erbarmen das Leben dieſes göttlichen Geſchöpfes gerettet haſt, empfange von deinem Könige dieſen Diamantring und die Freiheit; das

---

*) So heißen die wunderſchönen ewigen Jungfrauen, deren Genuß Mahomed in ſeinem Paradieſe allen guten Muſelmännern verheißt.

iſt der geringſte Lohn, welchen dein Mitleid mit dem Schickſale deiner Herrinn verdient.“

Maſâul empfing mit tiefer Ehrfurcht den Diamantring, der wenigſtens zehntauſend Goldſtücke werth war, und entfernte ſich dann, um den König ungeſtört mit Ak-Beyas ſich unterhalten zu laſſen.

Dieſe ſchöne Jungfrau betrachtete mit Erſtaunen alles, was in dem Palaſte des Königs vorging. Die Gegenwart ihres todten Vaters war nicht im Stande, ihre Freude über das Entzücken Mir-Bahadins zu mindern; ſie erkannte alsbald den ganzen Umfang ſeiner Liebe, und entſchloſſen, die Gewalt zu benutzen, welche ſie ſchon über das Herz des Königs hatte, und den ſchlimmen Eindruck zu vertilgen, welchen die Reden des Kalenders darin möchten zurückgelaßen haben, ſprach ſie zu dem Sultan, der ihr mit innigſter Zärtlichkeit die Hände küßte:

„Herr, ich bin dieſer überſchwänglichen Liebe nicht würdig; obwohl ich unſchuldig an dem Tode meiner Brüder bin, ſo ſchreiet doch ihr Blut, ſo wie das des Kalenders, wider mich: erlaube alſo, daß ich mich in die Einſamkeit zurückziehe und immerdar die Verbrechen beweine, deren allein die Geſtirne mich ſchuldig gemacht haben.“

„Nein, reizendes Licht meines Lebens,“ erwiederte der König, „deine Entfernung würde dich vor unſerm

Propheten noch ſchuldiger machen, als du gegenwärtig biſt, wenn man deinem Vater glauben ſoll: du würdeſt unfehlbar den Tod eines Königs bewirken, welcher nicht mehr einen Augenblick von deinen ſchönen Augen entfernt leben kann.“

Ak=Beyas erröthete bei dieſen Worten, und wollte aufſtehen, ſich vor Mir=Bahadin niederzuwerfen; er aber verhinderte ſie daran, und nöthigte ſie auf dem Sopha zu bleiben.

„Herr,“ ſagte ſie nun, „es iſt mir unmöglich, nicht all meiner Leiden zu vergeſſen, du läßt dich ſo weit herab, deine Sklavinn zu lieben....“

„Ha, ich will ſie zu einem ſo hohen Range erheben,“ rief der König von Ormus aus, „daß ſie fortan der Neid aller Schönheiten der Erde ſein ſoll.“

Hierauf faßte er ſie bei der Hand, und führte ſie in das nächſte Zimmer, während man den Leichnam des Kalenders hinweg ſchaffte.

Man hatte auch Ak=Beyas Wunden verbunden, welche die Haut nur leicht geritzt hatten; und da der König von Ormus ſehr neugierig ſchien, ihre Abenteuer zu vernehmen, wofern die Anſtrengung ihrer Geſundheit nicht nachtheilig wäre, ſo erzählte ſie ihm dieſelben mit folgenden Worten:

Geſchichte der Ak-Beyas, Tochter Abdallah-Juſſuf's.

Sechshundert und ſiebzehnter Tag.

„Bevor ich meine Geſchichte beginne, Herr, iſt es nöthig, dich an einige Begebenheiten zu erinnern, deren Andenken nur ruhmvoll für dich ſein kann.

Es ſind ungefähr vierzehn Jahre, daß Amir Maſſod *) den Thron von Ormus einnahm: dieſer Fürſt hatte ſich durch tauſend unerhörte Grauſamkeiten dermaßen zum Gräuel ſeiner Völker gemacht, daß ſie beſchloſſen, ihn zu entſetzen. Du, Herr, wareſt damals Statthalter von Kalayata, **) wo deine Weisheit, deine Gerechtigkeit, und ſo viele ſchöne Eigenſchaften, die man an dir bewundert, dir die Anbetung aller Völker erwarb, die unter deiner Pflege ſtanden. Die Großen des Reichs, der Bedrückung Maſſod's müde, nahmen zu dir, Herr, ihre Zuflucht, und du ſtellteſt dich an die Spitze eines zahlreichen Heeres, mit welchem du Maſſod zwangeſt, zu entfliehen; ſeine beiden Brüder verſuchten fruchtlos, ihn wieder auf den Thron zu erheben, deſſen er ſich unwürdig gemacht hatte: deine Tapferkeit ließ ſie in ihrer verwegenen Unternehmung den Tod finden, und die Unterthanen Maſſod's, die alle deine trefflichen Eigenſchaften kannten, beſchwuren dich, ihr König zu ſein.

---

*) Dieſer Fürſt herrſchte in Ormus um das Jahr 1291. Er wurde durch Mir-Bahadin-Ayas-Seyfin, der ein Sklave des Königs Noßerat, und darnach Statthalter von Kalayata geweſen war, vom Throne geſtoßen.

**) Ein Hafen Arabiens.

Mein Vater, der Abdallah-Juſſuf hieß, und den Euer Majeſtät nun des Lebens beraubt hat, war einer der Günſtlinge Maſſod's; geheimer Diener ſeiner Grauſamkeiten, ließ er allen Abſcheu derſelben auf die Veſyre oder den König ſelber fallen. Entſchuldige, Herr, wenn ich ſo von dem Manne rede, der mir das Leben gegeben hat; die grauſame Art, auf welche er mich deſſelben berauben wollte, läßt mich vergeſſen, daß er mein Vater geweſen iſt: ich weiß nur erſt ſeit einigen Stunden, daß ich ihm das Leben verdanke, und ich hatte die Umſtände, welche ich dir eben erzählt habe, nur aus dem allgemeinen Gerüchte, und zu einer Zeit vernommen, wo ich noch nicht wußte, daß ich ſeine Tochter wäre.

Es konnte nicht fehlen, daß Abdallah-Juſſuf, bei ſo böſen Neigungen, reich wurde: er hatte die ſchönſten Sklavinnen in Ormus, und eine derſelben, namens Indſchi, [*]) ward, vor beinahe neunzehn Jahren, meine Mutter. Als Abdallah-Juſſuf bemerkte, daß meine Mutter während ihrer Schwangerſchaft ſehr unwohl war, hatte er die Neugier, einen alten Muſelmann, namens Mubarek, [**]) welcher den Ruf eines geſchickten Sterndeuters hatte, über meine Geburt zu befragen.

Dieſer gute Greis antwortete ihm: die Frau, von der die Rede wäre, würde eine Tochter gebären, welche den Tod ihrer Brüder und ihres Vaters verurſachen würde.

Mein Vater, über eine ſolche Weiſſagung erſchrocken, ging hin, und theilte ſie Indſchi mit, die, weniger abergläubig als er, ſeine Leichtgläubigkeit durch ſo ſtarke Gründe bekämpfte, daß ſie ihn davon abbrachte, mir das Leben zu rauben, welches ich noch nicht einmal völlig empfangen hatte. Kurz, Herr, ich erblickte zur beſtimmten Zeit das Licht der Welt, und ich erſchien ſo ſchön, daß auch der Unmenſchlichſte nicht den grauſamen Beſchluß vollzogen hätte, welchen Abdallah-Juſſuf wenige Tage vor meiner Geburt im Sinne hatte.

---

[*]) D. h. Perle.
[**]) D. h. Geſegnet.

Ich wurde bis ins dritte Jahr mit aller erdenklichen Sorgfalt aufgezogen: da trennte der Engel des Todes die Seele meiner Mutter von ihrem Leibe, und mein Vater ward darüber ſo tief betrübt, daß er faſt den Verſtand verloren hätte. Um nichts vor Augen zu haben, was ihm ein ſo ſchmerzliches Andenken zurückrufen könnte, ließ er mich nach einem Dorfe unweit Ormus bringen. Hier wurde ich einer guten Frau übergeben, der man verbarg, wer ich wäre, und es wurde ihr befohlen, mich als ihre eigene Tochter aufzuziehen.

Abdallah-Juſſuf hatte von einer anderen ſeiner Frauen zwei Söhne; und ſo bald er mich aus dem Geſichte verloren hatte, wandte er alle ſeine Zuneigung auf dieſe, und ſchenkte ihrer Mutter die ganze Zärtlichkeit wieder, welche er vor der Liebe zu Indſchi für ſie gehegt hatte. Obgleich Kalaf-Haray, *) — ſo hieß dieſe Frau, — ein boshaftes Gemüth und ein grauſames Herz hatte, ſo war dennoch Abdallah-Juſſuf, in der Verblendung über ihre ſchlimmen Eigenſchaften, ihr dermaßen zugethan, daß ſie eine unumſchränkte Gewalt über ihn ausübte.

Eines Tages, als mein Vater, in einem Augenblicke der Zärtlichkeit und herzlichen Hingebung, ihr die Weiſſagung Mubareks erzählt, und ihr den Ort

---

*) D. h. gallenfarbiges Herz.

entdeckt hatte, wohin er mich verwieſen, um die Erfüllung derſelben zu verhindern, bezeugte Kalaf-Haray ihm ihr höchſtes Erſtaunen über ſein Erbarmen mit mir.

„Wie, Herr,“ ſprach ſie zu ihm, „du miſſeſt der Verkündigung dieſer göttlichen Stimme des Himmels ſo wenig Glauben bei, und erhältſt einem Ungeheuer das Leben, welches dir und meinen Kindern den Tod geben ſoll? — Ha, Herr, ich ſchwöre dir bei unſerm großen Propheten, wenn dieſer von Gott begabte Mann daſſelbe von den Kindern verkündigt hätte, welchen ich das Licht gegeben habe, ſo würde ich ſelber, um ſolchen entſetzlichen Vatermorde zuvorzukommen, ihnen ſchon einen Dolch in die Bruſt geſtoßen haben.“

Abdallah-Juſſuf war ſehr aufgeregt durch dieſe ſo nachdrücklich ausgeſprochenen Worte der Sultaninn; gleichwohl hielt die Natur, die vermuthlich in ihm noch ſtärker war, als die Thränen der Kalaf-Haray, ihn zurück, zu einer ſo grauſamen Entſchließung die Hand zu bieten, und auf folgende Weiſe ſtellte er es an, um mir das Leben zu retten, und zugleich das Gemüth ſeiner Frau zu beruhigen.

Der erſte Veſyr hatte ein prächtiges Schloß vier Meilen von Dagma; dort ließ er im dickſten Walde einen finſtern Thurm bauen, und nachdem er mich in einer dunklen Nacht, nach dieſer traurigen Wohnung hatte bringen laſſen, wurde ich hier, allein mit der

Frau, welche mich in der Kindheit gepflegt hatte, eingeſperrt, und vierzehn Jahre lang mit der größten Behutſamkeit verwahrt.

Sechshundert und achtzehnter Tag.

Da ich kaum drei Jahre alt war, als ich in den Thurm kam, ſo gewöhnte ich mich, ohne Widerſtreben, an eine ſo traurige Lebensart; ich betrachtete die Frau, welche für mich ſorgte, als meine Mutter, und ſie liebte mich mit eben ſo viel Zärtlichkeit, als wenn ich ihre Tochter geweſen wäre. Als ich, bei vorgerücktem Alter, anfing nachzudenken, that ich ihr tauſend Fragen, auf welche ſie ſtäts ſchwieg. Die Thränen traten ihr oft in die Augen, wenn ich ſie fragte, ob wir immerdar in dieſem Thurme bleiben würden, und aus welchem Grunde wir darin verſperrt wären; ſie wußte nicht, was ſie mir antworten ſollte, und häufig waren ihre Antworten ſo räthſelhaft, daß ich nichts davon verſtand. Ich hatte ſie oft ſagen gehört, daß wir von unerbittlichen Männern darin bewacht würden; weil dieſe ſich aber außerhalb des Thurmes befanden, ſo hatte ich ſie niemals geſehen, und ich konnte mir nicht einmal einbilden, was ein Mann wäre. Die Neugier ließ mich auf allerlei Mittel ſinnen, um dieſe Entdeckung zu machen, was meiner Aufſeherinn unmöglich dünkte.

Man ſchob uns das Eſſen durch ein niedriges und vergittertes Fenſter herein, welches ſogleich wieder verſchloſſen wurde, ohne daß wir die Hand ſehen konnten, welche uns bediente, und es gab keine einzige Oeffnung in dem Thurme, durch welche ich mein Verlangen befriedigen konnte.

Ich empfand darüber einen tödtlichen Verdruß; aber endlich fand ich ein Stück Eiſen, welches dazu diente, die Erde eines kleinen Gartens aufzulockern, der auf dem flachen Dache des Thurmes war, und ich verſuchte, mir damit ein kleines Loch durch die Mauer zu machen. Nach einer anhaltenden Arbeit von mehr als einem Monat, gelang es mir endlich einen Stein von zwei Fuß ins Gevierte, in einem kleinen Gemache auf der Höhe des Thurmes, herauszubrechen. Die Mauer war an dieſer Stelle bei weiten nicht ſo dick, als im übrigen, ſo daß es mir in kurzer Zeit gelang, eine Oeffnung durch zu arbeiten, durch welche ich den Kopf ſtecken konnte. Obwohl mein Geſichtskreis ſehr beſchränkt war, ſo wähnte ich doch, eine neue Welt zu erblicken: wie groß war aber mein Erſtaunen, als ich, anſtatt der Männer, von welchen meine Aufſeherinn mir geſagt hatte, nur ſcheußliche Ungeheuer erblickte, nämlich, die häßlichſten ſchwarzen Sklaven, welche man hatte auffinden können. Ich bildete mir ein, daß die ganze Erde nur von ſolchen ſcheußlichen Geſtalten erfüllt wäre; und in dieſem Wahne, fing ich an, mich nicht mehr über meine Gefangenſchaft zu beklagen. Aber, obwohl mein Abſcheu vor dieſen Schwarzen ſich nicht verminderte, doch gewöhnte ich mich allmählich daran, ſie mit weniger Grauen zu betrachten, und ich brachte den größten Theil des Tages an meinem kleinen Fenſter zu.

Aber wie ward mir, als ich eines Morgens, es ſind ungefähr zwei Jahre, am Fuße meines Thurms einen Jüngling erblickte, tauſendmal ſchöner als der Liebesgott. Ich rief ſogleich Lelalû (ſo hieß meine Aufſeherinn): ſie konnte ſelber ihn nicht ohne Bewunderung betrachten, und ſagte mir nun, das wäre einer von jenen Männern, wovon ſie mir manchmal erzählt, ſie hätte aber niemals einen ſo vollkommenen geſehen, als dieſen hier.

Mein Herz wurde bei dieſem Anblicke ſo aufgeregt, daß ich mich ſelber nicht mehr kannte.

„Ach! meine gute Mutter,“ rief ich aus, „ich muß vor Verzweiflung ſterben, wenn du nicht Mittel findeſt, daß ich mit dieſem jungen Manne reden kann.“

Lelalû ward ſehr beſtürzt, als ſie mich alſo reden hörte; ſie liebte mich unendlich; und da ſie ſah, daß meine Sehnſucht immer zunahm, ſo ſagte ſie zu mir:

„Meine liebe Tochter, ich will verſuchen, dich zufrieden zu ſtellen.“

Hierauf nahm ſie ein Knäuel weißer Seide, welche zu unſerer Stickerei diente, wickelte in ein Stück gelben Tafft einen Roſinenkern, ein Stückchen Ingwer, Kohle und Alaun, und ließ es an dem Faden des Knäuels durch das von mir gemachte Loch hinab.

Der Jüngling beſchaute aufmerkſam dieſen Thurm, als er das Päckchen bis auf den Boden herablaſſen ſah; er zweifelte nicht, daß es an ihn gerichtet wäre, und den Schlaf der Thurmwächter benutzend näherte er ſich, nahm es und wickelte es auf. Ich war ſehr aufmerkſam auf ſeine Gebärden, welche mir ganz außerordentlich vorkamen, und ich fragte Lelalû um die Bedeutung derſelben. Sie ſagte mir, er drücke ſeine Verwunderung aus und ſein Verlangen, diejenige Perſon näher zu ſehen, welche ihm dieſes geheimnißvolle Päckchen geſandt habe. Hierauf wäre ich faſt vor Freuden geſtorben, als ich ihn ſeinen Ring vom Finger ziehen und denſelben, anſtatt aller Antwort, an den Seidenfaden knüpfen ſah, welchen wir noch in der Hand hielten. Ich zog ihn haſtig in den Thurm hinauf, und im freudigen Entzücken küßte ich dieſen Ring tauſendmal. Aber der junge Mann zog ſich ſchleunig zurück, weil er Lärm hörte, und ließ mich ſehr in Unruhe über ſeine Entfernung.

Sechshundert und neunzehnter Tag.

Lelalû ſah mich traurig an, und ſagte zu mir, indem ſie mich umarmte:

„Ach! meine liebe Tochter, welchen Leiden ſehe ich dich entgegen gehen durch eine ſo heftige und plötzliche Leidenſchaft! Alle Hoffnung, hier heraus zu kommen, iſt dir abgeſchnitten, und der Eingang dieſes Thurmes iſt deinem Geliebten unzugänglich: du wirſt dich alſo in vergeblicher Sehnſucht für einen Mann verzehren, der dir vielleicht nur Zeichen ſeiner Zärtlichlichkeit gibt, um die Erklärung höflich zu beantworten, welche ich ihm in deinem Namen gemacht, als ich jenes Päckchen an dieſer Seide hinabgelaſſen habe.“

„Wie!“ rief ich aus: „dieſe Kleinigkeiten, welche du in ein Stück Tafft gewickelt haſt, bedeuten etwas?“

„Ohne Zweifel,“ antwortete mir Lelalû, „und ich will es dir auslegen.

Es gibt mancherlei Arten die Liebe auszudrücken; die Natur, die allgemeine Lehrmeiſterinn, iſt die erſte Schule in der Welt; ſie hat allerlei Mittel erfunden, um dem geliebten Gegenſtande die Bewegungen zu erkennen zu geben, welche er in der liebenden Seele hervorbringt. Die Schrift oder die Stimme dienen dazu, in lebhaften und rührenden Ausdrücken die Glut zu ſchildern, die zwei Liebende verzehrt, welche in einem freien Lande leben, wo ſie ſich ſehen und ſprechen können: weil man aber im ganzen Morgenlande dieſes Vortheiles entbehrt, ſo nimmt man ſeine Zuflucht zu Erfindungen, deren Anwendung dir noch unbekannt iſt. Die Liebenden in dieſem Lande, empfänglicher für die Liebe, als jedes andere Volk, treiben ihre Leidenſchaft bis zur Wuth; ſie überlaſſen ſich ihr ohne Rückhalt, und machen daraus ihr höchſtes Vergnügen. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn die Gefangenſchaft, in welcher man hier die Frauen hält, den Männern tauſend ſinnreiche Mittel an die Hand gibt, ſich mitzutheilen. Die Natur allein führt ſie auf außerordentliche Erfindungen dieſer Art. Faſt alles was in dem täglichen Verkehr vorkömmt, dient auch zum Verkehr der Liebe: Gold, Silber, Früchte, Thierchen, mit Einem Worte, die einfachſten Dinge, haben neben ihrer natürlichen, auch ihre ſinnbildliche Bedeutung. Das iſt es, was man in unſerer Sprache den Selam nennt; und auf ſolche Weiſe enthält oft ein Päckchen wie ein Finger groß, eine ſehr ausdrucksvolle Erklärung, welche auf das Herz mehr Wirkung macht, als die zärtlichſten Schriftzüge eines Briefes. Die ſtumme Liebe findet hier in jedem Liebenden ein höfliches und geiſtreiches Wörterbuch; *) und im ganzen Morgen-

---

*) Nämlich, der Name jedes Dinges hat einen beſtimmten, gemeinſam bekannten Reimſpruch, z. B. etwa: blaue Seide — du biſt meine Augenweide. — Vgl. die Anm. hinter Tag 545, Bd. 9. — Man ſieht hieraus, die Benen-

lande ſind die Mädchen dermaßen in die Geheimniſſe des Selams eingeweihet, daß man ſelten eine von zwölf Jahren antrifft, welche nicht auf dieſe Weiſe an den Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit zu ſchreiben wüßte. Man zieht dieſe Schrift ſogar der gewöhnlichen vor, weil, ſelbſt wenn die ſchärfſten Wächter einen Selam fänden, ſie doch niemals genau wiſſen können, von wem er kömmt, noch an wen er gerichtet iſt."

Ich hörte dieſe Rede der Lelalü mit höchſter Ueberraſchung an: „Wie!" rief ich aus: „iſt es möglich, daß ein Roſinenkern, Ingwer, Kohle, weiße Seide, und ein Stück gelben Taffts etwas bedeuten?"

„Ja, meine liebe Tochter," antwortete mir meine Hofmeiſterinn, „und hier iſt Wort für Wort ihre Auslegung:

„Ich wünſchte, dir die Zärtlichkeit mitzutheilen, welche ich für dich empfinde; ich gehöre mir ſelber nicht mehr an, ſeitdem ich dich erblickt habe: aber in meiner qualvollen Lage muß ich verſchmachten, während du dich eines behaglichen Lebens erfreueſt. Antworte mir, und endige wo möglich alle meine Leiden."

---

nung Blumenſprache gilt nur von einem Theile dieſes Reimwörterbuchs, und iſt ebenfalls durch die Blume zu verſtehen. Einige unſerer Blumennamen ſind ſelber ſchon ſolche Sinnſprüche, nur ohne Endreim: Vergißmeinnicht! Rührmichnichtan! Männertreue, Augentroſt ꝛc.

„Und was bedeutet der Ring, welchen dieſer Jüngling mir geſchickt hat?“ fragte ich Lelalù.

„Daß du ihm ganz vertrauen kannſt,“ antwortete ſie mir, „und daß er alle ſeine Kräfte aufbieten will, um dich aus dieſem Aufenthalte zu befreien.“

„Ach!“ rief ich mit freudigem Entzücken aus: „nun verwundre ich mich nicht mehr über ſeine Gebärden, als er das Stück gelben Tafft aufwickelte. Das iſt fürwahr eine ſehr wunderbare Art, ſich zu verſtändigen: ich bitte dich, unterrichte mich ſogleich in dieſer Sprache; die Liebe verliert über die Hälfte ihrer Kraft, wenn ſie eines Dolmetſchers bedarf.“

Sechshundert und zwanzigſter Tag.

Was ſoll ich dir mehr ſagen, Herr,“ fuhr Ak-Beyas in ihrer Erzählung an den König von Ormus fort: „ich war ſo ungeduldig, dieſe ſtumme Sprache zu erlernen, daß ich in weniger als vier Tagen beinahe eben ſo viel davon wußte, als Lelalù.

Mein Geliebter benutzte die glühende Hitze des Tages, während welcher die Schwarzen ſich dem Schlaf überließen, und verfehlte nie, ſich am Fuße des Thurmes einzufinden. Der Selam ging zwiſchen uns hin und her, und wir ſagten uns die artigſten Sachen von der Welt, bis der Jüngling mir zu verſtehen gab, daß er, ungeduldig, mich nur in der Ferne zu ſehen, ein Mittel gefunden habe, ſich bei dem Hüter des Thurmes einzuführen, und daß er nach einigen Tagen in voller Freiheit mit mir zu ſprechen hoffte. In der That ſchwärzte er ſeinen ganzen Leib, und nachdem er ſich meinem Gefängniswächter anſtatt eines ihm geſtorbenen Sklaven dargeboten hatte, wurde er von demſelben mit Freuden angenommen.

Schon waren drei Tage verſtrichen, ohne daß ich etwas von ihm vernommen hatte, als ich um Mitternacht die Thüre am Fuße meiner Treppe öffnen hörte: ich horchte aufmerkſam auf ein ſo angenehmes Geräuſch, als ich meinen Geliebten mit einer Lampe in der Hand erblickte. Seine Farbe erſchreckte mich nicht, denn er hatte mich davon unterrichtet, daß dieſe Schwärze leicht wieder zu vertilgen wäre: ich trat ihm raſch entgegen; er aber, Herr, wurde durch einige Züge von Schönheit, welche er auf meinem Geſicht erblickte, dermaßen geblendet, daß er ſich an der Seitenmauer der Treppe ſtützte, und ich ihn nahe daran ſah, in Ohnmacht zu ſinken.

Ich hielt meinen Geliebten mit meinen Armen auf, und führte ihn in mein Zimmer, wo ich, nachdem ich ihm das Geſicht abgewaſchen hatte, dieſe reizenden Züge wieder erkannte, welche mein Herz getroffen hatten.

„Schönes Weſen!" rief er jetzt aus, indem er ſich zu meinen Füßen warf: „Licht meines Lebens, laß uns den Schlaf benutzen, in welchen ich alle deine Wächter durch einen Schlaftrunk verſenkt habe, und komm mit mir an einen Ort, welcher würdig iſt, dich als meine Gemahlinn aufzunehmen.“

Hierauf nahm er mich bei der Hand, und half mir mit meiner Hofmeiſterinn hinabſteigen; wir verließen den Thurm ohne Hindernis, und nachdem wir im Walde eine gute Stunde fortgegangen waren, kamen wir an eine Köhlerhütte, wo wir Pferde bereit fanden, und den übrigen Theil der Nacht und den folgenden Tag darauf verwandten, die Vorſtädte von Dagma zu erreichen. Hier führte mich mein Geliebter in ein ſehr artiges Haus und ließ mich einige Erfriſchungen genießen; dann begab er ſich ins Bad, während ich und Lelalü uns von den Beſchwerden der Reiſe ausruhten.

Sobald Agib (ſo nannte ſich mein Geliebter) bemerkte, daß ich wieder aufgewacht war, trat er in mein Zimmer, noch tauſendmal glänzender, als die Sonne.

„Meine geliebte Seele,“ ſprach er zu mir, „willſt du noch länger mein Glück aufſchieben?“

Mein Schweigen gab ihm genugſam zu erkennen, daß ich mich ſeinem Verlangen nicht widerſetzte; worauf er zu mir ſagte:

„Erlaube, daß die einzige Perſon, welche ich faſt eben ſo ſehr liebe, wie dich, Zeuge unſerer Vermählung ſei.“

Hierauf ging er hin, und führte einen jungen Perſer herein, welchen er mir als ſeinen Bruder vorſtellte, und mich beſchwur, ihm alle Freundlichkeit zu erweiſen.

Ich verſicherte ihn meiner vollkommenen Hochachtung; und nachdem etliche Sklaven ein ſehr anſtändiges Mahl aufgetragen hatten, ſchickten wir ſie hinaus, damit ſie nicht Zeugen unſerer Vergnügungen wären. Dieſe erwartete ich wenigſtens, Herr: aber wie weit war ich von meinen Hoffnungen entfernt!

Wir waren ſchon vier oder fünf Stunden bei Tiſche: mein Gemahl ſaß neben mir auf demſelben Sopha; er würzte alle ſeine Reden mit ſo zärtlichen Liebkoſungen, daß ſein Bruder unſer Glück nicht ohne Neid anſehen konnte. Der Wein hat ihm ſchon den Kopf erhitzt, er ſetzte ſich auch an meine Seite, und glaubte ſich bei mir dieſelben Freiheiten nehmen zu dürfen, wie ſein Bruder. Ich nahm es anfangs unbefangen auf, als ich aber ſah, daß er den Anſtand aus den Augen verlor, bat ich ihn ernſtlich, artig zu ſein.

Agib ward durch die Dreiſtigkeit ſeines Bruders gereizt, und ſprach zu ihm:

„Reſené, ich bitte dich, bedenke, daß dieſe Schöne meine Braut iſt, und es dir nicht geziemt, ſich dergleichen bei ihr herauszunehmen.“

„Noch iſt ſie nicht deine Frau,“ antwortete Reſené, berauſcht von Wein und Liebe, welche er zu mir gefaßt hatte: „und ich habe nicht Luſt, dir ein Mädchen zu überlaßen, auf welche du nicht mehr Recht haſt, als ich. Bildeſt du dir denn ein, daß ich nicht recht gut weiß, daß dieſe Hochzeit nur eine Täuſchung, und daß dieſe Schöne eine von jenen Mädchen iſt, welche ſich für Geld dem erſten beſten überlaßen? Sei ſo gut, Agib, und tritt ſie mir für heute nur ab: morgen ſoll ſie ganz für dich ſein.“

Sechshundert und ein und zwanzigſter Tag.

Wir waren über dieſe unverſchämten Reden Reſené's dermaßen erſtaunt, daß wir anfangs unbeweglich blieben. Ich wollte hierauf aufſtehen und mich in ein anderes Gemach begeben: Reſené aber hielt mich zurück. Agib verſuchte vergeblich die Güte bei ſeinem Bruder: es ſchien, als wenn ein böſer Geiſt ſich ſeiner Sinne bemächtigt hätte; und als Lelalü, welche ich zu Hülfe rief, ihn zu Vernunft bringen wollte, erhielt ſie, anſtatt aller Antwort, einen Dolchſtich, welcher ihr den Arm durchbohrte. Ich that einen Schrei des Entſetzens, als ich das Blut meiner Erzieherinn fließen ſah, und ich befahl ihr, Agibs Sklaven herbei zu rufen; ſie waren aber ſchon, auf ſein Geheiß, nach Dagma zurückgekehrt. Vergeblich ſuchten wir den wüthigen Reſené zu entwaffnen; der Treuloſe vergaß in dieſem Augenblicke aller Bruderliebe gegen meinen Gatten, ſtürzte über ihn her, und ſtieß ihm den Dolch in die Gurgel. Als Agib ſich ſo tödtlich verwundet fühlte, ergriff er den Säbel, gerieth nun auch in Wuth, und ſpaltete ſeinem Bruder den Kopf, welcher todt zu meinen Füßen hinſtürzte.

Urtheile, Herr, wie groß mein Schmerz war," fuhr Ak=Beyas fort, in Thränen zerfließend, „als ich Reſené leblos und meinen Gatten ſterbend vor mir ſah. Dieſer hatte nur noch ſo viel Kraft, einige Schritte zu thun, und ſank auf das Sopha nieder; er reichte mir die Hand, und ſagte zu mir:

„Ak=Beyas, meine geliebte Ak=Beyas, ich habe nur noch wenige Augenblicke zu leben, und ich weiß nicht, durch welches geheime Gefühl ich mich getröſtet fühle, daß ich nicht völlig dein Gatte geworden bin. Ich wünſchte dieſes Glück mit ſolcher Leidenſchaft, daß ich die Urſache dieſer Gleichgültigkeit nicht begreife. Ich erwartete mit Anbruch des Tages einen Imam, um mich förmlich mit dir zu vermählen; aber, meine geliebte Seele, jetzt iſt uns ſeine Gegenwart ſehr unnütz; flieh aus dieſem grauenvollen Hauſe; nimm alle Edelſteine von meinem Turban und meinen Kleidern, und hier in dieſer Börſe ſind noch zweitauſend Goldſtücke: vergiß, wo möglich, das Verbrechen meines treuloſen Bruders, und gedenke manchmal des zärtlichen Agibs. Ich ſehe ſchon den Mobarh, *) wie er die Hand nach mir ausſtreckt. Lebe wohl, meine angebetete Ak-Beyas, lebe wohl....“

Verzeih, Herr, ich kann hier meine Thränen nicht zurückhalten, welche mein geliebter Agib mit ſo vielem Rechte verdient: ihm verging in dieſem Augenblicke die Stimme, und er übergab ſeine Seele den Händen des Todesengels.

Ich ſank ohnmächtig über meinen Gemahl hin. Lelalû verlor, ungeachtet ihrer Wunde am Arme, nicht die Beſinnung, ſie brachte mich aus meiner Ohnmacht wieder zu mir, und ich verband ihr den Arm mit Oel und Wein.

Sie löſte alle Edelgeſteine von Agibs und Reſené's Kleidung ab, that ſie in die Börſe zu den Goldſtücken, und führte mich aus dieſem Hauſe, ungeachtet der Dunkelheit der Nacht; und nachdem wir die Thüre verſchloſſen hatten, nahmen wir den erſten Weg, welchen wir vor uns fanden. Der Tag begann ſchon zu grauen, und die Thore von Dagma wurden geöffnet: wir gingen hinein, und begegneten einer guten Frau, namens Sumana, welche Lelalû kannte, und ſie bat, uns bei ſich aufzunehmen. Matt und müde traten wir bei ihr ein; ich warf mich auf ein kleines

---

*) So heißt bei den Perſern der Todesengel; er iſt eins mit Asrail.

Bette, wo ich alle Leiden, welche ſeit dem erſten Augenblicke meiner Geburt mich niederdrückten, überdachte, und meinen Thränen und Seufzern freien Lauf ließ. Ich fiel in eine ſchwere Krankheit, und nur durch Lelalù's Sorgfalt konnte ich ſo viel Unfälle überleben.

Wir blieben in dieſem Hauſe beinahe ein Jahr, das heißt, bis Euer Majeſtät ihren Sitz in dieſer Stadt nahm, welche ſeitdem immer durch die Gegenwart ihres Herrſchers geehrt worden iſt.

Das Haus, wo ich wohnte, lag in dem Stadtviertel des Palaſtes Euer Majeſtät; ich beſchloß daher, mich aus dem Gewühl und Geräuſch zu entfernen, um ſo mehr, als ein hitziges Fieber mir nach einigen Tagen auch meine Lelalù entriß. Ich war untröſtlich über ihren Verluſt; aber Sumana gab mir ſo viele Beweiſe einer wahrhaften Zärtlichkeit, daß ſie bald in meinem Herzen die Stelle ausfüllte, welche Lelalù eingenommen hatte. Dieſe gute Frau hatte ein Häuschen in einem Dorfe zwei Stunden von Dagma: ſie ſchlug mir vor, dort zu wohnen, und mit Vergnügen begab ich mich dahin, und fand die Lage deſſelben ſo anmuthig, daß ich es verſchönern ließ, um bequemer darin zu wohnen.

Sechshundert und zwei und zwanzigſter Tag.

Da ich binnen der zwei Jahre, welche ich in dieſem Dorfe verlebte, und während meines Aufenthalts in Dagma, viel Geld ausgegeben hatte, ſo fing es an mir zu fehlen; ich beſchloß alſo, einige von den Edelſteinen meines Gemahls zu verkaufen, und bat Sumana, bei den Juden in Dagma umher zu gehen, und ihnen einen ſchönen Smaragd zu zeigen, welchen ich veräußern wollte.

Auf dem Wege nach der Stadt begegnete ſie einem Kalender, welcher einen Sack auf dem Arme trug; er näherte ſich ihr, es entſpann ſich ein Geſpräch zwiſchen beiden, und als die Frau ihm erzählt hatte, daß ſie einige Edelſteine nach Dagma zum Verkaufe trüge, verſicherte er ſie, daß er ſich vollkommen darauf verſtände, und daß er ſelbſt Handel damit triebe.

„Du, ein Kalender,“ ſagte Sumana zu ihm, „und ein Juwelenhändler? Ich glaubte euer ganzes Glück beſtände in der höchſten Armut: es ſcheint aber, daß ihr ganz andere Vorſtellungen von eurem Stande habt.“

Der Kalender, über ihre Antwort betroffen, geſtand ihr, er wäre ein Juwelenhändler; um ſich vor den Räubern in Sicherheit zu ſetzen, nähme er eine ſo einfache Verkleidung an, und wenn ſie ihm die

Steine zeigen wollte, welche ſie zu verkaufen hätte, ſo würde er ihr den wahren Werth derſelben ſagen.

Sumana machte keine Schwierigkeit, ihm meinen Smaragd in die Hände zu geben; aber kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er die Farbe veränderte:

„Niemand,“ ſagte er, „kann beſſer den Werth dieſes koſtbaren Steines kennen, als ich, weil ich ihn, nebſt mehreren anderen, vor drei Jahren einem jungen Herrn in Ormus verkauft habe; er hat mir nur hundert Zeckienen dafür bezahlt, aber ich würde jetzo gern wieder hundert und dreißig dafür geben.“

Die Alte glaubte nichts beſſeres thun zu können, als ihm den Stein für dieſe Summe zu überlaßen, welche er baar bezahlte.

„Du ſiehſt,“ ſagte der Kalender zu ihr, „daß ich ein Mann von Wort bin; wenn du noch mehr Edelſteine haſt, ſo kaufe ich ſie dir alle ab.“

„Nicht mir gehört dieſer Smaragd,“ antwortete ihm Sumana; „aber die Frau, welche ihn mir übergeben, hat noch mehrere andere, welche ſie ohne Zweifel nach einander verkaufen wird.“

„So thu mir den Gefallen, und bringe mich zu ihr,“ fuhr der Kalender fort.

Sumana machte keine Schwierigkeit, ihn zu mir zu führen; er beſah alle meine Juwelen, und verſicherte mich, er hätte dieſelben an einen jungen Perſer namens Agib verkauft.

Dieſer Name erneuerte meinen Schmerz; ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten, und der Kalender ſah mich mit Verwunderung an.

„Dürfte ich, ſchöne Frau,“ ſprach er zu mir, „euch um die Urſache einer ſolchen Betrübnis fragen?“

„Ach! mein Vater,“ antwortete ich ihm, indem ich meine Thränen verdoppelte, „fordert von mir keine ſo ſchmerzliche Erzählung: es genüge dir zu wiſſen, daß Agib mein Gemahl war, aber nur auf wenige Augenblicke, und daß ein grauſames Schickſal ihn mir in demſelben Augenblicke entriſſen hat, als ich ihm die letzten Beweiſe meiner Zärtlichkeit geben wollte.“

„Sein und ſeines Bruders Tod haben in Dagma Aufſehen gemacht,“ fuhr der Kalender fort; „aber man weiß nichts von den Urhebern dieſes Meuchelmordes.“

„Sie wurden nicht ermordet,“ rief ich aus; „ich bin die einzige Urſache ihres Todes.“

Ich vermochte in dieſem Augenblicke nicht, die Neugier des Kalenders zu befriedigen; ich wurde von Schmerz ſo ergriffen, daß ich ohnmächtig Sumana in die Arme ſank. Als aber dieſe gute Frau in ein Seitengemach getreten war, um mir eine Herzſtärkung zu holen, ſo ſchloß der Kalender zweimal hinter ihr ab, ſteckte mich ſchleunig in ſeinen Sack, warf mich über ſeine Schulter, und trug mich nach einem kleinen Hauſe, welches nicht weit von dieſem Schloſſe entfernt ſein muß.

Ich war ſehr erſtaunt, nachdem ich aus meiner Ohnmacht wieder zu mir gekommen war, mich an einem ganz unbekannten Orte zu finden, umgeben von vier ſchwarzen Sklaven und dem Kalender, welcher einen Dolch in der Hand hielt, um ihn mir ins Herz zu ſtoßen.

„Abſcheuliche," ſprach er zu mir, „erkenne in mir den unglücklichen Vater Agibs und Neſené's, und bereite dich, den Tod zu erleiden, welchen du, laut deines eigenen Bekenntniſſes, verdieneſt."

Das Leben war mir ſo gleichgültig, daß ich ihn nicht um Schonung deſſelben bat: „Ach!" ſagte ich zu ihm: „nachdem ich meinen geliebten Agib verloren habe, ſo ſterbe ich gern; aber verſtatte mir wenigſtens, dir zu erzählen, auf welche Weiſe mein Gemahl und ſein Bruder umgekommen ſind."

Sechshundert und drei und zwanzigſter Tag.

Er that ſeiner Wuth noch einen Augenblick Einhalt, und befahl mir, zu reden. Ich erzählte ihm nun die Geſchichte von dem Thurme, mein Liebesverſtändnis mit Agib, meine Entführung, Reſené's Trunkenheit, und auf welche grauſame Weiſe dieſe unſeligen beiden Brüder ſich den Tod gegeben hatten.

Die Augen des Kalenders verdunkelten ſich bei dieſer Erzählung, und er ſank nun ebenfalls ſeinen Sklaven in die Arme. Aber dann, als er ſeiner Sinne wieder mächtig war, gerieth er in die äußerſte Wuth:

„Verworfene Ak-Beyas," rief er aus, „ſo erkenne in mir den unglücklichen Abdallah-Juſſuf, der dir das Leben gegeben hat. Ich hatte dich in einen Thurm verſperrt, um die Verkündigung der Geſtirne abzuwenden, welche mich verſichert hatten, daß du den Tod deiner Brüder und ſelbſt deines Vaters verurſachen würdeſt. Die Umwälzung, welche in dieſem Reiche vorgegangen iſt, hat mich verhindert, der Erfüllung dieſes Unheils vorzubeugen: ich war genöthigt, mit Maſſod zu entfliehen, deſſen Thron jetzt ein anderer einnimmt; ein Freund hatte es übernommen, dich in feſtem Verwahrſam zu halten; und deine beiden Brüder waren ſeiner Sorgfalt anvertraut. Ach! in dieſer Verkleidung als Kalender beſuchte ich ſie von Zeit zu Zeit; ſie verſprachen alles, was man von ſo edelgeborenen Jünglingen erwarten darf; ſie hatten dahin gearbeitet, gegen den Thronräuber" (— „verzeihe, Herr," ſagte Ak-Beyas bei dieſer Stelle, „wenn ich hier dieſelben Worte meines Vaters wiederhole" —) „eine mächtige Partei zuſammen zu bringen. Maſſod ſollte am zweiten Tage nach dem Tode meiner Söhne Dagma überfallen: und da biſt du es, blutſchänderiſche Tochter, die mir meinen theuern Agib und Reſené ermordet. Ha! ich hätte Kalaf-Haray, ihrer Mutter, folgen ſollen: wenn ich ihren weiſen Rath angenommen, ſo hätte ich ſchon vor funfzehn Jahren ein ſolches Ungeheuer erwürgt, wie du biſt, und meine geliebten Söhne würden noch leben; Maſſod hätte ohne Zweifel wieder den Thron beſtiegen, welchen die durch einen ſo plötzlichen Todesfall ihrer Anführer erſchreckten Verſchworenen dem Mir-Bahadin ruhig überlaßen; und ich würde nicht flüchtig umherirren und gezwungen ſein, durch dieſe ſchnöde Verkleidung, welche ich verabſcheue, mich vor der Wuth meiner Feinde zu verbergen. Aber nicht weiter ſollſt du Verworfene deine Gräuel treiben, und ich will jetzo die völlige Erfüllung der Weiſſagung Murabeks verhindern.“

Nachdem er mir mit wenigen Worten ſeine Liebe zu meiner Mutter und alles das mitgetheilt hatte, was ich zu Anfang meiner Geſchichte zu erzählen die Ehre gehabt habe, fuhr er fort:

„Dein Tod iſt meine einzige Sicherheit; jedoch will ich meine Hand nicht in dein Blut tauchen: ich weiß ein anderes Mittel, die Erde von einem Ungeheuer zu reinigen, welches ich nie das Licht der Welt hätte ſollen erblicken laſſen.“

Hierauf, Herr, ließ er mich, ohne auf meine Bitten, noch auf meine Thränen zu achten, durch ſeine Sklaven in einen Sack ſtecken, lud denſelben dem Maſâul, einem von ihnen, auf die Schulter, und ging mit ihm hin, mich ins Meer zu werfen: als glücklicherweiſe Euer Majeſtät ſich ſeinem grauſamen Vorhaben widerſetzte. Seine Unmenſchlichkeit, Herr, hat dich mit Entſetzen erfüllt: du haſt ihm das Leben genommen, und es einem Weſen wiedergegeben, welches ſtäts die heißeſten und aufrichtigſten Wünſche für die Erhaltung des deinigen thun wird. —

Dieß, Herr, iſt die wahrhafte Erzählung von den Abenteuern der unglücklichen Ak-Beyas, deren einziges Glück bis dahin geweſen, daß ſie nicht auch in Blutſchande gefallen iſt, und welche ihr ganzes übriges Leben die Geſtirne anklagen muß, ſie zur Erfüllung eines ſo grauſamen Schickſals gezwungen zu haben, daß ſie den Tod ihres Vaters und ihrer beiden Brüder verurſachen mußte."

Sechshundert und vier und zwanzigſter Tag.

Der Sultan von Ormus hatte mit geſpannter Aufmerkſamkeit die Geſchichte der Ak-Beyas angehört; die Thränen, welche ihr im Ueberfluß entſtrömten, erweichten ihn vollends, und er umarmte ſie mit allem Ausdruck einer innigen Liebe.

„Ach! reizende Ak-Beyas,“ ſprach er zu ihr, „wie grauſam haben die Verhältniſſe, in denen du dich mit Agib befunden, mein Herz getroffen! Nein, obwohl er todt iſt, dennoch würde deine Zärtlichkeit gegen ihn mir die heftigſte Eiferſucht erregt haben, wenn das Ende deiner Unfälle mich nicht belehrt hätte, daß er dein Bruder war. Ich weiß, daß die Weiſſagungen Mubareks faſt immer in Erfüllung gegangen ſind, aber ich tadle diejenigen ſehr, die ihn zu befragen gehen. Das Gute und das Böſe, das uns auf Erden begegnet, kömmt von unſern guten oder böſen Neigungen; und da unſere Freiheit nicht bezwungen werden kann, ſo haben wir mehr von unſerer eigenen Bösartigkeit zu fürchten, als von dem böſen Einfluſſe der Geſtirne. — Unſere Handlungen ſtehen auf der Tafel des Lichts geſchrieben, warum wollen wir in die Zukunft eindringen, welche uns meiſtentheils nur betrüben kann? Sollen wir glücklich ſein, ſo benimmt die Ungeduld, mit welcher wir dieſen durch die Geſtirne verkündigten glücklichen Augenblick zu erreichen ſtreben, uns mehr als die Hälfte dieſes Glücks; verkündigt das Schickſal uns aber etwas Unglückſeliges, ſo trüben dieſe traurigen Vorſtellungen alle Freuden unſers Lebens, und die Vorkehrungen, welche wir treffen, um das uns beſtimmte Unglück abzuwenden, führen es gerade erſt herbei: es iſt ſelbſt nicht immer Wirkung der Weiſſagung, ſondern vielmehr Strafe der Neugier, welche darnach forſchet, oder der Leichtgläubigkeit, welche ſie annimmt.

So iſt es dem Abdallah-Juſſuf ergangen, welchen der große Prophet durch die in ihm erregte Neugier, den Mubarek zu befragen, für alle ſeine Verbrechen beſtrafen wollte; hätte er nicht in die Zukunft eindringen wollen, ſo würdeſt du mit Agib und Reſené auferzogen ſein, du hätteſt ſie als deine Brüder gekannt; der erſte, weit entfernt, eine blutſchänderiſche Liebe für dich zu fühlen, hätte dich nur mit Ehrfurcht betrachtet; Reſené hätte ſeinem Bruder nimmer den Beſitz einer Perſon ſtreitig gemacht, welche zu lieben göttliche und menſchliche Geſetze ihm verboten; beide hätten einander nicht ſo grauſam getödtet, und Abdallah-Juſſuf hätte ſein Ende nicht unter der Schärfe meines Schwertes gefunden.

Göttliche Ak-Beyas, laß uns nun, ich beſchwöre dich, alle dieſe traurigen Vorſtellungen entfernen, und denke fürder nur an den liebevollen König von Ormus; finde in ihm allein alle deine Freuden, und ſei verſichert, daß er ſein einziges Glück darin ſetzt, dir zu gefallen und allein von dir geliebt zu ſein."

Ak-Beyas gehorchte dem Sultan, ſie trocknete ihre Thränen, und konnte ſich nicht enthalten, mit freudigem Entzücken zu erkennen zu geben, wie ſehr ſie die Liebe Mir-Bahadins erwiederte.

Der König war entzückt über die Zärtlichkeit dieſer ſchönen Jungfrau, und wollte ſein Glück keinen Augenblick länger aufſchieben; er ließ ſeinen Imam kommen, und nachdem er ſich mit allen erforderlichen Feierlichkeiten mit der ſchönen Ak-Beyas vermählt hatte, ward er der glücklichſte aller Gatten, und die reizende Sultaninn war ihr lebelang darauf bedacht, allen Wünſchen ſeines Herzens zuvorzukommen.

Ihre Größe und Erhebung ließen ſie auch Sumana nicht vergeſſen, welche der Kalender in dem Landhauſe zurückgelaßen hatte; ſie ließ ſie zu ſich kommen, und überſchüttete ſie mit Gunſtbezeigungen.

Und dieß iſt dieſelbe Sultaninn, welche die ſchöne Moſchee zu Dagma erbaute, die man noch dort ſieht, und in welcher, ſo lange ſie lebte, ſechs Derwiſche unaufhörlich, einer um den andern, zu dem erhabenen Propheten für ihren Vater und für ihre beiden Brüder beteten.

Geſchichte der drei Buckligen.

Sechshundert und fünf und zwanzigſter Tag.

Unter dem Chalyfen Vatik-Billah, *) Harun Alraſchids Enkel, lebte zu Damaſk **) ein Greis namens Behemrillah, der mühſelig ſeinen Unterhalt durch Anfertigung von Stahlbögen, Degen, Säbeln und Meſſerklingen erwarb. Von dreizehn Kindern, welche er mit ſeiner einzigen Frau erzeugt hatte, waren zehn in ihrem erſten Jahre geſtorben; und die drei ihm übrig gebliebenen waren von ſo ſonderbarer Geſtalt, daß man ſie nicht ohne Lachen anſehen konnte. Sie waren alle drei bucklig hinten und vorn, blind auf dem linken Auge, und am rechten Fuße lahm; und ſie glichen ſich von Geſicht, Wuchs, und auch von Kleidung, worin ſie gewöhnlich etwas ſuchten, ſo vollkommen, daß ſelbſt ihr Vater und ihre Mutter ſie manchmal verwechſelten.

---

*) Dieſer Chalyf, der ſeinen Sitz zu Bagdad hatte, regierte nur fünf Jahre und einige Monate, und ſtarb im J. 845.

**) Damaſk, in Syrien, am Fuße des Berges Libanon, vierzig Stunden von Halep, iſt eine der älteſten Städte der Welt. Sie liegt an dem kleinen Fluſſe Barda, und treibt einen ſtarken Handel mit Meſſern, Bögen und Säbeln: der Damaſzener Stahl iſt vor allen geſchätzt, auch bei uns.

Von dieſen drei Söhnen Bemrillahs hieß der älteſte Ibad, der zweite Syahuk, und der dritte Babekan; und wenn dieſe drei kleinen Buckligen in der Werkſtatt arbeiteten, ſo fehlte es faſt niemals, daß ſie den vorüber gehenden Kindern zum Spotte dienten.

Eines Tages, als der einzige Sohn eines reichen Kaufmanns, namens Murad, *) mit einigen jungen Leuten ſeines Alters, von einem Spaziergange zurückkam, und übermüthiger war, als gewöhnlich, ſtützte er ſich auf die Brüſtung der Werkſtätte, darin die drei Buckligen arbeiteten, und verhöhnte ſie ſo bitter, daß Babekan, der in dieſem Augenblicke an einer Meſſerklinge arbeitete, alle Geduld verlor; er lief dieſen Knaben nach, drang auf ſeinen Hauptfeind unter ihnen ein, und ſtieß ihm das Meſſer in den Bauch; und als er ſich hierauf von dem Volke verfolgt ſah,

---

*) Murad bedeutet im Arabiſchen Verlangen.

flüchtete er ſich in ſeine Werkſtatt, welche er ſogleich hinter ſich verſchloß.

Da Murad gefährlich verwundet war, ſo umringte man das Haus Bemrillahs von allen Seiten, bis der Kadi *) käme, welchen man zu holen gegangen war. Dieſer eilte mit ſeinen Aſſa's **) herbei; und nachdem die Thüre, welche man zu öffnen weigerte, auf ſeinen Befehl eingeſchlagen war, trat er in die Werkſtatt, und fragte diejenigen, welche Zeugen des Vorganges geweſen, wer von den drei Buckligen der Mörder wäre. Keiner derſelben vermochte aber einen von dem andern zu unterſcheiden: alle drei waren ſich ſo gleich, daß man ſie verwechſelte.

Der Kadi befragte nun Ibad; dieſer verſicherte, er ſei es nicht, der den jungen Murad verwundet habe; er könne aber auch nicht ſagen, ob es Syahuk oder Babekan geweſen wäre. Syahuk behauptete dieſelbe Ausſage; und Babekan, der ſich ſo außer Gefahr ſah, hatte die Dreiſtigkeit, ebenfalls zu läugnen, daß er irgend einen Theil an dieſer That hätte.

Der Kadi befand ſich jetzt in großer Verlegenheit: nur einer war der ſchuldige, es ſchienen aber ihrer drei, und keiner bekannte ſich als Urheber des Verbrechens. Er glaubte nicht beſſer thun zu können, als den König von Damask von einem ſo ſeltſamen Falle zu unterrichten.

---

*) Die Kadi's ſind im ganzen Morgenlande die Richter in bürgerlichen und peinlichen Sachen; ſie erkennen ſelbſt über Angelegenheiten, welche die Religion betreffen.

**) Die Aſſa's ſind eine Art Häſcher, welche gewöhnlich den Kadi begleiten.

Er ließ alſo die drei Buckligen vor den Thron des Königs führen; und dieſer befahl, nachdem er ſie ſelber befragt hatte, ohne von ihnen die Wahrheit erforſchen zu können, ihnen hundert Stockſchläge auf die Fußſohlen zu geben, um ſie zum Geſtändnis zu bringen. Zuerſt kam Syahuk daran, dann Ibad; aber da keiner von beiden gewiß wußte, ob Babekan der ſchuldige wäre, — ſo groß war ihre Aehnlichkeit unter einander, — ſo erduldeten ſie die Baſtonnade, ohne daß der König dadurch aufgeklärt wurde. Babekan kam nicht wohlfeileren Kaufs davon; weil er aber Richter in ſeiner eigenen Sache war, ſo hielt er es nicht für rathſam, die That einzugeſtehen: er betheuerte ſeine Unſchuld. Da ſolchergeſtalt der König den wahren Urheber des Verbrechens nicht zu erforſchen vermochte, und nicht zwei Unſchuldige mit einem Schuldigen beſtrafen wollte, ſo begnügte er ſich, ſie alle drei für immer aus Damask zu verbannen.

Ibad, Syahuk und Babekan waren gezwungen, dieſem Ausſpruch auf der Stelle Folge zu leiſten. Sie verließen alſo die Stadt; und indem ſie nun mit einander überlegten, welchen Entſchluß ſie faſſen ſollten, meinten Syahuk und Ibad, ſie müßten ſich nicht von einander trennen. Babekan aber ſtellte ihnen vor, wenn ſie beiſammen blieben, ſo würden ſie überall, wohin ſie kämen, immer wieder denſelben Uebelſtand haben und den Leuten zum Gelächter dienen; wenn ſie dagegen einzeln wären, ſo würde man weniger auf jeden von ihnen Acht geben. Dieſe Gründe überwogen die Meinung der beiden anderen: ſie trennten ſich, und jeder von ihnen dreien nahm einen verſchiedenen Weg.

Sechshundert und ſechs und zwanzigſter Tag.

Babekan kam, nachdem er mehrere Städte von Syrien durchwandert hatte, endlich nach Bagdad,*) wo damals, wie geſagt, der Chalyf Watik-Billah, Harun Alraſchids Enkel, herrſchte.

Der kleine Bucklige hatte erfahren, daß in dieſer Stadt ein Meſſerſchmid von bedeutendem Ruf war; er ging zu ihm, um Arbeit zu ſuchen, und ſagte ihm, er wäre aus Damask, und beſäße ein ganz beſonderes Geheimnis, den Stahl zu härten. Der Meſſerſchmid wollte es verſuchen, ob Babekan ſo geſchickt wäre, wie er ſich rühmte; er öffnete ihm ſeine Werkſtatt: und als er wirklich erkannte, daß der Stahl, welchen Babekan verarbeitete, nicht allein noch einmal ſo hart und viel ſchärfer war, als der in Bagdad gewöhnliche, ſondern daß auch ſeine Arbeit viel feiner und vollkommener war, ſo nahm er ihn in ſeinen Dienſt, und ſuchte ihn durch gute Behandlung aller Art darin zu behalten.

---

*) Am Tigris, in der Provinz Irak. Wird von Einigen für das alte Babylon gehalten, welches aber am Euphrat lag. Bagdad war lange Zeit der gewöhnliche Sitz der Chalyfen.

Seit dieſer Zeit war ſein Laden noch einmal ſo ſtark von Käufern beſucht, als zuvor, ſo daß der kleine Bucklige kaum alle die Arbeit beſtreiten konnte. Der Meſſerſchmid verkaufte ſeine Säbel und Bögen ſo theuer er wollte; und wäre er nicht ein Trunkenbold und Verſchwender geweſen, ſo hätte er ein anſehnliches Vermögen erworben.

Es waren noch nicht voll zwei Jahre, daß Babekan ſich in Bagdad aufhielt, da ward ſein Meiſter, in Folge einer ſtarken Ausſchweifung, gefährlich krank. Seine Geſundheit war durch den Wein, den Brandwein und die Weiber dermaßen erſchöpft, daß alle Bemühungen ſeiner Frau und Babekans ihm nicht das Leben friſten konnten: er ſtarb in ihren Armen.

Obwohl Nohoud, — ſo hieß die Frau des Meſſerſchmids, — keinesweges hübſch war, ſo hatte ſich Babekan doch ſchon lange in ſie verliebt; und da der Tod des Meiſters eine günſtige Gelegenheit darbot, ſeiner Wittwe die Neigung zu erklären, welche er für ſie hegte, ſo ſtand er nicht an, ihr ſeine Empfindungen bekannt zu machen. Sie war darüber nicht ſehr erſchrocken; denn, außerdem daß ſie während ſeines Aufenthalts bei ihr ſich an ſeine auffallende Geſtalt gewöhnt hatte, ſo bedachte ſie noch, daß, wenn Babekan ſie verließe, ihr Laden nicht mehr denſelben Ruf behalten, und der geringe Gewinn, welchen ſie mit ihrem Manne erworben hatte, bald zerronnen ſein würde. Dieſe Gründe bewogen ſie, als eine Frau von geſundem Verſtande, daß ſie Babekan zuſagte, ihn zu heiraten, ſobald es der Wohlſtand zuließe. Sie that es auch wirklich einige Monate darnach; und Babekan begnügte ſich nun nicht mit ſeinem Gewerbe als Meſſerſchmid, in welchem er in kurzer Zeit anſehnlichen Gewinn machte, ſondern legte ſich auch auf den Handel mit Dattel-Brandwein, wovon er ſehr großen Abſatz hatte.

Die Verbindungen, in welchen ſo dieſer kleine Bucklige mit mehreren Städten des Morgenlandes ſtand, kamen auch zu den Ohren ſeiner beiden Brüder, welche, nachdem ſie fünf Jahre lang im äußerſten Elende gelebt, ſich endlich in Derbent *) wiedergefunden hatten. Hier vernahmen ſie mit Freuden Babekans Niederlaßung; und ohne zu zweifeln, daß

---

*) Derbent iſt eine Stadt der Perſiſchen Provinz Servan, am Fuße des Kaukaſus.

er ihnen in ihrer Armut helfen würde, faßten ſie den Entſchluß, zuſammen nach Bagdad zu gehen. Kaum waren ſie hier angekommen, ſo ließen ſie ihn durch eine arme Frau, welche ſie aus Mitleid bei ſich aufgenommen hatte, zu ſich holen.

Babekan war beim Anblicke ſeiner Brüder äußerſt betroffen: „Erinnert ihr euch nicht mehr daran," ſprach er zu ihnen in heftigem Zorne, „was uns zu Damask widerfahren iſt? wollt ihr mich auch zum Gelächter dieſer ganzen Stadt machen? Ich ſchwöre es euch bei meinem Haupte, ich will euch, einen wie den andern, zu Tode prügeln laßen, wenn ihr euch erdreiſtet, meinem Hauſe zu nahen, und nicht unverzüglich Bagdad verlaßet."

Ibad und ſein Bruder waren über eine ſo unerwartete Aufnahme beſtürzt; vergeblich ſtellten ſie ihrem Bruder ihr Elend vor, und demüthigten ſich vor ihm: er ließ ſich nicht erweichen; und alles was ſie von ihm erlangen konnten, waren zehn oder zwölf Goldſtücke, damit ſie im Stande wären, in irgend einer anderen Stadt ein Unterkommen zu ſuchen.

Als Babekan wieder nach Hauſe kam, bemerkte ſeine Frau ſeine Gemüthsbewegung auf ſeinem Geſichte; ſie fragte ihn freundlich nach der Urſache derſelben, und vernahm, daß ſie von der Ankunft ſeiner beiden Brüder herrührte, und daß er, aus Furcht, zu Bagdad dieſelben Spöttereien auszuſtehen, wie zu

Damaſk, ihnen ſein Haus verboten und ſie genöthigt hatte, die Stadt zu verlaßen.

Nohoûd ſtellte ihm vergeblich die Härte ſeines Verfahrens vor, der Zorn ihres Mannes verdoppelte ſich bei ihren Fürbitten.

„Ich ſehe wohl," ſprach er zu ihr, „daß du nicht übel Luſt hätteſt, ſie hier aufzunehmen, während der Reiſe, welche ich nach Balſora *) machen muß: aber du ſollſt wiſſen, wenn das geſchähe, ſo würde es dein Leben koſten. Ich ſage dir nicht mehr darüber: hüte dich nur, mir ungehorſam zu ſein."

Babekans Frau kannte zu wohl das heftige Gemüth ihres Mannes, um ihm zu widerſprechen; ſie hatte ſchon oft genug erfahren, wie ſchwer ſeine Hand war. Sie verſprach ihm, allen ſeinen Befehlen aufs genauſte nachzuleben. Aber dieſe Verſprechungen machten Babekan nicht ruhiger; er brachte faſt die ganze Nacht ſchlaflos hin, und begab ſich am folgenden Morgen mit Tages Anbruche zu der Frau, welche ſeine Brüder beherbergt hatte, und vernahm mit gro-

---

*) Balſora oder Baſſora iſt die Hauptſtadt des ebenſo genannten Königreichs, am Eingange des Wüſten Arabiens und an der Gränze der Provinz Irak. Man kann binnen vierzehn Tagen von Bagdad nach Balſora hin und zurück reiſen.

ßer Freude, daß ſie ſo eben Bagdad verlaßen hätten, in der Abſicht, nie wieder zurück zu kommen.

Sechshundert und ſieben und zwanzigſter Tag.

Ibad und Syahuk waren auch wirklich abgereiſet, mit dem Vorſatze, anderswo ihr Glück zu ſuchen: aber zwei Tagereiſen von Bagdad ward der letzte krank, und da beide dadurch genöthigt wurden, beinahe drei Wochen dort zu bleiben, ſo war ihr Reiſegeld bald verzehrt. Sie ſahen ſich bald wieder in ihrem vorigen Elende; und da ſie nicht wußten, wohin ſie ſich wenden ſollten, ſo faßten ſie den Entſchluß, nach Bagdad zurück zu kehren. Sie kamen alſo wieder zu ihrer vorigen Wirthinn, und baten ſie, noch einmal zu ihrem Bruder zu gehen und zu verſuchen, ihn zu bewegen, daß er ſie bei ſich aufnähme, oder wenigſtens wieder einiges Geld von ihm zu erlangen, das zu ihren Reiſekoſten dienen könnte.

Die Frau konnte ihnen dieſen Dienſt nicht verſagen; ſie ging zu Babekan, und als ſie in ſeinem Laden vernahm, daß er ſchon vor zwölf Tagen nach Balſora gereiſet wäre, um mehrere Waarenballen dort abzuholen, ſo kam ſie eilig zurück, und brachte dieſe Nachricht ihren Gäſten, welche in einer ſo bedrängten Lage waren, daß ſie keinen Augenblick anſtanden, ſelder hinzugehen, um die Hülfe ihrer Schwägerinn anzuflehen.

Nohoûd konnte ſie nicht verkennen: ſie waren in allen Stücken Babekan ſo ähnlich, daß jedermann einen von ihnen für den andern genommen hätte. Aber wie ſehr ihr Mann es ihr verboten hatte, ihnen Eingang bei ihr zu verſtatten, ſo wurde ſie jedoch von ihrem Elend und ihren Thränen gerührt: ſie nahm ſie auf, und ließ ihnen zu eſſen bringen.

Es war ſchon Mitternacht, und kaum hatten Ibad und Syahuk ihren erſten Hunger geſtillt, als ſehr ſtark an die Hausthüre gepocht wurde. Die Stimme Babekans, der erſt drei Tage ſpäter heim kommen ſollte, war ein Donnerſchlag für ſeine Frau und für ſeine Brüder: ſie waren bleicher, als der Tod; und Nohoûd, die nicht wußte, wie ſie dieſelben dem Zorn ihres Mannes entziehen ſollte, kam auf den Einfall, ſie in einem kleinen Keller hinter fünf oder ſechs kleine Brandweinfäſſer zu verſtecken.

Babekan ward unduldig vor der Thüre, er verdoppelte ſeine Schläge; man öffnete ihm endlich, und im Argwohne, daß ſeine Frau einen Liebhaber bei ſich verborgen hätte, nahm er einen Stock und prügelte ſie derbe durch. Hierauf trieb ihn ſeine Eiferſucht, das ganze Haus zu durchzuſuchen; er that es mit großer Emſigkeit, ohne daß er jedoch daran dachte, hinter die Brandweintonnen zu ſchauen, obwohl er auch in den

Keller gekommen war. Endlich, da er nichts entdeckt hatte, beruhigte der boshafte Bucklige ſich ein wenig; er verſchloß alle Thüren, deren Schlüſſel er ſämmtlich, nach ſeiner Gewohnheit, an ſich nahm, und legte ſich mit Nohoùd zu Bette. Am folgenden Tage verließ er das Haus nicht, bis zur Stunde des Abendgebets; da ſagte er zu ſeiner Frau, er ginge bei einem ſeiner Freunde zum Abendeſſen.

Er war nicht ſo bald aus dem Hauſe, ſo lief Nohoùd ſchleunig in den Keller hinab: ſie gerieth aber in die größte Beſtürzung, als ſie Ibad und Syahuk leblos darin liegen fand. Ihre Verlegenheit wuchs, da ſie nicht wußte, was ſie mit dieſen beiden Leichnamen anfangen ſollte. Jedoch faßte ſie auf der Stelle ihren Entſchluß: ſie verſchloß ihren Laden, und lief nach der Brücke zu einem Laſtträger aus Sivri-Hiſſard,*) der als ein junger Einfaltspinſel bekannt war; ſie erzählte ihm, daß ein kleiner Buckliger, der in ihren Laden gekommen, um etliche Meſſer zu kaufen, plötzlich dort geſtorben wäre, und weil ſie fürchtete, deshalb in Ungelegenheit zu kommen, ſo verſpräche ſie ihm vier Zeckienen, wenn er mit ihr kommen, jenen in einen Sack ſtecken, und ihn dann in den Tigris werfen wollte.

---

*) Sivri-Hiſſard heißt eine kleine Stadt in Natolien, deren Einwohner in dem Rufe großer Einfalt ſtehen.

Der Laſtträger nahm ihr Erbieten an, und nachdem Nohoûd ihn in ihr Haus geführt hatte, gab ſie ihm zum Handgelde zwei Zeckienen, und ließ ihn trinken, bis es Nacht ward; dann ließ ſie ihn den einen Buckligen in ſeinen Sack ſtecken, lud ihm denſelben auf den Rücken, und verſprach ihm die beiden andern Zeckienen, ſobald ſie gewiß wäre, daß er ſeinen Dienſt ausgerichtet hätte.

Der Laſtträger, mit dem Buckligen auf der Schulter, begab ſich auf die Brücke, öffnete ſeinen Sack, und warf ſeine Laſt in den Strom. Dann kehrte er ſogleich zu Nohoûd zurück, und ſagte lächelnd zu ihr:

„Der iſt abgethan, der gute Freund dient ſchon den Fiſchen zum Fraße: gebet mir nun die verſprochenen zwei Zeckienen.“

Nohoûd trat hierauf in den Hintergrund ihres Ladens, unter dem Vorwande, das Geld zu holen: aber plötzlich ſtürzte ſie mit einem lauten Schrei wieder hervor, und ſtellte ſich, als wenn ſie in Ohnmacht ſänke. Der erſtaunte Laſtträger fing ſie in ſeinen Armen auf, und nachdem er ſie aus ihrer Ohnmacht wieder zu ſich gebracht hatte, fragte er ſie nach der Urſache ihres Schrecks.

„Ach!“ antwortete ihm die Liſtige, die ihre Rolle vollkommen ſpielte, „tritt nur in dieſes Gemach, und du wirſt alsbald die Urſache davon erkennen.“

Sechshundert und acht und zwanzigſter Tag.

Der Laſtträger trat hinein, und ſtand unbeweglich, als er beim ſchwachen Schimmer einer Lampe denſelben Leichnam wieder erblickte, welchen er ſchon in den Tigris geworfen zu haben wähnte; je mehr er ihn betrachtete, je höher ſtieg ſeine Verwunderung.

„Ich habe ſicher und gewiß,“ ſagte er zu Nohoûd, „dieſen unſeligen Buckligen von der Brücke hinab geſtürzt: wie kömmt er denn nun wieder hieher? Das kann nicht ohne Hexerei zugehen. Aber gleichviel,“ fuhr er fort: „laß ſehen, ob er noch einmal wiederkömmt.“

Hierauf ſteckte er den zweiten Buckligen in denſelben Sack, trug ihn auf die Brücke, und nachdem er die tiefſte Stelle des Tigris ausgeſucht hatte, öffnete er ſeinen Sack und ſtürzte den armen Syahuk hinunter.

Er ging ſodann voller Freuden wieder zu Nohoûd, und zweifelte nicht, daß der Bucklige in den Strom verſenkt wäre, als er beim Umbiegen um eine Straßenecke einen Mann auf ſich zukommen ſah, der eine Art von Laterne in der Hand trug: und er dachte vor Schrecken des Todes zu ſein, als er den Babekan erblickte, der etwas angetrunken heim ging. Er folgte ihm jedoch einige Schritte, und als er ihn den Weg nach dem Hauſe nehmen ſah, wo er ſchon zwei Bucklige abgeholt hatte, packte er ihn ungeſtüm bei dem Kragen, und ſagte zu ihm:

„Ho ho, Gevatter! ihr denkt wohl, mich die ganze Nacht hindurch ſo zu foppen! ſchon zweimal habt ihr mich zum beſten gehabt: aber es müßte ein großes Unglück ſein, wenn ihr mir auch noch zum drittenmal entwiſchtet.“

Hiemit warf er ihm ſeinen Sack über den Kopf, und da er ſtark war, ſo ſteckte er den Buckligen, troz ſeinem Sträuben hinein, band ihn mit einem dicken Stricke zu, lief gerade auf die Brücke, und warf den Buckligen ſammt dem Sacke hinab. Hierauf wanderte er eine ganze Weile in der Gegend dieſer Stelle auf und ab, um zu ſehen, ob der Bucklige nicht etwa noch einmal wieder käme, um ihn um ſeinen verdienten Lohn zu prellen. Da er aber nichts vernahm, ſo ging er endlich wieder zu der Meſſerſchmidsfrau, und begehrte nun die ihm noch verſprochenen beiden Zeckienen.

„Fürchte nicht,“ ſprach er beim Hereintreten zu ihr, „daß er nochmal wiederkomme: der Spaßvogel wollte ſich abermals auf meine Koſten luſtig machen und ſtellte ſich nur todt, um mich bis an den Tag ſo auf den Beinen zu halten: aber ich habe ihn dießmal ſo gut gefaßt, daß du nicht fürchten darfſt, er werde jemals wieder in dein Haus kommen.“

Nohoûd war verwundert über dieſe Rede, und bat den Laſtträger um nähere Erklärung.

„Ich hatte,“ antwortete dieſer, „den boshaften Buckligen ſchon zum zweitenmal in den Tigris geworſen, als ich auf dem Wege hieher, um mir meinen Lohn abzuholen, fünf oder ſechs Straßen weit von hier, ihn abermals mit einer Laterne in der Hand erblickte: er ſtellte ſich betrunken und ſang; ich aber gerieth in einen ſolchen Zorn, daß ich ſogleich über ihn her ſtürzte, ihn, trotz ſeinem Widerſtande, in meinen Sack ſteckte, welchen ich mit einem dicken Stricke zuband, und ſo warf ich ihn dann in den Tigris, aus welchem er, wie ich glaube, nimmer wieder zum Vorſchein kommen kann, wenn er nicht der Deddſchal *) ſelber iſt.“

Babekans Frau war durch dieſe Neuigkeit aufs höchſte überraſcht. „Wehe! Unglückſeliger,“ ſprach ſie zu ihm, „was haſt du gethan! du haſt jetzt eben meinen Mann erſäuft, und verlangſt nun noch, daß ich dich für dieſen Mord belohne? Nein, nein, ich will ſeinen Tod rächen, und gehe ſtehendes Fußes hin zum Kadi, es ihm zu klagen.“

Der Laſtträger war eben nicht verwundert über dieſe Drohungen; er wähnte, Nohoüd thäte nur ſo, um ſich davon loszumachen, ihm den verſprochenen Lohn zu bezahlen. „Scherz beiſeite!“ ſprach er zu ihr: „gib mir die zwei Zeckienen, welche ich redlich verdient habe: ſchon all zu lange diene ich dir zum Spielwerk, es iſt Zeit, daß ich heim gehe.“

---

*) Der Deddſchal iſt der Antichriſt der Mohamedaner.

Als die Frau ihm die Bezahlung dennoch verweigerte, fuhr er im heftigſten Zorne fort: „Ich ſchwöre bei meinem Haupte, wenn ich nicht auf der Stelle die zwei Zeckienen bekomme, ſo will ich dich alsbald dem Buckligen Geſellſchaft leiſten laßen. Ja, ja, ich ſehe wohl,“ fügte er hinzu, „daß man mir meine Bezahlung noch ſtreitig macht; aber ich bin nicht ſo dumm, wie ich ausſehe: ich will auf der Stelle bezahlt ſein, oder ich will dir übel mitſpielen.“

Je mehr der Laſtträger in ſie drang, je lauter ließ Nohoud die Nachbarſchaft von ihrem Geſchrei erſchallen. Er war endlich ihrer Weigerungen müde, ergriff ſie bei den Haaren, ſchleppte ſie auf die Straße hinaus, und ging mit ihr fort, um ſie auch in den Tigris zu werfen, als einige Nachbaren ihr zur Hülfe herbei liefen.

Sechshundert und neun und zwanzigſter Tag.

Der Laſtträger gerieth in Furcht, und entfloh, ſehr misvergnügt, daß er, wie er wähnte, von dieſer Frau ſo geprellt worden, und nahm ſeinen Weg über die Brücke, um nach Hauſe zu gehen: da begegneten ihm drei Männer, die, ſo viel man in der Dunkelheit unterſcheiden konnte, jeder eine Laſt über den Schultern trugen. Der Vorangehende hielt ihn beim Arme an, und fragte ihn: „Wo willſt du ſo ſpät noch hin?"

„Was geht's dich an?" erwiederte der Laſtträger verdrießlich, „ich gehe, wohin es mir beliebt."

„Du irreſt dich ſehr:" verſetzte dieſer Mann: „du wirſt hin gehen, wohin es mir gefällt; nimm dieſes Pack, welches ich auf dem Kopfe trage, und geh damit vor mir her."

Der Laſtträger, ſtutzig über dieſe Reden, wollte noch widerſtehen: als aber derſelbe Mann ihm einen vier Finger breiten Säbel in die Augen blitzen ließ, und ihm den Kopf abzuhauen drohte, wenn er noch zauderte zu gehorchen, ſo war er gezwungen, die Laſt auf ſich zu nehmen, und mit den beiden anderen Trägern zu gehen, deren einer ihm ein Sklave und der andere ein Fiſcher ſchien.

Sie waren noch nicht zehn Straßen weit gegangen, als ſie an eine kleine Thüre gelangten, welche ihnen augenblicklich von einer alten Frau geöffnet wurde; ſie gingen durch einen ſehr dunklen Baumgang, und kamen endlich in einen prächtigen Saal. Aber wie groß war das Erſtaunen des Laſtträgers, als er bei dem Scheine von mehr als vierzig Wachskerzen, womit der Saal erleuchtet war, die drei Buckligen erblickte, welche er eben erſt in den Tigris geworfen hatte, und von denen zwei der Sklave und der Fiſcher auf den Rücken trugen, und er ſelber den dritten auf dem Kopfe getragen hatte. Er wurde von ſo heftigem Schrecken ergriffen, daß er am ganzen Leibe anfing zu zittern. Er bildete ſich nun noch feſter ein, als zuvor, daß ein ſo außerordentliches Ereignis nicht ohne Hexerei zugehen könnte; als er ſich aber ein wenig erholt hatte, rief er mit einem höchſt poſſierlichen Tone der Stimme aus:

„Zum Teufel mit dem verfluchten Buckligen! Ich glaube, ich ſoll die ganze Nacht nichts anders thun, als ihn ins Waſſer werfen, ohne ſein los werden zu können. Der Spitzbube iſt ſo boshaft geweſen und ſchon zweimal wieder gekommen, um mich zu verhindern, die zwei Zeckienen zu erhalten, welche die Meſſerſchmidsfrau mir verſprochen hat: und nun finde ich ihn hier abermals, in Geſellſchaft von zwei andern, die kein Haar beſſer ſind, als er. Aber, Herr," fuhr er fort, indem er ſich zu demjenigen wandte, welcher der Herr dieſes Hauſes zu ſein ſchien, „ich bitte euch, leihet mir euern Säbel auf einen Augenblick, ich will nur jedem von ihnen den Kopf abhauen, und ſie dann alle drei in den Tigris werfen, um zu ſehen, ob ſie nochmals wieder kommen werden. Der Teufel treibt heute ſein Spiel mit mir ſo, daß ich verſichert bin, er bringt ſie abermals zu der Meſſerſchmidsfrau oder zu mir."

Ueber dieſe Worte des Laſtträgers gerieth der Chalyf Vatik-Billah in das größte Erſtaunen: — denn er ſelber war es, der, nach dem Beiſpiele ſeines Großvaters Harun Alraſchid, ſehr oft des Nachts die Straßen von Bagdad durchwanderte, um zu ſehen, was vorginge, und ſelber zu erfahren, ob man mit ſeiner Regierung zufrieden wäre. Er war dieſe Nacht, als Kaufmann verkleidet, mit ſeinem erſten Veſyr ausgegangen, und einem Fiſcher begegnet, welchen er fragte, wo er hin ginge.

„Ich gehe,“ antwortete dieſer Mann, „meine Netze heraus zu ziehen, welche ſeit geſtern Abend im Tigris liegen.“

„Und was willſt du mit deinem Fange machen?“ fuhr der Chalyf fort.

„Ich will ihn morgen,“ antwortete jener, „auf dem Markte von Bagdad verkaufen, um meine Frau und drei Kinder zu ernähren.“

„Willſt du einen Handel mit mir eingehen über das, was du ſchon in deinen Netzen haben magſt, und über die beiden nächſten Züge, nachdem du ſie wieder ausgeworfen haſt?“ fragte Vatik-Billah.

„Sehr gern,“ antwortete der Fiſcher.

„Wohlan“ fuhr der Chalyf fort, „hier ſind zehn Goldſtücke für den erſten Fang, und ich gebe dir eben ſo viel für jeden der beiden folgenden: biſt du zufrieden?“

Der Fiſcher war erſtaunt über eine ſolche Großmuth: er wußte nicht, ob es ein Traum wäre; aber die Zeckienen in ſeiner Taſche fühlend, antwortete er mit Entzücken:

„Herr, wenn ich für jeden Zug mit meinen Netzen ſo viel empfinge, ſo würde ich bald reicher und mächtiger ſein, als der erhabene Beherrſcher der Gläubigen.“

Der Chalyf lächelte über dieſe Vergleichung. Er ging mit dem Fiſcher ans Ufer des Tigris, ſtieg in ſein Boot, und indem er mit ſeinem Veſyr ihm dreimal die Netze herausziehen half, war er nicht wenig erſtaunt, als er, anſtatt der Fiſche, darin die zwei kleinen Buckligen von Damask, und einen Sack fand, in welchem der dritte ſtak.

Ein ſo überraſchendes Abenteuer ſetzte ihn in Verwunderung: „da nun dieſer Fang mir gehört,“ ſprach er zu dem nicht weniger verwunderten Fiſcher, „ſo will ich ihn auch mit nach Hauſe nehmen; aber du mußt uns dabei die Hand reichen.“

Der Fiſcher hatte ſchon zu ſtarke Beweiſe von der Großmuth des Chalyfen in Händen, um Schwierigkeit zu machen, ihm zu gehorchen. Der Veſyr und er nahmen, einer den Ibad, der andere den Syahuk, bei den Füßen und warfen ſie ſich über die Schultern; der Chalyf ſelber belud ſich mit dem Sacke, worin Babekan war, und ſo gingen ſie nach dem Palaſt zurück, als ſie dem Laſtträger begegneten, welcher kurz zuvor erſt die drei Buckligen in den Tigris geworfen hatte.

Da Batik-Billah ganz durchnäßt war von dem Waſſer, welches aus dem Sacke hervor drang, ſo hielt er den Laſtträger an, und nachdem er ihn gezwungen, ſeine Bürde zu übernehmen, hatte er ihn nach einem Hauſe geführt, welches mit ſeinem Palaſt in Verbindung ſtand. Und hier war es nun, wo der Laſtträger durch ſeine Worte über die drei Buckligen die Neugier des Chalyfen noch mehr erregte, und dieſer ihm befahl, ſich über ein ſo ſeltſames Abenteuer näher zu erklären.

Sechshundert und dreißigſter Tag.

„Herr,“ ſagte hierauf der Laſtträger, „die Aufklärung, welche du von mir verlangſt, iſt nicht ſo leicht, als man wohl glauben ſollte; je mehr ich darüber nachdenke, je weniger entdecke ich die Wahrheit in dieſem Abenteuer. Auf gut Glück will ich dir aber erzählen, wie ich glaube, daß die Sache zugegangen iſt. Kennſt du, Herr,“ hub hierauf der Laſtträger an, „die Frau des Meſſerſchmids, der an der Ecke der Juwelierſtraße wohnt?“

„Nein,“ erwiederte der Chalyf.

„Du verlierſt auch nichts dabei,“ fuhr der Laſtträger fort: „das iſt das boshafteſte Thier in ganz Bagdad: wahrhaftig, ich gäbe die zwei Zeckienen, die ich habe, für die Erlaubnis hin, ihr nur nach meinem Willen ſechs oder ſieben Naſenſtüber zu geben, für die Mühe, welche dieſe Hexe mir dieſe Nacht gemacht hat; obwohl ich ſehr arm bin, doch wollte ich zufrieden ſchlafen gehen. Dieſes Meſſerſchmidsweib alſo... Aber wahrlich, weil du ſie nicht kennſt, ſo will ich dir ihr Bildnis entwerfen. Denke dir, Herr, ein langes hageres Weib, deren Geſichtsfarbe ſo ſchwarz iſt, wie eine geräucherte Ochſenzunge; ſie hat faſt gar keine Stirn, ihre Augen liegen ſo tief im Kopfe, daß man eine Brille haben muß, um ſie zu ſehen; ihre Naſe hat eine ſo große Zuneigung zu ihrem Kinne, daß beide ſich beſtändig küſſen; und ihr Maul, das einen Schwefelgeruch ausdampft, iſt ſo groß, daß es dem Rachen eines Krokodils nicht unähnlich iſt: alles dieß, bildet das nicht ein liebliches Weſen?"

„Sicherlich," antwortete der Chalyf, der, zwar ungeduldig, die Geſchichte der drei Buckligen zu wiſſen, doch über die naive Schilderung des Laſtträgers faſt vor Lachen erſtickte. „Du biſt ein ſo vortrefflicher Maler, daß ich dieſe Meſſerſchmidsfrau leibhaftig vor mir zu ſehen wähne, und ich darauf wetten würde, ſie unter Tauſenden zu erkennen."

„Gut alſo," fuhr der Laſtträger fort, „da du ſie nun kennſt, als wenn du ſie ſchon geſehen hätteſt, ſo denke dir dieſes liebenswürdige Weib noch mit einem Schleier behangen, der alle ihre Vollkommenheiten verhüllt: ſo angethan kömmt ſie in der Abenddämmerung zu mir an die Brücke, wo ich mit fünf oder ſechs meiner Genoſſen ſtehe, und verſpricht mir ins Ohr vier Zeckienen, wenn ich ihr folgen wolle. Der Reiz des Gewinnes verführt mich, ich eile mit ihr nach ihrem Hauſe, trete hinein, und ſie legt ihren Schleier ab: bei ihrem Anblick ergreift mich ein Schauder, ſie bemerkt es ohne Zweifel, und um mich zu beruhigen, beginnt ſie damit, mir eine große Flaſche voll Wein vorzuſetzen. Ich geſtehe dir, Herr, er war vortrefflich, und ohne mich zu bekümmern, wo er her wäre, leerte ich die Flaſche aus; ich trank ihn gleichwohl nur mit Zittern: ich fürchtete, ſie wollte mich berauſchen, um mich alsdann zu verführen, daß ich die Nacht mit ihr zubrächte; und das war nicht ohne Grund, wie ich mir einbildete, denn ſie machte mir Liebkoſungen genug, um mich in dieſem Glauben zu beſtärken. Nach dem Weine ſetzte ſie eine große Flaſche voll Dattel-Brandwein auf den Tiſch, ſchenkte mir liebkoſend ein großes Glas davon ein, welches ich ohne Umſtände verſchluckte; und hierauf machte ſie mir den Antrag... Aber warte, Herr, ich glaube wahrhaftig, daß ich zwei Gläſer davon trank."

„Ei ſo trink ihrer ſieben," unterbrach ihn der Chalif, „und beendige, wenn du kannſt, deine Geſchichte."

„Ho, ho, wie du ins Zeug hinein gehſt, Herr! der Brandwein trinkt ſich nicht ſo geſchwinde: er ſteigt in den Kopf; ich bin ſchon halb berauſcht, nachdem ich nur zwei Gläſer davon getrunken habe: und du willſt gar, daß ich, nach all dem Weine, welchen ich ſchon im Leibe habe, auch noch eine Flaſche Brandwein austrinken ſoll. Nein, Herr, das werde ich nicht thun, und wenn ſelbſt der erhabene Beherrſcher der Gläubigen mich auf den Knien darum bäte. — Aber laß uns wieder auf unſere Rede kommen: als das Meſſerſchmidsweib mich gehörig vorbereitet ſieht, giebt ſie mir zu verſtehen, daß ein kleiner Buckliger, der in ihren Laden gekommen, um einige Schmiedearbeit zu kaufen, plötzlich darin geſtorben ſei, und ſie nun fürchte angeklagt zu werden, daß ſie ihn getödtet habe. Sie wollte mir die verſprochenen vier Zeckienen geben, wenn ich ihn nach dem Tigris trüge und hinein würfe. Ich hatte nicht ſo viel getrunken, um mich der Belohnung nicht zu verſichern; ich forderte zwei Zeckienen als Handgeld, und ſie gab ſie mir: hierauf ſteckte ich den Buckligen in einen Sack, vollzog ihren Auftrag, und kam, mir die übrige Hälfte meiner Belohnung zu holen, als ſie mir dort den nämlichen Buckligen zeigte. Du kannſt dir denken, Herr, wie groß meine Ueberraſchung war: ich ſtecke ihn wieder in den Sack, trage ihn zum zweitenmal auf die Brücke, ſuche die reißendſte Stelle des Stromes aus, ſtürze ihn hinab, und gehe wieder zu dem Meſſerſchmidsweibe, als ich den verwünſchten Buckligen abermals erblicke, mit einer Laterne in der Hand und ſich berauſcht ſtellend: ich aber, ſo vieler Foppereien müde, packe ihn ungeſtüm beim Kragen, ſtecke ihn, wie ſehr er ſich ſträubte, in meinen Sack, den ich feſt zuband, und warf ihn ſo zum drittenmal in den Tigris, verſichert, daß der Sack, worin er ſtak, ihn verhindern würde, zum drittenmal wieder zu kommen. So gehe ich wieder zu dem Weibe, und erzähle ihr, wie ich den Buckligen nochmals lebendig angetroffen, und auf welche Weiſe ich mich ſeiner entledigt habe: aber anſtatt mir die zwei Zeckienen zu geben, welche ich von ihr erwartete, ſtellt ſie ſich, als wenn ſie ſich vor Verzweiflung die Haare ausraufte, und drohte mir mit dem Kadi, weil ich ihren Mann erſäuft hätte. Ich ſpottete ihrer Thränen, wollte bezahlt ſein, und machte Lärmen: die Nachbaren kamen auf ihr Geſchrei herbei, ich flüchtete mich, und ging ganz traurig heim, als ich dir begegnete, Herr, und du mich zwangeſt, dieſen Sack auf den Kopf zu nehmen und hieher zu tragen.

Sechshundert und ein und dreißigſter Tag.

Du kannſt nunmehr, Herr,“ fuhr der Laſtträger fort, „leichtlich meinen Schreck ermeſſen, als ich mich bei meiner Ankunft hier wieder mit demſelben Buckligen beladen ſehe, welchen ich ſchon dreimal in den Tigris geworfen habe, ja, noch zwei andere Bucklige ſehe, welche ihm ſo völlig gleichen, daß man ſie nur an den Kleidern unterſcheiden kann."

Obgleich der Chalyf dieſem Abenteuer noch nicht auf den Grund ſchauen konnte, ſo gewährte die Erzählung des Laſtträgers ihm jedoch großes Vergnügen.

Als er hierauf die drei Buckligen näher betrachtete, glaubte er in ihnen noch einige Zeichen des Lebens zu ſpüren, und befahl, ſchleunig einen Arzt herbei zu holen. Dieſer kam ſogleich, und da er bemerkte, daß Ibad und Syahuk unter dem Waſſer, das ſie verſchluckt hatten, auch eine große Menge Brandwein auswarfen, ſo vermuthete er, wie es die Wahrheit war, daß nur ihre Betrunkenheit ſie für todt halten ließ; den Babekan hatte die Beraubung der Luft beinahe erſtickt; aber ſobald er wieder den Kopf aus dem Sacke hatte, kam er auch allmählich wieder zu ſich: dergeſtalt, daß nach Verlauf einer halben Stunde ſeine Brüder und er ſich außer Gefahr befanden.

Niemals iſt jemand ſo erſtaunt geweſen, wie Babekan hier bei dem Anblicke ſeiner Brüder, die auf dem Sofa neben ihm lagen: er riß die Augen weit auf, und weil er nicht begreifen konnte, wie er ſich mit ihnen an einem unbekannten Orte befände, ſo ließ er ſich, ohne ein einziges Wort zu ſagen, entkleiden, während man daſſelbe mit Ibad und Syahuk vornahm.

Der Chalyf ließ nun die drei Buckligen in drei verſchiedene Zimmer tragen, ſie ins Bette legen, und die Zimmer verſchließen. Er entließ ſodann den Fiſcher, befahl aber dem Veſyr, den Laſtträger zurückzuhalten und ihn auf alle Weiſe gut zu behandeln, in der Abſicht, ſich auf Koſten der drei Buckligen und der Meſſerſchmidsfrau, welche er mit Anbruche des Tages verhaften ließ, eine Kurzweil zu bereiten.

Um den Spaß vollſtändig zu machen, ließ der Chalyf noch während der Nacht zwei Kleider anfertigen, welche den Kleidern ganz ähnlich waren, die Babekan trug, als ihn der Laſtträger in den Tigris warf. Damit ließ er Jbad und Syahuk bekleiden, deren Rauſch nun gänzlich verflogen war. Als ſie ſo alle drei ganz gleich gekleidet waren, ließ er ſie hinter die Vorhänge von drei Thüren ſtellen, welche in einen prächtigen Saal des Palaſts führten, mit dem Befehl, ſie erſcheinen zu laßen, ſobald er ein gewiſſes Zeichen gäbe.

Der Veſyr, der mit dem Laſtträger und einigen von der Wache in aller Frühe hingegangen war und die Meſſerſchmidsfrau verhaftet hatte, ließ ſie in den Saal führen, wo der Chalyf ſchon auf ſeinem Throne ſaß.

Der Chalyf befragte ſie über das, was zwiſchen ihr und dem Laſtträger vorgegangen wäre. Sie erzählte ihm alles, was ihr begegnet war, ohne ſich von der Wahrheit zu entfernen, und bezeugte ihm ihr Leid über den Verluſt ihres Mannes.

„Aber,“ ſagte der Chalyf zu ihr, „iſt das nicht eine zum Scherz erdichtete Geſchichte, welche du mir da erzählſt? wie iſt es möglich, daß dieſe Buckligen ſich ſo ähnlich ſind, daß der Laſtträger ſich getäuſcht hat?“

„Ach, Herr,“ antwortete Nohoûd, „er war halb betrunken, als ich ihm dieſen Auftrag gab; und überdieß waren mein Mann und ſeine Brüder allerdings einander ſo ähnlich, daß, wenn ſie alle drei auch noch gleich gekleidet geweſen wären, vielleicht ich ſelber ſie nicht hätte unterſcheiden können.“

„Das wäre doch ſehr ſpaßhaft,“ ſagte hierauf der Chalyf, indem er in die Hände klatſchte; „und ich möchte wohl Zeuge einer ſolchen Erkennung ſein.“

Dieß war das von Batik-Billah beſtimmte Zeichen, die drei Buckligen erſcheinen zu laßen: in demſelben Augenblick wurden die Thürvorhänge aufgehoben, und die Meſſerſchmidsfrau dachte bei dieſem Anblicke vor Schrecken zu vergehen.

Sechshundert und zwei und dreißigſter Tag.

„O Himmel,“ rief ſie aus, „welches Wunder zeigt ſich hier! ſeit wann ſieht man die Todten wieder auferſtehen? Iſt es keine Täuſchung, Herr, und darf ich meinen Augen trauen?"

„Du täuſcheſt dich nicht," erwiederte Watik-Billah; „einer von dieſen drei Buckligen iſt dein Mann, und die beiden andern ſind ſeine Brüder: es iſt nun an dir, denjenigen zu erkennen, welcher dir angehört. Betrachte ſie wohl, alle drei; aber ich verbiete ihnen bei Lebensſtrafe, zu reden oder irgend ein Zeichen zu geben."

Die Meſſerſchmidsfrau, im höchſten Erſtaunen, betrachtete ſie einen nach dem andern: ſie konnte aber ihren Mann ſchlechterdings nicht herausfinden. Der Chalyf, der ſie jetzo ſelber nicht mehr unterſcheiden konnte, befahl nun demjenigen unter den dreien, der Babekan wäre, ſeine Frau zu umarmen, und ward höchſt überraſcht, als er hierauf die drei Buckligen zu gleicher Zeit der Frau an den Hals ſpringen ſah, und jeder von ihnen verſicherte, er wäre ihr Mann.

Ibad und Syahuk wußten wohl, daß ſie ſich in der Gegenwart des erhabenen Beherrſchers der Gläubigen befanden; aber wie groß auch ihre Ehrfurcht vor ihm war, doch glaubten ſie ſich nicht beſſer an Babekan rächen zu können, als wenn ſie ſich jetzo für ihn ausgäben, und dieſer mochte noch ſo ſehr in Zorn gerathen, ſeine beiden Brüder blieben dabei, ihn um ſeinen Namen zu bringen.

Der Chalyf konnte ſich nicht enthalten, über dieſen poſſierlichen Wettſtreit der drei Buckligen zu lachen; nachdem er aber wieder ſeine ernſte Miene angenommen hatte, ſprach er zu ihnen:

„Ihr würdet euch vielleicht nicht ſo ſehr beeifern, alle drei Babekan ſein zu wollen, wenn ihr wüßtet, daß ich ihn nur erkennen will, um ihm tauſend Stockprügel geben zu laßen, für ſeine Härte gegen ſeine Brüder, und dafür, daß er ſeiner Frau verboten hat, ſie in ſeiner Abweſenheit aufzunehmen.“

Batik-Billah ſprach dieſe Worte mit einem ſcheinbar ſo ſtrengen Ton aus, daß Ibad und Syahuk ihr Spiel aufgaben.

„Wenn es ſo iſt, Herr,“ ſprachen beide, „ſo ſind wir nicht mehr, was wir zu ſein vorgaben, um unſern Bruder für ſeine üble Behandlung zu beſtrafen. Wenn es Schläge zu empfangen gibt, ſo mag er allein ſie hinnehmen, er verdient ſie. Was uns betrifft, Herr, ſo flehen wir deine Großmuth an, und wir hoffen von deiner erhabenen Majeſtät, von deren Angeſicht ſich noch niemand unzufrieden entfernt hat, daß du die Gnade haben wirſt, unſer äußerſtes Elend zu lindern.“

Der Chalyf warf jetzo den Blick auf Babekan, und ſah ihn in größter Verwirrung.

„Wohlan, was haſt du darauf zu antworten?“ ſprach er zu ihm.

„Großmächtiger König der Könige,“ erwiederte dieſer Bucklige, indem er ſich mit dem Geſicht auf den Boden warf, „welche Strafe ich auch von deiner Gerechtigkeit zu erwarten habe, ſo bin ich doch nicht minder der Mann dieſer Frau. Mein Vergehen gegen meine Brüder iſt um ſo größer, als ich die alleinige Urſache ihrer Verbannung aus Bagdad bin, wegen eines Mordes, deſſen wahren Urheber zu erkennen unſere vollkommene Aehnlichkeit verhinderte; demnach ich eben ſo mein Glück hätte mit ihnen theilen ſollen, wie ſie mein Unglück mit mir theilten. Wenn aber eine aufrichtige Reue mir Verzeihung erlangen kann, ſo erbiete ich mich von ganzem Herzen, mit ihnen alle Habe zu theilen, welche ich in Bagdad erworben habe, und ich hoffe, deine Majeſtät wird meine Undankbarkeit verzeihen, in Rückſicht auf die Reue, welche darüber empfinde.“

Der Chalyf, der keinesweges die Abſicht hatte, den Babekan züchtigen zu laßen, war ſehr zufrieden, ihn in dieſer Geſinnung zu ſehen; er begnadigte ihn, und um Ibad und Syahuk für das Vergnügen, welches ſie ihm gewährt hatten, ſeine Freigebigkeit genießen zu laßen, ließ er in Bagdad ausrufen, wenn ſich Mädchen fänden, welche dieſe beiden Buckligen heiraten wollten, ſo würde er jeder zehntauſend Goldſtücke mitgeben.“

Es fanden ſich bald ihrer mehr als zwanzig, welche ſich glücklich ſchätzten, eine ſo anſehnliche Ausſteuer zu erhalten. Syahuk und Ibad, nachdem ſie unter dieſer Anzahl ſich diejenigen ausgewählt hatten, welche ihnen am beſten gefielen, empfingen von dem Chalyfen noch zwanzigtauſend Goldſtücke, welche ſie in Gemeinſchaft mit Babekan anlegten; und dieſe drei Brüder verlebten ihre übrigen Tage ruhig unter dem Schutze des erhabenen Beherrſchers der Gläubigen, welcher auch dem Laſtträger ſo viel Wohlthaten erzeigte, daß derſelbe fortan bequem leben konnte, ohne ſein bisheriges Gewerbe nöthig zu haben.

Das fürwitzige Paar.

Sechshundert und drei und dreißigſter Tag.

Ein Chalyf aus dem Hauſe der Abbaſſiden, *) der wegen ſeiner Gerechtigkeit ſehr berühmt war, hatte ſich eines Tages auf der Jagd in der Umgegend von Bagdad verirret, und ritt die ganze Nacht in einem dichten Walde umher. Er war genöthigt, bei Anbruche des Tages ſein Pferd mit dem Zaum anzubinden, und ſich auf den Raſen hinzuſtrecken, um ſich etwas auszuruhen, als er durch die bitteren Klagen einer Frau geſtört wurde.

„Unglückſelige Eva,“ rief ſie aus, „warum biſt du die Urſache meines Elends! konnteſt du dich nicht enthalten, deinem Herrn ungehorſam zu ſein?“

---

*) Man zählt ſieben und dreißig Chalyfen aus dieſem Geſchlechte, deren erſter Abbul-Abbas-Saffahi und der letzte Moſtaſem hieß.

Zu dieſen für unſere Stammmutter ſo ſchmählichen Worten fügte ein Mann, welcher der Gatte dieſes Weibes zu ſein ſchien, noch folgende:

„Es war dir nicht genug, Undankbare, die Gebote deines Schöpfers zu übertreten, du mußteſt auch noch durch deine verführeriſchen Liebkoſungen den Menſchen in einen Abgrund von Elend ſtürzen! Ungehorſamer Adam, warum koſtet dein ſchwacher Widerſtand mir ſo viel Mühſal und Arbeit!“

Der Chalyf, höchſt verwundert, näherte ſich dieſen beiden Leuten, welche ſeine unverſehene Erſcheinung ſehr erſchreckte.

„Warum läſtert ihr ſo?“ ſprach der Fürſt zu ihnen: „und was nöthigt euch, anſtatt den Herrn für euern Stand der Unſchuld zu preiſen, euern erſten Aeltern ein Vergehen vorzuwerfen, für welches ſie ſo ſtrenge geſtraft worden ſind?“

„Was hilft's mir,“ antwortete ungeſtüm das Weib, „daß ſie durch lange Buße ihre Uebertretung geſühnt haben? warum hatten ſie nicht Kraft genug, einer ſo leichten Verſuchung zu widerſtehen? Ihre Lüſternheit koſtet mich meine Ruhe: und was habe ich denn verbrochen, um täglich den Unfreundlichkeiten des Wetters ausgeſetzt zu ſein? Ohne auf die Jahreszeit zu achten, müſſen wir, um nur kümmerlich zu leben, unſern Unterhalt damit erwerben, daß wir Holz hauen und es nach der Stadt tragen. Wären ſie im Paradieſe Gott nicht ungehorſam geweſen, ſo hätten wir nicht nöthig, uns ſo abzumühen."

„Meine Frau hat Recht," fuhr der Mann fort, „hätten ſie ihrer ſinnlichen Luſt widerſtanden, ſo wäre ich nicht genöthigt, heute wie ein Elender zu arbeiten: die Erde würde uns von ſelbſt alles im Ueberfluſſe liefern; die Jahreszeiten, in gleicher Mäßigung, würden uns Kälte und Hitze ertragen laßen, ohne daß wir uns zu beklagen brauchten: kurz, wir würden eben ſo zufrieden und eben ſo müßig leben, wie der Chalyf zu Bagdad."

Der Beherrſcher der Gläubigen konnte nicht umhin, ſich über die lächerliche Empfindlichkeit dieſer Holzhacker zu verwundern; er gab ſich ihnen auf der Stelle zu erkennen, und ſprach zu ihnen:

„Ich bin dieſer ſelbe Chalyf, deſſen Loos ihr ſo beneidet: folget mir nach meinem Palaſt, ich will in einem Augenblick euern Zuſtand verändern, und ihn ſo glänzend machen, daß das ganze Morgenland darüber erſtaunen ſoll."

Nerus und Münas (ſo hieß der Holzhauer und ſeine Frau) gedachten vor Freuden zu ſterben, als ſie eine ſo unerwartete und ſo von aller Wahrſcheinlichkeit entfernte Neuigkeit vernahmen; ſie warfen ihr Arbeitszeug weit von ſich, ſtürzten mit dem Geſicht auf die Erde, und umfaßten mit Freudenthränen die Füße ihres Wohlthäters, der ſie ſogleich aufhub.

Sie nahmen nun ſein Pferd beim Zügel, und führten ihn auf den Weg, welcher aus dem Holze nach der Stadt ging; ſie hüpften ſo leicht dahin, daß ſie kaum die Erde berührten.

Kaum waren ſie zu Bagdad angekommen, als ſie, auf Befehl des Chalyfen, ins Bad geführt, ihnen die prächtigſten Kleider angelegt, und ſie in den Stand geſetzt wurden, vor dem ganzen Hofe zu erſcheinen. Der Holzhauer war ein ſtattlicher Mann, von höchſtens fünf und dreißig Jahren; ſeine Frau aber, obwohl ihre Züge ziemlich regelmäßig waren, hatte etwas im Geſichte, das nicht zu ihrem Staate paßte: und beide waren mit ihrer Perſon ſo in Verlegenheit, daß ſie allen Hofleuten zum Gelächter dienten; bis endlich der Chalyf in den Saal trat, wo dieſes Luſtſpiel aufgeführt wurde, worauf jeder wieder eine ernſthafte Miene annahm.

Nachdem der Fürſt den Nerus umarmt hatte, ernannte er ihn zu ſeinem erſten Veſyr, beſtimmte ihm eine Wohnung in ſeinem Palaſt, und ließ ihn in ein großes Zimmer führen, welches von den köſtlichſten Wohlgerüchen duftete, und wo er ſich mit Münas an die Tafel ſetzen mußte, und von den eigenen Beamten des Chalyfen bedient wurde.

Der Holzhauer und ſeine Frau konnten vor Ueberraſchung gar nicht zu ſich ſelber kommen; ſie wähnten zu träumen: aber allmählich gewöhnten ſie ſich an die Ehrfurcht und Unterwürfigkeit der vornehmſten Herren; ſie bildeten ſich ein, daß alle dieſe Ehrenbezeigungen ihnen gebührten, und wurden darüber unerträglich hochmüthig.

Sechshundert und vier und dreißigſter Tag.

Der Chalyf fand unendliches Vergnügen daran, daß Nerus und Münas ihre Rolle ſo lächerlich ſpielten: aber er wollte ſie nur auf die Probe ſtellen, und benutzte eine leichte Unpäßlichkeit der Frau, ſie beide für ſich ſpeiſen zu laßen. Sie wurden eben ſo reichlich bedient, wie bisher, mit dem einzigen Unterſchiede, daß eine Schüſſel mitten auf dem Tiſche verdeckt ſtand. Münas wollte alsbald die Hand darnach ausſtrecken; aber der Beamte des Chalyfen hielt ſie zurück, und ſagte ihr im Namen ihres Herrn, daß es ihnen beiden bei Lebensſtrafe verboten würde, dieſe Schüſſel zu berühren, weil der Fürſt in einer ſo geringfügigen Sache ihren Gehorſam prüfen wolle. Dieſes Verbot überraſchte Münas, gleichwohl nahm ſie ſich vor dem Beamten zuſammen, der ſich hierauf zurückzog und ſie in völliger Freiheit allein ließ.

Kaum war dieſer Menſch aus dem Zimmer, als die Frau, welche ſchon gänzlich die Eßluſt verloren hatte, in tiefes Nachdenken verſank. Nerus, der unbekümmert aß, bemerkte nicht ſogleich die Traurigkeit ſeiner Frau; als er dann aber ihre Gebärde ſah, ſprach er zu ihr:

„Wie denn, Münas, macht das Verbot des Chalyfen dich ſo nachdenklich? und haſt du nicht andere Schüſſeln genug auf dem Tiſche, um deine Eßluſt zu befriedigen, ohne durchaus von derjenigen koſten zu wollen, welche verdeckt iſt?“

„Es iſt wahr,“ ſagte Münas; „aber ich kann die Ungerechtigkeit des Chalyfen nicht ertragen: warum uns, aus bloßem Eigenſinn, einen ſolchen Zwang auflegen?“

„Er iſt unſer Gebieter,“ erwiederte der neue Veſyr; „überhäuft er uns nicht mit ſeinen Gunſtbezeigungen, ohne daß wir es verdient haben? hat er uns nicht allein durch ſeine Güte aus unſerm Elende, ſo zu ſagen, bis auf den Thron erhoben?...“

„Ich geſtehe es,“ unterbrach ihn Münas: „aber ich vergeſſe in dieſem Augenblick alle ſeine Gnaden, er läßt ſie uns zu theuer erkaufen, er iſt ein Tyrann!“

Kurz, Nerus bemühte ſich vergeblich, ſeine Frau zu Vernunft zu bringen, er fand ſie durchaus ſeinen Weiſungen entgegen. Umſonſt ſtellte er ihr das Wohlleben vor, welches ſie genöſſen, und den gerechten Zorn des Chalyfen, wenn er ihren Ungehorſam vernähme: Minas blieb ſtäts hartnäckig auf ihrem Sinne; und da ſie viel Gewalt über ihren Mann hatte, ſo brachte ſie es durch ihre Thränen und Liebkoſungen bald dahin, daß er auf ihre Seite trat.

Wie groß indeſſen des Nerus Nachgiebigkeit gegen ſeine Frau war, jedoch hielt die Furcht vor Beſtrafung ihn noch zurück, und er wagte nicht, die Schüſſel anzurühren. Aber Münas nahm das Wort und ſagte zu ihm, indem ſie hin ging und die Thüre verriegelte:

„Was fürchteſt du? wir ſind allein, niemand kann uns ſehen, und ich will nur meine Neugier befriedigen und die geheimnisvolle Schüſſel ein wenig aufdecken.“

„Ich kann deinen gerechten Klagen nicht widerſtehen,“ rief der neue Veſyr aus: „fürwahr, der Chalyf hat nicht Urſache, uns dieſes lächerliche Gebot aufzulegen.“

Hierauf legten beide zugleich die Hand an den Deckel der Schüſſel, und ſie hatten ihn nicht ſobald aufgehoben, als ein halb Dutzend Mäuſe ungeſtüm dieſem Gefängniſſe entſprangen, im Zimmer umher lieſen, und bald Mittel und Wege fanden, vor ihren Augen zu verſchwinden.

Sechshundert und fünf und dreißigster Tag.

Wie groß war die Beſtürzung des Holzhauers und ſeines Weibes! ſie ſanken beide faſt ohne Beſinnung auf ihren Sopha zurück. Als aber Nerus wieder zu ſich kam, gab er der Münas eine ſo wüthende Maulſchelle, daß ihr Geſicht ganz von Blut überfloß:

„Treuloſe!“ rief er aus, „da ſiehſt du nun die Folgen deiner Neugier! wir werden alsbald den Zorn des Chalyfen empfinden, und wir verdienen ihn völlig.“

Kaum hatte der Holzhauer dieſe Worte ausgeſprochen, als die Thüre des Zimmers geſprengt wurde, und der Chalyf, welcher aus einem mit Gaſe verkleideten Seitengemache beide behorcht hatte, plötzlich herein trat, und mit Blicken voll des ſtrengſten Ernſtes zu ihnen ſprach:

„Unglückſeliger Holzhauer, und du fürwitziges Weib, ſo alſo achtet ihr meine königlichen Befehle! Waret ihr des Wohllebens in meinem Palaſte ſchon überdrüſſig? Wie! ihr habt nicht die Kraft, einer ſo geringen Verſuchung zu widerſtehen, und die Todesſtrafe, welche ich euch androhte, war nicht im Stande, eure Neugier zu beſiegen, nachdem ich euch beide mit meinen Wohlthaten überhäuft habe? Ich bin alſo ein Tyrann, ihr Unverſchämten? Ihr waret ſo verwegen, auf eure erſten Aeltern zu ſchmähen und ſie zu verwünſchen wegen ihres Ungehorſams: und ihr zeiget euch noch viel ſtrafbarer und undankbarer. Elendes Erdgewürm, ihr ſeid nur geboren, im Staube zu kriechen: ich hatte euch zu hoch erhoben, aber euer Tod....“

„Ach, Herr,“ rief Nerus aus, indem er ſich dem Chalyfen zu Füßen warf: „nach dem Beiſpiel unſerer erſten Mutter hat mein Weib mich verführt; wir verdienen die ſtrengſte Beſtrafung, aber ſind wir wohl deines Zornes würdig?“

„Ja, ihr Nichtswürdigen, ihr verdienet den Tod,“ erwiederte der Beherrſcher der Gläubigen; „es iſt nicht die Beſchaffenheit eures Verbrechens, welches euch ſchuldig macht, ſondern eure äußerſte Undankbarkeit: ſchnöde Holzhacker, welche ich aus ihrem tiefen Elende ziehe, ſie auf die höchſte Stufe der Ehre erhebe, ſie mit Wohlthaten überhäufe, die ſind mir ungehorſam bei einem ſo leichten Gebote, auf Gefahr ihres Lebens! Was würde erſt geſchehen, wenn es um mein Leben ginge, und wenn mein Kopf von einem Geheimniſſe abhinge, welches ich euch anvertraut hätte? Ich wäre ſchon längſt das Opfer eures Verraths. Aber ich will euch noch mehr Gnade widerfahren laſſen, als ihr Undankbarkeit gegen mich bewieſen habt: gehet hin, ihr Elenden, ich ſchenke euch das Leben, fort aus meinen Augen, kehret in euer Nichts zurück, aus welchem ich euch hervor gezogen habe, und die Erinnerung des

Glückes, welches ihr, durch eure Schuld, nur ſo kurze Zeit genoſſen habt, ſei eure einzige Beſtrafung.“

Hierauf ließ der Beherrſcher der Gläubigen Nerus und Münas ihre reichen Kleider ausziehen, und ihnen diejenigen wiedergeben, in welchen ſie an ſeinen Hof gekommen waren; ſodann ließ er ſie wieder in den Wald, auf dieſelbe Stelle führen, wo er ſie angetroffen hatte; hier fanden ſie all ihr Werkzeug wieder, mit welchem ſie von neuen anfingen zu arbeiten, um ihren Unterhalt zu erwerben; und ſie thaten keinen Schlag mit der Axt, ohne daß ihre Seufzer und Thränen ihre bittere Reue über ihren Ungehorſam zu erkennen gaben.

Harun Alraſchid
und die
beiden Bettler.

Sechshundert und ſechs und dreißigſter Tag.

Der erhabene Beherrſcher der Gläubigen Harun Alraſchid ſtand eines Tages an einem Fenſter ſeines Palaſtes, welches die Ausſicht auf den großen Platz von Bagdad hatte: da erblickten ihn zwei ſeiner Unterthanen, welche um Almoſen baten. Der eine von ihnen rief aus: „Glücklich der, dem Gott wohlthut!“ während der andere mit lauter Stimme ſagte: „Glücklich der, auf den der Chalyf mitleidig herabblickt!“

Der Ausruf dieſer beiden Armen drang bis zu den Ohren dieſes großen Fürſten, und er ließ ihnen auf der Stelle zwei Brote geben: ein Weißbrot demjenigen, der den Chalyfen anrief, und ein Schwarzbrot demjenigen, der ſein Vertrauen auf Gott allein ſetzte.

Das Weißbrot war ſehr klein, und der es empfing, konnte nicht ohne Neid anſehen, daß ſein Gefährte ein zwar ſchwarzes, aber viermal größeres Brot hatte; er bot ihm einen Tauſch an, und da er ihn dazu ganz willfährig fand, ſo vertauſchten beide ihre Bröte, und gingen heim.

Der Inhaber des Schwarzbrotes lachte bei ſich ſelber über die Thorheit des andern; aber dieſer war ſehr überraſcht, als er beim Zerbrechen ſeines Weißbrotes, welches er nur aus Gefälligkeit gegen ſeinen Gefährten eingetauſcht hatte, darin hundert Goldſtücke fand; worüber er fortfuhr Gott zu preiſen, der ihn auf ſolche Weiſe aus dem Elende zöge.

Am folgenden Morgen fand ſich jener, der von dem Könige das Weißbrot empfangen hatte, unter demſelben Fenſter ein, und um nicht wieder ein ſo kleines Brot, wie geſtern zu bekommen, rief er aus aller Macht: „Glücklich derjenige, dem Gott wohlthut!“

Der Chalyf war verwundert, als er dieſen Ausruf hörte; er ließ den Bettler vor ſich kommen, und fragte ihn, weshalb er ſich dießmal lieber an Gott, als an ihn, gewandt, wie er geſtern gethan, und was er mit ſeinem Weißbrote gemacht hätte.

„Herr,“ antwortete ihm der Elende, „ich habe es gegen das Brot meines Gefährten vertauſcht, welchem Gott viel mehr zugetheilt hatte, als mir.“

Der Chalyf konnte ſich jetzo nicht enthalten, die Augen zum Himmel emporzuheben, und die göttliche Vorſehung zu preiſen.

„Es iſt gut,“ ſprach er hierauf, „ſich den Fürſten und mächtigen Leuten zu empfehlen: aber immer erwählt derjenige das beſſere Theil, der ſein Vertrauen auf Gott allein ſetzt.“

Sodann ließ er dieſem armen Manne ebenfalls hundert Goldſtücke reichen und ihn damit ſehr vergnügt heim gehen.

Mehemet Aly.

Sechshundert und ſieben und dreißigſter Tag.

Ein reicher Kaufmann in Smirna hatte einen Sohn, welchen er ebenfalls zum Handelsſtande beſtimmte und anleitete. Aly aber (ſo hieß dieſer Sohn), als er ſich durch den frühzeitigen Tod ſeines Vaters, in dem Beſitz all ſeiner Güter ſah, wollte nicht länger Zwang leiden, ſondern überließ ſich gänzlich allen Vergnügungen ſeines Alters. Er ſchaffte ſich einen Harem an, und eine Menge junger Wildfänge, wie er, bildete ſeine Geſellſchaft. Alles dieß war ſehr herrlich; aber es koſtete viel. So lange noch Geld im Kaſten klang, war man liebenswürdig, man war geiſtreich, man machte Verſe, man war das Schooßkind der Weiber. Weil aber dieſe Quelle nicht unerſchöpflich war, ſo verſchwanden, nach Verlauf von ſechs Monaten über drei Viertheile ſeines Vermögens, und mit ihnen alle Freuden, und alle Freunde. Da nichts ſchneller witzigt, als Unfälle, ſo erinnerte ſich Aly wieder des Gewerbes ſeines Vaters: er war genöthigt, den Anſchein des Reichthums und das ungebundene Leben aufzugeben.

Er begab ſich nach Aegypten, verband ſich mit einem Kaufmann in Kahiro, und legte das Wenige, was ihm noch übrig blieb, im Handel an. Mit Betriebſamkeit und Geſchick konnte es ihm nicht fehlen, er kam wieder in Wohlſtand, und blieb in Kahiro anſäßig. Indeſſen beſchäftigte ſein Gewerbe zwar ſeinen Geiſt, erfüllte jedoch nicht ſein Herz; es fehlte ihm eine Gattinn: wo ſollte er die her nehmen. Er beurtheilte alle nach denen, welche er gekannt hatte; und diejenige, welche ihm beim trüglichen Scheine der Glut der Leidenſchaften zum Glücke des Mannes geſchaffen dünkte, erſchien ihm nicht mehr ſo bei dem Lichte der Vernunft; er war verſucht, ledig zu bleiben. Aber der ledige Menſch, erfüllt er die Verpflichtungen, welche er durch ſeine Geburt ſchon mit der Geſellſchaft eingeht?

Eines Tages, als er in dieſe Betrachtungen verſunken war, trat eine verſchleierte Frau bei ihm herein, unter dem Vorwande, Waaren zu kaufen: ihre Geſtalt, ihr Gang, der Ton ihrer Stimme machten einen lebhaften Eindruck auf Mehemet; er war nicht mehr bei ſich. Man forderte einen Soff von ihm, und er legte einen andern vor; aber ſeine Zerſtreuung mißfiel nicht. Er war nicht mehr Herr ſeiner Augen, und der Gegenſtand ſeiner unverwandten Blicke verwirrte ihn ſo, daß er wie im Finſtern unter ſeinen Waaren umher ſtöhrte. Nach langem Suchen war er nicht weiter gekommen: das Herz allein vor gerückt. Endlich brach er das Stillſchweigen, und ergoß ſich in Lobeserhebungen der Reize der Schönen, obwohl er ſie nur durchſchimmern ſah; er betheuerte, daß nichts auf der Welt ihn ſo beglücken würde, als die Schätze zu ſchauen, welche ihr Schleier ihm verberge.

Amira, — ſo hieß die Schöne, — lächelte bei dieſer Anrede, antwortete in demſelben Ton, und ließ ihren Schleier ſinken. Jetzt konnte ſich Mehemet nicht länger halten; er brannte vor Liebe, bot der Schönen ſein Herz dar, und warb um ihre Hand. Die Schöne, welche nicht reich war, fand den Antrag annehmlich: die Einwilligung ihrer Angehörigen erfolgte, der Ehevertrag wurde aufgeſetzt und unterzeichnet, und die Liebenden wurden vermählt. Alles dieß geſchah in weniger als Monatsfriſt.

Ein unerwarteter Zufall trübte dieſes Glück und ſchien die Freuden der Hochzeit zu ſtören. Amira fühlte ſich unwohl und erkrankte: ſie wurde wieder her geſtellt, und man glaubte, es würde keine weiteren Folgen haben. Die Nacht kam, und die beiden jungen Gatten überließen ſich daheim in ihrem Gemache ihren zärtlichen Gefühlen. Mehemet, zu Amira's Füßen, ſchwur ihr, daß es ihren Reizen allein aufbehalten worden, ihn um ſeine Freiheit zu bringen; und Amira, über die Annäherung eines Mannes erröthend, verſicherte ihn, daß ſie ſtäts einen entſchiedenen Widerwillen gegen jede Art von Verbindung gehegt: „ohne dich, mein geliebter Aly,“ fügte ſie hinzu, „würde ich noch zweifeln, ob ich auch ein Herz hätte; und wenn die Liebe eine Tugend iſt, ſo habe ch ſie von dir...“

Bei dieſen Worten befiel ſie ein heftiger Schmerz. Erſchrocken rief ihr Gatte nach Hülfe; alles im Hauſe war alsbald auf den Beinen, das Uebel ward immer ärger, Wehgeſchrei folgte,... und das Ende davon war, daß Amira entbunden wurde...

„Wie?“ rief Mehemet wüthend aus: „welche Rolle ſpiele ich hier? Und du zweifelteſt wirklich, ob du auch ein Herz hatteſt?“

Amira ihrerſeits begriff nicht, was ihr widerfuhr; ſie betheuerte ihren Gatten, daß ſie nimmer einen Mann erkannt habe. Dieſer dagegen machte ihr die bitterſten Vorwürfe, und verſtieß ſie.

Sechshundert und acht und dreißigſter Tag.

Die junge ſchmachvoll aus ſeinem Hauſe gejagte Frau, ſuchte eine Zuflucht bei ihrem Vater; ſie hoffte hier Aufnahme zu finden, täuſchte ſich aber: die Stimme des Blutes war durch Menſchenfurcht erſtickt. Amira war in den Augen des Greiſes nur noch ein Gegenſtand der Verachtung: er gab ihr einen trockenen und bittern Verweis, und wies ſie zurück zu ihrem Manne. Was ſollte ſie nun beginnen? was ſollte aus ihr werden? wo ſollte ſie eine Zuflucht finden, wenn ſie ihr im Vaterhauſe verſagt wurde? Dieſer letzte Schlag warf ſie ganz darnieder; ſie verließ die Stadt, und überließ ſich dem Schickſale, welches ihre ungewiſſen Schritte in einen tiefen Wald führte. Hier, hülflos und verlaßen, ohne andere Nahrung als ihre Thränen, erwartete ſie den Tod, und ſah ihm, als einer beſondern Gunſt des Himmels, entgegen.

Indem ſie ſo dahin ging, hörte ſie Klagetöne; die natürliche Neugierde führte ſie nach dem Orte, woher ſie kamen, und da erblickte ſie eine junge ſchöne Frau in ihrem Blute ſchwimmend. Amira, die einen Augenblick zuvor ſich über ihr Schickſal beklagte, ſah jetzo nur noch die Leiden dieſer Unglücklichen; ſie zerriß ihre Kleider, bedeckte ſie damit, und führte ſie, ſo gut ſie vermochte, aus dem Walde. Der Himmel, der einzige Zeuge dieſer liebreichen Handlung, wollte dieſelbe nicht unbegünſtigt laßen, und leitete ihre Schritte zu der Hütte eines Santons. Mitleid und Liebe zugleich erfüllten beim Anblicke der beiden Frauen dieſen Einſiedler: da er aber feſte Grundſätze hatte, ſo gebot ſeine Seele bald ſeinem Herzen Stillſchweigen. Er leiſtete ihnen alle Hülfe, welche in ſeiner Macht ſtand; er wuſch ihnen die Füße, er verband die Wunden der Blutenden; und als dieſe etwas erquickt war und ſich erholt hatte, bat er ſie beide, ihm zu ſagen, welchem Unfall er das Glück verdankte, ihnen nützlich ſein zu können.

Amira nahm zuerſt das Wort, erzählte ihre Geſchichte, und beſchloß ſie mit der Verſicherung ihrer Unſchuld. Ob ſie den Alten davon überzeugte, iſt ungewiß. Die Reihe war jetzt an der Unbekannten, welche alſo begann:

„Ich heiße Anaſia: ſeit dem ſiebenten Jahre eine Waiſe, ohne Vermögen, ſelbſt der Nothdurft ermangelnd, erregte ich das Mitleid eines großen Herrn; er ſorgte für meine Erziehung, mein hülfloſes Alter, glückliche Anlagen, und vielleicht einige Annehmlichkeiten meiner Perſon nahmen ihn für mich ein; er verabſäumte nichts, und hatte die Genugthuung, ſeine Sorgfalt nicht fruchtlos angewendet zu ſehen. Unterdeſſen wuchs meine Anhänglichkeit an meinen Wohlthäter in dem Maaße, wie mein Verſtand ſich entwickelte; ich erkannte den Werth ſeiner Wohlthaten, und ich fühlte in meinem Herzen etwas Lebhafteres aufkeimen, als bloße Dankbarkeit. Unmerklich liebte ich ihn, und ich wagte es, an ſeine Hand zu denken, ohne den Abſtand zu erwägen, welchen Geburt und Vermögen zwiſchen uns befeſtigten. Nahem las in meinen Augen, und durch ſie in meiner Seele, er ſchaute darin ſich ſelber, Zug für Zug; und die Gewißheit der Gegenliebe, im Bunde mit der Liebe, welche ich ihm eingeflößt hatte, bewirkten, daß ich ſeine Gattinn ward. Wir waren glücklich. Warum aber muß dasjenige, das die Wonne des Lebens ausmachen ſollte, unaufhörlich durch Unfälle in der Verkettung der Begebenheiten getrübt werden?

Nahem hatte einen jungen, wohlgebildeten Freund, namens Ramyr: kaum hatte dieſer mich erblickt, als er für mich entbrannte. Von Stund' an war die Freundſchaft geſtört, die Offenherzigkeit verſchwand, Ramyr ſprach zwar noch verbindliche Redensarten zu meinem Gatten, aber man hörte ihnen den Zwang an. Nahem, der es bemerkte, änderte jedoch ſein Betragen nicht, und ſprach ſtäts in demſelben Tone mit Ramyr.

Unterdeſſen wuchs in dieſem die Leidenſchaft, und erwartete nur eine günſtige Gelegenheit zum Ausbruch. Dieſe blieb auch nicht lange aus. Nahem mußte verreiſen und zwei Tage auf dem Lande zubringen. Ramyr erfuhr es; er ſpendete Gold aus, beſtach damit meine Frauen, und dieſe benutzten die Stunde des erſten Schlafs, ihn in mein Bette zu verhelfen. Ich erwache, gerathe in Wuth, und rufe nach Hülfe; aber niemand kömmt: da ergreife ich ſeinen Dolch, und drohe, ihm denſelben ins Herz zu ſtoßen, wenn er ſich nicht entferne. Ramyr, verwundert über meinen Muth, und vielleicht über ſeine eigene Unbeſonnenheit, verließ die eingenommene Stelle, und als wenn meine Tugend die ſeine wieder erweckt hätte, ſank er vor meinem Bette auf die Kniee, und beſchwur mich mit Thränen in den Augen, ihm ſeinen Frevel zu verzeihen, und meinem Gemahle nichts davon zu ſagen. Ich verſprach es ihm, aber nur unter der Bedingung, daß er nie mehr einen Fuß in mein Haus ſetzen durfte.

Schon am nächſten Tage, ehe ich es erwartete, kam Nahem zurück, und in der folgenden Nacht hatte ich einen ſehr unruhigen Schlaf: ein ſchreckhafter Traum beängſtigte mich, und in den heftigen Ausbrüchen einer erhitzten Einbildungskraft ergreife ich den Dolch meines Gatten und will ihn damit durchbohren. Er wendet den Stoß ab; ich erwache von dieſer Bewegung, und erblicke Nahem mit Glut in den Augen und Bläſſe auf dem Antlitz. Er macht mir Vorwürfe über meinen Angriff, drohet mir, geht hinaus, kömmt wieder, und um das Unglück voll zu machen, fällt Ramyrs Gürtel, welchen dieſer vorige Nacht vergeſſen hatte, in ſeine Hände. Ich wollte mich rechtfertigen: aber das Wort erſtarb auf meinen Lippen, und mein Stillſchweigen wurde übel gedeutet; Nahem wähnte ſich überzeugt. Er faßte aber den Entſchluß, ſich zu verſtellen; er that, als wenn er ſich von meiner Unſchuld überzeugt hätte, und ſo lebten wir die beiden nächſten Tage im beßten Einverſtändniſſe. Ich wurde dadurch getäuſcht:

am dritten Tage gingen wir in den Wald, zu luſtwandeln; ſo bald wir uns tief in demſelben befanden, hielt der grauſame Nahem mir nochmals den Gürtel Ramyrs vor, ſtieß mir ſeinen Dolch in die Bruſt und entfernte ſich. Ich wäre, ohne Hülfe, verſchieden; der Himmel aber, der Zeuge meines unglücklichen Schickſals iſt, hat ſie mir durch Amira geſandt.“

Sechshundert und neun und dreißigſter Tag.

Der Santon konnte bei dieſer Erzählung ſeine Thränen nicht zurück halten. Er widmete unabläßig den beiden Frauen die zärtlichſte Pflege; und als die Kranke wieder hergeſtellt war, bat er beide, ihn zu verlaßen, indem er mit Beſcheidenheit und ſchmeichelhaft zugleich hinzu fügte, daß er das einſame Leben nur deshalb ergriffen, um ſich gegen die Gewalt der Schönheit ſicher zu ſtellen. Die beiden Unglücksgefährten nahmen demnach Abſchied von ihm, und nahmen die größte Vorſtellung von ſeiner Güte und von ſeiner Tugend mit ſich hinweg.

Da ſie nicht wußten, wohin ſie ſich wenden ſollten, ſo fiel ihnen ein, zu Schiffe zu gehen; und um dieß deſto ſicherer zu können, legten ſie Mannskleider an. Das Schiff aber, auf welchem ſie ſich befanden, wurde von einem Seeräuber genommen. Dieſer brachte es nach Kahiro, und ſtellte hier ſeine beiden neuen Sklaven zum Verkauf aus. Ramyr kam herbei, und wollte ſie kaufen. Anaſia hatte Mühe ihre Verwirrung zu verbergen, um nicht entdeckt zu werden. Der Handel wurde bald abgeſchloſſen, und Ramyr führte beide heim. Die Geſichtszüge Bethsna's (ſo hatte Anaſia ſich genannt) waren ihm aufgefallen; er fand darin Aehnlichkeit mit einer geliebten Frau. Auf gleiche Weiſe wurde Nahem jedesmal betroffen, wenn er den Sklaven ſeines Freundes erblickte: das Bild Anaſias wich nicht aus ſeinem Gedächtniſſe.

Eines Tages, als er ihm in der Stadt begegnete, bat er ihn um eine beſondere Unterredung. Bethsna nahm ihn mit nach Ramyrs Hauſe, und bat ihn, ſich hier nur für einige Augenblicke verborgen zu halten. Bald darauf kam auch Ramyr nach Hauſe, und da er ſich mit ſeinem Sklaven allein wähnte, ſprach er mit ihm, wie gewöhnlich, von Anaſia; diesmal ſetzte er die Unterhaltung weiter fort, und fügte hinzu: „ſage mir die Wahrheit, und entdecke mir dein Geſchlecht; ich kann nicht länger im Zweifel bleiben, deine Geſtalt iſt ganz die eines Weibes, welche ich liebte, und noch liebe...“

„Du liebſt ſie,“ unterbrach ihn Bethsna, wer hat dich denn von ihr getrennt?“

„Meine Unbeſonnenheit und ihr Edelmuth: ſie hat lieber Schmach und den Tod leiden wollen, als einen Frevel entdecken, welcher zu meinem Verderben ihren Gatten von ihrer Unſchuld überzeugt hätte... Doch ich ſage zuviel..."

„O mein theurer Herr, ſei unbeſorgt; dein Geheimnis iſt bei mir wohlverwahrt. Anaſia, der du ein ſo ſchönes Zeugnis gibſt, liegt zu deinen Füßen: ſie erwartet von deinem Edelmuthe, daß du ſie dem zurück gebeſt, den ſie liebt."

Bei dieſen Worten ſprang Nahem, ganz außer ſich, hervor, hub ſie auf, und indem er ihr zu Füßen fiel, beſchwur er ſie, ihm die begangene Unthat zu verzeihen."

Ramyr ſtand erſtaunt da, und verwirrt über das Geſtändnis, welches er eben abgelegt hatte. Sein Freund, der es bemerkte, ergriff ihn bei der Hand, drückte ſie herzlich, und ſagte:

„Sei getroſt! was du mir, ohne es zu wollen, geſtanden haſt, iſt von der Art, daß es dich in meinen Augen ehrt. Nichts iſt gewöhnlicher, als die Verblendung der Leidenſchaft: aber es iſt eben ſo ſelten, als rühmlich, daß ein Mann eine Frau noch rühmt, welche er hat verführen wollen, und die ſeinen zügelloſen Begierden nur Verachtung entgegen geſetzt hat."

Mit dieſen Worten umarmten ſich beide, und Nahem empfing Anaſien aus der Hand ſeines Freundes.

Unterdeſſen blieb Amira noch immer Sklave. Was eben vorgegangen war, gab ihr einige Hoffnung: weil dieſe aber weit ausſehend war, ſo hatte ſie einen andern Einfall. Sie ging zu einem Arzt, und befragte ihn, ob eine Jungfrau wohl Mutter werden könnte, ohne jemals einen Mann erkannt zu haben. Dieſer legte die Frage einer Verſammlung von gelehrten Aerzten in Kahiro vor. Die Doctoren ſprachen darüber hin und her, und entwickelten in ihren Reden tiefe Gelehrſamkeit. Die eine Hälfte bejahte die Frage, und behauptete, ein Luftgeiſt vermöchte wohl einen ſolchen übeln Dienſt zu leiſten, und ſolches wäre nicht ohne Beiſpiel: die andre Hälfte aber war ganz entgegengeſetzter Meinung, und es kam zu keinem Beſchluſſe. Dieſe Frage machte aber großes Aufſehen in der Stadt: ſie wurde in allen Geſellſchaften verhandelt; und die Aegyptiſchen Frauen waren ſehr für die Lehre von den Luftgeiſtern.

Eine dieſer Frauen, namens Thala, ſprach eines Tages hierüber im Vertrauen mit zweien ihrer Freundinnen, und beſtätigte, daß die Sache keinesweges unmöglich wäre, indem ſolches einem jungen Mädchen von ihrer Bekanntſchaft wirklich begegnet ſei; und als die beiden Freundinnen in ſie drangen, um die näheren Umſtände davon zu erfahren, erzählte ſie Folgendes:

„Meine Freundinnen, ich glaube nicht nöthig zu haben, euch Verſchwiegenheit an zu empfehlen: ich wurde unter der Aufſicht eines ältern Bruders ſehr ſtreng erzogen: aber alle ſeine Vorſicht vermochten nicht mein Herz vor zärtlichen Gefühlen zu bewahren. Ein Jüngling gefiel mir; die Liebe war uns dienſtfertig, und meine Schwachheit hatte ernſtliche Folgen. Es wurde entdeckt; und mein Bruder mishandelte mich. Was mich aber am meiſten demüthigte, waren die Spöttereien ſeiner Tochter, einer kleinen Spröden, die höchſt eingebildet auf ihre Schönheit und Tugend war, welche letzte ſie vielleicht nur der Wachſamkeit ihres Vaters verdankte. Es wäre verlorene Mühe geweſen, mich rechtfertigen zu wollen: ich ließ alſo die Zeit walten, änderte äußerlich mein Betragen, und mein Bruder ſchenkte mir ſeine Gunſt wieder, und verheirathete mich bald darauf. So ſtand ich nun in der Reihe der tugendhaften Frauen, und mein Ruf ward mir theuer. Es blieb mir nur noch übrig, mich für die Verachtung meiner Nichte zu rächen. Eine achttägige Reiſe meines Mannes bot mir dazu Gelegenheit: ich lud das junge Mädchen ein, bei mir zu ſchlafen; ſie willigte ein. Ich hatte mit meinem Geliebten alles verabredet, dem ich das tiefſte Stillſchweigen empfahl, und er ſtellte ſich zur beſtimmten Stunde ein. Meine Nichte, der ich einen Schlaftrunk eingegeben hatte, mußte meine Stelle einnehmen, und ward ſchwanger, ohne es zu wiſſen. Sieben Monate darauf wurde ſie verheirathet, und gerade in der Hochzeitnacht kam ſie nieder.

Sechshundert und vierzigſter Tag.

Dieſer Streich kam den Freundinnen ſehr luſtig vor; ſie lachten viel darüber, und gelobten abermals Verſchwiegenheit. Das war aber zu viel verſprochen, und denſelben Abend noch war die Geſchichte die Neuigkeit des Tages. Am folgenden Tage hatte ſich das Gerücht davon durch die ganze Stadt verbreitet, und kam ſo auch Amira zu Ohren. Dieſe ging ſogleich der Quelle deſſelben nach, und glaubte ſich nun am Ziel ihrer Leiden, wenn ſie die Bosheit ihrer Muhme Thala bewähren könnte. Sie ging zu dem Kadi, fiel ihm zu Füßen, und flehte ihn um Gerechtigkeit. Der Kadi war erſtaunt über ihre Schönheit, und verhieß ſie ihr.

Anaſia, die von allem, was vorging, unterrichtet war, ſprach darüber mit ihrem Gemahl, und entdeckte ihm, daß der andre Sklave Ramyrs auch ein Weib, und zwar die verſtoßene Gattinn Mehemet Aly's, und Thala's Nichte ſei. Nahem ließ ſogleich den Aly rufen, und ſagte zu ihm:

„Die Neuigkeit, welche jetzt in der Stadt umläuft, geht dich ſehr nahe an: man erzählt von einer Jungfrau, die, ohne ihr Wiſſen, durch Veranſtaltung ihrer Muhme entehrt worden, und nennet dich dabei.“

Mehemet erinnerte ſich nun, daß er wirklich der Geliebte der einen, und als ſolcher Schuld an dem

Unglück der andern geweſen, welche er nachmals geheirathet hatte.

„Gerechter Himmel!“ rief er aus: „ſollte es Amira ſein?“

Dieſe letzten Worte ſtieß er mit einem Schrei der Verzweiflung aus. Reue, Liebe, Gewiſſensbiſſe, alles beſtürmte ihn auf einmal.

„Wie wird Amira noch die Gegenwart eines Mannes ertragen, der ſie ſo vielfach auf einmal beleidigt hat, und der auf den bloßen Anſchein…?“

„Verlaß dich auf mich,“ unterbrach ihn Nahem: „Amira liebt dich noch; geh hin und fordre ſie von dem Kadi wieder; er iſt gerecht: ich verbürge dir den Erfolg.“

Mehemet flog dahin; er fand günſtige Aufnahme: aber bevor der Kadi ihm ſeine Frau zurückgab, wollte er ihre Unſchuld öffentlich bewährt ſehen. Zu dieſem Zwecke ließ er Thala und ihre beiden Freundinnen vor ſich kommen. Dieſe beiden zeugten gegen ſie, und Thala bekannte ihr Verbrechen. Der Kadi vergab es ihr, nach einem ſcharfen Verweiſe, und Mehemet empfing nun Amira aus ſeiner Hand. Sie verbanden ſich zum zweitenmale feierlich; und die beiden einander wieder geſchenkten Gatten gaben ſich gegenſeitige Beweiſe aufrichtiger Verſöhnung.

Anaſia und Amira wurden immer inniger mit einander; die Bande der Freundſchaft, welche ihr gemeinſames Unglück geknüpft hatte, ſchlangen ſich jetzo noch feſter um ſie. So bald beide wieder ſich ſelber zurückgegeben waren, ſchickten ſie dem Santon reiche Geſchenke, und theilten ihm die glückliche Veränderung ihrer Lage mit. Der gute Einſiedler wurde beim Leſen ihrer Briefe bis zu Thränen gerührt, und rief in einer Art von Begeiſterung aus:

„Glücklich der Sterbliche, der weiſe genug iſt, ſich nicht durch falſchen Anſchein verleiten zu laßen! man ſoll niemand verurtheilen, bevor nicht die ihm angeſchuldigten Vergehen völlig erwieſen ſind.“

Die vierzig Veſyre.

Sechshundert und ein und vierzigſter Tag.

Die Jahrbücher der Könige gedenken eines mächtigen Königs von Perſien, namens Häſikin: ſeine Herrſchaft erſtreckte ſich über den ganzen Erdkreis; die Geſtirne *) hatten ihre glücklichſten Einflüſſe über ihn ausgegoſſen, und ihm mit einer großmüthigen Seele alle königlichen Eigenſchaften und Tugenden verliehen. Der Himmel krönte alle dieſe Begünſtigungen damit, daß er ihm einen Sohn ſchenkte, der durch ſeine Schönheit alle Herzen feſſelte, und deſſen Anmuth alle Augen bezauberte: ein getreuer Spiegel allein vermochte eine

---

*) Man wird in dieſem Buche mehr als einmal Gelegenheit haben, zu bemerken, wie ſehr die Sterndeutung und die geheimen Wiſſenſchaften im Morgenlande in Anſehen ſtehen.

eben ſo ſchöne Geſtalt aufzuweiſen. Dieſe Gaben der Natur waren mit andern Vollkommenheiten verbunden; der Jüngling glänzte zugleich in den Wiſſenſchaften, wie in den Leibesübungen; ſein Lob ertönte von allen Lippen, und ſeine Gegenwart verſetzte die Seele des Königs ſeines Vaters, mit ſtäts wachſender Zärtlichkeit, in das innigſte Entzücken.

Dieſes Glück wurde durch den Tod der Königinn, der Mutter dieſes jungen Prinzen, eine Weile unterbrochen. Nachdem ihrer Aſche der gewöhnliche Zoll der Thränen und Klagen dargebracht worden, beſänftigte ſich indeß der Schmerz des Königs wieder. Und in der That iſt die Geduld nicht die einzige Wehr, welche man den Schlägen des Schickſals entgegen halten kann? Bald darnach vermählte Häſikin ſich wieder mit der Tochter eines benachbarten Königs. Die junge Königinn konnte den Sohn ihres Gemahls nicht ſehen, ohne ihn zu lieben; eine zeitlang wußte ſie jedoch die Heftigkeit ihrer Leidenſchaft in ihrem Herzen zu verſchließen.

Der Prinz beſchäftigte ſich damals gerade mit der Sternkunde und Sterndeutung; ſeine Emſigkeit, ſein durchdringender Geiſt und Scharfſinn ließen ihn bis auf die höchſte Stufe dieſer Wiſſenſchaften gelangen; auch die Geſchickteſten erkannten ſeine Ueberlegenheit an.

Unterdeſſen wuchs die Liebe der Königinn im Stillen, und kannte keinen Zügel mehr. Noch hatte ſie den Prinzen nicht allein ſprechen können, weil dieſer ſich niemals von ſeinem Lehrer entfernte. Sie beklagte ſich bei dem König über die Gleichgültigkeit ſeines Sohns.

„Warum,“ ſprach ſie zu ihm, „beſucht er mich ſo ſelten? Muß er mich nicht als ſeine Mutter betrachten? Es ſcheint mir dagegen, daß er mich mit Widerwillen und misgünſtigen Augen anſieht.“

Dieſe Worte waren mit dringenden Bitten begleitet, daß der König ihr erlauben möchte, den jungen Prinzen in ihren Zimmern zu empfangen. *)

Der König rechtfertigte die Geſinnungen ſeines Sohns, und entſchuldigte ſeine Nachläßigkeit durch ſeinen Eifer für die Wiſſenſchaften; zugleich verſprach er, ihn aufzufordern, daß er ſich morgen ſeiner Schuldigkeit gegen die Königinn entledigte. Hierauf begaben beide ſich zur Ruhe.

Schon begann das Tagesgeſtirn den Rand des Himmels zu vergolden, da erhub ſich der König, und nachdem er den verſchiedenen Vorſchriften der Religion genügt hatte, begab er ſich zu ſeinem Sohn, und em-

---

*) Die Geſetze des Harems ſind im Morgenlande ſo ſtrenge, daß, zumal bei den Vornehmen, Knaben, ſobald ſie zu mannbaren Jahren kommen, beſondere Erlaubnis haben müßen, die Zimmer ihrer Mütter oder Schweſtern zu betreten.

pfahl ihm freundlich, das Verlangen der Königinn zu erfüllen, welche ſeinen Beſuch erwartete; er umarmte ihn, und verließ ihn wieder, mit der Zuſicherung des Gehorſams. Der junge Prinz ſetzte unverzüglich ſeinen Lehrer in Kenntnis von der Einladung der Königinn und den Befehlen ſeines Vaters. Der Lehrer dachte einen Augenblick nach, nahm dann ein Fernrohr, berechnete die Geſtirnung bei der Geburt ſeines erlauchten Zöglings, und entdeckte, daß derſelbe vierzig Tage lang großen Unfällen ausgeſetzt ſein, und ſelbſt ſein Leben in Gefahr ſchweben würde. Von Schmerz durchdrungen, rief er aus:

„O mein Prinz, dein Geſtirn bedroht dich mit Unheil und furchtbaren Gefahren: aber du kannſt ihnen entgehen, wenn du genau meine Vorſchriften befolgeſt.“

Der Prinz, über dieſe Weiſſagung beſtürzt, überließ ſich rückhaltlos der Führung des Weiſen, welcher alſo fortfuhr:

„Du mußt während der vierzig bevorſtehenden unglückſchwangeren Tage dich ſtumm ſtellen und nicht ein einziges Wort ſprechen, und ſollteſt du ſogar ein Schwert über deinem Haupte ſchweben ſehen; hüte dich mit der größten Anſtrengung, ein Stillſchweigen zu brechen, von welchem die Erhaltung deines Lebens abhängt.“

Er empfahl ihm zuletzt noch, einige heilige Namen Gottes her zu ſagen, und begab ſich hierauf ſelber nach einer unzugänglichen Freiſtätte.

Sechshundert und zwei und vierzigſter Tag.

Der Prinz trat an die Thüre des Harems; er wurde von den Verſchnittenen in das Gemach der Königinn geführt, welche ihm entgegen ſtürzte, und indem ſie ihn mit Liebkoſungen überhäufte, ihn an ihre Seite ſitzen ließ. Die Gegenwart des Prinzen, welche den bewundernden Blicken der Königinn eine engliſche Schönheit und unausſprechliche Anmuth darbot, vollendete ihre Niederlage. Sie befragte ihn mit zärtlicher Theilnahme über ſeine Geſundheit; er ſenkte das Haupt, und antwortete nichts. Ein Wink entfernte alle Gegenwärtigen, und als ſie ſich mit dem Abgott ihres Herzens allein ſah, ſchlang ſie ſanft ihre Arme um ſeinen Hals, und ſprach zu ihm:

„O mein Prinz, Seele meines Lebens, wie liebe ich dich! Wie viel Nächte ſind vergangen, in welcher kein Schlaf meine Augenlieder geſchloſſen hat! Verzehrt von aller Glut des Verlangens, muß ich Gott Dank ſagen, daß er dich für meine Liebe empfänglich gemacht hat. Möge nun der Kummer verſchwinden, welcher dich umwölkt, und nur die Freude von deinem

Antlitze ſtrahlen! Alles was deinem Vater gehört, ſteht mir zu Gebote: verbinde dich mit mir, und nimm Theil an meinen Entwürfen. Du ſtehſt in der Blüte der Jugend; ich bin jung und Königinn: die Schwachheiten und das hinfällige Alter ſind das Loos deines Vaters; vermag ein von den Jahren gebeugtes Haupt noch die Laſt einer Krone zu tragen? Und welche Hülfe iſt von einem durch das Alter erſtarrten Arme zu erwarten? Wenn du, auf mein Unternehmen eingehend, ſchwöreſt, mich zu heirathen, ſo vermag ich es, den König aus dem Wege zu räumen, und dich an ſeine Stelle zu ſetzen. Verbinde dich durch dieſen Eid mit mir, und ich will dir meinen geheimen Anſchlag enthüllen."

Da der Prinz ſtumm blieb, ſo fuhr die Königinn fort:

„Du biſt vielleicht nachdenklich über die Mittel, welche wir anwenden müßen, um uns des Königs zu entledigen? hier ſind ſie: wir laßen ihn ein langſames Gift trinken, welches binnen zwei bis drei Monate ſein noch übriges Leben aufzehrt. So ſtirbt er, ohne daß der geringſte Verdacht uns treffe; du beſteigeſt den Thron, und ſchalteſt nach deinem Gefallen über ſeine Schätze und ſeine Reiche."

Die Königinn empfing noch keine Antwort, und hub wieder an:

„Fürchteſt du etwa, das Misvergnügen der Völker zu erregen, wenn du dich mit der Witwe deines Vaters vermählſt? Befiehl, mich nach meiner Heimat zurück zu führen; laß einen Vertrauten, an der Spitze etlicher als Räuber verkleideten Leute, mir am Wege auflauern, mein Gefolge angreifen und zerſtreuen; das Gerücht meines Todes wird durch dein Zuthun ſich bald überall verbreiten; dann kaufeſt du mich unter der Verkleidung einer Sklavinn; ſo wird unſere Vereinigung vollendet, und wir haben zugleich beiderſeits unſere Verpflichtungen erfüllt.“

Die Königinn, durch das Schweigen des Prinzen, welches ſie vergeblich zu brechen verſuchte, ermuthigt, und von der Gewalt der Leidenſchaft hingeriſſen, wollte ihn jetzt an ſich ziehen, und ihm einen Kuß geben: aber ein Backenſtreich hemmte ihre Verwegenheit, und das Blut floß ihr vom Munde. Ihr durch dieſe Schmach tief verwundetes Herz wurde plötzlich von allen Aufwallungen der Wuth erfüllt, welche ſich in folgenden Vorwürfen Luft machte:

„Undankbarer Prinz! ich wollte dich zum Manne und Könige machen, und du vergreifeſt dich an mir! zittere, und fürchte meine Rache!“

Hierauf lief ſie mit aufgelöſten Haaren bald hin und her, überall Spuren des Blutes verſtreuend; bald ſetzte ſie ſich, und wehklagte, nach Art der Weiber.

Der junge Prinz hatte ſich wieder nach ſeiner Wohnung begeben. Der König, voll Ungeduld, den Erfolg des Beſuchs ſeines Sohnes zu vernehmen, kam in den Harem. Als er hier das Gewand ſeiner Gemahlinn mit Blut beſudelt, ihre Haare aufgelöſt, und den tiefen Schmerz auf ihrem Angeſicht ausgedrückt ſah, fragte er ſie ängſtlich nach der Urſache dieſer Verwirrung.

„O mein König," antwortete ſie, „dein ſtrafbarer Sohn hat dieß alles angerichtet. Aber was ſage ich, dein Sohn! das kann er nimmer ſein."

Der König drang in ſie, ihm mehr Aufklärung hierüber zu geben, und ſie fuhr fort:

„Ich ſaß hier, als der Böſewicht ſich mir nahte; Trübſinn umwölkte ſein Angeſicht. Ich befahl, uns allein zu laßen, um ihn darüber zu befragen. Alsbald wagte er ſeine ſtrafbare Hand an mir zu legen: ich ſtieß ihn zurück; darauf ſprach er zu mir:

„Warum bezeigeſt du dich ſo ſtrenge gegen mich? Wenn deine Geſinnungen mit den meinigen übereinſtimmten, und du mir ein ſicheres Pfand davon gäbeſt, ſo hätte der König bald aufgehört zu leben: wir beide würden uns durch das Band der Ehe vereinigen, und du würdeſt die alleinige Gebieterinn ſeiner Schätze und ſeiner Reiche werden."

Als er aber ſah, daß ſein Andringen fruchtlos und meine Treue unerſchütterlich war, da verſuchte er es, mich zu ermorden, ohne Zweifel, um ſein unſeliges Geheimnis mit mir zu begraben. Mein Geſchrei nöthigte ihn jedoch, die Flucht zu ergreifen. Du ſiehſt nun die Wirkungen der Mishandlungen, welche er an mir verübt hat; ſeine frevelhaften Anträge gegen dich haben ſich deutlich verrathen: komm ihnen zuvor, und ſichere durch ſeinen Tod dir Thron und Leben, welche er dir zu entreißen trachtet.

Bei dieſer Erzählung bemeiſterten Zorn und Wuth ſich völlig der Seele des zu leichtgläubigen Königs, und erſtickten jedes andre Gefühl in ihm. Er ging weg, und befahl einem Diener ſeines Grimmes, den Prinzen herbei zu ſchleppen.

Sechshundert und drei und vierzigſter Tag.

Dieſe traurige Neuigkeit kam bald zu den Ohren der Weſyre. Sie begaben ſich insgeſammt zu dem Könige, welcher hierauf die Ausführung ſeines Befehls noch aufſchieben hieß.

„Mächtiger Herrſcher,“ ſprachen ſie zu ihm, „ſollte es wahr ſein, daß dein unglücklicher Sohn deinen Zorn verdient hätte?“

Als der König hierauf ihre Frage beantwortet und ihnen die Anklage der Königinn mitgetheilt hatte, nahm der erſte Weſyr das Wort, und ſprach:

„O König! verurtheile deinen Sohn nicht auf die Anklage eines Weibes. Wollteſt du ſtrenger ſein, als Gott und ſein Prophet, deſſen Geſetze das Zeugnis eines einzelnen Angebers verwerfen? Wenn die Königinn gegen den Prinzen zween unverdächtige Zeugen aufſtellt, ſo habe die Gerechtigkeit ihren Lauf! du wirſt alsdann kein unſchuldiges Blut vergoſſen haben. Ein unglückliches Ende iſt ſtäts die Strafe einer ſolchen Frevelthat. Gedenke des göttlichen Spruchs: „Wer den Mörder nicht begünſtigt, wird von Gott beſchirmet.“ Nach einem Grundgeſetze der ſittlichen Welt, ſind die Könige verantwortlich für die Handlungen der Unterdrückung und Gewaltthätigkeit, welche in ihrem Namen in ihren Reichen verübt werden; es iſt ſtrenge Pflicht für ſie, dieſe Geiſeln ihrer Unterthanen zu entfernen: aber mit noch mehr Sorgfalt müßen ſie über ihre eigenen Handlungen wachen. Laßen ſie die Ungerechtigkeit unbeſtraft, ſo ſind vier Arten von Züchtigungen über ſie verhängt: erſtens, ihr Leben wird verkürzt; zweitens, Unglück erfüllt deſſen traurigen Lauf; drittens, ihre Feinde ſind ſtäts ſiegreich; und viertens, werden ſie bei der Rechenſchaft am Tage des jüngſten Gerichts, weil ſie die Frucht ihrer guten Werke vereitelt haben, der Rache des Himmels überliefert werden. Alſo dräuete Gott dem Propheten David: „Ich habe dir das Königthum anvertrauet, um unter den Menſchen Gerechtigkeit zu pflegen, und nicht deinen Leidenſchaften zu fröhnen, welche dich vom Wege des Himmels ablenken würden. Wehe denen, die ſich davon entfernen, und des Tages der Rache vergeſſen! ſie werden ſtrenge beſtraft werden.“ — O König, dieſe furchtbaren Worte ſind an einen Propheten gerichtet, was dürfen wir erſt nicht befürchten? Es iſt vernünftig, nicht die ewige Seligkeit gegen die Freuden dieſes vergänglichen Lebens zu vertauſchen. Der Abgeſandte Gottes machte, nachdem er den Bedürfniſſen der Natur genügt, zuerſt ſeine Reinigung mit Erde; darnach verrichtete er die vorgeſchriebenen Abdeſt. *) Als er von ſeinen Gefährten befragt wurde, warum er ſich der erſten Reinigung bediente, welche nur geſetzlich wäre, wenn man die erſte nicht verrichten könnte, antwortete er: „O meine Freunde, ich fürchte, daß der Tod mich

---

*) Im Geiſte des Muhammedaniſchen Geſetzes wird die Reinlichkeit des Leibes als ein Sinnbild der Reinheit der Seele betrachtet. Sobald etwas Unreines, oder für unrein erklärtes die Kleider oder den Leib eines Muſelmannes berührt hat, iſt er unfähig, die verſchiedenen Religionsübungen vorzunehmen, bis er ſich, nach dem Maaße der Verunreinigung, durch völlige oder theilweiſe Abwaſchung wieder gereinigt hat. Dieſe Abwaſchungen dürfen nur mit reinem und klarem Waſſer geſchehen, es ſei denn durchaus unmöglich, ſich dergleichen zu verſchaffen, oder daß man wegen Krankheit ſich deſſelben nicht bedienen darf. In ſolchen Fällen muß reine und von allen unreinen Dingen geſäuberte Erde die Stelle des Waſſers vertreten. Abdeſt iſt eine Abwaſchung durch Waſſer.

überraſche, bevor ich die Abwaſchung durch Waſſer verrichten kann.“ Dieſe Antwort führte ihnen die Unbeſtändigkeit aller menſchlichen Dinge zu Gemüthe, und ſie brachen in dieſe Wehklage aus:

„Laßt uns weinen auf dieſer Welt; denn alle ihre Werke ſind eitel.

Wo ſind ſie, die hochmüthigen Herrſcher, die Beſitzer unermeßlicher Schätze? Das Nichts hat ſie verſchlungen, und ihre Reichthümer ſind zerſtoben.“

Wozu leiten uns dieſe traurigen Betrachtungen anders, als zur Erkenntnis, daß die Sterblichen ſich nicht den Herrlichkeiten dieſer Welt hingeben, noch den Pfad der Gerechtigkeit verlaßen ſollen. Ein andrer merkwürdiger Spruch lautet:

„Die Weiber werden ſtäts für die Männer die ergiebigſte Quelle des Unheils ſein.“

Hüte dich alſo, o König, daß der Prinz dein Sohn das Schlachtopfer der Bosheit eines Weibes werde. Wie viele Beiſpiele könnte ich davon anführen! Es ſei mir nur vergönnt, dem Könige die Geſchichte von dem traurigen Ende des Scheichs Schehabeddin zu erzählen:

„Ich bewillige es,“ ſagte der König. Und der Weſyr fuhr alſo fort.... *)

---

*) Die hier folgende Geſchichte ſteht ſchon in 1001 Nacht, Bd. 1. der Scheich kömmt hier aber wirklich um, und hat daher auch den Beinamen Maktul, d. h. der Getödtete, und ſteht bei den Arabern in großem Rufe wegen ſeiner Zauberkünſte.

O König," fügte der Veſyr hinzu, „dieſe Geſchichte muß dich lehren, wie boshaft und gefährlich dieſes Geſchlecht iſt. Laß deinen Sohn nicht auf die alleinige Anklage eines Weibes hinrichten, oder fürchte eine fruchtloſe zu ſpäte Reue. Erlaube uns, den jungen Prinzen zu befragen; vielleicht gelingt es ihm, ſich zu rechtfertigen."

Sechshundert und vier und vierzigſter Tag.

Der König genehmigte dieſen Antrag, und ließ ſeinen Sohn kommen.

„Prinz," ſprach der Veſyr, zerſtreue den Irrthum und den Zorn des Königs durch ein aufrichtiges Geſtändnis, was zwiſchen dir und der Königinn vorgegangen iſt."

Der Prinz antwortete nichts. Da alle dringenden Bitten der übrigen Veſyre und des Königs ſelber eben ſo fruchtlos waren, ſo wurde nach dem Lehrer des Prinzen geſchickt, um dieſes Stillſchweigen zu erklären: aber man vermochte trotz der genauſten Nachforſchungen nicht ſeinen Zufluchtsort zu entdecken. Der Zorn des Königs beſänftigte ſich indeſſen auf die Vorſtellungen der Veſyre, welche zur Unterſuchung dieſer Sache noch einen Tag Aufſchub erhielten. Der erlauchte Angeklagte wurde ins Gefängnis geführt; und der König ſetzte ſich zu Pferde und ritt auf die Jagd.

Gegen Abend kam er wieder zurück in den Palaſt, und begab ſich zu der Königinn. Nach dem Abendeſſen ſprach ſie folgendermaßen zu ihm:

„O König, du haſt heute nur deiner Gnade Gehör gegeben: morgen aber erſticke unverzüglich den Keim immerwährender Unruhe; laß die menſchliche Geſellſchaft von einem, ohne Hoffnung der Heilung ausſätzigen Gliede befreien! Vorſicht iſt eine weiſe Tugend. Wir haben zween geheime Feinde, welche uns zugleich ſehr lieb ſind, unſere Söhne und unſere Schätze; wie es in dieſem Spruche lautet:

„Eure Reichthümer und eure Kinder ſind eure
grimmigſten Feinde: ſeid auf eurer Hut vor ihnen.“

Wird die Wahrheit dieſer Lehre nicht durch das Betragen deines Sohnes beſtätigt, welchen ich auch den meinigen nennen darf, weil ich ſtäts die ängſtlichſte Sorgfalt und alle Zärtlichkeit einer Mutter an ihm verſchwendet habe. Aber von dem ſchwärzeſten Undanke beſeelt, hatte er gegen uns einen Anſchlag im Sinne, vor welchem jeder andere ſelbſt gegen einen Feind erröthet wäre. Ein Dichter ſagt:

„Mit vieler und langer Mühe hatte ich ein Hündlein aufgezogen:
es ward groß, fiel mir ins Bein und biß mich.“

Die Anwendung dieſes Verſes auf die Miſſethat des Prinzen ſcheint mir ſo natürlich, daß ich mich nicht erwehren konnte, ihn dir her zu ſagen. Und was wird, nach ſolchem Frevel an ſeinen Wohlthätern, der Böſewicht erſt beginnen? Die Geſchichte jenes Königsſohns, deſſen Zügelloſigkeit beiſpiellos war, hat viel Aehnlichkeit mit der deines Sohnes: vielleicht iſt dir dieſe Geſchichte nicht bekannt?"

Der König bezeugte ſein Verlangen, ſie zu vernehmen, und die Königinn begann alſo:

Geſchichte der beiden Königsſöhne.

„Ein mächtiger König hatte einen zärtlich geliebten Sohn. Er hatte ihm einen Lehrer gegeben, welcher ihn in den Wiſſenſchaften, und vorzüglich in der Sittenlehre anleiten ſollte. „Es iſt beſſer," ſagt ein Sprichwort, „das Herz zu bilden, als den Geiſt." Die Uebungen der Wiſſenſchaften, ohne die der Tugend ſind mehr ſchädlich, als nützlich. Zugleich hatte ein Hofmeiſter von bewährter Weisheit die Aufſicht über die Aufführung des Prinzen. Indem der König dieſen beiden Männern die Erziehung ſeines Sohns anvertraute, hatte er ihnen eingeſchärft, kein Vergehen ihres Zöglings ungeſtraft hin gehen zu laßen, wenn ſie ſich nicht ſeinem Zorn ausſetzen wollten. Obſchon nun beide ſorgfältig über die Handlungen des Prinzen wachten, ergriff doch der König ſelber noch den geringſten Anlaß, und ließ ihm bald eine leichte Baſtonnade *) geben, bald verurtheilte er ihn zum Gefängnis auf einen Tag und eine Nacht, ohne Nahrung. Auf die Frage eines ſeiner Günſtlinge, warum er gegen den jungen Prinzen ſo ſcharfe Züchtigungen anwendete, antwortete er:

„Mein Sohn ſoll nach mir den Thron beſteigen; es iſt alſo nützlich, daß er gegenwärtig die ganze Strenge dieſer Strafen empfinde, damit diejenigen ſeiner Unterthanen, welche dieſelben verdienen, die Wirkungen ſeiner Gnade und ſeines Mitleids erfahren; denn die Saat der Gerechtigkeit gedeihet ſicherer in einem dem Gefühle nicht verſchloſſenen Herzen, und dieſes Gefühl wird in einer jungen Seele durch häufige Züchtigungen unabläßig erwecket.“

Als der Prinz zu reiferen Jahren kam, entwickelte ſich ſein Geiſt, ſein Verſtand, ſeine Beſcheidenheit und alle ſchönen Eigenſchaften ſeiner Seele und erwarben ihm die Liebe und Segnungen des Volks.

---

*) In mehreren Königreichen Aſiens, beſonders in China, wird dieſe Strafe (Stockſchläge auf die Fußſohlen,) welche nichts Entehrendes hat, ſelbſt den vornehmſten Perſonen ertheilt.

Sechshundert und fünf und vierzigſter Tag.

Der König ſein Vater hatte einen Nachbar der nicht minder mächtig war, als er: dieſer hatte ebenfalls einen Sohn, den er aber mit ſolcher Verblendung liebte, daß er ſeinem Lehrer und Hofmeiſter aufs nachdrücklichſte verboten hatte, ihn zu ſchlagen oder ihm auf irgend eine Weiſe entgegen zu ſein. Seine Befehle wurden mit Bedauern befolgt. Wenn man ihm auch manchmal vorſtellte, daß er durch ſolches Verfahren die böſen Neigungen ſeines Sohnes begünſtige, ſo wurde doch nicht darauf geachtet: auch ſchwiegen alle, die den Misshandlungen des Verzogenen ausgeſetzt waren, aus Furcht, dem Könige zu misfallen. Die Laſter des jungen Prinzen wucherten mit den Jahren; ſelbſt die Kinder der Vornehmen waren nicht ſicher vor ſeinen Mishandlungen; und wenn ſie es wagten, darüber zu murren, ſo liefen ſie Gefahr, ihr Leben einzubüßen. Unterdeſſen kamen dem Könige doch Klagen zu Ohren; er ereiferte ſich gegen ſeinen Sohn, und gab ihm Verweiſe, welche aber ohne Erfolg blieben; denn man muß den Baum biegen, wenn er jung iſt. Dieſer entartete Sohn faßte endlich den Anſchlag, ſich ſeines Vaters zu entledigen, drang in der Nacht in ſein Schlafgemach und ſtieß ihm einen Dolch in den Buſen. Er bemächtigte ſich des Thrones, und laſtete auf ſeinen Völkern mit eiſernem Scepter. Die Erde wurde mit unſchuldigem Blute getränkt; Tag und Nacht wälzte der Wüthrich ſich in Trunkenheit und Wolluſt, und ſättigte ſeine ehrloſen Lüſte mit den Frauen und Töchtern der Großen ſeines Hofes. Mitten in einem Gelage ergriff er oft einen Bogen, und machte ſich ein Vergnügen daraus, ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen, indem er einen ſeiner unglückſeligen Gäſte mittendurch ſchoß; und dann zwang er die übrigen zu Beifallsbezeigungen. Entſchlüpfte einem von ihnen ein Zeichen des Unwillens, ſo ließ er ihn nackt an einen Pfahl binden und mit den gräulichſten Martern hinrichten, welche er eigenhändig vollzog. Die Unſchuld war kein hinreichender Grund, ſeiner Grauſamkeit zu entgehen. Zuweilen ſtieg er zu Pferde, ritt auf den Marktplatz, ſprengte mitten unter die hier verſammelte Volksmenge und zerſtreute ſie durch Pfeilſchüſſe. Seine Unterthanen von allen Ständen verfluchten das Andenken ſeines Vaters, weil er die junge Seele des Prinzen nicht zur Menſchlichkeit und zur Tugend erzogen hatte. In Verzweiflung über eine ſo unerträgliche Bedrückung, wandten ſich einige Oberhäupter an den König, der ſeinen Sohn mit ſo ausgezeichneter Sorgfalt erzogen hatte, und ſandten ihm ſchriftlich folgende Botſchaft:

„O König! ſende den Prinzen deinen Sohn uns zum Retter; er komme, das Ungeheuer zu ſtürzen, welches uns ausſaugt: wir wollen es ihm gebunden überliefern; und von einem verhaßten Joche erlöſet, wollen wir deinem Sohne Gehorſam ſchwören, welcher, wie wir wiſſen, ein Freund der Gerechtigkeit und der Menſchlichkeit iſt: o König, erhöre unſere Bitte!"

Wirklich zog der junge Prinz an der Spitze der Truppen ſeines Vaters in das Land des Nachbarn. Als beide Heere einander gegenüber ſtanden, wurde der Wüthrich plötzlich von Anführern ſeines eigenen Heeres ergriffen und zu den Füßen ſeines Feindes geſchleppt. Der ſiegreiche Prinz befahl, ihn nackt auszuziehen, zu binden und den Händen eines Jünglings zu überliefern, deſſen Vater dieſer blutgierige König ermordet hatte:

„Räche dich," ſprach er zu ihm, „und beſtrafe den Mörder deines Vaters mit derſelben Todesart."

Der mit einem Dolche bewaffnete Jüngling verſetzte dem Wüthrich mehrere Stiche, als dieſer dringend um Gehör bat. Die Hinrichtung wurde aufgeſchoben, und er ließ ſich alſo vernehmen:

„Großer Gott, wie unglückſelig war meine Beſtimmung auf dieſer Welt! Hätte man mir Mitgefühl eingeflößt mit den Leiden, welche ich gegenwärtig erdulde, ſo würde mein Leben verfloſſen ſein, ohne daß ich mir vorzuwerfen hätte, ſo viel Unglückliche quaalvoll hingerichtet zu haben. Sei drum ewig verflucht, du Urheber meiner Tage! Du, der du meine Erziehung ſo vernachläßigt und mir nicht in der Jugend die Lehren der Menſchlichkeit eingeprägt, und mich nicht mit den Leiden vertraut gemacht haſt! Du würdeſt wenigſtens noch leben, und ich würde nicht einem ſchmachvollen Tode verfallen ſein, welchem meine Grauſamkeit ſo viele Schlachtopfer darbrachte."

Zuletzt bat er, ſeine Quaal abzukürzen; und er wurde dem Scharfrichter überlaßen, der ihm den Kopf abſchlug. Seine Staaten wurden einem Prinzen zu Theil, in deſſen Herzen die Keime einer ſtrengen Erziehung ſo glücklich gefruchtet hatten, und der durch die Weisheit und Gerechtigkeit ſeiner Regierung mit dem weiſen A'bd=al=mumen verglichen zu werden verdient. Sein Vorgänger dagegen, deſſen laſterhafte Neigungen niemals durch heilſame Züchtigungen gezügelt waren, ermordete ſeinen Vater, überließ ſich dem Frevel und der Ungerechtigkeit, kam um, und ſein und ſeines Vaters Andenken wurde von ihren Völkern verflucht.

Sechshundert und ſechs und vierzigſter Tag.

O König! möge die Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Vatermörder und deinem Sohne dich erſchrecken! Du haſt ſchon erfahren, wie ſchnöde dieſer letzte auf deine Fragen zu antworten verſchmähet. Ja, ich muß es dir ſagen, du haſt dir eine ſtrafbare Nachſicht mit den Vergehungen ſeiner Kindheit vorzuwerfen. Welche Früchte haben ihm die trockenen Wiſſenſchaften gebracht, welche du ihn haſt lehren laßen? Er iſt zum Verräther und Empörer gegen ſeinen Vater geworden, er bedrohet dein Leben, und entehrt deine Gattinn. Kann man einen ſtrafbarern Anſchlag faßen? Ich habe jetzt zwar dein Leben gerettet: aber ich wiederhole es, deine eigene Sicherheit, und das Heil deiner Völker, alles fordert den Tod des Schuldigen. Laß ihn hinrichten! Wo nicht, ſo wird binnen kurzer Zeit dein und deines Reiches Untergang vollendet ſein.“

Der König, eingeſchreckt durch dieſe Reden der Königinn, verſprach ihr, daß am nächſten Tage ihre gemeinſame Beleidigung ſollte gerochen werden. Hierauf gingen beide zu Bette.

So bald die Nacht dem Tage wich, beſtieg der König, ſtrahlend von Majeſtät, ſeinen Thron. Er ließ den jungen Prinzen vorführen, und verurtheilte ihn ohne Erbarmen zum Tode. In dieſem Augenblicke trat der zweite Veſyr herein, und bat um das Wort.

„O König, laß dich nicht zum erſtenmal zu einer übereilten und ungerechten Handlung hinreißen. Strafbar iſt, wer die Pfeile der Zwietracht ſchärft, und die Fackel der Verfolgung anzündet; es iſt ein Mordbrenner, der, nachdem er ungeſtraft ein einzelnes Haus niedergebrannt, bald ein Dorf, ja eine ganze Stadt den Flammen übergibt. Die Könige müßen darauf bedacht ſein, die Heuchler zu entlarven, und auf ihrer Hut ſein gegen die Schmeicheleien und Argliſt derſelden; ſie müßen die Verbrechen im Zaume halten und ſich nicht als blindes Werkzeug eines übermächtigen Einfluſſes der Reue ausſetzen; gleich jenem, der

> „unfähig, einen weiſen Entſchluß zu faſſen, die Gelegenheit entſchlüpfen läßt, und hinterher das Schickſal anklagt."

Weiß denn ein ſolcher nicht, daß Gott, als er dem Menſchen den freien Willen ließ, geſagt hat: „Wähnet nicht, daß dem Unterrichteten geſchehen werde, wie dem Unwiſſenden!" O König, überlege reiflich die Sache des Prinzen deines Sohns; und, wie der Prophet geſagt hat: „hüte dich vor den Lügnern; ihre Zahl wird groß beim Herannahen des jüngſten Tages." Aber vor allen iſt die Bosheit der Weiber zu fürchten; denn ihr Geiſt iſt fruchtbar an Betrug und Argliſt. Unter tauſend und abermal tauſend Beiſpielen, möchte ich nur eins auswählen."

Mit Bewilligung des Königs, fuhr der Veſyr alſo fort:... *)

„Ermiß aus dieſem Beiſpiel, o König, die ganze Schlauheit der Weiber; verurtheile deinen Sohn nicht, ohne ihn gehört zu haben, noch ohne der Wahrheit verſichert zu ſein. Du würdeſt dich in dieſer Welt der Stütze deines Alters berauben, und in der andern Welt

---

*) Hier folgt die aus Boccaccio's Decamerone bekannte Geſchichte von dem Papagei, welche ſchon in 1001 Tag Bd. 1. ſteht.

die Strafe erleiden, welche denjenigen beſtimmt iſt, die unſchuldiges Blut vergießen. Es iſt wohlgethan, die Vollziehung deines Befehls ſo lange aufzuſchieben, bis der Lehrer des Prinzen wieder erſcheint.“

Der König billigte die Vorſtellung des Veſyrs; und nachdem er den jungen Prinzen wieder hatte ins Gefängnis führen laßen, ſtieg er zu Pferde.

Mit anbrechender Nacht kam der König heim von der Jagd, begab ſich in das Harem, und ließ das Abendeſſen auftragen. Der Gegenſtand der darauf folgenden Unterhaltung war der am Morgen dem Prinzen gewährte Aufſchub, und die Königinn hub alſo an:

„Bei einer Sache von ſolcher Wichtigkeit darfſt du nicht deine Vorſicht einſchläfern laßen und gleichgültig jeglichen Einflüſterungen nachgeben. Selten wird der unvorſichtige Menſch dem Vorwurf der Thorheit oder Unwiſſenheit, und beſonders nicht dem Unheile entgehen. „Die Sorgloſigkeit,“ ſagt ein weiſer Spruch, „zeugt, weit entfernt für eine gute Eigenſchaft geachtet zu werden, vielmehr von Schwäche des Urtheils.“ Hüte dich, jenem Fürſten zu gleichen, der aus Mangel an Vorſicht fünfmal ſeinem Feinde in die Hände fiel.

Die beiden Könige.

Sechshundert und ſieben und vierzigſter Tag.

Ein König, der ſchon oft die Uebergewalt der Waffen eines mächtigen Nachbarn erfahren hatte, verſammelte, auf die Nachricht von neuen Kriegsrüſtungen ſeines Feindes gegen ihn, ſelber ſeine Truppen, und führte ſie dem Angreifenden entgegen. Er hatte demſelben ſchon öfter Vorſtellungen gemacht über die Ungerechtigkeit und die unſeligen Folgen dieſes Krieges, deſſen Urheber folgender Spruch des Korans verflucht: „Wenn zween Muſelmänner das Schwert gegen einander zücken, ſo wird die Rache Gottes eben ſo den Beſiegten, wie den Mörder treffen.“ Aber die Fruchtloſigkeit ſeiner Bemühungen gab ihm zu erkennen, daß er die Waffen der Vernunft aufgeben und dieſen Streit mit dem Schwert in der Hand endigen müßte. Er ging alſo mit den drei Weſyren, welche die Laſt der Regierung mit ihm theilten, zu Rathe. Der eine von ihnen gab folgendes Gutachten.

„Das Uebergewicht der Kriegskunſt und der Tapferkeit muß nothwendig den Sieg zu Gunſten der Feinde entſcheiden; die Klugheit räth alſo, Zeit zu gewinnen. Ziehe dich in das Herz deiner Staaten zurück; und wenn du verfolgt wirſt, ſo wirf dich in eine befeſtigte Stadt, bis es dir vergönnt iſt, die Wiederkehr des Glückes zu hoffen, deſſen Unbeſtändigkeit in dieſem Spruche ausgedrückt iſt: „Heute dir, morgen mir: auf Regen folgt Sonnenſchein.“ —

„Wie beſonnen die eben vorgetragene Meinung ſcheint,“ ſagte der zweite Weſyr, dennoch kann ich dem Rathe nicht beiſtimmen, ſich jetzt im Augenblicke des Treffens durch Feigheit zu entehren, und ohne Schwertſchlag das Feld zu räumen, welches man noch ſtreitig machen kann: wenn dein Feind auch wirklich das Glück für ſich hat, ſo verſuche wenigſtens, es dir jetzo wieder günſtig zu machen. Dein Rückzug könnte nur, durch Enthüllung deiner Schwäche, den Feinden neue Vortheile gewähren. Verzichte alſo fortan noch mit andern Waffen zu fechten, als mit der Schärfe des Schwertes, und wenn der Sieg auch zu den feindlichen Fahnen überginge, ſo würdeſt du doch ſicherlich den Tod nicht fürchten.“

Der dritte Veſyr nahm endlich auch das Wort und ſprach:

„Was mich betrifft, ſo ſchätze ich an einem Krieger die Gewandtheit eben ſo hoch, als die unbeſonnene Tapferkeit; wenn ein Feldherr in Hinſicht der erſten berühmt iſt, ſo muß man eine offene Feldſchlacht mit ihm vermeiden. Eine Kriegsliſt iſt oft eben ſo viel werth, als ein ganzes Heer. Drum laßt uns dieſe Nacht den Feind in ſeinem Lager überfallen; wir werden ohne Widerſtand und Erbarmen alles niederhauen, und morgen ſiegreich heim ziehen.“

Dieſer letzte Rath gefiel dem Fürſten; auf ein gegebenes Zeichen, ſtürzten ſeine Truppen von allen Seiten über das Lager des Feindes her; auf ein furchtbares Gemetzel, welches bis an den Morgen währte, folgte eine völlige Zerſtreuung des Feindes. Der Sieger, wie der Beſiegte, zog heim nach ſeiner Hauptſtadt.

Der letzte aber erſchien bald darauf wieder an der Spitze eines neuen Heeres, und zwang ſeinen friedlichen Feind, ihm abermals entgegen zu treten. Als beide Heere einander gegenüber ſtanden, wurde wieder Kriegsrath gehalten; und auf den Rath des Veſyrs, dem man den erſten Sieg verdankte, wurde beſchloſſen, eine andre Kriegsliſt anzuwenden, weil ohne Zweifel ein zweiter Ueberfall unthunlich geweſen wäre.

„Man muß einen Hinterhalt legen,“ ſagte der Veſyr: „wir ziehen uns in verſtellter Flucht und Unordnung zurück; der Feind, dadurch angelockt, wird uns hitzig verfolgen. Sobald er uns dann erreicht, bieten wir ihm die Stirne, und in demſelben Augenblicke wird er aus unſerm Verſteck von hinten her angefallen, und läßt ſo vielleicht ſeinen Anführer und ſeine Fahnen in unſeren Händen.“

Sechshundert und acht und vierzigſter Tag.

Dieſer Anſchlag gelang größtentheils, und der Angreifer wurde abermals in die Flucht geſchlagen. Er hielt ſich aber noch nicht für gänzlich geſchlagen, und wollte einen dritten Feldzug verſuchen.

Als beide Theile wieder ſchlagfertig gegen einander ſtanden, rieth der ſinnreiche Veſyr ſeinem Heern, dießmal ſeine Sicherheit in dem Tode ſeines Feindes zu ſuchen. In dieſer Abſicht begab ſich ein ſicherer und entſchloſſener Mann in das feindliche Lager; er drang bis in das Zelt des unvorſichtigen Königs, und nachdem er dieſem mehrere Dolchſtiche beigebracht, wurde er ſelber von der Wache in Stücken gehauen. Die Wunden des Königs waren zwar nicht tödtlich, verſetzten ihn jedoch in einen ſo bedenklichen Zuſtand, daß die über dieſen Unfall erſchrockenen Truppen, ſich auflöſten. Somit war denn auch dieſer Feldzug beendigt.

Nach der völligen Herſtellung des Königs begannen die Feindſeligkeiten von neuen; und bald ſtanden die beiden Heere wieder gegen einander.

„Welche Kriegsliſt,“ fragte der friedliche König, ſollen wir dießmal anwenden?“

„Ich bin der Meinung,“ antwortete der Veſyr, „daß du einen Geſandten ernenneſt, der dem feindlichen Könige deine vorgebliche Unterwerfung verkündige, und ihm reiche Geſchenke von Gold und Silber und ſchönen Sklavinnen darbringe. Einigen von dieſen Schönheiten wird aufgetragen, mit Vorſicht deinem Feinde einen Gifttrank beizubringen, deſſen Wirkungen dir gewiſſen Sieg verſchaffen.“

Auch dieſer Entwurf wurde genehmigt, und ausgeführt. Das an Zahl überlegene Heer wurde in demſelben Augenblick angegriffen, wo ſein Oberhaupt in den Zuckungen des Schmerzes lag, und konnte dem Anlaufe der ſehr ungleichen Kräfte nicht widerſtehen, denen das Beiſpiel ihres Anführers voranleuchtete. Wie ſollten denn auch die Füße nicht den Bewegungen des Hauptes gehorchen? Nur mit Noth, und indem er ſich in eine feſte Stadt einſchloß, entging der feindliche König dem Gift und der Verfolgung des Siegers. Seine Geſundheit kehrte endlich wieder, und damit das Verlangen der Rache. Er ließ ein fünftes Heer ausrüſten und machte ſich damit auf.

Der an Kräften immer ſchwächere Gegner, dachte jedoch an die Abwehr, und bediente ſich ſeiner gewöhnlichen Mittel. Aber die Erfahrung hatte den Gegner unfehlbar gewitzigt, und ſo vorſichtig gemacht, daß man jeden verdächtigen Ankömmling verhaftet hätte. Der erfindungsreiche Veſyr faßte jetzo den Gedanken, einen Brief unterzuſchieben, welcher an die Befehlshaber und Großen am Hofe des feindlichen Fürſten gerichtet war, und, nach der höflichen Anrede und den Begrüßungen, alſo lautete:

„Wiſſet, daß eure Botſchaft uns zugekommen und ihr Inhalt von uns beherzigt iſt. Den Wünſchen für meine Wohlfahrt füget ihr das Anſuchen um meinen Schutz bei: ihr ſollt alsbald die Wirkungen deſſelben erfahren. Aber auch ihr ſelber müßt euch thatkräftig erweiſen: ergreifet und überliefert mir euern Unterdrücker, und ich verbürge euch den ſichern Beſitz desjenigen Theils eurer Staaten, welchen jeder von euch ſich ausbedungen hat.“

Dieſe ſcheinbare Antwort, wohlverſiegelt, und in einen geſpaltenen Stock gethan, deſſen Stücke wieder zuſammen geleimt waren, ſollte durch einen Unterhändler dem feindlichen König in die Hände geſpielt werden. Der falſche Inhalt, welcher alle ſeine Befehlshaber und Beamten, ohne Unterſchied, verdächtig machte, mußte zwiſchen ihnen Mistrauen und darnach Trennung hervor bringen.

Das Gewebe ſchien ſo gut angeſponnen, daß man ſeine Faden ohne Aufſchub in Bewegung ſetzte. Der Brief wurde aufgefangen: ſein Inhalt erfüllte die Seele des Königs mit Furcht; er hub das Feldlager auf, und ließ zum Rückzuge blaſen. Seine wüthende Grauſamkeit gegen die vermeinten Urheber des Anſchlages gegen ihn hatte die Folge, daß alle Bey's ſeines Reichs ihm den Gehorſam aufkündigten. Eine wahrhafte von ihnen an den benachbarten friedlichen König gerichtete Botſchaft, welche ihn um ſeinen Beiſtand anflehte und ihre Unterwerfung betheuerte, bewog dieſen Fürſten, mit ſeinem Heere in das feindliche Gebiet zu ziehen. Als es hier zum Treffen kommen ſollte, bemächtigten die Verſchworenen ſich ihres Königs und überlieferten ihn den Händen ſeines Feindes, den ſie fortan als ihr Oberhaupt anerkannten.

Auf ſolche Weiſe gelang es dem Schwächern, ſeinem übermüthigen Gegner Reich und Leben abzugewinnen.

Sechshundert und neun und vierzigſter Tag.

Ich habe durch dieſe Erzählung den König auffordern wollen, auf ſeiner Hut zu ſein gegen die ſtummen Umtriebe eines argliſtigen Sohnes, der ſein Leben und das Glück ſeiner Völker bedrohet. Unvorſichtigkeit und Sorgloſigkeit werden oft dem verderblich, der ſich ihnen hingibt."

Dieſe Worte befeuerten den Zorn des Königs wieder, und er betheuerte, morgen ſollte der letzte Tag des Schuldigen ſein.

Als das Licht die Finſternis vertrieben hatte, erſchien der König in der ganzen Herrlichkeit der Macht und des Todes; ſein unglücklicher Sohn war ſchon den Händen des Scharfrichters überliefert, als der dritte Veſyr herein trat, und alſo anhub:

„O König, übereile dein Urtheil nicht auf die bloße Anklage eines Weibes gegen den jungen Prinzen. „Die Uebereilung," ſagt der Prophet, „iſt ein Werk des Teufels: Beſonnenheit dagegen iſt Gott angenehm." Der Weiſe leitet mit Umſicht und Bedacht jede Unternehmung; ſo würde derſelbe, bei der Pflege eines Menſchen, der ſich den Fuß durch einen Dorn verwundet, zuerſt das leidende Glied auf ſeine Knie ſetzen, dann mit ſeinem Munde die verletzte Stelle befeuchten, endlich mit Vorſicht und Schonung eine Nadelſpitze anwenden, und, zwar nicht ohne große Schmerzen, den ſchädlichen Stachel herausziehen, der ſonſt noch unerträglichere Schmerzen verurſachen würde. Kannſt du wohl vergeſſen, daß dein Sohn ein Theil deiner ſelbſt und der Troſt deiner Völker iſt? Wenn deine eigene Wohlfahrt dir gebietet, dieſe Sache mit der größten Bedachtſamkeit zu behandeln, ſo erheiſcht es auch die Pflicht deiner getreuen Diener, Dir mit ihrem Rathe bei zu ſtehen und den Misgriffen vorzubeugen, auf welche du gerathen könnteſt. Sie würden ſich für deine Feinde erklären, wenn ſie anders handelten. Solches hat ein Dichter in folgenden Verſen ausgedrückt:

„O du, der du den Großen dieneſt, richte deine Anſtrengungen ſtätig auf Wachsthum ihres Zutrauens und deiner Würdigkeit:

Aber wenn du bei ihren Handlungen ſchweigeſt, welche du für ſie ſelber als ſchädlich erkenneſt, ſo biſt du ein Verräther und ein Feind der Wahrheit.“

Alle Folgen einer Handlung erwägen, heißt dem Rathe der Klugheit folgen; und wie ein Dichter, der ſeine Verſe, die Frucht langer Arbeiten und ſtäten Nachſinnens, dem Papiere anvertrauet, ſie noch feilet und überarbeitet, bevor er ſie der Genehmigung ſeines Herrn unterwirft: eben ſo ziemt es jedem Beſonnenen, alle ſeine Entwürfe tief in ſein Herz einzugraben, ſie zu reifen, die dabei entdeckten Irrthümer zu verbeſſern und erſt nachdem er ſich die ihm abgehenden Aufklärungen verſchafft hat, zur Ausführung zu ſchreiten. Nur durch Befolgung ſolcher Vorſchriften kann man ſich vor dem Unheile bewahren, welches die Unbeſonnenheit herbei zieht. Die Geſchichte jenes Königs, der in der Ungewißheit über die Wahl ſeines Nachfolgers, nicht abließ, ſich Rathes zu erholen, bis er ſeine eigene Glückſeligkeit und die Wohlfahrt ſeines Volks geſichert zu haben glaubte, möchte dem Könige wohl gefallen... *)

Durch die Erzählung dieſer Geſchichte habe ich dir, o König, das Betragen dieſes Herrſchers zum Vorbilde aufſtellen wollen. So wie er, ziehe deine getreuen Veſyre zu Rathe, oder die öffentliche Meinung, oder endlich die Stimme der Gerechtigkeit, und du wirſt dir in dieſem Leben Reue, und furchtbare Strafe in jenen Leben erſparen.“

Der Veſyr warf ſich hiemit vor dem Könige nieder, und flehte noch für dieſen Tag um Gnade für den Prinzen.

Der König, in welchem dieſe Erzählung die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Dinge wieder lebhaft angeregt hatte, erhörte die Bitte ſeines Veſyrs, und ließ ſeinen Sohn wieder den Händen ſeiner Wächter übergeben.

Sechshundert und funfzigſter Tag.

Als der König wieder zu der Königinn gekommen war, nahm ſie das Wort und ſprach alſo zu ihm:

„Weil ich die Entwürfe deiner Veſyre durchkreuze, indem ich ſie durch das Sieb einer ſtrengen Prüfung

---

*) Hier ſteht ſchon die weiterhin folgende Geſchichte von dem alten König und ſeinen drei Söhnen, nur umſtändlicher.

gehen laſſe, und weil meine unbeſtechliche Treue alle ihre Umwege ausſpähet, und ſie entſchleiert, eben deshalb klagen ſie wechſelsweiſe mich der Unwiſſenheit, der Lüge und der Treuloſigkeit an. Um die Ausführung ihrer ehrloſen Anſchläge zu ſichern, nehmen ſie ſelber die Maske der Anhänglichkeit und Treue vor. Wenn du mir Stillſchweigen gebieteſt, ſo ſchweige ich, und mögen ſie allein volle Freiheit haben zu handeln. Ich kann mich indeſſen nicht erwehren zu bemerken, daß unter ihnen einige ſind, welche du erſt aus dem Nichts hervor gezogen und zu der Würde des Veſyrs erhoben haſt, zu welcher ſie nicht berufen waren; denn, wollte man ihren Urſprung unterſuchen, ſo würden ſie vielleicht jenen Veſyren gleichen, deren niedrige Herkunft durch den Propheten Elias *) enthüllt wurde. Wenn dem Könige dieſe Geſchichte etwa unbekannt iſt....“

„Ich will ſie gern anhören,“ ſagte der König.

---

*) Der Propheten-Name, welchen der Koran auf die erſten Erzväter der Juden ausdehnt, wird jedoch von Mahomed auf die kleine Zahl derjenigen beſchränkt, welchen die Bibel eine göttliche Sendung beilegt. Unter dieſen iſt auch der Prophet Elias einer der vornehmſten: die Ueberlieferung von der unſterblichen Fortdauer ſeines Lebens hat ſich auch bei den Muſelmännern erhalten.

Der Prophet Elias.

Sechshundert und ein und funfzigſter Tag.

„Ein großer König wurde von dem Verlangen gequält, den Propheten **Elias** zu ſehen. Er wiederholte oftmals, wer ihm dieſe Freude verſchaffen könnte, dem würde er freigebig jede Bitte gewähren. Ein unternehmender **Sophi** *) machte den Anſchlag, ſich drei Jahre lang auf Koſten des Fürſten nach Gefallen unterhalten zu laßen, indem er ihm verſprach, alsdann ſeinen Wunſch zu erfüllen. Er ſchloß nämlich alſo: vor Ablauf der drei Jahre bin ich entweder ſchon todt, oder der König erleidet irgend einen großen Unfall, oder ich bekenne am Ende meinen Betrug, und erhalte Verzeihung.“

Er erſchien alsbald in dem Palaſte des Königs, der ſein Erbieten annahm, ihn aber mit einem unvermeidlichen Tode bedrohte, wenn er nicht Wort hielte. Der Sophi, mit dieſem Vertrage zufrieden, wurde in beſondere Zimmer geführt, und ihm hier ſogleich alles gewährt, was er irgend wünſchte.

---

*) Mahomedaniſcher Geiſtlicher.

Die drei Jahre verliefen, und es trat nichts von alle dem ein, was der Mönch voraus geſetzt hatte. Die Furcht trieb ihn zur Flucht; er flüchtete ſich auf einen Gottesacker, und ſetzte ſich dort nieder. Da nahte ihm ein Jüngling, weiß gekleidet und von freundlicher Geſtalt, grüßte ihn, und fragte ihn nach der Urſache ſeiner Traurigkeit. Der Sophi antwortete nicht; der Jüngling aber drang weiter in ihn, und ſagte:

„Vielleicht gibt es für deinen Kummer noch ein Heilmittel.“

Der Sophi vertraute ihm endlich alles, und der Jüngling übernahm es, für ihn den König zu befriedigen, und hieß ihn nach dem Palaſte folgen.

Während beide auf dem Wege dahin waren, hatte der König ſchon ſeinen Leuten befohlen, ihm den Sophi zu bringen. Dieſer wurde nun ergriffen und vor den König geführt, der ihn nochmals aufforderte, ſein Wort zu löſen, oder ihn mit dem Tode bedrohte.

„O König,“ ſagte der unglückliche Mönch, „wird man immerdar unerbittlich ſein bei leichten Vergehungen, und ſollen immer nur die großen Schuldigen Verzeihung erlangen?“

„So lautet unſer Vertrag," erwiederte der König: „die Todesſtrafe gebührt dir. Auf welche Weiſe iſt dieſer Unverſchämte zu beſtrafen?" fügte er hinzu, indem er ſich zu ſeinem Groß-Veſyr wandte.

„Ich wollte," antwortete der Veſyr, „daß er in Stücken gehauen und an den Hacken einer Schlachtbank aufgehängt würde, um durch dieſen Anblick alle diejenigen abzuſchrecken, die durch ſein Beiſpiel verſucht würden, deine Majeſtät zu hintergehen."

„Wie treffend dieſer Veſyr geſprochen hat!" ſagte der Jüngling, der den Sophi begleitet hatte: „jedes Ding kehrt zu ſeinem Urſprunge zurück."

Als der zweite Veſyr auf dieſelbe Frage des Königs vorgeſchlagen hatte, den Schuldigen lebendig in ſiedendes Waſſer zu ſtürzen und ſein Fleiſch den Hunden vorzuwerfen, billigte der Jüngling auch dieſe Meinung, und wiederholte die Worte: „Jedes Ding kehrt zu ſeinem Urſprunge zurück."

Jetzo war die Reihe an dem dritten Veſyr, er nahm alſo das Wort und ſprach zu dem Könige:

„Wenn du dieſem Elenden Wohlthaten erwieſen haſt, ſo ſei es um Willen des Propheten Elias geſchehen. Du wirſt für dieſe Gutthat in jenem Leben belohnt werden. Ich meine, daß du dieſem Schuldigen die Freiheit ſchenken mußt."

Der König verwunderte ſich, als er den weißgekleideten Jüngling auch dieſe letzte Meinung billigen, und ſeinen Spruch wiederholen hörte: „Jedes Ding kehrt zu ſeinem Urſprunge zurück." Er redete ihn alſo an:

„Wie kannſt du die drei verſchiedenen Meinungen meiner Veſyre vereinigen und ſie alle gut heißen?" —

„Dein erſter Miniſter ſtammt aus dem Gewerbe der Schlächter: ſeine urſprünglichen Neigungen walteten wieder vor, und er war dem Mitleid unzugänglich. Der zweite Veſyr, deſſen Vater ein Koch war, hat, von der urſprünglichen Richtung hingeriſſen, ſein Urtheil ſeinem Geſchmacke gemäß abgefaßt. Aber der dritte Veſyr, aus einem edlen Stamme entſproßen, hat für den Schuldigen um Gnade gebeten. Du ſiehſt alſo, daß in Wahrheit jedes Ding zu ſeinem Urſprunge zurückkehrt."

Nachdem er noch viele weiſe Lehren hinzu gefügt, gab der Prophet Elias ſich zu erkennen, und verſchwand.

Sechshundert und zwei und funfzigſter Tag.

Ich ziehe aus dieſer Geſchichte den Schluß, daß deine Veſyre, als Menſchen von dunkler Herkunft, der Treue und der Dankbarkeit unfähig ſind. Hüte dich zumeiſt, ihren Reden Glauben zu ſchenken.....

Komm dem Streiche zuvor, der dir drohet. Aber die Zeit entſchlüpft, und du haſt einen Geier genährt, der dir im Schlafe das Herz abfreſſen wird."

Der König Häſikin wurde durch die Reden der Sultaninn dermaßen erſchreckt, daß er verſprach, unfehlbar am nächſten Morgen den Prinzen enthaupten zu laßen. Hierauf ging er zu Bette.

So bald die Morgenröthe erſchien, ſtand er auf und begab ſich in ſeinen Rathsſaal. Er beſprach ſich mit ſeinen Veſyren über die Reichsangelegenheiten, und fragte ſie dann, ob Nurgehan, (ſo hieß ſein Sohn,) ſein Stillſchweigen gebrochen hätte, um ſich zu rechtfertigen. Sie antworteten nein, und was ſie ihm auch zugeredet, er habe durchaus nicht ſprechen wollen. Da gerieth der König in Zorn, und befahl dem Scharfrichter ihm den Prinzen vorzuführen und ihn auf der Stelle hinzurichten.

Aber der vierte Veſyr trat jetzo hervor und hub alſo an:

„O König der Welt! übereile dich nicht ſo ſehr, ein dir ſo theures Blut zu vergießen; hüte dich, einem unſchuldigen Prinzen das Leben zu nehmen; mistraue derjenigen, die den Sturm in dieſem Meere der Empörung aufregt, und das Feuer in dieſe Saaten ſchleudert. Die Weiber ſind fruchtbar an Lug und Trug. Mit gekreuzten Beinen auf einem Sopha ſitzend und ihre Zehen in der Hand haltend, ſinnen ſie den ganzen Tag nur auf Liſten, die Männer zu betrügen. Möge deine Majeſtät ſich der Worte erinnern, welche Mahomed ſterbend ausſprach:

„Ich hinterlaße," ſagte er, „den Menſchen keinen andern Keim der Verwirrung, als die Weiber. Ich habe getrachtet, durch ſtrenge Einſchärfung meiner Geſetze, alle Gebrechen der Welt auszutilgen: aber ich habe die tiefſte Wurzel derſelben nicht ausrotten können, nämlich, dieſes für die Ruhe des Menſchengeſchlechts ſo verderbliche, als für ſeine Erhaltung nothwendige Geſchlecht."

Wenn ich dir, mein König, die Geſchichte des Oberſtallmeiſters Saddyk erzählte, welche einer von unſeren Schriftſtellern beſchrieben hat, ſo würdeſt du nicht ſo eilig ſein, den blutdürſtigen Rath der Sultaninn zu befolgen.

Der König, in dem, ſo erzürnt er auch war, doch nicht minder ein Vaterherz ſich regte, hörte mit Wohlgefallen alles, was man ihm ſagte, um ihn von der Unſchuld ſeines Sohnes zu überzeugen. Er hieß den Veſyr die Geſchichte Saddyks erzählen; was dieſer denn auch folgendermaßen that.

Geſchichte
des
Oberſtallmeiſters Saddyk.

Sechshundert und drei und funfzigſter Tag.

„Man erzählte eines Tages dem Togaltimur-Chan, König der Tatarei, daß in ſeinem Reiche ein Mann lebte, der ein ſo großer Feind der Lüge wäre, daß er ſtäts die Wahrheit redete. Der König wollte ihn um ſich haben, und gab ihm in ſeinem Palaſte das Amt des Oberſtallmeiſters. Ein Hofmann von einer ſo ungewöhnlichen Denkart erwarb ſich bald Feinde, die nichts unverſucht ließen, ihn zu verderben; aber der König war nicht einer von jenen Fürſten, die ſich vorweg einnehmen laßen, ſondern wollte ſich von allem ſelber überzeugen; er prüfte alſo ſeinen Oberſtallmeiſter bei verſchiedenen Gelegenheiten, und befand ihn ſtäts ſo freimüthig und aufrichtig, daß er ihm den Beinamen Saddyk gab. *)

Unter allen Feinden Saddyks war der Weſyr Tangirbirdi am meiſten auf ſeinen Untergang erpicht. Es gab keine Argliſt, welche dieſer Miniſter nicht anwendete, um ihn bei Togaltimur anzuſchwärzen; und da ihm dieß nicht gelingen wollte, ſo äußerte er eines Tages ſeinen Verdruß darüber gegen ſeine Tochter Hoſchendam. **)

„Wie unglücklich bin ich!" ſprach er zu ihr: „Wol tauſend alte Höflinge habe ich ſchon in Ungnade gebracht, und vermag jetzo nicht einmal einen Menſchen zu ſtürzen, der kaum erſt an den Hof gekommen iſt. Saddyk ſiegt über alle meine Anſtrengungen, ſein Glück zu untergraben."

Hoſchendam, welche nicht minder boshaft war, als ihr Vater, ſagte darauf, anſtatt ihn abzumahnen, Saddyks Glück fürder zu untergraben:

„O mein Vater! laß ab, dich deshalb zu betrüben: wenn du durchaus den Saddyk bei dem Könige ſtürzen willſt, ſo darfſt du mich nur gewähren laßen."

---

*) Saddyk heißt, der Wahrhaftige.

**) Hoſchendam bedeutet im Perſiſchen ſchöner Wuchs.

„Und wie willſt du das anfangen, meine Tochter?“ verſetzte der Weſyr.

„Frage mich nicht weiter darum,“ antwortete ſie: „erlaube mir nur, zu dem Oberſtallmeiſter zu gehen, und ich verſpreche dir, es dahin zu bringen, daß er vor dem König eine Lüge ſagen ſoll.“

„Thu alles was dir gefällt, meine Tochter,“ ſagte der Weſyr in der Verblendung ſeines Haſſes: „ich gebe dir jede Erlaubnis; halte mir nur dein Wort, gleich viel um welchen Preis.“

Hoſchendam dachte ſofort nur an die Ausführung eines Anſchlages, welchen ſie erſonnen hatte. Sie legte ihre ſchönſten Kleider an, ſchmückte ſich mit allen ihren Juwelen, färbte ſich die Augenbrauen mit Weßmé, *) und die Augenlieder mit Sürmé; **) ſie vergaß auch nicht, ihre Hände mit Kna ***) zu reiben. Nachdem ſie endlich ihre angeborene Schönheit durch alle möglichen Reize der Kunſt erhöhet hatte, ging ſie bei Nacht aus dem väterlichen Hauſe, im Gefolge mehrerer Sklaven, welche ſie nach dem Hauſe des Oberſtallmeiſters begleiteten. Als ſie hier an der Thüre war, entließ ſie alle ihre Sklaven; hierauf klopfte ſie an, und es wurde geöffnet. Sie ſagte, ſie wünſchte mit Saddyk über eine ſehr wichtige Angelegenheit zu ſprechen. Man ließ ſie ein, und führte ſie in das Zimmer des Oberſtallmeiſters. Er ſaß auf einem Sopha; ſie grüßte ihn, näherte ſich, ſchlug den Schleier zurück, der ihr Antlitz verhüllte, und ſetzte ſich zu ihm auf denſelben Sopha, ohne ein einziges Wort zu ſagen.

---

*) Weßmé iſt der Indigo von Agra, der ohne Zumiſchung gebraucht wird, folglich ins Schwarze ſpielt.

**) Sürmé iſt zubereiteter Spießglanz.

***) Kna im Türkiſchen, und Henna im Arabiſchen iſt eine Art der Indiſchen und Arabiſchen Filaria, mit einer rothen Frucht, welche getrocknet und zerrieben wird.

Sechshundert und vier und funfzigſter Tag.

Saddyk, der noch niemals, ſelbſt im Traume nicht, ein ſo ſchönes Weib geſehen hatte, wurde von ihrem Anblicke ſo tief getroffen, daß er ſtarr vor Erſtaunen ſaß. Die Schöne, welche nur deshalb gekommen war, ihm Liebe einzuflößen, ſparte kein Mittel, es dahin zu bringen. Sie blickte ihn liebäugelnd an; und als ſie überzeugt war, daß ſie glühende Begierden in ihm aufgeregt hatte, und daß er fähig wäre, alles zu thun, um ſich die Befriedigung derſelben von ihr zu verdienen, brach ſie endlich das Schweigen mit folgenden Worten:

„O Saddyk! wundere dich nicht, in der Nacht eine Frau in dein Haus kommen zu ſehen, welche dich liebt; ich will dir gefällig ſein: aber zuvor mußt du mir gewähren, was ich dich bitten will.“

„Seele meiner Seele,“ rief der Oberſtallmeiſter aus, ganz außer ſich vor Liebe: „du darfſt nur reden. Was kann ich dieſen mächtigen Reizen, die mich gefangen haben, noch verſagen? Gebiete deinem Sclaven; was forderſt du von ihm?“

„Ich möchte mir gerne gütlich mit dir thun,“ antwortete Hoſchendam: „ich habe ein unwiderſtehliches Gelüſt auf Pferdefleiſch. *) Du mußt auf der Stelle das fetteſte aller Pferde im königlichen Marſtalle ſchlachten; wir ſchneiden das Herz und die Leber aus, laßen ſie braten, und eſſen ſie zuſammen.“

„Reizendes Fräulein,“ erwiederte Saddyk, „fordre lieber mein Leben, und du ſollſt es haben: aber alles was dem Könige meinem Herrn gehört, muß mir heilig ſein. Wir wollen das Mahl bis Morgen verſchieben; ich kaufe ein ſpeckfettes Roß, und wir wollen uns fürſtlich damit bewirthen.“

„Nein, nein,“ verſetzte Hoſchendam, „ich will von einem Pferde des Königs eſſen; das iſt nun einmal mein Gelüſt, welches du mir zu gefallen befriedigen mußt.“

„Ich kann mich nicht dazu entſchließen,“ erwiederte Saddyk, „ich liebe den König meinen Herrn zu ſehr, um ihm den geringſten Verdruß zu verurſachen;

---

*) Es iſt bekannt, daß die Tataren Pferdefleiſch eſſen, ſo wie Stutenmilch trinken. — Das erſte thaten auch die heidniſchen Skandinavier.

überdieß würde ich ihn nicht ungeſtraft beleidigen. Wenn ich die Schwachheit hätte, deinem Begehren nachzugeben, ſo bin ich verſichert, er würde mich nicht unbeſtraft laßen."

„Du haſt nichts zu fürchten," ſagte Hoſchendam; „wenn der König dich nach dieſem Pferde fragt, ſo darfſt du ja nur ſagen, daß du, weil du daſſelbe unheilbar krank befunden, für räthlich erachtet, es zu tödten, damit es die übrigen nicht mit ſeiner Krankheit anſtecke. Der König, der dir vorzugsweiſe den Namen Saddyk beigelegt hat, wird dir alles aufs Wort glauben, und ſogar deine Vorſicht loben."

Dieſe Worte machten den Oberſtallmeiſter wankend. Was ſoll ich thun?" ſprach er bei ſich ſelber. „Einerſeits hält die Ehrfurcht, welche ich vor dem Könige hege, und die Furcht vor der Strafe mich zurück; andrerſeits verſuchen mich die Reize dieſes mondgleichen Angeſichts."

Als Hoſchendam ihn wanken ſah, erneuerte ſie ihre Bitten und begleitete ſie mit ſo lebhaften Liebkoſungen, daß er endlich ihrem Begehren nachgab.

Beide begaben ſich hierauf in den Marſtall des Königs. Hier ſagte Hoſchendam zu Saddyk:

„O mein Fürſt! weil du mir nun dieſe Gnade bewilligſt, ſo mache ſie vollſtändig. Ich bitte dich, ſchlachte dieſes ſchwarze Roß, welches ich von den übrigen abgeſondert ſtehen ſehe."

„O meine Königinn! meine Sultaninn!“ rief der Stallmeiſter aus: „was erkühnſt du dich, zu fordern? du ſtelleſt meine Liebe auf eine all zu harte Probe. Weißt du, daß dieſes ſchwarze Roß dasjenige iſt, welches der König mehr als alle übrigen liebt? Es iſt mir unmöglich, dir zu genügen: wähle dir ein andres aus, und ich will es auf der Stelle ſchlachten; das iſt alles was mir verſtattet iſt, für dich zu thun; oder vielmehr, es iſt alles was du von meiner Nachgiebigkeit erwarten darfſt.“

Die Schöne ließ ſich damit nicht abſpeiſen; im Gegentheil, ſie ſchlang ihre Arme um Saddyks Hals, und ſagte zu ihm:

„O mein König! mein geliebter Stallmeiſter! verſage mir nicht, was ich von dir bitte, ich beſchwöre dich darum. Ich weiß wohl, daß der Beweis der Liebe, welchen ich von dir fordere, einigermaßen deine Pflicht verletzt: aber die Frauen ſind wunderlich und eigenſinnig; und wenn ſie leidenſchaftlich etwas begehren, ſo wollen ſie es durchaus erlangen. Sei alſo etwas gefällig gegen meine Einfälle: ich will dich mehr als mein Leben lieben, wenn du thuſt, was ich von dir erwarte.“

Sie begleitete dieſe Worte mit ſo viel Zärtlichkeitsbezeigungen und mit ſolchem Ungeſtüm, daß der Stallmeiſter nicht länger widerſtehen konnte: er nahm ein Meſſer, und ſchlachtete eigenhändig das ſchwarze Roß;

er ſchnitt ihm das Herz und die Leber aus, ließ beides braten, und verzehrte es in ſeinem Gemache mit Hoſchendam, welche aus Erkenntlichkeit die ganze Nacht bei ihm blieb.

Sechshundert und fünf und funfzigſter Tag.

So bald der Tag graute, nahm die Schöne Abſchied von dem Stallmeiſter, und ging heim zu ihrem Vater, dem ſie alles erzählte, was vorgegangen war. Der Veſyr war ſo voll Freuden darüber, daß er unbekümmert um den Preis, wofür ſeine Tochter dieſe nächtliche Rolle geſpielt hatte, alsbald aufſtand und ſich nach dem Palaſte begab, wo er dem Könige dieſes Abenteuer erzählte. Aber er hütete ſich wohl zu ſagen, daß Hoſchendam die bewußte Schöne geweſen, noch daß ſie, um ſeinem Haß und ſeiner Eiferſucht zu dienen, die Rechtſchaffenheit Saddyks in Verſuchung geführt hatte.

Während der Veſyr Tangribirdi dem Könige dieß mit aller der Bosheit eines alten Höflings erzählte, der ſeinen Feind ſtürzen will, war der Oberſtallmeiſter daheim wieder zur Beſonnenheit gekommen, und ſtellte ſehr bittere Betrachtungen über die ſüßen Freuden an, deren er dieſe Nacht genoſſen hatte: „Wie unſinnig ſind die Menſchen,“ ſagte er ſich, „ſich mit ſolcher Wuth ihren Leidenſchaften preis zu geben! Ich hätte viel beſſer gethan, die Schöne mit einer Weigerung heim zu ſchicken, als ihr zu gefallen ein Roß zu tödten, welches die Luſt des Königs meines Herrn war: ich würde dann nicht von allen den grauſamen Gedanken gequält ſein, welche gegenwärtig meine Ruhe ſtören. Wehe mir! was ſoll aus mir werden? Was ſoll ich meinem Könige antworten, wenn er mich nach ſeinem Lieblingspferde fragt? Ich, der ich mir bisher zum Geſetze gemacht habe, ſtäts die Wahrheit zu ſagen, ſoll ich zu der Lüge meine Zuflucht nehmen? das hieße ein neues Verbrechen dem begangenen hinzufügen. Auf der andern Seite, wenn ich aufrichtig alles bekenne, ſo wird meine Offenherzigkeit mir das Leben koſten. Wozu ſoll ich mich nun entſchließen? Zur Lüge? Wohlan: ſtellen wir uns vor, ich komme in den Palaſt," fuhr er fort, indem er ſeine Mütze vom Kopfe nahm und ſie vor ſich auf die Erde ſetzte: „nehmen wir an, meine Mütze ſei Togaltimur; und nun wollen wir ſehen, ob ich die Dreiſtigkeit habe, vor einem König eine Lüge zu behaupten. Ich trete ein, und verneige mich vor ihm.

„Saddyk," redet er mich an, „geh und ſattle mein ſchönes ſchwarzes Roß, ich habe Luſt, es heute zu reiten." —

„Herr, es iſt ihm ein Unfall zugeſtoßen: geſtern Abend wollte es durchaus nicht freſſen, was man ihm auch darbot, und um Mitternacht iſt es ſchon verſchieden, ohne das ich die Urſache ſeines Todes weiß.“ —

„Wie! mein ſchwarzes Roß, das ſich geſtern noch ſo wohl auf befand, iſt geſtorben? Warum mußte es gerade dieſes unter ſo vielen anderen in demſelben Marſtalle ſein? Was erzählſt du mir da für ein Mährchen? Geh, du biſt ein Lügner, du haſt gewiß mein Roß an einen Fremdling verkauft, der es dieſe Nacht heim in ſein Land geführt hat: oder du ſelber haſt es im Uebermuthe deines Herzens getödtet. Wähne nicht, dich meiner Rache zu entziehen, du ſollſt beſtraft werden, wie du es verdienſt: herbei, man haue dieſen Spitzbuben in Stücken!“

Togaltimur wird ohne Zweifel,“ fuhr Saddyk in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, „mich auf ſolche Weiſe anreden, und dieß wird der Lohn ſein für die erſte Lüge, welche ich Zeit meines Lebens ausgeſprochen habe. — Jetzo wollen wir ſehen, ob ich, wenn ich die Wahrheit ſage, eine beſſere Behandlung von dem König erfahre. —

„O Saddyk! man bringe mir mein ſchwarzes Roß; ich will aus der Stadt reiten.“ —

„O König! du ſiehſt deinen Diener in der tiefſten Betrübnis: es hat mich dieſe Nacht ein ſchönes Fräulein beſucht, die von mir das Herz und die Leber deines ſchwarzen Roſſes gefordert, und ich habe es ihr nicht verſagen können.“ —

„Wie, du biſt fähig geweſen, mein ſchönes Roß zu ſchlachten, um dir die Gunſt eines Weibes zu verdienen? Ha, wahrlich, das freuet mich! Man rufe den Scharfrichter herbei, damit er hier ſein Amt verrichte!“ —

So iſt der Empfang beſchaffen,“ beſchloß der Stallmeiſter, „welchen ich von dem Könige zu erwarten habe. Sei es, daß ich lüge, oder ſei es, daß ich die Wahrheit ſage, der Tod iſt mir gewiß. O ich Elender! verflucht ſeien die Reize, welche mich in dieſe Lage verſetzt haben!“

Während er noch mit dieſen trübſeligen Gedanken beſchäftigt war, trat ein Mann herein, der ihn vor den König forderte. Saddyk gehorchte ſogleich dieſem Befehl, und begab ſich zu dem Fürſten, bei welchem er den Veſyr, ſeinen Feind, antraf.

„O Stallmeiſter!“ ſprach der König zu ihm, „ich will mich heute mit der Jagd erluſtigen, geh und ſattele mir mein ſchwarzes Roß.“

Dieſe Worte verurſachten dem armen Saddyk einen tödtlichen Schreck, und er antwortete ganz verwirrt:

„O Herr, es iſt dieſe Nacht deinem Knecht ein unſeliges Abenteuer begegnet: wenn deine Majeſtät mir gebietet, es zu erzählen, ſo werde ich gehorchen.“

„Wohlan, rede,“ erwiederte der König.

Sechshundert und ſechs und funfzigſter Tag.

„Geſtern Abend,“ fuhr der Stallmeiſter fort, „ſaß ich in meinem Gemache, als eine verſchleierte Frau herein trat; ſie ſetzte ſich zu mir auf das Sopha, entſchleierte ſich und zeigte mir einen Buſen und Nacken von hinreißender Schönheit. Sie machte mir tauſend Liebkoſungen; und als ſie meine Begierden in volle Flammen geſetzt hatte, verhieß ſie mir, ſie zu befriedigen, wenn ich ihr zuvor das Herz und die Leber deines ſchwarzen Roſſes gäbe. Wie groß meine Begier war, meine Luſt zu büßen, dennoch antwortete ich unbedenklich, daß ich mich nimmer dazu entſchließen könnte ein Roß zu tödten, welches mein König und Herr ſo ſehr liebte. Da ſchlang ſich aber die Schöne um meinen Hals und ſagte mir tauſend ſo leidenſchaftliche Dinge, daß ich ihrem Andringen nicht länger zu widerſtehen vermochte. — Das iſt, o Herr, die aufrichtige Erzählung meines Abenteuers; ich bekenne mein Vergehen, und weit entfernt, durch Lügen mich der verdienten Strafe entziehen zu wollen, komme ich, mich ſelber ihr darzubieten. Hier iſt das Schwert und mein Haupt.“

Der König wandte ſich hierauf zu ſeinem Veſyr, und fragte ihn, um ſeine Meinung, auf welche Weiſe Saddyk beſtraft werden müßte.

„Herr,“ antwortete ihm der Veſyr, voll Freuden über dieſe Aufforderung, „ich bin der Meinung, daß er bei langſamem Feuer gebraten werde; ein Menſch, der es gewagt hat, ſeinen Lüſten ein dir ſo theures Roß zum Opfer zu bringen, verdient keine Verzeihung.“

„Ich bin nicht deiner Meinung, Veſyr,“ erwiederte Togaltimur; „ich halte es für vernünftiger, das erſte Vergehen eines Mannes zu verzeihen, als es zu beſtrafen.“

Hierauf wandte er ſich zu dem Stallmeiſter und ſagte zu ihm:

„O Saddyk! ich bewundre deine Aufrichtigkeit, und ich entſchuldige deine Schwachheit; wäre ich an deiner Stelle geweſen, ich würde nicht allein mein ſchwarzes Roß, ſondern meinen ganzen Marſtall hingegeben haben: die Anreizung war zu ſtark, um ihr zu widerſtehen; kein Mann hätte ſich derſelben erwehrt. Ich verzeihe dir alſo den Tod meines Pferdes, und ich rechne es dir ſo hoch an, mir in dieſem Falle die Wahrheit geſagt zu haben, daß ich befehle, dir zur Stunde ein Ehrenkleid zu bringen.“

Als der Veſyr Tangribirdi ſah, daß der Stallmeiſter, anſtatt beſtraft zu werden, vielmehr noch belohnt wurde, und daß ſeine Tochter ſich fruchtlos preisgegeben hatte, um ſeinem Haſſe gegen den Stallmeiſter zu dienen, empfand er darüber ſo tiefen Verdruß, daß er krank ward; ja er ſtarb ſelbſt wenige Tage darnach, und der glückliche Saddyk wurde an ſeiner Stelle zum Veſyr erwählt.

Sechshundert und ſieben und funfzigſter Tag.

Herr," fuhr der vierte Veſyr des Königs von Perſien fort, „ſei nicht minder nachſichtig, als der König Togaltimur, verzeihe einen erſten Fehltritt; aber was ſage ich einen Fehltritt? Welchen Beweis gibt es, daß der Prinz das Verbrechen hat begehen wollen, deſſen man ihn anklagt? Du glaubſt alles, was dir die Königinn davon geſagt hat, und auf ihr Wort allein willſt du dich in dem Blute deines Sohnes baden. Der Himmel bewahre dich vor dieſem unſeligen Vorhaben! Mindeſtens, o König des Erdkreiſes, mindeſtens befiehl, bevor du es ausführeſt, daß man Abunaſchar, den Lehrer des Prinzen, nochmals überall ſuche; er wird uns den wahren Grund des geheimnisvollen Stillſchweigens Nurgehans entdecken; denn es iſt nicht daran zu zweifeln, daß er darum weiß."

Der König fand dieſe Rede ſehr vernünftig; er gab Befehl, den Abunaſchar überall aufzuſuchen, und er verſchob die Hinrichtung des Prinzen bis auf Morgen.

Nachmittag verließ Häſikin ſeinen Palaſt, und ging, wie gewöhnlich, auf die Jagd; als er am Abend heim kam, ſpeiſte er mit der Sultaninn, welche nach dem Mahle alſo zu ihm ſprach:

„O Herr, zu lange verſchiebſt du Nurgehans Hinrichtung; dich wird deine Nachſicht noch gereuen, wie einſt dem Sultan Bajaſet. Dieſer Fürſt ſah einen kleinen räudigen Hund, der vor Hunger verſchmachtete, er hatte Mitleid mit ihm, hub ihn auf, und trug ihn an einen Ort, wo er ihn nähren und ſorgfältig pflegen ließ. Als der Hund groß geworden, biß er eines Tages ſeinen Wohlthäter, der zu ihm ſagte:

„O du undankbares Thier! ich habe dir gutes gethan, warum beißeſt du mich?“

Augenblicklich ließ Gott zu, daß der Hund ihm antwortete:

„O Bajaſet! angeborene Bosheit wird nimmer gebeſſert.“

Beherzige wohl, was ich dir ſage, Herr,“ fügte die Sultaninn hinzu, „und komm durch ſchleunige Beſtrafung dem traurigen Schickſale zuvor, welches ein König erfuhr, deſſen Geſchichte ich dir erzählen will.

Geſchichte
von dem angenommenen Sohne.

Sechshundert und acht und funfzigſter Tag.

Ein Kodſcha *) bekam eines Tages Luſt zu reiſen. Er machte ſich auf den Weg mit ſeiner Frau, welche jung und ſchön war, und beide nahmen all ihre Habe mit. Unterweges wurden ſie von einem Räuber angefallen, der ſie in ſein Gebirge führte, welches ihm zum Schlupfwinkel diente. So bald er hier angelangt war, band er dem Kodſcha die Hände auf den Rücken, und that ſeiner Frau Gewalt an, welche ſchwanger ward. Er behielt beide lange dort bei ſich, und entließ ſie nicht eher, als bis er ſah, daß die Frau ihrer Entbindung nahe war.

---

*) Kodſcha bedeutet im Türkiſchen einen Doctor.

Als der Doctor frei war, begab er ſich nach der nächſten Stadt, und nahm Herberge in einer Karavanſerei, wo ſeine Frau bald darauf mit einem Sohne niederkam.

„Was wollen wir mit dieſem Kinde anfangen?“ ſagte ſie: „wollen wir es auf erziehen?“

„Davor will ich mich wohl hüten,“ antwortete der Kodſcha; „da es nicht von mir iſt, ſo will ich mich auch nicht damit beläſtigen.“

Mit dieſen Worten nahm er das Kind in den Windeln und trug es ſelber nach einer Moſchee, an deren Thüre er es ausſetzte.

Sechshundert und neun und funfzigſter Tag.

Zufällig kam der König des Landes an dieſer Moſchee vorbei; er erblickte das Kind, und fragte, warum es da läge. Man antwortete ihm:

„Herr, es iſt ein Kind, welches niemand für das ſeine erkennen will, und welches hier ausgeſetzt iſt, damit irgend ein wohlhabender Mann ſich ſeiner erbarme und es mit nehme, es aufzuziehen, in Hoffnung der ewigen Glückſeligkeit.“

Der König fühlte alle Regungen des Mitleids, deren ein von Natur menſchenfreundlicher Fürſt nur fähig iſt. Er that noch mehr: er ſtieg vom Pferde, nahm das Kind, ließ es durch den Kragen ſeines Hemdes ziehen, *) d. h. er nahm es an Kindes Statt an, indem er ſagte:

„Weil ich keinen Erben habe, ſo will ich dieſen Knaben aufziehen laßen: vielleicht wird er einſt noch die Stütze meines Thrones. Und wenn er es verdient, kann ich ihm wohl gar meine Krone hinterlaßen.“

Man trug das Kind in den Harem, nahm ihm die Windeln ab, und legte ihm feinere, noch ungebrauchte an. Man ſuchte ihm auch eine Amme, kurz, man pflegte ſeiner mit ſolcher Sorgfalt, als wenn es des Königs leiblicher Sohn wäre. Es ward ein ſchöner Knabe, von ſtattlichem Wuchs. So bald er fünf Jahre alt war, übergab man ihn einem geſchickten Lehrer, der ihn in den ſchönen Wiſſenſchaften unterrichtete; hierauf lernte er die Waffen führen, reiten und allerlei Leibesübungen. Beſonders zeichnete er ſich aus im Kugelſpiel. Es war ein Vergnügen, ihm bei ſeinen Uebungen zuzuſehen; er zeigte dabei ſolche Geſchicklichkeit, daß es alle Welt entzückte. Seine Lehrmeiſter ſelber waren nicht minder erſtaunt, als die Uebrigen, über ſeine Gewandheit und Kraft. Der König wünſchte

---

*) Dieß war ein altperſiſcher Gebrauch bei der Annahme an Kindes Statt.

ſich Glück, einen Jüngling auf erzogen zu haben, der ſeiner Pflege ſo wohl entſprach, und in der Folge hatte er noch mehr Urſache, mit ihm zufrieden zu ſein; denn als einige benachbarte Könige ihm den Krieg erklärt hatten, ſandte er ſeinen angenommenen Sohn gegen ſie aus, und dieſer ſchlug ſie und verrichtete ſo glänzende Thaten, daß er bald für den ſtreitbarſten Mann im ganzen Heere galt. Nichts konnte ſeiner Tapferkeit und der Stärke ſeines Säbels widerſtehen.

Es iſt noch zu bemerken, daß der König, kurze Zeit nach der Annahme des Knaben an Kindes Statt, von einer ſeiner Frauen eine Tochter erhalten hatte. Dieſe junge Prinzeſſinn war von ausnehmender Schönheit. Der Jüngling hatte, als Bruder, die Freiheit ſie zu ſehen, und verliebte ſich leidenſchaftlich in ſie. Aber der König verſprach ſie dem Sohn eines Sultans, und es war nahe daran, daß dieſe Heirath vollzogen werden ſollte. Der Jüngling empfand darüber einen tödtlichen Verdruß, und als er eben einem Derwiſch begegnete, ſagte er zu ihm:

„Guter Derwiſch, ich habe eine Frage an dich: ſoll ein Mann die erſten Früchte ſeines Gartens genießen, oder ſie von einem andern verzehren laßen?“

Der Derwiſch, welcher die Kunſt Mekâſchefa *) beſaß, errieth ſeine Gedanken, und antwortete ihm:

---

*) Mekâſchefa heißt die Wiſſenſchaft, welche ſich vermißt, die geheimſten Gedanken der Menſchen zu erforſchen.

„Prinz, zuvor muß man wiſſen, ob in dem Garten etwa ein Baum ſteht, von deſſen Früchten zu eſſen der Allerhöchſte verboten hat, ſo wie er Adam und Eva verbot, von dem Getreide *) zu eſſen.“

Der Jüngling, unzufrieden mit dieſer Antwort des Derwiſches, und von ſeiner Leidenſchaft geſtachelt, entführte die Prinzeſſinn mit Gewalt, nahm etwa zwei tauſend ihm ergebener Soldaten aus dem Palaſt mit, und zog damit nach einer andern Stadt.

Als der König dieſe Neuigkeit vernahm, gerieth er in Wuth; er verſammelte ſchleunig ein Heer, und verfolgte den Räuber ſeiner Tochter. Aber dieſer, nachdem er die Prinzeſſinn in Sicherheit gebracht hatte, legte ſich am Fuß eines Berges in einen Hinterhalt, und überfiel den König, der ſich deſſen gar nicht verſah. Er hieb alle ſeine Truppen in Stücke, nahm ihn ſelber gefangen, tödtete ihn eigenhändig, und ſo beſtieg dieſer undankbare Sohn den Thron eines Fürſten, dem er ſo viel ſchuldig war.

Sechshundert und ſechzigſter Tag.

Du erſiehſt aus dieſer Geſchichte, Herr,“ fuhr die Königinn fort, „daß du den Prinzen Nurgehan als

---

*) Die Mahomedaner glauben, die verbotene Frucht ſei Getreide geweſen.

deinen Feind betrachten mußt. All ſein Trachten iſt ähnlich dem jenes boshaften Pflegeſohnes. Wenn der eine ſeinen Vater getödtet und ſeine Schweſter geheirathet hat, ſo will der andre ebenfalls ſeinen Vater ermorden und ſeine Stiefmutter zur Gattinn nehmen."

„Wohlan! es bedarf keiner Worte mehr, meine Liebe," ſagte hierauf der König: „morgen ſoll Nurgehan ſterben."

Mit dieſen Worten begab ſich der König in ſein Zimmer und legte ſich zur Ruhe.

Am folgenden Tage trat er in den Reichsſaal, wo er ſchon alle Veſyre verſammelt fand. Er fragte ſie, ob ſie Abunaſchars Aufenthalt entdeckt hätten; und als ſie mit Nein antworteten, ſagte er:

„Weil dem alſo iſt, ſo führe man den Prinzen meinen Sohn vor, und haue ihm auf der Stelle den Kopf ab; auch habe ich der Sultaninn verſprochen, ihn heute hinrichten zu laßen."

Hierauf trat der fünfte Veſyr hervor und ſprach zu dem Könige:

„O Beherrſcher der Welt! beſudle dich nicht mit dem Blute deines Sohnes; beherzige die Vorſtellungen deiner Veſyre: es ſind Fiſcher, welche die köſtlichſten Perlen aus dem Meere der Beredtſamkeit herauf holen, um ſie dir zu Füßen zu legen. Der Engel, welcher die ſieben Planeten leitet *) würde ihre Weisheit bewundern. Sie würden ſich deinem Vorhaben, den Prinzen hinrichten zu laßen, nicht widerſetzen, wenn nicht ein Prophet geſagt hätte, daß derjenige, der ſeinen Herrn im Begriff einer böſen Handlung ſieht, und ihn nicht daran zu verhindern trachtet, aus der Liſte der Gläubigen ſoll geſtrichen werden. Es iſt ein alter Spruch, daß man jedem neuen Sklaven, er ſei Mann oder Weib, mistrauen müße, weil beide Schmeichler ſind und ſich der Lüge und Argliſt bedienen, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Wenn deine Majeſtät es mir erlaubt, ſo will ich dir eine Geſchichte erzählen, welche das beſtätigt, was ich eben dir vorzuſtellen die Ehre gehabt habe."

„Erzähle ſie mir," ſagte Hâſikin; und der Veſyr hub alſo an:

---

*) Die Muhamedaniſchen Kabbaliſten nehmen an, daß jeder Planet einen leitenden Engel hat, und daß dieſe Engel ein Oberhaupt haben namens Kornayl.

Geſchichte
von einem
Schneider und ſeiner Frau. *)

Sechshundert und ein und ſechzigſter Tag.

Zur Zeit des Propheten Aëßa lebte ein Schneider, der eine ſehr ſchöne Frau hatte; ſie hieß Gülendam. **) Beide liebten ſich leidenſchaftlich. Eines Tages, als ſie ſich gegenſeitige Beweiſe ihrer Zärtlichkeit gaben, gelobte der Mann im Entzücken der Liebe, ſeiner Frau, wenn ſie zuerſt ſtürbe, wollte er vier und zwanzig

---

*) In Namen und einzelen Zügen abweichend, und in ganz anderem Zuſammenhange, ſteht dieſe Geſchichte in 1001 Nacht. Bd. 13, S. 55.

**) Gül-endam heißt Roſen-Wuchs.

Stunden auf ihrem Grabe weinen; und die Frau überbot ihren Mann noch in Zärtlichkeit und ſchwur ihm, wenn er zuerſt ſtürbe, wollte ſie Hungers ſterben, um nicht das Leid zu haben, ihn zu überleben.

Durch Gottes Allmacht ſtarb die Frau ſchon ein Jahr darnach. Sie hatte unglücklicherweiſe ein Hammelbein verſchluckt, welches ihr in der Kehle ſtecken blieb, ohne daß man es wieder heraus ziehen konnte; ſo daß ſie daran erſtickte. Der Schneider war tief betrübt über dieſen Unfall. Er ließ die Todte ſo prächtig beſtatten, als er vermochte, und nachdem die Leiche in der Grabſtätte beigeſetzt war, warf er ſich neben dem Sarge nieder, und weinte und wehklagte unabläßig, ſeinem Gelübde getreu.

Noch denſelben Abend kam der Prophet Aëßa über den Gottesacker, ſtand ſtill, betrachtete den Schneider, und ſprach zu ihm:

„Du guter Menſch! warum gibſt du dich ſo unmäßig deinem Schmerze hin?“

Der Schneider antwortete ihm, er ſei untröſtlich, eine Gattinn verloren zu haben, welche er liebte, und von welcher er ſo zärtlich wiedergeliebt worden.

„So, daß es dir alſo eine große Freude gewährte,“ fuhr der Prophet fort, „wenn dieſe geliebte Gattinn wieder ins Leben gerufen würde?“

„Der Himmel,“ antwortete der Schneider, „würde alle meine Wünſche erfüllen, wenn er mir zu Liebe dieſes Wunder thun wollte.“

„Wohlan!“ ſagte Aëßa, „tröſte dich: deine innige und aufrichtige Betrübnis rührt mich; ich will dir deine Gattinn wiedergeben, mit der Bewilligung desjenigen, der ſie erſchaffen und ſie hat ſterben laßen.“

Er ſprach nun ein Gebet, und ſchlug ſodann mit einer kleinen Ruthe, welche er in der Hand hielt, auf das Grab. Alsbald that die Gruft ſich auf, und Gülendam trat im Leichentuche daraus hervor. Der Schneider, entzückt über dieſes Zeichen der göttlichen Allmacht, wollte dem Propheten Aëßa dafür danken; dieſer aber hieß ihn Gott für dieſes Wunder Dank ſagen, und ohne ſich länger auf zu halten, ſetzte er ſeinen Weg fort.

Als Gülendam ſich ſo wieder ins Leben gerufen ſah, fragte ſie, auf welche Weiſe ein ſo wunderbares Ereignis geſchehen wäre; und nachdem ihr Mann ſie davon unterrichtet hatte, rief ſie aus:

„Wie! du biſt es, der mich dem Tode entreißt! deine Liebe bewirkt, daß ich das Licht wiederſehe! O, wie iſt mein Herz von dieſem Beweiſe deiner Zärtlichkeit durchdrungen! ich werde es nimmer vergeſſen. Ich freue mich weniger über die Wiederkehr ins Leben, als über deine herzliche Liebe, welche die Urſache davon iſt. Dir ſollen alle Augenblicke des neuen Lebens gewidmet ſein, welches ich dir verdanke; ich kann keinen beſſern Gebrauch davon machen."

Sechshundert und zwei und ſechzigſter Tag.

Der Schneider war entzückt, ſeine Frau in ſo zärtlichen und dankbaren Ausdrücken reden zu hören; er umarmte ſie tauſendmal; weil ſie aber nur in ein ſehr kurzes Leichentuch gehüllt, und daher faſt nackt war, ſagte er zu ihr:

„Sitz meiner Leber, Licht meiner Augen, Inhalt meines Lebens! *) Wie viel Dank ſind wir nicht Gott und ſeinem Propheten ſchuldig! Der Himmel hat mir dadurch, daß er dich meinen Wünſchen wieder geſchenkt, die höchſte Glückſeligkeit gewährt, deren nur irgend ein Menſch fähig iſt. Laß uns jetzo heim gehen, und uns wieder der Wonne unſerer Vereinigung, und der ſüßen Freuden genießen, deren der Tod uns beraubt hat, nun aber wieder zu geben gezwungen worden. — Aber ich denke nicht daran," fügte er er hinzu, „daß du nicht im Stande biſt, mit mir durch die Stadt zu gehen, weil du weder Hemde, noch Kaftan **) anhaſt. Erwarte mich einen Augenblick hier hinter dieſen Steinen verborgen; ich komme alsbald mit den nöthigen Kleidungsſtücken zurück, und dann wollen wir fröhlich heim kehren, und Gott preiſen, der ohne Zweifel unſere Treue hat belohnen wollen.“

---

*) Türkiſche Ausdrücke der Zärtlichkeit, wörtlich überſetzt.

**) Rock.

Mit dieſen Worten ging er weg. Kaum hatte er ſie verlaßen, als der Sohn des Königs, der von einem Abendeſſen auf dem Lande ziemlich ſpät nach der Stadt zurück kehrte, über den Todtenacker kam. Da ihm einige Fackeln voran gingen, ſo erblickten ſeine Leute beim Scheine derſelben eine faſt nackte Frau, die ihnen gar ſchön vorkam, wie ſie denn auch wirklich war. Sie ſagten es ſogleich dem Prinzen, der ſehr verwundert war, eine Frau im Leichentuche zu ſehen, die jedoch nicht, wie die anderen Todten, da lag. Er trat näher, und als er ihre große Schönheit und ſie in der Fülle des Lebens ſah, betrachtete er ſie ſehr aufmerkſam, und fühlte bei ihrem Anblick zärtliche Bewegungen in ſeinem Herzen aufſteigen.

„Schöne Frau,“ ſprach er zu ihr, „durch welchen Zufall befindeſt du zu dieſer Stunde und in ſolchem Zuſtande dich an dieſem Orte?“

„Herr,“ antwortete ihm Gülendam, „ich kann dir nicht antworten, in dem Zuſtande, worin ich mich befinde.“

Alsbald zog der Prinz ſeinen eigenen Kaftan aus, bekleidete ſie damit, und fragte ſie weiter, ob ſie verheirathet wäre: „biſt du frei,“ fuhr er fort, „ſo komm mit in mein Harem; du wirſt die Zierde deſſelben ſein und Freuden aller Art darin genießen."

Die Schöne, die an dem prächtigen Aufzuge wohl den Königsſohn erkannte, ließ ſich durch die Ausſicht, anſtatt des kleinen Hauſes ihres Mannes, einen prächtigen Palaſt zu bewohnen, verführen und antwortete dem Prinzen:

„Ich bin durch nichts gebunden, und werde mich glücklich ſchätzen, die geliebteſte deiner Sklavinnen zu ſein."

Der Sohn des Sultans, vergnügt über dieſe Antwort, führte ſie mit in ſein Harem, wo ihr ſogleich das prächtigſte Gewand angelegt wurde.

Unterdeſſen kam der arme Schneider mit den nöthigen Kleidungsſtücken zurück, fand aber ſeine Frau nicht mehr dort. Es fehlte nicht viel, daß er darüber von Sinnen gekommen wäre; ſeine Thränen floſſen jetzo noch heftiger, als zuvor:

„O Himmel!" rief er aus: „was iſt aus ihr geworden? Könnte der Prophet, der ſie erweckt hat, ſie nur deshalb wieder ins Leben gerufen haben, um ſie den Armen eines andern zu überliefern? Ach! wenn das wäre, ſo wäre ich jetzo noch unglücklicher, als da ich ihren Tod beweinte. Aber was ſage ich: wenn es ſo wäre? Kann ich noch daran zweifeln? Ihre Schönheit hat gewiß einen Vorübergehenden gereizt, der ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, ſie mir zu entführen. — Gülendam!“ fügte er hinzu: „meine geliebte Gülendam, ich laße dir Gerechtigkeit widerfahren, ich bin feſt überzeugt, daß du, ſo lange du vermocht, muthig der Gewalt widerſtanden haſt, welche an dir verübt worden. An welchem Orte du auch ſeieſt, ich bin verſichert, du wehklageſt, du biſt in Verzweiflung, du rufſt mich zu Hülfe. Ach! mich dünkt, ich höre dein Geſchrei, es dringt mir durch die Seele, ich werde dich nimmer in Stich laßen: überall will ich dich aufſuchen, und wenn du auch unter der Erde wäreſt, doch werde ich dich entdecken!“

Er hielt Wort; er lief überall in der Stadt und der Gegend umher, ſuchte und forſchte unabläßig, voll Unruhe und Betrübnis, weil es ihm lange nicht gelingen wollte, etwas von ihr zu erfahren. Erſt nach einigen Monaten, als einer von den Sklaven des Prinzen ihm erzählte, das die Lieblingsfrau ſeines Herrn auf einem Todtenacker gefunden worden, kam er auf die Spur; und nach einigen Erkundigungen, konnte er nicht länger an der Wahrheit ſeiner Vermuthungen zweifeln.

Sechshundert und drei und ſechzigſter Tag.

Sogleich rannte, flog er nach dem Palaſt, wandte ſich an die Veſyre, an den Sultan, an den Prinzen ſelber. Er warf ſich dieſem zu Füßen, und ſagte zu ihm:

„O Prinz! du liebſt zu ſehr die Gerechtigkeit, um mit Gewalt etwas zu behalten, das dir nicht angehört. Du haſt ſeit zwei Monaten meine Gattinn bei dir: ich beſchwöre dich, gib mir ſie wieder!“

„Gib wohl Acht, was du da ſageſt,“ antwortete der Königsſohn: „ich habe keine Frau wider ihren Willen in meinem Harem, noch weniger eine Ehefrau.“

„Prinz,“ erwiederte der Schneider, „ich behaupte nichts, wovon ich nicht völlig überzeugt wäre.“

Auf weitere Erklärung, geſtand der eben ſo gerechte, als wollüſtige Prinz zwar, daß er eine ſeiner Frauen auf einem Todtenacker gefunden, ſie habe ſich aber für völlig frei erklärt.

„Ich weiß, daß es die meine iſt,“ verſetzte der Schneider, „ſie hat jenes wohl nur in der Verwirrung geſagt, und du wirſt ſehen, wie ſie, ſo bald ſie mich erblickt, mir an den Hals fliegt und mich umarmt: es iſt die treuſte und zärtlichſte Frau von der Welt.“

„Höre,“ ſagte endlich der Prinz, „ich will dich wohl alle meine Frauen ſehen laßen: aber ich warne dich, wenn die deine nicht darunter iſt, ſo koſtet es dein Leben.“

„Immerhin,“ beharrte der Schneider, „du magſt mich alsdann nach deinem Gefallen tödten laßen: ich wage nichts dabei.“

„So ſoll dir denn dein Recht widerfahren," beſchloß der Prinz: „wohlan, man führe alle meine Frauen vor, und übergehe keine einzige."

Alle wurden nun, eine nach der andern dem Schneider vorgeführt, und der Prinz fragte ihn: „Iſt es dieſe?"

Der Schneider antwortete ſtäts mit Nein, bis Gülendam erſchien, da rief er ſogleich aus:

„Ah! da iſt ſie, die reizende Gattinn, deren Verluſt ich ſo ſehr beweint habe."

„Schöne Frau," ſagte hierauf der Prinz zu Gülendam, „kennſt du dieſen Mann da?"

Gülendam die beim Anblicke ihres Mannes etwas in Verwirrung gerathen war, faßte ſich jedoch bald wieder, und mit einer Frechheit, welche ihrer Treuloſigkeit entſprach, antwörtete ſie auf dieſe Frage:

„Ja, ich erkenne ihn wohl, es iſt ein Räuber, der mich beraubt und in den Zuſtand verſetzt hat, in welchem du mich gefunden haſt. Dieſer Elende, welchen Gott verdamme! wollte mich, nachdem er mir alles genommen, was ich hatte, lebendig begraben, damit ich ihn nicht vor dem Kadi belangen könnte. Ich flehe dich um Gerechtigkeit gegen ihn, mein Prinz, laß ihn nach der Strenge der Geſetze beſtrafen; ich bin nicht eher zufrieden, als bis er gehängt worden."

Der Schneider war über dieſe Antwort ſeiner geliebten Gülendam ſo beſtürzt, daß er nicht im Stande war, ein Wort hervor zu bringen. Sein Verſtummen und ſeine Verwirrung beſtärkten dem Königsſohne ſeine Schuld, und er rief aus:

„Ha, Böſewicht! wie kannſt du dich erfrechen, hieher zu kommen und eine Frau zurück zu fordern, welche dir nicht bloß nicht gehört, ſondern die du ſogar lebendig haſt begraben wollen? du verdienteſt, daß man ganz neue Martern zu deiner Beſtrafung erſönne. — Man ſchleppe ihn auf der Stelle zum Galgen," fügte er hinzu, „und thue ihn ab!!"

Der Schneider wollte den Mund öffnen, ſich zu entſchuldigen, aber der Königsſohn unterbrach ihn und gebot ihm Stillſchweigen:

„Nein, nein, ich will nichts weiter hören, du biſt ein Böſewicht, ein Miſſethäter, beläſtige mein Ohr nicht noch mit deinen Lügen. — Noch einmal," ſprach er zu ſeinen Beamten, „man hänge ihn augenblicklich auf! gehorchet mir, oder ich laße euch alle anſtatt ſeiner aufknüpfen!"

Als die Beamten den Prinzen ſo im Zorne ſahen, und lieber den Schneider am Galgen ſahen, als ſelber gehängt werden wollten, bemächtigten ſie ſich des unglücklichen Ehemanns, banden ihm die Hände auf den Rücken, und führten ihn zum Galgen.

In demſelben Augenblick als der Henker ihn von der Leiter ſtoßen wollte, erſchien der Prophet Aëßa auf dem Richtplatze, und rief dem Henker zu, er ſollte inne halten, weil der Schneider unſchuldig wäre.

Die Ehrfurcht, welche man für den Propheten hegte, hemmte ſogleich die Hinrichtung: dagegen beſtanden die Beamten des Königs auf die Vollſtreckung derſelben, weil, wie ſie ſagten, ihr Herr ſie befohlen habe. Aëßa aber offenbarte nun laut das ganze Abenteuer des Schneiders und ſeiner Frau. Man erkannte die Unſchuld des erſten, und er wurde in Begleitung einer großen Volksmenge nach dem Palaſt zurück geführt. Der Königsſohn erkannte ebenfalls ſeine Unſchuld, und überhäufte ihn mit Geſchenken und Ehren.

Unterdeſſen war die unſelige Gülendam abermals und für immer geſtorben, und wurde wieder in daſſelbe Grab gelegt, aus welchem der Prophet Aëßa ſie erweckt hatte, und ihr Mann war nicht mehr ſo gutmüthig, ſie zu beweinen.

Sechshundert und vier und ſechzigſter Tag.

Du ſiehſt aus dieſer Geſchichte, Herr," beſchloß der fünfte Veſyr, „daß die Weiber ſehr abgefeimt ſind, und daß ein kluger Mann ſelbſt denen mistrauen muß, welche die vernünftigſten ſcheinen. Befiehl, daß man noch fortfahre, den Abunaſchar aufzuſuchen."

„Es ſoll geſchehen," ſagte der König: „aber wenn man ihn heute nicht findet, ſo laße ich morgen dem Prinzen den Kopf abſchlagen.

Mit dieſen Worten, verließ der König die Rathsverſammlung und ging auf die Jagd. Als er am Abend heim kam, ſpeiſte er mit der Sultaninn, die ihn fragte, warum er den Prinzen noch nicht habe hinrichten laßen.

„Meine theure,“ antwortete ihr Häfikin, „ich konnte nicht widerſtehen, ihm noch bis morgen das Leben zu friſten. Wenn ich dich höre, ſo verurtheile ich ihn: aber ich kann mich auch nicht erwehren, ihn wieder zu begnadigen, wenn meine Veſyre zu ſeinem Gunſten reden. Ich bin in einer qualvollen Ungewißheit; und du mußt einem Vater verzeihen, daß er ſich nicht ſo ſchleunig entſchließen kann, ſeinen einzigen Sohn hinrichten zu laßen.“

„Herr,“ verſetzte die Sultaninn, „du mußt mir mehr glauben, als deinen Veſyren; ſie verleiten dich durch ihre Reden, weil du ſie mit dem Ohre des Vaters, und nicht des Königs anhöreſt. Es wird dich gereuen, aber zu ſpät, deinen Sohn zu ſehr geliebt zu haben. Ich muß dir eine Geſchichte erzählen, welche dir Anlaß geben wird, hierüber nachzudenken.

Geſchichte
von den Vögeln Salomons.

Sechshundert und fünf und ſechzigſter Tag.

Ich habe von meiner alten Erzieherinn erzählen gehört, daß Salomon unter vielen Wunderdingen auch Vögel beſaß, welche die Landesſprache vollkommen verſtanden und redeten.

Einer dieſer Vögel, welcher ſich durch ein flachsblaues Gefieder und tauſend Anmuthigkeiten vor allen übrigen auszeichnete, verließ eines Tages Salomon, um ſein Weibchen zu beſuchen, die in einem benachbarten Gehölze brütete. Er nahte ſich ihr ſehr zärtlich, ſtreckte ſeine Flügel aus, öffnete ſeinen Schnabel, und bot ihr den lieblichſten Kuß. Das Weibchen aber verſchmähte ſeine Liebkoſungen, und ſagte zu ihm:

„Geh, treuloſer, kehre zurück zu Salomon, du liebſt ihn mehr, als mich, weil du mich ſeinetwegen verläßt. Aber was reizt dich, ſo oft an den Hof zu gehen? es iſt nicht das Gold, aus welchem du ißt; es ſind nicht die goldfunkelnden Gemächer, in welchen du ruheſt: ſolche wunderlichen Gelüſte können nur den Menſchen anlocken. Die Liebe iſt die einzige Leidenſchaft der Vögel, ſie allein macht ihr Leid oder ihre Freude, ſie allein hat dich bei dem Propheten zurück gehalten. Denn wenn ich keine Nebenbuhlerinn hätte, warum biſt du, wohlwiſſend, in welchen Zuſtand deine letzten Liebkoſungen mich verſetzt haben, nicht her gekommen und haſt mir an dem Neſte für unſere Kinder arbeiten helfen? Ich mußte, um es zu vollenden, mich meiner eigenen Federn berauben. Ach! deine Treuloſigkeit iſt nur zu gewiß! Siehe, was die Verzweiflung in dem Herzen einer zärtlichen verſchmähten Gattinn vermag!“

Mit dieſen Worten trat das Weibchen mit ſolcher Wuth auf ihre Eier, daß das Männchen nur eins davon retten konnte. Er beſchirmte es mit ſeinen Flügeln, er hackte ſogar einigemal mit dem Schnabel nach dem Weibchen, die immer wieder auf ihn eindrang: aber als er ſich beſann, daß der weibliche Zorn ein Sturzbach iſt, welchen der Widerſtand nur anſchwellt, ließ er alles über ſich ergehen, blickte ſein Weibchen mit Augen voll zärtlicher Hingebung an, und ſagte zu ihr:

„Liebenswürdige und innigſt' geliebte Gattin, bevor du deinem eiferſüchtigen Argwohn dieſes unglückliche Ueberbleibſel unſerer Ehe aufopferſt, tödte mich; ich wehre mich nicht mehr.“

Das Weibchen, durch dieſe Worte ungemein geſchmeichelt, wurde gerührt; ganz ihrer Wuth beraubt, fühlte ſie ſich nun ſehr unglücklich. Das Männchen hatte Mitleid mit ihr, unterdrückte ſeinen Schmerz, und fand ſelbſt ſeine Kinder durch die Reue ihrer Mutter hinlänglich gerochen. Das eine unverſehrt gebliebene Ei tröſtete ihn über den Verluſt der übrigen. Ein junger Vogel von ungemeiner Schönheit kroch denſelben Tag noch aus der Schaale, als wäre er ungeduldig, in dem Herzen ſeines Vaters die erſte Glut der Liebe wieder anzufachen, und ſeine Mutter wieder ganz zu beruhigen.

Dieſer kleine Vogel hatte einen gelben Kopf, blauen Hals, weißen Leib, veilchenblaue Flügel und rothen Schwanz. Vater und Mutter prieſen ſich glücklich über ein ſo ſchönes Kind. Dieſes neugeborne Pfand ihrer erſten Zärtlichkeit vollendete ihre Verſöhnung, und beide lebten fortan in vollkommener Eintracht, ſtäts liebevoll, ſtäts zufrieden mit einander.

Sechshundert und sechs und sechzigſter Tag.

Unterdeſſen war Salomon, als er ſeinen geliebten flachsblauen Vogel nicht mehr um ſich ſah, ſehr bekümmert, was aus ihm geworden ſein möchte. Er ließ ihn in allen Wäldern ſuchen; und als er nirgends zu finden war, ſchickte er zwei rothe Vögel von derſelben Gattung ab. — Ich habe dir ſchon geſagt, Herr, daß es mehr dergleichen gab. Dieſe rothen waren minder ſchön, als Flachsblau, dagegen waren ſie ſehr ſchlau. Ihrer bedurfte es auch, um den Auftrag des Propheten auszuführen, dem ſie ſeinen flachsblauen Vogel wieder bringen ſollten; es konnte ſolches nicht durch Gewalt geſchehen, es war alſo nöthig, Beredtſamkeit dabei anzuwenden.

Nachdem die rothen Vögel vierzehn Tage lang umher geflogen waren, fanden ſie endlich den flachsblauen mit ſeiner Gattinn und ihrem Sohn den veilchenblauen Vogel. Die rothen Vögel gaben vor, ſie wären vom Hofe verjagt worden, weil, wie ſie ſagten, Salomon aus Verzweiflung über den Verluſt ſeines Lieblings, keinem andern ihrer Gattung ſeine Gunſt ſchenken wolle. Sie fügten hinzu, daß ſie ſehr zu beklagen wären, weil ſie, am Hofe und im Wohlleben aufgewachſen, nicht in den Wäldern zu leben vermöchten.

„In Wahrheit, meine Brüder,“ erwiederte ihnen der flachsblaue Vogel, „ich verlebe hier ſehr angenehme

Tage. Ich liebe mein Weib, mein Weib liebt mich, und wir beide lieben unſer Kind, welches uns wieder liebt. Wir ſind von niemand abhängig. Iſt dieſes alles nicht der trügeriſchen Glückſeligkeit des Hofes vorzuziehen, worauf ihr ſo erpicht ſeid? und vermöchte Salomon, ſo mächtig er auch iſt, mir wohl eins von dieſen Gütern aufzuwiegen? Ah! wenn er nur einen Augenblick an meiner Stelle ſein könnte, ſo würde er eingeſtehen, daß er bei all ſeiner Weisheit und Herrlichkeit, doch ſehr unglücklich iſt. Folget mir, meine Brüder, und bleibet hier: ich für mein Theil, habe ein Gelübde gethan, hier zu ſterben."

Dieſe Rede war ſehr niederſchlagend für die rothen Vögel, welche nunmehr verzweifelten, den flachsblauen Vogel durch ihre ſinnreiche Lüge umzuſtimmen, und offenherzig bekannten, daß der Prophet ſie abgeſchickt habe.

Den flachsblauen Vogel betrübte dieſer Umſtand. Da er von Salomon tauſend Beweiſe wahrhafter Zärtlichkeit empfangen hatte, ſo fiel es ihm ſchwer, ſich durch eine Verſagung undankbar gegen ihn zu erzeigen, noch mehr, als ſeine Gattinn und ſeinen Sohn zu verlaßen.

Von dieſen trüben Betrachtungen eingenommen, antwortete Flachsblau den rothen Vögeln nicht; aber ſeine Gattinn nahm das Wort, und ſagte zu ihnen:

„Gehet hin und ſaget dem Propheten, daß Flachsblau nicht an den Hof zurück kehren wird, und daß ich es bin, der ihn daran verhindert. Salomon kennt die Frauen zu gut, um meinen Mann nicht zu entſchuldigen, daß er thut, was ich will.“

Flachsblau, der unter den Höflingen die Kunſt erlernt hatte, alles höflich einzukleiden, ſagte zu ſeiner Gattinn, man müßte wenigſtens ihren Sohn mit den rothen Vögeln hin ſchicken, um Salomon ſeine Entſchuldigung zu überbringen, indem eine Ablehnung dieſer Art doch einige Höflichkeiten erforderte. Das Weibchen wehklagte, weinte, zankte: aber das Männchen forderte Gehorſam. Der veilchenblaue Vogel reiſte alſo mit den Abgeſandten hin, nachdem ſein Vater ihn unterrichtet hatte, auf welche Weiſe er ſich am Hofe betragen ſolle. Er faßte ſeine ganze Belehrung in drei Hauptſätzen zuſammen, damit ſein Sohn ſie deſto beſſer behielte: „Vermeide die in Ungnade,“ ſagte er ihm; „liebkoſe den Günſtlingen, und vertraue niemand.“

Der veilchenblaue Vogel wurde von dem Propheten ſehr freundlich empfangen. Indeſſen konnte Salomon des flachsblauen Vogels nicht vergeſſen, deſſen Anmuthigkeiten ihn ſo ſehr vergnügt hatten. Veilchenblau hatte allerdings ein ſchöneres Gefieder, aber er hatte nicht ſo viel Verſtand; und alle Liebkoſungen des Propheten bezweckten nur, ſeinen Vater wieder zurück zu bringen. Die rothen Vögel ſagten, es würde nimmer gelingen, ihn zur Rückkehr zu bewegen, wenn der Sohn nicht mit im Einverſtändniſſe wäre. Man ſprach alſo mit dem veilchenblauen Vogel darüber, und bedrohte ihn mit ewigem Gefängniſſe, wenn er nicht ſeinen Vater her lieferte. Veilchenblau ließ ſich durch dieſe Drohung ſchrecken, und willigte in alles, was man verlangte.

Er kehrte zu ſeinen Aeltern zurück, und ſtellte ſich ſehr unzufrieden mit Salomon: „O mein Vater! o meine Mutter!“ ſprach er zu ihnen, wie freue ich mich, euch wieder zu ſehen! ich bin glücklicherweiſe einem engen Gefängnis entkommen, in welchem ich feſtgehalten wurde. Der Prophet hatte mich in einen Käfig ſetzen laßen, mit dem Vorſatze, mich zeitlebens darin zu laßen. Dem Himmel ſei gedankt! ich habe Mittel gefunden, zu entfliehen, und zu meiner größten Freude komme ich noch zeitig genug, euch zu warnen, daß der auf euch erzürnte Prophet Jäger ausgeſchickt hat, um euch beide zu tödten. Folget mir alſo, und fliehet mit mir; ich will euch an einen ſichern Ort bringen, welchen ich auf dem Herwege entdeckt habe: die Jäger ſind nicht mehr weit.“

Der Vater und die Mutter, beide verwirrt durch die Freude des Wiederſehens ihres Sohnes, und durch die Furcht, welche er ihnen einjagte, antworteten nicht, und folgten ihm. Der unnatürliche Sohn aber führte ſie ſelber in die Netze, welche die Jäger ihnen geſpannt hatten.

Sechshundert und ſieben und ſechzigſter Tag.

Dieſe Geſchichte, Herr," fuhr die Sultaninn von Perſien fort, „gibt dir zu erkennen, daß die Kinder keine Liebe für ihre Aeltern hegen, und ſogar im Stande ſind, dieſelben ihrer Ehrſucht oder ihrem Geize aufzuopfern. Du wirſt ſolches bald durch deine eigene Erfahrung inne werden, und alsdann ausrufen: „Warum habe ich der Königinn nicht geglaubt, als ſie mich gegen meinen Sohn bewaffnete! Leider, mistraute ich ihr, und ich hätte mir ſelber mistrauen ſollen."

Kurz, die Sultaninn vermochte es abermals, den König zu überreden, daß er ſeinen Sohn tödten ließe.

Wirklich ließ der König am folgenden Morgen, nachdem er im Reichsrathe die Geſchäfte abgethan hatte, den Scharfrichter kommen und befahl ihm, den Prinzen herbei zu führen. Da nahm aber der ſechste Veſyr das Wort und ſprach:

„Herr, das Eigenthümliche der Weisheit iſt, alles mit der höchſten Aufmerkſamkeit zu erwägen, was zu thun oder zu vermeiden iſt. Ein König von Aethiopien befolgte dieſen weiſen Grundſatz in einer eben ſo bedenklichen Lage, als die, worin deine Majeſtät ſich befindet.

Geſchichte
des
alten Königs von Aethiopien
und
ſeiner drei Söhne.

Sechshundert und acht und ſechzigſter Tag.

Dieſer König wollte in einem Alter von hundert und zwanzig Jahren die Herrſchaft niederlegen und eine ruhmreiche Regierung durch die Wahl eines würdigen Nachfolgers beſchließen. Er hatte drei Söhne von drei verſchiedenen Frauen, die alle drei noch lebten. Jede derſelben ſprach für ihren Sohn, dergeſtalt, daß der König, der ein eben ſo guter Gatte, als guter Vater war, in der peinlichſten Unentſchloſſenheit ſchwebte, welche man ſich nur denken kann.

„Was ſoll ich beſchließen?“ ſprach er bei ſich ſelber: „die Geſetze ſprechen für den erſtgeborenen; meine Lieblingsſultaninn für den zweiten, und ich ſelber bin dem jüngſten vor allen geneigt. O allzu liebenswürdige Sultaninn! ich habe die Wirkungen deiner ſüßen und ſchmeichleriſchen Blicke erfahren! O ſchwache Natur! du weicheſt meiner Liebe! Aber weder die eine, noch die andre ſoll über die Geſetze ſiegen: ich will auf dem Throne ſterben, damit nach meinem Tode die Geſetze entſcheiden.... Aber die Geſetze werden nichts entſcheiden, ein Krieg wird ſich zwiſchen meinen Söhnen entzünden, meine Völker werden das Schlachtopfer ihres Ehrgeizes ſein, und meinen Völkern bin ich alles ſchuldig. Schöne Sultaninn, ich muß mit dir beginnen, um mich ſelbſt dem Wohle meiner Unterthanen zu opfern. Ich überlaße es ihnen ſelbſt, ſich einen Beherrſcher zu wählen.“

In Folge dieſer Betrachtungen, verſammelte er ſeine Veſyre, die Großen des Reichs und das Volk.

„Ich ſtehe,“ redete er zu ihnen, „mit einem Fuß auf dem Throne und mit dem andern im Grabe: aber ich wünſchte, wo möglich, nicht mit der Krone auf dem Haupte in den Abgrund der Ewigkeit hinab zu ſteigen; ihr Gewicht belaſtet und demüthigt mich: hier gebe ich ſie euch zurück, wählet euch nun ſelber einen Herrn."

Da erſchien tiefe Traurigkeit auf allen Geſichtern: das Volk rief einſtimmig aus:

„Es lebe, es lebe der König! unſer Vater, unſer Freund."

„Seid nicht ſo empfindlich," unterbrach ſie der König, „ihr ſeid meine Eingeweide, ihr könnt nichts erleiden, was ich nicht mit fühle. Zu großer Schmerz würde mein Leben verkürzen."

Aber das Geſchrei verdoppelte ſich, und der König konnte ſeine Thränen nicht zurückhalten.

„Um nicht mehr daran zu denken," ſprach er darauf, „was ihr verlieren müßt, ſo blicket auf das, was euch bleibt. Die Prinzen meine Söhne haben alle Eigenſchaften, welche große Männer bilden: rufet denjenigen von ihnen dreien zum Könige aus, der euch der würdigſte ſcheint, den Thron einzunehmen."

Ein tiefes Schweigen folgte jetzo den Wehklagen und Seufzern. Alle Welt hub die Augen zum Thron empor: da ſah man die drei Prinzen auf den Stufen ſitzen; jeder bewunderte ſie, man konnte keinen dem andern vorziehen. Alles blieb unentſchloſſen.

Endlich trat der Großveſyr hervor, und ſprach folgendermaßen:

„Weiſer König, tapferer König, hochherziger König! Möge derjenige, der das Licht aus der Dunkelheit erweckt, der das Grauen der Nacht in einen heitern lieblichen Morgen verwandelt, dich in ſeiner heiligen Obhut behalten und deine Nachkommenſchaft verewigen! Nimm mit deiner gewohnten Huld einen Vorſchlag deines treuen Knechtes auf.

Laß jeden deiner drei Söhne nur drei Tage herrſchen, und darnach wollen wir entſcheiden, weil deine erhabene Majeſtät es verſtattet; unſere Wahl wird begründet ſein; denn im Glück und bei dem Weine gibt der Menſch ſich zu erkennen, wie er iſt. Derjenige iſt wahrhaft weiſe, den weder das eine, noch der andre jemals verführen konnten."

Sechshundert und neun und ſechzigſter Tag.

Dieſer Rath des Großveſyrs wurde angenommen, und ſiegte bei dem Könige über die feinſten Kunſtgriffe ſeiner drei Frauen, welche dadurch ihre dringenden Verwendungen vereitelt und ihre Entwürfe durchkreuzt ſahen.

Der älteſte Prinz wurde zuerſt mit dem königlichen Purpur bekleidet und nahm das Scepter in die Hand. Seine Mutter empfahl ihm Herablaßung und Freigebigkeit, nicht an der Staatseinrichtung zu rühren, und den Schuldigen zu verzeihen: „dadurch," ſprach ſie,

„wirſt du jedermann für dich gewinnen, den König, die Großen und das Volk.“

Belehrungen nach ſolchen Grundſätzen ſchienen einen glücklichen Erfolg zu verheißen. Der Prinz befolgte ſie genau: aber man mistraute einem Betragen, welches nur angenommen erſchien.

Als die drei Tage ſeiner Herrſchaft verfloſſen waren, beſtieg der zweite Prinz den Thron. Seine Mutter gab ihm ganz entgegengeſetzte Lehren:

„Setze deine Veſyre ab, jage die Geſetzgelehrten weg, und erhebe ehrgeizige Männer zu den höchſten Würden, welche dir, um ſich in ihren Aemtern zu erhalten, die Nachfolge zu erkennen werden; wenn du dich ſo erſt auf dem Throne recht befeſtigt haſt, dann rufen wir die Veſyre und Geſetzgelehrten wieder zurück, und die Reichthümer, welche deine ehrſüchtigen Beamten zuſammen gerafft haben, werden dazu dienen, dir das Vertrauen der Abgeſetzten wieder zu gewinnen und ihren Eifer neu zu beleben.“

Auch dieſer Rath wurde befolgt: aber das Volk fürchtete alles von einem Prinzen, der nach der Krone trachtete, und ſich ſo wenig darum kümmerte, ſie zu verdienen.

Jetzo kam die Reihe an den dritten Sohn des Königs, und er übernahm die Herrſchaft, wollte aber keinen Rath von ſeiner Mutter.

„Ein Arabiſcher Derwiſch,“ ſprach er zur Verwunderung aller, die es hörten, „hat ſehr weiſe in Betreff der Frauen geſchrieben, daß Gott für ſie ein beſonderes Paradies bereitet hat, weil, wenn ſie in das Paradies der Männer eingingen, ſie daraus eine Hölle machen würden. Ich verehre meine Mutter unendlich, ich halte ſelbſt ihre Weiſungen für ſehr gut: aber es ſind die Geſetze, welchen ich folgen will; und wo es Dunkelheiten darin gibt, da werden unſere weiſen Veſyre und Schriftgelehrten, welche ich in ihre Aemter wieder einſetze, mich unterſtützen, ſie zu erklären.“

Nachdem er den erſten Tag und einen Theil des zweiten dazu angewendet hatte, ſeinen Völkern gute Richter, den Soldaten alte erfahrene Hauptleute zu geben, ſchickte der König ſein Vater die Schriftgelehrten zu ihm, um ihn öffentlich zu prüfen, ob er die Geſetze und die Regierungskunſt verſtünde. Die Schriftgelehrten begannen damit, ihm allerlei Fragen vorzulegen. Der eine fragte ihn:

„Welche Leute ſind dem Könige unentbehrlich um ſeine Perſon?“

„Acht Arten,“ antwortete der Prinz: „ein weiſer Veſyr; ein großer Feldherr; ein geſchickter Kanzler, der vollkommen Türkiſch, Arabiſch und Aethiopiſch ſchreiben kann; ein in der Naturkunde und Heilkunde vollkommen erfahrener Arzt; Schriftgelehrte, die ihn in den Geſetzen gründlich unterrichten; erleuchtete Derwiſche, um ihm die Dunkelheiten ſeiner Glaubenslehre auszulegen; und geſchickte Tonkünſtler, um durch die Lieblichkeit ihrer Stimmen und der Harmonie ihrer Inſtrumente ſeinen von den Staatsgeſchäften zerſtreuten Geiſt wieder zu ſammeln.“

„Prinz, womit vergleichſt du einen König, ſeine Bey's, *) ſein Reich und ſeine Feinde?“

„Ein Reich,“ antwortete der Prinz, „gleicht einer Weide, der König dem Hirten, die Unterthanen den Schaafen, ſeine Bey's den Hirtenhunden, und ſeine Feinde den Wölfen.“

Der alte König von Aethiopien brach vor Entzücken über die Antworten ſeines jungen Prinzen in Freudenthränen aus, und ſagte bei ſich ſelber:

„Mein dritter Sohn iſt der weiſeſte und des Throns am würdigſten. Aber bevor ich meine Meinung kund thue, will ich die meiner Völker erforſchen.“

Er ließ nun alle Einwohner der Stadt entbieten, ſich den nächſten Morgen draußen auf dem Felde einzufinden. Hier erſchien er ſelber auf einem ſtolzen Roſſe, in Begleitung ſeiner drei Söhne und ſeines Hofſtaates; und als er ſich in der Mitte ſeines Volks befand, hub er alſo an zu reden:

„O meine Mitbürger! meine Verwandte! meine Unterthanen! Achtet nicht auf das, was ich heute

---

*) Herren, Barone, Grafen ꝛc. des Reichs.

noch bin: niemand iſt geringer vor Gott, als ich. Wie viele ſind unter euch, die Morgen, das heißt, am Tage des jüngſten Gerichts, an welchen wir alle glauben, im Beſitze hoher Würden im Himmel, zu mir ſagen werden, indem ſie meine Kleider zerreißen:

„Ha! du Wüthrich, was haſt du uns während deiner langen und verhaßten Regierung alles leiden laßen!“

Anſtatt auf eure Vorwürfe zu antworten, werde ich ſchaamvoll verſtummen, und nicht wagen, eure erzürnten Blicke auszuhalten.“

Mit dieſen Worten zog der gute König ſein Schweißtuch heraus und bedeckte ſich damit das Geſicht, indem er heiße Thränen vergoß. Seine Söhne und ſeine Hofleute weinten mit ihm, und die ganze Volksmenge, von Wehmuth und Mitleiden durchdrungen, erfüllte die Luft mit Geſchrei und Geheul.

Sechshundert und ſiebzigſter Tag.

Endlich trocknete der alte König ſeine Thränen, und fuhr alſo fort:

„O meine Freunde! ich ſtehe im Begriff, dieſe Welt zu verlaßen und den Palaſt der Ewigkeit zu betreten. Ich beſchwöre euch, mein Gewiſſen von den

Vorwürfen zu entlaſten, welche ihr mir machen könntet, damit ich von den Engeln **Munkir** und **Nekir**[*]) nicht in meinem Grabe noch Pein erleide, ſondern ſie mich verlaßen und mir eine Huri bis zum Tage des jüngſten Gerichts zugeſellen. Zugleich erwählet nunmehr denjenigen meiner drei Söhne zu meinem Nachfolger, der euch am beßten gefällt.“

Alles Volk rief: „Mögen die Tage des Königs ſo lange dauern, als die Welt! wir haben ihm keinen Vorwurf zu machen; möge er auch Gott wohlgefallen! Unter ſeinen Söhnen mag der König ſelber denjenigen auf den Thron ſetzen, der ihm beliebt, wir bieten die Hand dazu: wenn er uns jedoch durchaus befiehlt, zu ſagen, welchen wir für den würdigſten erkennen, ſeine Stelle einzunehmen, ſo verhehlen wir nicht, es iſt der jüngſte von den dreien.“

Nach dieſer Erklärung, kehrte der König nach der Stadt zurück, ging in ſeinen Palaſt, und ertheilte alle nöthigen Befehle zur Krönung des dritten Prinzen. Gleichwohl wollte er noch einmal deſſen Würdigkeit prüfen, er ließ deshalb drei Miſſethäter vorführen, und ſprach zu ihm:

---

*) Dieſe beiden Engel befragen, nach der Vorſtellung der Mahomedaner, die Todten über ihren Gott, ihren Propheten, ihren Glauben und ihre Sitten. Antwortet der Todte gut, und hat er gut gelebt, ſo geben ihm die Engel eine Huri, d. h. eine Jungfrau des Paradieſes, zur Geſellſchaft bis zum Tage des jüngſten Gerichts.

„Prinz, richte über dieſe drei Männer und verurtheile ſie nach den Geſetzen."

Es war ein Räuber, ein Mörder und ein Ehebrecher. Der Prinz hörte die Ausſagen der Ankläger an, und ſprach:

„Das Verbrechen hat verſchiedene Stufen, welche mehr oder minder Strenge erfordern; ein ausgelaſſener oder hinzugefügter Umſtand erſchwert oder verringert es. Dieſer Räuber hat einem Schatzmeiſter eine Truhe voll Gold geſtohlen, und gleichwohl verdient er nicht, daß ihm die Hand abgehauen werde, wie ein andrer der nur zehn Drachmen geſtohlen hätte. Der Grund hievon iſt, daß die Truhe nicht mit dem Stempel des Königs bezeichnet iſt, ſo wie die Drachmen damit geprägt ſind. Hätte er aber die Truhe geöffnet und das Geld heraus genommen, ſo müßte ihm die Hand abgehauen werden. Dieſe Entſcheidung iſt vom großen Propheten Mahomed ſelber."

Mit demſelben Scharfſinne richtete der Prinz den Mörder. „Es iſt ein großer Unterſchied," ſprach er, „zwiſchen einem beabſichtigten und einem vollzogenen Verbrechen. Dieſer Menſch hier hat in der Nacht ſeinem Vater aufgelauert, um ihn zu ermorden: aber es hat ihn gereuet, und er hat ſeinen Vater nicht getödtet, obſchon es in ſeiner Gewalt ſtand. Ich ſpreche ihn frei; denn ein beabſichtigtes Verbrechen, welches nicht vollzogen worden, weil man davon abgeſtanden, verdient Verzeihung. Die Ankläger hätten mir dieſen Menſchen nicht als einen Mörder vorführen ſollen; ſie hätten vielmehr ſagen müßen, daß er einen böſen Vorſatz gehabt, nicht aber, daß er eine Miſſethat begangen.“

Sodann unterſuchte er die Sache des dritten Gefangenen, und ſprach folgendermaßen:

„Zum Beweiſe des Ehebruchs werden vier Zeugen erfordert, welche ausſagen, daß ſie es ganz genau geſehen, und zwar, daß ſie es zufällig geſehen, weil, wenn ſie zwei Leute belauert haben, um ſie zu ertappen, ſie ſelber ſtraffällig ſind, laut dieſer Worte des Propheten: „Gott verflucht den, der belauſcht, und den der ſich belauſchen läßt.“ Ihr ſeid nun vier ſolche Ankläger, welche für ihre verbrecheriſche Neugier die gegen die von euch ertappten Ehebrecher feſtgeſetzte Strafe verdienen. Sprechet ſelber ihr und euer Urtheil.“

Alle baten hierauf um Gnade.

„Ich verzeihe euch,“ ſetzte der Prinz hinzu: „merket euch, wie ſchwierig es iſt, den Ehebruch zu beweiſen.“

„Jetzo nahm der alte König von Aethiopien den jungen Prinzen bei der Hand, ließ ihn den Thron beſteigen, und ſprach zu ihm:

„O mein Sohn, nimm meine Stelle ein, welche ich dir mit Freuden einräume, du biſt würdig, zu herrſchen.“

Alsbald rief alles Volk dieſen Prinzen zum König aus, der es ſo ſehr zu ſein verdiente, und alle Großen wünſchten ihm Glück zu ſeiner Thronfolge, und baten Gott, ſeine Herrſchaft zu ſegnen.

Sechshundert und ein und ſiebzigſter Tag.

Du erſiehſt aus dieſer Geſchichte, fuhr der ſechste Veſyr des Königs Häſikin fort, „wie ſchwierig es iſt, über den Ehebruch zu richten: gleichwohl will deine Majeſtät auf eine einfache Anklage dem Prinzen Nurgehan das Leben rauben, der ein lebendiges Ebenbild des Aethiopiſchen Königsſohns iſt. Anſtatt ihn, auf die leichtſinnige Ausſage eines Weibes, hinrichten zu laßen, ſollteſt du ihm lieber verzeihen, ſelbſt wenn du unwiderſprechliche Beweiſe ſeines Verbrechens hätteſt, weil, nach einem Spruche des Korans, der für uns Gottes Wort iſt, diejenigen, die ihre Heftigkeit zügeln, wenn es in ihrer Gewalt ſteht, ſich zu rächen, wohl verdienen, daß Gottes Zorn gegen ſie ſelber ſich beſänftige. „Wohl dem Manne,“ ſpricht Mahomed,

„der ſeinem Zorne Zaum und Gebiß anlegt, und der ſeinem Feinde verzeihet, welchen er verderben kann. Am Tage des Weltgerichts wird er mitten durch alle Auferſtandenen eine Stimme vernehmen, die zu ihm ſpricht: „O mein Diener! weil du ſo gut deine Leidenſchaften zu bändigen wußteſt, ſo magſt du dir unter allen dieſen Huri's diejenige auswählen, welche dir am meiſten gefällt, ich gebe ſie dir zum Lohne.“ Man ſagt noch, o Herr,“ beſchloß der Veſyr ſeine Rede, „daß an dieſem ſelben Tage ein Herold ausrufen wird: „Niemand erhebe ſich, als wer ſeinen Feinden verziehen hat!“

Der König von Perſien war durch dieſe Rede innig bewegt, und beſchloß, den Tod des Prinzen ſeines Sohnes noch aufzuſchieben.

Nach der Rathsverſammlung erluſtigte er ſich mit der Jagd, und als er am Abend heim kam, ſpeiſte er mit der Königinn ſeiner Gemahlinn, welche ihm abermals Vorwürfe machte, daß er dem Prinzen noch nicht habe den Kopf abſchlagen laßen.

„Meine Liebe,“ erwiederte ihr Häſikin, „einer von meinen Veſyren hat mir eine Geſchichte erzählt, nach welcher ich fürchte, den Zorn des Himmels gegen mich zu reizen, wenn ich meinen Sohn tödten laße.“

„Herr,“ antwortete die Sultaninn, „du hältſt deine Veſyre für große Lichter, du läßt dich von ihrer falſchen Beredtſamkeit blenden. Du befindeſt dich gegen ſie in demſelben Irrthume, wie ein muſelmänniſcher König gegen einen Schriftgelehrten ſeines Hofes. Vernimm ſeine Geſchichte.

Geſchichte

des

Königs Togrul-Bey und ſeiner Söhne.

Sechshundert und zwei und ſiebzigſter Tag.

Als Togrul-Bey, Sultan von Karism, von der Laſt der Jahre gebeugt, beſchloſſen hatte, ſein Reich ſeinen drei Söhnen zu überlaßen, zog er mit ihnen einen berühmten Santon *) zu Rathe, der ſich in eine Höhle in der Nähe der Hauptſtadt zurückgezogen hatte.

„Mann Gottes,“ ſprach er zu ihm, „gib dieſen drei Prinzen, welche nach mir den Thron beſteigen ſollen, deinen Segen und ſolche Vorſchriften, wonach

---

*) Eine Art mahomedaniſcher Propheten.

ſie mit Ruhm herrſchen und ihre Völker beglücken werden.“

Der Santon, nachdem er eine Viertelſtunde in Gebet und Betrachtung verharret, ſagte zu dem Sultan:

„Ich kenne die drei Prinzen deine Söhne und weiß ihre Gemüthsart; demnach ertheile ich ihnen folgende Vorſchriften:

Du, Herr,“ ſprach er zu dem älteſten, „baue in jeder Stadt deines Reichs einen Palaſt, und zwar von Marmor und Eiſen, ſchmücke ihn ſogar mit Zieraten von Gold und Diamanten; und du wirſt für den glücklichſten und ruhmreichſten aller Sultane geachtet werden.“

Zu dem zweiten Prinzen ſagte er:

„Du heirathe täglich eine Jungfrau, und behalt ſie dann in deinem Harem; aber laß keinen Tag ohne dieſe Luſt vorüber gehen, und du wirſt der glücklichſte und freudenreichſte Sultan auf Erden ſein.

Was dich betrifft,“ ſagte er endlich zu dem dritten, „ſo iß durchaus keine andere Speiſen, als ſolche, die mit Milch, Butter und Honig zugerichtet ſind: ſo wirſt du dich vollkommener Geſundheit erfreuen, und deine Unterthanen werden dich ſegnen.“

Togrul-Bey und ſeine Söhne waren höchlich verwundert über dieſe Vorſchriften: aber der Santon ſtand in ſo hohem Rufe der Heiligkeit, daß man nicht umhin konnte, ihm zu gehorchen. Die drei Prinzen befolgten demnach ſeine Weiſungen, um ſo leichter, als bald darauf durch den Tod ihres Vaters das Reich Karism in ihre Gewalt kam. Der älteſte Sultan ließ in allen Städten ſeines Reiches prächtige Paläſte bauen: aber dieß konnte nicht geſchehen, ohne ſeine Völker zu drücken und mit Auflagen zu überladen, und er war dadurch weder glücklicher, noch ruhmreicher, weil man ſeine übel angewandte Pracht und ſeine Wuth verſpottete, ſich überall Denkmäler über ſeinen Reichthum und über ſeine Kräfte hinaus zu errichten.

Der zweite Sultan, der jung und lebhaft war, befolgte ebenfalls die Lehre des Santons, anfangs mit großem Vergnügen, bald mit Unluſt, endlich mit Widerwillen; und nach Verlauf von zwei Jahren ſah er ſich von mehr als ſiebenhundert Sultaninnen und einer großen Menge Kinder umgeben, welche ihn mehr beläſtigten, als vergnügten.

Der dritte Sultan verleidete ſich bald nicht minder die weichlichen Gerichte, auf welche er ſich beſchränken mußte: ihn gelüſtete nach Salz, Pfeffer und Ingwer, er wagte jedoch nicht, aus Ehrfurcht vor dem Santon, dergleichen zu genießen. Endlich war durch dieſe unſchmackhaften Nahrungsmittel ſein Magen ſo geſchwächt, daß ſeine Geſundheit darunter litt.

Die drei Prinzen erkannten nun, daß die Vorſchriften des frommen Mannes ihnen durchaus nicht frommten; ſie begaben ſich alſo nach der Höhle des Santons, und trugen ihm ihre Klagen vor.

„Prinzen,“ antwortete ihnen der Santon, „ihr ſeid ſelber Schuld, wenn ihr euch bei meinen Vorſchriften ſo übel befunden habt. Als ich euch dieſelben ertheilte, war meine Abſicht nicht, daß ihr dieſelben ſo buchſtäblich befolgen ſolltet. Ihr habt die wahre Bedeutung derſelben nicht verſtanden. Ich will ſie euch jetzt auslegen: aber zuvor muß ich euch eine Geſchichte erzählen, welche mit der eurigen in gewiſſer Beziehung ſteht.

Geſchichte

von einem

Mönch und einem Muſelmann.

Sechshundert und drei und ſiebzigſter Tag.

Ein muſelmänniſcher König ſchickte ſeine Beamten hin, den Karadſch *) von den Chriſten einer Provinz einzufordern. Die Chriſten verſammelten ſogleich ihre Mönche, und befragten ſie, was unter dieſen Umſtänden zu thun wäre. Unter ihnen befand ſich ein vornehmer Geiſtlicher, welcher folgendermaßen zu ihnen ſprach:

---

*) Abgabe, Steuer.

„Sendet mich an den Hof des Königs, ihm einen Vorſchlag zu machen: ich will ihm ſagen, daß wir bereit ſind, die Steuer zu bezahlen, wenn ſeine Weſyre eine Frage beantworten, welche ich ihnen vorlege.“

Die Chriſten ſtimmten alle dieſem Vorſchlage bei, und der Geiſtliche reiſte mit einer vollen Börſe, worin die Steuer enthalten war, und mit einigen Geſchenken der Chriſten für den Sultan, nach Hofe.

Sechshundert und vier und ſiebzigſter Tag.

Als er vorgelaßen wurde, überreichte er dem Fürſten ſehr ehrerbietig die Geſchenke ſeines Landes, und ſprach zu ihm:

„Herr, wir ſind bereit, deiner Majeſtät den Karadſch zu entrichten, wenn du ſelber, oder deine Weſyre und Schriftgelehrten eine Frage beantworten, welche ich vorlegen werde: wenn aber niemand dieſelbe beantwortet, ſo wirſt du vergönnen, daß ich ohne Zahlung heim kehre.“

„Ich bin es zufrieden,“ antwortete der König, „denn ich habe ſehr gelehrte Männer an meinem Hofe, und deine Frage müßte gar ſchwierig ſein, wenn keiner von ihnen ſie zu beantworten wüßte.“

Der König berief alsbald alle ſeine Weſyre und Schriftgelehrten, und ſprach zu dem Mönche:

„Chriſt, jetzo thu deine Frage.“

Hierauf hub der Mönch die fünf Finger ſeiner Rechten empor, hielt den Verſammelten ſeine flache Hand vor, ſenkte dann dieſelben Finger zur Erde, und ſagte:

„Rathet, was dieſe Gebärde bedeute; das iſt meine Frage.“

„Was mich betrifft,“ antwortete der König, „ſo verzichte ich darauf; ich bekenne, daß ich ſie nicht verſtehe, und fürwahr ſie ſcheint mir nicht leicht zu errathen.“

Alle Veſyre und Gelehrten dachten nun darüber nach; aber ſie mochten noch ſo viel in ihrem Gedächtniſſe die Auslegungen des Korans, ſo wie die Sunna *) durchlaufen, ſie fanden auf die Frage keine Antwort.

Alle ſtanden noch im beſchämenden Stillſchweigen da, als einer von ihnen, unwillig, ſo viele große Männer von einem Ungläubigen in Verwirrung geſetzt zu ſehen, hervor trat, und zu dem Könige ſprach:

„Herr, es war nicht nöthig, ſo viel Leute, um eine ſolche Kleinigkeit hier zu verſammeln. Der Mönch wiederhole ſeine Frage gegen mich, und ich will ſie beantworten.“

---

*) Die Sunna enthält Mahomeds Worte aus mündlicher Ueberlieferung, neben dem Koran.

Hierauf ſtreckte ihm der Mönch ſeine offene Hand hin mit aufgerichteten Fingern; und ſogleich zeigte der gelehrte Muſelmann ihm ſeine rechte Fauſt. Als der Mönch dann ſeine Finger wieder zur Erde ſenkte, öffnete dagegen der Muſelmann ſeine Hand wieder und ſtreckte die Finger in die Höhe. Der Mönch war mit dieſer Antwort des Muſelmanns zufrieden, zog den Beutel mit der Steuer unter ſeinem Kleide hervor, übergab ſie dem König und ging weg.

Der König war neugierig zu wiſſen, was alle dieſe Gebärden der Hand bedeuteten, und fragte deshalb ſeinen Gelehrten. Dieſer antwortete:

„O König, als der Mönch mir die offene Hand vorhielt, wollte er damit ſagen:

„Ich werde dir eine Ohrfeige geben.“ Da ballte ich ſogleich meine Fauſt, um ihm zu verſtehen zu geben, daß, wenn er mir eine Ohrfeige gäbe, er von mir einen Fauſtſchlag empfangen würde. Als er darauf die Hand ſenkte und die Fingerſpitzen gegen den Boden ſtreckte, bedeutete dieſes: „Wohlan! wenn du mir einen Fauſtſchlag gibſt, ſo werde ich dich zu meinen Füſſen hinſtrecken, und dich wie einen Wurm zermalmen.“ Alsbald hub ich meine Finger empor, um ihm zu antworten: wenn er das thäte, ſo würde ich ihn ſo hoch in die Luft ſchleudern, daß die Vögel ihn freſſen würden, bevor er wieder zur Erde käme. — Auf ſolche Weiſe, Herr,“ fügte der Gelehrte hinzu,

„haben wir uns beide, der Mönch und ich, gar wohl verſtanden."

Kaum hatte er ausgeredet, als ſich in der ganzen Verſammlung lauter Beifall vernehmen ließ; alle Veſyre bewunderten ſeinen Scharfſinn, und alle Schriftgelehrten bekannten, trotz dem Aerger, daß ſie ſelber nicht die Gebärden des Mönchs verſtanden hatten, laut die Ueberlegenheit ihres Genoſſen an. Der König ſelber war noch mehr darüber erfreuet; er konnte lange nicht von ſeiner Ueberraſchung wieder zu ſich kommen, und betrachtete den Gelehrten als einen unvergleichlichen Mann. Er begnügte ſich nicht, ihm große Lobeserhebungen zu machen, er öffnete auch den Beutel, welchen der Mönch dargebracht hatte, nahm fünfhundert Goldſtücke heraus, und übergab ſie ihm, mit den Worten:

„Da, nimm, Doctor! weil du bewirkt haſt, daß die Chriſten mir den Karadſch entrichtet haben, ſo iſt billig, daß ich dir dafür meine Erkenntlichkeit bezeige."

Darnach ging der Sultan, noch ganz voll von dieſem Abenteuer, zu der Königinn ſeiner Gemahlinn, und erzählte es ihr. Dieſe Fürſtinn, die viel Verſtand und Scharfſinn beſaß, hörte den König ihren Gemahl mit großer Aufmerkſamkeit an; ſobald er aber ſeine Erzählung beendigt hatte, fing ſie ſo heftig an zu lachen, daß ſie ſich die Seiten halten mußte und auf ein Sopha niederſank.

„Ich dachte wohl, meine Liebe," ſagte der König zu ihr, „daß du die Sache ſehr luſtig finden würdeſt."

„Ja, das luſtigſte dabei iſt," verſetzte die Königinn, „daß dein Doctor dich zum beßten gehabt hat."

„Das iſt nicht möglich," erwiederte der König.

„Schicke auf der Stelle hin und laß den Mönch her holen," fuhr die Königinn fort, „mehr will ich jetzo nicht darüber ſagen."

Der König befahl ſogleich einem ſeiner Beamten, in der Stadt nachzuforſchen, ob der Mönch noch da wäre. Man fand ihn im Begriff heim zu gehen, und führte ihn vor den König und die Königinn.

„Chriſt," ſprach die Fürſtinn zu ihm, „unſer Gelehrter hat zwar den Sinn deines Räthſels errathen: aber wir wünſchten wohl, daß du ſelber es uns noch erklärteſt."

„O Königinn," ſagte der Mönch: „als ich meine fünf Finger aufhub, bedeutete das: „ſind die fünf Gebete, welche ihr Muſelmänner verrichtet, aus Gottes Gebot?" Da zeigte mir euer Doctor die Fauſt, und wollte damit ſagen: „Ja, das ſind ſie, und ich bin bereit, es zu behaupten." Als ich darauf meine Finger wieder ſenkte, fragte ich ihn: „Woher kömmt es, daß der Regen auf die Erde fällt?" Und er antwortete mir ſehr treffend durch Aufheben ſeiner Finger: es regne, damit das Gras aufſprieße und alle Früchte der

Erde gedeihen. Auch findet ſich dieſe Antwort in euren Büchern.“

Als der Mönch, nach dieſer Erzählung, ſich entfernt hatte, brach die Königinn abermals in lautes Gelächter aus; und der König, der nun wohl erkannte, daß ſie nicht ohne Grund lachte, gelobte, fortan ſeinen Schriftgelehrten zu mistrauen, um nicht mehr von ihnen hinters Licht geführt zu werden.

Beſchluß der Geſchichte von Togrul-Bey und ſeinen drei Söhnen.

Sechshundert und fünf und ſiebzigſter Tag.

Ebenſo, meine Prinzen," beſchloß der Santon ſeine Rede zu den drei Söhnen Togrul-Bey's, „habt ihr meine bedeutſamen Worte misverſtanden."

Auf die Bitte der Prinzen, ihnen das Verſtändnis zu eröffnen, fuhr er fort:

„So höret denn: als ich dir rieth," ſagte er zu dem älteſten, „in jeder Stadt deines Königreichs einen Palaſt zu bauen, wollte ich dir dadurch zu verſtehen geben, daß man ſich in jeder Stadt die Freundſchaft eines mächtigen Mannes erwerben müße, deſſen Haus im widerwärtigen Glücke eine Zuflucht gewähren könnte.

Als ich den zweiten Prinzen hieß, täglich eine Jungfrau zu heirathen, ſo meinte ich das:

Lege dich keine Nacht nieder ohne das Bewußtſein, am Tage ein gutes Werk gethan zu haben; weil einer unſerer Dichter das Vergnügen einer ſolchen guten Handlung mit der Heirath einer Jungfrau vergleicht.

Endlich, als ich dem dritten Prinzen empfahl, Honig und Butter in alle ſeine Speiſen zu thun, bedeutete das: „ſei leutſelig und freundlich; ſprich mit jedermann ſo liebreich, daß man deine Güte überall preiſe. Wenn ihr mich nun nicht gleich recht verſtanden habt, ſo iſt doch jetzo noch Zeit, meine Lehren zu befolgen.“

Sechshundert und ſechs und ſiebzigſter Tag.

Dieſe Geſchichte, Herr," fuhr die Sultaninn von Perſien fort, „muß dich behutſam machen vor der täuſchenden Beredtſamkeit deiner Veſyre. Laß ihre Mährlein nicht länger den Rächerarm zurück halten, welchen meine Vorſicht und der warme Antheil, welchen ich an deinem Leben nehme, gegen einen nur zu ſtrafbaren Sohn bewaffnet hat."

Die boshafte Fürſtinn fügte dieſen Worten noch ſo viele andere voll Argliſt bei, daß der König ſich davon einnehmen ließ. Er verſprach ihr abermals, daß der nächſte Tag der letzte des Prinzen ſein ſolle.

Aber am folgenden Morgen, als er nach aufgehobener Reichsverſammlung dem Scharfrichter befahl, den Prinzen Nurgehan vorzuführen, trat der ſiebente Veſyr an die Stufen des Throns, und flehte den König an, ihm noch für dieſen Tag das Leben des Prinzen zu gewähren.

„Aber wenn ich deinen Bitten nachgebe, Veſyr," erwiederte ihm Hâſikin, „ſo wird die Sultaninn mir ſogleich von neuem Vorwürfe machen."

„Ach, Herr!" verſetzte der Miniſter, „iſt es möglich, daß dir die Glaubwürdigkeit der Fürſtinn nicht verdächtig wird? Wollte Gott, daß ihre Liebe zu dir eben ſo aufrichtig wäre, als du dir einbildeſt! Aber die Weiber können ſich ſehr verſtellen. Unſere Schriftſteller erzählen nur von ihren Treuloſigkeiten. Wenn deine Majeſtät es mir verſtattet, ſo will ich dir eine Geſchichte erzählen, welche dir beweiſen wird, daß die Männer, die auf ihre Treue bauen, ſehr unklug ſind.

„Ich bin geneigt, dich anzuhören,“ ſagte Häſikin.

Sogleich begann der Veſyr folgendermaßen..... *)

Am achten Morgen, als der König auf ſeinem Throne ſaß, befahl er abermals, den Prinzen zur Hinrichtung vorzuführen. Aber der achte Veſyr trat hervor und ſprach alſo:

„O Beherrſcher der Welt! ſiehe wohl zu, was du thun willſt. Wenn du ein langes Leben, und eine glückliche Regierung wünſcheſt, ſo verſchmähe nicht die warnende Stimme deiner getreuen Veſyre. Laß den Prinzen nicht tödten, der das Herz deines Herzens iſt, damit du dich nicht einer allzu ſpäten Reue ausſetzeſt. Es könnte dich ſogar das Leben koſten. Die Frau, welche dir einen ſo unmenſchlichen Rath gibt, wird ſich

---

*) Dieſe Geſchichte (vom Prinzen Mallknaſir) ſteht ſchon in 1001 Nacht, (Bd. XIII., S. 42 ff.) nur abweichend in einzelen Namen und Umſtänden, (z. B. von dem gefundenen Beutel, wie in 1001 Nacht, Bd. XII., S. 214.), und verflochten mit drei anderen Geſchichten (darunter die obige von dem Schneider und ſeiner Frau.) Ebendaſelbſt (Bd. I., S. 116) findet ſich die darauf folgende Erzählung der Königinn, von den beiden Nachteulen.

nicht mit dem Blute begnügen, welches du jetzo vergießen willſt, ſie muß auch noch das deinige haben, um ihre Wuth zu ſättigen. Ueber kurz oder lang wird ſie dich ſelber verderben, wie der Teufel einen Santon verderbte, deſſen Geſchichte ich dir erzählen will, wenn du es mir erlaubeſt."

Der König bewilligte es, und der Veſyr hub alſo an:

Geſchichte
des
Santons Barßißa.

Sechshundert und ſieben und ſiebzigſter Tag.

„Es war einmal ein Santon, namens **Barßißa**, der ſchon hundert Jahre lang inbrünſtig dem Gebete oblag. Er verließ ſeine Höhle faſt niemals, aus Furcht, er möchte in Gefahr kommen, Gott zu beleidigen. Am Tage faſtete er, des Nachts wachte er; und alle Bewohner der Gegend hatten ſo große Verehrung für ihn, und legten ſolchen Werth auf ſein Gebet, daß ſie ſich gemeinlich an ihn wandten, wenn ſie den Himmel um eine Gnade zu bitten hatten. Wenn er für die Geſundheit eines Kranken betete, ſo war derſelbe bald geneſen. Die Heiligkeit ſeines Lebens war ſogar durch mehrere Wunder bewährt worden.

Da geſchah es, daß die Königstochter des Landes erkrankte, ohne daß die Aerzte die Urſache des Uebels entdecken konnten. Sie unterließen zwar nicht, auf gut Glück, Mittel zu verordnen: aber anſtatt der Prinzeſſinn Linderung zu verſchaffen, vermehrten ſie nur ihr Uebel. Der König war untröſtlich darüber, denn er liebte ſeine Tochter leidenſchaftlich. Eines Tages, als er ſah, daß alle menſchliche Hülfe vergeblich wäre, äußerte er, man müßte die Prinzeſſinn zu dem Santon Barſiſa ſenden. Alle Großen ſtimmten dieſer Meinung bei; und die Leute des Königs führten die Prinzeſſinn zu dem Santon.

Dieſer konnte, ungeachtet des Froſtes der Jahre, ein ſo ſchönes Weib, wie die Prinzeſſinn war, nicht ohne Aufregung anſehen. Er betrachtete ſie mit Luſt; und der Teufel benutzte die Gelegenheit und flüſterte dem Einſiedler ins Ohr:

„O Santon! laß ein ſo gutes Glück nicht entſchlüpfen. Sage den Leuten des Königs, daß die Prinzeſſinn eine Nacht in deiner Höhle zubringen müße: du würdeſt über ſie beten und ſie, mit Gottes Hülfe, heilen, ſo daß man ſie morgen früh wieder abholen könnte.“

Wie ſchwach iſt der Menſch! der Santon folgte dem Rathe des Teufels und that, was er ihm einflüſterte. Aber die Leute des Königs ſchickten, bevor ſie die Prinzeſſinn in der Höhle ließen, einen von ihnen zu dem Könige, ihn zu fragen, was ſie thun ſollten. Der Fürſt, der in Barßißa vollkommenes Zutrauen ſetzte, ſtand nicht an, ihm ſeine Tochter anzuvertrauen:

„Ich willige ein,“ antwortete er, „daß ſie bei dem Heiligen bleibe: er mag ſie ſo lange bei ſich behalten, als ihm gut dünkt; ich bin deshalb unbeſorgt.“

Als die Begleiter der Prinzeſſinn dieſe Antwort des Königs vernahmen, entfernten ſie ſich alle, und die Prinzeſſinn blieb allein bei dem Einſiedler.

In der Nacht erſchien der Teufel dem Santon und ſprach zu ihm:

„Wohlan! du Narr, was warteſt du noch, dir gütlich zu thun? Wem fiel jemals ein ſo reizendes Weib in die Hände? Fürchte nicht, daß ſie ſich über die Gewalt beklagen wird, welche du ihr anthuſt: wenn ſie auch thöricht genug wäre, ſie zu entdecken, wer wird ihr glauben? Der Hof und die Stadt, und alle Welt iſt zu ſehr für dich eingenommen, um einer ſolchen Angabe Glauben beizumeſſen. Bei der hohen Meinung, in welcher du wegen deiner Heiligkeit ſteheſt, darfſt du alles ungeſtraft thun.“

Der unſelige Barßißa war ſo ſchwach, dem Feinde des Menſchengeſchlechts zu gehorchen. Das Fleiſch ſiegte über den Geiſt; er legte ſich zu der Prinzeſſinn, nahm ſie in ſeine Arme, und in Einem Augenblick vergaß er ſeiner hundertjährigen Tugend.

Er hatte kaum ſeine Luſt gebüßt, als ſchon tauſend Gewiſſensbiſſe rächend in ſeiner Seele aufſtiegen und ihn zerfleiſchten. Er rief den Teufel an:

„Ha, Böſewicht!“ ſagte er zu ihm, „du biſt es, der mich verderbt hat. Schon ein Jahrhundert lang umſchleichſt du mich und ſuchſt mich zu verführen: endlich iſt es dir gelungen!“

„O Santon!“ antwortete ihm der Teufel, „mache mir keine Vorwürfe über die Luſt, welche du genoſſen haſt; du kannſt noch wieder Buße dafür thun: aber, was ſchlimmer für dich iſt, die Prinzeſſinn iſt ſchwanger. Dein Verbrechen wird offenkundig, und du wirſt das Mährlein derjenigen werden, die dich jetzo verehren und bewundern; und der König wird dich ſchmählich hinrichten laßen.“

Sechshundert und acht und ſiebzigſter Tag.

Barſiſa erſchrack über dieſe Rede. „Was ſoll ich thun,“ fragte er den Teufel, „um zu verhindern, daß dieſe That ruchtbar werde?“

„Um dein Verbrechen aller Kunde zu entziehen,“ antwortete ihm der Satan, „mußt du ein neues begehen: tödte die Prinzeſſinn, verſcharre ſie in einem

Winkel deiner Höhle, und wenn morgen die Beamten des Königs kommen, ſie dir abzufordern, ſo ſage ihnen, du habeſt ſie geheilet und ſie habe ſchon ganz früh morgens deine Höhle verlaßen; ſie werden deinen Worten glauben, und ſie überall auf dem Gefilde und in der Stadt ſuchen; der König ihr Vater wird ſehr bekümmert um ſie ſein, aber nach mehreren fruchtloſen Nachforſchungen, wird er zuletzt nicht weiter daran denken.“

Der von Gott verlaſſene Einſiedler folgte auch dieſer Anweiſung, er tödtete die Prinzeſſinn, verſcharrte ſie in einem Winkel ſeiner Höhle, und am folgenden Morgen ſagte er ihren Leuten, was der Teufel ihm eingegeben hatte. Dieſe ermangelten nicht, die Königstochter überall aufzuſuchen, und waren in Verzweiflung, als ſie keine Spur von ihr entdecken konnten. Aber der Teufel trat zu ihnen und ſagte ihnen, daß ſie die Prinzeſſinn vergeblich ſuchten: er erzählte ihnen, was der Santon mit ihr vorgenommen, und bezeichnete ihnen den Ort, wo ſie verſcharrt wäre. Die Leute des Königs kehrten ſogleich nach der Höhle zurück, ſie traten hinein, ergriffen den Einſiedler, und fanden den Leichnam der Prinzeſſinn in dem vom Teufel bezeichneten Winkel; ſie huben ihn auf, nahmen ihn mit, und führten den Santon nach dem Palaſt.

Als der König die Leiche ſeiner Tochter erblickte, und alles vernommen hatte, hub er an zu weinen und jämmerlich zu wehklagen. Darnach verſammelte er alle ſeine Geſetzkundigen, legte ihnen das Verbrechen des Santons vor, und fragte ſie, auf welche Weiſe derſelbe beſtraft werden müßte. Alle erkannten einſtimmig auf den Tod, ſo daß der König befahl, ihn zu henken. Es wurde ein Galgen errichtet, der Einſiedler beſtieg die Leiter, und als er ſchon ſollte hinab geſtoßen werden, nahte ſich ihm der Teufel nochmals und flüſterte ihm zu:

„O Santon! wenn du mich anbeteſt, ſo will ich dich aus dieſer Gefahr befreien und dich zweitauſend Meilen von hier in ein Land bringen, wo du von den Menſchen eben ſo geehrt werden ſollſt, wie du es vor dieſem Abenteuer hier wareſt.“

„Ich will es gern;“ ſagte Barßiſa, „befreie mich, und ich will dich anbeten.“

„Gib mir zuvor ein Zeichen der Verehrung,“ fuhr der Satan fort.

Der Santon verneigte ſein Haupt vor ihm und ſprach, „ich ergebe mich dir.“

Da erhub der Teufel die Stimme und ſagte zu ihm: „O Barßiſa! jetzo bin ich zufrieden: du ſtirbſt als ein Abtrünniger, und ich habe meinen Zweck erreicht.“

Mit dieſen Worten ſpie er ihm ins Antlitz, und verſchwand, und der unſelige Santon wurde gehenkt.

Sechshundert und neun und siebzigſter Tag.

Herr," fuhr der achte Veſyr des Königs Håſikin fort, „die Sultaninn iſt dem Teufel zu vergleichen, oder vielmehr es iſt der Teufel ſelber, der dieſe Fürſtinn plagt. Er bedient ſich ihrer, um dich zu einer ungerechten That zu verführen und dir Nachreue zu bereiten, welche die Ruhe deines Lebens ſtören wird."

Nachdem der König einige Augenblicke nachgedacht hatte, bewilligte er dem achten Veſyr das Leben des Prinzen noch für dieſen Tag.

Als er am Abend von der Jagd heim kam, ſprach die Sultaninn, höchſt erboſt gegen ſeine Veſyre, folgendermaßen:

„Du haſt aus Gefälligkeit gegen deine Veſyre den Prinzen nochmals begnadigt. O über die Böſewichter! ich durchſchaue ihre Abſicht wohl. Eiferſüchtig auf das Vertrauen, welches du deiner Gattinn ſchenkeſt, Herr, ſparen ſie nichts, dich gegen ſie einzunehmen. Ich bin, wollte man ihnen Glauben beimeſſen, ein grauſames und argliſtiges Weſen; ſie dagegen wollen rechtſchaffene Männer, eifrige und getreue Diener ſein, welche du nicht genug ſchätzen kannſt. Gleichwohl weiß ich, daß ſie ſich dem Tode des Prinzen nur deshalb widerſetzen, weil ich ihn fordere. Nicht aus Mitleid mit ihm, oder weil ſie ihn für unſchuldig halten, ſondern bloß, um mich fühlen zu laßen, daß ihre Macht größer iſt, als die meine. Es ſteht ihnen auf recht an, gegen mein Anſehen in die Schranken zu treten! Sie ſind meiſt nichts anderes, als Elende, welche du aus ihrem Nichts hervor gezogen haſt. Wenn du ihrem Urſprunge nachſpürteſt, würdeſt du eben ſo verwundert ſein, wie es eines Tages Harun Al-Raſchid, der Chalyf von Bagdad, war. Ich muß dir dieſe Geſchichte erzählen... *)

Am folgenden Tage warf der neunte Veſyr ſich zu den Füßen des Throns nieder, bat um das Leben des Prinzen, und erzählte folgende

---

*) Es iſt die ſchon oben erzählte von dem Propheten Elias.

Geſchichte
von dem
König Kutbeddin und der ſchönen Gülruch.

Sechshundert und achtzigſter Tag.

„Ein König von Syrien, namens Kutbeddin, hatte einen Veſyr, der eine Frau aus Kaſchemir heirathete, und mit ihr eine Tochter von hinreißender Schönheit erzeugte. Sie wurde Gülruch *) genannt. Der König, der von ihr reden hörte, war neugierig, ſie zu ſehen, und wurde von ihrer Anmuth ſo entzückt, daß er ſie in ſeinem eigenen Palaſte ſorgfältig erziehen ließ.

---

*) Gül-ruch bedeutet Roſen-Wange.

In dem Maaße wie ſie heran wuchs, wuchs auch ſeine Liebe zu ihr, und ſtieg allmählich aufs höchſte. So bald er nur einen Augenblick von ihr entfernt war, ſehnte er ſich ſchon wieder nach ihr: kurz, er konnte nicht mehr leben ohne Gülruch. Der Vater und die Mutter dieſer reizenden Tochter liebten ſie auch ſehr zärtlich; und ſie hätten wohl gewünſcht, ſie um ſich zu haben: aber die Furcht, dem König zu misfallen, hielt ſie ab, ihn um ſeine Einwilligung zu bitten.

Es geſchah eines Tages, als Kutbeddin mit einigen ſeiner Bey's ſich beim Mahle gütlich that, daß er ſich berauſchte; und in dieſer Trunkenheit erblickte er die junge Gülruch, wie ſie unſchuldig mit einem Hofknaben ſcherzte. In der Wuth der Eiferſucht über dieſen Anblick, ließ er ſogleich den Scharfrichter rufen, und ſagte zu ihm:

„Geh hin, haue Gülruch den Kopf ab, und bringe ihn mir in mein Zimmer.“

Der Scharfrichter führte das unglückliche Schlachtopfer aus dem Palaſt, um ſie zu enthaupten. Einige Stunden darnach kam er mit einem bleichen und blutigen Haupte zurück, und erſchien ſo vor dem König, der zu ihm ſprach:

„Nimm dieß Haupt mit; ich bin mit dir zufrieden, du ſollſt ein Ehrenkleid haben, weil du meinen Befehl ſo gut ausgerichtet haſt.“

Am folgenden Morgen, als der Fürſt ſeinen Rauſch ausgeſchlafen hatte, fragte er nach Gülruch. Man antwortete ihm:

„Herr, du haſt dem Scharfrichter befohlen, ſie zu enthaupten. Er hat dir gehorcht, und darnach den Kopf ſammt dem Rumpfe in den Strom geworfen.“

Bei dieſen Worten zerriß der König ſein Kleid von oben bis unten, und ſtieß ein lautes Geſchrei und Geheul aus. Es gereute ihn, daß er ſich von der erſten Aufwallung ſeines Zorns hatte hinreißen laßen, und er zog ſich in die Einſamkeit zurück, um ſeinem Schmerze ungeſtört nachzuhangen.

Der Veſyr, Gülruchs Vater, kam ihn zu beſuchen. Bei ſeinem Anblicke fühlte der König ſeinen Schmerz verdoppelt, und rief aus:

„Ach, Veſyr! was habe ich gethan! deine Tochter, deine unglückliche Tochter...!“

Mehr konnte er nicht ſprechen vor Schluchzen und Weinen. Der Veſyr ſeufzte ebenfalls und vergoß Thränen; darnach ging er wieder weg.

Kutbeddin that zween Monate lang nichts als Seufzen und ſich härmen. Die Nächte brachte er hin, ohne ein Auge zu ſchließen, und wiederholte unaufhörlich:

„O mein Gott, gib mir den Tod! das Leben iſt mir unerträglich, nachdem ich meine liebe Gülruch verloren habe.“

Sechshundert und ein und achtzigſter Tag.

Er vernachläßigte die Regierungsgeſchäfte und ward dürrer, als eine Diſtel in der Wüſte. Endlich begann ſchon ſein Verſtand zu leiden, als eines Tages der Vater Gülruchs in das abgelegene Zimmer trat, worin er ſich aufhielt, und zu ihm ſagte:

„O Beherrſcher der Welt! wie lange willſt du dich von einer ſo trübſeligen Verzweiflung beherrſchen laßen? ich bin Vater, und die Zeit hat mich ſchon getröſtet.“

„Ach, Veſyr!“ antwortete ihm Kutbeddin, „wie gefühllos biſt du! was mich betrifft, ich bin keines Troſtes fähig. Dieſelbe Zeit, welche deinen Schmerz geheilt, hat den meinen nur noch geſchärft; vergeblich kömmſt du, mir zu rathen, ich will nichts davon hören, beherrſche meine Staaten nach deinem Gefallen; erwähle dir einen andern Herrn, ich kann an nichts mehr Theil nehmen, ich verzichte auf mein Reich; ich verwünſche das Licht, weil Gülruch es nicht mehr mit mir theilt. O Gülruch! Inhalt meines Lebens, was iſt aus dir geworden? ich halte dich nicht mehr auf meinen Knieen. Ich werde nie mehr deine Schönheit bewundern, die nicht ihresgleichen hatte, und die allein mich reizen konnte.“

Mit dieſen Worten warf der König ſich zu Boden, und gebärdete ſich wie ein wahnſinniger Menſch.

„Herr,“ ſprach der Veſyr zu ihm, „deine Majeſtät befindet ſich in einem bejammernswerthen Zuſtande. Wenn nun Gott, von deinen Leiden gerührt, dir meine Tochter wiedergäbe, mit welchem Auge würdeſt du ſie anſehen? würdeſt du ihr ihren Fehler verzeihen?“

„O Himmel!“ antwortete Kutbeddin, „wie groß würde meine Freude ſein, wenn er dieſes Wunder für mich thäte! ich ſchwöre, ich würde Gülruch zu meiner Gattinn erheben, wenn er ſie meiner Zärtlichkeit wiederſchenkte.“

„Wohlan, ſo tröſte dich, Herr,“ fuhr der Veſyr fort, „du ſollſt ſie wiederſehen.“

Zu gleicher Zeit erhub er die Stimme und rief Gülruch, und alsbald trat die ſchöne Jungfrau in das Gemach, mit ihren reichſten Kleidern angethan, und blühender noch, als die Blume, deren Namen ſie trug.

Sobald der König ſie erblickte, ſank er in Ohnmacht, und das Uebermaaß der Freude ſchien ihm ein Leben zu rauben, welches ſo lange dem heftigſten Schmerze widerſtanden hatte. Der Veſyr lief ſogleich hin und holte Roſenwaſſer herbei, er rieb damit das Geſicht Kutbeddins, der allmählich wieder ins Leben zurückkehrte. Mit Entzücken umarmte er Gülruch; ihr Anblick erquickte und erfriſchte ſein Herz, welches die Entbehrung dieſes geliebten Weſens faſt verzehrt hatte. Darnach fragte er den Veſyr, durch welche glückliche Mittel er Gülruch dem ungerechten Tode habe entziehen können, zu welchem er ſelber in ſeiner Trunkenheit ſie verdammt habe.

„Herr," antwortete der Veſyr, „auf die Nachricht von dem grauſamen Befehle, welchen du ertheilt hatteſt, lief ich hin zu dem Scharfrichter; ich ſtellte ihm vor, daß dieſer Befehl dir in der erſten Aufwallung des Zornes entfahren ſei, und daß er dich in der Folge unfehlbar gereuen werde.

„Geh," ſprach ich zu ihm, „in die Gefängniſſe der Stadt, enthaupte irgend eine der zum Tode verurtheilten Weiber, und bringe das Haupt dem Könige, der in dem Zuſtande, worin er ſich befindet, die Täuſchung nicht erkennen wird."

Der Scharfrichter that, wie ich ihm ſagte; ich verbarg meine Tochter, welche du für todt hielteſt; aber bevor ich ſie dir wiedergäbe, wollte ich deine Zärtlichkeit für ſie prüfen: dieß, o Herr, iſt die unſchuldige Liſt, wodurch ich deiner Liebe gedient habe."

Der König Kutbeddin lobte die Klugheit ſeines Veſyrs, überhäufte ihn mit Wohlthaten, vermählte ſich feierlich mit der ſchönen Gülruch, ließ ſie als Königinn von Syrien krönen und verlebte mit ihr ſeine übrigen Tage in unvergänglicher Liebe und Freude."

Nachdem der neunte Veſyr dem Könige von Perſien dieſe Geſchichte erzählt hatte, machte er davon die Anwendung, und ſprach ſo eindringlich zu Gunſten Nurgehans, daß der König Häſikin den Reichsſaal verließ, ohne dem Scharfrichter etwas zu ſagen.

Am Abend nahm die Sultaninn ein ſehr hochmüthiges ſtolzes Weſen an, und ſprach zu ihm:

„Herr, ich werde nicht fürder in dich dringen, den Prinzen tödten zu laßen; ich ſehe wohl, daß du den Rath einer Frau verachteſt, gleichwohl iſt er nicht immer zurück zu weiſen. Hüte dich, daß ich dir nicht eines Tages denſelben Vorwurf mache, wie der Prophet Muſa den Iſraeliten, bei einer Begebenheit, welche ich dir erzählen will.

3.

Neueſte

Wanderungen, Umtriebe und Abenteuer

des

Ewigen Juden

unter den Namen

Börne, Heine, Saphir u. a.

Zum Beſten der Anſtalten gegen die St. Simonie

ans Licht geſtellt

von

Cruciger.

Friedrich Wilhelmſtadt 1832.

Derſelbe ſoll dir den Kopf zertreten, und du wirſt ihn in die Ferſe ſtechen.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Der Urheber der „Briefe aus Paris 1830—31," welcher ſich Ludwig Börne nennt, hat eigentlich nichts anderes verdient, als was Friedrich Schlegel in Jena dem verwilderten Roman eines andern unheimlichen Frankfurters vorn einſchrieb und von allen ſeinen Freunden unterſchreiben ließ; und eine tüchtige Lauge von ungebrannter Aſche iſt allein genügend einen ſolchen Wolfspelz durchdringend zu waſchen, ohne ihn naß zu machen. Zwar kehrt ſich der bekannte Spruch von den Schaafskleidern hier nicht ſo gänzlich um, indeſſen ſteckt in dieſer Wildſchur, welche wie ein wüthiger Wehrwolf auf dem Papier umherſetzt, auch eben nur ein jüdiſcher Wolf und Wechſelbalg, oder eine von den in unſeren Tagen überall zum Vorſchein kommenden Vermummungen des Ewigen Juden.

Abermals hat dieſer ſeine Wallfahrt nach dem neuen verwirrten Babel angetreten, wo er von der großen Hure des Teufels, welche allen Völkern ihren Taumelkelch darbietet, die Ausgeburt des Antichriſts erwartet. Kaum hatten die Gallier in ihrer letzten Hundstagsrevolution ihr altes, ihnen ſchmählich von einem deutſchen Kappellmeiſter eingeſungenes Rabenlied wieder angekrächzt, als der Ewige Jude, der dabei vor vierzig Jahren ſchon entzückte Thränen vergoß (Bd. I, S. 258), ſcheinbar aus verſchiedenen Gauen Deutſchlands und unter mancherlei Namen, nach jener über Todtengrüften ſchwebenden und von Mordgeſpenſtern umgrauten Kothſtadt auszog. Wer erkennt nicht, daß der angebliche Dr. der Philoſophie (I, 100) und neuerlich in den Zeitungen zum Dienſt einberufene Frankfurter unactive Polizeiactuar Börne, der geſteht, daß er faul iſt und gern reiſet (I, 120); dann ein unächter, aus Böhmen kommender Saphir, der zugleich in Berlin und München Tagesblätter ſchreibt und in Paris Vorleſungen hält (I, 148. 235. II, 158); ſo wie ſpäter aus Hamburg (wo bekanntlich der Ewige Jude 1547 zuerſt wieder erſchien) ein angeblicher, von Börne als Dichter und zugleich gründlicher Geſchichtsforſcher, ſogar als Königlich Preußiſcher Profeſſor der Geſchichte, ja künftiger Miniſter (I, 117. 192. II, 29. 62) hochbelobter Freund Heine, — wer erkennt nicht, daß dieſe Trias, und der ganze Schwarm aus Preußen, welchen Börne (I, 124) nur mit dem Spruch andeutet:

„Es flog ein Gänschen über den Rhein,
und kam als Gans wieder heim,"

und endlich noch ſo manche tiefverkappte Schandſchreiber beſonders über Preußen in den Pariſer Tagesblättern, — immer nur daß alle dieſe Derſelbe noch einmal, ſämmtlich nur mancherlei vorgenommene Namen und Masken deſſelben unheimlichen vaterlandsloſen, bis zum jüngſten Gerichte kosmopolitiſch umwandernden alten Schlangenbalges ſind.

Zwar gibt es unter dieſen verſchiedenen Namen verſchiedene deutſche Bücher; aber alle verrathen ſich bald durch dieſelbe Klaue an der Löwenhaut; und es iſt auffallend, wie leer von jedem perſönlichen Unterſchied, wie gleich ſie ſich alle ſind: in allen dieſelbe freche Gottesläſterung, dieſelbe Verhöhnung und Mishandlung des Weltheilands am Kreuze und ſeiner Diener, dieſelbe Anbetung des Fürſten dieſer Welt in der Geſtalt des goldenen Kalbes, dieſelbe bodenloſe Verwirrung der göttlichen Weltordnung, dieſelbe giftige Aufhetzung gegen die Könige und Obrigkeiten und dabei hündiſche Feigheit, dieſelbe Lebensentwürdigung und ſchmähliche Todesfurcht, dieſelbe gottvergeſſene Beſchönigung der Zügelloſigkeit, Unzucht und Lüge derſelbe boshafte, alles berechnende und verneinende Witz, derſelbe ruchloſe Misbrauch oder Beſudelung aller heiligen und verehrten Namen und Worte.

Wenn dieſer Ewige Jude als Freund Heine die höchſte Stufe der Gottes- und Kreuzesläſterung erreicht, indem er hofft, nächſtens im Hamburger unparteiiſchen Correspondenten zu leſen, daß Gott Vater jedermann warnet, ſeinem Sohne ferner Credit zu geben; und ihm ein neues dreifarbiges Evangelium das alte Evangelium des Lichts weit überſtrahlt (Reiſebilder Bd. IV): ſo fährt er als Börne fort, daß das Theatre français gegen Gott, (der wie Shakſpeare iſt, II, 59) eine Klage anſtellen könne, weil ſein revolutionaires Welttheater durch hohe Tragödien, wie die Polniſche Empörung, das Privilegium beeinträchtige (I, 179); es werde ſich zeigen, ob „wir, mit unſerm König, den wir gemacht haben, geſchickter ſind, als Gott, der die früheren Könige gemacht hat“ (I, 73. II, 29); und er klagt, daß „wir jammervolle Chriſten“ die Leidenſchaften züchtigen, dagegen die Heiden ſie frei geben (II, 77). —

Mehr aber iſt dieſer Polizeiactuar auf die Kaiſer und Könige, Fürſten und Edle aller Art geſtellt und erboſt: die Fürſtennatur iſt ihm wahnſinnige Ruchloſigkeit, dem perſönlichen Vortheile das ganze Volk zu opfern (I, 112); das Fürſtenthum iſt nichts als ein künſtliches Geſchwür, welches man aufſtechen muß (I, 113); es iſt eine Krankheit, König zu ſein, wie einen zu haben, darum müſſen ſie jetzt Diät halten (I, 191. II, 117); nächſtens werden 12 Eier theurer werden, als zwölf Fürſten, und man muß einem Kaiſer, wenn er ins Zimmer kömmt, auf die Finger ſehen und ihn nicht allein darin laſſen (I, 226); der Ruſſiſche Kaiſer (den die Polen begnadigen müſſen I, 224) iſt der Mephiſtopheles Preußens (II, 47); der Schreiber hofft, daß der (nach einem Gerüchte) gefangene Herzog von Modena aufgeknüpft werde (II, 92); die deutſchen Fürſten ſind die dümmſten aller (II, 185), und ein Don Miguel iſt beſſer als „ein ſogenannter milder und gerechter deutſcher Fürſt“ (II, 3); zehn Ellen Hanf würden der Welt die Freiheit geben (II, 94); drum, fort mit den Königen, auch wenn ihre Naſe nur misfällt, vier Wochen Friſt iſt lange genug (I, 133); beißt ſie, wie Hunde, in die Waden und jagt ſie von Haus und Hof (I, 184)! *) —

---

*) Dieſelbe deutſche Maske verrathen die jetzt eben in außerordentlichen Beilagen der Allgemeinen Zeitung 1832 Nr. 14. 15. 39 gedruckten Pariſer Zuſtände, worin auch Guizot gelegentlich ein deutſcher Pedant heißt und wohlgefällig erzählt wird, wie der alte Meſſager, dem die breite dreifarbige Schärpe die Reſtaurationscholik vertrieben, in der Deputirtenkammer gewöhnlich ſchläft und nur aufwacht, wenn Lafayette, der „Friedensnapoleon" die Tribune (als ſeinen Zapfenhölzern) beſteigt; ſo wie er immer nur von **le bon Mr. de Robespierre** ſpricht. Hauptſächlich werden aber die empörendſten Schmähungen auf den Bürger-König der Franzoſen gehäuft. Da heißt es: man ſage, Philipp Ludewigen ſei in der erſten Nacht, welche er in den Tuilerien geſchlafen, der kopfloſe Schutzpatron der Könige von Frankreich, St. Denys, erſchienen, und habe ihn im Namen Ludwigs **XVI** auf Guillotinen herausgefordert. Dieſer Orleans habe den Graben im Tuileriengarten aus Zartgefühl ziehen laſſen, um ſich vom Concordienplatz, als dem Hinrichtungsplatze der ältern Bourboniſchen Linie, abzuſondern; dagegen ſei der Weg zum Grèveplatz offen gelaſſen, welcher für die Orleans beſtimmt ſei und wo ſchon ſein Vater Philipp Egalité guillotinirt worden. Das am Eingange dieſes abgeſonderten Gartens aufgeſtellte Bronçe-Abbild des bekannten Florenzer Meſſerſchleifers werde vom Volke ſo gedeutet, daß alle Ariſtokraten darob zittern müßten. Der Bourbon-Conde'ſche Prozeß ſei die Orleansſche Halsbandgeſchichte, mit Erbſchleicherei, Meuchelmord u.ſ.w. Solche ſelbſt die wüthendſten Pariſer Zeitungen überbietenden Gräuelreden, deren Ueberſetzung ihnen ſogar gerichtliche Verfolgung und den Deutſchen (ſeltſam genug) von dorther Vorwürfe der verletzten Ehrerbietung zugezogen, möchten jene jetzt fürchterlich wahr machen, da die Stimmführer der Tribune, während die Trauerfeier des 21. Jan. abgeſchafft wird, den Bürgerkönig als Ueberläufer (1793) und

Demnächſt bellt dieſer hundswüthige **Dr.** andere hochverehrte Namen an, und vor allen iſt der höchſte, der wahrhaft ein freier und vornehmer Frankfurter iſt, und auch ſchon frühe den Ewigen Juden zu dichten begann, das Ziel ſeines Grimms: er hat ihn, der nur Geiſt hat, ohne Herz (II, 272), ſchon von Jugend auf gehaßt, und weiß auch, warum (nämlich, weil urſprüngliche Feindſchaft zwiſchen dem wahrhaften Ebenbilde Gottes und dem Lügner und Mörder von Anfang beſteht); und er läßt ſich von einem Wiener Freunde, (der offenbar auch wieder er ſelber iſt) unter andern ſchreiben: Goethe iſt ein Muſter der Schlechtigkeit, — der Krebsſchaden am deutſchen Körper, der graue Staar im deutſchen Auge, den man beſeitigen muß (I, 147—48); er freut ſich ſataniſch auf die Wirkung, welche die Nachricht von dem Tode des Sohnes in Rom auf den Vater machen werde, denn mit dieſem werde die alte deutſche Zeit begraben, und die Freiheit geboren (I, 165).

Hingegen iſt ihm Lafayette der einzige ſchöne Charakter der neuern Zeit, und der größte Charakter der Franzöſiſchen Revolution: dieſer, (in Paris la providence à cheval genannt,) iſt die achtzig Jahr alt gewordene politiſche Schwärmerei, und beweiſt dadurch mehr, als altes und neues Teſtament

Kämpfer gegen das Vaterland (1810) des Hochverraths angeklagt haben, um darüber einen förmlichen Prozeß mit Zeugenverhör u. ſ. w zu veranlaſſen.

und Koran; und Frankreich, (welches ihm allein verdankt, daß es noch keine Republik I, 215), iſt noch lange nicht ſeiner würdig (I, 215. II, 134); daneben wird Talleyrand, (den er als Heine ſcheinbar verabſcheut) hoch geprieſen, als eine Ehre der Menſchheit, weil ihm nichts heilig iſt (I, 138. II, 132): wie denn dieſer bekanntlich auch von jenem alten — Marquis ohne Mark, jenem Freiheits-Chevalier beider Welten, der immer noch, ſobald er ſein Stichwort hört, ſeinen verſchimmelten Revolutions-Schimmel von 1789 als cheval de bataille oder Steckenpferd beſteigt und ſich im Staube herumtummelt, — viel treffender geſagt hat, er ſei eine alte Lampe, welche beim Ausgehen ſtinkt. — Als Heine ſpielt der Ewige Jude noch den Bewunderer Broughams, aber nur in Ueberſetzung einer guten Engliſchen Schilderung, um ſein Buch damit auszuſtopfen.

Sonſt erkennt derſelbe als Börne eben gar nichts an, als das Verworfene: wie die Juden das Allerweltsvolk, iſt der lumpige Pariſer Pöbel ihm das wahre Volk (I, 251. II, 90), und mit dieſem die Ecoliers, welche die Freiheit baar bezahlt haben (I, 208), und jetzt den Alten mit Recht die Ruthe geben (I, 180); ihn entzückt auf dem Marsfelde die Heerſchau, wo die zu Krüppeln geſchlagenen Juliritter (im ſeltſamſten lumpigen Aufzuge theatraliſch mit eroberten großen Treſſenhüten und blanken Röcken ausſtaffirt, mit allerlei Waffen, und einem Galliſchen Hahn an einen

Knittel gebunden), darunter zwei Weiber mit Flinten und Kinder in Uniformen, an dem Bürgerkönig vorüber prangen, kurz „die ganze königliche Pöbelwirthſchaft“ (I, 115). Dennoch geht ihm alles auch hier in Paris und überall wieder zu lahm und langſam: acht Tage ohne eine neue Revolution, iſt ihm zu lange (I, 201); dann aber dünkt ihm in Paris eine neue Revolution doch gefährlich, und er läßt ſich während der Aufläufe bei dem Miniſterprozeß einen Zahn ausziehen (I, 194), und beim Stürmen der Lilienkreuze und Kirchenverwüſtung ſpatziert er unglücklicherweiſe auf den Boulevard (II, 87). Ja, im Jubel, daß durch Verbündung Frankreichs und Englands der Krieg nun gewiß ausbricht, ruft er aus: „die Freiheit hier, die Despotie dort — und jetzt ſchlagt Euch, ich ſehe zu!“ (I, 155). Er vergießt für ſeine Göttin nur ſeine ſchwarzgallige Dinte, und ſpart ſein Blut für die Igel, welche er allmonatlich ſeiner Igelshaut anſetzen muß (I, 25). Die Cholera Morbus iſt ihm einmal eine prächtige Erfindung, er hofft von ihr (wie Bignon) die Vernichtung der Fürſtenheere, und die Peſt iſt ihm die Mutter der Freiheit (I, 114. 181); dann aber fürchtet er wieder, daß der Krieg und die Freiheit dadurch gelähmt werde (I, 289), nnd er zittert für ſein elendes Leben. — Der wahrhafte Freund ſeines Vaterlandes und edelmüthige Ehrenmann Caſimir Perier iſt ein Zitterer (II, 205); der tiefſinnig Royer Collard iſt ein deutſcher Pedant, und den Goldfuchs Dupin möchte der Schreiber ausprügeln ſehen (I, 267); die ſpitzbübiſche Deputirtenkammer muß ausgepeitſcht werden (I, 215. 247). — Der Dr. der Allerweltsweisheit hatte Deutſchland verlaſſen, „weil er ſchon längſt der einzige geſcheidte Menſch darin war," und nun hat er auch in Frankreich wieder „den Aerger, daß er allein darin klug iſt, neben ſo vielen Narren, weil er an Gott, Natur, Anatomie und Phyſik glaubt" (II, 208).

Er gibt ſich dabei überall für einen Deutſchen aus, wie er denn auch deutſch ſchreibt: aber ſo unecht und ſchlecht, als dieſes Deutſch *), iſt auch der Dr.; er ſtellt ſich nur ſo, um mit mehr Recht auf die Deutſchen pöbelhaft zu ſchimpfen. Gleich anfangs will er mitten auf der Rheinbrücke bei Straßburg, unter der dreifarbigen Regenbogen-Fahne (I, 5) etwas thun, was er vor Frauenzimmern (an die ſeine Briefe gerichtet ſind) nicht offenbaren will: ohne Zweifel daſſelbe, was Poſſelt that, der (wie Goethe an Schiller ſchreibt) täglich ungeſcheut ſeinen H... zum Fenſter hinausreckte, jedoch nur in ſeinen politiſchen Blättern: der kühnere Börne hat aber dadurch der eigentlichen Beſtimmung ſeiner politiſchen Wiſche und Briefe das Siegel aufgedrückt. Nach manchen Unfällen, ſo daß er ungeduldig „mit den Füßen zappelt, wie ein Wickelkind, das gewaſchen wird" (I, 21), endlich in Lutetia angelangt, und hier in ſeinem Ele-

---

*) z. B. Liebes erzeügen (I, 1); tüchten und trachten (I, 41.); vor jetzt (I, 80.) ff.

mente wühlend, befällt ihn noch eine ſolche Wuth auf Deutſchland, daß er eine Schachtel voll deutſcher Erde verlangt, um ſie zu verſchlingen, zumal da ſie zugleich gegen die Magenſäure gut iſt (I, 122); und er ſpuckt ſäuberlich auf Deutſchland noch in einem Artikel der Allgemeinen Zeitung (II, 26). Die Deutſchen wiſſen nicht, was Vaterland heißt, weil ſie vielleicht nirgends eins haben (II, 236); ſie ſind die Lampenputzer (I, 180), Lakaien und Bedienten unter den Völkern (I, 238. II, 3); ihr Bundestag iſt völlig toll geworden (I, 210), Frankfurt iſt das Hauptquartier der Dummheit (I, 210). Es iſt keine Hoffnung für Deutſchland, bevor man nicht die beſten lebenden Philoſophen, Theologen und Hiſtoriker aufknüpft und die Schriften der Verſtorbenen verbrennt (II, 76); kurz vorher (64) werden genannt „der Berliner Knechtphiloſoph Hegel und der geſchmeidige Kammerdiener-Hiſtoriker Raumer, die ein ſeidenes Bändchen an die Lüge knüpft,“ und des letzten Maaßſtab für die Geſchichte iſt nicht länger, als ſein Ordensbändchen“ (II, 112, -- welches dieſer NB. gar nicht hat, dies gibt aber eine überraſchend neue Anwendung des bekannten Revolutionsſpruchs, daß der letzte König mit den Gedärmen des letzten Prieſters erdroſſelt werden müſſe. — Die deutſchen Gelehrten ſind allzumal Pedanten, die Göttinger Bibliothek muß verbrannt (I, 308) und ein Gansflügel auf das Grab der Deutſchen geſetzt werden (I, 7). Man ſoll künftig, anſtatt ſtockdumm, noch ſtärker ſagen: es iſt ſtockdeutſch (I, 254), und ſchändlich wird kräftiger durch deutſch ausgedrückt (II, 74). Gern möchte dieſer Deutſchverderber ganz ſein Deutſch vergeſſen (was für alle Deutſche ſehr zu wünſchen wäre); der Menſch überhaupt habe viel von einem Deutſchen an ſich, welcher jetzt ſich ſogar „ſein Kreuz ſelber zimmern müſſe (I, 273). Der Reiſende hat acht Paar waſſerdichte Stiefeln mitgebracht und freut ſich, im Pariſer Dreck ihre „deutſche Treue" zu prüfen (I, 224): er würde aber trifftigern Grund zu ſeiner häufigen Verſchnupfung gehabt haben, wenn er ein Paar Pariſer in den aufgewühlten klaſſiſchen Koth getreten hätte, durch deſſen Barricaden ſchon ſo mancher für immer bepflaſtert worden. — Wer hienach dieſen wandernden Schmuggler der Freiheit, „welche man ſtehlen oder rauben muß" (I, 221. II, 15), noch für einen Deutſchen und Chriſten hält, muß ſelber keiner ſein. Unübertrefflich ſagt dieſe ſchlüpfrige, kosmopolitiſch umſchweifende Creatur von ſich ſelber, ſie „ſchwimme vergnügt, wie ein ungeſalzener Hering im Weltmeer herum." (I, 213). —

Die ſpitze Aufmerkſamkeit auf alle im Laufe dieſer Tage vorkommende jüdiſche Bewegungen und Begebniſſe verräth hinlänglich den Stammgenoſſen. Er bemerkt, daß es vor 40 Jahren in Frankfurt noch keine blonde langweilige Juden und Philiſter gegeben, wie jetzt nicht minder als unter den älteſten Chriſten, ſondern alle ſchwarz und witzig geweſen (II,274); und er jubelt, daß „ein bürgerliches Judenbübchen" von dorther in gemeiner Reitertracht der Nationalgarde auf dem Hofball im Palais royal mit den Prinzeſſinnen und Herzoginnen franchement umgeſprungen iſt (II, 69). Er rühmt die Tapferkeit der Polniſchen Juden gegen die Ruſſen ſchon 1794 (I, 227), und befeuert die Lebenden; er läßt ſich aus Warſchau ſchreiben, und unterſtreicht es, daß, während die vaterlandsloſen Deutſchen dort durch bloßes ſtarres Anblicken einzuſchüchtern ſind, die Juden dagegen „in Einem Jahre alle in Polen umgewandelt ſein werden," und freut ſich ſchon zum voraus auf die „erhabene Lächerlichkeit" in der Geſchichte der ſklaviſchen Deutſchen, daß die „Juden ſich an die Spitze des deutſchen Volkes ſtellen, wenn es für ſeine Befreiung kämpft" (II, 236—38). Leider wurden aber dieſe Tapferen in der letzten Revolution nicht gewürdigt, anders als durch klingende Münze, — freilich ihr Theuerſtes — Theil zu nehmen. Die dort von Rabbinen geſchriebene Jüdiſche Zeitung iſt ihm ein ſüßer Geruch, obſchon die „adlichen deutſchen Juden über deren ſtinkende Freiheit lachen werden" (II, 43). Dagegen hofft er nichts von einem Jüdiſchen Committee in Deutſchland und deſſen Schreiberei, „denn es ſind eben auch nur Deutſche" (II, 39). Bei der Farce in Hamburg (wo ein jüdiſcher Schreier aus dem Kaffeehauſe geworfen, und als er ſich auf ſeine neuliche Taufe berief, wieder hinein geworfen wurde) ruft er aus: „wie unäſthetiſch!“ (I, 16). Noch näher achtet er auf die Bewegungen der Judengaſſe in Frankfurt (II, 209), und verſpottet, was dort, ſo wie durch die neue Heſſiſche Verfaſſung, gewährt wird, weil es ihm durchaus nicht genügt (II, 241. 16). Er räth ihnen allen, ſie ſollen nur brav ſchreien und lärmen (I, 180), wie er. So vornehm er auch die Juden, wie alle „miſerablen Krämer und Kaufleute“ (I, 126) wegen ihrer Geldſchätzung verachtet, es wiederholt, daß Gott Israel verflucht und deshalb reich gemacht habe (II, 37), und die Börſenſpeculanten verſichert, daß an den Fürſten nichts mehr zu verdienen ſei: ſo rechnet er jedoch dem Paganini und der Taglioni ihre baaren Verdienſte in London jedesmal genau nach (II, 264. 284), ja ſogar die Conſumtion eines Pariſer Balls (I, 317), und hat aller Orten kleine Geldhändel. Ueberall blickt die tiefſte Verehrung durch für einen andern ſcheinbaren Frankfurter, der, nach der Gräberſtadt der Dänenkönige benannt, auch mehrmals Derſelbe iſt, und welchen man wohl, wegen ſeiner vielköpfigen und verwickelten Verwandtſchaft unter ſich (noch enger, als bei den Napoleoniden), mit dem nicht mehr fabelhaften Rattenkönig verglichen hat. Zwar wird Philipp Ludwig und ſein Perierſches Miniſterium ſo „niederträchtig“ genannt, als wenn Rothſchild König und ſeine Wechſelmäkler Miniſter wären (II, 192): aber wohlgefällig wird Rothſchild mit Napoleon, auf Eine Linie geſtellt (I, 18), und die Weltherrſchaft dieſer neuen, durch die mächtigſten Reiche

Europa's wie ein Schmarotzergewächs fortwuchernden Dynaſtie des myſteriöſen Goldkönigs, welcher den Sturz des mit ihm auftreibenden Napoleoniſchen Stammes, wie der älteren Bourbons, überdauerte, und deſſen Goldwaage das Gleichgewicht in Europa hält und die neuen, ſogar im Goldlande der neuen Welt, mit Schulden beginnenden Revolutionsſtaaten durch ſein Darlehn eigentlich erſt beſtätigt, — dieſes Geldreich iſt der geheime Wunſch und Stolz aller Jüdiſchen Agenten und Hauſirer des Ultra-Liberalismus.

Im ähnlichen Sinne ſchilt dieſer Reiſende auf die reichen und vornehmen Engländer, eben weil er ſie tief beneidet; als Börne und Heine ſchildert er höchſt begehrlich, wie ein ſolcher Engliſcher Lord, über Reichthümer beider Indien gebietend, in den feinſten Kleidern, auf den weichſten Stahlfedern und ſchönſten Pferden windſchnell über das Straßenpflaſter und um die Weltkugel dahin fliegt, ſie, als ſein Eigenthum (durch den Fortunatus-Säckel), kaum eines ſtolzen Blicks würdigt, ja die Erde höchſtens nur als ein Abſteigquartier betritt (II, 248. Reiſebilder IV). Wie ſehr würde nicht durch eine ſolche Gentlemans-Natur ein nach England verpflanzter Goldpilz noch veredelt! Ja, zum höchſten würde er geſteigert, wenn zu dem allen auch noch die Gabe der ebenſo ſublimen, weltumſchwärmenden und weltverachtenden Vampyr-Poeſie träte: daher denn die jenen beiden gemeinſame Bewunderung des wilden heimatloſen Lebens und der unheimlichen Werke des mit ſich ſelbſt und der Welt zerfallenen Lords Byron. Von dieſem behauptet der eine, der ſich deshalb auch Börne (d. i. der bornierte Byron) genannt hat, wirklich nur ein

Wechſelbalg zu ſein: als nämlich „Byrons Genius auf ſeiner Reiſe durch das Firmament auf die Erde kam, ſtieg er zuerſt bei Börne ab; aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte ſchnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein“ (II, 251). Lange hat dies den armſeligen Seelenwanderer, der ſich ſelber einen „Lump“ nennt, welcher nicht für den Mittelſtand paßte, ſondern „der Sohn eines Millionärs, oder Landſtreichers ſein ſollte“ (ebd.), bitter geſchmerzt: um ſo größer war aber ſein Entzücken, als er einſt wieder jenem Genius leibhaftig im Lord Byron ſelber, auf deſſen ruheloſen irdiſchen Wanderungen, begegnet zu ſein und ſich mit ihm zu vertauſchen wähnte.

Es war in Berlin unter den Linden im **Caffée national**, wo der Dr. eines Abends zur Reſtauration eintrat, und im Hintergrunde des langen Saales einen Herrn ganz allein an einem wohlbeſetzten Tiſche ſitzen fand, der ein vornehmes Anſehen und Weſen hatte. Der Eintretende hielt ihn, auch der Tracht nach, und weil jener nicht grüßte, ſogleich für einen reiſenden Lord; und da er durch einen frühern Fußtritt des Lords Byron, als dieſer ſein unſaubres Abtrittsquartier wieder verließ, wohl wußte, daß derſelbe auf Einem misgeſtalteten Fuß lebte (II,295), und er auch an dem Fremden, dem er ſich gegenüber geſetzt, im Schatten des Kerzenlichts einen ſolchen ſataniſchen Klumpfuß zu erblicken glaubte, — ſo hielt er ihn unbedenklich für den poetiſchen Lord, und brannte vor Verlangen, mit ihm zu fraterniſieren, und ihn dahin zu bringen aus der Haut zu fahren, wodurch er ſich dann ſchleunig zu einer neuen Larve zu verkörpern und einzufleiſchen gedachte. Er nahm alſo die Gelegenheit wahr, durch die umherliegenden Flugblätter ihm etwas näher zu kommen, und erkühnte ſich mit einer zudringlich vertraulichen Wendung zu der Frage: „Um Verzeihung, — gewiß ein Engländer?“ — Der Fremde, indem er aufſtand, antwortete trocken: „Nein, ein Langſchwanz.“ Und zugleich erhub ſich hinter ihm ſeine bisher ruhig gelegene grauliche Dogge, richtete ſich an ihrem Herrn in die Höhe, ſtreckte wedelnd die lange Ruthe hervor und gähnte aus vollem Rachen. Der Polizeiactuar erſchrak tödtlich, er ſah den Junker mit dem Pferdefuße leibhaftig vor ſich, fuhr rücklings zur Thüre hinaus, und kam erſt in der Jüdenſtraße wieder zu ſich ſelber. — Die Erſcheinung im Caffée national war indeſſen auch grauerlich genug: der unheimliche Gaſt war nämlich nichts anders, als ein Verſtorbener, und ein revenant aus England, wo man ihn unter andern auch für einen Juden gehalten, und er nicht minder den Lord und Dichter Byron bewundert, und auch einen Anſtrich von ihm angenommen hatte.

Nachwort.

Während dieſe ſchon zu Ende 1831 geſchriebenen Blätter im Drucke lagen, ſind die S. 7. bemerkten Pariſer Zuſtände in außerordentlicher Beilagen der Allg. Zeit. Nr. 71—75. 96—100 fortgeſetzt, wobei (Nr. 96) auf die Reiſebilder derſelben Feder verwieſen wird. Es iſt auch wieder derſelbe Gallimathias: Paris, die Hauptſtadt der civiliſirten Welt, wo das Schauſpiel für Götter, die Julirevolution, aufgeführt wurde, iſt ſelber ein Pantheon der Lebenden, wo neue Kunſt, Religion und Leben geſchaffen werden, wo die Schöpfer der neuen Welt ſich luſtig tummeln, wo gewaltige Thaten dämmern und neue Götter ſich offenbaren wollen. Am ſtärkſten zeigt ſich dies in den Jakobiner-Verſammlungen der amis du peuple, wo Marat und Robespierre mit bewaffneter Hand geprieſen werden. Daneben die Capacitäten der St. Simoniſten, mit ihrem Tanzcultus. Leider iſt Caſ. Perier bei dieſen Demiurgen der umgekehrte Prometheus; ſo wie Burke (jener erhabene Prophet der Franzöſiſchen Revolutionsgräuel) „die Geiſter burkte, und ſie an die Anatomie der Geſchichte verhandelte"! Canning dagegen war der Spartakus von Downingſtreet. — Frankreich iſt das Herz der Welt, England die Hand, „welche mit dem Weltkugelknäuel am Faden den Hoſenknopf feſtnähet"! Wellington, der Feldherr der heiligen Allianz, wird die Reformbill durchbringen, wie der Teufel die beſten Kirchen baut; dann wird das ariſtokratiſche England, in ſtäter Feindſchaft gegen das demokratiſche Frankreich, den Galliſchen Hahn gegen die abſoluten Adler ſpornen. Die Franzoſen ſind aber „den Göttern im Himmel, welche Engländer ſind", verhaßter, als andere Völker; ſo wie die Affen den Menſchen, weil ſie ihnen am ähnlichſten. Und Periers krämerhafter Kleinſinn kann es dahin bringen, daß das Palaisroyal nochmals nach Juchten riecht. Seine trübe Geſtalt verfinſtert die Juliſonne; er allein trägt, wie Atlas, auf ſeinen breiten Schultern die Börſe und das Haus Orleans, — die

Bude worin man die edelſten Hoffnungen der Menſchheit verſchachert! —

Wie die Orakelſprüche *) dieſer Vettern der alten Schlange, denen bei ihrer Gottähnlichkeit wahrlich noch bange werden wird, ſelbſt bei den beſſeren und kündigeren Franzoſen einſchleichen, erſieht man aus den Berichten über Göthe, welche im Journal des debats ſtehen und Girardin de St. Marc zugeſchrieben werden. Göthe wird, übrigens mit aller Hochachtung, auch hier dargeſtellt als das Ende der alten, beſchränkten Zeit des 18ten Jahrhunderts, wo er und die Deutſchen mit ihm nur in dee Litteratur lebten; auch dieſes Zauberbild, zwar eins der ſchönſten, ſei nun den Deutſchen entſchwunden, und jetzo beginne die neue politiſche Epoche Deutſchlands, wo der Gedanke Aller den Gedanken einiger Einzelnen erſetzt, und man ſich für Gedanken todt ſchlägt, und die Preßfreiheit an die Stelle der Litteratur tritt! —

Gott ſei bei uns! — Der verklärte Altvater unſerer Dichtkunſt, welche er wahrhaft erſt mit dem Leben durchdrang, er der ſelig dahin ſchied, wie er lebte, in urkräftiger unſterblicher Jugend iſt und bleibt er ewig der unſere, obſchon mit ſeinem immer zu frühen Tode jeder von uns Mitlebenden einen Theil ſeines theuerſten Weſens verloren hat. Wie Homer der Griechen, Dante der Italiener, Shakeſpeare der Engländer, ſo wird der Dichter des Götz, Fauſt und Hermann immerdar die allvereinende Heimſtätte, der allbelebende Geiſt unſrer Kunſt und Wiſſenſchaft ſein und bleiben, ſo lange nnſre Sprache deutſch bleibt.

---

*) In Börne's eben erſcheinenden Tagebuche des Frühjahrs 1830, welches durchgängig Pasquill auf Goethe, iſt noch zu leſen: S. 80. „Goethe und Schiller (die durchaus keinen Witz haben S. 78.) ſind die Regiſter der Vergangenheit dagegen Voltaire und Leſſing die Inhaltsverzeichniſſe der Zukunft" S. 119—20. „Goethe, der mit beiſpielloſem Glücke ſechzig Jahre lang unentdeckt die Handſchrift des Genius nachmachen konnte, — iſt der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte." S. 122. „Goethe iſt anmaßend oder ein Pedant, vielleicht beides."

Beweis,
daß
Dr. Martin Luther
nie exiſtirt hat.

Vorgetragen in der deutſchen Geſellſchaft
vom Prof. v. d. Hagen.

Abgedruckt aus dem Berliner Converſationsblatt für 1838.

Berlin.
Schleſinger'ſche Buch- u. Musikhandlung.

1838.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Das Mährchen
vom
Dr. Martin Luther.

Bratenvorleſung beim Luther-Schiller-Feſtmahle am 10. November 1837,

gehalten

vom Profeſſor **v. d. Hagen.**

Es iſt ſehr gut, daß wir heute ein Doppelfeſt begehen, denn es iſt leider nur zu gewiß, daß der eine der beiden Feſthelden, die am heutigen Monatstage geboren ſein ſollen, niemals gelebt hat, und daß wir eben ſo gut den Geburtstag des Mondkaiſers oder des Sonnengottes feiern könnten, als den des angeblichen Dr. Martin Luther. Es gehört zu der hohen Aufklärung und tiefen Wiſſenſchaft und Gelahrtheit unſerer Tage, daß ſo manche lange her geglaubte Mährchen und Mythen aus der Reihe der Thatſachen geſtri- ſind: auch die Geſchichte wird fortan eine Wahrheit ſein.

So ſehr man dem Proteſtantismus, im Widerſpiele zum Katholicismus, des Mangels an Poeſie beſchuldigt, ſo hat er ſich hier doch, eben im Beginn, als einen ſchlauen Dichter, oder, was daſſelbe iſt, als einen poetiſchen Lügner gezeigt. Es kam den langen, faſt tauſendjährigen Umtrieben dieſer ſcheinbaren

Aufklärer darauf an, endlich zur allgemeinen Beglaubigung durch die perſönliche Geſtaltung eines längſt verkündigten Meſſias zu gelangen, und dieſe knüpfte ſich mit bewundernswürdiger Verwegenheit an die nächſte, kaum hundertjährige Weiſſagung. Bekanntlich ſoll Huß, deſſen Slaviſcher Name Gans bedeutet, auf dem Scheiterhaufen geſagt haben:

„Heute bratet ihr eine Gans,
über hundert Jahr' aber kömmt ein Schwan,
den werdet ihr ungebraten lan!"

Wer durchſchaut hier nicht gleich den künſtlich verwirrten Zuſammenhang mythiſcher Bilder und Ausdrücke. Schwan und Gans iſt darin bekanntlich eins: wie im Sanskrit der mythiſche Schwan Hamſa nichts anderes iſt, als das Lateiniſche anser, (Griechiſche χην), und im Altindiſchen Heldengedicht Ramajana vertreten die Gänſe gänzlich die poetiſche Stelle der Schwäne. Und ſo iſt auch Huß in dieſem vorgeblichen Reimſpruche ſelber ſchon der Schwan, denn es iſt ja ſein poetiſcher, alſo zugleich weiſſagender Schwanengeſang: oder es ſchwante ihm ſo. Luther aber, deſſen Name bekanntlich Schwan bedeutet, indem Lothar ſehr hörbar nur Umſetzung vom Lateiniſchen olor (Schwan) iſt, mußte nun am heutigen 10ten November oder am Martinstage, geboren werden, damit er durch den Vogel des heiligen Martinus zugleich wieder die Gans wäre; und dem urſprünglich noch aus dem Heidenthume ſtammenden, auch uns noch wohlbekannten Feſte der Martinsgans, welche wir eben auch leiblich in ihrem eigenen Fette gebraten vor uns ſehen, wurde ſolchergeſtalt eine neue myſtiſche Bedeutung untergelegt. „Speckfreſſer,“ wie die Lutheraner ſpottweiſe genannt werden, bezieht ſich eben auch nur auf den Gänſeſpeck oder die Spick-Gans. Von einer guten gemäſteten fetten Gans, wie ſie am Martinstage zu ſein pflegt, kam aber zugleich die Ueberlieferung, daß Martin Luther wohlbeleibt geweſen ſei; was als bloße poetiſche Redensart ſich ſchon aus Göthes Fauſt ergiebt, wo eine Ratte ſich von Speck und Butter „ein Ränzlein angemäſt't, gleich wie der Doctor Luther.“

Nachdem ſolchergeſtalt Martin Luther conſtruit, conſtituirt und ins Leben getreten war, ſo wurde ihm auch der Ehrentitel Magiſter und Doctor beigelegt; wie dem Meſſias der Ehrenname Rabbi, d. h. Magiſter, Meiſter und Lehrer, gegeben wird: wodurch ſich zugleich ſehr überraſchend der bekannte dunkele Spruch: anser bibit magister, von ſelbſt erklärt.

Dabei blieb man aber nicht ſtehen, ſondern man umgab dieſen Magiſter nun auch mit einem örtlichen und heimathlichen Kreiſe, und legte ihm einen Lebenslauf bei, worin mancherlei Wirkliches künſtlich beigemiſcht wurde, durch welches alles hin man jedoch einen alten Mythenkreis und myſteriöſe Bedeutſamkeit, bei näherer Betrachtung nicht verkennen kann.

Zuvörderſt ſollte ſein nächſtes Geburtsland Mansfeld ſein. Hier liegt die Allegorie oben auf; Mansfeld iſt nämlich nichts anderes, als des Mannes Feld, von welchem die Sage und Geſchichte uralt und männiglich bekannt iſt. Es iſt alſo wieder nur eine Parallele zu der Meſſianiſchen Benennung „Menſchenſohn.“ Man wählte dieſes Ländchen, um dem Wundermanne eine Geburtsſtadt zu geben, deren Name nicht minder tief bedeutſam wäre: Eisleben. Kein Eingeweihter, oder wer ihnen in die Karte geſchaut hat, wie wir, wird in dieſem Namen etwas anderes ſehen, als Eis, d. i. das Sinnbild des ſtarren Todes, und Leben, d. i. eben Leben: wie denn das Eis auch in dem dortigen ſogenannten Luthersbrunnen zugleich noch lebendig ſein ſollte. Es liegt hierin Einmiſchung alter nordiſcher Mythe, wonach aus dem zu Eis erſtarrten Urweltſtrom alles Leben hervorgeht durch die aufthauenden Licht- und Feuerfunken; wie noch in der Sprache heiß nur das angehauchte Eis iſt, und kalt in caldo, calidus, zugleich warm iſt.

Daß in Eisleben Luthers Schreibpult in Schwanengeſtalt gezeigt wird, verräth hinlänglich, in welchem mythiſchen Bilderkreiſe man ſich hier drehet.

Zugleich befand man ſich hier am Nabel- und Nebelorte Deutſchlands, in der Nähe des Hexen- und Teufelsberges im Harze, ſo wie des ſagenreichen Thüringer-Waldgebirges, und zunächſt dem Kiffhäuſer Berge mit ſeinen bekannten Fabeln von den ihn ſtets umkreiſenden Raben und dem goldrothen, durch den Steintiſch gewachſenen Barte des Kaiſers, den mancher geſehen haben will.

Hier nun wird Martin Luther eines armen Bergmanns Sohn genannt: was, wie jeder leicht ſieht, nichts weiter bedeutet, als daß er die tief verborgenen Schätze der reinen Lehre ans Licht gefördert habe; und der ſpäter katholiſch gewordene Dichter der „Weihe der Kraft,“ der überhaupt den Luther in ſeiner bloß poetiſch-myſtiſchen Weſenheit erkannte und ihn hier in Berlin zuerſt ſo auf die Schaubühne brachte, hat dieſen Luther ſelber zum nächtlich leuchtenden, lauteren Karfunkel gemacht.

Was dann von Luthers Bekehrung auf der Hochſchule zu Erfurt erzählt wird, daß er im Donner, der ſeinen Freund Alexius erſchlug, die Stimme von Oben vernommen, welche ihn auf den rechten

Gottesweg gewieſen habe: ſo iſt dieſes allzu ſichtlich ein Nachhall der Bekehrungsgeſchichte des Paulus, als daß darüber noch mehr zu ſagen wäre. Ueberhaupt iſt leicht zu bemerken, daß die vorgebliche Geſchichte Luthers, als eines auserwählten gewaltigen Rüſtzeuges Gottes, vornehmlich dieſem Apoſtel Paulus nachgebildet iſt.

Es wurde nun aber Wittenberg zu Luthers Schaubühne erwählt, damit durch ihn die Weiſſagung bei Gründung der dortigen Univerſität durch den Dr. Fleck, erfüllt würde, daß von dieſem Weißenberge (der auch bei Prag von Huß weiſſagt) einſt alle Welt Weisheit empfangen und holen würde.

Und hier in Wittenberg, wo ja auch die Fauſtſage zu Hauſe iſt, und wo der Geiſterſeher Hamlet ſtudierte, — hier ſoll der arme Bergmannsſohn und ohnmächtige Auguſtinermönch mit glänzendem Autodafé (das Gegenſtück von Huſſen's Scheiterhaufen) gegen Papſt und Kleriſei, gegen Kaiſer und Reich aufgeſtanden ſein! Wer kann das glauben? Und wie ſagenhaft dieſes Auftreten iſt, bezeugt ſchon der einzige Umſtand, daß der bekannte Ablaßkaſten Tetzels zugleich an verſchiedenen Orten gezeigt wird.

Wie erdichtet ebenfalls Luthers Erſcheinung am Reichstage zu Augsburg iſt, bekundet ſchon das noch in Augsburg gangbare Stadtmährchen, daß durch ein (jetzo vermauertes) Loch in der Stadtmauer, welches „Dahinaus“ genannt wird, der Teufel, in Geſtalt eines Webers, Namens Langemantel, dem Dr. Luther aus der Stadt geholfen habe: alſo gerade wie der Teufel den Fauſt auf ſeinem Mantel durch die Lüfte führt.

Dann, die noch glänzendere Erſcheinung Luthers auf dem Reichstage in Worms, -- da ſind wir abermals auf einem ſagenreichen Schauplatz: wie man denn überhaupt in Luthers angeblichem Lebenslaufe wahrnehmen wird, daß er ſich durchgängig in ſolchen fabelſchwangeren Gegenden bewegt. — Luthers ſiegreiche Erſcheinung zu

Worms iſt eben ſo wahr, wie Siegfrieds Lindwurmkampf auf dem Drachenfels, und wie die Reckenkämpfe in Chriemhildens Roſengarten, obſchon noch eine Aue dort am Rheine der Roſengarten heißt, worin aber jetzo nur Taback zu riechen iſt.

Von hier an wird Luthers Geſchichte auch ganz romantiſch. Er wird durch maskierte Gewappnete auf die Wartburg entführt: ſo gewiß, wie Chriemhild im Roſengarten ihren Siegfried durch die Nebelkappe, auf Homeriſche Weiſe, entrückt. Luther verſchwindet faſt wie Henoch von der Erde; und wie Johannes auf Pathmos die Offenbarung ſchrieb, ſoll Luther ſie auf der Wartburg verdeutſcht haben. —

Zum unauslöſchlichen Zeugniſſe davon dient der Klecks an der Wand aus dem Dintenfaſſe, welches der ſchreibende Doctor dem ſtörenden Teufel an den Kopf warf. Dies iſt offenbar nur Wiederholung und neuer Aufguß älterer Teufelsſage von eben dieſer Wartburg, laut welcher bekannten Dichtung, dort über 300 Jahre früher die berühmteſten deutſchen Dichter auf den Tod um die Wette ſangen und der Zauberer Klingsohr den Teufel zu Hülfe rief, welcher dem frommen und ritterlichen Wolfram von Eſchenbach zwar ein Schnippchen an die Wand ſchrieb, jedoch mit langer Naſe abziehen mußte. Das iſt ſogar dieſelbe Wand, wo in unſeren Tagen noch der Teuſel an die Wand gemalt wurde, der dann auf dem Hambacher Berge wieder los war.

Darnach ſoll Luther ſelber ritterlich, mit dem Schwert über der Kutte (wie Mönch Ilſan im Roſengarten zu Worms) erſchienen ſein, unter andern im ſchwarzen Bären zu Jena. Er heißt in dieſer Geſtalt Junker Jörg, und es iſt nicht übel darauf angelegt, ihn durch das Bild des ritterlichen Drachentödters und Jungfrauenbefreiers, als den Beſieger des Drachen der Finſterniß und der Irrlehre darzuſtellen. Daraus iſt denn auch die Sage entſtanden, daß Luther eine Jungfrau aus dem Kloſter befreiet und der ritterliche Mönch die adlige Nonne gefreiet habe. Ihr Name **Katharina von Bora** zeigt aber ſchon, daß ſie eine eben ſo mythiſche, myſtiſche und mähriſche Perſon iſt, wie Dr. Martin Luther ſelber.

Katharina nämlich iſt nichts anderes, als die Perſonifikation jener bekannten Vorläufer der Lutheraner, welche ſich die **Katharer**, **Katharener**, daß heißt die Reinen (καθαροι) nannten, früh aus dem Morgenlande ſtammten, im 12ten und 13ten Jahrhundert im Abendlande lehrten: daß nur die geiſtige Schöpfung von Gott, die ſichtbare Welt dagegen vom Teufel (ihrem Fürſten) ſei; daß Chriſtus keinen wirklichen Leib gehabt, und Maria ein geſchlechtloſer Engel geweſen ſei. So iſt denn Katharina ſelber zugleich dieſe gnoſtiſche Maria. Ihr Beiname von Bora iſt aber auffallend nichts anderes, als verſteckte Halbüberſetzung von De Bora, der bekannten bibliſchen Prophetin und Sängerin, welche mythiſch identiſch iſt mit Mirjam — Μαριαμ, Maria, der Schweſter des Moſes, von deren Geſange das wieder zur neuen Perſon Debora gewordene Wort gebraucht wird. Dieſe heißt nämlich ſo vom Hebräiſchen dabar, dabob ſprechen, davon auch debub Fliege, Biene (mouche à miel) ſtammt; Debora iſt nämlich die ſingende und ſprechende Biene (Latein. apis), deren Bild der ägyptiſche Stier Apis auf der Zunge haben mußte; ſo daß Debora nur den Sang und die Rede des Stiergottes Moſes, mit der ſchweren Zunge bedeutet; mit welchem gehörnten Moſes, wie mit dem gehörnten Siegfried, das Sonnenjahr im Stierbilde anhebt. Denn daß dieſer Moſes eben ſo wenig als Luther, jemals gelebt hat, bedarf jetzo keines Beweiſes mehr; ſo wenig, als daß die zwölf Söhne Jakobs und die zwölf Apoſtel, eben auch nur die zwölf Sterne und Zeichen des Thierkreiſes ſind, welche ſich mit Sonne und Mond vor Joſeph neigen, und welche der Sonnengott durchwandelt.

So erklärt ſich nun auch, daß Luther der Morgenſtern von

Wittenberg genannt wird; was die katholiſchen Gegner der neuen Lehre durch Lucifer Wittebergensis zum Böſen verkehrten, und in ſolchem Sinne das Leben des ſiebenköpfigen Luther, oder Lutherus redivivus ſchrieben. Wo dagegen ſeine Anhänger mit dem dreiperſönlichen Luther hinauswollten, zeigt klärlich ſein Bildniß in dreifacher Geſtalt in der Kirche zu Weimar.

Zu verwundern iſt, daß die Verehrer dieſes ihres neu aufgehenden Sternes, denſelben nicht auch leibhaftig zu den Sternen auffahren laſſen: aber ſie wollten ſein vorgebliches Leben dadurch nur um ſo mehr beglaubigen, daß ſie ihn ſelber ſterben ließen; obgleich er durch einen Brief an den faſt ſchon todten Miconius dieſen wieder ins Leben gerufen, und ſelber noch aus dem Tode, auf lautes Befragen, mit deutlichem „Ja!“ ſeine Lehre und Leben ſoll bekräftigt haben. Dies letzte mußte aber wieder in ſeiner Geburtsſtadt Eisleben geſchehen, deren Name dadurch abermals bedeutſam ward, als ſeinen Tod und Leben in ſich ſchließend. —

Luther ſoll endlich in Wittenberg begraben ſein; offenbar, um mehrere durch ſeinen Tod geweihte Stätten zu haben. Auch wird ſeine Grabſchrift in Wittenberg gezeigt: daß aber nichts dahinter, und es nur ein von jeher leeres Grab iſt, geht ſchon daraus hervor, daß daſſelbe vermauert und die Oeffnung ſtreng verboten iſt.

So ſtehen wir denn nicht ſo wohl traurig, als trübſelig, an dem leeren Grabe desjenigen, deſſen Geburtstag heute gefeiert wird, der aber eben ſo wenig geſtorben, als geboren, ſondern nur eine Idee und Idol, ein Mythus und Mährchen, zur Beglaubigung und Ausbreitung ſeiner Lehre, iſt, war, und ſein wird.

Als ſichtliches Idol, ſteht ja nun auch ſeine Erzbildſäule unter einer kleinen Kapelle in dem fabelhaften Wittenberg: wie gegenwärtig in vielen andern Städten die Bildſäulen anderer nicht minder mythiſchen Weſen als Stadtgötter errichtet werden, die zum Theil ſchon im Namen, wie Guttenberg und Göthe, ſich als Götzen verrathen; und heute gerade verkündigen die Zeitungen, daß auch dem Hermann-Arminius eine rieſengroße Bildſäule auf dem Teutoberge errichtet wird; welche offenbar nur Erneuerung der altheidniſchen Irmin-Säule iſt.

Aber bei ſolchen Verhältniſſen zu unſerm Feſthelden Luther, nachdem die Lebensfrage hier ſich von ſelber als mythiſch und myſtiſch herausgeſtellt hat, können wir gerade um ſo reiner, uneigennütziger, unparteiiſcher uns Alle, welches Glaubensbekenntniſſes wir auch ſein mögen, an dieſem wunderſam kräftigen poetiſchen Gebilde und Erſcheinung erfreuen, die immerdar ihre Bedeutung behält, nachdem ſolche nun erſt recht tief begründet iſt. Wie auf die Namen Moſes, Herkules, Homer u. a., die eben auch nur Namen, keine Perſonen ſind, Vieles und Mannigfaltiges gehäuft und ihnen zugeſchrieben wurde: ſo iſt auch dem Dr. Martin Luther nicht nur eine dicke Foliantreihe von kirchlichen und andern Schriften, ſondern auch

---

*) Der obengedachte Freund macht hier die Bemerkung: Man werde zwar einwenden, daß auch übrigens ſo viele Bücher und Urkunden Luthers Geſchichte und die Reformation durch ihn bezeugten: das Vorhandenſein ſolcher Schriften ſei aber an ſich kein zureichender Grund für ihre Echtheit; und es ſei

allerlei überlieferter Sang u. Klang, Sprüche und Tiſchreden beigelegt worden, die immerfort zum Hausgebrauche dienen, und eben auch bei Tiſche gut zu ſagen und zu ſingen ſind. Und darunter ſtehen vor allen zwei wohlbekannte Kern- und Reimſprüche, die gerade heute für uns trefflich Anwendung finden. Der eine lautet:

„Iß, was gahr iſt,
Trinke, was klar iſt,
Rede, was wahr iſt.“

---

nicht einzuſehen, warum man erſt den folgenden Jahrhunderten, wenn jene Urkunden ebenfalls untergegangen wären, den Hochgenuß einer ſolchen göttergleichen Vergeiſtigung der Myſtifikation überlaſſen ſolle.

Der andere Spruch bewährt zugleich ſich ſelber, indem er in bekannter kanoniſcher Melodie geſungen wird.

— Martin Luther ſpricht:
„Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang,
Der bleibt ein Narr' ſein Lebelang:
Und Narren ſind wir nicht!“ :|:

Das beweiſen wir heute vollſtändig, indem wir uns im Kreiſe der ſchöneren Hälfte des Geſchlechts, deren Lob vor allen unſer andrer Feſtheld Schiller ſo begeiſtert geſungen hat, — am Gläſer- und Saitenklange und vielſtimmigen Geſange erfreuen.

Vorſtehende Rede wurde in der deutſchen Geſellſchaft, nachdem mancherlei Ernſthaftes über und aus beiden Gefeierten geleſen worden, gehalten. —

Der Gedanke einer ſolchen Parallelbiographie entſtand, durch einen theologiſchen Freund angeregt, bald nach Erſcheinung des zwar eben nicht neuen, aber gerade für den Schnabel der Zeit zugerichteten und deshalb vielbeſchrienen Werkes, welches Mücken ſeiget und glühende Kohlen, Eiſen und Steine verſchlingt, wie der Struthiocamelus. Seitdem iſt von einem Würtembergiſchen Theologen, genannt Dr. Caſuar, eben dieſe Parallele ausgeführt werden; ich habe ſie nicht geleſen, würde mich aber freuen, wenn wir zuſammenträfen: manches liegt hier freilich ſo nahe, daß es kaum zu verfehlen iſt. So viel ich vernommen, iſt jene Schrift wirklich mehr eine Parallele, als gegenwärtiger, durch den unvermutheten Anlaß hervorgerufener und gleichſam aus dem Stegreife verfaßter kurzer Vortrag, bei welchem auch Luthers Spruch zur Anwendung kommen mußte:

„Tritt friſch auf,
Thu's Maul auf,
Hör' bald auf.“

Gedruckt bei L. W. Krauſe in Berlin.

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

Répertoire
du
théâtre français à Berlin.
(Sammlung der besten Stücke der neuern französischen Bühne und einiger berühmten älteren Comödien und Tragödien.)
Par
Scribe, Delavigne, Bayard, Victor Hugo, Molière, Corneille, Racine etc.
In gr. 8. 1836–38. No. 1 bis 195.
à $\frac{1}{6}$–$\frac{1}{3}$ Thlr.

Zu Polterabenden.
Sammlung von Anreden u. Scenen
von
Karl Müchler.
2te vermehrte Auflage. 1836. 1 Thlr.

Die Muſik.

Anleitung, ſich die nöthigen Kenntniſſe zu verſchaffen, um über alle Gegenſtände der Muſik richtige Urtheile fällen zu können.

Nach **Fétis** bearbeitet von

Carl Blum.

2te Auflage. 1838. 1⅓ Thlr.

W. Alexis,

Herbſtreiſe durch Skandinavien.
3¼ Thlr.
Wanderungen im Süden.
1½ Thlr.
Schattenriſſe aus Süddeutſchland.
1⅙ Thlr.

Teatro italiano,

Scelta di C. Nota, Silvio Pellico, Nicolini, Goldoni etc.

No. 1—6. à ⅙—⅓ Thlr.

c 1171

dem Herrn Hofrath Grimm

Oa 6877

der Verfasser

KOENIGLICHE UNIVERSITAETS BIBLIOTHEK ZU BERLIN
AUS DER BIBLIOTHEK DER BRÜDER JACOB UND WILHELM GRIMM. 1865.

Ausgabe von 50 Abdrücken.

Die

Deutſche Sprache

in der

Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin.

Akademiſche Antrittsrede

gehalten

am Leibnitz-Tage, 8ten Juli 1841

von

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Berlin 1843.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Die Sprache iſt ohne Zweifel das eigenſte Beſitzthum, der theuerſte Hort eines Volkes, der unmittelbarſte Ausdruck ſeines Lebens, das Darſtellungsmittel der tiefſinnigſten und anmuthigſten, der geiſtigſten und dauerndſten Werke. Ihr Zuſtand iſt der ſichere Maaßſtab für den Geſammtzuſtand des Volkes. Sie iſt deshalb das, was der Unterjocher eines Volkes am eifrigſten auszutilgen bemüht iſt, aber auch das, was, eben ihrer geiſtigen Art wegen, ihm am ſtärkſten widerſteht; und in der härteſten äußeren Bedrängnis bleibt ſie das unſichtbar vereinende Band, die tiefſte Mahnung an alte Herrlichkeit: wie dem lange der Heimat Entfremdeten ein Laut der Mutterſprache das tiefſte Heimweh aufregt. Wir haben es in unſeren Tagen erfahren: Alles ſchien verloren, während allein die Sprache, durch große Geiſter, noch Alles zuſammenhielt, und die Liebe zu den Thaten und Werken unſerer Altvordern, beim ſchweren Drucke, nur um ſo tiefer unter ſich brannte: — es verkündete ſich hierin eine neue herrliche Zeit; mächtiges Wort und Lied half dieſe in der That hervorbringen; und dieſe neue Zeit gab ihnen wiederum würdigen Inhalt.

Solches that und wirkte die Urkraft einer echten noch lebendig treibenden Stamm- und Wurzelſprache; wie ſie ſchon manchmal aus

---

*) Die Antwort des vorſitzenden Secretars der Akademie, Geh. R. Böckh, auf dieſe Rede ſteht in dem Berliner Taſchenbuch für 1843, herausg. v. Dr. Kletke.

ſchmählichſter Knechtſchaft und Vermiſchung ſich in ihrer Urſprünglichkeit herſtellte: obgleich dießmal die Unterjochung nur eine vorübergehend politiſche war, und die Befreiung mehr nur den Sprachgeiſt betraf.

Wir Deutſche ließen überhaupt gern nur dieſen Sprachgeiſt walten. Es fehlte zwar in früheren Zeiten ſchon nicht an Vereinen für unſere Sprache: aber ihre Wirkungen waren, und ſind noch, vereinzelt in den einzelnen Deutſchen Ländern. Wir hatten nie, wie meiſt die Romaniſchen Völker, Einen Mittelpunkt der Litteratur, noch weniger ein goldenes Zeitalter derſelben, von deren Sprache und Darſtellung alles Folgende nur ein Abglanz ſein ſollte. Die erſte Königliche Akademie, die Franzöſiſche (1635), hieß eben nur die Franzöſiſche, und war, wie die Italieniſche Crusca und ähnliche Deutſche Geſellſchaften, eigentlich und allein für die Landes-Sprache und Darſtellung darin beſtimmt; für welche ſie nun auch ein goldenes Zeitalter feſtſetzte, obſchon ſie ihr Wörterbuch (1694) fortwährend erweitern muſte. Dieſer erſte Stamm der Vierzig behauptete ſich, als eigentliche Franzöſiſche Akademie, auch in den letzten Vereinigungen mit den übrigen Königlichen Akademien zum National-Inſtitut. Andere Länder, z. B. Spanien (1714), Schweden (1789), folgten bei ihren Königlichen Akademien dieſer nächſten Beſtimmung derſelben für ihre eigene Sprache und Litteratur. Aber gerade unſere Königliche Akademie, deren heute gefeierter Begründer (1711) eine ähnliche Veranſtaltung für die vaterländiſche Sprache und Litteratur im Sinne hatte, — ſie wurde, nachdem der Große König ſie glänzend hergeſtellt (1740), durch die im Felde ſo ſiegreich von ihm bekämpfte Uebermacht der Franzoſen ſo fortgeriſſen, daß die Deutſche Sprache nicht nur als Gegenſtand völlig ausfiel, ſondern auch alle Schriften der Akademie, wie früher (bis 1714) Lateiniſch, ſo fortan Franzöſiſch waren: bis die letzte ruhmvolle Herſtellung des Vaterlandes auch deſſen Sprache wieder als Organ (ſchon 1804) und endlich auch als Gegenſtand der gelehrten Bearbeitung zurückführte.

Schon Leibnitz, der zwar meiſt Lateiniſch und Franzöſiſch, aber auch gut Deutſch ſchrieb, hat in einer eigenen trefflichen Deutſchen Schrift aufgefordert: wie die Deutſchen durch Kaiſer und Reich, und durch ihre Tapferkeit allen Völkern voranſtünden, ſo ſollten ſie auch vor allen das Alterthum, den Adel, die Reinheit und den

Reichthum ihrer „Haupt- und Heldenſprache“ durch würdigen Gebrauch und gründliche Erforſchung ehren. Er bezeugt unſrer Sprache, „daß ſie nichts als rechtſchaffene Dinge ſage“, und er rühmt gegen Italiener und Franzoſen, „als eigenthümlichen Probierſtein der Gedanken“ eben dieſe unſere Sprache: „denn was ſich darin ohne entlehnte und ungebrauchliche Worte vernehmlich ſagen laſſe, das ſeye würklich etwas Rechtſchaffenes.“ Er zeichnet ſodann treffend dem Gelehrtenvereine die Hauptarbeiten vor: die Deutſche Sprachlehre, und das Deutſche Wörterbuch; welches letzte er in dreifacher Ausführung fordert, nämlich: den „Sprachbrauch“, für die allgemeine Umgangs-Sprache; den „Sprachſchatz“, das ſachliche Kunſt-Wörterbuch; und den „Sprachquell“, für die alterthümliche und etymologiſche Unterſuchung. Das mit Leibnitzens Ermunterung von einem Mitgliede der Akademie, dem wackern Friſch, gearbeitete und noch mit Recht hochgeſchätzte Wörterbuch (1741) entſpricht in gewiſſem Maaße allein ſchon dieſen drei Richtungen.

Der Miniſter Herzberg, der ſchon durch ſeine warme Vertheidigung der vaterländiſchen Sprache gegen den Großen König deſſen denkwürdige Schrift über die Deutſche Litteratur veranlaßte (1779—1780), ſtiftete dann als Curator der Akademie auch einen Verein Deutſcher Mitglieder derſelben zur „Vervollkommung der Deutſchen Sprache“ (1792), auf dem Grunde des Leibnitziſchen Entwurfes, und veranſtaltete neben den eigentlichen Franzöſiſchen Memoiren der Akademie, eine Sammlung Deutſcher Vorträge (von Zöllner, Moritz, Garve, Ramler, Engel, Meierotto, Bürja, Gedike, Teller, und ihm ſelber), welche ſich dieſem Entwurfe anreihen, um ihn nach einzelnen Richtungen auszuführen*).

Bei der ſeitdem aber noch umfaſſender und tiefer ergriffenen allgemeinen vergleichenden Sprachforſchung, zunächſt des edlen Indiſch-Germaniſchen Sprachſtammes, ward es unabweisliches Bedürfnis und Aufgabe, den reichen Sprachſchatz des Vaterlandes zu ergründen und zu heben, und als die bleibende Grundlage dazu ſind ſeit manchen Jahren im Schooße dieſer Akademie zwei große, faſt vollendete grammatiſche und lexicaliſche Werke, die vergleichende Sprachlehre des Indiſch-Germaniſchen Sprachſtammes, und der Althochdeutſche Sprachſchatz, ausgeführt, und mehrere wichtige Altdeutſche Quellen herausgegeben worden. — Dem unterdeſſen noch bedeutend vermehrten Kreiſe dieſer, und ſo vieler anderer würdigen Forſcher, ſehe ich heute mich zugeſellt, durch die mir über alles ehrenvolle Aufnahme in die Akademie, welche nicht bloß in Deutſchland die erſte iſt; und obgleich ich nur zu wohl weiß, wie manchmal ich geirrt, und wie wenig ich bisher geleiſtet habe, ſo darf ich doch wohl bekennen, daß ich, ſeit früher Jugend zu dieſen vaterländiſchen Studien hingezogen, wenigſtens an Liebe zu ihnen und an langjähriger Ausdauer, Keinem weichen möchte; nun aber auch die ſchwere Erfüllung dieſer Stelle um ſo tiefer fühle. —

---

*) Beiträge zur Deutſchen Sprachkunde. Vorgeleſen in der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. Erſte und zweite Sammlung. Berlin 1794—96. 8. Mehr iſt nicht erſchienen. Man kann dazu aber auch Tellers Werk über Luthers Bibel (1794) rechnen.

Ich freue mich, die ruhmvolle Herſtellung unſrer edlen alten Sprache mit der Auferſtehung unſers ganzen Volkes erlebt, und ſie nach Vermögen, obſchon mehr mit Wünſchen als mit Werken, begleitet zu haben.

Zwar dauert auch bei uns die Einwirkung des Fremden und Vermiſchung der Sprachen mannigfaltig fort, mit dem friedlichen Weltverkehre, der niemals größer war, als jetzt: aber es geſchieht doch eben nur für den geſelligen Verkehr und für den Markt des Lebens, wo Scheidemünze Bedürfnis iſt: die edlen gediegenen Stücke bleiben dennoch der Sprache unverſieglicher Hort und Troſt.

Im reinen Deutſch erklingen noch immer die Ur- und Naturlaute der Sprache, urkundlich ſchon länger als durch drei Halbjahrtauſende; noch leben darin die Nachklänge der heimiſchen Mythologie und der älteſten in mythiſches Gewand gekleideten Weisheit und Wiſſenſchaft; noch bewahrt ſie unter den Chriſtlichen Völkern die älteſten Denkmäler der Nationalpoeſie, die älteſten Urkunden der Geſchichte. Die Germaniſche Sprache war im Norden Götterſprache, noch neben der Menſchenſprache: wie die Germanen ſelber ſich für der heimiſchen Mutter Erde entſproſſene Götterſöhne hielten, und auch von dem letzten Römer, Tacitus, dafür erkannt wurden; ihre Sprache war und iſt noch Deutſche Heldenſprache, Sprache des Heldengedichtes.

Noch iſt bei uns die Sprache der ernſten, würdigen, gemeſſenen Poeſie hoch erhaben durch Reinheit, Adel, Alterthümlichkeit und freie Stellung, über die Sprache der gemiſchten, niedern Darſtellung und Proſa des gemeinen Lebens. Ebenſo, und noch höher erhebt ſich unſre heilige Kirchenſprache; und dem gemäß ſollte nun auch die Staats- und Amtsſprache auftreten, als Urkunde würdiger Geſchichtſchreibung, ſie ſollte vor allen der Reinheit ſich befleißigen, als Bedingung der Allgemeinverſtändlichkeit und wahrer Volksthümlichkeit.

Dieß alles machte und macht ſich freilich nicht ſowohl durch Anſtalten, Gelahrtheit und Vorſchriften, als vielmehr durch ſchöpferiſches Wirken und Walten begabter Menſchen, und in ihnen des Geiſtes ſelber. — Und da erfreut ſich unſer Vaterland hoher Begnadigung von oben: der Gewaltigſte iſt zugleich der Mächtigſte und Herrlichſte der Deutſchen Rede; voll Begeiſterung für das theure Vaterland, iſt Er der treuſte Pfleger der geliebten Mutterſprache, deren ſchönſten Laut Er verkündigt hat; Sein erhabener Wille hat uns hier verſammelt; Sein lebendiges Wort vereint alle Deutſchredenden Männer zu Einem Manne, und das dankbare Vaterland benennt Ihn gegenwärtig ſchon vor allen den Deutſchen.

Die Klage.

Schluſsgeſang

des

Nibelungenliedes

in der alten vollendeten Geſtalt.

Herausgegeben

durch

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung gefertigt.

Berlin, 1852.
Vereins-Buchhandlung.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

18938

Geſchichte und Bedeutung des Nibelungenliedes.

Die Sage von den Nibelungen, von Sigfrid und Chriemhild, iſt eine Urſage des groſsen Germaniſchen Volkſtammes, welche, mit ihm im Morgenlande wurzelnd, ſich manigfaltig ausgebreitet hat. Gewiſſe Grundzüge derſelben gehören der Urgeſchichte des Menſchengeſchlechts an, und kehren, mit anderen Zügen verſchmolzen, anders geſtaltet und benannt, in weiter Entfernung wider, als Jaſon, Perſeus, Ruſtan u. ſ. w., ja noch als Triſtan. Sigfrid und die Nibelungen, als die gröſte und bedeutſamſte Germaniſche Stammſage, ſind ſo vor allen auch das gemeinſame groſse Heldengedicht aller Deutſchen, ſowol in Skandinavien, als im eigentlichen Deutſchlande.

Diſe Heldenſage erſcheint in der älteſten Nordiſchen Darſtellung der Edda-Lieder, dem Auszuge der jüngern Edda, und den dazu gehörigen Saga's, noch ganz in die Göttergeſchichte eingeſenkt, durch Abſtammung der Helden von den Göttern und Einſchreitung der Götter, und bildet rhapſodiſch ein heroiſches Epos zu dem mythologiſchen Univerſalgedichte des Nordens. Die proſaiſche Verarbeitung diſer Alliterations-Lieder in der Volſunga-Saga bildet den erſten Teil der Saga von Ragnar Lodbrok, der Sigfrids Tochtermann ſein ſoll, und mit dem (um 750) die Geſchichte aufdämmert. Sein Skalde Bragi der Alte verherrlichte ſeinen Stamm. Nornageſt, durch Gunſt der Nordiſchen Parcen (Nornen) ſchon 300 Jahr alt, erzält dem Norwegiſchen König Olaf Tryggvaſon (ſt. 1000) als Augenzeuge von Sigfrid und den Nibelungen, und ſingt zum Teil eben diſe Lieder. Olafs Nachfolger, Olaf der Heilige (ſt. 1030) lieſs den Isländiſchen Skalden Thorfin ein Lied von Sigfrids Drachenkampfe dichten. Denſelben Kampf beſang der Isländiſche Skalde Thiodolf von Svarfdal auf Anlaſs des Norwegiſchen Königs Harald Hardradi (ſt. 1066). Beide noch vorhandene kunſtvolle Meiſterlieder bewären das vil höhere Alter der einfachen Eddalieder.

Diſe Eddalieder, mit ihrer Mythologie, durch einen geehrten Sängerſtand der Skalden und durch die allgemein beliebte und geübte Skaldenkunſt lebendig überliefert, — erhielten ſich auf Island, wohin die freiheitliebenden Norweger die altheimiſchen Götter, Verfaſſung, Geſetze, Sitten, Sprache, Lieder, Sagen und Geſchichte flüchteten, und allein zum Teil noch bewahrt haben, indem ſie das erſt im Jahr 1000 fridlich angenommene Chriſtentum und deſſen Bildung zur Aufzeichnung diſer alten Denkmäler anwandten.

Volksmäſsige Heldenlieder von Sigfrid und Brunhild, Chriemhild und den Nibelungen, ohne diſen mythologiſchen Hintergrund, ſang man auch in der Chriſtlichen Zeit, bis ins 17te Jahrhundert, in Dänemark; und noch gegenwärtig ſingt, ja tanzt man ſolche Lieder bei Hochzeiten auf den von Island bevölkerten Färöern.

Der Norden bemächtigte ſich auch um die Mitte des 13ten Jahrhunderts der eigentümlichen Geſtaltung diſer Heldenſage in Sächſiſchen und anderen Norddeutſchen Liedern und Ueberlieferungen, vermiſcht mit den urverwandten Nordiſchen, in der groſsen proſaiſchen Wilkina- und Niflunga-Saga: ſowie ſchon im Jahr 1130 ein Sächſiſcher Sänger den Schleswigiſchen Herzog Knud durch das Lied von Chriemhildens verräteriſcher Einladung ihrer Brüder warnte.

In Deutſchland ſelber hat ſich wenigſtens Sigfrids Geſchichte noch als Volksbuch in manigfaltiger Bearbeitung erhalten; es iſt urſprünglich nur proſaiſche Auflöſung der alten, noch im 16ten Jahrhundert geſungenen rhapſodiſchen Sigfrids-Lieder. Meiſtergeſänge von Sigfrids Thaten ehrte noch im vorigen Jahrhundert der Stadtrath zu Worms durch einen Ehrenwein, nachdem dort, anſtatt des Bluttrankes zur Bluthochzeit Chriemhildens im Roſengarten, die Liebfrauenmilch geſchenkt wurde. Jenen volksmäſsigen alten Sigfrids-Liedern änliche Lieder hat es auch von den Nibelungen, als zweitem Teile zu Sigfrids Leben und Tod, von Chriemhildens Rache ſeines Mordes, gegeben: wie noch Auszüge bei dem gedruckten Heldenbuch, mancherlei Anſpilungen, und eben auch die Niflunga-Saga bezeugen.

Auf ſolchen Liedern beruht alſo auch das groſse, beides, Sigfrid und der Nibelungen Not, umfaſſende Heldengedicht, — das Nibelungen-Lied.

Sänger und Volk ſangen und ſagten von den Helden diſes Liedes ſchon zur Zeit der Völkerwanderung, an deren weitberühmte Namen und weltverändernde Geſchicke ſich die älteſte geſchichtliche Geſtaltung früherer Sagen anſpinnt, vornämlich an den weltſtürmenden Hunnenkönig, genannt die Geiſel Gottes, und zunächſt an den Untergang des Burgundiſchen Königshauſes (hier Nibelungen genannt) durch ihn; und der Nibelungen Not iſt, wie noch ein heldiſcher Abglanz der Götterdämmerung (Ragna-Rök), ſo noch ein Nachhall, ſowie Vorſpiel, der Katalauniſchen Völkerſchlacht, wodurch mit den übrigen Deutſchen Stämmen auch die vor allen gebildeten Gothen frei wurden, zur Gründung des Oſtgothiſchen Reichs durch den Groſsen Theodorich (Dietrich von Bern d. i. Verona) vom Königſtamme der Amaler: das ſind die hier noch gegen die Nibelungen in der Noth auftretenden Amelungen.

Am Hofe Attila's, des eiſernen Völkertreibers und Königs der Könige, ſangen über Tiſche, wo Hunnen, Gothen und andere Deutſche Völker beiſammen ſaſsen, zwei Sänger von den Thaten des Königs und ſeiner Helden, als er mit ſeiner Tochter Hochzeit hielt: gleichwie im Nibelungenliede Werbel und Swemmel, Etzels (Attila's) Fidler, bei ſeiner Hochzeit mit Chriemhild und bei Chriemhildens Bluthochzeit aufſpilen.

Auf welche Weiſe diſe älteren Nibelungen-Lieder, im Gedränge der hundertjährigen Völkerzüge, deren Kreuzweg Deutſchland war, ſich lebendig erhielten, wiſſen wir nicht; eben weil ſie immer warhaft, nur von Munde zu Munde lebten, und verklangen: wol aber wiſſen wir, daſs immerdar, mit dem gewaltigen, das Chriſtliche Europa geſtaltenden Ringen der Germaniſchen Völker, daheim, und in den Ländern des heidniſch erſtorbenen Römerreichs, die Luſt am alten Heldengeſange, wie an Heldentaten, lebendig blieb, ſtäts neuen Stoff fand und hervorbrachte, ſich daran erneute und das Erlebte damit verquickte. Und wenn die Germaniſchen Eroberer in den Romaniſchen Ländern, mit der Bildung neuer Sprachen, Völker und Geſchichte, auch der angeſtammten Heldenſage vergaſsen, ſo erhielt diſe ſich um ſo kräftiger daheim bei den fortwärend Deutſch redenden Männern. Die Helden waren ſelber oft Dichter; zumal im Norden, wo die Skalden zugleich Helden und Kampfgefährten der Könige waren: wie noch im Nibelungenliede der edle Freiherr Volker, genannt „der Könige Spilmann“, gleich meiſterlich das Schwert und den Fidelbogen zum Geſange führt.

Karl der Groſse, der erſte gewaltige Chriſtliche König der Könige, zugleich in Sprache, Tracht und Sitte, noch ganz ein Altfranke, ſammelte auch die Lieder von den Heldentaten der Altvordern, namentlich von Dietrichs (Theodorichs) Oheim Ermenrich; welche ſein Sohn, Ludwig der Fromme, nicht mehr leſen mochte; auf deren Bücher jedoch Erzbiſchof Fulko von Rheims ſich noch im Jahr 885 gegen König Arnulf beruft. Darunter befanden ſich ohne Zweifel auch die Nibelungen, als der Grund- und Schluſsſtein des Deutſchen Sagenkreiſes, der einzige Edelſtein des Deutſchen Sagenringes, der Waiſe der Deutſchen Sagenkrone.

Als ein Nachklang diſer verſchollenen Karolingiſchen Liederſammlung erſcheint noch die Altnordiſche Saga von dem weitgereiſten Grafen und Magier, Jarl Magus, deſſen Magie Karl dem Groſsen die Gebilde der Nibelungen, Amelungen und anderer Helden vor Augen ſtellt: wie Fauſt dem Kaiſer Karl V Alexandern d. Gr.

Das Bruchſtück vom Amelungiſchen Hildebrandsliede in Allitterationsverſen, deſſen Inhalt zunächſt auf die Nibelungennot folgt, und das gewis nicht jünger iſt, kann als Urkunde dienen, wie die Lieder diſer Karolingiſchen Sammlung den Eddaliedern änlich geweſen.

Wie Karl der Groſse die Heldenbahn der Völkerwanderung, nur umgekehrt, Rhein aufwärts und die Donau hinab bis an die Leita, gegen die Avaren, erneute: ſo geſchah es auch in der jüngern Heldenzeit der Sächſiſchen Kaiſer, vornämlich unter Otto dem Groſsen, welcher durch den glorreichen Sieg auf dem Lechfelde (955) die an der Avaren-Stelle getretenen Ugri (Ungarn) für immer aus Deutſchland verwies. Die Geſchichte ſelbſt verwechſelt diſe, nur in Wildheit verwandten Ungarn, wie vor ihnen die Avaren, mit den alten Hunnen: um ſo eher that daſſelbe die durch eben diſe Heerfahrten aufgefriſchte Sage, welche ſich an die letzte Zeit auch wider geſchichtlich anwehte.

Das dem Nibelungenliede überall angehängte Gedicht von der Klage (über die Todten, deren Begräbnis, und Heimſendung der Waffen) berichtet, daſs der damalige Biſchof Pilgerin von Paſsau (ſt. 991) aus Erzälung Swemmels und aus anderen mündlichen Mittheilungen von angeblichen Ohren- und Augenzeugen der ungeheuren Nibelungenſchlacht in Ungarn diſe „gröſseſte Geſchichte, die je auf der Welt geſchah, und davon noch Junge und Alte ſingen und ſagen“, durch ſeinen Schreiber (Kanzler) Konrad aufſchreiben lieſs; zu Liebe ſeiner Schweſterſöhne, der gefallenen Burgundenkönige, deren Todesfeier er auch begeht: — alles in denſelben erdichteten Verhältniſſen, wie Pilgerin im Nibelungenliede ſelber auftritt, ein halb Jahrtauſend überſpringend.

Pilgerin lieſs diſes Werk aber Lateiniſch verfaſſen: wie denn auch dergleichen Bearbeitungen alter Heldendichtungen damals Lateiniſch in Verſen und Proſa an der Zeit waren, und namentlich das genau mit den Nibelungen verbundene Gedicht von Walthers Thaten bei Attila und gegen die zwölf Helden von Worms, durch den St. Galler Mönch Eckehart I (ſt. 973) in Hexametern verfaſst, von Geraldus (vor 991) und Eckehart IV (vor 1022) verbeſſert iſt; welches Gedicht im 11ten Jahrhundert im Kloſter Novaleſe am Mont-Cenis zur Longobardiſchen Legende aus Karls des Groſsen Zeit, und von dem Poſenſchen Biſchof Boguphal (ſt. 1253) zur Polniſchen Geſchichtſage, auch Lateiniſch, in Proſa verarbeitet ward.

In welchem Verhältniſſe Pilgerins Lateiniſches Werk ſonſt noch zu unſerem Nibelungenliede ſtand, und wie diſes ſich zunächſt aus verwandten mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferungen hervorbildete, und endlich, durch welche Hand es in die vorligende Geſtalt gebracht worden, — das iſt uns widerum verborgen. Wir erkennen jedoch an dem groſsen Werke ſelber, daſs es, im weiten Kreiſe der innig damit verflochtenen Lieder des Heldenbuchs, und als letzter tragiſcher Akt deſſelben, zur ſchönſten Blüte des geſammten Altdeutſchen Lebens emporwuchs: gegen das Jahr 1200, in der glorreichſten Zeit des Deutſchen Kaiſertums unter den Hohenſtaufen; als ſelbſt im Kampfe mit der Hierarchie, und überhaupt im Verkehre mit den Romaniſchen Völkern und mit dem Morgenlande, vor allem aber aus mächtigem innerm Triebe, die höchſte Entfaltung des alten Germaniſchen Heiden- und Heldentums zum Chriſtlichen Rittertum hervorgieng. So ward diſes uralte Volkserbe zu einem groſsen Helden- und Rittergedichte vollendet, welches, warhaft volksmäſsig, zugleich der höchſten Bildung ſeiner Zeit, ja aller Zeiten, genügte. Und ſolches geſchah durch einen der herrlichſten und edelſten Dichter im Herzen des Vaterlandes, der in dem mächtigen Werke ſein ſelber vergaſs, den man aber in dem ritterlichen Spilmann Volker abgeſpiegelt ſehen möchte: ſo daſs der Nibelungendichter villeicht einſt ebenſo ſein Abſchiedslied zur Geige ſang, wie Volker bei der Markgräfin von Oeſterreich zu Pechlarn (an der Donau); wenn er auch nicht ebenſo mit dem Schwertfidelbogen den Hunnen oder Ungarn zum Todtentanze aufſpilte.

Durch ſolchen gewichtigen Inhalt und die ihm gemäſse Darſtellung iſt diſes Gedicht nun das eigentliche Deutſche Nationalepos. In diſem Sinne iſt es das gröſte Deutſche

Volkslied und zugleich ritterliche Heldenlied. Nicht als eine Reihe von ſelber zuſammengehöriger und zuſammengefloſſener gleichmäſsiger Lieder von vilen, wol gar zwanzig namenloſen Volks- und Hofſängern, welche Lieder zuletzt ein ebenſo unbedeutender wie unbekannter Reimer verbunden und ausgefüllt habe. Eine änliche Erſcheinung ſind freilich die Eddalieder von den Nibelungen, welche jedoch meiſt nur kurz, abgerundet und für ſich verſtändlich, zumteil über einander hingreifen, oder Variation deſſelben Inhaltes, und durch Proſaſätze und Auszüge nicht mehr vorhandener Lieder verbunden ſind, und von namenloſen Dichtern, wie die Götterlieder der Edda, in derſelben einfachen Darſtellungs- und allitterirenden Liedesweiſe, ſich aus unvordenklicher Zeit lebendig überlieferten, zumal durch den dazu berufenen Sängerſtand der Skalden, bis ſie ſo aufgeſchriben wurden. Von allem diſem ſehen wir bei unſerm Nibelungenliede nichts: zwar Spuren Uraltertums, einzelne Allitterationsſprüche der einſt gemeinſamen Germaniſchen Versweiſe, für diſe dagegen die Reimſtanze: aber auch nicht die älteſte Reimſtanze, wie ſie volksmäſsig und ausgebildet im Sigesliede der Franken, bei Otfrid und Anderen erſcheint, deren weltliche Lieder er am ſicherſten dadurch verdrängen mochte: ſondern in einer erſt um die Mitte des 12ten Jarhunderts entſtandenen epiſch-lyriſchen Strophe namhafter edler Minneſinger, welche laut der Angabe beim Otnit und Wolfdietrich von zwei Meiſtern in Eichſtätt, zum groſsen Heldenliede gebildet, geſagt und geſungen wurde, und ſo zum allgemeinſten Deutſchen Heldenſange gedieh, welche der Nibelungendichter auch anwandte und vollendete, und nach ihm die Dichter des Gudrunen- und Waltherliedes weiter bildeten. Hier alſo, ohne Skalden, iſt an eine lebendige Ueberlieferung aus unvordenklicher Zeit gar nicht zu denken. Das Nibelungenlied iſt vilmehr das groſse wolausgeführte Heldengedicht Eines groſsen Dichters, aus mancherlei mündlichen Sagen und Liedern, und ſchriftlichen Urkunden; wobei wol einzelne Nachwirkungen derſelben widerſprechend ſtehn gebliben, und zu manigfaltigen Erweiterungen, Einſchiebſeln, Berichtigungen, Ausgleichungen und Ueberarbeitungen Anlaſs geboten: wie wir all dergleichen noch an den verſchiedenen Urkunden des groſsen Heldengedichtes von Otnit und Wolfdietrich aufzeigen können.

Auch beim Nibelungenliede machte nachweislich das alte Geſammteigentum daran noch manigfaltig ſich geltend, und ſchon im 13ten Jarhundert wurden, auch von unbekannter Hand, mancherlei Veränderungen und Zuſätze daran gemacht, und inſonderheit iſt eine ſtarke durchgängige Ueberarbeitung und Abglättung des Gedichts zu unterſcheiden, welche ſchon vor dem Jahre 1228, es ſcheint, in den Rheingegenden, ausgeführt iſt und von gebildetem Sinne zeugt.

Auch ſonſt wurde fortwärend in den verſchiedenen Abſchriften des Nibelungenliedes, bis ins 16te Jahrhundert, mancherlei daran eben nicht verbeſſert. Aber ungeachtet der vilen, zumteil trefflichen bis ins 12-13te Jarhundert zurückgehenden Handſchriften (man zählt deren bereits 21), iſt diſes Werk jedoch immer mehr nur Eigentum der Gebildeten gebliben, und hat nicht die volksmäſsige Wirkung behalten, wie das gleich mit Erfindung der Buchdruckerkunſt gedruckte Heldenbuch, und einzelne dazu gehörige, auch oft volksmäſsig gedruckte Gedichte; welche allerdings urſprünglich ſchon, nach Inhalt und Darſtellung, tief unter dem Nibelungenliede ſtehn, und deren weitere Entſtellung für und durch den Druck, wie ſie zunächſt das obgedachte Sigfrids-Lied zeigt, alſo dem Nibelungenlied erſpart wurde. Die noch, neben ſolcher Anwendung der Druckerei, womit erſt die Litteratur der Volksbücher begann, lange fortgeſetzten Nibelungenabſchriften bekunden die ſtäte Wertſchätzung diſes Gedichts; und ſelbſt der letzte ritterliche Kaiſer Maximilian I lieſs es im Jahre 1517, aus einem alten „Heldenbuch an der Etſch“ prächtig abſchreiben und verzieren, in einem neuen groſsen Heldenbuche, das auf ſeinem Tiroler Stammſchloſſe Ambras bewahrt wurde.

Seitdem blieb nur dunkle Kunde von diſem Gedichte bei Oeſterreichiſchen und Bairiſchen Geſchichtſchreibern (Bruſch, Hund, Hanſitz, Lazius), mittelbar durch ſie auch bei Opitz. Erſt Bodmer entdeckte es wider, und gab 1757 den hintern Teil und die Klage, aus einer Handſchrift der letzten Ueberarbeitung, in den Druck; welchen Chr. Müller in Berlin 1782 widerholte, und den vordern Teil hinzufügte, zwar unwiſſend aus einer Handſchrift der älteſten Darſtellung. Johannes Müller verkündigte nun das alte Heldenlied als eine der gröſten Taten des Deutſchen Volkes. Goethe würdigte es ebenſo, und trug es einem erwälten Kreiſe lebendig vor (1807). Zu gleicher Zeit gab Schreiber diſes eine Erneuung des Ganzen, mit Herſtellung der bisher überſehenen ſtrophiſchen Form, aus den Handſchriften (1807), ſo wie es trauten Freunden (1805—6) vorgeleſen war. Der hohe Geiſt und Sinn des alten Heldenwerks lieſs die jungen Gemüther, wärend jener unſeligen Zwingherrſchaft des Neufränkiſchen Attila, darin ihren gemeinſamen Troſt und unverſiglichen Hort finden, der ſicherlich auch zur Befreiung und Herſtellung des Vaterlandes durch neue Völkerſchlachten mitwirkte. Wie damals, und ſeitdem fortwärend in unzäligen Abdrücken und Ausgaben ſowol der älteren (1816, 1826) als der jüngeren Darſtellungen (1821, 1846), in Bearbeitungen aller Art, das groſse unerſchöpfliche Gedicht, wiſſenſchaftlich, geſchichtlich und künſtleriſch wirkſam geblieben, weiſs die Gegenwart.

Nach mancherlei dramatiſchen Verſuchen, ſchon von Hans Sachs, iſt unlängſt ſelbſt die Vorſtellung auf der Bühne geglückt: ſowie ſchon der Norwegiſche König Sigurd (Sigvrid), benannt der Jeruſalemsfahrer, um 1100 auf dem Hippodrom in Konſtantinopel, wo Normannen die Leibwache waren, die Dichtungen von den Nordiſchen Göttern (Aſen), Volſungen (Sigfrids Anen) und Nibelungen, mit groſser Pracht, Sang und Klang, vorſtellen ſah.

Endlich, die bildliche Darſtellung anlangend, ſo gab es hier wol alte überlieferte Abbildungen. Laut der Eddalieder, wirkte ſchon Gudrun (Chriemhild) eine Schlacht Sigmunds, Sigfrids Vaters, und Brunhild wirkte den Drachenkampf Sigfrids auf einem Teppich;

und der Norwegiſche König Olaf der Heilige (ſt. 1030) lieſs nach einem ſolchen Bilde den Skalden Thorfin das ſchon erwähnte Lied dichten. Gemälde deſſelben Lindwurmkampfes ſah man noch im Jahre 1690 an mehren öffentlichen Gebäuden in Worms. Im Nibelungenliede wird Sigfrids Schönheit mit einem Gemälde auf Pergament verglichen, wie es auch wol in Nibelungenhandſchriften ſelber gab. Einige ſolche kleine Bilder zeigt in den gemalten Anfangsbuchſtaben die St. Galler Handſchrift; vile gröſsere Gemälde, warſcheinlich nach älteren Vorbildern, bewahrt eine Papirhandſchrift vom Jahr 1426, welche unter andern Sigfrids Tod durch einen Pfeilſchuſs (gegen das Gedicht) vorſtellt: wie daſſelbe, bevor diſe Handſchrift bekannt war, Cornelius that.

Die manigfaltigen neueren bildlichen Darſtellungen aus den Nibelungen, welche mit Cornelius gleich ſo glänzend begannen, daſs Goethe ſie für ein Wunder erklärte, „als wenn die Kunſt in Mutterleib zurückgekehrt und widergeboren wäre“, ſie bewären die tiefe Bedeutung des unerſchöpflichen, uralten und immerdar neuen Liedes vor allen auch durch ſeine mächtige Wirkung auf die neuere Deutſche Kunſt.

Ich weiſe hier nur auf die bedeutendſten Erſcheinungen diſes Kreiſes hin.

Als Cornelius in Rom 1816 noch an dem Titelblatt ſeiner Nibelungenbilder arbeitete, welches das Ganze trefflich zuſammenfaſst, vervollſtändigt und mit der Nibelungen-Not groſsartig abſchlieſst, da brachte Ruhl ſeine Zeichnungen zum geſammten Heldenbuch, aus meiner Verdeutſchung der Wilkina- und Niflunga-Saga (1814), nach Rom, welche auch längſt durch Steindruck bekannt ſein ſollten. Sein nächſter Freund Fohr arbeitete an einem Bilde, wie die Donau-Nixen den Hagene ins Waſſer locken, als die Tibernixe den jungen Künſtler beim Baden hinabriſs: was aus dem mir verſprochenen Bilde geworden iſt, habe ich nicht erfahren. *) Ein kleines Abbild deſſelben Inhaltes

---

*) Vergleiche über diſe Nibelungen-Bilder in Rom meine Briefe in die Heimat (1816—17), Bd. II, S. 295, 298, 311.

von Henning war vor einigen Jahren hier in Berlin ausgeſtellt. Ein ſchönes Bild von Sigfrids Tod, in Kupfer geſtochen, ward mir nach dem Tode des jungen Künſtlers Ganglof zugeſandt. Sigfrids Jagd ſah ich 1823 in Frankfurt von Fellner trefflich gezeichnet, ſpäter auch Hagen und Volker vor Chriemhild ſitzend. Von Schnorrs riſigen Wandgemälden des Nibelungenſales im Königsbau Ludwigs I zu München gibt ausfürlichen Bericht, mit Abbildungen, des Grafen A. Raczynski Geſchichte der neuern Deutſchen Kunſt, deren Verdeutſchung ich eine Ueberſicht des ganzen Nibelungen-Liedes beigefügt habe (1838). Noch bekannter durch den Druck ſind die nach Zeichnungen deſſelben Meiſters, mit Zieraten von Neureuther, ausgeführten Holzſchnitte der Stuttgarter Erneuung des Nibelungenliedes durch Pfitzer, zur Jarhundertfeier des Buchdrucks (1840); ſowie die Holzſchnitte der Leipziger Ausgabe der Nibelungen aus Laſsbergs Handſchrift und Marbachs Erneuung, zu derſelben Jarhundertfeier, nach Zeichnungen von Hübner, Bendemann und Rethel. Die Holzſchnitte vorligender, urſprünglich für daſſelbe Feſt beſtimmter Ausgabe ſind von Holbein. An Umfang und Bedeutung ſtehn in neuſter Zeit voran die Wandgemälde mit reichen Verzierungen von Kolbe, womit Friedrich Wilhelm IV die beiden offenen Säulenhallen des Marmorpalaſtes am Heiligen See bei Potsdam verherrlicht hat. Endlich, von Kaulbach ſind Zeichnungen zu den Bildern des neuen Proſa-Volksbuchs von Sigfrid durch Guido Görres. Auch gehört hieher Kaulbachs Hunnenſchlacht, darin mit Attila auch die Germanen die ungeheure Geiſterſchlacht ſchlagen, welche ſo mächtig an die Nibelungen-Not und Götter-Dämmerung anklingt. Diſes Bild, zur Ausfürung als eins der groſsen weltgeſchichtlichen Wandgemälde der neuen Kunſthalle unſers Deutſchen Königs beſtimmt, verkündet uns, daſs von derſelben Meiſterhand auch die Nibelungen ſelber bildlich in vollendeter Geſtalt neu hervortreten ſollen.

v. d. Hagen.

Din Kláge.

1.

Aventiure von der Klage.

Hie hebt ſich ein mære, daz iſt vil redebære
und ouch vil guot ze ſagene, niwan daz ez ze klagene
den liuten allen ſo gezimt; ſwer ez z'einem mal vernimt,
der muoz ez jæmerliche klagen und immer jamer davon ſagen.
Het' ich nu die ſinne, daz ſîz gar ze minne
heten, die ez ervunden; ez iſt von alten ſtunden
vür die warheit her geſaget: ob ez iemen miſſehaget,
der ſol ez lazen ane haz, und hœre die rede vürbaz.
Dizze vil alte mære het ein ſchribære
wilen an ein buoch geſchriben, Latine, desn' iſt ez niht beliben,
ez enſi ouch davon noch bekant, wie die von Burgonden lant
mit vröude in ir geziten in manigen landen witen
ze grozem priſe waren komen, als ir vil dikke habt vernomen,
daz ſi vil eren mohten walten, heten ſîz ſit behalten.
Ju iſt nach ſage wol bekant, Burgonden hiez ir lant,
davon ſi herren hiezen; die in diu erbe liezen,
die ſol ich iu nennen, daz ir ſi muget erkennen:
als uns daz buoch geſaget hat, Ein künik hiez Dankrat,
ſin wip hiez vrou Uote, an herzen und an muote
was ſi tugenthaft genuok, diu da krone bi im truok
dri ſüne bi im gewan, und ein tohter wolgetan,
diu was Kriemhilt genant, ir name witen iſt erkant.

1—44.

Diu nam ſider einen man, davon ſich prueven began
vil maniges guoten rekken not, und daz er ſelbe gewan den tot
von ander liute übermuot. alſo noch vil maniger tuot,
der guoten liuten traget haz, ern' weiz ſelbe, umbe waz:
Des entet Sivrit idoch niht; diz mære im grozer tugende jiht,
daz er diemuotik wære und alles valſches lære.
man het in liep, daz was reht; er wære ritter oder kneht,
armen unde richen, den kund' er ſich gelichen;
er was ouch ein vil ſtark man, kuene unt vil wol getan;
er hete grozer tugende hort: ſit wart der helt ermort,
niwan durch haz und durch nit. Als uns iſt geſaget ſit,
und iſt uns von den buochen kunt, ſin vater der hiez Sigemunt,
und ſaz da ze Sanden, der künek von Niederlanden;
ſin muoter diu hiez Sigelint: er was ir einigez kint.
Sit nam ſi einen helt junk, des vater der hiez Botelunk,
der künek von Hiunen richen, mit dem ſi herlichen,
nach ir jamer, ſit geſaz. der rede meiſter hiez daz
ouch tihten an dem mære, wie rich der künek wære:
Ezele der edel künik rich, der het allertagelich
zwelf künige under im, von der warheit ich daz nim',
die dienten im mit eren; man gevrieſch nie ſo heren
under heiden, noch under Kriſten; genuoge, die daz wiſten,
die riten zuoz'im in ſin lant. Wizze iſt uns ouch bekant,
daz der künik hete ein wip, daz tugenthafter vrouwen lip
bi ir ziten niemen vant: Helke ſo was ſie genant.
Ir habt vernomen dikke daz, wie vron Kriemhilt ſit geſaz
zen Hiunen, als vron Helke e: doch tet ir z'allen ziten we,
daz ſi ellende hiez; der jamer ſi vil ſelten liez
geruowen einen halben tak, wand ir an dem herzen lak,
wie ſi verlos ir wunne; ir allernæhſtez kunne
het ir ir ir lieben man benomen. Nu was ez an die rede komen,

45—106.

daz vroun Uoten kinde allez daz geſinde
dient' in Hiunen riche und alſo vorhtekliche,
ſam ſi vroun Helken taten; in ir kemenaten
mohte ſi do ſchouwen mer meide unde vrouwen,
danne in ir vater lande; der guoten wigande
hete ſi vil groze kraft, tegeliche ritterſchaft
die ir ougen ſahen: daz enkunde niht verdahen,
irne weinten ane lougen diu ougen irs herzen tougen.
Sit do brahte ſi'z daran, do ſi den grozen gewalt gewan
in Hiuniſchen richen, daz ſi vil tougenlichen
der ſtarken rache erdahte, die ſi doch ſit volbrahte,
umbe Sivrit ir man; davon leider ſit gewan
vil manik edel man den tot. der rache twank ſi groziu not,
do ſi verlos den wigant; wand er het wol elliu lant
mit ſiner kraft verkeret. davon was geſeret
beidiu, ir herze und ouch ir muot; ez duhte ſi vil ſelten guot,
ſwaz iemen vröuden kunde pflegen, ſi het es alles ſich bewegen.
Swie dikke daz geſchæhe, daz Kriemhilt vor ir ſæhe
zwelf künege under krone ſtan, die ir waren undertan,
daz was ir allez hie ein wint; ſi het daz Sigemundes kint
mit ſime dienſte braht darzuo, daz ſi ſpate unde vruo
gedaht' an Sigelinde, wie ſi mit ir kinde
lebt' in grozer wunne. Jane kunde ir beider kunne
den willen nie erwenden, ſine hete mit ir henden,
ob ſi mohte ſin ein man, ir ſchaden, als ich verſtan,
errochen manige ſtunde. geſchehn ez niht enkunde,
wande ſi hete vrouwen lip. Ez truok daz jamerhafte wip
den willen in ir muote; daz enkom den niht ze guote,
von den ſi den ſchaden nam; wand ez ir rechen gezam.
Des enſol ſi niemen ſchelten. ſolt' er des engelten,
der rehter triuwen kunde pflegen, der hete ſchiere ſich bewegen,

107 – 168.

daz er mit rehten dingen möhte niht volbringen
deheinen triuwestæten muot. triuwe diu iſt darzuo guot,
ſi machet wert des mannes lip und eret ouch alſo ſchœniu wip,
daz ir zuht, noch ir muot nach ſchanden nimmer niht getuot.
Als ouch Kriemhilde geſchach, der von ſchulden nie geſprach
valſchiu wort dehein man. ſwer dizze mære gemerken kan,
der ſeit unſchuldek wol ir lip; wan daz edel werde wip
tæte nach ir triuwe ir rache in grozer riuwe.
Nu iſt daz dikke e wol geſagt, wie Ezele het betagt
vil vürſten lobeliche heim in ſiniu riche,
durch Kriemhilde bete daz der künik gerne tet;
er ſchuof in groze wirtſchaft, wand er durch der helede kraft
bezeigen wolde ſinen pris. Do was diu vrouwe alſo wis,
daz ſiz mit liſten ſo an vie, daz ſi der niht beliben lie,
die ſi z'ir hochgezite gerne ſach, den da vil leide ſit geſchach.
do ſi komen in daz lant, Ezele der wigant
erbot in willigen muot. ſo wolgelobten helt guot
man bi einander nie bevant, als uz Burgonden lant
het gevueret Gunther, Dankwart unde Giſelher,
Hagen unde Gernot. daz Kriemhilde golt rot
ſi heten ze Rine lazen. diu wile ſi verwazen,
daz ſi's ie gewunnen künde! ich wæn', ſi ir alten ſünde
engulten, und niht mere. Ezel der künek here
mit zühten gein den vürſten gie, do er ſi minneklich enpfie
mit vröuden in ſime riche, ſinen dienſt vriuntliche
er den helden do gehiez: den in leiſten niht enliez
Kriemhilt diu edel künigin. daz muoz et Got geklaget ſin,
daz ſi die helde ie geſach; davon leide do geſchach
vil maniger muoter kinde. daz Ezelen geſinde
ſich vröut' ir künfte ſere; ſi wanden, daz ir ere
an hohe wære erſtanden: diu ſider in den landen

169 – 230.

vil harte jæmerlich gelak; in was ir urteiles tak
komen nu ze nahen. die ſi vil gerne ſahen
und ſi ir dieneſt buten an, vil manik wætlicher man,
daz was idoch ein michel not, daz die von in gelagen tot.
Swaz in gedienet hæte, der ez vil gerne tæte,
Ezel der künik riche, und dem ſi billiche
ir dieneſt ſolden bringen, nu muoſe in miſſelingen
von einen alten ſchulden; ez hete wider ir hulden
geworben alſô ſere Hagen der übermuet here,
daz ſi'z lazen niht enkunde, ſine mueſe bi der ſtunde
rechen allez daz ir was; davon vil wenik der genas,
die do waſen mohten tragen: e daz Hagene wart erſlagen,
da ſturben wol drizek tuſent man, do ſich rechen began
Kriemhilt nach ir ſinne, der tot het ir minne,
die da ſterben ſolden, ſi wolden oder enwolden,
ſine mohten, noch enkunden; wand ez het in den ſtunden
den ſik ſo verre genomen der rat, der da was bekomen
von Kriemhilde munde, daz ſi ſich zuo der ſtunde
kunden ſcheiden niht herdan; da von do Ezele gewan
die allergroziſten not, die ein künek, ane tot,
ie gewan an ſime libe; daz kom von ſime wibe.
Daz hiez man allez ſchriben, und waz ir von den liben
wurde da geſcheiden, und wie begunde leiden
in daz leben allen. ja muoſen ſi der gallen
ir herzen do gevolgen, Si wurden ſere erbolgen
den kuenen RinVranken, als ob in ſ[in] ſolde danken
Ezele der vil mære, ob ez ſin wille wære:
do was ez dem künige leit. ez was in allen bereit
uf einen veiklichen tak. Swie ſchone ir der wirt pflah,
daz enkunde niht vervahen, die in da ſazen nahen
unt vriuntliche bi in giengen und e minneklich enpfiengen,

231 — 292.

die muoſen mit in ligen tot. daz was ein not vor aller not.
Vür wunder ſol man immer ſagen, daz ſo vil helede wart erſlagen
von eines wibes zorne. die rekken uz erkorne,
die e waren vil werlich, die der herre Dietrich
gevueret het in daz lant und ouch meiſter Hildebrant,
der belagen ſehs hundert da, ſwie herliche ſi anderswa
in volkes ſturmen herten ſich dikke wol erwerten.
Da verlos der vürſte Blœdelin der vriunde und der mage ſin
wol drin tuſent ſiner man. er vieng ez boslichen an
durch eines wibes lere; ſin lip und ouch ſin ere
in den triuwen wart verlorn; die er ze vrouwen het erkorn,
der dient' er nach hulden, daz er von den ſchulden
alrerſte muoſe weſen pfant; wan die von Burgonden lant
ſich werten alſo ſere, daz man's in jach vür ere.
Der herzoge Herman, ein vürſte uzer Polan,
und Sigeher von Vlachen vil willekliche rachen
der vrouwen Kriemhilde leit; zwei tuſent ritter gemeit
ſi brahten zuo der wirtſchaft, die von der edelen geſte kraft
alle wurden verſwant. Dar het durch Kriechiſchiu lant
braht uz Türkie Walber der vrie
zwelf hundert ſiner man, die muoſen alle da beſtan.
Swaz ir von Kriechen dar was komen und ſwaz die heten da genomen
des Kriemhilde goldes unde Ezeln ſoldes,
den dienten ſi vil ſwinde: von ir vil maniges kinde
wart ſit geweinet ſere. ſi wanden werben ere:
do wurben leider ſi den tot; wan diu vil ſchedelichiu not
het den ſige an in genomen. Die uf gnade waren komen
Ezeln dem richen, die dienten angeſtlichen:
als man uns hat geſaget ſider, der kom nie deheiner wider.
Der wil ich iu nennen dri, daz ellin lant des waren pri,
daz iemen kuener drinne wære, danne Irnvrit der mære

293–384.

und Hawart unde Irink. den waren komen irin dink
wol vor zweinzek jaren, daz ſi vertriben waren
und mit in manck kuene man; ſi heten alſo vil getan
wider des riches hulden, daz ſi in den ſtarken ſchulden
beliben unz an ir ende. Die hete mit gebender hende
Ezel vil wol braht dar zuo, daz ſi nu ſpate unde vruo
taten ſwaz er wolde. do man rechen ſolde
der vrouwen und des küniges leit, des waren ſi willik und bereit.
Ich ſage iu, als ih'z han vernomen, von wannen ſi dar waren komen:
Irnvrit der degen uzerkant der het gerumet Durigen lant,
da er e lantgrave hiez, do in der keiſer da verſtiez.
Hawart der helt ſtarke was voget in Tenemarke;
do was ein marke in Tenelant, da von Irink was grave genant.
Si heten dar beſundert, driu und drizek hundert
in daz Ezelen lant. der wart von Volkeres hant
ſit alſo maniger erſlagen, daz man'z ze wunder wol mak ſagen.
Ouch ſluok der helt mære, der ſpæhe videlære
Irnvride(n) den richen in ſturme herlichen.
Uf der ſtiegen vor dem palas, da diu not geſchehen was,
ſluok Hagen Iringen. der was in dem gedingen,
daz niemen kuener ſolte leben: doch het im vollen lon gegeben,
den er da wolde ſlahen tot, Hagene, der ſit in der not
beſtuont unz hin zem leſten bi den werden geſten.
Hawarten den ſluok Dankwart, des ellen ſelten was geſpart
in deheiner ſlahte not. mich wundert des, daz in der tot
ie getorſte beſtan; wand er hete da getan,
daz man ez ſagete ze mære, ob ez von zwelven wære
alſo kuenen geſchehn, daz man's vür wunder mueſe jehn.
Von ſwannen ſi dar waren komen, oder ſwa man ſi hete genomen
mit botſchefte[n] in den landen, zer Burgonden handen
waren ſi alle geborn. Des liutes wart ſo vil verlorn

von der Gernötes hant, daz man durch drizek künige lant
gevrieſch wol diu mære, - welch ſin ellen wære.
Der ſluog ouch Ruedegêre(n) den markgraven here(n),
da ſi in ſturme waren, do ſah man ſo geburen
den markgraven richen, daz er vil lobelichen
den ſtarken Gernoten ſluok. ir ſtarp da bedenthalp genuok
ir beder mage unde man. vünf hundert ritter wolgetan
mit im dar brahte Ruedeger: der lebt' enheiner langer mer,
vür daz in den ſturm geſprungen; ſwie dikke in was gelungen
bi Ezeln dem richen, die ſluogen gewalteklichen
die von Burgonden lant, ſo daz diu ſtæhelinin bant
dræten von den ſwerten. die ſi da twingen gerten,
die werten ſich vil ſere. Giſelher der herre
den heiz bluotigen bach ungerne vliezende ſach
in den ſelben ſtunden von Ruedegeres wunden.
Swaz des ſchaden dunden wart, den ſi von der hovevart
zen Hiunen genamen, die ze Ezeln kwamen,
daz was ein not ob aller not, daz den Giſelheres tot
niemen kund' erwenden, der mit rate, noch mit henden
nie deheine ſchult gewan an dem Kriemhilde man:
des enkund' er niht geniezen, [wande] ſi einander niht enliezen;
des muoſen ſi erſterben und in der ſchult verderben.
Man klaget' ouch Gernoten, den ſere verſchroten
von der Ruedegeres hant. der voget von Burgonden lant
da vil jæmerlich gelak, der mit eren manigen tak
lebt' unz an die ſtunde; Got im niht engunde
beliben in der ſchulde; ſiner ſweſter hulde
kunde Gunther niht erwerben. ja riet er, daz erſterben
muoſe Sivrit ir erſter man; da von er den haz gewan,
daz im der lip wart benomen. Ez was ouch diſehalp alſo komen,
daz ir ir kint was erſlagen; daz wolden jene niht vertragen,

417—478.

die eʒ da rechen ſolden, und ouch dienen wolden
Ezeln dem richen. daʒ geſchach vil willeklichen.
Wer ſolde des getrouwen, daʒ Kriemhilde der vrouwen
ſelber ſterben da geſchach! den ſchaden und daʒ ungemach
gepruevet het ir ſelber munt: nu wart ir ſterben mit in kunt,
die gerne wæren noch geneſen: des enmohte leider do niht weſen,
[wande] ſi heten alſo vil getan, daʒ eʒ niemen underſtan
mohte, noch enkunde. des muoſenſ' in der ſtunde
beide, kleider unde leben von der hochgezite geben.
Swaʒ man jamers e da vant, do der alde Hildebrant
durch ſina grimmen herzen zorn ſluok die vrouwen wolgeborn
alda eʒ Ezel der künik ſach, do huop ſich erſte ungemach
allerhande diete; dem jamer wart ze miete
ſin hohſter ſtuol geſezzet; an vröuden wart gelezzet
da vil maniger vrouwen lip, eʒ wære maget oder wip,
ir wunne in muoſe entwichen. Ezeln den vil richen
ſach man da jæmerliche ſtan. Eʒ was im alleʒ daʒ getan,
daʒ da ze tuonne was, ſit der neheiner genas,
die da waſen torſten tragen, die lagen als daʒ vihe erſlagen
hie gevallen in daʒ bluot. damite beſwæret was der muot
den, die mit vröuden wanden lebn, diu gabe was in da gegebn,
daʒ man da anders niht enpflak, beidiu, naht unde tak
niwan weinens unde klagn. Undank ſol man der wile ſagn,
in der diu not geſchæhe, und daʒ Kriemhilt ie geſæhe
des herren Sivrides lip, da von vil manik ſchœne wip
von liebe wart geſcheiden. Eʒ wart den namen beiden,
heiden unde Kriſten von ir einer liſten
alſo leide getan, daʒ, beidiu, wip unde man
gelouben wil der mære, daʒ ſi zer helle wære
von der vil grozen ſchulde: ſi hete wider Gotes hulde
geworben alſo verre, daʒ Got unſer herre

479 – 540.

ir ſele niht enwolde. der daz bewaren ſolde,
der mueſe hin zer helle varn. daz heiz' aber ich vil wol bewarn,
daz ich nach dem mære zer helle iht bote wære.
Des buoches meiſter ſprach daz e: dem getriuwen tuot untriuwe we;
ſit ſi durch triuwe tot beleip und ſi groz triuwe dar zuo treip,
daz ſi in triuwen verlos ir leben, ſo hat uns Got den troſt gegeben,
ſwes lip mit triuwen ende nimt, daz der zem himelriche zimt.
des weiz man die warheit wol. Durch daz niemen dem andern ſol
verteilen zuo der helle, der ſelbe dar niht enwelle;
wande ez iſt im vil grozin ſunde; von welhem urkunde
mag er des gewisheit han, ſo der menſche hie muoz lan
daz leben, war er danne var? Sich ſelben niemen alſo gar
ſol unſchuldek machen von ſuntlichen ſachen;
ſwie rein er ſi und ſwie guot, wer weiz, waz Got mit im tuot?
des ſol man ſi geniezen lan; ſwaz iemen hat began,
dannoch iſt Gotes genaden me, danne iemen ſunden bege.
Sit ſi mit grozem jamer rank und ſi groz triuwe jamers twank,
die ſi truok noch liebem man, als wir von ir vernomen han,
daz ſi pflak grozer triuwe durch liebe und durch ir triuwe,
daz ſi zwo ſelen und ein lip waren, do ſi was ſin wip,
davon ſi von ſchulden zam der rache, die ſi umbe in nam,
als uns vil dikke iſt geſeit. Nu wizzet vür die warheit,
ſine het' es alſo niht gedaht, ſi het' ez gerne dar zuo braht,
daz niwan der eine man, der ir daz leit het getan,
den lip da het' verlorn, ſo mueſe ir ſwære und ir zorn
allez damit ein ende han. Done wolden in niht ſlahen lan
ſine herren und ſine mage, die in des todes wage
liezen lib unde leben: diu muoſen ſi dar beide geben,
wande in niht anders tohte. do lie ſi'z gen, als ez mohte,
mit ir willen und ane ir dank. ſi wæren kuene oder krank,
der kunde einer niht geneſen: daz liez ouch ſi do alſo weſen.

541 — 602.

II.

Aventiure wie her Dietrich ſchuof, daz man die toten dannen truok.

Daz hus was verbrunnen gar ob der vil herlichen ſchar,
die durch ſtrite komen drin. dem wirte gie ſin zit hin
mit jamer und ouch mit ſere; ſin hohez lop und ere
was vil verre nider komen; mit ſiuften veſte het genomen
in des vürſten herzen vil bitterlichez ſmerzen,
an dem ie vil eren lak; getruebet wart ſin liehter tak,
vröude im was zerunnen, der ſchin von ſiner ſunnen
[im] niht mere ſchinen wolde, diu vröude diu da ſolde
vor liebe in ſime herzen weſn, der muoſ' er ane nu geneſn;
wand er anders niht enſach, wan manigen vliezenden bach
der verchtiefen wunden, die im in kurzen ſtunden
vröude heten benomen. uz ſinen ougen was im komen
vil minneklichez anſehn, von todes ſchult daz was geſchehn,
an mannen und an magen, die da erſlagen lagen,
die im die næhſten ſolden weſn, der was einer niht geneſn;
davon im jamer wart bekant. Er begunde houbet unde hant
winden alſo ſere, daz ez nie künige mere
weder e, noch ſit geſchehn; man muoſe Ezeln des jehn,
daz alſo ſere gekleit wurde mit der warheit
von deheiner ſlahte man. wie lute er wuofen began!
als ob man hort' ein wiſenthorn, dem edeln vürſten wolgeborn
diu ſtimme uz ſime munde erdoz in der ſtunde,
da er ſo ſere klagete, daz davon erwagete,
beide, türne unt palas. Swie lützel vröuden e da was,
ir was nu verre deſte min. er het vermandelt do den ſin,
daz er bi der ſtunde wizzen niht enkunde,
ob ez im laſter wære. do half im ſine ſwære

vil manik richer weiſe klagen. Welt ir nu wunder hœren ſagen,
ſo merket unbeſcheidenheit: ſwaz ie zer werlde wart gekleit, 330
daz was allez her ein wint; ſo maniger werden muoter kint
klagen nie begunde, alſo man in der ſtunde
bi Ezeln weinende vant; vil maniger junkvrouwen hant
mit winden wart zebrochen; da wart ſelten iht geſprochen
niwan ach! unde we! Swie lute ie der künek ſchre, 35
die vrouwen ſchriren allez mite. ez iſt ouch noch der liute ſite,
ſwa eime leit ze herzen gat, daz der ander vröude bi im lat.
Sam wart da vröude lazen. daz volk mit unmazen
die klage ie grœzer machten, diu lit vil lute erkrachten
an maniger vrouwen henden, daz enkunde niemen wenden. 40
Daz lantvolk lief allez duo vil ſere ſchriende zuo,
do ſi gehorten mære, waz da geſchehen wære,
ſi zugen alle vaſt da hin, ſumeliche durch gewin,
ſumeliche durch weinen und durch klagen, den ir vriunt da waren erſlagen.
Ezeln muot was ſwære, do ſchuof der Bernære 45
mit dem lantvolke überal, daz ſi rumten zuo dem ſal
einen wek von toten, der lak da verſchroten
ein huf' ane maze hoch; vil gar man ſi danne zoch,
ſwaz man ir vor dem huſe vant, die diu Volkeres hant
und Hagene tot het erſlagen, die hiez man von dem wege tragen 50
alſo verre hin dan, daz beidiu wib unde man
zuo dem ſale mohten komen. der tot het in da benomen
alſo vil ir wunne, was ir deheines kunne
bi dem ſtrite geweſn, die doch da waren geneſn,
die wæren gerne mit in tot. Man ſach vil manigen rink rot 55
ziehen ab den wunden. von in wart gebunden
vil manik durchel helmvaz. von bluote rot unde naz
ſo was allez ir gewant. vil manigen herlichen rant

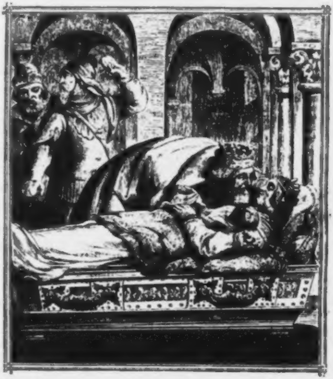
657—716.

ſah man bi in verſchroten. die richen werden toten
der wart ſo vil von dan getragen, alle die ez horten ſagen,
daz ſi des michel wunder nam, ob iemen vröuden iht gezam,
in allem dem lande. die guoten wigande
vil wenik muote ſwaz man ſprach. Vil manik magt von houbte brach
mit grozem jamer daz har. vil maniges triutinne dar
vil lute ſchriende gie, diu von den wunden enpſie
daz bluot an ir geren. Die armen mit den heren
waren alle ſo gelegen, daz der bluotige regen
ſi hete gemachet alle naz. ſwelch wip daz verſaz,
daz ſi den ungeſunden beweinte niht ir wunden,
daz was unwiplicher muot. Hildebrant der helt guot
vernam daz ſtarke wuofen, vil kreftelichen ruofen
hort' er daz ingeſinde. Der edeln Uoten kinde
lak hie einez vor dem ſal, von des wunden ze tal
brach do ane lougen vil trehne uz liehten ougen,
daz was diu küniginne, die mit unſinne
het erſlagen Hildebrant; wande ſi von Burgonden lant
Hagen e ze tode ſluok. des hat man immer noch genuok
durch wunder da von ze ſagene, wie daz kœme, daz Hagene
ſturbe von eime wibe, wand' er mit ſime libe
ſo vil wunders het getan. Die liute redent ane wan
noch, daz ez ein luge ſi. ſo iſt daz der warheite bi,
daz in des twank her Dieterich, daz der helt vil lobelich
in ſinen banden gelak; do ſluog im einen ſwertes ſlak
des vil edeln küniges wip. wande ſi beide den lip
heten da verwandelot. Man ſol der küniginne tot
klagen von allem rehte. beide, ritter unt knehte
die taten'z billiche. jamers alſo riche
wurden alle die man vant über elliu Ezeln lant.
Nu kom der herre Dietrich mit einem muote klagelich,

und mit im meiſter Hildebrant, da er Kriemhilde vant,
da die liute ob ir alle klageten in grozem ſchalle;
er bat, daz ſiz liezen. ſwie vil ſi im des gehiezen,
idoch ſo taten ſi ez niht. ſo rehte groz was diu geſchiht,
die ſi heten geſehn und diu da vor in was geſchehn,
daz ir neheiner kunde ſich trœſten bi der ſtunde.
Do ſprach der herre Dietrich: „ja han ich vürſten tohter rich
vil geſehn bi minen tagen, daz ich horte nie geſagen
von ſchœnerm wibe. owe, daz dime libe
der tot ſo ſchiere ſolde komen! ſwie mir din rache hat benomen
min helfe und min kunne; ich muoz mit unwunne
klagen dich unde mich. deiswar, daz tuon ich
mit alſo grozer riuwe, daz ich dich diner triuwe
niht ſol lan engelten. du haſt mir noch vil ſelten
verſaget, des ich dich ie bat. Nu iſt ez komen an die ſtat,
daz ich ez, vrouwe, dienen ſol: damit enwirt mir nimmer wol,
ſwaz ih's nach dime tode tuo.“ do greif der ellende zuo
und hiez ſi ſchone baren die liute die da waren.
Do man ſi geleite uf den re, do wart der klage verre me
al den liuten bekant. do kom uzer Hiunen lant
Ezele jæmerliche, dem jamer wol geliche,
als ez im do tohte. niemen wol enmohte
gelazen, ern' hulf' im klagen. Undank begund' er ſagen
ſime grozen unheile. ja was im ze teile
werden ungelükkes hort. Diu ie unvalſchiu wort
hete bi ir libe, ſinem werden wibe
viel er an die bruſte, ir wizen hende er kuſte,
vil ſeneliche er klagete. Alreſt im do ſagete
Dietrich diu rehten mære. „Owe der miner ſwære!“
ſprach der künik wol geborn, „wie han ich arm man verlorn
min kint und ouch min wip, und manigen hohen werden lip

779 – 840.

uz minem edeln kunne, und miner ougen wunne
an minen konemagen, die grozer eren pflagen,
die wile daz ſi mohten lebn. wie bin ich muedink gegebn
in alſus groze riuwe! hete ich die ganzen triuwe
an ir vil werdem libe erkant, ich hete mit ir ellin lant
gerumet, e ich ſi hete verlorn. getriuwer wip wart nie geborn
von deheiner muoter mere. owe, vürſten here,
Gunther und die bruoder din, und ouch die werden rekken min,
min bruoder und mine mage, die mit des todes lage
wunderlich ſint hie erſlagen! Wie künde ich immer verklagen
die guoten wigande, die ich von manigem lande



zuo miner hochgezit her gewan, dar zuo alle mine man,
die ich niht kan beſcheiden under Kriſten und under heiden,
von den min ere vaſte ſteik.“ Nach dem worte er nider ſeik,
als ob er wære entſlafen. dar umbe begund' in ſtrafen
von Berne her Dietrich, er ſprach: „ir tuot dem ungelich,
daz ir ie waret ein wiſe man; daz iuch niht vervahen kan,
daz lat, daz iſt min lere.“ „Nune ſumet iuch niht mere“,
ſprach do der degen guoter „bringet [her] zuo ſiner muoter
min vil liebez kindelin.“ die liute giengen do dar in,
da ſi in den ſtunden Ortlieben vunden
in dem bluote houpte los. owe, waz Ezele verlos
an im der grozen ere! ez gewinnet nimmer mere
nehein künik ſolhe not. An den Blœdelines tot
der wirt ouch do gedahte; er ſchuof, daz man in brahte
tot zuo diſen beiden. ſwie ſi wæren heiden,
doch was z'erbarmen umbe ſie. daz liut dort unde hie
allez wuofens pflak. vil manigen ſwinden bruſt ſlak
ſluogen in diu werden wip. vil manik minneklicher lip
was mit grozen leiden von liebe alda geſcheiden.
Sins gebotes ſi wol gedahten, do ſi Blœdelinen brahten,
da in der künek ſelbe ſach, der ſun Botelunges ſprach:
„Owe, vil lieber bruoder min! miniu lant und ouch diu din
geligent nu vil eine; die herverte kleine
ſiht man nu in den richen. du tæt' unwislichen,
vil lieber bruoder, an mir; wie ſolt' ich des getrouwen [an] dir,
daz du minen geſten, degenen aller beſten,
ie erzürnedeſt den muot? dar umbe ſi dich, helt guot,
alſus ze tode hant erſlagen. die ſelbe helde muoz ich klagen;
wande ich hete nach in geſant vil minnekliche in ir lant,
daz ſi mich ſehen ſolden. die triuwe haben wolden
und mir getriuwe wolden weſen, die ſolden ſi han lan geneſen

und ſolden ſi vermiten han. Wie ſolden ſi do han getan,
die vil werlich waren ie, do man ſi ſtrites niht erlie?
ſi muoſen ouch do wern ſich. daz ſi daz verdaget mich,
daz kom von ir über muot. ich hete daz vil wol behuot,
daz hie iht geſchehn wære. Ouch ſoldeſtu, helt mære,
ſi vil billich han verborn. waz denne, ob einen alten zorn
uf ſi truok daz edel wip? dune ſoldeſt ere unde lip
durch daz niht gewaget han. Daz ir Hagen het getan,
des wiſte ich wol din mære: ſwie liep ſi mir wære,
ich hete in nimmer drumbe erſlagen, ob er vor mir ze tuſent tagen
ſolde han geſlafen, ſone het' ich min wafen
nimmer über in gezogen. bruoder, nu hat dich betrogen
leider din vil tumber muot. Wafen!“ ſprach der künek guot
„daz ich ie wart geborn! waz ich troſtes han verlorn
an in und an den minen! Gunther mit den ſinen
wære mir geſtanden mit willigen handen
alles des ich wolde; ſwes ein künek ſolde
an guoten rekken han gegert, des wær' ich wol an in gewert.
Nune iſt des leider niht geſchehn. owe, daz niemen mir verjehn
wolde dirre mære, daz in ſo vient wære
Kriemhilt ir ſweſter! des iſt verre deſte veſter
min laſter und der ſchade groz. ſwie mich ze lebne nie verdroz,
nu verdrinzet mich ſo ſere, daz ich nimmer mere
gerne gelebe deheinen tak; wande ez iſt der Gotes ſlak
über mich ergangen, nu ligent ſi gevangen,
die ſin gewalt betwungen hat. ie wolde ich des haben rat,
daz ich in niht enwolde vürhten, noch enſolde:
Nu ſchilt' ich minin abgot, ſit des algewaltigen gebot
gezürnet hat ſo ſere. wa iſt nu din michel ere,
die Mahmet unde Machazen ſo lange liezen her geſten,
ſwaz ich erriten kunde, daz was bi miner ſtunde

alleʒ gar von mir bediet. der mir ze lebene geriet
und der Juden unt Kriſten mit gotlichen liſten
lat erſchinen den tak, mit den ſinen er min pflah,
als ob ich ouch der ſinen wære. Nu riet mir min ſwære
ob er min noch ruochen wolde, deich ander ſtunt mich bekeren ſolde:
Nu han ich mich unervorht ſo ſere wider in verworht,
daʒ er min leider niht enwil. tuſent künige heten vil
an min eines ſwære, ich wiſte wol, daʒ er wære
von dem aller hohſten luft unze in die undern ert gruft
gewaltik ſwes er wolde. dem ich da dienen ſolde,
vür den getrouwe ich nimmer komen. dizze leit hat mir benomen
vröude und allen hohen muot. mih endiuhte nu niht ſo guot,
ſo mit den ligenden hie der tot.“ Der künek erſufte des in not,
michel luter er erſchre. daʒ tet Dietriche we
dem vürſten von Berne, der hort' eʒ vil ungerne,
Er kom da er den künik ſach; dem geliche er do ſprach,
ſam im niht arges wære: „Ach we dirre ſwære!
gevreiſchet man'ʒ in diu lant, daʒ ir mit windender hant
ſtet alſam ein blædeʒ wip, diu ir zuht und ir lip
nach vriunden ſere hat geſent. des ſin wir von iu ungewent,
daʒ ir ſus unmanliche tuot. nu ſolt ir, edel künek guot,
træſten vriuntlichen mich armen Dietrichen.“
Er ſprach: „wie ſolde ich iu gebn troſt? ja bin ich alles des beloſt,
daʒ ich zer werlde ie gewan, niwan daʒ ich den lip noch han,
gar ane guote ſinne. mich hat mit unminne
der Gotes haʒ beſtanden. ich was in minen landen
gewaldek unde riche: nu ſten ich jæmerliche
reht alſam ein arm man, der nie huobe gewan.“
Do ſprach der Bernære: „herre, lat iuwer ſwære
unt tuot dem geliche, ob ir mir Dietriche
wellet helfen von der not. ſi ſint mir leider alle tot,

die mir da helfen ſolden und gerne bringen wolden
wider an min ere. ja riuwent ſi mich ſere,
die not geſtallen mine. ja mahtu, künek, die dine
noch vil wol überwinden, du maht hie manigen vinden,
der dich niht underwegen lat: umb mich ez leider anders ſtat,
als du maht ſelbe ſchouwen, ſi ligent hie verhouwen
gevallen tief in daz bluot, die durch mih lib unde guot
ſazten dikke en wage; in iſt an einer lage
der tot vil gremliche komen und hat ſe alle mir benomen,
ine weiz reht ſelbe, wie. Ouch envrieſch ich zer werlde nie
alſo manigen kuenen man, als ich hie verlorn han,
ſo kurzeliche tot beliben. alreſt nu bin ich vertriben
von guot unt von lande, ſit diſe wigande
mir niht langer ſolden leben. nu bin ich muedink gegeben
ze ſchaden immer mere mit jamer und mit ſere.“
Ezel ſprach: „des wil ich jehn, ich han vernomen und ouch geſehn
und ſagen von vil grozer not, daz der gemeinliche tot
den gewalt nie mer gewan, als er uns nu hie hat getan
an ſo werden wiganden, die von manigen landen
ſich geſamnet heten hie. ſolch wunder gevrieſch ich nie
an alſo manigen kuenen man. der über al die werlde ſolde han
erwelt uz die beſten von kunden unt von geſten,
ſine kunden nimmer ſo gar her komen. daz ſi den tot hie hant genomen,
des zerget min leben in riuwe, min klage iſt immer niuwe
die wil' ich nu daz leben han.“ zehant do hiez er tragen dan
beide, ſin kint und ouch ſin wip, unt ſins veigen bruoder lip
die wurden geleit uf den re. den liuten den wart allen we,
die ez mit im da ſahen. vor dem huſe nahen
vil manek werder tote lak, dem ſin veiklicher tak
ſin leben hete da benomen. Nu was ouch der künek komen,
da er Iringen vant, den mit williger hant,

des muotes unverdroʒʒen, Hagen het erſchoʒʒen
mit eime ſcharpfen gere, da im der rekke here
da vor vil angeſtlich entran; unt ſwie doch Hagen der grimme man
von Iringe was worden wunt, dar nach kom eʒ an die ſtunt,
daʒ in doch Hagen ze jungeſt ſluok. daʒ wart geklaget do genuok
mit Ezele dem richen vil harte klagelichen
von dem herren von Berne; ſi ſahen vil ungerne
die ſinen tiefen wunden. Ouch weinten an den ſtunden
mit in diu vil werden wip. des vil kuenen Tenen lip
klagte man von ſchulden; nach werder wibe hulden
ellender man nie baʒ gerank. Ouch muoſe man im des ſagen dank,
daʒ er ſo degenliche warp und alſo ritterlich erſtarp
vor maniges rekken ougen. ſine wolden's niht gelouben,
daʒ er torſte Hagenen beſtan. hete eʒ der rekke ſider lan,
ſo moht' er vil wol ſin geneſen. Der künik ſprach: „eʒ ſolde weſen;
ja wær' eʒ anders mir geſeit, ir not und ouch ir arebeit
daʒ het' ich alleʒ wol underſtan. ja herre, waʒ hete ich getan
Gunthere und den ſinen, daʒ ſi mir der minen
ſo gar hant enbunnen? und nie ze mir gewunnen
deheiner ſlahte ſchulde; wande ich wider ir hulde
nie niht ſolhes han getan, da ich ir haʒ von ſolde han
ſo rehte mortliche. die rekken ellens riche
waren vil unverſunnen. nu iſt ouch in zerunnen
des lebens und der ere.“ Der künek klaget' ſere
daʒ Iringes ellen und ſiner her geſellen.
in hieʒ der wirt ouch tragen dan, und mit im dreizek ſiner man,
die bi im zuo den ſtunden ouch tote wurden vunden.
Gunther den künek richen ſi vunden ligen jæmerlichen
do imʒ houbt ab geſlagen was, hie nidere vor dem palas.
in zeigete meiſter Hildebrant, ſchiere heten ſi in bekant.
als in Ezele geſach, der künek ſenliche ſprach:

1111 – 1172.

„owe, vil lieber ſwager min, ſolde ich dich wider über Rin
wol geſunden ſenden! daz ich mit minen henden
hete daz ervohten, do ſi ſelbe niene mohten,
des wolde ich immer weſen vro.“ Her Dietrich der ſprach do:
„deiſt ſin ſelbes ſchulde, wand ich durch iuwer hulde
rank alſo ſere, daz ich den helt niht mere
wol geſparn mohte, wand ez mir niht tohte,
do ſi uns aller unſer man heten ane getan.
ihn' weiz ouch, wes ich engalt, daz mich Hagene beſchalt
zuo allem mime ſere, daz ich ez niht mere
vor laſter kunde vertragen; do mir min volk lag erſlagen
und in, herre, iuwer man, Gunthern vlegen ich began,
daz er'z reite z'einer ſuon. Hagene enwold' es niht tuon,
do ich in minen vride bot; er jach, ſin wære nehein not:
waz im der vride töhte, oder wes ich in helfen möhte?
ſine ſæhen niemen bi mir ſtan, wan mich unde minen man.
Do bat ich Gunthere, daz er durch ſin ere
gedæhte an alle mine not; daz ich unz an minen tot
ſinen vride bære, daz er din giſel wære
und ouch, künik, der mine; daz ich in zuo dem Rine
geſunden wolde bringen. do het er des gedingen,
ern' lieze niemen hie geneſen. daz möhte ouch vil wol ſin geweſen,
wære geraſtet im ſin hant; ja ſluog mich der wigant,
daz wizzet, driſtunt der nider; des erholt' ich mich ſider
vil kume mit miner kraft: do ernerte mich min meiſterſchaft
und min wolgeruowetiu hant, daz ich den vürſten gebant
mit einer verchwunden. ich bevalch in zuo den ſtunden
miner vrouwen bi der hant. Wie ſolde ich“ ſprach der wigant
„getrouwen, daz ſi in hieze ſlan? ich hete ungerne daz getan,
daz ich in gæbe in den tot. ja wart gemeret im ſin not
von ſiner ſweſter zorne, ſo ſtarp der wolgeborne.“

1173—1234.

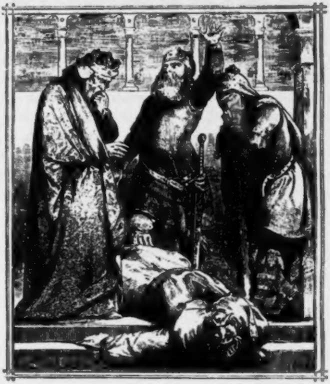
Der künek weinende ſprach: „owe, daz ez ie geſchach,
min gruezen im unt ſinen man! wære ez mir e kunt getan,
ſi mueſen alle ſin geneſen. kuener helde kunden weſen
minder uf der erde, und wæn', ouch immer werde
ſo manik tiuwer wigant. des ligent elliu miniu lant
in jamer und in vreiſen. ſi habent vil manigen weiſen
da heime in ir richen, die ſi nu vil billichen
mit vröuden ſolden enpfan. nune mag ich ungeklaget lan
niht den minen vlant.“ Do ſprach meiſter Hildebrant:
„herre, lazet iuwer klagen, und heizet den vürſten hinnen tragen.“
Do ſprach aber Dietrich: „helt alſo lobelich
der, wæne, immer werde geborn uf der erde
von ſo hoher gebürte, oder immer ſwert gegürte.
des jamert ſere minen muot, ja riuwet mich der helt guot.“
Do ſprach der Botelunges ſun: „leider ja muoſen ſi daz tuon,
daz mir ze ſchaden iſt bekomen, des ich lützel vrum han genomen
an minen wiganden, daz ſi wurden hie beſtanden;
des riuwent ſi mich beide, von ſchulden iſt mir leide,
mine rekken und ouch ſie. daz ich ſo manigen helt hie
hete, die mich'z verdageten und mir'z niht enſageten,
die doch wiſten diu mære, des lide ich diſe ſwære.“
Do ſprach meiſter Hildebrant: „nu ſeht, wa der valant
lit, der ez allez riet, daz man'z mit guote niht enſchiet,
da iſt Hagen ſchuldek an; er morte miner vrouwen man,
niwan durch haz und durch nit, daz habt ir wol vernomen ſit,
er pflak vil grozer über muot und nam ir allez ir guot,
ich meine der Nibelunge hort, da von habt ir wol gehort,
ſin was ane maze vil, als ich iu nu ſagen wil,
ſin wart nimmer deſte min, ſwie vil man ſin gæbe hin,
in kunde niemen erſeigen: der was Kriemhilde eigen,
wand er ir morgen gabe was. do Sivrit langer niht genas,

1235 – 1298.

hin ze Wormez ir der hort kwam, do ſi in in ir gewalt nam
und in ir kamere hiez enpfahen, ir brueder ez über ſahen
mit ſchanden laſterliche, daz Hagen die tugende riche
von dem horde gar verſtiez und ir des niht beliben liez;
er verſankt'en allen in den Rin; des ſolte niht geſchehen ſin,
er ſolt' ez billich han bewart; da von ſi im ſo vient wart,
daz ſi in vor manigen tagen vil gerne het' gevrumt erſlagen,
möht' ez ſi gevueget han. do ſolt' er billiche habn lan
die reiſe her in Hiunen lant; wande im was vil wol erkant,
ſwie ſi'z ane getruege, daz man in drumbe erſluege:
do volgt' er ſiner übermuot; des lit vil manik rekke guot
tot von den ſchulden ſin. Ez weiz ouch wol der herre min,
daz ſi Hagen den einen man geſcheiden hete gerne her dan:
done kund' es leider niht geſchehn. wir horten ſi des beide jehn,
daz ir vil leit wære, ob ie man deheiner ſwære
von ir ſchulde ſolde han, niwan der einige man,
daz hete ſi gerne gebrouwen. wer mohte des getrouwen,
daz ez zuo der rede ſolde komen? wir heten anders wol benomen
uns bedenthalp die ſwære, daz wir diu ſtarken mære
wol heten under ſtanden. Miner vrouwen anden
wolt' do rechen Blœdelin: daz was gar ein unſin;
er ſolt' iuwer geſchonet han, alſo min herre hat getan,
ſine kund' es in nie erbiten. het Blœdelin ein den ſtrit vermiten,
ſo wære niht übels hie geſchehen, des wil ich in vür war wol jehen."
Do ſprach der künik riche in leide guetliche:
„ja ſaget ir mir'z ze ſpate nuo. hete man mir'z geſaget duo,
ez het bewart wol min ſin. nu traget in" ſprach der künek „hin
zuo Gunther dem ſwager min. daz mueze Got geklaget ſin
und muez' in ouch erbarmen, daz er mich vil armen
niht laze leben mere in diſem grozen ſere,
daz mich neme ouch der tot, des wære mir" ſprach der künek „not."

Do die liute ſahen Hagen dort hin zuo den andern tragen,
do wart gevluochet ſere; ir vröude und ouch ir ere,
der was vil von im verlorn; ir genuoge ſprachen durch ir zorn:
„Dirre vil unſælik man hat uns den ſchaden hie getan
an unſern hohen magen, die diſſe hoves pflagen.
ſin bruoder der ſluok Blœdelin, do er mit den rekken ſin
dort uze mit den knehten ſtreit; des muoſen helde vil gemeit
ir werdez leben hie verlan, do Dankwart brahte dan
ze hove diſiu mære, waz dort ergangen wære,
des muoſen wir engelten ſint: do ſluok mines herren kint
diſſe valandes hant. daz er ie kom in daz lant,
daz ſchuof des übeln tiuvels nit; da von vil maniger nu lit
der guoten wigande tot in diſem lande.“
Mit der rede giengen dan der künek und ouch die zwene man
mit wuofendem lute, da der künek ſiner trute
noch manigen rekken ligen vant. uzen vor des ſales want
ſahen ſ' einen hie ligen, ſine ringe durch ſigen
waren von dem bluote. Do ſprach der helt guote:
„her Hildebrant, wer iſt daz? verhouwen iſt ſin helm vaz.“
er ſprach: „ez iſt Volker, der uns diu græziſten ſer
hat mit ſinen handen gevrumt in diſen landen;
er hat gedienet ſo den ſolt, daz ich der ſele nimmer holt
wol dar umbe werden mak. er ſluog mir einen nit ſlak
uf die minen ringe, daz der min gedinge
zem lebne was vil kleine; er beſtuont mich al eine;
kuener helt zen handen in allen Kriſten landen
videlns noch niemer began; hete mich geſcheiden niht her dan
Helfrich, daz wil ich iu ſagen, ſo hete Volker mich erſlagen.“
„Owe!“ ſprach der künek rich „ſin manheit was ſo lobelich
unt ſo ellenthaft ſin muot, daz ez mir immer we tuot,
daz er noch ſolde erſterben unt ſo gahes verderben,

wand er was noch ein junk man.“ Ezel vragen do began
umbe den rekken mære, waz geſlehtes er wære.
„er was ein edel vri man, als ich in wol geſagen kan,“
ſprach do meiſter Hildebrant „er hete ze Rine daz lant
mit Gunthere beſezzen, der helt vil vermezzen



was von Alzeye erborn. nu hat leider hie verlorn
ſin leben al ze vruo der degen. nu ruoche Got der ſele pflegen!“
durch ſinen tugentlichen muot ſo weinten ſi den helt guot.
„Was klaget ir?“ ſprach do Hildebrant „uns hat din Volkeres hant
geſchadet hie ſo ſere, daz du'z nimmer mere,

helt, über windes; des unſern in geſindes
er eine hat wol zwelve erſlagen; Gote wil ich des dank ſagen,
daz er langer niht genas; do ich bi im in dem ſturme was,
ſo ſere werte ſich der degen, ez doz alſam von donre ſlegen.
Jdoch verhiu ich in ſit, diſe wunden alſo wit
im ſluogen mine hende. daz er in ellende
vor mir veiger iſt gelegen, des muoz ich ſiuften umben degen,
wande ouch ich ellende bin. der ſin vil hohvertliche ſin
der ſchadet uns immer mere an manigem rekken here,
den uns ſin hant hat erſlagen, die wir nimmer mer verklagen.
Durch daz er videln kunde, die liute in z’aller ſtunde
hiezen einen ſpile man; er was gar ein hobeſch man
und diente gerne vrouwen: nu lit von im verhouwen
ſo manik edel wigant, daz nie videlæres hant
daz wunder mer geworhte, alſo der unervorhte
in diſem ſtrite hat getan, die wile er ſin lebn mohte han.“
Der künek hiez in dannen tragen, da der wuof und daz klagen
dort ob den andern was. hei, waz man ir ſit las,
der ſtolzen helede guote, mit jamer uz dem bluote,
die vunden ſi dar inne. mit leide in unſinne
gie do der Bernære über die helde mære.
Der erſte den er da vant, daz was von Buregonden lant
Hagenen bruoder Dankwart, der vil manigen rink ſchart
dar inne het erhouwen, als man wol mohte ſchouwen
an manigem helde mære. man ſaget, daz Hagen wære
vil grimme mit ſinen ſlegen: doch ſluog ir der ware degen
Dankwart der vil ziere mer, denne Hagenen viere.
„Er riuwet mich,“ ſprach Dietrich „ſin muot der was ſo tugentlich,
ob ez ein künek wære, ſone moht’ der helt mære
niht herlicher han getan.“ „Jr muget in ungelobet lan,
vil wol,“ ſprach do Hildebrant „geſeht ir, waz in ſin hant

hat gedient in ſinen leſten tagen, ſo muoz in deſte wirs behagen,
daz er ellen ie gewan; wande ich niht rehte wizzen kan,
ob ir ie deheiner mere uns geſchadet habe ſo ſere.“
Der künck do balde daz bevalch von Rine umben marſchalch
daz man den helt zun andern truok. do weinte liute da genuok,
die den helt tragen ſahen, ſich huop in allen gahen
ein iteniuwez ruofen, vil gemeinliche wuofen
daz volk do begunde mit jamer zuo der ſtunde.
Do ſprach man unde wip: „der nam Blœdeline den lip.“
Den ſchal der künck horte, ſin truebez herze im ſtorte
dizze wuofen unde klagen. in künde niemen wol geſagen
die not diu wider in da was, do ſi komen in den palas,
da ſi die helde guote zugen uz dem bluote,
mit namen ſi ſi nanden, die ſi dar inne erkanden,
und ſageten Ezeln diu mære, wer jener und dirre wære.
1503 – 1532.

◆ ◆ ◆

III.

Aventiure wie Ezel mit Dietriche ſine mage klagete.

Do vundens' ligen einen man, ſine ringe luhten dan
vil verre uz dem bluote, im was der helm guote
verhouwen durch die riemen; daz het im ander niemen
niwan Dankwart getan. Ez was ein Dietriches man
und was geheizen Wolfprant. do erkande in der wigant,
der edel Bernære, aller ſiner ſwære
der gehüget' er der biz er wart ouch aller vröuden vri,
die ſin herze ie gewan, der helt mit leide began
weinen ellin ſinin ſer umbe ſine rekken her.
Ezel vür Dietrichen ſprach: „owe, daz ich ie geſach
ſus ligen diſen helt tot! er iſt in maniger ſturmes not
ſo dikke manlich geneſn, in ſwes helfe er ſolde weſn,
der mohtes guoten troſt han.“ Die helde enkunden'z niht verlan,
ſine weinten in ſo ſere, daz ſider nimmer mere
geklaget wart ſo grimme, noch mit ſo luter ſtimme,
ſo wart geklaget Wolfprant. Bi im ze næhſte man do vant
Sigeſtap den richen ligen jæmerlichen,
den herzogen von Berne; vil lieht, alſo die ſterne,
im luhten ſteine von der wat. „Wer was, der dich erſlagen hat?“
ſprach der herre Dietrich „helt, nu riuweſtu mich,
vil tiuwer degen guoter, min vater und din muoter
die waren eines mannes kint. wie tief dir dine wunden ſint,
vil edeler rekke here! wie vil du miner ere
über rukke haſt getragen!“ „In hat Volker erſlagen,“
ſprach do meiſter Hildebrant „dar umbe ſluog ouch in min hant;
ich was da bi in beiden, unt kund' ez nie geſcheiden,
niwan mit dem ende.“ „Owe min ellende!“

1533 — 1586.

ſprach do der Bernære „daz ich erſtorben wære,
ſo hete Got vil wol getan. waz ich guoter vriunde hie han
verlorn, ich vil arme!“ Den ſchilt von dem arme
er Sigeſtabe nemen hiez. manigen trahen nider liez
Dietrich und ouch Hildebrant. Ezeln vröude was gewant
mit jamer an daz minniſt. ſine heten anders deheinen liſt,
wan ungevuegiu herzen ſer, dane was niht kurzewile mer.
Do bekand' er Wolfwine von eines helmes ſchine,
den der helt uſe truok, der was luter genuok:
nu was er naz von bluote; ja was der degen guote
tot gevallen an die want. Do ſprach meiſter Hildebrant:
„herre, deiſt der neve min und der burkgrave din,
ſun des kuenen Neren. nie helt ſo gar unheren
ich noch geſach bi miner zit: nu ſeht, wie den vlinz git
daz bluot von ſinen wunden. der degen wart nie vunden
an deheiner zageheit, in dem ſturme er hie ſtreit
wol eime helde gelich. do ſluog in der künek rich,
Giſelher der junge voget der Nibelunge.
der ſluog ouch Nitgere; der edel degen here
tet uns vil ze leide. do er ſi valte beide,
er ſprank zuo Gerbarten, die helde lüzzel ſparten
diu ſcharpfen waſen an der hant, do vlugen in diu helmbant
hohe in rotem viure. Giſelher der ungehiure
ſluok die helde alle dri. Nu lit in hie beneben bi
der vil kuene Wiknant, den ſluok diu Guntheres hant,
der herre uz Burgenden; daz enkunde niht erwenden
diu helfe aller diner man, daz er wære komen dan.
Ouch ſluog er ir noch mere, den ſtarken Sigehere
und den kuenen Wikharten; die helde lüzzel ſparten
in ſturme die hende; ir beder ellende
daz muoz uns immer nach gan.“ Vil dikke ſiuften began

mit jamer do her Dietrich. Ezele der künek rich
den luft mit lute erſchufte, ſin wuofen gein dem lufte
mit kraft erſchal ſo ſere, daz ob dem künige here
von ſiner klage der veſten daz hus mohte nider breſten.
Do ſi gennok geklageten die, die ſi heten vunden hie,
ſi ſahen, daz der palas gemouwert allenthalben was
von den verch wunden. ſwa ſi wurden vunden,
dan[nen] hiez ſi tragen Dietrich. ir leit daz was ſo gremlich
und alſo bitterlich ir klagen, daz in daz niemen kan geſagen.
Die uzen weinten diu wip, vil maniger junk vrouwen lip
ſtuont mit grozem leide gein trueber ougen weide.
Waz mag ich ſagen danne? dane was ſo vil der manne
niht, die ſchutten uz der wal, die man da veige vunden hat':
nu ſeht, wie erwerte daz ir lip, daz, beide, meide und ſchœniu wip
entruſten hie die toten? vil manigen rink roten
ſah man von vrouwen ab gezogen. Der meiſter ſaget, daz ungelogen
ſin diſiu mœre. in herzenlicher ſwœre
man vil da mohte ſchouwen; die riemen ſniten vrouwen,
der ſi niht entſtrikken kunden. Do Ezel daz het ervunden,
daz ſi ſi ſniten uz der wal, ſwaz er her geweinet hat',
daz was allez noh ein niht; ungemuete hete pfliht
ſiner ungeteilter ſpil. er ſach geſunder manne vil,
die dar komen durch die not, daz ſi ir mage vunden tot,
die ſtrafte der künek ſere: „welt ir des haben ere,
daz wip mit toten umbe gant? und hie geſunde man ſtant,
die ez billicher tœten.“ er gebot, daz ſi entnœten
die rekken uz den ringen. der wirt der kunde bringen
daz volk ze grozen ſorgen; ja muoſen ſi im borgen
vil herten dienſt an ir dank. vor leide was ie wizze krank,
daz manigen ouch betœret hat. der wirt niht hete zornes rat,
von in gie er ſa ze hant, da er aber Dietrichen vant.

Unmuezik was her Dietrich, ja ſah er ligen umbe ſich
der liute, ſam der ſteine. idoch entruok niht eine
die ſorge der von Berne; der künek ſach ungerne
ſinen ſchaden alſo groz: daz bluot allenthalben vloz
durch diu rigelloch her nider. ſi giengen her, oder wider,
ſine vunden niht wan toten. den ſal von bluͦte roten
ſah man von den wunden. Die vil wol geſunden
wurden ſiech von der klage. ez enwart nie bi deheime tage
gewuofet alſo ſere. aht hundert oder mere
ir warn nu von dem huſe getragen, do huop ſich ſunder niuwez klagen,
daz nobel' meiſter Hildebrant, do er Wolfharten vant.
Als er ſinen neven ſach, zuo ſime herren er do ſprach:
„nu ſeht, vil edel Dietrich, wie der tot umbe ſich
mit kreften hat gebouwen! wie ſolde ich des getrouwen,
daz eins ſo tumben mannes hant, als Giſelher der wigant,
ſluege diſen volk degen? nu ſint ſi beide hie gelegen,
des wir doch lützel wanden, von ir ſelber handen,
der künek und ouch der neve min. daz mueze Got geklaget ſin,
daz ſi in ſturmes ſtunden ie ein ander vunden!“
Her Dietrich ſchoute ſinen man: wie harte jamern in began
umbe ſine wigande, do er ſi bekande!
Do ſah er Wolfharte mit rotelohtem barte
tot gevallen in daz bluot, do mant' ez den helt guot
aller ſiner leide, do weinten ſ' aber beide
in angeſtlichen ſorgen. Die helfe unverborgen
man do an Ezeln vant, da ſtuont mit windender hant
hie bi Dietriche in klage der vürſte riche.
Wolfhart der wigant der het verklummen in der hant
daz ſwert in ſturmeherter not, ſwie der helt doch wære tot,
daz Dietrich unde Hildebrant im daz ſwert uz der hant

kunden nie gebrechen, dem zorn muotes vrechen,
unz daz ſi'z mit zangen uz ſinen vingern langen
muoſen klozen dem man. Do man daz waſen gewan,
„owe!“ ſprach her Dietrich „vil guot ſwert, wer ſol dich
nu mer ſo herliche tragen? du wirſt nimmer mer geſlagen
ſo vil bi künigen richen, alſo dich vil lobelichen
hat geſlagen Wolfhart. we, deich ie geborn wart!
wie mir min helfe iſt benomen! war ſol ich ellender komen
mit diſem ſtarken ſere?“ ſprach der vürſte here.
Wolfhart vor den wiganden mit durchbizzen zanden
noch lak in dem bluote. in hiez der degen guote
heben uz der aſchen; ſin herre bat in waſchen
unt vlæwen uz den ringen; ſins hohen gedingen
des was vil an im gelegen. do ſtuond er über den werden degen,
ſin tot im jamer brahte: hei, waz er do gedahte
des im gedienet het der man! da von er reden do began:
„Owe!“ ſprach her Dietrich „daz du helt ellens rich
mich bringeſt nimmer mere ze ſturme in ſolher ere,
ſo du mich dikke haſt braht! Got hat übel mich bedaht,
daz er dih leben niht enlie. ſwa ez an die herte gie,
da wær' du ie beneben min: nu getræſte ich mich din
leider nimmer mere. Ezel der künek here
hat manigen ſig' von dir genomen: nu iſt ez leider alſo komen,
din hilfe iſt uns geſwichen, din varwe iſt dir erblichen
von Giſelheres wunden. weſſe ich an diſen ſtunden,
an wem ih'z rechen ſolde, wie gern ih dir nu wolde
dienen, tugenthafter man, als du mir dikke haſt getan!
Des enmag et leider niht geſin, wande aller der troſt min
der lit hie an dem ende; min langez ellende
hat ſtarke ſich gemeret. der tak ſi geuneret,
daz ich ie geſchiet uz Berne! ir waret bi mir gerne,

mine mage und mine man, ſwaz ich ze tuon' ie gewan,
des hulfet ir mir gemeine: nu ſten ich alters eine,
beide, vriunde und helfe bloz. des muoz min jamer weſen groz,
niht kurzer, wan die wile ich lebe, unz mir's der tot ein ende gebe."
Do ſprach meiſter Hildebrant: „owe, vil edel wigant,
wan lat ir iuwer klagen ſtan! ſolde ich da mit iht vervan,
ſo klaget' ich immer mere diſen degen here,
wand er was min ſweſter ſun. herre, ir enſult es niht tuon;
wan triben wir immer diſe not, ſo ſint ſi doch leider tot.
von jamer wendet gar den muot, wan klage din iſt niemen guot."
Do man den helt dannen truok, er wart geſchouwet genuok
von den lant liuten, ſi begunden triuten
den helt nach ſinem ende, von maniger wizen hende
wart der helt gegriffen an; ez wære wib oder man,
die in e bekanden, mit zuo gedrukten handen
weinten ſi in ſere. ſol er des haben ere,
der nach tode wirt bekleit, ſo het er mit der wareheit
eren vil erworben. au im lak verdorben
vil maniger ſwinder ſwertes ſwank. klaget' man tuſent jare lank
ſo muese man's doch vergezzen. Der wirt was geſezzen
under die tür in daz bluot, ſo ſere klaget' der helt guot,
daz in niemen træſten kunde. Sa in der ſelben ſtunde
wart vunden der edel wigant, Giſelher von Burgonden lant,
da er da Wolfharten ſluok; bi im lag ir noch genuok,
die er ouch het erſlagen. do begunden ſi ir vient klagen,
her Dietrich unde Hildebrant, ſi ſprachen: „owe, daz din lant
von dir nu erbe loſez lit! owe, daz din golt git
nu niemen, ſam du tæte! du wære ſo eren ſtæte,
daz dich duhte niht ze vil, ſwaz du ze vröuden unt ze ſpil
der werlde kundeſt gemachen. du biſt von hohen ſachen

komen unz an din ende. Uns habent dine hende
der leide hie ſo vil getan, daz nie tumber helt began
ſich rechen alſo ſere, drizek oder mere
ſluok mir din ellen mære der kuenen Bernære.
von ſchulden klage ich ſinen tot, des twinget mich diu jamers not
nach dem rekken wol geborn: mine niftein het er geſworn,
do ſi ze Bechelaren bi Ruedegere waren,
nemen z'einem wibe ze ſime lank libe;
ze trute lobt' ouch ſi den degen: nu iſt vil übele gelegen
ir vröude und der gedinge min. ich ſold' vil unvertriben ſin
von künigen immer mere, ob lebte noch der here:
der troſt iſt leider nu verlorn. diu junkvrouwe wol geborn,
diu markgravinne, Dietlint, diu iſt miner baſen kint,
da von erbet ſi mich an. nu iſt diu maget wol getan
verwitewet leider al ze vruo, nune weiz ich anders waz ich tuo,
ine bit' ez Got verenden.“ Mit krachenden henden
man huop den helt mære: er was ein tail ze ſwære,
er enpfiel in wider in daz wal. vor wuofe erdoz do aber der ſal
von wiben unt von mannen. idoch truok man in dannen,
da man Kriemhilde vant. Diu kint von Burgonden lant
hiez man ze ſamne bringen, uf ſolhen gedingen,
durch daz ſi waren Kriſten: ir engel vil wol wiſten,
war ir ſele ſolden komen. Wart ie wuofes iht vernomen
von herzenlichem leide, daz taten nu die beide,
Kriſten und ouch die heiden, ir klage was unbeſcheiden.
Do vant man Gernoten ſo ſere verſchroten
mit einer verch wunden, gein den bruſten unden
was ſi wol ellenwit geſlagen. ſwie wol ze ſcherme kunde tragen
der rekke ſines ſchildes rant, in het diu Ruedegeres hant
verſniten alſo ſere, daz der helt niht mere
der wunden mohte geneſen, da von muoſ' er tot weſen,

1893—1934.

wanden hete beſtanden ein helt ze ſinen handen,
Ruedeger von Bechelaren, da ſi in ſturme waren.
Ouch het er Ruedegeren erſlagen, den man nimmer verklagen
ze dirre werlde enkunde; unz an die leſten ſtunde,
ſo diu werlt ein ende hat, muoz man gedenken ſiner tat.“
do ſah der alde Hildebrant die gabe in Gernotes hant,
die im Ruedeger hete getan. het' ez der helt lan,
waz ob er wære geneſen. niemen kuener dorfte weſen,
denne der herre Gernot; ſi vunden noch daz ſwert rot
von bluote naz an ſiner hant. Do ſach meiſter Hildebrant
nach des ſwertes ekke, ſcharten, noch vlekke
er da ninder an vant; wan diu Ruedegeres hant
kunde wunſchliche geben; ja het er allez ſin leben
gevlizzen vaſte uf ere. man klaget' in deſt' mere.
Do ſprach der künik riche zem herren Dietriche:
„ſolte dirre man leben, ſo het' ich allez min geben
an minen ſun wol bewant; nach den von Burgonden lant
hete daz kint geraten, die ie daz beſte taten,
ſam muese ouch min ſun han getan; dem het' ich miniu lant lan,
ſo wære er wol ſo riche, daz die rekken al geliche
heten troſt an den degen. Nu iſt ſin kunne hie gelegen,
daz beſte daz er ie gewan. owe, daz ich niht wenden kan
dine wunden und d[in]en tot, vil kuener rekke Gernot,
des muoz mir [min] leben leiden. ez hete wol uz geſcheiden
Kriemhilt Hagenen von in drin, niwan daz lüzzel wibes ſin
die lenge vür die ſpannen gat: an ir tumben herzen rat
hant ſi ſinne noch mere, danne iemen der uf ere
ſinne hürten kunde. daz iſt zuo dirre ſtunde
an miner vrouwen worden ſchin, daz ſi ſo wiſe wolde ſin,
daz mit ſinne ein lihter man het' ein bezzerz getan.
des muezen wir nu jamer tragen. wær' Hagene alters eine erſlagen,

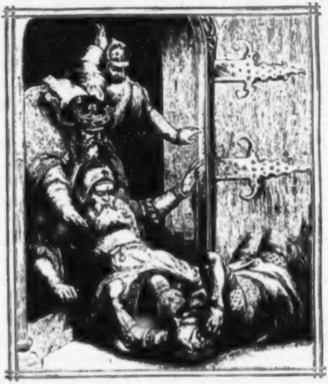
daz wære ein guot liſt geweſen, ſo wærn die andern geneſen,
die nu hie ligent verſchroten.“ Do hiez er Gernoten
wegen uf mit handen, der von allen ſchanden
het gewendet ſinen muot. do truok man den helt guot
uz dem huſe von in dan. wol gewahſen was der man
an græze und ouch an lenge, diu tür diu wart in z'enge,
da man ſi alle uz truok. e do was er ſnel genuok,
der edel und der mære: ſwie ſwær' er aber nu wære,
doch brahten ſi in uz der tür. zuo z' im giengen der vür
die ere gernde vrouwen, die in da wolden ſchouwen.
ez wære in e gezemen baz, von ſchulden wil ich ſprechen daz,
do er hete noch daz leben. Got enwold' es in niht geben,
daz in wære daz liep geſchehn, daz ſi in mohten han geſehn
bi geſundem ſime libe. Er wart von manigem wibe
geklaget harte ſere. dane was et nu niht mere
niwan weinen unde klagen. Die tumben, daz wil ich iu ſagen,
klageten mit den wiſen, die toren mit den griſen
klageten al gemeine, daz ſich die mour ſteine
mohten klieben her dan. Do brahte man den jungen man
verrer an die wile. dar nach in gæher zite
do vant man Ruedegere. und wizzet, daz ſo ſere
zer werlde nie wart gekleit; an dem was mit gewizzenheit
verlorn der werlde wunne, ſo daz uz eime kunne
ſo vil eren nie verdarp, als do der mark grave erſtarp.
Nu lazen ſin die ſwære, und ſagen iu diu mære,
waz nu teite Dietrich, do er den mark graven rich
in ſime ſchilde ligen vant und er in rehte het erkant,
„Waſen!“ ſprach der von Berne „nu möht' ich als gerne
ſin vor zwelf jaren tot; du haſt mich lazen in der not,
daz mir bezzer wære begraben. zuo wem ſol ich nu troſt haben?
min aller hohſtez kunne, min vröude und ouch min wunne

iſt an dir eime hie gelegen. ezn' wart nie getriuwer degen
geborn uf der erde, und wæn', ouch immer werde.
Dine triuwe tæte du wol ſchin, do ich vor den vienden min
rumen muoſe minin lant, die triuwe ich ninder envant,
wan an dir eime, Ruedeger. Ezele der künik her
was mir ſo vientliche gram, daz ez do niemen enzam,
der mir daz gehieze, daz er mich leben lieze,
ſwa er mich hete vunden. doch in den ſelben ſtunden
reit ich uf den troſt din zuo den wider winnen min;
Do lobteſtu daz, Ruedeger, daz Ezel der künek her
dich e muoſe haben, e du mich liezeſt vahen;
Do erwürbe mir du [die] hulde, daz Ezel miner ſchulde
alſo grozer vergaz. mit triuwen tæte du daz.
Du hete min ouch lougen den die mich mit ir ougen
bi dir vil dikke ſahen. ich was Ezelen nahen,
helt, in diner huote, unz Helke diu vil guote,
diu edel küniginne, an dir wart des inne,
daz du mich enthielt' in der not; der vrouwen ir tugent daz gebot,
daz ſi ſich immer mere begunde vlizen ſere,
ſwie ſi daz gedæhte, daz ſi mich ze hulden bræhte
mit dir, vil tugenthafter man. allez truege du daz an
hin ze Ezelen dem richen, daz er genædiklichen
in ſine hulde mich enpfie. Dar zuo verlieze du mich nie
mit triuwen uz den genaden din; ſwes mir und den mannen min
gebraſt in ellende, din milt' und dine hende
die taten mir ſin alles buoz. Owe! der mir dinen gruoz
ſo verre nu gevrümet hat, der hat mir allen minen rat
uz miner kameren genomen. din ſterben iſt vil übel komen
mir vil ellendem man. Got hete wol an mir getan,
hete er dich leben lazen." Mit ſchrien ane mazen
ſo lute erweinte Dietrich, daz Ezele der künek rich

da von vil ſere erſchrahte, als er von ſchulden mahte.
Do ſprach der vürſte riche: „ja ſol ich billiche
mit in Ruedegeren klagen; ſin triuwe hat mich enbor getragen,
ſam die vedern tuot der wint. ez enwart nie muoter kint
ſo rehte gar untriuwe los; ich wæn' ouch, künek ie verlos
deheinen kueneren man; ſit ich ſin kunde ie gewan,
ſo miſſeriet er mir nie; ſwenner an mine ſprache gie,
ſwes mich der helt danne bat, daz muoſ' ich leiſten an der ſtat:
daz iſt leider nu zergangen, min herze deiſt gevangen
mit maniger hande ſwære. Ob lebte noch der mære,
ſo wære er wol ſo milte, daz in des niht bevilte,
ſwaz tuſent künige möhten han, er het' ez eine wol vertan.
Owe, daz niemen ſterben mak, unz im kumt ſin leſter tak!
ſo wær' ouch ich nu tot gelegen, ſit ich ſo manigen tiuren degen
hie toten alſo vor mir ſihe. ſi ligent reht alſam ein vihe,
daz erbizzen hant die löuwen. ſo mugen nu lihte mir gedröuwen,
die mir ie waren gram, den bin ich allen worden zam."
Do ſprach der herre Dietrich: „edel künik, verdenke dich
durch manigen ſtarken dieneſt ſin an der lieben nifteln min
und an Ruedegeres kinde, die in dime hofgeſinde
mit grozen eren waren und dir vil lobes baren;
in iſt nu diner genaden not, ſit daz in iſt gelegen tot,
der dir ie was undertan mit triuwen, als din eigen man."
Do ſprach der Botelunges ſun: „daz ſolt' ich billiche tuon,
und bæt ir des niht, Dietrich; ſi ſuln immer an mich
gedingen, ſam ich ſi ir vater." Hildebranden do bat er,
daz er den helt guote huebe uz dem bluote.
Wunt was ſelbe Hildebrant, daz tet des grimmen Hagenen hant;
do ſich neigete der man, ſin wunde bluoten began;
daz muete den helt mære, im was ein teil ze ſwære
der mark grave tugende riche, er truog in angeſtliche.

2141—2202.

Do er in brahte under die tür, in mohte der helt niht der vür
vor unkreften bringen. ez mohte noch miſſelingen
an ſolhem dienſte einem man, der in getragen ſolde han,
der vil geſunt geweſen wære. Hildebrant dem helede mære
was ſin kraft entwichen und ouch diu varwe erblichen,
er ſeik zuo Uuedegere. des erkom harte ſere



der edel Bernære, wand ez im was ſwære.
nach wazzer man do ſande, daz man Hildebrande
hulfe ſiner krefte wider. Ezele balde do der nider
zuo z'im kniet' in daz bluot, do vergoz er den helt guot.

2203 – 2222.

Sich erſchamte Hildebrant; ſin houbet uf des küniges hant
von ſwære tonmende lak; dem er diente manigen tak,
der dient' im nu von ſchulden; er hete nach ſinen hulden
vil dikke harte wol geriten: ez wære übel vermiten,
daz im Ezele het getan. Hildebrant der bat do lan
witer offen den ſal. ſich huop ungevueger ſchal
hie uze von dem mære, do man ſagete, waz da wære.
Sine ſumten ſich niht mere, do truok man Ruedegere,
vater aller tugende, daz in alter uz [der] jugende
getriuwer niemen was bekomen. Do wart ſwigen benomen
vil maniger muoter kinde, allez daz geſinde
mit ungelichem munde ſchrien do begunde,
Si wuoften jæmerliche, beide, arm und riche,
gar ane vröudehaften ſin, daz diu erde under in
ſich möhte haben uf getan; wip, meide unde man
die klageten Ruedegere ſo herzenlichen ſere,
daz türne unde palas und ſwaz gemöuwers da was
antwurte von dem ſchalle. Der ougen grunt walle
von herzen do den vinz truok; man ſah da ſinne lor genuok
vil der ſchœnen wibe, diu wat von ir libe
was in gezerret ſere; vil manik maget here
von der ſwarten brach daz har. ir het diu ungenade gar
ober hant gewunnen. mit bluote berunnen
man manik antlüzze vant. Da wart von maniger vrouwen hant
gein herzen geſwungen. die alten zuo den jungen
die wuoften alſo ſere, daz ez nimmer mere
wirt von liuten vernomen, als ob kraneche wæren komen
ſchrlende in diu riche. Ezele und Dietriche
den wart gemeret do ir leit mit ſenlicher warheit.
Do hiez man baren ſa ze hant die beſten, ſwaz man der da vant,
die waren uz geſundert, wol ſiben zehen hundert,

die man ſolde baren, daz allez herren waren,
vil hoher vürſten under in man vant, und ouch die künigin
Kriemhilt, des küniges wip, und maniges edeln rekken lip, 1145
beide, Kriſten und heiden. Die lieben zuo den leiden
wurden geleit uf den re. ſwaz da was geklaget e,
daz was allez gar ein niht da wider, und nu hie geſchiht
von manigem edeln kinde. daz riche hove geſinde
kom mit jamer, ane wünne, der hohen künige künne, 50
ze der leiden ougen weide, wol ſehs und ahzek meide,
die vrou Helke hete erzogen, an guoter vuore niht betrogen.
Den was ir troſt nu gar benomen und ir vröude nider komen
tiel unz in der riuwe grunt; ſorge und jamer was in nu kunt.
Ein teil ich iu der renne, die ich von ſage bekenne, 55
wande ſi an geſchriben ſint: dar gie vroun Helken ſweſter kint,
vrou Herrat diu [tugende] riche. do merte ſich Dietriche
ſin ungevuege herzen ſer. Noch kom der hochgeborner mer,
des künek Nitgers kint, diu minnekliche Sigelint.
Dar kom durch leide ſchouwe Winelint diu vrouwe, 60
eins richen küniges tohter her, der was geheizen Liuteger,
der ſaz in Vrank riche, dem het vil vriuntliche
Helke erzogen ſin liebez kint. Mit der junkvrouwen ſint
kom Hildeburk und Herlint, zweier richen vürſten kint;
Hildeburk diu ſchanden vri was geborn von Normandi; 65
Herlint was von Kriechen. von klage man vil der ſiechen
under den junkvrouwen vant. Nach den kom do ſa ze hant
diu herzoginne Adellint, des kuenen Sintrams kint;
den helt man wol erkande, er ſaz in Oſterlande,
ein burk an Ungermarke ſtat, Pueten noch den namen hat, 70
da wuohs von kinde diu meit, von der ich hie han geſeit.
Sine ſint uns alle niht bekant, die Helke zoch in Hiunenlant,
unt komen ouch Kriemhilde an. Ezele man ſi ſande dan

und Helken uz vremden richen durch zuht vil willeklichen
[und] ir werdekeit zen eren. niemen alſo heren
man in allen landen vant, dem Helken tugende was bekant,
ern' liez' ir gerne dar ſin kint. wol zweinzek graven tohter ſint
komen zuo dem ſchalle. dar komen die witewen alle,
der mage und man da lagen tot. ſich huop von klage diu meiſte not,
die man zer werlde ie bevant. des wart daz Ezelen lant
allez vröuden lære. von diſem grimmen mære
ſo huop ſich dar diu lantſchaft mit vil klagelicher kraft,
beide, ſpat unde vruo daz liut ſeik allenthalben zuo,
ſi giengen ſuochunde ir vriunde zuo der ſtunde
allenthalben uf dem wal, vor dem huſe und in dem ſal,
ſam ze markte durch die kramen. der tot het ſinen ſamen
geſæt vil witen in diu lant. do ieslicher den ſinen vant,
ſwa er nider was geſlagen, genuoge ſach man damne tragen
ir vriunde uz dem bluote. do huoben vrouwen guote
ir klage zuo den ſtunden, ſam ſi's e nie begunden.
Ir triuwe man bi jamer vant; man ſach von junkvrouwen hant
unt [von] manigem edeln wibe gebrochen von ir libe
vil manik wol gezieret kleit; ſine wolden niht, daz ir leit
dem golde gezæme. Swie reht ungenæme
die toten ſin den liuten, küſſen unde triuten
ſach man da manigen toten, ze verhe verſchroten,
von Kriſten unt von heiden. ir klage was unbeſcheiden.

2347 — 2394.

◆

IV.

Aventiure wie der künik ros und gewaeſen wider ſande.

Erlæret was der palas, der e ſo vol der toten was.
do kunde niemen trœſten die beſten, noch die bœſten.
Swaz iemen e hat gekleit, oder von klage her geſeit, 1200
oder noch geklagen künde, der klage daz urgründe
was allez uf ein ander komen. do het ouch her Dietrich vernomen
der ſchœnen Herraten munt; ſwie vil im leides wære kunt,
idoch erbarmet' in ir leit. ſi und manik ander meit
muoſen tuon, ſwaz er gebot. ein teil ſchiet er ſi von der not, 5
er bat ſi leiten alle dan. Wie groze unmuoze do gewan
er ſelbe und meiſter Hildebrant! ſi hiezen ſarken ſa ze hant
die künige von Burgonden lant. ſælik ſi der wigant,
daz er die triuwe ie gewan, daz er ſi ſunderte hin dan,
die edeln und die richen! daz tet man billichen. 10
Ouch beſarkte man da ſint, beide, die vrouwen und ir kint,
in den beſten pfellel den man vant man ſi do zuo ein ander want,
ſwære und rich von golde; alſo der künik wolde,
und bat ſi legen in einen ſark. ſin jamer der was alſo ſtark,
daz er niht grœzer kunde ſin. Ouch wart beſarket Blœdelin 15
der edel rekke lobelich. waz mohte tuon her Dietrich,
wan als ez triuwen tohte? Swaz man der vinden mohte,
die meſſe ſolden ſingen, die hiez er balde bringen,
alſo kund' er'z da ſchaffen, den heiden ir pfaffen,
den Kriſten, der ouch den gezam. Dar nach man do ze hant nam 20
den guoten Ruedegere, mit dem vil michel ere
wart geleit in ſin grap. do ſah man manigen kriuze ſtap
da den pfaffen an der hant. ſwaz man ir under ſtolen vant,
die baten do geliche Got von himel riche,

ze gnaden ir aller ſele, und Sande Michele.
Die da vürſten hiezen, niht langer ſi die liezen,
ſine bræhten ſi zer erde. die künige wurden werde
beſtatet in manigem ſarke. Hagene der ſtarke
und ſin geſelle Volker und Dankwart der rekke her
die wurden do ir herren bi nahen geleit alle dri.
Hawart der wigant der künek uzer Tenelant,
Irink unde Irnvrit, die dri wurden ouch da mit
beſtatet herlichen. Die dar uz andern richen
zer hohgezite waren komen, der wart ouch da war genomen
mit guetlichen dingen. man ilte ſe alle bringen,
die kunden und die geſte, z'ir langen bette reſte.
Daz werte unz an den dritten tak. daz volk do ruowens niht enpflah,
e man begruop die werden in ſärk' und in die erden,
die edeln unde heren, nach gewonlichen eren.
Ezel und ouch her Dietrich berieten mit den wiſen ſich:
ſine kunden'z niht verenden, wolde man die ellenden
alle ſunder begraben: ſi muoſen eine ſtat haben
alſo tief und ouch ſo wit, daz man'z ze etelicher zit
vor ſtanke verenden kunde. Si ſchuofen ſa ze ſtunde,
daz die lant liute duo griffen alle ſamt zuo
und gruoben eine gruoben ſit ſiben ſper ſchefte wit
und als tief in die erde. ich wæn', immer werde
mit ſolhem jamer mer gegraben. die knehte wurden uf erhaben,
daz geſinde von dem Rine, die Gunther und die ſine
mit in brahten in daz lant, niuwen tuſent man der vant,
an den ſich erſte huop diu not. den liuten jamer daz gebot,
durch ir ellende ſo wunden ſi die hende.
Man vant da veiger mere mit leide und ouch mit ſere,
als ich iu e han geſeit, ſo wurden ſ' in daz grap geleit,
die Kriſten und diu heideniſch diet, als ez der künik e beſchiet.

2449 – 2510

Do ſi ze reſte waren komen, do wart erſte vernomen
von den, die giengen von dem grabe, diu aller meiſt' ungehabe,
der ſi noch ie begunden da vor ze keinen ſtunden.
Ez was ein grimmez ſcheiden von Kriſten unt von heiden,
die klageten alſo ſere, daz man wol immer mere
da von diu mære ſagen mak unz an den jungeſten tak.
Sit in vröude niht gezam, niemen 's andern war nam,
der die noch lebnde waren. Ezeln man gebaren
vil harte jæmerlichen vant, do er ze wedere ſiner hant
der guoten rekken niht enſach, wider Dietrich er do ſprach,
den vürſten von Berne: „ja het' ich noch vil gerne
manigen, des ich mich anen muoz; mir hat groz ungelükke buoz
aller vröuden hiut' getan.“ Her Dietrich ſprach: „ja ſult ir lan
daz iuwer groz ungehabn, ſine ſint alle noch begrabn,
die iu ze dienſte ſint gewant, ja muget ir, herre, iuwer lant
mit heleden wol beſezzen, Got mag iuch wol ergezzen
nach genaden noch der leide, ir habt ouch noch uns beide
bi iu inme lande, mich und Hildebrande.“
„Waz hilfet daz?“ ſprach er do „ine künde nimmer werden vro,
unt ſolt' ich tuſent jar lebn. wer künde mir den muot gegebn,
oder wer möht' mir'z geraten? die daz mit willen taten,
die ſint nu leider tot. waz ſol mir nu min golt rot,
oder deheiner ſlahte rihtuom, gewalt oder werltlicher ruom?
daz iſt an mir verdorben, mine man ſint erſtorben,
dar zuo kint unde wip. war zuo ſol mir nu der lip,
zepter oder krone? diu mir e vil ſchone
ſtuont in allen minen tagen, die enwil ich nimmer mer getragen.
Vröude, ere unt werdez lebn, daz wil ich allez uf gebn,
unt wil'z allez hin legn, des ich zer werlde ſolde pflegn,
ſit ez mir allez miſſezimt. ſwenne mich nu der tot nimt,
daz iſt mir harte unmære; wan ſo het' al min ſwære

genomen ende und al min not: ich bin zer werlde doch immer tot.“
Si wolden træſten im den muot: daz enwas dehein guot,
wan er het ze vil verlorn. über in hete geſworn
ſines libes unheil, im was der aller meiſte teil
ſiner ungenaden komen; wand ez im allez was benomen,
daz er des beſten ie gewan. der künek weinen do began,
ſam do er's alrerſte pflak. ein teil ouch nider gelak
hern Dietriches veſter muot, vor muede der degen guot
ſich in ein venſter leinte nider, vor leide der rekke ſider
aller vröuden vergaz, do er eine wile ſaz.
Do ſprach meiſter Hildebrant: „ſit verweiſet iſt daz lant
waz ſuln wir nu dar inne? daz Helke diu küniginne
iu gap, vil edel Dietrich, daz dunket mich nu rætlich,
damit rumen wir daz lant. iuwer ellen und min hant
mugen vil wol beraten min vrouwen Herraten,
wand wir ſin ſwuoren beide; wir ſuln durch unſer leide
der triuwen niht vergezzen. ſwie nider ſi geſezzen
iuwer vröude und ouch diu min, doch ſuln wir immer die ſin,
die triuwe walden und unſer e. wie ez nu daheime ſte,
daz muezen wir nu ſelbe ervarn. Got mag uns harte wol bewarn,
wil unſer ſin genade pflegen.“ „Des volge ich gerne.“
ſprach der degen
„wie ſol ich von diſen leiden mit eren min geſcheiden?
ſit ich den ſchaden han genomen, owe! waz leider mære komen
muoz hinwider uf den wegen, von dannen ein ieslicher degen
reit zuo der hochgezit. ach we! waz guoter ſwerte lit
herrenlos in diſem ſal, brünne unt helme ane zal,
dine wizzen wir an niemen geben, ſit daz die niht ſolden leben,
die ſi da e hant getragn. Gote wil ih'z immer klagn,
daz ich ſo manigen werden man muoz toten hinder mir hie lan.“
ſprach der Dietmars ſun „wir ſuln einen wis tuon,

daz dunket mich nu guot getan, daz wir zuo Ezeln gan
in ſine kemenaten und dem künige raten,
daz er heize nu ze hant der guoten rekken gewant
ſuochen unt waſchen ab daz bluot, und diu edeln wafen guot
ſchone heize behalten. wil Ezel wizze walten,
ez mag im lihte noch gevrumen unt ze grozen ſtaten kumen.“
Do der künik ir rat vernam, do tet er, daz im wol gezam,
unt volgt' ir beider lere, do ſumt' er ſich niht mere,
er hiez behalden daz gewant, diu beſten ſwert diu man vant,
ze kamern hiez er ſ' ellin tragen. her Dietrich ſprach:
„ich wil iu ſagen,
vil edel vürſte riche, welt ir nu lobeliche
tuon, nach ſtarkem leide, ſo raten wir iu beide,
ich und meiſter Hildebrant, daz ir in ieslich lant
daz gewæfen ſult wider ſenden, des enlat iuch niemen wenden,
ſwaz von ir lande her ſi komen, die der tot hie hat genomen;
des gewinnet ir noch ere, die jungen mugen iu mere
gevrumen, denne diu ſar wat, die hie der tot erlœſet hat.“
Do ſprach der Botelunges ſun: „daz ſol ich harte gerne tuon
unt volg' es iu von rehte.“ die Ruedegeres knehte
hiez man zem erſten bringen. den ſah man trehene dringen
uz den ougen ze tal. zuo Ezeln vür den ſal
komen ſibene, [und] niht mere. Do ſprach der künek here:
„ſwie ir nu welt, her Dietrich, ſo enbietet der markgravinne rich
diu mære ze Bechelaren.“ alle die da waren,
den beſwæret' ez den muot. doch tet ez der helt guot:
Ruedegers ſwert und ſin gewant und ſin ros, da man daz vant,
hiez er do balde bringen. wie kunde miſſelingen
harter vrouwen libe, danne ouch ſime wibe,
do man ir ſaget' diu mære, wie ez ergangen wære!
Do ſprach meiſter Hildebrant: „wer ſol in Burgonden lant

dirre mære bote weſn? ſit ir niemen iſt geneſn,
der ritter, noch der knehte. Der künek ſol von rehte
ſin ſelbes boten über Rin ſenden." — „daz ſi Swemmelin,"
ſprach der künek alzehant „dem ſint die wege wol bekant.
Dar zuo ſchuof man zwelf man, die daz gewæfen vuorten dan
mit dem videlære, daz die helede mære
in ſturme heten getragen, und daz die boten ſolden ſagen
ze Rine diſiu mære, waz hie geſchehen wære.
Die herren wurden des enein, daz man der wafen al dehein
lieze niht beliben, man enſande ſi ir wiben
mit [den] mæren heim ze lande und ouch mit dem gewande,
daz die veigen truogen e. Ir vriunden wart dort alſo we,
ſam diſen hie was von klage; ja mohten ſ' immer dem tage
vluochen, daz diu wirtſchaft alſo maniges heldes kraft
mit tode hete gelezzet; ſi wurden gar entſezzet,
ſwaz ſi vröuden mohten han, den ez kunt wart getan.
Die da ſolden an den Rin, mit den gie do Swemmelin
vür Etzeln den künek ſtan. er ſprach: „irn' ſult lan,
irn' ſaget beſcheidenlichen Prunhilt der richen,
wie ez allez ſi ergangen, und wie mir ſi bevangen
min lant mit grozem ſere, und daz nie geſte mere
getæten wirte ſo leide: des enſuln idoch ſi beide
niht engelten, die guoten, vrou Prunhilt mit vroun Uoten.
dar zuo ſult ir ouch niht verdagen, min unſchult die ſult ir ſagen
den beſten da ze Rine, daz ich, noch die mine
nie verdienten ſolhe not, wande ih'z in guetliche bot
unt tet vil willekliche daz: da wider zeigten ſi mir haz
vil harte unvriuntliche; ine vernam ſo lobeliche
nie geſte wider ir wirt getuon: des erſten ſi mir minen ſun
ſluogen, und manigen kuenen man; des ich nie ſchult gein in gewan,
ſwaz ich des ſchaden han genomen, daz iſt ouch in niht
vergebne chomen."

2603—2754.

Do ſprach der videlære: „als unwerdiu mære
diu gevuort' ich noch nie mere. der lande vröude und ere
iſt gar an in verſwunden, die ie mit wunne kunden
in zühten leben ſchone, die dikke bi der krone
mit vröuden ſint gegangen, von den wirt mir enpfangen
ſo ſwinde diſiu botſchaft, daz ich in miner ſinne kraft
vil michel ſorge han derzuo, wie ich den mæren ſo getuo,
daz ich muge den lip bewarn.“ Der künek ſprach: „ja ſult ir varn
mit den von Bechelaren.“ bereit ſi ſchiere waren.
Do ſprach der herre Dietrich: „diſiu mære jæmerlich
muoz ich nu leider ſenden. owe, möht' ich daz wenden
mit min ſelbes libe! daz ich dem edeln wibe
ir herzen leit enbieten ſol, daz tuot mir wirs danne wol.
Ir ſult heln“ ſprach Dietrich „diſiu mære jæmerlich
al[le]nthalben uf den ſtrazen, ir ſult daz liut niht lazen
des ſchaden werden innen, als ir nu ſcheidet hinnen,
ſo mueten ſi iuch ze ſere. Ja ſult ir von Ruedegere
niemen ſagen ſinen tot; ez wirt doch ein lange werndiu not
ſwennez in rehte wirt geſeit, ſo muezen ſi mit arebeit
dar nach weinen manigen tak. Diu min ie mit triuwen pflak,
der ſaget ouch den dieneſt min, und daz ich immer welle ſin,
ſwie mir gebiete Gotelint, und ouch des markgraven kint,
min niftel diu vil here. Vragen ſi von Ruedgere,
ir ſult in ſinen dieneſt ſagen, und diu andern mære verdagen,
und daz er ſchiere welle komen; und ſprechet, ir habt daz vernomen,
daz in der künik niht laze dan, er mueze die wile da beſtan,
unz daz die liebe geſte ſin wider riten an den Rin;
die wile ſi ouch ich hinne: ſo welle ich die markgravinne
mit ſamt Ruedegere ſehn. und ſult ouch Dietlinde jehn,
ob jener kumen niht muge geſin ſo gahes, daz ich die nifteln min
doh welle ſehn in zwelf tagen.“ Die boten muoſen do tragen

in [ir] herzen manigiu ſwære. do lie der Bernære
die boten dannen ſcheiden mit manigen herzen leiden.

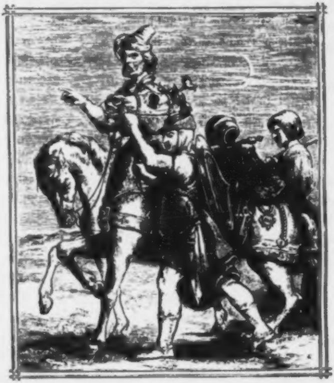
* * *

V.

Aventiure wie manz gewaeſen heim ſande.

Swaz man der boten ſande mit [den] mæren after lande,
die waren alle nu bereit. in het her Dietrich geſeit,
waz ſi da heime ſolden ſagen. die boten riten dan mit klagen,
ieslicher kerte ſa ze hant da hin, und er was geſant.
Ouch liezen ſi da hinder in, des ſult ir vil gewis ſin,
zergangene wunne, vil jamerhaftez kunne,
ir vil lieben mage in des todes wage
mit triefenden baren, und die begraben waren.
Da liezen ſ' ouch den markman. man zoch ſchriende dan
vil lute ane maze ſin ros uf der ſtraze.
da ſi [da] riten über lant, mit vrage ez niemen ervant
rehte, waz in wære. ja heten ſi diu mære
geſeit vil ofte gerne: do hete ez in der von Berne
ſo verboten, daz ſi'z muoſen lan, e daz ſi von im ſchieden dan.
Niemen wart ez noch geſeit, unz daz in Oſterriche reit
daz Ruedegeres geſinde. von maniger muoter kinde
wart gegahet durch gewonheit, da der videlære reit;
da wanden ſi der mære, daz ez der künek wære,
oder Ruedeger der riche. daz volk gemeinliche
vragte do den ſpileman: „wa habt ir den künek lan?“

In ſeit' der videlære, daz ſin herre wære
noch in Hiunen lande mit manigem wigande.
daz geloubten die da wolden. die mære vragen ſolden,
der was ſo vil da bi dem wege, daz, beide, brükke unde ſtege
allez was beſtanden. Die von Hiunen landen 1435
ze Wiene riten in die ſtat. mit zühten ſi ze huſe bat
ein vrouwe ſaz dar inne, ein richiu herzoginne,
Iſalde, ein vil ſchœne maget. dine moht' ez werden niht verdaget,
an den boten ſi z ervant; ſi wart ſo jæmerlich ze hant
und alſo trurek gemuot, daz ir von herzen daz bluot 40
uz dræte da zem munde. ach we, wie übel gunde



ſi den boten dirre ſage! von der junk vrouwen klage
erſchal ez ſit vil witen, man begunde an allen ſiten
in der ſtat über al uoben alſo grozen ſchal,
die armen mit den richen, daz ſich diu klage gelichen
wol mohte, ſo die jahen, die dort die klage ſahen,
und ouch mit klage ſchieden dan. diu klage ir helfe da gewan,
daz ſi nu vuor mit breiten ſcharn. die boten kunden'z nie bewarn.
Do erſchullen diſiu mære under die burgære
und under der kouf liute kint. diu guote ſtat diu wart ſint
ellin eines todes vol. Do liezen in die boten wol
vor leide zogen uz Wienen. daz ez noch wiſte niemen,
daz wære in lieber, danne leit. ſwer zuo z'in uf der ſtrazen reit,
der muoſe mit in geliche tragen ſit ir jamer und ouch ir klagen,
do ſi gevrieſchen diſiu mære. in vil ſtarker ſwære
ſi hin ze Bechelaren riten, niht nach gewonlichen ſiten,
noch nach ir altem rehte, die Ruedegeres knehte,
do ſi komen in die marke. ja muete ſi vil ſtarke,
daz ſiz verſwigen ſolden, daz ſi doch ſagen wolden.
Nu waren die mark gravinne bede an die zinne
geſtan[den] mit maniger vrouwen, durch warten und durch ſchouwen,
da ſi da vor vil dikke ir man ſach riten vroliche dan;
da ſtuont ouch manik ſchœne meit. Riten in grozer arbeit
ſi do die boten ſahen dem huſe wol ſo nahen,
daz ſi den ſtoup ob in ſahen und liute zuo z'in gahen,
daz enwas in niht ze leit. Do ſprach vil manik ſchœne meit:
„Lop dir ſi, herre, trehtin! ſchouwet, vrouwe mark gravin,
wir ſehen dort liute riten von den hoch geziten,
da kumt gewislich min herre.“ der troſt was in ze verre
zen Hiunen beſtanden von Gernotes handen
und ein [vil michel] teil ir wunne. Der lant liute kunne
komen niwan ſiben man von dem mark graven dan,

die andern waren alle tot. ſi vuorten jamer unde not,
die [da] brahten ſin gezouwe. Gotelint diu vrouwe
und ir tohter, ſi beide, wanden, lieb ane leide
enpfahen, als e dikke, von liebem ougen blikke.
Die knehte waren in den ſiten, ſo ſi ze Bechelaren riten,
daz ſi vrolichen alle vuoren in manigem ſchalle,
die alten mit den jungen ruoften unde ſungen:
dem was ez nu vil ungelich, wande ieslicher hete ſich
gedrukket nider uf daz mark, wande ir jamer was ſo ſtark,
daz ſi niht ſchallen kunden, ſam e ze manigen ſtunden.
Ruedegers ors Boymunt wider ſehnde an der ſtunt
gie ez dem knappen an der hant. der ſite was an im bekant,
ſo ez ſins herren niht enſach, daz ez vil ofte den zoum brach
und lief wider uf den wegen. nu was er leider gelegen,
der ez dar hete geriten und dikke druſe geſtriten,
als von rehte ein edel man. Sin tohter goumen began
der knappen gebare, do erſufte diu vil klare,
do ſprach daz Ruedegeres kint: „vrouwe muoter Gotelint,
daz iſt doch ſelten her geſchehn, daz ich ſo lüzzel habe geſehn
in allen minen ziten mins vater boten riten;
Swenne aber ſi her kwamen, wie wol wir daz vernamen,
daz ſi waren wol gemuot! wære et daz hoch geziten guot
geweſen miner vrouwen! des ich übel mak getrouwen.“
Do ſprach diu alte markgravinn: „ruocht es Got, ſo ſol ſi ſin
in allen unſchedelich ergan. niwan daz ich von troumen han
erliten vil der ſere: dinen vater Ruedegere
ſach ich hinte gar gra, ſin geſinde bi im da
daz het bevallen gar ein ſne, von eime regen wart in we,
da von ſo wurden ſ' alle naz. vil liebiu tohter, merke daz:
min houbet was von hare bloz, daz ich eines hares groz
mines wahſes niht entruok. Ein gadem vinſter genuok

2945—3006.

da hiez er mich do in gan, ich vant in inrethalben stan,
nach mir besloz er do die tür, niemere komen wir dervür;
ungerne wesse ich in drinne.“ Do sprach diu markgravinne
des edeln Ruedegeres kint: „vil liebiu muoter, troume sint
sumeliche senfte, die andern stark: ich sah ouch mins vater mark
hinte in troume springen und lute an im erklingen
hort' ich die kovertiure sin. nu merke, liebiu muoter min,
eins wazzers ez getrank, sa ze stete ez versank.“
Ein ander si niht mere sageten, wan mit sere,
si giengen al zehant dan. Do waren, als ich gesaget han,
die boten komen so nahen, daz si al die liute sahen,
z'ir marstalle si do riten; ninder nach ir alten siten
gebarten nu die knehte. Die ritter, nach ir rehte,
mit zühten giengen gegen in, und hiezen willekomen sin
den Ezeln videlære. wol gruozten helde mære
die boten von der Hiunen lant. Dar nach empfiengen si zehant
ir herren ingesinde. mit gedrukten worten swinde
hort' man si antwürte pflegen. ja was ez allez gelegen,
da von si truogen hohen muot; jane kunden si dehein guot
von der hochgezite sagen. ir herren harnasch sach man tragen
die knappen von den rossen dan. Gotelint merken began
do der knappen gebare; sine wart in manigem jare
nie so trurek gemuot: „ich næme deheiner slahte guot“
sprach si „vür diu mære, daz ich wiste, wie in wære.“
Do sprach der beste under in: „iu enbiutet triuwebernden sin,
genade und michel ere Ezel der künek here
und sines willen stæte, der werk' und ouch der ræte
well' er iu immer sin bereit, daz wizzet mit der warheit.
Ouch enbiutet iu min herre, ern' kome iu nie so verre,
ern' wær' iu doch mit triuwen bi; und sult gelauben, daz er iu si
immer holt vor allen wiben, und wil an dem willen beliben

unz an ſinen leſten tak. er enweiz niht, ob er komen mak
wider heim inre jares zit; der künek im allez an lit,
er leite im eine hervart, diu lange e geſprochen wart,
die iſt er wærlich nu gevarn.“ ſi ſprach: „nu muez' in Got bewarn
und allez himeliſche her, er var lant oder mer
oder ſwelhen ende er kere, durch ſiner marter ere,
ſo ruoch' in Kriſt behueten, daz Ezeln vinde wueten
mir niht enbunne mines man!“ Diu magt do vragen began:
„nu saget mir, boten guote, wie iſt ſo ze muote
mime vater Ruedegere? daz muet mich harte ſere.
wande mir ie“ ſo ſprach diu meit „ze vorderſt wurden geſeit
diu mære, ſwenn' er in ſin lant ſande. ſo zornik ich nie bevant
min[en] vater, deiſt mir ſwære, er enbute mir doch diu mære.
Ine weiz, wes im nu ſi gedaht; ez hat mich gar in angeſt braht.
Got gebe, daz ez rehte var!“ ſi wart vil ſere miſſevar,
ze hant ſi weinen began. Do blikt' ouch ſi ir muoter an,
und erweinten do beide. ich wæne, ſi der leide
ermante do ir herze, in nahte ſtarker ſmerze.
Der bote ſprach: „lat iuwer klagen, ich ſol iu mer mære ſagen,
diu iu vil vriuntliche von dem herren Dietriche
ſint enboten in daz lant. ja gebot uns der wigant
bi den ſinen hulden, daz wir von waren ſchulden
iu ſageten den dieneſt ſin. er enbiut iu, edel markgravin,
liebe unt vriuntlichen muot, als er von rehte durch ſippe tuot.
Irn durft ouch des niht vragen, ob iu under iuwern magen
holder ie wurde man, und heizet iuch daz wizzen lan,
diz bat er iu, vrouwe, ſagen, daz er iuch inre zwelf tagen
wil hie ze Bechelaren ſehn.“ „Daz wolde Got, möht' ez geſchehn!“
ſprach do diu markgravinne „von allem mime ſinne
vröut' es harte ſich min muot.“ Do ſprach diu junge maget guot:
„ſaget uns der mære mere, Wie Kriemhilt diu here

enpfienge ir bruoder alle dri, und wie ſi den helden wære bi,
die mit in komen, und ouch ir man. oder wie was der gruoz getan,
gein Hagenen und Gunthere? und ob ſi noch iht ſere
zurnde hin z' in beiden: oder wie iſt daz geſcheiden?“
Der bote ſprach: „diu künigin gie mit vröuden gegen in
und enpfie ſi minnekliche, ſi tet dem wol geliche,
daz ſi in truege holden muot. Ezele der künek guot
der enpfie die herren alle ſo, ſam er ir komens wære vro,
und ouch alle ſine man. niemen ich da geſehen han,
der in truege deheinen haz.“ Si ſprach: „nu ſaget mir, umbe waz
lie der vürſte Giſelher, daz mir der junge künek her
bi in her wider niht enbot? der vrage get mir grozin not;
Sit er mir niht enboten hat, ſo vürht' ich, ſwie ez dar umbe ſtat,
ich geſehe in nimmer mere. ja ſagte mir der here,
er wolde mich ze trute han.“ — „Die rede ſult ir vrouwe lan,
wir liezen in vil wol geſunt. ſi koment her in kurzer ſtunt.
waz ſol der rede mere? Ezele der künek here
die herren von im niht riten lat, unz er ſich ir genietet hat;
daz enkan ſo gahes niht geſchehn. ſi wellent iuch vil gerne ſehn,
daz wizzet, edeliu mark gravin, ſo ſi wider rîtent an den Rin,
Dar umbe ſult ir ſorgen niht, der künek iuch vil gerne ſiht;
ſwenner nu keret in ſin lant, ſo wil er iuch, vrouwe, alzehant
mit im vueren über Rin, da ſult ir küniginne ſin.“
Diz lugeliche mære ze ſchermen in ir ſwære,
daz tet ir eime alſo we, daz er niht langer mohte me
verdulten inme herzen den ſchedelichen ſmerzen;
ſwie gern er's hete lougen, im erweinten ſinin ougen;
da von erweinte ir mere. Diu mark gravinne here
ir trehene nider vliezen ſach, ir tohter ſchrîende ſprach:
„Ach we, vil liebiu muoter min, ich wæn', wir gar geſcheiden ſin
von vröude und ouch von wunne; ich wæn', min vrouwe ir kunne

vil übel habe enpfangen; eʒ iſt uns leide ergangen,
von ſchulden iſt uns weinens not: ſi und min veter ſint alle tot.“
Ir einem do ſi daʒ geſprach, ein wuof uʒ ſime halſe brach
mit zuo getanem munde, er wande eʒ da ze ſtunde
da mit verheln mohte: deheinem herzen eʒ tohte,
daʒ daʒ verſwigen kunde: do brach uʒ ſime munde
daʒ ſchrien mit dem bluote. do der knappe guote
ane dank ſo lute erſchre, do wart den andern alſo we,
daʒ ſi erweinten geliche. do ſprach vil jæmerliche
diu markgravin: „ich armeʒ wip, daʒ ich ie gewan den lip!
waʒ ich nu verlorn han vröuden, der ich hete wan!
diu muoʒ nu mit dem leide min gar von mir geſcheiden ſin.
Ir boten, durch iuwer triuwe, lat mich niht in der riuwe,
ich enwiʒʒe von ſchulden, umbe waʒ. durch Got, nu ſaget mir daʒ,
wie ſchiedet ir von minem man?“ do muoſe diu lüge ein ende han,
do ſprach der videlære: „iuwer klage iſt uns vil ſwære,
wir wolden iuch verheln han, daʒ doch muelich moht' ergan,
wand eʒ niemen verheln kunde: irn geſeht nach dirre ſtunde
den markgraven Ruedegere lebenden nimmer mere.“
Vil lute begunde ſi do klagen: „ja, herre, wer hat in erſlagen?“
er ſprach: „daʒ tet her Gernot; ſi ſluogen beide einander tot.“
Do ſchre diu muoter und diu meit. wart ie von vriunden mer gekleit,
daʒ iſt mir gar unbekant. ſwaʒ man da liute bi in vant
oder ſit kom zuo dem ſchalle, die erwuoften alſam alle,
daʒ zen Hiunen nie diu not. ſo groʒ wart umbe der helde tot.
von dem jamer ſo veſten der markgravinne breſten
began von munde daʒ bluot und ouch ir edeln tohter guot,
ſi vielen beide in unkraft, ſo daʒ ir zühte meiſterſchaft
vil gar vergaʒ der ſinne. Die liute nu warn inne
worden wol der warheit; ſwaʒ in mære ie wart geſeit,

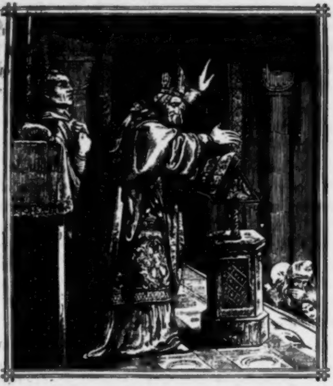
des geſazte ſi diz mere uʒ vröude in alle ſwere.
Ir herzen jamer wart ſo groʒ, daʒ man mit brunnen ſi vergoʒ
und nazte ſe undern ougen; ir lip begunde lougen,
ob ſi rehte ſinne ie gewan. daʒ beweinte wib und man
und alle die da waren in der ſtat ze Bechelaren.
Von den andern man ſi truok. do waren nothaft genuok
die bede mark gewinne. do ſi wider komen ze ſinne,
do hort' man unrehte lute haben nach ir trute
Gotelint die jamers richen. vil harte erbermeklichen
ſprach ir tohter do, ir beider: „Ach, ach, nimmer leider
wirt nu meide mere! Wa vil min vrou Ere
nu beliben in den richen, ſit alſo jæmerlichen
die eretragenden ſint gelegen? wer ſol ir nu vür baʒ pflegen,
ſit ir verſwunden iſt diu kraft? des hete gar die meiſterſchaft
min lieber vater Ruedeger. vrou Ere diu wirt nimmer mer
mit ſolhem wunſche getragen, als er ſi truok bi ſinen tagen.
Der tot der hat die unzuht, daʒ er niemen deheine vluht
zuo ſinen vriunden haben lat, ſwenne eʒ an die rede gat,
daʒ er entwiche gerne. Ja hete min neve von Berne
vil wol generet den vater min, möht' iemen dem tode wider ſin,
ſo wær' min vater wol ernert: done was eʒ uns leider niht beſchert.
Do ſprach der videlære: „ellin unſer mere
ſint in von ſinnen wol bekant: die von Amelungen lant
die ſint alle ſamt tot; eʒ genas mit groʒer not
iuwer neve, her Dietrich. und hete man den künek rich
Ezelen zuo dem ſtrite lan, wir mueſen in ouch verlorn han."
Si ſprach: „nu ſagt mir, Swemmelin, wie kom et, daʒ der vater min
mit Gernote ie alſo zerwarf? wie vuogte ſich der zorn ſcharf?
daʒ ſi ein ander ſolden ſlan, ſo minneklich ſo wir ſie lan
heten uʒ diſem lande, eʒ was ein michel ſchande,
daʒ man zwiſchen in beiden den ſtrit niht kunde ſcheiden.

er möhte noch genozzen han, daz ſin bruoder iſt min man,
und het im niht den lip benomen. von ſwes rate daz iſt bekomen,
dem wont vil untriuwen bi, ſin herze iſt rehter triuwen vri.“ 1660
Er ſprach: „vil edel maget her, daz tet, vrouwe, niemen mer,
wan der küniginne lip; des hat man unde wip
engolten alſo witen, daz von den erſten ziten
unze an den jungeſten tak nimmer mere werden mak
geraten alſo ſwinder rat. des ſi doch kleinen vrumen hat, 65
wand ſi lit ſelbe drumbe tot, von der diu lange wernde not
geſchach in Hiunen riche. ſi ligent al geliche,
die uns da vröude ſolden gebn. Doch mugt ir, vrouwe, wol gelebn
noch manigen lieben ſumer tak. ſwaz iuwer vröuden an den lak,
die zen Hiunen ſint erſlagen, die muezet ir ze jungeſt
[doch] verklagen. 70
wand Got der weiſen voget iſt. ih rat' iu an' allen argen liſt,
vrouwe, uf mine triuwe, daz ir iuch iuwer riuwe
mazet und alſo ſtarker klage. Der künek jiht, al ſin tage,
die in Got noch leben lat, er ſchaffe iu allen den rat,
den iu ſchuefe e Ruedeger, der edel mark grave her.“ 75
Mit ſinften wol durch brach ir klage, do was eroffent gar diu ſage
unde wiez allez was ergan. Die knehte wolden daz niht lan,
ſine truegen Ruedegers gewant, ſwaz ſin was hin heime geſant,
da man'z behalten ſolde: ſwer do daz ſchouwen wolde,
der ſach da bluot varwen glanz; da e die ringe waren ganz, 80
daz was nu durhel unde ſchart, dar inne ir troſt erſlagen wart
dem Ruedegeres wibe, und anders manigem libe.
Nu huop ſich erſte ſunder not; den geſten niemen niht enbot,
wederz wazzer, noch den win. „wie lange wellen wir hie ſin?“
ſprach der videlære „ez iſt in ſolher ſwære 85
diu edele mark gravinne, daz ſi vor unſinne
ez niemen wol erbieten mak.“ daz volk da anders niht enpflak

3315 – 3374.

in der burk über al, beide, uf unt ze tal,
und in der ſtat ze Bechelaren, (wan) alſo jæmerlich gebaren,
als ſi des not an gie. Diu mark gravinne niht enlie,
ſine enſ[de]t' mit jamer, daz ir was. wunder iſt, daz ſi ie genas
den tak unz an daz ende. ez heten ir ſelber hende
den lip der wat gemachet bloz. nie wart jamer alſo groz,
ſo man mohte kieſen da. diu mære ouch vuogten anders wa,
daz maniges herzen brunnen mit trehenen uz ougen runnen.
Diu vrouwe ſeneliche bat, herbergen in die ſtat
Ezeln boten guetliche. der mark gravinne riche
ir ſinne do vil gebraſt, daz ſi den vriunt und den gaſt,
noch niemen wol erkande. Do wolden von dem lande
die boten uf an den Rin. do hete diu junge mark gravin
ein teil wider ir ſinne, vil vriuntliche minne
enbot ſi Prunhilden, der edeln und der milden.
ſi enbot ouch daz vroun Uoten umbe Giſelher den guoten,
wie ſi im geveſtent wære, und mit wie getaner ſwære
daz allez ende habe genomen, und wie ir allez ir dink was komen;
ſi enbot ir ouch, daz Gernot ir vater het erſlagen tot.
Urloup Swemmelin gewan, do kert' er mit den ſinen dan
die rehten ſtraze in Beijer lant, da er den guoten biſchof vant,
daz was der herre Pilgerin, zwiſchen der Tuonouwe und dem In,
da noch diu ſelbe ſtat ſtat, Pazouwe ſi den namen hat,
da ſaz der ſelbe biſchof; ſin lop, ſin ere, dar zuo ſin hof
diu waren vil witen mære; dem komen diſiu mære,
daz ſiniu lieben ſweſter kint wæren tot beliben ſint
mit allen ir wiganden in Hiuniſchen landen.
Die boten riten balde dan, do wart dem biſchof kunt getan,
daz die boten mit den mæren ſiner neven komen wæren.
do er hete daz vernomen, er ſprach: „die ſin wille komen,
man ſol ſi wol enpfahen; nu ſult ir alle gahen

mine vriunt und mine man, ſwer mir deheiner eren gan,
und enpfahen die wigande mit vröuden znome lande.“
da wart von gahen michel not. ſit ſagte man im, daz ſi tot
zen Hiunen wæren belegen. Er ſprach: „himeliſcher degen,
wie hete ir danne an mir getan!“ zehant da kom vür in gegan
der Ezeln videlære; nach gruoze, er in der mære
vragen do begunde. er ſaget' im an der ſtunde,
wiez allez dort geſchach, wand er'z horte unde ſach.
Vor leide erweinte der biſchof, über die ſtat und in den hof
huop ſich grozin ungehabe. die pfaffen muoſen lazen abe
durch klagen vil ir tage zit, wan da weinten wider ſtrit
die leigen mit den pfaffen. der biſchof begunde ſchaffen,
daz ſi ir klagen liezen ſin; do ſprach der guote Pilgerin:
„ich kan mich des verſinnen, möht' ich ſi wider gewinnen,
beidiu, mit weinen und mit klagen, ſo wolde ich nimmer gedagen,
unze mir miner ſweſter kint, diu mir ſo jæmerliche ſint
in Hiuniſchen landen mit manigen wiganden
in guoten triuwen erſlagen, diu ich nimmer kan verklagen,
alle mueſen werden wider.“ Do ſand' er allenthalben ſider
nach münichen und nach pfaffen; der biſchof begund' ez ſchaffen
nach Kriſtenlichem orden den, die da warn vür worden,
die prieſter [die] meſſe ſingen. Die glokken hort' man klingen
allenthalben in der ſtat zen kirchen, als der biſchof bat,
zem opfer was do groz gedrank. Der biſchof ouch da ſelbe ſank
Got von himele ze eren und ir heil ze meren,
ſiner mage, die da waren tot; der herre truok die jamers not.
Do Gote da gedienet wart, die boten wolden an die vart
gegen Wormze riten. „Ir ſult noch langer biten“,
ſprach zuo z'in ein kappelan „ir ſult hin ze hove gan,
min herre bat, iu ſagen daz; er wil, wæn' ich, eteswaz
bi iu enbieten an den Rin vroun Uoten der ſweſter ſin



umbe ir grozen ſwære.“ Do kom der videlære
ze hove vür den biſchof, er ſprach: „und iſt Ezeln hof
mit ſolher not zergangen, ſo hat vil übele enpfangen
Kriemhilt diu niftel min ir bruoder und die rekken ſin;
ſi möhte daz han getan und het' doch geneſen lan
Giſelhern und Gernot: die ir Sifriden ſluogen tot,
und heten's die engolten, ſo wær' ſi's unbeſcholten;
wande in ſluok doch Hagene. des haben wir ze klagene
nach vriunden immer mer genuok: daz in ſin muoter ie getruok,
daz mueze Got erbarmen, daz von im vil armen
diſiu grimmen mære und ouch ſo ſtarkiu ſwære

ſo witen iſt erſtanden mit jamer in den landen.
Swemmel, ſagt der ſweſter min, daʒ ſi ir klagen laʒe ſin,
ſi wæren doch da heime tot. der Nibelunge golt rot,
heten ſi daʒ vermiten, ſo mohten ſi wol ſin geriten
z'ir ſweſter mit ir hulden: von ir ſelber ſchulden
unt von ir ſtarken übermuot ſo haben wir die rekken guot
verlorn in Ezeln riche leider vil tumpliche.
Unt ſaget der küniginne, daʒ ich von mime ſinne
ir niht beʒʒers raten kan, wande ich ir wol guotes gan,
daʒ ſi klage ze maʒen; man muoʒ die varen laʒen,
die uns tegelich nimt der tot. daʒ iſt ein gewonlich not,
ſwa man daʒ von im vernimt, wan im anders niht enzimt,
wan daʒ er liep von liebe ſchelt, unz er uns alle hin gezelt;
der tot anders niht enkan. Unde ſagt ouch Gunthers man,
daʒ ſi ir triuwe niht [en]krenken und reht dar an gedenken,
wie wol ir der künek pflak mit groʒen eren manigen tak,
daʒ ſi tuon ir triuwe ſchin und in bevolhen laʒen ſin
daʒ ſin vil wenige kint, des doch nu diu erbe ſint,
daʒ ſi im alſo bi geſtan, als ſi des ere wellen han.
Swemmel, lob' an mine hant, ſo du wider riteſt durch din lant
ſo kere, vriunt, her ze mir, daʒ diene ich immer hin ze dir;
eʒn' ſol niht ſo beliben, ich wil'ʒ [alleʒ] laʒen ſchriben,
die ſturme und der rekken not, und wie ſi ſin beliben tot.
ſwaʒ du des waren habſt geſehn, des ſoltu danne mir verjehn.
Dar zuo ſo wil ich vragen von ie geliches magen,
eʒ ſi wib unde man, ſwer iht der von geſagen kan,
da vinde ich wol diu mære. wand eʒ vil übel wære,
ob eʒ behalten wurde niht: eʒ iſt diu græʒiſte geſchiht,
diu zer werlde ie geſchach." Swemmel antwurt' unde ſprach:
„ir ſult werden wol gewert alles des ir, herre, gert."
urloup nam er do von dan. Do hieʒ der biſchof ſine man

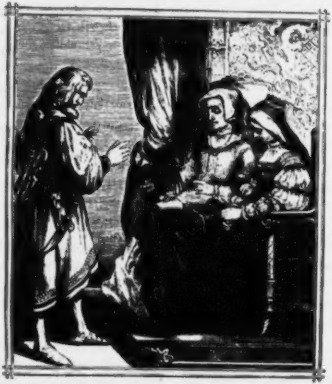
ſi beleiten uf den wegen ſo verre, und er ir mohte pflegen
mit ſpiſe und mit gewarheit. des biſchoves geleite von in reit,
Do ſi uf in Beijern kwamen, und ſi daz wunder da vernamen,
daz zen Hiunen was geſchehn, genuoge under in begunden jehn:
„Got von himel ſi's gelobt, daz et Hagene hat vertobt!
ern' wolde des todes niht enbern, niemen in kunde ſtrits gewern:
er iſt doch komen an die ſtat, da er iſt ſtrites worden ſat;
man hat's im, wæn' ich, [nu] genuok gegebn; man geſach
nie man ſo ungern lebn,
ſin übermuot in dar zuo twank, daz er nach dem tode rank,
unz er den lip doch hat verlorn. er hat vil dikke ſinen zorn
errochen an vil manigem man, der nie ſchult hin z'im gewan:
daz im Got gebe leit!“ Der bote balde vür ſich reit,
im wart von niemen niht getan, durch Ezeln muoſe man daz lan,
wan daz ſi in ir gebe gaben. do kerten ſi durch Swaben
mit diſen mæren an den Rin, Swemmel und die geſellen ſin.
Do ſi ze Wormez waren komen, da wart ir vaſte war genomen,
ein teil man ſi bekande bi dem ir gewande,
daz was ſeltſæne geſniten, nach den Hiuniſchen ſiten.
do wundert' die burgære dirre vremden mære,
von wannen ſi dar wæren komen, oder wa ſi heten genomen
Gunthers ros daz guote. do was in ir muote
ein teil den liuten ſwære, e ſi diu rehten mære
von den boten vernamen. Uf den hof do kwamen
die verre waren dar geſant. do was dem hovegeſinde bekant
beidiu, ros und gereite, niht langer man do beite,
ze hove man ſagte mære, wie da komen wære
der vürſten waſen und ir mark. do wart diu vröude harte ſtark
von Brunhilt der richen, ſi ſprach vil vrolichen:
„ſwer mir diu mære rehte ſeit, dem iſt min miete vil bereit,
wa die boten haben lan unſer herren und ir man.“

E diu rede geſchehen was, vür der küniginſne] palas
die boten von roſſen ſtuonden nider. daz geſinde gahte ſider
durch vragen der mære, wa ir herre wære,
Gunther der künek riche. ein teil vil blouwekliche
antwurt' der videlære: „jane ſol ich iu der mære
ſunderliche niht ſagen, ich ſol diu billiche verdagen
unz hin, da ih ſ' ſagen ſol. bringet mich, ſo tuot ir wol,
ze hove vür die künigin.“ daz liezen ſi do alſo ſin.
Do gie ein Guntheres man vür die küniginne ſtan
unt vragte ſi der mære, ob daz ir wille wære,
daz die boten vür ſi giengen: „Die wir davor enpfiengen,
der iſt uns einer niht bekant; ſi bringent mit in in daz lant
unſerre herren ſarwat. Swemmelin da bi in ſtat,
der Ezeln ſpileman.“ Si ſprach: „nu heizet ſ' her gan,
ich hete gerne nu vernomen, wenne die herren ſolden komen.“
Man braht' die boten guote ein teil in ſwærem muote
ze hove vür die künegin. ſi hiez ſi wille komen ſin,
und bat, ir ſagen mære, wa der künek wære:
„daz ſult ir mich hœren lan. wie wol ich in der miete gan,
die ich iu darumbe geben ſol! min herze deiſt mir ſorgen vol:
ob ir mir ringet des ein teil, deiſt immer vrum und min heil;
ob ir daz kurzeliche tuot, gerne gib' ich iu min guot.
des wunders nimmer wirde ich vri die wile, wie daz komen ſi,
daz er mir niemen hat geſant der ſinen, den ich het' erkant;
daz getet er mir nie mere, daz muet mich harte ſere.“
Do ſprach der videlære: „erloubet mir diu mære,
küniginne riche, ſo ſage ich baltliche,
ſwaz mir der mære iſt bekant. vrouwe, ich dinge hie zehant,
deiz mir ane ſchaden ſi.“ ſi ſprach: „des ſult ir weſen vri,
daz iu iemen durch daz iht tuo. dane hat ouch niemen reht zuo,
daz er die boten leide. Ich wæn', min ougen weide

mir ze verre ſi enpfarn.“ diu vrouwe enkunde nie bewarn,
ſine weinte e der mære. Do ſprach der videlære:
„iu enbiutet lieb unde guot der riche vürſte hochgemuot
uz der Hiunen riche. Von dem herren Dietriche
iſt iu ouch dieneſt enboten her, und heizet iu ſagen, daz er
mit rehten triuwen iuwer leit mit iu vil innekliche kleit.
iu enbiutet ouch den dieneſt ſin von Pazzouwe der biſchof Pilgerin,
unt heizet iu daz, vrouwe, ſagen, daz man mæzliche klagen
ſol ein ieslichez leit; er ſi iu alles des bereit
mit werken und mit lere, daz iu an vrum und ere
ze dirre werlde muge komen. ſit ſi den ſchaden hant genomen,
ſo bitet er alle ’s küniges man, die iht triuwe wellen han,
daz ſi iuch und iuwer kindelin in wol bevolhen lazen ſin.
wande iuwer man der iſt tot, Giſelher und Gernot,
die ſint, daz wil ih iu ſagen, zen Hiunen alle dri erſlagen;
Hagen unde Volker und Dankwart der rekke her,
die ſint ouch tot beſtanden mit in in Ezeln landen,
dar zuo ir mage und ouch ir man, ſwaz ſi der mit in mohten han,
da ſi mit vröuden wanden weſen, der iſt einer niht geneſen,
ſi ſint erſtorben über al.“ Do huop ſich der meiſte ſchal,
der zen Hiunen ie geſchach. ſo gahs von herzen nie gebrach
bluot uz deheime munde, als ir da ze ſtunde
braſt von grozem leide. die markgravinne beide,
die da ze Bechelaren mit grozer klage waren,
die enklagten nie ſo ſere, Brunhilt diu vil here
klagete wol in ir mazen. diu vrage was nu lazen,
daz ze dem boten nieman ſprach. Swemmelin anders niht enſach,
wan mit wintenden handen den jamer vaſte enblanden
den ougen und der wærte. ir jamer was ſo ſtæte,
daz ſi klagten al gemeine. Jane was ez doch niht eine
des künek Gunthers wip, diu da kwelte den lip,

der klagenden was noch mere. Uote diu vrouwe here
von Lorſe gahende kwam, da ſi diu mære dar vernam,
waz ze Wormze was geſeit. von ſwære ſo was ir bereit
vil manik angeſtlicher muot. diu mære laſchten hohen muot
an manigem ſtolzen libe, an manne und an wibe
muoſe vröude verſwinden. Nie vrouwen wuof ſo ſwinden
man ze der werlt nie vernam. e daz ſi von ir huſe kwam,
do leit' ſi an ſich ſolhe not, daz ſi nach was gelegen tot.
idoch brahte man ſi dar. do was en wage und ouch ervar
daz volk mit lutem ruofe, ir und der andern wuofe
enkunde niht gelichen. die armen zuo den richen
gevrieſchen wol diu mære, waz diu klage wære,
in vil kurzen ziten. In Wormze der witen
klagten man, wip unt kint, ſi hulfen Prunhilde ſint
beweinen wol ir ſtarken leit. vil manik vrouwe unde meit
und ouch der burgære wip die kwelten alle ſo den lip,
daz man bi vröuden niemen vant. In ſchœnem hare manigin hant
erkrachte ofte ſere. waz mag ich ſagen mere?
wan daz ir klage nie gelak mit jamer unz an den dritten tak.
die beſten mit den bæſten kunde niemen getræſten.
Do kom ouch dar von der lantſchaft der guoten helede ein michel kraft,
der drier edelen künige man. der wiſe ez ſenften began,
der tumbe es machte mere. ja was des landes ere
bi ſtuole nider geſezzen. da von was unvergezzen,
daz ſi da klagen ſolden. die beſten nine wolden
vergezzen ſo ir triuwe, ſine ſenften vil ir riuwe
Prunhilde der richen unt ſchieden wiſlichen
vil manik wip von leide. Idoch was vil vreide
der küniginne hoher muot. ja enmohte ſi niht dunken guot,
ſwaz man ir raten kunde. Do kom ouch ſa ze ſtunde

des küniges ſchenke Sindolt, der diente dikke triuwen ſolt,
als ouch von im da geſchach, der helt ze der küniginne ſprach:
„Vrouwe, lazet iuwer klagen; jane kan doch niemen entſagen
wol dem andern den tot. wert' nu immer diſiu not,
ſine würden doch niht lebhaft, der klage diu ungevuege kraft
mueſe doch ein ende han. Irn' ſit ſo eine niht beſtan,
ir mugt vil wol noch krone tragen. ez mak in vil kurzen tagen
iuwer ſun bi iu gekrœnet ſin, ſo ergezzet iuch daz kindelin
und uns der grozen leide. vil liebe ougen weide
mugt ir an uns vinden iu und iuwern kinden,
wir dienen ſam vorhtlichen, ſo bi Gunther dem richen.“



3827 – 3848.

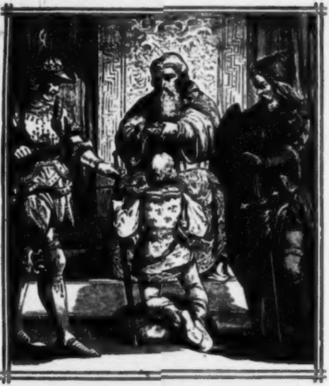
Si ſprach: „nu muez' in lonen Kriſt, der aller dinge meiſter iſt,
daz iuwer ſin und iuwer rat min herze ſo geringet hat.“
alrerſte hiez man do vür gen die boten z'antwürte ſten,
daz ſi ſagten mære, wie ez ergangen wære.
Den jungen künik man brahte dar. Swemmel der ſtuont vor der ſchar
diu mære begund' er alſo ſagen: „daz Sivrit wilent wart erſlagen,
des ſint die helde zen Hiunen tot.“ Genuoge ſprachen: „owe der not!
wie iſt mir min vater da belegen!“ — „den ſluok Hagene der degen,
ze leide ſime wibe; des ſint ſi vome libe
durch die rache dort geſcheiden; man gevrieſch nie haz ſo leiden,
als im min vrouwe erzeiget hat. min ſin der krefte nine hat,
daz ih'z in kunne wol geſagen. Des küniges bruoder wart erſlagen,
der was geheizen Blædelin; der was der erſte under in,
ze tode ſluok in Dankwart, da der helt beſtanden wart,
an der herberge bi den knehten. des muoſen ſ' alle vehten,
wan Hagen ſluok des wirtes kint ze ſiner angeſihte ſint;
des er doch wenik iht genoz. do huop ſich ungevueger doz,
Da mit ſprungen ſ' in den ſtrit, die iuwer dri künige ſit,
des muoſ' ez gen über al, do wart vil michel der ſchal
von der ſwerte klingen. Vil ungevuoge dringen
ſach man die rekken zuo der not; des lagen ſ' alle ſamt tot,
jene dort und diſe hie. ezn' wart ſo herter ſturm nie
ze der werlde noch gevohten, die wile ſi iht mohten.
Von Alzeye Volker vrumt' diu gremlichen ſer,
mit willigen handen ir ſchaden und ir anden
der helt vil vrumeklichen rach, dem man ie grozer eren jach
vor den andern beſunder. da geſchach vil michel wunder
von kuenen wiganden, die uz manigen landen
mit maniger herlichen ſchar zer hochgezite komen dar,
die muoſen da beliben tot. In der vil angeſtlichen not
kunde niemen geſtan, der iht eren wolde han

er muoſe zuo dem ſtrite. in vil angeſtlicher zite
wart geſcheiden doch her dan her Dietrich unde ſine man,
der herre da von Berne, der ſach vil ungerne
beidenthalp die ſwære. Ruedger der helt mære
lie ouch beliben den haz, durch Giſelhern tet er daz,
der het enpfeſtent nu ſin kint. daz half doch leider kleine ſint,
wand ſi ſo vil der vriunde vluren, do ſi den grozen ſchaden kuren,
daz ſi gemeine griffen zuo. daz volk allenthalben duo
muoſe ſtriten durch die not. Ezel bat und ouch gebot,
daz man ræche ſin kint. Ouch warp diu küniginne ſint
mit bete an Ruedegere, unz er die degen' here
mit ſtrite muoſe beſtan; da von er und die ſine man
in ſturme muoſen ligen tot: er und der herre Gernot
beide ein ander ſluogen. da von in haz do truogen
die kuenen Bernære, ze hant die helde mære
wolden rechen Ruedegere. doch het er'z verboten ſere
ſinen rekken, her Dietrich: do was Wolfhart ſo gremlich,
daz er den ſtrit niht wolde lan, ſine mueſen iuwer volk beſtan.
e ez ir herre do bevant, der von Amelunge lant
der was einer niht geneſen, der in ſchade möhte weſen,
niwan der alde Hildebrant. Der iuwern vriunde man ouch vant
deheinen lebende mere, wan Gunther den künek here
und Hagen den Tronegære. Hildebrant diſiu mære
mit einer wunde muoſe ſagen, die het im Hagene geſlagen,
da von er kume ſit genas. Do daz alſo ergangen was,
des erkom vil ſere her Dietrich, wan ſin ſchade der was gremlich
an magen und an ſinen man. ze hant do gie der helt dan,
da er die rekken beide vant, er und meiſter Hildebrant,
mit jamer und mit ſere. Ja het' der degen here
nach genert gern ſi beide: done wolden ſi vor leide
nach den andern niht geneſn; done moht' es ander rat weſn,

ſine rѳche her Dietrich. Gunther der künek rich
beſtuont in mueder als ein degen; ſit twang in mit ſwertſlegen
alſo der Bernære, daz er den helt mære
z'eime giſel doch gewan. dar nach beſtuont in ſin man
Hagen zuo der ſelben ſtunt. daz iſt genuogen wol kunt,
ſine heten in nimmer lan geneſen, ob ſi geruowet ſolden weſen.
Jdoch twang er ſi beide. in vil ſtarkem leide
antwurt' er ſi der künigin. diu hiez ſi beide vueren hin
und rach ſich gremlichen: Gunther dem richen
hiez ſi daz houbet ab ſlan; Hagenen den kuenen man
ſi ſluok mit ir ſelbes hant. darumbe ſluok ſi Hildebrant,
er rach den degen here. man vant da niemen mere
der, die ſterben ſolden, etliche gerne wolden
mit den andern weſen tot. alſus liez ihſ' in der not,
von den ich her z'in bin geſant.“ Ir liute huoben ſa ze hant
von klage harte grozen wuof; ir jamer ez do alſo ſchuof,
ſi gedahten ſchaden unde not. Sit klaget' ouch unz uf den tot
Uote diu tugent riche nach [den] helden jæmerliche,
den ir vil lieben kinden; niemen kunde erwinden,
daz ſi træſten kunde uz klage; dar nach an dem vunften tage
diu vrouwe lak vor leide tot. Vil kume von der ſelben not
genas ſit diu küniginne, ſi lag ouch in unſinne,
unz man mit wazzer ſi vergoz. des volkes klage wart ſo groz
in allem dem lande. der Kriemhilde ande
der was errochen ſere. Prunhilt diu here,
do ſi ſprechen began, do gedahte ſi dar an,
daz ſi vil wol erholte daz leit daz ſi nu dolte;
diu vrouwe jæmerliche ſprach: „owe, daz ich ie geſach
der edeln Kriemhilde lip, do daz vil ere gernde wip
mit rede erzurnde mir den muot, des verlos ſit der helt guot
daz leben, Sivrit, ir man. davon ich nu den ſchaden han.

ir wart ir vröude von mir benomen: daz iſt ouch mir nu leider komen
heim mit grozen riuwen. wer mohte des getriuwen,
daz ez mir kœme der zuo? vil dikke rou ez mich duo:
done kunde ih's leider niht wider tuon. des muoz ich und min kleiner ſun
verweiſet ſin mit ſere und mit jamer ie [mer] mere."
Wer kunde vröude da gehaben? diu edel Uote wart begraben
ze Lorſe in dem munſter wit, da diu vrouwe noch hiute lit,
diu guot' und diu vil reine, in eime ſarke ſteine,
diu e vor helden krone truok. dar umbe leide was genuok,
beide, meiden unt wiben; da was den ſchœnen liben
von trehenen naz ir gewant. allez Gunthers lant
mit jamer was bevangen. Do komen ze hove gegangen
die hohſten und die beſten; ſwaz ſi des beſten weſten
der vrouwen und ir kinde, daz riet in ir geſinde,
dar zuo des landes ere, ſine wolden, daz niht mere
ſo ſere klaget' diu künigin. jane wolden ouch ſi under in
an' einen voget niht beſtan. Daz volk do raten began,
man machete ritter daz kint. da von erlaſch in ouch ſint
ein teil ir ungevuegen klage: „wir wellen, daz er krone trage,
daz wir iht ane künik ſin." Do hiezen ſi daz kindelin
wol bereiten dar zuo. der krone ingeſindes duo
man wol hundert knappen vant, den man daz ſwert umbe bant.
Do was ouch Rumolt nu komen, der het diu mære ouch vernomen
da er was inne lande. mit triuwen was im ande,
daz ſin vil lieber herre mit ſchaden alſo verre
was uz ſime rate komen. Wir han daz dikke wol vernomen,
daz er im getriuwe wære. die ſtolzen helde mære
klagt' er vil ſenliche, [er ſprach]: „herre Got der riche,
daz ich ie wart geborn! mine herren die han ich verlorn
niwan von Hagenen übermuot, diu z'allen ziten ſchaden tuot,

do er Kriemhilde nam ir man und dar zuo ir golt an gewan
in grozen untriuwen, ich ſah ez an ir riuwen
ſwie ſi'z an getruege, daz man ſi drumbe ſluege,
ſwenne ez ouch geſchæhe. Hagen ir manige ſmæhe
ſit z'ir grozen ſchaden bot z'allen ziten ane not,
des er niht tuon ſolde, der'z rehte merken wolde,
wandes im was gar ze vil. darumbe ih'z ir niht wizen wil.
Do ſi da zen Hiunen vrouwe wart, do ſolden ſi die hovevart
vil billiche haben lan. hete min herre getan,
als ich im mit triuwen riet, do er von diſem lande ſchiet,
ſone wær' er niht erſtorben. mit im ſint verdorben
die beſten wigande, die in deheime lande
künige ie gewunnen oder gewinnen kunnen!
die ouch mit im ſint erſlagen. ſine kunden niht verklagen,
die in diſen landen ſint, man, wip unde kint,
die richen zuo den armen. nu muoz ez Got erbarmen,
daz kunde helfen niht min rat. davon daz lant nu ane ſtat
vröude und maniger ere. uns mak doch leider mere
niht gehelfen unſer klage. Nu ſchaffet et, daz krone trage
unſer herre der junge.“ vil gemeine ir aller zunge
gap geliche do den rat. niemen uns geſaget hat,
ob in alſo kurzer zit ein alſo grozin hochgezit
ie ſo herlich wurde erhaben. ir leides wart ein teil begraben
mit dirre hochgezite. Wormez diu wite
diu wart vol der geſte. ja heten ſi daz beſte
mit grozen triuwen getan. do ſah man under krone ſtan
den jungen künek riche. ſi enpfiengen gemeinliche
ir lehen von dem kinde. der hof und daz geſinde
ir leit mit vröuden ſit vergaz. Wie der künek ſit geſaz
[und] wie lang er krone mohte tragen, daz kan ich niemen geſagen,
diu mære ſuln uns noch komen. Nu het ouch Swemmelin genomen



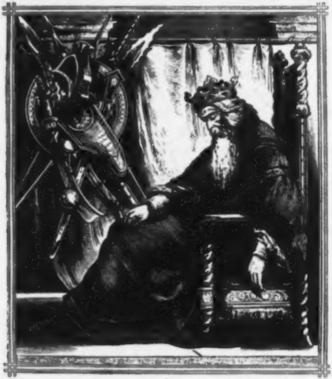
urloup heim ze lande; der in da von im ſande
under die Burendenære, dem braht' er diſiu mære.
ſus kom er wider in Hiunen lant, da er bi Ezele noch vant
den herren Dietriche. ſi vragten al geliche,
wie er wider wære komen. ſwaz er hete dort vernomen,
daz ſagt' er, als er kunde. an Ezele ſit der ſtunde
vröude niemen envant. Do wolde ouch wider in ſin lant
der herre da von Berne. daz ſahen do vil gerne
vrouw' Herrat und ouch Hildebrant. do der künek daz ervant,
daz ſi da wolden niht beſtan, ſwaz im e leides was getan,
ſo geſchach im nie ſo leide; er mant' ſi triuwen beide,

4157—4178.

Hildebranden und Dietrichen: „welt ir mir nu geſwichen,
ſit ich min volk verlorn han, wie ſol ich eine nu beſtan?“
Do ſprach der Bernære: „wie welt ir, daz ich wære
ane helfe und ane die mine? ein ieslich man die ſine
bi im vil billiche hat. ir ſeht wol, wie min dink ſtat:
ich und diu trutinne min ſuln niht mer ellende ſin.“
Swaz Ezel vlegen kunde oder biten zuo der ſtunde,
dar umbe enwolden ſiz niht lan, er muoſe ane ſi beſtan;
ſi vlizzen ſich zer reiſe. manik witewe unt weiſe
muoſe beliben hinder in. Ezel verwandelte den ſin
von den vil ſtarken leiden, do ſi von im wolden ſcheiden.
vrou Herrat urloup da nam. den andern vrouwen niht enzam,
niwan weinen unde klagen. von der kameren wart getragen
ein ſatel der was riche, den dikke werdekliche
vrou Helke hete geriten: uf den ſatel was geſniten
der aller beſte ſigelat, mit ſpæhem werke über nat
und mit golde under webn von guoten bilden und mit rebn.
Jane kan ich iu beſunder niht geſagen daz wunder,
wie dem werke wære; von golde was er ſwære
unt von edelm geſteine. küniges wip deheine
bezzern ſatel nie gereit. diu vil richen pfæret kleit
hiengen nider unz uf daz gras. Do ſi nu gar bereitet was
z'ir verte, als ſi geluſte, die vrouwen ſi do kuſte,
beide, groz unt kleine. under in was deheine,
ſine weinte alſo ſere, ſam do Helke diu here
mit tode was von in bekomen. ſo ſwinder urloup genomen
wart nie mere von vrouwen, daz mohte man da wol ſchouwen.
Do ſi von dem wirte urloup genamen und e ſi zuo ze ſi huſe kwamen,
der künek viel nider vür tot. im gap der jamer ſolhe not,
daz er der ſinne niht behielt und alſo kranker wizze wielt,
daz er gar unverſunnen lak. lebt' er ſit deheinen tak,

4179 – 4240.

des het er doch vil kleinen vrumen; wan im was an ſin herze kumen
diu riuwe alſo manik valt, daz in daz leit mit gewalt
lie ſelten ſit geſprochen wort. ern' was weder hie, noch dort,
ern' was tot, noch enlebte, in einem twalme er ſwebte

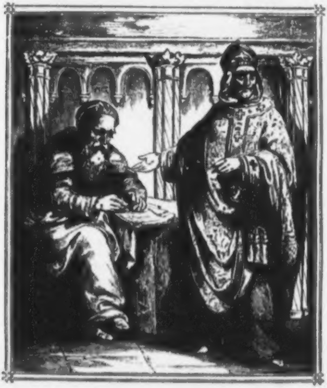


dar nach, ine weiz, wie manigen tak. Swie grozer herſchefte er e pflah,
von rittern ellich groz gedrank, wære ein tak eins jars lank,
ſine wæren nimmer von im komen, bi im heten ſi genomen
den tot willekliche; beide, arme und riche
die ſahen in als die ſunnen an: daz muoſe nu allez ende han.
4241—4258.

Dar zuo was er nu gedigen, daȝ ſi in eine lieȝen ligen
und niemen uf in [niht] ahte. wie er'ȝ ſit bedahte,
daȝ hat uns niemen nu geſeit. Der verte waren ſi bereit,
dern' wolden ſi niht haben rat. do nam diu vrouwe Herrat,
ſwaȝ ir diu künigin[ne] Helke lie: doch muoſtes vil beliben hie,
wande ſi'ȝ ninder bringen kunden. doch vuorten ſi's an den ſtunden
mit in, ſwer es hete gegert, eȝ wære hundert tuſent mark wert.
Do ſi nu waren uf den wegen, do hieȝ her Dietrich der degen
Hildebrant den griſen ſine vrouwen wiſen
gegen Bechelaren, da ſine nifteln waren.
ir gezoges was niht mere, niwan diu maget here
und die einen zwene man, und daȝ ein ſoumer[e] mit in dan
truog ir golt und der vrouwen kleit. hei, wie jæmerliche reit
durch diu lant her Dietrich! ſi gaheten vaſte vür ſich
mit jamer und mit ſorgen. an dem ſibenden morgen
die helede komen waren zer burk ze Bechelaren.
Die liute vrieſchen mære, daȝ da komen wære
der herre von Berne, daȝ volk eȝ horte gerne.
man ſeit' eȝ Dietlinde, dem Ruedegeres kinde.
diu was noch in grozer not, wande ir muoter diu was tot
da vor anme dritten tage; ſine mohte niht ertougen die klage
umbe des mark graven lip, des muoſe daȝ vil werde wip
ſterben vor dem leide. Die junk vrouwen beide
man do ze ſamne brahte; ir ieslichiu do gedahte
vröude und grozer ſere; in zuhteklicher ere
ſi dikke ein ander kuſten. do twank zuo den bruſten
Dietlinden vrouwe Herrat, ſi ſprach: „diu mak noch werden rat,
ſol lebn min vriunt her Dietrich, du ſolt wol gehaben dich.“
Si ſprach: „leider, min wol gehaben daȝ iſt alleȝ nu begraben
an vater und an muoter. ſo vil vriunde guoter,
ich wæn', verlür ie mer meit.“ In klagelicher arebeit

vant ſi do her Dietrich, die jungen maget lobelich
troſt' er, als man vrouwen ſol: „Niftel, nu gehabe dich wol
unt ſenfte diner leide. ja riament ſi mich beide,
der vater und diu muoter din, die muoz ich immermere ſin
klagende unz an minen tot. überwinde ich mine not,
unt kum ich immer in min lant, daz lobe ich, vrouwe, an dine hant,
daz ich dich gerne ſcheide von allem dime leide,
ſo ich aller verſte kan.“ Diu maget ſicherheit gewan
von den Bernære; ſo ſprach der helt mære:
„ſol ich deheine wile lebn, ich wil dich eime manne gebn,
der mit dir bouwet dinin lant.“ hiemit bevalh er ſazehant
die magt ir vater mannen. do ſchieden ſi von dannen.
Lachende ez niht geſchach, do von ir ritende ſach
Herraten diu markgravinne, von allem ir ſinne
erbibete ſi vil ſere, daz diu vil michel ere
an ſi einen ſo gar was komen. Doch wart ir ſider war genomen,
als ez ir eren von rehte zam. irn' was da niemen ſo gram,
der ir tet deheinin leit. Alſus warte do diu meit
mit triuwen und mit ſtæte, als ir gelobet hæte
her Dietrich da von Berne, des erbeite ſi do gerne
und wart' alſo der ſtunde, ſo ſi beſte moht' unt kunde.
Wie ez Ezeln ſide ergienge unt wie er ſin dink an gevienge,
do her Dietrich von im gereit, des enkan ich die warheit
iu, noch nieman geſagen. ſumeliche jehent, er wurde erſlagen;
ſo ſprechent ſumeliche nein: under diſen dingen zwein
kan ich der luge niht verdagen, noch die warheit wol geſagen;
wan da hanget zwivel bi. Des wunders wirde ich nimmer vri:
weder er ſich vergienge, oder in der luſt enpfienge,
oder ob er lebendik wurde begraben, oder ze himel uf erhaben,
oder ob er uz der hiute trücke, oder ob er ſich verſlücke
in locher der ſteinwende, oder mit welhem ende

er von dem libe kwæme, oder waz in zuo im næme,
ob er vuere inz abgrunde, oder [ob] in der tiuvel verſlunde,
oder ob er ſus ſi verſwunden, daz enhat noch nieman ervunden.
Uns ſeit der tihtære, der uns tihte diz mære, 2195
ezn' wær' von im ſo niht beliben, ern' hete ez gerne geſchriben,
daz man wiſte diu [rehten] mære, wie ez im ergangen wære,
wære ez im inder zuo komen, oder het' er'z ſus vernomen
in ſtels wiſe von iemen. da von weiz noch niemen,
war der künek Ezel ie bekwam. 2200
Von Pazzou[we der] biſchof Pilgerin durch liebe der neven ſin
hiez ir ſchriben diz[ze] mære, wie ez ergangen wære,



In Latiniſchen buochſtaben, ob ez iemen vür luge wolde haben,
daz er die warheit hie vunde, von der alrerſten ſtunde
wie ez ſich huop und man's began, und wie ez ende ſit gewan 2205
umbe der guoten knehte not, unt wie ſi alle gelagen tot:
daz hiez er allez ſchriben, ern' liez es niht beliben,
wan im ſeit' der videlære diu kuntlichen mære,
wiez ergie und ouch geſchach, wande er'z allez an ſach,
er und manik ander man. Daz mære prueven do began 10
ſin ſchriber meiſter Kuonrat tihtet man[ig]ez ſit hat
vil dikke in Tiuſcher zungen, [daz] die alten mit den jungen
erkennen wol daz mære. Von ir vröuden, noch von ir ſwære
ich iu nu niht mere [hie] ſage. Dizze liet heizet diu Klage.
4405—4438

◆

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Anzeigen.

Bei uns ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

I.

Der Nibelungen Lied
in der alten vollendeten Geſtalt.

(Urſprache.)
Herausgegeben von
Friedrich Heinrich von der Hagen.
Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung.
Preis: 1½ Thlr.

II.

Das Nibelungenlied als Volksbuch.
In neuer Verdeutſchung

von
H. Weta.
Mit einem Vorwort von
F. H. von der Hagen.
Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung.
Preis: 1½ Thlr.

Zu dieſen und allen andern Ausgaben des Nibelungenliedes haben wir jetzt folgen laſſen:

I.

Die Klage.
Schlußgeſang des Nibelungenliedes
in der alten vollendeten Geſtalt.

(Urſprache.)
Herausgegeben durch
F. H. von der Hagen.
Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung.
Preis: [illegible] Sgr. 15

II.

Der Nibelungen Klage.

Zum erſten Male
in neuhochdeutſchen Reimen.
Zur Ausgabe des „Nibelungenlied“
mit einem Vorwort von
F. H. von der Hagen.
Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung

Ebenfalls ſind bei uns erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutſche Volksbücher.

Nach den älteſten Ausgaben wieder hergeſtellt

von

Dr. K. Simrock.

I. Salomon und Morolf.

Eine gar anmuthige Hiſtorie, zu Nutz und Kurzweil geſchrieben, daß man daraus abnehmen mag, was Liſte ein kündiger Bauersmann gegen einen weiſen König geübt hat. Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung, nach Zeichnungen von Holbein. 7½ Sgr.

II. Eine ſchöne merkwürdige Hiſtorie des heiligen Biſchofs Gregorius auf dem Stein genannt.

Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung, nach Zeichnungen von Holbein. 5 Sgr.

III. Die ſieben weiſen Meiſter,

wie Pontianus der Kaiſer zu Rom ſeinen Sohn Diocletianus den ſieben weiſen Meiſtern befiehlt, die ſieben freien Künſte zu lernen, und wie derſelbe hernach durch Untreu ſeiner Stiefmutter und ihre Gleichniſſe ſiebenmal zum Galgen geführet, aber allemal durch ſchöne Gleichniſſe der ſieben weiſen Meiſter vom Tode errettet und ein gewaltiger Kaiſer zu Rom ward. Sehr luſtig und nützlich wider der falſchen Weiber Untreu zu leſen. Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung, nach Zeichnungen von Holbein. 10 Sgr.

IV. Seltſame und wunderbarliche Hiſtorien Till Eulenſpiegels, eines Bauern Sohn, bürtig aus dem Lande zu Braunſchweig.

Neulich aus ſächſiſcher Sprache auf gut hochdeutſch verdolmetſcht, ſehr kurzweilig zu leſen. Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung, nach Zeichnungen von Holbein. 10 Sgr.

V. Wunderſeltſame, abenteuerliche und bisher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten der Schildbürger in Miſnopotamien, hinter Utopia gelegen.

Jetzund ganz friſch Männiglich zu ehrlicher Zeitverkürzung aus unbekannten Autoren zuſammengetragen und aus utopiſcher auch rothwälſcher in deutſche Sprache geſetzt. Auf's Neue gemehrt und verbeſſert durch M. Aleph Beth Gimel, der Feſtung Ypſilon Bürgeramtmann. Die Zeichen, die hier unnütz ſind — wirf weg und nimm dafür geſchwind — die rechten, ſetz ſie recht zuſammen — und du erfährſt des Autors Namen. Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung, nach Zeichnungen von Holbein. 7½ Sgr.

Als Volksſchriften ſind von unſern Verlagswerken beſonders noch folgende zu empfehlen:

Volks-Geſellſchafter. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Bändchen I bis X. Jedes Bändchen zu 7½ Sgr.

Neue Volksbücher. Unter Mithülfe Mehrerer herausgegeben von G. Nieritz. Neun Bändchen. Jedes 5 Sgr.

Deutſche Volkslieder mit ihren Original-Weiſen. Nach handſchriftlichen Quellen herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen von A. Kretzſchmer. Fortgeſetzt von A. Wilh. v. Zuccalmaglio. Zwei Bände. 6 Thlr.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Der
Nibelungen Klage.

Zum erſten Male
in
neuhochdeutſchen Reimen.

Zur Ausgabe des „Nibelungenlied"
mit einem Vorwort
von
F. H. von der Hagen.

Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen
Leitung gefertigt.

Berlin.
Vereins-Buchhandlung.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Der Nibelungen Klage.

I.

Etzel.

Hier hebt ſich an die Mähre, die gut zu ſingen wäre,
Wenn nicht Jedermann auch ſinge drum zu klagen an,
Denn wer Alles recht vernimmt, iſt ſicher trauervoll geſtimmt.
Verſtänd' ich doch die Kunſt, daß Jedermann in Lieb' und Gunſt
Der Nibelungen Klagen ſich ließe ſingen und ſagen,
Sie iſt von alten Stunden als treu und wahr befunden;
Man laſſe, was wir ſagen, ſich ohne Haß behagen.
Was von der Mähr' geblieben, ein Dichter hat's geſchrieben
In Büchern, wodurch zugleich bekannt, wie man ſich in Burgundenland
Betragen hat mit Ehren, wie's kunden früh're Mähren.

Der König, welcher Dankwart hieß und ſeiner Frau das Erbe ließ,
Der tugendhaften Ute im Herzen wie an Muthe,
Und auch noch dreien Söhnen und ſeiner einzigen ſchönen
Tochter, Kriemehild genannt, durch ihre Leiden wohl bekannt,
Gab dieſer einen Heldenmann, wodurch die viele Noth begann
Für viele Helden und ſein Tod; dies ſagt der Nibelungen Noth.
Und ſpäter nahm ſie einen Helden, wovon die frühern Sagen melden,
Der ein reicher König war über der Hunnen große Schaar,
Mit dem ſie eine kurze Zeit nach ihrem Jammer war erfreut.
Ein Rede-Meiſter macht' es klar, wie reich der König war.
Er hatte unter ſich zwölf Kön'ge ſicherlich,
Den Heiden und den Chriſten hehr war er voller Ruhm und Ehr.
Und Helden, denen er bekannt, die ritten zu ihm in das Land.
Sein Vater Botelung der hinterließ ihm ſtark und jung
Viel Erbtheil und Gewalt, die er, Etzel hieß er, bald
Vergrößerte mit Ruhm, Eroberung und Eigenthum.
Er hatte, wie die Mähr erzählt, ein tugendhaftes Weib erwählt,
Die Helke hieß und ihm der Tod entführete bald zu ſeiner Noth.
Nun nahm er ſich die Kriemehild, bekannt als ſchöne Frau und mild.
Euch iſt geſungen und bekannt, wie ſie nun im Hunnenland,
Wo früher die edle Helke ſaß; doch ſchmerzte ſie's ohn' Unterlaß,
Daß ſie die Elende hieß, daß der Schmerz ſie nie verließ,
Und ſie ſtets in großer Noth beklagte des Geliebten Tod.
Sie hatte wohl im Hunnenland, wie es euch noch iſt bekannt,
Geſind' und Helden ohne Zahl; doch nahm ihr das nicht Schmerz und Qual,
Und auch der Ritterſpiele Pracht verſcheuchte nicht des Schmerzes Macht.
Sie weinte alle Tage in ihrer Noth und Plage.
Nun legte ſie's drauf an, daß ſie große Macht gewann,
Sie dachte ohne Unterlaß zu ſtillen Rache und großen Haß

Um Siegfried, ihren Mann, dem Hagen in Gunther's Bann
Das Leben tückiſch nahm, eh' er zu größrer Ehre kam;
Wär' er nicht ſo geſtorben, viel hätt' er noch erworben.
Das lag ihr auf dem Herzen ſchwer, ſie kannte keine Freude mehr.
Ihr unterthan in Pracht und hehr waren zehn Könige oder mehr,
Es war für Ute's Kind doch Alles nur ein Wind;
Sie dacht' an Siegelinde, wie ſie an ihrem Kinde
Sich mit Luſt und Labe gefreut als Mutter habe,
Da ſie durch Siegfried's Treue empfand der Liebe Weihe.
Zwei Anverwandte waren nicht im Stande,
Ihren Willen zu wenden, daß nicht mit eignen Händen
Sie ihres Mannes Tod gerochen hätte zu eigener Noth.
Sie hatte Mannesmuth in ihrer Rache Wuth,
Doch konnte ſie nicht ſiegen und mußt' als Weib erliegen.
Auch Denen kam's nicht zu Gute, in deren Mörderblute
Sie ſchwere Rache nahm, wie ihr als Frau zukam.
Drum ſoll ſie Niemand ſchelten, denn ſollt' es Der entgelten
Der lebt in echten Treuen, ſo würd' er ſchier ſich ſcheuen,
Zu zeigen rechten Muth. Die Treu' iſt dazu gut:
Sie ziert des Mannes Leib und ehrt noch mehr ein ſchönes Weib.
Das kann man von Kriemhild ſagen, die Niemand darf verklagen.
Durch alle dieſe Mähren wird ihre Unſchuld ſich erklären,
Da ſie aus rechter Treue ſich rächte doch mit Reue.

Wohl iſt euch noch bekannt, wie Etzel Fürſten in ſein Land
Lud zu Feſtlichkeiten auf Kriemehild's Beſcheiden
Und zu ſeinem Preiſe. Kriemhild war ſo weiſe,
Daß ſie's mit Liſten ſo anfing, daß Jeder von dem Feſte ging,
Den ſie ſonſten gern geſehn, weil viel Schaden ſollte geſchehn.
Wie Viel' und wann ſie kamen und alle der Helden Namen

Bei Etzel's Feſtgelagen kann ich genau nicht ſagen.
Edlere Helden und Ritter fand man nie als aus Burgundenland,
Die Gunther und Giſelher führten über den Rhein daher,
Mit Hagen und Gernot auf Etzel's Bitten und Gebot.
Kriemhild's Goldesmaſſen hatten ſie im Rhein gelaſſen
Und verſuchten die Stunden, wo ſie es einſt gefunden.
Für ihre Sündenſchulden mußten ſie Vergeltung dulden.
Der Wirth kam auf den Wegen den Rittern froh entgegen
Und empfing in Gnaden die Helden, die er geladen,
Und bot ihnen mild Dienſte, welche Kriemehild
Nur leiſten ließ zum Schein, das muß Gott geklagt ſein.
Nur Etzel's Hofgeſinde war zu den Helden treu und wahr,
Und ſie meinten, daß viel Ehre ihnen widerfahren wäre,
Bis dann, eh' ſie ſich 's verſahn, ihnen entwich der frohe Wahn.
Ihr Urtheilstag kam an und ihre Rache begann;
Da gab es viele Noth, als die verfielen dem Rachetod,
Die mit verſöhntem Sinn wiederſahn die Königin.
So gern auch Etzel ihnen mit Liebe mochte dienen,
Mißlang doch ſeine Huld wegen einer alten Schuld.
Der übermüth'ge Hagen hatte ihren Mann erſchlagen,
Daß ſie's nicht konnte laſſen, ihn voller Grimm zu haſſen
Und zu rächen ihre Noth durch vieler Helden Tod.
Wohl dreißig Tauſend lagen ermordet und erſchlagen
Für Hagen's Mord allein, eh' er litt des Todes Pein.
Wie gern ſie das vermieden und ihn hätte geſchieden
Aus der Andern Reih'n, ſo konnt' es doch nicht ſein,
Und ſo ließ ſie's gehen, was auch mochte geſchehen.
Da wurde Kriemhild's Rath zu einer großen, böſen That,
Und Viele dem Tod gegeben, die Freude hatten am Leben.
Der vielen Freunde Tod ſchuf Etzeln die gräßlichſte Noth,
An der Seele wie am Leibe. Das kam von ſeinem Weibe.

'S iſt Alles aufgeſchrieben, wie Viel' im Kampfe geblieben,
Und wie Die mußten leiden, die lebend konnten ſcheiden.
Sie waren in dem Falle, daß ſie erboſt nur ihrer Galle
Folgten, die Rheinfranken, als hätten ſie's zu danken
Dem König Etzel, der vor Leid darüber klagte ſeit der Zeit.
Des Wirthes Freundlichkeit, womit er jederzeit
Alle ſeine Gäſte empfing und pflegte auf's Beſte,
Vermocht' es nicht zu wenden, daß unter Mörderhänden
Die Gäſte, froh' empfangen, nicht in blut'gen langen
Kämpfen fanden ihren Tod zu ihrer und der Lebenden Noth.
Als Wunder wird man's immer ſagen, daß ſo viele Helden erſchlagen
Wurden durch eines Weibes Zorn, ſo ſtark und auserkor'n.
Die Dieterich und Hildebrand geführet hatten in das Land,
Und herrlich waren zu jeder Zeit in hartem Kampf und Sturm und Streit,
Die litten hier des Todes Qual über ſechshundert an der Zahl,
Und wie groß ihr Heldenſinn, ſie hatten deſſen keinen Gewinn.
Allein dem Herren Blödelin ſtarben wohl drei Tauſend hin,
Und er verlor nach Weibes Lehre auch ſo das Leben wie die Ehre,
Weil er 'nem Weibe Treu geſchworen hatte ohne Scheu,
So daß er das erſte Pfand ward durch der Burgunder Hand,
Die ſich tapfer und mit Ehre ſtellten gen Verrath zur Wehre.
Hermann von Polenland rächte da mit ſtarker Hand,
Auch Siegeher der Wallache der edeln Kriemhild Sache.
Sie brachten zu dem Feſte der Ritter ſtärkſte und beſte,
Zweitauſend voller Kraft und Muth, die alleſammt in Kampfeswuth
Verloren Leben und Leib für das rachevolle Weib.
Von der Türkei daher brachte Walber auch ein Heer
Durch der Griechen Land, woraus ſich noch verband
Mit ihnen eine Schaar. Jeder, der gekommen war,
Und All' in Etzel's Sold und Alle, die Kriemhildens Gold

Hatten angenommen, mußten Alle umkommen.
Sie wollten Ehr' erwerben und mußten gräßlich ſterben,
Denn in ihrer Noth ſiegte nur Schmach und Tod.
Sie kamen um der Freundſchaft Lohn und trugen Noth nur davon.
Es werden hier nur Drei genannt die Tapferſten in jedem Land,
Irnfried kampfeshart, Iring, der Dritte Hawart.
Sie waren durch ihre Schuld gekommen um des Kaiſers Huld
Und deshalb in Reiches-Acht; doch hatte man daran gedacht,
Wie es könnte gelingen, ſie wieder in Kaiſers Huld zu bringen,
Doch blieben ſie in Acht und Noth alle Drei bis zum Tod.
Durch ſeine reiche Spenden hatte ſie Etzel in Händen,
Daß ſie immer thaten, was er auch mochte rathen.
So waren ſie nun bereit, zu rächen Kriemehildens Leid.
Wir haben auch vernommen, woher ſie ſind gekommen,
Irnfried, als Held bekannt, aus der Thüringer Land,
Wo er Landgraf war und hieß, eh' der Kaiſer ihn verſtieß.
Hawart, kühn und ſtark, war Vogt von Dänemark,
Eh' er durch ſeine Schuld kam um des Fürſten Huld.
Iring, auserkoren, war in Lothringen geboren,
Und ein gewalt'ger Mann, den Hawart für ſich gewann.
Sie hatten in ihrem Bann über dreitauſend Mann,
Sämmtlich als Helden anerkannt, geführt in Etzel's Land.
Mancher ward durch Volker's Kraft um Ehr' und Leben gebracht.
Auch ſchlug der Fidler mit Macht den kühnen Irnfried in der Schlacht,
Und Iring ward erſchlagen durch den wüthigen Hagen,
Obgleich er war im Wahn, Jeder ſei ihm unterthan,
Doch bewies ihm Hagen, den er wollt' erſchlagen,
Seine Uebermacht. In jeder blut'gen Schlacht
Blieb Hagen bei aller Noth ſtets lebend bei der Freunde Tod.
Hagen's Stärke ward in keiner Noth geſpart:
Auch Hawart ward von Hagen im grimmen Sturm erſchlagen.

Mich wundert, daß der Tod ihn endlich noch überbot,
Denn, wie man erzählt, hat der auserwählte Held
Mehr als zwölf der Kühnſten gethan in ſeinen Dienſten;
Man hielt's für Wundermähre, wenn's nicht geſchehen wäre.
Von wannen ſie gekommen und wer ſie auch genommen
Als Fürſt in einem Land, durch der Burgunder Hand
Mußten ſie Alle verderben und in den Schlachten ſterben.
Gerenot's Beute wurden ſo viele Leute,
Daß man durch dreißig Lande ſeine Thaten kannte.
Zuletzt erſchlug er Rüdegern, den reichen Grafen und Herrn,
Der zugleich dem Gerenot gab den bittern Schwertestod.
Tauſende von Beiden mußten den Tod erleiden.
Von Rüdigeres Heer, fünf Hundert, lebte Keiner mehr,
Als der blut'gen Schlacht ein Ende ward gemacht.
Man ſchlug mit wüthender Hand, daß manches ſtählerne Band
Zerſtob an den Schwerten und niederfiel zur Erden.
Die man wollt' bezwingen, die ließen es nicht gelingen,
Weil jeder ſich ſo wehrte, daß ſich der Sieg verkehrte.
Giſ'ler ſah ungern dem wunden Rüdegern
Den heißblutigen Bach entfließen ſtark und jach.
Was auch in Etzel's Landen die Helden für Schaden fanden,
War's doch die größte Noth, daß Niemand Giſ'ler's Tod
Mit kräft'gen Heldenhänden vermochte abzuwenden,
Der weder durch Rath noch That an Siegfried ſich verſündigt hat.
Man klagt' auch über Gerenot, den man durch Rüd'ger's Hände todt
Da niederſinken ſah. Der Held lag jämmerlich da,
Der ſo lange bis daher geblieben war in aller Ehr'
Und mit Hülfe von Gottes Huld ohne Sünd' und ohne Schuld.
Gunther konnte Kriemhild's Gnade nicht erwerben in dem Grade,
Daß er ohne Straf' und Schaden Siegfried's Tod hätte gerathen.
Beide traf der Sünde Lohn. Man hatte ja auch ihren Sohn

Meuchlings erſchlagen, das konnte man nicht ertragen.
Wer hätt' es ſollen glauben, daß man auch thät berauben
Kriemhild ihres Lebens? Sie hatte nicht vergebens
Das Unglück zubereitet und Schlachten eingeleitet;
Sie mußten mit denen ſterben, die Ehre wollten erwerben.
Doch Ehre ſo wie Leben mußten ſie leider geben,
Indem ſie Rache nahmen in Kriemehildens Namen,
Um ihr Leben zu ſchützen und in ihrem Dienſt zu nützen.
Was für Noth entſtand durch den alten Hildebrand,
Als er in ſeinem grimmen Zorn Kriemehild ſo hochgebor'n
Erſchlug in Etzel's Gegenwart. Unter allem Volke ward
Da viel Ungemach bekannt durch das ganze Land.
Der Jammer ſtieg zum Lohn auf ſeinen Königsthron.
Man konnte viel Frauen beraubet aller Freuden ſchauen,
Manch Weib und manche Maid ſaß in Thränen und in Leid.
Sah man Etzeln ſtehn, er wollte vor Schmerz vergehn.
Was man konnte thun, Alles war geſchehen nun,
Da All' im Blute lagen, die Waffen hatten getragen.
In Blut und Tod lag das Heer, das traf die Freunde ſchwer.
Sie mußten in Kummer leben, den ihnen Gott gegeben,
Und man hörte Nächt' und Tage nichts als Weinen und Klage.
Verwünſchet ſei die Zeit, in der geſchah das Leid,
Und wo es Kriemhild geſchah, daß ſie den edeln Siegfried ſah.
Chriſten ſo wie Heiden hatten Noth und Leiden
Durch dieſes Weibes Liſt, daß man der Meinung iſt,
Sie habe ungeſühnt der Hölle Jammer ſich verdient,
So groß ſei ihre Schuld, daß ſie nicht des Himmels Huld
Verdienet durch den Tod; ihre Seele verſchmähe Gott.
Wer das wollt' erfahren, müßte in die Hölle fahren,
Doch ich wahrlich bin der Bote nicht dahin.
Da ſie durch Treu' erlag, kann ſie noch manchen Tag

In Himmels Huld erleben; Gott hat uns Allen gegeben,
Daß, der in Treue ſtirbt, den Himmel ſich erwirbt,
Und die Wahrheit verkündigt, daß der an Gotte ſündigt,
Der Andere aus Haß verdammet ohn' Erlaß.
Weiß er denn ſo gut, was Gott mit ihm thut?
Niemand halte ſich ſo rein, daß es könnte möglich ſein,
In der letzten Lebenszeit, wo uns liegt der Lohn bereit,
Ohne Gottes Gnade zu kommen in des Himmels Pfade.

II.

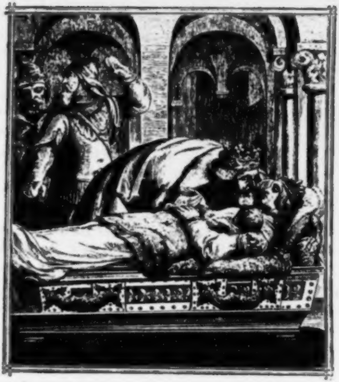
Wegſchaffung der Todten.

Das Haus war zuſammengefallen, verbrannt über den Helden allen,
Und dieſ' erlegen im Kampfe und in Brand und Dampfe.
Dem Wirthe verſtrich die Zeit unter Jammer, Schmerz und Leid,
Geſunken war ihm Lob und Ehr', er kannte keine Freude mehr,
Jammervoller Schmerz war gezogen in ſein Herz;
Er war um Freud' und Ehre gebracht, der lichte Tag war ihm wie Nacht,
Ihm lachte keine Wonne wieder, auf ihn ſchien keine Sonne nieder;
Er ſah nur ſeine Schmach und einen blutigen Bach
Aus ſtarken Wunden fließen. Die Augen ſah man gießen
Thränen und Leid und Noth: es hatt' ihm ja der Tod
So viele Freunde geraubt! Er ſenkte tief ſein Haupt
Und rang ohne Ende in größter Qual die Hände,
Wie kein König und Mann es je zuvor noch nachher gethan.
Wie laut erſcholl ſein Klagen! Lauter, kann man ſagen,

Als Wächterhornes Töne, vernahm man das Geſtöhne
Der Stimm' aus ſeinem Munde, ſo daß davon im Grunde
Paläſte ſo wie Thürme erbebten durch die Stürme
Seines Weh'geſchreies. Schmerz war ihm nichts Neues,
Doch ſo viele ſchwere Qual hatt' er noch nie mit einem Mal.
Er war nicht mehr im Stande, zu wiſſen, ob's ihm Schande
Sei das viele Klagen. Mancher Weiſe half ihm tragen
Den Kummer ohne Maaß, der ihm das Herz zerfraß.
Alle der Erde Klagen hatten dagegen nichts zu ſagen
Und waren nur ein Wind. Mancher werthen Mutter Kind
Hatte in den Stunden den größten Schmerz gefunden.
Manche Jungfrau rang die Hände, daß Blut draus ſprang.
Nur Ach und Weh ward gebrochen im größten Schmerz geſprochen.
Wie laut der König ſchrie, die Frauen ſchwiegen nie.
Noch Sitte iſt's bis heute, daß mitfühlend viele Leute
Ihre Freuden laſſen, wenn Andre Schmerzen faſſen.
Das Volk begann durch Raſen zu vergrößern die Schmerzen
ohne Maßen.
Die Glieder krachten laut an mancher Maid und Braut
Schmerzgerungner Hand, als man ſie klagend fand.
Das Landvolk kam gelaufen eilends in vielen Haufen,
Zu ſchauen und zu klagen, auch Manche, um etwas zu erjagen,
Andere, Freunde zu rächen; doch Kämpfen, Schlagen, Stechen
That da nicht mehr Noth: Freund' und Feinde lagen todt.
Man wollte nicht mehr ſäumen, die Todten wegzuräumen:
Das Landvolk bahnte überall eine Straße zu dem Saal
Durch Todte, welche Volker und Hagen außen hatten erſchlagen,
Die trug man vor dem Saale weg, bis man geräumet hatte den Weg
Und konnte in den Saal kommen; der Tod hatte ihnen genommen
All' ihr Freud' und Wonne, daß ſie des Lebens Sonne
Nicht mehr wollten ſehen, die man bei den Todten ſtehen

Und weinen ſah, Verwandte und freundliche Bekannte.
Manchen goldesrothen zog man von der Todten
Händen über die Wunden: mancher Helm ward abgebunden,
Zerſchmettert und zerhauen. Rothblutig konnte man ſchauen
Und naß Kleider und Geſtalten, manchen Schild zerſpalten.
Man ſahe da mit Klagen ſo werthe Todte tragen,
Daß es uns Wunder nähme, wie Einer wieder zu Freuden käme.
Die Armen fragten nicht danach, was man klagte und was man ſprach.
Manche Maid und manche Braut raufte ſich das Haar und laut
Schrieen ſie, wenn ſie im Kleid auffingen Blut und Leid.
Arme und Reiche waren gelegen, daß ſie Alle der blutige Regen
Einigte in ſeinem Naß. Welches Weib es vergaß,
Die Todten zu beweinen, mußte unweiblich ſcheinen.
Der alte Hildebrand, der mitten drunter ſtand,
Hörte des Geſindes und manches trauten Kindes
Rufen, Schrein und Klagen, man ſah ja auch erſchlagen
Das Kind der ſchönen Ute. Man hatt' in ihrem Blute
Sie einſam da gefunden; um ihre Todeswunden
Zerfloſſen Viel' in Zähren, ihre Liebe zu bewähren.
Das war die Königin, die mit grimmigem Sinn
Hildebrand erſchlagen, da den Burgunder Hagen,
Zu rächen ihren Gatten, ihre Hände getödtet hatten.
Man hört noch Wunder ſagen, wie durch ein Weib Hagen
Der Starke konnte fallen, da er doch vor Allen
So viele Wunder gethan. Viele zweifeln dran;
Doch iſt es offenbar, daß Dietrich ſein Sieger war,
Der ihn in Feſſeln ſchlug; da ward es leicht genug
Der Königin, ihn zu erſchlagen; drauf mußte ſie's ertragen,
Daß der alte Hildebrand ihr das Leben auch entwand.
Ritter ſo wie Knechte beklagten ſie mit Rechte,
Und voll Noth und Jammer ſtand Etzel's ganzes Land.

Herr Dietrich ſand in Blute die Königin mit trübem Muthe.
Er bat die Leut' um Gottes Willen, ihre Thränen zu ſtillen;
Wiewohl ſie's ihm verhießen, ſah man ſie ſtärker fließen,
So groß war die Geſchichte vor ihrem Angeſichte,
Daß ſich Niemand konnte faſſen bei der Trauer großen Maſſen.
Da ſprach Herr Dieterich: „Viele Fürſtentöchter hab' ich
Geſehn in meinem Leben, doch nie hat es gegeben
Eine ſchönere am Leibe. O weh, daß dieſem Weibe
So ſchnell kam der Tod zu unſrer Aller Noth!
Da ich in Deiner Sache, nach Deinem Rath und Deiner Rache
Die beſten Verwandten verlor, ſteigt meine Klag' empor,
Um Dich ſo wie die Deinen mit Schmerzen zu beweinen;
Ich empfinde Reue, daß ich nun Deine Treue
Nicht mehr kann vergelten. Du verſagteſt mir ſelten
Etwas, worum ich bat. Nun iſt es freilich nicht mehr Rath,
Vergeltung Dir zu üben; es wird mich ſtets betrüben,
Was ich Dir in Todesruhe auch im Leben thue.“
Er hob mit ſeiner Schaar ſie auf die Todtenbahr'.
Da klagten Alle wieder laut, die dabei zugeſchaut,
Und auch Meiſter Hildebrand, der in der Nähe ſtand
Und nun ſchwere Schmerzen trug, daß ſie ſeine Hand erſchlug.
Etzel's Weheklagen half Jeder mit ertragen,
Er verwünſchte ſein Unheil, da ihm des Unglücks Hort zu Theil
Geworden. Mit Weh' und Schmerz fiel er an das Herz
Dem geliebten Weibe, das nie an Seel' und Leibe
Falſch war befunden. Er küßte ihre Wunden
Und mit Schmerz ohn' Ende ihre weißen Hände.
Dietrich gab die rechte Kunde zuerſt mit wahrem Munde.
Das ſchmerzte Etzel tief, er klagt und ſchrie und rief:
„O weh mir armen Mann! Was hab' ich denn gethan,
Daß ich mein Kind, mein Weib, meine Seel' und meinen Leib



Verlor und die Verwandten, die ſo hoch in Ehren ſtanden?
Wie bin ich hingegeben dem Elend durch's ganze Leben
Und ewiger großer Reue! Hätt' ich die ganze Treue
In ihr nur ganz erkannt, ich hätte Leut' und Land
Statt ihrer lieber verloren! Nie ward ein treu'res Weib geboren.
Ihr Fürſten, die ich ſehr, Gunther und Brüder, mehr,
Daß ich euch erſchlagen beweinen muß und klagen!
Sie Alle, die da kamen, zu ehren meinen Namen,
Wie kann ich genug beweinen die Euren und die Meinen?"
So klagt' er lang und wieder, dann ſank er endlich nieder,
Als ob er wär' entſchlafen. Da wollt' ihn Dietrich ſtrafen

Und hub zu ſprechen an: „Nicht wie ein weiſer Mann
Unterliegt Ihr der Laſt. Was Euch nicht hilft, das laßt
Und lernt den Schmerz ertragen, erlieget nicht den Klagen!“
Da hob ſich Etzel und ſprach: „So geht und ſehet nach,
Wo mein Kind mag liegen, es der Mutter anzuſchmiegen.“
Die Boten ſuchten, bis ſie gefunden Ortlieb in ſeinen Wunden,
Der ohne Haupt da lag im Blut zu Etzel's Schmach.
Durch eines Kindes Tod gewann nie ſolche Noth
Ein König, nie verlor ſo viel Ehr' ein Vater zuvor.
Nun dacht' er auch an Blödelin, den brachte man nach ſeinem Sinn
Auch todt zu den Beiden. Wiewohl es waren Heiden,
War doch groß Erbarmen um die gefallnen Armen.
Das Volk wehklagt' und ſchrie in Haufen da und hie;
Ihre Brüſte ſchlugen Weiber, und viele ſchöne Leiber
Trauerten bis zum Tode. Da ſie nach ſeinem Gebote
Brachten Blödelinen, ſprach mit Schmerzensmienen
Botelungens Sohn: „O weh, iſt das Dein Lohn,
Mein Bruder? Unſer Land liegt ohne Herrſcherhand;
Kein Glanz in unſern Reichen wird ſich ferner zeigen.
Du handelteſt nicht gut an Deines Bruders Ehr' und Blut!
Wie konnt' ich von Dir glauben, Du würdeſt die Gäſte berauben
Ihrer gaſtlichen Liebe, daß ſie im Zornestriebe
Dich, Wackeren, erſchlagen? Auch ſie muß ich beklagen,
Daß ich ihnen in ihr Land meine Boten geſandt,
Mich gaſtlich zu beſuchen. Den Rath muß ich verfluchen.
Meine lieben Getreuen hätten ſich ſollen ſcheuen,
Sie in den Kampf zu ziehen. Wie konnten Die denn fliehen,
Die immer kriegeriſch waren, ſich zu wehren und zu wahren,
Da man ſie zwang zum Streite? Es war von ihrer Seite
Böswillig, es zu verſchweigen; ich hätt' es wollen zeigen,
Wie's zu verhüten war. Wenn auch ſo manches Jahr

Zürnte mein edles Weib, Du hätteſt nicht den Leib
Darum ſollen verwagen. Was ihr der böſe Hagen
Gethan, wußt' ich zwar; doch wie lieb ſie mir war,
Ich hätt' es nie ertragen, daß er drum wurd' erſchlagen.
Hätt' er unter meinem Dache geſchlafen tauſend Tage,
Hätt' ich doch nicht gezogen die Waffe, durch Zorn bewogen.
Dein jugendlicher Muth, Bruder, betrog Dein Blut!
O wär' ich nie geboren, ſo hätt' ich nicht verloren
Den Troſt der lieben Meinen! Gunther mit den Seinen
War mir gewiß zu Handen und hätte mir beigeſtanden
In Allem, meinen Willen im Guten zu erfüllen;
Das geſchahe leider nicht. O weh, daß Niemand Bericht
Mir gab, daß ihnen gram Kriemhild entgegen kam!
So groß iſt meine Schmach, daß ich nicht mehr leben mag.
Der Gottesſchlag iſt über mich ergangen groß und fürchterlich.
Wie ſie gebändigt liegen nach ſeinen gewaltigen Siegen!
Ich hätte gern entrathen, zu fürchten ſeine Thaten!
Nun ſchelt' ich meine Götter und bin ihr eigner Spötter,
Da des Allmächtigen Gebot mir gab ſo viele Noth.
Die Ehre möcht' ich ſehn, die Machmet und Machazen
So lange zu geben ſchienen! Wie willig dient' ich ihnen!
Er der mich ließ am Leben und mir ſeine Huld gegeben
Als wie den Chriſten, den Seinen, ließ mir ſeine Gnad' erſcheinen,
Als ob ich wär' ſein Eigen. Meinen Gram zu zeigen
Und meine tiefe Reue, wollt' ich mich auf's Neue
Zum Chriſtenthum bekehren, wollt' er Hülfe mir gewähren,
Doch fürcht' ich ſeine Ungnade noch, da ich ihn zuvor betrog.
Meiner Götter Werke waren's, daß ich ſeine Stärke,
Die ich früher pries, wiederum verließ.
Nachdem ich fünf Jahr ein Chriſt geweſen war,
Zogen ſie mich wieder zur Abgötterei nieder.

Wollt' ich mich auch ergeben dem Geſetz und Chriſtenleben,
So kann ich's nicht erlangen, da ich mich ſo vergangen
Wider Gott und ſein Gebot ohne Scheu und Noth,
Daß ich auf's Neue nicht treten darf vor ſein Geſicht.
Tauſend Fürſtenherzen hätten genug an meinen Schmerzen!
Droben von der höchſten Luſt bis nieder zu der tiefſten Gruſt
Iſt ausgebreitet ſeine Macht, das weiß und hab' ich oft gedacht,
Ich empfind' ein Grauen, wenn ich mich will getrauen,
Wieder zu ihm zu kommen: ich werde nicht angenommen.
In dieſem großen Leide verlor ich alle Freude
Und meinen hohen Muth, und nichts däucht mich ſo gut
In meiner Angſt und Noth als der hier Gefall'nen Tod."
So klagt' er laut und ſchrie ſo laut wie zuvor nie.
Das hörte Dietrich von Bern mit Mitleid und ungern,
Weshalb er ſich mit Hildebrand tröſtend an den König wandt',
Als ob in ſeinem Herzen wären keine Schmerzen:
„O weh, wenn Euer Land ſieht, wie Ihr Hand an Hand
Ringt wie ein blödes Weib, das erſehnt des Freundes Leib.
Das ſchändet Euren Muth, daß Ihr ſo unmännlich thut!
Edler König, gut und mild, gebt meinem Schmerze Schutz und Schild."
Er ſprach: „Wie könnt' ich tröſten, da ich im allergrößten
Schmerze ſelber ſtehe und mich beraubet ſehe
Aller Freund' und Habe und ſelber nichts mehr habe
Als dieſen Leib mit Sinnen, der Noth mich zu beſinnen?
Ich ſeh' es klar und offen, mich hat Gottes Haß getroffen;
Mächtig war ich und reich, nun bin ich Einem gleich,
Der als armer Mann keine Hufe gewann."
Da ſprach Dietrich von Bern: „Laßt Euren Kummer fern,
Herr König, und ſeht, wie ich, der arme Dieterich,
Komm' aus meiner Noth, da alle meine Freunde todt
Liegen hier erſchlagen, die können's nicht mehr wagen,

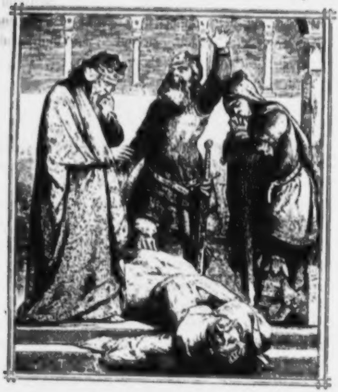
Zu ſehn, wie meiner Ehre wieder zu helfen wäre.
Mich dauert wahrlich ſehr meiner Nothgefährten Heer.
Du magſt die Deinen verwinden, Du wirſt noch Manchen finden,
Der kommt, Dir beizuſtehn. Das kann mir nicht geſchehn,
Wie Du hier mit Grauen kannſt mit eignen Augen ſchauen.
Zerhauen in ſeinem Blute liegt mancher Brav' und Gute,
Der um mich Leib und Leben hat kämpfend hingegeben.
Sie ſind mir Alle genommen, Allen zugleich iſt der Tod gekommen."
Der König ſprach: „Ich muß geſtehn, noch niemals hab' ich je geſehn
Auf einmal ſo viel Noth und ſo allgemeinen Tod."
Der König ließ ſein Weib und des todten Kindes Leib
Und ſeinen Bruder auf Bahren tragen aus der Todten Schaaren,
Und neue Thränen und Wehen erhoben ſich, wie es geſchehen.
Vor'm nahen Hauſe lag noch Mancher, dem der Todestag
War gräßlich angekommen und ihm der Leib genommen.
Der König Etzel wandt' ſich um, wo er Iring fand,
Den unverdroſſen Hagen im Fliehen hatt' erſchlagen.
Wie ſehr er ſich auch wehrte und mit dem mächtigen Schwerte
Verwundete den Hagen, er hat ihn doch erſchlagen.
Etzel und Dieterich beklagten ihn auch jämmerlich,
Als ſie ſeine tiefen Wunden geſehen hatten und gefunden;
So auch Meiſter Hildebrand, der in der Nähe ſtand,
Beſonders manches Weib mit Recht, da keines Helden Leib
So ſehr verſtand die Kunſt, zu werben um Frauengunſt.
Daß man ihn ehrt' und pries, da er ſo tapfer ſich erwies
Und Ehre ſich erwarb und heldenmüthig ſtarb,
Daran that man recht; er war nicht zu ſchlecht,
Gegen den grimmen Hagen zu kämpfen und zu ſchlagen.
Wär's freilich nicht geweſen, hätt' er können geneſen.
Der König ſprach: „So ſollt' es ſein! Doch wär' es nicht geſchehen, nein!
Wär' mir über Alles nicht vorenthalten rechter Bericht.

Wohl hätt' ich alle die Noth verhindert und ihren Tod.
Was that ich denn wohl Einem von Gunthern und den Seinen
Daß ſie der Meinen Tod geſchaffen und meine große Noth?
Sie waren unbeſonnen, ſo iſt auch ihnen zerronnen
Die Ehre wie das Leben, das ſie Alle hingegeben."
Der König beklagte ſehr Iring und ſein Heer,
Und ließ dreißig ſeiner Mannen mit ihm tragen von dannen.
Als ſie auf den Bahren fortgetragen waren,
Fand man Helden darunter, beſonders den König Gunther,
Der ohne Haupt da lag. Der König Etzel ſprach:
„O lieber Schwager mein, könnt' ich dich an den Rhein
Geſund aus meinen Händen wieder von mir ſenden!
Gern hätt' ich's ſelbſt erfochten, da ſie's nicht können mochten,
Und wär's geſchehen ſo, wär' ich lebelang froh!"
Da ſprach Dieterich: „Herr König, höret mich.
Es war ja ſeine Schuld. Ich rang nach Eurer Huld
So von Herzen ſehr, daß ich den Held nicht mehr
Zu retten im Stande war. Sie hatten unſrer ganzen Schaar
Geraubet Ehr' und Leben, da ſchalt mich noch daneben
Der übermüthige Hagen, das konnt' ich nicht mehr tragen.
Da mein und Eure Schaaren ſämmtlich erſchlagen waren,
Und ich um Sühne bat den König Gunther, trat
Dazwiſchen der kühne Hagen, um ſie abzuſchlagen.
Er ſprach, das ſei nicht Noth, da Giſelher und Gerenot
Bereits erſchlagen lägen, und auch Volker's wegen,
Dem der alte Hildebrand das tapfre Leben entwand.
Er klagte mit ſterbendem Munde, daß ihm mit der Wunde,
Die ihm der grimme Hagen vor'm Saale hatte geſchlagen,
Durch kieſelharte Ringe, lebend noch entginge
Der alte Hildebrand und durch ihn den Tod nicht fand.
Da bat ich Gunther'n ſehr bei ſeiner Königsehr'

Und bei meiner Noth, ich würde bis an meinen Tod
Halten ſeinen Frieden, gäb' er ſich zufrieden
Und in unſre Hände. Das gäbe dem Kampf ein Ende,
Und dann ſollt' er übern Rhein bald unverſehrt geleitet ſein.
Doch Niemand ſollte geneſen; ſo wär' es auch geweſen,
Wenn ſeine müde Hand zur Erholung Ruhe fand.
Er ſchlug mich dreimal nieder und kaum erſtand ich wieder.
Die Kraft der ausgeruhten Hand machte, daß ich ihn band
Mit ſchweren, tiefen Wunden. Ich gab ihn ſo gebunden
Kriemhilden in die Macht. Hätt' ich das gedacht,
Daß ſie ihm nähme das Leben, hätt' ich ihn nicht ihr gegeben.
Hier liegt der edle Held durch ſeiner Schweſter Zorn entſtellt."
Der König ſprach mit Weinen: „O weh, daß ich die Meinen
Begrüßte in meinem Land'! Hätt ich's zuvor erkannt,
Sie wären Alle geneſen oder nie hier geweſen,
Liebevollere Helden gab's auf der Erde wohl ſelten;
Ich glaub', es wird auf Erden nicht mehr ſolch Heldenthum werden.
Drum liegen nun in Schrecken meiner Länder weite Strecken.
Manche Waiſen daheim verlangen, ſie freudig zu empfangen.
Nun kann ich's nicht mehr laſſen, zu beweinen, die mich haſſen."—
Da ſprach Hildebrand: „Haltet Eurem Schmerze Stand,
Laſſet Euer Klagen und laßt den Fürſt von dannen tragen."
Herr Dietrich ſprach darauf: „Nie ſtehet wieder auf
Ein ſo wack'rer Degen, drum jammr' ich ſeinetwegen."
Da ſagte Etzel weiter: „Zum Schaden mußten ſie leider
Mir entgegen ſein, da ſie Alle insgemein
Sich nur meinen Helden zur Wehr' entgegenſtellten.
Sie hatten dafür kein Lohn und trugen ſelbſt den Tod davon.
Nun ſind ſie leider Beide mir zum Jammer und Leide;
Da Niemand von den Helden es mir vorher wollte melden."
Drauf ſprach Hildebrand: „Der Teufel, durch den entſtand

Alles Unheil, lieget hier, da er gegen Alles Gebühr
Schaden rieth und ohne Huld. Hagen iſt an Allem Schuld,
Sie wären von Kriemhilde wieder angeſehn mit Milde;
Ja hätten wir rechten Beſcheid, unterblieben wär' alles Leid.
Das Leid' der Gebieterin wollte rächen Blödelin,
Wär' das nicht geſchehn, ſo hätten wir nicht geſehn,
Wie mancher Held ſein Leben um Siegfried mußte geben
Und ſo große Noth entſtand für Euer ganzes Land.
Die Helden auserkor'n hatten Gottes Zorn
Schon lang' auf ſich gezogen, das ſcheint mir nicht erlogen.
Sie waren nun am Ziele, drum mußten ſo viele
Helden fallen in ihr Blut durch ihren Uebermuth.
Drum liegt mir nun gebettet mancher Held, der ſich gerettet
Oft in harten Streiten, ohne den Tod zu leiden,
Um den ſie hier geworben, drum ſind ſie hier geſtorben.“
Nun ſprach der König gefaßt: „Nehmt Hagen nun und laßt
Zu ſeinem Herrn ihn tragen, für den er kühn geſchlagen.
O weh, daß ich noch lebe! Wenn doch der Himmel gebe
In gnädigem Erbarmen, daß mich Elenden, Armen
Aus aller meiner Noth befreite raſch der Tod!“
Die Leute ſahen Hagen und hörten auf zu klagen
Und fluchten nur mit Beſchwer auf ihn, der ihre Ehr'
Und der Ihrigen vernichtet. „Er hat Alles angerichtet!“
Riefen ſie mit Grimme und zornbeſchwingter Stimme.
„Er hat in dieſen Tagen unſre Verwandten erſchlagen,
Doch war es nicht ſein Sinn, hätte nur die Königin
Nicht drauf angetragen, daß ſie den Bruder des Hagen
In ihrer Rache Sinn erſchlagen ließ von Blödelin.
Da haben die Burgunden an ihm den Mann gefunden;
Er wehrte ſich mit Heldenthum, daß die Burgunder ihren Ruhm
Und ihr Leben verloren. Der Teufel hat's erkoren,

So daß ſie mußten ſterben und konnten keine Gnad' erwerben."
Sie gingen mit betrübtem Sinn mit Dieterich zu Orten hin,
Wo dieſer, da er Viel' gekannt, manchen trauten Ritter fand.
An des Saales Stiegen ſah er einen Helden liegen,
Durch deſſen Panzerringe Blutſtröme nicht geringe
Geſeihet waren. Hildebrand, der nahe dabei ſtand,
Ward von Dieterich gefragt: „Wer iſt Dieſer, ſagt?"
Meiſter Hildebrand der ſprach: „Volker iſt's, der uns mit Schmach
Und Kummer hat beladen durch ſeinen vielen Schaden,
Den er uns von ſtarker Hand tauſendfältig hat geſandt.
Ich werd' ihm nimmer wieder hold; er verdiente ſeinen Sold.
Er gab mir einen Neidhieb, der mir zeither Leid blieb.
Gegen mich allein geſtellt fiedelte der kühne Held
Auf mir ſo fürchterlich, daß, wenn nicht Helferich
Uns hätte kräftig geſchieden, ich läg' im ewigen Frieden."
Etzel ſprach in ſeiner Noth: „Mich reuet ſehr ſein Tod;
Es war ein wackerer Geſell; der Tod kam ihm zu ſchnell!"
Etzel frug zu ſeiner Ehre, wo er geboren wäre.
Da ſagte Hildebrand: „Er hat am Rhein das Land,
Wo Gunther war, erkoren. Er war in Alzey geboren.
Der wackre Helden-Degen iſt zu früh erlegen."
Herr Dietrich klagt' auf's Neue und beweinte ihn mit Treue.
„Was klagt Ihr?" ſprach Hildebrand, „uns hat ja Volkers Hand
So viel Schaden gethan, daß man's nie verwinden kann.
Von Deinen eigenen Degen ſind ihm Zwölf erlegen.
Ich danke herzlich Gott für dieſes Helden Tod.
Als ich zu meiner Gefahr mit ihm im Kampfe war,
Wehrte ſich der Degen wie mit Donnerſchlägen;
Doch hat er ſo tiefe Wunden durch meine Hand gefunden,
Daß er meinen Siegen elende mußt' erliegen,
Daß uns ſein Hochmuth nicht mehr Schaden thut.



Ob ſeiner Fiedelkunſt nannt' ihn des Volkes Gunſt
Den Spielmann. Von ſchlanken Gliedern und Gedanken,
Auf ſchöne, ſüße Frauen, hat er manchen Held zerhauen,
Daß man nie mehr Wunden fand von eines Fiedlers Hand,
Darüber iſt mein Kummer groß und mein Herz freudenlos."
Der König ließ ihn mit Klagen zu den Andern tragen.
Wie viel ſtolze, gute Helden wurden aus dem Blute
Unter Klagen geleſen! Mit unſinnigem Weſen
Ging der Berner umher und klagte laut und ſehr.
Der Erſte, der gefunden ward, war Hagens Bruder Dankwart,

Deſſen Rieſenmacht viel Panzer ſchartig gemacht.
Was man auch möge ſagen vom Grimm des Bruders Hagen,
Dankwart erſchlug im Saale viermal mehr mit dem Stahle.
„Wahrlich er dauert mich,“ ſprach da Dieterich;
„Sein Muth war auserleſen, und wär’ er König geweſen,
Er hätte nicht herrlicher handeln können als bisher.“
„Ihr könnt es unterlaſſen, ſein Lob ſo zu faſſen,“
Sprach da Hildebrand, „ſeht Ihr, was ſeine Hand
Euch hat zugetragen, ſo muß Euch wenig behagen,
Daß der kühne Mann je ſolche Kraft gewann.
Wir haben unbeſtritten von Keinem ſo viel gelitten.“
Er ward nun unter Klagen zu den Andern getragen,
Und die lieben Seinen fingen ſehr an zu weinen,
Und bei Allen erhob ſich ſeine Klage und ſein Lob.
Es ſprach ein weinendes Weib: „Er nahm Blödelin den Leib.“
Der König hörte den Schmerz, und das verſtörte ſein trübes Herz.
Nun hört von neuen Klagen noch mehr Wunder ſagen!

◆

III.

Etzel's Klage.

Etzel begann zu gehen in den Saal, wo geſchehen
War die große Noth. Da fand er im Blute todt
Liegen einen Mann. Seine Ringe blitzten voran
Weithin aus dem Blute. Ihm war von Feindesmuthe
Der ſtarke Helm zerhauen, wie man konnte ſchauen.
Das hatte kein andrer Mann als Dankwart gethan.
Er war geheißen Wolfbrand, der in Dietrich's Dienſten ſtand.
Da kannt ihn ſchon von fern der edle Held von Bern,
Der da voll Kummer war und aller ſeiner Freuden baar.
Da halfen beim Beweinen der König und die Seinen.
Etzel ſprach zu Dieterich: „O wehe dieſes Helden, daß ich
Ihn ſeh' im Tode liegen; wie oft hab' ich ihn ſiegen
In manchem Sturm geſehen! Wo er als Helfer mochte ſtehen,
Da hob ſich Troſt und Kraft durch ſeinen ſtarken Schaft."
So in Klagen fand man Viel' um Wolfbrand.
Von dem Held nicht fern lag der Herzog von Bern.
Wie Stern' im lichten Scheine glänzten ihm die Steine
Von den Prachtgewanden. „Wer hat Dich beſtanden?"
Frug da Dieterich. „Held, Du jammerſt mich,
Du Treuer in Gefahren! Mein Vater und Deine Mutter waren
Eines Vaters Kinder und Du mein Freund nicht minder!
Wie tief ſind Dir die Wunden! Wie hatt' in Dir gefunden
Hülfe meine Ehre mehr als im ganzen Heere!"
„Da Volker ihn beſtand", ſprach Meiſter Hildebrand,

„Erſchlug ich auch ihn, nicht nach meinem Sinn;
Ich ſtand zwiſchen den Beiden, konnte ſie aber nicht ſcheiden,
Außer durch den Tod.“ — „O wehe, meiner Noth!“
Rief der Held von Bern, „ich ſtürbe wahrlich gern!
O wär' ich nie geboren, hätt' ich meine Freunde nicht verloren!
Er nahm dem Siegeſtab *) den Schild vom Arme ab.
Manche Thränen fand man bei Dietrich und Hildebrand.
Etzel's Freude war mit ihm ganz und gar
Vernichtet; nur Herzeleid herrſchte ſeit der Zeit.
Jetzt erkannt er Wolfewein an des Helmes Schein,
Der glänzend, doch vom Blute naß, ihm auf dem Haupte ſaß.
Der wackre Heldendegen war an der Wand gelegen.
Da ſprach Hildebrand: „Herr, den Dein Auge fand,
Iſt mein Neff' in Ehren, Sohn des kühnen Neren,
Und Dein treuer Burggraf. Einen rauhern Helden traf
Ich nie und ſo voll Muth! Nun ſehet, wie das Blut
So fließt aus ſeinen Wunden! Er ward nie zag gefunden,
Und auch in dieſem Sturme ſchlug er wie ein Held genug.
Von Giſelher bezwungen, dem Vogt der Nibelungen,
Der auch Nitigern und von dieſem nicht fern
Gerbart erſchlug, kämpft' er doch genug
Und machte ihm zu ſchaffen und ſchonte keine Waffen.
Sie ſchlugen ſo ungeheuer, daß das rothe Feuer
Aus Helmbändern ſtob zu ihrer Kräfte Lob.
Von Giſelher, dem jungen, wurden ſie alle Drei bezwungen.
Dabei liegt Wignant, den Gunther von Burgundenland
Erſchlug mit Siegerhänden, ohne daß es wenden
Konnten alle die Deinen. Er erſchlug noch Einen,
Sieghern, den berühmten Degen; dann iſt durch ihn erlegen

---

*) Name des Herzogs von Bern.

Wichart. Beide bis zum Ende ſchonten nicht die Hände.
Daß dies iſt geſchehen, muß uns immer nahe gehen."
Dietrich ſeufzte und litt und König Etzel mit;
Seine Klage quoll in die Lüfte laut und voll,
Als wenn durch viele Schläge ein Haus niederbräche.
Als ſie ſich ſatt gewunden um die, ſo hier gefunden,
Sahen ſie mit Schauern, daß der Saal wie von Mauern
Verſtopft war mit Leichen. Dietrich gab die Zeichen,
Daß ſie ſeine Mannen ſollten tragen von dannen.
Ihr Klagen ſchwoll ſo an, daß es Niemand ſchildern kann.
Außen Frauen im Leide und Mädchen mit trüber Augenweide
Sollten in ihren Leiden helfen die Todten entkleiden,
Da es fehlt' an Mannen, die Arbeit allein zu bannen.
Wie auch dabei die Scham manche Maid überkam,
So ward doch, ungelogen, von ihnen abgezogen
Mancher rothe Ring, der an den Händen hing,
Und jammernd konnte man ſchauen manche ſchöne Frauen,
Wie ſie Riemen abſchnitten, die nicht durch Kräfte gelitten.
Da der König fand, daß da manche Frauenhand
Die Riemen aus den Kleidern ſchnitt, wodurch er noch mehr litt,
Weinte er noch mehr und in ſeinem Beſchwer
War er ohne Maaß und Ziel des Kummers Raub und Spiel.
Er ſahe der geſunden Männer, welche ſtunden
Zu ſuchen ihre Verwandten unter den Unbekannten,
Die ſtrafte er mit böſem Lohn: „Habt Ihr Ehre davon,
Daß Weiber mit Todten umgehen und hier Männer ſtehen,
Die es billig ſollten thun? So helft doch wenigſtens nun!"
Sie mußten ihm gehorchen obwohl mit vielen Sorgen,
Da ſie ohne Willen ihm Dienſte mußten erfüllen,
Und es nicht wohl verſtanden, der Todten Kleiderbanden
Nach Gebühr zu löſen. Etzel ging im Böſen

Von ihnen zu Dietrich fort, der geſchäftig dort
Umher begann zu laufen, wo wie Steinehaufen
Die Todten in Schichten lagen; doch nicht alleine tragen
Mochte er Aller Tod, da auch die große Noth
Und ſein großer Schaden war auf Etzel's Herz geladen.
Das Blut floß überall hin und her im Saal
Und durch Riegellöcher nieder. Man klagte hin und wieder,
Und ſelbſt die Geſunden wurden krank gefunden.
Ueber achthundert ſchon trug man aus dem Saale davon,
Als Meiſter Hildebrand Wolfharten wieder fand,
Und über das neue Treffen ſeines geliebten Neffen
Sprach er: „Edler Dieterich, nun ſehet wie mit Kraft um ſich
Der Mordſtahl hat gehauen! Wie hätt' ich können trauen,
Daß Giſlher es konnte wagen, dieſen Degen zu erſchlagen?
König und Neffe, Beide liegen nun hier zum Leide!
Ich leg' es Gott zu Handen, daß ſie im Sturm ſich fanden.“
Dietrich ſah den Mann und fing wieder zu jammern an,
Beſonders da er inne ward Wolfhart's rothen Bart,
Der aus dem Blute ſah; da ging ihm Alles wieder nah.
Etzel's Klagen vereinten ſich mit denen, die weinten.
Er wand neben Dieterich die Händ' und weinte bitterlich.
In Wolfhart's Heldenhand war das Schwert ſo feſt gebannt,
Daß Hildebrand und Dieterich mit aller Kraft vergeblich ſich
Bemühten, es ihm zu entbrechen. Man mußte ihren Schwächen
Zu Hülfe kommen mit Zangen, die es ihm entrangen.
Herr Dietrich ſprach mit Klagen: „Wer ſoll dich nun ſo rühmlich tragen,
Du gutes Schwert ſo ſchwer? Du wirſt nun nimmermehr
So tapfer geſchwungen werden bei Königen der Erden!
Weh', daß ich je geboren! Alle Hülf' iſt mir verloren!“
Mit verbiſſ'nen Zähnen hart lag da im Blute Wolfhart.

Man hob ihn aus der Aſchen und ließ das Blut abwaſchen
Und aus den Panzer ziehn. Er hatte große Noth um ihn,
Und mit Thränen dachte er der Dienſte, die er brachte,
Und deſſen früher Tod ihm brachte ſo viele Noth.
Da ſprach Herr Dieterich: „O wehe, daß Du mich
Im Sturme niemals mehr wie früher bringſt zu Ruhm und Ehr!
Uebel bedachte mich Gott durch Deinen Raub und Tod.
Im härteſten Sturm und Streite warſt Du mir zur Seite;
Daß ich nun, ich armer Mann, mich Deiner nicht mehr tröſten kann!
Dem König ward durch Dein Schwert mancher Sieg beſcheert,
Nun biſt Du uns entwichen und Deine Farbe erblichen
Durch Giſelheres Wunden. Würd' Einer nur gefunden,
Deinen Tod zu rächen, mein Schwert ſollte für Dich ſprechen.
Doch leider kann's nicht ſein, ich lebe noch allein;
All' mein Troſt liegt umher, und meine Noth iſt ſchwer.
Verwünſchet ſei der Tag, wo ich von Bern aufbrach.
Ihr kamet gern von dannen ihr meine Freund' und Mannen!
Zu Allem, was ich that, hatt' ich Eure Hülf' und That;
Ihr halfſt mir insgemein, nun ſteh' ich hier allein."
Da ſprach Meiſter Hildebrand: „O weh, die Klagen ſind bekannt,
Edler Kämpfer! laß Dein Weinen um die lieben Deinen!
Könnt' es Nutzen tragen, würd' ich am meiſten klagen.
Er war meiner Schweſter Sohn; doch Klagen bringt keinen Lohn.
Herr, wendet Euer Herz von Eurem Jammer und Schmerz!"
Da trug man hin den Degen. Als Landleut' ihn an Wegen
Erſchauten, bezeugten ſie ihm Liebe und händeringend und trübe
Ward er von mancher weißen Hand der Frau'n und Mädchen,
die man fand,
Angefaßt und Mann und Weib weinte um den todten Leib.
Hat Jemand davon Ehr', wenn er im Tode ſchwer,
So hat, der hier geſtorben, traun viel' Ehre erworben.

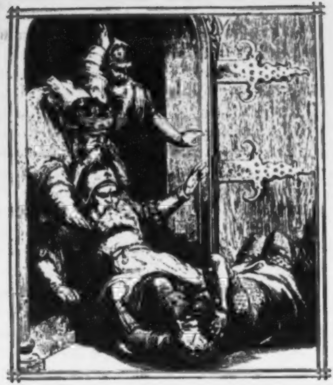
Mit ihm geſtorben lag mancher geſchwinde Schwertesſchlag.
Doch hätte man tauſend Jahre geſeſſen an ſeiner Bahre,
Man hätt' es endlich müſſen vergeſſen und verbüßen.
Etzel ſaß im Blute am Thor im trübſten Muthe,
Und klagte mehr und mehr und jeder Troſt war ihm leer.
Nun ward auch noch gefunden Giſelher von Burgunden
Da, wo Wolfhart erlegen und viele andre Degen.
Hildebrand und Dieterich klagten bitterlich
Um ihren Feind: „O wehe, daß ich erblos ſehe
Deine Leute und Dein Land, und wie Du Niemand
Gold mehr vermagſt zu geben! Du konnteſt durch Dein Leben
Nie zu groß' und viele ſpenden Freud' und Spiele.
Du fandeſt ehrenfeſt ein Ende, und Deine Heldenhände
Haben ſo viel Leids gethan, daß nie ein kühner Mann
Sich ſo ſehr hat gerochen. Manchen Helm haſt Du durchſtochen,
Ueber dreißig erſchlug mir Deiner Kräfte Flug.
O wär' des Spielmanns Rath gekommen doch zur That,
Daß er der Markgräfin Mann geworden wäre fortan,
Wie es hieß zu Bechelaren, als ſie bei Rüd'ger waren.
Er gelobte, ſich ihr zu geben durch ſein ganzes Leben,
Und auch ſie verſprach, was Alles nun der Tod zerbrach.
Nun iſt ihr Verlangen und meine Freude vergangen:
Da liegt er, den wir lieben. Ich würde nie vertrieben,
Von Königen auf Erden, hätt' ich ihn zum Gefährten.
Die Markgräfin Gotelind' iſt meiner Baſe Kind,
Sie wird mich drum beerben. Durch ihres Trauten Sterben
Iſt die ſchöne Maid zu frühe Wittwe in tiefem Leid.
Alles geb' ich Gottes Händen, mög' er Alles enden.“
Mit krachender Gewalt hob man die Heldengeſtalt,
Doch er wurde Allen zu ſchwer; man ließ ihn fallen.
Da ertoſte Wehegeſchrei von Männern und Weibern, die dabei

Zu ihren Schmerzen ſtanden. Mit neuen Kräften wanden
Sie ihn zu Kriemchilden hin. Man hatte dabei den Sinn,
Zu einen die Burgunden, weil ſie Alle verbunden
Durch chriſtliches Bekenntniß waren. Ihren Engelſchaaren
War bereits bekannt, wo jede Seele Ruhe ſand.
In Klagen waren nicht zu ſcheiden die Chriſten und die Heiden.
Nun fand man Gerenot in ſeinem Blute todt,
Von einer Wunde zerhauen, die man konnte ſchauen,
Die an der Bruſt tief wohl eine Elle lang lief.
Obgleich er zum Schirme trug einen Schild groß genug,
Hatt' ihm doch Rüd'gers Kraft genommen den Lebensſaft,
Daß er von den Wunden nicht mehr konnte geſunden,
Nachdem er noch den Feind todt mit ſich vereint.
Da ſah der alte Hildebrand in Gerenotes Hand
Die Gabe, die ihm Rüdeger gegeben tief und ſchwer.
Wär' die nicht geweſen, wohl hätt' er können geneſen.
Keine Kühnheit überbot die des Herren Gerenot.
Von Blut geröthet fand man noch das Schwert in ſeiner Hand;
An des Schwertes Schneide fand man an keiner Seite
Weder Scharten noch Flecken von Blut: Was Rüd'ger gab, war gut,
Und ſein ganzes Leben war ein ehrenvolles Streben,
Weshalb Jedermann beklagte den Biedermann.
Da wandt' der König ſich zu Herrn Dieterich:
„Wär' er leben geblieben, hätt' ich an meinen lieben
Sohn Alles gewandt. Nach denen von Burgundenland
Wär' er wohl gerathen, die ſtets das Beſte thaten.
Er hätte bei meinem Sterben meine Länder können erben,
Dann wär' er wohl ſo reich für Aller Schutz zugleich.
Nun liegt ſein beſter Freund im Tode mit ihm vereint.
O weh, ich kann nicht wenden mit meinen mächtigen Händen
Deine Wunden und Deinen Tod, tugendhafter Gerenot!

So dem Leid ergeben, das verleidet mir das Leben.
Kriemhild hätt' in Frieden die Freunde wohl geſchieden
Von Hagens grimmem Leib, wenn nicht jedes Weib
Im Herzen und im Sinne, was nicht betrifft die Minne,
Kurzſicht'ger wär' als eine Spanne; doch ſagen ſie dem Manne,
Sie hätten mehr Verſtand als irgend ſonſt Jemand,
Der auf die Ehre hin wendet ſeinen Sinn.
Das wird recht zur Schau an meiner armen Frau,
Die ſtellt' es ſo liſtig an, was ein ſchlichter Mann
Mit ſeinem beſſern Verſtande gewiß zum Beſten wandte."
Nun ließ er Gerenoten aus der Schaar der Todten,
Da er frei von Schande, unter Anverwandte
Aufheben und von dannen tragen unter neuen Klagen.
Er war ſo groß und lang, daß er nur mit Zwang
Durch die Thüre ward getragen, wo die Freunde lagen.
Früher ſo ſchnell und flink war der Edle und ging
Jetzt ſo ſchwer hervor aus des Saales Thor.
Zu ihm gingen hehre Frauen, die ihn wollten ſchauen.
Früher hätt' er ihnen gewiß beſſer geſchienen;
Doch Gott wollt's nicht geſtatten, daß ſie ihn als Gatten
Von irgend einem Weibe ſahn mit geſundem Leibe.
Da ſah man großes Klagen und tiefes Leid tragen
Von Dummen wie von Weiſen, von Jungen wie von Greiſen;
Es klagten Groß' und Kleine, daß ſich die Mauerſteine
Hätten mögen erbarmen. So jammerten die Armen!
Drauf fand man Rüdegern, der wie Keiner der Herrn
Beklaget ward; an ihm war, das iſt gewißlich wahr,
Der Welt Wonne verloren: ſo ehrenhaft und auserkoren
War keiner. Die größte Ehre ſtarb mit ihm, die Rüd'ger ſich erwarb.
Laſſen wir das Klagen und den Kummer, um zu ſagen,
Was Dieterich mit Hildebrand, als man nun liegen fand

Auf ſeinem Schild den edeln Herrn. Es ſprach Dietrich von Bern:
„Lieber wär' ich längſt begraben, als dieſen Anblick zu haben.
Du haſt mich in der Noth verlaſſen; wen ſoll mein Herz umfaſſen?
Meine Freud' und Wonne, meiner Freundſchaft Sonne
Ging mit Dir zu Grunde! Nie auf dem Erdenrunde
War Einer ſo auserkoren, und Keiner wird wieder geboren.
Das zeigteſt Du mit ſtarker Hand, als ich den Feinden mein Land
Beſiegt mußte geben. Da fand ich im ganzen Leben
Dich allein nur treu und wahr. Der König Etzel war
Mir ſo feindlich und gram, daß ich bald um's Leben kam.
Da ritt ich nach Deinem Sinn zu meinen Feinden hin,
Denn Du gelobteſt, Rüdeger, daß Dich der König eh'r
Sollte zum Tod empfangen, eh' Du mich ließeſt fangen.
Du erwarbſt mir Huld, und Etzel vergaß meine Schuld.
Du leugneteſt in Treue gegen der Feinde Gedräue,
Du edler Held ſo gut, daß ich ſei in Deiner Hut.
Da war ich Etzeln nahe, bis mich Helke ſahe,
Und an Dir inne ward, daß mich Dein Schutz bewahrt.
Der Frauen Tugend gebot, daß ſie ſich meiner Noth
Erbarmt' in Edelmuth. Sie verſtand es gut,
Mit Hülfe Deiner Huld, beim König meine Schuld
In Vergeſſenheit zu bringen. Dein war das Gelingen.
Du haſt mich nie verlaſſen und der Andern Haſſen
Mit Liebe mir vergolten. Stets warſt Du unbeſcholten.
Was ich in meinem Elend fand, das kam von Deiner milden Hand.
O weh, o dieſer Jammer, der mir aus meiner Kammer
Deinen Gruß geraubet hat, der nahm auch allen Rath.
Edler, durch Dein Sterben kann ich nur Noth erwerben!
O hätt' es Gott gegeben, daß Du noch wärſt am Leben.“
Dietrich weinte ſo ſchwer, daß der König ſehr
In großen Schrecken kam. Er ſprach in ſeinem Gram:

„Ich muß Rüdegern, edler Held von Bern,
Mit Euch billig beklagen: ſeine Treu' hat mich getragen
Empor wie die Federn der Wind. Nie war einer Mutter Kind
So ohne Falſch und Fehle, daß ich mir nicht verhehle,
Daß ein König nicht kann verlieren einen beſſern Mann.
Seit ich ihn gewann, hat der edle Mann
Stets das Beſte gerathen in Worten und in Thaten.
Mein Herz iſt voller Bangen und von Leid gefangen;
Wenn er noch wär' am Leben, würd' er milde ſo viel geben
Und mehr als tauſend Fürſten, Denen, die nach Troſte dürſten.
Daß Niemand ſterben kann, bis er ſein Ziel gewann!
Sonſt würd' ich mit den Meinen im Tode mich hier vereinen.
Da liegen ſie vor mir, ſieh! wie das liebe Vieh
Zerbiſſen von Tigern und Leuen. Sie mögen mir nun dräuen,
Die mir waren gram; ich bin nun mild und zahm.“
Da ſprach Dieterich: „Edler Herr, erinnre Dich
— Auf Rüdeger verzichte — an meine liebe Nichte
Und an Rüdegeres Kind, die unter Deinem Hofgeſind'
Dir zu Ehren waren.“ — „Das werd' ich traun nicht ſparen“,
Sprach Botelungens Sohn, „und thät' es von ſelber ſchon,
Ohne Eure Bitte nach meiner Pflicht und Sitte.
Sie können auf mich bauen und als Vater mir vertrauen.“
So ſprach der König und wandt' ſich drauf an Hildebrand,
Sich Mühe nun zu geben, den Helden aus dem Blut zu heben;
Doch Meiſter Hildebrand, verwundet von Hagens Hand,
Gab ſeinem Blute wieder Lauf, als er hob den Helden auf,
So daß er nur mit Beſchwer den edeln Rüdeger
Bis zur Thüre trug. Er war nicht ſtark genug,
Daß es konnte gelingen, ihn aus der Thüre zu bringen.
Ihm war die Kraft entwichen und die Farb' erblichen,
Daß er auf die Leiche ſank. Vom Schreck darüber krank



Sahen es die Herrn Etzel und der Held von Bern.
Es ward nach Waſſer geſandt daß man Hildebrand
Zu Kräften hülfe wieder. Etzel kniecte zu ihm nieder,
Zu ihm in das Blut und beſprengte mild und gut
Das Haupt des Hildebrand, das auf Etzel's Hand
Schweißtriefend lag. Hildebrand fühlte Schmach,
Daß ihm mit Kummermienen ein König ſollte dienen.
Dem er ſo manches Jahr treu dienend ergeben war,
Der dient ihm nun mit Recht, und Etzel war nicht ſo ſchlecht,
Daß er's zu unterlaſſen ſich hätte können faſſen.

Da bat Hildebrand, der wieder nun erſtand,
Den Saal aufzumachen. Als man der Sachen
Außen Kunde bekam, erhob ſich Lärm und nahm
Zu von Mund zu Munde ob der Trauerkunde.
Sie ſäumten nun nicht länger und trugen durch die Dränger
Rüdegern von dannen, das Muſter aller Mannen,
Den Vater aller Tugend, ſo daß nie aus ſeiner Jugend
Jemand mit größrer Ehre in's Alter gekommen wäre.
Alles Schweigen ſchwand, als man Rüdegern fand,
Und das Geſchrei begann bei Maid und Weib und Mann,
Bei Reichen und bei Armen ein Jammern und ein Barmen,
Daß Gemäuer, Paläſt' und Thürme durch das Klaggeſtürme
Widerhallten und erdröhnten und ſelbſt die Stein' ertönten.
Der Augen Grundquell floß vom Herzen in unſäglichen Schmerzen.
Bei vielen ſchönen Weibern ſah man von den Leibern
Sinnlos ſich die Kleider reißen. Ihre Schmerzen zu beweiſen,
Rauften Mädchen ſich das Haar und zerriſſen es ganz und gar.
Die Farbe des Leides fand überall die Oberhand;
Herzen mit weißen Händen bedeckt, Geſichter mit Blut befleckt,
Haare zerrauft, Herzen geſchlagen mit fürchterlichen Klagen.
Alles klagt' und ſchrie ſo ſehr, als ob ein Kranichheer
Schreiend käme gezogen und durch das Land geflogen.
Etzel und Dieterich klagten fürchterlich.
Man ließ die beſten Schaaren forttragen auf Bahren.
Ueber tauſend Chriſten und Heiden begann man auszuſcheiden,
Die ſich auf Bahren einten mit Freunden und mit Feinden.
Alle Thränen und Klagen ſind gegen die jetzigen ein Wind.
Vom Hofgeſinde waren wohl viele große Schaaren
Von ſchönen Mädchen und Bräuten, die Helke in ihren Zeiten
Sich hatte erwählt und erzogen, und denen ein Regenbogen
Der Freuden war auferbaut. Wer hätte denn getraut,

Daß ihnen die Tröſtung alle im Tode zuſammenfalle?
Etliche der Lieben, die man aufgeſchrieben,
Will ich auserwählen und ſie hier aufzählen.
Da ging Helke's Schweſterkind, der Viel' gefolget ſind,
Dann die ſchöne Siegelind, des Königs Nitiger Kind,
Dann kam, das Leid zu ſchauen, unter vielen Frauen,
Goldrun, Kind des Ludeger, von dem Frankenkönig her.
Neben dem ſchönen Kind gingen Hildeburg und Herlind,
Zwei reiche Königskinder und reich an Schönheit nicht minder,
Herlind von Griechenland, Hildeburg aus der Normandie geſandt.
Viel' der ſchönen Frauen konnten den Jammer nicht ſchauen
Und wurden krank von Klagen ohnmächtig hinweggetragen.
Drauf kam Adelind, des kühnen Sintram Kind,
Der, wie es iſt bekannt, ein Schloß in Oſtenland
An der Ungern-Mark beſaß, mit Namen Pütten, das
Erzog die ſchöne Maid, die hier war in tiefem Leid.
Sie ſind nicht Alle bekannt, die Helke von Hunnenland
Erzog und Kriemhild hinterließ. Zu Etzel's und Helke's Ehren hieß
Sie zu deren Hofe gehen. Niemand war ſo angeſehen
In allen Landen nah und fern, der nicht der Fürſtin Helke gern
Sein Kind hätte gegeben. Man fand nun noch daneben
Wohl achtzig Grafenkinder, die jammerten nicht minder
Als die Wittwen, deren Gatten lagen im Todesſchatten.
Der Klagen wurden mehr und mehr und Etzel's Land war freudenleer.
Aus dem ganzen Lande kamen Fremde und Bekannte,
Und Jeder ſuchte die Seinen unter Klagen und Weinen
Vor Hauſe und im Saal und Plätzen allzumal.
Der Todesſaamen fand Boden durch das ganze Land,
Jeder konnte ſchauen die Seinen niedergehauen.
Und unter ſchweren Klagen wurden ſie aus Blut getragen.
Manche Frau in Treue erhob ihre Klage auf's Neue,

Und Mädchen und Weiber ſah man ihre Leiber
Von Kleidern und Gold entblößen, das den trüben, böſen
Kummer nicht wollte kleiden und Herzen voller Leiden.
Wie auch ſonſt zuwider den Leuten ſind der Todten Glieder,
Sah man ſie doch küſſen und herzen mit unbändigen Schmerzen.

◆

IV.

Begräbniß.

Als der Todten große Schaar aus dem Saale geräumet war,
Da konnte man nicht tröſten die Guten und nicht die Böß'ten,
Da der Klagen tiefſter Grund in eines jeden Herzen ſtund.
Da erbarmte Dieterich der ſchönen Herrat freundlich ſich
Und ließ ſie, vergeſſend ſein Leid, und mit ihr manche Maid
Stützen von Manneshand. Dieterich und Hildebrand
Nahmen ſich der Todten an, wodurch jeder Arbeit gewann.
Sie ließen der drei reichen Burgunderkönige Leichen
Legen in ein Bretterhaus und ſonderten die Edeln aus.
Auch putzte man nun Etzel's Weib und ihres Kindes Leib,
Die man zu einander gewandt in dem Sarge fand,
Mit Feldeln und mit Golde, wie es der König wollte.
Als er ſie ſah in einem Sarg, ward ſein Herzensweh ſo arg,
Daß es nicht größer konnte ſein. Ritter und Frauen insgemein
Suchten ihm Troſt zu geben, um zu ſchonen doch ſein Leben.
Dann begrub man Blödelin mit betrübtem Sinn.

Dietrich hieß Pfaffen bringen, die Meſſen ſollten ſingen.
Und gewann Pfaffen beiden, den Chriſten wie den Heiden.
Dann begrub man Rüdeger, mit dem viel Ruhm und Ehr'
Sank hinunter in's Grab. Da ſah man manchen krummen Stab
In der Pfaffen Hand, die man alle in Stolen fand.
Sie flehten allzugleich hinauf in's Himmelreich
Um Gnade für die Seelen und ließen's an Meſſen nicht fehlen.
Man ließ nun unter Klagen die Fürſten zur Erde tragen,
Und in der Nähe daneben ließ man Gräber geben
Volker, Hagen und Dankwart. Den ſtarken König Hawart
Mit Iring und Irnfried zugleich ließ man herrlich und reich
In ihre Gräber nieder. Und aller Gäſte todte Glieder
Und jeden auserkornen Gaſt brachte man zur langen Raſt.
Das Volk hatte drei Tage ſeine Arbeit und Plage
Und mußte müde werden, eh' man Alle zur Erden
Hatte gebracht in Ehren, die man Edeln mußte gewähren.
Etzel und Dietrich beriethen mit den Weiſen ſich,
Denn man fand kein Ende, wenn jeglicher Elende
Ein Grab ſollte bekommen. Sie wurden Alle genommen
Und in eine tiefe Schacht gemeinſchaftlich niedergebracht.
Der König Etzel befahl, daß die Leute allzumal
Sollten eine Grube graben, die ſollte Tief' und Weite haben
h61. Sieben Speerſchäfte. Da ging man an's Geſchäfte.
Wohl nie hat man mit Klagen ſo Viel' in's Grab getragen.
Die Knechte wurden aufgehoben und in die Grube geſchoben,
Neun Tauſend an der Zahl Alle mit einem Mal.
Die Leute klagten ohne Ende und rangen ihre Hände.
Man konnte nicht mehr ſcheiden die Chriſten und die Heiden,
Und jeder Todte ward in das große Grab geſcharrt.
Als ſie zur Ruh' gekommen, da ward erſt recht vernommen
Jammergeſchrei und Leiden von Chriſten wie von Heiden,

Wie man nie mehr hören mag bis an den jüngſten Tag.
Da ihnen Freude nicht ſtand, bekümmerte ſich auch Niemand
Um die, ſo noch am Leben waren. Des Königs Etzel Gebahren
Ueber den Verluſt der Seinen mußte fürchterlich erſcheinen.
Da wandt' er im Schmerze ſich zum Berner Dietrich:
„Gern hätt' ich noch am Leben, die wir der Erde übergeben.
Mein Unglück iſt gekommen und hat mir jede Freude genommen.“
Dietrich gab zur Antwort drauf: „Hört nun mit Jammern auf!
Noch ſind nicht Alle begraben, die Eure Liebe haben,
Und noch iſt Euer Land mit manchem Helden bemannt.
Euer Leiden und Büßen kann Gott noch verſüßen;
Ihr habt noch Hildebrand und mich für Euer Land.“
Er ſprach: „Was hilft mir das? Ich muß ohn' Unterlaß
Durch mein Leben trauern, und ſollt' es tauſend Jahre dauern.
Wer kann mir helfen und rathen? Die das gerne thaten,
Liegen nun leider todt. Was ſoll mir in meiner Noth
Mein rothes Gold, mein Reichthum, meine Gewalt und mein Ruhm,
Da dies Alles iſt verdorben? Meine Mannen ſind geſtorben,
Dazu auch Kind und Weib; was ſoll mir Leben und Leib,
Scepter und Krone zu Handen, die mir einſt ſo herrlich ſtanden?
Ich will ſie nicht mehr tragen, mir Freuden und Ehren verſagen,
Und Ehren und alle die Laſt aufgeben, da es mir nicht mehr paßt.
Mir macht es keine Noth, wenn mich nimmt der Tod.“
Sie wollten ſeinen Muth beſchwingen, doch wollt' es nicht gelingen,
Da er zuviel verloren. Sein Unglück hatte ſich verſchworen
Gegen ſein ganzes Leben; Alles hatt' er hingegeben,
Was er des Beſten gewann! Der König fing zu weinen an,
Wie ſchon oft zuvor. Auch Dietrich's feſter Muth verlor
Seine Stärk' und ſeinen Halt. Er lehnte ſeine müde Geſtalt
In ein Fenſter. Hildebrand ſprach zu Dietrich gewandt:
„Was haltet Ihr noch Stand? Iſt doch das ganze Land,

Das Helke Euch einſt gab, verwüſtet und ein Grab,
Was ſollen wir noch darin? Geht's nach meinem Sinn,
So wollen wir es räumen ohne vieles Säumen.
Meine Hand und Eure Thaten ſollen Herrat berathen,
Da wir es unſrer Gebieterin geſchworen haben mit treuem Sinn.
Wir wollen bei unſrer Reue nicht vergeſſen unſrer Treue;
Unſre Freuden ſind erlegen, ſo wollen wir noch Treue pflegen."
Er ſprach: „Ich will's nicht meiden, doch wie ſollen wir ſcheiden
Mit Ehren denn, wir Beide, uns trennen von dieſem Leide?
O weh' der Leidenskunde, die auf den Wegen in der Runde,
Von wo Jeder iſt gekommen, überall wird vernommen!
Wie Manchen gutes Schwert liegt herrenlos an dieſem Herd!
Panzer und Helme ohne Zahl umhergeſtreut im Saal.
Wem ſollen wir die geben, da Dieſe nicht mehr leben,
Die ſie zuvor getragen? Gott werd' ich's ewig klagen,
Daß ich ſo manchen Mann von hier nicht nehmen kann."
„Wir ſollen," ſprach Hildebrand, „der guten Helden Gewand
Vom Blute reinigen laſſen, wie es ſich wohl mag paſſen,
Und die Waffen erhalten. Will Etzel Klugheit laſſen walten,
So kann es ihm noch nützen und ihn vor großem Unheil ſchützen."
Der König machte dieſen Rath ohne Säumen zu der That
Und ließ die Kleiderwaaren und beſten Schwerte aufbewahren.
„Wenn Ihr Willens ſeid, König, nach ſo großem Leid,"
Sprach Dietrich da zur Hand, „ſo rath' ich und Hildebrand:
Es werd' in jedes Land wieder den Gebietern geſandt,
Was von ihnen iſt gekommen, und was hier genommen.
Ihr gewinnet dadurch Ehr' und die Jugend kann Euch mehr
Nützen als Waffen und Kleider, die hier der Tod nun leider
Herrenlos gemacht." Der König ſprach mit Bedacht:
„Das will ich ſo geruhn und Euren Willen folgſam thun."
Die Knechte von Rüdeger brachte man nun eh'r

Als die der andern Herren. Es floſſen reiche Zähren.
Nur ſieben kamen an der Zahl zu Etzel vor den Saal.
Der König ſprach zu Dieterich: „Entbietet minniglich
Nach Bechelaren der Markgräfin Alles nach Eurem Sinn.“
Manchem beſchwert' es den Muth, doch hat es Dietrich gut.
Man brachte Rüd'gers Pferd und ſeine Gewande und ſein Schwert.
Wie konnte der Frau härter geſchehen, als dieſe Sachen zu ſehen?
Da ſprach Hildebrand: „Wer ſoll nach Burgundenland
Die Nachricht bringen und geben, da Niemand blieb am Leben?
Der König ſollte ſich verwenden und eigne Boten ſenden.“
Das war nach Etzel's Sinn; er ſprach: das ſei Schwemmelin,
Dem ſind die Wege wohlbekannt durch jedes Herren Land.
Man wählte zwölf Mann, die, den Fiedler voran,
Der Ritter Waffen und Gewande bringen ſollten nach dem Lande
Und die Mähr zum Rhein. Sie kamen überein,
Zu behalten keine Waffen, ſondern dieſelben zu ſchaffen,
Den Weibern auch die Gewänder, in aller Gefallnen Länder.
Ihren Freunden ward dort weher, als Dieſen am Orte eher,
Und fluchten mit Klagen den verſprochnen Feſtestagen,
Da manches Helden Herz zerbrach. Sie waren Alle an Freuden brach.
Sie gingen Alle insgemein vor ihrer Reiſe nach dem Rhein
Zu König Etzel. Dieſer ſprach: „Laſſet Beſcheiden nicht nach,
Bis Ihr der reichen Brunehilde Alles eröffnet habt mit Milde,
Wie Alles ſei ergangen und wie mein Land mit Leid befangen;
Sie und Ute ſollen uns darum nicht grollen.
Verſchweiget meine Unſchuld am Rheine nicht in Eurer Huld,
Und daß wir mit den Meinen die Noth nicht zu verdienen ſcheinen;
Ich nahm ſie auf ſo gut; ſie zeigten Haß und Wuth.“
Darauf der Fiedler ſprach: „Solche Nachrichten voller Schmach
Waren noch nie meine Kunden. Freud' und Ehre iſt verſchwunden
In allem Land und jedem Leben. Was einſt Wonne gegeben

Und iſt mit Kronen gegangen, die werden den Bericht empfangen,
So daß ich in Gefahren ſorge, mein Leben zu bewahren."
Der König ſprach: „Es iſt Zeit!" Sie waren ſogleich bereit.
Das ſprach noch Dieterich: „Unerfreuliches muß ich
Als Kunde mit Euch geben. Könnt' ich's mit meinem Leben
Von dem edlen Weibe wenden, ihr dieſes Leid zu ſenden!
Verhehlt auf jede Weiſe die Trauer auf Eurer Reiſe.
Man muß es auch hier vermeiden, wenn Ihr werdet ſcheiden,
Da ſie nur zu ſehr würden mit Fragen Euch bebürden.
Sagt Keinem Rüd'gers Tod, ſie haben doch noch manche Noth
Und werden weinen manche Tage über die traurige Lage.
Der Frau Gotelinde und nicht minder ihrem Kinde,
Meiner hehren Nichte entbietet mit freundlichem Geſichte
Meinen Dienſt und Gruß, daß ich ihr immer dienen muß.
Wenn ſie nach Rüd'ger fragen, ſo müßt Ihr ihnen ſagen,
Der König wollt' ihn nicht entlaſſen, und er ſolle ſo lange paſſen,
Um die Gäſte zu begleiten, bis ſie würden zum Rheine reiten;
Ging' es nach meinem Sinn, ſo wollt' ich die Markgräfin
Beſuchen und ihr Kind, die ſchöne Dietelind.
Sie werden, wenn ſie's vernommen, doch Leid genug bekommen."
Nun ließ er mit vielem Leiden und Jammer die Boten ſcheiden.

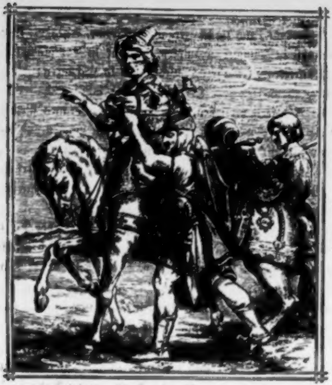
◆

V.

Heimſendung der Waffen.

Sie ließen hinter ſich zurück zergangne Wonne, begrabnes Glück;
Verwandt' in Jammer-Krämpfen, Einige in Todeskämpfen
Auf bluttriefenden Bahren, Begrabene in Schaaren;
Darüber jammerten ihre Herzen in unſäglichen Schmerzen.
Als ſie Rüd'gern verließen, ſah man viele Thränen fließen,
Und ihr Geſchrei war groß. Sie ſchieden mit Waffen und Roß.
Niemand konnt' erfragen den Grund ihrer Klagen,
Sie hätten's gern gewagt, hätt' es Dietrich nicht unterſagt.
So blieb Alles verſchwiegen, bis ſie ab in Oeſtreich ſtiegen.
Manche eilten herbei, meinend, daß der König ſei
Oder Rüd'ger, wo Volker ritt. Man frug ihn Schritt vor Schritt:
„Wo habt Ihr den König gelaſſen?“ Volker ſprach gelaſſen,
Daß der Herr mit ſeinem Heere noch in Etzel's Lande wäre.
Das glaubte, wer da wollte. Auf Brücken und Stegen tollte
Das Volk umher mit Fragen und keiner konnte Wahrheit ſagen.
Aus den Hunnenlanden kamen die Geſandten
In die große Stadt Wien, wo Iſalde, die Herzogin,
Eine ſchöne Maid und gut, ſie ſittig in ihre Wohnung lud.
Hier konnten ſie's nicht verſchweigen und mußten ihren Bitten weichen.
Ueber die ſchreckliche Kunde ſtürzt' ihr das Blut aus dem Munde.
Ach wie übel und ſchwer dankte ſie den Boten die Mähr'!
Der Jungfrau Klage ſcholl, daß durch die ganze Stadt ſie quoll,
Und Reich' und Arm' und Jung und Alt klagte mit aller Gewalt.
Die Klage war gefahren zwiſchen große Schaaren,

Und die Boten konnten nicht mindern und nicht mehr wehren
und hindern,
Daß die ſchreckliche Kunde ſchrie aus Aller Munde.
Als ſie aus Wien geritten, konnten ſie der Leute Bitten
Nur ſchwerlich widerſtehen und verſchweigen, was geſchehen.



Sie ritten bis Treiſenmauer, und weder Ritter noch Bauer
Erfuhr aus ihrem Munde die trauervolle Kunde,
Bis ſie in Bechelaren angekommen waren.
Rüd'gers Knechte ritten noch nach den alten Sitten
In der Mark umher, und es kümmerte ſie ſchwer,

Das verſchweigen zu müſſen, was Jeder ſollte wiſſen.
Gotelinde kannte vollauf die Straße, die Donau hinauf.
Wo ſie früher oft im Weiten Rüd'gern hatte ſehen reiten,
Da ſtand und ſah Gotelinde mit manchem ſchönen Kinde
Spähend an der Zinne und ſchärfte ihre Sinne.
Da ſtärkte ſich ihr Glaube an dem fernen Staube,
Aus welchem ſie das Nahen der Ihrigen erſahen.
Es ſprach manche ſchöne Maid: „Gott ſei gebenedeit!
Die Leute, Herrin, dort, glaubt es auf mein Wort,
Bringen uns unſer Glück: unſer Herr kommt zurück.“
Doch ihres Herzens Wonne ſah nicht mehr die Sonne,
Da ſie durch Gerenotens Hand ihre letzte Stunde fand.
Vom Herrn und Markgrafen und ihren Leuten trafen
Nur ſieben Mann allein mit Waffen und Gewanden ein.
Die liebe Gotelinde mit ihrem ſchönen Kinde
Wähnten Liebe ohne Leid und höchſtes Glück ohne Neid
Wie früher oft zu erlangen, doch konnten ſie nur erlangen
Für alle ihre Tage Herzeleid und Klage.
Nicht nach früheren Sitten kamen die Boten geritten;
Nicht mit freudiger Muſik kehrten ſie zurück;
Sie kamen trüb' und gedrückt, Jeder auf ſein Roß gebückt,
Da ihnen des Herzens Qual verſagte freudigen Schall.
Rüd'gers Roß Primund gab tiefe Trauer kund
Und ging an des Boten Seite gebückt in großem Leide.
Sonſt war es muthig geweſen und von übermüthigem Weſen;
Mußt' es den Herrn vermiſſen, ward der Zaum zerriſſen
Und auf die Wege gelaufen, um nach dem Herrn zu ſchnaufen.
Nun war der Herr ja todt, und es fühlte Qual und Noth;
Der Herr, der es geritten und oft darauf geſtritten,
Wie mit Recht ein Mann von Muth, wie Rüdeger es thut.
Dietlindens Augen ſahen bei der Boten Nahen,

Die traurigen Geberden bei ſämmtlichen Gefährten.
Da ſprach ſeufzend das Kind: „Liebe Mutter Gotelind!
Selten hab' ich offenbar eine ſo kleine Schaar
Von des Vaters Boten geſehn. Was iſt ihnen geſchehn?
Wenn ſie kamen geritten, waren ſie von fröhlichen Sitten.
Ach wenn des Feſtes Ehre nicht glücklich beendigt wäre!“
Da ſprach die alte Markgräfin: „Gefiel es Gottes Sinn,
So kommen ſie ohne Schaden, die dazu waren geladen;
Nur hab' ich, träumend im Schlummer, erlitten viel Leid und Kummer.
Ich ſah' die Nacht von heute Rüdegern und ſeine Leute,
Den Vater grau vor Allen, die Andern, von Schnee befallen,
Wurden von Regen naß; und Tochter, glaub' mir das,
Daß mein Haupt ohne Haar ganz entblößet war.
Er zog mich hinter ſich nach in ein finſtres Gemach,
Dann ſchloß er das finſtre Haus; wir konnten nicht mehr heraus:
Ungern war ich darin.“ So ſprach die Markgräfin,
Und drauf ſprach ihr Kind: „Liebe Mutter, Träume ſind
Bald heiter und bald ſchwer. Ich ſah' des Vaters Roß daher
In meinem Traume ſpringen und hörte Silbergeſchirr erklingen.
Dann, Mutterchen, kam's und trank, worauf es ſogleich verſank.“
Jetzt ſchwiegen ſie verlegen und gingen den Boten entgegen.
Nun waren die Boten ſo nahe, daß Jedermann ſie ſahe.
Sie ritten nach ihren Ställen und wollten ſich verſtellen,
Aber ihre Geberden ſenkten ſich traurig zur Erden.
Um die Sitte zu pflegen, gingen ihnen Ritter entgegen
Und grüßten mit der Hand die Boten von Hunnenland.
Sie ſprachen mit gedrücktem Sinn, denn Alles war dahin,
Die Quellen ihres Muthes, und ſie konnten nichts Gutes
Von dem Feſte ſagen. Man ſah die Knechte tragen
Die Harniſche von den Roſſen. Trüb und ſchwer und verdroſſen
Sah da Gotelinde all' ihr Hofgeſinde.

Sie ſprach: „Macht mich bekannt mit der Dinge Stand!“
Da ſprach der Beſte von ihnen mit gefaßten Mienen:
„Euch entbietet der König hehr Huld und Gnad' und Treu und Ehr
Und ſeinen ſtäten Rath und Dienſt und Hülf und That.
Dann ſag' ich von meinem Herrn, obgleich er ſei ſo fern,
Er Euch doch treue wäre mit beſondrer Ehre
Vor jedem andern Weibe, und daß er's ewig bleibe.
Er wußte noch nicht, wann er wiederkommen kann.
Der König hat ihn gebeten, eine Heerfahrt anzutreten.
Das hat er ihm verſprochen und iſt nun aufgebrochen.“
Sie ſprach: „Gott und ſeine Schaaren mögen ihn bewahren!
Er fahre zur See oder zu Land, er fahre in Chriſti Hand,
Daß ihm der Feinde Wuth keinen Schaden thut.“
Die Tochter begann zu fragen: „Könnt Ihr mir nicht ſagen,
Wie mein Vater ſich befand, als Ihr ſchiedet von ſeiner Hand?
Jetzt iſt mir um ſo ſchlimmer, da er mir ſonſt immer
Zuerſt ließ Nachricht geben; das kümmert mir das Leben.“
Die Maid ſah ihre Mutter an und Beide weinten dann.
Ich glaub', ihnen ſagte ihr Herz den groſſen, nahen Schmerz.
Der Bote begann zu ſagen: „Laſſet Euer Klagen
Und höret noch mehr Kunde von Dietrich aus meinem Munde.
Bei ſeiner Huld befahl uns der Held Allen zumal,
Euch, edle Markgräfin, ſeinen treuen Sinn
Und Alles Lieb' und Gute zu entbieten mit heiterm Muthe,
Offenbar meint's Keiner Eurer Verwandten reiner.
Nach höchſtens zwölf Tagen wird er Alles ſelber ſagen.“
Da ſprach die Markgräfin: „Wär' es Gottes Sinn,
Daß es möchte geſchehen! Ich werd' ihn mit Freuden ſehen.“
Auf der Tochter Begehr: „Saget uns noch mehr,
Wie Kriemhild, die hehre, ihre Brüder und deren Heere
Und Hagen beſonders empfing, und ob ſie wieder Zorn fing?“

Sprach Einer von den Geſandten: „Ihre Augen wandten
Sich freudenvoll zu ihnen und mit liebevollen Mienen
Empfing ſie alle Gäſte und zeigte ſich auf's Beſte,
Auch Etzel empfing die Herrn, als ſäh' er ſie recht gern.
Ich ſahe von ihnen Niemand, der zeigte, daß er Haß empfand.“
Sie ſprach: „Nun ſagt mir mehr! warum der junge Giſelher
Mir keinen Gruß entbot? Ich fürchte zu meiner Noth
Ihn nimmer wieder zu ſehen. Wird es noch geſchehen,
Daß ich mich noch ſchau' als ſeine traute Frau?“
Da ſprach des Boten Mund: „Wir verließen ihn geſund.
Sie werden bald hier ſein, wenn ſie an den Rhein
Zurücke reiten, die Herrn. Der König ſieht Euch gern,
Drum weiſet Sorgen von der Hand. Wenn er in ſein Land
Heimkehrt zu dem Rhein, wo Ihr ſollt Herrin ſein,
Wird er Euch mit ſich führen ſicherlich.“
Dieſe lügenhaften Mähren, um ihren Kummer zu wehren,
Quälten Einen ſo ſehr, daß er nicht länger mehr
Vermochte die großen Schmerzen zu bergen in ſeinem Herzen.
Man ſah ihn heftig weinen, obgleich er wollte heiter ſcheinen,
Bald weinten nun noch Mehre. Das ſah mit Schmerz die hehre,
Junge Markgräfin und ſprach mit trübem Sinn:
„O liebe Mutter, wehe! Ich fürchte, wie ich ſehe,
Daß wir von Freud und Frieden auf immer ſind geſchieden!
Meine Gebieterin hat mit Rache im Sinn
Die Verwandten übel empfangen; es iſt uns übel ergangen.
Wir fühlen mit Recht die Noth: ſie und mein Vater ſind todt!“
Ein Weherufen brach, als ſie Dieſes ſprach,
Einem Boten aus dem Schlunde mit zugethanem Munde.
Er glaubt' es zu verhehlen, doch konnt' es nun nicht fehlen,
Daß ſie es mußten zeigen und nicht mehr konnten verſchweigen.
Da brach mit Schmerzensmuthe der Schrei mit ſeinem Blute

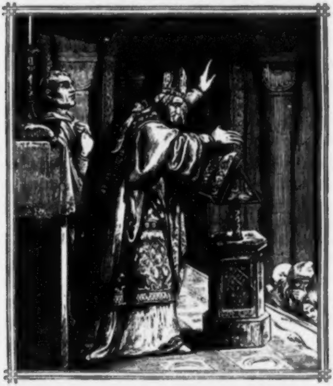
Aus des guten Knappen Munde, daß auch die Andern Kunde
Von ihrem Schmerze gaben und ihn nicht konnten begraben,
Man ſah ſie ſich vereinen in Weh'geklag und Weinen.
Die reiche Markgräfin ſprach: „O wehe meiner Schmach,
O weh, o weh mir Armen! Gott möge ſich erbarmen!
O weh, daß je mir Leben für dieſe Leiden ward gegeben!
Die Freude, die ich ſollte haben, iſt auf ewig begraben.
Ihr Boten laſſet mich nicht in der Ungewißheit Dämmerlicht,
Sondern ſagt mir an: Wie ſchiedet Ihr von meinem Mann?"
Da endete die Lüge und man gab ihr Genüge.
Der edle Schwemmelin ſprach mit betrübtem Sinn:
„Wir wollten Euch verſchweigen, was ſich nun doch muß zeigen;
Ihr ſeht den edeln Rüdeger nie lebendig mehr."
Laut hörte man da fragen: „Wer hat ihn erſchlagen?"
Er ſprach: „Gernot! Sie ſchlugen Beid' einander todt."
Da ſchrie die Mutter und die Maid, und Alle fühlten gleiches Leid,
Was man da für Leute fand von fürchterlichem Schmerz entbrannt,
So daß an Begräbnißtagen nicht größer war das Klagen.
Von dem Schrei'n und Jammern brach aus den Herzenskammern
Der Mutter und der Tochter zumal ein rother Blutesſtrahl.
Sie fielen Beide nieder und regten keins der Glieder.
Als man mit Waſſer kam und ſie beſpritzte, nahm
Das Blut wieder ſeinen Lauf und ſie ſtanden wieder auf.
Mannen- und Weiberſchaaren weinten in Bechelaren.
Man trug die Markgräfinnen, Beide noch von Sinnen,
Weg aus dem Freien, um ihnen Hülfe zu weihen.
Die reiche Gotelinde ſprach irre mit ihrem Kinde,
Und die Tochter ſprach kläglich: „Ach, mich ſchmerzt's unſäglich!"
Alles quält mich ſo ſehr, linder wird mir nimmermehr,
Frau Ehre kann nicht bleiben, man wird ſie aus dem Reiche treiben,
Da ſo jämmerlich die Werthen ſchlummern in der Erden.

Wer ſoll ſie nun noch ſchätzen und ihre Kraft erſetzen?
Ihre größte Stütze war mein Vater immerdar,
Und es wird Frau Ehr ſo nach Wunſche nimmermehr
Auf der Erde getragen, wie ſie's von meinem Vater ſagen.
Der Tod ſei verflucht, daß er Niemanden die Flucht,
Wenn er auch gern entwiche und miede deſſen Schliche,
Läßt zu ſeinen Verwandten aus ſeinen feſten Banden.
Der edle Dietrich von Bern hätte meinen Vater gern
Erhalten wohl am Leben, hätt' es ein Mittel gegeben."
Da ſprach des Fiedlers Mund: „Wohl durch Ahnung war Euch kund,
Was Euch ward bekannt. Die von Amelungenland
Sind alle ſämmtlich todt; nur mit genauer Noth
Genas der Neffe Dietrich; und hätte König Etzel ſich
In den Streit begeben, wär' er auch nicht mehr am Leben."
„Nun ſagt mir, Schwemmelin, was hat's für einen Sinn,
Daß mein Vater auf Gernot, dem manche Spange goldesroth
Gegeben ward von unſrer Hand, und der uns Alle voll Liebe fand,
Hegte ſo großen Zorn, daß er durch ihn das Leben verlor'n?
Früher gefiel es Beiden, ſich nimmermehr zu ſcheiden."
Er gab darauf Beſcheid: „Vernehmet, hehre Maid!
Es kam nur allein dahin durch die zürnende Königin.
Mit Leben und Leib entgalt es Mann und Weib,
So daß bis zum jüngſten Tag nie ſo Gräßliches geſchehen mag;
Doch kam's ihr nicht zu gute: ſie liegt in ihrem eignen Blute,
Durch die ſo große Noth entſtand durch's ganze Hunnenland.
Sie liegen Alle ohne Leben, die uns ſollten Freude geben;
Doch Euch wird es wohl glücken, noch frohe Tage zu erblicken.
Was hilft Euch, zu beklagen, die da liegen erſchlagen?
Gott iſt Vater der Waiſen; er wird's an Euch beweiſen.
Drum laßt Euch treulich ſagen: mäßigt Eure Klagen!
Der König läßt Euch ſagen, daß er in den Tagen,

Die Gott ihm giebt zum Leben, Euch wolle alle Hülfe geben,
Die Euch der edle Rüdeger geleiſtet hat bisher.“
Die edle Markgräſin ſank in Klagen dahin:
Nun war es offenbar, wie Alles ergangen war.
Rüdegers Gewand und Waffen begann ſie fortzuſchaffen
Und ſie zu verſtecken, um neue Klagen nicht zu wecken.
Wer ſie wollte ſchauen, ſahe nur mit Grauen
Rothen, blutigen Glanz, wo früher die Ringe ganz
Und unverſehret waren. In des Kampfes Gefahren
Waren ſie zerhauen und ſchartig anzuſchauen.
Er hatte darin ſein Leben müſſen dem Tode geben.
Den Gäſten allen bot man bei der großen Noth
Weder Waſſer noch Wein. „Was ſollen wir hier noch ſein“,
Sprach da Schwemmelin, „da die edle Markgräſin
So große Noth gewann, daß ſie Niemand gebieten kann?“
Das Volk klagte in der Burg, das Haus erdröhnte durch und durch
Von Oben bis zum Grunde, und aus manchem Munde,
In ganz Bechelaren ſchollen Klagen in Schaaren.
Mit ſtarkem, ſchwerem Jammer ging in ihre Kammer
Die edle Markgräſin, und man kann nicht umhin,
An ein Wunder zu glauben, daß ihr die Noth nicht konnte rauben
Das tieferſchütterte Leben, und ſie ſich konnt' ergeben.
Manche Herzensbrunnen goſſen Thränen, die da reichlich floſſen.
Die Mutter voll Güte bat, die Boten in der Stadt
Zu herbergen; doch die Markgräſin war ſo von Geiſt und Sinn,
Daß ſie keinen erkannte von Freunden in dem Lande.
Da wollten die Boten insgemein fortreiten an den Rhein;
Nur die alte Markgräſin hatte ſo viel Verſtand und Sinn,
Daß ſie in ihrer Noth freundliche Liebe entbot
Mit Edelmuth und Milde Uten und Brunhilde,
Um Giſelheres willen, doch konnte ſich nicht erfüllen,

Was er der Tochter verſprochen; der Tod hatt' es zerbrochen.
Die Boten nahmen Urlaub, und ritten durch den Staub
In der Baiern Land hin am Donauſtrand.
Zwiſchen Inn und Donau ſteht die alte Burg Paſſau,
Wo mit ehrenhaftem Sinn der Biſchof Pilgerin
Saß in großem Reichthum und großem Lob und Ruhm.
Die ſtolzen Burgunden waren mit ihm verbunden
Als ſeiner Schweſter Kinder. Er erfuhr nun nicht minder,
Wie es im Hunnenland um die Helden ſtand.
Sie ritten über den Inn, und Leute liefen vor ihnen hin,
Dem Biſchof zu verkünden, er würde ſeine Neffen finden;
Doch die waren nicht ſo nahe, als es ſchien und ausſahe.
Er ſprach mit Verlangen: „Geht, die Freunde zu empfangen,
Alle die lieben Meinen mögen ſich vereinen,
Meiner Schweſter Kinder und ihre Begleitung nicht minder
Freundlich zu empfangen und zu geben, was ſie verlangen."
Er wollte freundlich ihnen mit ſanfter Nachtruhe dienen
Und wußte nicht, daß ihr Leben ſie hatten hingegeben.
Man mußte ihm balde ſagen, ſie wären Alle erſchlagen.
Das wollt' ihm alle Beſinnung rauben, er wollt' es nicht glauben.
Er bat, ihnen Stärkung zu ſchaffen und mußte ſich zuſammenraffen,
Als er mit großem Klagen ſo begann zu fragen:
„Nun liegt bei den Hunnen begraben die Freude, die ich ſollte haben.
Das wird durch's ganze Leben mir großen Kummer geben.
Die Feſte ſeien verflucht, zu der ſie Ezel geſucht,
Die es zu unſer Aller Noth büßten mit dem Tod.
O du himmliſcher Degen, wie konnteſt du das pflegen!"
Da kam noch Schwemmelin näher zu ihm hin,
Der ihm mit trübem Geſicht gab weiteren Bericht,
Wie Alles war geſchehen, da er Alles hatte geſehen.
Da weinte der Biſchof und über den ganzen Hof

Verbreitete ſich Mißbehagen. Die Pfaffen verloren mit Klagen
Den ganzen Tag im Vereine mit Laien und deren Geweine.
Der Biſchof endlich verbot ihnen die große Noth:
„Könnt' ich ſie wieder gewinnen durch Weinen und trübes Sinnen,
Ich weinte dann nicht minder, bis ich meiner Schweſter Kinder,
Die in Etzel's Landen ſo jämmerlich ihr Ende fanden,
Alle wieder hätte, mit Euch immer um die Wette."
Er hieß Boten ſchaffen zu allen Mönchen und Pfaffen,
Die nach chriſtlichen Dingen ſollten Meſſen ſingen.
Bald vernahm man überall aller Kirchen Glockenſchall.
Der Biſchof ſelber ſang aus eignem Herzensdrang
Gotte vom Himmel zu Ehren und ihre Seelen zu wehren



Vor dem Fegefeuer und zu ihrer Strafe Steuer.
Da Gott gedienet war, wollte der Boten Schaar
Von dannen weiter reiten, doch von vielen Seiten
Bat man ſie zu verweilen und nicht ſo zu eilen.
Es ſprach ein Kapellan: „Mein Herr geht Euch an
Mit der Bitte, noch zu bleiben; er will an ſeine Schweſter ſchreiben,
An die hehre Ute, um ihrem trübem Muthe
Durch Troſt zu Hülfe zu kommen. Sein Gruß wird ihr frommen:
Ihr ſollt gebeten ſein, es zu bringen an den Rhein.“
Da ging Schwemmelin zu dem guten Biſchof hin.
Er ſprach: „Iſt Etzel's Hof zergangen, ſo hat übel empfangen
Kriemhilde meine Kinder und die Recken nicht minder.
Sie hätt' es können laſſen ſie ſo grimmig zu haſſen.
Hätte ſie's gerochen an Dem, der ihren Mann erſtochen,
So wär' es recht vergolten und ſie würde nicht geſcholten;
Ihn erſchlug ja Hagen, und man muß es beklagen,
Daß je eine Mutter ihn trug, der Siegfried erſchlug,
Wodurch auf ewige Zeit entſtand ſo grimmes Leid
Weit und breit in Ländern, das nicht mehr zu ändern.
Ihr müßt der Schweſter ſagen, zu laſſen ihre Klagen:
Sie wären doch am Ende geſtorben, und ſind nun ſo verdorben.
Hätten ſie das Gold vermieden, wären ſie mit Frieden
Und mit guten Sitten zu ihrer Schweſter geritten
Und in ihrer Huld. Durch ihre eigne Schuld
Und ſtarken Uebermuth verloren ſie Leben und Blut.
Sagt der Königin an, daß ich nichts Beſſ'res rathen kann,
Als ihre Klagen zu ſparen; man muß ſie laſſen fahren,
Die den Tod erleiden und zu unſerm Kummer ſcheiden.
Sagt Gunther's Mannen allen, ſie möchten mit Gefallen
Daran denken zurück, wie der König zu ihrem Glück
Sie pflegte manchen Tag, und daß ſie der Treue nach

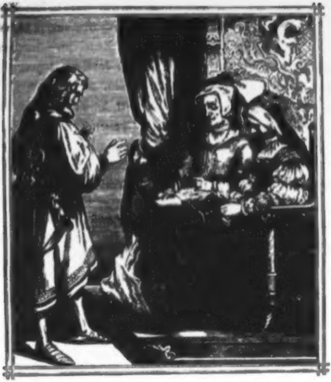
Sich laſſen anbefohlen ſein Gunther's Kindelein,
Das nun nach Gunther's Sterben die Länder hat zum Erben,
Und es erziehn zum Thron. Ehre iſt ihr Lohn.
Gelobt mir mit der Hand, daß, wenn Ihr wieder in's Land
Hierher zurücke kehrt, Ihr beſuchet meinen Herd.
Es ſoll nicht ſo bleiben, ich will Alles beſchreiben,
Der Dinge Schickung und Wende und des Kampfes Ende.
Ihr habt's mit angeſehn, wie Alles iſt geſchehn;
Ihr könnt mir Alles ſagen; auch will ich Jeden fragen
Von den Anverwandten der Todten, die entſtanden,
Und meine Boten ſende ich zu dieſem Ende
Sogleich in's Hunnenland, daß Alles werde bekannt.
Es wäre höchſt vermeſſen, wenn man's ließe vergeſſen,
Es iſt die größte Geſchichte und ein Weltgerichte."
Drauf ſprach Schwemmelin: „Herr, nach Eurem Sinn
Und nach Eurem Begehren will ich Euch Alles gewähren."
Die Boten ritten von dannen begleitet von des Biſchofs Mannen,
Die ſie für die Reiſe verſahn mit Trank und Speiſe.
Als man durch Baiern ritt, theilte man die Nachricht mit
Auf den Straßen und Gaſſen; denn wie konnte man's laſſen,
Zu verkünden die große Noth und den tauſendfachen Tod?
Da hörte man Freude ſagen über den Tod des Hagen:
„Gott ſei nun gelobt, daß Hagen hat ausgetobt,
Dem konnte Streit nur frommen; doch nun iſt es gekommen,
Daß uns ſein großer Uebermuth nicht mehr Schaden thut."
In Baiern ward ihnen nichts gethan von keinem einz'gen Mann;
Man beſchenkte ſie auf den Wegen ihres Herren wegen.
Aus Baiern nun begaben ſie ſich zum Rhein durch Schwaben.
Da Schwemmel und ſeine Schaaren nach Worms gekommen waren,
Wollten Viele ſie ſehn und wiſſen, was geſchehn.
Zum Theil ſchon erkannte man ſie an ihrem Gewande,

Das ſeltſam, nach hunniſchen Sitten, war geformet und geſchnitten.
Die Bürger konnten ſich nicht erklären, von wannen ſie gekommen wären,
Und wie es ſei gekommen, daß ſie Gunther's Roß genommen.
Das drückte ſie ſchwer, eh' ſie vernahmen die Mähr.
Als nun die Abgeſandten auf dem Hofe ſtanden,
Wo Roſſe und Gewand vom Geſinde wurden erkannt,
Zögerte man länger nicht, zu Hofe den Bericht
Von den Gekommnen zu ſchaffen und deren Gewändern und Waffen.
Da war Brunhildes, der Reichen, Freude ohne Gleichen,
Und ſie ſprach ſehr heiter: „Wer ſaget mir wohl weiter,
Wo ſie die Herren gelaſſen, auf welchen Wegen und Straßen?
Wer giebt mir drüber Beſcheid? Großer Lohn ſteht ihm bereit.“
Nun ſtiegen die Boten ab, und das Geſinde gab
Sich Mühe, zu erfahren, wo Gunther mit ſeinen Schaaren
Wären noch geblieben, von Lieb' und Neugier getrieben.
Der Fiedler ſprach mit Zagen: „Ich will die Mähr nicht einzeln ſagen,
Sondern ſie verſchweigen, bis ich muß ſie zeigen.
Meldet mich da an, wo ich es darf und kann,
Da will ich nichts verſchweigen und die Wahrheit zeigen.“
Da ging von Gunther's Mannen einer ſogleich von dannen
Und frug die Königin, ob es ſei nach ihrem Sinn,
Die Boten zu ihr zu bringen: „Von denen, die wir empfingen,
Iſt uns bloß Schwemmel bekannt, der Spieler von Hunnenland.“
Sie ſagte: „Sie zu vernehmen, möcht' ich, daß ſie kämen,
Zu ſagen, wenn die Herrn kommen aus der Fern.“
Schwemmelin der Gute ging mit trübem Muthe
Und mit ſchwermuthvollem Sinn mit den Boten zur Königin.
Da ſprach in Güt' und Milde die Königin Brunhilde:
„Ihr Herrn ſeid willkommen! Was habet Ihr vernommen
Von meinem lieben Mann? Gern biet' ich Euch drum an

Den reichſten, ſchönſten Lohn; mein Herz iſt lange ſchon
Voll Angſt und Noth und Sorgen vom Abend bis zum Morgen.
Tröſtet Ihr mich zum Theil, iſt es Euch und mir zum Heil.
Wenn Ihr's in Kürze thut, belohn' ich Euch recht gut.
Es muß mir ſeltſam ſcheinen, daß er mir nicht Einen
Hat mit Euch geſandt, der mir iſt bekannt.
Das hat er niemals eh'r, und das kümmert mich ſehr."
Da trat der Fiedler hin: „Erlaubt mir, hohe Königin,
Euch Alles zu hinterbringen; doch muß ich mir bedingen,
Daß, was ich ſage frei, nicht zu meinem Schaden ſei."
Sie ſprach: „Es ſoll Dir Niemand etwas thun in meinem Land;
Ich kann es Dir beeidigen, Niemand ſoll Euch beleidigen.
Ich wähn' in meinem Leide noch ferne meine Augenweide."
Sie wollte gefaßt erſcheinen, doch mußte ſie bald weinen.
Da ſprach er ſchweren Muthes: „Euch entbietet Gutes
Und Liebes Etzel von Hunnenland und auch Dietrich, ihm zur Hand.
Euer Leid macht ihnen Pein, deß könnt Ihr verſichert ſein.
Auch Biſchof Pilgerin entbietet mit frommem Sinn
Dienſte und läßt Euch ſagen, zu mäßigen Eure Klagen,
Er ſei Euch ſtets bereit mit Rath in Eurem Leid,
Und daß zu hoffen wäre für Euch noch Freud' und Ehre.
Er will es Allen heißen, Euch Treue zu beweiſen,
Und Euch und Euer Kindelein ſich laſſen anempfohlen ſein;
Denn Euer Mann iſt todt, und Giſelher und Gerenot
Können die Krone nicht tragen: ſie liegen All' erſchlagen.
Hagen und Volker und Alle ſind in demſelben Falle.
Der Geſinde Schaaren haben daſſelbe erfahren."
Der größte Jammer hob ſich da, wie er bei den Hunnen geſchah,
Nie brach aus einem Schlunde Blut ſo viel als aus dem Munde
Der erſchütterten Königin; ſelbſt die Markgräfin
Klagte nicht ſo wild als die hehre Brunehild.

Vor lauter Schrein und Klagen konnte man nicht mehr fragen,
Und Schwemmel ſah ohn' Ende nur gerungene Hände;
Denn in tiefſter Qual ſah man die Leute allzumal.
Zu Lorſe daheime lag Ute den ganzen Tag
Im Gebete auf den Knie'n und wandelte nach der Kirche hin,
Die ſie zuerſt erbaut. Sie las im Pſalter laut,
Da ſie gewann die Kunde von dem, was in der Runde
Von Worms ward erzählt, fühlte ſie ſich gequält
Von Sorgen und ängſtlichem Muthe die gute, fromme Ute.
Ihrer Kinder Geſchichte und die kläglichen Berichte
Waren ihr nicht bekommen. Man hatte nie vernommen
So jähes Weh und Ach! als aus Ute's Munde brach.
Schnell war es geſchehen, Brunehild zu ſehen.
Als man ſie hingetragen, war das Volk in Weheklagen
Und in bewegten Wogen um den Palaſt gezogen.
Von Reichen und von Armen hörte man Erbarmen,
Und Weiber auch und Kinder beklagten da nicht minder
Brunehildens Qual in ungemeßner Zahl.
Selbſt die hohen Frauen konnte man ſo traurig ſchauen,
Daß man im ganzen Land keinen in Freude fand.
Manche Hand ſogar raufte ſich das ſchöne Haar.
So hörte man die Klage drei volle, ganze Tage,
Und ungeachtet alles Strebens war aller Troſt vergebens.
Von Ferne ließen ſich melden eine Menge gute Helden,
Des Königs treueſte Mannen, die Unordnung zu bannen.
Den Weiſen ſah man ſtreben, dem Kummer Troſt zu geben,
Doch durch viele Thoren ward er wieder verloren.
Des Landes Ehre ſaß klagend am Thron und vergaß
Nicht Treue und nicht Glauben. Man ſuchte zu berauben
Brunehild ihrer Schmerzen durch viele treue Herzen,
Doch in Brunehildens Sinn war die Freude dahin;

Nichts dänchte ihr mehr gut, kein Troſt, kein Spruch, kein Muth.
Der Mundſchenk des Königs kam, der ſich treu zu ihr benahm,
Und durch Tröſtung, die er ſprach, ihrer Schmerzen Härte brach:
„Mäßigt Eure Klagen, denn Niemand kann es wagen,
Nicht durch die größte Noth, zu beleben, was todt.
Nicht durch das größte-Klagen kann er die Augen aufſchlagen.
Das Uebermaaß der Klagen müßt Ihr Euch verſagen.
Ihr ſeid noch nicht verloren und immer noch erkoren
Zu tragen Eure Krone. Bald folgt Euch auf dem Throne
Euer Kindelein, das ſoll uns Allen Freude ſein.
Ihr findet nach großem Leide auch wieder liebe Augenweide.
Euch und Eure Kinder ehren wir Alle nicht minder
Als Gunther, unſern Herrn; das zeigen wir Euch gern.“
Sie ſprach: „Lohn' Euch Jeſus Chriſt, der Aller Dinge mächtig iſt,
Daß Euer Sinn und Rath mein Herz ſo erleichtert hat.“
Jetzt erſt ward's den Boten auf's Neue wieder geboten,
Ausführlich zu erzählen und Nichts mehr zu verhehlen.
Man holte noch herbei geſchwind das Königskind.
Schwemmelin geſtand, zu der großen Schaar gewandt:
„Durch Siegfrieds Todesnoth liegen jetzt Alle todt.
(Da hörte man Viele fragen: Iſt auch mein Vater erſchlagen?)
Daß Hagen ihn erſchlug, deß hat ſein Weib Rache genug;
Sie iſt nun wohl zufrieden, da Alle aus dem Leben geſchieden.
Nie ſah ich ſolchen Haß, als die Frau beſaß.
Mir iſt die Kraft genommen, Euch Sämmtliches vollkommen,
Wie es kam, zu erzählen und Euch Nichts zu verhehlen.
Als der Erſte ſank dahin mein Herr Blödelin,
Den Dankwart erſchlug, als er in einem Bug
Der Herberg ward angegriffen von gewaltigen Griffen.
Es focht da Jung und Alt, da ſie mit Gewalt
Drangen in den Saal des Herrn, denn ihre Herberg war fern.



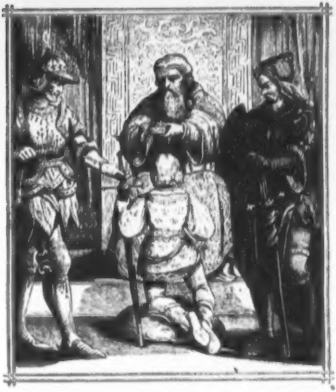
Nicht Einer von den Knechten vermochte ſich durchzufechten,
Nur Dankwarten gelang, daß er aus dem Hauſe drang,
Um's ſeinen Herrn zu ſagen, die ſaßen bei Gelagen.
Da erſchlug Hagen geſchwind Etzel's und Kriemhildens Kind,
Daß es vor Etzel dicht fiel am Tiſche vor ſein Geſicht,
Und das Blut ſeine Hand beſpritzte, wie er fand.
Da ſprangen all'bereit Eure Könige in den Streit,
Und überall erklang großer Schall und Schwerterklang.
Mit großer Kampfbegier drangen Helden dort und hier
In die blutige Schlacht und Alle wurden niedergemacht.

So harter Sturm und Streit war nie zu einer Zeit.
Volker ahndete mit tapfrer Hand Alle, die Euch waren verwandt.
Für ſeine eigne Ehre ſtellte ſich jeder zur Wehre,
Und wegen ihrer Herrn ſtritten Alle gern.
Nur Dietrich und ſeine Mannen gingen erſt von dannen,
Weil er das grimme Streiten ungern ſah auf beiden Seiten.
Auch der edle Rüd'ger beſaß keinen Groll und Haß,
Denn er hatte Giſelhern verſprochen die Tochter gern.
Doch half das endlich nicht; da ſie vor ihrem Angeſicht
So viele Freunde verloren, ward Jeder zum Kampf erkoren.
Etzel bat und gebot, zu rächen ſeines Kindes Tod,
Und auch die Königin entflammte Rüd'gers Sinn,
Daß er mit ſtarker Hand die Helden im Streit beſtand,
Bis er und ſeine Lieben im Sturm' erlagen und blieben.
Er und Gerenot ſchlugen einander todt.
Drum zürnte der Held von Bern, und er rächte Rüdegern.
Zwar hatte Dietrich den Seinen verboten, ſich mit Kampf zu einen,
Doch Wolfhart in ſeinem Grimme folgte nicht dieſer Stimme,
Und ſo kämpften die Berner mit Eurem Volke ferner.
Eh' es Dietrich ward bekannt, war von Amelungenland
Nicht Einer mehr am Leben, den Euren Schaden zu geben,
Außer der alte Hildebrand! Von Eurem Volke fand
Man alle auch erſchlagen außer Gunther und Hagen.
Hildebrand gab Kunde mit einer tiefen Wunde,
Die ihm der grimme Hagen im Streite hatte geſchlagen.
Dietrich's Schreck war groß, denn todt und leblos
Lagen ſeine Verwandten, Mannen und Bekannten.
Er ging mit Meiſter Hildebrand, wo er die Beiden fand.
Er hätt' in ſeinem Leide gern erhalten Beide,
Doch hatte ſie der Schmerz erleſen, daß ſie nicht wollten geneſen.
Da ſtürmte Dietrich drunter auf den König Gunther,

Der ſich zwar in Müdigkeit wehrte eine Zeit,
Doch war er bald erlegen unter Dietrich's Schlägen,
Der den edeln Mann zum Gefangenen gewann.
Drauf mußt' er ſich ſchlagen mit Gunther's Dienſtmann Hagen.
Sie hätten ihn nicht laſſen geneſen, wär' Ruhe nicht nöthig geweſen,
Nachdem ſie ſich geſchlagen an zwei ſommerlangen Tagen.
Vierzig Tauſend lagen durch die Eurigen erſchlagen,
Und Etzel's beſte Recken mußten ſich todt niederſtrecken
Unter ihren Schlägen, die fielen wie dichter Regen.
Von Hunnen wären ſie geneſen, wären die Chriſten nicht geweſen,
Denn dieſe brachten ſie in Noth und ſchlugen die Meiſten todt.
Nun waren übrig geblieben nur zwei von Euren Lieben,
Der König Gunther und Hagen, die konnten nicht mehr ſchlagen.
Dietrich bezwang ſie Beide und übergab mit Leide
Sie der Königin, die mit rachevollem Sinn
An ihnen Rache nahm, was ihr nicht bekam.
Sie ließ Gunthern erſchlagen und den ſtarken Hagen
Tödtete ſie mit eigner Hand, weshalb Hildebrand
Das edle Weib erſchlug. Nun hatte ſie Rache genug.
Nun endete das Verderben und das Morden und Sterben,
Nur wollten Viele den Tod ſtatt des Lebens großer Noth.
So verließ ich ſchmerzgebannt, die mich haben heimgeſandt."
Alle Leute erhoben großes Klagen und Toben.
Auch klagte da nicht minder Ute um ihre Kinder,
Und es war da Niemand, der ſie zu tröſten verſtand.
Nach ſieben Tagen voller Noth lag die Frau vor Schmerze todt,
Und kaum genas die Königin. Sie ſank oft dahin
In Ohnmacht, beſinnungslos, bis man ſie mit Waſſer begoß.
Des ganzen Landes Klage war groß in dieſer Lage.
Was Hagen einſt verbrochen, war nun ſehr gerochen.
Da Brunehilde wieder regte ihre Glieder

Und wieder zu ſprechen begann, dachte ſie daran,
Wie ſie es eigentlich verſchulde, daß ſie Leid nun dulde,
Auch empfand ihr Herz um Kriemhild's Leiden bittern Schmerz.
Sie jammerte und ſprach: „O wehe meiner Schmach,
Daß ich je Kriemhilden ſah! Sie kam im Zorne mir zu nah,
Daraus hat ſich ergeben, daß Siegfried verlor ſein Leben,
Daß ich von ſeinem Grabe nun ſelber Schaden habe.
Ihr ward die Freude genommen, das iſt auch mir gekommen."
Wer konnte da Freude haben? Die edle Ute ward begraben
Zu Lorſe in ihrer Abtei. Man weinte viel dabei,
Da ihr das Herz nicht mehr ſchlug, die vor Helden Kronen trug.
An manchem ſchönen Kleide ſah man Naß vom Leide.
Gunther's ganzes Land war in Trauer gebannt.
Da kamen bald an Gäſten die höchſten und die beſten
Und riethen Frau und Kinde die beſten Troſtesgründe.
Sie wollten der Königin erheitern Herz und Sinn.
Auch wollten ſie nicht gern länger bleiben ohne Herrn.
Auf des Volkes Bitten ward es wohl gelitten,
Daß man das Kind zum Ritter ſchlage; da erloſch ihre Klage.
„Wir wollen Eurem Sohne aufſetzen die Königskrone,
Ob es auch ſei ein Kind, daß wir nicht ohne König ſind."
Da ließ man dazu ſchreiten und das Kind vorbereiten.
Mit dem Königskinde wurden Hundert vom Krongeſinde
Zugleich zu Rittern geſchlagen, daß ſie durften Schwerte tragen.
Auch Rumolt war gekommen, der die Mähr vernommen.
In ſeiner großen Treue empfand er Leid und Reue,
Daß ſeinem lieben Herrn mit Schaden und ſo fern
Das Leben war genommen, nicht zu des Landes Frommen.
„Reicher Herre Gott, wie groß iſt meine Noth,
Daß ich je ward geboren! Nun hab' ich meinen Herrn verloren
Durch Hagen's Uebermuth, der oft großen Schaden thut.

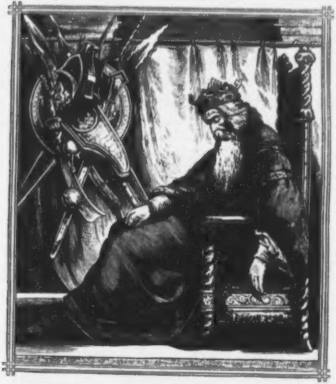
Da er Kriemhildens Mann das Leben abgewann
Und ſich ihr reiches Gold mit großer Untreue geholt,
Da ſah ich's an ihrem Schmerz, wie ihr betrübtes Herz
Im Stillen darauf ſann, wie ſie den grimmen Mann
Zu ihrer Rache Genüge auf irgend eine Art erſchlüge.
Außer durch Siegfried's Tod that ihr Hagen ohne Noth,
Nicht zu ſeinem Glimpfe, noch Vielerlei zum Schimpfe.
Das hätt' er nicht ſollen thun. Man tadle ſie nicht nun.
Was hatte denn ihr Mann ihm zu Leide gethan?
Nun iſt wohl bekannt, daß er den Tod ſchuldlos fand.
Wenn auch die hohen Frauen beide zu unſer Aller Leide
Zürnten voll Unverſtand, ſo hätte man's billig gewandt,
Daß ſie ſich deſſen begäben und ihn ließen am Leben.
Als ſie wurde Königin und der Hunnen Herrſcherin,
Hätte man bei ihrem Haſſen die Hofreiſe ſollen laſſen;
Hätte mein Herr gethan, wie ich, ſein treuer Mann,
Es ihm in Treue rieth, als er von dieſem Lande ſchied,
So wär' er nicht geſtorben. Mit ihm ſind nun verdorben
Die beſten Helden und Mannen, die je Könige gewannen.
Die in dieſem Lande ſind, Mann und Weib und Kind,
Die Reichen und die Armen werden ewig darum barmen.
Es ſei Gott geklagt, daß der Rath, den ich geſagt,
Nicht gehört ward und erkannt, weshalb nun das ganze Land
Freud- und ehrlos iſt fortan. Unſere Klage kann
Nicht mehr helfen und verſöhnen. Man laſſe nun nur krönen
Das junge Königskind, dem wir treu ergeben ſind."
Man gab das größte, beſte und herrlichſte der Feſte,
Und Worms, der weite Raum, faßte die Gäſte kaum.
Da konnte man herrlich ſehn gekrönt den jungen König ſtehn,
Von dem die Reichen und Geringen auf's Neue Lehn empfingen.
Man ſahe da zum Theil neue Freud' und neues Heil.



Schwemmel ſchied darauf und wandte ſeinen Lauf
Wieder in's Hunnenland, wo er Etzel und Dietrich fand,
Denen er nach Pflicht von Allem gab Bericht.
Sie fragten Alle mit Bangen, wie's ihm ſei ergangen,
Und er ſagte, was er geſehn, und Alles, was geſchehn.
An Etzeln vermißte man jede Freude fortan,
Auch Dieterich von Bern wollte zurücke gern
Mit ſeiner Frau in's Land zur Freude des Hildebrand.
Als das der König vernahm, betrübt' es ihn wunderſam,
Und er bat Dietrich und Hildebrand, mit Treue zu ihnen gewandt:

„Wollt Ihr mir nun entweichen, mir unter meines Volkes Leichen?
Wie ſoll ich beſtehen ferner?“ Darauf ſprach der Berner:
„Wollt Ihr, daß auch allein die Meinen ſollen hülflos ſein?
Jeder will mit den Seinen ſich wieder gern vereinen.
Ihr wißt, wie meine Sache ſteht und daß es nicht mehr geht,
Hier mit den lieben Meinen das Leben zu verweinen.“
Was Etzel auch bat und bot, ſie wollten in der Noth
Nicht mehr ihr Klagen treiben, und er mußte alleine bleiben.
Sie befliſſen ſich der Reiſe und ließen manche Wittw' und Waiſe
Hinter ſich zurück ohne Hoffnung auf Erdenglück.
Etzel war voll Leiden, als er ſie mußte laſſen ſcheiden.
Frau Herrat nahm mit hin, was ihr Helke, die Königin,
Hatte laſſen anverleiben. Es mußte wohl viel bleiben,
Weil's ihr nicht angehört; doch führete ſie an Werth
Wohl achtzig tauſend Mark mit ſich, als ſie ſchied mit Dieterich.
Herrat ſchied mit Weinen von Etzel und den Seinen.
Aus der Kammer trug man einen Sattel reich genug,
Der oft in ihrer Würde getragen hatte Helke's Bürde,
Worauf der beſte Seidenſtoff von prächtigem Glanze troff;
Ich kann euch im Bericht ſagen ſeinen Reichthum nicht,
Er war ſehr ſchwer und fein und glänzte von Gold und Edelſtein,
Und nie ritt eine Königin auf größerm Glanze dahin.
Die ſchönen Pferdedecken konnten das Gras bedecken.
Als ſie begann die Reiſe, küßte ſie auf ſittige Weiſe
Alle Frauen, und keine war, welche nicht offenbar
Vergoß ſo viele Thränennoth als bei Helke's Tod.
Ich glaube, daß ſo geſchwind nie Frauen getrennet ſind.
Als ſie von Etzel Abſchied nahm und eh' ſie aus dem Hofe kam,
Fiel der König in ſeiner Noth nieder, als wär' er todt;
So groß war der Schlag, daß er ohne Beſinnung lag.
Als er zu ſich gekommen, hatt' er deſſen wenig Frommen.

Denn ſein Schmerz war ſo mannichfach, daß er ſelten ſprach.
Er war weder hier noch dort, für ſeinen Schmerz fand er kein Wort:
Er war nicht todt, doch lebt' er kaum und ſchwebte wie im Traum.

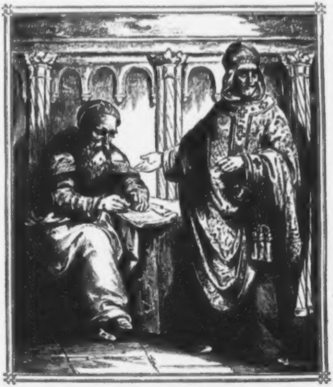


Wie große Macht er auch beſaß, man ließ ihn und vergaß
Den Stillen, Freudenloſen, obwohl Mächtigen und Großen.
Mit aller ſeiner Macht ließ man ihn außer Acht.
Wir haben nie vernommen, wie's mit ihm gekommen,
Da Jeder ihn vermied, ſeit Dietrich von ihm ſchied,
Daß Niemand ſagen kann, was er ſeitdem gethan.

Als ſie auf dem Wege waren, ließ nach Bechelaren
Dieterich von Hildebrand ſeine Frau in's Land
Begleiten und vor Gefahren ſchützen, bis ſie daheime waren.
Ihr Gefolge war nicht groß: die beiden Männer, das Saumroß,
Welches die Kleider trug, bildeten Gefolge genug.
Sie ritten in ihren Sorgen und waren am ſiebenten Morgen
In der Burg zu Bechelaren. Die Leute hatten's bald erfahren,
Daß ſie von der Reiſe kämen. Sie ließen's gleich vernehmen
Der ſchönen Dietelinde, Rüdegeres Kinde,
Die noch war in großer Noth, da ihre Mutter todt
Vor ihr darnieder lag, der das Herz vor Grame brach.
Man konnte beide Jungfrauen bald zuſammen ſchauen,
Und ſie fühlten Beide Luſt, doch mit vielem Leide.
Sie küßten einander ſich in Lieb' und züchtiglich,
Und Herrat drückt' in Schmerz und Luſt Dietelinden an die Bruſt,
Indem ſie milde ſprach: „So lange noch des Lebens Tag
Mein Freund Dietrich ſieht, weiß ich, daß Dir nichts geſchieht,
Und Du kannſt Dich wohlgehaben unter ſeines Schutzes Gaben."
Sie ſprach: „Mein Wohlgehaben liegt doppelt nun begraben,
So viele Freude verlor noch keine Maid zuvor."
Herr Dietrich fand die Beide in tiefem, großem Leide,
Und er tröſtete ſie wohl, wie ein Freund es ſoll,
Doch wollt' es nicht viel nützen und vor Leide ſchützen:
„Liebe Nichte, Du mußt Dich faſſen und Deine Klagen laſſen;
Wie ich Vater und Mutter betraure und wie ich Dich bedaure,
Brauch' ich Dir nicht zu ſagen. Ich muß ſie bis zum Tod beklagen.
Iſt erſt mein Schmerz gebannt und bin ich wieder in meinem Land,
So gelobe ich Dir, eben ſo ſehr als mir,
Daß ich Dich will von allen Leiden nach beſten Kräften ſcheiden.
Lebe ich noch länger fortan, geb' ich Dir einen Mann,
Der mit Dir im Verband beſorge Leut' und Land."

Er gab ſie des Vaters Mannen, dann ſchieden ſie traurig von dannen.
Da ſie Alle ſah ſcheiden, bebte ſie in großen Leiden,
Daß nun des Landes Ehre auf ſie allein gebürdet wäre.
Doch ehrte man ſie allerſeits und Niemand that ihr Leids.
Sie wartete nun gern, was ihr gelobt Dietrich von Bern.

Pilgerin von Paſſau ließ dieſe Mähr' genau
Aus eigenem Antriebe und ſeinem Neffen zu Liebe
In lateiniſchen Worten beſchreiben, daß es ſollte lebendig bleiben,
Wie ſich Alles angefangen, und wie es Allen ergangen



Durch viele große Noth bis zu aller Helden Tod.
So ſchrieb er das Gedicht nach des Fiedler's genauem Bericht,
Wobei er durch manchen Mann noch Unterſtützung gewann.
Der dieſe Mähr geſchrieben hat heißt Meiſter Conrad.
Man hat ſie öfter geſungen nach dieſer in deutſchen Zungen,
Daß ſie Jedem werde bekannt, Alt und Jung, in jedem Land.
Was ſich ſpäter mochte zeigen, will ich Alles verſchweigen.
Dieſe Mähr und Sage heißt der Nibelungen Klage.

Ende.

Druckerei von F. W. Gubitz.

Ueber

die älteſten Darſtellungen

der

Fauſtſage.

Von

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Berlin,
bei Hermann Schultze.
1844.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorrede.

Es bedurfte immer noch einer Unterſuchung der älteſten Darſtellungen einer der eigenthümlichſten und volksthümlichſten Deutſchen Dichtungen, welche in der Vollendung unſers gröſten Dichters zugleich ein Höchſtes der Bildung überhaupt erreichte; die aber, wie ähnliche Zauberſagen überall hervortreten, auch in ihrer beſtimmten Faſſung als Fauſtſage, früh, und fortwährend, vornämlich eben durch Goethe's Gedicht, zu einer gemeinſamen Dichtung, ſelbſt bei den Romaniſchen Völkern, geworden iſt; ſo daß ihre Urſprünglichkeit neuerdings auch für ein andres, zwar verwandtes Volk, für das Engliſche, von einem Deutſchen in Anſpruch genommen ward. Einen ſolchen Anſpruch wird folgende Abhandlung, welche in der Akademie der Wiſſenſchaften im Juli dieſes Jahres vorgeleſen iſt, gelegentlich auch beſeitigen. Man hat ſich bisher mehr mit der geſchichtlichen Grundlage und den anderweitigen Zeugniſſen der Fauſtſage beſchäftigt, als das Verhältnis ihrer älteſten Darſtellungen ſelber auseinandergeſetzt, welches doch für die Geſchichte ihrer manigfaltigen volksmäßigen Bildung daheim und im Auslande ſo wichtig iſt.

Von jeher, ſeit dem Paradieſe, trachtete der Menſch die Schranken der Menſchheit zu überfliegen, Gott gleich zu ſein, ſelber ſich zum Gotte zu erheben, durch ſchöpferiſche Wunderkräfte der Welt zu gebieten, und „was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt, ſelbſt zu genießen.“ An den bedeutendſten Namen der Geſchichte haftet, mit Grund oder durch die Sage, ein ſolches Tichten und Trachten, von Zoroaſter her durch das ganze Heidenthum, im alten und neuen Teſtament, hier dem wahrhaft wunderthätigen ſchöpferiſchen Chriſtenthum gegenüber, und endlich innerhalb des Chriſtenthums ſelber als innerer, noch tieferer Abfall und Wirkung der finſteren Mächte. Sogar eine ganze Reihe von Päpſten, vom Sylveſter an mit ſeinem Teufelshunde, erſcheinen als Zauberer, und in der Legende gehen Heilige durch dieſe Feuerprobe, wie Cyprianus, den Calderon als wunderthätigen Magus verherrlicht hat, und vor allen Theophilus, deſſen Schuldverſchreibung an den Teufel durch die Gnade der jungfräulichen Mutter getilgt und geſühnt wird *). Eine ſolche holdſelige Auflöſung hat bekanntlich Goethe ſeiner Vollendung des Fauſt gegeben, wie ſeine ganze vollendete Umgeſtaltung des überlieferten Fauſt erforderte. Allerdings iſt unſer Fauſt urſprünglich ganz anders gewachſen, und theilt mit den meiſten ähnlichen Geſchichten und Dichtungen das tragiſche Ende: der Teufel holt den ihm verfallenen Johann Fauſt, ebenſo wie den Don Juan.

---

*) Bekannt iſt das alte Plattdeutſch Gedicht, herausgegeben von Bruns. Das Mittelhochdeutſche Gedicht ſteht in m. Geſammtabenteuer Nr. 84. Das Altfranz miracle de Theophile von Gauthier von Coinſy und Rutebeuf, iſt auch Niederländiſch gedichtet.

Dieſer Fauſt ward der Träger der meiſten ähnlichen einzelnen Ueberlieferungen, welche ſich an ihm vereinigten, und auch wol wirklich wiederholten. Er war wol nicht ein bloßer Betrüger, ſondern der Betrogene des Böſen und des noch währenden Wahnes ſeiner Zeit; auf ähnliche Weiſe, wie damals und ſpäter noch die Hexen. Daß Johann Fauſt ein wirklicher Menſch, und zu Anfange des 16. Jahrhunderts gelebt habe, iſt nicht mehr zu bezweifeln: Vermiſchung mit dem ein halb Jahrhundert ältern berühmteſten Miterfinder der Buchdruckerkunſt, Joh. Fuſt, tritt erſt in ſpäteren Dichtungen hervor: obſchon die neue wunderbare Kunſt auch als ein Teufelswerk der Schwarzkunſt erſcheinen konnte. Wir haben eine ganze Reihe gleichzeitiger Zeugen über Johann Fauſt: Manlius, del Rio, Wier, Schüler des Cornelius Agrippa, der ſelber als Zauberer verrufen iſt, ſo wie der auch gleichzeitige Theophraſtus Paracelſus, und der Abt Tritheim: welcher letzte ſchon 1507 von einem jüngern Fauſt redet; dann J. Gaſt, Camerarius, Konrad Gesner, und die gewichtigſten endlich, Melanchthon und Luther. So fleißig man alle jene Zeugniſſe geſammelt*), ſo wenig iſt, auffallend, Luther hier beachtet; gleichwie man ſich bemüht hat, Fauſts durch ſeine Lebensbeſchreibung bezeugten Aufenthalt zu Wittenberg dadurch von dieſer gleichſam heiligen Stadt abzuwehren, daß man die Angabe des Manlius, er ſei zu Kundlingen in Wirtenberg geboren, als Grund zur Verwechslung mit Wittenberg betrachten wollte: während anderſeits Wittenberg, wo der Geiſterſeher Hamlet ſtudirte, als der Sitz des Lucifer verrufen ward. Kundlingen iſt Knitlingen, welches der mit Fauſt bekannte Manlius ein Städtchen ſeiner Nachbarſchaft nennt, und das in ſofern nächſten Anſpruch hat, als dort, laut Schellings mündlicher Mittheilung, Fauſts Geſchichte noch örtliche Volksſage iſt, ſo wie noch im nahen Maulbronn der Thurm gezeigt wird, wo der Teufel mit Fauſt hinwegflog. Nach Manlius lernte Fauſt die Magie in Krakau.

Laut der älteren Lebensbeſchreibung, iſt Fauſt zu Rod bei Weimar geboren; was aber die jüngere Lebensbeſchreibung berichtigt in die Grafſchaft Anhalt „in der Mark Sontwedel", wo ſeine Aeltern arme Bauerleute geweſen: er wurde aber bei einem reichen Vetter in Wittenberg erzogen, wo damals noch keine Univerſität war: ſo daß er in Ingolſtadt ſtudirte, und hier auch mit den Zauberbüchern bekannt ward. Worauf er dann, als fahrender Schüler, M. und Dr., mit ſeinem Hund Preſtigiar, nach Wittenberg zurückkam, und daſelbſt, auch in Erfurt, Leipzig, und weit umher in Deutſchland, ja drüber hinaus, als Wunderthäter umherzog: ſo daß alle Gauen Deutſchlands ihren Beitrag zu ſeiner Geſchichte lieferten. Daher denn auch die mannigfaltig darin zerſtreuten Zeugniſſe. Unter dieſen hebe ich hier nur die Tiſchreden Luthers hervor; denn dazu gehören dieſe von dem erſten namhaften Verf. der Fauſtbücher, Ge. Rud. Widmann, zuerſt und allein mitgetheilten Aeußerungen, indem, wie er ſagt, ſie bei einem Gaſtmale L.s vorgekommen; daß er ſie aber aus einem beſondern Schreiben entnehme, wie er hinzufügt: „dieſe und andere mehr kurtzweilige vnd fröliche erzehlte geſprech, da man dieſes D. Fauſti gedachte, habe ich auß einem beſondern ſchreiben, ſo mir bekant, wollen erzehlen vnd anziehen, und iſt hierauß abzunehmen, das D. Fauſtus ſchon (nach 1521) in einem anſehen geweſen, er hat ſich aber damahls zu Magdeburg bey den Thumbherren enthalten, die jn in einem groſſen wehrt gehalten haben." Die Erzählung ſelber nun: „was D. Luther von D. Fauſto gehalten hab" lautet:

---

*) Schon J G. Nenmann diss. hist. de Fausto presligiatore, Witenberg. 1632. 1742. 43. 46; Deutſch 1703. Darnach (Köhler) in der hiſt. kritiſchen Unterſuchung über das Leben und die Thaten des Dr. Joh. Fauſt. Leipzig 1791. Berlin. Monatſchr. 1810, Jul. Zuletzt Dr. Chr. L. Stieglitz d. ä. die Sage vom Dr. Fauſt, in F. v. Raumers hiſt. Taſchenbuch. Leipzig 1834.

„Es hat auff ein zeit Doctor Martinus Luther ein gaſtung gehalten, da hat man des D. Fauſti vber tiſch gedacht, was er in kurtz für ſchalckheit getrieben hette, darauff ſagt Doctor Luther ernſtlich, es mache dieſer Fauſtus, was er wolle, ſo wirdts jhm an dem ende wieder reichlich belohnt werden. Denn es ſteckt nichts anders in jhm, denn ein hoffertiger ſtoltzer vnd ehrgeitziger Teuffel, der in dieſer Welt einen ruhm wil erlangen, doch wieder Gott vnd ſein wordt, wieder ſein eigen Gewiſſen vnnd Nechſten, aber was nicht bleiben wil, das fahre nur ſtracks zum Teuffel, denn kein hoffertigers Thier nie entſtanden, vnd darüber ſo hoch gefallen iſt, als der Teuffel, ey warumb wolt dann Fauſtus ſeinem Herrn nicht nachohmen, auff das er ſich zu letzt auch an den kopff ſtoſſe. Aber das ſage ich, er, noch der Teuffel gebrauchen ſich der Zauberey nur nicht wieder mich. Denn das weiß ich wol, hette der Teuffel zuuor lengſt mir vermocht ſchaden zu thun, er hette es lang gethan, er hat mich wol offtmahls ſchon bey dem kopff gehabt, aber er hat mich dennoch müſſen gehen laſſen, ich hab jhn wol verſucht, was er für ein Geſell iſt, er hat mir offt ſo hart zugeſetzt, daß ich nicht gewüſt hab, ob ich Todt oder lebendig were. Er hat mich auch wol in verzweiffelung gebracht, daß ich nicht gewüſt, ob auch ein Gott wehr, vnd an vnſerm lieben Herrn GOTT gantz und gahr verzagte, aber mit GOTtes wort hab ich mich ſeiner erwehrt, es iſt auch ſonſt kein hülff noch Rath, denn das Gott, mit einem wörtlin dürch einen menſchen geſprochen, oder das ſonſt einer ergreifft, einem hilfft, hat man aber GOTtes wort nicht, ſo iſts baldt mit vns geſchehen, denn da kann er die leut nach ſeinen willen reiten vnd treiben.

Alſo ſind in dieſer mahlzeit von dieſem Fauſto viel disputationes fürgelauffen, Vnder denen auch einer ſagte, wie D. Fauſtus ſo erſahren were, das er wüſte, was in künfftig geſchehen ſolte. Darüber antwort Doctor Martinus Luther, ja, der Teuffel weiß der Gottloſen gedancken, denn er gibts jhnen ein, er ſihet vnd regieret aller Menſchen hertzen, die nicht mit GOTTEs wort verwahret ſindt, ja er helt ſie in ſeinem ſtrick gefangen, das ſie reden, gedencken vnnd thun müſſen, nach ſeinem Willen, 2 Timoth. 2. vnd am andern zun Corinth. am vierdten, darumb iſts kein wunder, ob ſchon Fauſtus etwas zuuor erſehen kan, denn der Teuffel hat auch mit dem Bäyeriſchen krieg, ſolches leichtlich errahten können, denn er hat geſehen, das Pfaltzgraff Ruprecht ſtoltz vnd reich, darzu kühn war, das er auch Kayſer Maximilian verachtet, entgegen daß Maximilian ein hoch Adlich auffrichtig gemüth hette, deshalben er hoch zu loben geweſen, darüber iſt der Krieg entſtanden. — —

In ſolchem geſprech ſagt ein ander, wie Doctor Fauſtus newlich bey einem Grauen in Beyern geweſen, da hab er jhm zugefallen, ein ſchon jagwerk angerichtet, das auch allda allerley thier erſchienen weren, aber nicht natürlich. Darauff ſagt Doctor Luther, das jhn ein ſtattlicher vom Adel einmahl laſſen auff ſein Schlos beruffen, ſampt etlichen gelahrten zu Wittenberg, vnd darauff eine Haſenjagt beſtellet, da were von allen, ſo dabey geweſen, ein groſſer ſchöner Haß vnnd Fuchs geſehen, der lauffen kommen were, da jhm aber der Edelmann auff einem klepper mit geſchrey nachgeeylet, were das Pferdt plötzlich vnder jhm darnieder gefallen vnd geſtorben, vnnd der Haß were in die lufft gefahren vnd verſchwunden vnnd were ſolchs ein teuffeliſch geſpenſt geweſt.

Hierauff ſagte ein ander, das er wüſte, das vnbenannte Edelleuth im Landt zu Düringen, einmahl am Hörſelberg des nachts Haſen geſchreckt, vnd jhr bey acht gefangen hetten, wie ſie nun heimkommen, vnnd die Haſen aufhencken wolten, ſo warens des Morgens eitel Pferdtskopff geweſen. Darauff antwortet Doctor Luther, es kan wol ſein, das der Teuffel die Pferdtskopff bey dem Schindtwaſen verſamlet, vnnd mit denen ein ſpott angerichtet, vnnd iſt vermüthlich, Doctor Fauſtus werde ſein gejagt auch nicht angefangen haben, das er es ohn geſpött wirdt haben laſſen abgehen, denn der Teuffel ſpottet aller Menſchen künſte, er iſt ein ſtoltzer geiſt.

Es ſagt auch einer darauff, wie D. Fauſtus ſich ein weil zu Gotha hab gehalten, da er nun hinweg kommen were, denn er war mit ſeinem Wirt in vneinigkeit gerahten, da ſey in des Wirts keller ein ſolchs gerumpel vnnd geſpenſt worden, das niemandt bey nachts mit einem liecht hinab gehen können, ſondern es ſey jhm alleweg außgeleſcht worden, ſo höre man noch die gantze nacht in dem keller binden, das man zuuor nie gehört hab. Darauff antwort Doctor Martinus Luther, das iſt des Teufels art, wo er einmahl einſchleicht, ſo leſt er ſich nicht gehrn außtreiben*). —

Weiter ſagt Doc. Luther. Als ich Anno 1521. zu Wartburg im Pathmo auff dem hohen Schlos mich aufhielt, da plagt mich der Teuffel auch offt alſo, aber ich wiederſtundt jm im glauben, vnd begegnet jhm mit dem ſpruch, GOtt iſt mein Herr, der den Menſchen geſchaffen hat, vnd hat dem menſchen alles vnder ſeine Füſſe gethan, haſtu nun darüber was macht, ſo verſuch es. Vnd wenn er mirs jetzundt alſo wieder thet, wie dazumahl, wolt ich ſagen, Polter Hans, du treibſt viel gauckeley vnd kunſt, kom hero, vnderſtehe dich des, ich wil (mit reuerentz) dir hie einen ſtarcken hinder laſſen, biſtu ſo keck, ſo mache einen Knopff daran, denn er iſt ein ſtoltzer geiſt, leſt ſich nicht gern vexiren**). —

---

*) L. erzählt hier, daß er dem Pfarrherrn von Stipß bei Torgau gegen ähnlichen Teufelsſpuk im Hauſe, ähnlichen Rath gegeben, wie ihm ſelber auf der Wartburg geholfen.

**) L. erklärt den Knopf durch eine Geſchichte, wie der Propſt Jakob von Bremen in der Herberge zu Magdeburg den Poltergeiſt durch Gebet zu des Wirthes Schlafkammer getrieben, wo die Wirthin dem Teufel einen ſolchen Stab zur Wallfahrt nach Rom geboten.

Nun war aber allda D. C. J. ſagte, wie D. Fauſtus ſolte einen **Spiritum famuliarem** haben, darauff wart folgende geſchicht alſo mit vnter andern erzehlet*). — darauff ſagt D. Luther, ja er kan ſich in eines Menſchen geſtalt verſtellen, aber das iſt gewiß, wer den Teuffel zu gaſt ladet, der wirdt ſein nicht alſo loß. Denn D. Lucas Gauricus der ſchwartzkünſtler auß Italien, hat auff ein zeit in beyſein vieler guter Herren, da ich auch geweſen, bekennet, das jhm auff ein zeit ſein geiſt erſchienen ſey, vnd mit gewalt an jhm gewollt, er ſolle auß Italien ſich in Teudtſchlandt thun, da einer vber jhn ſey, Doctor Fauſtus genant, von dieſem würde er viel ſehen, Auff ſolche anmutung hat er geantwortet, es würde ſich nicht ſchicken, das ein Teuffel den andern außtriebe.“ —

Dieſe Reden ſind um ſo bedeutſamer, als Luther, wie er auch hier ſelber ausſpricht, ebenfalls mit dem Teufel in Zwieſprach gerieth, zwar im ganz andern, ſiegreichen Sinne.

Der genannte Widmann iſt, wie geſagt, der erſte und bekannteſte namhafte Verfaſſer der Fauſtgeſchichte: derſelbe ſchrieb ſeine nur in der älteſten Ausgabe, Hamburg 1599. 3 Th. 4. gedruckte Zueignung am 12. Septbr. 1599 zu Schwäbiſch Hall, an den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe-Langenburg, ſeinen „gnädigen Herren“, bei deſſen Vater Eberhard auch ſein ſeliger Vater Dr. Ge. Rud. Widmann 30 J. Rath und Advocat geweſen. Hier beruft er ſich zugleich auf ſeine Quellen und Vorarbeiter:

„Ob nun aber, wolgeborner gnediger Herr, die geſchichten vnd Hiſtorien, des verwegnen vnd Gottloſen Manns Doctoris Johannis Fauſti, ſich vor vielen jahren zugetragen vnd begeben haben, davon auch viel ſagens bey den Leuten geweſt, ſo ſindt doch dieſelben noch biß daher noch nicht recht fürhanden, ſintemahl ſie vnter den Studenten lange zeit verborgen haben gelegen, vnd ob ſie wol dermal eins zuſammen ſindt geraffelt, auß den brieffen derjennigen, ſo vmb Fauſtum geweſt ſindt, als, Thomas Wolhalt, Thomas Hamer, Chriſtoff Häyllinger, Caspar Moir, Friederich Bronauer, Gabriel Renner, Johan Victor, vnd ander die es jhren Freundten vnd verwandten zugeſchrieben, wie dann auch Doctor Fauſtus ſelbſt befahle ſeinem Diener, dem er ſein gut vnd erbſchafft legierte, Johan Wäiger genant, das er alles fleiſſig ſein thun, leben vnd wandel betreffend, ſolte beſchreiben, ſo iſt doch noch biß auff dieſe zeit die warhaffte Hiſtoria von gedachtem Fauſto nit recht an tag kommen. Weil ich dann die recht warhafft Hiſtori, im rechten Original in meinen henden vnnd gewaltſam gehabt, vnd nötig erachtet, das ſie menniglichem zur warnung an tag möcht gebracht werden, hab ich dieſelb mit nothwendigen erinnerungen publicieren wollen, der gewiſſen zuuerſicht vnd hoffnung, weil es ein newe Hiſtoria vnd werck, es würd ſeine Telemachos finden, die es mit luſt durchleſen, vnd anhören, vnnd Gottsfurcht darauß lehrnen würden.“

---

*) Wie ein Abt von N. im Wirthshauſe zu Dresden einen Poltergeiſt nur dadurch entfernte, daß er ihn in Gottesnamen zu ſeinem Kloſter beſchied, wo bei der Heimkehr jener in Mönchsgeſtalt ihn Lateiniſch willkommen hieß, und ihm nun dienen wollte; worüber der Abt erſchrak, jedoch ihn annahm, und um ihn zu kennen, ihm eine Schelle anhenkte; bis der dienſtbare Geiſt, weil ihm der Küchenbube viel Leides that, dieſen einmal an einen Balken hängte: worauf der Abt ihm den Abſchied gab. — Hier haben wir deutlich die Grundzüge der Volksdichtung von Bruder Rauſch, Niederdeutſch Ruſch, die Endlicher in Wien aus dem Straßburger Drucke von 1515 wiederholte.

Etwas Näheres berichtet über dieſe Verhältniſſe noch der Schluß der Vorrede: „dabey ich dann auch nicht mag vnuermeldet laſſen, ob wol die Hiſtorien des Doctoris Fauſti ſchon vor dieſem in den Truck iſt verfertigt worden, jedoch weil dieſelbe wunderlich daher rauſcht, vnnd auch die gantze Hiſtori darinnen nicht iſt all begriffen, daß in dieſem Buch dargegen ein genüge geſchehen ſol, jedoch das auch nicht alles, was züchtige ohren vnnd hertzen betrüben möcht, ſol erzehlet werden. Mag auch mit warheit vnd gutem gewiſſen ſagen, das dieſe meine edition dem rechten vnnd warhafften Original, ſo von Johan Wäyger vnnd andern Fauſti bekandten iſt hinderlaſſen, gemeß ſey.“

Hienach war die rechte und wahrhafte Urſchrift, welche Widmann in Händen hatte von Wäiger und andern Bekannten Fauſts. Unter dieſen obgenannten wird von M. Thomas Wolhaldt aus Torgau Fauſts Complexion von deſſen Hand mitgetheilt (Th. 1, Kap. 4); von Chriſtoph Hayllinger, dem Kryſtallſeher, bekömmt Fauſt den Kryſtallgeiſt (Kap. 5); vom M. Kaspar Moir aus Loca (wol Lohra) in Sachſen wird ein Bericht (Kap. 14) und ein Brief an zwei Erfurter Freunde (Kap. 26. 27) über Fauſts Hausweſen und Zaubergarten in Weihnachten gegeben; und vom M. Friedrich Bronauer aus Schweidnitz wird über Fauſts Aſtrologie berichtet (Kap. 30). Merkwürdig iſt die mündliche Erzählung eines ungenannten Adeligen im Wirthshauſe zu Leipzig, der Fauſts Tod bedauerte, weil F. ihn aus der Gefangenſchaft bei einer Wallfahrt nach Jeruſalem durch ſeinen Geiſt heimbringen ließ, damit er noch die zweite Hochzeit ſeiner Frau verhindern konnte: Wiederholung der bekannten Sage vom Edlen Möringer, Heinrich dem Löwen, Wolf-Dietrich u. a. (Th. II, Kap. 20). Von Fauſt ſelber wird, außer der eigenhändigen Verſchreibung (Th. I, Kap. 10), ein Schreiben über die Luftfahrt auf ſeinem Mantel von Wittenburg nach München im Jahr 1525, mitgetheilt (Kap. 33), ſo wie ein Schreiben an einen Edelmann bei Zwickau über einen Burggeiſt (Th. II, Kap. 8). Auf Wäigers Zeugnis beruft ſich Widmann beſonders über einen Liebeszauber, wodurch Fauſt ein Paar zuſammenbringt (Th. II, Kap. 7). Aus Wäigers Aufzeichnungen werden die Weiſſagungen Fauſts kurz vor ſeinem Ende gegeben, (Th. III, Kap. 3) und die ausführlichen theologiſchen Geſpräche und Verhandlungen zu Fauſts Rettung vor dem nahen Tode (Th. III, Kap. 16).

Auf ſeine dem Wäiger aufgetragene Lebensbeſchreibung verweiſet Fauſt auch ſelber ſeine Freunde in ſeinem letzten Bekenntnis (ebend.), zu welchem bemerkt wird, daß Wäiger, der mit mehreren Gelehrten dabei geweſen, die fleißig aufgemerkt, und es „hernach in ein form zuſamen gebracht haben, — alles verwarlich verſchloſſen behalten, vnd es zuletzt an tag kommen laſſen.“

In dieſem Bekenntnis ſagt Fauſt: „Was ich auch in dieſen 24. Jahren für Abenthewr getrieben, auch andere geſchichten mehr habe begangen, das werdet jhr in meiner behauſung auffgeſchrieben finden, vnd ſoll es dieſer mein Sohn Wayger euch auff ewer begerde nicht fürenthalten.“

Kurz vor ſeinem Tode hatte Fauſt dem Wäiger dieſes Werk aufgetragen, und ihm den dazu dienſtbaren Geiſt Auerhan hinterlaßen, Th. 3, Kap. 2: „Darneben bitte ich dich, daß du meine Kunſt, thaten vnnd was ich getrieben habe, nicht offenbareſt, dann allererſt lang nach meinem Todte, alsdann wolleſtu es fleiſſig auffzeichnen, die zuſammen ſchreiben, vnnd in ein Hiſtorien bringen, darzu dir dein Geiſt vnd Aurhan helffen wirdt, was dir vergeſſen iſt, das wirdt er dich wider erinnern. Dann man wirdt ſolche meine geſchicht von dir haben wollen.“

Und am Schluſſe, Th. 3, Kap. 21, wird über Fauſts Erſcheinung nach dem Tode und Geſpräche mit Wäiger auf deſſen Buch Bezug genommen:

„Nachdem Doct. Fauſtus todt vnd vergraben war, erregte ſich ſein Geiſt, vnd erſchien ſeinem diener Wäyger, mit dem er viel geſprech hielt, welchs geſprech in der Hiſtory des Waygers zu finden iſt.“

Dieſes bezieht ſich wol nicht auf den weiterhin vorkommenden handſchriftlichen „Höllenzwang“, von Chriſtoph Wagner aus Fauſts Nachlaß. Fauſts Leben von Chr. Wagner iſt jedoch ſonſt nicht bekannt: das als ſolches hier in Berlin 1712 gedruckte iſt nur ein Auszug aus Widmann; und das Geſchichtsbuch Wäigers (wie Wagner bei ihm immer heißt) iſt alſo wol nur in Widmanns Werke noch erhalten. Vielleicht iſt aber die obige „Hiſtory des Waygers“, des letzten eigene Lebensgeſchichte, welche Widmann beſtimmt von deſſen Fauſtbuch unterſcheidet, und es ebenfalls herauszugeben verſpricht, Th. 2, Kap. 5, nachdem er erzählt, wie Fauſt ihn, als Knaben, den Sohn eines Prieſters zu Waſſerburg und deſſen Köchin, der ſeinem harten Vater entlaufen, und halb nackt Reſponſoria ſingend umhergezogen, als Sohn aufgenommen und ihn in alle ſeine Geheimniſſe eingeweiht habe, ſo daß er auch „ein verwegner gotloſer bub, wie ſeine eigene Hiſtori bezeuget. — Davon dann ferner in des Johan Wäygers Hiſtoria meldung geſchehen wirdt, welche ich auch, wils Gott, an tag zu geben willens bin, ſo fern mir GOTT das Leben noch etwas ſparen wirt.“ In dem ältern Fauſtbuche, wo (Kap. 8) nur kurz gemeldet wird, daß Fauſt „einen vorwagenen Jungen — Chriſtoffer Wagener“ zum Famulus gehabt, ſteht von alter Hand am Rande geſchrieben: „deſſen Hiſtorie ich in 4to habe, und iſt zu dieſer Hiſtorie altera pars.“ Das iſt ohne Zweifel „Des durch ſeine Zauberkunſt bekannten C. Wagners, weiland geweſenen Famulus D. J. Fauſtens (,) Leben und Thaten, von F. Schotus Tolet, in deutſcher Sprach geſchrieben, und nunmehr mit einer Vorrede vermehrt durch P. J. M. (Marperger). Berl. 1714. 8; welches als „ander Theil“ des Fauſt, „zu P. Gerapoli bei Conſtantinum Joſephum“ ſchon 1594. 4. erſchien, dann Hamb. 1598. 4, mit des Schotus Abent., als 3. Th., und daraus das Puppenſpiel von Dr. Wagner, hervorging. —

Widmann gedenkt aber bei dieſer alten vielfältig durch die Sage bekannten Fauſt-Geſchichte, die lange bei den Studenten verborgen gelegen habe, eines andern ſchon früher verfaßten Buches, welches aus den Briefen der obgenannten Bekannten Fauſts an ihre Freunde zuſammengerafft wurde. Es hatte alſo dieſe

Quelle mit Widmann gemein; dieſer rühmt ſich jedoch der getreueren und fleißigeren Benutzung derſelben, wie ſich denn der Anfang der Vorrede gegen unbillige Beurtheilung ſeines Buchs verwahrt, „welches ich mit groſſem fleiß, mühe vnd arbeit zuwegen gebracht." Er vermeint demnach, gegen jenes ihm wunderlich daherrauſchende Fauſtbuch, das echte ordentliche Werk zu liefern, welches zugleich vollſtändiger ſei, und doch alles Unzüchtige und Verletzende (die Gotteslästerungen) beſeitige. Gewis iſt ſein Werk das vollſtändigſte vorhandene Fauſtbuch, an einzelnen Abenteuern, ſo wie an Disputationen mit dem Teufel über die hier ſich aufdrängenden ſchweren Fragen von der Schöpfung, Fall und Erlöſnng der Engel und der Menſchen; ja es iſt übervollſtändig, und er hat es mit vielen nur zu weitläuftigen Parallelen aus der heiligen und weltlichen Geſchichte, nebſt Lehren und Nutzanwendungen, aufgeſchwellt.

Das ſo von Widmann überbotene ältere Fauſtbuch lag auch ſchon gedruckt vor, wie er am obigen Schluß der Vorrede ſagt. Und ſo hat es ſich denn, wie ich nicht zweifle, noch erhalten, und wir können beide Bücher mit einander vergleichen.

Der älteren Ausgaben des Widmanniſchen Buchs, welche zu Berlin 1587. 8. und Hamburg 1591. 4. erſchienen ſein ſollen*), können offenbar nicht Widmanns erſt 1599 zugeeignetes Werk ſein. Die erſte Jahrzahl bezieht ſich vermuthlich auf das ältere, von W. erwähnte und auch benutzte Werk, von welchem ich, die ſo viel ich weiß, noch nicht näher bekannte Niederdeutſche Ausgabe vorlege. Dieſelbe iſt zu Lübek 1588 in 8. durch den fibelberühmten Johann Balhorn gedruckt, und wenn auch nicht eine Verbalhornung, doch gewis eine Niederdeutſche Uebertragung aus dem Oberdeutſchen. Das erhellt aus dem Titel, und näher aus der mit verniederdeutſchten Zueignung des Buchdruckers Johann Speth zu Frankfurt a. M. vom 4. Septbr. 1587, an den Kurmainziſchen Amtſchreiber Caspar Koln und den Rentmeiſter der Grafſchaft Königſtein Hieronymus Hoff; ſo wie noch aus vielen Hochdeutſchen Ueberbleibſeln. Hier wird dieſe Fauſtgeſchichte beſtimmt als die erſte gedruckte gerühmt, welche auf vieles Begehren verfaßt worden, und zwar wie ſie neulich dem Drucker und Verleger durch einen guten Freund aus Speier zugekommen. Auf dem Titel heißt es dann noch, daß dieſe Geſchichte Fauſts mehrentheils aus ſeinen eigenen hinterlaſſenen Schriften zuſammengetragen und in den Druck verfertigt worden. Dazu wird dann in der Vorrede noch bemerkt, daß jedoch zur Vermeidung des Misbrauchs, die Beſchwörungsformeln mit Fleiß ausgelaſſen wurden.

---

*) Siehe Köhler 50.

Dieſes nur aus 68 Kapiteln, auch in 3 Theilen, beſtehende Büchlein hat ganz das Anſehen, daß es wirklich ſo entſtanden, wie angegeben wird, und auch Widmann tadelnd andeutet. Es gebraucht die von Widmann angeführten und benutzten Urkunden, namentlich gibt es von Fauſt ſelber eine Schrift aus ſeinem Nachlaß und einen Brief an Jonas Victor, Medicus in Leipzig, über ſeine Fahrt durch die Hölle und zu den Sternen (Kap. 23. 24), und verſichert noch am Ende, daß dieſe Geſchichte Fauſts von ihm ſelber verfaßt wurde, und von ſeinen Freunden vollendet, mit den Aufzeichnungen ſeines Famulus Chriſtoffer Wagener, als ein neues Buch ausgehe*). Daß Widmann es vor ſich hatte, erhellt ſchon aus der obigen Berichtigung des Geburtsortes Fauſts in derſelben, mit der Randbemerkung: „wie ſich der Autor der vor dieſē gedrückten Hiſtorien von Fauſto darinn hat verſtoſſen." Die Anlage iſt im Ganzen übereinſtimmend; einen Theil der kürzeren Erzählungen hat Widmann faſt wörtlich, und meiſt in derſelben Folge aufgenommen (Kap. 32—48. 50—56. 58. 59); wobei zu bemerken, daß für Kaiſer Maximilian, dem Fauſt zu Insbruck Alexandern den Großen erſcheinen läßt, Widmann Karln V ſetzt. Widmanns obige Nachricht, wie Fauſt dem Wäiger aufträgt ſeine Geſchichte zu ſchreiben, ſo wie ſeine Zauberbücher zu bewahren, iſt auch wörtlich aus dem älteren Fauſtbuche**), wo jedoch das Vermächtnis des Grundbeſitzes an Wagner örtlich näher in Wittenberg beſtimmt iſt***). Das Uebrige hat Widmann ebenfalls anders und eigenthümlich gefaßt und dargeſtellt, wie vermehrt, nach Maaßgabe ſeiner anderweitigen Urkunden und deren Benutzung, gewis aber auch ſehr ſtark aus eignen Mitteln. Dahin gehören vornämlich die ſchon gedachten weitläuftigen Disputationen Fauſts mit dem Teufel zu Anfang, und die endloſen theologiſchen Geſpräche mit den Freunden kurz vor dem Ende: anſtatt deren das ältere Buch kurze Darſtellungen und einige, zum Theil poetiſche Wehklagen hat*). Die Sprüche in Reimen, womit Mephiſtopheles den Fauſt verſpottet (Kap. 3. 65), und überhaupt der ſprichwörtliche Ausdruck, mangeln bei Widmann, und nähern das ältere Buch mehr einerſeits den dramatiſchen Spielen, und anderſeits dem merkwürdigen Volksliede vom Doctor Fauſt, welches, als fliegendes Blatt aus Köln bekannt**), ſich leicht in die urſprüngliche ſtrophiſche Form als ein wirkliches Lied herſtellen läßt, und ganz eigenthümliche Züge enthält, namentlich wie Fauſt in Jeruſalem vom Teufel ein Gemälde des Gekreuzigten fordert, ſo daß Goethe ſelber in dieſem Liede „tiefe und gründliche Motive" erkennt***).

---

*) Kap. 68: „Se vünden ock deſſe Fauſti Hiſtoriam vpgetekent, vnd van eme beſchreuen, wo hyr vör gemeldet, alles ahne ſyn Ende, welcker deſſe Magiſters vñ Studenten dartho gedan, vnd wat ſyn Famulus vpgetekent, dar ock ein nye Boeck van em vthgeit.

**) Kap. 61: „Darneuen bidde ick, dat du myne Kunſt, Daden, vnd wat ick gedreuen hebbe, nicht apenbareſt, beth ick Dodt bin, alſedenn willeſtu ydt vptekenen, thoſamende ſchriuen, vnd yn eine Hiſtorien transfereren, dartho dy dyn Geiſt de Vhrhane helpen wert, wat dy vorgeten ys, dat wert he dy wedder erynnern, denn men wert ſölcke myne Geſchichte van dy hebben willen."

***) Kap. 60: „dat Huſs ſampt dem Garden, by des Ganſers vnd Vith Rodingers Huſs gelegen, by dem Yſern Dore, in der Schergatzen an der Rinckmüre."

So wie demnach dieſes ältere Fauſtbuch viel volksmäßiger erſcheint, als Widmanns Werk, ohne deſſen gelehrten Ballaſt, ſo enthält es auch manches Eigenthümliche und Bedeutende, das W. auffallend zurückließ oder umwandelte.

Zuvörderſt zeigt ſich hier ſchon beſtimmtere Anlage zu einem Dante'ſchen Univerſalgedicht, welches Goethe daraus bildete, — dadurch, daß Fauſt nicht nur durch die damals bekannten Reiche der Erde, vom Kaiſer und Papſt bis zum Großtürken Soliman 1519, nach Aegypten und Indien (doch nicht Jeruſalem) reiſet und abenteuert, ſondern auch Reiſen durch die unſichtbaren Reiche, Hölle und Himmel macht (Kap. 23. 24), zwar nur durch den Sternenhimmel, in Bezug auf die Sterndeutung; ſo wie er in das noch auf Erden ſtehende irdiſche Paradies auch nur von ferne ſchaut, wie Moſes ins gelobte Land (Kap. 25—31). Dann führt Fauſt durch Magie den Studenten aus Erfurt, wo er den Homer lieſt, die Helden des Trojaniſchen Krieges und den Menſchenfreſſer Polyphem vor*). Damit bereitet ſich zugleich die Erſcheinung und bedeutſame Einführung der ſchönen Helena, welche Fauſt einmal, am weißen Sonntage, den Studenten in Wittenberg zum Ergötzen heraufzaubert.

---

*) Die 68 Kap. in drei Theilen (1—16. 17—31. 32—68.) vergleichen ſich mit Widmanns Werk auch in 3 Theilen alſo: Kap. 1 (iſt bei W. Th. I, Kap. 1). 2 (6). 3 (7). 4 (9). 5. 6 (10). 8 (14. II, 5). 9 (II, 25). 10 (16. 19). 11 (24). 12 (21). 13 (22). 14 (31). 15 (23). 17 (27). 21 (32). 32 (II, 11). 33 (II, 14). 34 (II, 15). 35 (I, 44). 36 (I, 33). 37 (I, 34). 38 (I, 38). 39 (I, 46). 40 (I, 45). 41 (I, 47). 42 (I, 35). 43 (II, 18). 44 (II, 19). 45 (II, 22). 46. 47 (II, 23). 48. 49 (II, 24). 50. 51 (I, 42. 43) 52 (II, 1. 2). 53 (II, 1). 54 (II, 7). 55 (I, 27). 56 (II, 17). 58 (II, 9). 60 (III, 1). 61 (III, 1. 2). 67 (III, 15). 68 (III, 16).

**) Bei Stieglitz 179 wiederholt, aus dem Wunderhorn I, 214, wo ſonſt nichtſtrophiſche Gedichte (z. B. Thedel von Walmoden) gern zu Liedern verarbeitet ſind.

***) Werke A. l. H. Bd. 33, S. 193.

Sie wird folgendermaßen beſchrieben, Kap. 49: „Deſſe Helena erſchynde yn einem köſtliken ſwarten Purperklede, ere Hår hadde ſe heraff hangen, dat ſo ſchön alſe Goldt ſchynede, ock ſo lanck, dat ydt er beth vp de Kneewaden hengede, mit ſchönen ſwarten Ogen, ein leefflick Angeſichte, mit einem runden Koppe, ere Lippen rodt alſe rode Karſebern, mit einer klenen Mundt, einen Hals alſe ein witter Swon, rode Wangen alſe eine Roſe, ein ſchön blenckern Angeſichte, eine lange ſmalle vñ vpgerichtede Perſon. In Summa, ydt was an er neen Mangel tho vinden, ſe ſack ſich allenthaluen in de Dörntzen vmme, mit går ſtolten vnd böuiſchen Geſichte, dat de Studenten yegen er yn Leue entfenget wörden.“

Widmann erwähnt dieſer Erſcheinung der Helena nur ganz kurz (Th. II, Kap. 24). Seiner Vorrede gemäß, das Anſtößige und Verletzende zu beſeitigen, bemerkt er zum Schluſſe des zweiten Theils in einer „Erinnerung an den Chriſtlichen Leſer“, daß er hier „auß hochbedenklichen Chriſtlichen Urſachen“ etliche Geſchichten auslaße, namentlich Fauſts Luftfahrt zu den Sternen und ſeine Reiſen durch die Länder der Erde: wie er auch deſſen Fahrt durch die Hölle und Darſtellung des hölliſchen Pandämoniums, neben der himmliſchen Hierarchie, den Teufelsſpuk in Fauſts Hauſe (Kap. 2), und Fauſts zweite blutige Verſchreibung (Kap. 53) übergeht (Th. II, Kap. 1). Helena wird mit der übrigen teufliſchen Unzucht Fauſts, dem der Eheſtand verboten iſt, beſeitigt: während im ältern Fauſtbuche, als Fauſt ſich verheiraten will (Th. II, Kap. 25), der Teufel ihn durch täglichen Wechſel der Bulſchaft kirrt (Kap. 9); ſo daß Fauſt ſich mit den ſchönſten Weibern der manigfaltigen Länder, in welchen er abenteuert, ergetzt, wie Don Juan, vornämlich mit zwei Niederländiſchen, einer Ungariſchen, einer Engliſchen, zwei Spaniſchen und einer Franzöſiſchen: welche jedoch alle ſieben nur Teufelslarven ſind (Kap. 57); ſo wie die ſchöne Helena, welche er im letzten, 24ſten Jahre ſeines Teufelsbündniſſes ſich beilegt (Kap. 59). Mit dieſer zeugt er den Juſtus Fauſtus, der ſeinem Vater die Zukunft aller Länder weißaget (Widmann gibt die Weißagungen, ohne dieſe Quelle), aber mit der Mutter, nach Fauſts Ende verſchwindet. Widmann allein weiß noch, ſie habe ihm zuerſt ein „erſchrecklich Monſtrum" geboren: ſo wie in dem Fauſtdrama ſich die ſchöne Helena bei Fauſts Umarmung in eine ſcheußliche Schlange verwandelt.

---

*) Dieß erzählt nur Widmann Th. I, Kap. 38. Umſtändlicher eine alte Erfurter Chronik, aus Möhſen bei Stieglitz 141.

Bei ſolcher Beſchaffenheit des älteren Fauſtbuchs, iſt zu verwundern, daß es Hochdeutſch, wenn auch öfter aufgelegt, doch faſt verſchwunden iſt. Ich finde nur bei Stieglitz, in ſeiner fleißigen Fauſtlitteratur und Kunſtgeſchichte des Fauſt, die nicht weiter belegte, aber gewis richtige Angabe, daß Fauſts Geſchichte zuerſt 1588. 8. zu Frankfurt a. M. durch Johann Spies (Niederd. J. Speth) gedruckt worden. Der Titel ſtimmt auch mit Balhorn; aus der Vorrede wird aber noch angeführt, daß der Verfaſſer auch nächſtens die Lateiniſche Ueberſetzung ſeines Buchs verſpricht, wovon ich bei Balhorn nichts finde.

Bei einer neuen Darſtellung des Volksbuchs müſte dieſes erſte Fauſtbuch zum Grunde gelegt, oder doch ſtark zugezogen werden.

Das ziemlich pedantiſche Widmanniſche Buch hat bisher allein als Grundlage gedient.

Zuvörderſt wurde es in W.s Sinne noch weitſchweifiger mit Parallelen, Moralen ꝛc. aufgeſchwemmt (den alten Commentaren zum Dante vergleichbar) durch Joh. Nic. Pfitzer, Med. Dr., vermehrt, vorn mit Konr. Wolfg. Platz, Dr. th., Bericht über die Zaubereiſünde, und hinten mit den Lapponiſchen Wahrſagerpauken von Joh. Scheffer, Profeſſor in Upſal. — Nürnberg 1610. 74. 81. 85. 95. (war in Berliner Biblioth.). 1711 (bei Endter; habe ich). 1726. 8. Die häufigen, nahen Auflagen zeigen die Beliebtheit des Buchs, welches doch gar nicht volksmäßig erſcheint.

Pfitzer gibt, in neuerer Sprache und Schreibung, faſt ganz Widmanns Arbeit, jedoch ohne die Mittheilung aus Luthers Tiſchreden, und aus der Zueignung und Vorrede nur die etwas verfälſchte Nachricht, daß dieſes Buch dem rechten Original gemäß ſei, welches Chr. Wagner den ebenſo genannten Freunden, auf Fauſts Befehl, kurz nach deſſen Ende zu Handen geliefert, „und in einer alten Bibliothek nachmals aufbehalten worden.“ Hie und da ſind einzelne Kapitel verſetzt oder anders abgetheilt, ſelten etwas ausgelaſſen; merkwürdig aber iſt ein Zuſatz, nämlich die Vermählung Fauſts mit Helena, deren Schönheit ganz ebenſo beſchrieben wird, wie im älteſten Fauſtbuche bei der erſten Erſcheinung der Helena: ſo daß Pfitzer dieſes Buch noch benutzte, mit welchem er auch Fauſts Erſcheinung nach dem Tode wegläßt*).

Der in Reutlingen 1834, mit neuen Holzſchnitten und erneuter Sprache, gemachte Abdruck, iſt nur Wiederholung der Pfitzerſchen Bearbeitung, ohne die Anmerkungen, deren Weglaſſung ſie freilich mehr einem Volksbuche annähert.

Dieſe Volksbuch-Geſtalt gab ihm erſt die Verkürzung von einem **Chriſtlich Meinenden.** Frkf. u. Leipz. 8; häufig auch Köln und Nürnberg: das noch gangbare Fauſtbuch.

Von einer bisher ganz unbekannten alten poetiſchen Bearbeitung des Fauſt kann ich nur den Titel angeben: „Von D. Johan. Fauſten Schwartzkünſtler ein erſchrecklich Geſchicht, allen Gottloſen zum ſchrecklichen Exempel vnd trewhertziger Warnung, Reimenweiſe 1588. 8.“ Schon dieſer letzte Ausdruck verräth eine gereimte Darſtellung der älteren Proſa, und zwar in der erſten Ausgabe desſelben Jahrs, welche ähnlichen Titel führt „allen — gottloſen Menſchen zum ſchrecklichen Beiſpiel, abſcheulichen Exempel, vnd treuwhertzigen Warnung“; alſo von dem obigen Fauſt-Liede ganz verſchieden, und dem Fiſchartiſchen Eulenſpiegel reimweis vergleichbar.

Aehnliches Verhältnis, wie die älteſten Deutſchen Fauſtbücher, zeigen die Holländiſchen, Engliſchen und Franzöſiſchen Uebertragungen. Von dem Franzöſiſchen Fauſt kann ich es darlegen, daß er aus dem älteſten Deutſchen herrührt; denn die erſte bekannte Ausgabe, Paris 1598. 12, bekennt ausdrücklich, daß Vict. Palma Cayet ihn aus dem Deutſchen überſetzt hat; die Jahrzahl zeigt ſchon, daß es nicht Widmanns Werk ſein kann, und die Vergleichung der Kölner (eigentlich Brüſſeler) Ausgabe 1712. 12, welche unter der langen Reihe der bekannten Drucke (Paris 1603. 12. Rouen 1604. 16. 67. Paris 1616. 67. 73. 74. Amſterdam 1744. 1798) hier vorliegt, gibt Theil für Theil und Kapitel für Kapitel, mitunter anders abgetheilt, dies älteſte Deutſche Buch, mit Zuſätzen einzelner Abenteuer, ſo daß etwa die vermehrte Ausgabe von 1589 zum Grunde liegt, worauf auch der Titel (sa mort epouvantable — „ſein erſchreckliches Ende") hinweiſet. So iſt auch die erſte Holländiſche Ausgabe (Emerich 1592. 8: **Warachtighe Historie van Faustus**) älter als Widmann, und der Titel der folgenden Ausg. o. J. u. O. (Antwerpen) 4, o. O. 1677. 4, ſtimmt ganz mit dem Deutſchen von 1589, auch darin, daß die Vermehrung und Durchſicht, nach dem Hochdeutſchen Exemplar, darauf bemerkt ſteht. Die Ausgaben Delft 1607, u. o. O. 1608 liefern, als zweiten Theil, auch „Chriſtoffel Wagenaars" Leben, aus dem Hochdeutſchen; ohne Zweifel nach dem Drucke von 1594. Eben dieſer zweite Theil erſchien in demſelben Jahre ſchon Engliſch (**The Second Report of John Faustus**), angeblich von einem Engliſchen Studenten zu Wittenberg (**Abel Jeffes for Cuthbert Burby** 1594. 4). Vermuthlich iſt die Engliſche Ausgabe des erſten Theils, der Geſchichte Fauſts ſelber, älter: der davon bekannte Druck o. J. u. O. 4. zeigt jedoch auf dem Titel ebenfalls Ueberſetzung des älteren Deutſchen Fauſtbuchs, und zwar des erſten Drucks derſelben, deren „wohlverdienter Lohn", den Fauſt endlich empfangen, in dem **deserved Death of Dr. John Faustus** wol zu erkennen iſt. Unter dieſen Umſtänden nun, in Verbindung mit einem der folgenden vorgeblichen Zauberbücher Fauſts, das mit der Jahrzahl 1510 zu London gedruckt iſt (**Black staer of Dr. John Faustus. London** 1510. 4), wie auch die Deutſche Handſchrift deſſelben angibt, — hieraus das Engliſche Fauſtbuch für das erſte Original zu halten*), iſt gar kein zureichender Grund; ſo wenig als Marlowe's Fauſt-Tragödie

---

*) Th. I, Kap. 33. 41 fehlen, 35. 36 ſind umgeſtellt, desgleichen 45. 46, dazwiſchen ein Zuſatz, wie Fauſt einen Wirthsjungen auffrißt, weil er ihm immer zu voll einſchenkt. Th. II, 2. 3 ſind eins, 17. 21 fehlen. Th. III, 3. 4 ſind eins, hinter 9 iſt Fauſts Wehklage und Traum von der Hölle ein neues Kapitel, 11. 21 fehlen. So haben die 3 Theile 87, 22, 19 Kapitel.

---

*) Wie Dr. J. G. Th. Gräſſe, Literargeſch. des Mittelalters II, 2, S. 631, vermeint, es gefunden zu haben, ſich dabei auf Catal. bibl. Heber. P. VI, p. 94 beziehend (wo bloß die Titel ſtehen). S. 633 wird jedoch ſchließlich nur vermuthet, daß vor oder neben dem Deutſchen Volksbuche ſchon ein Engliſches beſtanden habe; ſo wie bei den folgenden, noch älteren Jahrzahlen der Fauſtiſchen Zauberbücher bemerkt wird (S. 632), ſie ſeien erdichtet, um dieſen mehr Anſehen zu geben.

(London 1604. 16. 24. 51. 63. u. in old plays Lond. 1816. t. 1. Deutſch von Wilh. Müller. Berl. 1808), und Shakſpeare's Anſpielung auf Fauſt und Mephiſtopheles (in den luſtigen Weibern von Windſor 1. 4) dazu bewegen können. Die Deutſche Urſprünglichkeit des Volksbuches und der Dichtung iſt eben ſo gewis, wie die geſchichtliche Grundlage in Deutſchland heimiſch iſt.

Wie das ältere Fauſtbuch und Widmann, laut der Vorreden, abſichtlich die Beſchwörungsformeln auslaſſen, ſo berichten beide gleichlautend, daß Fauſt ſelber ſeinem Famulus, den er mit all ſeiner Habe auch die Bücher vermacht, dabei befiehlt, ſie fleißig zu benutzen, jedoch nicht an den Tag kommen zu laſſen*). So finden ſich denn auch dieſe Beſchwörungen in den mancherlei Zauberbüchern unter Fauſts Namen, welche zum Theil nur noch handſchriftlich umgehen. Zu bemerken iſt die frühe Jahrzahl, tief ins 15te Jahrhundert zurück, und der fremde Ort derſelben: Widmann ſagt dagegen, vor Luthers Tiſchreden über Fauſt, dieſer habe, laut Wäigers Zeugnis, in einem nachgelaſſenen Buche mit geheimen Buchſtaben geſchrieben, daß ihm im Jahr 1521 Mephiſtopheles nach Wunſch erſchienen ſei. Solche Fauſtiſche Zauberbücher ſind**):

1) Fauſts Magia oder Höllenzwang — von Chr. Wagner. Lyon 1511.

2) Fauſts ſ. g. ſchwarzer Morenſtern. Mit der richtigen Angabe: Gedr. London 1510; denn daſſelbe iſt doch wol das obige Engliſche Buch: **Black staer of Dr. Joh. Faust. London 1510. 4.**

Bei Horſt, Zauberbibl. (Th. II, S. 108. III, 86. IV, 141) ſind die folgenden beiden gedruckt:

3) Fauſts Höllenzwang. Nach dem Prager Expl. 1509. Ganz verſchieden von 1.

4) Fauſts Mirakel-Buch, die ſchwarze Rabe, auch dreifacher Höllenzwang genannt. Lion 1469. Ebenſo verſchieden.

5) Fauſts Geiſterzwang. Paſſau 1605. 12. o. J. 8.***).

Hierin findet ſich nun auch die Beſchwörung der einzelnen Geiſter und ihre Geſchwindigkeit, ähnlich wie im Puppenſpiel: Mochiel iſt ſo geſchwind wie der *Wind* (der im Fauſtliede mehrmals wiederkehrende Reime). *Amiguel*: wie der Vogel in der Luft. Endlich *Aziel*: wie der *Menſchen Gedanken**).

---

*) Kap. 61: „Wat myne Böker belanget, ſynt dy deſüluen vörhen beſcheden, jodoch dat du ſe nicht an den Dach woldeſt kamen laten, ſondern dyn vordeel darmit ſchaffen dar flytich yn ſtuderen." Ebenſo Widmann Th. III, Kap. 1.

**) Stieglitz 156 ff. Vgl. Goethe's Brief an Zelter über Fauſt.

***) Tenzel monatl. Unterred. 1704, S. 746. Stieglitz 153.

Dieſe letzte Geſchwindigkeit hat bekanntlich *Leſſing* in ſeiner Fauſtſcene durch die hier ſo tief bedeutſame Antwort des ſiebenten Geiſtes überboten:

Wie der *Uebergang vom Guten zum Böſen*.

Goethe hat dieſe ganze Beſchwörung bei Seite gelaſſen: obſchon er die ihm, als Leipziger Studenten, durch die Bilder von Auerbachs Keller**) vergegenwärtigten Auftritte darin nicht verſchmähte, und dieſe mit zu den trefflichſten volksmäßigſten der Tragödie gehören.

In welchem eigenthümlichen hohen Sinne er Fauſts Leben und Ende umgebildet, iſt ſchon oben (bei Theophil.) angedeutet. Er konnte hierin auch den im Puppenſpiele ſo trefflichen *Kasperle*, als luſtigen, lebens- und glaubensfrohen Gegenſatz zu Fauſt — der am Ende gern mit deſſen vergnüglicher Nachtwächterſtelle getauſcht hätte — nicht brauchen, ſondern legte dieſen Gegenſatz zum Theil in die eigenthümlich humoriſtiſche Geſtaltung des Mephiſtopheles ſelber, wie ſolche ſchon im älteſten Fauſtbuche ſich andeutet. — Goethe ſchrieb noch vor Vollendung ſeines Fauſt an einen jungen Freund: „Fauſt ſollte noch durch manches Herrliche, Große und Schreckliche ſich hindurchwürgen: aber was ich im unbefangenen Jugendmuthe wol geleiſtet hätte, würde im Alter leicht als Pasquill herauskommen.“ Als Schreiber dieſes 1817 das große Glück hatte, bei dem Hochverehrten einen unvergeßlichen Abend zu erleben, wagte ers auch, die Vollendung des Fauſt, neben der Eugenia, als allgemeinſten Wunſch auszuſprechen. Damals ward noch keine Hoffnung gemacht, obſchon die alte herzliche Liebe zum Jugendwerke ſich offenbarte. Und dennoch erfreute und erſtaunte er uns nach dem Tode noch durch ſein in jedem Sinne vollendetes Lebenswerk, dem gröſten Vermächtniſſe ſeines Volkes, in welches er ſolchen Reichthum „hineingeheimniſſet“ hat, daß wir noch lange daran zu rathen und deuten haben, und auf dieſes ſein erſtes und letztes Werk wol den Schluß des ihm zugeſchriebenen Liedes „Vermächtnis 1825" anwenden können:

---

*) So Mephiſtopheles im Puppenſpiel, wo Auerhahn ſo geſchwind iſt, wie die Kugel aus dem Rohr; dagegen der kleine Vizlipuzli, wie die Schnecke auf dem Zaune.

**) Abgebildet in den Beiträgen zur vaterländiſchen Alterthumskunde. Leipzig 1826. Taf. 2. 3. und bei Stieglitz.

„Und wenn ſich meine müden Wimpern ſchließen,
So wird ſich noch ein neues Licht ergießen,
Bei deſſen Abglanz von den ew'gen Sternen,
Die fernſten Enkel werden ſehen lernen,
Um in prophetiſch höheren Geſichten
Von Gott und Menſchheit Höheres zu berichten.

Zu S. 290. Manlius ſchrieb ſeine Collectanea (Basil. 1562), worin er von Fauſt erzählt, vornämlich aus den Vorleſungen Melanchthons, ſeines Landsmannes, aus Bretten, Bretheim, unweit Knitlingen. Melanchthon ſelber gedenkt Fauſts in einem Briefe. Horſt Zauberbibl. VI, 87.

Zu S. 294. Der D. C. J., der an Luthers Tiſche von Fauſt erzählt, wird durch alte Schrift Ireneo genannt: meint wol Chr. Irenäus aus Schweidnitz, Luthers jüngeren Zeitgenoſſen, Prediger in Aſchersleben, Eisleben, Weimar und Mansfeld. — Lucas Gauricius, päpſtlicher Protonotar, dann Biſchof, zugleich Sterndeuter, und wegen einer üblen Weiſſagung von Joh. Bentivoglio ermordet, 1558.

Zu S. 294. Etwas anders und umſtändlicher erzählt Luther die Geſchichte von dem Teufelskoch eines Kloſters, in den Tiſchreden S. 165, daraus Dobeneck I, 173.

Zu S. 297—303. Daß die Hoch- und Niederdeutſche Ausg. des ältern Fauſtbuchs von 1588, mit der ſchon 1587 geſchriebenen Zueignung, eben nur die oft angeführte Ausgabe von 1587 iſt, beſtätigt Jo. Clessii elench. libror. 1500—1602 (Francof. 1602. 4) II 233, wo die urſprüngliche Hochdeutſche Ausgabe, Frankf. bei Joh. Spieß, auch 1587 geſetzt iſt: ſo wie dagegen die einzige bekannte Ausgabe des Fauſts von Widman (hier Wittmann) ein Jahr jünger gemacht wird, Hamb. 1600. 4. Dicht hinter der Jahrzahl 1587. ſteht aber: „1591 in 8.", alſo wol neue Ausgabe der erſten, und verſchieden von der bekannten 1598. 8. o. O., und 1594. Hamb. 4. Ebenſo unbekannt und noch merkwürdiger iſt das dreitheilige Werk, welches die Geſchichte Fauſt, Wagners und Schotus umfaßt: „1. 2. vnd 3. Theil der wunderſeltzam vnd Abendtheuwrlichen Teuffels Geſchichten vnd Zauber Kunſten der dreyen weitberühmbten Zauberer vnd Teuffels Verſchreiber. Als nämlich D. Johann. Fauſten, ſampt ſeinem Famulo Chriſtophori Wagner vnd Jacobi Scholtus. Hamburg 1598. 4." Von Wagners Geſchichte, welche, von Schotus verfaßt, ſchon 1594. Hamburg 4, und 1714. Berlin 8. erſchien, nennt Grohmann, Geſch. der Univ. Wittenberg III (1802), 240, vier Berliner Ausgaben 1681. 1712. 14. 17. Dieſer Schotus iſt ohne Zweifel der von Widman zum Fauſt I, 27. II, 75. erwähnte Kryſtallſeher Scotus, der dem Spaniſchen Geſandten bei Kaiſer Rudolf zu Prag, den König von Spanien, wie er eben ſchreibt, im Spiegel zeigt. Der Beiname Tolet. (Toletanus) deutet auf das ſchon in der Graldichtung zauberberühmte Toledo. — Der alte gereimte Fauſt 1588 iſt auch nur durch Cless. bekannt, der ihn dicht hinter der dreitheiligen Geſchichte Fauſts und ſeiner Nachfolger aufführt, mit dem Zuſatz: „auß dem vorigen Exemplar", alſo das angenommene Verhältnis beſtatigt. — Von Pfitzers Ausg. des Widmanniſchen Fauſt nennt Grohmann ſchon einen Nürnberger Druck von 1610; und davon geſondert „Hiſtorie vnd Geſchichte von D. Joh. Fauſten 1717." Dieſe iſt etwa der Auszug aus Widmann: wie „des berufenen Schwarzkünſtlers Dr. Joh. Fauſt Lebenswandel und Ende. Frkf. u. Leipz. 1726. 8." (in der Berlin. Bibl.) — Waigers Aufzeichnung erwähnt Widmann noch bei einem Gewitter im Zimmer (Th. 3, Kap. 3).

Von dem Franzöſiſchen Fauſt hat die Berlin. Bibliothek die Ausg. Rouen 1667; Paris 1674. 12: beide von demſelben Drucker Clement Malaſſis und Seite für Seite und Zeile für Zeile ſo gleich, daß es derſelbe Satz ſcheint, und nur der Titel verſchieden; einzelne Buchſtaben weichen ab. Die Schreibung iſt etwas älter, als in der ſonſt auch ganz ähnlichen Ausgabe Cologne, chez les Héritiers de Pierre Marteau. 1712. Die Franz. Ueberſ. geht mit der älteſten Deutſchen Ausg. bis Kap. 34 gleich; dann folgen 56. 36. 43 — 50. 35. 39. 41. 42. 38. 37. 40. ſechs neue Geſchichten (darunter der aufgefreſſene Schenke, wie bei Pfitzer). 51. 58. 55. 54. 52. 33. zwei neue Geſchichten (von den Trauben und Naſen; und wie ein Prieſter barbirt wird, ganz wie bei Wier). 57. 59—68.

Der Niederländiſche Fauſt iſt hier: o. J. u. O. 4., und: Historie van Jan Faustus grooten Toveraer en Swarten Konstenaer. Van sijn Duyvelsche Beschryvinge, van syn onchristelijck Leven, met wonderlycke Avonturen, en van syn schrickelyck en grouwelyck Eynde en af-scheydt. Meestendeel uyt syn eygen naergelaeten Schriften by een vergadert, etc T'Amsterdam. By Jean de Nivel, Broeder van het wytvermaert Manneke-pis. 1728. 12. mit einem Nachſtich des Titelbildes zum Franz. Buche 1712, wie Doctor Fauste die Teufel beſchwört. Der Titel ſtimmt zumeiſt mit dem Hochdeutſchen v. 1589, und das Buch iſt auch wol hieraus vermehrt, doch anders als das Franz., und fehlt Kap. 27; ſonſt iſt die Folge der Kap. nicht verändert, und ſind nur zwiſchen Kap. 60—51 ſechs neue, meiſt Erfurter Geſchichten eingeſchoben, namentlich: der Ritt aus dem Leipziger Keller; die Erſcheinung der Homeriſchen Helden in Erfurt; Fauſts Luftritt zu Roſſe zwiſchen Prag und Erfurt, und hier die aus dem Tiſche gebohrten Weine (dieſe 3 Stücke bei Widmann Th. I, Kap. 37—39, das erſte und letzte ganz in derſelben Faſſung); Fauſts von Geiſtern bedientes Gaſtmal in Erfurt; ſein Erbieten ebd. die verlornen Luſtſpiele des Plautus und Terenz herzuſtellen; Ermahnung durch Dr. Klinge, und Verweiſung aus Erfurt. Das (ſchon von Camerar. gedachte) Abenteuer mit den Trauben und Naſen iſt dem Zaubergarten, Kap. 55, zugefügt. — Angebunden iſt Het vermakelyck Leven en de schroomelycke Doodt van Christoffel Wagenaer, den vermaerden Toovenaer Den welcken D. Faustus zynen Heer en Meester verre te boven gegaen heeft, in alle soorten van aerdige konsten ende Boeveryen; die hy door hulpe des duyvels gedaen heeft. Men vindtse te Koop, t'Antwerpen, By de Weduwe van Hendrick Thieullier, in de Wolstraet. Auf dem Titel iſt Wagner abgebildet, bucklig, die Zither ſpielend; auf der Kehrſeite, der Sonnengott mit dem Löwen, darunter ein Nachen mit luſtiger Geſellſchaft. Die Vorrede handelt bloß vom Inhalte. Hinten füllt aber die leeren Seiten de Fransche Furie, was ſich früher (eertyts), 16. Jan. 1583, bei der Belagerung ereignete. Der Druck iſt auch noch aus dem 17. Jahrh. (ſ. 13 wird eine gleichzeitige Verordnung von 1672 in Antwerpen erwähnt), die Erzählung in Lateiniſcher Schrift, die Reden mit den alten Niederländ. Buchſtaben. Wagner, eines Webers Baſtard zu Wittenberg, 1500—1570, mit ſeinem Geiſt Auerhan, abenteuert Fauſtähnlich in Baſel, Frankfurt, Antwerpen, Mecheln, Brüſſel, Löwen, Paris, Rochelle, und endet zu Wittenberg. Die Niederländiſchen Städte nehmen die breiteſte Stelle ein, und ihre Schilderung iſt wol meiſt dortiger Zuſatz. —

Eine Handſchrift von Fauſts Höllenzwang mit der Clavicula Salomonis. Rom 1510, (Köhler S. 160, damals ausgeboten) iſt noch durch Ort und Jahr bemerkenswerth.

Gedruckt bei J. Petſch in Berlin.

GESCHICHTE

DER MANESSE'SCHEN

HANDSCHRIFT.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

GESCHICHTE

DER

MANESSE'SCHEN MINNESINGER-SAMMLUNG.

Der Sangesmeister Johannes Hadlaub in Zürich besingt, um das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, in einem Liede dieser Sammlung, wie ein als Kind schon von ihm geliebtes Fräulein durch Fürbitte hoher Herren und Frauen bewogen wird, ihm einige Huld zu erweisen. Diese Vermittler waren : 1° der Fürstbischof von Konstanz Heinrich von Klingenberg; 2° sein Bruder Albrecht von Klingenberg; 3° die Fürstäbtin des Frauenmünsters zu Zürich; 4° der Fürstabt von Einsiedeln; 5° Graf Friedrich von Toggenburg (Sohn des Minnesingers Grafen Kraft von Toggenburg); 6° Graf (Leutold) von Regensberg bei Zürich, der letzte seines edlen Stammes, der kurz vor dem Ausgange desselben (1519) sein Helmkleinod, einen Bracken (Jagdhund mit langhangenden Ohren), an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg verkaufte, wie er noch im Hohenzollern-Brandenburgischen Wappen steht; 7° der Abt von Petershausen bei Konstanz; 8° der Ritter Peter von Landenberg, dessen Stammes Rudolf von Landenberg, wegen seiner Gewaltthaten im Freiheitsaufstande der Schweizer (1308) erschlagen ward; und 9° Herr Rüdiger Manesse.

Der bürgerliche Dichter erzählt sehr anmuthig und innig diese durch seine Lieder, als Anfang und Ende sich hinziehende Liebesgeschichte mit dem spröden, vermuthlich hochgeborenen Fräulein, und ist glücklich, ein von ihr geliebkostes Kindlein zu herzen und zu küssen : wie Werther in gleichem Sinne Lottens Brüderlein abküsst. Das Gemälde in zwei Abtheilungen über einander stellt dar, mit dem Liede, 1° wie der Dichter in Pilgertracht der Geliebten beim Kirchgange sein Minnelied heimlich anhängt; und 2° wie ihm, als er vor ihr knieend ihre Hand festhält, ihr Schoshündlein in den kleinen Finger beist : was sie, laut des Liedes, selber thut. Die Handlung findet Statt in Gegenwart mehrer edelen Herren und Frauen, darunter also auch Herr Rüdiger Manesse.

Von diesem letzten Herrn rühmt nun das nächste Lied Hadlaubs : man fände nirgendwo im (deutschen) Königreiche so viel Lieder in Büchern beisammen, als in Zürich, sodass man daselbst häufig « Meistersang prüfe » (vortrage und berichtige); der Manesse habe unablässig darnach gerungen, sodass er nunmehr die Lieder besitze; den Singern zieme es, « seinem Hofe » sich zu verneigen und ihn hier und anderswo zu preisen; denn Sang habe da Wurzel und Stamm; und wüsste der Manesse, wo sonst noch guter Sang wäre, so trachtete er auch unablässig darnach. Ebenso trieb es auch sein Sohn « der Küster ». So haben beide Herren gar viel edeln Sanges zusammengebracht : daran erkenne man ihre Ehre; ihr eigner Sinn habe sie darauf gerichtet, und es sei ihnen angeboren, dass sie den Sang nicht wollten vergehen lassen, womit man schöner Frauen Lob mehret, die über alles in der Welt sind, um die man singet und saget, und deren Minne den edeln wonniglichen Sang, womit edelen Gemüthern wol ist, aus dem Herzen hervortreibt.

Dieses merkwürdige Zeugnis hat man, mit dem Züricher Johann Jakob Bodmer, gemeinlich auf die einzige Urkunde desselben, auf unsere gröste und prächtigste Sammlung des Minne- und Meister-Sanges bezogen, welche zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von der letzten Erbin von Hohen-Sax bei St. Gallen über Zürich nach Heidelberg, und zuletzt nach Paris kam; worauf sie über Strasburg wieder nach Zürich gelangte und durch die beiden Züricher Bodmer und Breitinger in Zürich gedruckt ward, und fortan die Manesse'sche hiess.

Das edle und reiche Geschlecht der Manessen auf Maneck war von jeher in Zürich beimisch und mächtig. Nach Georg, im Jahre 1111 Rathsherr vom Ritterstande, und nach den Rittern Rüdiger (1157) und Johannes (1187), erscheint urkundlich Rüdiger I, Ritter und Reichsvogt (1254 bis 1255), als Stammvater der beiden Hauptzweige dieses Stammes, nämlich 1° von Maneck am Uetliberge und Albis bei Zürich, und 2° im Hard an der Limmatbrücke ob Zürich, und zwar durch seine beiden Söhne, Rüdiger II und Johannes. Der erste, dessen Taufname Rüdiger diesem Geschlechte, und zunächst diesem Zweige desselben herkömmlich ist, erscheint, als Ritter, fortwährend von 1255 bis 1304 in dem jährlich dreimal wechselnden Züricher Rathe, dem Fasten- oder Frühlingsrathe, dem Sommer- und dem Herbstrathe, und vorragend thätig in allen wichtigen inneren und äusseren Angelegenheiten Zürichs. Neben ihm treten auch seine vier Söhne, sowie andere Manessen des weitverzweigten Stammes in wichtigen Aemtern, und sonst als Zeugen zahlloser Urkunden auf, und bewähren durch ihre hohen, meist geistlichen Stellen, laut der Kirchenbücher, auch ihre wissenschaftliche Bildung. Drei dieser Söhne, welche Stiftschorherren zum Grosmünster waren, überlebte Rüdiger II, der ältere genannt, nämlich : 1° Rüdigern III, der 1296 Scholasticus, d. i. Schullehrer, Schulaufseher des Stiftes war und kurz vor dem Vater starb; 2° den Johannes, 1281 noch Chorherr, 1296 Custos des Kirchenschatzes (*Thesaurarius*) des Stiftes und 1297 schon gestorben; und 3° den Manesso, der 1282 Rector der Peterskirche war, und schon 1284 starb. Der vierte Sohn, Rüdiger IV, Ritter und Rathsherr (1284 bis 1309), setzte den Stamm fort, der sich ausserdem noch weit verzweigte; denn gleichzeitig mit Rüdiger II waren die Brüder Otto M. (1258) und Heinrich M. (1259) Stiftspröpste, welcher letzte das gesammte Kirchenwesen trefflich ordnete, namentlich auch den Gesang und die Bücherei (durch den *Librarius*), und dazu den gelehrten Konrad von Mure berief. Er nahm das Bild Karls des Grossen, als Stifters, zum Stiftssiegel, und setzte vielleicht auch dessen Steinbild an den Grosmünsterthurm, in derselben Gestalt wie auf dem Siegel, sitzend mit dem Schwert auf dem Schose; was an Karls durch ältere Sage und Baudenkmal auch in Zürich bewährte Rechtspflege erinnert, wie er einer Schlange welche die zur Anklage aufgehängte Glocke läutet, strenges Recht gewährt, und dabei ganz in derselben Gestalt erscheint *).

---

*) Meine Sammlung altdeutscher Erzählungen «Gesammtabenteuer» XCIX : Enenkels Erzählung.

In manigfaltigen Zweigen verbreiteten sich fürder die Manessen, vornämlich die von Maneck und Hard, zum grossen Stammbaume von Rittern, Rathsherren, Bürgermeistern, Schultheissen, Chorherren, Schulherren, durch drei Jahrhunderte, bis er 1436 mit dem Bürgermeister Felix M. ausgeht; worauf die Manesse'schen Güter vollends an fremde Namen, zum Theil an die Stadt kommen.

Dass aber alle diese Manessen zusammengehören, bewährt ihr gemeinsames Wappen der Urkunden : zwei im Schwertkampfe stehende Ritter mit silbernem Ringpanzer in rothem Felde, von welchen Rittern der eine auf den meisten Siegeln gebückt steht, als Besiegter, indem ihm das Schwert entfällt: daher man dieses Wappen auch für ein selbstredendes hält, in Bezug auf den Namen Manesse, welchen man « der Manntödter » (eigentlich « Mannesser » wie Eisenfresser) deutet, während Andere ihn (also auch wol Maneck) vom Monde (alt, *mâne*; warum nicht näher vom Mann im Monde?) ableiten; dagegen noch Andere ihn für romanisch erklären (von Mansa, Masnie; Menage; Namen Manezza, Manessier, Manescher). Man könnte gar noch an den biblischen Namen « Manasse » denken. So bestätigt sich auch hier was Göthe an Zelter schreibt, über die Bedeutung von « Mephistopheles », dass man bei solchen Etymologieen (zumal von Namen) aus dem Ungewissen gemeinlich in das noch Ungewissere kömmt.

Noch gegenwärtig zeugen von diesem Geschlechte der Manessen 1° der noch bewohnte Hard-Thurm, der, seiner mächtigen Bauart nach, aus dem 9–10ten Jahrhundert herrührt, und 2° die Trümmer des Thurmes und der Rundbogen-Kapelle von Maneck, welche letzte nunmehr zum Bauerhause dient, während am Brunnquelle die Steinschrift eines neuen Denkmals, gestiftet vom neuen Besitzer, dem durch sein grosses vaterländisches Bauwerk berühmten und benannten Linth-Escher, das Andenken des Ahnherrn der Manecker feiert.

Dieser Rüdiger M. II, dessen gastlichen, gesangliebenden « Hof » Hadlaub preist, und auch Urkunden so nennen, war, wie sein Geschlecht damals das mächtigste, selber der bedeutendste desselben in Zürich; und diese alte Stadt, in fruchtreicher und wundervoller Lage, auf dem Kreuzwege aus Deutschland nach Frankreich und nach Wälschland, stand damals, ungeachtet des verworrenen Zwischenreichs von den benachbarten Hohenstaufen bis zu dem ersten, dort an der Aar heimischen Habsburger, in der schönsten Blüte der bürgerlichen Entwickelung durch Handel und Wohlstand, gehoben durch den Glanz des Ritterthums das gerade damals in seiner Sonnenwende stand, und durch die Bildung der Kunst und Wissenschaft, nicht allein im Dienste der Kirche, sondern auch als edelster Schmuck des geselligen ritterlichen und bürgerlichen, ja bäuerlichen und Hirten-Lebens.

So geehrt und beliebt bei den höchsten Männern und Frauen, geistlichen wie weltlichen, erscheint die deutsche Sangeskunst in des Züricher Bürgers Hadlaub Minneabenteuer mit dem hartherzigen Fräulein, daran die obgenannten Edelen mit Herrn Rüdiger Manessen so herzlich Theil nahmen, und bei dessen Fortsetzung, dass die Geliebte ihn freundlich als ihren Diener gottgrüste, der Graf von Regensberg und andere edele Herren geschäftig waren, namentlich 1° der Herr Walther von Eschenbach, vermuthlich derselbe dieser dort heimischen und mächtigen Freiherren, der als Theilnehmer am Morde K. Albrechts gerichtet ward; 2° der von Trosberg, vermuthlich der Minnesinger dieses Namens in der grossen Sammlung, und einer der von Trostberg im Aargau, von welchen die Brüder Rudolf und Gawein (1274), Rudolf, Vater und Sohn (1286) *), und Rudolf allein (wol der jüngere, 1304 **), in Urkunden vorkommen; 3° der von **Tellinkon**, d. i. Tellinghofen, im Zürichgau, jetzo Dällikon, wo der Regensberger Graf (1286) die Vogtei erwarb.

---

*) Kopp, Gesch. der Eidgenoss. Bünde II, 6, 447.

**) Herrgott, Geneal. dipl. Habsburg, III, 537.

Auf die Verbindung mit der geistlichen Sangeskunst und Bildung, welche auch in dem umfassenden Manesse'schen Liederbuche hervortritt, deuten der obige Propst Heinrich Manesse, mit Konrad von Mure, welcher letzte auch als Dichter berühmt ist, und vor seinem Tode (1281) Rüdigern M. zum ersten Vollstrecker seines letzten Willens einsetzte. Von Rüdigers Söhnen gehören hieher der Schulherr Rüdiger und der Kirchenschatzmeister Johannes, welchen « Küster » vor allen Hadlaub als thätigen Gehülfen seines Vaters beim Sammeln der Liederbücher und beim Aufnehmen und Ordnen des Meistersanges rühmt; was dann der Vater nach dem Tode des Sohnes fortgesetzt hat. Das Letzte deutet Hadlaub dadurch an, dass er von dem Sohne in der Vergangenheit spricht (**trieb**): wodurch sich zugleich die Zeit dieses Liedes nach 1297 bestimmt.

Der noch spätere Inhalt der ganzen Sammlung, welche mit Graf **Wernher** von Honberg (bei Basel, 1289-1320) und Johannes von Rinkenberg am Brienzer See (1291-1340) ins vierzehnte Jahrhundert herabgeht, bekundet, in dem von verschiedenen Händen geschriebenen und gemalten grossen Buche, mit seinen schon im alten Namensverzeichnis und auch sonst sichtlichen Nachträgen, Einlagen und Randschriften, dass auch Rüdigers ihm gleichnamiger Sohn und Enkel, Chorherr, Ritter und Rathsherr (1305–1339) das grosse Werk fortführten *).

Unter solchen Verhältnissen ist **Zürich** gewis vornämlich der geeignete Ort, und ist dort das damals bedeutendste Geschlecht der Manessen gewis vor allen befähigt zur Ausführung der nach ihnen benannten grossen und prächtigen Handschrift mit den reichen Gemälden der hundert und vierzig darin enthaltenen Dichter. Der Aufwand eines solchen Werkes war dem begüterten Geschlechte keinesweges zu gros; und nachdem Rüdiger und sein Sohn eine so reiche Sammlung von Liederbüchern, im ganzen deutschen Reiche ohnegleichen, auch wol aus mündlichen Mittheilungen kundiger heimischer und fahrender Singer, aufgebracht und durchgesehen hatten, da lag, zumal bei dem Vorbilde grosser Sammlungen der benachbarten und auch z. B. vom Grafen **Rudolf** von Neuenburg nachgeahmten Provenzaldichter, die Veranstaltung eines neuen umfassenden **Liederbuchs** aus allen diesen Quellen sehr nahe; welche neue Sammlung, nebst so vielen anderen dort heimischen Dichtern, allein auch alle Lieder Hadlaubs enthält, der, mit den jüngsten übrigen Dichtern der Sammlung, gerade dieser Zeit angehört. Ja Hadlaub, als **Meister**, d. i. als schriftgelehrter Magister, zumal der Sangeskunst, mochte selber auch bei diesem Werke behülflich sein; etwa neben dem obgedachten Konrad von Mure: sowie denn die ganze Ausführung des grossen Werkes in Schrift, Sprache und Malerei, es derselben Gegend und Zeit zuweiset.

Dafür sprechen noch die übrigen meist eben jenen Ober-Rhein- und -Donau-Gegenden, um den einst als die Quelle beider deutschen Haupt- und Sanges-Ströme geltenden Bodensee, angehörigen, zum Theil auch gemalten **Handschriften**, welche einerseits bei naher, oft buchstäblicher Uebereinstimmung mit der Manesse'schen, doch anderweit durch Abweichun-

---

*) Die hier und weiterhin sich ergebenden Berichtigungen und Ergänzungen der Geschichte der Manessen in meiner Ausgabe der Minnesinger, Th. IV, S. 80, 647, 895, gründen sich auf die urkundlichen « Beiträge zur Geschichte der Familie Maness von **Georg Wyss** », Mitglied der Geschichtsgesellschaft in Zürich. (Abgedruckt aus den Neujahrsblättern der Stadtbibliothek Zürich für 1849 und 1850. Zürich, 1850, 4, mit Abbildungen der Trümmer von Maneck, der dazu gehörigen Kapelle, mehrer Siegel und [illegible] und Stammbaum aller Manessen.)

gen, Auslassungen, zum Theil auch durch höheres Alter, auf ältere, gemeinsame Quellen zurückweisen, sowie die mit solchen älteren Handschriften gemeinsamen Gemälde noch ältere Vorbilder voraussetzen *). Solche Handschriften sind namentlich : die Sammlungen der Weingarter und Heidelberger Handschriften, der Berliner Bruchstücke, der von Naglerischen Bruchstücke, auch in Berlin; und von einzelnen Dichtern die Lieder Reinmars des Alten, Walthers von der Vogelweide, Herrn Nitharts, des Schenken Ulrichs von Wintersteten, und Ulrichs von Liechtenstein Lieder in der einzigen Handschrift seines Gedichtes von seinen ritterlichen Abenteuern im Frauendienst; unter welchen Handschriften einige auch noch die alten Sangweisen bewahren, namentlich die von Walther, Nithart und Wintersteten, wie die jüngere Jenaer Sammlung.

Dergleichen Urkunden nun sammelten und gebrauchten die Manessen, denen durch ihre gesammte Stellung, und vornämlich durch Rüdigers II hohe obgenannte Freunde, auch deren Besitzthum solcher Art zu Gebote stand. Dass aber diese gesammelten Lieder-Bücher nun eben diese Eine grosse Manesse'sche Sammlung selber, und nicht blos ihre Urkunden sind, das hat wol weder Bodmer, noch sonst ein Verständiger vermeint.

Unbegründet ist dagegen die Annahme, dass der obgedachte Fürstbischof von Konstanz Heinrich von Klingenberg dieses fürstliche Werk veranstaltet habe, durch den lockern Scholaster Rüdiger Manessen; und dieser Manesse soll nicht der obige Sohn Rüdigers sein, sondern sein Neffe, wegen dessen mit sogenannten Nachtfrauen hinterlassener vier Kinder der « Bürgermeister » in einen Rechtshandel verwickelt worden sei. Dieser Bürgermeister Rüdiger Manesse (der VII^{te} seines Namens) ist aber unsers Rüdigers II Urenkel (1360–1383); und, von einem andern Zweige der Manessen, benannt « auf Dorf » ist damals (1340) ein Rudolf Scholasticus, welcher in der Züricher Mordnacht (1350) erschlagen ward **). Unser Rüdiger II (nicht der Bürgermeister) gerieth allerdings über den Nachlass seines Sohnes Rüdiger III, des Scholasticus, mit dem Stifte in einen ärgerlichen Rechtsstreit, welchen er verlor. Die Verwechselung ist also offenbar.

Mit dieser Verwirrung verbindet sich noch die Annahme, dass der Fürstbischof von Konstanz Heinrich von Klingenberg, der früher Propst in Zürich (1271) und Kanzler Kaiser Rudolfs von Habsburg war, nun eben der Kanzler sei, dessen Lieder die ganze Sammlung beschliessen. Der Dichter Kanzler schildert sich jedoch selber als einen armen, fahrenden Singer in diesen seinen, übrigens kunstvollen und meisterlichen Liedern, sowie die Meistersänger ihn als einen ihrer zwölf Altmeister « N. (Nikolaus?) Kanzler, ein Fischer aus Steiermark » aufführen. Vermuthlich gehört er auch zu dem ausgestorbenen bürgerlichen Geschlechte der Kanzler in Zürich, und könnte auf solche Weise, wie Hadlaub, ebenfalls der Veranstaltung dieser Sammlung nahe stehn. Seine angebliche Einheit mit dem Konstanzer Bischof Heinrich erinnert an die alte Nachricht von des Bischofs Niklas von Konstanz Geheimschreiber Heinrich, « der auch mit deutschen Liedern und gereimten Gedichten umgegangen » ***).

Viel weniger wahrscheinlich, als der Manesse'sche Ursprung der grossen Liedersammlung, ist auch, dass dieselbe, weil sie zuerst im freiherrlichen Hause von Sax, im Rheinthale bei Feldkirch, zum Vorschein kömmt, dort auf der alten, einsamen Stammburg Hohen-Sax veranstaltet worden, und daselbst Erbeigenthum geblieben sei. Zwei Dichter dieses Hauses finden sich in der Sammlung : 1° der sonst unbekannte Predigermönch « Bruder Eberhard von Sax », als Nachtrag; und 2° Herr Heinrich von Sax, vermuthlich der jüngere dieses Namens, auf Clanx 1258. Reichthum und Ansehen dieses edeln Geschlechtes, das mit den nahen Grafen von Hohen-Ems wetteiferte, erscheint keineswegs grösser, als bei den Manessen, und die blühende Stadt Zürich bot diesen Manessen viel näher und leichter die erforderlichen Mittel zur Ausführung eines solchen Unternehmens, über dessen dortige Manesse'sche Quellensammlung, ohnegleichen im deutschen Reiche, wir Hadlaubs bestimmtes Zeugnis haben. Und so mochten wol, bei dem frühen Aussterben der Manessen, die Freiherren von Sax das sie mit Liedern, Bildern und Wappen so nahe angehende kostbare Buch erwerben. Sie hausten auch, zumal später, als 1404 Hohen-Sax von den Appenzellern zerstört war, auf Forsteck, welches schon des genannten Heinrichs Vater Heinrich, des streitbaren Abtes Ulrich von St. Gallen Bruder, im Forste, unweit St. Gallen, erbaute, und das Johann Philipp von Sax, Doctor, Feldherr und kurpfälzischer Geheimerath, nach einem Brande (1585) so herstellte wie es noch steht. Der letztgenannte Freiherr ward von seinem Neffen Ulrich Georg erschlagen, und bald darauf gieng auch dieser edle Stamm aus, mit Friedrich Ludwig, der 1615 die Freiherrschaft Sax an Zürich verkaufte, und 1633 in Uster starb.

---

*) Vergl. in Betreff der Gemälde meine Abhandlungen in der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1842, 1844, 1850.

**) Neben Johannes Müller ist hievon lesenswerth « Rüdiger Manesse », ein vaterländisches Schauspiel in drei Aufzügen, von Jakob Hottinger. Winterthur, 1844.

***) Minnesinger, IV, 883.

Hier hebt nun die erste bestimmte Kunde an von diesem unschätzbaren wahrhaft deutschen Volksbuche; denn die Erwähnung desselben bei dem zwar älteren Johann Stumpf (starb 1566) ist ein Zusatz der spätern Ausgabe seiner Schweizerchronik 1606. Der erschlagene Freiherr besass es wol schon als Erbe. Der Rechtsgelehrte Bartholomäus Schobinger, Patrizier zu St. Gallen, wollte diesen Schatz gerne dort behalten; er hatte ihn schon eine Zeit lang in Händen und schrieb daraus ab. Melchior Goldast, ebendaselbst, bekam so die drei Stücke : König Tyrol, Winsbeke und Winsbekin, welche er, als aus der Bibliothek B. Schobingers (des 1599 verstorbenen Davids Sohn), 1604 herausgab. Er nannte diesen als den Besitzer des Kleinods (*aurei monumenti*), auf Schobingers ausdrückliches Verlangen, um den gelehrten Markward Freher abzulenken, welcher die Handschrift früher bei dem Freiherrn gesehen und die beiden ersten Dichter, Kaiser Heinrich und König Konrad d. j. (Konradin) und das alte Namensverzeichnis ausgeschrieben hatte, und nun für den pfälzischen Kurfürsten Friedrich IV, und für dessen reiche Büchersammlung in Heidelberg darnach trachtete. Vergeblich brauchte Schobinger auch den Schlossbrand von Forsteck, als wäre das Buch darin zerstört, zum Vorwande. Nach seinem Tode, 1604, den Vadianus (von Watt), Bürgermeister von St. Gallen, zum Theil dem Abschreiben aus dieser Handschrift beimisst, half Goldast, nunmehr in Frankfurt, nachdem er sie, auf Bitten des St. Galler Abtes Bernhard, dem nachmaligen Oheimsmörder (*parricida*) zur Vergleichung mit seinen (Goldasts) Abschriften gegeben hatte, Frehern zur Hebung des Schatzes (*thesauri*) welchen die Witwe, und Erbin desselben (eine geborne von Brederode), dem wiederholten Andringen des Kurfürsten nicht versagen konnte. Zwar ward für sie eine Abschrift beabsichtigt in Zürich, wo Kaspar Waser die Urschrift bei dem Bannerherrn (*signifer*) Holzhalb einsah (1607), als dieser sie wieder nach Hohen-Sax sandte. Aber bevor diese Abschrift zur Ausführung kam, ward die Urschrift noch in demselben Jahre dem ungeduldigen Kurfürsten, durch einen Schweizer seines Hofes, nach Heidelberg überbracht, wo sie Frehern und Goldasten, der deshalb dorthin kam, zur Benutzung stand, und Goldast die von Schobinger angefangene

Abschrift fortsetzte, jedoch nicht vollbrachte, ebenso wenig als die beabsichtigte Ausgabe des Ganzen. Zu dieser Ausgabe hatte er schon 1604 durch den gelehrten **Marcus Welser** in Augsburg einen Verleger gesucht, jedoch zur Antwort erhalten, dass die Augsburger Buchhändler auch geringeren Unternehmen nicht gewachsen wären, und ein so grosses Werk nur eines Fürsten oder fürstlich gesinnten Mannes würdig sei *). Freher, der 1607 auch Goldasten die Herausgabe des Ganzen verheissen hatte, und selber ein Wörterbuch der selteneren Wörter, und Anmerkungen dazu liefern wollte, kam auch hiemit nicht zu Stande, und suchte 1608 vergeblich einen Abschreiber zur Ergänzung der Schobinger-Goldastischen Abschrift **). Der Kurfürst gab Frehern im Juni 1609 nur noch einen Monat als letzte Frist, und nahm dann die Handschrift in seinen Verschluss, worin sie fortan blieb. So konnte Freher nur gelegentlich einzelne Stellen benutzen (in den *Orig. Palatin.*, ed. 3, 1686) und Goldast einzelne Strophen von sechs Dichtern (in der *Replica pro Imperio*, 1611) anführen.

Die Schobinger-Goldastische Abschrift von neun und fünfzig Dichtern (1–45, 93, 46–55, 90–92) kam mit Goldasts Nachlass nach Bremen, wo der Geschichtschreiber Johann Georg von **Eckhart** 1707, 1711 und 1729 sie benutzte; dann der Stadtvogt **Kaspar Friedrich Renner** (Dichter des « Henning de Han »), der unter dem Namen Franz Heinrich Sparre die Winsbekin übersetzte und erläuterte (1760), Bodmern Nachricht und Abschrift davon gab, vor 1748; sowie auch **Gottsched** 1756 sie in Händen hatte, und endlich **G. F. Benecke** Ergänzung und Vergleichung zu Bodmers Abdrucke daraus mittheilte, 1810.

Die Urschrift aber verschwand zunächst in den Geschicken der durch ganz Europa berühmten Heidelberger Bibliothek, welche im Wüstthum des dreissigjährigen Krieges von Tilly 1622 mit Schloss und Stadt erstürmt, und als erbeutetes Erbe des unglücklichen Winterkönigs von dem bairischen Maximilian dem Papste Gregor XV geschenkt ward; worauf der Vatikanische Bibliothekar Leo Allatius, aus Chios, sie auf zwei hundert Mauleseln, jeder mit einer silbernen Tafelinschrift « *Fero bibliothecam palatinam* », über die Alpen entführte. In solchen Wirrsalen, besonders bei der Plünderung, kamen schon manche Handschriften abhanden, und nicht mit nach Rom.

Zu diesen Handschriften gehört nun vor allen auch unsere Manesse'sche. Sie gerieth seitwärts auf noch unbekanntem Wege nach Frankreich, nach **Paris**. Ich habe jedoch eine Spur gefunden welche vielleicht noch näher darauf führt. Paulin Paris meldet, die Handschrift sei aus der Bibliothek der Brüder Dupuy in die damals königliche Bibliothek gekommen. Auf weitere Nachfrage deshalb durch Herrn Dr. August Mahn, der kürzlich die Pariser Bibliothek zur Vollendung seiner vollständigen Ausgabe der Trubadure durchsuchte, theilt mir der gefällige Herr Claude, von dieser Bibliothek, aus den Urkunden ihrer Geschichte Folgendes mit, wodurch **Wilkens** ***) Vermuthung, die Handschrift möchte im Privatbesitze des Kurfürsten und seiner Nachfolger geblieben, und erst im Orléans'schen Kriege, nach der Eroberung von Heidelberg 1688, als Beute nach Paris gebracht sein, unstatthaft wird.

Die Brüder **Pierre** und **Jacques Dupuy** besassen gemeinschaftlich eine reiche Bibliothek, darunter dreihundert Handschriften, welche Jacques, der nach dem Tode seines Bruders (1651) alleiniger Besitzer blieb, durch ein Vermächtnis dem Könige schenkte, und 1656 auch

*) Principe aliquo viro ea cogitatio digna sit, aut certe homine qui animum principe dignum gerat.

**) Die jüngere höchst fehlerhafte Hand, welche er daneben bemerkt, ist vielleicht die des perricida.

***) Geschichte der Heidelbergischen Büchersammlungen (1817), S. 121.

starb. Ludwig XIV nahm durch einen, beim Parlament eingetragenen, offenen Brief am 7. April 1657 dieses Vermächtnis an, und so wurden schon im October desselben Jahres die Handschriften übergeben. Beide Brüder waren Aufseher (*gardes*) der königlichen Bibliothek, besassen einen Theil dieser Handschriften schon von ihrem 1594 gestorbenen Vater, und sammelten selber die übrigen, darunter viele des ersten Ranges *).

Zu solchen gehörte vor allen auch unsere Manesse'sche Handschrift, von welcher schon 1697 in Paris der Däne Friedrich Rostgaard eine vollständige Abschrift für die kopenhagener Bibliothek besorgte. Sie ist gegenwärtig unter Nummer 7266, mit dem französischen Wappen und der Chiffre Ludwigs XV (1715-1774) auf dem Rücken des rothen Lederbandes, welches neue Kleid wol damals unserm alten Liederbuche angezogen ward, das noch fortwährend das herrlichste Schaustück der Pariser Nationalbibliothek ist.

Von Paris bekamen auch Johann Schilter und Johann Georg Scherz in Strasburg einige Mittheilungen daraus: jener eine Abschrift des Dichterverzeichnisses; dieser, durch J. Ch. von Bartenstein, österreichischen Kanzleirath, eine Vergleichung der drei von Goldast herausgegebenen Gedichte und Abschrift der Lieder Gottfrieds von Strasburg; bis endlich Bodmer und Breitinger, durch Vermittelung J. D. Schöpflins in Strasburg, 1746 die Urschrift nach Zürich erhielten, die Bedeutung derselben, zunächst für ihre Heimat, erkannten, Abschrift davon nahmen, die Bilder durchzeichnen liessen, zwar beides nicht vollständig, und nachdem Bodmer 1748 «Proben» von sieben und siebenzig Dichtern in Zürich bekannt gemacht, 1758-1759 ebendaselbst ihre Abschrift drucken liessen. Sie haben jedoch nicht nur die Folge der Dichter verändert (namentlich 3 den könig Tyrol, 70 den Winsbeke und 71 die Winsbekin ganz hinten, 95 den Hardegger hinter 112 den Setzer, 132 Frauenlob hinter 133 Sunenburg gestellt), sondern auch über acht hundert Strophen und Leichsätze ausgelassen, dadurch die häufig bis auf einzelne Strophen verstümmelten Gedichte unverständlich gemacht, den in der Handschrift für solchen Mangel einzelner Liederstrophen sorgfältig zur Ergänzung gelassenen Raum, ohne Zweifel nach ihren schon ebenso mangelhaften Urschriften, nicht beachtet, die genaue Abtheilung der Lieder durch abwechselnd blau und roth gemalte Anfangsbuchstaben und gleiche Farbe der zusammengehörigen Strophen und Leichsätze, ferner die weitere Gliederung beider durch grosse Buchstaben, übersehen, und durch dies alles, sowie durch anderweitige einzelne Auslassungen und Fehler, alle folgenden Ausgaben und Bearbeitungen einzelner Gedichte irregeführt.

Der Däne Rasmus Nyerup bemerkte schon 1797, in einem Schreiben an Erduin Julius Koch in Berlin, die starken Auslassungen des Bodmer-Breitingerischen Druckes, aus Vergleichung der vollständigen Rostgaardischen Abschrift in Kopenhagen. Unabhängig hievon, verglich zuerst 1807 Dr. Wilhelm Georg Rassmann, gegenwärtig Professor in Gent, auf meine Bitte, in Paris die Urschrift mit dem Züricher Abdruck, und deckte dieses ganze Verhältnis beider auf, sodass nun erst Licht und Sicherheit in die ganze Sache kam, sowol für die Erneuung, als für die Ausgabe in der Ursprache. Ich machte diese Entdeckung, mit Erörterung derselben und Anmerkungen, bekannt: die Herstellung zuvörderst der ersten neun und zwanzig Dichter: und in demselben Jahre, 1810 im Juni, erhielt ich schon den Beschluss, dessen Ergebnisse ich in der Anzeige von Benecke's Beiträgen zur kenntnis der altdeutschen Sprache und Litteratur 1810, in der Jena'schen Litteraturzeitung, 1810 im October, mittheilte. Dieser hatte nämlich dieselbe Entdeckung im Morgenblatte 1808 angekündigt, deren abgeleitete Quelle, wie ich bei Rassmanns Arbeit gleich vermuthete, die Schobinger-Goldastische unvollständige und nicht ganz genaue Abschrift in Bremen war, aus welcher sie, so weit diese Abschrift reichte, gegeben ward.

---

*) Diese dreihundert Handschriften sind nicht zu verwechseln mit der Collection Dupuy, über neunhundert Bände, welche der König erst 1754 erwarb.

Durch die deutschen Freiheitskriege und Siege bis Paris 1813-1815, wurden bei der allgemeinen Zurückführung der dorthin geschleppten Kunst- und Wissenschafts-Schätze, auch die aus dem Vatikan entführten Heidelberger nichtdeutschen Handschriften wieder nach Heidelberg gebracht, und dazu auch die übrigen Heidelberger meist deutschen Handschriften des Vatikans heimgeholt, und obgleich vom Papste dem Preussenkönige geboten, jedoch von diesem, unter Bedingung allgemeinen freien Gebrauchs, ebenfalls an Heidelberg zurückgegeben, 1816. Bald nach der zweiten Eroberung von Paris ward auch unsere zu den Heidelberger Handschriften gehörige Manesse'sche Handschrift zurückgefordert. Sie war auch schon als deutsches Eigenthum von der Pariser Bibliothek ausgeliefert, und der Hofrath Friedrich Förster, damals Freiwilliger, hatte sie schon, sammt der goldenen Handschrift der Heiligen Schrift aus Prüm bei Trier, dem General Gneisenau übergeben, der sie dem Vaterlande wiederbringen wollte: aber das unschätzbare, dem gesammten Vaterlande vor allen gehörige Liederbuch gerieth, als älteres, verjährtes und durch das obgedachte Vermächtnis des letzten Besitzers erworbenes Eigenthum, in den Weg der Unterhandlung, und es ergieng damit, wie mit so manchem anderen deutschen Eigenthum : man liess es den Wälschen. Der vorbehaltene Austausch (welchen man unter Zurückbehaltung des Kleinods bewilligen konnte) war voraussichtlich eine Täuschung, zumal da das französische Ministerium es als Grundsatz ausgesprochen hatte, dass keine freiwillige Zurückgabe auch der erbeuteten und geraubten Gegenstände aus den französischen Museen und Bibliotheken Statt finden sollte.

Indessen muss man immer wieder darauf zurückkommen, und so ward ich, im Jahre 1823 vom hochseligen Könige zur völligen Benutzung der in Paris gelassenen Handschrift dorthin gesandt, von dem hochlöblichen Stadtrathe von Breslau beauftragt, zum Eintausche der auch den Breslauern durch ihren Herzog Heinrich IV wichtigen Liedersammlung, sehr werthvolle altfranzösische Handschriften anzubieten, namentlich einen Valerius Maximus in zwei Foliobänden, mit den schönsten Miniaturen, welcher aus der Beute des in der Schlacht bei Azincourt 1415 gefallenen Herzogs Anton von Brabant herrührt. Unsere Gesandtschaft unterstützte meine Anträge deshalb kräftigst; Alexander von Humboldt, dem ich die mir anvertraute Handschrift vorlegte, nahm auch den lebhaftesten Antheil dafür : aber es war zu spät; ich erhielt durch den seitdem verstorbenen ältern Gail von dem Conservatoire eine glatt ablehnende Antwort. Und doch war damals, unter Ludwig XVIII, noch eher an Erfolg zu denken, als nach der Julirevolution. So blieb nun nichts weiter übrig, als die vorenthaltene Quelle wo möglich auszuschöpfen.

Und das habe ich nach Kräften versucht, durch nochmalige Vergleichung der Rassmannischen ganzen Arbeit und des Züricher Abdruckes mit der Urschrift; und darnach habe ich in den beiden ersten Theilen der « Minnesinger » -Sammlung (1838) eine vollständige Ausgabe der Manesse'schen Handschrift geliefert, mit Vergleichung und Ergänzung aus allen übrigen alten Liederhandschriften, welche im dritten Theile ausserdem die Sammlung vervollständigen, sowie der vierte Theil, mit den Lebensbeschreibungen der Dichter und der Uebersicht sämmtlicher Quellen, auch die Handschriftenabbildungen, zuvorderst die der Manesse'schen Handschrift von Tardieu, und alle noch übrige alte Sangweisen enthält.

Dr. W. H. Koller aus Zürich, der in Paris, ohne von meiner und Rassmanns Arbeit zu wissen, etwas später, abermals dieselbe Entdeckung, Berichtigung und Ergänzung des Bodmer-Breitingerischen Abdruckes machte, überliess mir freundlich seine Arbeit, zur willkommenen Bestätigung durch diese dritte Vergleichung der Urschrift (1829).

Ebenso bestätigte mir mein verewigter Freund Eduard Graff das alte Dichterverzeichnis, verglichen mit den Namen über den Liedern und Bildern, 1826 (Diutiska, I, 115); wobei jedoch die kleinen Randschriften für den Schriftmaler übersehen sind.

Seitdem hat noch G. C. Braun in Mainz, durch Herrn Garnier in Paris, Frauenlobs (132) Marienleich mit der Handschrift vergleichen lassen, für seine Ausgabe desselben in den Quartalblättern des Mainzer Kunstvereines 1851.

Die früheren Ausgaben sind zum Theil schon erwähnt, nämlich :

Goldast, der schon eine vollständige Ausgabe der Manesse'schen Handschrift beabsichtigte, hat, ausser den 1604 daraus bekannt gemachten drei Stücken : König Tyrol, Winsbeke und Winsbekin, nur gelegentlich noch 1611 einzelne Strophen von sechs Dichtern (45, 99, 115, 118, 134, 140) angeführt.

Freher, der die Handschrift dem Pfalzgrafen erwarb, benutzte sie auch, und führt in seiner Urgeschichte der Pfalz (*Origines Palatinæ*, II, 84) Stellen daraus an, namentlich vom (118) Marner.

Bei Philander von Sittewald (Hans Michael Moscherosch, 1600-1669) stehn im Weiberlob einzelne Strophen von vier Dichtern (13, 25, 70, 115). Kannte er, am Rheine heimisch und in bedeutenden Verhältnissen lebend, die Handschrift?

Schilter (st. 1705) wiederholt Goldasts Ausgabe der drei Lehrgedichte, mit Zusätzen von Scherz, Vergleichung der Urschrift von Bartenstein und dem Dichterverzeichnis, unvollständig (im *Thesaurus*, 1727).

Alle folgenden Abdrücke, Ausgaben, Erneuungen, Bearbeitungen, Nachbildungen und neue Sangweisen von Liedern der Manesse'schen Sammlung sind nach Goldasts und Bodmers Abdrücken gemacht : wie ich bei dem Quellenverzeichnis (S. 896) nachgewiesen habe.

Mehr oder minder leiden alle dort aufgeführten Arbeiten, bis auf Rassmanns Entdeckung, an der verdunkelten Abtheilung und häufigen Zerstückelung der einzelnen Lieder zu einzelnen Strophen im Bodmerischen Drucke, was dann noch zu weiterer Zerstückelung führte; während Gräter, welcher die Erfordernisse einer neuen Ausgabe richtig würdigte (in Bragur 1796), dadurch verleitet ward, die Lieder des Herzogs Johanns von Brabant als Einen grossen Minnegesang zu fassen und zu verarbeiten; eine Vorstellung, welche nur noch durch die Ansicht der ganzen Manesse'schen Sammlung als eines grossen poetischen Turnirs der gesammten hundert und vierzig Dichter, nach Art des Sängerkrieges auf Wartburg, überboten ward.

Das vollständige grosse Marienlied Gottfrieds von Strasburg (124) habe ich dem Dr. J. G. Kunisch (für sein Handbuch der altdeutschen Sprache und Litteratur, 1824) mitgetheilt. Ebendaher sind : von Büsching wiederholt, Herzog Heinrichs von Breslau (5)

Lieder, bei den Abbildungen von dessen Grabmal (1826); die Lieder des Grafen Wernher von Honberg (19) in Bartholds Geschichte Kaiser Heinrichs VII, Bd. II (1831); zwei neue Lieder Konrads von Würzburg (127) in Wilhelm Wackernagels altdeutschem Lesebuche 1835; und die Berichtigung des Züricher Abdruckes aus der Urschrift zu Karl Lachmanns Ausgabe der Lieder Walthers von der Vogelweide (45) 1827, und Wolframs von Eschenbach (47) 1833.

Die « Lieder und Sprüche der Minnesinger » von Bernhard Hüppe, Conrector in Koblenz (1844), Gedichte von dreissig Dichtern, und die « Auswahl der Minnesänger » von Dr. Karl Volkmar in Ilefeld (Bd. XV der Basse'schen Bibliothek, 1846), aus neun und achtzig Dichtern der Manesse'schen Sammlung, sind meist nach meiner Ausgabe derselben.

Von den GEMALDEN der Manesse'schen Handschrift, welche für die Geschichte der Dichter und ihrer Gedichte durch ihre Bildnisse, Wappen, dargestellte Handlungen und manche Nebenzüge so wichtig, sind die drei Bilder zu den von Goldast herausgegebenen drei Gedichten, verkleinert und nicht genau, denselben beigefügt; darnach wiederholt in Gräters Idunna, 1812, Nr. 32.

Der Lucerner Baron F. D. von Zurlauben beschrieb (1773) ausführlich die Gemälde der ersten sechs fürstlichen Dichter, mit Uebergehung des fabelhaften Königs Tyrol, in der *Histoire de l'Académie des Inscriptions*, t. XL (1780); deutsch von mir im Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst, Bd. I (1809). Desselben französische Beschreibung fünf anderer Gemälde (15, 25, 41, 65, 124), welche P. A. Grandidier, der Geschichtschreiber des Strasburger Münsters (1779), von ihm erhalten, hat der Strasburger Johann Heinrich Prox, in seiner lateinischen Disputation von den Elsassischen Minnesingern, unter Oberlins Vorsitz, 1786 bekannt gemacht.

Bodmers Beschreibung der Bilder befindet sich, nach des Züricher Professors Johann Horner Anzeige, mit seinem übrigen Nachlasse in der Züricher Bibliothek, und die Zeichnungen besitzt sowol der Ammann Füssli, wie Martin Usteri in Zürich. Bodmer wollte sie besonders mit Erläuterungen herausgeben : es blieb jedoch bei dem schon den Proben (1748) beigegebenen Umrisse zum Marschall Albrecht von Raprechtswil (65). Nach diesen Zeichnungen hat Franz Hegi in Zürich für seine « Costüme des Mittelalters » (1807) das Bild Otto's von Turne (64) verkleinert, (wiederholt im Morgenblatte), sowie die beiden Bilder Eschenbachs (47) und des Sängerkrieges auf Wartburg (72) vor Bd. I und II (1809-1811) des gedachten Museums. Auf den Grund des letzten Bildes ist der Holzschnitt zum zweiten, mit dem Kriege auf Wartburg anhebenden Bande meiner Ausgabe der Minnesinger von Friedrich Unzelmann in Berlin entworfen und ausgeführt.

Zwei Blätter, König Konrad der Junge (2) (Conradin) und der Schenke vom Limpurg (35), hat Moritz Engelhart in Strasburg, Herausgeber der Bilderhandschriften, der Herrad von Landsberg und des Staufenbergers, mir mitgetheilt (1817), in Steindruck nach farbigen Zeichnungen, welche er selber in Paris gemacht, aber bisher nicht herausgegeben hat.

Der Freiherr Joseph von Lassberg, auf der Karolinger Meerspurg am Bodensee, hat zu seinen Nachrichten von den Schwäbischen Minnesingern vor seinem Liedersaale (1820-1821) Bodmers Federzeichnungen gebraucht, sich dann ebenfalls Zeichnungen aus Paris verschafft und mir davon Nachricht gegeben.

Der Engländer Taylor hat seiner englischen Uebertragung aus dreissig Minnesingern (1825) die verkleinerten Umrisse zu zehn derselben (2, 5, 31, 45, 47, 52, 65, 72, 75, 80) beigefügt. Nach diesem Bilde Walthers von der Vogelweide (45) ist der Gubitzische ungenaue Holzschnitt zu dem Berliner Musenalmanach 1831, und die Wiederholung vor der Erneuung dieses Dichters durch Karl Simrock und Wilhelm Wackernagel 1833.

Zur Ausgabe von Frauenlobs Marienleich hat Braun eine Durchzeichnung des Bildes in Steindruck mir mitgetheilt. — J. von Hefner liefert in den Trachten des christlichen Mittelalters (1839) das Bild Walthers von Klingen (22) in Umriss und ausgemalt. — San-Marte (Regierungsrath Albert Schulz in Magdeburg) hat seiner Erneuung der Werke Eschenbachs, Bd. II (1841) dessen Bild, farbig, aus der Handschrift beigegeben. — Das Prachtwerk « Geschichte und Gedichte des Grafen Otto von Botenlauben » (14) von Ludwig Bechstein, Bibliothekar in Meiningen (1845), gibt dessen Bild nach der von mir erhaltenen Durchzeichnung, verkleinert und ausgemalt.

Bei meiner Vergleichung der Manesse'schen Urschrift mit den Abdrücken und Abschriften in Paris (1825) habe ich auch Zurlaubens Bilderbeschreibung berichtigt und fortgesetzt, und einige Bilder, namentlich das zu Gottfried von Strasburg (124), durchgezeichnet. Dann überliess mir Koller auch seine Bilderbeschreibung, und sandte mir aus London eine beträchtliche Anzahl meist noch unbenutzter Taylorischer Durchzeichnungen. Dieselben wurden durch die Sammlung des Grafen von Ingenheim bedeutend vermehrt, der schon früher ebenfalls die wichtigsten Bilder in Paris trefflich zeichnen liess, deren Gebrauch mir gütigst verstattet ward.

Der Geheimerath Abel in Stuttgart hatte selber in Paris eine ansehnliche Reihe von ausgemalten Zeichnungen gemacht, von welchen einige schon im Steindrucke ausgeführt, und mir gefälligst mitgetheilt, sowie die übrigen zur Ergänzung meiner Sammlung erboten. Endlich erhielt ich 1838 einen Theil der mir noch fehlenden Blätter in trefflichen Durchzeichnungen (ausgeführt von der Familie Willemin) durch die Freundschaft von St. Marc Girardin in Paris.

Mit solchen Mitteln hielt ich 1842 und 1844 in der Berliner Akademie der Wissenschaften zwei Vorträge « über die Gemälde in den Sammlungen der altdeutschen lyrischen Dichter, vornämlich in der Manesse'schen Sammlung, und über andere auf dieselben bezügliche gleichzeitige Bildwerke »; denen 1850 ein dritter Vortrag folgte: « Handschriftengemälde und andere bildliche Denkmale der deutschen Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts ». Sie stehn in den Abhandlungen der Akademie, und ihnen, sowie meinen Vorlesungen « die Schwanensage » 1846, und « über ein mittelgriechisches Gedicht von Artus und den Rittern der Tafelrunde » 1848, sind, ausser den Abbildungen mehrer anderer Denkmäler und Gemälde der Weingarter und Berliner Liederhandschriften, die Umrisse folgender drei und dreissig Bilder der Manesse'schen Sammlung beigegeben:

Kaiser Heinrich (1), König Wenzel von Böheim (4), Herzog Heinrich von Breslau (5), Markgraf von Brandenburg Otto mit dem Pfeile (6), Markgraf Heinrich von Meissen (7), Graf Kraft von Toggenburg (11), Graf Otto von Botenlauben (14), Markgraf von Hohenburg (15), Herr Heinrich von Veldeke (16), Herr Dietmar von Aist (27), der von Gliers (28), Herr Wernher von Teufen (29), Herr Christian von Hamle (31), der Schenke von Limpurg (35), Herr Burkard von Hohenfels (38), Herr Walther von der Vogelweide (45), Herr Hildbold von Schwangau (46), Herr Leutold von Seven (52), Herr Rubin (54), Herr Albrecht von Johansdorf (56), Herr Hartmann von Aue (60), Herr Reinmann von Brennenberg (61), eine Federzeichnung bei Herrn Otto zum Turne (64), der Sängerkrieg auf Wartburg (72), Winli (76), Herr Konrad von Altsteten (80), von Trostberg (84), Hartmann von Starkenberg (85), der Tanhuser (90), Herr Nithart (92), Herr Reinmar der Fiedler (105), Herr Reinmar von Zweter (113), Kunz von Rosenheim (128).

Die letzte und vollkommenste Nachbildung der Manesse'schen Handschrift enthält das vorliegende Werk.

F. H. VON DER HAGEN.

BERLIN, den 1ten Januar 1852.

Gedruckt bei Gebrüder Plon, rue de Vaugirard, 36, zu Paris.

SEINER MAJESTÄT

Friedrich Wilhelm IV

König von Preußen

in tieſſter Ehrfurcht zugeeignet

von

Paris am 1. Januar 1850

B. Carl Mathieu

MINNESÄNGER.

PARIS, [illegible]

chez Ch. [illegible] imp. Lith.

MINNESANGER

aus der Zeit der

HOHENSTAUFEN

Im vierzehnten Jahrhundert geſammelt

von

Rüdger Maness von Maneck.

Fac-ſimile der Pariſer Handſchrift

von

BERNARD CARL MATHIEU

PARIS

MDCCCL

·j· Keiser Heinrich·
·ij· Künig Chůnrat der Junge·
·iij· Künig Tyro vō Schottē· vn̄ Fridebrāt sin sū·
·iiij Künig Wencel vō Behein·
v Herzoge Heinrich vō Pressela·
vi Margrave Otte vō Brādenbg mit dem pfile·
vii· Margrave Heinrich vō Missen·
viii Der Herzoge vō Anhalt·
·viiij Herzoge Johans vō Brabant·
·x· Grave Růdolf vō Nüwenburg·
·xi Grave Kraft vō Toggenburg·
xii· Grave Chůnrat vō Kilchbg·
xiij Grave Friderich vō Liningen·
xiiij Grave Otte von Bottenlŏben·
·xv· Der Margrave vō Hohēburg·
xvi Her Heinrich vō Veldig·
xvii Her Götfrit vō Nifen· ·xvij· Graf Albrecht von Heigerlō
xviii Her Jacob von Warte· ·xvii· Grave Wernher von Honberg
xviiij Her Walther vō Clingen· ·xix· Brůd Eberhart vō Sax ein Bredier·
xx Her Růdolf vō Rotenburg·
·xxi Her Heinrich vō Sax·
·xxii Her Heinrich vō Frowenbg·
xxiii Der von Kürenberg·
·xxiiii· Her Dietmar vō Ast·
xxv· Der Cliers· vō Cliers·
xxvi Her Wernher vō Tüfen·
xxvii Her Heinrich vō Stretlingen·
·xxviij Her Kristan vō Hamle·
xxviiii· Her Ulrich vō Gůtenbūg·
xxx· Her Heinrich vō der Mure·
xxxi Her Heinrich vō Morungen·
xxxii Der Schenke vō Limpurg·
xxxiii· Schenke Ůlrich vō Winterstetten·
xxxiiii Her Reimar der Alte·
xxxv· Her Burkart vō Hohenvels·
xxxvi Her Hesse von Rinach·
xxxvii Der Burgrave vō Lüenz·
xxxviii Her Friderich vō Husen·
xxxviiii· Der Burgrave vō Rietenburg·
xxxx· Her Milon vō Sevelingen·
·xli· Her Heinrich vō Ruggen·
xlii Her Walther von der Vogelweide·
xliii Her Hiltbolt vō Swanegŏi·
xliiii Her Wolfram vō Eschelbach·
xlv· Von Singebg Truhsetze ze Sant Gallē·
xlvi Der vō Sachsendorf·

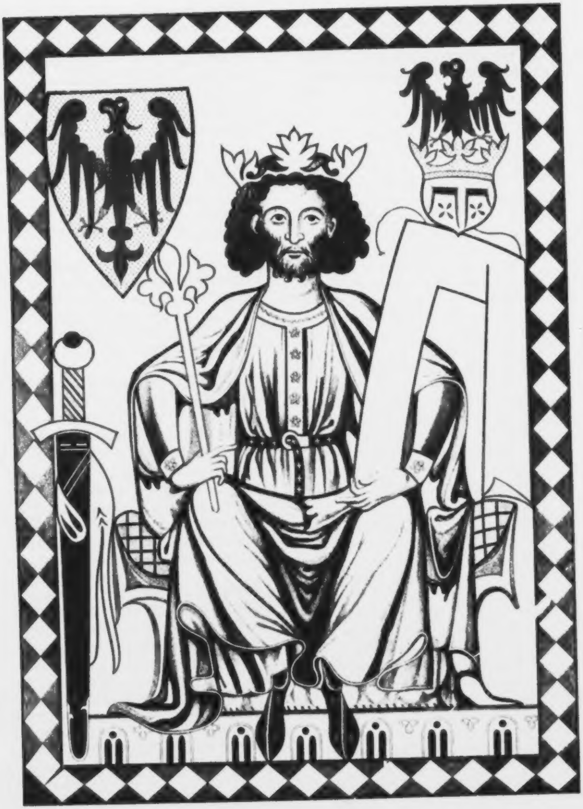
xlvii· Wahsmůt vō Kunzingen·
xlviii· Her Wilhelm vō Heinzenbg·
xlix Her Liutolt von Seuen·
·L· Her walther von Mets·
Li· Her Rubin·
·lii· Her Bernger vō Horhein·
liii Her von Johansdorf·
liiii· Engelhart vō Adelnburg·
·lv· Her Bligger vō Steinach·
lvi· Her Wahsmůt vō Mvlhusen·
lvii Her Hartman von Owe·
lviii· Her Reimar vō Brennēberg· ·lviij· Her Johans von Ringgenbg
lviiii Her von Wildonie· ·lix· Albrecht d'marschal vō Rapswile
lix. Her Otto vom Turne.
Lix. Her Gösli von Ehenhein.
lx· Von Sůnegge·
·lxi· Von Scharpfenbg·
lxii· Her Chůnrat der schenke vō Landegge·
lxiii· Der Winsbeke·
lxiiij Diu Winsbekin·
lxv· Klinsore von Vngerlant· ·lxv Cristan vō Lupin· ein düring Her heinr· hetzbolt vō wissens
lxvi· Her Vlrich von Liehtenstein· ·lxvi· der düring lxvi· Winli·
lxvii· Von Munegiur·
lxviii· Von Raute·
lxviiii· Her Chůnrat vō Altstetten·
lxx· Her Brune von Horenberg·
lxxi· Her Hug vō Werbenwag·
lxxii· Der Püller·
lxxiii· Von Trostbg·
lxxiiii· Hartman von Starkenbg·
lxxv· Von Stadegge·
lxxvi· Her Brunwart vō Oghein·
lxxvii· Von Stamhein·
lxxviii· Her Göli·
lxxviiii· Der Tanhuser
lxxx· Her Nithart· lxxx· Von Buchhein lxxxi Meist· heinr· Teschler·
lxxxii· Der Hardegger· lxxxij· Rost kilchhre zů Sarne
lxxxiii Von Wissenlo· lxxxiij· Der Schůlmeist vō Eslingen· LXXXIII· Meister Walther von Prisach.
lxxxiiii Von Wengen·
lxxxv· Her Pfeffel· ·lxxxv· Der Taler·
lxxxvi Der Tugenthafte Schrib·
lxxxvij Steinmar·
lxxxviij Her Alram von Gresten·
lxxxviiij Her Reimar der Videller·
lxxxx Her Hawart·
lxxxxi· Her Gvnther von dem Vorste·
lxxxxij· Her Friderich der Kneht·
lxxxxiii· Der Bvrggraue vō Regensburg·
lxxxxiiii· Her Niune·

lxxxv · Her Geltar
lxxxvi · Her Dietmar der Setzer
lxxxvii · Her Reimar vō Zweter
lxxxviii Von Obernburg ·
lxxxviiii Brůder Wernher ·
C · Der Marner ·
Ci · Von Buwenburg ·
· Cii · Heinrich vō Tettingen ·
· Ciii · Her Růdolf der schrib̉ ·
· C iiii · Meister Gotfrit vō Strasburg ·
· C v · Meist̉ Johans hadelob ·
· C vi · Meister Chůnrat vō würtzburg
· C vii Meister friderich vō Sůnenburg ·
· C viii · Meister Sigeher
· C viiii · Der wilde Alexand̉ ·
· C x · Meister Rumslant ·
· C xi · Meister Sper vogel ·
· C xii · Boppe ·
· C xiii Der litschöwer ·
· C xiiii · Der kanzeler ·

xcvii · Der Jung Missener
XCVIII · Der alte Mißener.
· C · Süskint vō Trimperg ein Jude ·
Der Gast
Der Criger.
· cv · Der Regenbog
cvi · Chůntz vō Rosshem cvi · Rvbin vō Rvdgr̄
· cvii · Der kol vō Nüssen · cvii · Der dürner ·
cviii Frowenlop

Die hie gesungen hant · vn̄ ze male sint ir · C · vn̄ · xxxviij ·

keiſer heinrich. ·I·



Ich grüſſe mit geſange die ſüſſen· die ich vermiden niht wil noch en mac do ich ſi vō munde rehte mohte grüſſen ach leides des iſt manig tag· ſwer nv diſu liet ſinge vor ir· der ich ſo gar vnſenfteclich enbir· es ſi wib oder man der habe ſi gegrüſſet vō mir·

Mir ſint dů riche vn̄ dů lant vndertan ſwenne ich bi der minneclichen bin· vn̄ ſwenne ich geſcheide von dan· ſo iſt mir aller min gewalt vn̄ min richtvm da hin· wan ſenden kvmber den zelle ich mir danne ze habe· ſus kan ich an freuden ſtigen vf vn̄ ouch abe· vn̄ bringe den wehſel als ich wenne dur ir liebe ze grabe·

Sit das ich ſi ſo gar herzeclichen minne· vn̄ ſi ane wenken zallen ziten trage beide in herze vn̄ ouch in ſinne vnder wilent mit vil maniger clage· was git mir dar vmbe dů libe zelone· da bůtet ſi mirs ſo rehte ſchone· e· ich mich ir verzige ich verzige mich e· der crone·

Er ſündet ſwer des niht gelǒbet· das ich möhte geleben manigen lieben tag· ob doch niemer crone kemme vf min hǒbet· des ich mich an ſi niht vermeſſen mag· verlür ich ſi was het ich danne· da tohte ich ze freuden weder wiben noh manne· vn̄ wer min beſter troſt beide ze ahte vn̄ ze banne·

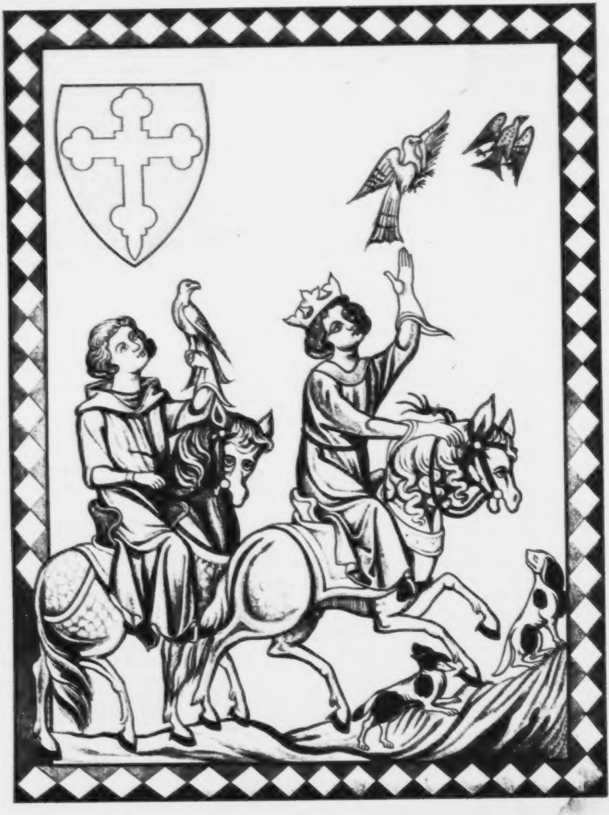
Wol hoher danne riche bin ich alle die zit· ſo alſo gǒtliche dů gůte bi mir lit· ſi hat mich mit ir tugende gemachet leides vri· ich kom ſit nie ſo verre ir tugende· ir en were min ſtetes herze ie nahe bi·

Ich han den lib gewendet an einen ritter gvt· das iſt alſo verendet· das ich bin wol gemůt· das nident ander frowen· vn̄ habent des has· vn̄ ſprechent mir zeleide das ſi in wellen ſchowen· mir geviel in al der welte nie nieman das·

Riteſt dv nv hinnen· der aller liebſte man· den nach minen ſinnen· ie dehein frowe ie gewan· kvmeſt dv mir niht ſchiere ſo verlüſe ich minen lib· den möhte mir in allen welten got niemer vergelten· ſprach dc minnecliche wib·

Wol dir geſelle gůte· das ich ie bi dir gelag· dv woneſt mir in dem mvte· dē naht vn̄ ouch den tag· dvziereſt mine ſinne vn̄ biſt mir dar zv holt· nv merkent wie ich das meine als edel geſteine/ tvt da man es leit in dc golt·

Künig Chůnrat der Junge. ·ij·

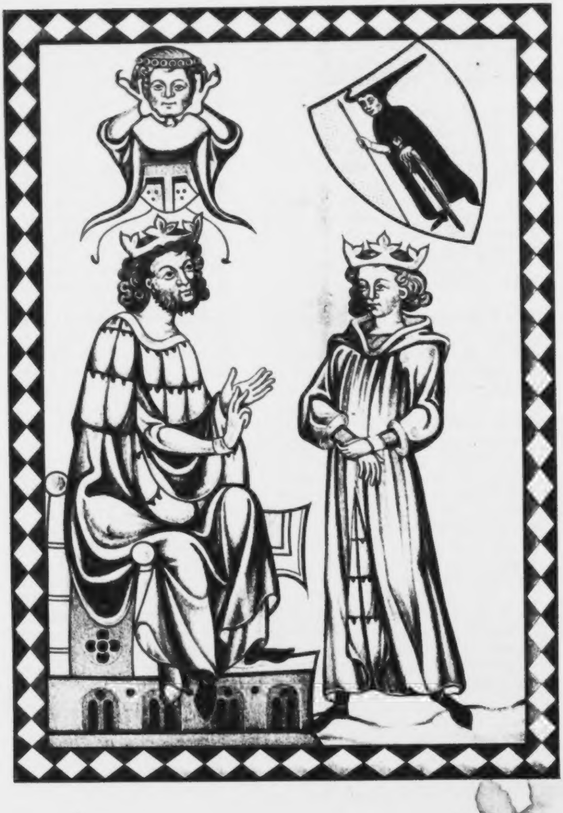


7

Sol ich nv klagen· die heide·
dast ein iamer gros· gegen
miner not· in der ich stete
brinne· ich můs v̉zagen· we
leide· sten ich fröiden blos· ir mvnt so rot
betöbet mich der sinne· wie solt ich ie
mer fröide also gewinnē· der ich vor al
len frowen her gedienet han· dv̉ wil
mich lan· v̉derben nach ir minnē·
Wolte si entstan· der triuwen· die min
hertze hat· gegen ir erdaht· so wer
min truren kleine· si sol sich lan· geriu
wen· wol der vngetat· dies an mir maht·
nv lange dv̉ vil reine· de si min h̉ze lat
in vngemůte· vn̄ ich mich ir mit dien
ste· mit ir genade tot· min fröide ist tot·
mich entröste ir wibes gůte·

Ich fröwe mich manig' blůmē rot· die
vns der meie bringē wil· die stůndē e'
in grosser not· der winter tet in leides
vil· der meie wil vns ergetzē wol mit
manigem wūneklichē tage des ist dv̉
welt gar fröiden vol·
Was hilfet mich dv̉ somer zit· vnde
die vil lichtē langen tage· min tro
an einer frowē lit· vō der ich grossen
kvmber trage· wil si mir geben hohē
můt· da tůt si togentlichē an vn̄ de
min fröide wirdet gůt·
Swanne ich mich vō d' liebē scheide·
so můs min fröide ein ende han· owe
so stirbe ich lihte von leide· de ich es ie
mit ir began· ich enweis niht frowe wie
mine sint· mich lat dv̉ liebe sere engel
ten de ich d' iare bin ein kint

künig Tyro vō Schotten vñ fridebrant ſin ſun ·iij·


]

Got hat wuder manigvalt· da
niel zeigt er einẽ walt· der
dvrh' in volle lobesan· dar
Ine zwene bŏme stan· de vil
dẽ man d' hŏhe iach· de mans ī den lan
dẽ obvuẽ bŏmẽ vre sach·

Als mā die morgẽ zit vnam· ein sul
sem smak an si bekam· mit luste de
er lise gie· ietwder bŏn dẽ smak enpfie·
d' eine wart grien vn̄ breit· d' and' sul
vn̄ durre gar wie vr d' smak ansi ge

Der grune vn̄ d' da durre ¶ leit·
stat· iegliche bŏm ein voglin hat·
svst ist d' and' walt vb' al· iegeliche ris
vol der voglin schal· vō dẽ smake uemēt
si die kraft· d' durre bŏm vn̄ ŏch sin vo
gel· ieni mit iam sint behaft·

Daniel vns das besinnet hat· wies
vmb die zwene bŏme stat· do sprah
des wisen mānes mŭt· walt vn̄ vogelin
wōdē kūt· ratest dv de videbrant· vō lei
gē h'zen lieb sun· sost wol min lere an
dich bewant· kunig videbrant·

Do sprach d' iunge kunig· wil h're gēt
ir mir dẽ pris· dẽ grunē bŏn wil ich
iuch sagē· d' mvs vō schuldē vroide tragē·
dast ei priest' der enpfat got als wir
deklich de er ane hŏbt sunde stat·

Ir machet mir die varwe rot· swēne ich
de himelsche brot· geliche zvo des balsmē
zil· dest mir leigē al ze vil· swēne der
priest' messe tŭt· dv gotes genade kvmt
balsmē gelich· vn̄ wirt de brot vleisch
vn̄ blvot·

Welt ir wiȥ vmb dẽ durrē stat· d' val
sche priest' niht enlat dẽ sŭzē got
er ŏch enpfecht· d' tvinb' vor sich selben
hecht· w das vn̄ er hat gelichē pin· val
sche priest' dast d' bŏn· sin sel dast ei vo

Dv kristēheit de ist d' walt· ¶ gellin·
ir sele zen vogelē si gezalt· swa dv
bi valschē priest' stan· vn̄ doh ze gotte
gelŏbē han· de er sich birget ī ein brot·
ir vogel vō schuldē singē mvzen· ir sele
wermider helle not.

Ir leigē vrowē swa ir stat· vn̄ ŏch ze
gotte gelŏbē hat d' valsche p'est schat
iuch niht· swie vil mā schandē vō im
giht· er trittet selbe ī iappes strik· swē
ne er dẽ sŭzē got enpfat er slindet vip
pen natern gift·

Swelh priester ab' got schon enpfat·
mit sinē pfarre lutē gat· der ist
da ze himelrich· dẽ selbē dem ist niht
gelich· si singēt alle wol vns dir· de
dv vns hast also bewart de wir vmb dẽ
helle pin·

Swēne ich die krone vsse han· die pe
ster solder vor mir gan· die wirde
hat in got gegebē· nv swachēt si ir sel
bes leben· mit gitekeit vn̄ mit vnreh
tem sitte· d' bietēt sis dē leigē gat vn̄
vullēt si sich selb' mitte·

Das tŭnt aber alle priest' niht sin
mā d' einē reinē siht· des stime kint
vns gotes wort· erst ei ganzer himelhort·
er ist thāme vur sunde se· nv lon dir
got vil lieber sun ist dir de kvnt so wirt
ŏvch me·

Romisch babest hoh gewāt· d' e d' kv
nig videbrant· lept ŭch dis bispel vur
vn̄ romisch vogt vō vurstē kur· swe krū
be strebe vf erdē breit· vn̄ alle die man
blattē schert· dē si dis bispel vor geseit
der kunig Tyrol·

Daniel wunders mer geschach· eine star
ke mulē er sach· du lag an einem
wage tiefe· d' vnd' stein vaste vmb lief·
d' ober kunde stille ligē· wies vmbe
die mule si getan d' wer mir schedelih

Das tat de and' mule ¶ ŏswigen
gat· zwo vn̄ sibenzeg kātē es hat
die stunt vō also maniger var· eines
wirt mā da gewar· der ist vō lignū
aloe· nie vemer holz vf erde wart· weist
dv wiȥ vmb die mule ste·

Der selbē mule pflag ei mā· d' nie
vleisch noh bein gewā· d' here ein
kint de wart en ein· de es dẽ vndn mul
stein duhte de er stille lag· vō einem
cleinē wesserli der ober groser snel
le pflag·

Das kint do hate knappẽ zwei · do d' obetschẽ kam an die vart · es sprach ir sulnt üch des bewegẽ · dc ir des steines kunnet pflegẽ · ob er vnd' welle strebẽ · dẽ dankẽ als ich han getan · ich wil üch lon dar vmbe gebẽ · Der künig vridebrant ·

Herre ir habe wũdlichẽ muot · dc ir gegẽ mir die wage tuot · võ turscheit wiste ich be · wa ieme gelas gelag vn d' gesal · wa sich die spere vs helme klungẽ · võ swerten vñ die schilte · dar vm sich die recke swungẽ ·

Doch welt ir sin niht enbern · so wil ich üch d' müle weru · d' vnd' stein ist dũ alte e · dũ kunt vur be niem̃ me · die hat d' megde sun vdẽkert · d' ob stein dc ist d' tof · da mit dũ nüwe ist vf gezuket ·

Welt ir wissẽ wie es vmb die kamẽ stat · zwo vñ sibenzeg sprache do wolt hat · der eine d' mã da wirt gewar · do da ist võ so suzer par · dc ist dõ magt võ ysse her geborn · die got al der welte hẽr zem muot hat erkorn ·

Die knappẽ die der müle pflegẽ · dc sint die priest' die dẽ segẽ · habẽt üb des tofes zil · wer üch der rede niht ze vil · got gab dẽ pfaffen vf ir eit · dc vngelõbẽ bev hẽtẽ vñ vestẽtẽ die kristenheit ·

Welt ir dan wissẽ vmb dẽ mã · d' nie stal noh dein gewan · des kint trug einer megde lib · die iudẽ iahẽ si wer ein wib · daniel mit beidẽ handẽ swur · dc si nit dẽ gelõbẽ varn als adam vmb dẽ apfel vur ·

Si habẽt dãnoh pine vil · got der vns niht me sterben wil · võ sinẽ tode wirt vns zorn · er sprach iem̃ wirt geborn · dẽ si benãt der tofes zil · vñ volgẽ dẽ mã blinne scher dur üch ich niht me sterbẽ wil ·

Wan do got võ dirre welte schiet · er beval vns einer tintẽ diet · priest' nẽne ich üch mit namẽ · kein künig sich niemer darf geschamẽ · dc er do edel hõber sin mit krone gegẽ in neiget · des gib ich ir die triuwe min · Der künig tytol lert sinẽ sun ·

Ik hirẽ üch wol dis bõch erkant · wie d' künig tytol vñ d' schottẽ lant · sinẽ sun vridebrande riet · die werltlichẽ lere dc kint wõ mit ere wende er schiet ·

Er sprach du solt wissẽ liebes kint · da gegẽ üb ellü lere blint · din lere solo dy willig han · sich selber wie mir es si ergã · ich trug ie gelich mit in en ein · des volgẽ mir võ strite vil manig helt gewãgẽ hein ·

Du solt öch wissen wer dich geteme · sun schadẽ mdiuk dienẽ dienste neme · dc dv dẽ wider rihtest snel · hie vmbe wagẽ si ir vel · wirt mã d' tugent an dir gewar · du gesigest gegẽ weiter mehe gegẽ vienden mit kleiner schar ·

Sun wilt dich ab selbe suchẽ · so solt du dẽ vngiue sehẽ · d' dir dich si in kumb' kome · vñ schadẽ hat bi dir genomẽ · volgest do dẽ selbẽ site · got lõt ẽ michel wũd' teilt er dir sin helfe mitte ·

Sun turnei machet tüsche diet · da võ wil ich dir rate niet · turnierẽ wirder mãnes lib · dur wirde lobẽt si die wib · turnirẽ dc ist ritterlich · so hört zõ strite dringẽ vñ veste haltẽ ritterlich ·

Hast du din golt behaltẽ tragẽ · swenne dine rite kumb' tragẽ klagẽ · dast es swacher künges vrat · swelh vürste dc totẽ ist niht kunt · wie tusent walt sis wid' wegẽt · da hort gegẽ hurte dringet · vñ swert vf helme klingẽs pflegẽ ·

Sun du solt din elich wib · halbẽ liep als din selbes lib · dast ob allẽ tugẽdẽ bür · die rehtẽ ẽ der vns got kunt · bil winget künig dast mi iar · behaltest du die lere min du belibest ane misseuar ·

Sun diner wõrdẽ manne wib · vñ ir schõnẽ wolgẽ lib · nu hüte dc dir iht vnd' bruste · in din herze kom d' gelüste · da mit du dinẽ wõrdẽ mã · an erẽ iungest gelswachẽ niht das ich dir gerate ha ·

Wan es ist alles leides gut ẽ mert · vñ wirder beide ihe vñ dez · dir tragẽt zwei geslehte has · dc and' solt du niken dc · ob es mus din elich wib · dir zuht dur vrzhte swigẽ · si denket doh du valscher lib ·

Wan si tot als dc kindeh bluome dc v'deket dü ögẽ sin · so weint es dc es niemã

sehē· vdahter valsch lat sich wol spehen·
da vor solt dv dich bewarn· so wirstv helde
willig mit der gegē der vient scharn·

Nv höre künig vn̄ mke mich· es stoster
künige list an dich· die habēt sich gen
dir gesterket· hastv die lere nit gemerket·
enpris dich in dc ist nit war· dc si sich mö
gen gehüpfen· als eī wolf der vor dē löwē

Nv höre künig vn̄ mke es bi· Crutz
trager din lute eī and' has· moge da d'
minne niht gesin· so stant dē rehtē balde bi·
si wenēt des dv dich maht schemē· ob dvs
niht vnd' rihtest· dc sich ved' shade gerē

Hoerst dus iung künig vn̄ stet Cme·
dv dē richē edelē bi· dc er dē armē tût
gewalt· din misserat ist manigvalt· da mit
v dienst dv gotes zorn· vn̄ spottet din die
richē vn̄ hast d' armē gonst v'lorn·

Nv höre künig ich sage dir me· vor allē
dīgē wisse sie· swanne dir d' gnde kvmb
klaget· wirt im din helfe danne v'saget· eī
trahtu vō sinē herzē gar· dī klebt and' sin
ne din swene got an sime gerihte sint·

Dv solt och wissē svnd' lich· wer sin sele
dienst ist· des wirt mit sūdē sēt bedret·
darīne da mit dv vrowe ret· dū krümbē
sich nah angeslich site· dū sunde ist so dc got
tes ie mir vō in gerat da vur gebitē·

Och la din zungē stille ligē· eī gehas
sen wer das v'swigē· dē kvmb hafte
dc geseit· dc er zen wōē drōt niht nimt·
wirt im din helfe danne v'spart· ein schul
de an diner stirnē klebt sorn hast dv tugē
de niht bewart·

Wan liegē ist eī angestlich hort· lügē
machet manig mort· lügē machet vō
dē wib· dc ir ere vn̄ och ir lib· vil dike
nimets wirt ernant· eī tüvel d' hus of
gewedel d' ie die erstē luge vant·

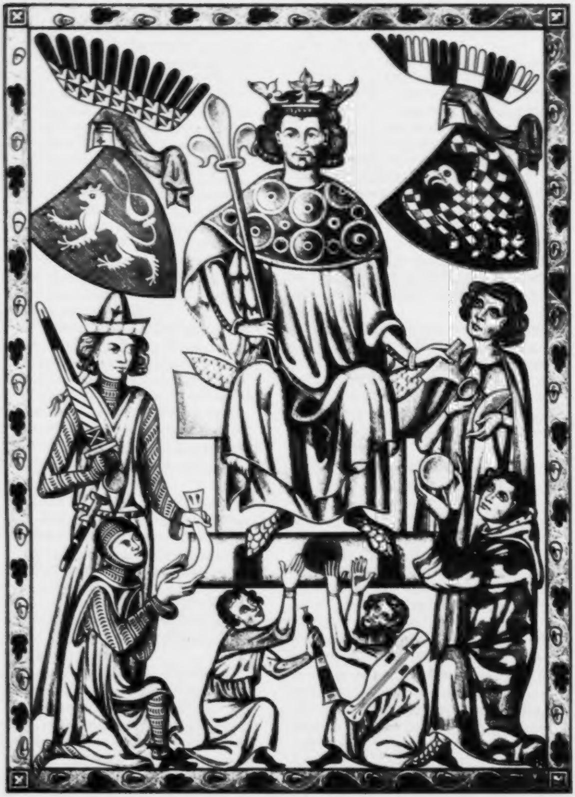
Ich weis eī luge die er sprach· die got vil gū
lichē rach· swo rehte wisse ir angē sine dc
man wol stahel luppte mitte· elenēmise war
si kvmt· d' konīe lugē mit dē sper· da in
wart amphatius sich wirt·

Swe stater frunt vor liute vil· vn̄ sich
da mit belschōnē wil· dū strasse ist vi
per vatn gift· vn̄ snidet als dc sagte slist·
ist ab' dv schamen an in geborn· svn haldest
dv des straben vil dē frunt hast zem me

Niht meist' tuon des herzen Cvlorn·
war· dc er mit rehtē site var· mit
holdē reinē habe iage· sin spise er niht
zewinkel trage· vn̄ trunkenheit er sich
bewar· dc er die gute lase so man er wōl
liche varn·

Svn ich wil dir sagē me· swene er ger
ne sile dich ge· vn̄ dir sinē kumber
klage· dē kvmb dv lieblich mit im tra
ge· niht en velsche gotes wort· got schōt
die selbē erbinde vnt siner hohstē himel
hort·

Künig Wenzel von Beheim· ·iij·



kúng wentzel vō Behein

Us hoher aventiure ein süsse
werdekeit· hat minne an mir
zeliehlichte braht· ich süfte
us herzeliebe swenne ich denke
dar· do si mir gab ze minnekli
cher arbeit· als ich in wünsche hete gedaht
so zart ein wib des ich mich iem̄ rüme tar·
vn̄ doch also dc es ir niht ze vnere ste· si gab i
grosser liebe mir ein riches we· dc mvs ich an
gē iemer me in ruche wan es zelieben ge·

Mich dar min mvt dc ich der lieben kündē
nam· so wol vn̄ wol mich iemer me· min
willegez min ögenweide vn̄ al min heil· do si
mir durch dü ögen in das herzen kam· do möste
ich velen das da nie e· gegē der vil klarē lose
al gelange ein teil· herze vn̄ sinne gab ich ir
ze dienste hin· al miner fröidē vrsprung vnde
ein anbegin· si gab mir des ich iem̄ bin fro
vn̄ ist doch min vngewin·

Recht alsam ein rose dü sich vs ir klosē
lat· swenne si des süssen towes gert· sus
bot si mir zukersüsse roten munt· swas
iekein man zer welte wunne enphangen
hat· dc ist ein niht ich was gewert so hel
lebundes trostes ach der liebē stunt· kein
mvt es iemer me durch denken noh vol
sagen· was lebende selde mir was an ir güte
benaget· mit leide liebe wart geiagt· dc
lere wal vro dü liebe klagt·

Nv minne darf mich niht ze rūmes zimer
sin darf· swie gar ich vmbe wigē hat
ir sessen lib· ir klarē varwen süssen losen
liebē lip· nie stunt min wille gar wider ir
kúschelich enwarf· wan das sich in min
herze ver mit ganzer liebe das vil minnekli
che wib· min wille was den ögē vn̄ dem her
zen leit· dē lib zam das ich so tete woh
sol meren dü gantze liebe ir selnet· vn̄ och
ir kúschū werdekeit·

Nv habe er dank der singer frowē also
pflegē als ich der reinē senftē tuhte
ich brach der rosen niht vn̄ hat ir doh ge
walt· si pflag mis herzen ie vn̄ pfliget noh
alle wege· sy wenig ich bitte mir ir zuht·
so wirt mir an fröidē also manigvalt dc
ich vor lieber liebe niht gesprechē mag·
al mines trostes wunsch vn̄ min selde tag·
nie man so werde me gelag· als ich do mit dē
liebe pflag·

Sit das der wint hat die blūmē in ge
tan· der kleinē vogelin süssen sank i
walde vn̄ och in öwen· so wil ich tāzē dā
wir besser fröide han· swer volge mir der
habe des dank· die reinē süssen frowē die
sol man alle stunde· für blūmē vf d' heide se
hen· hey weh ein lebendes ögē weide· swan
spilnde blike bringē mir [illegible]·

Nv dar dem mit dē kusse ein süsser vmbe
vang· nah richer minne teil ergeit· wer
kurt da für die rosen· für war des sine müs
ten iemer wesen krank· min wunsch d' liebe
di gebet· hey müs ich mich erkosen· mit d'
vil lieben eine· dü aventiure wunders as d' ich
vlange e mich vmas· dc müste si vgeben
mir dü reine·

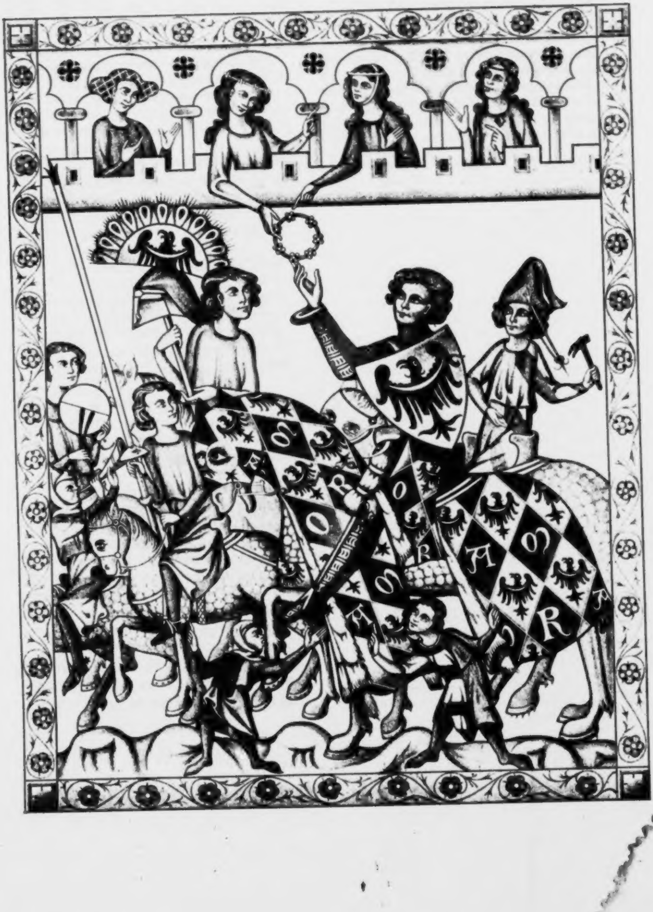
Vil zarte süsse vn̄ iemer wol gewünschē
wib· min trost dē ich ze fröide han ir an
dir vil klarē güte mich sol din hohgeerter
loser lieber lib· in kleinē sendē sorgen
lan· hilf mir ze hohē mvte· wie wol mich
des gelüste· so sich zelachē gebe din mvnt·
dc ich in in der lieben stunt so lachelachē mir
ze fröidē kuste·

Es taget vmmassē schone· dü naht mvs
ab ir throne dē si zekreftē hat vnd
ganzer wone· der tag wil in des kreftē v
der tber ab ir velkē· die naht mir sū gle
sten· deste war si mag niht lang' da gere
stē· vn̄ es ist zit vn̄ niht zefrü· dc man ein
schaidē wibe· swe lang der wahtē e dc sich
gevecte· der tag mit sin töze· wol vf vn̄
vf ich gan ir niht zebelibē bid' note· ich
fürchte dc d' müse ir teil v derbe·

Das horte in vogen schöwe ein ermiche
dissewe vn̄ och ir minnen dich d' durch
ein öwe· was tröstliche dar bekomē· si sp
fründ mir wunē d' wahte wil niht gon
nē vns liebes wā er wolte sin besprūnen·
mit miete dc ich han vnomē· es ist dē
tage vnnahē· si stünt vf vn̄ begunde ga
hen· hin zv dē wahtē eine si sprach wahte
nim silb gold vn̄ edel rich gesteine· la

mich den zarten lieben vmbevahen·
Er ſprach ich bin gemietet geb wid' vn̄
mietet· üch froide vn̄ ich wolte dc ir
bedietet· mich daſ habt ir vf ende beſahe ich
warne üch ſwēne es zitet dc er mit froidē
tritet· ſwēne ich üch ſage ſo hütet dc ir ſich
bitet· ir lāt in dar er habe gedaht· ſi wart
ſu vmbevāgē er kuſte ir roſē mūt ir klarē
wāgen· dc was der mīne lehē ich vn̄ iuch
die lieſſē ſich do wenig iemā ſiehē· da
dc ergieng da iſt öch nie ergangē·

Herzoge Heinrich vō preſſela ·v·



Herzog heinrich vō pressla

MIr ist das h'ze wūdē fro-
unde ein vil reine selig
wib des gar vf min gemů-
te hô. si ist mir lieb also
der lib. ich wil mich's fröuē
offenbar an ir ist alles
wandels niht. de nim ich für ein keiser

DV reine wib mit gůtē site C hat.
die sint wol aller erē wert. die wiben
man lobe ich hie mitte. got gebe in swes
ir h'ze gert. wer al dú welt gemeine also
dar umbe wolt ich lidē not vñ wolt dech
mit in wesen fro.

DV mir wol fröide mag gegebē. der lib
ist aller selde schrin. ach got wañ solt ich
iemer leben vñ mů̊ste ich dañe bi ir sin. so
fröit ich mich der liebē tage. swēne ich min
frowē ane sihe mir ist wies alles wesē ge.

Jch klage dir meie ich klage dir sun
wūne. ich klage dir liehtiu heide breit. ich kla
ge dir ögebrehend' klê. ich klage dir grůnē walt
ich klage dir sunne. ich klage dir ven's sende
leit. de mir dú liebe tůt. so we welt ir mir
helfē geschihtē so truwe ich de dú liebe milte
richte sich vf ein minneklichen wesē. nv lat ú
sin gekündet minē kumb'. dur got vñ helfet
mir genesen.

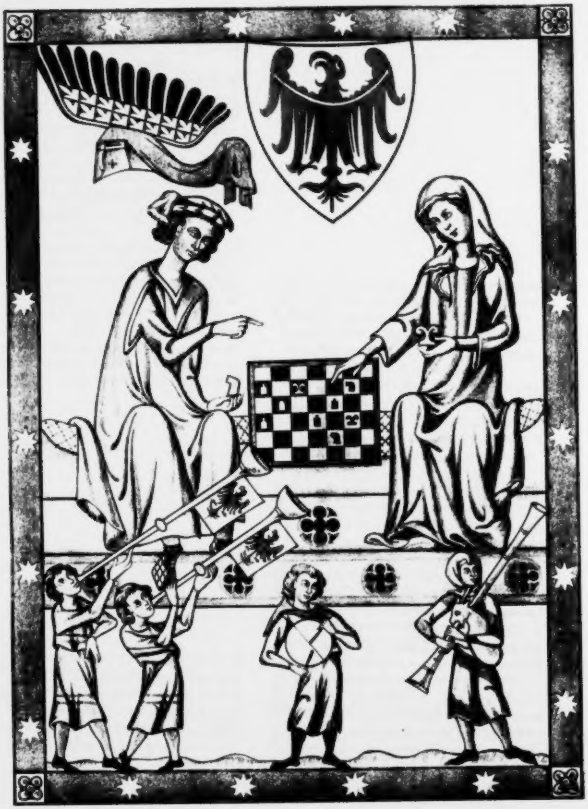
Was tůt si dir la h'zē vns die schulde de
ane sache ir iht gesche. vō vns wañ das
ist wiser sin. in liebē wane habe ich wol ir
hulde. wāne aber ich für das ihtes ie. si giht
ich strebe e solh gewin. mir vō ir wirt zeteile.
de ist ein tot minneklichē heile. o we de ich si
ie gesach. dú mir i h'ze lieber liebe triches so
bitterliches vngemach.

Jch meie wil dien blůmē min vbertē. dien wi
lē tůt dien klē wis. de sú sich vor ir sliefē
zů. so wil ich sumer wūne mich des nietē.
der kleinē vogelin süsser sue. de d' gegē ir ē
singē tů. ich heide breit wil nahē si swēne
si wil nah glanzē blůmē gahē. vf mich wil
si halte dir. nv si vns vō ir wider seit der gů
tē swes mů̊s si sin genedig mir.

Jch brehēder klê wil dich mir schine rechen.
swēne si mich an mit ögē siht. de si vergla
ste schulhen mů̊s. ich grüner walt wil abe
min löiber brechē. hat si bi mir geschaftēne ihe
si gebe dir dañe holdē grůs. ich sunne wil dur
hitzen ir h'ze ir h'ze mů̊t kan schamehōr. wir
switzen mag ir gen mir geheibē niht. si wil
le dinē sendē kumb' swedē mit h'zeklich' liebe

Jch ver' wil ir alles de erleidē sus // geschiht
minneklich geschaffē ist. tůt si dir niht genadē
tat. o we sol mā si vō dien wūnē scheidē. e. wolte
ich sterben sund' strit. swie gar si mich betrübet
hat. wilt du dich rechē lassē. ich schaffe de ir
aller fröidē strassen. ir wider spenig mů̊sē we
sē. ir zarter lip der möhte es niht erlidē lat mich
e sterben si genesen.

Margrave otte vō brandēbg̃ mit dem pfile. ·VI·



Winter dine trůbe stunde · vnd
din leide manigvalt · ob ich
das erwende kunde · da si wur
dē das gestalt · das wolte ich
dur die langē naht · vñ durch die vil minneklich
chē dú mir fröidē vil hat braht ·

Ich sach die vil minnekliche · ir mit scham in ri
cher wat · zehant do wart ich fröidē riche · da
vō min mvot vil hohe stat · mich grůste ir vil
uelich mund · der duhte mich ī solher wise
sam ein fiurig flāme enzunt ·

Hey wie gert durch dine gůte · rüche d' minne
kliche pflegē · mit stete trüwē si behůte ·
vñ sende ir dinen stillen segē · de hat si vō schul
der gar wol gegē al der welte gemeine · ey hat
got nv nim ir war ·

Nu kumt aber ein liecht mere · der machet
manig herze frō · er bringet blůmē manger
leie · wer gesach ie schöner blůt · vogelin dōne
sint manigvalt · wol gelöbet stat d' walt · der
wirt vil manig herze balt ·

Ich wil nah ir hulde ringē · alle mine lebēden
tage · sol mir niht an ir gelingē · sehet so turre
ich sender klage · si entrōstet mich zetrahē · ir der
lühtig roter mund · hat mich vf dē tot v'wunt ·

Winter was hat dir getan · du blůte vil min
neklich · vñ der kleinē vogelin dōne singen ·
ich weis wir war gar ane wan · wil mich du
seldenriche · trōstē was kanstu mich dane gesche
den getwinge · ich trume eine lange naht · fur
tusent hande blůte · ich han mich des vil vnd
bedaht mich wie ich das ir gůte dane d'
mere mir kan wolde bringen ·

Sich biderber man din gemůete hoher stan
sein wib dich minnekliche grůsset · al din
hochgemůte wirt gemert · frowē gůte mānen
kumb' bůsset · ane minne ist nieman wert ·
vnkusche mag gemiñe nihe · vnminne ist
dē ein wiht · der nihe mine gert ·

Wie sol man das gesprechē vō d' minne wie
man hat niht all rehte gůtes · swer d'
pfliget der walte gůt sinne · mine tůt dē
man nihe arges mvotes · swer d' minne ist vn
dertan · si lat in manige sorge sehē · als
ich die wise hōre iehē si leret tvnde lan ·

Ia wol dē der vnminne valle stunde gue fluhē
dē mag ere gerin · minne wart nie bi dē sun
dē vunde · si tůt gůte man wolrehte lere · genō
ge lüte sprechē so de vnminne sünde si · mi
ne ist aller sünde frei · sehe mine machet vn ·

Rvmet den weg der mine liebe
frowe vñ lant mich ir vil reine lib an se
hē dē möhte ein keiser wol mit erē schowen ·
das hōre ich ir die meiste menge iehē · des mvs
min herze ī hohen lüfte stigē · ir lob ir ere wil
ich niht v'swigē · swa si wont dē lande mvs ich

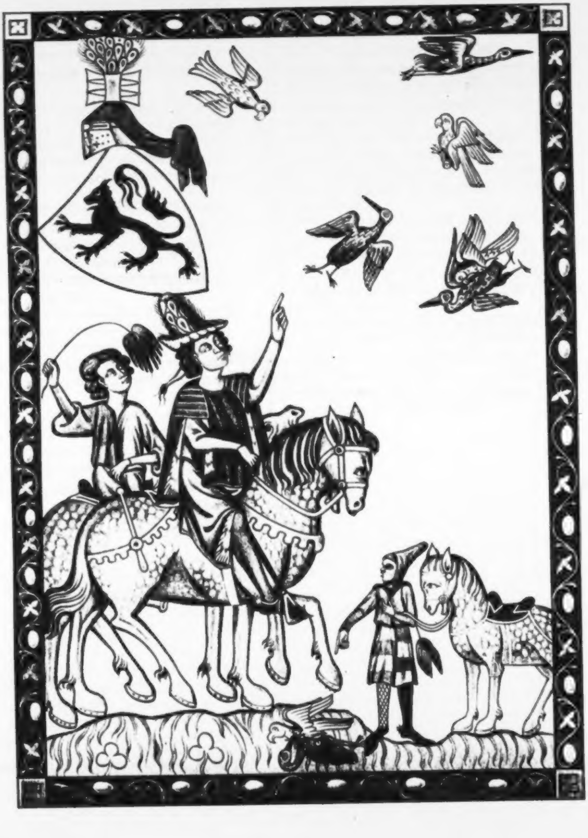
Frowe mine wis min trōst il tugen
lerine sage der liebe die ich vō herzē mine · si
ist die ich mit ganzē trüwē meine · sine si mir
bekant so gar die sine · si mag mir wol hohe
fröide machē · wil ir rot mund mir lieplich la

Ichen ſehe ſo mvͦs mir alles trurē ſwiche·
Ich bin vˀwunt vō ſwerer hande leite·
merkent ob das ſchadet mir vilte· es wil wene
lichte blůmē vf der heide ſo lit ich not vō
ſenē trurē wite· dů mag mich wol heilē vn̄
krenkē· wende aber ſich dů liebe bas beſtē kē·
ſo weis ich mir mvͦſte ſage entwenkē·
Ich hant ze frōdē minē mōt· gep ſet nv vil
maingē tag· vmb eine ſchône frowē gůt· das
mich de niht gehelfē mag· de klage ich vnd
mvͦs mir dike ton ſo we· o we de ich alſo ſelē
mine ſchone frowē ſe·
Swa ritter vn̄ frowē ſint· al da mag erē
vil geſchehē· ie doh iſt de vil gar ein wint
da winter vn̄ ich min lieb mag ſehen· ſi lůhtē
ſam dů ſunne vn̄ iſt wandels vri· vil ſelig ſi
ir reiner lip vn̄ alles de ir wone bi·

Ich wande de ich iemer lang herte· vf geſelē dˀ
minē ein teil· min gem· min gemv̍te de ur
ſtere· nv hat mich ein gros vnheil· alſo mī
neklich beſtandē dˀ liebe dů hat mich in
bandē· geb vnē wol an tuſent ſeil·
Min ogen dˀ hant mich vˀleitet· vn̄ vˀſe
ſtē de iſt war· min herze de hat ſich ge
breitet· ane minē dank ſo wil es dar· zů
dˀ minneklichē reinē· mit der wil es ſich vˀ
einen· bede ſtille vn̄ offenbar·
Mir beſchah bi minē ſtundē· nie ſo ſene
liche not· ich trage heimliche wnden·
die ſlůg ir munt ſo rot· dů liebe wont gar
in dem ſinne· mis herzē trut min lieb ſinne·

wirt ſi mir niht ſo bin ich tot·

Marg̃ue heinrich von Miſen xvi



Lassen wir die blůmē wol beliben·
die sint v̊darbē des ist niht zeklag·
singē vō den minneklichē wiben·
nah einer ie min sendes h'ze ranc·
vn̄ sol sich bedenkē das· mir h'zē ist dú liebe
mir gehas· dc wēre vrowe ich diene dir iem
merde bas·

Ich hôre sagē nu si wol zemiter· d' tegelich niht
ne enpflege· der sol sich nu warmē gegē d' hitze·
ich han bi liebe nie gelegē· da vō enruche ich
wēne es taget· minē mvt ich wēde nibe vō ei
ner magt· ia enruche ich wir d' wahē an der
zinne sage·

Liebes lieb getedē an wiblich ere· vn̄ wē
re mir min vngemach· des han ich vō m
hē ze tage ie mere· sit ich dich vrowe alrerst
an sach· din vil rote wunner munt· d' hat ī de
h'ze sere mich v'wunt· dc wēde frowe alsō ich
bin iemer vngesunt·

Wol mich hûte wol mich h'e iem'mere· mich
tůt so wúnēclich ein wib· des wil mich
dc sich al min frôide mere· wol mich dc ich so
liebē lib hā zetrôste mir ersehen· wer ich ri
che iat gewaltig keiser· mir kunde niemer
bas beschehē·

Min lieber wān der half ie vil kleine· wan de
ich hoffet alle tage· si hies mich dike wo
sin durch gemeine· un̄ lies mich leit mit vil
lemtragē in dē wane lebt ich do· vō dē wane
hat si mich gescheidē· vn̄ bin vō schuldē vro·
ein rot' munt· er seite ich solte trôstē han·
er wolte machē mich gesunt· trôster er das
h'ze min mir also frôlichē tůt· ahy wer wol
de ich danne sin·

Sich solte frôwē wol min lib· vn̄ solte min
h'zē pflegē· gebe dc ein minneklicher wib
so wolt ich sorgē mich bewegē· ie mitt der
ich so stete gat· sit er das gesprochē hat das
er vie sagē mich bewart·

Ja richer got wie sanfte es tůt· dem grůsset
wol ein lieblich wib· dc wirt so frôlichē der
mvt· do h'ze vn̄ ŏch der sine lip· hoh vf gen
dē lúftē vart· sin mvt der fliuget alsô ho alsā
der edel adelar·

Selig si min liebiu frowe· dú mir frôid' dē h'
ze mit dien sinnē· mir tůt wol swēne
ich si schowe· von ir gůte mag ich heil gewin
nē· si ist gar min trost vur sende not· vn̄ ŏch
vúr vngemůte ir schône lengert mir dē tot·
des bit ich got ir reinē lib behůte·

Ich frowe mich swēne dc ich mag gedenkē dur
ne ich wil der h'zeclichē frowē· si kan sendes
trurē krenken· mir tůt wol swēne ich ir lip sol
schowē· ir wange bla ir ŏgē klar ir mūt roht
als er glůte· swie verre ich si ich wúnsche ir
dat· vn̄ bite got ir reinē lib behůte·

Ich wolte gar vō frôidē gan· do troste mich

Was hat dú welt ze gebene ma das vō ein
sendú not ze erge·danne wibes minne aller
ne·ein wib dú loslich lachē kan gen einem
wol gemútē man·der fróide ist niht kleine·
swenne si stet gegen im ze angesiht·vñ si in
mit ir ógen giht·dc si in vō herzē meine·sid
disen zwein gezemt si·vñ wone mit vålsch
hóte bi·der vróde zemē theine·

Ah si schonē libe wol gemat·ī edelē múte rein
gar·swer das an wibē vinde der lobe ir
lebē vñ ere ir lip·si ist gar ein reine selig wib
des wúnsches īgesinde·ir luter spiegel war mit
leben·kan truben herzen fróide gebē swer sich
des water winde·der frowē reine fróide ver-
plegen músse er vō de mer·vō wibe vñ óch
von kinde·

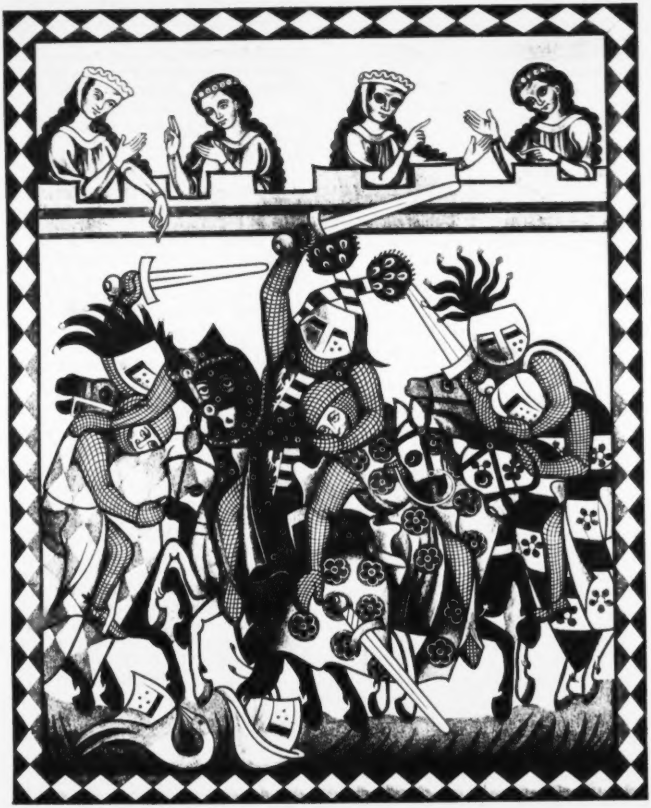
Ir zuht vlieher úch si geseit·dc zuht vil v
re nah ú iert·des swer ich ú bi eide·mit vn
zuht habt ir gútē zúh·hey zuht sluch nv
fluh nv fluh·so sehe mā vō úch beide·ir fro
wē neme sin kleine war·er kom mit guten
zúhtē dar·so dc er sich gescheite vō unzuh
als ein zúhtig mā·swelh frowe im dānen ir
grússes gan·der lept gar sunder leide·

Nv sint die nehtē lange sum tage·mit so
ane fróide hin gescheidē·was hilfet das
ich senden kumb' clage·der liebē dú mich lat
ī senden leidē·doch mvs ir minneklich schin
vor allē wibē in minē herzen hūte vñ iemer
sin·o we sol ich niht sus bi ir beliben·

Wil dú vil here dc ich vro beliben so sol ir rot
mūt mir gútlich lachen·dc vō getriuwes
herzen grunde vō ge·so wer erlost min herze vō
senden sachē·besche das niht owe der not·so
mvs v'swindē min hoher mút ist vñ fróide tot·
dc niht ergat sol ich genade vinden·

Do ich die minneklichē erst an sach dc han
ir munt dc sich min herze entzunde·da vō
so lide ich senden vngemach·dc hat gewert da h
vil lange stunde·vñ wirde óch meiner me ge
swint vō minē wúnden·mich heile danne ir rôse
rot' mūt·des kus hulfe mir vñ and's niht gesū
des

Der herzoge von Anhalte. ·viij·



Ich wil den wint͛ enpfahē mit gesange·
alse swigē stille die kleinē vogellin· ich
en wart noh nie so vō sinne getwunge·
dc ich dur in lieze die mine froide sin· des
danke ich doch d͛ vil liebē frowē min· ir
roter munt ir roselehtes wange· ir gůte
vn̄ ir wol lieht var wer schin· ertert eī
lant wol al umbe dē rin·

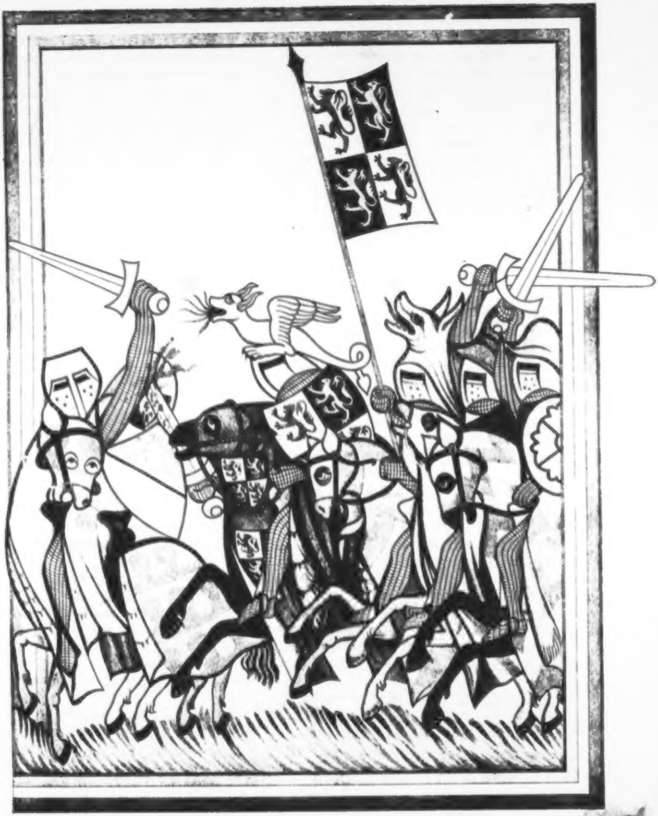
Wol mich wol mich iem̄ mir ist wol
zemůte· dc die argē schalke ze mir
niegent has· si vnerent sich doch so min
ne ich die gůte· wand min got selb noh
nie v͛gas· do er schůf mir alle wol wan·
ein wib dů mich het mit hůte dc ich mit
zelebenne gan· das vn̄ ie bas· des en sih
ich an schalkhafter diet niht dc·

Möhtē si dē walde sin lŏbe v͛bietē· vn̄
d͛ heide ir blůmen dc we getan· möh
tē sie getůn wie gine si dc tiete· dc man
gůte froide vn̄ al můze lan· so enbire mā
sam die wolte sich gehaltē· ich wil mich
gůt͛ froide nieten· frŏide vn̄ ere die lat u
mihe v͛ sinnahē· als gebot mir dů liebe wil
getan·

Sta bi la mich dē wint an wetē· der
kommt vō mines herē künigine·
wie möhte ein luft so fere dannen· ein
wer al vho vn̄ vht an vil gar ein mine·
do min h͛ze wart v͛dubē· dc wart vō
ir enthaldē· doch wůschte ich des got
möz ir erē walden· ir mundel dc ist ro
sen var· sold ich si küssē zeinē male so
möre ich nihe alten·

Ich sach die schonstē in dē landē· da man
aller frowē můz geswigē· ir ŏgē klar ir
wissen handē swa si wonet dar myös ich
iem̄ nigē· müst ich bi d͛ wolgemůtē· liebē
kunt p̄nieren· vn̄ ein gantse naht bi ir
turnierē· ahy wa wer des alze vil· mich
genůgte solde ich in ir dienste dē minen
sang schantieren·

herzoge Johans von Brabant.



Minlich vn̄ gůt · hůbsch vn̄ rei
ner sinne · ist si vn̄ wol ge
můt · die ich mit triuwē min
ne · si ist kvniginne · in mi
nes hertzen grunt · da si bestet ist inne ·
nv vn̄ ŏch zaller stunt · Früntlich bewun
gen · hat mich ein roter mvnt · vn̄ zwei
liehtu wangen · da bi ein kele runt ·

Noch wurde ich gesvnt · troste mich
dú minekliche · dv mich hat v̄wunt ·
ach genade tugenderiche · ich mvs sicher
liche · sterbē in kurtzer stunt · mir wͤde
genedekliche · danne iuwer grůze kvnt ·
Früntlich bewungen ·

Liehtu ougē klar · minneklich ein lieb
lich kinne · tůt mich sorgen bar · ach
genade kvniginne · iu sender not ich brin
ne · nach iuch in aller stvnt · helfe mir
de ich gewinne · trost miner seltē kvnt ·
Früntlich vmbewungen ·

Eins meien morgens frů · wr ich vf ge
gan · in ein schŏns bŏngartegin · solde
ich spiln gan · da vant ich drie iuncfrŏwē
stan · si warē so wolgetan · dú eine sang
für dv ander sang na · harbalori fa · har
ba harba lori fa · harba lori fa ·

Do ich ersach das schone krut · in dē bŏn
gartegin · vn̄ ich erhorte de süsse gedvt ·
vō den megden fin · do verblide de hēze min ·
das ich mvste singē na · Harba lori fa ·

Do grůste ich die aller schonstē · dú dar
vnder stunt · ich lies min arme alvm
be gan · do zer selben stunt · ich wolde si
kussen an irn mvnt · Si sprach lat stan
lat stan lat stan · harba lori fa ·

Vngelich stet vns der můt · mir vn̄ dien
kleinē walt vogellinen · wan si froi
went sich der blůt · dies vs den estē sehē
schinen · dar vnder si wellent rŏwē disē
kůlen meien · vn̄ ernúwen ir gesanc vn̄
ir geschreien · Jemer dienen sunder lon de
iamerlich · wissent ir wer de hat getan sich
das bin ich ·

Ich wil iemer bliben stete · vn̄ en wil ir
niht entwenken · lont si mir mit misse
tete · we wes sol ich dan gedenken · nein
frŏwe venus lat erbarmē dich · vn̄ bitte
die lieben de si troste mich · Jemer dienē ·

Ich mvs iemer tragē quale · naht vn̄ tag
vn̄ zallen stvnden · de tůt mir ir minne
strale · dv er frischer minne wundē · die
stent vn verbundē dast al zehant · nv al
lerst so iage ich vf der wider vart · Jemer ·

Iuncfrŏwe edel gůter dirē · wol getaket
von manirē · als ir gebit so sol ich virē ·
für nǒt dar ich bin inne · De ich sus mvs
queln · de tůt mir liebe minne · in kans
mir geheln · gwerlich ich entrinne ·

Vwer eigen wil ich wesen · wist für
war in kans genesen · es ensi also de
ich iu desen · trost muge an ir gwinnen ·
Das ich sus mvs queln ·

Kůsche smal ir brvn ŏgen · dú hānt mir
de getan · de ich minnen mvs tŏgen ·
ich walle in kans gestan · git si mir trost
so were mir wol beschen · ach arm ich prin
se sin welle es tůn nit · dú mich hat sus
bevan · mir ir ꝑsvn getan · dv en welle mich
trosten ich bin tot sunder wan ·

Lieb mich hat v minne · so frúntlich
bevan · dat ir ŏch mit sinne · mvs
wesen vndertan ·

Ic sac noit so roten mvnt · noch ŏch so
minlich ŏgen · als si hat di mic hat ge
wunt · al in dat hēze dŏgen · dog leve ic
in hŏgen · vn̄ hoffe es lon entfan · geft
si mir quale tŏgen · si mag mir bekeren
san · Lieb mich hat v minne ·

Mic es wol als ic mac sin · bi minen
sconen frŏwē · vn̄ ic danne ir clarn
schin · end er gelat mac scŏwen · got ver
re si van rŏwen · si ist so wal gedan · dat
ic er bet trŏwen · mvs zallen dienstē
stan · Lieb mich hat v mine ·

Eine wibes gůt sint für truwē gůt · si
gent hoh gemůte · de gat sanfte mir · für
ne si wellent lachen vs blvndē mvndelin
rot · truwē si kvnnē v̄swachē vn̄ v̄tusē not ·

Mir stet trůbe vō ir zeline· noch dā
ne lide ich bi ir pine· de tůt tehō
mīne kraht· R.
Menig creatiure ist pslite· dv́ bis her
in sorgen was· dast naturlich ge
gen dem zide· doch helt mich mīne
in ein pas si tv́t mit de ich v́swine·
genade kúsche wde fine vmb úch
pense ich tag vñ naht· Mir stet·
Maniger helt vō minne tâle· den
noch niht twanc der mīne bant·
ich wolde de mans kande wal· so wir
de gúte mīne niht geschant· es ist
clerig leie noch begine· si oge sich vilē
liep zeline· des doch mis herze niht
genaht· Mir stet·
Het ich die kvr von allē frowen·
son wandelt doch niht de hzre mī·
so sere mīn e ich eine mit trowē de
ich ir vndertan mvs sin· entzwischen
māse vñ dem rine· ist kein schoner
dāne dú mīns si ist vast in miner ge
daht· Mir stet·
Winter wil vns iarlanc me twin
gen heide vñ ǒch den walt· vn
dar zů den grúnē kle machet er gar
vngestalt· voglin twinget sin gewalt·
das klage ich vñ da bi me· de dv scho
ne ist mir geve· die ich vō hzen minne·
Genade ein venus kúnigin· din eigē
diener wil ich sin· hilf de ich trost ge
winne·
Ir mundel rot ir wengel schin· vñ ir
lip gar wol gestalt· de ich dem mvs
frende sin· des wirt ich in sorgē alt· si
begat an mir gewalt· vñ sunder sere
sich· de si svs v́derbet mich an hzen
vñ an sinne· Genade·
Genade mīneklichez wip· noch lanc
mich úwer hulde han· gedenket de
min sender lip· dienstes úch ist vnder
tan· des svlt ir mich geniessen lan· al
so de ir tröstet mich· genade frowe mī
neklich· mins hzen kúnigine· Genade·

Frowe durch got genade vil reine selig wib
tröstet ir mich ze spade de nimer mir de
Sol ich sus gebunde iuncfro Lib·
we wol getan were si stan· heilet mine
wūden was hab ich getan· bin ich svs vin
let iuncfrowe mīnekliche· belibe ich vnge
heilet de v́derbet mich· Frowe durch·

Gewan ich ze minnen ie gůten wan· nv han ich von ir weder troſt noh gedinge· wan ich en weis wie mir ſule gelingen· ſit ich ſi mac weder laſſen noh han· mir iſt alſ dem der vf den bŏm da ſtiget· vñ niht hoher mac vñ da mitten belibet· vñ ŏch mit nihte wider komen kan vñ alſo die zit mit ſorgen hine vertribet·

Mir iſt als dem der da hat gewant· ſinen můt an ein ſpil vñ er da mitte verlůſet vñ ers verſweret ze ſpate ers doch verkůſet· alſo han ich ze ſpate erkant· der groſſen liſte die minne wider mich hat mit ſchonen geberden ſi mich zv ir brahte· vñ leitet mich als bŏſe geltere tůt der wol geheiſſet vñ geltes nie gedahte·

Min frowe ſol han nv den gewin· das ich ir diene wan ich mac es miden· e doch bete ich ſi das ſis gerůche liden· ſo wirret mir niht dů not die ich lidende bin· wil aber ſi mich von ir vertriben ir ſchöner grůs ſcheidet mich von ir libe· noh dannoch fürhte ich mere das ſi mich von allen minen fröiden vertribe·

Minne gebůtet mir das ich ſinge· vñ wil niht das mich iemer verdrieſſe· nv han ich von ir weder troſt noch gedinge vñ das ich mines ſanges iht genieſſe· ſi wil de ich iemer diene vf einen tag· da noch min dienſte vil cleine wag· vñ al min ſtete niht geheiſſen mac· nv were min reht möhte ich das ichs hieſſe·

Es ſtet mir niht ſo ine mac es niht laſſen· das ich das herze von ir niemer bekere· es iſt ein not das ich mich niht kan maſſen ine minne ſi dů mich da haſſet ſere· vñ iemer tŏn ſwies doch dar vmbe mir ergat min groſſů ſtete mich des niht erlat· vñ es mich leider cleine veruat· iſt es leit doh diene ich ir iemer mere·

Iemer mere wil ich ir dienen mit ſtete· vñ weis doch wol das ich ſin niemer lon gewinne· es wer an mir ein ſin ob ich da bete· da ich lones mich verſehe von der minne· lones han ich noh vil cleinen wan· ich diene ie dar da es mich kleine kan veruan· nv lieſſe ich es gerne möhte ich es lan· es wellent dur das niht von ir mine ſinne·

Mine ſinne wellent dur das niht von ir ſcheiden· ſwie ſi mich bi ir niht wil lan beliben· ſin enkan mir doch das niemer geleiden· ich en diene ir gerne vñ dur ſi allē gůten wiben· lide ich dar vnder not das iſt an mir niht ſchin· dů not iſt dů meiſte wine min· ſi ſol ir zorn dar vmbe laſſen ſin· wan ſi en kan mich niemer vō ir vertriben·

Mit ſange wande ich mine ſorge krenken· dar vmbe ſinge ich das ich ſi wolte lan· ſo ich ie mere ſinge vñ ir ie bas gedenkē ſo mugent ſi mit ſange leider niht zergan· wā minne hat mich braht in ſolhen wan· dem ich ſo lihte niht mac entwenken· wan ich ime lange hat gevolget han·

Sit das dů minne mich wolte alſus erē· das ſi mich bas in dem herzen tragen· dů mir wol mac min leid ze fröiden keren· ich wer ein gŏch wolte ich mich der entſlagen· ich wil minen kvmber ouch minne klagen· wan dů mir kvnde das herze alſo verſeren· dů mac mir wol ze fröiden hulfe geſchagen·

Mich wundert wie mich min frowe twinge· ſo ſere ſwenne ich verre von ir bin· ſo gedenke ich mir vñ iſt min gedinge· möhte ich ſi ſehen min ſorge were da hin· ſo ich bi ir bin des tröſt ſich min ſin· vñ wenne des das mir wol gelinge· alrerſt meret ſich min vngewin·

So ich bi ir bin min ſorge iſt deſt mere als der ſich nahe bůtet zv der glůt· der brennet ſich von rehte harte ſere· ir groſſů gůte mir das ſelbe tůt· ſwenne ich bi ir bin das tödet mir den můt· vñ ſtirbe aber rehte ſwenne ich von ir kere· wan mich das ſehen dunket alſo gůt·

Ir ſchönen lip han ich da vor erkennet· er tůt mir als der vledermus das lieht· dů ſůget dar an vntz ſi ſich gar verbrennet· ir groſſů gůte mich alſo verriet min tumbes herze das en lie mich alſo niet ich enhabe mich ſo verre an ſi verbrennet das mir ze iungeſt reht alſam geſchiht·

Ich kůſe an dem walde ſin lŏb iſt geneiget·

das doch vil schone stvnt frölichen e nv tůt es balde· des sint gar geswiget· die vogel ir sanges das machet der sne· der tůt in beide vnsanfte vn̄ we· des můs dur not mich verdriessen der zit· vnts ich ersihe ob der winter zerge da von dú heide betwngene lit·

Lib vn̄ sinne die gab ich ir für eigen· vf genade der si hat gewalt· ist das dú minne ir gůte wil an mir zeigen· so ist al min kumber zefrouden gestalt· sus mac ich ivngen sus wird ich alt· wan das mir ein mere noch sanfter tůt das si zer besten ist von us gezalt· dú mich sol machen fro frölich gemůt·

Wolde si eine· wie schiere al min swere were geringet swie we si mir tůt ir lip ist so reine· das nieman were an freuden riche noh hoher gemůt· ist das dú schone ir genade an mir tůt so ist mir gelungen noch bas danne wol· wan dú vil gůte ist noch besser danne gůt von der min herze niht scheiden en sol·

Ich han mir selber gemachet die swere· das ich der ger dú sich mir wil entsagen· dú mir zerwerbenne vil lihte were die flühe ich vn̄ si mir niht kan behagen· ich minne die dú mins niht wil vertragen· mich minnent och die mir sint doch vnmere· sus kan ich wol beide flehen vn̄ iagen·

Owe das ich niht erkande die minne· e ich mich hete an si verlan· so hete ich von ir gewendet die sinne· wan ich ir nah minem willen niht han· sus strebe ich vf vil tumben wan· des fürhte ich grosse not gewinne den kumber han ich mir selber getan·

Das ich den symer also masseklichen clage walt vn̄ blůmen die sint gar betwunge· das ist da von das sin zit mir noh herze hat gesumt hatte deine vmb ein wib vil lihte gtrewent si die lehten tage den da vor ist nah ir willen gelvngen· mac mir der winter den strit noch gescheiden hin zů der ie gerte min lib· so ist das min rehte dich in iener ere wan miner swere wart nie mere· owe zwú lat mich si verderben dú here·

Dú heide noch der vogel sanc kan an ir niht mir niht freude bringen· dú mir de herze vn̄ den lip hat betwungen· das ich ir niht vergessen mac· swie vil si gesinget mich dvnket zelanc· das biten dur das vrage ich an gůten dingen· da von můs ich dur not sin vngesvngen· von ir wan mir nie wib so nahe gelac· swenne si wil so bin ich leides ane· min lachen stat so bi synnen der mane· doch was gen ire grof min freude her von wane·

Nvn ist niht mere min gedinge· wan das si ist gewaltig min· bi gewalte sol genade sin· vf den trost ich ie noch singe· genade dú sol uber komen grossen gewalt durch milteken genade zimt wol bi richeit ir tugende sint so willekomen· das durch reht mir ir gewaldes sol frumen·

Swer so steten dienest kvnde· des ich mich doch trösten sol· dem gelvnge lihte wol· zervngest er mir vberwnde· das sende leit das nahen gat· das wirt lachen vn̄ spil· sin truren gar zefreuden vil· in einer stvnde so wirt es nit· das man zehen iar gebite nit hat·

Swer so langes biten schiltet· der hat sichs niht wol bedaht· nah riuwe so hat es wnne braht· truren sich mit freuden giltet· dem der wol biten kan· das er mit zühten mac vertragen· sin leit vn̄ nah genaden klagen· der wirt vil lihte ein selig man· das ist der trost den ich noch han·

Ich hœre ir sagen de liute ersterbē · ir si wunder die v̄derben · die da mīne al ze sere · got behv̊te mir lib vn̄ ere · ich diene ir iemer swar ich kere · nv ist si mir ein teil ze here · wil si dāne ein frowe sin · ia si weis got min ·

Wer hat ir geseit dú mere · de mir iemā lieber we · der mv̊sse als vnsanfte ringē · als ich tv̊ mit selkē dingen · sol mir an ir niht gelingē · so mv̊s mich dú sorge twingē · we war vmbe sprache ich de · tvt si we si tv̊t och bas ·

Mir wont eines an dem herzē · da von lide ich senden smerzē · de dvr sv̊chet mir die sinne · beide vssenhalb vn̄ inne · ōwe de kvmt alles von der minne · ōwe de ichs ie beginne · ine tv̊ dich sluchent abe · selbe tete selbe habe ·

Bilder aus dem Ritterleben
und
# aus der Ritterdichtung
nach Elfenbeingebilden und Gedichten des Mittelalters.

Von

F. H. von der Hagen.

Berlin.
J. A. Stargardt.
1856.

Akademische Buchdruckerei.

Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 21. December 1854. Die Seitenzahl bezeichnet die laufende Pagina des Jahrgangs 1855 in den Abhandlungen der philosophisch-historischen Klasse der Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eine ausgeführte Schilderung des Ritterlebens in seiner Blütezeit des 12ten bis 14ten Jahrhunderts, aus gleichzeitigen Quellen, ist, bei mancherlei Vorarbeiten, noch eine gute Aufgabe, nachdem das Rittertum um seiner selbst willen, mit gehöriger Unterscheidung der verschiedenen Zeitalter seines tausendjährigen Bestehens, erforscht ist. Die groſse weltgeschichtliche Erscheinung des Rittertums in seiner innigen Verbindung mit dem Christentum, und in der in sich vollendeten Bildung des Lebens und der Kunst in allen Richtungen, bildet ja das anerkannte Gegenbild des antiken Altertums in andrer harmonischer Gestaltung, und ist in diesem Gegensatze auch romanisch genannt, weil das Rittertum sich in den romanischen Ländern früher ausbildete; obgleich der tiefere Grund desselben bei den seit der Völkerwanderung Alles umgestaltenden Germanen, die ihn aus dem Morgenlande mitbrachten, zu suchen ist.

Wie die antike Zeit, hat auch die Ritterzeit ihre manigfaltige Lichtgestalten, und die glänzendste, eben die des 12ten bis 14ten Jahrhunderts, war früher weniger für sich erkannt und gewürdigt, als die Zeit der Entartung und Verwilderung in der wüsten Fehde- und Faustrechtszeit. Und aus dieser Zeit zunächst ging auch meist die dichterische Darstellung desselben in neuer Zeit hervor, für welche überhaupt das Rittertum erst nach seinem Untergange Gegenstand der Dichtung ward. So geschah es zumal in Deutschland, wo Luthers Glaubensläuterung, bald nach Erfindung des Buchdrucks und der Feuergeschosse, gleichzeitig und im geheimen Bunde mit der allgemeinen Ausbreitung der klassischen Litteratur und Entdeckung beider Indien, die neue Weltumwälzung vollendete, und die Ritterzeit, welche überhaupt mit dem Namen des finstern Lehns-Mittelalters abgethan ward, völlig unterging. In den romanischen Ländern, namentlich in Italien, fand dagegen noch in dieser spätern Zeit des 15ten bis 16ten Jahrhunderts die Ritterdichtung eine eigenthümliche Ausbildung durch die Kunstpoesie, zwar nicht so lebendig im Ernst, als im Scherz und Spott. Und in Spanien begeisterte ein ächtes altes Ritterbuch, mit den daran gereihten ausschweifendsten Ritterromanen, den scharfsinnigen Landjunker zum erhabenen tragikomischen Wahnsinne, das versunkne Rittertum wieder zu beleben, welches schon mit dem „Ritter ohne Furcht und Tadel“ erschossen ward. Die gut gemeinten allegorischen Ritterromane Frankreichs und Englands konnten die Ritterzeit noch weniger wieder hervorrufen, als das ebenfalls allegorische Gedicht des letzten ritterlichen Kaisers von seinem eignen ritterlichen Leben. Mehr würde dieser Kaiser gewirkt haben, wenn sein schon zum Drucke vorbereitetes Unternehmen, die uralten vaterländischen Heldendichtungen und ächten Rittergedichte zu erneuern ausgeführt wäre. So geschah es denn, daſs eben erst aus seiner Zeit eine neue Ritterdichtung in die deutsche Litteratur trat. Es war ja das mit der eignen Eisenhand geschriebene Lebensbild des starken Selbsthelfers in der Reichsnoth der wüsten Fehdezeit, welches unsern gröſsten Dichter bewog, das erste wahre Ritterschauspiel vorzuführen, welches gewaltig, nicht allein in Deutschland, nachwirkte. Freilich folgte ihm eine ungeheuerliche Schaar von Ritterschauspielen und Ritterromanen, so daſs sie diese neue Dichtungsart wieder etwas verleideten. Und wenn derselbe erste Dichter erzählt, wie eine geistvolle Gesellschaft über die Vorlesung eines solchen ersten Ritterschauspiels bei der Bowle dermaſsen begeistert worden, daſs sie Gläser, Flaschen und Bowle aus dem Fenster geworfen, weil niemand würdig sei, fürder daraus zu trinken, so schildert das sehr treffend den ihm nachrasselnden tollen Ritterspektakel. Ebenso erzählt er, daſs Knaben, die ein Ritterschauspiel aufführen wollten, ohne den Inhalt überlegt zu haben, sich begnügten, hin und her schreitend, mit den Rüstungen zu rasseln und auf die Schilde zu schlagen und mit Kraftsprüchen Humpen zu leeren.

Die Ritterschauspiele und Romane sind nun längst verschollen, erst verdrängten sie die Räuber, dann die englischen Lords, die Edlen Spaniens und noch mehr Italiener, französische Abenteurer, dazwischen deutsche

Hausväter, Familiengemälde u. s. w. Immerhin blieb die ferne Ritterzeit das poetische, romantische Zeitalter und -Coſtüm, so daſs unser Dichter des Octavian und Übersetzer des Don Quixote, und der englische Dichter des Iwan Hoe das heimische Rittertum wieder zu Ehren brachten, durch wahre Darstellungen desselben, und damit auch vornämlich die gründliche Erforschung desselben in seinen Dicht- und Bildwerken anregten.

Ich habe hier seit 1840 in mehreren Vorträgen eine Reihe solcher Bildwerke, meist aus Handschriftgemälden, zunächst der Liederdichter- oder Minnesängerhandschriften, bekannt gemacht und erläutert; wie sie zum Teil in den Akademieschriften stehen. Heute bringe ich eine Reihe solcher Elfenbeinbildwerke(¹), in Urbildern, Abgüssen und Zeichnungen, welche ein glückliches Zusammentreffen mir zugeführt hat. Alle haben ebenfalls das deutsche Rittertum der besten Zeit, das 12te bis 14te Jahrhundert zur Mitte ihres Kreises. Sie bewähren dabei noch im stärkern Maſse als die Handschriftbilder die hohe Ausbildung der Kunst jener Zeit auch in dieser kleinen und feinen Darstellung und Ausführung. Und einige darunter zeugen zugleich von der erstaunlichen Gröſse der urweltlichen Thiere, aus deren Zähnen sie geschnitten sind.

Aus dem ersten Alter des Ritters, der Knabenzeit, die der Knabe meist im Frauenzimmer durchlebte, dann der Edelknappenzeit, meist im Hause und Dienste eines verwandten Ritters (vornämlich des mütterlichen Oheims), wie unsere besten Rittergedichte: Nibelungen und Tristan diese ritterliche Jugendzeit schildern, davon liegen uns noch keine solche Bildwerke vor. Sie zeigen alle des schon ausgelernten Ritters Leben, Trachten und Tichten. Den Reigen hebt an:

I.

Der heilige Georg.

(Taf. IV. V. No. 3. Vgl. Bildersaal S. 6).

Dieser ritterliche Jungfrauenbefreier, der Schutzheilige der gesammten Ritterschaft, als der christliche Perseus und Sigfrid; welcher Heilige sel-

---

(¹) Nachweis solcher Bildwerke im Germanischen Museum zu Nürnberg, und mit Holzschnitt eines solchen gibt Freiherr von Aufseſs im Anzeiger des Mittelalters 1855, No. 8. 11. Andere weist mein Vorbericht zum Bildersaal altdeutscher Dichter [1856] S. 81-90 nach, die darin beschrieben sind; darunter auch Arbeiten aus Wallroſszahn, z. B. die Schachbilder.

ber noch in das heidnische Heidentum hineinreicht und auch dadurch seine Verwandschaft mit gefeieten, unverwundbaren Helden (Achill, Sigfrid, Rustan u. a.) andeutet, daſs sein Hemde (Waffenhemde) ebenso gegen Wunden fest machte (namentlich den Wolfdietrich), wie der in die Heldendichtung verwobene ungenähte Rock Christi und der vermutlich noch fortdauernde Kriegerglaube an die Passauer Kunst. Unser Elfenbeinbildchen, dessen Kehrseite eine gemütliche Darstellung der Anbetung des Christkindes durch die heiligen drei Könige enthält, zeigt den Ritter Georg im Panzerhemde oder Ringpanzer, der sich eng anschmiegt und mit gleicher Panzerkappe unter dem Helme, Panzerhandschuhen und Panzerhose bis zur Fuſsspitze (nicht aber der spätere krebsartige Schirmharnisch), die wahre Rittertracht dieser Zeit ist, wie solche Tracht auch auf allen hier vorkommenden Elfenbeinbildern erscheint und auch dadurch ihr Alter bekundet, in völliger Übereinstimmung mit den Siegeln derselben Zeit, welche diese Zeit genau bestimmen.

Durch die beiden auf einer Tafel verbundenen Vorstellungen erscheint das Rittertum christlich geweiht. Die königliche Verehrung des Christkindes mit der Mutter (No. 4) weiset auf die höchsten Ritterpflichten, die Verteidigung des Christentums, der Frauen und des Lehnsherrn. Der von dem Speere des Ritters in den Rachen nidergestoſsene und vom Hufe des Pferdes geschlagene Drache, dem die flehende Königstochter zur Beute werden sollte, ist hier der Höllendrache selber (wie die neuste hiesige Darstellung dieses Kampfes ihn sogar zum neusten revolutionären Prinzip andeutete), und bezeichnet zugleich den Kampf der christlichen Ritterschaft gegen Sünde, Tod und Teufel.

So als allgemeiner Schutzheiliger der Ritterschaft, ist der heilige Georg auch der besondere Namensheilige mannigfaltiger Ritterorden. Zu dem im Jahre 1807, aus damals meiner einzigen Handschrift, von mir zuerst herausgegebenen groſsen heiligen Georgs-Gedicht des bairischen Rainbot von Dorn, nach Eschenbach, habe ich alles mir damals bekannte über die Geschichte dieser Dichtung zusammengestellt, was seit dem fast halben Jahrhundert freilich bedeutend vermehrt werden kann. Ich erwähne davon hier nur, daſs ein kürzeres, mehr volksmäſsiges Gedicht vom heiligen Georg vom verst. Dr. Stiglitz zu Leipzig in dem Jahrbuch der dortigen deutschen Gesellschaft angezeigt, ohne nähern Nachweis der Handschrift, welche gegenwärtig aus

v. Soltaus Nachlaſs hier im Besitz der königlichen Bibliothek ist. Der Abschreiber des 15. Jahrhunderts nennt sich am Ende Matthis von Kreuzburg. Es enthält hauptsächlich nur diesen Drachenkampf.

Vorliegendes Elfenbeinbild, wol eines der jüngern, wie schon ungeachtet des älteren Rundbogens der Einfassung, die Schinen an den Schinbeinen verrathen, gehört auch nicht zu den fein und ebenmäſsig ausgearbeiteten: die Gestalten sind meist etwas kurz und die Gliedmaſsen sind nicht immer im rechten Ebenmaſs, namentlich Kopf, Hände und Füſse.

II.

Lanzenrennen, Turnir.

(Taf. VI, No. 3. Vgl. Bildersaal S. 6).

Das folgende Rundbild (aus der königlichen Kunstkammer) zeigt einen ritterlichen Zweikampf, zwar keinen ernsten, sondern ein Lanzenrennen (tjost, tschost — aus dem Französischen jouste, joûte) in den Schranken des Turniers: das erhellt aus der Bühnenbrüstung über den Rittern mit den Preis und Dank erteilenden Frauen. Beide Ritter sind ganz ebenso gerüstet, wie der heilige Georg, im Ringpanzer, doch ohne Beinschinen, auf den oberst tief mit Panzerdecken (covertiure) behangenen Rossen, auch ohne Wappen, wie die gleichen dreieckigen, unten spitzbogigen Schilde. Die am Oberrande des einen Schildes dreiteilige Leiste kann wohl nicht als Wappen gelten. Die Helme sind auch ohne Kleinod oder Helmschmuck. Auffallend sind die baumstarken, beide gegen die geschlossenen, bis auf die Schultern reichenden Helme gerichteten Lanzen, deren eine den Helm etwas gelüftet und das jugendliche Antlitz sichtbar gemacht hat. Die an den Turnirlanzen „zum Schimpf und Glimpf" abstumpfenden „Krönlein" anstatt der scharfen Spitzen des Ernstes, sind vor den Helmen nicht zu sehen, obschon ein Teil der mit Rauten bezeichneten Fähnlein. Hinter jedem Ritter, über dem Rücken ihrer Rosse, bläst ein Spielmann, der rechte mit Kaputze, der linke kurzlockig, die Trompete zum Kampfe. Die oben an der gegitterten Brüstung in der mit einem Teppich behangenen Mitte stehende Jungfrau, einfach gekleidet, mit einem Band um die kurzen Locken, reicht mit der Linken einem neben ihr stehenden kurzlockigen Jüngling einen solchen Kranz wie sie selber trägt, zum Danke des Siges, welcher unten erst noch erfochten wird. Als ein solches fortschreitendes Doppelbild muſs man doch wol die ganze Darstellung betrachten. Dabei scheint die preiserteilende Jungfrau selber der Preis des Siges zu sein, indem der junge Siger nicht nach dem gebotenen Kranze greift, sondern mit beiden Händen Kinn und Wangen des ihn besigenden lieblichen Angesichts liebkoset. Sehr anmutig sind die neben diesen beiden erscheinenden Gruppen: rechts ein Fräulein, der Herrin ähnlich gekleidet, auch kurzlockig; die zur Linken mit einem Falken auf der linken beschuhten Hand, also einem Jagdfalken, womit auch die Frauen selber auf die Reiherbaize ritten, wie wir hier gleich noch sehen werden. Das Fräulein zur Rechten steht in lebhaftem Zwiesprach mit einem Männlein, den die geöhrte Kappe auf dem Kopf als den Hof- oder Hausnarren ankündigt. Derselbe hat sich eine etwas zu starke Rede-Freiheit herausgenommen, so daſs sie die rechte Hand zu einer schweigenden Maulschelle ausholt. Das Ganze bildet eine wohl abgerundete Darstellung, und nichts hindert, es für das Gedenkbild eines wirklichen Vorganges in einem edlen Hause zu halten. Am obern Rande sind zwei fratzenhafte, fast ohne Leib langschwänzige Thierköpfe geschnitzt, deren Durchborung sie zu Anhängseln des Bildwerkes bestimmt. Die Ausführung ist im Ganzen dem Schnitzwerke vom heiligen Georg ähnlich, besonders unten die Ritter; oben erscheint dagegen eine eigenthümliche Änlichkeit, zumal der Frauenbilder, wie noch mehr auf den folgenden Elfenbeinbildern.

III.

Jagd.

(Tafel IV. V. Bildersaal S. 46).

Die ritterliche Jagd, zu Rosse, mit Lanze, Schwert und Bogen, wie sie vor allen von Sigfrid, und weiter in jagdgerechter Folge von Tristan erzählt wird, und die Reiherbeize durch Edelfalken, wie sie in Krimhildens Traume den Tod des herrlichen Jägers selber vorbildet, — sie alle finden eine reiche Zusammenstellung auf einem der mächtigsten Stücke Elfenbeins, in der fürstlich Öttingen-Wallersteiner Sammlung, dessen Gypsabguſs ich dem überaus gefälligen Bewahrer dieser reichen Sammlung, Freiherrn von Löffelholz, verdanke, nebst drei anderen Elfenbeinbildern dieses Kreises.

In gröſserer Gestaltung reitet hier das Jagdgefolge aus dem Burgthore, an dessen Zinnen zwei bekränzte Fräulein verwundert nachschauen. Aus dem Thore sprengt eben noch zu Rosse ein junger rüstiger Jagdgesell, fröhlich in das einfach gekrönte Hifthorn stoſsend. Ein andrer kleinerer Hornbläser zu Fuſs ist schon hinaus: beide folgen dem Herrn und der Herrin, die auf stattlichen Rossen im Walde reiten. Es ist ein junges, liebliches Paar; beide mit unbedeckten Locken, welche dem Fräulein ein Kranz (Schapel) zusammenhält (vgl. Nibel.). Sie haben auch ähnliches einfaches Gewand, anschmiegenden Rock, die engen Ärmel mit Knöpfen besetzt. Darüber ein weiteres Gewand mit Halbärmeln und weitem, faltigen Kragen, zur etwa nöthigen Kopfbedeckung. In lebhafter Unterhaltung reiten sie neben einander. Der junge Mann zeigt mit der Rechten auf die Jagd vor ihnen, und hält den Bogen in der Linken. Die Frau hat auf der beschuhten Linken ihren Edelfalken, dessen Kopf sie mit der Rechten noch bedeckt hält, bis sich ein Wild zur Baize darbiete. Sie reitet schrittlings, und auch dadurch, wie durch die übrige Zusammenstellung erinnert dieses Jagdpaar sehr an das Gemälde zu Hugo v. Werbenwag in der Manessischen Handschrift. Mit ihnen, etwas weiter vor und tiefer im Walde, reitet ein anderes junges Jagdpaar, ähnlich gekleidet; das Fräulein, das zu dem Kranze noch ein Band um das Kinn trägt, hat seinen Falken schon fliegen laſsen, hält ihn aber noch an einem Bande fest. Der etwas ältere Mann, der den Kragen über den Kopf gezogen hat, stöſst, vorn über geneigt, sein Schwert in den feisten Rücken eines starken Hirsches, welcher von vier gröſseren und kleineren Hunden gepackt und im Laufe gehemmt wird. Noch weiter vorwärts stöſst ein einzelner junger Jäger zu Fuſs einem ähnlichen Hirsche, der eben aus einem Bächlein säuft, das Schwert in den Hals. Jeden der blumenartigen Waldbäume beleben mancherlei Vögel. Neben dieser Luftjagd ist auch die unterirdische angedeutet, indem ein Hund einen Dachs in seinen Bau jagt.

So erscheint hier ein sehr manigfaltiges und lebhaftes Jagdbild, dessen kunstreiche Ausführung des kostbaren Stoffes würdig ist. Thiere und Menschen sind gleich wahr gebildet. Daſs der Wald schon dicht vor dem Burgthor anfängt, ist dem gegebenen engen Raume solcher Bildwerke nachzugeben, fand sich damals auch oft wirklich, so daſs der Burghag schon zum Walde gehörte. Sonderbar ist noch am rechten Ende, welches, wie gegenüber die Burg, durch eine Leiste abgetheilt ist, über dem Hirsch am Bache, unter den Bäumen, auf einer schlanken Säule ein groſses rundes Gefäſs, von dessen Seiten aus zwei Thiermäulern zwei Wasserströme zum Bache hinabflieſsen, als wenn sie dessen Quelle wären, und an die Urnen der alten Quellgottheiten erinnern; vielleicht ist hier jedoch ein Springbrunnen vorgestellt.

IV.

Schachbilder.

Von ihnen, meist aus Wallroſszahn, ist schon früher ausführlich die Rede gewesen; nunmehr auch im Bildersaal S. 13. 114.

V.

Minneburg. Minnekloster.

(Taf. VI, No. 1).

„Im Museum zu *Darmstadt*(1) wird unter andern Sehenswürdigkeiten des Mittelalters auch ein kleines Elfenbeinschnitzwerk aufbewahrt, welches, nach der runden Form seiner Kehrseite, entweder der Deckel einer Siegelkapsel oder eines zu irgend einem andern Zwecke bestimmten Büchschens gewesen zu sein scheint. Obschon nun demnach dessen eigentliche Bestimmung nicht nachgewiesen werden kann, so ist doch die darauf befindliche halberhabene Darstellung von so eigner Erfindung und schön gedachter Anordnung, daſs eine Abbildung und kurze Erklärung davon in diesen Heften nicht überflüssig erscheinen möchte.

Auf den Zinnen einer mit Thürmen wohl verwahrten Burg sieht man in der Mitte eine Frauengestalt mit einer Krone auf dem Haupte, und vor derselben einen Ritter mit gefalteten Händen, in ehrerbietiger Stellung, gleichsam derselben huldigend; auch scheint diese Huldigung von ihr wohlgefällig aufgenommen zu werden, denn sie faſst ihn beim Arme, als wollte sie ihn zu sich erheben. Eine Jungfrau hinter der Hauptfigur, links, ist eben im Begriff, derselben einen zweiten Ritter vorzustellen, welcher diesen Moment, ebenfalls mit gefalteten Händen, ehrerbietig erwartet. Ein dritter Ritter erscheint rechts in derselben Stellung, und wie es scheint, ebenfalls in der Absicht, der Hauptfigur seine Huldigung darzubringen; nach ihm schaut aus dem entgegengesetzten Eck schalkhaft eine zweite Jungfrau. Alle drei Ritter haben das Haupt unbedeckt und sind ohne Rüstung. Unten aber, auſserhalb der Burg sieht man drei Jungfraun ihre Ritter eine kleine Treppe hinauf, unter welcher ein blühender Rosenstrauch steht, zur Burg einführen. Die erste davon schiebt ihren sich ihrem Willen gutmüthig fügenden Ritter vor sich her zum Thore hinein, indem sie mit der Rechten einen groſsen Schlüssel emporhebt, womit sie dasselbe aufgeschlossen zu haben scheint. Dieser folgt die zweite Jungfrau, ihren Ritter bei der Hand führend; sie macht jedoch mit der aufgehobenen Linken eine nicht unzweideutige Bewegung, um eine kleine Freiheit zu bestrafen, welche sich dieser erlaubt hat. Diesem folgt der Ritter, den die dritte Jungfrau, welche den Zug beschlieſst, mit der auf seine Schulter gelegten Linken ebenfalls zum Vorwärtsgehen bestimmt; in der Rechten hält diese einen Zweig mit Rosen. Alle drei Ritter haben schwere Helme auf den Häuptern und tragen Panzerhemden unter den Kleidern; beides scheinen sie ablegen zu müssen, ehe sie hinauf gelangen. Auch rechts und links stehen Rosenbüsche. Das Ganze in einer Einfassung von zehn sich berürenden Kreisstücken, aus deren Ecken Köpfe von menschlich-thierischen Ungeheuern hervorgucken. Auſsen sind vier zierliche, bewegte Blätter angebracht, die die innere runde Form zum Viereck umschaffen.

---

(1) „Beiträge zur teutschen Kunst- und Geschichtskunde mit vorzüglicher Berücksichtigung des Mittelalters in vierteljährigen Heften. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Franz Hubert Müller, Groſsherzoglich Hessischem Galleriedirector. Erster Jahrgang mit 20 theils illuminirten Abbildungen. Darmstadt (bei Leske) 1832. gr. 4. Zweiter Jahrgang mit 21 Abbildungen (Jahrg. 2, Taf. 13. S. 82).

Fragt man nun nach der Deutung dieser sonderbaren Darstellung, so mögte wol dabei zunächst die groſse Verehrung in Betracht zu ziehen sein, welche man der heiligen Junfrau Maria allgemein im Mittelalter zu bezeugen pflegte. Sie erscheint, wie bereits schon öfter in diesem Werke erwähnt wurde, als das Ideal holder Weiblichkeit, als das Muster der Frauen, als der Inbegriff himmlischer Reinheit und Milde. Obschon nun auf unserer Darstellung die Maria nicht mit dem Christkinde auf dem Arm erscheint, und eben so wenig von Engeln umgeben in der himmlischen Glorie, welches schon allein die Einfacheit dieser Darstellung nicht zugelassen haben würde, so ist es doch unverkennbar, daſs hier keiner irdischen Königin gehuldigt wird. Im Gegentheil aber ist darauf hingedeutet, wie der rauhe ungebundene Sinn der lebenskräftigen Ritter durch die Verehrung der heiligen Jungfrau gemildert und gezügelt, und wie ihre irdische Liebe zu den Jungfrauen durch die erhabene Himmelskönigin zu einer himmlischen erhoben und veredelt werden soll, wovon jene ihr zeitliches und ewiges Heil erwarten. Wer mögte darum nicht geneigt sein, in dieser Darstellung die religiös-poetische Tendenz des Mittelalters wiederzufinden? Die auſserhalb der Zehnecks-Construction erscheinenden Ungeheuer sind demnach als die aus heiligem Kreise verbannten Laster zu betrachten, um so mehr als diese Zehnecks-Construction, aus dem doppelten Pentagon entsprungen, diese Darstellung doppelt heilbringend umgibt. Denn daſs die Figur des Fünfecks im Mittelalter in diesem Sinne vorkommt, ist bereits früher in meinem „Architektonisch-historischen Werke über die St. Katharinen-Kirche zu Oppenheim" mehrfach nachgewiesen worden, indem schon bei Pythagoras das Pentagon als heilbringend, vor Unglück schützend galt, so wie das Pentalpha (der sogenannte Trudenfuſs), und dieses gibt eigentlich zehn Punkte, worin sich die Linien vereinigen, im Mittelalter sowohl, als selbst noch heute, auf Thüren, Bettstellen und Wiegen angebracht, alles Böse und Unheilbringende verscheuchen soll. Wahrscheinlich war dieses kleine Schnitzwerk, welches die Abbildung in der Gröſse des Originals wiedergibt, an irgend einer Urkunde, an einem Gefäſs oder Kleinod angebracht, welche einer sogenannten Muttergottesbrüderschaft angehörten, einer Vereinigung von Jungfrauen und Junggesellen zu bestimmten, durch das ganze Jahr laufenden Andachtsübungen zu Ehren der heiligen Maria.

Zu bedauern ist noch, daſs der scharfen Linie der Radiernadel die Lieblichkeit der kleinen Köpfe mitunter unerreichbar blieb, die um so schwieriger wiederzugeben war, als dieselben nicht in der hohen Kunstvollendung, sondern, bei einer oft sehr mangelhaften Zeichnung, in einer unnachahmlichen Gemüthlichkeit besteht."

Schon die Beschreibung, und noch mehr diese Anschauung widerspricht der christlich-mystischen Auslegung. Die Darstellung hat durchaus ein weltliches, ritterlich-minnigliches Ansehen. Zuvörderst erscheint sie als eine reichere Variation der vorigen; unten sind die Ritter nicht mehr im Kampfe um die Schönen, sondern diese schon gewonnen, und werden von ihnen in die Burg geführt, in welcher sie oben wieder ohne Rüstung neben ihnen erscheinen. Eine zum Schlagen ausholende weibliche Hand ist auch hier, wie auf jenem Bilde zu sehen, aber unten, gegen einen vorgreifenden Ritter. Die fratzenhaften langohrigen Gesichter in dem mystischen Zweimal-Fünfeck sind keine Laster oder ernsthafte Teufel, und haben wol nicht mehr Bedeutung, als die beiden Fratzen am obigen Rundbilde; allenfalls verspotten sie die armen Ritter, als besiegte Sieger, wie etwa der obige Spötter in der Narrenkappe. Bedeutsamer, wie umfassender, ist hier die ganze Darstellung allerdings; aber keine Madonna ist hier oben in der Mitte die gröſsere gekrönte Herrin, sondern die **Frau Minne**, und die Einführung der Ritter ist die Einführung in die **Minneburg**, in das **weltliche** oder **Minne-Kloster**, zu welchem eine der minniglichen Nonnen, als vorangehende Schlieſserin, den mächtigen Schlüssel führt, während die den Zug beschlieſsende einen Blumenzweig trägt. Blumen und blumige Bäume umgeben auch die Burg, und obschon es sichtlich keine eigentlichen **Rosen** sind, so haben sie doch die Bedeutung sub rosa.

Daſs diese weltlich-allegorische Erklärung die richtige sei, bestätigt das folgende Seitenbild dazu.

VI.

Minneburg.

(Taf. III).

Hier ist, auf etwas gröſserer Elfenbeinscheibe, eine noch weit reichere Darstellung, bei etwas kleineren Gestalten eine reiche Fülle von Frauen und Rittern, eine gröſsere Mannigfaltigkeit der Gruppen und der Handlung. Das Ganze stellt sich eben so deutlich wie anmutig dar, und ist wie eine kleine Glorie, bei minniglichem Frauen- und Männer-Streit, zu schauen. Es sind keine ernstlich streitbare Amazonen, sondern eben wider das Gefolge der Minne-Königin oder -Göttin. Auf ihrer durch zwei Zinnen über einander erhöhten und gefestigten Burg, steht sie zu oberst in der Mitte auf der Zinne, in einfachem Kleide, allein geflügelt und gekrönt, mit Pfeil und Bogen (wie sie in den folgenden Bildwerken, auch mit Speer erscheint) und schieſst herab auf die unten die Minneburg bestürmenden Ritter. Der Pfeil ist aber ein Blumenzweig, wie alle in diesem Sturme vorkommenden Geschosse, Wurfspeere und Lanzen. Rechts rennen zwei Ritter zu Roſse, völlig gerüstet, jeder mit drei Blumen im Schilde, gegen das Burgthor an, über welchem auch drei Blumen als Wappen stehen. Unter dem aufgezogenen Fallgatter reiten ihnen zwei Fräulein schrittlings, mit Lanzen entgegen, welche Blumen anſtatt der Turnier-Krönlein haben, und ein Fräulein über dem Burgthore, von einer andern mithelfenden gehalten, schüttet einen groſsen Blumenkorb über die Anstürmenden aus. Links sind zwei Ritter, von denen der eine aber mit den Füſsen auf den hohen Sattel seines Rosses gestiegen ist, so daſs er ein aus dem Gitterfenster schauendes Fräulein liebkoset, wärend eine andre aus ihrem Fenster noch Blumen auswirft, der andre Ritter, der auch auf seinem Rosse zu stehen scheint, einen Blumenpfeil von der Armbrust emporschieſst. Über diesem Ritter ist ein dritter schon noch höher bis an die Zinne hinaufgeklommen und faſst ein Fräulein freundlich in den Arm. Auf der rechten Seite des Thors sind auch zwei Fräulein an Gitterfenstern: eine wirft Blumen aus, die andre umarmt ebenfalls ein, es scheint auf einem Baumzweige emporgestiegener Ritter. Dieser, sowie alle übrigen Ritter, auſser den beiden unten rechts rennenden Rittern, sind ohne den groſsen völlig geschlossenen Helm, nur mit der Kappe des Ringpanzers auf dem Kopfe und im Waffenrocke. Auf jeder Seite über der Zinne bläſt ein Burgwächter die lange Lärmtrompete, bei der groſsen Gefahr. Denn zwei Ritter sind sogar schon über die Zinne gestiegen, und haben durch ihre Liebkosungen zwei mit Blumen bewaffnete Fräulein wehrlos gemacht. Ja, ein andrer Ritter hat auch die höchste Zinne erstiegen und steht mit einem Fräulein, dicht neben Frau Minne, Hand in Hand, wärend noch drei andre Fräulein sich noch mit Blumen verteidigen.

Man sieht wol, dieser Sturm und Streit muſs sich in allseitiges Wolgefallen auflösen. Die siegreichen Eroberer der Minneburg sind doch zuletzt wieder die Besiegten, und jeder von ihnen wird seine erwünschte Hälfte finden. Das Ritterlich-minnigliche wird nun erst recht regieren und fortwährend auf änliche Weise wie die Helden in Walhall in stäten Kämpfen und Festen mit den Walkyrien fortleben.

Die Anordnung des Ganzen ist so deutlich, wie schön. Die Arbeit ist noch feiner und kunstreicher als auf allen vorigen Bildwerken, die Zeichnung ist überall richtig, und vor allen die Köpfchen wunderlieblich und innig. Es ist vielleicht das schönste gröſsere Bildwerk dieser Art und Zeit. Die drei folgenden kleineren Bilder stehen mit demselben auf gleicher Höhe, bei gröſseren einzelnen Gestalten. Sie stellen in einzelnen Paaren von Geliebten, zugleich in gröſserer Gestalt die Macht der Frau Minne dar.

VII. VIII. IX.

Minnepaare.

Das schöne Bildchen der hiesigen Königl. Kunstkammer, früher Naglers, habe ich schon 1840 bekannt gemacht(¹) und hier vorgezeigt; heute tritt es in die Reihe von zwei ähnlichen Elfenbeinbildern der Öttingen-Wallersteinischen Sammlung, die sich gegenseitig ergänzend erläutern. Alle drei sind in baulicher Einrahmung, unser Berliner Bild noch im Rundbogen (Anfang des 13ten Jahrhunderts), die beiden Wallensteiner im Spitzbogen. Dort erscheint in Einer Darstellung, was hier in zwei zerteilt ist, welche jedoch auf beiden Seiten einer Tafel stehen. Dort erscheint Frau Minne gekrönt und geflügelt in den Bauzieraten über dem edlen Paare und vereint sie durch Speerschüsse, die zugleich verwunden und heilen, aus jeder Hand, und der Ritter in einfacher Haustracht, nur mit dem Dolch an der Seite, sitzt neben dem eben so einfach gekleideten Fräulein, die aus den Blumen in ihrem Schoſse ihm den Kranz des Minnesanges windet. Auf dem Wallersteiner ersten Bilde erscheint Frau Minne (²) ebenso in den Zweigen eines blumigen Baumes, und nicht scharfe Speere, sondern es scheint Blumengeschosse, wie dergleichen auf dem vorigen Bilde zu sehen, wirft sie auf die Gelieben herab. Diese können auf beiden Seiten des Baumes freudig verehrend hinaufblicken. Er hält einen Falken (das Zeichen des Friedens) auf der Linken, und stützt die Rechte auf das linke Knie; sie, auf dem rechten Knie liegend, hält die Linke betheuernd empor und die Rechte an die Brust. Beide sind auch in ganz einfachem Gewande, dessen weiten Kragen sie über das Haar gezogen hat; er trägt einen Kranz auf den kurzen Locken. Auf der Kehrseite stehen Beide, allein und umgestellt, dicht neben einander. Er, in gleicher Tracht wie vorn, hält wieder den Falken mit dem Bande auf der Rechten, und mit der Linken bietet er ihr einen Kranz auf die Locken; sie macht mit dem rechten Zeigefinger eine deutende Gebärde, und hält mit der Linken in angelehnter Stellung das weite Obergewand zusammen. Der Kranz ist hier also wol der Brautkranz.

Dieses köstliche Bilderpaar ist nicht nur von der gemüthlichsten Lieblichkeit der Gesichter und Gebärden, sondern auch von trefflicher Modelli-

---

(¹) Bildersaal Taf. 34.

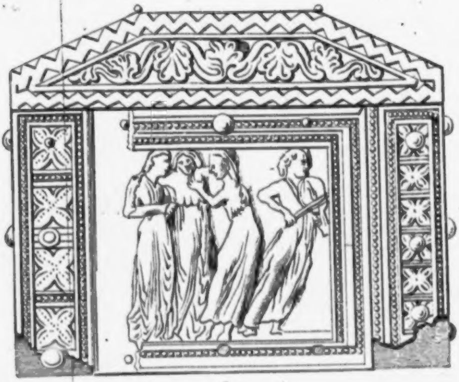
(²) oder Amor mit Fackeln? mit übergeschlagenem linken Beine, d. i. männlichem Sitzen.

rung der stark erhabenen Gestalten und Durchzeichnung der Gliedmaſsen durch die edle einfache Gewandung und deren antiken Faltenwurf.

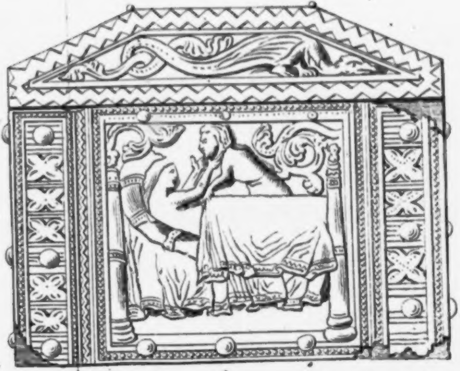
Den Übergang zu den gröſsern ritterlichen Minnedichtungen von der Minneburg, dem Minnekloster, Gott Amur u. a. bildet das merkwürdige zum Geschenk für die Geliebte bestimmte Kästchen, welches inwendig, wie auswendig mit Schnitzwerk bedeckt ist, und einen kleinen Liebesroman in Bildern darstellt, von der ersten Begrüſsung bis zum Brautbette. Ich habe auch hievon schon in einem früheren Vortrage gehandelt, und Zeichnungen der dritten Hand vorgezeigt. Heute kann ich die ursprünglichen Zeichnungen mittheilen. Die, besonders innerhalb die bildlichen Darstellungen begleitenden und erläuternden Minnelieder, reihen sich nun zunächst den genannten folgenden gröſsern Gedichten an, welche zum Theil noch ungedruckt und unbekannt sind, und zur völligen Bestätigung der obigen Deutung der reichen runden Elfenbeinbilder dienen.

Minnegeschenke. Minnekästchen.

Von solchen Kästchen, mit bezüglichen Bildern und Wappen aus Holz und gepreſstem Leder, sind schon vier umständlich beschrieben, wie nunmehr auch im Bildersaal S. 81-86, und auf die Abbildungen dabei hingewiesen. Zu dem ersten werden hier nachträglich auf Tafel III, IV genaue Steindrücke geliefert. Andre solche Kästchen, auch aus Elfenbein, zum Teil mit einzelnen Minnepaaren, zwischen Bäumen stehend, oder wandelnd, bewahrt die hiesige Kunstkammer, wo auch jene vier sich befinden. Bei der Schilderung dieser vier sind auch Auszüge aus alten Gedichten mit verwandten Handschriftbildern gegeben, dergleichen noch mehrere folgen werden. Hier erinnere ich nur vorläufig noch an das schon 1850 erwähnte erhobene Bildwerk der hiesigen Kunstkammer, das gröſste mir bekannte seiner Art, welches in lang aneinander gereihten Bildern wahrscheinlich einen ursprünglich morgenländischen Roman darstellt, worin Luftreisen in einem riesenhaften Zaubervogel vorkommen. Noch viele andere solche Kästchen von mancherlei Stoff, Gestalt und Gebilde befinden sich im Germanischen Museum zu Nürnberg, und von dieser bedeutend alten Kunstart gibt des Freiherrn von Aufseſs Anzeiger des Mittelalters 1855, No. 7 eine Übersicht und Holzschnitt von einem derselben mit den Apostelbildern umher, auch die fromme Bestimmung (die Gottesminne) solcher Geschenke andeutend.



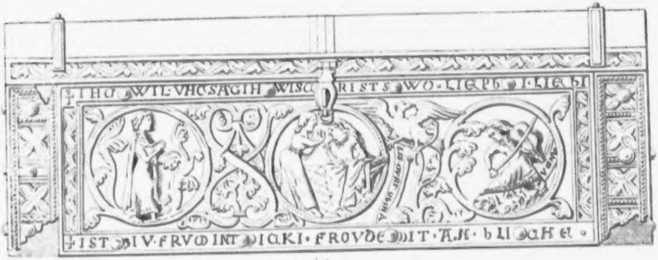
3



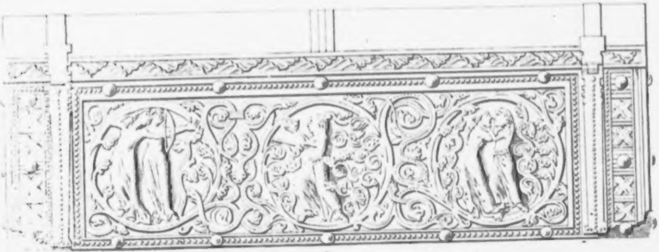
4

Lith. v. Schütze in Berlin

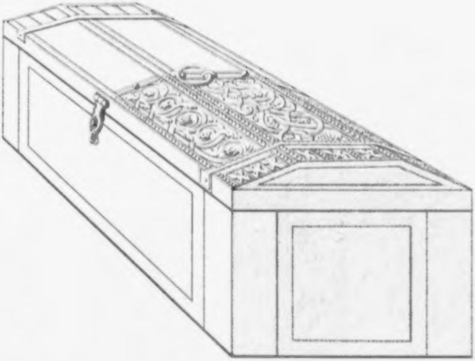
Zu der Abh. des Hrn. v. d. Hagen

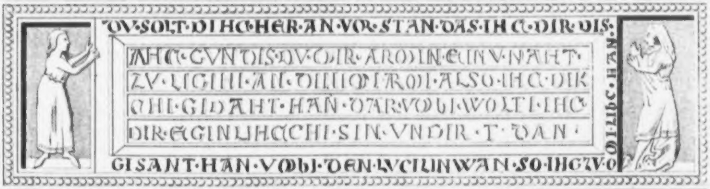

✝ IHU WIL·VHCSAGIH WISC RISTS WO·LIEPh I·LIEhI
✝ IST DIV·FRVDINT DIAKI·FROVDE DIT·A.H·bLI AHE

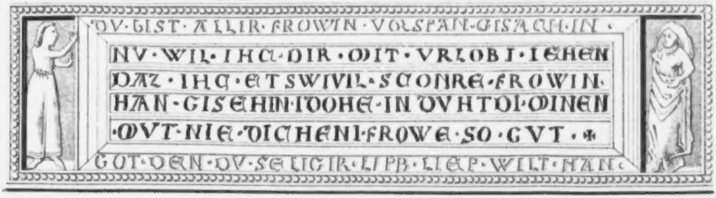
1



2



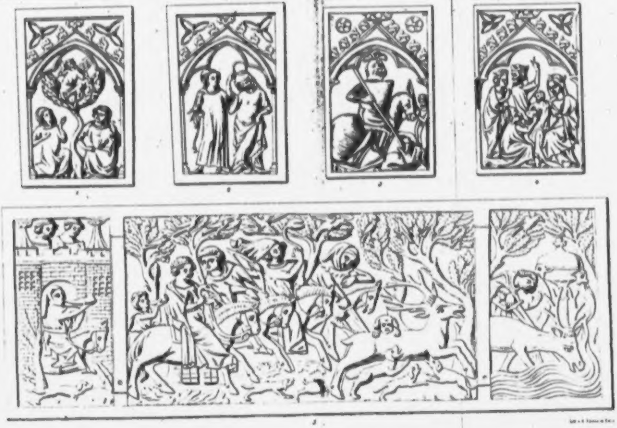

DV·SOLT·DIHC·HER·AN·VOR·STAN·DAS·IHC·DIR·DIS:
IHC·GVNDIS·DV·DIR·ARMIN·EIN·VNAHT·
ZV·LIGIN·AN·DIN·MIRMI·ALSO·IHC·DIK
CHI·GIDAHT·HAN·DAR·VMBI·WOLTI·IHC
DIR·EGIN·LIHCCHI·SIN·VNDIR·T·DAN·
GISANT·HAN·VMBI·DEN·LVCILIN·WAN·SO·IHC·ZV·O
OI·LIHC·HAN·


DV·BIST·ALLIR·FROWIN·VOR·SPAN·GISACH·IN·
NV·WIL·IHC·DIR·MIT·VRLOBI·IEHEN
DAZ·IHC·ETSWIVIL·SCONRE·FROWIN·
HAN·GISEHIN·DOHE·IN·DVHTDI·MINEN
·MVT·NIE·DICHENI·FROWE·SO·GVT·✠
GOT·DEN·DV·SELIGIR·LIPB·LIEP·WILT·HAN·

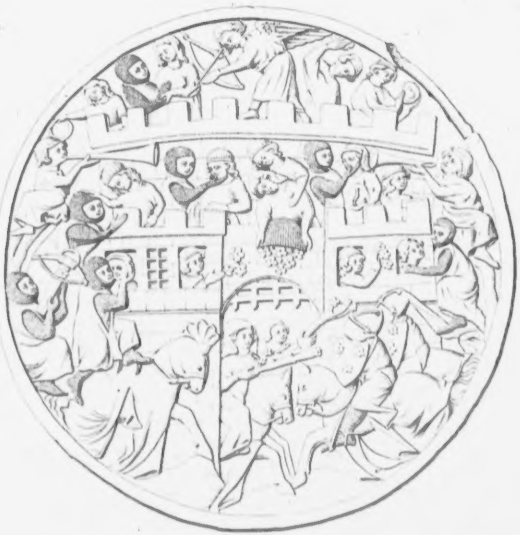
Lith. v. A. [illegible] in Be

[illegible]

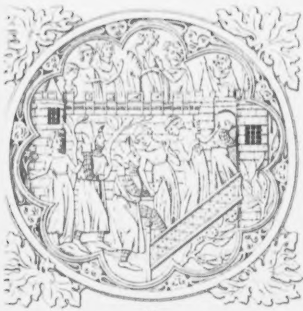
Taf. IV



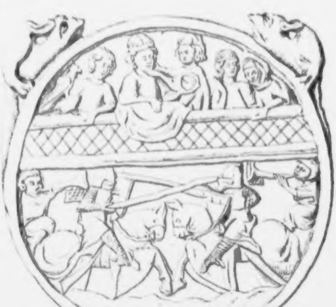
[illegible]



1



2



3

Lith. v. A. Schütze in Berlin.